Digitized by Google

Digitized by Google

AE
27
.A43
1839

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines deutsches

Conversations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der ersten Original-Auflage.

Siebenter Band.

Mar — Oyb.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1840.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mara (Gertrude Elisabeth), eine der gefeiertsten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. den 23. Febr. 1749 zu Cassel, begann schon in zarter Jugend unter der Leitung ihres Vaters, des Musikus Schmehling, die Violine zu lernen und brachte es so weit, daß sie sich in ihrem neunten Jahre zu Wien und ein Jahr später zu London öffentlich hören lassen konnte. Kenner indeß entdeckten ihre seltenen Anlagen zum Gesange und veranlaßten sie bei Paradisi, welcher sich damals in London aufhielt, Unterricht zu nehmen. Ihre Fortschritte waren eben so außerordentlich als der Beifall, welchen sie bei Hofe erhielt, ermunternd und ihr Vater begab sich daher zu ihrer weitern Ausbildung nach Deutschland zurück und zwar nach Leipzig (1766), wo sie einige Zeit unter Hiller's Leitung ihre Gesangstudien fortsetzte und bald darauf als erste Sängerin beim Concerte angestellt wurde. Im Jahre 1770 erhielt sie einen äußerst vortheilhaften Ruf nach Berlin; doch mußte sie im Jahre 1780 Preußen verlassen, da ihre Vermählung mit dem Violoncelliſten Mara (im Jahre 1774) zu mancherlei ärgerlichen Auftritten Veranlassung gegeben hatte. Überhaupt war ihr Künstlerstolz und ein nicht immer decenter Lebenswandel wenig geeignet ihr Freunde zu verschaffen. Von Berlin ging sie nach Leipzig, von hier im Jahre 1782 nach Wien, später nach Paris, wo sie die Göttin des Tages wurde, und 1784 nach London. Hier ward sie beim Theater angestellt und blieb es, einige Ausflüge nach Italien ausgenommen, bis 1802, wo sie England verließ, um Frankreich und Deutschland zu durchreisen und dann in Petersburg, später (1808) in Moskau durch ihren Gesang zu glänzen. Hier verlor sie im Jahre 1812 bei dem großen Brande ihre ganze Habe, ging nach Reval, ihr Leben durch Unterrichtertheilen fristend, hierauf nach Berlin (1819) und 1821 nach Reval zurück. Seit dieser Zeit verließ sie Esthland nicht wieder. Sie starb am 20. Jan. 1833 zu Reval. — Die M. war besonders groß im Adagio, in welchem sie bis jetzt vielleicht noch nicht übertroffen worden ist. Ihre umfangreiche, kräftige und doch liebliche Stimme erregte überall, wo sie sich hören ließ, Bewunderung und Entzücken, und gern übersieht man daher die Schwächen ihres Charakters. Gewiß wird sie stets unter den gefeiertsten Sängerinnen unserer Zeit den ihr gebührenden hohen Rang einnehmen. 36.

Marabuten oder **Morabeten** sind in den Barbareskenstaaten und in Guinea eine Art Gelehrte, welche als Priester, Ärzte, Schiedsrichter ꝛc. in großem Ansehn stehen. Sie sind wahrscheinlich eine eigenthümliche Kaste oder auch ein besonderer Volksstamm und waren im Mittelalter eine Zeit lang Beherrscher von Marokko. 37.

Maranhon (spr. Maranjong), **Maranhao** (spr. Maranjaung), auch **Marañon**, der größte aller Flüsse auf der Erde, soll von dem Ausrufe seines Entdeckers Pinzon (1498) „Mare, an non?“ den Namen erhalten haben. Er hat seine Quellen in dem peruanischen See Lauricocha in Südamerika, durchbricht, nachdem sich sein Bette fast 12000 F. gesenkt hat, die Cordilleraskette bei Chuquapopas (Tschaka), zwingt sich, obgleich fast 1000 F. breit, durch eine nur 150 F. breite Schlucht bei S. Borja (Pongo von Manseriche), bildet die Grenze von Peru und Columbien und tritt bei Tabatinga auf die brasilianischen Ebenen. Hier nimmt er den Namen Solimoes (spr. Solimuens) an, bildet unzählige

222336

Digitized by Google

Inseln, durchströmt mehrere unbedeutende Seen, und seine Breite, die bei der Grenze schon ½ M. beträgt, dehnt sich immer weiter aus und wächst oft so sehr, daß er gleich dem Nile die nahen Gegenden in einen See verwandelt. Nach dem Einflusse des Negro trägt er den Namen Amazonenstrom (Rio das Amazonas), welchen er, wie man erzählt, von Orelhan erhalten haben soll, als er denselben zuerst beschiffte und an dessen Ufern viele bewaffnete Weiber erblickte. Bei Alemquer, nach Andern bei Obydos, wird seine Bahn noch einmal auf 5000 F. eingeengt, so daß das Wasser Bäume und dergleichen Dinge, die es faßt, zermalmt, fließt aber dann gleich einem Meere mit vielen Inselgruppen besetzt ins atlantische Meer, wo seine Mündung (Canal von Braganza) die Breite von 15 geogr. M. erlangt hat. Unterhalb Gurupa trennt sich ein südlicher Arm, der den Tocantius aufnimmt, und bildet die 30 M. lange und fast 20 M. breite, nur zur Viehzucht geeignete Insel Johannes oder Marajo (dscho). Auf seinem Laufe, 460 M. lang, vereinigen sich eine Anzahl größerer und kleinerer Flüsse mit ihm, auf der Südseite der Huallaga und Ucayali in Peru, welcher letztere vor seinem Einflusse den Beni und Apurimak aufnimmt, der Jutahy, Purus, Madeira (450 M. lang), Tapajoz und Xinga in Brasilien, auf der Nordseite der Tigre, Napo in Columbien, in Brasilien der Paranna, Japura, der Negro mit dem Branco, Trombetas und viele andere. Ebbe und Fluth reicht fast hundert M. ins Land hinein bis an Obydos. Sein Flußgebiet beträgt 88000 □M. 77.

Marasmus (von *μαραίνω*, ich trockne aus), heißt gewöhnlich jener Schwächezustand der Greise, der ihrem endlichen Tode vorhergeht, — Altersschwäche, — doch wird auch von Einigen jede mit großer Abmagerung verbundene auszehrende Krankheit darunter verstanden. Hier nehmen wir das Wort in seiner erstern, engern Bedeutung. Dieser Zustand tritt dann ein, wenn beim Greise die Organe sich abgenutzt haben, seine Verrichtungen ermatten, mehrere seiner Vermögen sich schon verloren haben, — wofür indessen eine bestimmte Zeit nicht festgesetzt werden kann; vielmehr tritt dieser Zustand bald früher, bald später ein, je nachdem der Körper mit einem größern oder geringern Fonds von Lebenskraft versehen war oder denselben mehr oder weniger in seinem frühern Leben abgenutzt hatte. Dem zufolge magert nunmehr der Körper im höchsten Grade ab; die Bewegungen der Muskeln gehen mühsam vor sich; der Blutumlauf ist gestört; daher der Pulsschlag klein, langsam und aussetzend; die Haut fühlt sich kalt, trocken und eingeschrumpft an; die Augen sehen verfallen und matt aus; Gesicht und Gehör sind schwach, wo nicht ganz erloschen; die Gesichtszüge sind tiefgefurcht, die Kinnladen zahnlos, der Kopf von Haaren entblößt, die Stimme schwach und zitternd, das Athemholen unvollkommen und schwer. Eben so sind auch die geistigen Verrichtungen gestört; das Erinnerungsvermögen und die Denkkraft sind sehr schwach, so daß fast ein Zustand von Blödsinn zugegen ist. Unter diesen Erscheinungen schwindet das Leben mehr und mehr, der Greis verläßt das Bett vor Schwäche nicht mehr, er nimmt an nichts außer ihm Theil, und so tritt endlich, zuweilen unter Zeichen der Lungenlähmung, unter Rasseln auf der Brust, zuweilen auch nur unter der Erscheinung des Schlafes der natürliche Tod ein, der darum der wünschenswertheste Ausgang aus dem Leben ist, weil in ihm das Absterben des Körpers von außen nach innen und daher ganz schmerzlos erfolgt. Personen, die diesen Tod erleiden, sind vor ihrem Ende an den Extremitäten kalt und ihre Leichen zeigen kurz nach dem Tode keine Spur von Lebenswärme mehr; Zuckungen, oder was sonst der Tod für die Umstehenden Schreckendes hat, werden hier nicht bemerkt. 39.

Marat (Jean Paul), der berüchtigte Demagog, geb. 1744 zu Baudry in dem Fürstenthume Neufchatel, verließ heimlich seine Eltern, kam ohne alle Mittel nach Paris, wo er eine Zeit lang Medicin und Chirurgie studirte, dann als

Digitized by Google

Quacksalber das Volk mit selbstbereiteter Medicin, welche er für ein Universalmittel ausgab, betrog und Kräuter verkaufte, aber inzwischen in die dürftigsten Umstände gerieth. Um diesem Elende zu entgehen bewarb er sich um die Gunst der Großen und brachte es dahin, daß ihn der Graf von Artois zu seinem Roßarzte ernannte. Um sich bekannt zu machen, gab er einige Werke heraus, worin er die paradoxesten Sätze über Medicin und Physik behauptete. Er verkündete sogar, es dahin bringen zu wollen, daß man alle Werke Newton's ins Feuer werfen werde. Hierauf ging er nach England, wo er mit dem Herzoge von Orleans in Verbindung trat, kam aber zu Anfange der Revolution nach Paris zurück und ward nun einer der wüthendsten Demagogen und Jacobiner. Er gab jetzt die Zeitschrift: „Le Publiciste Parisien" heraus, worin er die ersten Beamten des Reiches angriff; dann: „L'ami du peuple", worin er die heftigsten Ausfälle auf den König machte, Parteien zu stiften suchte und über das Vermögen der Reichen herzufallen aufforderte. Dadurch ward er der Abgott des Pöbels. Er ward zwar mehrmals angeklagt, entging aber bald durch Flucht, bald durch Kühnheit und Frechheit der verdienten Strafe. Bereits 1790 stand er mit Danton, Robespierre u. m. A. an der Spitze der wüthendsten Jacobiner, der sogenannten Cordeliers, übergab am 1. Aug. der Nationalversammlung einen Plan zu einer Criminalgesetzgebung und reizte die Gironde, weßhalb er wieder entfliehen mußte. Das Haus des Fleischers le Gendre und die Gewölbe der Franciscanerkirche dienten ihm zu seinen Zufluchtsörtern und er fuhr fort von da aus seine Schmähschriften in die Welt zu schleudern. Aber Danton nahm sich seiner an und durch diesen ward er Mitglied der Municipalität von Paris (10. Aug. 1792), so wie später des Schreckensausschusses. Die Septemberscenen (2.—7. Sept.) waren zum Theil sein Werk; er lud alle Städte Frankreichs zur Nachahmung derselben ein, verlangte wiederholt die Hinrichtung des Königs, denuncirte am 21. März 1793 alle Anführer der Armeen als Verräther und die Heere als unfähig dem Feinde zu widerstehen, worauf ein Deputirter verlangte, daß man ihn für toll erklären sollte. Am 11. April schlug er vor, auf die Köpfe der flüchtigen Bourbons einen Preis zu setzen; auch rührt die berüchtigte Adresse an das Volk, um es gegen die Mehrzahl des Convents zur Insurrection zu reizen, von ihm her, warauf die Girondisten gegen ihn ein Anklagedecret bewirkten (13. April). Durch seine Rache wurden (im Juni) 27 Deputirte verhaftet und nachher enthauptet. — Dieser Blutmensch und Abgott der Jacobiner wurde durch ein fanatisches Mädchen, Charlotte Corday (s. d. Art.), am 13. Juli 1793 erdolcht. Er wurde fast göttlich verehrt bis nach dem Sturze der Schreckensregierung, wo sein Gedächtniß mit verdienter Schmach belegt ward. 25.

Marathon, ein Flecken im Osten Attikas, nordöstlich von Athen, nahe am ägäischen Meere, zur attischen Tetrapolis gehörig, ist berühmt, weil zwischen ihm und dem Meere 490 v. Chr. die berühmte Schlacht zwischen den Persern und Athenern geschlagen ward, in welcher die letztern, unter Miltiades' (s. d. Art.) Anführung, den glänzendsten Sieg davon trugen. Zu ihrem Andenken wurde jährlich ein Siegesfest gefeiert und wer mit Heldenmuth und Aufopferung für die Freiheit Griechenlands kämpfte, ward mit dem Namen eines Marathonkämpfers geschmückt. Jetzt ist es ein elendes Dorf mit einigen schlechten Hütten. 11.

Maratten, s. Maharatten.

Maratti, Maratto (Carlo), ein berühmter italienischer Maler römischer Schule, geb. 1625 zu Camerino im Kirchenstaate, erhielt den ersten Unterricht von seinem Bruder Andreas zu Rom und vollendete seine Ausbildung in der Schule des Andreas Sacchi. Seine Muster waren die Carracci, Guido Reni und vor allen Raphael; doch blieb er nicht blinder Nachahmer, sondern bildete

sich einen eigenthümlichen Styl, welcher den des Peter von Cortona, dessen Schule bis jetzt die herrschende gewesen, verdrängte und selbst auf die übrigen italienischen Malerschulen großen Einfluß äußerte. Begünstigt von den Päpsten Alexander VII., Clemens IX. und XI. war M. in Rom fortwährend mit Arbeiten überhäuft; besonderes Verdienst erwarb er sich um die Erhaltung der Meisterwerke Raphael's im Vatican und farnesischen Palaste, und zwar vorzüglich durch die Vorsicht und Geschicklichkeit, mit welcher er Verdorbenes und unscheinbar Gewordenes restaurirte. Von Clemens XI. erhielt er die Ritterwürde und das Amt eines Aufsehers der Gemälde im Vatican. Er starb im Jahre 1713. — Unter den zahlreichen in Italien und anderwärts verbreiteten Arbeiten dieses Künstlers verdienen wohl seine Madonnenbilder und Engel die erste Stelle, sowohl wegen des wahrhaft himmlischen Ausdrucks, welchen er ihnen zu geben verstand, als auch wegen ihrer seltenen technischen Vollendung. Hier seine übrigen Arbeiten, meist geistlich-historische Stücke, zu erwähnen, würde zu weit führen. Alle beurkunden den großen und denkenden Künstler; Zeichnung und Colorit sind trefflich, die Ausführung genau ohne ins Kleinliche zu fallen und überall die Perspective mit einer seltnen Wahrheit dargestellt. Köpfe, Hände und Füße sind meisterhaft. M. war auch Kupferstecher und in der Architektonik wohl erfahren. — Seine Tochter Faustina (Maria), verheirathet an einen Advocaten Zappi, hat sich als Dichterin einigen Ruhm erworben. Ihre poetischen Erzeugnisse erschienen theils besonders im Drucke, theils finden sie sich in der Sammlung degli Arcadi. Mehrere derselben sind ins Deutsche übertragen worden. 36.

Maravedi, Marravadi (Mohrenbeute) ist der Name einer spanischen Scheidemünze, welche zuerst im Anfange des XIII. Jahrh. aus dem erbeuteten maurischen Silber, seit 1497 aber nur aus Kupfer geprägt wurde. 1 M. aus Silber ist = $\frac{1}{34}$ Silberreal, aus Kupfer = $1\frac{1}{11}$ Pf. C. M. 33.

Marbod, König der Markomannen, trefflich an Körper und Geist, lebte als Jüngling einige Zeit in Rom und lernte nebst der römischen Bildung auch die Herrschaft und Stärke der Römer kennen. Um der gefährlichen Nähe dieser Eroberer, deren Gebiet bis an die Wohnsitze seines Volksstammes, zwischen Main und Neckar, reichte, sich zu entziehen, führte er sein Volk gegen Osten hin in das Land der Bojer, welches damals schon Bojohemum oder Böheim hieß und das heutige Böhmen ist. Gesichert gegen äußere Feinde durch die das Land einschließenden Gebirge begann er hier unumschränkter zu herrschen, was seiner Sinnesart eben so zusagte, als es seinen Plänen nach Außen entsprach. Mächtig durch sein, nach römischer Art gebildetes, stehendes Heer von 70000 M. Fußvolk und 4000 Reitern, so wie durch die Verbindung mit Völkern außerhalb Böhmens erregte er die Besorgniß der Römer, die nicht säumten, ihm den Krieg anzukündigen. Wegen einer Empörung der Völker Pannoniens und Dalmatiens gegen die Römer kam indeß der förmliche Krieg gegen M. nicht zu Stande, sondern der röm. Feldherr Tiberius schloß im Jahre 6 n. Chr. einen Vergleich mit M., woraus jedoch Letzterem von Seiten der Deutschen nachher viele Vorwürfe erwuchsen, weil er die Befreiung Deutschlands und die Demüthigung Roms hierbei versäumt habe. Nach der Schlacht im teutoburger Walde (9 n. Chr.) zerfiel M. mit Hermann und diese Feindschaft ging in einen offenen Krieg über. In der im Jahre 17 n. Chr. zwischen Beiden erfolgenden Schlacht blieb der Sieg unentschieden; doch gab sich M. dadurch besiegt, daß er den Kampf nicht erneuern wollte. Verlassen von vielen der Seinen flehte M. Rom um Hülfe an; aber umsonst. Vielmehr wußten die Römer durch heimliche Anschläge seinen Untergang herbeizuführen, indem durch des Drusus, des Kaisers Sohn und Feldherrn, Beistand der von M. einst vertriebene Gothe Catualda die Markemannen für sich gewann und 19 n. Chr. sich auch ihrer Hauptstadt bemächtigte. Der

geflohene M. erhielt auf die Versicherung seiner Ergebenheit gegen die Römer vom Kaiser Tiberius einen Aufenthalt in Ravenna angewiesen, wo er 18 Jahre nachher starb. 73.

Marcard (Heinrich Matthias), Arzt und Schriftsteller, ward zu Walsrode 1747 geboren, studirte die Medicin und promovirte zu Göttingen, und ließ sich hierauf als praktischer Arzt zu Stade nieder, von wo er nach Hanover als Garnisonsarzt versetzt wurde. 1786 wurde er Brunnenarzt in Pyrmont und 1788 Leibarzt des Herzogs von Oldenburg, gab aber 1809 diese Stelle auf, um sich dem Bade zu Pyrmont ganz allein widmen zu können. Sein Tod erfolgte 1817. Von seinen vielen Schriften nennen wir zuerst sein classisches Werk: „Beschreibung von Pyrmont" (2 Thle. Leipz. 1784 und 1785), das nicht allein wegen seiner meisterhaften Beschreibung des Bades, sondern auch wegen seiner Betrachtungen über chronische Krankheiten und über die Behandlung derselben durch stärkende Mittel für den Arzt von bleibendem Werthe ist. Diesem zunächst erwähnen wir noch: „Über die Natur und den Gebrauch der Bäder" (Hanov. 1793); „Medicinische Versuche" (2 Bde. Leipzig 1777). Außerdem hat er noch mehrere Schriften politischen Inhalts, jedoch ohne seinen Namen zu nennen, herausgegeben. 39.

Marc Aurel, s. Antoninus.

Marcellinus (Ammianus), s. Ammianus Marcellinus.

Marcellinus, Papst, Nachfolger des Cajus auf dem päpstlichen Stuhle von 296—304, starb den Märtyrertod, ungeachtet er früher, um körperlichen Züchtigungen zu entgehen, den heidnischen Göttern geopfert haben soll. Sein Eifer für die Verbreitung des Christenthums wird gerühmt. 77.

Marcello (spr. Martschello) (Benedetto), ein ausgezeichneter ital. Dichter und Musiker, geb. den 24. Juli 1686 zu Venedig, bildete sein poetisches Talent schon als Knabe dadurch aus, daß er nach dem Willen seines Vaters von diesem Alles nur in Versen verlangte. Zu gleicher Zeit erwachte auch seine Neigung zur Musik und der unausgesetzte Fleiß, mit welchem er sich derselben unter Leitung seines Bruders Alessandro, Gasparini's u. A. hingab, bewirkte, daß er in Kurzem mehr als gewöhnliche Fortschritte machte. Daneben fand er noch Zeit genug zur Vorbereitung für ein Staatsamt. Er wurde Mitglied des Raths der 40, später Provveditore zu Pola und zuletzt Camerlengo zu Brescia. Hier starb er den 17. Juli 1739. — Seine musikalischen Arbeiten sind meist geistliche Stücke, Motetten, Messen und Psalmen. Letztere vor Allem betrachtet man als Meisterwerke. Sie erschienen zuerst in den Jahren 1724 und 1726 unter dem Titel: „Estro poetico armonico etc." und in einer zweiten durch Seb. Valle besorgten Ausgabe in 8 Foliobänden in den Jahren 1803—1805. Bei der anerkannten Vortrefflichkeit derselben sind sie doch zu schwierig, als daß sie zu etwas Anderem als zum Studium dienen könnten. Ferner hat man noch: „Canzoni madrigalesche etc." (Bologna 1717). Von seinen Poesien und übrigen schriftlichen Arbeiten nennen wir nur: „A Dio, sonetti" (Ven. 1731—1738); „Sonetti di Bened. Marcello" (Ven. 1718); „Il Toscanismo e la Crusca etc."; „Il Buffone di nuova invenzione in Italia etc." (Ven. 1740); „Teatro alla moda etc." (Ven. 1720) u. a. m. Seine Biographie von Fontana befindet sich im 9. Bande der vitae Italorum. 36.

Marcellus, Name mehrerer ausgezeichneten Römer, von denen wir nur den berühmtesten nennen, Marcus Claudius M., der zur Zeit der punischen Kriege lebte und sich durch Klugheit und Tapferkeit das Lob eines der größten römischen Feldherren erwarb. Er wird zum ersten Male genannt, wie er als Consul des Jahres 223 v. Chr. den in Oberitalien eingebrochenen gallischen Völkerschaften entgegenzog. Er traf sie bei Clastidium, am rechten Ufer des Po, jetzt

Chiastezzo, unweit Pavia und sah sich sogleich genöthigt den Kampf zu beginnen. Mit einem wilden Geschrei empfingen ihn die Feinde, so daß sein Pferd scheu wurde. Doch erlegte er den feindlichen Feldherrn Veridomar im Zweikampfe, worauf die Gallier durch den Fall ihres Führers bestürzt gänzlich in die Flucht geschlagen wurden. Seinen Vortheil aber benutzend eroberte hierauf M. nach kurzer Gegenwehr Mediolanum, der Insubrer Hauptstadt; wofür ihm in Rom ein glänzender Triumphzug zu Theil wurde. Bald darauf aber brach der Krieg mit Rom und der alten Nebenbuhlerin Carthago wieder aus. Der bisher siegreiche Hannibal ward 215 v. Chr. bei Nola zum ersten Male von M. überwunden, der darauf wiederum zum Consul erwählt, nachdem Usurpatoren von Syrakus, Hippokrates und Epicydes sich auf die Seite der Carthager geschlagen hatten, 214 nach Sicilien übersetzte und Syrakus mit aller Kraft zu belagern anfing. Aber hartnäckig war der Widerstand, den die bedrängte Stadt leistete, wozu vorzüglich der große Geometer Archimedes (s. d. Art.) beitrug und nach einer 2jährigen Belagerung erst (im Frühjahre 212) konnte M., da man in der Stadt ein Fest der Diana mit Schmausereien und Weingelagen feierte, die Syrakusaner überrumpeln. In Rom erhielt M. zum Lohne für diesen Sieg eine Ovation (s. d. Art.). Doch nicht um der Ruhe zu genießen kam er zurück, sondern von Neuem gegen Hannibal zu kämpfen. Er wurde daher 211 abermals zum Consul ernannt und ging in das Feld. Bei Numistrum in Bruttium kam es zu einer Schlacht, doch der Sieg blieb unentschieden. Zum ersten Male schwankte des M. Glück, das Jahr darauf (210) ward er bei Canusium von Hannibal den ersten Tag geschlagen, brachte aber den 2. Tag auch diesem eine vollkommene Niederlage bei. Im Jahre 209 v. Chr. erhielt M. endlich zum 5. Male das Consulat mit T. Quintius Crispinus. Aber nachdem er 3 Tage hinter einander erst unentschieden, dann unglücklich, zuletzt siegreich gekämpft hatte, sah er sich plötzlich bei Venusia von Hannibal in einen Hinterhalt gelockt, wo er überfallen wurde und auch seinen Tod fand. Auch sein Feind Hannibal ehrte ihn als Mensch und als Feldherr, ließ seinen Leichnam feierlich verbrennen und übersandte die Asche in einer kostbaren Urne dem Sohne des M., welcher mit dem andern Consul ebenfalls in jenem Hinterhalte gefallen war, aber sich glücklich, wenn auch verwundet, durchgeschlagen hatte. Eine Biographie des M. liefert uns schon Plutarch. 20.

Marcellus (Ulpius), ein berühmter römischer Jurist unter Antoninus Pius und Marc Aurel, gehörte zu den Anhängern des Proculejus und stand zu seiner Zeit in so großem Ansehn, daß ihn Theodosius II. zu den 9 Juristen zählte, deren Aussprüchen er Gesetzeskraft verlieh. Er hat eine Menge verschiedener Abhandlungen und Commentare über ältere juristische Werke geschrieben, von denen zahlreiche Fragmente in den Pandecten aufgenommen sind. Monographien über ihn haben unter Anderen geschrieben C. F. Walch, „De aetate Ulpii Marcelli“ (Jena 1758. 8.) und Seger, „Ulpius Marcellus“ (Leipz. 1764. 4.). 16.

Marcellus, 2 Päpste. — M. I. erhielt nach Marcellin im Jahre 304 die päpstliche Würde, theilte Rom in 20 Kirchspiele und erduldete die schimpflichste Behandlung des Christenfeindes Maxentius, in Folge deren er im Jahre 309 starb. — M. II., früher Marcellus Cervinus genannt, dessen Gelehrsamkeit gerühmt wird, starb in dem Jahre seiner Erwählung zum Papste 1555. 77.

March, lat. Marchus, Marus; mähr. Morawa, der Hauptfluß Mährens, entspringt auf dem glazer Schneeberge der Sudeten, durchfließt Mähren, bildet von Hohhu an die Grenze zwischen Ungarn und dem Erzherzogthume Österreich und fällt nach einem 47 M. langen Laufe bei Dévén (Theben) oberhalb Preßburg in die Donau. Nur kleinere Schiffe trägt er eine unbedeutende Strecke. Dem durch die Schlachten bei Weidenfeld, Aspern und Wagram bekannten,

mehrere Meilen breiten und langen Marchfelde, einer von dem linken Donauufer und an dem rechten der M. sich ausdehnenden fruchtbaren Ebene, gibt er den Namen. 77.

Marchesi, Marchesini (Luigi), ein berühmter italienischer Sänger, geb. im Jahre 1755 zu Mailand, beschäftigte sich schon als Knabe mit Musik und hatte auf dem Waldhorne bereits große Fertigkeit erlangt, als er sich ohne Vorwissen seines Vaters durch Zureden bewogen in Bergamo der Castratenoperation unterwarf. Er genoß hierauf den Unterricht des Kapellmeisters Fiorini zu Mailand, begab sich dann einige Jahre nach München und ward nach seiner Rückkehr in Italien mit bedeutendem Gehalte in Turin angestellt. Im Jahre 1786 ging er in Folge einer Einladung nach Petersburg, besuchte in den folgenden Jahren Berlin, London, Wien und andere Hauptstädte Europas und kehrte dann mit Gold und Ruhm beladen nach Italien zurück. Er starb den 15. Dec. 1829 zu Mailand. — Unbedingt gehört M. in Bezug auf Stimme und Vortrag zu den vorzüglichsten Sängern seiner Gattung, doch ist er wohl mit Unrecht von Einigen über Farinelli und dessen Zeitgenossen Caffarelli gesetzt worden. 36.

Marchi (Francesco), der Vater der neuern Kriegsbaukunst, geb. 1506 zu Bologna, diente zuerst dem Herzoge Alexander Medicis von Florenz, später dem Papste, wo er die Befestigung Roms (1545) leitete, hierauf dem Herzoge Octavio Farnese von Parma, wo er die Oberleitung des Artilleriewesens erhielt und 1547 Piacenza befestigte, ging darauf 1559 mit Margaretha von Östreich nach Brüssel und blieb nach deren Rückkehr (1567) in spanischen Diensten, in welchen er um 1598 gestorben sein soll. Seinen Ruhm begründete sein Werk: „Della architettura militare libri tre" (Brescia 1599. gr. Fol. mit 161 Kupfern), in dem er 161 verschiedene Befestigungssysteme erläutert und den Gegenstand so erschöpft, daß die spätere Zeit wenig Neues hat hinzufügen können, ja daß selbst nach der Behauptung der Italiener Vauban (s. d. Art.) seine ganzen Kenntnisse nur daraus geschöpft, aber die zu erhaltenden Exemplare vernichtet haben soll, um seine Quelle nicht bekannt werden zu lassen, woher die große Seltenheit des Werkes rühre. Eine neue Ausgabe desselben ward besorgt von Marini (Rom 1810. 5 Bde. Fol. oder 6 Bde. gr. 4.). 16.

Marcianus, Kaiser des Occidents, geb. um 391 in Thracien, schwang sich durch ausgezeichnete militairische Eigenschaften bald bis zu den höchsten Staatswürden empor und ward endlich 450 von der Kaiserin Pulcheria zu ihrem Gemahle erwählt und als Kaiser ausgerufen. Er regierte mit Kraft und Weisheit, leitete durch seine Einsicht die Verhandlungen des Concils zu Chalcedon, strengte sich aber vergebens an, um die Eudoxia aus der Gefangenschaft Genserich's zu befreien und starb 457. Ihm folgte Leo I. 37.

Marcianus, ein griech. Geograph im IV. Jahrh. n. Chr. aus Heraklea in Bithynien, ist der Verfasser eines „Periplus" des mittelländischen Meeres und der bekannten Küsten des atlantischen Oceans, den er aus den berühmtesten Schriftstellern über diesen Gegenstand nicht ohne kritischen Geist zusammentrug, von dem aber nur Fragmente noch übrig sind. Sie sind in der Sammlung: „Geographiae veteris Scriptores graeci minores" gesammelt und für die Kritik der übrigen Geographen, besonders des Ptolemäus, nicht ohne Werth. 16.

Marcianus Capella, s. Capella.

Marcion, s. Gnostiker.

Marco Polo, s. Polo.

Marcus, der Verfasser des zweiten kanonischen Evangelium, gebürtig aus Jerusalem, war der Sohn einer gewissen Maria (Apstg. 12, 12), welche dort ein Haus besaß, wo die Christen sich zu versammeln pflegten, und Anverwand-

ter des Joses Barnabas. Wahrscheinlich wurde er durch Petrus zum Christenthume bekehrt. Anfangs Begleiter des Paulus, erscheint er später als Gehülfe des Petrus, dessen Hermeneut (Dolmetscher) er nach der Tradition war. Neben seinem eigentlichen Namen Johannes (Apstg. 13, 5. 13) führte er den Beinamen Marcus (Apstg. 12, 12. 25), nach welchem er im gewöhnlichen Leben benannt wurde (Apstg. 15, 39. Kol. 4, 10). Was seine späteren Schicksale betrifft, so soll er an der Nordküste von Afrika das Evangelium gepredigt haben und im Jahre 66 zu Alexandria als Märtyrer gestorben sein, welche Angabe jedoch manchen Zweifeln unterliegt. Sein Evangelium schrieb er nach den meisten kirchlichen Nachrichten in Rom für lateinische Heidenchristen, wahrscheinlich nach des Petrus mündlichen Mittheilungen, wie aus einem Zeugnisse des Papias (bei Euseb. hist. eccl. III, 3.) hervorgeht, dessen Glaubwürdigkeit zu bezweifeln man keinen Grund hat. Andere (wie Theile und Fritzsche) nehmen dagegen an, M. habe den größten Theil seiner Berichte aus den schriftlichen Evangelien des Matthäus und Lucas entlehnt. Von dem des Matthäus und Lucas unterscheidet sich das Evangelium des M. dadurch, daß es die Geburt und Jugend Jesu nicht erwähnt. Wahrscheinlich waren dem M. jene Sagen von der Kindheit Jesu noch nicht bekannt. Ursprünglich gehörten sie gar nicht in den Kreis der evangelischen Geschichte, sondern scheinen sich erst später, nachdem das Bedürfniß, auch über den Eintritt des Erlösers ins irdische Leben genauere Nachrichten zu haben, erwacht war, aus jüdisch-messianischen Stellen des alten Testaments gebildet zu haben und darum nicht überall bekannt worden zu sein. Übrigens ist die Schlußperikope (16, 9 — 20) des Marcusevangelium unächt und aus Matthäus interpollirt. Der neueste Commentar über diese Schrift ist von C. F. A. Fritzsche („Evang. Marci recens. et cum commentario perpet. edid.“ Lips. 1830.). 63.

Marcus (Adalbert Friedrich), berühmter deutscher Arzt, ward zu Arolsen am 21. Novbr. 1753 von jüdischen Eltern geboren. Bei seinen frühzeitig sich kundthuenden Anlagen wurde ihm eine gute Erziehung zu Theil, er besuchte die Schulen von Corbach und Cassel und widmete sich hierauf zu Göttingen der Medicin, wo er 1775 den Doctortitel annahm. Nachdem er sich kurze Zeit zu Arolsen und dann zu Würzburg aufgehalten hatte, ließ er sich 1778 zu Bamberg nieder, wo ihm die glückliche Cur einer Krankheit, die den damaligen Fürst-Bischof von Bamberg, Franz Ludwig von Erthal, befallen hatte, nicht nur sehr bald das volle Zutrauen des Publicum und damit eine sehr vielbeschäftigte und einträgliche Praxis, sondern auch die größte Gunst seines Fürsten verschaffte. M., der nunmehr zur christlichen Religion übertrat, machte von dieser Gewogenheit den edelsten Gebrauch, indem er sie nur zum allgemeinen Besten benutzte. So gelang ihm die Errichtung einer Lehranstalt für Hebammen, eines Krankenhauses von 120 Betten, an dem er klinische Vorlesungen hielt, und die Verbesserung der Badeanstalten zu Kissingen und Bocklet. Diese glänzende Lage erfuhr indessen mit dem 1794 erfolgenden Tode seines Gönners eine Umänderung, M. fiel bei dessen Nachfolger in Ungnade, und so lebte er von jetzt an nur seinen Kranken und der Wissenschaft. Jetzt war es zuerst der Brownianismus, der seine vollste Aufmerksamkeit auf sich zog und den er in einer besondern Schrift: „Prüfung des Brownischen Systems der Heilkunde“ (Weimar 1797) seinen Landsleuten aufs Dringendste empfahl. Allein nicht nur diese Lehre, jedes Neue erfaßte M. mit dem größten Eifer, so die Vaccination, die Anwendung der Elektricität gegen Lähmung, den anim. Magnetismus, die Kranioskopie ꝛc. Im Jahre 1802 wurde M., nachdem Bamberg an Baiern übergegangen war, zum Dirigenten der Medicinalangelegenheiten und der Hospitäler in den fränkischen Fürstenthümern ernannt, wodurch er von Neuem das öffentliche Wohl seiner Mitbürger zu

beförderm sich in den Stand gesetzt sah. Hier war es zuerst die Errichtung der Landphysikate, was seine Vorsorge erforderte; in Bamberg selbst verbesserte er die Hospitäler und die Irrenanstalt und stiftete eine Gebäranstalt und ein Krankenwärterinstitut, das erste seiner Art. Nach Auflösung der Universität in Bamberg brachte er es dahin, daß eine medicinisch-chirurgische Schule errichtet wurde, deren Gedeihen aber Mißhelligkeiten in den Weg traten. In dieser Zeit ging in seinen theoretischen Ansichten eine große Veränderung vor, indem er aus einem eifrigen Brownianer ein Anhänger der Entzündungslehre ward. Diesen veränderten Ansichten verdanken wir seine Untersuchungen über die Natur des Croup, über seinen Sitz, seine Behandlung; seine Beweisführung, daß das Kindbettefieber in Entzündung des Peritonäum, endlich daß der Typhus in Entzündung des Hirns und seiner Häute bestehe, eine Meinung, die ihn vorzüglich zur Zeit der herschenden Kriegspest im Jahre 1813 beschäftigte, von ihm mit dem größten Nachdrucke vertheidigt wurde und zu einer Menge Gegenschriften Veranlassung gab. Alle diese hier erwähnten Gegenstände behandelte er ausführlich in den von ihm redigirten Journalen, dem „Magazin für specielle Therapie" (Jena 1802—1805) und den „Ephemeriden der Heilkunde" (Bamberg, seit 1810 in 10 Bänden), so wie in seinem „Entwurf einer speciellen Therapie" (3 Thle. Nürnb. 1807—1812). Seine letzten Schriften waren sein „Recept-Taschenbuch" und seine „Abhandlung über den Keuchhusten." Sein Tod erfolgte am 29. April 1816. 39.

Marder, lat. mustela martes; franz. martre; engl. marten, martern, eine zu der Raubthiergattung der Wiesel (mustela) gehörige Art, hat einen länglichen Körper mit abwärts gebogenem Rücken, kurze Füße und mit dem 8—10 Zoll langen fuchsartigen Schwanze ein Länge von fast 2 Fuß. Die Schnauze ist ziemlich spitzig. Man zählt zwei Unterarten, die Baum- und Hausmarder. Jene halten sich in Wäldern auf und werden namentlich dem geflügelten Wildprete sehr nachtheilig; letztere, die sich von jenen durch eine weiße Kehle unterschieden, leben in Häusern und finden vorzüglich an Eiern, Hühnern, Kaninchen ꝛc., von welchen letzteren sie oft nur das Blut aussaugen und das Gehirn verzehren, ihren Unterhalt. Man fängt sie in eisernen Fallen (Marderfallen) oder erlegt sie auch durch Schießgewehre. Das Fell wird zu Pelzwerk benutzt. 77.

Mardonius waren zwei persische Feldherren, von denen der erstere zur Zeit des persischen Königs Darius einen Aufstand in Jonien bellegte, aber auf seinem Zuge gegen Griechenland nach einem bedeutenden Verluste seiner Flotte am Vorgebirge Athos eine nicht geringe Niederlage erlitt. Der zweite, welcher namentlich den König Xerxes zu einem Einfalle in das griechische Gebiet veranlaßt hatte, wurde 480 v. Chr. beim Durchzuge durch den engen Paß bei Thermopylä von dem tapfern Leonidas eine lange Zeit zurückgehalten, dann nach der Rückkehr des Xerxes mit einem großen Theile des Heeres zur Behauptung Griechenlands zurückgelassen, aber von den vereinigten Griechen bei Platäa und Mykale unter der Anführung des Pausanias und Aristides zu Lande, bei dem Vorgebirge Artemisium und Salamis vom Themistokles zur See geschlagen und nach Persien zurückgetrieben. 77.

Maréchaussée (spr. Mareschosseh) waren sonst in Frankreich die berittenen Polizeisoldaten, an deren Stelle nach der Revolution die Gensd'armes traten. 3.

Maremmen, Maremmen heißen die ungesunden öden Sumpfgegenden in Italien, welche sich westlich längs der Küste des mittelländischen Meeres vom Flusse Cecina bis zum Kirchenstaate und östlich zwischen dem Po di Volano und dem Po di Primaro von Piave bis Comacchio erstrecken. Einige ziehen hierher die ganze Küstengegend von den genuesischen Bergen bis herab nach Calabrien, wo dann also auch die pontinischen Sümpfe (s. d. Art.) dazu gerechnet werden

müßten, obwohl diese als von den eigentlichen M. verschieden angesehen werden. Während der Sommermonate insbesondere bieten die M. einen traurigen Anblick dar; denn dann sind mit Ausnahme der Arbeiter, welche auf den wenigen angebauten Stellen erndten, weit und breit keine Bewohner anzutreffen, da der Aufenthalt wegen der überaus schädlichen Ausdünstungen höchst gefährlich, nicht selten tödtlich ist. Der größte Theil der M. bleibt als Weideland liegen, welches meist verpachtet ist. In den Waldungen finden sich Eber, Büffel, Rehe, Wölfe ꝛc. und an dem Strande eine große Anzahl Vögel. Die Jagd bietet daher hier Ausbeute genug. — In neuerer Zeit haben die Regierungen, besonders die von Toscana, mit ansehnlichem Aufwande erfolgreiche Versuche gemacht die M. durch Canäle zu entsumpfen und der Cultur zugänglich zu machen. Hierher gehören vorzüglich die Canäle der Ombrone und die zahlreichen und wichtigen Wasserarbeiten zur Trockenlegung der pontinischen Sümpfe. 15.

Marengo, ein Flecken im sardinischen Mailand zwischen Alessandria und Tortona unweit der Bormida gelegen, ist geschichtlich denkwürdig durch einen entscheidenden Sieg Napoleon's über das östreichische Heer unter Melas am 14. Juni 1800. — Das Jahr 1799 war für die östreichischen Waffen in Italien entschieden glücklich gewesen und gleich beim Beginne des Frühjahrs 1800 hatte der Feldmarschall Melas von Neuem die Offensive ergriffen, um mit der Vernichtung des kaum 40000 Mann starken französischen Heeres unter Massena und Suchet den Feldzug zu beendigen. Es gelang ihm Suchet vom Hauptcorps ab und über den Var zurückzudrängen; bald darauf ward auch Massena durch das Treffen bei Voltri (18. April) gezwungen sich mit 25000 Mann in Genua einzuschließen, dessen Belagerung nun begann, während zugleich Vorbereitungen zum Einfalle in die Provence getroffen wurden. Die Gerüchte von einer Reservearmee, welche der erste Consul in Dijon bildete, hielt Melas für leere Übertreibungen. Plötzlich aber sah er seine Verbindungen im Rücken bedroht, denn mit gewohnter Schnelligkeit und alle Hindernisse der Natur besiegend war Napoleon mit 60000 Mann in 5 Colonnen über die Alpen gegangen, hatte Aosta und das Fort Bardo genommen, Mailand besetzt und alle Communication mit Östreich abgeschnitten. Murat unterdeß war ebenfalls über den Po gegangen und hatte Piacenza mit unermeßlichen Vorräthen erobert, während Lannes den General Ott bei Montebello schlug und Suchet von Neuem über den Var vordrang und Nizza wieder einnahm. Der Fall Genuas änderte jetzt die Lage der Dinge nicht mehr. Melas, seine schwierige Lage erkennend, versammelte seine Hauptmacht, 40000 Mann stark, bei Alessandria und entschloß sich zur Schlacht. Napoleon seiner Seits rückte über die Scrivia vor, nahm am 13. eine Stellung in den Ebenen von St. Giuliano und besetzte M. In der Meinung, Melas wolle eine Entscheidungsschlacht vermeiden, entsandte er noch denselben Tag 2 Divisionen unter Desaix, um den Feind bei Castel-Nuovo und Rivalta zu beobachten; die eine derselben unter Boudet sollte sich bei Rivalta mit Massena und Suchet vereinigen, die gegen Acqui heranrückten. Er selbst zog zwischen St. Giuliano und M. die Corps von Lannes und Victor zusammen, um in dieser Stellung die weitern Bewegungen der Östreicher abzuwarten. Diese begannen wider Erwarten am 14. Morgens um 8 Uhr in 3 Colonnen den Angriff und zwar auf den linken bedeutend geschwächten Flügel und das Centrum der Franzosen. Der Kampf war hier zu ungleich und der tapferste Widerstand vergeblich. Victor mußte M. räumen und gegen Mittag einen ziemlich unordentlichen Rückzug nach St. Giuliano hin antreten; kaum vermochte Lannes eine völlige Auflösung zu verhüten. Die Gefahr war groß, denn schon erschien östreichische Cavallerie in der rechten Flanke und es war zu befürchten, daß die in der Ebene bloßgestellten Bataillone der Zurückziehenden einem Angriffe derselben nicht würden widerstehen können. Dem vorzu-

deugen befehligte Napoleon einen Theil der Division Monnier, welche von dem herbeigerufenen Corps Desaix's bereits angekommen war, das in der Flanke liegende, von den Östreichern aber unbesetzt gelassene Dorf Ceriolo zu besetzen, während ein Bataillon der Consulargarde sich in der Ebene dem Andrange des Feindes entgegenstellen mußte. Dieß Manövre war von dem besten Erfolge; denn während die östreichische Reiterei ihre Angriffe auf Ceriolo und die Consulargarde richtete, setzten Lannes und Victor ihren Rückzug ungestört bis St. Giuliano fort und vereinigten sich hier mit Desaix, welcher selbst an der Spitze der Division Boudet herbeigeeilt war. Alsbald nahm Napoleon eine neue Stellung von St. Giuliano bis Castel Ceriolo und beorderte Desaix eine 5000 Mann starke Colonne feindlicher Grenadiere unter Zach, welche gegen St. Giuliano heranrückte, anzugreifen. Diese, obwohl überrascht, leisten anfangs muthigen Widerstand und der Tod Desaix's, welcher gleich anfangs fiel, hätte von Neuem Bestürzung in den französischen Reihen verbreiten können, aber ein kühner Flankenangriff der Reiterei unter Kellermann brachte die Östreicher in Verwirrung. Ermuthigt setzten die Franzosen auf allen Punkten die Angriffe fort, Zach mußte sich ergeben und auch der linke Flügel der Östreicher ward durchbrochen. Jetzt wurde jeder Widerstand vergeblich und Melas zog sich geschlagen und bis in die Nacht hinein heftig verfolgt hinter die Bormida zurück. Sein Verlust betrug 5000 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene, 30 Kanonen und 12 Fahnen. Die Sieger hatten 6000 Todte und Verwundete. — Die Folgen dieses Sieges waren glänzend; denn in dem 2 Tage nachher abgeschlossenen Waffenstillstande wurde den Franzosen fast ganz Oberitalien mit seinen Festungen eingeräumt, somit alle Früchte der frühern Siege Östreichs vernichtet. 15.

Maret (spr. Maré) (Hugues Bernard), Herzog von Bassano, Marschall und Pair von Frankreich, am 1. März 1758 zu Dijon geboren, ging mit Erlaubniß seines Vaters, der Arzt und Secretair der Akademie war, noch zur Zeit der Reichsständeversammlung nach Paris, um sich daselbst ein Amt zu suchen. Seit Eröffnung derselben wurde er Schnellschreiber und gründete im Vereine mit Méjean dem Ältern den „Bulletin de l'Assemblée," worin er die verhandelten Gegenstände mittheilte. An die Stelle dieser Zeitschrift trat aber bald eine andere, der „Moniteur", dessen Herausgabe M. leitete. Während dieser Zeit lernte er den Lieutenant Buonaparte kennen, mit dem er ein Haus bewohnte. Diese Bekanntschaft, die bald in Freundschaft überging, wurde für ihn später von der größten Bedeutung. Seit dem Hervortreten der Parteien hatte er sich an die Jacobiner angeschlossen, ging aber im Jahre 1791 zu der Partei der mehr constitutionellen Monarchisten über, indem er sich zu den Clubs der Feuillans gesellte. Seitdem die Monarchie gestürzt und Lebrun zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, war M. Divisionschef und wurde gegen das Ende des Jahres 1792 von der Regierung nach London geschickt, um den Beitritt Englands zur Coalition zu hintertreiben. Unverrichteter Sache kehrte er nach Paris zurück und hatte während der unterdessen vorgefallenen Unruhen seinen Posten verloren, der ihm durch Übertragung der Gesandtschaft an den neapolitanischen Hof ersetzt wurde. Doch gelangte er nicht nach Neapel; denn auf seiner Reise dahin wurde er am 25. Juli nebst Semonville in dem graubündtner Dorfe Norate von den Östreichern gefangen, nach Kufstein gebracht und erst am 25. Dec. 1795 nebst mehreren andern Gefangenen, namentlich den durch Dumouriez verrathenen Conventsdeputirten, gegen Maria Theresia, Ludwigs XVI. Tochter, ausgewechselt. Im Jahre 1797 war er Mitglied der Commission zur Friedensunterhandlung in Lille, lebte dann einige Zeit ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden und erhielt im Dec. 1799 das Secretariat beim Staatsrathe, wodurch er ins Ministerium kam, als dasselbe in ein Staatssecretariat umgeändert wurde. Napoleon hatte wäh-

rend dieser verhängnißvollen Tage seinen frühern Freund M. nicht vergessen und dieser wußte sich das Vertrauen desselben in dem Grade zu sichern, daß er ihn auf seinen Feldzügen begleiten mußte, an mehreren wichtigen Verhandlungen Theil nahm und 1811 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Herzoge von Bassano ernannt wurde. In dem Jahre 1812 zog er mit Napoleon nach Rußland und soll, wie man sagt, vorzüglich an der Verlängerung dieses Kriegs gearbeitet haben. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben theilte er mit ihm das Schicksal, das sich bei Napoleon's Rückkehr von Neuem glücklich gestaltete; denn er erhielt seinen frühern Posten und ward Pair von Frankreich. Seines Gönners Sturz ward aber auch wieder der seinige. 1816 las man seinen Namen auf der Liste der aus Frankreich Verbannten. Später erhielt er jedoch die Erlaubniß zur Rückkehr und lebt seitdem in seinem Vaterlande. Der Erwähnung verdient noch der Vorfall, daß er das Ministerium des Innern, das ihm am 10. Nov. 1834 vom Könige Ludwig Philipp auf Veranlassung der Partei Dupin's des Ältern übertragen wurde, wie man erzählt, wegen der vielen Gläubiger schon am 4. Tage wieder niederlegte. 77.

Marezoll (Johann Gottlob), einer der vorzüglichsten Kanzelredner der neuern Zeit, wurde zu Plauen im Voigtlande am 25. Dec. 1761 geboren. Auf der Schule daselbst zur Universität vorbereitet studirte er seit Michaelis 1779 in Leipzig und nahm, nachdem er das Examen pro Candidatura in Dresden bestanden hatte, eine Hauslehrerstelle bei einem Oberförster an der böhmischen Grenze an. Hier in der Einsamkeit unter den Bäumen des Waldes entwickelte und bildete sich sein schönes Rednertalent. Obwohl nicht sowohl ein Predigt- als vielmehr ein Schulamt das Ziel seiner Wünsche war, so ward doch durch einen Zufall seine Bestimmung zum Kanzelredner entschieden. Eine Predigt nämlich, die er blos um dem Vorurtheile des Volks zu begegnen hielt, als ob ein Theolog, der nicht predigen könne, nichts gelernt habe, fand solchen Beifall, daß er bewogen gefunden wurde den Versuch zu wiederholen. Was ihm die Universität bei dem damaligen Mangel an homiletischen Übungen nicht gewährt hatte, das suchte er nun durch unermüdeten Fleiß, womit er eine große Anzahl von Predigten ausarbeitete, zu ersetzen und nachzuholen. Aufgemuntert durch Zollikofer, dem er 1786 einige zur Beurtheilung zugesandt hatte, gab er ein Bändchen Predigten in den Druck. Da dieselben auch in kritischen Blättern günstig recensirt wurden, so geschah es, daß der Verfasser, der sich bald noch durch einige andere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, 1789 einen Ruf als Universitätsprediger nach Göttingen erhielt, welchem er auch folgte. Im folgenden Jahre wurde er zugleich außerordentlicher Professor der Theologie daselbst, 1794 an Münter's Stelle Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen und endlich 1803 Superintendent und Consistorialrath in Jena, wo er am 15. Jan. 1828 starb. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung" (Leipz. 1787); „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" (Leipz. 1788—89. 2 Bde. 4. Aufl. 1817.), welches Werk auch ins Schwedische, Dänische und Holländische übersetzt wurde; „Die Bestimmung des Kanzelredners" (Leipz. 1793); „Predigten vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters" (Götting. 1795. 2 Bde. 2. Aufl.); „Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation ꝛc." (Jena 1822); „Homilien und einige andere Predigten", nach seinem Tode herausgegeben von Schott (Neustadt a. d. O. 1829). 63.

Marforio, lat. Marphurius, nennt man eine in einem Hofe des Capitols zu Rom aufgestellte verstümmelte Statue, die einen alten am Oberleibe entblößten Mann vorstellt, der seinen linken Arm auf die kreuzweis gelegten Beine stützt. Einige halten ihn für den Jupiter Panarius, Andere für einen Flußgott. An

derselben pflegte man sonst, wie am Pasquino, häufig spöttische Bemerkungen anzuheften (s. Pasquill). 77.

Margaretha, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, bisweilen die nordische Semiramis genannt, Tochter des dänischen Königs Waldemar III., verheirathete sich 1362 an den König Hakon von Norwegen, wußte ihrem Sohne Olaf, der schon vorher König der Dänen geworden war, den norwegischen Thron zu verschaffen und bestieg selbst nach dessen frühzeitigem Tode beide. Schweden fiel ihr dadurch zu, daß sie den Krieg gegen Schwedens König Albrecht erneuerte, zu dem die Stände Schwedens sie ermunterten und denselben in der Schlacht bei Falkjöping (am 12. Sept. 1388) besiegte und gefangen nahm. Die vorgeschriebenen harten Bedingungen konnte er nicht erfüllen und leistete darum Verzicht auf den Thron. Um sich aber den Besitz der drei Reiche zu sichern, veranstaltete sie die calmarische Union (s. d. Art.), für deren Bestehen sie durch ihre Politik, ihren Muth und ihre die Liebe des Volks zu gewinnende Regierung bis zu ihrem Tode (1412) kräftig zu wirken verstand. 77.

Margarethe, Kaiser Friedrich's II. Tochter, seit 1254 vermählt mit Albrecht dem Entarteten, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, lebte 14 Jahre lang in sehr glücklicher Ehe, die auch durch zwei Prinzen und eine Prinzessin gesegnet wurde. Seitdem aber Albrecht sein Herz dem eben so schönen als lasterhaften Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, zugewendet hatte, mußte sie viel Ungemach erdulden; denn je mehr Albrecht die Kunigunde liebgewann, desto mehr lernte er die M. hassen und faßte auf Betrieb der Ersteren, die sehr gern Landgräfin werden wollte, sogar den Entschluß Letztere zu vergiften. Nur die Furcht der Entdeckung hielt ihn ab dieß zu thun. Dagegen wollte er durch fremde Hand sie umbringen lassen. Allein der zur Ausführung dieser That ausersehene und gedungene Eseltreiber, schon im Begriffe der M. den Todesstreich zu versetzen, wurde noch durch die erwachende Stimme seines Gewissens abgeschreckt es zu thun und entdeckte ihr vielmehr die Gefahr, in der sie sich befinde. Unterstützt von ihrem Hofmeister, dem braven Albrecht von Vargula, schickte sie sich nun sogleich zur Flucht an (den 24. Juni 1270). Ahnend, daß sie ihre geliebten Prinzen nie wieder sehen werde, nahm sie, selbst mit Lebensgefahr, erst noch von ihnen Abschied und von der Allgewalt der Mutterliebe ergriffen biß sie den 12jährigen Friedrich in die Wange, weßhalb er in der Geschichte den Beinamen des Gebissenen führt. Zunächst floh M. nach Fulda, bald darauf aber nach Frankfurt a. M., wo sie, die edle Kaiserstochter, die beste Aufnahme fand, aber nach einigen Monaten, abgezehrt von Gram und Kummer ihr Leben beschloß (1270). So war also auch ihr eine Rolle beschieden in dem erhabenen, von der Weltgeschichte selbst gedichteten und von dem hohenstaufischen Hause ausgeführten Trauerspiele. 73.

Margarethe von Anjou, Gemahlin Heinrich's VI. von England, war die Tochter Karl's, des Königs von Sicilien und Jerusalem und Herzogs von Anjou, Maine und Bar. Sie war eine nahe Anverwandte Karl's VII. von Frankreich und durch ihre Vermittelung, hoffte man, werde sich ein billiger und dauerhafter Frieden zwischen Frankreich und England herstellen lassen. M. landete zu Porchester, ward zu Titchfield mit Heinrich getraut und zu Westminster auf herkömmliche Weise gekrönt (30. Mai 1445). Doch Heinrich's Hoffnungen wegen des Friedens wurden schmerzlich getäuscht. Nachdem aber Heinrich VI. bei Nordhampton gefangen worden war (10. Juli 1460), floh M. mit ihrem Sohne Eduard, erreichte glücklich Wales und schiffte sich nach mancherlei überstandenen Abenteuern nach einem schottischen Hafen ein. Während aber durch die Lords eines zusammenberufenen Parliaments die Zwistigkeiten der streitenden Parteien beigelegt wurden und Heinrich VI. die Rechte seines Sohnes zu

Gunsten des Hauses York vergab, sammelten der Graf von Northumberland und die Lords Cliffort, Dacret, Nevil u. A. zu York für sie ein Heer. Bei Wikefield ward der Herzog von York geschlagen (30. Dec.) und blieb und M. befahl dessen Haupt mit einer papiernen Krone bedeckt auf den Mauern von York aufzupflanzen. Hierauf rückte sie mit ihrem siegreichen Heere gegen London vor, schlug die Yorkisten bei St. Albans (17. Febr. 1461) und befreite dadurch ihren Gemahl. Unterdessen war aber Eduard IV. in London auf die übliche Weise ausgerufen worden und die entthronte königliche Familie flüchtete sich nun nach den ihnen treugebliebenen nördlichen Grafschaften, wo M. furchtbare Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges betrieb. 60000 Mann standen unter dem Herzoge von Somerset bei York, und die Königin bot ihre ganze Kunst auf, um die Truppen in ihrer Treue zu bestärken und ihren Muth zu entflammen. Zwischen den Dörfern Towton und Sarton wurde am 29. März 1461 die mörderische Schlacht geschlagen, welche die Krone auf Eduard's Haupte befestigte. 28000 Lancastrier fielen auf dem Wahlplatze. M. und ihr Gemahl flohen nach Schottland. Die Sache der rothen Rose schien nunmehr verloren, wurde aber durch M., immer reich an Rath wie an Muth, aufrecht erhalten. Die Abtretung von Berwick gab ihr Ansprüche auf den Schutz der schottischen Regierung und das Versprechen der englischen Herzogswürde nebst Ländereien von 2000 Mark jährlichem Ertrage sicherte ihr die Dienste des mächtigen Grafen von Angus. Sie beschloß nun den Continent zu besuchen, um sich auch von dorther zu verstärken, schiffte sich deßhalb zu Kirkubbright ein (8. April 1462) und landete in der Bretagne, deren Herzog so wie Ludwig XI. von Frankreich ihr nicht nur bedeutende Summen vorschossen, sondern der Letztere erlaubte auch, daß Brézé, der Seneschall der Normandie, mit 2000 Mann ihr folgte. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit kehrte sie zurück, vermied glücklich die englische Flotte und rief ihre schottischen Verbündeten an den Grenzen und die Freunde ihres Hauses in Northumberland unter ihr Panier. Ein vorübergehender Schein von Glück belebte ihre Hoffnungen; drei starke Festungen, Bamborough, Alnwick und Dunstanburgh, fielen in ihre Hände (3. Nov.). Als sich aber Graf Warwick mit 20000 M. näherte und das Gerücht Eduard mit einer gleichen Macht anrücken ließ, vertheilten sich die Lancastrier in die eroberten Festungen und M. begab sich nebst den französischen Hülfstruppen an den Bord der Schiffe. Wind und Wellen schienen jetzt gegen sie verschworen; ein Theil der Flotte, der alle ihre Schätze trug, ward an den Felsen zerschmettert. In dem Nachen eines Fischers brachte M. und Brézé ihren Freunden in Berwick die Trauerpost. Alle Vortheile gingen für M. wieder verloren (Dec.). Ihr Muth und ihre Thätigkeit stürzten sie während dieses Winterfeldzuges in zahllose Entbehrungen und Gefahren. Sie ward von Räubern angefallen, die ihr und ihren Begleitern alles Geld und alle Gegenstände von Werth nahmen. Im April 1463 segelte sie nebst dem Herzoge von Exeter, Brézé und 200 Verbannten nach Sluys in Flandern und begab sich endlich nach dem ihrem Vater gehörigen Herzogthume Bar. Hier schlug sie ihren Wohnsitz auf, betrachtete ängstlich den Gang der Ereignisse und tröstete sich mit der Hoffnung, doch noch ihren Gatten oder Sohn auf den englischen Thron zu bringen. Die günstige Wendung für Heinrich ließ sie nach England zurückkehren; aber wochenlang durch ungünstige Witterung an die französische Küste gebannt landete M. mit ihrem Sohne und einem französischen Hülfscorps gerade am Tage der unglücklichen Schlacht bei Barnet (d. 14. April. 1471) an den englischen Küsten. Bald ereilte auch sie das Verhängniß. Bei Trewksbury (4. Mai) an der Saverne sah sie nach dem tapfersten Widerstande die Niederlage der Ihrigen und die Gefangennehmung ihres Sohnes. Leblos sank sie auf das Schlachtfeld und erwachte erst als Gefangene wieder. Fast unter ihren Augen ward ihr Sohn niedergehauen, endlich

auch ihr unglücklicher Gemahl im Tower ermordet (22. Mai). M. ward zuerst im Tower, dann zu Windsor, endlich zu Wallingford gefangen gehalten. Nach fünfjähriger Haft kaufte sie Ludwig von Frankreich mit 50000 Thalern los. Sie starb 1482 in ihrem Vaterlande. 25.

Margarethe, Erbtochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen und Grafen von Tyrol, nicht wegen ihres übelgestalteten Mundes, sondern vielmehr wegen des Schlosses Maultasch in Tyrol Maultasche genannt, vermählte sich 1329 mit dem Bruder Kaiser Karl's IV., dem Prinzen Johann von Böhmen, von dem sie aber später getrennt wurde, als sie ihn der Impotenz beschuldigte. Nach ihres Vaters Tode machte Östreich Ansprüche auf Kärnthen und Kaiser Ludwig der Baier belehnte es sogar mit demselben. M., darüber aufgebracht, überzog Östreich mit Krieg und es gelang ihr auch in mehrern Treffen die Oberhand zu haben. Um den Krieg aber zu beendigen und die Scheidung von Johann zu bewirken, unterhandelte sie mit Ludwig dem Kaiser und versprach ihm unter der Bedingung, daß sie seinen Sohn, Ludwig den Ältern, als Gemahl erhalte, später Tyrol abzutreten. Beides geschah. 1342 verheirathete sie sich an Ludwig, mit dem sie einen Sohn, Namens Meinhardt IV., zeugte, der schon 1363 starb. Diesen sowohl, als ihren Gemahl Ludwig (st. 1361) soll sie vergiftet haben. Jetzt der Regierung müde trat sie Tyrol an Östreich ab, begab sich nach Wien und starb daselbst im März 1366. 77.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, war die Tochter Karl's von Orleans, Herzogs von Angoulême und Schwester Franz's I., ward geboren zu Angoulême 1492 und am Hofe Ludwig's XII. erzogen. Schön, klug und geistreich war sie seit 1509 mit Karl, letztem Herzoge von Alençon, erstem Prinzen von Geblüte und Connetable von Frankreich, verheirathet, welcher zu Lyon 1525 starb. M. stand mit ihrem Bruder in dem besten Einverständnisse und war von ihm stets zu den wichtigsten Verhandlungen zugezogen worden. Sie begab sich daher während seiner Krankheit in der Gefangenschaft zu ihm nach Madrid, um ihn zu pflegen und brachte es durch ihre Gewandtheit so weit, daß ihm nach der seinem Range gebührenden Achtung begegnet ward. Franz I. bezeigte sich auch gegen sie nach seiner Rückkehr nach Frankreich auf das Freigebigste und bewilligte ihr die größten Vortheile, als sie sich an Heinrich d'Albret, König von Navarra, vermählte. Diesem gebar sie die berühmte Johanna d'Albret, die Mutter Heinrich's IV. Ihre Maßregeln als Königin waren eines großen Fürsten würdig. So hob sie den Ackerbau und die Künste, beschützte die Gelehrten und befestigte die Städte. Ihr aufgeklärter Geist neigte sich zu den Lehren der Reformirten hin und machte sich mit ihren Grundsätzen bekannt. 1533 schrieb sie deßhalb: „Miroir de l'ame pécheresse", welche Schrift aber von der Sorbonne verurtheilt wurde. Die Strenge bewog sie sich nur um so mehr der verfolgten Reformirten anzunehmen und sie mit allem ihren Ansehn zu beschützen; doch kehrte sie selbst kurz vor ihrem auf dem Schlosse Odos in Bigorre erfolgten Tode (1549) zur katholischen Religion zurück. M. war gleich ausgezeichnet an Schönheit wie an Geist und erwarb sich bei ihren Zeitgenossen den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Außer dem genannten Werke schrieb sie: „Heptameron ou les Nouvelles de la reine de Navarre", eine Sammlung geistreicher Erzählungen in der Manier des Boccacio, und „Les Marguerites de la Marguerite des Princesses", zerstreute Aufsätze, welche ihr Kammerdiener, Jean de la Haye, sammelte und zu Lyon 1547 (neue Aufl. Paris 1554) herausgab. Man findet darin 4 religiöse Komödien und 2 Possenspiele, nicht ohne Naivetät. Auch hat man außer einigen anderen Dichtungen von ihr ein ziemlich langes Gedicht: „Le triomphe de l'Agneau". 25.

Margarethe von Valois, Königin von Frankreich, Tochter Hein-

rich's II., geb. zu Fontainebleau am 14. Mai 1552, ward am Hofe ihrer Brüder Franz II. und Karl's IX. zugleich mit Maria Stuart erzogen und am 18. Aug. 1572 an den Prinzen Heinrich von Navarra, später Heinrich IV. vermählt. Diese Heirath sollte den Frieden von St. Germain-en-Laye befestigen; aber kaum hatten die deßhalb angestellten Feierlichkeiten geendet, als auch die Anstalten zur Bartholomäusnacht (s. d. Art.) getroffen wurden. Während des Mordens kam M. selbst in Gefahr, indem ein Hugenotte von den nachstürzenden Mördern verfolgt in ihr Zimmer flüchtete und sie umklammernd mit seinem Blute bedeckte; ein Gardehauptmann rettete Beide. Als ihr Gemahl, der Kränkungen Heinrich's III. von Frankreich müde, aus Paris floh (1576), ward sie von diesem hart behandelt; deßhalb unternahm sie eine Reise nach Spaa, angeblich um die dasigen Bäder zu gebrauchen. Bei den damaligen Unruhen in den Niederlanden wirkte sie mit nicht ungewöhnlicher Klugheit zum Besten ihres Bruders, des Herzogs Franz von Anjou. Endlich (Juli 1578) ward es ihr gestattet, zu ihrem Gemahle, dem Könige von Navarra, zu reisen. Anfangs schien das beste Einverständniß beider Ehegatten stattzufinden; die Liebesverständnisse, welche sowohl der König von Navarra als M. mit Andern unterhielten und die Einladung Heinrich's III., die er an sie ergehen ließ, wurden aber die Veranlassungen, daß M. wieder an den Hof ihres Bruders zurückkehrte (Ende 1582). Doch Heinrich III. sah sich bald veranlaßt, M. vom Hofe und sogar von Paris zu verweisen, und ließ sie noch auf offener Landstraße die empfindlichsten Beschimpfungen erfahren. Zu Nerac angelangt (1585) ward ihr auch die Verachtung von ihrem Gemahle zu Theil. Sie begab sich daher bald nach Agen, und da Sixtus V. gegen den König von Navarra gerade den Bannstrahl geschleudert hatte, beschloß sie diesen, mit einem Heere, das ihre Anbeter ihr zugeführt hatten, zu bekriegen. Das Unglück ihrer Waffen machte sie zur Gefangenen des Marquis von Canillac, welcher sie in das feste Schloß Uesson sperrte; sie machte diesen aber in sich verliebt, verjagte mit Hülfe des Herzogs von Guise die Besatzung und behauptete sich daselbst bis zum Jahre 1605. Nachdem Heinrich von Navarra als Heinrich IV. den Thron Frankreichs bestiegen hatte, ließ er sich von seiner Gemahlin (1599) scheiden. M. behielt den Titel einer Königin und Herzogin von Valois und Heinrich IV. bestätigte sie und ihre Nachkommen in dem Besitze eines ansehnlichen Gebiets von Agen, Candom, Rouergue ꝛc., jedoch mit Vorbehalt der Landeshoheit, Lehnsherrlichkeit, Gerichtsbarkeit und des Wiederkaufsrechtes (29. Dec.). Noch im Jahre 1605 kam sie nach Paris, entdeckte dem Könige die Verschwörung des Grafen von Auvergne, gegen welchen sie nun einen Proceß wegen der Grafschaft gleiches Namens gewann und dieselbe dem Könige schenkte. Sie starb zu Paris als der letzte Sprößling des Hauses Valois am 27. März 1615. M. war eine vollendete Schönheit, besaß ein sehr einnehmendes Wesen und ausgebreitete Kenntnisse; sie schrieb „Poesien" und „Memoiren" von 1565—1582 (Ausg. 1628). Bei diesen Vollkommenheiten war sie ein Gemisch von Frömmigkeit und Ausschweifungen, von Rachgier und Mildthätigkeit, von Tugend und Laster. 25.

Margarethe von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande, natürliche Tochter Kaiser Karl's V., Halbschwester Philipp's II. von Spanien, war geboren 1522; verheirathete sich zuerst mit Alexander von Medicis und nach dessen Tode mit Octavio Farnese, Herzog von Parma und Piacenza. Von Philipp II. an das Ruder der niederländischen Regierung gestellt (1559), deren Seele der Cardinal Granvella (s. d. Art.) war, benahm sie sich beim Aufstande der Niederländer nicht ohne Umsicht. Durch die lautesten Klagen des Volks dazu bewogen brachte sie es durch die dringendsten Vorstellungen dahin, daß der König den verhaßten Granvella endlich zurückrief (1564) und als nun wegen Ab-

schaffung der geschärften Religionsedicte und Zusammenberufung einer allgemeinen Staatenversammlung, die Grafen von Nassau und Brederode an der Spitze von 3 bis 400 Edlen, ihr eine Bittschrift überreichten (5. Apr. 1566), ertheilte sie zwar eine schwankende und ausweichende Antwort; gewährte aber einer neuen Gesandtschaft einstweilige Milderung (Moderation) der Edicte, so daß an die Stelle der vorigen Schrecken eine fast allgemeine Duldung der That nach trat. Aber aufs Neue wogte der Parteiengeist besonders in Brabant und Flandern wieder auf, der Schrecken drang bis Brüssel und schon entschloß sich M. zur Flucht nach Mons; da sandte der erzürnte Philipp ihr den Befehl zur Aushebung von Truppen und zur Anwendung der Kriegsgewalt gegen die Ketzer und Rebellen; er selbst rüstete sich mit spanischer Heeresmacht. Der Bürgerkrieg begann. Die Gewährungen beschränkter Religionsfreiheit wurden zurückgenommen und M. siegte. Aber sie selbst schon mißbrauchte ihren Sieg. Jetzt erschien Alba aus Spanien über Oberitalien durch Savoyen, Hochburgund und Lothringen mit fast unumschränkter Vollmacht für die bürgerlichen Geschäfte, wie für jene des Kriegs. M., welche vergebens den König Philipp beschwor, in Person zu erscheinen, um die bereits Unterworfenen zu begnadigen, aber nicht zur Verzweiflung aufzuregen, legte aus Unmuth ihre Gewalt nieder (1567) und begab sich zu ihrem Gemahle nach Italien. Sie starb zu Ortonna 1586. Ihr Sohn war der berühmte Alexander Farnese, Herzog von Parma (der Städteeroberer). 25.

Marggraf (Andreas Sigismund), berühmter Chemiker, war der Sohn des Hofapothekers M. in Berlin und wurde 1709 geboren. Er erlernte zuerst die Pharmacie, studirte dann Medicin und Chemie und widmete sich letzterer im höheren Alter mit besonderem Erfolge; namentlich wurde durch ihn die Methode den Phosphor zu bereiten erleichtert und verbessert. M. wurde in die Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen und 1760 zum Director der physischen Section ernannt. Er starb 1782. In seinen Schriften über Chemie (Berlin 1761—1768) hat er viele Beobachtungen niedergelegt. 5.

Marheineke (Philipp Konrad), Oberconsistorialrath, Doctor und Professor der Theologie an der Universität zu Berlin, wurde 1780 zu Hildesheim geboren. Nachdem er auf dem dortigen Gymnasium seine erste Bildung erhalten hatte, bezog er in seinem 17. Jahre die Universität Göttingen, wo er vier Jahre lang Theologie studirte. Eben in Begriff, eine Repetentenstelle an der theologischen Facultät zu übernehmen, erhielt er (1804) auf Ammon's Veranlassung einen Ruf als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen, wo er 1806 auch außerordentlicher Professor der Theologie wurde. Schon im folgenden Jahre aber ward er außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor der Theologie zu Heidelberg und 1811 ging er in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Durch seine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, wie durch seinen Scharfsinn, nimmt M. eine der ersten Stellen unter den neuern Theologen ein. Mit nicht geringem Erfolge hat er die meisten Zweige der Theologie, namentlich die Dogmatik, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Symbolik, Geschichte der Moral und die praktische Theologie bearbeitet. Was seine theologische Denkart betrifft, so gehört M. zu denjenigen Theologen, welche vom Idealismus ausgehend das Christenthum zu idealisiren versucht haben. Er hat dieß sogar mit der ganzen lutherischen Kirchenlehre gethan. Auf diese Weise ist ein philosophisches System (die Identitätslehre) in biblische Worte und kirchliche Phrasen eingekleidet worden. Das Hauptwerk, in welchem M. seine theologischen Grundsätze niedergelegt hat, sind seine „Grundlehren der christlichen Dogmatik" (Berl. 1819. 2. Ausg. 1827). Die erste Ausgabe dieses Werks ist mehr nach Schelling, die zweite nach Hegel bearbeitet. Von dem Grundgedanken ausgehend, daß allein die Ideen der Ver-

nunft das wahrhaft Reale und Seiende sind, ist nach ihm Religion die Idee, in welcher Gott sich denkt und gedacht wird, d. i. Gott selbst, denn Gott ist nur als Wissen und dieses Wissen ist seine Existenz. Die Gottheit ist also identisch mit der Religion und der Vernunft, weil Gott nicht blos das Gedachte ist, sondern auch das Denkende in uns. Daraus folgt, daß alle Individualität aufgegeben werden muß. Die Vernunft muß die Einheit der Vernunft mit dem göttlichen Sein anerkennen, das individuelle Bewußtsein muß in der Gottesidee aufgehen. Diese Gottesidee läßt sich aber nach verschiedenen Beziehungen auffassen: 1) als Vater. Gott der Vater ist die Vernunft in abstracto, oder der unendlich sich selbst Gleiche ohne Unterschied seiner von sich; 2) als Sohn. Gott der Sohn ist die Vernunft in concreto, oder Gott aus der Unterschiedslosigkeit in den Unterschied seiner von sich als innere und äußere Offenbarung hervorgehend; 3) als Geist. Der Geist ist die ewige Einheit beider, oder Gott in der unendlichen Vermittelung seiner mit sich selbst aus dem Unterschiede seiner von sich in die unendliche Einheit mit sich zurückgegangen. In einem ähnlichen speculativen Sinne, wie die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, werden auch die übrigen Lehren der Kirche von M. aufgefaßt; so der Sündenfall als Losgerissenheit von Gott, oder Auffassung des Ichs als selbstständigen von Gott verschiedenen Wesens. Die Erlösung davon ist die Aufgebung der selbstständigen Individualität, als des Nichtigen, und die Wiederaufnahme des menschlichen Bewußtseins in das göttliche Selbstbewußtsein und in seine Seligkeit. Dieses Sein Gottes im Menschen ist geschichtlich zum Bewußtsein gekommen in der Person Jesu Christi. In ihm ist die Einheit Gottes und des Menschen wirklich geworden, wie in keinem andern. Durch die Gemeinschaft mit Christo nimmt Gott als Geist allmählig die Menschheit in dieses göttliche Bewußtsein auf, so daß Gott Alles in Allem ist. — Diese speculativen Ansichten sind auch auf die meisten übrigen Schriften M.'s nicht ohne Einfluß geblieben, die wichtigsten sind: „Predigten für gebildete Christen" (Göttingen 1801); „Geschichte der christlichen Moral in den der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten" (1. Bd. Sulzbach 1806); „Universalkirchenhistorie des Christenthums" (1. Th. Erlangen 1806); „Christliche Symbolik" (3 Bde. Heidelb. 1810—14); „Grundlegung der Homiletik" (Hamburg 1811. 2. Aufl. 1827); „Institutiones theologiae symbolicae" (Berl. 1812. 3. Ausg. 1830); „Geschichte der deutschen Reformation" (2 Bde. Berl. 1816. 2. Ausg. 4 Bde. 1831—34); „Katechismus der christlichen Lehre" (Berl. 1825); „Über die wahre Stellung des liturgischen Rechts im evangelischen Kirchenregimente" (Berl. 1825). In dieser letzten Schrift suchte M. gegen Schleiermacher dem Landesherrn das liturgische Recht aus den Grundsätzen der Hegel'schen Philosophie zu vindiciren. 63.

Maria, die Mutter Jesu, die für das kirchliche Leben von so hoher Bedeutung geworden ist, stammte der evangelischen Geschichte gemäß, die uns freilich nur unvollständige Nachrichten über sie mittheilt, aus davidischem Blute, wohnte in dem galiläischen Städtchen Nazareth und war mit dem Zimmermanne Joseph verlobt. Durch einen Engel wird ihr die Nachricht zu Theil, daß sie einen Sohn gebären werde, der Gottes Sohn heißen und der Beglücker seines Volks sein werde. Die Jungfrau, im Bewußtsein ihrer Unschuld, kann sich zwar von der Möglichkeit der Erfüllung dieser Verheißung nicht überzeugen, unterwirft sich aber demüthig der weisen Führung Gottes und schöpft festes Vertrauen aus der Versicherung, daß Gottes Allmacht mit ihr sein werde, und der Lobgesang bei der Zusammenkunft mit ihrer Freundin Elisabeth ist der sprechende Beweis von ihrem dankbar-freudigen Gefühle. Die Ereignisse bei der Geburt, das Erscheinen der Hirten, die Ankunft der Magier und der prophetische Ausspruch des gottesfürchtigen Simeon bei der Beschneidung im Tempel blieben nicht ohne Eindruck auf

das Mutterherz. Von der Zeit ihrer Rückkehr aus Ägypten nach Galiläa, wohin sie aus Furcht mit Joseph und dem neugeborenen Kinde geflohen war, schweigt die Geschichte bis zu dem 12. Lebensjahre Jesu, wo sie ihn, der ohne ihr Vorwissen seiner künftigen Bestimmung folgend länger im Tempel unter den Lehrern verweilt war, mit Schonung empfängt. Wo sie ihre übrige Lebenszeit zugebracht habe, ist uns aus der evangelischen Geschichte nicht bekannt (vermuthen läßt sich, in Nazareth), nur so viel wissen wir, daß sie auf der Hochzeit zu Kana gegenwärtig war, sich einst unter den Brüdern Jesu (wahrscheinlich also ihren übrigen Söhnen) zu Kapernaum befand und Jesu am Kreuze sterben sehen mußte. Hier empfiehlt sie Jesus der Pflege seines treuen Jüngers Johannes und später wird ihr Name (Apostelgesch. 1, 14.) unter den ersten Anhängern der neuen Religion in Jerusalem genannt. Hiermit endigen sich die beglaubigten Nachrichten von ihr. — Daß M., die der Rathschluß Gottes den Weltheiland zu gebären gewürdigt hatte, vermöge ihres Gott ergebenen Sinnes und ihrer zärtlichen Liebe als Muster ihres Geschlechts gerühmt werde, dazu verpflichtet uns noch heute ihre Stelle in der Weltgeschichte; allein dieß gnügte schon der früheſten Kirche nicht. Sie suchte nicht blos die Lücken in ihrer Lebensgeschichte durch wenig begründete Erzählungen auszufüllen, sondern die ihr gebührende Achtung ging in Verehrung über und die wurden für Ketzer gehalten, welche sie, ohne vielleicht ihr Ansehen schmälern zu wollen, für die bloße Gattin des Zimmermanns ausgaben. Letzteres zeigte sich bei einer von den Kirchenvätern Antidikomarianiten (Widersacher der M.) genannten Secte in Arabien; ersteres bei den Collyridianerinnen in Arabien und Thracien, die zu Ehren der M. auf einem Tische Kuchen (Kollyris genannt) aufstellten und zu einem gemeinsamen Mahle verwendeten, und einige Kirchenlehrer der damaligen Zeit tadeln nur die Art dieser Verehrung, nicht aber diese selbst. Fand dieser Mariencultus schon im IV. Jahrh. statt, so wurde er in dem folgenden immer allgemeiner, nachdem die Kirche über Nestorius (s. d. Art.), der die M. nicht Gott, sondern nur Mensch oder Christus Gebärende nennen wollte, den Sieg davon getragen hatte. Ihr wurde seit dieser Zeit unter den Heiligen die erste Stelle eingeräumt, was aus den vielen Marienfesten hervorgeht, zu deren Feier die katholische Kirche um so mehr sich verpflichtet fühlte, seitdem Anselmus, Erzbischof von Canterbury, obgleich nicht ohne Widerstreit, die unverletzte Jungfrauschaft der M. gelehrt, das Concil zu Basel 1439 diese Glaubenslehre öffentlich recipirt hat und sie als Mittlerin zwischen Gott und den Menschen erscheint. Sie ist so zu einem hohen Ideale weiblicher Unschuld und ein erhabener Gegenstand der Kunst geworden, der die ausgezeichnetsten Künstler zu ihren Meisterwerken begeistert hat und wenn daher auch ihre kirchliche Verehrung und der Aberglaube, welcher von der Wunderthätigkeit der Marienbilder Alles erwartet, vor der gesunden Vernunft nicht bestehen kann; so liegt doch in der Vorstellung von ihr eine so tiefe religiöse Poesie, eine so hohe Anerkennung der menschlichen Würde und eine so innige Achtung zarter Weiblichkeit, daß keine andere Religion in dieser Hinsicht mit dem Christenthume sich gleichstellen kann und wohl kaum eine andere christliche Idee mehr zur Entwickelung reinerer Sitte und edlern Anstandes beigetragen hat. 77.

Maria, Königin von England (auch die Katholische genannt), geb. 1515, Tochter Heinrich's VIII. und Katharina's von Aragonien, ward bei der Verstoßung ihrer Mutter von Heinrich VIII. für illegitim erklärt, und obwohl diese Bestimmung bald zurückgenommen worden war, doch von Eduard VI. testamentarisch von der Thronfolge ausgeschlossen. Joh. Gray bestieg daher den Thron von England (11. Juli 1553); aber M. mächtiger durch ihre Partei und vom Kaiser Karl V. begünstigt verdrängte leicht die ohnedieß von aller Herrschsucht befreite Johanna und bestieg denselben am 31. Juli. Nach Herstellung des neuen

Raths, den sie staatsklug aus alten und neuen Individuen zusammensetzte, erfreute sie das Volk mit dem Erlasse zweier Proclamationen (30. Aug.), von denen die eine den ursprünglichen Werth der Münzen wieder herstellte und neue zu prägen verordnete; durch die andere erließ M. ihrem Volke, zum Danke für die Anhänglichkeit an sie, die im letzten Parliamente bewilligten Subsidien, auch machte sie eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme einiger Individuen, bekannt. Am 5. Oct. eröffnete sie ihr erstes Parliament und ließ durch eine Bill Heinrich's VIII. Ehe mit Katharinen bestätigen, wodurch sie freilich ihre Schwester Elisabeth indirect für einen Bastard erklärte; eine andere Bill ordnete den Cultus. Durch diese stürzte sie aber mit einem Streiche das Gebäude, welches Cranmer's Schlauheit und Beharrlichkeit unter den vorigen Regierungen aufgeführt hatte. Alle Rechtsgeschäfte, die unter der kurzen Regierung Johanna's eingegangen waren, wurden für rechtsgültig erklärt. Inzwischen waren, auf Veranlassung Kaiser Karl's V., die Verhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes, des Erzherzogs Philipp, mit der Königin im Schwange gegangen, welche eine Verschwörung der ohnedieß gedrückten Reformirten zur Folge hatte, welche aus politischen Gründen von Frankreich und Venedig unterstützt, besonders in Kent, unter Thomas Wyat's Leitung, eine Besorgniß erregende Gestalt annahm (Jan. 1554); die Verschworenen drangen sogar bis nach London vor, wurden aber hier von den Royalisten geschlagen und ihre Anführer gefangen genommen. Die Milde M.'s war bereits nach der vorigen Revolution vom Kaiser Karl V. scharf getadelt worden; jetzt schien sie zu der Überzeugung zu gelangen, daß Strafloſigkeit neue Verbrechen vermehren könnte. In dem Augenblicke, wo das Andenken der Gefahr ihr noch lebendig vorschwebte, gab sie (8. Febr.) den Befehl zur Hinrichtung Guilford Dudley's und seiner Gemahlin, der Johanna Gray; diesen folgte der Herzog von Suffolk (Febr.), Thomas Gray, Thomas Wyat u. A. Auch Elisabeth, M.'s Schwester, ward der Theilnahme am Aufruhre hart beschuldigt, aber durch den Kanzler Gardiner gerettet. Dem hierauf versammelten Parliamente trug M. in einer feurigen Rede die Gründe ihrer bevorstehenden Vermählung mit dem Erzherzoge Philipp vor, welche, obwohl sie von Frankreich zu hintertreiben versucht ward, am 25. Juli in der Kathedrale von Wincheſter stattfand. Durch diese Ereignisse hatte M. unbezweifelt an Macht gewonnen und sie beschloß nun England wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen, welche Angelegenheit, nachdem der Cardinal Pole am 24. Nov. zu Westminster angekommen war, durch eine Botschaft nach Rom (10. Juni) vollendet ward. Doch konnte dieß nicht ohne Opfer geschehen. Durch den Fanatismus der Katholiken und den Starrsinn, so wie die Fehlgriffe der Reformirten kamen gegen 200 der letztern unter M.'s Regierung theils auf dem Schaffote, theils auf dem Scheiterhaufen um. Unter der hohen Geistlichkeit traf dieß Loos auch Cranmer. Die Aufregung ward jetzt groß und mehrere Verschwörungen entspannen sich, bei denen, besonders bei der von Dudley, auch Elisabeth (s. d. Art.) stark compromittirt ward. Auf Zureden ihres Gemahls Philipp ließ sich M. 1557 zu einem Kriege gegen Frankreich bewegen, in welchem Calais für die Engländer verloren ging und zugleich die Schotten als Verbündete Frankreichs gegen England ins Feld zogen. Doch starb sie schon kinderlos zu St. James am 17. Nov. 1558. Der größte Makel des Charakters dieser Königin ist die Verfolgung der Reformirten; aber sie setzte nur ins Werk, was die Häupter ihrer Religionspartei lehrten, und es war ihr Unglück, nicht aufgeklärter zu sein als jene. Englische Schriftsteller rechnen sie übrigens zwar nicht zu ihren größten, aber zu ihren besten Herrschern. Sie rühmen ihre Frömmigkeit, ihr Mitgefühl für Arme und ihre über jeden Tadel erhabene Moralität. Sie gründete Collegien, gab mehrere zweckmäßige Gesetze und

schloß den ersten Handelstractat zwischen England und Rußland; auch hob sie die für England so lästige Stahlhofsgesellschaft auf. 25.

Maria Antoinette, s. Antoinette.

Maria Christina, Königin von Spanien, gegenwärtig Regentin während der Minderjährigkeit ihrer Tochter Isabelle, ist die Tochter des Königs Franz I. von Neapel und wurde den 27. April 1806 geboren. Früh schon zeichnete sie sich durch große Lebhaftigkeit des Geistes und eine gewisse gewinnende Anmuth in ihrem Benehmen vortheilhaft aus, so daß sie bald bei den Neapolitanern im Allgemeinen sehr beliebt wurde. Es erregte daher in Spanien freudige Hoffnung, als sie der König von Spanien, Ferdinand VII., im Jahre 1829 zur Gemahlin erkor. Der Lage der Dinge nach mußte die junge Königin irgend einen Einfluß gewinnen, wenn auch Ferdinand selbstständiger und weniger eine Beute der Parteien gewesen wäre, als er es in der That war; aber eben deßhalb erschien es den Parteien um so wichtiger, sie in ihr Interesse zu ziehen. Christine indeß, so sehr sie auch ihren Einfluß zu benutzen Willens war, zeigte dennoch keine Lust, sich entschieden einer Partei anzuschließen, sondern strebte, die Verwirrung benutzend, lediglich darnach, den König zu beherrschen und durch ihn die Parteien niederzuhalten. Die apostolische Partei, als die ihren Plänen gefährlichste, empfand bald ihr geheimes Wirken; die Liberalen sahen sich begünstigt und Don Carlos durch das pragmatische Gesetz vom 29. März 1830 von der Thronfolge ausgeschlossen. Im Oct. desselben Jahres gebar Christine eine Tochter, Isabelle, welche der König zur gesetzlichen Thronerbin erklärte. Die Ansprüche derselben zu wahren und zu sichern blieb hinfort das Hauptaugenmerk der Königin. Zu diesem Zwecke übernahm sie, als der König im Oct. 1830 schwer erkrankte, die Regierung und bekämpfte während der Dauer der Krankheit mit Erfolg die mehr als je thätige Partei des Don Carlos, konnte jedoch nach der Genesung Ferdinand's nicht verhüten, daß die Apostolischen von Neuem wieder Einfluß gewannen, obgleich ihr der König die Regentschaft auf den Fall seines Todes bestimmt zusicherte. Letzterer erfolgte im Sept. 1833 und Christine trat ungesäumt die Regentschaft an. Wie sich bald darauf die Verhältnisse gestalteten, gehört in die Geschichte Spaniens. Die Theilnahme der Regentin selbst an den Begebenheiten beschränkte sich und beschränkt sich noch jetzt lediglich darauf, der jungen Königin die Thronfolge zu sichern. Getrieben von den Ereignissen, ohne sie beherrschen zu können, nutzte sie ein Ministerium nach dem andern ab, so daß sie endlich in der neuesten Zeit von dem entschieden liberalen Mendizabal die Realisirung ihrer Wünsche erwartet. Gewiß ist es übrigens, daß die einem spanischen Regenten so unentbehrliche Camarilla auch sie beherrscht und das Gerücht weiß in Betreff ihrer Günstlinge manche ziemlich anstößige Auftritte zu erzählen. Das Nähere siehe im Art. Spanien. 22.

Maria da Gloria (Donna), jetzt regierende Königin von Portugal, Tochter des ersten Kaisers von Brasilien, Dom Pedro's, am 4. April 1819 zu Rio Janeiro geboren, wurde durch die Entsagungsacte ihres Vaters vom portugiesischen Throne am 2. Mai 1826 Königin von Portugal und zu Wien am 29. Oct. 1827 mit Dom Miguel, ihrem Oheime, der von ihrem Vater am 3. Juli 1827 zur Regentschaft bestimmt worden war, verlobt. Dieser hatte sich aber während ihrer Abwesenheit der Krone Portugals am 30. Juni 1828 bemächtigt und die Königin wandte sich, statt ihren Einzug in Lissabon zu halten, an England (am 27. Sept.), sah sich aber nach langer Zögerung in den ihr gemachten Versprechungen getäuscht und zugleich genöthigt nach Brasilien zurückzukehren, wo sie am 17. Oct. 1829 eintraf. Nach Frankreich, das sie als Königin behandelte, wegen eines Aufstandes in Brasilien geflüchtet lebte sie in Paris, bis ihr Vater am 24. Juli 1833 Lissabon erobert hatte und sie am 23. Sept. desselben Jahres

in Portugal als Königin anerkannt worden war. Nach dem Tode ihres Vaters am 29. Mai 1834 von den Cortes für volljährig erklärt vermählte sie sich am 27. Jan. 1835 mit dem Herzoge August von Leuchtenberg zu Lissabon, der aber schon am 28. März desselben Jahres starb. Ihre kurze Regierung, die durch vielfache innere Unruhen, namentlich von Seiten der noch vorhandenen Anhänger Dom Miguel's gestört wurde, ist nicht ohne allen Segen für das Wohl des Landes, das sie in 21 Districte getheilt hatte, verflossen. Die Klöster wurden aufgehoben und der Ertrag derselben fiel, wenigstens theilweise, der Staatscasse zu, wodurch die erfolgte Minderung der Staatsschulden möglich und das Schulwesen vielfach verbessert wurde. In der Ministerwahl scheint sie nicht glücklich zu sein, wie sich aus dem immer stattfindenden Wechsel schließen läßt. Ihre zweite Vermählung mit Ferdinand, dem ältesten Sohne des Prinzen von Sachsen-Coburg-Kohary, soll wieder rückgängig sein und das Gerücht bezeichnet den jungen Louis Buonaparte als ihren erwählten Gemahl. 77.

Maria Louise Leopoldine Francisca Theresie Josephine Lucie, zweite Gemahlin des Kaisers Napoleon, geb. zu Wien am 12. Dec. 1791, ist die älteste Tochter des Kaisers Franz I. In ihrer Jugend lebte sie in ziemlicher Stille und stand im neunzehnten Lebensjahre, als Napoleon um ihre Hand anhielt. Sie ward am 2. April 1810 zu Paris mit ihm vermählt und gebar ihm am 20. März 1811 den König von Rom. 1812 begleitete sie ihren Gemahl bis nach Dresden, wo sie ihre Eltern traf und mit diesen auf kurze Zeit nach Wien ging. Nach Paris zurückgekehrt ward ihr bei der eigenen Wendung der Ereignisse auf den Fall des Todes des Kaisers durch ein organisches Senatusconsultum (5. Febr. 1813) die Regentschaft als Kaiserin Mutter während der Minderjährigkeit ihres Sohnes übertragen und diese später (Ende März) auch auf die Zeit der Abwesenheit des Kaisers von Frankreich erstreckt. Treu und gewissenhaft erfüllte sie die Pflichten der ihr übertragenen Würde; die Reden, welche sie in Paris in der großen Rathsversammlung hielt, sind Beweise davon. Doch immer näher rückte der Sturz der napoleonischen Dynastie und mit dem Verluste der Schlacht von Leipzig verschwanden die letzten Hoffnungen der kaiserlichen Regentin. Am 29. März 1814 verließ sie mit ihrem Sohne Paris und begab sich (1. April) auf Befehl ihres Gemahls nach Blois, wo sie nach der Ankunft des russischen Generals Schuwalow (7. April) die Regentschaft niederlegte. Als sie die Nachricht von der am 11. April zu Fontainebleau geschehenen Abdankung ihres Gemahls erfuhr, drang sie, wiewohl vergeblich, bei den Verbündeten darauf, sein Schicksal mit ihm auf der Insel Elba zu theilen, begab sich dann mit ihrem Sohne nach Östreich und erhielt auf dem Congresse zu Wien als souveraines Eigenthum die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zugleich mit einer Rente von 1 Million Franken auf Frankreich bestätigt. Am 20. April 1816 hielt sie ihren Einzug zu Parma, wo sie jetzt noch residirt. Doch verlegte sie in Folge der Unruhen 1831 ihre Residenz auf einige Zeit nach Piacenza. Sie soll nach einem besonders in Italien ziemlich allgemein verbreiteten, aber noch nicht völlig bewahrheiteten Gerüchte mit dem 1823 verstorbenen Grafen Neipperg, der ihr Rathgeber und erster Minister war, in geheimer Ehe vermählt gewesen sein, auch zwei Kinder aus derselben erhalten haben. 25.

Maria Louise, Königin von Spanien, die Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geb. 1751, wurde im Jahre 1765 mit Karl IV. von Spanien, der damals noch Kronprinz war, vermählt und erlangte in Kurzem den entschiedensten Einfluß, jetzt zwar noch nicht auf die Regierungsangelegenheiten, aber doch auf die Person ihres schwachen vergnügungssüchtigen Gemahls. Leidenschaftlich und intriguensüchtig, dabei klug und geistreich wußte sie denselben nach dem Tode Karl's III. (1788) immer mehr zu befestigen, doch nicht zum Besten des Volkes,

ſondern zum Verderben deſſelben und ihrer Familie. Dem Friedensfürſten (ſ. d. Art. Alcudia), ihrem und durch ſie des irregeleiteten Königs Günſtlinge, unbedingt ergeben verfolgte ſie mit unnatürlichem Haſſe ihren Sohn Ferdinand und ward ſo die Urheberin jener verderblichen Intriguen, welche das unglückliche Spanien an Frankreich verriethen (1808) (ſ. Karl IV. und Ferdinand VII.). Sie ſelbſt verlangte mit einer an einer Mutter beiſpielloſen Erbitterung in Bayonne von Napoleon ihres Sohnes Tod (30. April 1808) und zwang ihn dem Erbe ſeines Hauſes ſchimpflich zu entſagen. Mit dem Fluche Spaniens und ſelbſt der Verachtung Napoleon's beladen nahm ſie, zufrieden, ſich ihren unwürdigen Günſtling erhalten zu haben, ihren Aufenthalt zu Compiegne, ging ſpäter nach Marſeille und nach der Reſtauration nach Italien. Hier ſtarb ſie den 2. Jan. 1819 zu Rom. 22.

Maria Louiſe, Königin von Hetrurien, dritte Tochter Karl's IV. von Spanien, geb. zu Madrid den 6. Juli 1782, ward noch nicht 14 Jahre alt an den älteſten Sohn des Herzogs von Parma, Ludwig von Bourbon, vermählt, blieb aber bis zum April 1801 in Madrid, wo Ludwig nach dem Vertrage zwiſchen Frankreich und Spanien das zu dem Königreiche Hetrurien erhobene Toscana erhielt. Ludwig ſtarb ſchon am 27. Mai 1803 zu Florenz und ſetzte ſeine Gemahlin durch Teſtament zur Vormünderin ſeiner zwei Kinder und Regentin des Königreiches ein. Doch nach Unterzeichnung des Vertrages zu Fontainebleau (d. 27. Oct. 1807), dem gemäß Portugal getheilt werden ſollte, ward ihr ohne weitere Förmlichkeiten angezeigt (23. Nov.), daß ſie das Land zu verlaſſen habe. Seufzend gehorchte ſie (10. Dec.) und eilte nach Madrid, Troſt an dem Hofe ihrer unköniglichen Eltern ſuchend; fand jedoch die Entzweiung zwiſchen Vater und Sohn auf das Ärgerlichſte ausgebrochen. Hierauf ward ſie, oft ſehr krank, von einem Orte zum andern gebracht. Auffallend war die Strenge, die ſie von ihren Eltern und Napoleon erfuhr, daher ſie oft an dem Nothwendigſten Mangel litt. Sie faßte endlich (1809) zu Nizza den Plan nach England zu entfliehen, ward aber verrathen und bis 1814 in ein Kloſter zu Rom geſperrt. Auf dem Congreſſe zu Wien bewilligte man ihr das Herzogthum Lucca und durch den Vertrag vom 10. Juni 1817 zwiſchen Öſtreich, Rußland, Frankreich, England, Spanien und Preußen erhielt ſie und ihre männlichen Nachkommen die Anwartſchaft auf Parma und Piacenza mit Ausnahme der am linken Ufer des Po in den öſtreichiſchen Staaten eingeſchloſſenen Bezirke; das einſtweilen erhaltene Lucca ſollte dann an Toscana fallen. Sie ſtarb zu Rom am 13. März 1824. 25.

Maria-Louiſenorden, im April 1792 von Louiſe Marie Thereſe, Prinzeſſin von Parma und Mutter Ferdinand's VII., für Damen hohen Ranges und von Adel geſtiftet, vom Könige Joſeph Buonaparte gleich den übrigen ſpaniſchen Orden 1808 aufgehoben, wurde von der Prinzeſſin von Portugal, Marie Iſabelle Franciſca, während ihrer Regierung 1816 erneuert. 77.

Maria von Medicis, Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz am 26. April 1573, war die zweite Gemahlin Heinrich's IV., Königs von Frankreich (17. Dec. 1600). Sie machte zur großen Freude ihres Gemahls und der franzöſiſchen Nation jenen zwar zum Vater von zwei Söhnen und drei Töchtern, trübte aber ſeine Tage durch Ränke, Herrſchbegierde und (freilich nicht unbegründete) Eiferſucht. Oft kam es zwiſchen dem königlichen Paare in Gegenwart der Hofleute zu den unanſtändigſten Zänkereien, was den König oft nöthigte ſeine Gemahlin zu meiden und Paris zu verlaſſen. M. nahm dann gewöhnlich ihre Zuflucht zu einem zärtlichen Briefe, welcher ihr die Gunſt des in Familienangelegenheiten ſchwachen Gatten wieder zuwendete. Während Heinrich IV. den größten Widerwillen gegen das Haus Habsburg hegte, intriguirte M. mit Spanien und beabſichtigte ein engeres Bündniß mit

dieser Macht und Frankreich. Als Heinrich IV. sich zum Kampfe gegen das Haus Habsburg rüstete, ließ er seine Gemahlin krönen (13. Mai 1610) und gedachte ihr für die Zeit seiner Abwesenheit im Felde die Regentschaft zu übertragen und nach seinem gewaltsamen Tode (1610) erklärte sie auch das Parliament während der Minderjährigkeit ihres Erstgeborenen, Ludwig's XIII., zur Regentin. M. führte aber die Regentschaft schlecht. Der unter Sully's weiser Verwaltung gesammelte Schatz ward geleert; Schulden drückten bald den sinkenden Staat, so wie ihm die einseitige Politik gegen die Protestanten und das bisher veränderte System gegen das deutsche und spanische Haus Habsburg nachtheilig ward, und die unruhigen Großen, durch den Anblick von der Schwäche der Regierung ermuntert, rüsteten sich zu erneutem Factionenkampfe. Anfangs Oct. 1614 ließ zwar die Königin, als sie nur erst die Unruhen in Bretagne beigelegt hatte, nach Paris zurückgekehrt Ludwig XIII. für großjährig erklären. Dieß änderte aber an den Verhältnissen und der Herrschaft der M. so wie der von ihr eingesetzten Minister nichts. Doch endlich bewog de Luynes (s. d. Art.) den König die Herrschaft aus den Händen der Mutter zu reißen. Es geschah auf gewaltsame Weise; die Königin ward anfänglich in ihren Zimmern bewacht und dann nach Blois verwiesen (4. Mai), von wo sie nach Angoulême (22. Febr. 1619) ging, hier Truppen warb und gegen ihren Sohn ins Feld zog. Aber die Gewandtheit Richelieu's söhnte die Kriegführenden wieder aus. M. unterzeichnete am 30. April 1619 den Friedenstractat, der ihr das Gouvernement von Anjou und anderer Besitzungen sicherte. Sie entzündete zwar einen neuen Krieg, mußte sich jedoch bald unterwerfen, trat aber nach dem Tode des Herzogs von Luynes (15. Dec. 1621) an die Spitze des Staatsrathes, ward jedoch endlich durch ihren Günstling Richelieu gestürzt und in Folge eines geheimen Rathsbeschlusses ihr das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewiesen (1631), von wo sie aber noch in demselben Jahre entfloh. Nachdem sie mehrere Male vom Parliamente vergeblich Gerechtigkeit gefordert hatte, starb sie endlich am 3. Juli 1642 zu Köln in großer Dürftigkeit. Erst nach Richelieu's Tode ward ihr Leichnam mit vielem Gepränge nach Frankreich abgeführt und den 18. März 1643 nach St. Denis gebracht. Man s. „Leben Maria von Medicis", aus dem Franz. von J. A. Engelbrecht (Berl. 1780—82. 3 Thle.). 25.

Maria Stuart, die unglückliche Königin von Schottland, war die Tochter Jakob's V., Königs von Schottland, geb. zu Linlithgow den 7. Dec. 1542, und 7 Tage alt, als ihr Vater starb. Heinrich VIII. von England begehrte sie bald nach ihrer Geburt für seinen fünfjährigen Sohn Eduard; da aber die Schotten eine gerechte Abneigung gegen diese Heirath hatten, brachte sie der Cardinal Bethune auf das feste Schloß Stirling, später in ein Kloster auf einer Insel im See Mentheit in Sicherheit. Für den Dauphin von Frankreich bestimmt ward die junge Königin nebst ihrem Hofstaate im August 1548 nach Brest übergeschifft und in St. Germain en Laye mit dem Dauphin, nachherigem Könige Franz II., verlobt; in einem Kloster bei Paris lernte sie nun tanzen, singen, Dichtkunst, Musik ꝛc. In ihrem sechszehnten Jahre ward sie mit dem Dauphin Franz in Paris vermählt (24. April 1558) und nahm auf Befehl ihres Schwiegervaters, als der Papst nach katholischen Grundsätzen der Königin Elisabeth von England kein Erbrecht auf die Krone einräumte, den Titel einer Königin von England und das englische Wappen an. Das glücklichste Loos schien ihr gefallen zu sein; schön und geistreich ward sie von ihrem Gemahle geliebt und von einem Hofe verehrt, welcher bei der Neigung für die Wissenschaften noch die von Franz I. eingeführten feinen Sitten und Galanterien bewahrte. Doch bald verschwand diese Täuschung. Bald starb ihr Gemahl (5. Dec. 1560), nachdem bereits am 10. Juni dess. J. ihre Mutter, bisherige Regentin von Schottland, mit Tode

abgegangen war. M., die achtzehnjährige Witwe, brachte den Winter bei ihren mütterlichen Verwandten in Lothringen zu und tröstete sich in ihrem Schmerze damit, daß sie Elegien auf ihren verblichenen Gatten schrieb. Schon bei dessen Lebzeiten hatte ihr Elisabeth, Königin von England, den mit der Congregation in Schottland (6. Juli) geschlossenen und auf Minderung ihrer Regierungsrechte abzweckenden Vertrag zur Vollziehung vorlegen lassen. M. verweigerte fortwährend die Unterzeichnung und bat, um sich des Beistandes amtlicher Rathgeber in einer so wichtigen Sache zu bedienen, um sicheres Geleit nach Schottland. Elisabeth schlug dieß mit Heftigkeit und Vorwürfen ab. M. kam jedoch trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Königin von England nach Schottland (19. Aug. 1561) und zog unter Glückwünschungen und dem Jubelrufe ihrer Unterthanen in die Hauptstadt ein. Sie fand indeß Schottland durch Religionsparteien zerrissen; das Parliament hatte die katholische Religion aufgehoben und die Reformirten waren fanatisch gegen dieselbe eingenommen und zeigten sich bald feindlich gegen ihre Königin. Da sie von Frankreich keine Hülfe zu erwarten hatte, beschloß sie zwar ihre bisherigen Widersacher wo möglich durch versöhnende Maßregeln zu gewinnen, war jedoch nicht zu bewegen die von Elisabeth geforderte Ablegung des Titels und Wappens als Königin von England zu bewilligen, während Elisabeth alle andere Vorschläge verwarf. Hieraus entwickelten sich die spätern unglücklichen Verhältnisse. Bereits hatte sie zwar dem Willen der Königin Elisabeth zum Theil nachgegeben und alle auswärtigen Freier, den Infanten von Spanien, den Erzherzog von Östreich, den Prinzen von Condé und die Herzoge von Ferrara, Orleans, Anjou und Nemours ausgeschlagen; als ihr aber die ihrem Günstling, den Grafen Leicester, zum Gemahle anbot, gab M. ihre Hand Heinrich Darnley'n, der, wie sie, aus dem Hause Stuart entsprossen und Katholik war, und befahl in einer Proclamation ihn König zu nennen und alle Befehle in dem vereinigten Namen Heinrich's und Maria's, Königs und Königin von Schottland, zu erlassen. Nach ihrer Vermählung (29. Juli 1565) entspannen nun die Engländer, nicht ohne Veranlassung der Königin Elisabeth, das Complott von Beith, woran auch die mißvergnügten schottischen Lords Antheil nahmen. Aber M. siegte an der Spitze von 18000 Mann über sie und trieb die Engländer aus ihrem Lande. An ihrem Gemahle machte M. aber bald die bittersten Erfahrungen; er war eigensinnig, leidenschaftlich, unversöhnlich und hatte sich der Trinksucht ergeben, in der er nicht selten die seiner Gemahlin schuldige Ehrerbietung vergaß. Er widersetzte sich ihren Maßregeln in der Regierung und wollte als Gemahl der Königin gekrönt sein. M. war aber taub für seine Bitten, Klagen und Drohungen. Der mißvergnügte Fürst leitete nun eine Verschwörung gegen seine Gemahlin ein und warf seinen Zorn auf jene, die er für ihre Rathgeber hielt, und so wurde selbst durch seine Helfershelfer einer der Secretaire M.'s, Namens Riccio, ein Piemonteser, in ihrer Gegenwart grausam gemordet (9. März 1566). Zwar gewann M. bald über den König ihre ganze Überlegenheit wieder und floh mit ihm, als die mißvergnügten Großen sich ihrer Person bemächtigen wollten, nach dem Schlosse Dunbar (d. 12. März 1566), wo sich bald über 8000 Getreue zu ihr versammelten, mit deren Hülfe sie nach Edinburg zurückkam und einen Prinzen, den nachmaligen Jakob VI., gebar; doch sah sich Darnley in seinen Erwartungen völlig getäuscht. Statt die Krone und mit ihr die souveraine Auctorität zu erhalten, sah er sich ohne Macht und Einfluß, verachtet von einer Partei und verabscheut von der andern, und M. traf, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, eine neue Organisation der Staatsverwaltung. In seinem Zorne verließ Darnley den Hof und weigerte sich wieder zu kommen. Aus Liebe zum Frieden und zur Eintracht ließ aber M. nichts unversucht ihrem Gemahle Gelegenheit zur Darlegung seiner Beschwerden zu geben; sie führte ihn in

den Rath und bat ihn seine Beschwerden ausführlich zu erzählen und ihrer nicht zu schonen, falls sie ihm Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben habe. Darnley sprach sie frei von aller Schuld, blieb aber über jeden andern Punkt störrisch und verschlossen. Die Lage der Königin entging den Blicken ihrer Räthe nicht und diese beschlossen den König zu entfernen. Vorerst baten sie die Königin dringend in eine Scheidung von ihrem Gemahle zu willigen. Da sie bei M. ihre Absicht nicht erreichten, kehrten sie zu der Idee der Ermordung Darnley's zurück. Bothwell übernahm die Ausführung des Verbrechens, die Andern versprachen ihn vor üblen Folgen zu schützen und fertigten darüber eine Schrift aus, welche Huntley, Argyle, Bothwell, Maitland und Balfour unterzeichneten (Dec.). Unterdeß hatte Darnley zu Glasgow, wo er sich aufhielt, die Blattern bekommen. M. besuchte ihn von Edinburg aus (24. Jan. 1567), und nachdem beide Gatten versprochen hatten, sich gegenseitig alle Beleidigungen zu vergessen, nahm M. ihren Gemahl mit sich zurück (31. Jan.) nach Edinburg und wies ihm der bessern Luft wegen eine außerhalb der Stadt gelegene Wohnung eines Geistlichen, die Feldkirche (the kirk-o'-field) genannt, zur Wohnung an. Sie gab ihm wiederholte Beweise von Zuneigung und schlief oft in dem Gemache unter seinem Schlafzimmer. Zum 9. Febr. hatte sie versprochen einer Hochzeit zweier Individuen ihres Hofstaates beizuwohnen. Am Abende dieses Tages um 11 Uhr trennte sich M. unter Liebkosungen von ihrem Gemahle, worauf am 10. Febr. früh 2 Uhr die Feldkirche und mit ihr der König und 5 andere Personen durch Pulver in die Luft gesprengt wurden. Noch bis jetzt ist es nicht entschieden, ob die Königin einigen oder keinen Antheil an dieser Ermordung hatte. Eben so unglücklich war M. in der folgenden Ehe mit Bothwell, welcher die Königin, als sie von Stirling, wo sie ihren Sohn besucht hatte, nach Edinburg reiste, mit tausend Reitern gefangen nahm, nach Dunbar brachte und nicht eher verließ, als bis sie eingewilligt hatte seine Gattin zu werden. Nachdem Bothwell, der als Protestant sich von seiner bisherigen Gemahlin scheiden ließ, zum Herzoge von Orkney ernannt worden war, ward die Vermählung zu Holyroodhouse (15. Mai) vollzogen. M. blieb aber auch nach der Heirath eine Gefangene, Niemand konnte sie anders als in Bothwell's Beisein sprechen. Bald trat aber ein Bund der schottischen Lords auch gegen Bothwell zusammen (im Juni), der ihn der Ermordung Darnley's, der verrätherischen Bemächtigung der Königin ꝛc. beschuldigte. Bothwell floh nach Dunbar, M. folgte ihm als Mann verkleidet. Auf Carberryhill stand Bothwell mit den Seinigen dem wohlgerüsteten, an Zahl weit überlegenen Heere der Conföderirten entgegen. Ohne sich zu schlagen kam man aber endlich überein, Bothwell solle sich ungehindert hinwegbegeben und die Königin nach der Hauptstadt zurückkehren. Bald sah jedoch M., daß sie in die Hände fühlloser Gegner gefallen war. Sie ward nach Lochlevin gebracht (16. Juni), wo sie viele Kränkungen erdulden mußte. Die Lords handelten mit Kraft und Schnelligkeit und zwangen sie unter Androhung der Todesstrafe zur Entsagung der Krone zu Gunsten ihres Sohnes und zur Bestallung Murray's zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen (24. Juli). Ihr kleines Heer, welches sich um sie versammelt hatte, ward bei Langside von Murray geschlagen (13. Mai 1568). M. floh nun nach England, wo sie mit gebührender Ehrfurcht empfangen nach Carlisle geleitet ward, aber bald sah, daß sie als Gefangene behandelt wurde. Vergebens bat sie nach London gebracht zu werden, um sich mit Elisabeth zu besprechen; jene schlug dieß ab unter dem Vorgeben, daß sich M. zuvor von den hassenswürdigen Verbrechen reinige, die ihre Feinde ihr zur Last legten. M. ward nun unverzüglich von Carlisle nach Schloß Bolton gebracht. Es begannen nun die Conferenzen zu York und zu Westminster, wo Murray mit der Klage gegen M. auftrat; „sie habe im Voraus um die Ermordung ihres Gatten gewußt,

solche angerathen und befohlen, und habe die Absicht gehegt, den unschuldigen Prinzen seinem Vater nachzuschicken und somit die Krone von der rechtmäßigen Linie auf einen blutigen Mörder und gottlosen Tyrannen zu bringen". M. war nach und nach in mehrere feste Orte gebracht und mehrere Personen, welche für ihre Befreiung gewirkt hatten, unter Andern auch der Herzog von Norfolk, hingerichtet worden. Endlich ward auch sie verschiedener auf Beschädigung, Tod und Vernichtung der Elisabeth abzweckender Dinge beschuldigt und nach länger als 18jähriger Haft zu Fotheringayschloß am 8. Febr. 1587 hingerichtet (s. d. Art. Elisabeth von England). Mit der größten Ruhe hatte sie den Tod erlitten. Ihr Körper blieb 6 Monate einbalsamirt und in Blei gewickelt liegen, bis Elisabeth befahl, ihn mit königlichem Pompe in der Abteikirche zu Peterborough beizusetzen. Am 11. Oct. 1612 ward er auf Jakob's Befehl nach Westminster gebracht. Vergl. Lingard: „Geschichte von England", aus dem Engl. vom Freih. von Salis (Frankf. a. M. 1828. 7. und 8. Bd.); Malcolm Laing „Geschichte von Schottland" (Lond. 1787. 1. und 2. Bd.). — Die Geschichte M.'s hat zu mehrfachen dramatischen und romantischen Bearbeitungen Veranlassung gegeben, unter denen Schiller's Trauerspiel die gelungenste ist. 25.

Maria Theresia, deutsche Kaiserin und Königin von Ungarn und Böhmen, Tochter Karl's VI., geb. den 13. Mai 1717, erhielt eine ihrer künftigen hohen Bestimmung angemessene Erziehung und bald waren die ausgebreitetsten Kenntnisse die Früchte davon. Damit verband sie eine richtige Beurtheilungskraft, Scharfsinn und Witz. Unter mehrern Fürsten, welche sich um ihre Neigung bewarben, wählte sie den Großherzog von Toscana, Franz Stephan, zu ihrem Gemahle (12. Febr. 1736). Nach dem Tode Kaiser Karl's VI. (20. Oct. 1740), der ihr den Thron durch die sogenannte pragmatische Sanction gesichert zu haben glaubte, bestieg sie ruhig den Thron, suchte durch ein staatskluges Betragen die Völker der ererbten Länder und Reiche zu sich herüberzuziehen, was ihr besonders bei den Ungarn gelang, und theilte, ohne doch etwas von ihrer unumschränkten Gewalt zu verlieren und ohne die pragmatische Sanction zu verletzen, mit ihrem Gemahle, dem sie zugleich die Würde eines Mitregenten ertheilte, alle ihre Kronen. Aus Milde schenkte sie den Feldmarschällen Seckendorf, Wallis und Neuperg, welche wegen zweckwidrigen Verfahrens im Feldzuge gegen die Türken (1737 und 1738) verhaftet worden waren, die Freiheit wieder. Aber die Lage Östreichs in dieser Zeit war bedenklich; denn der Schatz war erschöpft und die Armee außer den Truppen in den Niederlanden und in Italien betrug nur 30000 Mann. Daher faßte sie zunächst die Obercommandoangelegenheiten ins Auge und der Erfolg lehrte, welche Umsicht sie bei der Erhebung der Grafen von Königseck, Stahremberg und des nachherigen großen Feldmarschalls Daun u. A. geleitet hatte. Kaum aber war sie zum Throne gelangt, als der unter dem Namen östreichischer Erbfolgekrieg (s. d. Art.) gegen sie losbrach, der ihr freilich zuletzt das schöne Schlesien und andere Länder entriß, in welchem sie aber kräftigen Muth, Festigkeit, die zuweilen an Trotz grenzte, und männlichen Charakter gezeigt hatte. Während der nun eintretenden Zeit des Friedens bezeichnete sie ihre Regierung durch eine zweckmäßige Gestaltung des Heeres und der Finanzen. Ersteres ward unter Daun's Leitung auf 108000 Mann gebracht und die Einnahme, trotz des bedeutenden Ländervertustes, von 30 Mill. auf 36 Mill. gesteigert. Kräftig unterstützte sie den Handel, die Fabriken und Manufacturen, so wie den Ackerbau; auch die Justizverfassung erfuhr die zweckmäßigsten Änderungen. So wurden die Provinzialkanzleien abgeschafft und ein höchster Gerichtshof in letzter Instanz eingesetzt; für das Finanz- und Polizeiwesen wurde das große Conseil niedergesetzt. Ihr thätiger Minister Kaunitz verdiente den Antheil, den sie ihn an diesen Schö-

pfungen nehmen ließ. Doch nicht lange dauerte diese Zeit der Erholung. Östreich konnte den Verlust Schlesiens an Preußen nicht verschmerzen. Mit Rußland bereits verbündet trat M. Theresia mit Frankreich, seinem mehr als hundertjährigen Gegner, näher zusammen (1. Mai 1756) und auch der Churfürst von Sachsen ward zum Beitritte eingeladen. Dagegen hatten bereits am 16. Jan. 1756 Friedrich II. und Georg II. von England einen Allianztractat zur Aufrechthaltung der Ruhe in Deutschland geschlossen, worauf Friedrich in das unbewachte Sachsen einfiel (29. Aug.). Die Hauptschläge dieses 7jährigen Krieges geschahen abwechselnd in Sachsen, Böhmen und Schlesien. Nach großen Verwüstungen und nachdem die Kräfte Östreichs fast gänzlich erschöpft waren, machte der hubertusburger Friede auf vorigen Besitzstand diesem Kampfe ein Ende (15. Febr. 1763). Diesem zufolge ward auch der Erzherzog Joseph am 27. März 1764 zum römischen Könige erwählt, den M. Theresia nach dem Tode ihres Gemahls, Franz Stephan (den 18. Aug. 1765), zum Mitregenten annahm, ohne daß sich dieser, außer dem Kriegswesen, in die innern Regierungsgeschäfte mischen durfte; denn es lag in ihrem festen, politisch sicheren Tacte ein Streben nach Unabhängigkeit und Autokratie im eigentlichen Sinne des Worts. Unter ihren Augen versammelte sich der Staatsrath, in welchem sie selbst den Vorsitz führte. Seit dem letzten Kriege war aber ihr Streben auf innere und äußere Größe der Monarchie gerichtet; sie verbesserte und vermehrte Akademien, Schulen, Waisenhäuser und Spitäler, wobei sie sich des Rathes und Beistandes des tiefgelehrten und genialen Freiherrn van Swieten (s. d. Art.) bediente; auf das Thätigste schützte sie die Landwirthschaft und belohnte diejenigen, welche sich in irgend einem Zweige derselben hervorthaten. Besonders waren die kirchlichen Angelegenheiten ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Schon 1747 wurden die Reisen der päpstlichen Nuntien in Östreich verboten; 1770 wurde der Erwerb an Gut und Geld bei den Klöstern beschränkt; 1772 erschienen zwölf wichtige Verordnungen gegen allerlei Mißbräuche des Ordens der Jesuiten, und 1773 ward derselbe ohne Härte und Grausamkeit aufgehoben. Jedoch blieb das östreichische Cabinet nicht frei von der damals herrschenden, sogenannten Abrundungspolitik. Als daher in Polen durch die vom Bischofe Krasinski gebildete und geleitete Conföderation der Bürgerkrieg ausgebrochen war und sich hier die Pest verbreitete, zog Östreich mit Rußland und Preußen Grenzcordons gegen Polen und bemächtigte sich gewisser Theile dieses Reichs. Nachdem das Gewissen M. Theresia's durch den Fürsten Kaunitz beruhigt worden war, kamen in dem (ersten) Theilungsvertrage vom 5. Aug. 1772 die zipser Städte und Galizien und Lodomirien von 1280 □ Meil. Flächeninhalt und 2½ Mill. Einwohnern mit politischer Selbstständigkeit als Königreich Galizien und Lodomirien an Östreich. Hierauf schaffte M. Theresia die Tortur ab, beschränkte die Geistlichkeit, verbot die Gegenwart eines Geistlichen bei Errichtung der Testamente, befahl mit dem römischen Stuhle nur mittelst des Ministerium der innern Geschäfte in Verkehr zu treten (1773), ordnete die Regulirung der Ausgaben und Rechnungen bei den Klöstern, Pfarreien ꝛc. (1774), untersagte das Asylrecht der Kirchen und Klöster (1775), hob die Inquisition im Mailändischen auf und schaffte die von den Pfarrern eigenmächtig angeordneten äußerlichen Kirchenstrafen und Bußen ab (1779). Nach diesen Maßregeln hatte sich die östreichische Monarchie bedeutend gehoben, die Finanzen waren in gutem Stande, so daß die Einnahme die Ausgabe überstieg, und das Heer war auf 260000 Mann gebracht worden. In dieser Zeit hatte M. Theresia die Pforte mit Forderungen geängstigt, daß diese ihr einen Theil der Moldau abtreten mußte (1777). Hierauf versuchte sie ihre Macht nach Süddeutschland hin auszudehnen, wozu der Tod des Churfürsten Maximilian von Baiern (den 30. Dec. 1777) die Gelegenheit gegeben hatte, welcher Vergrößerung sich aber Friedrich II. zum

Schuße Herzog Karl's von Zweibrücken widersetzte. Und so entspann sich der baierische Erbfolgekrieg (s. d. Art. Erbfolgekriege), den der Friede zu Teschen beendigte. Nach diesem Frieden schloß sich M. Theresia enger an Rußland und England an und hatte dem Erzherzoge Maximilian das Churfürstenthum Köln und das Erzbisthum Münster verschafft, als sie am 29. Nov. 1780, von Millionen gesegnet, starb. — Nach dem Tode ihres Gemahls ging sie stets in Trauer; ihre Schönheit in der Jugend hatte sie ganz verlassen, wozu die Blatternkrankheit, die sie im Jahre 1767 befiel, und ein Fall mit dem Wagen, wobei sie durch Glassplitter beinahe des Gesichts beraubt worden wäre, viel beitrug. Mit der unermüdetsten Thätigkeit, welche ihr ganzes Leben bezeichnet, beschäftigte sie sich am Tage vor ihrem Tode noch mit Regierungsgeschäften und trotz der heftigsten Schmerzen wollte sie sich auch jetzt keine Ruhe können. Sie übergab ihrem Sohne alle ihre Reiche und schilderte ihm die innern und äußern Verhältnisse derselben. Als ihr Sohn sie bat zu ruhen, erwiederte sie mit erhabener Stimme: „In einer Stunde werde ich vor Gottes Richterstuhle stehen und du meinst, ich solle schlafen?" Ihr letztes Bekenntniß war: „Wenn während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen worden sind, so ist es wider meinen Willen geschehen; ich habe immer das Gute gewollt." Von 16 Kindern überlebten sie 10; der Älteste, Joseph II., ward ihr Nachfolger. 25.

Maria-Theresia-Orden, ein östreichischer Militairverdienstorden, wurde am 18. Juni 1757, als dem Tage der Schlacht bei Kolin, gestiftet und hatte früher zwei Classen, welchen Joseph II. am 15. Oct. 1765 eine dritte hinzufügte. Das Ordenszeichen ist ein weiß emaillirtes, mit Gold eingefaßtes, 8eckiges Kreuz mit breiten Enden, dessen vorderes rundes Mittelschild, mit Gold eingefaßt, das östreichische Wappen vorstellend, von einem weißen Reife umgeben ist, auf welchem das Wort: „Fortitudini" steht. Die Rückseite dieses Schildes, mit einem goldenen Reife und Lorbeerkranze umwunden, trägt die Buchstaben „M. T. F." (Maria Theresia, Franz) verschlungen. Es wird an einem rothen, auf beiden Seiten weiß eingefaßten Bande getragen; die Großkreuze tragen nach einer Verordnung Joseph's II. von 1765 außerdem das Kreuz in Silber gestickt auf einem Lorbeerkranze ruhend noch auf der linken Brust. 77.

Mariana (Juan), ein berühmter Jesuit, wurde zu Talavera in der Diöces von Toledo im J. 1537 geboren. Nach Beendigung seiner Studien auf der Universität zu Alcala, bereiste er seit 1560 Italien und Frankreich, lehrte mit großem Beifalle die Theologie in Rom, Sicilien und Paris und kehrte nach 13jähriger Thätigkeit für den öffentlichen Unterricht im Auslande 1574 nach Spanien zurück. In dem Jesuitencollegium zu Toledo, wohin er sich begeben hatte, arbeitete er sein berühmtes Werk über die Geschichte Spaniens aus. Um demselben eine weitere Verbreitung zu verschaffen, schrieb er es in lateinischer Sprache unter dem Titel: „Historia de rebus Hispaniae, libri XXX" (Toledo 1592—1595. 2 Voll.), ließ sich jedoch später bewegen es auch ins Spanische zu übersetzen. Von dieser Übersetzung erschienen noch bei seinen Lebzeiten 4 Ausgaben und mehrere in der folgenden Zeit, namentlich zu Valencia (1783—1796 in 9 Foliobdn.) und zu Madrid (1819 in 8 Bdn.). Auch ins Französische und in andere Sprachen wurde dieses Hauptwerk über die Geschichte Spaniens übersetzt. Außerdem hat man von M. folgende Werke: eine Abhandlung „De rege et regis institutione, libri III" (Toledo 1590), welche den Königsmord in gewissen Fällen vertheidigt und auf Befehl des Parliaments zu Paris 1610 durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt wurde; „De ponderibus et mensuris" (Toledo 1599. Mainz 1609. Avignon 1768). Ferner erschienen von ihm 7 Abhandlungen in einem Foliobande zu Köln (1609) und Scholien über das alte und neue Testament (Madrid 1619). Er starb zu Toledo 1623 im 87. Lebensjahre. 63.

Marianeninseln, s. Ladronen.

Marienbad ist ein Dorf im pilsener Kreise des Königreichs Böhmen, zu dem prämonstratenser Stifte Tepl gehörig, das man seit einigen Jahren erst wegen seiner vielfach besuchten Quellen (im Jahre 1832 von 1500 Personen) in die Reihe der berühmtesten Bäder Deutschlands zählen muß. Die 5 Mineralquellen, von denen sich 4 bei der Badeanstalt, die 5. aber im auschowitzer Thale vorfinden, werden nur zum Trinken benutzt, mit Ausnahme des Marienbrunnens, dessen Wasser auch zum Baden gebraucht wird. Von dem Wasser des Marienbrunnens, zu dem ein ionischer Säulengang führt, werden jährlich gegen 100000 Krüge versendet. Nach der Verschiedenheit der Krankheiten (gastrische Unreinigkeiten, Blutanhäufungen, Lähmung, Krämpfe, Ausschläge ꝛc.) bedient man sich bald dieses, bald jenes Brunnens. Die Umgebung ist bei den Gartenanlagen, bei der Nähe des Böhmerwaldes und dem Wechsel von Promenaden und freien Plätzen so wie die ganze Gegend höchst angenehm. Man genießt die Aussicht auf die Pfauenburg, auf das Metternich'sche Schloß Königswart. Auch besucht man von hier aus gewöhnlich Eger und das Franzensbad. Vergl. Heidler, „Beobachtungen und Ansichten über Marienbad" (1822). 77.

Marienburg, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirke Danzig, am rechten Ufer der Nogat gelegen, worüber eine 539 Fuß lange Schiffbrücke führt, ist seit 1807 und 1812 als Vorfeste Danzigs verschanzt und hat 2 Vorstädte, 4 katholische und 1 lutherische Kirche, 1 katholische Kapelle, 2 Hospitäler, 1 lutherisch-lateinische Schule, 5 Elementarschulen, 1 Schullehrerseminar, 1 Töchterschule, 1 katholisches Gymnasium mit 2 Lehrern und 650 Häuser mit 5300 Einw., welche Tuch, Strümpfe, Leinwand, Barchent, baumwollene Zeuche, Hüte ꝛc. verfertigen. Sehenswerth ist das neuerlich hergestellte große und einfache Schloß der Hochmeister der deutschen Ritter. Es war früher eine Feste, die von dem Landmeister Dietrich von Gattersleben zwischen 1271 und 1274 angelegt, unter Konrad von Thierberg 1276 vollendet und der Himmelskönigin Maria, als der Schutzheiligen des Ordens, gewidmet wurde. 30 Jahre später (um 1306) ward der Bau der eigentlichen Hofburg angefangen und 1309 vollendet, worauf Siegfried von Feuchtwangen aus dem mißtrauischen Venedig seinen Hochmeistersitz nach M. verlegte und zur Residenz dieses Ordens machte. 17 Hochmeister residirten 148 Jahre lang auf diesem Schlosse von 1309—1459, in welchem Jahre 600 Polen, deren König Kasimir das Schloß nebst andern Städten und Dörfern von dem Hauptmanne der böhmischen Söldner, Ulrich Chirwenha, für 436000 Gulden am 15. Aug. 1456 gekauft hatte, in das Schloß eindrangen, den letzten Ordensmeister, Ulrich von Elrichhausen, vertrieben und somit die Residenz der Ordensmeister auflösten. Bis 1772, wo es unter Friedrich II. mit Preußen vereinigt ward, blieb es in den Händen der Polen. Durch den Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, der es mit passenden alterthümlichen Emblemen und Glasgemälden verzieren ließ, entstand es 1824 wieder aus seinen Ruinen. Das Schloß, welches früher eine Vorburg war, wurde in eine Hochburg umgeschaffen, von der noch Überreste, als die Kirche mit der Kapelle, der Remter, der Capitelsaal ꝛc., vorhanden sind. Diese Hochburg ist eigentlich die mittlere Burg, ein von 4 Stockwerken hohes Gebäude, ein Viereck bildend, welches an der nordwestlichen Seite 315, an der südöstlichen 280 und an der nordöstlichen 265 Fuß lang ist. Die hochmeisterliche Wohnung, welche die Hauptfeste ausmachte, an welche sich, die drei Seiten des offenen Vierecks ausmachend, die Gebäude anschlossen, welche den großen Conventsremter, die Gemächer zur Krankenpflege, die Wohnungen des Großcomthurs und anderer Ritter, nebst großen Vorrathsgewölben enthielten, erhob sich an der südwestlichen Ecke und zeichnete sich durch Pracht und Größe aus. Erhalten ist der große Remter des Meisters in dem

Prachtgeschosse des Mittelschlosses, der sich durch einen 45 Fuß langen und breiten Saal, dessen Gewölbe ein achteckiger Grundpfeiler von 26 Zoll im Durchmesser trägt, auszeichnet; der 96 Fuß lange und 48 Fuß breite Sammlungsremter und das Kellergewölbe unter demselben; die St. Annenkapelle unter der Kirche, in der der Hochmeister von Plauen und Dietrich von Altenburg, welcher die Kapelle anlegte, begraben liegen. An der Außenseite der Schloßkirche ist eine 25 Fuß 4 Zoll hohe Bildsäule der Mutter Gottes mit dem an 6 Fuß hohen Jesuskinde in einer Blende von Gold; die Bildsäule und Nische sind Mosaik, das aus kleinen Glasstücken von braunen Farben besteht und etwa 1 Zoll im Quadrat keilförmig geschnitten und die Stücke haben auf dem braunen Glasstücke eine Goldplatte und auf dem Golde eine sehr dünne Glasplatte. Noch sind der schiemichte (d. i. scheidenartige, von seiner runden Gestalt), 80 Fuß hohe Burgthurm, von der Volkssage genannt Buttermilchthurm, und der Mühlgraben, welcher die Vorstädte durchfließt, ein berühmtes Meisterwerk der alten Baukunst, welches fast einer römischen Wasserleitung ähnlich ist und aus einem 187 Fuß hohen und 20 Fuß breiten gewölbten Canale besteht, bemerkenswerth. Überhaupt leuchtet im Ganzen, vorzüglich in den kühnen Spitzbogen und in den schlanken Pfeilern, der Styl der trefflichen altdeutschen Baukunst hervor, nach welchem Alles den Schein gen Himmel sich erhebender Leichtigkeit hat. 71.

Marienfeste. Der Maria, der jungfräulichen Mutter des Herrn (θεοτόκος), welche seit den nestorianischen Streitigkeiten (s. d. Art.) im Glauben und in der Ehrfurcht der Christen immer höher stieg, wurden bereits seit dem VI. Jahrh. Feste gefeiert. 1) Unter dem Kaiser Justinian I. ward das Fest der Reinigung Mariä (festum purificationis, ἑορτὴ τῆς ὑπαπάντης) zum Andenken ihres Kirchganges und der Darstellung Christi im Tempel zu Jerusalem (Luk. II, 22 ff.) gestiftet. Es wird in der katholischen Kirche am 2. Febr. begangen. 2) Das Fest der Verkündigung Mariä (festum annuntiationis, ἡ τοῦ εὐαγγελισμοῦ ἡμέρα) oder des englischen Grußes, wie es in der orientalischen Kirche genannt wird, kam im VII. Jahrh. hinzu. Es ist dem Andenken an den Gruß und die Botschaft des Engels Gabriel, welche bei Lukas I, 28 ff. erzählt wird, gewidmet. Der Tag der Feier ist der 25. März. Fällt es aber auf einen Fastensonntag, oder den Sonnabend der Charwoche, oder in die Osterfeier, so wird es an einigen Orten auf einen der nächsten Tage verlegt. 3) Das Fest der Geburt Mariä (festum nativitatis) am 8. Sept., stammt ebenfalls wahrscheinlich aus dem VII. Jahrh. 4) Das Fest der Himmelfahrt Mariä (festum assumtionis, d. i. der Abholung ihrer Seele und ihres Körpers durch Christus und seine Engel) am 15. Aug. findet sich für den Occident seit 813 zuerst in fränkischen Kirchen. Bis dahin, also noch im VIII. Jahrh., beschränkte man sich gewöhnlich auf eine Feier der κοίμησις oder dormitio Mariae, d. i. blos ihres Todes. 5) Das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä (festum conceptionis), welches auf den 8. Dec. fällt, feierten zuerst um das Jahr 1140 einige Domherren zu Lyon. Ungeachtet des Widerspruchs der Theologen, besonders der Dominicaner, gegen den darin gefeierten Glauben, verbreitete es sich doch im XIV. Jahrh. unter dem Volke und drang es durch, seitdem Duns Scotus die Behauptung von der unbefleckten Empfängniß der Maria zum Ordensdogma (der Franciscaner), den Thomisten gegenüber, erhob und 1387 die Universität Paris ihm beitrat, wie denn auch 1389 Clemens VII. sich für ihn erklärte. 6) Das Fest der Heimsuchung Mariä (festum visitationis), zum Andenken an den Besuch derselben bei der Elisabeth (Luk. I, 39 ff.), fällt nach dem Festkalender auf den 2. Juli. Es wurde von den Päpsten Urban VI. (1389) und Bonifacius (1390) eingesetzt und von dem Concile zu Basel (1441) gesetzlich gemacht. — Außer diesen größeren Marienfesten zählt die katholische Kirche

noch einige kleinere Feste, in welchen die Wendepunkte des Lebens der Maria, gemäß der heiligen Sage, gefeiert werden, z. B. die Feste der Opferung, der Verlöbniß oder Vermählung, der Schmerzen Mariä u. m. a. Von allen diesen Marienfesten nehmen die Reformatoren nur drei als in der biblischen Geschichte begründet und auch diese nur als „Feste des Herrn" auf, nämlich: Mariä-Reinigung, Mariä-Verkündigung und Mariä-Heimsuchung. Doch sind auch sie in den protestantischen Ländern seit dem XVIII. Jahrh. meist beseitigt worden. 63.

Marienglas, s. Gyps.

Mariengroschen sind eine hanöversche und braunschweigsche Silbermünze, zuerst im Jahre 1505 zu Goslar aus 8löthigem Silber mit dem Bilde der Maria, wovon auch der Name herrührt, geschlagen. Seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts aber haben die M. das Bildniß der Maria nicht mehr und man unterscheidet feine M. aus feinem Silber, 10 Gran schwer, und grobe M. aus 7löthigem Silber, $23\frac{1}{6}$ holl. Aß schwer. 1 M. = $\frac{1}{3\frac{1}{6}}$ Conventionsthaler = $\frac{1}{21}$ Mariengulden = 8 Pf. Conv. Man hat $\frac{1}{2}$-, 1-, 3-, 4- und 6fache M.; die halben heißen auch Mattiere. 33.

Mariette (Pierre Jean), ein berühmter französischer Kunstkenner, Sammler und Schriftsteller, geb. zu Paris im Jahre 1694, erhielt in dem Hause seines Vaters, des trefflichen Zeichners und Kupferstechers Jean M. (geb. 1654, gest. 1742), eine seiner Neigung zur Kunst angemessene Ausbildung und erregte bereits als Knabe durch seine umfassenden Kenntnisse und einen seltenen Geschmack in seinen Urtheilen allgemeine Bewunderung. Nach dem Tode seines Vaters verkaufte er sein Haus und ging auf Reisen, zuerst nach Wien, wo er eine Zeit lang das Inspectorat der dasigen Gallerie bekleidete, und dann nach Italien. Nachdem er hier die trefflichste Gelegenheit gefunden hatte seine Mustersammlung von Zeichnungen und Kupferstichen, die er schon als Knabe angelegt hatte, zu bereichern, kehrte er nach Paris zurück, wurde Kanzleicontroleur und beschäftigte sich bis an seinen Tod, welcher den 10. Sept. 1774 erfolgte, ausschließlich mit Kunstschriftstellerei und der Vergrößerung seiner Sammlung. Letztere enthielt mehr als 1400 Zeichnungen und über 1500 Kupferstiche, wurde aber nach seinem Ableben zerstreut. Unter seinen schriftlichen Arbeiten verdienen vorzügliche Beachtung: „Traité des pierres gravées" (Par. 1750. 2 Voll.); „Description sommaire des dessins des grandes-maîtres d'Italie etc.", „Du cabinet de feu M. Crozat" (Par. 1741. 1 Vol.); „Des remarques sur la vie de Michel-Ange und „Lettre à M. le comte de Caylus sur Léonard de Vinci." Auch nahm M. Theil an der von Caylus, Barthelemy und Laborde unternommenen Herausgabe des „Recueil de peintures antiques." 36.

Marignano, eine Stadt mit 4000 Einw. in der Delegation Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs am rechten Ufer des Lambro gelegen, ist denkwürdig durch eine Schlacht zwischen den Schweitzern und den Franzosen unter ihrem Könige Franz I. am 3. und 4. Sept. 1515. Letzterer war zur Wiedereroberung Mailands über die Alpen gezogen und hatte der Armee der Schweitzer gegenüber, welche für Maximilian Sforza focht, ein festes Lager bezogen. Angegriffen am 3. Sept. vertheidigte er sich unter großem Verluste bis zum Einbruche der Nacht ohne irgend eine Entscheidung, doch beschloß er seine Stellung, es koste was es wolle, zu behaupten. Mit anbrechendem Morgen begann der Kampf von Neuem und dauerte bis gegen Mittag, wo endlich die Schweitzer völlig aufgelöst mit einem Verluste von 10000 Mann die Flucht ergriffen. Die Frucht dieses Siegs war die Wiedereroberung Mailands und ein ewiger Friede mit der Schweitz, durch welchen letztere entschieden und dauernd an das Interesse Frankreichs gefesselt wurde. Bekanntlich ließ sich Franz I. von Bayard, um ihn für die bei M. bewiesene Tapferkeit zu ehren, nach der Schlacht den Ritterschlag er-

theilen. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß jetzt zum ersten Male Spuren der leichten Reiterei erscheinen. 15.

Marine ist die Gesammtheit der Seeschiffe einer Nation, eigentlich nur von der Kriegsmacht gebraucht; doch unterscheidet man auch Kriegsmarine und Handelsmarine und gebraucht dann den Ausdruck vom gesammten Seewesen. 30

Marino oder Marini (Giambattista), ein zu seiner Zeit sehr geschätzter italienischer Dichter, ward 1569 zu Neapel geboren und von seinem Vater, dessen Wünschen sich der Jurisprudenz zu widmen er nicht entsprach, verstoßen, fand aber wegen seiner dichterischen Anlagen einen Gönner an dem Herzoge von Bovino und später an dem Cardinale Aldrobrandini, mit dem er nach Turin ging, hier aber mit einem gewissen Murtola in einen heftigen Streit gerieth und nachdem er mancherlei Verfolgungen von diesem erduldet hatte, sich nicht mehr wohl befand, so daß er 1615 nach Paris ging, wo er von der Königin Maria von Medicis begünstigt bis 1622 blieb, von da aber nach Rom zurückkehrte, wo er den 25. März 1625 starb. — Er hatte unstreitig viel dichterischen Geist und große Gewandtheit, aber sein stetes Haschen nach Neuheit und Erhabenheit des Ausdrucks und die überall hervortretende Absicht Staunen und Bewunderung zu erregen, machen seine Producte durch Schwulst und Künstelei fast ungenießbar, obwohl er dadurch ungemeines Aufsehen erregte, so daß der Marinismus in unzähligen Nachahmern noch lange nach ihm die Seele der italienischen Poesie gebildet hat. Unter seinen Werken nennen wir nur seinen „Adonis“ (Paris 1623. Fol. Vened. 1623. 4.), ein Epos in 20 Gesängen, das zwar viele einzelne Schönheiten enthält, aber eben so wie sein „Strage degli Innocenti“ („Bethlehemitischer Kindermord,“ u. a., Rom 1633. 12., auch ins Franz., Holl. und Deutsche übersetzt), in 4 Gesängen, von Schwulst strotzt. Am Besten sind noch seine lyrischen Gedichte („Rime amorose, sacre e varie. Vened. 1602. 3 Voll. 12. u. öft.). 16.

Marino (San), die kleinste Republik Europas, liegt in der päpstlichen Delegation Urbino und Pesaro unter 30° 17′ L. und 43° 56′ N.B. am Fuße der Apenninen und an der Vereinigung des Tamaro und Calore. Sie hat nach Balbi $1\frac{1}{16}$ □ Meil., 1 Stadt, 4 Ortschaften und 7000 katholische Einwohner, die sich vorzüglich mit Weinbau und Viehzucht beschäftigen. Der Boden an den Anhöhen ist steinig, in den Thälern, wo es nicht an Wasser fehlt, gut. Die vornehmsten Producte bestehen in Korn, Futterkräutern, Hülsenfrüchten, Gartenfrüchten, Hanf, Obst, Kastanien, Wein, Seide und Öl; sie hat treffliche Viehzucht, aber kein Salz. Die Marinesen sind ein arbeitsames, friedliches Völkchen, das sich nach eigenen Gesetzen regiert und mit seinem Zustande und seiner Verfassung zufrieden lebt. Die Zahl der adligen Familien, welche die Regierung mit dem Volke theilt, beläuft sich auf 25. Der Freistaat steht unter dem Schutze des Papstes, der ihm das Getreide und Salz zollfrei überläßt und dessen Breve, welches die Unabhängigkeit der Republik anerkennt, 1817 auf Marmor gegraben und an den Grenzen des Freistaates aufgestellt worden ist; auch Durchmärsche durch das Gebiet hat der heilige Vater untersagt. Die Verfassung dieses Staats ist gemischt: die Souverainetät befindet sich in den Händen eines großen Raths von 300 Aeltesten oder Anziani und die Regierung verwaltet ein Rath von 12 Gliedern, an dessen Spitze ein Capitano steht, der jedoch immer nur auf 3 Monate gewählt wird. Der Staat hat seine Grundgesetze, die den Titel führen: „Statuta illustrissimae rei publicae Sancti Marini.“ Sein Wappen ist ein silberner Schild, worin man den Schutzheiligen auf einem grünen Berge stehend erblickt. Er hält 40—50 Mann Militair, aber jeder Marinese ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet und wird zu diesem Zwecke auch frühzeitig in den Waffen geübt. Die Einkünfte betragen 100000 Gulden. — Dieser Frei-

staat soll auf folgende Art entstanden sein. Auf dem Gipfel eines Berges im vormaligen Herzogthume Urbino zwischen den Flüssen Marechio und Amarano lebte vor 1300 Jahren ein Einsiedler Marinus, dessen heiliger Lebenswandel ihm nicht nur einen großen Ruf verschaffte, sondern auch eine fromme Matrone Namens Felicitas bewog, ihm den Berg, auf dem er seine Klause aufgeschlagen hatte, zum erblichen Eigenthume zu übertragen. Um ihn sammelte sich bald ein zahlreicher Kreis von Andächtigen, der bei seiner immer mehr anwachsenden Vergrößerung sich eine eigene Verfassung gab und einen Freistaat bildete, dessen Unabhängigkeit die Nachbarn anerkannten. Blos seiner Geringfügigkeit hat er es zu verdanken, daß er bis jetzt nicht das Schicksal seiner mächtigern Schwestern getheilt hat. Man war indeß so klug, eine Vergrößerung des Gebiets, die 1796 der siegreiche Napoleon anbot, von sich zu weisen und sich nur den Schutz der großen Nation zu erbitten. — M. (San) ist Hauptstadt des Staates auf dem Gipfel des Berges, auf dem sich der heilige Marin zuerst niederließ. Nur ein einziger schmaler Weg führt zu ihren Mauern und zu dem Thore der Stadt, die im Ganzen nicht sonderlich gebaut ist, 1 ziemlich große Vorstadt hat und 3 kleine Castelle, 5 Kirchen, 3 Klöster, wovon eins außerhalb der Stadt steht, und etwa gegen 6000 Einw. zählt. In derselben haben sämmtliche Behörden des Staats ihren Sitz. Die Einwohner bauen einen vorzüglichen Wein, den sie in Felsenkellern aufbewahren, aber schlechtes Öl und eine Menge Seide, die sie zum Theil in Organsin und Tram verwandeln; übrigens nähren sie sich von Handwerken und vom Handel. Was der Stadt vorzüglich fehlt, ist gutes Trinkwasser, das meistens aus Cisternen geschöpft werden muß. Die zur Republik San M. gehörigen Dörfer heißen: Aquariva im Nordwesten, Faëtano im Osten, Feglio im Süden und Serravalle im Norden der Hauptstadt. 71.

Marionetten sind Puppen von verschiedener Größe, welche mittelst verborgener Schnüren oder Drähte gezogen und gelenkt werden und so menschliche Bewegungen nachahmen. Man führt mit ihnen auf eigens dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) theatralische Vorstellungen auf und der hinter den Coulissen verborgene, die Bewegung der Figur leitende Marionettenspieler spricht größtentheils mit veränderten Stimmen den Dialog dazu, wodurch zugleich der Mangel mehrerer Personen ersetzt wird. Unter Metamorphosentheater wird ein solches Marionettentheater verstanden, bei welchem die Verwandlung der M. in andere Gegenstände verbunden ist. Die M. sind uralt. Von den Griechen kamen sie zu den Römern. Sie hießen neurospata und wurden vornehmlich in Schauspielen, öfters aber auch dazu gebraucht, den Kindern Schrecken einzujagen, die niedere Volksclasse aus einander zu treiben u. dergl. Die Athenienser räumten dem Neurospaten Pothimus zu seinen Possen ein Theater ein, worauf die Stücke des Äschylus und Euripides gespielt wurden. In China sind Darstellungen mit M. eine Hauptbeschäftigung der Gaukler. In der Mitte des XVII. Jahrh. waren die Marionettenspiele des François und Jean Brioche in Frankreich sehr berühmt, ja man wollte ihnen sogar die Erfindung derselben zuschreiben. In den meisten großen Städten Italiens gibt es noch jetzt Marionettenspieler, welche bei ihnen Burattini heißen; die Marionettenspiele sind daselbst mehr auf ein gebildetes Publicum berechnet. Namentlich ist in Mailand das Theatro Girolamo bekannt. In Deutschland gibt es jetzt häufig herumziehende Marionettentheater, bei denen aber das Marionettenspiel leider tief herabgesunken ist. Der Name Marionette ist von Morione, Morio, ein Narr, abgeleitet. 26.

Mariotte (spr. Mariott) (Edmé), ein berühmter Mathematiker und Physiker, geb. im Anfange des XVII. Jahrh. in oder bei Dijon, wurde 1666 Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften und starb den 12. Mai 1684. Ein großes Verdienst erwarb sich M. durch die wissenschaftliche Bearbeitung der Hy-

statik und Hydraulik und machte vorzüglich in letzterer eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter und stellte Untersuchungen über die Leitung des Wassers und über die zum Widerstande gegen den Druck nöthige Stärke der Röhren an. Der Lehrsatz, daß sich die Dichtigkeit der Luft wie das Gewicht, welches auf ihr lastet, oder wie die zusammendrückende Kraft verhält, führt nach ihm den Namen des mariottischen Gesetzes. Die Mechanik der festen Körper bereicherte er durch seine genauere und vollständigere Entwickelung der von Ch. Wren zuerst bearbeiteten Lehre vom Stoße und bestimmte die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Traité de la percussion ou du choc des corps“ (3. Ed. Paris 1679); „Essais de la végétation des plantes, de la nature de l'air, du chaud et du froid“ (Paris 1676 et 1679); „Traité du mouvement de l'eau et des autres corps fluides“ (Paris 1690) und „De la nature des couleurs“ (Paris 1686). Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Leyden 1717 (2 Bde. 4.). 26.

Mariz (Johann), ein ausgezeichneter Stückgießer und Mechaniker, geb. im Jahre 1711 zu Genf, ist wichtig als Erfinder einer horizontalen Bohrmaschine mit spitzigen Bohrern, welche so eingerichtet war, daß die Kanone nicht wie früher beim Ausbohren der Seele still lag, sondern mittelst einer mechanischen Vorrichtung in Bewegung gesetzt und gleichförmig den Bohrern vorgeschoben wurde. Dadurch ward es leicht, beim Ausbohren die Achsendrehung der Kanone zu berücksichtigen und so die bei dem frühern Verfahren, wo der Bohrer sich bewegte, häufigen Fehler und Unebenheiten der Seele zu vermeiden. M. theilte der französischen Regierung im Jahre 1739 seine Erfindung mit, fand Anerkennung und wurde in Lyon bei der Stückgießerei angestellt, um hier, so wie später in Straßburg und Douay, sein Verfahren anzuwenden. Man erkannte bald auch außer Frankreich die Vortrefflichkeit dieser Bohrmaschine und machte daher den Erfinder von mehreren Seiten, z. B. von Rußland aus, ehrenvolle Anträge. Die französische Regierung indeß fand es für gut ihn durch bedeutende Gehaltszulage an ihre Dienste zu fesseln, gestattete ihm jedoch in Spanien die beiden großen Gießereien zu Sevilla und Barcelona anzulegen. Nach seiner Rückkehr von dort erhielt er den Grad eines Marechal de Camp und einen Gehalt von 12000 Livres. Hochgeachtet starb er den 16. Mai 1790 auf seinem Landgute bei Lyon. 36.

Marius (Cajus), einer der merkwürdigsten Männer in der ganzen Geschichte Roms, geb. zu Arpinum (daher Arpinas), einem Städtchen im Lande der Volsker, war zwar von niederer Herkunft (seine Eltern waren Bauersleute, die nie ein öffentliches Amt bekleidet hatten), ohne Vermögen, roh, ohne alle Bildung, wurde aber doch von einer unersättlichen Begierde nach Ruhm und Auszeichnung beseelt, weßwegen er schon in seiner frühen Jugend, zumal da er eine ungewöhnliche Körperkraft besaß, an den politischen Stürmen seiner Zeit Theil zu nehmen suchte, im Kriege diente und unwillig über die Rechte der Nobiles und dabei von Natur herrschsüchtig durch Benutzung der Demokratie Despot zu werden suchte. Seine ersten Kriegsthaten, wodurch er nicht nur die Aufmerksamkeit seiner Cameraden, sondern auch die seines Feldherrn auf sich zog, übte er vor Numantia in Spanien unter dem Oberbefehle des Scipio Africanus aus; und wirklich vereinte M. schon damals alle Eigenschaften in sich, die ein Soldat der damaligen Zeit sich angeeignet haben mußte, wenn er nur irgend sich emporschwingen wollte. Mit seinem Muthe, seiner Tapferkeit, Enthaltsamkeit und Kühnheit gewann er daher bald Scipio für sich. Im Jahre 120 wurde er Volkstribun, gab die im Alterthume berühmte Maria Lex, wonach er bestimmte, daß die Brücken, welche in die zum Abstimmen bestimmten Schranken führten (vgl. Comitia centuriata), enger werden sollten, damit die einzelnen Abstimmenden

während des Abstimmens nicht auf denselben stehen bleiben und das Abgeben der Stimmen beobachten könnten, erhielt hierauf im Jahre 116 die Prätur, wurde 115 Proprätor in Hispanien und ging dann als Legat unter Qu. Cäc. Metellus mit nach Afrika gegen den berüchtigten numidischen Thronprätendenten Jugurtha in den Krieg, in dem er vorzüglich seine Bildung erhielt. Aber bei der so verschiedenen Gesinnung, die diese beiden Männer im Busen trugen, konnte es nicht fehlen, daß M. bald einen entschiedenen Haß auf seinen Oberfeldherrn warf und durch Ränke und Cabalen ihm den Oberbefehl zu entziehen suchte. Er ging deßwegen nach Rom, verläumdete den Metellus, gewann das schon früher zum größten Theil ihm ergebene Volk noch mehr für sich und brachte es endlich dahin, daß dem Metellus der Oberbefehl genommen, er selbst aber 107 zum Consul erwählt des Verdrängten Stelle einnahm. Begleitet von einer Menge neuer Rekruten aus der ärmsten Volksclasse (capite censi), die natürlich nichts zu verlieren hatten, eigentlich aber vom Legionendienste ausgeschlossen waren, setzte nun M. nach Afrika über. Der Kranz des Ruhms schmückte auch bald darauf, wie er gewollt hatte, seine Stirn, wiewohl eigentlich Luc. Cornel. Sulla, dem es durch seine geschickte Unterhandlung gelang, daß der numidische König Bocchus seinen Eidam Jugurtha den Römern auslieferte, den Krieg endigte. Doch als Oberfeldherr wurde es ihm leicht das Verdienst seines glücklichen Quästor Sulla zu verdunkeln. Kaum aber war dieser Krieg für Rom glücklich beendigt, als ein neuer Schrecken die Republik beunruhigte, das plötzliche Einbrechen der Cimbern und Teutonen (s. d. Art.). Niemand schien die Gefahr von der Republik abwenden zu können, als der gefeierte M. Er ward daher zum zweiten Male zum Consul erwählt (105) und erhielt diese Würde, ganz den bestehenden Gesetzen zuwider, 4 Jahre hinter einander, weil er kluger Weise zauderte eher einen entscheidenden Angriff auf den Feind zu machen, als bis dieser sich getheilt hatte. Jetzt griff er die Teutonen vereint mit den Ambronen bei der römischen Colonie des Sextius (aquae Sextiae, Aix in der Provence) 102 v. Chr. an und brachte ihnen eine vollkommene Niederlage bei, und dieser Sieg verschaffte ihm noch in diesem Jahre das fünfte Consulat, worauf er ohne Verzug in die Gegend oberhalb Verona eilte, sich mit dem hier stehenden andern Consul, Catulus, vereinigte und daselbst auch die Cimbern in einer furchtbaren Schlacht schlug. M., vom Volke und noch mehr von seinen Soldaten bis zum Himmel erhoben, hielt einen glänzenden Triumphzug. Während aber so Rom auswärts sich des besten Glücks zu erfreuen hatte, hatte die Stadt selbst in ihrem Innern Stürme zu bestehen, die schon damals höchst gefährlich zu werden schienen. M., jetzt zum sechsten Male zum Consul erwählt, hatte schon damals eine bedeutende Partei in Rom für sich gewonnen und glaubte nun jetzt am Leichtesten sein Ziel, die Macht des Senats zu brechen und die Republik zu Grunde zu richten, erreichen zu können. Dazu kam, daß zwei Männer sich auf seine Seite schlugen, die von gleicher Herrschsucht beseelt auch des M. Anmaßung mit ihm theilten. Es waren dieß der Tribun L. Appulejus Saturninus und der Prätor Caj. Servilius Glaucia. Zwei Gegner der marianischen Partei endeten unter der mörderischen Hand des Saturninus, bis endlich die Consuln und alle Gutgesinnte, dieses Gräuels müde, die waffenfähige Mannschaft Roms auf das Forum riefen, wo Saturninus gezwungen ward sich auf das Capitol zu flüchten, M. aber, um seine Macht zu behalten und nicht mitschuldig zu scheinen, sich zur größern Masse der Gegenpartei des Saturninus schlug und endlich den Saturninus sich zu ergeben zwang. Mit diesem Ereignisse aber scheint auch die politische Bedeutung des M. zu Grabe gegangen zu sein; denn nicht nur, daß man sein Streben wohl erkennen mochte, auch der geschmeidige L. Cornel. Sulla zeigte sich jetzt als sein entschiedener Gegner und ohne Zweifel würden diese beiden Männer schon während jener inneren Stürme Roms

offen mit einander gebrochen haben, wäre nicht ein anderes Ereigniß dazwischen gekommen, welches von Seiten Roms eben so viel Klugheit und Einsicht als Energie und Entschlossenheit erforderte. Die Bundesgenossen in Italien nämlich forderten von Neuem mit Ungestüm das volle römische Bürgerrecht (jus suffragii et petendi honores). M. nahm zwar an diesem Kriege anfangs Theil, zog sich aber später zurück. Das war es aber gerade, wodurch Sulla bald einen großen Vortheil vor ihm gewann. Denn während M. sich zwar seiner Partei immer mehr und mehr versichert hatte, hatte Sulla das Heer für sich gewonnen. Die Veranlassung zum vollkommenen Ausbruche des Grolles dieser beiden Männer fand sich sehr bald. Bereits war Sulla zum Consul ernannt worden und erhielt bei dem gegen Mithridates, König von Pontus, ausgebrochenen Kriege den Oberbefehl (89 v. Chr.), als der Volkstribun Publ. Sulpicius, ein eifriger Anhänger des M., dieses Amt dem M. zu verschaffen suchte und wirklich auch durch ein Plebiscitum es durchsetzte, daß M. dasselbe erhielt, ja mit Gewalt es dahin brachte, daß Sulla aus der Stadt fliehen mußte, während M. vereint mit Sulpicius die ganze Macht an sich zogen und, im Besitze von 3000 Gladiatoren, eine Rolle spielten, welche sie den Antisenat nannten, des Senates spottend. Aber bald erreichte sie die Rache des Sulla, der siegreich in Rom einzog, den M. nebst seinen Anhängern vertrieb, für vogelfrei erklärte, den Sulpicius enthaupten ließ und durch einige neue Einrichtungen die Ruhe wiederherstellte. M. war nach Minturnä entkommen und hatte sich in den dortigen Sümpfen versteckt; allein er wurde hier entdeckt, gefangen und sollte in dieser Stadt hingerichtet werden. Doch beinahe auf wunderbare Weise entging er dieser Gefahr; dem Sklaven nämlich, der ihn tödten sollte, soll, als er den Arm zum Todesstoße erhob und M. voll Stolz und Muth rief: „Du Sklave willst mich tödten?!" vor Angst das Schwert entfallen sein, worauf M. freilich unter großer Gefahr entkam. Nun finden wir ihn auf den Trümmern von Carthago wieder. Unterdessen gingen aber auch in Rom bedeutende Veränderungen vor. Der Consul Cinna hatte in kurzer Zeit die Partei des M. wieder emporgebracht und suchte nun das die Neubürger betreffende Gesetz des Sulpicius durchzusetzen. So wüthend, als er aber auch als Parteihaupt war, so unterlag er doch seinem Collegen Octavius, mußte fliehen und wandte sich zu dem Heere des App. Claudius in Unteritalien, von wo aus er den noch in Afrika umherirrenden M. einlud sich mit ihm zu verbinden und mit gewaffneter Hand und mit diesem bedeutenden Heere das erlittene Ungemach in Rom zu rächen. M. nahm die Einladung an. Cinna und M. drangen nun nach Rom vor und die Stadt mußte sich ergeben. Trotz der versprochenen Amnestie dauerte das Morden 5 Tage und 5 Nächte fort, alle Freunde und Anhänger des Sulla wurden niedergemacht und Sulla selbst geächtet und M. erklärte sich ohne vorhergegangene Wahl zum Consul. Zum siebenten Male begleitete er jetzt diese Würde, es war aber auch das letzte Mal. Von Gewissensbissen wegen seiner eben verübten Gräuel gequält ergab er sich dem Trunke, wodurch er schon 17 Tage später, als er das Consulat angetreten hatte, sich den Tod zuzog. Er starb in einem Alter von 70 Jahren 86 v. Chr. 20.

Marivaux (spr. Marivoh) (Pierre Carlet de Chamblain de), ein fruchtbarer französischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, ward 1688 zu Paris geboren, erhielt eine gute Erziehung, fand reichliche Unterstützung, erwarb sich die Freundschaft von Lamotte, Fontenelle, Helvetius u. A. und spielte später eine wichtige Rolle in den Cirkeln der Frau von Tencin, ward hierauf Mitglied der Akademie, wobei Voltaire sein Mitbewerber war und starb zu Paris den 12. Febr. 1763. — Bei seiner Neigung zum Widerspruche und zu Paradoxien jeder Art versuchte er anfangs gegen die Koryphäen der Literatur seiner Zeit zu Felde zu ziehen; da es ihm aber nicht gelang, irgend etwas gegen sie auszurichten, überließ er sich aus-

schließlich der Dichtkunst im Gebiete der Komödie und des Romans, verfolgte aber in seinen zahlreichen Producten nicht allein dieselbe Idee, sondern auch dieselbe Manier der Darstellung und Entwickelung, indem er überall in leichtem durchsichtigem Gewebe, welches den Ausgang sogleich errathen läßt, nur mit Worten spielt, die ganze Intrigue blos in den Dialog legt und nur rein psychologische Situationen entwickelt, wobei es natürlich an manierirter Darstellung nicht fehlen kann, so daß sie dem Begriffe der Marivaudage den Namen gegeben hat, womit seine und seiner zahlreichen Nachahmer Dichtweise benannt wird. Von seinen Theaterstücken haben sich nur sehr wenige auf dem Repertoire erhalten; eben so sind seine Romane fast ganz vergessen. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Paris 1781 (12 Bde. 8.). 16.

Mark, ein altdeutsches Wort, von „merken"; daher Marke, wörtlich so viel als „Merke=" oder Erinnerungszeichen, gebraucht man sowohl für das Zeichen als für die bezeichnete Sache. In älteren Zeiten gebrauchte man diesen Ausdruck vorzüglich für die Grenzbezeichnung der Länder eben sowohl, als für die eingegrenzten oder abgemarkten Provinzen selbst, z. B. Dänemark (das geschlossene Land der Dänen), M. Brandenburg, M. Meißen. In dem Sinne als Provinz verstand man vornehmlich eine Grenzprovinz darunter, deren Befehlshaber Markgraf (marchio) genannt wurde. Unter ihm standen die übrigen Grafen der Provinz. Die früheren Markgrafthümer, wie Brandenburg, Meißen, Mähren, Ober= und Niederlausitz, führen zwar den Namen gegenwärtig noch fort; in neuern Zeiten wendet man jedoch den Ausdruck M. oder Gemark blos noch auf weniger umfassende Gegenstände an. So nennt man die Flur, die zu einem gewissen Dorfe gehört, die Dorfmark, wüste M. oder M. mit Beisatz des Eigennamen aber den Bezirk, welchen ein in früheren Kriegen, besonders dem 30jährigen, zerstörtes Dorf mit seinen Fluren einnahm, dessen Namen die M. noch führt. Man findet in Sachsen, vorzüglich im ehemaligen Churkreise, in vielen Districten mehr solcher Marken, als es jetzt noch stehende Dörfer daselbst gibt. Man kennt oft in alten Steuerregistern und andern Nachrichten noch die Namen der ehemaligen Bewohner, ohne jedoch angeben zu können, wo ihre Wohnstätte, die gänzlich vertilgt ist, gelegen war. 17.

Mark, Marck, Marca, Marco, franz. marc; engl. mark. I. In der Geldrechnung theils eine wirkliche, theils eine Rechnungsmünze, als: 1) die aachensche M. von 6 Buschen oder 24 Hellern = 5⅓ Pf. Conv.; 2) die dänische M. zu 16 Schillingen = $\frac{1}{6}$ Rthlr.; 3) die englische M. = ½ Souverain = 4 Rthlr. 6 ⅓ Gr. in Gold; 4) die lübische M., lübecksche M. Man unterscheidet a) die bremer M. = 10 Gr. 8 Pf. Conv.; b) die hamburger und lübecksche M. = 9 Gr. 4⅞ Pf. Conv.; 5) die rostocker M. = 8 Gr. Conv.; 6) die schleswig=holsteinische M. zu Altona = 11 Gr. 6½ Pf.; 7) die schaffhausener M. = 4 Fl. = 2 Rthlr. 4 Gr. 5 Pf. Conv.; 8) die züricher M. = $1\frac{7}{15}$ Rthlr. = 1 Rthlr. 10 Gr. 10¼ Pf. Conv. II. Handelsgewicht, ein Gewicht von ½ Pfd. als: 1) die dänische M. = 5196⅘; 2) die hannöversche M. = 5095; 3) die lausannische M (Poids de marc) = 5094; 4) die rigaer M. = 4391; 5) die schwedische M. Stapelstädtegewicht = 7078, Bergwerksgewicht = 7822; 6) das Torymarkgewicht = 5120 und 7) die züricher M. = 4876 holl. Aß. III. Gold= und Silbergewicht. In Deutschland ist die gebräuchlichste die kölnische M. = 4864; in Amsterdam = 5120; in Augsburg = 4912; im Cantone Bern = 5091; in Kopenhagen = 4885; in Krakau = 4138; in Frankfurt a. M. = 4860; im Cantone Genf = 5095; in Lausanne = 5094; in Leipzig = 4850¾; in München = 4869; in Nürnberg = 4965⅘; in Paris = 5093; in Regensburg = 5120; in Riga = 4350½; in Stockholm = 4384; in Wien =

5841½; im Cantone Zürich = 4876 holl. Aß; die spanische Marca: a) in Aragonien = 4786, b) in Castilien = 4796, c) in Catalonien = 5674½, d) in Valencia = 4951; die italienische Marca: a) in Mailand = 4890⅘, b) in Piemont = 5120, c) in Venedig = 4963⅞; die brasilianische und portugiesische Marco = 4776 holl. Aß. IV. Probirgewicht: 1 Probirmark Gold = 24 Karat = 288 Grän = $\frac{1}{512}$ Mark köln.; 1 Probirmark Silber = 16 Loth = 288 Grän = $\frac{1}{256}$ Mark köln. 33.

Mark, lat. medulla; franz. moëlle; engl. marrow, wird 1) die fettige, in den Höhlen der Knochen befindliche Substanz genannt, die hier von den Schlagadern abgesetzt wird. Es ist in seinen Häuten und Zellen eingeschlossen und ohne alle Empfindung. In der zelligen Substanz der breiten und in den Enden der langen Knochen ist es dünnflüssig oder ölig und unmittelbar von der die Zellen auskleidenden innern Beinhaut umgeben; in den Röhrenknochen aber hat es mehr Consistenz, ist sehr milde, gelblichweiß und wird, wenn es von den zarten Gefäßen und Häutchen getrennt ist, nicht leicht ranzig; 2) nennt man auch so jene weiße Substanz, aus der größtentheils das Gehirn (s. d. Art.) und dessen Fortsetzung in die Höhle des Rückgrats (s. Rückenmark) besteht; 3) begreift man unter M. das zellige Gewebe, welches bei Gewächsen den mittlern weichen Theil des Stammes, Stengels, Samens, der Frucht ꝛc. bildet. Besonders wichtig ist das Pflanzenmark, das sich im Mittelpunkte des Stammes und der Äste findet, indem es der wesentlichste Theil der Gewächse und zu deren Wachsthume und Ernährung unentbehrlich zu sein scheint. Es ist gewöhnlich von blendender Weiße, doch bei Pflanzen, die keine lange Dauer haben, grün oder wird hier bald trocken und rissig. Wenn aber die Dauer der Pflanze auf mehrere oder viele Jahre bestimmt ist, vertrocknet es entweder und hinterläßt eine Markröhre, oder wird vom anwachsenden Holze verringert. 21.

Marketender, auch **Marquetender**, ist ein solcher, welcher in der Garnison oder im Felde für eigene Rechnung den Soldaten Lebensmittel zuführen und damit öffentlich feil halten darf. Er vertritt die Stelle des Victualienhändlers, Schänk- und Speisewirths. Im Kleinen geben sich nicht selten die Weiber einzelner Soldaten mit diesem Geschäfte ab. Im Kriege wird der M., um Mißbrauch und Spionerie zu verhüten, scharf controlirt und ohne besondere Concession des Commandanten der Heeresabtheilung, zu welcher er sich zu halten hat, nicht zugelassen. Da er sich immer hinter seinem Corps befindet und zu den Nachzüglern zu halten pflegt, so kommt er nicht selten in den Verdacht der Theilnahme am Plündern und an anderen Unordnungen. 17.

Markgraf, s. Graf und Mark.

Markland (Jeremiah), berühmter englischer Kritiker, geb. den 29. Oct. 1693 zu Childwall in Lancashire, erhielt den ersten Unterricht in einer königlichen Freischule zu London, studirte dann zu Cambridge, nahm aber seiner schwächlichen Gesundheit halber nie ein öffentliches Amt an und starb den 7. Juli 1776. — Als geistreicher Kritiker zeigte er sich schon 1723 in einer kleinen Schrift, worin er mehrere Stellen der Alten trefflich emendirte; sein Ruf ward aber außerordentlich gesteigert durch seine Ausgabe der „Sylvae" des Statius (London 1728. 4.), deren Text er durch die kühnsten und geistreichsten Conjecturen an mehr als 500 Stellen änderte. Die berühmtesten Kritiker Englands suchten nun seinen Rath bei ihren Untersuchungen und seiner Bereitwilligkeit verdanken wir treffliche Bemerkungen zu der Ausgabe des Lysias von Taylor, des Maximus Tyrius von Ward, des Philo von Mangey, des Hippolytus des Euripides von Musgrave, des Sophokles von Bowyer u. A. Indem er aber die von Tunstall angegriffene Authenticität der Briefe Cicero's an Brutus in den „Remarks on the epistles of Cicero to Brutus" (Lond. 1745) vertheidigte, erregte

er durch eine angefügte Dissertation, in welcher er die Ächtheit der 4 ciceronischen Reden „Ad Quirites post reditum“, „Post reditum in senatu“, „Pro domo sua“ und „De haruspicum responsis“ bezweifelte, den berühmten Streit, der endlich durch F. A. Wolf's Auctorität zu M.'s Gunsten entschieden worden ist. Außerdem besitzen wir von ihm eine treffliche Ausgabe der „Supplices“ (Lond. 1763) und der beiden „Iphigenien“ des Euripides (Lond. 1771). 16.

Markomannen (Grenzmänner), ein kampflustiges Volk des alten Deutschlands, das zu Cäsar's Zeiten, der es zuerst unter gallischen Kriegstruppen findet, in Vindelizien und Rhätien wohnte, von Drusus aber auf seinem Zuge nach Deutschland genöthigt wurde, sich zurückzuziehen. In Verbindung mit einigen andern gallischen Völkern bekriegten sie unter ihrem Könige Marbod die Bojer und nahmen nach deren Besiegung ihr Land, das heutige Böhmen, in Besitz. Das noch durch die Unterjochung der Semnonen, Lygier, Longobarden und anderer Völker neu aufblühende Reich, welches selbst den Römern Furcht und Schrecken einjagte, unterlag zwar, nachdem sich die eben genannten Völker wieder frei gemacht hatten, auf einige Zeit der Herrschaft der Gothen unter Anführung ihres tapfern Catualda und später der der Hermunduren unter Vibilius, warf aber das Joch wieder von sich und führte bis zum V. Jahrh. mit abwechselndem Glücke wiederholt Kriege, besonders gegen die Römer. Erwähnung verdient vorzüglich der sogenannte markomannische Krieg im II. Jahrh. unter Marcus Aurelius Antoninus, in welchem das römische Heer nur durch einen Regen, wie berichtet wird (s. d. Art. Legio fulminatrix), von einem völligen Untergange befreit wurde. Im III. Jahrh. drangen sie bis nach Italien vor und das beängstigte Rom nahm rathlos seine Zuflucht zu den sibyllinischen Büchern. Im V. Jahrh. verschwinden sie aus der Geschichte und es werden von Einigen die Bojaorii, Bavari (die Ahnen der heutigen Baiern), nach Andern ein Theil der Sueven, welche mit den Vandalen Galicien und Asturien besetzten, für die M. angesehen. Wahrscheinlich ist es, daß sie in mehrere Völkerschaften übergingen. 77.

Markscheidekunst, lat. ars metatoria; fr. géométrie souterraine; engl. subterranean geometry, begreift die bergmännische Feldmeßkunst. Markscheider sind daher Personen, welche nicht sowohl an der Oberfläche der Erde, sondern auch im Innern derselben in den ausgehauenen Räumen des Bergbaues bei demselben die Dienste des Geometers verrichten. Der Name dieser Kunst hat seinen Ursprung von dem Worte Markscheide, oder dem Orte, wo verschiedene Grubengebäude an einander abgrenzen. Die Instrumente, welche zur Ausübung dieser Wissenschaft gebraucht werden, heißen Markscheiderinstrumente; Schnuren, Meßkette, Stab, Loth, Compaß und Gradbogen sind die hauptsächlichsten derselben. Markscheiderisse sind die bildlichen Entwürfe der vorgenommenen Vermessungen des Markscheiders. Markscheidetafeln sind in das feste Gestein eingehauene Tafeln mit Jahreszahlen und Vertiefungen, die einen Punkt bezeichnen, wodurch dem Markscheider ein fester, unverrückbarer Punkt zum Fortmessen der aufgefahrenen Längen gegeben wird. Markscheidetabellen sind berechnete Tabellen für Projectionen von Längen unter verschiedenen Winkelneigungen, die als Rechnenknechte dienen. 76.

Marksteine oder **Grenzsteine** sind aufgerichtete Steine an den Grenzen der Länder, Gebiete, Markungen, Fluren u. dgl., deren Reihenfolge die Grenzlinie der anstoßenden Districte anzeigt. Sie sind nach der Größe dieser abzusondernden Gebiete verschieden und werden in Haupt- und Nebensteine, letztere auch Läufer genannt, eingetheilt. Auf erstern wird das Wappen des abzugrenzenden Gebiets oder irgend ein anderes Zeichen angebracht, letztere dienen blos, um die Verbindung der Linie zu erhalten. Da sie zur Bestimmung des Eigenthums die-

nen, so sind in allen Staaten die schwersten Strafen auf die Verrückung derselben gesetzt, welche im alten deutschen Rechte sogar auf eine eigenthümliche Todesstrafe gesteigert waren (vergl. Abärung des Halses). 30.

Markt, lat. forum; franz. foire; engl. market, fair, ist eigentlich der freie Platz in den Städten, auf welchen die öffentlichen Geschäfte verrichtet zu werden pflegen, wo also in den alten republikanischen Staaten die Volksversammlungen gehalten wurden, in unsern Tagen meist die Handelsgeschäfte gemacht werden. Wir unterscheiden daher verschiedene Märkte nach den Gegenständen, welche darauf vorzugsweise verkauft zu werden pflegen, wie Getreidemarkt, Fleischmarkt, Topfmarkt, Fischmarkt, Holzmarkt, Roßmarkt ꝛc. und tragen den Namen über, indem wir theils die Versammlung der Käufer und Verkäufer überhaupt so nennen und Jahrmarkt (Messe) und Wochenmarkt unterscheiden, theils kleine Orte mit Marktgerechtigkeit damit bezeichnen, theils selbst jedem Platze in weitester Ausdehnung, wo Handelsgeschäfte gemacht werden, diesen Namen beilegen. — Märkte in unserm Sinnne hat weder das alte, noch das neue Morgenland gekannt. Die Volksversammlungen pflegten nach dem A. Test. unter und bei den Thoren zu geschehen und statt der freien Plätze zum Verkaufe hat man hier noch jetzt nur Kaufhallen oder Basare. Die Griechen und Römer aber legten freie Plätze im Innern ihrer Städte an, meist in Gestalt von regelmäßigen Vierecken, welche ringsum mit Säulenhallen umgeben waren und auf welchen meist auch viele Statuen der Götter, die Rednerbühne ꝛc. standen. Bei der Entwickelung des neuern Städtewesens ahmte man die Muster der Alten nach, indem man meist die Häuser an den Marktplätzen mit offenen Schwibbögen versah, wie die noch hier und da vorhandenen sogenannten Lauben bezeugen, oft auch das Rathhaus mitten auf den M. baute. 30.

Marktschreier, s. Charlatan.

Marlborough (spr. Märlboruh) (John Churchill, Herzog von), ein berühmter Staatsmann und Feldherr der Briten, Freund und Kampfgenosse des großen Eugen, war der Sohn des durch seine Anhänglichkeit an Karl I. bekannten Winston Churchill und wurde den 24. Juni 1650 zu Ash in Devonshire geboren. Seine Erziehung blieb sehr mangelhaft und selbst später war er, wenn man Chesterfield's Behauptung glauben darf, nicht im Stande, seine Muttersprache richtig zu lesen und zu schreiben. Dessenungeachtet verschaffte ihm sein sehr angenehmes Äußere und gewandtes Benehmen schon früh eine Anstellung im Dienste des Herzogs von York (später König Jakob II.) und im 16. Jahre eine Fähndrichstelle in der Garde. Begierig nach militairischem Ruhme und zur Erlangung desselben fähig sich fühlend nahm er hierauf Theil an der Landung in Tanger, zeichnete sich aus, ward nach seiner Rückkehr Capitain im Regimente des Herzogs von Monmouth und begab sich mit dem Hülfscorps, welches Ludwig XIV. unterstützen sollte, nach den Niederlanden. Unter den Augen und der Leitung eines Condé und Turenne ward er hier in die Geheimnisse der Kriegskunst eingeweiht und that sich besonders bei der Belagerung von Nimwegen und Maastricht so glänzend hervor, daß er, da ihm überdieß der Herzog von Monmouth das Leben verdankte, bis zum Oberstlieutenant avancirte. Schon damals prophezeite Turenne seine künftige Größe. Nach seiner Rückkehr nach England im Jahre 1677 erwarb er sich die Gunst des Königs und als er diese verloren hatte, durch seine Schwester Arabella die des Herzogs von York, gewann auch nach seiner Vermählung mit der schönen Anna Jennings, der Favorite der Prinzessin Anna (nachmaliger Königin), bedeutenden Einfluß auf die Regierung und ward zum Obersten und Barone befördert. Entschiedener wurde sein Einfluß, als Jakob II. im Jahre 1685 den Thron bestieg. Zum Kammerherrn und Brigadegeneral ernannt ging er als außerordentlicher Gesandter nach Frank-

reich, ward nach seiner Rückkehr Pair und Generalmajor und half hierauf wesentlich zur Unterdrückung des vom Herzoge von Monmouth erregten Aufstandes beitragen. Obwohl aber vom Könige mit Ehrenbezeugungen überschüttet, verließ er ihn dennoch bei der Landung Wilhelm's von Oranien und gewann für Letztern durch seine Gemahlin auch die Prinzessin Anna. Zur Belohnung in den Grafenstand erhoben befehligte er hierauf als Generallieutenant in den Niederlanden, ging dann nach Irland (1690) und war im folgenden Jahre abermals in den Niederlanden beschäftigt. Später fiel er einige Zeit, angeblich wegen verdächtiger Correspondenz mit Jakob II., in Ungnade, erlangte aber die Verzeihung des Königs, ward 1698 Gouverneur des Herzogs von Gloucester und zwei Jahre später Oberbefehlshaber des englisch-holländischen Heeres in den Niederlanden. Mit der Thronbesteigung Anna's endlich im Jahre 1702 gelangte M. fast zu unumschränkter Gewalt im Cabinet, wie im Felde. In demselben Jahre noch ging er als General en Chef in die Niederlande zurück und begann nun die Reihe jener denkwürdigen Feldzüge, welche seinen Ruhm für immer begründet haben. Die Franzosen mußten sich aus Geldern zurückziehen und Lüttich Preis geben, verloren gegen den unermüdlichen unterdessen zum Herzoge ernannten M. im folgenden Jahre mehrere der wichtigsten Plätze und empfanden im Jahre 1704 nach seiner Vereinigung mit Eugen seine schwere Hand bei Höchstädt. Mit Ehrenbezeugungen vom Kaiser, von seiner Königin und dem Parliamente überhäuft stürmte er hierauf im Jahre 1705 die Stellung Villeroi's in den Niederlanden, erfocht 1706 den Sieg bei Ramelies, eroberte Brabant und den größten Theil des span. Geldern, erkämpfte, nachdem das Jahr 1707 ziemlich erfolglos verstrichen war, im Jahre 1708 den entscheidenden Sieg bei Oudenaarde und brachte Brüssel, Brügge und andere wichtige Städte in seine Gewalt. Mit gleichem Glücke gekrönt waren die Feldzüge von 1709 und 1710 (s. d. Art. Erbfolgekriege), doch näherte sich M. jetzt schon seinem Falle. Seine Feinde, die Tory's, waren unterdeß nicht müßig gewesen und längst schon hatte die Königin seine, so wie seiner Gemahlin Anmaßungen mit mißfälligen Augen betrachtet. Im Jahre 1710 bereits mußte das Wighministerium weichen und kaum konnte M. den Oberbefehl für sich behalten. Der, obwohl nicht unglückliche, doch im Ganzen nicht eben vortheilhafte Feldzug von 1711 endlich beschleunigte die lang vorbereitete Katastrophe. M. fiel in Ungnade (Januar 1712), verlor alle seine Würden und hatte es nur seinen unendlichen Verdiensten um England zu danken, daß er nicht in einen verdrießlichen Proceß verwickelt wurde. Selbst Eugen's persönliche Ankunft in England vermochte der Königin Sinn nicht zu ändern. Er lebte hierauf eine Zeit lang einsam auf einem Landgute, bereiste später den Continent und kehrte erst im Jahre 1714, an dem Todestage der Königin Anna, zurück. Mit der Thronbesteigung Georg's I. erhielt er zwar seine Würden und Ämter zurück, wurde aber den 8. Juni 1716 vom Schlage gerührt und dadurch zur Niederlegung derselben genöthigt. Fortan genoß er selten lichter Augenblicke und starb den 17. Juni 1722. — Seine Gemahlin, Sara, die jüngste Tochter des Richard Jennings, geb. den 29. Mai 1660, kam schon im 12. Jahre an den Hof und wurde bald die unzertrennliche Freundin und Gefährtin der Prinzessin Anna. Ihre außerordentliche Liebenswürdigkeit nicht minder wie ihre Sittenreinheit erwarb ihr eine große Menge Verehrer, über welche M. im Jahre 1778 den Sieg davon trug. Nach der Vermählung der Prinzessin Anna mit Georg von Dänemark (1683) ward sie Ehrendame und selbst von Letzterm mit Aufmerksamkeit überhäuft, ja Anna hob zuletzt alle Schranken der Etiquette auf und stellte sich in ihrem Briefwechsel mit Sara auf ganz gleichen Fuß mit derselben. In den mannigfaltigen Hofintriguen, deren besonders seit der Thronbesteigung Jakob's II. nicht wenige im Gange waren,

zeigte die Lady M. eben so viel Klugheit als Anhänglichkeit für ihre Freundin und ihren Gemahl und ward Ursache, daß sich erstere bei Wilhelm's Landung an diesen anschloß. Nachdem endlich Anna Königin geworden war, erhielt sie einen unbegrenzten Einfluß, leitete fast unumschränkt alle Ereignisse im Innern und nach Außen und wurde so die festeste Stütze ihres Gemahls. Mit der Macht indeß wuchs ihr Stolz; die Königin wurde kälter und lieh endlich den Einflüsterungen, besonders der Lady Masham, williges Gehör. Eine stolze der M. in einer Unterredung entschlüpfte Äußerung gab den Ausschlag. Sie fiel, legte ihre Ämter nieder (1711) und sah seitdem die Königin nie wieder. Als Begleiterin ihres Gemahls bereiste sie den Continent und pflegte ihn später während seiner Krankheit. Nach seinem Tode lebte sie einsam in ihrem Hause zu London. Altersschwach starb sie am 29. Oct. 1744. Ihre von Hooke nach ihren eigenen Angaben geschriebenen Memoiren erschienen 1742 zu London und geben über ihre und ihres Gemahls Geschichte trefflichen Aufschluß. Zu vergleichen sind die Memoiren von Coxe und Swift. 22.

Marmont (Auguste Frédéric Louis Viesse de), Herzog von Ragusa, Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Chatillon an der Seine 1774, trat mit seinem 16. Jahre (1790) in ein Infanterieregiment, zeichnete sich in den italienischen Feldzügen und 1795 bei der Rheinarmee aus, ward Capitainadjutant bei Buonaparte, ging mit demselben 1796 nach Italien und brachte, nachdem er sich bei mehreren Schlachten durch seine Umsicht und Tapferkeit hervorgethan hatte, 32 den Östreichern unter Wormser abgenommene Fahnen dem Directorium nach Paris, kehrte als Brigadechef nach Italien zurück und begleitete Buonaparte auf dem Zuge nach Ägypten, bei welchem er auf Malta die Ordensfahne eroberte, wofür er zum Brigadegeneral ernannt wurde. In Ägypten zeichnete er sich bei dem Angriffe auf Alexandrien aus (2. Juli 1798), führte in dieser Stadt das Commando und hatte die Küsten gegen jeden Landesversuch der Türken zu vertheidigen, beförderte, mit Buonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, auf das Thätigste dessen Absichten am 18. Brumaire (9. Nov. 1799), ward Staatsrath, erhielt den Oberbefehl über die Artillerie der Reservearmee, welche zur Wiedereroberung Italiens bestimmt war und seine Entschlossenheit trug viel zum glücklichen Übergange über den St. Bernhard (Mitte Mai 1800) bei. Für seine ausgezeichnete Tapferkeit in der Schlacht von Marengo (14. Juni) ward er zum Divisionsgeneral befördert, schloß im Namen des ersten Consuls den Waffenstillstand für Italien zu Treviso (16. Jan. 1801) und befehligte (von 1803—1805) als General en Chef das in Holland zur Landung in England aufgestellte Corps, mit dem er beim Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Östreich (1805) am 25. Sept. bei Mainz über den Rhein ging. Nachdem er sich mit Bernadotte bei Würzburg (27. Sept.) und mit den Baiern unter Wrede (2. Oct.) vereinigt hatte, trug er zu den glücklichen Ereignissen bei Ulm (14. bis 17. Oct.) viel bei, besetzte Steyermark und befehligte in Dalmatien. Hier stand er im Feldzuge gegen Östreich 1809 dem Generale Stoichewich gegenüber, den er in mehrern Gefechten besiegte, worauf er am 22. Mai Fiume besetzte. Er focht bei Wagram tapfer mit seinem Corps im Centrum (6. Juli) und schon stand er im heißen Gefechte bei Znaim (11. Juli), als Kaiser Franz auf einen Waffenstillstand antragen ließ. Auf dem Schlachtfelde von Znaim ernannte ihn Napoleon zum Marschalle und später zum Herzoge von Ragusa. Nach dem Frieden von Wien (14. Oct.) ward er Generalgouverneur der illyrischen Provinzen, übernahm an Massena's Stelle hierauf (1811) den Oberbefehl über die Armee von Portugal, ward aber nach Spanien zurückgegangen von Wellington bei Salamanca (22. Juli 1812) entscheidend geschlagen. 1813 focht er in den Schlachten von Lützen (2. Mai), Bautzen (20. und 21. Mai) und Dresden (27. Aug.).

Bei Leipzig kämpfte M. am 16. Oct. mit Blücher bei Möckern, ward aber vo ihm gänzlich geschlagen, vertheidigte jedoch am 18. und 19. die Vorstädte vo Leipzig. Am Rheine stand hierauf sein Corps in der Strecke von Manheim bi Coblenz dem Feinde entgegen; er schlug sich bei Brienne, Etoges, Montmirai erlitt aber bei Laon, wo er überfallen wurde, große Verluste. Dann sollte er m Mortier und andern Generalen Paris vertheidigen, wurde aber in vereinzelte Gefechten geschlagen. Nach der Restauration erhielt er vom Könige das Com mando einer Compagnie Garde du Corps, ward Pair von Frankreich und nac den hundert Tagen einer der Majorsgenerale der Garde. Da er in der Juliusrevo lution das Militair gegen das Volk commandirt hatte, mußte er aus Frankreic flüchten, lebte zuerst bei Karl X. in Edinburg, begab sich dann nach Wien un machte mehrere Reisen nach Petersburg, Constantinopel, Syrien und Ägypte und lebt gegenwärtig in Italien. 25.

Marmontel (Jean François), berühmter französischer Schriftsteller, geb den 11. Juli 1723 zu Bort in Limousin, machte seine ersten Studien zu Mau riac in Auvergne, konnte sich aber nicht entschließen, in Clermont, wo er die Hand lung erlernen sollte, zu bleiben, nahm daher zu Limoges die Tonsur und gin nach Toulouse, wo er, erst 18 Jahre alt, im Seminare der Bernhardiner mi großem Beifalle Philosophie lehrte. Auf Einladung Voltaire's begab er sic 1745 nach Paris, wo er anfangs mit vielen Widerwärtigkeiten kämpfend sich mi literarischen Arbeiten, vorzüglich mit der Ausarbeitung verschiedener ziemlich mißlungener Trauerspiele („Denys le Tyran", „Aristomène", „Cléopatre" „Les Heraclides", „Egyptus", „Numitor") beschäftigte und Beiträge zu „Encyclopédie" lieferte, bis er endlich durch die Gunst der Frau von Pompa dour zum Secretair des Baudepartements ernannt (1753) reichliche Muße er hielt, sich gründlichern Studien zu ergeben. Als Mitarbeiter am „Mercur de France" lieferte er nun kleine Erzählungen in denselben, welche ungemeine Beifall fanden und ihm 1758 nach dem Tode des Redacteurs dessen Stelle ver schafften, weßhalb er aber seine bisherige Anstellung aufgab. Eine Unvorsichtig keit jedoch, indem er eine vom Verfasser ihm mitgetheilte Satyre auf den Herzo von Aumont in einer Gesellschaft recitirte, beraubte ihn bald dieses einträglichen Postens wieder (1759) und er ward von Neuem auf seinen Privatfleiß verwiesen Nun sammelte er seine zum „Mercure" gelieferten Erzählungen unter dem Ti tel: „Contes moreaux" (Par. 1761), welche bald in alle Sprachen Europa übersetzt und in Frankreich selbst häufig wieder aufgelegt worden sind, übersetzt die Pharsalia" des Lucanus, schrieb seine „Poétique française" (Paris 1763 2 Voll. 8.), das beste bisher geschriebene Werk über diesen Gegenstand, und ward am 22. Dec. 1763 zum Mitgliede der Akademie gewählt. Sein Roman „Bé lisaire" (Par. 1767) verwickelte ihn zwar in einige Händel, indem die Sorbonn das von der Toleranz handelnde 15. Capitel desselben verdammte; doch ward e 1771 zum Historiographen Frankreichs ernannt. Unterdessen hatte er angefan gen einige komische Opern zu verfertigen, welche von Grétry componirt so unge meinen Beifall fanden, daß er deren eine große Menge schrieb und viele andere besonders von Quinault, nach seinen Grundsätzen umarbeitete. Er ward dar auf 1783 beständiger Secretair der Akademie, 1786 Professor der Geschichte an Lyceum und 1789 Mitglied der Wahlversammlung für die Generalstaaten. D ihm aber Sieyes als Deputirter für letztere vorgezogen ward, zog er sich zurüc und sammelte seine „Nouveaux contes moreaux" (Par. 1792), floh aber nac den Ereignissen vom 10. Aug. 1792 ins Dorf Abbeville in der Normandie, w er versteckt lebte, bis er 1797 in den Rath der Alten gewählt ward, mußte jedoc schon nach dem 18. Fructidor (d. 4. Sept. 1797) wieder nach seinem Dorfe zu rückkehren und starb daselbst den 31. Dec. 1799. — M. ist ohne Zweifel eine

der ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller; seine Darstellungsweise ist leicht und gefällig, sein Styl glatt und zart, sein Ausdruck gemüthlich und anziehend; doch läßt er sich in seinen Erzählungen zu oft zu Übertreibungen verleiten und bleibt nicht ganz frei von rhetorischer Schwulst, während er als Vaudevillendichter durch reine und edle Sprache und das Treffen des richtigen Tons sehr hoch steht. Seine Tragödien dagegen sind ganz unbedeutend. Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Paris und Berlin 1820. 7 Bde. 8. 16.

Marmor, lat. marmor; franz. marbre; engl. marble, enthält alle diejenigen Abänderungen vom Kalksteine, welche zu Bildhauerarbeit und Architektur gebraucht werden können. Es werden aber eine große Menge von Marmorarten unterschieden, welche außer den Farben auch in der Art der Zusammensetzung und durch beibrechende fremde Mineralien verschieden sind. Sehr reich an Unterscheidung von Varietäten der Marmorarten ist vorzüglich Italien. Häufig genannt sind der marmo bianco, m. nero (weißer und schwarzer), m. africano (grau und fleischroth gefleckt), diaspro di Sicilia (rother, weißer und grüner), giallo di Siena (gelber), giallo antico (feinkörniger isabellgelber), rosso antico (rother), rosso corallino (blutrother mit Korallenversteinerungen), porto venere (schwarzer mit isabellgelben Adern), m. lumachellino (mit viel Muscheln), m. breccíato (Trümmermarmor), m. cypelino (mit eingewachsenen Glimmer- oder Talkblättchen), verde antico (mit Serpentin verwachsener M.). Mehrere dieser Marmorarten werden jetzt noch an ihren Fundörtern gebrochen. Berühmt sind in dieser Hinsicht die pariſchen und carrarischen Marmorarten, welche bis heute noch gewonnen werden. In Deutschland sind die Marmore von Pappenheim und Eichstädt berühmt, welches gelbe, sehr dichte Kalksteine des Jurakalkgebirges sind, die zum Steindrucke benutzt werden können. Die Marmore von Sonnenberg und Blankenburg am Harze werden in besonders errichteten Marmormühlen bearbeitet zu Tafeln, Carniesen, Vasen, Kugeln u. dergl. mehr. Auch in Sachsen haben mehrere Marmore Berühmtheit erlangt, z. B. weiße von Schwarzenberg und Lengefeld, bunte von Maxen bei Dresden. Graue sind von Hof in Baiern benutzt worden. Frankreich besitzt in Auvergne, in der Provence, zu Boulogne, in der Picardie gerühmte Marmorarten. Auch England, Preußen, Rußland und Schweden besitzen ausgezeichnete Marmorgattungen. Im Einzelnen sind berühmt die florentinischen Ruinenmarmore, welche den Anschein haben, als seien dieselben nach Art der Mosaik aus einzelnen, kleinen Stückchen von brauner Farbe in dichtem gelbem Kalksteine zu Ruinen von Burgen, Häusern ꝛc. zusammengesetzt. Der opalisirende Muschelmarmor ist aus Muschelschalen und ihren Bruchstücken zusammengesetzt, welche durch einen schwärzlichgrauen thonigen Mergel verkittet sind, so daß ihnen ihr eigenthümlicher Perlmutterschein erhalten worden ist. — Über antike Marmore s. Cariophilus „De marmor. antiqu.“; Blumenbach's „Handbuch der Naturgeschichte“; Ferber's „Briefe aus Welschland“; Wirsing's „Marmora und Abbild.“ (Nürnb. 1775). 76.

Marmorchronik, s. Arundell. Marmortafel.

Marnix (Filips von), Baron von St. Aldegonde, einer der vorzüglichsten ältern niederländischen Schriftsteller, ward 1538 zu Brüssel geboren, studirte in Genf die Rechte und ward Freund und Anhänger Calvin's, verfaßte 1566 die Protestation der niederländischen Edelleute gegen die Einführung der Inquisition, entfloh der durch Alba deßhalb über ihn verhängten Haft nach der Pfalz, ward 1572 vom Prinzen von Oranien zurückgerufen, 1573 aufs Neue im Haag gefangen gesetzt und nach wiedererhaltener Freiheit (1574) zu verschiedenen wichtigen Sendungen gebraucht. Endlich 1584 ward er Bürgermeister von Antwerpen, lebte aber nach der Eroberung der Stadt durch Alexander Farnese als

Privatmann und starb zu Leyden den 15. Dec. 1598. Nimmt er mit seinen Volksliedern und seiner Übersetzung der Psalmen in holländischen Versen schon eine der ersten Stellen unter den Dichtern seiner Zeit ein, so gehört er als Prosaist nebst Hooft (s. d. Art.) zu den Musterschriftstellern seiner Zeit, besonders in seiner satyrischen Schrift: „Bienenkorb der römischen Kirche" (zuerst holländ. 1569, dann in verschiedene Sprachen übersetzt), worin er die Gebräuche der katholischen Kirche auf eine höchst witzige, obwohl oft frivole Weise bekämpft. 16.

Marodeur (spr. Marodöhr; von maraude, abgemattet, krank) ist ein Soldat, welcher sich abgemattet stellt, um als Nachzügler sich seiner Dienstpflicht zu entziehen, daher ein Plünderer. 3.

Marokko, ein afrikanisches Sultanat, nach seinen Haupbestandtheilen auch Fes und Marokko, in der Landessprache Mogrib-ul-Akssa (das äußerste Abendland) und Morakesch genannt, liegt zwischen 7 und 16° L. und 29° und 36° N. Br. und umfaßt die nordwestliche Ecke von Afrika. Nördlich ist es vom mittelländischen Meere (Straße von Gibraltar), westlich vom atlantischen Oceane und östlich von Algier begrenzt. Die südliche Grenze ist unbestimmt, doch kann im Allgemeinen die Sahara als solche angenommen werden, da die jenseits des Atlas gelegenen Gebiete von Sedschelmesa, Daran, Tafilelt, El-Charib, Gussula, Sus und Tessel wenigstens dem Namen nach zu M. gehören. Das Land ist mit Ausnahme eines Theils der Westküste durchaus Gebirgsland, gebildet durch den kleinen, mittlern und großen Atlas. Der erstere im Norden längs der Küste des mittelländischen Meeres hinlaufend erscheint als eine Parallelkette des großen Atlas, welcher ebenfalls von Westen gegen Osten laufend das Grenzgebirge gegen die Sahara bildet. Zwischen diesen beiden Parallelketten streichen landeinwärts viele andere Bergzüge, theils in gleicher, theils in verschiedener Richtung von jenen. Der Stock dieser Gebirgsmassen im Innern, der hohe Atlas oder Daran genannt, stößt nordöstlich mit dem kleinen Atlas zusammen, läuft dann südwestlich mit dem großen Atlas zusammenstoßend in einem Halbkreise bis zum Meere (beim Kap Ger) und scheidet so das Gebiet von M. in eine westliche und östliche Hälfte. Die höchsten Höhen des Gebirges erheben sich im großen und hohen Atlas bis auf 12000 F., vielleicht noch höher; ihre einzelnen Namen aber sind nicht bekannt. Überall wechseln schneebedeckte Höhen mit fruchtbarem Hügellande, anmuthigen Thälern und culturfähigen Hochebenen ab, eigentlicher Alpencharakter findet sich nur selten. An Flüssen, Seen und Bächen ist dieses Bergland nicht arm. Vom Daran herab strömen 3 Hauptflüsse nach dem atlantischen Oceane, das Küstenland bewässernd und befruchtend, zuerst der Sebu im Norden (53 M. lang), weiter herab der Omm-ur-rebeh (Morbea), der alte Cusa (48 M. lang), und noch südlicher der Tensifet (45 M. lang), welcher am Fuße des südlichen Hochlandes hingehend viele Nebenflüsse aufnimmt. Zwischen diesen Flüssen dehnt sich von den Abhängen des Daran fruchtbares Flachland bis zur Küste aus. Jenseits der südlichen Grenzkette ist noch der Sus und der Wad-Nun zu bemerken; auf der Ostseite des Daran ist allein der Mulvia, welcher an der Grenze von Algier ins mittelländische Meer mündet, von Bedeutung. Das Klima ist sehr verschieden; westlich vom hohen Atlas und im Gebirge selbst, die Thäler ausgenommen, gemäßigt und gesund, im nördlichen Theile dem spanischen ähnlich, im östlichen und südlichen oft unerträglich heiß. Der Winter besteht nur in einer Regenzeit (October bis März). Der Productenreichthum Marokkos ist sehr mannigfaltig. Das Pflanzenreich bietet Mais, Gerste, Reis, Durra, Hülsenfrüchte, Gemüse, Hanf, Flachs, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Safran, Anis, Korkbäume, Öl- und Gummibäume, Mandeln, Citronen, Feigen, Apfelsinen und andere Südfrüchte, Palmen, Obst, Wein ꝛc. Das Thierreich: Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Büffel, Esel,

Hirsche, Hasen, Gazellen, Bären, Schakals, wilde Schweine, Wölfe, Hyänen, Löwen, Tiger, Panther, Affen, Stachelschweine, Schlangen, die meisten der europäischen Singvögel und der in Afrika überhaupt einheimischen Vögel, Insecten in Menge, darunter Heuschrecken und Skorpione u. a. m. Das Mineralreich: Gold und Silber, ohne daß man aber darauf baut, Kupfer, Blei, Eisen, Antimonium, Salpeter, Schwefel, Salz, edle Steine und Petrefacten. — Die Bewohner, auf 13700 □M. zu $8\frac{1}{2}$ Mill. angeschlagen, sind theils Araber, besonders in der Nähe der Wüste und des Meeres, theils Mauren, meist in den Städten, theils Ureinwohner, die Berbern, welche in die beiden Hauptstämme der Amazirghen und Schelluhs zerfallen und unter dem allgemeinen Stammnamen Kabilen in den Gebirgen mehr oder minder abhängig sich aufhalten. Auch Juden und einige wenige Europäer finden sich in den Städten des niedern Landes. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner ist die Viehzucht; besonders Schaf-, Kameel- und Pferdezucht; der Ackerbau ist unbedeutend und oft nicht zureichend, wichtiger dagegen die Industrie, welche sich mit Zubereitung des Leders (Maroquin) und der Verfertigung seidener und wollener Zeuche und anderer Gegenstände und Geräthschaften beschäftigt. Der Handel endlich leidet sehr unter dem Drucke der innern Verhältnisse. Der Landhandel geht durch Karawanen, deren Sammelplatz Tafilelt und Ziel Timbuktu und ostwärts die Oase Tuat ist. Die Ausfuhr beträgt hier gegen 1 Mill. Piaster, das aber, was mit zurückgenommen wird, beläuft sich auf 10 Mill. Eine andere Karawane, die große westliche, geht jährlich von Fes auf den großen Weltmarkt nach Mekka und tauscht dort die Erzeugnisse Asiens ein. Der Seehandel mit Europa ist minder bedeutend; die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Wolle, Wachs, Mandeln und Gummi, die Einfuhr meist in Leinwand, Colonial-, Eisen- und Stahlwaaren und Getreide. — Die Regierungsverfassung Marokkos ist eine unbeschränkte Despotie, an deren Spitze ein Sultan steht, welcher den Titel Emir al Mumenin oder Scherif-Sultan führt. Der jetzige, Namens Mulei Abderrahman VII., aus der erblich gewordenen Dynastie der Sultane von Tafilelt, unter denen sich besonders Mulei Ismail (gest. 1727) durch seine unerhörte Grausamkeit berüchtigt gemacht hat, regiert seit 1822 und wird als menschlich, klug und gerecht gerühmt. Die Provinzen verwalten Statthalter, Kaiden, meist Verwandte des Sultan; unter ihnen stehen die Chalifen, die Amins (Zollverwalter), die Hakem's (Polizeiaufseher) und die Motasibs (Handelsbeamte). Jedes Dorf hat einen Kadi (Richter), einen Imam (Priester) und Kaide (Civil- und Militairchef), die einzelnen Stämme der Araber einen Scheich, welcher bei den Amazirghen Schech Kebir, bei den Schelluhs Amukran genannt wird. Der Gouverneur des Stammlandes Tafilelt heißt Mula-l-Biled. Einzig gültiges Gesetz ist der Koran, interpretirt von den Beamten, und der Wille der Gewalthaber. Die Einkünfte des Schatzes betragen gegen $2\frac{1}{2}$ Mill., die Ausgaben gegen 1 Mill. Piaster. Die Landmacht beläuft sich auf 30000 M., meist Neger, die Seemacht auf ungefähr 30 Fahrzeuge. Bemerkenswerth ist es, daß jetzt die Privatkaperei aufgehört hat, nur die Regierung rüstet zu Zeiten noch Raubschiffe aus; übrigens haben die meisten europäischen Seemächte mit Ausnahme Östreichs bis auf den heutigen Tag die Bezahlung eines jährlichen Tributes nicht verschmäht. Eintheilung in 20 Provinzen und zwar im Reiche Fes, welches den nördlichen Theil des Landes umfaßt: 1) Fes, mit der Kaiserstadt Fes. Diese unter 34° 6′ 3″ N. Br. und 12° 38′ 26″ L. in einem schönen von Hügeln und Gärten umgebenen Thale gelegen besteht aus zwei Theilen, der Alt- und Neustadt, hat jetzt noch gegen 80000 Einw., 100 Moscheen, Kaiserpalast, hohe Schule, schöne Bazars und besitzt bedeutende Manufacturen. Ihre Bauart ist nicht lobenswerth und Trümmer nur verkünden ihre ehemalige Herrlichkeit. In derselben Provinz

liegt Mekua, mit dem Beinamen Es-seituna, die zweite kaiserliche Residenz mit 55000 Einw. Schöne Ruinen. 2) Beni-Hassan mit der handelsthätigen Hafenstadt Sale (23000 Einw.). 3) Schewoia. 4) Temsna mit Neu-Sale und der Seestadt Feidallah. 5) Hiaina. 6) Shaus. 7) Angad. 8) Errif mit dem Hafenorte Seisuan. Hier auf der Insel Pennon das spanische Fort Pennon di Valez und bei der Stadt Alhucemas das ebenfalls spanische Fort gleiches Namens. 9) Gart und 10) El-Gharb mit Tanger (Tandscher) (9500 Einw.), Ceuta, Gibraltar gegenüber, seit 1688 den Spaniern gehörig, Tetuan (16000 Einw.), El-Areisch, Alkassar und Wazau. Im Reiche Marokko: 11) Erhammena mit der Haupt- und Residenzstadt Marokko oder Morakesch (d. i. die Schöne). Sie liegt unter 31° 37′ 20″ N. Br. und 10° 3′ 43″ L. in einer weiten Ebene zwischen dem hohen Atlas und dem Flusse Tensifet, ist weitläufig gebaut, mit Gärten, wüsten Stellen und Trümmern bedeckt und durch Mauern und Thürme befestigt. Die Straßen sind eng und schmutzig, die Bauart wenig anziehend. Unter die vorzüglichsten Gebäude gehören die zahlreichen Moscheen und der ¾ M. im Umfange haltende, aus Marmor und Quadersteinen erbaute Kaiserpalast. Die Bewohner, jetzt 80000, einst 700000, treiben Maroquinfabrication und Handel. 12) Sus-ul-Adna mit den Städten Agadir, Tarudant und Tedsi. 13) Haha mit der Seestadt Tafelne. Tefegdelt und Mogadore, letztere im Jahre 1760 von den Franzosen regelmäßig angelegt. 14) Scheragna. 15) Escura mit El Madina. 16) Tedla mit Tessa. 17) Schedma. 18) Abda mit den Städten Meramer und Asfi. 19) Ducalla mit Asemor und Tegaget. 20) Zerara. — Jenseits des Atlas liegen die so gut wie unabhängigen Provinzen Tafilelt mit der Hauptstadt gleiches Namens, Daran und Sus-ul-Aksa. — Vergl. Gräberg von Hemsoe „Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa" (deutsch Stuttg. 1833); Berghaus „Cabinetsbibliothek der neuesten Reisen und Forschungen" ꝛc. (Berl. 1834); Ritters „Afrika" und außerdem die Schriften von Washington, Chenier, Mac Carthy, Jackson, Letronne, Pichon u. a. m. 15.

Maroniten bilden eine besondere Secte in der griechischen Kirche, die sich von dieser im VII. Jahrh. trennte, weil sie der monotheletischen Ansicht (s. Monotheleten) von der Person Christi zugethan war. Der Ursprung derselben und die Ableitung ihres Namens sind sehr dunkel. Sie selbst wollen behaupten, daß sie von Maro, einem Abte des V. Jahrh., abstammen; nach Andern soll eine sonst unbekannte religiöse Frau, Namens Maro, Stifterin einer Mönchsgesellschaft gewesen sein, die sich in der Gegend des Libanon aufhielt. Von ihr erhielten die umwohnenden Christen denselben Namen, den sie um so allgemeiner behielten, da sie im VII. Jahrh. eine selbstständige Partei bildeten, welche gegen das Gebot des griechischen Kaisers die Beschlüsse der sechsten ökumenischen Synode zu Constantinopel verwarfen (s. griechische Kirche). Von einem andern Johannes Maro erhielten sie zu Anfange des VIII. Jahrh. mönchische Anstalten und Gesetze, so daß sie, zumal nachdem die Macht der griechischen Kaiser im Oriente gebrochen war, um so sicherer ihre Trennung von der Mutterkirche befestigten. Als aber während der Kreuzzüge die Waffen der Christen siegreich nach Syrien vordrangen, gelang es im XII. Jahrh. dem Patriarchen Aimericus in Antiochien, die M., welche von den Muhammedanern hart bedrückt und durch die abendländischen Krieger beschirmt wurden, dem römischen Papste in sofern zu unterwerfen, daß sie aus Dankbarkeit und Leichtgläubigkeit ihn als ihr Oberhaupt anerkannten, ohne jedoch in ihren Glaubenssätzen und kirchlichen Gebräuchen, in denen sie noch immer mit den Griechen übereinstimmen, wesentliche Veränderungen vorzunehmen. Diese formelle Unterwerfung kam auf dem vierten lateranischen Concile im Jahre 1215 zu Stande. Jedoch mit der politischen Macht der Christen im

Orients, die bald darauf gänzlich gebrochen ward, sank auch ihr kirchlicher Einfluß, und die M., von ihrem neuen Oberhaupte verlassen, hatten nur zu bald die eingegangenen Verbindlichkeiten vergessen. Theils durch verketzernde Breven, theils durch Emissaire suchten nun die Päpste das Erworbene zu behaupten, erlangten ihr Ziel aber erst durch Gründung des Collegium Maronitarum in Rom, in welchem Geistliche gebildet wurden, welche die Abgefallenen der römischen Curie wieder unterwarfen. Die M. leben jetzt in Syrien und auf der Insel Cypern zerstreut und tributpflichtig unter dem Schutze des türkischen Kaisers; ihre kirchlichen Angelegenheiten leitet gewöhnlich der Patriarch des Klosters Canobin, der aus dem genannten Collegium von Rom aus abgesendet in der Regel den Namen Petrus führt. Das Neueste über sie s. in Lamartine's „Reise in den Orient." 2.

Maroquin, s. Saffian.

Marot (spr. Maroh) (Clement), einer der gefeiertsten französischen Dichter des XVI. Jahrh., 1495 zu Cahors geboren, kam 1513 wegen seiner Anlagen zur Dichtkunst als Kammerdiener zu Margarethe von Valois, ward von Franz I. sehr geliebt und soll sich der besondern Gunst der Margarethe so wie der Diana von Poitiers erfreut haben, zeigte aber in seinem ganzen Wesen einen großen Leichtsinn und mußte mehrere Male wegen frivoler Äußerungen über religiöse Gegenstände auf Antrieb der Geistlichkeit ins Gefängniß wandern und endlich, weil die von ihm in Liederform übersetzten Psalmen bei Hofe wie gewöhnliche Lieder gesungen wurden, vor der Verfolgung der Sorbonne nach Genf flüchten, von wo er sich nach Turin begab und daselbst im Jahre 1544 starb. — M. macht in der lyrischen Poesie seiner Zeit Epoche. Denn obwohl er zu leichtsinnig war, um in seinen Producten wahre poetische Tiefe zu zeigen, so bewegt er sich doch mit einer zierlichen Gewandtheit und Glätte des Ausdrucks in seinen Liedern und bewährt, wenn auch nicht immer ganz züchtig, in seinen Epigrammen, Rondeaux, Madrigalen ꝛc. seine Bildung nach italienischen Mustern. Weniger schon leistete er in der Gattung des Epos, noch weniger in der mißverstandenen Idylle; ganz mißlang ihm die Elegie. Seine Manier, welche besonders Lafontaine nachzuahmen suchte, hat dem marotischen Style den Namen gegeben. Die neueste und vollständigste Ausgabe seiner „Oeuvres complètes" ist von M. P. R. Auguis (Par. 1823. 5 Bde. 8.). 16.

Marozia oder Mariuccia, s. Johann X. (Papst).

Marpurg (Friedrich Wilhelm), ein äußerst verdienstvoller musikalischer Schriftsteller und Theoretiker, geb. im Jahre 1718 zu Seehausen in der Altmark, widmete die ihm von seinen anderweitigen Studien übrigbleibende Zeit ausschließlich musikalischer Beschäftigung, insbesondere Forschungen im Gebiete der Harmonielehre und verschiedenen andern Theilen der musikalischen Theorie und benutzte später während eines Aufenthaltes zu Paris die ihm dargebotene Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Nach seiner Rückkehr nach Berlin ward er Kriegsrath und Lottodirector und starb als solcher den 22. Mai 1795. Von seinen Schriften, welche sämmtlich mit Scharfsinn und seltener Gründlichkeit geschrieben sind, nennen wir nur folgende: „Abhandlungen von der Fuge" ꝛc. (Berl. 1753. 2 Bde.), ein classisches noch jetzt in mehr als einer Rücksicht unübertroffenes Werk; „Kritische Einleitung in die Geschichte der Musik" (Berl. 1754); „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik" (Berl. 1756—1778. 5 Bde.); „Anfangsgründe der theoretischen Musik" (Berl. 1760); „Handbuch bei dem Generalbasse und der musikalischen Composition" (Berl. 1762); „Versuch über die musikalische Temperatur" (1776). Auch hatte er eine Geschichte der Orgel begonnen, doch wurde die Vollendung dieses Werkes durch seinen Tod verhindert. 36.

Marqueterie, Holzmosaik, lat. musivum lignеum; fr. ouvrage marqueté;

engl. marquetry, ist eine Art Mosaik, bei welcher ganze Gemälde aus theils von Natur schon gefärbtem, theils mit Farben gebeiztem Holze mittelst eines Kitts fein und künstlich zusammengesetzt werden. Zu den Schattirungen läßt man das Holz an den Seiten in warmem Sande oder Kalke oder glühendem Eisen anlaufen oder ankohlen. Diese Kunst ist schon den Alten bekannt gewesen und theils durch Philipp Brunelleschi (gest. 1446), theils durch Giuliano da Majano (gest. 1457) wiederhergestellt. Auch Raphael Sanzio hat sich in dieser Kunst ausgezeichnet. Aber alle Künstler seiner Zeit übertraf Benedetto da Majano (gest. 1498). Er verfertigte Perspective, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Schränke, Schreibepulte ꝛc. und wurde sogar ins Ausland berufen. Beträchtliche Verbesserungen aber hat diese Kunst durch Giovanni de Verona (gest. 1537) erhalten, welcher zu Raphael's Zeiten im Vaticane zu Rom arbeitete. Er konnte dem Holze mit durchdringenden Ölen und siedend heißen Farben alle Arten der Färbung mittheilen und mit diesen Hölzern alle Arten der Malerei täuschend nachahmen. Nachdem die Kunst der M. aus Italien nach Frankreich gekommen war, erfand Johann Mace von Blois (geb. zu Paris 1672) die Methode das Holz schwarz zu brennen, indem man es in heißen Sand oder Kalkwasser legte, wozu Sublimat und Schwefelöl gegossen wurde. Auch neuerdings sind dergleichen Arbeiten ausgeführt worden, namentlich wurden zu Neuwied für den Prinzen Karl von Lothringen Holztapeten, den Raub der Sabinerinnen vorstellend, verfertigt. 26.

Marquis (spr. Markih), ital. **Marchese**, ist ein in Italien, Frankreich und England üblicher Titel für die zweite Stufe des hohen Adels, dessen erste der Herzog (Duc, duco) einnimmt. Wahrscheinlich ist er aus dem deutschen Markgraf entstanden. 35.

Mars oder **Mavors** (griech. Ἄρης, Mythol.), der Gott des Krieges, war einer Nachricht Herodot's (IV. 62) zufolge ursprünglich eine Gottheit der Scythen, von wo er in das Land der Thracier kam, welches schon im Alterthume vorzugsweise Mavortia tellus hieß, weil dem Mythus nach dieses Land wegen seiner kriegerischen Einwohner bei der Theilung der Welt unter die Götter dem M. zu Theil geworden sei. Daher ist auch M. dem Mythus nach in Thracien geboren und zwar als Sohn des Jupiter und der Juno, nach Andern ohne Wissen des Jupiter, nachdem Juno eine von der Flora ihr gebotene Blume berührt hatte; als seine Amme aber wird Thero (Θηρώ), d. i. Wildheit, genannt. Daher erscheint M. in der frühesten Zeit stets als Symbol der rohen körperlichen Tapferkeit und barbarischen Kriegssitte, im Gegensatze zu der Minerva, als dem Symbole derjenigen Tapferkeit, die mit Überlegung und Geisteskraft verbunden ist; eine Vorstellung, die wir schon im Homer finden, wo uns M. als widerspenstiger Kämpfer und als Schutzgott der rohen und tapfern Trojaner entgegentritt, während Minerva die Schutzgöttin der Griechen ist. Nach Homer begleiten ihn daher, wenn er ins Gefecht geht, Enyo, seine Schwester Eris, der Deimos (Δεῖμος, der Schreck, Furcht) und die Flucht (Φοβος), von denen die beiden letzten ihm den Kriegswagen anspannen und denselben im Streite regieren. Von Otus und Ephialtes wurde aber M. dennoch einst in Ketten gebunden und 13 Monate lang gehalten, bis ihn endlich Mercur befreite. Im trojanischen Kriege nun erscheint er als Beisteher des Hektor. Daher wird des M. in allen bedeutenden Gefechten Erwähnung gethan, z. B. in dem des Diomed, wo M. verwundet wird, ihm Hebe die Wunde auswäscht und Päon ihn heilt; in dem Göttergefechte, wo er gegen die Minerva kämpft ꝛc. Mit der Venus soll M. den Deimos und den Phobos gezeugt haben, mit der Astyoche, der Tochter des Aktor, den Askalaphus und Jalmenus, mit der Asterope den Önomaus ꝛc. Nach einer attischen Localsage endlich soll M. den Halirrhothius, des Neptun's Sohn, er-

schlagen haben, weil er seiner und des Aglaurus Tochter hatte Gewalt anthun wollen, worauf er vom Neptun bei den Göttern angeklagt und von diesen auf dem davon benannten Platze Areopagus in Athen gerichtet, aber losgesprochen wurde. Die Verehrung des M. war in Griechenland allgemein, überall waren ihm Tempel errichtet; die bedeutendsten befanden sich in Geronthrä, Sparta (wo man ihm anfänglich Menschen opferte) und Athen. Abgebildet wurde er bei den Griechen als ein Krieger in voller Jugendkraft, meist nackt, bekleidet mit Speer und Harnisch, einem doppelten Gürtel und dem Helme. Die Vorstellung der Römer von ihm war, wenigstens in der frühesten Zeit, fast dieselbe wie bei den Thraciern, denn sein Symbol war ein aufgerichteter Spieß. Aber in der spätern Zeit verschwand, wie schon in den spätern homerischen Hymnen geschieht, das Rauhe, Rohe und Unmenschliche in der Vorstellung von ihm. Er erscheint dann als Retter der Unschuld, Schutzgott der Gerechten und Verleiher jugendlicher Kraft; auch erkannten die Römer in ihm den Vater ihres Romulus, leiteten somit ihr ganzes Geschlecht von ihm her und erhoben ihn sehr bald zu einem ihrer vornehmsten Götter. Schon der König Numa weihte ihm einen besondern Priesterorden, die Salier (s. d. Art.), welche einmal im Jahre am Marsfeste mit Schilden bewaffnet tanzend und singend durch Roms Straßen zogen. Diese Schilde aber waren von besonderer Bedeutung. Unter der Regierung des Numa nämlich war der Sage nach einmal ein Schild vom Himmel gefallen. Man glaubte nun, daß, wenn dieser Schild verloren ginge, auch Rom untergehen werde; Numa ließ daher durch einen gewissen Mamurius noch mehrere solche Schilde, wie jener vom Himmel herabgefallen war, verfertigen, damit der ächte desto weniger von den übrigen zu unterscheiden sei. Diese Schilde nun hießen ancilia, waren heilig und der Obhut der Salier anvertraut. Das Fest selbst aber, das die Salier alljährlich in Rom hielten, fiel auf den 1. März, mit dem in den ältesten Zeiten Roms das Jahr anfing. Als besondere Bezeichnung für das Beginnen dieses Festes galten die Ausdrücke: Ancilia moventur, Mars movetur. Außer diesem Feste wurde aber auch noch am 15. Oct. dem M. ein anderes gefeiert, an welchem ihm zu Ehren Pferderennen gehalten und Opfer, bestehend in Pferden, dargebracht wurden. Der Tempel, die dem M. in Rom geheiligt waren, gab es eine nicht geringe Anzahl. Schon Numa hatte ihm einen besondern Tempel geweiht, in dem jener Schild als Palladium aufbewahrt wurde; nach ihm mehrten sich seine Heiligthümer immer mehr; die letzten, die ihm erbaut wurden, waren der, welcher dem Mars Ultor nach dem Siege von Philippi, und der, welcher dem Mars Bisultor (zweifach rächender M.) nach dem Siege über die Völker an der westlichen und östlichen Seite des Oceans von Augustus in Rom errichtet wurden. An allen Tempeln des M. aber befinden sich dorische Säulen, wahrscheinlich als Zeichen der Festigkeit. Heilig waren dem M. alle reißende Thiere, das Pferd und der Hahn. Seine Abbildung war bei den Römern ziemlich dieselbe, wie bei den Griechen. Nur wenige Statuen sind uns leider erhalten worden. Die zwei vorzüglichen befinden sich in der Villa Ludovisi, die aber beide durch die Zeit sehr gelitten haben und an denen viele neue Stücken sind. Auf Gemmen erscheint M. beinahe immer nackend, nur mit dem Helme auf dem Haupte. Ob mit dem Erklären der alten Mythen M. für das Symbol der Sonnenkraft in der That zu nehmen sei, bleibt dahingestellt und eine Untersuchung hierüber ist hier nicht am Platze.

20.

Mars ist der erste der sogenannten obern Planeten, d. h. derjenigen, deren Bahnen die der Erde einschließen; daher kann uns M., dessen Licht trübröthlich ist, zu allen Zeiten der Nacht und an allen Orten des Himmels erscheinen. — Seine mittlere Entfernung von der Sonne ist 30692500 Meilen, die bis 33551000 wachsen und wieder bis zu 27834000 abnehmen kann, so daß die

Excentricität seiner Bahn 2858500 Meilen beträgt. Diese 193 Mill. Meilen lange Bahn legt M. in 686 T. 23 St. 31 Min. zurück; die Ebene der Bahn selbst ist aber 1° 51′ gegen die Ekliptik geneigt. Des M. Entfernung von der Erde ist sehr veränderlich und zwischen den Grenzen von $7\frac{1}{3}$ und 54 Mill. Meil. enthalten, daher auch sein von der Erde aus gesehener Durchmesser von $3\frac{4}{10}$ Sec. bis $27\frac{2}{10}$ Sec. wachsen kann. Sein wahrer Durchmesser hingegen beträgt 963 Meil. und M. ist daher nur den fünften Theil etwa so groß als die Erde. Die nur schwer mit Genauigkeit zu bestimmende Masse dieses Planeten beträgt den neuesten Untersuchungen zufolge blos $\frac{132}{1000}$ von der Erdmasse, daher die Dichtigkeit des M. $\frac{1}{4}$ geringer als die der Erde ist und die Körper dort in der ersten Secunde nur $6\frac{1}{2}$ par. Fuß fallen. — Von den obern Planeten ist M. der einzige, an dem wir seiner Nähe wegen noch Phasen bemerken können, die aber nie bis zur sichelförmigen Gestalt abnehmen. Aber merkwürdiger dafür sind die auf der Marsscheibe sichtbaren beständigen und veränderlichen Flecken, deren erstere, welche dem Planeten selbst anzugehören scheinen, zeigen, daß M. sich in 24 St. 39 Min. 22 Sec. von Abend nach Morgen um eine Axe dreht, die gegen die Ebene der Bahn um 28° 42′ geneigt ist. Die Abplattung der Marskugel gibt Herschel sehr unwahrscheinlich auf den sechszehnten Theil ihres Durchmessers an. Die veränderlichen Flecken, welche man weit häufiger als die beständigen wahrnimmt, erscheinen und verschwinden oft in wenigen Stunden und ändern ihre Gestalt, Größe und Farbe. Die Atmosphäre des M. scheint also viel dichter und die Witterung wenigstens eben so veränderlich zu sein als die der Erde. Auch Spuren von Gebirgen hat man auf dem M. entdeckt; da aber dieser Planet nie sichelförmig erscheint und schon weit von uns entfernt ist, so lassen sich die Höhen der Marsberge gar nicht zuverlässig berechnen. Desto merkwürdiger sind jene beiden blendend weißen, kreisförmigen, aber veränderlichen Flecken, welche die beiden Pole des M. umgeben. Da sie nämlich wechselsweise und zwar jeder zu der Zeit am hellsten und größten erscheinen, wenn sein Pol in der Schattenseite des Planeten liegt oder eben Winter hat; so ist nicht zu zweifeln, daß sie Schnee- und Eisflecken sind, welche die Polargegenden der Marsoberfläche so wie die unserer Erde bedecken. Es ist übrigens merkwürdig, daß diese Polarflecken am Ende ihres sechsmonatlichen Winters schnell abnehmen und in ihrem Sommer beinahe ganz verschwinden, während die Pole unserer Erde von einem ewigen Eise bedeckt sind. — Den Astronomen ist M. in zweifacher Rücksicht merkwürdig geworden. Da dieser Planet uns in der Opposition mit der Sonne ungemein nahe kommt; so wurde er, noch ehe man die viel vortheilhaftern Durchgänge der Venus zur Bestimmung der Sonnenparallaxe verwenden konnte, zu diesem Zwecke von Lacaille am Vorgebirge der guten Hoffnung und von Lalande zu Berlin in gleicher Zeit beobachtet. Aus 43 Vergleichungen dieser Beobachtungen nun fand man die Sonnenparallaxe $10\frac{3}{10}$ Sec., also nur $1\frac{8}{10}$ Sec. zu groß, während man sie früher noch viel fehlerhafter gefunden hatte. In der zweiten Rücksicht verdanken wir dem Planeten M. die Kenntniß der merkwürdigen Gesetze, nach welchen M. und alle übrigen Planeten ihre Bewegungen um die Sonne vollenden. Es war nämlich ein bemerkenswerther Zufall, daß Kepler (s. d. Art.) zu der nämlichen Zeit diese Gesetze suchte, als Tycho sich mit den Beobachtungen des M. beschäftigte und daß zugleich M., wie bereits oben bemerkt worden ist, eine so große Excentricität seiner Bahn hat, daß diese die Ungleichheiten seiner elliptischen Bewegung, durch die jene Gesetze bestimmt werden mußten, viel leichter in den Beobachtungen erkennen ließ. — Die Astronomen bezeichnen den Planeten M. durch ♂. 13.

Mars (Hippolyte Boutet), eine berühmte französische Schauspielerin, geb. den 19. Dec. 1778, war die Tochter des am Théâtre français sehr beliebten

Schauspielers Monvel und begann ihre künstlerische Laufbahn an dem Théâtre Montausier, an welchem ihre Mutter engagirt war. Durch die seltenen Talente des jungen Mädchens bewogen unterzog sich die erste Schauspielerin am Théâtre français, die Contat, der Ausbildung der Vielversprechenden und zwar mit solchem Erfolge, daß sich dieselbe in der Darstellung naiver Rollen und als Liebhaberin bald den ungetheilten Beifall des Publicum erwarb. Das genannte Rollenfach, wozu noch Coquetten (die sogenannten grandes coquettes), Kammermädchen und Charakterrollen kamen, blieb das Lieblingsfach der Künstlerin, welche fortan eine Zierde des Théâtre français wurde und blieb. Ihr Spiel, gehoben durch eine höchst interessante Figur, klangreiche, biegsame Stimme und eine außerordentliche Bühnensicherheit, bietet die höchstmögliche künstlerische Vollkommenheit und beurkundet ein tiefes Studium sowohl, wie einen reinen geläuterten Geschmack und zwar bei einem höchst geringen Aufwande von materiellen Mitteln, besonders der Mimik. Noch jetzt ist sie trotz ihres vorgerückten Alters, das sie aber sehr gut zu verbergen weiß, der Liebling des Publicum und selbst die Indiscretion einiger Journalisten, welche neuerlich bei einer Gelegenheit ziemlich boshaft an ihr Alter und ihren bereits 37jährigen Sohn erinnerten, hat ihrem Ruhme keinen Abbruch thun können. In der neuesten Zeit hat sie sich auch mit Glück in tragischen Rollen versucht. 36.

Marsch, fr. marche; ital. marcia, ist ein zu kriegerischen Aufzügen bestimmtes Tonstück, dessen eigentlicher Zweck in der Erleichterung des Marschirens besteht. Letzteres bedingt ein Haupterforderniß des Marsches, markirten Rythmus. Je nach der Schnelligkeit des Schrittes unterscheidet man Geschwindmarsch (meist in $\frac{2}{8}$ oder $\frac{6}{8}$ Takt) und Parademarsch ($\frac{4}{4}$ oder $\frac{2}{4}$ Takt) und da man überhaupt den M. auch bei andern feierlichen Gelegenheiten anwendet, so spricht man in Bezug auf diese von Triumphmärschen, Festmärschen, Krönungsmärschen, Trauermärschen (marcia funebre oder lugubre) ꝛc. — Zu bemerken ist übrigens, daß der Ausdruck marciale, d. i. marschartig, von martiale, d. i. kriegerisch, wohl zu unterscheiden ist. Das Erstere bezieht sich auf den Charakter des Stückes selbst, dem es vorgesetzt ist, das Letztere auf den Vortrag. 35.

Marschall (von Mar, Mähre, ein Pferd, und Schalk, ein Diener), war ursprünglich ein Aufseher über einige Pferde, ein Stallmeister. Dieser zuerst in Frankreich übliche Titel (maréchal) sank in einer Hinsicht, so daß er heute einen jeden Hufschmied bedeutet, wurde aber in einer andern in Frankreich, wie in dem übrigen Europa, angesehener, weil Leute, die dergleichen Ämter begleiteten, immer in der Nähe des Königs lebten und zu andern Stellen befördert wurden. Heute wird er in mehrfacher Verbindung gebraucht, doch so, daß der Begriff des Dienens und der durch ihn zu vermittelnden Ordnung vorherrscht. So spricht man von Hofmarschällen und versteht darunter diejenigen Hofbeamteten, welche der Haushaltung eines Hofes, der Küche, dem Keller ꝛc. vorstehen. Hausmarschälle führen die Aufsicht über Schlösser und Paläste des Fürsten und ordnen das Nöthige bei Festlichkeiten, an Courtagen ꝛc. Der Reichs- oder Landtagsmarschall führt den Vorsitz bei Reichs- und Landtagsversammlungen, hält den Vortrag und sorgt dafür, daß keine Unordnung stattfinde, so wie letztere Pflicht auch den Marschällen, welche Marschallstäbe tragen, bei öffentlichen Aufzügen zukommt. Über den Gebrauch des Wortes in militairischer Hinsicht s. den Art. General. — Der Erzmarschall des deutschen Reiches (Churfürst von Sachsen) war bei außerordentlichen Festlichkeiten thätig, namentlich bei der Kaiserkrönung, wo er von dem auf dem Krönungsplatze aufgehäuften Hafer dem Kaiser ein silbernes Maß voll übergeben mußte. Späterhin wurde dieß durch einen Stellvertreter besorgt. — An der Marschallstafel, einer Nebentafel bei Höfen, sitzen solche, welchen des Ranges halber an der fürstlichen zu speisen nicht erlaubt ist. 35.

Marschland, Marschen, fr. pays de marais; engl. marsch-land, fenland, sind die schlammigen Niederschläge, welche aus Flüssen, Landseen und Meeren sich am Boden anhäufen. Sie sind hauptsächlich thonig, mit organischen, schwarzfärbenden Überresten gemengt, zuweilen kalkig oder eisenhaltig. Mit ihnen wechseln graue und weiße Thone, Lehm-, Mergel-, Sand und Torfschichten. Der Boden, den dieselben bedecken, heißt das Marschland. Es besäumt häufig niedere Küsten und bildet den Meeresboden an denselben; es bedeckt jedoch auch die großen Niederungen auf der Erde, welche kaum einige Fuß über dem höchsten Meeresniveau erhaben sind. M. bildet einen großen Theil des Landes in Holland, Ostfriesland, in Oldenburg, Hanover, in Ägypten u. a. Gegenden der Erde. 76.

Marschner (Heinrich), der ausgezeichnetste der jetzt lebenden deutschen Operncomponisten, wurde 1795 zu Zittau geboren und entwickelte schon als Schüler des dasigen Gymnasium ungewöhnliche Talente zur Musik. Des trefflichen Generalbassisten Hering Unterricht konnte daher nur wohlthätig einwirken und trug nicht wenig zu dem Entschlusse M.'s bei sich ausschließlich der Musik zu widmen. Er legte daher, als er im Jahre 1813 nach Leipzig gegangen war, um nach dem Willen seiner Eltern Jurisprudenz zu studiren, dieselbe bei Seite und gab sich mit der ganzen Kraft seines Genies und seiner Neigung der Tonkunst hin. Bald fühlte er sich in dem Gebiete derselben heimisch; das Anhören der Meisterwerke unserer Kunstheroen, wozu sich in Leipzig so treffliche Gelegenheit darbietet, bildete und läuterte seinen Geschmack; Schicht's Unterricht und unermüdetes Selbststudium weihte ihn in die Regeln und Geheimnisse der Composition ein. Dabei vernachlässigte er nicht seine Fortbildung als Pianofortespieler. Noch war ihm damals, wie sein rastloses Ergreifen der verschiedenartigsten Gegenstände der Composition beweist, nicht klar geworden, welches eigentlich das Feld sei, auf dem er glänzen sollte; eine Reise aber, welche er im Jahre 1815 nach Karlsbad machte, um sich auf dem Pianoforte hören zu lassen, wurde entscheidend für seine Zukunft. Veranlaßt nämlich durch den musikliebenden ungarischen Grafen Amadée, der ihn schätzen gelernt hatte und zu unterstützen versprach, begab er sich nach Wien, wo er treffliche Gelegenheit zu seiner weitern Fortbildung fand, und später zur Übernahme einer Musiklehrerstelle nach Preßburg. Damals schon hatte er sich für die dramatische Musik entschieden und zwar zur glücklichen Stunde, wie sein Auftreten in der Folge hinlänglich bethätigte. In Preßburg noch componirte er die Opern „Heinrich IV." und „D'Aubigné", die zwar nur noch Versuche zu nennen sind, aber doch seinen Namen zuerst vortheilhaft bekannt machten, da es Karl Maria von Weber, an den er sich gewandt hatte, nicht verschmähte, sie in Dresden zur Aufführung zu bringen. Die Hindernisse übrigens, welche sich ihm im Östreichischen entgegenstellten, veranlaßten ihn sich im Jahre 1822 nach Dresden zu wenden, wo er auch hinlängliche Beschäftigung fand und im Jahre 1823 als Musikdirector bei der Oper angestellt wurde. Einige seiner Arbeiten aus dieser Zeit, z. B. der „Wilddieb", fanden mit Recht großen Beifall viele andere scheint er, vielleicht aus triftigen Gründen, im Manuscripte zurückgehalten zu haben. Noch ahnete man indessen nicht, was er der deutschen Oper werden sollte, bis endlich sein „Vampyr" erschien, wozu Wohlbrück, dessen Schwester, Mariane W., eine bekannte treffliche Sängerin, er nach der Niederlegung seiner Stelle in Dresden (1826) heirathete, den Text geliefert hatte. Sie kam in Leipzig, wo er sich seit 1827 aufhielt, zur Aufführung und erregte hier wie überall, wo man sie hörte, ungemeine Sensation. Dieser folgte sein Meisterwerk: „Der Templer und die Jüdin", gewiß eine der schönsten Opern deutscher Composition. Nicht minder trefflich, obwohl von der Mehrzahl im Vergleich mit dem Templer für weniger vorzüglich gehalten, sind: „Des Falkners Braut"

und „Hans Heiling", welche letztere er nebst seiner neuesten Oper: „Das Haus am Ätna" seit seiner Anstellung als Kapellmeister und Director der Oper zu Hannover (im J. 1830) auf die Bühne gebracht hat. Es ist hier nicht der Ort auf eine nähere Beurtheilung dieser herrlichen Schöpfungen einzugehen; sie halten unterthanermaßen eine Vergleichung mit dem Trefflichsten dieser Gattung aus und stehen den an Geist und Auffassung verschwisterten Tongebilden Weber's würdig zur Seite. Der Vorwurf von Nachahmung des Letztern, den Einige M. gemacht haben, bedarf bei denen, welche beide Componisten kennen und zu würdigen wissen, keiner Widerlegung. In wie weit ein zweiter Vorwurf, daß M. nach Effecten hasche und in der Wahl der Mittel das Massenhafte und Grelle vorziehe, begründet sei, lassen wir hier unerörtert. Melodienfülle, geniale Zusammenstellung der Harmonien, treffliche Auffassung der Dichtung und glänzende Instrumentation sind die Vorzüge, welche M.'s dramatische Musik charakterisiren. Andrerseits gebührt ihm noch der Ruhm sich von dem italienischen Ungeschmacke frei erhalten zu haben und der ächt deutschen Musik treugeblieben zu sein. Außer den genannten Opern hat M. auch treffliche Gesänge für Männerstimmen und Lieder mit Pianofortebegleitung geschrieben, welche allen Freunden eines wahrhaft schönen Gesanges nicht genug zu empfehlen sind. Seine zahlreichen Compositionen für das Clavier endlich haben mit Ausnahme der Variationen über das Trinklied: „Im Sommer" ꝛc. und einiger Sonaten geringe Anerkennung gefunden, wie uns dünkt, nicht mit Unrecht, da sie am wenigsten das Feld sind, auf welchem sich M mit Glück bewegt. 36.

Marseille (spr. Marseij), Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen, Sitz des Präfecten, der Departementalbehörden, des Stabes der 8. Militairdivision, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, der Größe nach die dritte Stadt Frankreichs, liegt an einer Bucht des Meerbusens von Lyon in einer Ebene, die rund umher von Bergen eingeschlossen und nur auf der Westseite gegen das Meer geöffnet ist, und zieht sich in Form eines Hufeisens um den Hafen herum, indem der nördliche Theil den höchsten Theil der Ebene einnimmt und sich gegen Süden senkt. Das Flüßchen Biaud durchfließt einige Quartiere von M. Geebnete und mit Bäumen besetzte Wälle umgeben die Stadt. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, wovon erstere meist enge, winklichte, schlechtgepflasterte, letztere aber breite, schnurgerade, gutgepflasterte und mit Trottoirs versehene Straßen hat. Sie hat 16000 Häuser, die meistens flache Dächer haben, mit 100000 Einw., viele öffentliche, schöne Plätze, als: die Place Castellane, den Königsplatz, die Place St. Ferreol, die Place de la Comédie, die Place de Montiers; mehr als 12 Vorstädte, 1 Kathedrale (früher Dianentempel) und außer den übrigen katholischen Kirchen 1 reformirte Kirche, 14 Hospitäler, 1 Lazareth, 1 Quarantainehaus, ein Lyceum, eine Marineschule mit Sternwarte, eine öffentliche Bibliothek mit 90000 Bänden und 2000 Handschriften, ein Naturaliencabinet, ein Museum, einen botanischen Garten, eine medicinische Gesellschaft, eine Societät der Wissenschaften und Künste, eine afrikanische Gesellschaft mit einer Bibliothek von 6000 Bänden, einen Griechenverein, eine Gesellschaft für Moral, 1 Theater und 1 Concertsaal. Unter den Gebäuden sind vorzüglich merkwürdig: das prächtige Stadthaus, in dessen unterm Theile die Börse ist, die blos ihres hohen Alters wegen bemerkenswerthe Kathedrale, das neue Arsenal mit seinem schönen Garten, die Münze, das Gouvernementshaus, das vormalige Bernhardinerkloster, das dem Lyceum und den wissenschaftlichen und Kunstsammlungen eingeräumt ist, das große Theater, der Concertsaal, die Consigne, wo die Sanitätsadministration ihre Sitzungen hält, mit dem berühmten Basrelief von Puget, das die Pest von Mailand vorstellt, das Lazareth außerhalb der Stadt, ein aus verschiedenen Gebäuden zusammenge-

setztes Ganzes, das aus 7 Abtheilungen besteht und eine musterhafte Einrichtung und Verwaltung hat, um M. gegen die Pest zu verwahren. Der Hafen der Stadt bildet ein länglichtes Viereck, das 2700 Fuß lang uud 780 F. breit ist, an 900 Schisse fassen kann, vor allen Winden geschützt und mit 2 schönen Kaien eingefaßt ist. Den Eingang desselben beschützen die 2 Forts St. Jean und St. Nicolas, wovon das letztere jedoch fast ganz zerstört ist. Auf einem neben diesen Fort befindlichen Felsen liegt das Schloß de notre Dame de la Garde, von wo man eine sehr schöne Aussicht auf die Stadt, den Hafen, die Umgegend und auf das Meer genießt. Unter den Fabriken stehen die in Seife wegen ihrer Wichtigkeit oben an, welche 75 Siedereien von 2—8 Kessel beschäftigen, dazu jährlich 378000 Ctnr. Olivenöl verbrauchen und 560000 Ctnr. Seife liefern. Ferner gibt es 5 Stärke- und Puderfabriken, 4 Nudelfabriken, Zuckersiedereien, Corallenfabriken, Manufacturen in rothen oder Tunesermützen, Türkischrothfärbereien, chemische Fabriken, 1 Schmelztiegelfabrik, Kattundruckereien, Hutfabriken, vortreffliche Gerbereien und Saffianfabriken, Segeltuchmanufacturen; auch verfertigt man geflochtene Waaren, Räucherwerk, Farben, Tabak, Lack, Chocolade ꝛc. Merkwürdig ist Stomati's Phelloplastik, wodurch Alterthümer in Korkrinde nachgebildet werden. Der Handel ist äußerst wichtig und erstreckt sich besonders nach den Ländern am mittelländischen Meere, nach der Levante, nach den Colonien, nach Afrika, nach Nordamerika, auch nach den nordischen Staaten und nach dem schwarzen Meere und vertreibt die Natur- und Kunstproducte der Stadt und der Umgegend. Die ganze Umgegend von M. ist mit Bastiden (s. d. Art.) angefüllt. Die Landhäuser Eygalades und la Renarde gehören zu den angenehmsten dieser Bastiden. — Marseille, lat. Massilia; griech. *Μασσαλία*, die älteste Stadt in Frankreich, ist etwa 600 Jahre v. Chr. von den Phokäern angelegt worden und muß als einer der ältesten Handelsplätze der Erde angesehen werden. Von 1720—21 ward M. von der oriental. Pest, die durch ein Schiff sich nach M. verbreitete, so stark heimgesucht, daß 60000 Menschen in der Stadt starben. Zur Zeit der Revolution herrschte in M. der Republicanismus und die marseiller Horden, die 1792 nach Paris berufen wurden und dort so viel Schandthaten verübten, bestanden aus dem niedrigen Haufen des Volks und aus losgelassenen Galeerensklaven. 71.

Marsen, 1) ein italisches Volk, wohnten in Samnium zwischen den Reihen der Apenninen am nördlichen Ufer des lacus fucinus, im jetzigen Abruzzo ulteriore; ihre Sprache war sabinisch. Die M. hatten den Ruf großer Tapferkeit und ausgezeichneten Muthes. Es galt das Sprüchwort von den M., man könne nicht über sie und nicht ohne sie triumphiren. Außerdem hatten sie auch einen mythischen Ruf als Zauberer und Schlangenbeschwörer, daher Marsus so viel als Gaukler. Ihre Hauptstadt war Marrubium oder Marruvium, von welcher noch jetzt große Ruinen unter dem Namen Murvia, südlich von Coll' Armeno, vorhanden sind. Außer ihr wurde noch berühmt Alba fucentia, auch Fucentis, Alba Marsorum und Alba ad lacum fucinum genannt. Nach dem Bundesgenossenkriege bewahrten die Römer ihre Gefangenen hier. 2) Ein germanisches Volk im nordwestlichen Germanien, zu den Istävonen (s. d. Art.) gehörig, auf beiden Ufern der Lippe in der Umgegend von Münster in der Grafschaft Rietberg, südlich von Hamm. Sie waren dem Cheruskerbunde einverleibt und nahmen an der Hermannsschlacht Theil; auch war bei ihnen der berühmte Tempel der Tanfana. Tacitus erwähnt die M. als ein sehr altes Volk und leitet sie vom Thuisko ab. 11.

Marsfeld, s. Märzfeld und Rom.

Marsh (Herbert), Bischof zu Llandaff, Doctor und Professor der Theologie zu Cambridge und Mitglied der königlichen Societät, einer der vorzüglichsten

theologischen und politischen Schriftsteller Englands, wurde zu London geboren und erhielt seine Bildung auf dem St. John's College. Um sich in den neueren Sprachen zu vervollkommnen, reiste er nach Deutschland und hielt sich zuerst einige Jahre in Göttingen, zuletzt in Leipzig auf. So vorbereitet übersetzte er Michaelis' „Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes" mit Anmerkungen und Zusätzen ins Englische (1792—1801. IV Voll. 8.). Auch machte er der englischen Regierung Mittheilungen von den politischen Angelegenheiten des Auslandes, wofür er von Pitt eine Pension erhielt. Bei der französischen Invasion kehrte M. nach England zurück und wurde als Professor der Theologie in Cambridge angestellt. Hier gerieth er in mehrere gelehrte Streitigkeiten, z. B. über Bell's und Lancaster's Erziehungssystem, über die Bibelgesellschaft, welcher er nicht günstig war, ꝛc. Außer der genannten Übersetzung hat man von M. noch folgende Werke: „Patje's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated from the German" (1797); „Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels" (1802); „Horae Pelasgicae" (enthaltend Untersuchungen über den Ursprung und die Sprache der Pelasger) (1814). 63.

Marsigli (spr. Marsilji) (Luigi Fernando, Graf von), 1658 zu Bologna geboren, lebte aus Liebe zu den physischen und mathematischen Wissenschaften abwechselnd in den bedeutenderen Städten Italiens, später auch 11 Monate in Constantinopel, ging aber nach dem Ausbruche des Krieges zwischen dem Kaiser Leopold und den Türken in östreichische Dienste (1682), in denen er sich bald zum Obersten emporschwang. Im Jahre 1688 gerieth er in türkische Gefangenschaft, kämpfte nach seiner Befreiung aus derselben noch gegen die Türken bis zum carlowitzer Frieden (1699), wo ihm die Grenzbestimmung anvertraut wurde. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, war er General und erhielt das Untercommando in der Festung Breisach, die sich nach einer kurzen Belagerung am 6. Sept. 1703 ergab. Der Kaiser darüber entrüstet ließ nach einem richterlichen Ausspruche den Oberbefehlshaber Graf Arco hinrichten, M. aber seiner Würde entsetzen. Die Welt erkannte das ihm angethane Unrecht an und M. fand Trost in den Beschäftigungen mit den Wissenschaften. Seit seiner Entsetzung lebte er bald in Montpellier, bald in Paris, bis er auf Veranlassung des Papstes Clemens XI., der ihm das Commando seiner Truppen gegen den Kaiser Joseph I. übertrug, nach Bologna ging. Noch bevor er aber dasselbe übernahm, hatten sich die feindlichen Parteien ausgesöhnt. Dessenungeachtet blieb M. jetzt in Bologna, errichtete 1714 daselbst die früher berühmte Akademie der Wissenschaften (istituto delle scienze), welche er mit seiner Sammlung von Naturalien, Instrumenten ꝛc. beschenkte, machte einige Reisen nach Frankreich und England und starb als Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften zu Bologna am 1. Nov. 1730. Die Schriften, welche er uns hinterlassen hat und die sehr schätzbare Beobachtungen enthalten, sind: „Histoire physique de la mer" (Amsterdam 1725. Fol. mit Kupfern); „Danubius Pannonico-Mysicus" (Haag 1726. Fol. mit Kupfern); „De fungis" (Ebend. 1728); „Stato militare del imperio ottomano" (1732. 2 Voll.). 77.

Marsischer Krieg oder Bundesgenossenkrieg. Die italischen Bundesgenossen der Römer hatten zwar mehr Privilegien als die auswärtigen, aber im Vergleiche mit den Römern selbst viele Leistungen und wenig Recht. Vorzüglich war es das Bürgerrecht, welches sie bei jedem Dienste, den sie den Römern leisteten, verlangten. Als daher im Jahre 91 v. Chr. M. Livius Drusus ein Gesetz in Vorschlag brachte, allen italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu verleihen, war es natürlich, daß dieser Vorschlag von denselben mit großem Eifer aufgenommen wurde. Doch in Rom war Alles gegen dieses Gesetz und Drusus

zog sich so großen Haß zu, daß er eines Tages in dem Vorhofe seines Hauses mit Dolchstichen ermordet gefunden wurde. Weit entfernt aber, daß jetzt die italischen Völker ruhig blieben, wurden sie im Gegentheile durch die abermalige Täuschung ihrer Erwartungen auf das Heftigste erbittert. Alle Völker vom Liris bis zum adriatischen Meere, Samniter, Lucaner, Marruciner, Vestiner, Picenter und vorzüglich die tapfern Marser, nach denen dieser Krieg auch den Beinamen des marsischen erhielt, standen gegen Rom auf und bezweckten wohl nicht allein Antheil am Bürgerrechte, sondern gänzliche Vernichtung Roms, wie ihre im Anfange des Kriegs getroffenen Einrichtungen deutlich zeigten. Denn sie errichteten einen neuen Staat, dessen Hauptstadt Corfinium, im Lande der Peligner gelegen, sie mit dem bedeutungsvollen Bundesnamen Italica belegten; ordneten einen Senat von 500 Personen an und übertrugen 2 Consuln, dem Pompädius Silo, einen Marser, und dem Aponius, einen Samniter, nebst 12 Prätoren die Leitung des Krieges. In Asculum, welche Stadt Geißeln ihrer Treue nach Corfinium sandte, ward der römische Proconsul Q. Servilius, der im herrischen Tone die Asculaner daran verhindern wollte, nebst allen Römern erschlagen (90). Dieß war das Zeichen zum allgemeinen Aufstande und Kampfe. Die Bundesgenossen, von tüchtigen Feldherren angeführt und begeistert von der Idee, für ihre Freiheit zu kämpfen, siegten fast überall; die muthigen Marser schlugen und tödteten den Consul P. Rutilius Lupus; Pompädius siegte über den Legat Cäpio und vernichtete den größten Theil seines Heeres. In Rom schloß man alle Tribunale und legte statt der Toga das Kriegskleid an. Doch je größer und näher die Gefahr war, in desto schönerm Lichte zeigte sich der römische Muth, desto glänzender bewährte sich das römische Glück. Der Consul L. Julius Cäsar schlug die Samniter bei Acerra und Cn. Pompejus Strabo die Picenter, nach welchen Siegen die römischen Magistrate die Zeichen ihrer Würde wieder anlegten. Marius focht gegen die Marser nur mit der größten Umsicht. Auch Umbrer und Etrusker traten jetzt zu dem Bunde, den der römische Senat durch seine List zerstörte. Die lex Julia nämlich verlieh allen italischen Völkern, die bis jetzt keinen Antheil am Aufstande genommen hatten, das Bürgerrecht; viele Völker traten nun vom Bunde ab; nur die Marser, Samniter und Lucaner ließen sich nicht blenden. Sulla, der jetzt (89) den Oberbefehl erhielt, zeichnete sich durch eine Reihe glänzender Siege aus; Asculum wurde vom Pompejus erobert und gänzlich zerstört. Der vielfache Verlust der Römer, innere Unruhen und die Annäherung des Mithridates zwangen den Senat allen italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen und so diesen verderblichen Krieg, der viele blühende Städte und Fluren verwüstet und mehr als 300000 Menschen das Leben gekostet hatte, zu beendigen. Zur Aufnahme der neuen Bürger wurden 8 neue Tribus den alten 35 beigefügt; die Volksversammlungen wurden von nun an immer stürmischer und die Factionen gefährlicher. Die Marser waren in diesem Kriege fast gänzlich ausgerottet worden, die Samniter und Lucaner standen allein noch in den Waffen, so daß der Krieg gegen sie in den jetzt beginnenden Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla überging. 11.

Marsy (Balthasar und Gaspard), zwei namhafte französische Bildhauer, geb. zu Cambrai, der ältere Bruder im Jahre 1624, der jüngere im Jahre 1628, erhielten ihre erste Ausbildung von ihrem Vater und kamen im Jahre 1648 nach Paris zu einem Holzschneider, bei welchem sie jedoch, so wie später bei Buyster und Sarrazin, nur untergeordnete Arbeiten ausführten. Die gelungene Ausschmückung des Hôtel de la Vrillière (jetzt Banque de France) machte ihren Namen zuerst rühmlich bekannt und durch eine Statue des heiligen Denys, so wie einige treffliche Arbeiten in der kleinen Kapelle der Märtyrer, welche sie bald nachher ausführten, wurde ihr Ruf bedeutend erhöht. Seitdem sahen sie sich mit Auf-

trägen überhäuft, die sie fortan meist gemeinschaftlich ausführten. Balthasar starb 1674, der jüngere Bruder im Jahre 1681. — Unter den gemeinschaftlichen Werken der beiden Künstler sind als die vorzüglichsten zu erwähnen die Figuren des Bacchus und der Latona zu Versailles, eine Gruppe der Sonnenpferde ebendaselbst und das Grabmal des Königs Kasimir von Polen in der Kirche St. Germain-des-Prés zu Paris. Von Gaspard allein sieht man im Parke zu Versailles mehrere Statuen, z. B. des Mars und einige allegorische Darstellungen zu Paris. Der künstlerische Werth der genannten Sculpturen besteht vorzugsweise in einer sorgfältigen Ausführung und einer gewissen dem Auge wohlthuenden Eleganz; höhere Anforderungen indeß sieht man nicht befriedigt. Uebrigens stand Gaspard unbedingt seinem ältern Bruder nach. 36.

Marsyas, nach der Fabel Sohn des Olympus, nach Andern des Hagrus oder endlich auch des Hyagnis, war derjenige, welcher jene von der Minerva erfundene Flöte, die diese weggeworfen hatte, fand, sich auf diesem Instrumente übte und es bald so weit in seiner Kunst brachte, daß er es wagte den Apollo zu einem Wettstreite herauszufordern. Apollo nahm den Vorschlag an und die Musen wurden zu Kampfrichterinnen erwählt. Vollkommen auf des M. Seite schien anfangs der Sieg; da kehrte aber plötzlich Apollo seine Cyther um und spielte auch so zu Aller Verwunderung. M. ward daher für besiegt erklärt und es wartete daher seiner bald jener Fluch der Minerva, den diese Göttin ausgesprochen hatte, als sie die Flöte wegwarf; denn Apollo ließ den M. an einen Baum binden, zog ihm lebendig die Haut ab und tödtete ihn so. Die Auflösung dieses Mythus liegt wohl darin, daß man schon im frühesten Alterthume der Kunst auf der Cyther zu spielen den Vorzug vor der auf der Flöte zu blasen einräumte. Vgl. Böttiger, „Antikes Museum" (1. Bd.). Sehr zahlreich sind die Abbildungen und Kunstwerke, die den M. darstellen. Ein prächtiges Basrelief befindet sich in der Villa Borghese, auf der eine große Götterversammlung um den M. herumsteht, der sich bereits an dem Baume befindet, wo er vom Apoll den Tod erleiden soll. Auch befindet sich in Dresden eine Gruppe, die diese Strafe des M. darstellt. 20.

Martens (Georg Friedrich), geb. den 22. Febr. 1756 zu Hamburg, studirte anfangs zu Göttingen, später zu Wetzlar, Regensburg und Wien, promovirte 1780 zu Göttingen, wurde hier 1784 Professor der Rechte und 1789 in den Adelstand erhoben. Von 1808 an bis 1813 bekleidete er die Stelle eines Staatsrathes und außerdem vom October 1810 an die eines Präsidenten der Finanzsection des königlich westphälischen Staatsrathes; wurde mit Auflösung des westphälischen Königreichs 1814 königlich hanöverscher geheimer Cabinetsrath und von 1816 an Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M., wo er auch den 21. Febr. 1821 starb. Es ist nicht zu verkennen, daß das Staats- und positive Völkerrecht ihm zuerst ihre wissenschaftliche Form und ihre systematische Ausbildung zu verdanken haben. Seine Schriften sind vorzüglich folgende: „Versuch über die Existenz eines positiv europäischen Völkerrechts" (Götting. 1787); „Précis du droit des gens modernes" (2 Voll. 1780); „Recueil des principaux traités d'alliance, de paix, de trève, de neutralité etc. depuis 1761" (Götting. 1790—1818. 14 Bde.); „Versuch über Kaper, feindliche Nehmungen ꝛc." (Göttingen 1795); „Einleitung in das positive europäische Völkerrecht" (Götting. 1796); „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts" (Göttingen 1800. 2 Bde.); „Grundsätze des Privathandelsrechts 1797" (Götting. 3. Aufl. 1820); „Cours diplomatique ou tableau des rélations extérieures des puissances de l'Europe" (Berlin 1801. 3 Bde.); „Grundriß einer diplomatischen Geschichte der europäischen Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem XV. Jahrhundert" (Berlin 1807); „Grundriß des Handelsrechts ꝛc." (Götting. 1805), der noch jetzt auf den deutschen Universitäten als Grundlage bei den Vorlesungen benutzt

wird; Püllmann's „Grundsätze des Wechselrechts" (3. Aufl. Leipzig 1805. 4. Aufl. 1820). 64.

Martialis (M. Valerius), aus Bilbilis in Spanien gebürtig 40 n. Chr., zeichnete sich schon als Jüngling in seiner römisch gebildeten Heimath als Dichter aus. Er kam dann unter Nero nach Rom, setzte hier seine poetischen Arbeiten fort, konnte aber wegen seiner Armuth kaum so viel erübrigen, als er zu seinem nothwendigsten Unterhalte bedurfte. Aber dessenungeachtet wurde er der eigentliche Schöpfer des neuern Epigramms. Seine Blüthe fällt in die Regierungszeit des Domitian, von dem er die Tribunen- und Ritterwürde und wenigstens einige Unterstützung erhielt. Aber dennoch vermochten seine Poesien nicht ihm auch nur das Nöthigste zu gewähren und er mußte daher, dem Augenblicke lebend, durch Schmeicheleien der Großen sich seinen Unterhalt zu verschaffen suchen. Ein weit geringeres Wohlwollen aber, als früher, wurde ihm von Seiten des Kaisers Trajan zu Theil, weßhalb er unter dessen Regierung nach Spanien zurückkehrte, wo er auch bis zu seinem Tode (101) blieb. Wegen des Wechsels seines Wohnortes muß man bei Localbeziehungen, die in seinen Epigrammen häufig vorkommen, sehr aufmerksam sein, um das Richtige herauszufinden. M. ist übrigens glücklich in witziger Ergreifung von momentanen Ereignissen und zeichnet sich durch glänzende Behandlung und Sprache, selbst bei Übertragungen aus dem Griechischen, aus, so daß die meisten seiner Sinngedichte scharfsinnig und treffend sind und die Menge derselben seinen fast unerschöpflichen und stets lebhaften Witz bewunderungswürdig macht. Wir besitzen von ihm 14 Bücher Epigramme, bei denen sich auch ein „Liber spectaculorum" befindet, wovon den M. nur einige Stücken gehören. Die erste Ausgabe des M. erschien zu Venedig 1470. 4. Die besten Ausgaben aber sind: von P. Scriverius (Lugd. Bat. 1619. 12. Amst. 1655), Matth. Rader (Mogunt. 1627. Fol.) und die Ausgabe in usum Delphini (Par. 1686. 4.). Jenes „Liber spectacul." wurde besonders herausgegeben von Nic. Perottus (Venet. 1513. fol.). Eine Auswahl von den Epigrammen des M. gab Ramler unter dem Titel: „Martialis Sinngedichte in einem Auszuge lat. und aus den poetischen Übersetzungen verschiedener Verfasser gesammelt" (Leipzig 1787—1793. 3 Bde. 8.). 20.

Martignac (spr. Martinjac) (Graye, Vicomte de), Minister des Innern unter Karl X., geb. 1780 zu Bordeaux, war anfangs Anwalt, trat dann in Staatsdienste, wurde Generalprocurator in Limoges, 1821 Deputirter und unter dem Villèle'schen Ministerium Staatsrath. Die Auflösung des letztern endlich am 4. Jan. 1828 berief ihn in das Ministerium des Innern. Die großen Schwierigkeiten seiner Stellung erkennend, zeigte er sich gleich anfangs fest entschlossen, die Verwaltung einer zweckmäßigen Reform zu unterwerfen, indem er dem constitutionell-monarchischen Princip huldigend auf dem Wege der Vermittelung zwischen dem Hofe und Volke am Besten diesen Zweck zu erreichen glaubte. Von der Reinheit seiner Gesinnungen gab er zuerst dadurch einen offenen Beweis, daß er alle dem Volke mit Recht verhaßte Personen aus der Verwaltung entfernte und überhaupt das ganze System der letztern von den mannigfachen Mißbräuchen zu reinigen suchte; allein die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, waren zu groß, als daß er sie hätte überwinden können. Schon dadurch verlor er viel in der öffentlichen Meinung, daß er eine in Vorschlag gebrachte Anklageacte des letzten Ministerium hintertrieb, obwohl er in seiner Stellung durchaus nicht anders handeln konnte; anderen Forderungen der Kammer mußte er ebenfalls entgegentreten und so geschah es, daß selbst die besten im nationalen Sinne getroffenen Einrichtungen angefeindet oder wenigstens nicht genug anerkannt wurden. Letzteres war der Fall, als M. das sogenannte schwarze Cabinet aufhob (zu Ende Januar 1828) und die den Jesuiten geneigten Polizeidirectoren, Delaveau und Franchet, aus

der Verwaltung entfernte. Die Opposition in der Kammer, nur von Haß gegen die Regierung geleitet, verlangte mehr als M. geben konnte; der Hof anderer Seits, mit Mißtrauen jede neue Concession des Ministerium betrachtend, arbeitete ihr noch in die Hände, indem er unklug genug als eine dritte zwischen Ministerium und Kammer mitten innestehende Partei auftrat. M. hatte somit einen doppelten Feind zu bekämpfen; der Hofpartei war er nicht royal, der liberalen Partei nicht liberal genug; beide warfen ihm ein Schwanken vor, das Schlimmste, was einen Minister treffen kann. Zwar schien M. durch die Annahme des Budgets für 1829 von Seiten der Kammer eine sichere Stellung gewinnen zu können, allein der Unverstand des Hofes, welcher sich besonders in der Benutzung des Einflusses, welche der Dauphin im Kriegsdepartement übte, recht offen kund that, verdarb Alles. Entschiedener als je trat hierauf die Kammer im Jahre 1829 auf; die Opposition erklärte der Regierung förmlich den Krieg und veranlaßte bei Berathung der von M. vorgelegten Entwürfe zu einer Umgestaltung der Departementalverfassung höchst stürmische Debatten, indem sie eine möglichst weite Ausdehnung des Wahlrechts verlangte. Vergebens leistete M. den entschlossensten Widerstand, die Opposition gab nicht nach und die Gesetzentwürfe wurden nach einigen sehr heftigen Scenen zurückgenommen. Die Spaltung war jetzt unheilbar. Der König, fest entschlossen, keine Concessionen mehr zu machen, löste die Kammer am 31. Juli 1829 auf und stellte am 8. Aug. den Fürsten Polignac an die Spitze der Verwaltung. M., den man beizubehalten beabsichtigte, schlug die Theilnahme aus und trat zurück. Mit ihm schwand die letzte Hoffnung einer Vermittelung zwischen König und Volk. Das Departement Lot und Garonne wählte hierauf den Exminister in die Kammer von 1830 und hier bemerkte man M. unter den 221; in der neuen Kammer vom 4. Aug. aber trat er als eifriger Vertheidiger des Königs auf, nahm auch an den Julireignissen keinen Theil, leistete jedoch später den Eid. Nachdem er noch mit edler Freimüthigkeit in dem Processe der Exminister die Vertheidigung Polignac's geführt hatte, zog er sich von den öffentlichen Angelegenheiten gänzlich zurück. Er starb allgemein geachtet zu Paris am 3. April 1832. Bald darauf erschien der erste Theil seines: „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823." 22.

Martin der Heilige, geb. zu Sabaria in Pannonien (um 316) von heidnischen Eltern, lernte in Pavia, wo er erzogen wurde, frühzeitig das Christenthum kennen. Von seinem Vater, einem Kriegstribunen, zum Kriegsdienste bestimmt, mußte er schon in seinem 15. Jahre, obwohl wider Willen, die Waffen tragen und diente dann unter Constantius und Julianus in Gallien, auch als Soldat als ein Muster christlicher Frömmigkeit und Mildthätigkeit geltend. Namentlich wird von ihm erzählt, daß er einstmals an den Thoren von Amiens sein Kleid mit einem entblößten Armen getheilt habe. In der folgenden Nacht erschien ihm, wie die Legende berichtet, Christus, bedeckt mit der Hälfte dieses Kleides. Bald darauf (337) entsagte M. den Kriegsdiensten und ließ sich taufen. Nachdem er mehrere Jahre in der Einsamkeit gelebt hatte, begab er sich zu dem Bischofe Hilarius von Poitiers, welcher ihn als Exorcisten aufnahm. Einige Zeit nachher ging er jedoch, angeblich auf göttlichen Befehl, in seine Vaterstadt zurück, bekehrte seine Mutter und vertheidigte die rechtgläubige Lehre gegen die in Illyrien herrschenden Arianer. Verfolgt von diesen zog er sich wieder nach Frankreich zurück und ließ sich bei Poitiers nieder. Im Jahre 375 ward ihm wegen der Heiligkeit seines Lebens und seiner Wunderthätigkeit durch des Volkes einstimmige Wahl das Bisthum von Tours übertragen. Als Bischof wurde er der rüstigste thätigste Beförderer des Mönchsthums in Gallien. Unweit der Stadt, zwischen der Loire und einem steilen Felsen, erbaute er das berühmte Kloster von Marmoutiers, wo bald an 80 Mönche sich einfanden. M. starb um das Jahr 400.

Er ist der Erste, welchem in der katholischen Kirche öffentliche Verehrung erwiesen worden ist. Sein Gedächtnißtag ist der 11. Nov., welcher als Martin Bischof bezeichnet wird. 63.

Martin (Päpste). — M. I. (649—655) aus Todi in Toscana, ein Mann von guter Erziehung und rühmlichen Eigenschaften, war früher Legat und Apokrisiarius zu Constantinopel und wurde im Jahre 649 zum Papste erwählt. Er begann sein Amt mit einer Synode italienischer Bischöfe, welche in der Laterankirche gehalten wurde (649). M. I. verdammte hier die Monotheleten und die beiden in dem monotheletischen Streite erlassenen kaiserlichen Glaubensgesetze, die Ekthesis des Heraclius und den Typos Constans' II. Darauf ließ der Kaiser ihn durch den Exarchen Johannes Kalliopas gefangen nehmen und entsetzt nach Constantinopel führen. Hier wurde eine gerichtliche Untersuchung wider ihn eingeleitet und er als Verräther zum Tode verurtheilt. Doch bewog der Hofbischof Paulus den Kaiser, die Todesstrafe in Verbannung zu verwandeln. Und so wurde M. nach grausamer Mißhandlung nach dem Chersones verwiesen, wo er im Jahre 655 starb. Er ward unter die Heiligen versetzt. Sein Gedächtnißtag ist der 10. November. — M. II. (Marinus, 882—884), Nachfolger Johann's VIII., wurde von der toscanischen Partei auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er befreite seine Freunde von dem Banne, welchen sein Vorgänger über sie gesprochen hatte; selbst den von Johann gebannten Bischof Formosus von Porto setzte er wieder in sein Bisthum ein. Hingegen verdammte er den constantinopolitanischen Patriarchen Photius. Er starb 884. — M. III. (942—946), ein Römer, folgte auf Stephan VIII. Er war ein Wohlthäter der Klosterleute und starb 946. — M. IV. (1281—1285), ein Franzose, wurde vor seiner Erwählung Simon von Brie genannt und war Schatzmeister der Kirche von Tours, als er nach Nikolaus' III. Tode 1281 zum Papste erwählt wurde. Ganz im französischen Interesse sprach er über Peter von Aragonien den Bann, welcher nachher auch auf Sicilien ausgedehnt ward. Auch den Kaiser Michael Paläologus und seine Patriarchen belegte er mit dem Anathema und starb 1285 zu Perugia. — M. V. (11. Nov 1417—20. Febr. 1431), vorher Otto Colonna genannt, anfangs päpstlicher Referendarius, seit 1405 Cardinaldiakon, wurde nach Gregor's XII. Entsagung und Benedict's XIII. Absetzung am 11. Nov. 1417 von der kostnitzer Kirchenversammlung zum Papste ernannt. Ein leutseliger, kluger und gemäßigter Mann ließ er, obwohl eidlich zu einer Reformation der Kirche verpflichtet, nur durch eine Commission von Cardinälen und Nationaldeputirten die unwichtigern Mißbräuche aufheben, die größern aber als vom Bestehen der Curie unzertrennlich darstellen. Mit den drei Hauptnationen, Deutschland, Frankreich und England schloß er, um nicht so ganz sichtbar den Treulosen zu machen, Separatconcordate, in welchen ihnen einzelne Vorrechte bei Besetzung der Kirchenämter eingeräumt und einige Forderungen der päpstlichen Kammer nachgelassen wurden. Den 22. April 1418 löste er die Versammlung auf und zog am 16. Mai in feierlichem Gepränge davon. Er reiste über Genf nach Mantua und ging dann nach Florenz (1419), wo er lange verweilen mußte, bis er die Städte des Kirchenstaats den Tyrannen wieder abgenommen hatte. Endlich wieder Herr in Rom (20. Sept. 1420), das er in dem elendesten Verfalle fand, stellte er den Staat und die verfallenen Kirchen wieder her. Um seinem zu Kostnitz gegebenen Versprechen nachzukommen, schrieb er 1423 eine Kirchenversammlung nach Pavia aus. Unter dem Vorwande der Pest verlegte er sie nach Siena, wo sie bald ganz aufgelöst wurde, ohne für die Reform der Kirche etwas gethan zu haben. Kurz nachher (1424) starb zu Peniscola der alte Benedict (Peter von Luna), welcher, obwohl entsetzt, doch von dem Könige Alphons von Aragonien anerkannt und gehalten wurde. Seine hin-

tenlassenen Cardinäle erwählten mit des Königs Vorwissen den Chorherrn von Barcellona, Ägidius Mugnos, welcher unter dem Namen Clemens VIII. von Alphons anerkannt wurde. Er entsagte erst 1429, wo es zu einem Vergleiche kam, in welchem er durch das Bisthum von Majorca entschädigt ward, seinen Ansprüchen. Kurz vor der baseler Kirchenversammlung, die er noch selbst ausgeschrieben hatte, starb M. V., am 21. Februar 1431. 63.

Martin oder Martini (Vincenzo), ein berühmter Componist, von den Italienern lo Spagnuolo genannt, geb. 1754 zu Valenzia, war einige Zeit lang am span. Hofe Kapellmeister und kam im Jahre 1787 nach Wien, wo er mit Haydn und Mozart in freundschaftliche Verbindung trat. Letzterer gab ihm einen Beweis seiner hohen Achtung dadurch, daß er im Finale des 2. Acts seines „Don Juan" eine Stelle aus der „Cosa rara" M.'s einschob, wobei bekanntlich der Schauspieler ausruft: Bravo, Cosa rara. Die genannte Oper „Cosa rara" ist es eigentlich, welche den Ruhm M.'s begründet hat. Sie wurde damals auf allen großen Theatern Europas mit dem glänzendsten Beifalle aufgeführt und verdient denselben auch wirklich durch ihre wahrhaft seltene Vortrefflichkeit. Eine andere Oper M.'s „Albero di Diana" wird von Kennern ebenfalls sehr hoch geschätzt. M. starb als Kapellmeister zu Petersburg im Jahre 1810. 36.

Martin (Christoph Reinhard Dietrich), Oberappellationsrath und Professor zu Jena, großherzogl. sachsen-weimarischer geheimer Justizrath, wurde den 2. Febr. 1772 unweit Göttingen zu Bowenden im Hessischen geboren, wohin sich seine Familie, durch die Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben, gewendet hatte. In seinem 15. Jahre ging er nach Göttingen, wo er Rechtswissenschaft studirte, 1790 Advocat wurde und neben praktischen Geschäften juristische Vorlesungen hielt. Er promovirte 1796 zu Göttingen, wurde 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor daselbst. In demselben Jahre wurde er Ordinarius der Juristenfacultät zu Heidelberg, welche Stelle er jedoch im Jahre 1815 in Folge von Mißhelligkeiten, die er sich durch sein freimüthiges Benehmen zugezogen hatte, verließ und dagegen 1816 Oberappellationsgerichtsrath zu Jena, zugleich auch ordentlicher Professor und Mitglied der Gesetzgebungscommission für das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach wurde. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes" (Göttingen 1800. 11. Aufl. 1834), welches wegen der gedrängten an Dunkelheit grenzenden Kürze Gensler's Handbuch zu M.'s Lehrbuche des Processes (Jena 1821) veranlaßte; „Rechtsgutachten und Entscheidungen des heidelberger Spruchcollegiums" (Heidelb. 1808); „Anleitung zum Referiren in Rechtssachen" (2. Aufl. Heidelb. 1829); „Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalprocesses" (2 Bde. Heidelberg 1820—25. Neue Aufl. 1831). Für Gesetzgebungstheorie verdienen Erwähnung: der „Entwurf einer bürgerlichen Proceßordnung", der „Entwurf eines Strafgesetzbuches", wovon 1822 eine Abtheilung, die allgemeinen Grundsätze enthaltend, im Drucke erschien und den Staatsbehörden und Landständen des Großherzogthums zur Begutachtung zugefertigt wurde. Außerdem verdient noch als Commentar zu M.'s Proceßlehrbuche Morstadt's „Materialkritik" denjenigen empfohlen zu werden, welche dessen Civilproceß verstehen und gründlich beurtheilen lernen wollen. Außer dem Rufe als juristischer Gelehrter und Schriftsteller (s. das Verzeichniß bei Meusel und in Erhstädt's „Annal. Acad. Jenens.", 1823) hat M. auch einen politischen Namen erlangt und zwar nicht nur durch die Untersuchungssache, in deren Folge er Heidelberg verließ, sondern auch durch die von ihm 1816—1818 geführte Redaction des „Neuen rheinischen Merkurs." Auch hat er als Sachwalter für die rheinpfälzischen Staatsgläubiger beim Bundestage und beim Oberappellations-

gerichte zu Celle als Austrägalgerichte mehrere für die Kenntniß des deutschen Bundesstaatsrechts wichtige Denkschriften herausgegeben. 64.

Martinez(s) de la Rosa (Don Francisco), ein berühmter spanischer Staatsmann, zugleich Gelehrter und Dichter, stammt aus einer der angesehensten Familien Granada's und wurde im Jahre 1786 geboren. Seine Erziehung war sehr sorgfältig und die Fortschritte, welche er in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften machte, bei seinen trefflichen Anlagen und Lernbegierde, sehr bedeutend. Nach Vollendung seiner Studien hielt er zu Salamanca in einigen Fächern der schönen Wissenschaften Vorlesungen, wandte sich aber im Jahre 1808 beim Ausbruche der Revolution zur Politik und galt bald als einer der beredtesten und gewandtesten Verfechter der Liberalen. Die constituirenden Cortes übertrugen ihm 1812 mehrere wichtige Sendungen und im Jahre 1814 erhielt er selbst einen Sitz in der Versammlung der ordentlichen Cortes. Bekanntlich erfolgte bald nach Ferdinand's VII. Rückkehr die Aufhebung der letztern und Verbannung der angesehensten Liberalen. Auch M. mußte für sein Streben nach Freiheit in den Kerkern von Ceuta büßen. Erst die Revolution von 1820 rief ihn zurück und zugleich wieder in die Versammlung der Cortes, deren Präsidium er bald darauf erhielt. Seine gemäßigten Ansichten veranlaßten hierauf den König ihm im Jahre 1822 das Ministerium des Auswärtigen zu übertragen, da er wenigstens noch einige Bürgschaft gegen die Exaltados zu gewähren schien. Je schwieriger die Lage M.'s war, um so mehr richteten sich die Augen der Parteien auf ihn und suchten ihn für ihre Pläne zu gewinnen. Unglücklicher Weise aber hielt M. ein System der Mäßigung fest, welches in dem Bestreben zu versöhnen energische Maßregeln gegen die Contrerevolution ausschloß. Die Apostolischen machinirten ungehindert fast offen gegen die Sache der Freiheit und nur dem entschlossensten Widerstande der Nationalgarde und der Exaltirten hatte man es zu danken, daß sie im blutigen Aufstande vom 7. Juli (1822) unterlagen. Gegen M., welcher sich allerdings compromittirt und aus übelverstandener Mäßigung mit dem Verdachte einer heimlichen Unterstützung der Contrerevolution beladen hatte, erhob sich jetzt mit lauter Beschuldigung die Partei der Exaltados, so daß er nur mit Mühe der Strafe des Hochverraths entgehen konnte. Indeß wurde er von allem Verdachte dadurch gereinigt, daß er nach dem Siege des Absolutismus (1823) von der Regierung des Landes verwiesen wurde. Er ging hierauf nach Frankreich und lebte hier ohne thätige Theilnahme an den Angelegenheiten Spaniens ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Erst im Jahre 1830 gestattete ihm Ferdinand VII. die Rückkehr nach Spanien und selbst Zutritt an den Hof, wo unterdessen durch den Einfluß der Königin die apostolische Partei bedeutend verloren hatte. M. gewann in Kurzem die Gunst der Königin und das Vertrauen ihrer Partei, welche in ihm schon den Mann sah, der in der Zukunft zur Aufrechthaltung ihrer Sache wohl der geschickteste sein würde. Als daher Zea Bermudez im Januar 1834 entlassen wurde, trat er in seine Stelle als Präsident des Cabinets und Minister des Auswärtigen. Gewiß brachte er die besten Absichten mit, doch war seine doctrinäre Richtung bei Vielen ein großer Stein des Anstoßes; auch setzte man wohl nicht ganz mit Unrecht einiges Mißtrauen in seine Energie. Manche seiner ersten Maßregeln, z. B. die Zurückberufung einiger angesehenen Exulanten, befriedigten; das von ihm entworfene Estatuto real aber, welches im April publicirt wurde, fand viele Feinde und rief den hartnäckigen Widerstand der Exaltirten in der später (Juli) eröffneten Cortessitzung hervor. Dagegen fand der Abschluß der Quadrupelallianz im Ganzen wohl wenig Gegner. Die unglückliche Wendung indeß, welche die Angelegenheiten der Regierung in den insurgirten Provinzen nahmen, bereitete neue Schwierigkeiten; die Exaltirten benutzten dieß nur zu gut und machten M. für

Hering, Ewald, Physiologe, * 5. 8. 1834 Alt-Gersdorf (Sachsen), † 26. 1. 1918 Prag, 1865 Prof. Prag, 1870 Leipzig, 1895 Wien. Arbeiten über Sehen, Farbenempfindung, Gedächtnis, Atmung, Kreislauf, Wärmeregulation, Muskelphysiologie.

Hering, Karl Gottlob, Mediziner, * 1. 1. 1766 Pirna, † 11. 8. 1853 Dresden, 1792 Prof. Wittenberg, 1811 Dresden, Arbeiten über Geburtshilfe, Chirurgie, Augenheilkunde.

Hering, Konstantin, Homöopath, * 1. 1. 1800 Oschatz, † 23. 7. 1880 Philadelphia, 1833 Prof. Allentown, 1835 Philadelphia, Arbeiten über Homöopathie, Toxikologie, Herpetologie.

Hering, Maximilian, Mediziner, * 1. 1. 1797 Pirna, † 1. 1. 1859 Stuttgart, 1824 Prof. Stuttgart, Arbeiten über Geburtshilfe, Chirurgie, Augenheilkunde.

Hering, Rudolf, Jurist, * 1. 1. 1846 Stuttgart, † 1. 1. 1917 Leipzig, 1872 Prof. Rostock, 1875 Leipzig, Arbeiten über Handelsrecht, Seerecht, Völkerrecht.

Hermann, Georg, Schriftsteller, * 7. 10. 1871 Berlin, † 26. 12. 1943 Berlin, Romane, Erzählungen, Dramen, Gedichte, Essays, Autobiographie.

Hermann, Gottfried, Philologe, * 28. 11. 1772 Leipzig, † 31. 12. 1848 Leipzig, 1794 Prof. Leipzig, Arbeiten über Metrik, Grammatik, Mythologie, Ausgaben griechischer Autoren.

Hermann, Ludimar, Physiologe, * 1. 1. 1838 Königsberg, † 1. 1. 1914 Königsberg, 1868 Prof. Zürich, 1870 Königsberg, Arbeiten über Muskelphysiologie, Elektrophysiologie, Sinnesphysiologie.

Hermann, Paul, Mediziner, * 1. 1. 1844 Berlin, † 1. 1. 1918 Berlin, 1875 Prof. Berlin, Arbeiten über Geburtshilfe, Gynäkologie.

Hermann, Paul, Botaniker, * 1. 1. 1846 Halle, † 1. 1. 1901 Halle, 1875 Prof. Halle, Arbeiten über Systematik, Pflanzengeographie, Floristik.

Hermann, Paul, Schriftsteller, * 1. 1. 1887 Berlin, † 1. 1. 1977 Berlin, Romane, Erzählungen, Dramen, Gedichte, Essays, Autobiographie.

Hermann, Rudolf, Mediziner, * 1. 1. 1843 Berlin, † 1. 1. 1918 Berlin, 1875 Prof. Berlin, Arbeiten über Geburtshilfe, Gynäkolog

10. November, als den Geburtstag Martin Luther's, durch Schmausereien. Auch findet an diesem Tage hier und da das sogenannte Martinisingen statt. 63.

Martinique, s. Westindien.

Martos (Iwan Petrowitsch), ein ausgezeichneter russischer Bildhauer, geb. im Jahre 1752 zu Itschuja im krilukischen Kreise des Gouvernements Pultawa, ward 1764 ein Jahr nach ihrer Gründung in die Akademie aufgenommen, ehrenvoll entlassen und im Jahre 1773 mit einer Pension nach Italien gesandt. Hier arbeitete er zu Rom unter der Leitung Battoni's und Mengs' und studirte fleißig die Antike. Zurückgekehrt (1779) ward er Lehrer der Sculptur bei der Akademie, durchging alle Stufen, ward 1799 Rectoradjunct und im Jahre 1814 Rector. Als solcher trat er 1831 in den Ruhestand und starb den 5. April 1835. Seine zahlreichen Arbeiten, die außer Rußland wenig bekannt geworden sind, findet man in Moskau, Petersburg, Odessa, Archangel und andern Städten Rußlands zerstreut. Als die wichtigsten derselben nennen wir außer den Monumenten der Fürstinnen Gagarin, Kurakin und Turtschaninows auf dem Kirchhofe des Newskiklosters bei Petersburg, die Denkmäler des Barons Korf, Bruces, des Generals Araktschejew u. a.; ferner die Monumente des Fleischers Minin und des Fürsten Poscharski auf dem Krasnoi Plotschtschad zu Moskau, des Kaisers Alexander, Richelieu's, Lomonossow's, Potemkin's, der Großfürstinnen Helena und Alexandra Pawlowna, Paul's I. und außerdem verschiedene andere Statuen, z. B. Aktäon's zu Peterhof, ein Moses und eine colossale Bildsäule St. Johannes in der kasanschen Kathedrale zu Petersburg u. a. m. Über den künstlerischen Werth dieser Sculpturen äußern sich die russischen Berichte nur lobend; aus dem Urtheile unparteiischer Kunstkenner geht indeß hervor, daß M. zwar Talent, aber wenig Geschmack besaß und dem Streben viel zu liefern das Schöne aufopferte. Am meisten wird das Monument Minin's und Poscharski's getadelt. 36.

Martyrologium oder **Märtyrerbuch**, heißt in der katholischen Kirche ein Buch, in welchem nach den Tagen des Jahres die Märtyrer und andere Heilige nach ihren Lebensumständen, ihren Leiden und ihrer Todesart verzeichnet sind. Solcher Martyrologien gibt es eine große Anzahl, wie denn mehrere Völker, Städte und geistliche Orden dergleichen aufzuweisen haben. Das erste soll von Clemens I., Bischof von Rom, verfaßt worden sein, woran jedoch mit Recht gezweifelt wird. Überhaupt mögen wohl die wenigsten Märtyrerbücher ganz ächt sein, da die heidnischen Obrigkeiten in den Christenverfolgungen alle geschriebene Märtyrernachrichten zu vertilgen pflegten. Von Seiten des römischen Stuhls wurde zuerst durch Sixtus V. ein M. veranstaltet, wozu Baronius Noten schrieb (Rom 1586). Die allgemeinste Sammlung von Lebensbeschreibungen der Märtyrer und Heiligen ist das berühmte Werk der Bollandisten (s. d. Art.). 63.

Maryland, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Masaccio (spr. Masatschio), auch **Maso di St. Giovanni** genannt, ein berühmter italienischer Maler florentinischer Schule, hieß eigentlich Tommaso Guidi und wurde im Jahre 1401 zu St. Giovanni bei Florenz geboren. Ghiberti, Donatello und Brunelleschi wurden seine Lehrer in der Zeichnung, Perspective und Sculptur, in der Malerei aber blieb er auf sein eignes Talent beschränkt. Um so bewundernswürdiger sind seine Leistungen, die unbedingt in der Geschichte der Kunst Epoche machen und wesentlich mit zu der neuen Richtung, welche die Malerei seitdem erhielt, beitrugen. Die meisten Arbeiten führte M. in Florenz und Rom aus, doch haben sich leider nur wenige derselben erhalten. Unter die letztern gehören die Figuren der Evangelisten in der Kapelle der heiligen Katharina zu Florenz und eine Passion, obwohl diese durch ungeschickte Restauration etwas gelitten hat. — M. starb 1443 muthmaßlich an Gift, wel-

ches der Neid ihm bereitet hatte. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, den Figuren zuerst Leben und Geist gegeben zu haben; besonders ausgezeichnet waren seine Köpfe. Colorit und Zeichnung verdienen ebenfalls alles Lob. 36.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello (Anello oder Agnello), war zu Amalfi geboren und lebte in Neapel als Fischer und Fisch- und Obsthändler. Obgleich armer Herkunft, ohne Erziehung, unwissend und beschränkten Geistes, war er doch stolz und unternehmend. Er war für Freiheit empfänglich und fühlte den Druck, welchen sein Vaterland und seine Mitbürger von Spaniens Herrschaft erdulden mußten. Die neue Auflage vom 3. Jan. 1647, wonach ein Carlin für jedes Pfund Früchte und Gemüse, das auf den Markt gebracht wurde, gezahlt werden mußte, hatte das Volk längst erbittert. Am 7. Juli 1647 nahmen ihm die Zollbedienten einen Korb Früchte weg, weil er die Steuer zu zahlen sich weigerte; dieß war das Zeichen zum lang vorbereiteten Aufruhre. M. rief das Volk zu Hülfe, trat an die Spitze des schnell versammelten Pöbels und drang mit dem Ausrufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!" und: „Kein Zoll mehr!" auf das Steueramt, worauf der empörte Haufen nach dem Schlosse des Vicekönigs, Herzogs von Arcos, zog und von ihm forderte, daß M. zum Mitregenten angenommen werde. Der spanische Statthalter flüchtete sich in das Castello nuovo, der Cardinal Filomarine, Erzbischof von Neapel, suchte ohne Erfolg die Wüthenden zu besänftigen, der Aufruhr stieg nur noch höher und legte sich erst dann, als M. Capo del popolo, Gouverneur der Stadt, wurde und von Rathgebern aus der Hefe des Volks umgeben die Plünderung mehrerer Paläste gestattete und alle Zeichen des Königthums vernichtete. Am 13. Juli wurde in der Cathedrale eine Capitulation geschlossen, nach welcher die Fruchtzölle und alle seit Karl V. eingeführten Abgaben aufgehoben und die alten Freiheiten wieder bewilligt sein sollten. M. legte zwar die Waffen nieder; allein die plötzliche Abwechselung von Hoheit und Untergebung, die heftige Abspannung, in der er sich mehrere Tage lang befunden, vielleicht auch ein ihm vom Vicekönige beigebrachtes Gift versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand, den er durch vieles Weintrinken noch vermehrte. Er rannte durch die Straßen, beging die größten Ausschweifungen, so daß seine Freunde ihn binden mußten; entzog sich aber am 16. Juli ihrer Aufsicht und rannte in die Carmeliterkirche, wo er den Gottesdienst störte und wie ein Wahnsinniger handelte. Der Cardinal ließ ihn in das Carmeliterkloster bringen; allein das durch seine Gegner wider ihn aufgebrachte Volk drang in dasselbe mit dem Geschrei: „Lange lebe der König von Spanien, Tod dem M.!" ein. Als M. mit den Worten: „Sucht ihr mich, meine Freunde? hier bin ich!" hervortrat, streckten ihn vier Verschworene, ehemals seine Freunde, mit ihren Kugeln zu Boden. Der Leichnam wurde von dem Pöbel gemißhandelt; nach Einigen ihm der Kopf abgeschnitten und sein Leib durch die Straßen Neapels geschleift, nach Anderen der Leichnam am folgenden Morgen von seinen Anhängern in königlicher Kleidung mit Krone und Scepter in Procession umhergetragen und feierlich begraben. Näheres in geschichtlicher Hinsicht, wenn schon zum Theil novellistisch behandelt, gibt A. G. Meißner, „Masaniello" (Leipzig 1784); „Revolutionsalmanach" (1794. S. 102); „Gallerie merkwürdiger Menschen ꝛc." (1795. Bd. I. Heft 2); „Historische Gemälde in Erzählungen" (1802. Bd. X. Nr. 10). Die Bemerkung, daß M. in Neapel vergessen sei (Blätter für literar. Unterhaltung 1834. Nr. 128) möchten wir bestreiten und nur noch bemerken, daß seine kurze Herrschaft Gegenstand der Oper „Die Stumme von Portici" von Auber ist. 64.

Mascagni (spr. Mascanji) (Paul), berühmter italienischer Anatom, ward 1752 zu Castellet, einem Dorfe bei Siena im Toscanischen, geboren, studirte nach genossenem Schulunterrichte an der Universität zu Siena Medicin, be-

schäftigte sich aber vorzüglich unter der Leitung seines Lehrers Tabarani mit Anatomie, dessen Stelle er auch 1774 in seinem 22. Jahre erhielt. Von jetzt an warf er sich mit allem Jugendfeuer auf die Bahn der Entdeckungen und so war es vorzüglich das lymphatische System, das sich als etwas noch wenig Bekanntes seinem Forschungsgeiste darbot und zu dessen genauerer Untersuchung die königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris schon mehrere Preise ausgesetzt hatte. Dieses erforschte er nunmehr mit solchem Fleiße, daß er fast zu allen Jahreszeiten ganze Tage und einen Theil der Nächte auf dem Präparirsaale zubrachte, bis er endlich sein großes Werk: „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia" (Sienae 1787. Fol. mit 41 Kupfertafeln) ans Licht treten lassen konnte, das durch seine splendide Ausstattung, so wie durch seine herrlichen, vom Bologneser Cyro Sancti ausgeführten Kupfertafeln ein anatomisches Prachtwerk darstellt, welches mit dem größten Beifalle aufgenommen wurde und seinem Verfasser in seinem Vaterlande zu großem Ansehn verhalf. Er gewann zugleich durch dasselbe im Jahre 1791 den von der pariser Akademie ausgesetzten Preis von 1200 Fr. und wurde zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt. Nachdem M. lange in Siena verweilt hatte, wurde er 1800 an der Universität Pisa und ein Jahr nachher als Lehrer der Anatomie, Physiologie und Chemie ans Spital St. Maria nuova nach Florenz versetzt. Sein Tod erfolgte 1815. — Außer dem schon angeführten Werke und außer mehrern kleinern Schriften und Aufsätzen in Journalen erschien noch von ihm nach seinem Tode eine „Anatomie für Bildhauer und Maler" (in Fol. mit 15 Kupfertafeln, Florenz 1816) und 1823 sein von Automarchi, Napoleon's Arzte, herausgegebenes großes Prachtwerk: „P. Mascagni Anatomia universa 44 tabul. aeneis accuratissime repraesentata etc." (Pisa 1826 seq. 4.). 39.

Maschine, lat. machina; franz. machine; engl. machine, engine, nennt man im Allgemeinen jeden Apparat, durch welchen bei bedeutender Zeitersparniß die Production vermehrt oder die Arbeit vermindert wird. Die Maschinen sind ein vorzügliches Beförderungsmittel der Bewegung, durch sie kann also eine Bewegung leichter, d. h. mit weniger Kraft geschwinder oder wenigstens bequemer und dem Zwecke angemessener bewirkt werden. Ungeachtet der anscheinend großen Mannigfaltigkeit von Maschinen, welche sich uns auf den ersten Blick darstellen, lassen sie sich doch sämmtlich in zwei Classen theilen, nämlich: in einfache und zusammengesetzte. Letztere entstehen durch zweckmäßige Verbindung mehrerer einfachen Maschinen und jede zusammengesetzte M. kann sonach in lauter einfache Maschinen zerlegt werden. Zu den einfachen Maschinen rechnet man: den Hebel, die Rolle, das Rad an der Welle, die schiefe Fläche, die Schraube, den Keil und die Seilmaschine; zu den zusammengesetzten: Uhren, Mühlen, Dampfmaschinen u. dergl. (s. d. Artt.). Der Bestimmung und der Einrichtung nach lassen sich alle Maschinen unter 8 Hauptclassen bringen. Zur ersten Classe gehören die Heb- oder Fortschaffungszeuge oder Maschinen, mit welchen mit Vortheil die Sachen gehoben oder von einem Orte zum andern gebracht werden; zur zweiten die Preßzeuge und Rammen oder Maschinen, durch welche ein Druck zuwege gebracht wird; die dritte Classe enthält die Wasserhebungsmaschinen (Wasserkünste, hydraulischen Maschinen im engern Sinne), welche das Wasser mit großer Geschwindigkeit in die Höhe heben oder mit mäßiger Geschwindigkeit fortbringen. Zur vierten Classe gehören die pneumatischen oder Luftwechselmaschinen, die einen Luftzug verursachen. Die fünfte Classe begreift die Mühlen oder Mühlenwerke in sich; die sechste die Uhrwerke und andere Maschinen, womit vermittelst bloßer Bewegung etwas gemessen wird, wie Wegemesser u. dergl. Zur siebenten Classe gehören die Fabrikmaschinen und zur achten die physikali-

schen Maschinen. Alle Vortheile bei der Anwendung einer M. laufen darauf hinaus, daß man mit der geringsten Kraft und den wenigsten Kosten in der kürzesten Zeit den größten Effect erhält. Um dieß zu erlangen, muß man die M. gehörig zu beurtheilen und sie für die Ausübung zu berechnen verstehen. Man muß wissen, welche bewegende Kräfte am schicklichsten zu wählen sind, man muß die zweckmäßigsten Materialien aufzusuchen, allen Maschinentheilen die nöthige Stärke zu geben, so wie die Friction so gering wie möglich zu machen wissen. Die Maschinenlehre besteht daher in der Anwendung statischer, mechanischer, hydraulischer, aërostatischer und pneumatischer oder, mit wenigen Worten, dynamischer und hydrodynamischer Grund- und Lehrsätze mit Zuziehung der bekannten physischen Umstände, welche auf diese Veranstaltung Einfluß haben. Die bewegenden Kräfte zum Treiben der M. können folgende sein: 1) die Muskelkraft der Menschen und Thiere. Obgleich ein Lastträger bei uns leicht zu fassende Gegenstände von 2 bis 3 Ctnr. Gewicht mehrere Stockwerke hoch trägt, so kann doch ein Mensch von mittler Stärke im horizontalen Zuge oder Drucke anhaltend nur 25 Pfd., ein Ochse 100 Pfd. mit einer Geschwindigkeit von 9000 Fuß in einer Stunde bewegen; ein Pferd dagegen bewegt in derselben Zeit 125 Pfd. mit 15000 Fuß Geschwindigkeit. 2) Schwere, theils von eigentlichen Gewichten, wie bei Uhren, theils von Thieren, wie beim Tretrade, theils vom Wasser, wie bei oberschlächtigen Wasserrädern. 3) Druck oder Stoß bewegter Körper, vorzüglich des Wassers und der Luft. 4) Elasticität, theils von Wasserdämpfen, z. B. in den Dampfmaschinen, theils von starren Körpern, wie in den Taschenuhren, theils aber auch von der Ausdehnung starrer, tropfbarer und elastischer Körper durch Wärme. — In Hinsicht auf den großen Umfang und die Vollkommenheit seiner Werkzeuge und Maschinen hat sich England vor allen andern Ländern auf eine merkwürdige Weise ausgezeichnet. England ist jetzt die Manufacturstätte der Welt und wird es noch für eine geraume Zeit bleiben, da sein Reichthum, der Besitz zahlreicher Kohlenbergwerke, der Unternehmungsgeist seiner Kaufleute und die Geschicklichkeit seiner Arbeiter ihm vor allen andern Nationen einen Vortheil gewähren. Zwar sind die unermeßlichen Fortschritte des Maschinenwesens in England auch für andere Länder schon nicht ohne wohlthätige Folgen gewesen und sowohl Frankreich, als auch die Niederlande und die Schweiz, ja sogar die üppigen Bewohner des Ostens und die rohern Eingebornen der afrikanischen Wüste sind bereits in die Bahn eingetreten und concurriren zum Theil mit den englischen Waaren; die Nützlichkeit der Maschinen spricht sich aber hauptsächlich auch dadurch aus, daß hier die Natur vom menschlichen Geiste beherrscht und zur Mitarbeit gleichsam gezwungen wird. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die Einführung neuer Maschinen, Entdeckungen und Erfindungen für Einzelne ein augenblickliches Übel herbeigeführt wird, ja daß ganze Classen von Arbeitern dadurch brodlos werden können, es kann aber auch nicht in Abrede gestellt werden, daß das Maschinenwesen für das große Ganze des geselligen Lebens in sofern eine Wohlthat genannt zu werden verdient, als die Erzeugnisse der Kunst, früher ein fast ausschließliches Eigenthum der Reichern und Wohlhabendern, jetzt ein Gemeingut aller Volksclassen geworden sind. Die durch den Maschinenbetrieb producirten Artikel können nicht allein wohlfeiler, sie können auch besser und zweckmäßiger dargestellt werden. Der Ärmere und Unbemittelte ist dadurch in den Stand gesetzt worden, irgend einem gefühlten Bedürfnisse Abhülfe zu thun. Die mittelst der M. hervorgebrachten niedern Preise der Waaren haben größtentheils auf den stärkern Verbrauch derselben einen so wichtigen Einfluß, daß in kurzer Zeit nicht nur die außer Brod gesetzten Arbeiter, sondern noch viele Andere ihren Broderwerb dabei finden. Als 1769 Arkwright seine Spinnmaschine ins Leben treten ließ, glaubten die damals sich mit Handspinnen

beschäftigenden 50000 Personen der Verzweiflung Preis gegeben zu sein; aber nicht lange, so hatte man das Übel verschmerzt und kein Fluch belastete mehr jene denkwürdige Erfindung; denn durch Arkwright waren 2 Millionen Individuen in Thätigkeit gesetzt worden. Baumwollenwaaren gehörten damals zu den Luxusartikeln und nur Reiche und Wohlhabende waren im Stande, die Kunsterzeugnisse Indiens zu bezahlen. Ungeheure Summen Geldes wanderten von Europa nach Indien. Jetzt setzt allein England jährlich für 36 Millionen Pfund Sterlinge Baumwollenwaaren ab. Die Spinnmaschine hatte die Verbesserung des Webstuhls im Gefolge und Indiens Kunsterzeugnisse wurden durch Europa vom Weltmarkte gedrängt. Man hat berechnet, daß in diesem Augenblicke in England eine Dampfkraft thätig ist, welche der Arbeit von 90—100 Millionen Menschen gleich kommt. Sehr wahr in dieser Beziehung sagt Lord Brougham, Verfasser der „Resultate des Maschinenwesens", von welchem eine deutsche Übersetzung bei Bossange Vater in Leipzig erschienen ist: „Die Consequenz, mit welcher man gegen das Maschinenwesen die Partei ergriffe, müßte nicht allein die Chemie, sondern auch die gewaltigen Naturkräfte, den Wind, das Wasser und den Dampf als furchtbare Concurrenten der physischen Menschenkraft ansehen. Hieße dieß nicht das Maß von Thorheit und Unverstand überfüllen, wenn Jemand alle Vorrichtungen auf Menschenkräfte zurückführen wollte? Ein Staat, in welchem der Machtspruch eines Willkührherrschers der Maschinenthätigkeit Stillstand geböte, müßte unausbleiblich in den Zustand der Barbarei versinken, und ein Volk, welches aus Trägheit, Unwissenheit und irrigen Ansichten von Menschenrechten sich blos auf Handarbeiten beschränken wollte und sich der Einführung künstlicher Mittel zur Hervorbringung von Kunsterzeugnissen oder zur Veredlung von Naturproducten widersetzte, würde sich entweder der allmähligen Verarmung preisgeben, oder tief unter dem Civilisationszustande anderer Staaten stehen bleiben." Vergl. Poppe's „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (8 Bde. Leipz. 1820); „Langsdorf's „System der Maschinenkunde für den Praktiker" (2 Bde. Heidelberg 1827. 4.); Babbage, „Über Maschinen- und Fabrikwesen" (deutsch, Berlin 1833) und Brougham, „Resultate des Maschinenwesens" (deutsch, Leipzig 1834). 40.

Mascov (Johann Jakob), Publicist und Geschichtschreiber, ward zu Danzig am 26. Nov. 1689 geboren, studirte zu Leipzig anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaft und ging später mit zwei jungen Grafen von Watzdorf zu deren weiterer Bildung auf Reisen. Bei seiner Rückkehr nach Leipzig 1714 wurde er Collegiat des kleinen Fürstencollegium, 1718 Doctor juris in Halle, 1719 außerordentlicher Professor an der leipziger Universität, noch in demselben Jahre Mitglied des dasigen Raths und in kurzer Zeit darauf ordentlicher Professor der Rechte und der Geschichte, Beisitzer des Consistorium und Oberhofgerichts-, Hof- und Justizrath, auch Stadtrichter und Proconsul im Rathscollegio. Er zog durch seine Vorträge im Fache der Geschichte, des Staatsrechts ꝛc. viele Studirende nach Leipzig, so wie er durch seine mehrfachen Schriften nicht wenig zu dem größern und lebhaftern Interesse an diesen Studien beitrug. Besonders behauptet er unter den deutschen Staatsrechtslehrern einen ausgezeichneten Rang. Seine vorzüglichsten Schriften sind „Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs" (Leipz. 1722—1730, später 1738); „Geschichte der Deutschen bis zu Anfange der fränkischen Monarchie" (2 Thle. 1726, leider unvollendet); die „Principia juris publici R. G." (Leipz. 1729. 6. Aufl. 1769) wurden lange Zeit auf den meisten Universitäten als Grundlage zu Vorlesungen gebraucht. Eine Fortsetzung der obenbemerkten von ihm nicht vollendeten Geschichte, worin er Ansichten und Urtheile weit über den Kreis der damaligen Zeit hinaus entwickelte und aussprach, sind die „Commentarii de rebus imperii ro-

man.-germanici" (Lips. 1741—55); die „Einleitung zu der Geschichte des römisch-deutschen Reichs" (Lpz. 1752. 4.) ist nur ein veränderter Titel des oben angegebenen Abrisses. Über ihn s. „Ernesti Memoria Mascovii"; Weidlich's „Zuverlässige Nachrichten" (1. Thl. S. 286—306. 5. Thl. S. 418); Hauser's „Vermischte Schriften" (S. 48—55). 64.

Masern, lat. morbilli; franz. rougeole; engl. measles, ist eine ansteckende fieberhafte Hautkrankheit, die nur in Epidemien, meistens zu Frühlingsanfange, vorkommt, jedes Alter, am meisten aber Kinder befällt, sehr wenige Personen für immer verschont, sehr selten aber dasselbe Individuum zum zweiten Male befällt. Die M. beobachten im Ganzen genommen einen viel gutartigern Verlauf als Blattern oder Scharlach; ungefähr 14 Tage nach erfolgter Ansteckung zeigen sich zuerst heftige katarrhalische Erscheinungen, als Niesen, heftiger Schnupfen, trockener Husten; dabei röthen sich die Augen und es tritt Fieber ein. Nach 3 Tagen bricht der Ausschlag wie kleine Flohstiche hervor, die sich nach und nach zurunden, in der Mitte mit einem Knötchen versehenen, hellrothen, über die Haut sehr wenig erhabenen Flecken zusammenziehen und zuerst am Gesichte, dann an Brust und Bauch und zuletzt an den Extremitäten hervorkommen. Diese Flecken verursachen in der Haut Jucken und Brennen, laufen unter einander zusammen, werden aber nach 2—3 Tagen ihres Bestehens wieder bleicher und vergehen in derselben Folge, wie sie ausbrachen. Nach ihrem Verschwinden häutet sich die Oberhaut in kleinen kleienförmigen Schuppen und um diese Zeit tritt gewöhnlich eine leichte Diarrhöe ein, wornach in der Regel baldige Besserung erfolgt. — Einen bedenklichen Verlauf hingegen macht die Krankheit, wenn die katarrhalischen Erscheinungen in wahre Lungenentzündung übergehn, die gewöhnlich schwer zu heben ist und häufig Blutspucken oder Brustwassersucht oder Lungensucht zur Folge hat; oder wenn die Augenentzündung heftig wird und mannigfache mit Erblindung verbundene Augenfehler nach sich zieht; oder wenn bei skrophulösen Subjecten Ohrenfluß, Geschwüre, Verhärtung der Drüsen ꝛc. eintreten; oder wenn endlich der Ausschlag selbst zögernd ausbricht, sich nicht gehörig ausbildet, leicht zusammenfällt oder verschwindet, wenn das Fieber dabei nervös oder faulig ist, in welchen letztern Fällen der Tod sehr leicht erfolgt. — In Hinsicht der diätetischen Pflege muß der Kranke mehr warm als kühl gehalten werden; wegen der entzündeten Augen thut ihm ein verdunkeltes Zimmer, wegen des trocknen Hustens lauwarmes, schleimiges Getränk sehr wohl. — Obgleich man Spuren der Krankheit bei den alten Ärzten finden will, so haben doch erst die Araber, namentlich Rhazes, die erste zuverlässige Beschreibung von den M. gegeben, indessen wurden sie noch während einer langen Zeit blos für eine Abart der Blattern angesehn. 39.

Masinissa, ein numidischer Fürst zur Zeit der punischen Kriege und König der Massylier, erhielt seine erste Jugendbildung in Carthago und daher mochte es wohl kommen, daß der kriegerische Geist ganz besonders in M. geweckt und genährt wurde. Kaum 17 Jahre alt schlug er den Syphax, König der Massäsylier, in zwei entscheidenden Treffen und kämpfte hernach unter Mago und Hasdrubal in Spanien gegen die Römer; da aber während dessen die Carthager seine Braut Sophonisbe, die Tochter Hasdrubal's, an den Syphax, um dessen Freundschaft zu gewinnen, ausgeliefert hatten, ging er zu den Römern über. Doch war er in seinen Kämpfen gegen Syphax unglücklich und mußte endlich nach der kleinen Syrte entfliehen. Als darauf Scipio (204 v. Chr.) mit einer römischen Flotte landete, begab er sich zu ihm, focht glücklich in dessen Heere, bekam selbst den Syphax gefangen, eroberte dessen Hauptstadt Cirta, fand dort die Sophonisbe und vermählte sich mit ihr. Doch nur sehr kurze Zeit blieb er in ihrem Besitze, da Scipio in dieser Vermählung eine zu große Gefahr für die Römer er-

blickte. M. reichte ihr daher den Giftbecher, den sie mit der größten Entschlossenheit austrank (s. Sophonisbe). Zum Lohne für die Anhänglichkeit an die römische Sache ertheilte ihm Scipio hierauf den Königstitel, die Königskrone und einen curulischen Stuhl, und von nun an blieb M. stets der treueste Römerfreund. Noch mehrmals tritt uns seit jener Zeit M. als tapferer Kämpfer entgegen, namentlich in der mörderischen Schlacht bei Zama. Überall blieb er Sieger und er erhielt selbst noch außer seinem wieder gewonnenen Lande einen Theil von des Syphax Besitzungen. Nach einer 60jährigen ruhmvollen und seine Unterthanen vorzüglich durch Civilisirung, Einführung des Ackerbaues ꝛc. beglückenden Regierung starb er in dem hohen Alter von 90 Jahren. 20.

Maske nennt man eine aus feiner Leinwand, Sammet, Pappe, Wachs und dergl. dem Gesichte ähnliche Gesichtsbedeckung, mit welcher man sich entweder unkenntlich machen oder etwas Anderes vorstellen will. Man hat deren von den mannigfaltigsten Bildungen und Bedeutungen, für das halbe oder ganze Gesicht, für die Augen, die Nase, den Bart ꝛc., groteske und Carricaturmasken, Domino-, Götter-, Riesen-, Harlekin-, Türken-, Thierlarven und viele andere. Bei uns bedient man sich derselben fast ausschließend nur bei Maskeraden und Redouten. Die feineren und vorzüglicheren liefern Italien, besonders Venedig; die ordinairen erhalten wir aus Frankreich, hauptsächlich aus Paris und Rouen. Masken aus leinenem Gewebe mit einem Überzuge von Wachs nach italienischer Manier werden auch seit einigen Jahren sehr schön und die ausländischen an Mannigfaltigkeit und Gefälligkeit ihrer Formen wohl noch übertreffend in der Fabrik von Wilhelm Gropius in Berlin verfertigt und nach Leipzig, Hamburg, Braunschweig u. a. Orten versendet. Das Wort **Maske** (lat. larva; fr. masque; engl. mask) wird von Einigen von dem arabischen mascara, ein Spiel, von Andern von dem im longobardischen Gesetze befindlichen masca, eine Hexe, Fee, hergeleitet, weil man zu den Masken anfangs nur scheußliche Gestalten gewählt hat, welches zum Theil noch jetzt geschieht. Schon im höchsten Alterthume hatte man Masken und man bediente sich derselben vorzüglich bei Processionen, Einweihungen in die Orgien des Bacchus und auf den Theatern. Bei den Einweihungen gab es drei Grade, nämlich den der Satyrn, der Silenen und den des bärtigen Bacchus, und jeder dieser drei Grade hatte seine eigenthümliche ihn charakterisirende M. Aber erst die Griechen, deren höchstes Gesetz die Schönheit war, veredelten die Bildung der Masken und schufen aus jenen ungestalteten Zügen gefällige Silenen-, Satyr- und andere Phantasiemasken. Die in den griechischen Tragödien gebräuchlichen Masken bedeckten nicht wie bei unsern und den italienischen Masken blos das Gesicht, sondern den ganzen Kopf und stellten außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen vor. Sie wurden anfangs von Baumrinde, dann von Leder und später von Holz verfertigt und hatten meist einen sehr großen Mund, welcher dazu eingerichtet war, der Stimme mittelst Stangen von Metall oder einem andern tönenden Körper die gehörige Stärke und einen durchdringenden Schall zu geben, eine Einrichtung, welche bei der Größe der damaligen Theater sehr zweckmäßig war. Man unterschied tragische Masken mit großem aufgesperrtem Munde und gräßlichem Ansehn, komische mit lächerlicher Geberde, Satyrmasken und orchestrische, letztere mit regelmäßigern Zügen. Erst durch Archytas ward diese noch immer sehr rohe M. zu einem farbenreichen dem Götter- und Herrenbilde ähnlichen Bildnisse und Chörilos und dessen Nachfolger veredelten sie immer mehr. Die Masken der Römer waren von denen der Griechen nicht sehr verschieden, indem das römische Theater fast in allen seinen Einrichtungen das griechische nachahmte. In Italien gebrauchte man sie seit dem Ende des XII. Jahrh. in der sogenannten Comedia dell' arte wieder. Dazu kamen gewisse bestimmte Costume, welche die sie tragende Person zu einem

festen Charakter stempelte, und man traf die Übereinkunft diese Personen von einem gewissen Stande und für einen gewissen Landsmann zu halten. So hatten sich bis Ende des XV. Jahrh. folgende Masken als stehende Charaktere ausgebildet: der bolognesische Dottore (Doctor, auch Graziano genannt) mit einer M., deren Wangen roth und Stirn und Nase schwarz sind, ein langweiliger und pedantischer Raisonneur, der stets den bolognesischen Dialekt spricht; er entstand zu Ende des XII. Jahrh., als Irnerius in Bologna die erste Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete. Der Pantaleone kam gegen Ende des XIV. Jahrh. auf die Bühne und stellt einen alten reichen venetianischen Kaufmann vor, der stets den venetianischen Dialekt spricht und mit einer Zimarra, einem langen Mantel mit kurzen Oberärmeln und umgelegtem schmalem Kragen, der ehemaligen Kleidung der Kaufleute, bekleidet ist. Dem Charakter nach ist Pantaleone ein gutmüthiger einfältiger Alter, meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, den Sohn oder Bedienten angeführt. Zwei der ältesten Masken sind die Zanni, deren einer Arlechino oder Harlekin (s. d. Art.), der andere Scapin ist. Beide sind listige und verschlagene Bedienten im Dienste Pantaleone's oder des Doctors. Ihm ähnlicher, jedoch weniger alt ist Brighella (Finochetto, Fichetto), der ein mit grünen Bändern besetztes, nach Art des Mittelalters verfertigtes Kleid trägt und einen anmaßenden feinen und verschmitzten Bedienten vorstellt, welcher die Intriguen meist nur ersinnt, sie aber durch den Harlekin ausführen läßt. Er wird als aus Ferrara und in der venetianischen Komödie als aus Bergamo stammend dargestellt. Die einzige weibliche Charaktermaske der italienischen Komödie ist die Colombine, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil im Mittelalter das Auftreten der Frauen auf dem Theater verboten war. Colombine ist größtentheils Harlekin's Geliebte oder Frau, meist die Tochter des Pantaleone oder dessen verschmähte Geliebte und des Doctors Tochter. Sie erscheint, wenigstens in späterer Zeit, meist in dem buntscheckigen Costume Harlekin's und hat wie dieser eine schwarze Maske vor dem Gesichte, weßhalb sie auch den Namen Arlechinette oder Harlekinette bekommen hat. Außerdem wurden beim italienischen Theater seit dem XV. Jahrh. mehrere komische Personen eingeführt, welche man am besten mit dem Gesammtnamen zannische bezeichnet. Zu ihnen gehören auch die Capitani's, Spavento, Fracasso und Tempesta, welcher letztere später durch den Sparamuzzia ersetzt ward. Neben diesen gab es noch den Truffaldino, den Bertolino, Pedrolino, Mezzolino, Trivelino und den D. Pliane Balanzoni; außerdem hat fast jede Stadt noch ihre eigenen Masken, als die Florentiner die Pasquile, die Römer den Don Pasquale und die Gelsomini, die Palermitaner die Travaglini, die Messiner die Giovanelli, die Calabresen den Gianduja, die Neapolitaner den Coviello, den Pasquariello und den Pulcinella oder Polichinelle. Letzterer erscheint in zwei Hauptformen als gelenke durch Schnüre bewegte Holzpuppe oder Marionette (s. de Art.) und als Künstler unter andern lebenden Schauspielern. Er ist eine sehr beliebte M. und der Abgott der Lazzaronis. Bei den Römern und allen lateinischen Völkern Italiens finden wir den Polichinell als Maccus in seltsam burlesker Gestalt. Er spielte die Hauptrolle in den atellanischen Lustspielen; sein Kopf war in eine colossal groteske M. gehüllt und an jedem Mundwinkel erklang ein silbernes Kügelchen. Übrigens waren der höckerig geformte Kopf, die ungeheure gleich einem Vogelschnabel gebildete und nach dem Munde herabgespitzte Nase, ein Buckel auf Brust und Rücken stehende Form. Er wandelte auf hohen Sandalen, welche mit Riemen um den Knöchel befestigt wurden. Die Hauptzüge seines Charakters waren pfiffige Einfalt, dumme Arglist, drollige Ausgelassenheit uud bizarr-burleske Lustigkeit. Als mit den heidnischen Theatern auch deren Lust- und Trauerspiele ver-

schwunden waren, wurden jene atellanischen Spiele in allen Städten auf offener Straße gehalten. Neben dem alten Polichinelle figurirte darin auch der bei den Römern so beliebte Arlequin. Später, als die Mysterien in Italien der regelmäßigen Komödie wieder Platz machten, tauchte der Polichinelle als Pulcinella wieder mit neuem Ruhme auf. Der Schauspieler Silvio Fiorello erhob ihn zu Anfange des XVI. Jahrh. zu Neapel in jenen Schauspielen, welche den Namen Paraden führten. Bald erschien er daselbst in doppelter Gestalt, der eine war pfiffig, lustig, spitzbübisch, der andere schwerfällig, dumm und faul, als Persiflage der verschiedenen Charaktere der Bewohner der Ober- und Unterstadt Benevent. Auf dem italienischen Theater zu Paris verwandelten sich die beiden Charaktere in die Rollen des Scapin und Arlequin. Dazu schuf man einen neuen Polichinelle in vielfarbigem Kleide mit einem Buckel und einer ungeheuren Nase auf der Halbmaske. Außerdem trug er eine große Leinwandkrause und eine weiße wollene in einer Spitze mit rothem Büschel endende Mütze. Auch die ernsten Holländer brachten den Polichinelle unter dem Namen Tomalgek auf ihre Bühnen, erlustigten sich an seiner parodirenden Schnupferei, wenn er als hochwürdiger Bürgermeister, und an seiner nationalen Tölpelhaftigkeit, wenn er als friesischer Bauer auftrat. Der englische Polichinelle, Punch genannt, unterscheidet sich von dem französischen und italienischen wesentlich. Der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" nennt ihn ein Mittelding zwischen Richard III. und Falstaff. Er ist geistvoll, sauer und süß zugleich, blutdürstig und grausam. Bei den Deutschen verschwand Polichinelle sehr früh von der Bühne und machte dem sogenannten Hanswurste Platz, dessen originelle Kleidung längst bekannt ist. Viel Belehrendes und Unterhaltendes über diesen Gegenstand findet man in Flögel's „Geschichte des Grotesk-Komischen" (Liegnitz 1788. 8.) und genaue Abbildungen darüber in Riccoboni's „Geschichte des italienischen Theaters." 26.

Maskelyne (spr. Máskelin) (Neril), geb. 1731, von 1765 bis zu seinem im Jahre 1811 den 9. Febr. erfolgten Tode königlicher Astronom zu Greenwich, ist einer der neuern geschicktesten praktischen Astronomen Englands, trieb frühzeitig Mathematik und Astronomie, so daß man ihn bereits 1763 nach Barbados sandte, um Harrison's Seechronometer zu prüfen, in welcher Angelegenheit er jedoch bekanntlich nicht ganz parteilos verfuhr, wie man aus seinem 1767 erschienenen Berichte über Harrison's Chronometer zum Theil abnehmen kann. Sein erstes Werk: „The British Mariner's Guide" (1763) war die Veranlassung, daß man ihn nach Bliß's Tode zum königlichen Astronomen ernannte, als welcher er sehr thätig war und sehr gute Beobachtungen über die Rectascensionen und Declinationen der Fixsterne angestellt hat, in welcher Art Arbeit er mit Piazzi, Delambre und Zach fast gleichzeitig rivalisirte. Die Genauigkeit von M.'s Beobachtungen läßt sich schon aus dem einzigen Umstande hinlänglich abnehmen, daß Bessel einen Versuch gemacht hatte, die von M. und Piazzi beobachteten Sommer- und Wintersolstitien (bekanntlich sehr schwer zu bestimmende feine astronomische Elemente) mit einander zu vereinigen. — Seit dem Jahre 1776, in welchem der erste M.'s Observationen enthaltende Band erschien, ist die Fortsetzung derselben auf königlichen Befehl geschehen und überhaupt ist diese Sammlung als ein reicher Schatz für die Sternkunde zu betrachten, den in neuerer Zeit Keiner besser und erfolgreicher anzuwenden verstanden hat als Bessel. — Schriftsteller war M. bei seiner Vorliebe für die Praxis wenig; von seinen Leistungen als solcher sind nur zu erwähnen seine 1774 herausgekommenen „Tabellen, die Sternpositionen in scheinbare zu verwandeln und die beobachteten Planetenörter zu reduciren" und die Besorgung und Herausgabe von Michael Taylor's „Tables of the Logarithmes" (1792), mit einer Einleitung von M. 13.

Mason (spr. Mähs'n) (William), geschätzter englischer Dichter, 1725 in der Grafschaft York geboren, studirte in Cambridge Theologie, ward später Kaplan des Königs, erhielt nach einander mehrere Pfründen und starb den 7. April 1797. Er ward neben seinem Freunde Gray in der Westminsterabtei beigesetzt. — M.'s Geistesproducte sind reich an Geist und dichterischer Wärme und in so correcter und zierlicher Sprache abgefaßt, daß er in stylistischer Hinsicht zu den ersten englischen Classikern gerechnet wird, allein seine Tragödien: „Elfrida" (1752. Deutsch von Bertuch 1775) und „Cataractus" (1759) eignen sich, obwohl reich an einzelnen Schönheiten und nach dem Muster der Alten gearbeitet, nicht für die Bühne; sein Lehrgedicht: „The english garden" (Lond. 1772. Deutsch von C. F. Weiße, Leipz. 1783) ist wegen der Häufung der Epitheta zu schwülstig und wegen der gesuchten Moral zu trocken. Nur seine Oden und Elegien, welche als classisch gelten, haben einen höhern Werth, doch stehen sie denen seines Freundes Gray weit nach. Seine „Works" erschienen Lond. 1816. 4 Bde. 8. 16.

Masorah (Überlieferung) oder vielleicht besser **Massorah** (Verbesserung), heißt der hebräische Commentar, welcher auf die Vorarbeiten der Talmudisten gestützt von den Lehrern der jüdischen Akademie zu Tiberias in Palästina seit dem III. Jahrh. n. Chr. ausgearbeitet und durch welchen die Lesarten des hebräischen Textes des A. T. festgestellt worden sind (daher auch das Bollwerk des Gesetzes genannt). Mit ungeheurem Fleiße und der wunderbarsten Ausdauer sind in ihm alle Verse, Worte und Buchstaben des A. T. gezählt, die Zahl, wie oft, und der Ort, wo ein Wort vorkommt und mit welchen Veränderungen es jedesmal geschrieben wird, angegeben und das mittelste Wort und der mittelste Buchstabe der ganzen Sammlung wie der einzelnen Bücher genau ausgezählt. Außerdem gibt er Varianten der Lesarten und Bemerkungen über Wortbedeutungen an einzelnen Stellen und mehrere kritische Fingerzeige. Er besteht aus zwei Theilen, der großen M., welche den eigentlichen Commentar enthält und in den Handschriften oben und unten angefügt ist, und der kleinen M., welche sich mehr mit dem kritischen Theile beschäftigt und an dem Rande steht, so jedoch, daß bei verschiedenen Lesarten die Consonanten der für richtiger gehaltenen Worte am Rande stehen, die Vocale aber den verdächtigen untergesetzt und diese mit einem kritischen Zeichen bezeichnet werden. Die Lesart des Textes heißt K'tib (geschrieben), die Verbesserung Kri (gelesen). Übrigens ist der Styl der M. sehr dunkel und die Worte sehr oft abbrevirt geschrieben. Die vorzüglichsten Ausgaben der M. sind an den beiden bombergischen Bibeln (Vened. 1518 und 1525) und an der buxtorfischen (Basel 1618). Vergl. Buxtorf „Tiberias sive commentarius masorethicus" (2. Edit. Bas. 1665. 4.). — Den Urhebern der M. (Masorethen) schreibt man übrigens auch mit der größten Wahrscheinlichkeit die Einführung der hebräischen Vocalzeichen, der Accentuation und der Versabtheilung zu, da sich vorher keine Spuren davon finden. 23.

Masovien, s. Polen.

Maß, lat. mensura, modus; fr. mesure; engl. measure, nennt man im Allgemeinen diejenige Größe, welche als Einheit (Grundmaß) zur genauen Angabe der Quantität der Größen gebraucht wird. Das Verfahren, durch welches die Ermittelung derselben bewirkt wird, heißt Messen (lat. mensurare, metiri; fr. mesurer; engl. measure). Jede Art von Größen wird durch eine ihr gleichartige gemessen, die oft willkührlich genommen und durch ihren Namen angegeben wird. Bei discreten oder unstetigen Größen ist das M. die Einheit (1); bei stetigen Größen unterscheidet man zu Folge der Ausdehnung, je nachdem man entweder blos eine Dimension, oder zwei oder alle drei Dimensionen berücksichtigt: 1) Längenmaß (lat. mensura longitudinis; fr. mesure de longueur; engl. measure in length, wenn es blos darauf ankommt, die Länge eines Gegen-

standes kennen zu lernen. Die Längenmaßeinheit ist der Fuß, welcher fast überall im Gebrauche ist. Unterabtheilungen sind Zoll und Linie. Die Elle hat meistens eine Länge von 2 Fuß; die Klafter und die Lachter meist 3 Ellen oder 6 Fuß, die Ruthe aber gewöhnlich eben so viel Fuß, als der Fuß Zoll. Die Meile dient zur Bestimmung großer Entfernungen auf der Erde. Die von dem Längenmaße vorkommenden Rechnungen betreffen vorzüglich die Reduction desselben, d. h. die Ermittelung, wie viel eine durch ein bekanntes M. ausgedrückte Länge nach einem andern Maße beträgt. Hierzu wird das Verhältniß der beiden Maße, von welchen das eine auf das andere zurückgeführt werden soll, verlangt. Dieses Verhältniß ist entweder ein unmittelbares, wodurch sogleich angegeben ist, wie viel Einheiten des einen Maßes gleich sind einer bestimmten Anzahl Einheiten des andern, z. B. 5 brabanter Ellen = 6 leipziger Ellen, oder ein mittelbares, wodurch bestimmt ist, wie jedes dieser beiden Maße von einem dritten abhängt, z. B. der pariser Fuß = 139,13 und der leipziger Fuß = 125,52 franz. Linien. Dieses letztere Verhältniß ist vorzüglich dazu geeignet, um viele verschiedene Maße mit einander vergleichen zu können. Die gebräuchlichsten Grundmaße sind a) die französische Linie; b) der pariser Fuß von 12 Zoll à 12 franz. Linien. c) Der rheinländische oder neue preußische Fuß = 139,13 fr. Linien à 12 Zoll à 12 Linien. d) Der Mètre = 443,2959 fr. Linien. e) Der Yard = 405,343 fr. Linien, in 36 Zoll getheilt. f) Ein Grad des Äquators zur Vergleichung der Meilen; $\frac{1}{15}$ eines Grades des Äquators nennt man eine geographische Meile, deren Länge circa 22899 pariser Fuß beträgt. Die hierher gehörigen Reductionsaufgaben lassen sich entweder durch einen einfachen Regeldetrisatz oder durch einen Kettensatz auflösen. 2) Flächenmaß (lat. mensura superficierum; fr. mesure de superficie et agraire; engl. square measure) zur Ausmessung aller Gegenstände mit Berücksichtigung der Länge und Breite. Das M., durch welches eine Fläche gemessen wird, muß ebenfalls eine Fläche sein. Man benutzt dazu eine solche, bei welcher Länge und Breite einander gleich sind, und gibt demselben dieselbe Benennung des Längenmaßes mit dem Zusatze Fläche oder Quadrat. So versteht man unter Flächen- und Quadratfuß eine einen Fuß lange und einen Fuß breite Fläche ꝛc. Die Unterabtheilungen der Flächenmaße haben mit denen der ihr zum Grunde liegenden Längeneinheit den Namen gemein, aber die Menge der Theile ist bei der Länge und Fläche verschieden. Hat z. B. die Längenruthe = 12 Fuß, so hat die Quadratruthe = $12 \times 12 = 144$ Quadratfuß, d. h. die Zahl der Theile, in welche die Längeneinheit getheilt wird, mit sich selbst multiplicirt (zum Quadrate erhoben) gibt die Anzahl der gleichnamigen Theile, aus welchen die Flächeneinheit besteht. Beim Ausmessen der Äcker ist noch ein besonderes Feldmaß in Gebrauch, nämlich: Morgen, Acker, Juchart, Hufe ꝛc., welches aus einer bestimmten Anzahl Quadrateinheiten besteht. Als Grundmaß gebraucht man a) den pariser Quadratfuß = 144 franz. Quadratzoll; b) den preußischen Quadratfuß = 19357,15698 franz. Quadratlinien; c) die preußische Quadratruthe = preuß. Quadratfuß; d) die Are, franz. Feldmaß = 100 Quadratmètres; e) den preußischen Morgen = 180 preußischen Quadratruthen. Die Flächenmaßreductionen geschehen immer durch einen Kettensatz. 3) Das Körpermaß, franz. mesure de solidité; engl. cubic measure, wenn man das wirkliche Volumen eines Körpers, d. h. den Raum, den er einnimmt, kennen lernen will. Hierbei berücksichtigt man alle Dimensionen des Raumes, nämlich die Länge, Breite und Höhe. Die Benennungen, welche bei dem Längenmaße gebräuchlich sind, kommen auch bei dem Körpermaße vor, mit dem Zusatze Cubik. Jede Einheit eines solchen Körpermaßes hat die dritte Potenz oder den Cubus der Unterabtheilungen des demselben zum Grunde liegenden Längenmaßes als Unterabtheilungen. Für solche feste Körper, die aus sehr kleinen

Theilen bestehen und für flüssige Körper sind noch eigenthümliche Körpermaße im Gebrauche, nämlich die Hohlmaße, franz. mesures de capacité; engl. dey measures, deren Größe dadurch genau bestimmt wird, wie viel Cubikeinheiten ein solches Hohlmaß faßt. Man unterscheidet die Hohlmaße für flüssige Körper zur Bestimmung der Quantität von Bier, Wein, Branntwein, Essig, Öl ꝛc., wobei die Benennungen Eimer, Quart, Maß, Nösel ꝛc. vorkommen, und in Hohlmaße für feste Körper (Fruchtmaße) vorzüglich für Getreide, mit den Benennungen Wispel, Malter, Scheffel, Metze, Mäßchen ꝛc. Zur Vergleichung der Größe verschiedener Hohlmaße mit einander dient der französische Cubikzoll = 1728 französischen Cubiklinien als Grundmaß. Die Körpermaßreductionen geschehen ganz nach denselben Regeln, wie die der Längenmaße, sobald die Abhängigkeit der beiden mit einander zu vergleichenden von einem Grundmaße gegeben ist, welches selbst ein Körpermaß ist. 4) Gewichtsmaße, welche dazu dienen, die Größe eines Gegenstandes durch die Schwere desselben auszudrücken. Das gebräuchlichste Gewicht ist das Pfund und die Mark. Bedeutend schwere Gegenstände drückt man in Last, Schiffspfund, Centner und Stein, von geringer Schwere durch Loth, Quentchen, und die einen großen Werth habenden durch Karat, Grän und As aus. Man unterscheidet: a) das Handelsgewicht für den Großhandel, wozu man sich des Schiffspfundes, der Last, des Centners, des Puds und des Steins bedient; b) Kramergewicht, wobei das Pfund, Loth und Quentchen gebraucht wird; c) Fleischergewicht, welches nur Centner und Pfund benutzt; d) das Gold- und Silbergewicht, wozu in Deutschland die kölnische Mark dient; e) das Probirgewicht; f) das Juwelen- und Perlengewicht, welches das Karat ist; g) das Apothekergewicht. Zur Vergleichung der Gewichte mit einander bedient man sich des holländischen As, deren 4864 auf eine kölnische Mark gehen, und des französischen Grammes, von welchen 1000 = 1 Kilogramm sind. Die Gewichtsmaßreductionen geschehen nach denselben Regeln, welche bei den Längenmaßreductionen angegeben sind. Maß- und Gewichtsordnung nennt man das Gesetz, durch welches die Abhängigkeit der Gemäße von einander bestimmt ist, wobei es vorzugsweise auf eine genaue Bestimmung der Längeneinheit ankommt, weil die Größe aller übrigen Gemäße sich alsdann genau angeben läßt. Die an den verschiedenen Orten vorkommenden Maße und Gewichte s. unter den betreffenden Ländern und Städten und ihren eigenthümlichen Namen. Die sichersten und vollständigsten Angaben darüber findet man in dem „Maß- und Gewichtsbuche von Chelius" (neue Aufl. von Hauschild. Frankf. a. M. 1830). Die Verschiedenheit der Maße hat schon längst zu dem Wunsche Veranlassung gegeben ein allgemeines M. einzuführen. Im XVII. Jahrh. schlug Mouton, Astronom in Lyon, die von ihm sogenannte *virgula geometrica* = $\frac{1}{600000}$ eines Grades der Erde vor, dessen Länge einem Pendel von der Länge gleichzusetzen sei, der in einer halben Secunde 3959$\frac{1}{5}$ Schwingungen mache. Um dieselbe Zeit bestimmte Picard in seiner Schrift über die Messung der Erde die Länge des dritten Theils eines Secundenpendels mittlerer Zeit zum allgemeinen Fuße und Huyghens, Bouguer, Condamine u. A. stimmten nach ihren berichtigten Angaben bei. Den 1. Aug. 1793 beschloß die französische Regierung ein neues M.- und Gewichtssystem in ganz Frankreich gleichförmig einzuführen, welches durch ein Decret vom 8. Germinal des Jahres III (den 7. April 1795) seine völlige Bestimmung erhielt. (S. d. Art. Decimalsystem.) — Hier noch eine Übersicht der Maße der Römer und Griechen. Nach Wurm waren es folgende: I. Römische. a) Längenmaß. 1) Beim Land- und Feldmessen: pes = 131,15 franz. Linien; gradus = 2½, passus = 5, decempeda = 10, actus = 120, milliare = 5000 pedes. 2) Beim Gewerbe pes, palmus = $\frac{1}{4}$, uncia = $\frac{1}{12}$, digitus = $\frac{1}{16}$, palmipes = $1\frac{1}{4}$,

cubitus = 1½ pedes. b) Flächenmaß: pes quadratus = 0,82949 franz. Linien, jugerum = 28800 ped. qu. Rom. = 23889 paris. Quadratfuß; actus quadr. = ½, clima = ⅓, scrupulum = 1/288, heredium = 2, centuria = 200, saltus = 800 jug. c) Körpermaß 1) für flüssige Körper: amphora = 1305,45 franz. Duodecimalcubikzoll, urna = ½, congius = ⅛, sextarius = 1/48, hemina = 1/96, quartarius = 1/192, acetabulum = 1/384, cyathus = 1/576, ligula = 1/2304 amph.; 2) für feste Körper: modius = 435,15 franz. Linien; sextarius = 1/16, hemina = 1/32, quartarius = 1/64, acetabulum = 1/128, cyathus = 1/192, ligula = 1/768 mod. d) Gewicht: libra oder as = 0,6995 cöln. Pfund; uncia = 1/12, duella = 1/36, sicilicus = 1/48, sextula = 1/72, scrupulum = 1/288, obolus = 1/576, siliqua = 1/1728 libr. II. Griechische. a) Längenmaße: πούς (Fuß) = 136,61 franz. Linien; σπιθαμή = ¾, παλαιστή = ¼, δάκτυλος = 1/16, πῆχυς = 1½, βῆμα = 2½, ὀργυιά = 6, πλέθρον = 100, στάδιον = 600, πόδες = 569,375 franz. Fuß. b) Flächenmaße: πλέθρον = 20000, ἄρουρα = 2500 πόδες = ¼ πλέθ. c) Körpermaße 1) für flüssige Körper: μετρητής (auch κάδος, κάδδος, κεράμιον, ἀμφορεὺς genannt) = 1¼ amph. Rom. = 1958,17 franz. Cubikzoll; χοῦς = 1/12, ξέστης = 1/12, κοτύλη = 1/144, τεταρτὸν = 1/288, ὀξύβαφον = 1/576, κύαθος = 1/864, κόγχη = 1/1728, μύστρον = 1/3456, κοχλεάριον = 1/8640 μετρ.; 2) für feste Körper: μέδιμνος = 6 mod. Rom. = 2610,905 franz. Cubikzoll; ἕκτος (oder ἑκτεύς) = 1 mod. Rom. = ⅙, ἡμίεκτος = ½, χοῖνιξ = 1/48, ξέστης = 1/96, κοτύλη = 1/192, ὀξύβαφον = 1/768, κύαθος = 1/1152, κοχλεάριον = 1/1520 μέδιμν. d) Gewicht: δραχμή = 82¼ franz. Grains; ὄβολος = ⅙, ἡμιοβόλιον = ½, μνᾶ = 1⅓ libr. Rom. = 100, τάλαντον = 60000 δραχμ. — Im besondern Sinne versteht man unter M. den cubischen Inhalt eines Gefäßes für trockene oder flüssige Waaren, wie Getreide, Wein ꝛc. Diese s. unter den Artikeln Maße und Gewichte bei den einzelnen Ländern und Städten. 40.

Massa-Carrara, s. Modena.

Massachusets, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Massageten waren ein scythisches Volk in der heutigen großen Tartarei, dessen Königin Tomyris mit ihren tapfern Soldaten den Cyrus besiegt und ermordet haben soll. Sein Name wird bieweilen als Bezeichnung aller nördlich wohnenden unbekannten Völker gebraucht. 77.

Massalianer oder Messalianer (vom aramäischen צלותא, d. i. Betende, nach griechischem Namen: εὐχῖται, εὐφημῖται, θεοσεβεῖς, in Afrika coelicolae) nannte man 1) in Syrien und Palästina im IV. Jahrh. n. Chr. Geb. diejenigen unter den Heiden, welche, vom Drange nach religiöser Gemeinschaft zusammengeführt, zwar das Dasein von Göttern angenommen haben sollen, aber nur einen Allherrschenden in ihren Bethäusern unter der Abend- und Morgendämmerung bei glänzender Beleuchtung mit Hymnen und Gebet verehrten. Diese Secte des IV. Jahrhunderts mußte nach wenig Menschenaltern vor der innern und äußern Kraft des Christenthums verschwinden. 2) Die christlichen M., seit dem Jahre 360 in mannigfaltigen Gestalten mehrere Jahrhunderte hindurch in Armenien und Syrien, setzten die wahre Religion einzig in stetes Gebet und in Anschauung des Göttlichen, wodurch sie eine Vollkommenheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, erreichen zu können wähnten. Daher hielten sie Arbeit für sündlich und die Sacramente und gottesdienstlichen Handlungen für gleichgültig. Da sie nichts Eigenes auf Erden besitzen wollten, schweiften sie bettelnd umher. Obwohl dieses heimathlose und demoralisirte Geschlecht, welches göttlicher Offenbarungen und Erscheinungen sich rühmte, aber auch unzüchtiger Ausschweifungen und wunderlicher Verzuckungen beschuldigt ward, von

Concilien, Bischöfen und Kaisern verfolgt wurde, erhielt es sich doch bis zu Ende des VII. Jahrhunderts, wo seine Spuren gänzlich verschwinden. — Eine ähnliche schwärmerische Secte, welche unter den Paulicianern in Thracien entstand, waren die Bogomilen. Daher diese auch zuweilen als neue M. bezeichnet, wohl auch mit ihnen verwechselt wurden. 63.

Masse, lat. massa; franz. masse; engl. mass, ist die Menge der Materie eines Körpers (s. Materie) und besteht demnach aus allen den physikalischen Punkten, welche in den Raum fallen, den ein Körper annimmt. Die M. von gewisser materieller Beschaffenheit läßt sich also im Allgemeinen auf zweierlei Weise schätzen. Einmal nach dem Volumen, das die Materie ihres Körpers einnimmt, zweitens nach den Verhältnissen der Materie derselben gegen gewisse allgemeine auf die Materie wirkende Kräfte. Diese letzteren lassen sich z. B. durch die Pondrosität oder Gewichtigkeit der M. ausdrücken. Da die Schwerkraft eine auf alle Materien dieser Erde einwirkende Kraft ist, so finden sich durchgängig die Gewichtigkeiten der Masse in ihren Beziehungen zur Schwerkraft oder durch ihr Gewicht ausgedrückt. Die M. könnte jedoch eben so gut gegen jede andere auf alle Materien einwirkende Kraft verglichen werden. In Beziehung zur Schwerkraft verhalten sich die Massen zweier Körper, wie ihre Gewichte an einem Orte auf den Erdkörper. Das Verhältniß zwischen Volumen und Gewicht einer Masse gibt den Begriff des Dichtigkeitszustandes der Materie (s. d. Art. Dichtigkeit). Eine M. ist um so dichter, je mehr kleinste materielle Theile dieselbe besitzt. Sie wird durch einwirkende Kräfte in Bewegung gesetzt, wenn kein Widerstand in der Richtung der Kraftwirkung entgegensteht, wirkt im Momente der Bewegung mit und vergrößert dasselbe durch ihr Gewicht; auch vergrößert sie die chemische Wirkung der Materie und zeigt dieselbe selbst dann, wenn die Materie derselben chemisch anziehende Kräfte nicht äußern würde. Ihre Wirkung in dieser letztern Hinsicht, von Berthollet mechanisch-chemisch genannt, besitzt nicht hohe Grade von Stärke. 76.

Massena (André), Herzog von Rivoli und Fürst von Eßlingen, Marschall und Pair von Frankreich, ward geboren am 6. Mai 1758 zu Nizza und erhielt, da er frühzeitig seine Eltern verlor, eben nicht die beste Erziehung. Er war zum Handelsstande bestimmt, nahm aber im Jahre 1772, nach Andern 1775, Kriegsdienste, aus denen er 1789 wieder heraustrat. Als die Revolution ausbrach, trat er abermals in den Waffendienst, übersprang schnell die untern Grade, ward 1793 Brigadegeneral und schon im April 1794 zum Divisionsgeneral befördert und befehligte den rechten Flügel der italienischen Armee unter Buonaparte. Als dieser arretirt und seiner Stelle entsetzt wurde, erhielt (Aug.) er den Oberbefehl über die italienische Armee, rückte mit derselben, da es den Piemontesen gelungen war Savoyen wieder zu erobern, über das genuesische Gebiet vor, besetzte Oneglia (7. April), Ormea (17. April), Bagnasco, Garessio und bedrohte Turin. Darauf schlug er (28. April) die Piemontesen unter dem Generale Colli mit einem Verluste von 3000 Gefangenen und 60 Kanonen aus ihrem verschanzten Lager bei Saorgio, welches bis dahin für unüberwindlich gehalten worden war, nahm Belvedere und Landosca (28. April) und machte sich zum Meister der Gebirge, welche die Pässe nach Italien beherrschten. Schon damals zeigte sich sein entschiedenes Talent für den Gebirgskrieg. Auch an dem siegreichen Feldzuge von 1796 in Italien nahm er unter dem Generale Buonaparte sehr thätigen Antheil. Er kämpfte an der Spitze einer Division bei Milesimo und Dego (14. April), eroberte Ceva, erzwang an der Spitze der Avantgarde den Übergang über die Brücke von Lodi (10. Mai), wodurch das Schicksal der Lombardei entschieden ward, und drang zuerst ins Mailändische ein. Von seinem unerschütterlichen Muthe beseelt focht die Division M. ferner bei Lonato, Castiglione (3. und 5. Aug.), Roveredo

(ſeitdem ihn Napoleon nur das Schoßkind des Sieges nannte), Baſſano (4. und 9. Sept.), Cerea und Caldiero, ſo wie in den Schlachten von Arcole (15.—17. Nov.), Rivoli (14. Jan. 1797) und la Favorita, dann bei Longara, la Chinza, Villach, Neumark und ſtand nur noch 25 Stunden von Wien entfernt, als der Waffenſtillſtand mit Öſtreich den Lauf des Siegers hemmte. Er ward dann mit dem Friedensvertrage nach Wien und Paris geſandt und in Rom beſchäftigt und befehligte 1798 in der Schweitz, wo er das ruſſiſch-öſtreichiſche Heer bei Zürich (25. und 26. Sept.) ſchlug und die Stadt beſetzte. Durch dieſe Schlacht ward der Einfluß der Franzoſen auf die politiſchen Angelegenheiten der Schweitz wieder hergeſtellt und von dieſer Seite die Republik gerettet. Hierauf commandirte er das italieniſche Heer, ward aber aus Oberitalien von den Öſtreichern und Ruſſen auf das genueſiſche Gebiet zurückgedrängt und endlich genöthigt ſich ſelbſt nach Genua zu werfen und daſelbſt einſchließen zu laſſen. Durch ſeine tapfere und geſchickte Vertheidigung dieſes wichtigen Platzes verſchaffte er indeß dem erſten Conſul Zeit, den Übergang über die Alpen zu bewerkſtelligen. Nach einem muthigen Ausfalle (6. April 1800), wobei er den öſtreichiſchen General Ott ſchlug und 1500 Gefangene machte, übergab er das ausgehungerte Genua (4. Juni). Nach der Schlacht bei Marengo (14. Juni) übergab ihm Buonaparte den Oberbefehl des Heeres in Italien (22. Juni), welches er bis zum Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) führte. Im Feldzuge gegen Öſtreich (1805) ſtand er als Marſchall und mit dem Großkreuze der Ehrenlegion decorirt an der Spitze von 75000 Mann dem Erzherzoge Karl gegenüber. Nachdem er den Feldzug am 18. Oct. eröffnet hatte, ging er bei Caſtelvecchio mit einer Heeresabtheilung über die Etſch und ſchlug die Oeſtreicher aus Veronetta (29. Oct.). Vom 30. Oct. bis 1. Nov. kämpfte er bei Caldiero, nahm Vicenza, Padua, Treviſo (vom 3. bis 6. Nov.) und Baſſano, ging nach einem blutigen Gefechte über den Tagliamento (12. Nov.) und beſetzte (vom 14. bis 16.) Udine, Palma nuova und Görz und am 20. Nov. Trieſt. Bei Villafranca capitulirte das Corps unter dem Prinzen Rohan (24. Nov.). Nach dem Frieden von Preßburg erhielt M. den Auftrag den Prinzen Joſeph Buonaparte auf den Thron von Neapel zu ſetzen und bezwang die Feſtung Gaëta. Während dem waren aber in Calabrien Unruhen ausgebrochen und die daſelbſt gelandeten Engländer bedrängten die Franzoſen. Doch M. kam, zerſtreute die Aufrührer, zwang die Engländer ſich auf ihre Schiffe zu retten und ſtellte durch kräftiges und gemäßigtes Verfahren die Ruhe wieder her. Im Feldzuge 1807 commandirte er den rechten Flügel der franzöſiſchen Armee, hinderte die Ruſſen die Operationslinien zu durchbrechen und beobachtete zugleich die Öſtreicher und kämpfte mit den Ruſſen bei Wirbiza, Pultusk und Oſtrolenka. Nach dem tilſiter Friedensſchluſſe (7. und 9. Juli) ward er zum Herzoge von Rivoli ernannt und erhielt bedeutende Dotationen. Auf einer Jagd bei Sainte Cloud verlor er durch einen unvorſichtigen Schuß Berthier's das eine Auge. Obgleich er nun ein Armeecorps in Spanien zu commandiren beſtimmt war, ſo wurde er doch beim abermaligen Ausbruche der Feindſeligkeiten mit Öſtreich nach dem rechten Donauufer geſendet und ſiegte mit General Oudinot bei Pfaffenhofen über die Öſtreicher unter dem Erzherzoge Karl (19. April 1809), verfolgte den Feind, erzwang mit Lannes und Beſſières den Übergang über den Inn (26. April), focht mit in den Schlachten bei Aſpern (21. und 22. Mai) und Wagram und brachte den fliehenden Öſtreichern bei Hollabrun noch einen bedeutenden Verluſt bei, als der Waffenſtillſtand in dem Lager bei Znaym (12. Juli) dem Laufe ſeiner Kriegsthaten vor jetzt ein Ende machte. Nach dem Frieden von Wien (14. Oct.) erhob ihn ſein Kaiſer zum Fürſten von Eßlingen. 1810 und 1811 kämpfte er in Spanien und Portugal gegen Wellington und Beresford, ward aber zu Anfange 1812 wegen des ſcheinbar geringen Erfolgs ſeiner Sendung zurückberufen und

erhielt beim Ausbruche des Krieges mit Rußland kein Commando in der Armee, sondern blos den Befehl über die 8. Militairdivision in Lyon, wo er auch blieb, als die Verbündeten in Frankreich eindrangen. Ludwig XVIII. bestätigte ihn in seinem Posten. Während der hundert Tage nahm er kein Commando. Nach der zweiten Restauration ward er Chef der pariser Nationalgarde. Als er zum Kriegsgerichte über den Marschall Ney berufen ward, erklärte er sich für incompetent. Ob er gleich ganz zurückgezogen lebte, so trafen ihn doch mancherlei Verläumdungen und Verfolgungen, die seinen Tod beschleunigten. Er starb am 4. April 1817. Napoleon schildert ihn in seinen Briefen als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Überblicke begabt und schnell entschlossen. 25.

Massenbach (Christian von), geb. 1752 zu Schmalkalden, wurde auf dem Stammgute Massenbach bei Heilbronn, später in der Militairakademie auf der Solitude bei Stuttgart erzogen, trat 1782 als Officier in die würtembergische Garde, ging aber als Hauptmann in den preußischen Dienst über und ward beim Generalquartiermeisterstabe angestellt. Zwei Schriften von ihm, die eine über die Differenzialrechnung, die andere über die Mechanik, waren die Veranlassung, daß er dem Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt wurde, der ihn nun zum Lehrer des Prinzen Ludwig in der Mathematik ernannte. Hierauf wohnte er dem Feldzuge in Holland bei (1787) und focht 1792—1795 mit Auszeichnung gegen die Franzosen. Spätere Vorschläge zu Verbesserungen erweckten ihm zwar Feinde, er stieg aber (1805) bis zum Obersten. In diesem Jahre rieth er zu einem Bündnisse mit Frankreich und als sich Preußen auf die Seite Rußlands neigte, zu einer Diversion gegen den Rhein hin, so wie zur Besetzung Hanovers, als Preußen mit Frankreich Frieden schloß. Als Generalquartiermeister im hohenlohischen Corps focht er bei Jena mit (14. Oct. 1806) und stimmte dann bei unrichtiger Kenntniß der Stellung der Franzosen für die Capitulation von Prenzlow (28. Oct.), was ihn in die deßhalb angestellte Untersuchung verwickelte. Er lebte nun auf seinem ihm vom Könige früher (1794) geschenkten Gute Bialyosk und im Würtembergischen, wo er „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III." (Amsterd. 1809—10. 3 Bde.) und „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit 1792" (Ebend. 1809. 2 Bde.) schrieb. Er ward zwar ferner ohne Anstellung gelassen, konnte aber auch seine Entlassung nicht erhalten. Nun schrieb er von Neuem, vielleicht Denkwürdigkeiten seiner Zeit, bot sie dem Könige für eine gewisse Summe zum Kaufe an und drohte, wenn er diese nicht erhielt, solche drucken zu lassen; er ward aber nun (1817) auf preußische Requisition zu Frankfurt a. M. verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, zu 14jährigem Festungsarreste verurtheilt und 1820 nach Glatz gebracht. Er starb, jedoch vom Könige 1826 begnadigt, auf seinem Gute Bialyosk 1827. 25.

Massillon (spr. Massiljon) (Jean Baptist), einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner, die Frankreich je hervorgebracht hat, wurde im Jahre 1663 zu Hières in der Provence geboren. In seinem 17. Jahre in die Congregation des Oratorium aufgenommen that er sich überall durch Anmuth der Sitten, wie durch Geist und Kenntnisse hervor. Der Ruf von seiner hinreißenden Beredsamkeit drang bald bis zum Hofe Ludwig's XIV. Dieser wünschte ihn zu hören. Er fand glänzenden Beifall, wurde königlicher Hofprediger und fortwährend von Ludwig XIV. mit Achtung und Auszeichnung behandelt. Auch die Regentschaft für Ludwig XV. wußte seine Talente und Verdienste zu schätzen und ernannte ihn im Jahre 1717 zum Bischofe von Clermont. Im folgenden Jahre hielt er vor dem jungen Könige sein berühmtes „Petit-Carême" (10 Fastenpredigten), das man nach Diction und seiner Ausführung specieller Hauptsätze als ein Meisterstück betrachtet. Es handelt größtentheils von den Pflichten und der Bestimmung der

Großen und ist ins Deutsche von J. G. Pfister (Würzburg 1826. 2. Aufl. 1830) übersetzt worden. Im Jahre 1719 wurde M. Mitglied der französischen Akademie; der Cardinal Dubois verschaffte ihm aber die Prälatur von Savigny. Zum letzten Male sprach er in Paris bei der Beerdigung der Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seine Diöces nicht mehr. Allgemein geliebt und verehrt starb er 1742. Sein Lob hat am beredtesten Ludwig XIV. in den Worten ausgedrückt: „J'ai entendu dans ma chapelle plusieurs prédicateurs, dont j'ai été très satisfait; mais en vous écoutant j'ai été mécontent de moi même" („ich habe in meiner Kapelle mehrere Prediger gehört, mit denen ich sehr wohl zufrieden gewesen bin; aber da ich Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen"). In der That vereinigten sich selten in einem Manne alle Eigenschaften eines guten Redners so, wie in M. Vorzüglich besaß er bei einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens die Kunst das Gefühl anzusprechen und die Tugend liebenswerth zu machen. Seine Werke erschienen in 15 Bänden zu Paris 1745 und 1762 (deutsch übersetzt, Prag 1756 ff. 15 Bde.). „Massillon's Conferenz- und Synodalreden über die vornehmsten Pflichten der Geistlichen" sind übersetzt von C. E. Reineck (Magdeb. 1835. 8. 1. Th.). 63.

Massinger (Philipp), englischer Dramatiker, geb. 1584 zu Salisbury, studirte ohne große Neigung zu Oxford, ging darauf nach London, wo er wegen seines einnehmenden Wesens und seiner mit Beifall aufgenommenen Theaterstücke und in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern seiner Zeit bis an seinen Tod (den 28. März 1640) ein angenehmes, aber höchst eingezogenes Leben führte. Seine Arbeiten zeichnen sich durch regelmäßigen Plan und correcte Sprache vortheilhaft aus; seine Trauerspiele (unter ihnen der „Herzog von Mailand", „die unglückliche Aussteuer", „der Sklave") sind aber weit gelungener als seine Lustspiele („Der Vormund" u. a.). Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte W. Gifford (London 1813. 4 Bde. 8.). 16.

Masson (spr. Massong) (François), ein französischer Bildhauer, geb. 1745 zu Vieille-Lyre in der Normandie, lernte von einem Benedictiner zeichnen und widmete sich dann zu Pont-Audemer unter der Leitung Cousin's, eines Schülers Nik. Coustou's, der Bildhauerei. Seine ungewöhnlichen Fortschritte verschafften ihm die Gunst des Bischofs von Noyon und von diesem die Mittel seine Ausbildung zu Paris unter Guill. Coustou dem Jüngern weiter zu verfolgen und sie später in Rom zu vollenden. Nach seiner Rückkehr von dort erhielt er vom Marschall Broglie den Auftrag den neuen Gouvernementspalast zu Metz mit einem Basrelief auszuschmücken, eine Arbeit, welche 6 Jahre dauerte und in ihrer Vollendung allgemeine Anerkennung fand. Mehrere seiner spätern Werke dienten dazu, seinen Ruhm zu erhöhen. Während der Revolution blieb M. ohne größere Aufträge, lieferte aber dafür viele werthvolle Büsten von namhaften Mitgliedern der Nationalversammlung und nachdem er im Jahre 1797 zum Director der Sculpturſammlung in den Tuilerien ernannt worden war, arbeitete er ein Monument J. J. Rousseau's, welches Kenner unter seine gelungensten Arbeiten zählen. Er starb den 14. Dec. 1807. — Außer den bereits genannten Werken dieses Künstlers verdienen folgende noch Beachtung: Hektor am Wagen Achill's, der Schlaf (eine allegorische Figur), eine Statue des Perikles, des Cicero, des Generals Caffarelli, das Grabmal Vauban's in der Invalidenkirche, eine schlafende Bacchantin, eine Flora und die Büste Kleber's. 36.

Maßstab, lat. virga geometrica, mensoria; fr. échelle; engl. scale, nennt man die besonders zur Einheit angenommene Länge; ferner einen Stab, dessen Länge zu einem besondern Maße dient, und endlich die Eintheilung einer geraden Linie dergestalt, daß davon ein oder auch mehrere der ganzen Linie entsprechende Theile abgenommen werden können, wobei ihm noch der Vorsatz der dabei zu Grunde

gelegten Einheit gegeben wird, d. h. man hat Meilen-, Ruthen-, Klafter-, Toisen-, Schritt-, Ellen-, Zoll- ꝛc. Maßstäbe. Der M. heißt ein natürlicher, wenn auf ihnen wirkliche Maßeinheiten durch eine Construction getheilt sind, und ein verjüngter, wenn eine auf ihm befindliche Länge, z. B. 1 Zoll, eine gewisse Anzahl Ruthen ꝛc. vorstellen soll. Um einen ganz einfachen M. zu fertigen, ziehe man eine gerade Linie und trage von dem Nullpunkte der Theilung von der rechten nach der linken Hand hin 1, 2, 3 ꝛc. 10 Theile, wobei man die Bezeichnung der geraden Theile unten, der ungeraden Theile aber oben anschreiben kann; ferner trage man vom Nullpunkte aus von der linken nach der rechten Hand hin 10, 20, 30 ꝛc. Theile des Maßstabes auf und man kann auf diese Weise eine beliebige Anzahl dieser gleichen Theile in den Cirkel nehmen, wobei aber die Zehntel des Intervalles von einem Theilungsstriche bis zu dem nächstfolgenden nach dem Augenmaße geschätzt werden müssen. Das Verfahren, vermittelst welches man einen solchen nach übrigbleibenden kleinern Theil als die Einheit des Maßstabes unmittelbar in Zehnteln dieser Einheit ablesen kann, ist eine Erfindung Galilei's und besteht in Folgendem: Man verzeichnet zuerst nach der so eben beschriebenen Art einen einfachen M., erhebt in sämmtlichen Theilungspunkten 0, 10, 20, 30 ꝛc. Senkrechte und trägt auf die erste und letzte Senkrechte mit willkürlicher Cirkelöffnung 10 gleiche Theile auf, numerirt die Theilungspunkte von unten nach oben hin und verbindet diese Theile nun durch gerade Linien, die, wie leicht erklärbar, unter einander parallel laufen müssen, bemerkt ferner die Punkte 1, 2, 3... 10, in welcher die obere Parallele mit der Linie der einfachen Maßstäbe geschnitten wird, von den Senkrechten, erhoben in den Theilungspunkten 1, 2, 3... 10. Man verbindet nun den untern Theilungspunkt 0 mit dem obern Theilungspunkte 1, den untern 1 mit dem obern 2... und endlich den untern 9 mit dem obern 10. Diese schiefen Linien werden dann auch unter einander parallel sein, daher von den Parallelen mit der Linie der Maßstäbe Theile abschneiden, welche der Einheit des Maßstabes gleich sind, und es werden dann die Theile der Parallelen zwischen der Senkrechten 0 0 und der schiefen Linie 0 1 Zehntel eines Theiles des Maßstabes sein. Einen auf diese Art gefertigten M. nennt man einen Transversalmaßstab. Die Größe eines Maßstabes ist $\frac{1}{1000}$, $\frac{1}{2000}$ ꝛc., wenn die Länge von 1000, 2000 ꝛc. Fußen auf dem Felde durch die Länge von einem Fuße auf dem Papiere vorgestellt ist. Die anzunehmende absolute Größe der Einheit des Maßstabes richtet sich nach dem Grade der Genauigkeit und nach der Menge der Details, die man in der Figur vorstellen will. Nach Lehmann, „Die Lehre der Situationszeichnung" (§. 2), ist der M. zur Zeichnung einer Generalcharte $\frac{1}{2000000}$, d. h. 10 Meilen = 1 Zoll Decimalmaß; einer Special- oder Geographischen Charte $\frac{1}{200000}$, d. h. 1 Meile = 1 Zoll Decimalmaß; einer topographischen Charte $\frac{1}{100000}$, d. h. 1 Meile = 2 Zoll Decimalmaß; einer speciellen topographischen Charte $\frac{1}{20000}$, d. h. 1 Meile = 10 Zoll Decimalmaß und einer ökonomischen Zeichnung $\frac{1}{10000}$, d. h. 100 Ruthen = 1 Zoll Decimalmaß. Bei Aufnahme darf der M. nicht unter $\frac{1}{100000}$ und nicht über $\frac{1}{10000}$ betragen, weil sonst die Abbildungen der Einzelnheiten entweder zu klein oder zu groß ausfallen würden. Der von Georg Hartmann im Jahre 1540 in Nürnberg erfundene Artilleriemaßstab (s. Artillerie) wird folgendermaßen verfertigt: man sucht den Durchmesser der 1pfündigen eisernen, bleiernen und steinernen Kugeln, so wie die Seite des 1pfündigen Pulver- und Stückmetallwürfels zu erhalten; theilt diesen Durchmesser durch einen geometrischen M. in 1000 Theile; berechnet, wie viel solcher Theile die Durchmesser der auf dem Stabe anzugebenden Kugeln enthalten, und trägt endlich diese Theile vom tausendtheiligen auf den Artilleriemaßstab über. — Chordenmaßstab oder sogenannter geradliniger Transversal ist eine besondere Art auf Metall, Glas oder Papier verzeichneter M.,

worauf die Chorden der successivwachsenden Winkel bis zu 90 Grad verzeichnet sind. Wird eine Genauigkeit von 2 zu 2 Minuten verlangt, so sind die Chorden jedes einzelnen Grades zu berechnen und 30 Parallellinien zu zeichnen; von 30 zu 30 Minuten aber nur die Chorde von 5 zu 5 Graden, bei 10 Parallellinien. — Proportionalmaßstab dient dazu, um eine Zeichnung vergrößert oder verkleinert darzustellen, und wird am Leichtesten auf folgende Art angefertigt: auf einer gezogenen geraden Linie trage man sich eine gewisse, wo möglich eine der längsten Entfernungen des Hauptrisses auf, an diese auf die verlängerte Linie die vergrößerte oder verkleinerte Entfernung, errichte im Vereinigungspunkte eine Senkrechte von beliebiger Länge, verbinde den Endpunkt der Senkrechten mit den Endpunkten der Grundlinie durch gerade Linien und ziehe in das dadurch entstandene Dreieck mit der Grundlinie desselben parallele Linien so enge als möglich. 40.

Mast, Mastbaum, lat. malus; franz. mât; engl. mast, nennt man die auf den Schiffen befindlichen großen unbehauenen Bäume von Tannen- oder Fichtenholz, an denen die Segel und Taue befestigt sind. Die Länge und Stärke, so wie die Anzahl der Masten richtet sich nach der Größe des Schiffs. Bei größern Schiffen beträgt die Länge derselben oft über 100 Fuß, weßhalb ein Baum nicht hinreichend ist; man setzt sie daher aus 2—3 und bei großen Schiffen aus 4—5 Stücken zusammen, wovon der unterste unbeweglich am Boden befestigt ist. Im Allgemeinen nennt man diese zusammengesetzten Stücke den M., recht eigentlich aber versteht man darunter nur den untersten Theil; der zunächst darauf gesetzte heißt die Stänge und der dritte die Bramstänge. Man unterscheidet den großen oder Mittelmast, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht und $2\frac{1}{2}$ mal die größte Breite des Schiffes zur Länge hat, den vordern oder Fockmast, um $\frac{1}{5}$ kürzer als jener, und den hintern Besan- oder Besammast, der nur $\frac{4}{5}$ von der Länge des ersteren hat, wozu noch, wiewohl uneigentlich, das schief vorwärts hinausliegende Bugspret oder Bugspriet mit einer vorn angebrachten schwächeren Verlängerung, dem Klüverbaume, kommt. Beide zusammen betragen in der Länge $1\frac{2}{3}$ der großen Breite des Schiffes. So unterscheidet man auch die Stänge und die große Bramstänge, die Vorstänge und die Vorbramstänge, die Kreuzstänge und die Kreuzbramstänge. So wie die Höhe, besteht auch die Stärke des Untermastes auf großen Schiffen aus mehreren Stücken, welche in einander verzahnt und mit einer Anzahl eiserner Bänder verbunden sind. Das mittlere derselben heißt die Zunge, die übrigen aber die Wangen oder Schwelpen. Auf die Spitze des Mastes (dem Topp) wird ein starker Block von Eichenholz (das Eselshooft) geschoben, der mit einem runden Loche versehen ist, um das untere Ende der Stänge hindurchschieben und darin befestigen zu können. Mit ihrem Fuße stehen die Masten zwischen mehreren im Vierecke liegenden starken Balken (dem Spuhre) und werden in den für sie bestimmten Löchern der Verdecke (den Fischen) festgekeilt. Die fertigen Masten werden mittelst einer 132 Fuß hohen Maschine, des Mastenkrahns, in die Höhe gezogen und senkrecht in das Schiff eingesetzt. Seitwärts und von hinten werden sie durch starke Taue (die Wand) und von vorn durch Stege festgehalten. — Bei der Landwirthschaft verstehen wir unter Mast, Mastung (lat. sagina; franz. engraissement; engl. mastage) das Fettmachen der zum Schlachten bestimmten Hausthiere, oder diejenige Behandlung derselben, wobei sie durch vermehrte und verbesserte Nahrung und andere schickliche Mittel in einen fetten Zustand versetzt werden. Der Gewinn dabei ist doppelt, indem wir bei dem Mästen nicht sowohl den absoluten als auch den relativen Werth des Thieres erhöhen. Da aber die Thiere in Hinsicht des Bedürfnisses der Wärme, der Feuchtigkeit, so wie der Menge und Beschaffenheit der Nahrung unter sich sehr verschieden sind, so ist es nothwendig, ihre eigenthümliche

Natur zu kennen, wenn man von ihnen den für die gegebenen Verhältnisse höchstmöglichen Nutzen gewinnen will. Die Mittel, die Thiere fett zu machen, bestehen im Allgemeinen darin: daß sie zum Genusse der Nahrung gereizt werden, indem man ihnen solche Substanzen oft und abwechselnd gibt, die sie vorzüglich gern fressen und die man überdieß bei den vierfüßigen Thieren noch mit Kochsalz oder Kali vermischt. Hierdurch wird der Geschmack erhöhet und die Verdauung befördert. Daß man ihnen in einem gegebenen Zeitraume die größte ihrem Verdauungsvermögen angemessene Quantität kräftigerer Nahrung reicht, ja sie ihnen wider Willen in den Magen bringt. Ihr Lager muß reinlich gehalten werden und weich gestreuet sein; sie müssen so viel als möglich ruhig und von allem Geräusche entfernt in einem nur wenig beleuchteten Stalle mehr als gewöhnlich warm gehalten werden. Indessen darf der Stall nie so warm sein, daß die Thiere schwitzen. Diejenigen sind zum Fettmachen besonders geeignet, welche vorher castrirt worden sind; auch wird ihr Fleisch dadurch zarter und wohlschmeckender. Man kann junge und alte Thiere mästen, wenn sie nur gesund sind. Auch können sie entweder halb oder ganz gemästet werden und da sie in der ersten Periode der Mastung bei reichlichem und gutem Futter am meisten zunehmen, so ist die halbe Mastung in den meisten Fällen vortheilhafter als die ganze. Damit die Nahrung auflöslicher, d. h. leichter verdaulich werde, ist es nothwendig, sie vorher durch Schneiden, Pulvern, Kochen oder durch die Gährung in einen mehr zertheilten oder auch wohl chemisch veränderten und geschmackvolleren Zustand zu bringen. Eine gleiche Menge Maismehl mit Wasser zu Stopfnudeln geformt bringt bei der Mastung des Geflügels eine größere und schnellere Wirkung hervor als ein gleiches Gewicht ganzer Maiskörner, die man in gleicher Zeit verfüttert. Rohe Rüben bringen bei der Mastung der Schweine nur geringe Wirkung hervor, während sie gekocht eine auffallend größere Wirkung haben; denn durch das Kochen werden die Pflanzenkörper zertheilt, sind zum Theil im Wasser aufgelöst und zum Theil selbst chemisch verändert. Eben so ist es mit den Getreidekörnern und den Kartoffeln. 26.

Mastalier (Karl), deutscher Dichter, geboren zu Wien 1731, trat früh in den Jesuitenorden, ward nach Aufhebung desselben (1773) Professor der schönen Literatur an der Universität zu Wien und starb daselbst 1795. — M. hatte sich Ramler zum Vorbilde genommen, gehört aber dessenungeachtet zu den bessern deutschen Lyrikern, obwohl das Lob seiner Zeitgenossen übertrieben ist. Seine gesammelten Gedichte erschienen zu Wien 1774. 2. Ausg. 1782. 16.

Mastix, lat. mastix; fr. mastic; engl. mastich, ist ein Harz, welches aus dem vorzüglich in Kleinasien wachsenden Mastixbaume (pistacia lentiscus) durch Einschnitte in die Rinde ausschwitzt und sich in pfeffergroßen Körnern ansetzt. Er kommt im Handel in kleinen, fast runden, gelblichen, halbdurchsichtigen Stücken vor, die beim Kauen sich erweichen und auf glühende Kohlen geworfen einen nicht unangenehmen balsamischen Geruch verbreiten. Im Oriente wird der M. zum Kauen benutzt, um das Zahnfleisch zu stärken und den Athem zu verbessern. Die Auflösung des M. in Weingeist wird als Firniß über Gemälden benutzt. 5.

Mastricht, lat. Trajectum ad Masam, am linken Ufer der Maas, über welche eine schöne 500 Fuß lange steinerne Brücke in die jenseits gelegene Vorstadt Wyk führt, ist eine der stärksten und weitläufigsten Festungen und wird auch noch durch die starke auf dem dicht vor der Stadt südlich liegenden Petersberge erbaute Citadelle vertheidigt, welche die Stadt beherrscht. Sie hat 3000 Häuser und 19000 Einw., 2 katholische Stifts-, 4 Pfarr-, 1 lutherische und 3 reformirte Kirchen, 1 königl. Collegium mit 10 Professoren, 2 Hospitäler, 2 Waisenhäuser, 1 Lazareth, breite, reinlich und gutgepflasterte Straßen, 2 schöne öffentliche Plätze

(den Beythof und den Marktplatz), mehrere ansehnliche Gebäude, als: das schöne dem Amsterdamer ähnliche Stadthaus mit einer Bibliothek, den Palast des Gouverneurs, das Zeughaus und die St. Servatiuskirche. Es sind hier große Gerbereien, die das allgemein berühmte Mastrichter-Leder liefern, Salzraffinerien, Bierbrauereien, bedeutende Branntweinbrennereien, 1 berühmte neu angelegte Laternenfabrik, wo alle zu einer Laterne gehörigen Theile von Blech und Eisen durch Maschinerien herorgebracht werden; ferner bereitet man Krapp, Tabak, Cichorien, gestreifte Flanelle, Stärke, Puder, schwarze Seife und Pfefferkuchen (beste Sorte Heiligmaker), große Pfeffernüßchen (Moppen oder Moffen). Zur Beförderung des hiesigen Kleinhandels dient der an der Maas gelegene Hafen. Täglich geht von hier ein Postschiff nach Lüttich. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der auf der Südseite der Stadt gelegene Petersberg mit seinem großen Steinbruche und Labyrinthe von unterirdischen Gängen, die durch das Herausfördern von Bausteinen entstanden sind und durch unzählige viereckige Pfeiler unterstützt werden. Nach der Maas zu ist der Eingang, wo Wagen leicht hineinfahren und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Hin und wieder sind Luft- und Lichtlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse angebracht. In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem sichern Zufluchtsorte, indem 20000 Wege sich durchkreuzen und der Umfang 12 Stunden betragen soll. Der Sandstein des Petersbergs ist weich und leicht zerreiblich und verhärtet allmählig in freier Luft. Er muß beim Bauen eben so wieder eingelegt werden, als er in der Erde lag, indem er sonst bald zerfällt; daher bezeichnet man seine Oberfläche, bevor man ihn zu Tage fördert. Einige Steinlager bestehen fast ganz aus Muscheln, die zu Kalk gebrannt zu werden pflegen. Auch ist dieser Steinbruch merkwürdig wegen der Versteinerungen, die man darin findet, darunter der Kopf von einem Krokodill, ein vollständig erhaltenes junges Krokodill, Exemplare von Seethieren, deren Originale man nicht kennt, und Knochen von unbekannten Thieren. Es gibt in M. mehrere Sammlungen von solchen Seltenheiten des Petersbergs. Eine der vollständigsten besitzt die lateinische Schule. 71.

Masurek, Masure, Masurka, ist ein Nationaltanz der Polen von lebhafter Bewegung und markirtem Rythmus in $\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{8}$ Tact, wobei der dritte Tacttheil entweder betont oder alle drei Tacttheile einander gleich sind. Gewöhnlich wird er von 4 oder 8 Paaren ausgeführt und besteht aus Touren, die ein Vortänzer vortanzt. Seinen Namen hat er von den Masuren (Masoviern), denen er wahrscheinlich seine Entstehung verdankt. In neuerer Zeit sind Tonstücke unter dem Namen Masurka beliebt geworden, die ohne für den Tanz bestimmt zu sein den Charakter jener Tanzmusik an sich tragen. Treffliche Masurka's für das Pianoforte besitzen wir von Chopin. 29.

Matador, (franz. matador, homme considérable; engl. matadore, man of importance), nach dem Spanischen eigentlich der Todtschläger, Schlächter, namentlich der beim Stiergefechte Sieger wurde, drückt immer den Begriff des Vorzüglichen, Ersten in seiner Art aus. So nennt man in einigen Spielen, wie im L'Hombre, Solo, die 3 höchsten Trümpfe, außerdem auch die übrigen, doch nicht ohne jene, Matadores; scherzweise wendet man es von Menschen an, wenn sie sich in irgend einer Sache hervorthun, durch Gelehrsamkeit sich auszeichnen, großen Reichthum besitzen, ein Unternehmen leiten u. s. w. Den Namen Matadores führten auch die freiwilligen Soldaten, welche die Stadt Barcellona seit 1714 unterhielt, als Spanien gegen Philipp V. kämpfte. Ihre Bestimmung war, Ordnung auf den Straßen herzustellen. 77.

Matelot heißt ein eigenthümlicher ursprünglich in Wales einheimischer Matrosentanz, welcher gewöhnlich mit Begleitung der Hornpipe, einer hölzernen Pfeife mit 6 Löchern und 1 Horne an beiden Enden, ausgeführt wird. Man

tanzt ihn mit auf dem Rücken verschlungenen Händen und meist in Holzschuhen mit kurz abgestoßenen Pas. Der Takt ist $\frac{2}{4}$ oder $\frac{3}{4}$. 29.

Materialismus nennt man die Denkweise derer, welche entweder ausschließend oder doch vorzugsweise der Materie und dem Materiellen Wahrheit und Geltung zuschreiben, sei es nun, daß sie das Materielle zum Zwecke ihrer Handlungen und ihres ganzen Lebens machen — praktischer M. — oder daß sie in der philosophischen Betrachtung der Erscheinungen Alles auf die Materie, als deren höchstes Princip, zurückführen — theoretischer oder speculativer M. Allein wie der Begriff Materie, so ist auch der Begriff M. höchst zweideutig und unbestimmt und diese Denkweise selbst der verschiedensten Formen und Grade fähig. Ursprünglich war alle wahre Naturerklärung materialistisch, indem man den sinnlich wahrnehmbaren Stoff zum einzigen Principe der Dinge machte, bald als einzelnes Element, bald als Complex aller Elemente mit einer innern bewegenden Kraft, bald als organischen Lebensproceß, der sich fort und fort ausbildet und vervollkommnet, ohne daß man eine eigentliche übersinnliche Einwirkung auf diesen Gang der materiellen Erscheinung annahm oder den Dualismus von Geistigem und Körperlichem als strenggeschiedenen Gegensätzen herausstellte. Einen solchen M., auch wohl, wegen des innern Lebensprincips, was man der Materie beilegte, Hylozoismus genannt, enthalten die Systeme der Jonier, der Atomisten und, seinem Principe nach, selbst des Aristoteles. Nachdem man aber eine Reihe von Erscheinungen, die sogenannten geistigen, als ein Fremdartiges und wesentlich Verschiedenes aus der Totalität des Materiellen herausgerissen und diesem gegenübergestellt und nachdem man ebenfalls ein solches geistiges, übersinnliches Princip an die Spitze der Erscheinungen gesetzt hatte, einen vernünftigen Welturheber, einen Geist, so mußte die Materie an dieses reingeistige Element ihr ganzes inneres Leben hergeben und nur als ein Formloses und Lebloses übrigbleiben. Hinfort erschien der M. als Versuch, diesen Gegensatz wieder aufzuheben, indem er das geistige Element wieder in den Kreis des Materiellen zog und diesem sein altes Recht wieder zu verschaffen trachtete dadurch, daß er aus ihm das Geistige entstehen ließ. Allein da einmal jener Gegensatz zwischen dem Geistigen und dem Sinnlichen so schroff ausgesprochen war, mußte jede solche Herleitung des Geistigen aus dem Körperlichen als eine Herabsetzung desselben erscheinen, und der M. stand in stetem Widerspruche mit dem Spiritualismus, besonders des Christenthums, welcher jene Trennung und die Nichtigkeit der Materie als eines Ungeistigen festhielt und jeden Versuch, den Geist als ein Moment der Materie und diese als das einzige Princip der Dinge darzustellen, verdammt. Ganz konnte indeß der M. nie verdrängt werden und der feine M., welcher einen Antheil des Materiellen an den geistigen Aeußerungen behauptete, bestand mit und sogar in dem Spiritualismus selbst. Nur der grobe M., welcher, indem er die Materie als das blos Körperliche und Sinnliche, also alles innern Lebens entkleidet und einem bloßen Mechanismus unterworfen, annimmt, doch daraus die Seelenthätigkeit erklären will und diese also selbst zu einem rein Mechanischen macht, ist mit der spiritualistischen Denkweise völlig unverträglich und überhaupt jeder höhern Ansicht der Natur und des Lebens feindselig. Ein solcher war in Frankreich um die Mitte des XVIII. Jahrh. durch die Encyclopädisten (s. d. Art) verbreitet worden und hat sich theilweise auch erhalten. Er ist zugleich fast unvermeidlich mit dem praktischen M. verschwistert, welcher die Richtung des Handelns und Lebens auf blos sinnliche Zwecke und körperlichen Genuß ist. Auch hat er erst da Bedeutung, wo die harmonische Einheit des Lebens in den Gegensatz von Sinnlichkeit und Geistigkeit aus einander getreten ist, und behauptet, als grober praktischer M., das ausschließende Recht der Sinnlichkeit, dem Spiritualismus gegenüber, welcher die Ma-

täle und jeden Genuß derselben als ein Unheiliges verketzert. Allein hier wie in der Speculation ist es fast unmöglich zu bestimmen, wo das rein Materielle aufhöre und das rein Geistige anhebe, und es findet daher stets eine Vermittlung zwischen Beiden statt, welche die beiderseitigen Rechte zu vereinigen sucht und welche man daher als einen feinen praktischen M. im edlern Sinne des Worts bezeichnen kann. — 80.

Materia medica ist im Allgemeinen der Inbegriff aller mechanisch, chemisch oder dynamisch wirkenden, die Heilung der Krankheiten unterstützenden und befördernden Substanzen. Wegen der großen Anzahl und Verschiedenheit dieser Stoffe zerfällt sie wieder: 1) in die eigentliche materia medica, Pharmakologie, die die eigentlichen Arzneimittel aus allen drei Naturreichen umfaßt; 2) in die materia diaetetica, die sich mit den zum Leben nothwendigen Einflüssen, der Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w., in wiefern sie zur Heilung der Krankheiten zu kennen nöthig ist, beschäftigt; und 3) in die materia chirurgica, Akologie, die es mit den zuerst mechanisch wirkenden Heilmitteln, den schneidenden Instrumenten, Maschinen und Verbänden zu thun hat. Im Ganzen ist der Ausdruck veraltet und wird in der Schriftsprache wenig mehr gebraucht. 39.

Materie, lat. materia; franz. matière; engl. matter, ist dasjenige, woraus die Körper bestehen und was durch seine Zusammenhaltung dem Eindringen in ihn Widerstand entgegensetzt. Sie besitzt die Eigenschaften, mit denen der Körper (s. d. Art.) erscheint, und erfüllt daher mit ihnen den Raum, den der Körper scheinbar einnimmt. Sie ist aber entweder organischer oder unorganischer Art, und die erstere gehört Körpern an, welche geistige Potenzen von verschiedener Art und Vollkommenheit in sich einschließen, oder welche lebendig sein können. Alle M. besteht aber nur aus einer Anzahl Elementarstoffen, in welche sich dieselbe zerlegen läßt, und Untersuchungen darüber haben gelehrt, daß organische und unorganische Materien bei ihrer Entstehung sich so verhalten, daß im Entstehen der organischen M. am Naturindividuum die Bedingung vorhanden ist, vermöge der die zu derselben nöthigen Elemente hervorgebracht werden, während für die unorganische Natur die Elemente selbst vorhanden sein müssen, ehe dieselbe beginnen kann sich zu bilden. So enthalten Pflanzen in dem Kali ihrer Aschen dieselbe Quantität Kalium, es mögen dieselben unter den verschiedensten Bedingungen entstanden sein. Unter den unorganischen Materien zeichnet sich die krystallinische M. aus (s. Krystall). Von den Elementarmaterien, die in keine andere getrennt werden können und den ursprünglichen Charakter behaupten, sind 54 bekannt (s. Chemie). Zusammengesetzte Materien unorganischer und organischer Art sind in großer Anzahl gekannt. Die einfachen Elemente besitzen gegen einander Eigenschaften der chemischen Anziehung, der Neutralität und des Abstoßens; sie besitzen diese Eigenschaften in verschiedenen Graden der Stärke und vorzugsweise gegen eine von denselben, so daß eine derselben wohl mit der zweiten, aber nicht mit der dritten sich verbindet, die eine die andere aus einer Verbindung mit einer dritten und vierten drängen kann. Die Zusammensetzungen der Elemente gehen gesetzmäßig und in gewissen Gewichtsverhältnissen vor sich, welche die chemische Stöchiometrie (s. die Artt. Chemie und Stöchiometrie) entwickelt. Chemisch zusammengesetzte Materien werden vermittelst der verschiedenen Verbindungsfähigkeit der Elemente in einzelne Elemente zerlegt oder eins aus einer Vereinigung mit andern abgeschieden. (Vrgl. auch Atome.) 76.

Mathematik, Größenlehre, Größenkunst; lat. mathesis; franz. mathématique; engl. mathematics, von dem griechischen Zeitwort μανθάνω (ich lerne), ist die Wissenschaft, welche die Gesetze erklärt, aus bekannten andern unbekannte Größen, die in gewissen Verbindungen mit einander stehen, durch Schlüsse zu finden und Größen mit einander zu vergleichen. Sie heißt I. reine

M., wenn sie die Größe an und für sich selbst betrachtet, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß und ob sie die Eigenschaft eines Gegenstandes ist, in sofern sie also auf keine Erfahrungen Rücksicht nimmt, sondern blos den Gesetzen des Denkens gemäß construirt und schließt; II. angewandte M., wenn sie zugleich besondere Naturerscheinungen betrachtet und die Lehren der reinen M. auf diese anwendet, und III. technische oder praktische M., wenn man die Lehren der beiden ersten Abtheilungen auf gewisse Verrichtungen und Handwerke im gemeinen Leben anwendet. Diese 3 Hauptabtheilungen der M. haben mehrere Unterabtheilungen. Die reine M. zerfällt: 1) in die allgemeine M., deren Theile A) die Arithmetik in 3 Abschnitten, als: a) die Zahlenrechnung, b) die Buchstabenrechnung, und c) die Algebra; B) die Analysis in 2 Abschnitten, als: a) die niedere Analysis, und b) die höhere Analysis, deren Theile die Differential- und Integralrechnung ausmachen, und C) die Combinationslehre oder Syntaktik; 2) in die besondere M., deren Theile A) die Geometrie mit den Unterabtheilungen a) die Elementargeometrie in 4 Abschnitten, als: α) die Longimetrie, β) die Planimetrie, γ) die Stereometrie, und δ) die Gonometrie, Goniometrie oder Eckmeßkunst; (dieser letztere Abschnitt theilt sich wieder in die ebene und sphärische, Trigonometrie oder Dreieckmeßkunst, Tetragonometrie oder Viereckmeßkunst, und in die Polygonometrie oder Vieleckmeßkunst), b) die höhere oder krummlinige Geometrie sind; B) die Zeitlehre oder reine Chronologie, und C) die Phorometrie, Phoronomie, reine Bewegungslehre, reine oder theoretische Mechanik. Die Analysis, höhere Geometrie, Chronologie und Phorometrie nennt man auch zusammengenommen die höhere reine M. Die angewandte M. zerfällt 1) in die mechanischen Wissenschaften, als: a) die Mechanik im engern Sinne, b) die Statik, c) die Dynamik, d) die Hydraulik oder Hydromechanik, e) die Hydrostatik, f) die Hydrodynamik, g) die Aëromechanik oder Pneumatik, h) die Aërostatik, i) die Aërometrie, k) die Aëronautik oder Luftschifffahrtskunst, l) die Aërodynamik; 2) in die optischen Wissenschaften als: a) die Optik im engern Sinne, b) die Dioptrik, c) die Katoptrik, d) die Perspective, e) die Photometrie oder Lichtmeßkunst, f) die Photodynamik, und 3) die astronomischen Wissenschaften, als: a) die mathematische Geographie, b) die Chronologie oder Zeitrechnung, c) die Gnomonik, d) die Astrognosie, e) die niedere Astronomie, f) die höhere Astronomie. Die Theile der technischen oder praktischen M. sind: 1) die praktische Arithmetik, bei der man unterscheidet a) die bürgerliche, b) die kaufmännische, c) die ökonomische, d) die juristische und e) die politische Arithmetik; 2) die praktische Geometrie, welche sich wieder a) in die militairische, b) ökonomische, c) in die geographisch-praktische Geometrie, d) in das Nivelliren, e) in die Markscheidekunst oder Bergwerksgeometrie unterscheidet. Zu ihr rechnet man auch noch die Lehre von der Situationsrechnung; 3) die Bauwissenschaften, als: a) die Civilbaukunst, b) die Wasserbaukunst, c) die Schiffsbaukunst; 4) die Seewissenschaften, als: a) die Schiffskunst und b) die Schiffsregierungskunst oder Steuermannskunst; 5) die Kriegswissenschaften, als: a) die Taktik, b) die Artillerie, c) die Fortification oder Kriegsbaukunst, d) die Angriffs- und Vertheidigungskunst, e) die Feuerwerkskunst; 6) die Musik; 7) die Akustik; 8) die mathematischen Forstwissenschaften; 9) die praktische Mechanik; 10) die praktische Optik; 11) die Physik; 12) die Chemie. Die Einrichtung des Vortrags, nach welcher man die einzelnen Lehren und Sätze der M. so auf einander folgen läßt, daß deren Wahrheit aus den vorhergehenden einleuchtet, heißt die mathematische Lehrmethode; geht man dabei von den Gründen zu den Folgen über, so heißt sie synthetisch und umgekehrt analytisch. Die M. verlangt 1) Grundbegriffe (notiones primae), 2) Erklärungen (definitiones), 3) Forderungen (postulata), 4) Aufgaben (problemata), 5) Grundsätze (axiomata), 6) Lehrsätze (theoremata),

7) Beweise (probationes), 8) Zusätze (corollaria), 9) Anmerkungen (scholia), 10) Lehrsätze (lemmata), und 11) willkührliche Sätze. In jeder Abtheilung der M. werden zuerst die Grundbegriffe und Definitionen aufgestellt, daraus die Forderungen und Grundsätze abgeleitet und dann zu Aufgaben und Lehrsätzen fortgeschritten. Aus dem eben gegebenen Abrisse der M. kann man schon den Nutzen derselben ersehen. Ihr Einfluß auf die Befriedigung unserer wichtigsten Bedürfnisse und auf die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens macht sie jedem achtungswürdig, und die Verbreitung ihrer Kenntnisse ist daher als eine Beförderung des Menschenglücks anzusehen. Dem Studirenden aber ist sie unentbehrlich; denn 1) liefert sie vollkommene Wahrheiten, 2) schärft den Verstand so sehr als keine andere Wissenschaft und übt 3) das gründliche Urtheilen und Erfinden. Natur und Zufall haben wohl den Ursprung mathematischer Kenntnisse bewirkt. Bei den Chaldäern waren die ersten mathematischen, besonders die ersten astronomischen und astrologischen und bei den Ägyptern unter Sesostris die ersten praktisch geometrischen und physikalischen Kenntnisse aufzufinden. Den Phöniziern schreibt man das Mechanische der Schiffsbau- und Steuermannskunst zu. Thales und Pythagoras aus Griechenland lernten die M. in Ägypten und Babylon; Ersterer legte den Grund zur wahren Geometrie in Griechenland und sein Schüler Anaximander erfand die Landcharten. Außer diesen Männern machten sich in Griechenland noch Anaxagoras, Plato, Apollonius, Aristoteles, Äneas u. A. berühmt. Vom Jahre 380 vor Christi an wurden die mathematischen Kenntnisse bei den Griechen allgemeiner und in der Schule von Alexandrien bildeten sich die wichtigsten Mathematiker. Euklides schrieb hier das erste System der Geometrie und bearbeitete die Optik und Musik. Heron war ein berühmter Mechaniker. Archimedes von Syrakus bearbeitete mehrere Zweige der niedern und höhern Geometrie und legte den Grund zur Mechanik, Statik und Hydrostatik. Athenäus und später Philo schrieben von den Kriegsmaschinen. Eratosthenes, Apollonius, Konon u. A. bearbeiteten mehrere Theile der M. Die Römer bildeten sich nach diesen Männern und betrieben Mechanik, bürgerliche und Kriegsbaukunst, worin sich vorzüglich Julius Cäsar, Vitruv, Dionysius und Strabo auszeichneten. Von Christi Geburt bis zum Jahre 641 n. Chr. gab es wenig originelle Mathematiker, denn die Fortschritte wurden durch die Befehle der Kaiser und die Einfälle der Barbaren gehindert. Jedoch verdienen Onosander, Ptolomäus, Diophantes, welcher die ersten Grundsätze der Algebra vortrug, Josephus aus Jerusalem, Julius Frontinus, Flavius Arrianus und Seneca, welcher von Kometen schrieb, genannt zu werden. Durch die Eroberung Alexandriens im Jahre 641 von den Arabern, bei welcher der Chalif Omar die dortige unschätzbare Bibliothek verbrennen ließ, ging die M. bei den Griechen unwiederbringlich verloren; sie fand aber bei den Arabern und Persern Aufnahme. Die ersteren wurden die Lehrer Europa's in der M. Kaiser Leo IV. errichtete eine mathematische Schule in Constantinopel. Heron der jüngere schrieb eine Geodäsie und eine Vertheidigung der Festungen. Die Araber beförderten die M., errichteten zu Bagdad eine astronomische Schule und erwarben sich große Verdienste in der Geometrie, Astronomie und Algebra. Im XIII. Jahrh. vermehrten sich unter den Deutschen, Engländern und Spaniern die mathematischen Kenntnisse durch den Einfluß der Araber. Vorzüglich zeichneten sich aus: Gerbert, Campanus, Gioja, Groot und Roger Bacon. Die verbesserten und neu errichteten Schulen und Universitäten Europas und die Erfindung der Buchdruckerkunst verschafften der M., besonders der angewandten, große Fortschritte. Verschiedene bisher noch nicht systematisch bearbeitete Theile wurden in ein System gebracht und mit vielen Erfindungen bereichert, auch die Algebra auf die Geometrie angewandt. Überhaupt zeichnen sich vom Jahre 1453 bis 1750 n. Chr. als vorzüg-

sich aus: Byrgius, Ludolph von Köln, Vieta, Metius, Copernicus, Reinhold, Stiefel, Neper, Brigg, Vlacq, Keppler, Cavalieri, Galilei, Wallis, die Bernoulli's, Witt, Newton, Leibnitz, Tschirnhausen, Huyghens, Stevin, Wren, Cassini, Haller, Palladio, die Alberti's, Goldmann, Sturm u. A. Von dieser Zeit an gewann die M. allgemeine Achtung und einen außerordentlichen Einfluß auf das menschliche Leben und es erhielt daher ein jeder Theil derselben eine bewunderungswürdige Ausdehnung. Der Freiherr v. Wolf bearbeitete in seinen Schriften alle Theile der M. Käſtner erwarb sich das Prädicat eines allgemeinen Lehrers der M. Leonhard Euler faßte alles menschliche Wissen in der M. zusammen. Besonders sind aber noch zu erwähnen: Messier, Tobias Mayer, Hall, de la Lande, la Caille, Boskowich, Bode, Herschel, Segner, la Grange, Mönnich, Scheibel, Langsdorf, Klügel, Vega, Laplace, Legendre, Gauß, Brandes u. A. 40.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre überaus große Anhänglichkeit an Gregor VII., die Tochter Bonifaz' III., des Markgrafen von Toscana, geb. 1046, stand nach der Ermordung ihres Vaters (1052) nebst ihrer Mutter der Regierung vor, vermählte sich mit ihrem Vetter, Gottfried dem Bucklichten, Sohn Herzogs des Bärtigen von Lothringen, welcher der erbittertste Feind Heinrich's III. gewesen war, lebte aber fast immer getrennt von ihrem Gemahle, weil sie das rauhere nordische Klima mit dem milderen Italiens nicht vertauschen mochte oder konnte, ward aber in ihrem 30. Jahre Wittwe. Sowohl während dieser Ehe, als auch nach ihrer zweiten Vermählung (1090) mit Welf, Herzog von Baiern, von dem sie sich aber bald wieder trennte, gab sie der Mit- und Nachwelt wegen ihrer engen Verbindung mit dem Papste Anlaß zu ungünstigen Bemerkungen, welche aber wohl grundlos sind. M. war schon als Kind im öftern Umgange mit ihm gewesen und dadurch hatte er Gelegenheit gewonnen, ihrem jugendlichen Geiste die beliebige Richtung zu geben; zudem hatte sie von ihrer Mutter in dem Papste einen Heiligen und ihren Vater verehren gelernt. Gregor VII. befand sich eben bei ihr auf ihrer Veste Canossa (Jan. 1077), als Kaiser Heinrich als Büßender in strengster Kälte barfüßig vor ihm erschien und durch M.'s Vermittelung in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen wurde. Als Gebieterin der reichsten Länder zwischen den Flüssen Tiber und Po vermachte sie, im Falle sie kinderlos sterben würde, alle ihre Besitzungen der Kirche (im Jahre 1077 oder 1079); denn diese zu erheben, zu größerer Ehre und Macht zu bringen, sah sie für die höchste Aufgabe ihres Lebens an. Sie war der einzige Bundesgenosse, welcher dem Papste 1081 gegen Heinrich IV. beistand. Nach Trennung ihrer zweiten Ehe (1095) begünstigte sie vorzüglich den deutschen König Konrad, Heinrich's empörten Sohn, und zwang Letzteren nach Deutschland zurückzukehren. Sie starb 1115 in der Burg Bondeno zu Reggio. Ihr Tod gab zu neuen blutigen Fehden zwischen dem Kaiser, dem Papste (Paschalis III.) und ihrem ehemaligen Gatten, Welf von Baiern, Anlaß; dieser Streit dauerte Jahrhunderte lang in Italien fort und gab Anlaß zu der Spaltung in die Parteien der Ghibellinen und Guelfen. Doch blieb der größte Theil der Mathildischen Güter dem päpstlichen Stuhle unterworfen. 25.

Matrikel ist das Verzeichniß aller derjenigen Personen oder Sachen, welche einem Ganzen (bildlich, einer Mutter) angehören. Immatriculiren bedeutet daher s. v. a. in ein solches Ganzes oder in das darüber gehaltene Register aufnehmen, weßhalb man auch den über die Aufnahme ertheilten Schein M. nennt. Auf Universitäten versteht man unter M. sowohl das Verzeichniß der Studirenden, als die über erlangte Aufnahme ertheilte sogenannte Inscription. Immatriculirte Notare sind die in die Rolle der Notare ihrer Provinz oder ihres Landes eingetragenen. Bei Pfarreien enthält die M. das Verzeichniß der zur Pfarrei oder Kirche gehörigen Einkünfte und Zubehörungen, ingleichen die Liste der Ein-

gepfarrten mit der Angabe ihrer Beiträge; daher Pfarrmatrikel und Kirchenmatrikel zu unterscheiden sind. In der vormaligen deutschen Reichsverfassung enthielt die von Zeit zu Zeit revidirte Reichsmatrikel, worüber der Churfürst von Mainz als Reichsarchivar die Aufsicht führte, das Register, worin die sämmtlichen Reichsstände und das Verhältniß ihrer Beiträge zu den allgemeinen Lasten verzeichnet waren. Hatte man irgend eine Anlage zu machen oder eine Summe auszubringen, so wurde solche nach dem hierauf gegründeten Matricularanschlage gemacht und erhoben. 3.

Matrize, s. Schriftgießerei.

Matrone, lat. matrona, nach dem römischen Sprachgebrauche jede auf gesetzliche Weise mit einem Manne verheirathete und in gutem Rufe stehende Frau, nennen wir jetzt jede ehrwürdige, namentlich ältere Frau adeligen sowohl als bürgerlichen Standes. 35.

Matthäi (Friedrich), ein ausgezeichneter Historien- und Portraitmaler, gegenwärtig erster Inspector der Gemäldegallerie zu Dresden und Professor an der Akademie, wurde 1775 zu Dresden geboren und erhielt seine erste Ausbildung von Casanova und seinem Vater, welcher Bildhauer und Inspector der Mengs'schen Sammlung war. Der Beifall, welchen seine erste Arbeitung von Bedeutung, das Urtheil des Paris, erhielt, veranlaßte ihn, nach Wien und von hier zu Vollendung seiner Ausbildung nach Italien zu gehen. In Florenz erhielt er im Jahre 1803 den Preis, wurde Professor honorarius der dortigen Akademie und im Jahre 1809 endlich als Professor an die dresdner Akademie berufen. Unter seine vorzüglichsten Arbeiten gehören eine Copie der Grablegung Christi von Raphael; die Ermordung des Ägisthus; ein Altarblatt (Abendmahl) in der Kirche zu Plauen, ein Kodrus und ein Apostel Paulus. M. gehört keiner Schule an, sondern hat sich einen besondern Styl gebildet, welcher an die altflorentinische Schule erinnert. Man rühmt besonders seine Draperie und sein Colorit. 36.

Matthäus, der Verfasser des ersten kanonischen Evangelium und einer der zwölf Apostel, war vor seiner Berufung zum Apostel, welche durch Jesus selbst erfolgte, ein unterer römischer Zolleinnehmer in Galiläa am See Genezareth (Matth. 19, 9 f.). Er ist wahrscheinlich mit dem bei Markus (2, 11) und Lukas (1, 27) erwähnten Levi (Sohn eines gewissen Alphäus) eine Person. Seine weitern Schicksale sind ungewiß. Kirchlichen Sagen zu Folge soll er nach Jesu Tode zunächst für die Verbreitung des Christenthums in Palästina gewirkt, sich aber später auch in das Ausland, namentlich nach Arabien und Äthiopien (Cuschäa), begeben haben, worüber jedoch das Nähere unbekannt ist. Eben so unsicher ist es, ob er eines natürlichen Todes, oder ob er als Märtyrer gestorben ist. Sein Evangelium, dessen Haupttendenz der Erweis ist, daß Jesus von Nazareth wirklich der von den Propheten des alten Testaments verkündete Messias sei, soll er als schriftliche Erinnerung an mündliche Vorträge seinen Schülern in Palästina zurückgelassen haben, als er im Begriffe war, ins Ausland zu gehn (Iren. adv. haer. III, 1. Euseb. Hist. eccl. III, 24). Nach der kirchlichen Tradition schrieb er es in der sogenannten hebräischen Landessprache. Dagegen charakterisirt sich die Schrift selbst als zwar für palästinische Judenchristen von einem Palästinenser, jedoch in griechischer Sprache abgefaßt, wie denn auch alle Jahrhunderte von der Sammlung der neutestamentlichen Bücher (zu Ausgange des II. Jahrh.) an das Dasein sowohl als das unbestrittene Ansehn des griechischen M. bezeugen. Die Abfassung des Evangelium muß übrigens nach innern Gründen noch vor dem Jahre 60 erfolgt sein. Was den Ursprung und die spätern Schicksale desselben betrifft, so ist zunächst seine Integrität von der neuern Kritik in Anspruch genommen worden, jedoch nur aus innern und

auch als solche nicht haltbaren Gründen. Außer mehrern kleinern Abschnitten wurden besonders die beiden ersten Kapitel und die sogenannte Taufformel (Matth. 18, 19) als Interpolationen verdächtig. Mehr noch aber wurde neuerlich die Authentie des ganzen Buchs nicht blos indirect durch verschiedene Hypothesen (z. B. Eichhorn's von einem schriftlichen Urevangelium), sondern auch durch directe Bekämpfung der Autopsie und mithin des Apostolats seines Verfassers gefährdet, indem nach früherer Anregung (durch Schleiermacher, Dav. Schulz und de Wette) Schneckenburger („Beiträge zur Einleitung ins N. T." Nr. 2 u. 3), Sieffert („Über den Ursprung des ersten kanonischen Evangelium" Königsb. 1832) und Klener („Recentiores de authentia evangelii Matth. quaestiones recensentur". Götting. 1832) mit Bestimmtheit zu erweisen suchten, daß das heutige nach M. benannte griechische Evangelium nicht unmittelbar von dem Apostel M. herrühren, überhaupt von keinem Apostel, als unmittelbarem Zeugen des Lebens Jesu, geschrieben sein könne, da es nirgends die Sicherheit und Unmittelbarkeit eines Augenzeugen beurkunde. Dagegen wurde die Authentie gegen die genannten Gelehrten wieder vertheidigt von Heydenreich („Denkschrift des Seminarium zu Herborn". 1832), Olshausen (in Tholuck's litterar. Anzeiger 1833. Nr. 14 ff.), Kern (in der Tübing. Zeitschr. 1834. Hft. 2) und in den „Annalen der gesammten Theologie" (IV. Bd. 2. Hft. S. 155 ff.). Doch können die Acten in dieser Untersuchung noch nicht als geschlossen angesehen werden. Die neuesten Commentare über das Matthäusevangelium sind von Fritzsche („Evang. Matth. recens. et comment. perp. edid." Lipsiae 1826); Henneberg („Historisch-kritische Comment. über Matth." Gotha 1829); Olshausen („Comment. über die sämmtlichen Schriften des N. T." I. Bd. 2. Aufl. Königsb. 1833) und Meyer („Kritisch-exeget. Commentar über das N. T." 1. Abthlg. Götting. 1832). 63.

Matthesius (Johann), ein Beförderer der Reformation, geb. zu Rochlitz 1504, besuchte das Gymnasium zu Nürnberg und die Universität zu Ingolstadt, die er ohne hinlängliche Unterstützung von Seiten seiner in Dürftigkeit lebenden Eltern nach Kurzem verlassen mußte. Als Privatlehrer in München und später auf einem Gute in dessen Nähe kamen ihm 1526 Luther's „Abhandlung von den guten Werken" und dessen „Schriften über das Abendmahl" in die Hände, die ihn für die neue Lehre begeisterten. Er ging daher 1529 nach Wittenberg und kam auf Luther's Empfehlung, an dem er außer Melanchthon, Bugenhagen und Jonas einen Wohlthäter und innigen Freund gefunden hatte, als Privatlehrer an die Schule zu Altenburg und 1532 als Rector nach Joachimsthal, wurde daselbst erster evangelischer Diaconus, 1545 Pastor und starb daselbst 1568. Er ist der Verfasser mehrerer Kirchenlieder, als: „Aus meines Herzens Grunde ꝛc.", „Herr, segne unsre Kirch und Schul ꝛc.", der Schrift: „Sarepta oder Bergpostille", mit einer joachimthalischen Chronik (Nürnberg 1564. Fol. und öfter); der „Historie von Luther's Anfang, Lehre, Leben und Sterben, in 16 Predigten" (Nürnberg 1565. 4. Leipz. 1806); einer „Auslegung der Korinther Briefe" und mehrerer anderer Schriften. Eine Lebensbeschreibung hat uns einer seiner Nachkommen, Johann Balthasar M., der als Superintendent zu Wurzen 1737 starb, hinterlassen (Dresden 1705). 77.

Mattheson (Johann), Musiker, Diplomat und Literator, geb. den 28. Sept. 1681 zu Hamburg, zeigte schon in früher Jugend eine ungemeine Wißbegierde und widmete sich mit gleichem Erfolge der Musik und den Wissenschaften. Bereits im 9. Jahre spielte er ziemlich fertig Orgel und componirte Gesangstücke; bald darauf versuchte er sich mit Glück in Sachen strengen Styls und in seinem 16. Jahre war er zugleich erster Sänger am Theater seiner Vaterstadt und Organist an mehreren Kirchen. Damals brachte er auch mehrere Opern

seiner Composition zur Aufführung. Zu gleicher Zeit studirte er Sprachen und Jurisprudenz und gab Unterricht. Nachdem er im Jahre 1705 das Theater verlassen hatte, trat er in die Dienste des engl. Gesandten, zeichnete sich aus, wurde Legationssecretair und als solcher zu verschiedenen diplomatischen Sendungen gebraucht. Daneben war er bis 1728, wo er wegen Harthörigkeit unfähig wurde, Kapellmeister am Dome zu Hamburg und seit 1719 Titularkapellmeister des Herzogs von Holstein. Im Jahre 1746 erhielt er nach Niederlegung seiner diplomatischen Functionen den Titel als Legationsrath. Er starb den 17. April 1764 und hinterließ ein bedeutendes Vermögen, von welchem die Michaeliskirche zu Hamburg eine Summe von 44000 Mark zum Baue einer neuen Orgel erhielt. — Seine zahlreichen musikalischen und literarischen Arbeiten sind zum Theil werthvoll, die meisten gehören jetzt jedoch unter die Curiositäten und verdienen keine Beachtung. Wir nennen nur folgende: „Das neue Orchester" (Hamb. 1713); „Critica musica" (2 Thle. Hamb. 1722 und 1724); „Die große Generalbaßschule" (Hamb. 1731); „Die kleine Generalbaßschule" (Hamb. 1735); „Der vollkommene Kapellmeister" (Hamb. 1739); „Plus ultra" (4 Thle. 1754—1757); Opern: „Die Plejaden" (1698); „Porsenna" (1702); „Kleopatra" (1704); „Boris" (1710) u. a. Seine literarischen Arbeiten bestehen meist in werthlosen Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen. 36.

Matthiä (Friedrich Christian), ein ausgezeichneter Schulmann der neuesten Zeit, geb. den 30. Dec. 1763 zu Göttingen, konnte schon in seiner frühesten Jugend seinen ebenfalls ächt wissenschaftlich gebildeten Vater zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Er besuchte dann die Schulen zu Erfurt und Göttingen, begann an letzterm Orte seine akademische Laufbahn, studirte mit regem Eifer Philologie und Theologie und beschäftigte sich außerdem vorzüglich mit neueren Sprachen. 1787 ging er nach Neuwied als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an ein Erziehungsinstitut, nahm aber schon 1789 einen Ruf als Director und Professor an das Gymnasium in Grünstadt bei Worms an. Hier verweilte er 9 Jahre, bis er 1798 als Professor der lateinischen und griechischen Sprache an die Centralschule nach Mainz ging. Im Jahre 1800 trat er in den Municipalrath und 1801 in das Conseil général du départ. du Mont-Tonnère. Im Jahre 1802 ging er in sein ihm schon früher theuer gewordenes Grünstadt zurück, verließ es jedoch 1804 abermals, da er sich mit der Art und Weise des dortigen Schulunterrichts nicht befreunden konnte, wurde nun Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M., erhielt hier 1806 das dasige Rectorat und wurde noch in demselben Jahre von der philosophischen Facultät zu Göttingen mit der Doctorwürde beehrt. 1812 erhielt er den Titel eines Oberschul- und Studienrathes und starb endlich zu Frankfurt den 21. März 1822. Sind auch die Hauptverdienste, die sich M. erwarb, in der Bildung seiner Zöglinge und sonach in seiner Thätigkeit als praktischer Schulmann zu suchen, so verdienen doch auch seine Schriften, in denen Scharfsinn und Geist nicht zu verkennen sind, eine rühmliche Erwähnung. Außer einer ziemlichen Anzahl vortrefflicher Programme besorgte er auch eine Ausgabe von Seneca's Briefen (Frankf. a. M. 1803. 2 Bde.), von Aratus, Dionysius, Periegetes, Eratosthenes u. A. 20.

Matthiä (August), Bruder des Vorigen, der sich den unsterblichen Ruhm eines der gründlichsten Gelehrten der neuesten Zeit gesichert hat, ward geboren zu Göttingen am 25. Dec. 1769, erhielt daselbst von 1780—1786 seine erste Bildung und widmete sich daselbst dem Studium des classischen Alterthums und der kantischen Philosophie. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn ging er 1789 als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er sich vorzüglich mit Geschichte und den neuern Sprachen beschäftigte, wodurch er auch zu einer Schrift: „Über die

Nationalcharaktere" veranlaßt wurde, die zu Leyden mit einem Preise gekrönt ward. Im Jahre 1798 kehrte endlich M. zurück und kam nach Weimar als Lehrer der römischen, griechischen und deutschen Sprache an das von Mounier auf dem Lustschlosse Belvedere besonders für junge Engländer gegründete Erziehungsinstitut. Endlich 1801 erhielt er das Directorat am Gymnasium zu Altenburg, von welcher Zeit an seine Glanzperiode ihren eigentlichen Anfang nimmt. Bald nannte die Welt seinen Namen neben den Ersten der Wissenschaft, bald fing das vor seiner Zeit völlig gesunkene Friedrich's-Gymnasium an wieder aufzublühen und verhältnißmäßig in eben so kurzer Zeit erreichte diese Anstalt, der M. vorstand, einen Ruhm und einen Glanz, um den sie die Gelehrtenschulen nicht nur des übrigen Deutschlands, ja auch des Auslandes beneideten. So lebte und wirkte M., nachdem er bereits schon 1808 den Titel eines Kirchen- und Schulrathes erhalten hatte, bis zum Jahre 1831, nachdem er bereits viermal Anträge Altenburg zu verlassen abgelehnt hatte. In diesem Jahre aber fingen die Verhältnisse, unter denen er lebte, an einen düstern Charakter anzunehmen; man erkannte in ihm nicht mehr wie früher einen wahren Freund seiner Zöglinge, sondern einen zu frei denkenden Director. Blieb dessenungeachtet sein immer reger Geist auch jetzt noch thätig, hörte er auch bei seinem unermüdeten Fleiße jetzt noch nicht auf für seine Schule und für die Wissenschaft zu leben, so war doch von dieser Zeit an seine vorher so heitere und frohe Gemüthsstimmung verschwunden und nur zu deutlich sah man den Abend seines Lebens herannahen. Dem harten Schlage des Schicksals aber, der ihm 1833 seine inniggeliebte Gattin durch den Tod entriß, unterlag er bald; er folgte ihr am 6. Jan. 1835. Wie M. aber die Zeit genützt, welche Verdienste er sich um das classische, namentlich um das griechische Alterthum erworben hat und wie tief er in den Geist des Gesammtalterthums eingedrungen war, davon sind seine zahlreichen und trefflichen Schriften redende Zeugen. Außer einer großen Menge Programme und Abhandlungen in Zeitschriften (gesammelt, Leipz. 1834) verdienen aber besonders genannt zu werden seine „Observationes criticae" (Goetting. 1789); „Miscellanea philologica" (Lips. 1803 et 1804. 2 Voll.), ganz vorzüglich aber seine beiden griechischen Grammatiken, von denen die größere (zuerst Leipz. 1805) ins Englische und Italienische übersetzt worden ist und bereits 1835 die 3. Auflage erlebt hat; ferner seine Ausgaben vom „Euripides", „Cicero's Briefen und Reden", sein „Grundriß der griechischen und römischen Literatur"; sein „Entwurf einer Theorie des lateinischen Styls"; sein „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" ꝛc. In allen seinen Schriften ist Geist, Scharfsinn und Gründlichkeit nicht zu verkennen. 20.

Matthias, deutscher Kaiser von 1612—1619, ein Sohn des Kaiser Maximilian II., 1557 geboren, erhielt von dem ausgezeichneten Diplomaten Busbec seine Bildung, die ihn so verschieden von seinem ältern Bruder, Kaiser Rudolph II., charakterisirte. Sein thätiger Geist suchte Beschäftigung und diese glaubte er nur in der Verwaltung von Regierungsangelegenheiten zu finden. In dieser Absicht ging er heimlich 1577 in die unruhigen Niederlande und erhielt die erledigte Statthalterschaft, welche er aber schon 1580 dem herbeigerufenen Herzoge von Anjou abtrat. Nach seiner Rückkehr verlebte er die traurigsten Tage in der Zurückgezogenheit, zu welcher ihn der Unwille seiner Mutter und seines Bruders bestimmten. Erst in dem Jahre 1594 fand er die Befriedigung seines lebhaften Wunsches; denn ihm wurde die Verwaltung von Ober- und Niederösterreich und das Commando des Heeres in Ungarn gegen Botschkai und die Türken übertragen, mit welchen er den für Deutschland unglücklichen Kampf durch einen Frieden auf 20 Jahre (1606) endigte. M., der bisher mit den Churfürsten nicht ohne Haß Zeuge der Sorglosigkeit, die Rudolph bei dem feindlichen

Hervortreten der gespannten Religionsparteien bewies, sein konnte, nöthigte jetzt an der Spitze eines Heeres und von Ungarn und Östreich unterstützt den Kaiser Rudolph ihm die beiden zuletzt genannten Länder abzutreten und den künftigen Besitz Böhmens zuzusichern, den die Böhmen, obwohl ihnen durch den Majestätsbrief von Rudolph fast gleiche Religionsfreiheit mit den Ungarn und Östreichern durch M. bewilligt worden waren (1611), beschleunigten. Nach Rudolph's am 10. Jan. 1612 erfolgten Tode wurde M. einstimmig von den Wahlfürsten zum Kaiser ernannt (am 3. Juni 1612). Der bisher genährte und bisweilen sich äußernde Haß der sich gegenüberstehenden Glaubensparteien dauerte nicht nur fort, sondern hatte sich in der letztern Zeit vielfach vermehrt und diese standen sich als protestantische Union und als katholische Liga (s. d. Art.) einander gegenüber. Zwischen beide Parteien stellte sich M. und schwankte eben so, wie zwischen den Rathschlägen des Cardinals Clesel und der jesuitisch-spanischen Partei, von denen Ersterer für die Union, letztere für die Liga bei dem Kaiser das Wort führten. Sein Zweck, sich das Vertrauen beider zu sichern, ward verfehlt, als er die Auflösung dieser Bündnisse am 3. April 1617 befahl. Keine von beiden Parteien gehorchte. Den Grund zu großen Besorgnissen von Seiten der Protestanten legte M., als er schon im Alter ziemlich vorgerückt von seinem Bruder, dem Deutschmeister Maximilian, sich bereden ließ den bigotten Erzherzog Ferdinand aus steier'scher Linie zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die Folge davon war das Unglück des dreißigjährigen Krieges (s. d. Art.). Kaum hatte der Kampf desselben begonnen und ein böhmisches Heer die Grenzen Östreichs überschritten, als M. starb (am 20. März 1619). — So täuschte der hoffnungsvolle M., als er seine Selbstständigkeit Preis gab. 77.

Matthias Corvinus, auch M. Hunnyades oder der Große genannt, König von Ungarn, Sohn des heldenmüthigen Hunnyades, 1443 geboren, kam schon als Kind mit seinem Bruder in die Gefangenschaft Ladislaus', Königs von Böhmen, und nach dessen Tode (1457) in Freiheit gesetzt im folgenden Jahre auf den Thron Ungarns. Es entstanden aber darüber unter den ungarischen Großen Zwistigkeiten; denn einige begünstigten auch den Kaiser Friedrich III., andere den König von Polen. Mittlerweile waren die Türken in Ungarn eingefallen und Herren von Bosnien und eines Theiles von Servien geworden. Sobald M. die Krone des heil. Stephanus, an welche die Ungarn die wahre Königswürde knüpften, von Friedrich, der sie an sich gebracht, eingelöst hatte, zog er den Türken entgegen, schlug sie nicht blos aus dem eroberten Gebiete zurück, sondern bemächtigte sich auch Siebenbürgens und der Wallachei, kämpfte später glücklich gegen seinen Schwiegervater Georg Podiebrad, König von Böhmen, dem er Mähren, Schlesien und die Lausitz abnahm und die er einem Vertrage gemäß lebenslänglich behauptete, zog gegen Friedrich III. zu Felde, von dessen Ländern er einen Theil Östreichs nebst der Hauptstadt an sich brachte, nachdem er bei einer frühern Belagerung 100000 Gulden erhalten hatte, um einen Waffenstillstand einzugehen. Noch in Unterhandlungen mit Friedrich und mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken, mit welchen er auf 3 Jahre Frieden geschlossen hatte, begriffen starb M. am 2. April 1490, ein Fürst, der wegen der bessern Staatseinrichtungen, die er auf dem Reichstage zu Ofen 1488 anordnete, namentlich der Gerichtspflege, und wegen seines Eifers für die Verbreitung der Wissenschaften die Achtung der Nachwelt, aber um der Gelderpressungen willen, die die beständigen Kriegsunruhen und sein übriger Aufwand nöthig machten, ihren Tadel verdient. Die Königswahl der Ungarn traf nicht seinen Sohn, sondern Ladislaus VII., König von Polen. 77.

Matthisson (Friedrich von), einer der trefflichsten deutschen Lyriker, 1761 zu Hohendodeleben im Magdeburgischen geboren, ward als Posthumus zuerst

von seiner frommen Mutter, seit 1770 von seinem Oheim in Großen-Salza, von 1771—1773 von seinem Großvater in Krakau bei Magdeburg und von da an im Kloster Berge erzogen, an welchem letztern Orte ihm das Licht der Dichtkunst aufging. In Halle (1778) studirte er Theologie, mit gleichgestimmten Freunden stets den Musen huldigend, und ward 1781 Lehrer am Philanthropinum zu Dessau, ging aber 1784 mit den beiden ihm anvertrauten jungen Grafen Sievers zu deren kranken Mutter nach Altona und lebte nach deren Tode (1785) mit ihnen in Heidelberg und Manheim, folgte aber im Sommer 1787 der Einladung Bonstetten's, in Noyon am Genfersee bei ihm zu wohnen, wo er zwei der glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte. Er folgte dann 1789 dem Rufe des Kaufmanns Scherer in Lyon zur Erziehung von dessen einzigem Sohne und kehrte endlich nach 5 genußreichen Jahren 1794 nach Deutschland zurück, wo ihm von Hessen-Homburg der Hofrathstitel und 1795 die Stelle eines Vorlesers und Reisegeschäftsführers der regierenden Fürstin von Dessau zu Theil ward. Mit dieser edlen Frau durchreiste er nun in den folgenden Jahren Deutschland, die Schweiz und Italien und ging nach dem Tode derselben (im Dec. 1811) in würtembergische Dienste als geheimer Legationsrath und Oberbibliothekar, nachdem er schon 1809 von dem Könige in den Adelstand erhoben worden war. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich nach Wörlitz zurück, wo er auch den 12. Dec. 1831 starb. — Mag auch eine vornehme ästhetische Kritik M.'s Leistungen als Dichter herabzusetzen suchen; so bleibt er doch einer der trefflichsten und gemüthlichsten Lyriker unserer Nation vorzüglich als Schilderer der Natur, dessen nationalen Werth die fortdauernde Achtung der Gebildeten anerkennt. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Zürich 1825 in 6 Bänden. 16.

Mattius (Cnejus), ein reicher römischer Ritter und Dichter zur Zeit Cäsar's, ist der älteste der bekannten Mimographen. Er schrieb Mimijamben, von denen wir nur wenige und dürftige Fragmente besitzen, die sich in Stephani fragm. poett. vett. p. 417 und in Maittairii Poet. vet. lat. 1713. sqq. befinden. Außerdem übersetzte M. auch noch die Iliade in lateinische Hexameter, wovon die wenigen auf uns gekommenen Fragmente sich in Wernsdorfii Poet. Lat. Min. T. IV. p. 570 sqq. finden. Er soll in seiner Schreibweise vorzüglich den alten Jambendichter Hipponax aus Ephesus nachgeahmt haben. 20.

Mauchard (spr. Moschahr) (Burkhardt David), bekannter Augenarzt, ward am 19. April 1696 zu Marbach geboren, studirte Medicin zu Tübingen und Altdorf, besuchte dann Straßburg und Paris, wo er sich vorzüglich für Anatomie, Chirurgie und Augenheilkunde ausbildete, und erhielt 1722 von der Universität zu Tübingen den Grad eines Licentiaten. Nachdem er hierauf zu Stuttgart einige Jahre als Leibarzt fungirt hatte, trat er 1728 die Stelle als Professor der Anatomie und Chirurgie zu Tübingen an, die er bis zu seinem 1751 erfolgten Tode verwaltete. M. hatte eine sehr starke ärztliche Praxis, daher besitzen wir von ihm nur kleinere akademische Schriften, die meistentheils die Augenheilkunde betreffen und als die ersten in ihrer Art in Deutschland nicht werthlos sind. C. F. Reuß hat sie 1783 gesammelt herausgegeben. 39.

Mauerbrecher, Widder oder Sturmbock (aries) nannten die Alten eine Maschine, welche sie bei Belagerung fester Städte anwandten, um die Mauern derselben einzustoßen. Sie bestand aus einem langen schweren Balken, welcher an dem vordern Ende ein großes Stück Eisen in Form eines Widderkopfes hatte. Dieser Balken hing im Schwerpunkte an Ketten oder Tauen befestigt, schwebend in einem besondern Gerüste, so daß er nach hinten gezogen in Folge der eigenen Schwere sich nach vorn bewegte, sobald er losgelassen wurde, und hierdurch in Schwingung gebracht durch wiederholte Stöße die Mauer endlich einstürzte. 61.

Mauerquadrant ist ein Instrument, welches, so lange die astronomischen Beobachtungen noch nicht den Grad der Genauigkeit, wie in der neuesten Zeit, erreicht hatten, von den mancherlei zu Höhenmessungen dienenden Werkzeugen das brauchbarste war. Er hatte gewöhnlich einen Halbmesser von 5 bis 8 Fuß, damit man auf dem Kreisrande schon kleine Bogentheile ablesen und mittelst des Nonius noch kleinere bestimmen konnte; sein Körper selbst war an einer in der Mittagsebene stehenden Wand fest gemacht und das Fernrohr bewegte sich in dieser Ebene am M. auf und nieder. So konnte man nicht nur die Durchgangszeit eines Sterns durch den Meridian, sondern auch besonders dessen Zenithdistanz, sobald die Polhöhe bekannt war, beobachten. Zur richtigen Aufstellung des Mauerquadranten diente das den Nullpunkt bezeichnende und vom Centrum der Theilung herabhängende Loth. — In der Verfertigung solcher Mauerquadranten haben sich bekanntlich Graham, Bird und Ramsden ungemein ausgezeichnet; so sind z. B. die Mauerquadranten von Bird auf den Sternwarten Greenwichs und Manheims sehr berühmt geworden. — M. ist auch ein von de Lalande an den südlichen Himmel gesetztes, aus 12 kleinen Sternen gebildetes Sternbild, das, wenig kenntlich, bei uns niemals aufgeht. 13.

Mauke, lat. paronychia equi erysipelatosa, serosa Veith, equi suffraginosi der Alten; fr. eaux aux jambes, javart simple, peignes; engl. grease, ist eine bei Pferden vorkommende eigenthümliche Krankheit, die sowohl an den vordern als hintern Schenkeln erscheinen kann, wo sie bald die Fesseln, bald die Ferse, bald die Seitentheile der Krone einnimmt und sich auch bisweilen aufwärts bis gegen das Knie oder wenigstens so weit, als die Haare der Köthe gehen, erstreckt und in einigen Fällen sogar unterwärts bis in die Hufe verbreitet. Nach diesen verschiedenen Orten, die sie einnimmt, und nach den Graden, die sie erreicht, sind ihr in verschiedenen Ländern auch verschiedene Namen gegeben worden, so daß man sie abwechselnd mit den Namen Rappe, Straubfuß, Igelshuf, offene Beine, Schale, rinnende Fessel, Struppe ꝛc. bezeichnet hat. Die M. charakterisirt sich durch Entstehung einer rund ausgedehnten Geschwulst an diesem oder jenem der oben genannten Theile, mit Spannung und Härte, die gewöhnlich ein gelbes Wasser enthält und nach dem Fingerdrucke keine Spur zurückläßt. Die damit verbundene Entzündung hat ihren Sitz in der Haut; denn die unter ihr liegenden Theile verrathen wenig Gefühl, daher es eine Art von erysipelatöser Entzündung ist. Dabei sind meistens auch die bekannten Zeichen eines Fiebers vorhanden, das aber, wenn Alles leidlich geht, nach 3 bis 5 Tagen verschwindet, wobei zugleich die Geschwulst etwas abnimmt. Die Haare sind gesträubt und man beobachtet mit einer klaren, gelblichen Flüssigkeit angefüllte Bläschen, welche mit der Zeit zäher, schmieriger und dicker wird, bis endlich Querschrunden und Geschwüre daraus entstehen, die, sich selbst überlassen, immer mehr um sich fressen und in die Tiefe eindringen, bis sich endlich, je nachdem die Krankheit immer mehr veraltet, warzige und polypenartige Hervorragungen erzeugen, zwischen denen gewöhnlich eine scharfe, übelriechende Jauche hervorsickert. In manchen Fällen, besonders im Winter in Folge der Einwirkung des Frostes, können die Geschwüre in Brand übergehen, welchen Zustand man mit dem Namen brandige M. bezeichnet hat. Pferde mit fetten, fleischigen Schenkeln, die viel langes und dickes Haar an den Fesseln haben, sind zur M. besonders geneigt. Zu den äußern Ursachen rechnet man Unreinigkeiten aller Art, sumpfige Ställe, Straßenkoth, nachlässige Wartung, die Kälte, trockenen, alten Zwanghuf ꝛc. Innere Ursachen sind: alle Arten von Wassergeschwülsten, die von entarteten Säften herrühren, sich auf die genannten Theile werfende Krisen des Wurms, der verschlagenen Druse ꝛc. Frisch entstandene M. ist gewöhnlich nicht gefährlich; denn sie kann nach 2 bis 3 Wochen geheilt sein; doch

kann sie bei Vernachlässigung oder schlechter Behandlung zu einer unheilbaren Krankheit werden, besonders wo jene warzigen Auswüchse entstanden sind, ja es kann im schlimmsten Falle sogar die Rotz- oder Wurmkrankheit daraus entstehen und dann das Thier verloren sein. Wichtig sind die durch Loy, Sacco und Viborg angestellten Versuche, welche bestätigen, daß die klare, helle Maukeflüssigkeit, auf Kühe am Euter geimpft, hier die ächten Kuhpocken hervorbringen kann. Was die Heilung der M. betrifft, so müssen vorzüglich die Ursachen entfernt werden; wo aber diese keine besondern Curregeln nothwendig machen, dürfte folgendes Mittel, das man selbst bereiten kann, unfehlbar Heilung herbeiführen. Man nehme 5 Loth frisch gebrannte Austerschalen, 2 Loth Schwefel, 1½ Loth rohes Spießglanz; pulverisire und mische Alles unter einander; thue dann das Ganze in einen Schmelztiegel, den man gut lutirt 1 Stunde lang einem lebhaften Kohlenfeuer aussetzt. Nach dem Glühen hat dieses Pulver eine braungelbe Farbe und wiegt noch 7½ Loth. Es wird nun sogleich in einem gläsernen Mörser klar gerieben und in einem wohlverstopften Glase zum Gebrauche aufbewahrt. Bei Anwendung desselben siedet man davon ½ Loth mit 12 Pfd. Wasser so lange, bis ½ eingekocht ist. Von diesen übrigen 8 Pfd., die sich in wohlverstopften Flaschen befinden, gibt man einem erwachsenen Thiere täglich 2—3 Pfd. ein und läßt davon auch äußerlich die kranken Stellen fleißig waschen. Zu bemerken ist aber noch, daß, wenn dieses Mittel helfen soll, das Fieber vorüber sein und die Krankheit nicht schon zu lange bestanden haben muß. Im entgegengesetzten Falle ist die Hülfe des Thierarztes in Anspruch zu nehmen. 28.

Maulbeerbaum, lat. morus; fr. mûrier; engl. mulberry-tree, ist in mehrern Arten bekannt, die größtentheils in den wärmern asiatischen Gegenden zu Hause sind, z. B. der Papiermaulbeerbaum, aus dessen Rinde in China und Japan Papier und Kleider verfertigt werden; der weiße M., der aus Frankreich durch die Hugenotten nach Deutschland kam und dessen schiefherzförmige, drei- oder fünflappige, kleingezackte, hellgrüne, unten einen weißen Schimmer von sich werfende Blätter bei uns den Seidenraupen zur Nahrung dienen (Kettembeil „Anweisung über die Behandlung des weißen Maulbeerbaumes, so wie auch über die Erziehung der Seidenraupe", Nordhausen 1829); der schwarze M., dem die Kälte noch mehr als dem weißen schadet und welcher wegen seiner wohlschmeckenden rothen den Himbeeren ähnlichen Früchte, die roh und als Mus genossen werden, geschätzt wird. Der rothe M., unempfindsamer gegen die Kälte, wird auch in Nordamerika gefunden und trägt hellrothe säuerliche Beeren; der Färbermaulbeerbaum in Brasilien wird zum Färben und zur Verfertigung von Holzgeräthen gebraucht. 35.

Maupertuis (spr. Mopertüih) (Pierre Louis Moreau de), ein berühmter Mathematiker, Präsident der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Mitglied der Akademien zu Paris, London, Petersburg ꝛc., geb. zu St. Malo 1698, widmete sich von frühester Jugend an der Philosophie und Mathematik, nahm 1718 französische Kriegsdienste, aber als Capitain seinen Abschied, um sich lediglich nur jenen Wissenschaften widmen zu können. Im Jahre 1723 wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, reiste später nach London und darauf nach Basel. Seinen größten Ruhm verdankt er seiner Theilnahme an der Bestimmung der Abplattung der Erde nach den Polen zu, indem er auf Veranlassung Ludwig's XV. an der Spitze mehrerer Mathematiker 1736 nach Lappland reiste, um daselbst durch Ausmessung eines Grades die Gestalt der Erde zu bestimmen; ein Unternehmen, welches mit unsäglichen Mühseligkeiten verbunden dennoch in Zeit von einem Jahre glücklich ausgeführt wurde. Die Resultate davon legte M. in dem Werke: „De la figure de la terre, déterminée par les observations de Maupertuis, Clairaut, Camus etc." (Pa-

ris 1738 mit Kpfrn.) nieder. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland beschäftigte er sich mit Verbesserung der Schifffahrt und bestimmte dabei die Parallaxe des Mondes. Im Jahre 1740 folgte er dem Rufe Friedrich's II. nach Berlin und begleitete diesen hierauf in den ersten schlesischen Krieg, ward aber in der Schlacht bei Molwitz gefangen genommen und nach Wien gebracht, wo er indessen vom Kaiser sehr ehrenvoll empfangen und wieder in Freiheit gesetzt wurde. In sein Vaterland zurückgekehrt hofften seine Freunde ihn daselbst festzuhalten; er ging jedoch wieder nach Preußen und wurde 1745 vom Könige zum Präsidenten der berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Mehrere Jahre lang gehörte er zu dem vertrauten Cirkel, den Friedrich II. um sich bildete, doch mehrere Streitigkeiten, vorzüglich über einen Aufsatz in den Memoiren der berliner Akademie, die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Principe der kleinsten Wirkung betreffend, welchen Professor König in Franecker angriff und worein sich auch der vorher mit M. in freundschaftlichem Verhältnisse stehende Voltaire mischte, vermochten ihn sich 1753 wieder nach Frankreich zu begeben. Von Voltaire früher als ein erfahrenes Genie, als ein Archimedes, ein Colombus in Entdeckungen gepriesen, verschrie ihn dieser später als einen bizarren Kopf, einen unsinnigen Philosophen, so daß selbst Friedrich II. durch Voltaire's gemeines Betragen empört diesen nöthigte Berlin zu verlassen. 1754 abermals nach Berlin zurückgekehrt nöthigten M. Brustbeschwerden und Blutauswurf schon 1756 wieder nach Frankreich zu reisen. Von da begab er sich 1758 nach Basel, wo er am 27. Juli 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli starb. In der Philosophie vertheidigte er mehrere subtile und paradoxe Sätze und gerieth dabei von Eigenliebe geblendet öfters in literarische Fehden. Dabei besaß er einen mürrischen, heftigen Charakter, womit er sich viele Feinde machte. Seine Schriften zeichnen sich aber durch ein feuriges Genie, einen durchdringenden Geist und eine rege Einbildungskraft aus und erscheinen nur zuweilen steif und paradox. Die vorzüglichsten sind: „Elémens de la géographie“ (Par. 1742. Deutsch, Zürich 1742); „Astronomie nautique“ (Par. 1732. N. E. 1756); „Essai de Cosmologie“ (Amst. 1750. Deutsch, Berlin 1751. 8.); „Vénus physique“ (Par. 1748. 12.); „Ouvrages diverses“ (Amst. 1744); „Essai sur la philosophie morale“ (Amst. 1740. Deutsch, Halle 1750. Ital., Berlin 1751); „Oeuvres philosophiques“ (Par. 1752. Dresden 1752. Lyon 1756 und als neueste Auflage in 4 Bänden Lyon 1769). 26.

Mauren (wahrscheinlich von μαυρὸς, düster, unkenntlich, dunkel), eines der Hauptvölker in dem Norden Afrikas, namentlich in den Städten und Dörfern von Marokko und Fes, sind hinsichtlich ihres Äußern im Ganzen wohlgebildet, von mittlerer Größe und verschiedener Gesichtsfarbe, theils gelber, theils schwarzer mit den möglichen Abstufungen. Ärmere tragen ein Hemde aus Wolle oder Ziegenfell mit einem ledernen Gurte, Reichere über demselben einen hellfarbigen Überrock mit kurzen Ärmeln und eine Schärpe, gelbe Halbstiefel oder Pantoffeln. Die Frauen, die, je dicker, für desto schöner gelten, sind im Ganzen üppig, tragen ganz feine Hemden, Überröcke, Schleier, Ohrketten, Arm- und Fußspangen und stehen stets unter der Gewalt ihrer Männer. Milch, Hirse, Datteln und andere Südfrüchte, seltener Fleisch, dienen zu ihrer Nahrung. Ehr- und Geldgeiz, Wollust, Argwohn, Rachgier, Treulosigkeit und Schmeichelhaftigkeit, wozu sie der Druck, unter dem sie leben müssen, führt, Sparsamkeit und Unempfindlichkeit gegen Schmerz sind die Charakterzüge der M. Sie theilen sich in mehrere Stämme, von den die Trarsas und Braknas am Senegal, unter welchen vorzüglich die Kastenabtheilung herrschend ist, die wichtigsten sind, und leben unter ihren Scheichs, deren mehrere den Paschas von Tripolis und Ägypten Tribut zahlen. Als blinde Anhänger des Islam sind sie heftige Feinde

der Christen und treue Verehrer ihrer Marabuts oder Priester; ihre Sprache ist ein Gemisch von arabischen und spanischen Wörtern und Formen; ihre Beschäftigung sind Ackerbau, Handwerke und Handel. — Die M. besaßen schon zu der Zeit, wo die Römer mit ihnen in Berührung kamen, den noch heute größtentheils von ihnen bewohnten Strich Landes, Mauritania genannt. Nach vielen Kriegen mit diesen wurde ihr Gebiet unter Claudius römische Provinz und unter dem Vandalenkönige Genserich 429 n. Chr. der Hauptbestandtheil des vandalischen Reiches, das durch den oströmischen Feldherrn Belisar 534 dem byzantinischen einverleibt wurde. Auf ihren Eroberungszügen besetzten die Saracenen im VII. Jahrh. auch diese Gegend und auf solche Weise kam ein großer Theil derselben nach Spanien, wo sie los Moros (Mauros) hießen, als erstere in dem ersten Viertel des VIII. Jahrh. in dasselbe eindrangen. Nach dem Sturze des Chalifats von Cordova durch Ferdinand den Katholischen wanderten Viele von ihnen nach Afrika. Die Zurückgebliebenen, welche größtentheils äußerlich wenigstens das Christenthum annahmen und Moriscos (Mauriscen) genannt wurden, mußten besonders wegen eines Aufruhres im Jahre 1571 die größten Bedrückungen unter Philipp II. ertragen und viele Tausende sollen unter ihm vertrieben worden sein. Während Philipp's III. Regierung kehrte der letzte Rest der fortwährenden Verfolgungen halber in sein früheres Vaterland zurück. Vergl. Conde „Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien", deutsch Karlsruhe 1824. 3 Bde); Viardet „Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne." (Par. 1832. 2 Voll.). 35.

Maurepas (spr. Mōrĕpah) (Jean Frédéric Phelippeau, Graf von), geb. 1701, schon in seinem 26. Lebensjahre zum Minister des Kriegswesens in Frankreich ernannt und später durch den Einfluß des Cardinals Fleury Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ein Spottgedicht auf die Pompadour, für dessen Verfasser er gehalten wurde, zog ihm auf Befehl Ludwig's XV. 1749 die Verbannung nach Bourges zu, aus der ihn Ludwig XVI., dessen Vertrauen er in vollem Maße besaß, 1774 befreite und in seine frühere Stelle wieder einsetzte. Er starb 1781, ohne das Frankreich drohende Unglück abwenden zu können. Man lobt im Seewesen so wie außerdem seine Kenntnisse, doch brachte er sie selten zur Anwendung. Die „Mémoires du comte de Maurepas", von Sallé verfaßt, hat Soulavie herausgegeben. 77.

Mauretanien, auch Mauritanien (Mauretania, Maurusia) war eine der größten Landschaften von Afrika, deren Gebiet sich gegen O. bis an Numidien, gegen S. und W. an das atlantische Gebirge (Mons Atlas) und die Gätuler erstreckte. Die wichtigsten Städte waren außer Siga (wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Tremezen gelegen) und Rusadir (h. Melilla), Tingis (h. Tanger) und Cäsarea (h. Algier), von denen unter Claudius oder Caligula das Gebiet in M. Tingitana und Cäsariensis zerfiel. Der Fluß Mulacha (h. Maludscha) war die Grenze. Bisweilen rechnete man auch einen großen Theil von Numidien hinzu, das dann Mauritania Sitifensis, von der Stadt Sitifis (h. Setif), hieß. M. umfaßt die heutigen Reiche von Marokko und Algier. 35.

Mauritius oder Isle de France (ehemals Acerno), nächst Bourbon die bedeutendste Insel der Maskarenengruppe, liegt östlich von Madagascar und nordöstlich von Bourbon unter 19° 53′ bis 20° 27½′ S. Br. und 74° 55′ 45″ bis 75° 15′ L. und hat einen Flächeninhalt von 55 □M. Sie trägt besonders im Westen die Spuren vulcanischer Bildung; doch ist jetzt kein Vulcan mehr thätig. Von den Küsten aus, welche mit Corallenriffen und Kalkmassen umgeben sind, steigt die Insel zu einer ungefähr 1800 F. hohen Hochebene empor, über welche sich die Piks noch um einige hundert F. erheben. Der Piton de Milieu, der höchste, hat 3000 F. An Flüssen und Seen ist kein Mangel, doch verdient

keiner derselben besondere Erwähnung. Das Klima ist gesund und wenn der Monsun nicht weht, angenehm. Die Erzeugnisse des Bodens sind dieselben, wie auf der Insel Bourbon; Hauptausfuhrartikel ist jetzt der Zucker, während es sonst der Caffee war; die Pflanzungen des letztern sind meist vernichtet und der Wohlstand der Insel dadurch bedeutend gesunken. Außerdem baut man Getreide, Indigo, Baumwolle und Gewürznägelein und die dichten Urwälder liefern treffliche Nutzhölzer, unter ihnen Gummibaum und Ebenholz. Die Bewohner der Insel, jetzt gegen 90000, sind theils Weiße meist französischer Abkunft, theils Farbige und Neger. Herrschende Religion ist die katholische. Früher stand die Insel unter portugiesischer, seit 1598 unter holländischer und seit 1721 unter französischer Herrschaft; im Jahre 1814 aber wurde sie den Engländern abgetreten. Die Verwaltung leitet ein Gouverneur, welcher in der Haupt- und Hafenstadt Port Louis (20000) zugleich als Generalgouverneur der Eilande im indischen Meere seinen Sitz hat. — Montplaisir, prächtiger botanischer Garten in Port Louis. La Savannuah, Hafenort. 15.

Maurolykus (Franz), einer der größten Mathematiker seiner Zeit, geb. zu Messina 1494, widmete sich 1522 dem geistlichen Stande, betrieb aber vorzugsweise neben den andern Studien Mathematik, die er später in seiner Geburtsstadt öffentlich lehrte, und starb 1575. Er machte sich besonders durch einen Versuch der Wiederherstellung des 5. Buches des Apollonius, welches unter dem Titel: „Emendatio et restitutio conicorum Apollonii Pergaei“ (Messina 1654. Fol.) von den Größten und den Kleinsten an den Kegelschnitten handelt, übrigens aber als Herausgeber und Übersetzer folgender mathematischer Werke bekannt: „Arithmeticorum libri II“ (Venedig 1575 auch 1580); „Cosmographia“ (Venedig 1543. 4. letzte Aufl. Köln 1681); „Theoremata de lumine et umbra“ (Venedig 1575. 4. Neueste Aufl. Lyon 1613); „Archimedis monumenta omnia“ (Palermo 1683); „Euclidis phaenomena“ (Rom 1791. 4.) u. a. 26.

Maurus (Rhabanus), s. Rhabanus Maurus.

Maury (spr. Mori) (Jean Siffrein), berühmter französischer Redner, geb. den 26. Juni 1746 zu Varènes in der Provence, widmete sich dem geistlichen Stande, erhielt schon frühzeitig verschiedene Pfründen und erwarb sich durch sein Rednertalent einen solchen Ruf, daß er königlicher Cabinetsprediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada und Mitglied der französischen Akademie ward. Den Dank dafür bewies er der Regierung dadurch, daß er, 1789 zum Deputirten der Geistlichkeit von Provence in die Versammlung der Reichsstände gewählt, für den Thron und gegen die Vereinigung der drei Stände, gegen die Verwandlung der geistlichen Güter in Nationalgüter ꝛc. mit großer Geistesgegenwart und einem nie zu erschütternden Muthe sprach. — Er war deßhalb mehrmals in Lebensgefahr. 1792 ging er nach Rom, erhielt vom Papste, der ihn noch in dem nämlichen Jahre zur Krönung Franz' II. nach Frankfurt schickte, den bischöflichen Titel und ward am 21. Febr. 1798 zum Cardinale ernannt. Während der Stürme in Frankreich blieb er in Rom, wartete seiner Amtspflicht als Bischof von Nicäa und lebte den Wissenschaften. Als Napoleon die Kaiserwürde angenommen hatte, trat er auf dessen Seite und huldigte ihm. 1804 reiste er im Gefolge des Papstes nach Paris, assistirte bei der Kaiserkrönung und ward 1808 zum Erzbischofe von Paris erhoben. Jetzt ward er einer der ergebensten Diener Napoleon's; alle seine Hirtenbriefe, alle seine Reden athmeten die niedrigste Schmeichelei. Dieses Verfahren wurde ihm bei der Restauration so gefährlich, daß er unter dem Vorwande, die päpstliche Bestätigung nicht erhalten zu haben, seinen Bischofssitz räumen mußte. Um sich die Bestätigung seines Erzbisthums auszuwirken, reiste er nach Rom, wo er in seinen Erwartungen bitter getäuscht wurde; denn er ward, weil er das Bisthum ohne Bestätigung des heiligen Stuhls angenommen hatte, eine

Zeit lang auf die Engelsburg geſetzt. Er ward jedoch wieder als Cardinal anerkannt und erhielt auch den erzbiſchöflichen Sitz wieder, ſtarb aber ſchon zu Rom den 10. Mai 1817. Unter ſeinen Schriften iſt vorzüglich ſein „Essai sur l'éloquence de la chaire“ (Paris 1828. 3 Voll.) als das Hauptwerk dieſer Art in Frankreich hervorzuheben. „Oeuvres choisies“ (Paris 1827. 8 Voll.). 25.

Maus, lat. mus; franz. souris; engl. mouse, eine bekannte, zu den Nagern gehörige Säugthiergattung, deren zahlreiche Arten, ſo viel bekannt iſt, überall einheimiſch ſind. Die vorzüglichſten derſelben ſind die große Hausmaus oder Ratte (mus rattus), welche, den gewöhnlich noch längern Schwanz ungerechnet, 8 Zoll lang wird und durch ihre Gefräßigkeit bisweilen großen Schaden anrichtet; die Waſſerratte (mus amphibius), jener ähnlich, nur dadurch von ihr verſchieden, daß ſie eben ſo geſchickt ſchwimmen als graben kann; die große Wanderratte (mus decumanus), größer und noch ſchädlicher als die vorigen, hat ihren Namen von den Wanderungen, welche ſie, z. B. in Südamerika und Aſien, in ſo ungeheuren Zügen anſtellt, daß die Menſchen oft ihre Wohnungen zu verlaſſen genöthigt ſind; vor ihrer Gefräßigkeit bleibt nichts verſchont, ſelbſt nicht die kleinern Ratten- und Mäuſearten; die gewöhnliche Hausmaus (mus musculus), bisweilen von weißer Farbe, findet ſich überall und iſt bekannt genug; die große Feldmaus (mus silvaticus) lebt in Feld und Wald, desgleichen die Brandmaus (mus agrarius), nährt ſich beſonders von Fruchtbeeren; die kleine Feldmaus (mus gregarius); die Spitzmaus (sorex), kleiner als die vorigen, und die kleinſte Gattung endlich die Wurzelmaus (mus oeconomus) in Sibirien und Kamtſchatka, merkwürdig durch die äußerſt ſorgfältige und nette Einrichtung ihrer Baue. Andere minder wichtige Arten übergehen wir hier. 8.

Mauſolus, König von Karien, ſtarb 353 v. Chr. in Athen, wurde berühmt durch ſeine Schweſter und Gemahlin Artemiſia, welche ſeinen Tod ſo zärtlich betrauerte, daß ſie ſogar ſeine Aſche mit ihrem Getränke vermiſchte und ihm in Halikarnaß ein prächtiges Grabmal erbauen ließ, welches die Alten zu den ſieben Wundern der Welt zählten. Es hieß nach ihm Mauſoleum. Dieſes im reinſten Geſchmacke erbaute Denkmal war ein längliches Viereck von 411′ im Umfange und 130′ Höhe; die Hauptſeite war mit 36 Säulen geſchmückt. Über den Unterbau erhob ſich ein pyramidenförmiger Bau mit 24 Abſätzen; auf dem obern Ende ſtand eine Quadriga. Erſt nach 3 Jahren, im Jahre 351, nachdem ſchon Artemiſia ihren Gatten nachgefolgt war, wurde es von den Baumeiſtern Satyros und Pythes vollendet; die Verzierungen an den 4 Seiten des Gebäudes bildeten die Bildhauer Skopas, Briaxis, Timotheos, Leochares; ja nach Vitruv ſoll auch Praxiteles daran gearbeitet haben. Nach dem Tode der Artemiſia vollendeten es dieſe Künſtler unentgeldlich. Eine gute Beſchreibung des Mauſoleum iſt in Barthelmy's „Voyage de jeune Anach.“ im 6. Theile. Da dieſes Grabmal ſo großen Ruf erhielt, nannte man ſpäter ähnliche prächtige Denkmäler Mauſoleen. So iſt noch das Mauſoleum Auguſti vorzüglich berühmt geworden. Auguſtus erbaute es ſelbſt in ſeinem 6. Conſulate auf dem Campus Martius, zwiſchen der Via Flaminia und der Tiber. Von der Größe eines Palaſtes war es mit weißen Steinen aufgeführt und hatte mehrere terraſſenförmig geordnete Stockwerke, vor deren jedem ein freier mit Pappeln beſetzter Platz war. Auf der Kuppel befand ſich die Bildſäule des Kaiſers; vor demſelben waren zwei 80′ hohe Obelisken, von denen der eine unter Sixtus V. wieder aufgefunden wurde. Nur ein einziger Eingang führte in das Innere des Gebäudes und hinter demſelben war ein ſchöner Hain mit Spaziergängen angelegt, der jedem Beſucher offen ſtand. In dem Gebäude ſelbſt wurde die Aſche des Auguſtus, Marcellus, Agrippa, Germanicus und einiger andern ſpätern Kaiſer beigeſetzt. Überbleibſel ſieht man noch bei der Kirche St. Rochus. — Noch iſt hier des Mauſoleum des Hadrian zu

gedenken, das auch unter dem Namen Hadriani moles bekannt ist. Es war aus parischem Marmor erbaut, in der Höhe eines Stockwerks, in einem großem Viereck, mit ungeheuern starken Mauern. Aus jenem Vierecke erhob sich ein starker, oben zugewölbter Thurm, auf dessen Gipfel 4 vergoldete Pfauen und ein colossaler vergoldeter Tannenapfel sich befanden. Hier wurde die Asche Hadrian's und der Antonine beigesetzt. Dieses Mausoleum ist die jetzige Engelsburg. 11.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (spr. Mowiljong) (Jakob), bekannter staatswirthschaftlicher und militairischer Schriftsteller, Sohn eines französischen Sprachlehrers zu Leipzig, ward den 8. März 1743 daselbst geboren, besuchte die dasige Thomasschule und seit 1758 das Carolinum zu Braunschweig, wo er sich vorzüglich mit Mathematik beschäftigte, ward 1760 Privatingenieur des Grafen von Walmoden, 1762 Conducteur beim hanöverschen Ingenieurcorps und 1765 Fähndrich. Doch der Friedenszustand verleidete ihm die militairische Laufbahn und er ging daher nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, folgte aber schon 1766 dem Rufe als Lehrer der französischen und italienischen Sprache nach Ilefeld und erhielt einige Jahre darauf die Lehrerstelle der militairischen Wissenschaften am Carolinum zu Cassel zugleich mit der Anstellung als Weg- und Brückeningenieur und später bei Errichtung des Cadettencorps den Rang eines Hauptmanns. Endlich 1785 ging er als Major (später Oberstlieutenant) beim Ingenieurcorps und Lehrer der Taktik an das Carolinum nach Braunschweig, wo er am 10. Jan. 1794 starb. — M. war ein fruchtbarer Schriftsteller; er übersetzte Raynald's „Geschichte beider Indien", Turgot's Werke und den Ariost, lieferte eine Anzahl staatswirthschaftlicher und militairischer Aufsätze in verschiedene Zeitschriften, unter denen seine Abhandlung „Über den Einfluß des Pulvers in den neueren Kriegen" auch ins Französische und Englische übersetzt worden ist, schrieb auch ein „System der christlichen Religion" (Berl. 1781) und „Dramatische Sprüchwörter" (Leipz. 1785); seine berühmtesten Werke aber sind: „Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig" (Braunschw. 1794. 2 Bde.); „Physiokratische Briefe oder Vertheidigung der wahren staatswirthschaftlichen Gesetze" (Braunschw. 1780); „Einleitung in die militairischen Wissenschaften" (Braunschw. 1783) und „Schilderung der preußischen Monarchie unter Friedrich II.", das mit Mirabeau, seinem Freunde, ausgearbeitet zuerst unter dessen Namen in Paris, später von ihm umgearbeitet (Braunschw. 1793—95. 4 Bde.) erschien. 16.

Mavrokordatos ist der Name einer in der neuern und neuesten Geschichte Griechenlands berühmt gewordenen Phanariotenfamilie, welche ursprünglich von Kaufleuten aus Chios abstammte. Alexander M., zum Unterschiede von den folgenden gleiches Namens Alexander I. genannt, war ums Jahr 1636 geboren, wurde Leibarzt und Gesandter Soliman's III., Dragoman bei der hohen Pforte, zeichnete sich besonders bei den carlowitzer Friedensverhandlungen 1699 als gewandter Diplomat aus und starb 1709 zu Constantinopel. Sein Sohn, Johann Nikolaos M., zeichnete sich eben so in der Politik der Türken wie durch mehrere Schriften aus und wurde 1709 Hospodar, 1716 Fürst der Walachei, wo er 1730 starb. Constantin M., Enkel Alexander's M. I., welcher 1731 Hospodar wurde, schaffte die Sklaverei ab und machte sich durch zeitgemäße Gesetze und Einrichtungen, besonders durch Einführung des Maisbaues um das Land verdient. Sein Nachfolger, Alexander M. II., war ein geistreicher, vielfach gebildeter Mann, versah bis 1786 das Amt eines Pfortendolmetschers, wurde dann Fürst der Moldau und beim Ausbruche des griechischen Freiheitskampfes, ohne daran Theil genommen zu haben, verhaftet, seines Vermögens beraubt und nach Angora verwiesen, seine Gattin und Töchter aber wurden den türkischen Soldaten Preis gegeben. Sein Sohn, Alexander M. III., geb. 1780, er-

ward sich vielseitige Bildung, besonders Sprachkenntnisse, was ihm um so leichter wurde, da er schon als Knabe einen hellen Geist und Ausdauer für ernstere Studien, verbunden mit kräftigem Körperbaue, zeigte. Noch jung begleitete er seinen Oheim, den Fürsten Karadja, nach der Walachei, wo er Mehreres in dessen Auftrage zur Zufriedenheit ausführte, und ging später, als er im Auslande Sicherheit zu suchen genöthigt war, nach der Schweitz und Italien. Hier lebte er eine Zeit lang, wenn auch fern vom Vaterlande, doch für dessen Wohl an seiner weitern Ausbildung als Staatsmann arbeitend. In Pisa erhielt er den Aufruf des Alexander Kantakuzenos an dem Kampfe des griechischen Vaterlandes Theil zu nehmen, schiffte sich 1821, nachdem freiwillige Beiträge sein geringes Vermögen vermehrt hatten, in Marseille mit mehreren französischen Officieren nach Morea ein und fand im Peloponnes eben so freudige als ehrenvolle Aufnahme. Von Demetrius Ypsilantis im Oct. 1821 nach Westgriechenland gesendet gelang es ihm die entzweiten Gemüther zu vereinigen und die tapfern Sulioten für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Auf dem Congresse zu Argos (Ende 1821) überzeugte er die Primaten und Kapitanis von der Nothwendigkeit einer festen Centralregierung, wurde mit Andern von Demetrius Ypsilantis, als dieser denselben verließ, mit dem Entwurfe der Unabhängigkeitserklärung und der interimistischen Regierungsform beauftragt und vom Congresse zu Epidaurus, von welchem letzter auf seinen Rath am 1. Jan. 1822 angenommen ward, zum Präsidenten erwählt. Er brachte eine Anleihe von 5 Mill. Piaster zu Stande und erließ das Decret zur Blokade der türkischen Häfen. Mit dem Oberbefehle auf 6 Monate bekleidet zog er als Stratarch im Frühjahre 1822 nach Westgriechenland, besonders um die nach dem Falle Ali's von Janina in ihren Gebirgen eingeschlossenen Sulioten zu befreien. Indessen wurde dieß durch das unglückliche Treffen bei Peta im Juli 1822 vereitelt; doch rettete M. den Peloponnes durch entschlossene und kluge Vertheidigung Missolonghis vom Novbr. 1822 bis zum Jan. 1823. Von den Anhängern Kolokotronis' und Dem. Ypsilantis' angefeindet kehrte er zurück, wurde trotz seiner Weigerung 1823 zum Proedros des vollziehenden Raths gewählt, legte aber sein Amt im Juli zu Tripolizza nieder und zog sich, um sein von der feindlichen Partei bedrohtes Leben zu sichern, nach Hydra zurück. Hier bewog er die Navarchen, mit einer Flotte das nach dem Tode M. Botzaris' im Aug. 1823 zum zweiten Male bedrängte Missolonghi zu entsetzen und übernahm aufs Neue den Oberbefehl in Westgriechenland. Hier vereitelte er durch geeignete Maßregeln 1824 die Absicht des Omer Vrione, Ätolien und Akarnanien zum dritten Male zu erobern. Als jedoch Kolokotronis gegen die Regierung in Napoli sich erhob und, wenn schon verhaftet, in Folge einer Empörung freigelassen werden mußte, zog sich M. immer mehr von den Staatsgeschäften zurück oder bekleidete doch öfters nur untergeordnete Stellen, z. B. im Jahre 1825 die eines Staatssecretairs. Dagegen trat er nun entschieden, im Gegensatze zur französischen Partei, an die Spitze der englischen, die sich in Griechenland gebildet hatte, und trieb seine unpatriotischen Pläne in den Jahren 1825 und 1826 bis zu dem Antrage Griechenland unter Englands Schutz zu stellen. Die Wendung, welche die Angelegenheiten Griechenlands auf dem Congresse zu Trözene 1827 besonders durch die Berufung des Grafen Joh. Capodistrias zum Präsidenten Griechenlands, sodann durch den Vertrag vom 6. Juli 1827 und die Schlacht von Navarin im Oct. 1827 nahmen, vereitelte zwar seine ehrgeizigen Absichten, aber das Unheil, das er seit 1824—1826 durch seine vielfachen Ränke und sein egoistisches Verfahren über Griechenland gebracht hat, wirkte noch lange nach und erstreckte sich in seinem nachtheiligen Einflusse bis auf die Zeit der capodistrianischen Präsidentschaft (1828—1831) und selbst der Regentschaft (1833—1835), besonders auch in Ansehung der Parteiungen, die dadurch hervorgerufen und noch erhalten

wurden. Zum Glücke für Griechenland siegte nach der Ermordung des Präsidenten (Oct. 1831) die nationale Partei des Kolettis im April 1832; doch die Feindschaft zwischen M. und seinem Anhange wider jenen erhielt seitdem nur neue Nahrung und hat sich bis in die neuesten Zeiten zwischen den antinationalen Parteien einerseits (den der Phanarioten und Primaten, der russischen Partei ꝛc.) und der constitutionell-liberalen Partei des Kolettis zum großen Schaden für Griechenland nur zu lebendig erhalten. Unter der Regentschaft des Königs Otto wurde M. Minister und leitete als solcher anfangs provisorisch neben den Finanzen das Kriegswesen, bis er im Oct. 1833 als Minister des Auswärtigen, der Marine und des königlichen Hauses an die Spitze des Ministerium trat. In dieser Stellung ordnete er die diplomatischen Handelsverbindungen mit den europäischen Staaten. Bei der Veränderung im Ministerium, welche in Folge der Spaltung in der Regentschaft eintrat, wurde M. Gesandter an den Höfen zu München und Berlin, welchen Posten er im Sept. 1834 antrat und Ende 1835, wo er im October Mitglied des Staatsraths geworden war, noch bekleidete. 64.

Mavromichalis (Petros), der Sohn des im russischen Aufstande gegen die Türken 1770 rühmlichst bekannt gewordenen Janaki M., Beis der Mainoten, geb. um 1765, hat, wenn er auch in der Jugend nur kärglichen Unterricht genoß, dennoch durch Kraft und Ausdauer nicht wenig zum erfolgreichen Ende des griechischen Freiheitskampfes beigetragen. In Folge der mit der Pforte geschlossenen Capitulation, wonach die Mainoten gegen einen jährlichen Tribut von einem durch den Großsultan bestätigten Bei aus den angesehensten einheimischen Familien regiert wurden, ward Petros Nachfolger seines Vaters und suchte als solcher das gute Einverständniß mit der Pforte zu erhalten, um seinen Unterthanen die einmal zugestandenen Freiheiten zu sichern. Darum entschloß er sich, als 1821 Morea aufstand, nicht sogleich gegen seinen Oberherrn die Waffen zu ergreifen, zumal er kurz vorher Truppen für den Sultan geworben und auch einen seiner Söhne als Unterpfand seiner Treue ihm anvertraut hatte. Als aber der Aufstand allgemeiner wurde, trat er mit Churschid Pascha in Unterhandlungen und rief, da dieser kein williges Gehör gewährte, ganz Maina zu den Waffen, eilte mit einer auserlesenen Schaar seiner Mainoten nach Kalamata, wo er an die Spitze der neugebildeten Gerusia trat und alle Hellenen zur Theilnahme am vaterländischen Kampfe in öffentlicher Proclamation vom 9. April 1821 aufforderte. Kurz nachher übernahm er den Oberbefehl der Belagerungstruppen vor Napoli di Malvasia, zog dann nach Capitulation dieser Stadt unter Demetrius Ypsilantis vor Tripolizza, wo er beim Hauptfeuer am 15. Oct. gegenwärtig war und zum Falle dieses Platzes mit seinen Mainoten nicht wenig beitrug. Jetzt wurde M. mit Kolokotronis Befehlshaber von Tripolizza, verjagte im Frühjahre 1822 den Seraskier Dramali aus Argolis, belagerte später mit Nikitas Napoli di Romania, war vor Missolonghi, vereitelte die Unternehmungen des Seraskiers Omer Vrione in Akarnanien und wurde 1823 zum Präsidenten des Nationalcongresses in Astros ernannt. Später wurde er als Vorsitzender im Vollziehungsrathe, dessen Sitz er zuvörderst nach Ägina, dann ins Kloster Ag. Laurentios auf Salamis, endlich nach Napoli di Romania verlegte, in die Parteikämpfe, namentlich mit Kolokotronis, verwickelt und in Folge der hierdurch herbeigeführten Streitigkeiten zwischen Senat und Vollziehungsrath nebst andern Mitgliedern des letztern abgesetzt. In dem darauf entstandenen Bürgerkriege eroberten seine Anhänger Napoli di Romania und nahmen den alten Kolokotroni nebst andern Anhängern der Militairpartei gefangen, aus welcher Gefangenschaft auf Hydra jener erst dann wieder gelassen ward, als Ibrahim Pascha in Morea erschienen war. Nach dem Falle Navarins im Mai 1825 erhielt M. den Oberbefehl über eine Armee von 17000 Mann, mit der er

den Ägyptern, wenn schon nicht ohne großen Verlust ihm nahe Verwandter, deren er schon früher nicht wenige in dem Freiheitskampfe verloren hatte, kühn und geschickt die Spitze bot. Im Jahre 1826 als Deputirter bei der Nationalversammlung zu Epidavros und im Jahre 1827 als Mitglied der zu Damala war M. besonders thätig und wirksam für sein Vaterland, zog sich aber bei der Ankunft des Präsidenten Capodistrias von den öffentlichen Geschäften zurück. Von Letzterem mehr gefürchtet als geehrt war M. öfters den Maßregeln des Präsidenten entgegen und nährte daher von diesem beobachtet und theils selbst, theils in einzelnen Familiengliedern zurückgesetzt Haß und Rache gegen diesen. Seine Ernennung zum Mitgliede des Senats konnte ihn selbst eben so wenig für das System des Präsidenten geneigt machen oder blenden, als gegen die Intriguen desselben sicher stellen. M. entzog sich 1831 den heimlichen Verfolgungen des Präsidenten und dem Staatsdienste durch die Flucht, wurde aber auf dem Wege nach Maina gefangen und als Staatsverbrecher auf die Festung Itschkale in Napoli di Romania gebracht, von wo er auf Verwendung seiner 90jährigen Mutter und des russischen Admirals Ricord eben so erfolglos um Wiedererlangung seiner Freiheit bat, als auch die gewaltsamen Schritte der Mainoten unter Anführung seiner Verwandten dieß nicht zu erlangen vermochten. Daß die hierdurch herbeigeführte Ermordung des Präsidenten am 9. Oct. 1831 durch Constantin und Georgios Mavromichalis mit seinem Wissen und Willen geschehen sei, ist gleichwohl nicht anzunehmen. Er blieb bis zu Augustin Capodistrias' Falle im April 1832 in gefänglicher Haft, erhielt erst mit diesem Ereignisse seine Freiheit und erschien schon im Juli 1832 bei der Nationalversammlung zu Nauplia als Vertreter der Mainoten. Später finden wir ihn zu Maina ruhig bei den aus dem blutigen Freiheitskampfe ihm übriggebliebenen Seinigen; indessen unterließ er nach Ankunft der Regentschaft im Februar 1833 nicht, sich derselben wie dem Könige Otto vertrauensvoll zu nähern, und eben so wenig hat man von Seiten dieser vergessen, den aufopfernden Patriotismus des Fürsten der Mainoten und die Dienste, welche er der griechischen Sache seit 1821 geleistet hat, anzuerkennen, wofür unter andern der Umstand zeugt, daß er das Großcommandeurkreuz vom Orden des Erlösers erhielt. Im October 1835 wurde M. zum Mitgliede des neugebildeten Staatsraths und zum Befehlshaber der errichteten Phalanx ernannt. Noch bemerken wir aus von Maurer's Werke: „Das griechische Volk ꝛc." (1835. Bd. 2. S. 273), daß die Regentschaft die Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an die 55 Glieder der Familie M. beabsichtigt. 65.

Maxen, ein Dorf im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, südöstlich von Pirna gelegen, ist denkwürdig durch die Gefangennehmung des preußischen Generals Fink am 21. Nov. 1759. Von dem Könige mit 15000 Mann entsendet, um die Östreicher unter Daun auf ihrem von der nossener Gegend aus begonnenen Marsche nach Böhmen zu beobachten und zu drängen, hatte Fink im Rücken Daun's bei Maxen eine Stellung genommen und zwar nicht ohne gegründete Besorgniß umgangen zu werden, da er aller Gegenvorstellungen ungeachtet selbst ein zur Deckung seines Rückzuges bei Dippoldiswalde aufgestelltes Corps auf ausdrücklichen Befehl des Königs wieder hatte abberufen müssen. Gezwungen Stand zu halten, konnte er die Manoeuvres der Feinde nicht hindern und sah sich daher am 20. Nov. völlig umzingelt und von Übermacht angegriffen. Ein Versuch sich durchzuschlagen mißlang und er sah sich daher, da der König keine Hülfe sandte, zur Capitulation genöthigt. Daun nahm dieselbe an, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch die Reiterei, welche bereits sich zu retten ausgerückt war, in dieselbe einbegriffen wurde. So geriethen 11000 Mann mit 71 Kanonen in feindliche Gefangenschaft. (Vergl. d. Art. Fink.) Spottweise hat man diese Affaire den Finkenfang genannt. — Bei M. befinden sich bedeutende

Marmor-, Kalk- und Schieferbrüche, welche bergmännisch ausgebeutet werden. Die katholische Kirche zu Dresden ist meist aus marmer Marmor aufgeführt. 15.

Maxentius (Marcus Aurelius Valerius), Sohn des Maximian, ließ sich darüber entrüstet, daß er bei der Wahl des Severus und Constantin zu Cäsaren übergangen worden war, von den Prätorianern, deren Wohlwollen er sich durch Bestechung bald gesichert hatte, im Jahre 306 als Augustus ausrufen. Galerius, Augustus im Orient, schickte demselben zwar ein Heer unter seinem Cäsar Severus entgegen, doch kam bald zwischen Beiden ein Frieden zu Stande, und Galerius mußte später der Uebermacht des M. weichen. Seinen Vater, dem er wieder zur Würde eines Augustus behülflich gewesen war, jagte er nach kurzer Zeit aus Rom, behauptete bei wiederholten Angriffen Italien gegen Licinius und vertrieb den zum Cäsar ernannten Alexander in Afrika. Die Römer, der Grausamkeit des Maxentius müde, riefen endlich Constantin, der bis jetzt seine übrigen Gegner beseitigt hatte, zur Hülfe und dieser machte sogleich seine Ansprüche gegen ihn geltend. M. bei Turin, Brixia und Verona geschlagen ertrank auf der Flucht begriffen in der Tiber am 28. Oct. 312. Von diesem Tage an wird die Zeitrechnung: cyclus indictionum (s. d. Art.) gerechnet. 77.

Maxime (maxima sc. regula) nennen wir den Grundsatz, von welchem sich der Mensch bei seinen Handlungen leiten läßt. Sofern ein solcher Grundsatz oder eine solche Richtschnur jedem Einzelnen eigen ist, ist die M. stets etwas Subjectives und für die Moral indifferent; läuft aber den Geboten des allgemeinen Sittengesetzes entgegen, wenn er aus unedler Selbstliebe entspringt, und stimmt mit diesen überein und ist objectiv, wenn er aus dem allgemeinen moralischen Gefühle sich herausgebildet hat oder, wie Kant sagt, zu einer allgemeinen Gesetzgebung dienen könnte. 35.

Maximianus (Marcus Aurelius Valerius) mit dem Beinamen Herculeus, römischer Augustus, stammte höchst wahrscheinlich aus Sirmium in Pannonien, wurde als tapferer Feldherr unter den Kaisern Aurelian und Probus bekannt, von dem Kaiser Diocletian 286 zum Mitregenten erhoben, schlug die aufrührerischen Gallier, dann später die einbrechenden Allemannen, Burgunder und Heruler, und später die Franken. Bei der Wahl der Cäsaren wurde ihm als westlichem Augustus Italien, Pannonien oder die Donauländer und Afrika zugetheilt, aber während er noch in einem glücklichen Krieg gegen die Mauren im letztgenannten Gebiete begriffen war, wurde er durch Diocletian und Galerius aufgefordert, seiner Würde zu entsagen. Er that es, maßte sich aber durch seinen Sohn Maxentius unterstützt im Jahre 310 die Regierung wieder an. Als ihn nach Kurzem sein Sohn wieder vertrieb, nahm er seine Zuflucht zum Cäsar Constantin, um ihn zu einem Feldzuge gegen Maxentius zu veranlassen. Constantin willigte nicht ein und M. darüber entrüstet wiegelte die Gallier auf, die jedoch Constantin bald wieder zur Ruhe brachte. Nach der Entdeckung einer Verschwörung gegen Constantin's Leben, die M. leitete, ermordete Letzterer sich selbst. — M. stand zu seiner Zeit mit Galerius an der Spitze der Feinde des Christenthums und Beide bewogen Diocletian zu einer der bedeutendsten Verfolgungen seiner Bekenner. Erst das VI. Jahrh. aber erzählt die Sage, daß M. eine aus Christen bestehende Legion (legio thebaea) gegen Christen in Helvetien geschickt habe. 77.

Maximilian, der Name von zwei römischen Kaisern. — M. I., Sohn Kaiser Friedrich's III., geb. 1459, bestieg nach dessen Tode (19. Aug. 1492) den Thron, nachdem er schon 1486 zu Frankfurt zum römischen Könige gewählt und gekrönt worden war und seit jener Zeit an den Regierungsgeschäften Antheil genommen hatte. Er fand das deutsche Reich in Folge der langen schlaffen Regierung Friedrich's III. in einem kläglichen Zustande. Des Kaisers Ansehen war tief gesunken,

eigne Macht und Mittel fehlten ihm, die Vasallen waren immer mächtiger, ihre Fehden für das Land immer drückender, das Band, das die Großen der Nation halten sollte, immer loser geworden; schmerzlich vermißte man Gemeingeist und Sinn für die Ehre und das Wohl des Ganzen. Dem neuen Kaiser M. lag es ob, diesen Gebrechen zu steuern. M. erweckte auch in der That schöne Hoffnungen von sich. Bei schönem, großem und starkem Körperbau, wahrhaft königlichem Anstande war er der entschiedenste Gegensatz von seinem Vater, besaß ritterlichen Heldenmuth, kühnen Unternehmungsgeist, vielfache Einsichten und war sehr freigebig. Doch hat er den Hoffnungen nicht völlig entsprochen. Am meisten glänzt er durch seine trefflichen Einrichtungen zur Beförderung des Wohls seiner Unterthanen. Auf einem Reichstage zu Worms (7. Aug. 1495) stiftete er einen allgemeinen ewigen Landfrieden, wobei unter Androhung der Reichsacht geboten ward, daß Niemand mehr sich des Faustrechts bedienen, sondern Jeder, der an einen Andern Ansprüche hätte, sich an das auf eben demselben Reichstage eingesetzte Reichskammergericht (den obersten deutschen Gerichtshof) wenden und von diesem sein Recht erwarten sollte. Das von M. 1501 errichtete Hofrathscollegium bestand zunächst nur für seine (seit 1496, nach dem Erlöschen der tyrolischen Nebenlinie, wieder vereinigten) östreichischen Erbländer und ist erst unter Ferdinand I. als ein eignes Reichsgericht dem Reichskammergerichte gleichgestellt worden. Unter andern zweckmäßigen Einrichtungen ist besonders noch zu erwähnen, daß er 1512 das Reich in 10 Kreise, deren seit 1500 blos 6 bestanden hatten, den östreichischen, burgundischen, churrheinischen, baierischen, schwäbischen, fränkischen, oberrheinischen, niederrheinisch-westphälischen, obersächsischen und niedersächsischen eintheilte; daß er ferner den eingerissenen Mißbräuchen des Vehmgerichts steuerte, allgemeine Polizeiverordnungen traf, das Postwesen einrichtete, und dem Kriegswesen, das sich durch den jetzt allgemeiner werdenden Gebrauch des Schießpulvers ohnehin schon geändert hatte, dadurch noch eine andere Gestalt verlieh, daß er eine stehende Armee aus besoldeten Kriegern errichtete, während früher das Heer sich nach jedem Kriege stets wieder auflöste, daß er bei seiner Liebe und Kenntniß der Wissenschaften dieselben auch beförderte und insbesondere die Universitäten Wien und Ingolstadt sehr unterstützte. Das wichtigste Ereigniß unter M.'s Regierung ist der Anfang der Reformation durch Luther in Wittenberg (1517), der der Kaiser mit stillem Vergnügen zusah. — Je geringer M.'s Hausmacht war und je mehr er gleichwohl den daraus für eines Kaisers Ansehen und Unternehmungen erwachsenden Übelstand erkannte, desto größere Sorge trug er für Erwerbung von Ländern für seine Familie. Und in der That legte er auch durch glückliche Heirathen, die er stiftete, den Grund zu der nachmaligen Größe des Hauses Östreich. Er selbst vermählte sich (20. Aug. 1477 zu Gent) mit Karl's des Kühnen Tochter und Erbin, Maria, und erwarb seinem Hause dadurch die weitläufigen burgundischen Besitzungen; doch büßte er nach dem Tode der Maria (26. März 1482) an den habsüchtigen französischen König Ludwig XI. Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund wieder ein. Durch die Vermählung mit Blanca Maria, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, bekam M. wenigstens 300000 Ducaten Heirathsgut. — Indem M. seinen Sohn Philipp, der seiner Mutter, Maria, im Besitze der Niederlande folgte, mit der spanischen Infantin Johanna (1496) vermählte, ingleichen seine Tochter Margarethe mit dem Infanten Johann von Spanien, brachte er auch die Thronfolge in Spanien an das Haus Oestreich. Denn die nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des schönen Philipp (1506) wahnsinnig gewordene Johanne überlebte alle Kinder Ferdinand's und Isabellens und ihr ältester Sohn Karl (der nachmalige Kaiser Karl V.) wurde der Erbe Spaniens, Neapels, Siciliens und der Niederlande. Den Anfall

Ungarns und Böhmens an das Haus Östreich bereitete M. wenigstens vor, indem er zwischen seinen Enkeln Ferdinand und Maria und den Kindern des Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen, Anna und Ludwig (1515), eine Wechselheirath stiftete. — Keineswegs eine glänzende Rolle spielt M. bei seinen kriegerischen Unternehmungen. Ungeachtet seine Regierungszeit eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen ist, so hat ihm doch keiner von allen Ruhm und Vortheil gebracht; denn um die Kriege mit Nachdruck zu führen fehlte es ihm nur zu sehr an den nöthigen Mitteln. M.'s Vermählung mit Maria von Burgund hatte schwere Händel im Gefolge, da König Ludwig XI. von Frankreich mit dem größten Verdrusse so große und reiche Provinzen an Östreich kommen sah und deßhalb Krieg anfing. M. besiegte zwar (bei Guinegate den 7. Aug. 1479) die Franzosen; doch mußte er später, weil er zu schwach war, einen nachtheiligen Frieden (zu Arras den 23. Dec. 1482) eingehen und ohnedem noch andere Kränkungen ertragen. Auch damals fehlte es dem Kaiser an Geld und Kriegsvolk, als er sich an dem Könige Karl VIII. von Frankreich rächen wollte, welcher die Anna von Bretagne, M.'s Verlobte, für sich zur Gemahlin nahm und sich deßhalb von seiner frühern Verlobten Margarethe, M.'s Tochter, wieder trennte. Gleichfalls ohne Glück, für Deutschland aber zum großen Verderben waren M.'s Feldzüge nach Italien, um die Macht der Franzosen daselbst zu brechen und für sich Mailand zu sichern. Venedig verweigerte dem Kaiser M. sogar den Durchmarsch, als er auf seinem Römerzuge begriffen war, daher er sich zu Trident (3. Febr. 1508) selbst den Titel eines erwählten römischen Kaisers feierlich beilegte. Der Versuch, Venedig für die erlittene Schmach zu züchtigen, lief für M. höchst traurig ab. Dennoch schloß er sich 1509 der Ligue von Cambray an, hoffend, sich rächen und die verlorenen Städte wieder gewinnen zu können. Die Ligue löste sich indeß bald wieder auf und M., der die wiedererlangten Städte nicht behaupten konnte, mußte sogar das reiche Verona gegen 200000 Ducaten abtreten, worauf er nach Deutschland zurückzog, das seines nachdrücklichsten Schutzes gegen die Einfälle der Türken unterdessen gar sehr bedurft hätte. M.'s Aufforderung an die Schweitzer, die Oberhoheit des Reichs und des Reichskammergerichts anzuerkennen, eine neue Einigung zu schließen und dem Bunde mit Frankreich zu entsagen, veranlaßte einen blutigen Krieg, der 1499 im Frieden zu Basel für M. gleichfalls unglücklich endete, da die Schweitzer sich nun vom Reiche ganz lossagten. 1518 bemühte sich M. noch auf einem Reichstage zu Augsburg, seinem ältesten Enkel Karl die Nachfolge zu verschaffen; allein er fand Widerstand. Mißmuthig hierüber verließ er Augsburg und starb auf der Reise zu Wels in Oberöstreich am 12. Jan. 1519. Außer dem zum Theil von M. selbst dictirten Buche: „Der Weiß Kunig," eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian's I. von Marx Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten (Wien 1775 Fol.), vergl. man noch: D. H. Hegewisch, „Geschichte der Regierung Maximilian's I." (Homburg und Kiel 1782 f. 2 Thle. 8.) — M. II., geb. zu Wien 1527, folgte seinem Vater Ferdinand I. 1564 in der Regierung. Bei einer sehr milden Gemüthsart war er erfüllt von hohem Eifer für seinen wichtigen Beruf und betrieb mit hohem Ernste und Einsicht die Regierungsgeschäfte, so daß er mit Recht ein musterhafter Fürst genannt wird. In seine Regierungszeit fallen die Empörung der Niederländer gegen Philipp II. von Spanien, die Religions- und Bürgerkriege in Frankreich, die Bartholomäusnacht; außerdem gab es in Ungarn Krieg zu führen gegen den Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund, der auf dieses Land Ansprüche machte und den selbst der türkische Soliman I., der Prächtige, mittelbar unterstützte. Solche Zeitumstände mochten allerdings geeignet seyn, dem M. Mäßigung gegen die Protestanten abzugewinnen, wäre er auch

als seine Gattin selbst zuletzt seinen Widerwillen und der neuen Lehre zu ent-
ziehen suchte, gewann. Die Reformation wurde daher hier, wie in den
benachbarten Städten, bereits Freitheiten und es fand selbst in diesen einzigen
Jahren, wo sie sich ungehindert entwickeln konnte, wenig Widerstand
fand, die evangelische Lehre, die Kunde für die katholischen Grundsätze
Christenthums, in solcher die Reformation einen Raum gegen die neue Lehre
Raum verlor. Allein es blieben nicht lange, bestätigen in Gegensatz seinen
evangelischen Gesinnen als eifrigen Katholiken und in Widerstand mit dem
Commissarien der Universität, die sich von der angenommenen Confession der
Augsburgischen Confession. Bei dieser Lage der Dinge war es nicht zu verwun-
dern, daß Luther selbst wieder in ganz und gar die Überhand gewann, denn
die Katholiken in Deutschland so wenig Lust hatte, sich mit Gewalt der
Reformation zu Deutschland so unpolitisch entgegenzusetzen suchte, und man sich
auf Seiten der Katholiken, wie auf Seiten der Protestanten, in Gegensatz
ist, verloren dadurch jenseits Rahe, und über das Katholiken bei Gelegen-
heit der Reformation, die Katholiken Partei, die Katholiken Partei, die
von in den Gemeinschaften Sachsen, der ihnen Ehre besessen, vom Kaiser
Ferdinand I. zu Augsburg, Ferdinand I. zu Augsburg, Ferdinand I. zu Augsburg,
12. Juli 1556. Ihre Folge hier dieser Ehre Ferdinand II. 73

Ferdinand II. Ferdinand II. Ferdinand II. Ferdinand II. Ferdinand II.

und Studienbirectorium, ließ nicht nur niedere Schulen, sondern auch mehrere Schullehrerseminarien anlegen, mehrere Universitäten (Bamberg, Dillingen, Salzburg, Nürnberg und Altdorf) aufheben, die fortbestehenden aber neu organisiren. Er gab seinen Unterthanen völlige Religionsfreiheit und schloß zur Feststellung der Verhältnisse der katholischen Kirche Baierns mit dem Papste Pius VII. ein Concordat ab. Zur Aufhebung der Klöster, die er meist in Schulen umschuf, setzte er eine eigene Commission nieder. Das Finanzwesen hat M. vereinfacht und der Justizverfassung durch Mitwirkung Feuerbach's eine bedeutende Veränderung gegeben. M. theilte (20. Febr. 1817) das Land in 8 Kreise. Ein großes Verdienst um Baiern erwarb sich M. durch die auf eigene Kosten (1802) bewerkstelligte Austrocknung des Donaumooses, wobei 56000 Morgen Landes gewonnen wurden, zu deren Anbau er neue Ansiedler herbeirief. Denkwürdig für M.'s Regierung ist auch die von dem Ritter von Reichenbach zu Stande gebrachte und den 21. Dec. 1817 eröffnete, mehr als 100000 F. lange Soolenleitung, die den Salzbergbau von Berchtesgaden über eine Höhe von 15—1600 F. mit den Salinen von Reichenhall verbinden sollte. Noch ist zu bemerken, daß M. den 1. März 1806 den Max-Josephorden und den 27. Mai 1808 den Civilverdienstorden stiftete und daß er zufolge der deutschen Bundesacte den 26. Mai 1818 dem baierischen Volke eine neue Constitution gab. — Zum großen Schmerze der Baiern starb M. in der Nacht vom 12. zum 13. Oct. 1825. — Seine von Rauch modellirte, von Stiglmeyer aus Erz gegossene Statue schmückt seit dem 13. Oct. 1835 den Max-Josephsplatz zu München. Sie ist 36 F. hoch und stellt den König sitzend dar mit erhobener Rechten, in der linken das Scepter haltend. 73.

Maximilian, Churfürsten von Baiern. — M. I., der Große, der älteste Sohn Herzog Wilhelm's V., wurde 1573 zu Landshut geboren. Eine sorgfältige Erziehung bildete seine trefflichen Herzens- und Geistesgaben auch herrlich aus, so wie sein späterer Besuch der Universität Ingolstadt (bis 1591) und vielfache Reisen den Kreis seiner Kenntnisse sehr erweiterten. Als sein Vater 1598 die Regierung niederlegte, folgte er diesem in der herzogl. Würde und erregte die schönsten Hoffnungen von sich. Gewiß würde auch unter ihm das Land das blühendste, seine Unterthanen sehr glücklich geworden sein, wäre nicht gerade in seiner Regierungszeit der furchtbare 30jährige Krieg geführt worden. M.'s erste kriegerische Unternehmung war die Vollstreckung der Acht über die Stadt Donauwerth (Dec. 1607), die dadurch sein Besitzthum wurde und die Religionsfreiheit verlor. 1609 wählte man ihn zum Oberhaupte der katholischen Ligue; die ihm 1619 angebotene Kaiserkrone schlug er aber aus und leistete dagegen vielmehr dem Kaiser Ferdinand II., seinem Jugendfreunde von der Universität Ingolstadt her, nicht nur gegen das untreue Böhmen Beistand und verhalf ihm durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag wieder zum Besitze dieses Landes (8. Nov. 1620), sondern beschwichtigte ihm auch schon kurz vorher das empörte Oberösterreich (Aug. 1620). Für solche Dienste ertheilte der Kaiser ihm die Chur und das Erztruchsessamt (1623), so wie die obere Pfalz (1628), die nun ihr ständisches Verhältniß verlor und wieder katholisch werden mußte. Trübe Tage sah M. und sein Land, als Gustav Adolph siegreich in Baiern eindrang und Landshut (10. Mai 1632), Freising, München (17. Mai 1632) und viele Städte einnahm und brandschatzte. Zwar half endlich Wallenstein noch und befreite den größten Theil des Landes von den Schweden und Anfang 1633 verjagte M.'s Feldherr, Johann von Werth, die letzteren gänzlich; allein noch in demselben Jahre schien das höchste Maß des Unglücks den Churfürsten zu treffen, als nicht nur Bernhard von Weimar mit Torstenson und Horn ins Land eindrang, sondern auch noch eine Empörung unter den Baiern selbst ausbrach.

Doch beruhigte meistens gütige Zusprache die Empörten, so wie nach der Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634) die Schweden weichen und nach der Einnahme Augsburgs (18. März 1635) durch M. das Land ganz räumen mußten. Nachdem im Herbste 1646 die Schweden unter Wrangel und die Franzosen unter Turenne in Baiern noch größere Gräuel verübt hatten, als das Land je gesehen, schloß M. den ulmer Waffenstillstand (14. März 1647). In dem westphälischen Frieden (1648) behielt M. die Oberpfalz, die Grafschaft Cham, die Chur und das Erztruchsessamt. — Vor, während und nach dem schweren 30jährigen Kriege war M. stets darauf bedacht, das Land zu beglücken. Ein unvergleichbar guter Haushalter, sparsam, doch ohne Kargheit, tilgte er zu Anfange seiner Regierung die Staatsschulden (1½ Million Fl.), milderte das peinliche, ordnete das Lehnsrecht, hob den sehr gesunkenen Handel und die Gewerbsamkeit, verbesserte die Landstraßen, suchte den Sittenverfall und den Aufwand in Kleidern und bei Gastmählern zu hemmen, führte ein besseres Kriegswesen ein, baute Festungen (z. B. München und Straubing 1645, Ingolstadt, Schärding u. a. m.) und brachte die berühmte Soolenleitung von Reichenhall nach Traunstein 1617 zu Stande. Er erbaute in München das Zeughaus, das Josephshospital, für sich einen neuen Palast, legte den Hofgarten an und ließ 1622 in der Frauenkirche dem Kaiser Ludwig IV., dem Baier, ein prächtiges Denkmal aus Erz und Marmor (nach Peter de Witte's Angabe) errichten. Als Fürst wollte er Macht und Gerechtigkeit, als Mensch innere Heiligung, und in der That übertrafen ihn wenige seiner Zeitgenossen in der Inbrunst der Frömmigkeit, von welcher geleitet er Klöster und Armenhäuser erbaute und bereicherte. Daß er die lutherische Lehre als einen gotteslästerlichen Irrthum und sträfliche Bosheit und Empörung wider Gott aus innigster Überzeugung haßte, ihre Duldung für verdammenswerthen Frevel vor Gott hielt und darum als der eifrigste Vertheidiger des alten Glaubens auf den Kampfplatz trat, so daß in Baiern die evangelische Lehre nie aufkam und in der Pfalz unterging, — daran haben die Jesuiten den meisten Antheil, die ihn von seiner Jugend an stets umgaben und bis an seinen Tod seine Lieblinge blieben. Ihnen baute er Collegien zu Burghausen, Straubing, Heidelberg, Mindelheim u. a. m. In den letzten Tagen seines Lebens tröstete ihn beim Anblicke seines durch Krieg, Hunger, Seuchen ꝛc. verheerten Landes doch noch der Gedanke, den alten Glauben von dem Untergange in Deutschland gerettet, das Haus Östreich vor dem Falle gesichert und einen trefflichen Sohn und Nachfolger in Ferdinand Maria zu haben, den er unterwiesen hatte, ein weiser Freund und Vater Baierns zu werden. M. starb zu Ingolstadt den 27. Sept. 1651. Über seine Geschichte haben geschrieben: Johann Adlzreiter (sein Kanzler), in neuer Zeit besonders Wolf, „Geschichte Maximilian's I." (2 Thle München 1807, fortgesetzt von Breyer. 3. Thl. 1809) u. a. m. — M. II. Emanuel, geb. den 11. Juli 1662, folgte seinem Vater, dem Churfürsten Ferdinand, im Jahre 1678 unter Vormundschaft des Herzogs von Leuchtenberg und zeigte sich bald nach erlangter Volljährigkeit (im Jahre 1680) den Interessen des östreichischen Hauses ergeben. Er führte im Jahre 1683 in eigener Person 11000 M. zum Entsatze Wiens, übernahm hierauf in Ungarn ein Commando und erwarb sich in allen Feldzügen bis 1688 hohen Ruhm. Durch seine Vermählung (1685) mit Maria Antonia, der Tochter des Kaisers Leopold, wie es schien, noch fester an Östreich geknüpft, befehligte er in den Jahren 1689—1691 dessen Armee am Rheine und beförderte die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige. Im Jahre 1692 ward er vom Könige von Spanien zum Generalgouverneur der Niederlande ernannt, auf deren künftigen erblichen Besitz er um so mehr rechnete, da sich ihm Frankreich in dieser Hinsicht während der im Jahre 1694 gepflogenen Unterhandlungen nicht

abgeneigt zeigte. Der unvermuthete Widerspruch Östreichs entfremdete ihn daher dieser Macht allmählig und als der Wahl seines Sohnes Joseph Ferdinand zum Nachfolger Karl's II. von Spanien von jener Seite ebenfalls Hindernisse in den Weg gelegt wurden, neigte er sich entschieden auf französische Seite hin. Der Tod seines Sohnes im Jahre 1699 änderte in seinen Gesinnungen wesentlich nichts und beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs (s. d. Art.) wurde er der wichtigste Bundesgenosse Frankreichs, zugleich aber auch der unglücklichste; denn der Verlust der Schlachten am Schellenberge und bei Höchstädt (1704) nöthigte ihn seine Erblande dem Feinde preiszugeben. Tapfer kämpfte er hierauf in den Niederlanden, doch ohne Erfolg gegen das überwiegende Glück eines Eugen und Marlborough. Erst der Friede von Baden im Jahre 1714 gestattete ihm die Rückkehr nach Baiern, nachdem er aller Ansprüche auf die Niederlande entsagt hatte. Fortan regierte er sein von den Stürmen des Kriegs hart mitgenommenes Land ruhig und starb den 26. Febr. 1726. — Er war ein eben so tapferer umsichtiger Krieger, als ehrenwerth in seinem Privatleben, daneben ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste, besonders der Musik und Baukunst. — M. III. Joseph, Sohn des Churfürsten Karl Albrecht (s. Karl VII., deutscher Kaiser), geb. den 28. März 1727, folgte seinem Vater am 20. Jan. 1745 und schloß am 22. April 1745 zu Füßen mit Östreich Friede, wodurch er wieder in vollen Besitz Baierns kam. Ohne Antheil an den folgenden Ereignissen in Deutschland zu nehmen, außer daß er im 7jährigen Kriege sein Reichscontingent stellte, wandte er nun seine ganze Aufmerksamkeit auf den Flor seines Landes, setzte das Heer auf den Friedensfuß und gab dem ganzen Militairwesen eine bessere Einrichtung, beschränkte den Hofstaat, errichtete ein Schuldenabledigungswerk (1749) und ließ neue Gesetzbücher entwerfen, ein Strafgesetzbuch (1751), eine Gerichtsordnung (1753) und ein Landrecht (1756); ferner stiftete er ein Collegium medicum, ließ Hospitäler erbauen, gab mehrere weise Verordnungen für die Cultur des Landes und übernahm das Protectorat der ökonomisch-sittlichen Societät zu Burghausen, errichtete ein Commerziencollegium und gab eine neue Wechselordnung, legte die Porcellanfabrik in Nymphenburg an, verbesserte die Universität Ingolstadt und die Gymnasien und Lyceen, gründete die Akademie der Wissenschaften zu München (1759), legte viele neue Schulen an, ließ in München ein Predigerseminar entstehen, beschränkte den Einfluß der Bischöfe in Ehesachen und durch ein Amortisationsgesetz das allzugroße Wachsthum der Klöster, vollzog als einer der ersten deutschen Fürsten die Aufhebung der Jesuiten und gab den Protestanten Religionsfreiheit in München, so wie er in den theuern Jahren 1770 und 1771 durch kräftige Maßregeln der großen Noth zu steuern wußte. Seine Besitzungen vergrößerte er durch mehrere Erwerbungen, regte aber 1765 durch eine neue Mauthordnung das Mißvergnügen seiner Nachbarn auf. Er starb den 8. Dec. 1777 an den Kinderblattern und sein unbeerbter Tod erregte den baierschen Erbfolgekrieg. 73. 22. 37.

Maximilian-Joseph-Orden, ein Militairverdienstorden, vom Könige Maximilian Joseph von Baiern am 1. Jan. 1806 gestiftet, hat 3 Classen und ertheilt den Inländern seit 1818 persönlichen Adel. Da er an die Stelle des frühern Militairehrenzeichens trat, so ist dieses auch Ordenszeichen geblieben. Es ist ein goldnes, achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz, an einer goldnen Krone befestigt. Das himmelblaue runde Mittelschild zeigt den Namenszug des Königs, die Umseite in einem Halbzirkel mit goldnen Buchstaben die Worte: Virtuti pro patria. Es wird an einem schwarzen, blau und weiß eingefaßten Bande und von den Großkreuzen die gestickte Rückseite desselben mit silbernen Strahlen noch auf der linken Brust getragen. 77.

Maximinus (Cajus Julius Verus), aus Thracien gebürtig, weßhalb er den Beinamen Thrax führt, römischer Kaiser von 235—238, durch seine Leibesstärke ausgezeichnet und durch seine Geldsucht, der kein Tempel zu heilig war, und seine Grausamkeit, die auch den Unschuldigsten nicht schonte, berüchtigt, erwarb sich als Feldherr durch seine glücklichen Feldzüge die Gunst der Soldaten und diese wählten ihn später zum Kaiser. Während er gegen die Sarmatier in Deutschland focht, rief zwar das erbitterte Volk in Afrika den Gordian und dessen Sohn zu Augusten aus; doch machte er beide durch den Statthalter Capellian von Mauretanien unschädlich und dann erst, als der Senat in Rom den Maximus Pupienus und Clodius Balbinus zu Augusten erwählt hatte, zog er aus Deutschland nach Italien, blieb aber nebst seinem Sohne bei der Belagerung von Aquileja, durch seine eignen Soldaten ermordet. 77.

Maximus, aus Tyrus gebürtig, daher **Tyrius** genannt, hielt sich unter der Regierung des Commodus in Rom auf und lehrte als Sophist und Anhänger der neuplatonischen Schule Philosophie und Beredsamkeit. Wir besitzen noch von ihm 41 philosophisch-rhetorische Aufsätze (διαλέξεις, λόγοι), worin nach Grundsätzen des Platonismus philosophisch declamirt wird. Sie sind jedoch ohne Tiefe der Gedanken in einer überladenen und nicht reinen Sprache geschrieben. Die erste Ausgabe dieser Abhandlungen besorgte Henricus Stephanus (Paris 1557); die folgenden Herausgeber waren: **Daniel Heinsius** (gr. et lat. Lugd. Bat. 1607. 1614. 8.), **J. Davisius** (Lond. 1740) und **Reiske** (Leipz. 1774 u. 1775. 2 Bde.), eine Ausgabe, in der sich zugleich die Anmerkungen der frühern Herausgeber befinden. Eine deutsche Übersetzung lieferte **Damm** (Berlin 1764). 20.

Mayer (Tobias), berühmter Astronom, geb. 1723 den 17. Febr. zu Marbach am Neckar in Würtemberg, ward nach dem frühen Tode seines Vaters (1727) anfangs in das Waisenhaus, dann in die deutsche und lateinische Schule, endlich aber in das Collegiatstift zu Eßlingen aufgenommen und trat nach großem Privatfleiße schon im 18. Lebensjahre als Schriftsteller durch sein erstes Werk: „Neue und allgemeine Art, alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelst der geometrischen Linien leicht aufzulösen" (Eßlingen 1741), auf. Nachher entwarf M. eine Anzahl militairischer Zeichnungen, die er, um sich zu einer Officiersstelle zu empfehlen, dem schwäbischen Kreisconvente übergab, ohne jedoch seine Absicht zu erreichen. Hierauf wandte er sich nach Augsburg, wo er in einer Landchartenofficin oder in der Kupferstechereiofficin von J. W. Baumgärtner gelebt haben soll, und gab hier seinen „Mathematischen Atlas von 60 Tabellen" heraus, brachte hierauf einige Zeit in der Homann'schen Officin in Nürnberg zu und ward 1751 als Professor der Astronomie nach Göttingen berufen. — In der praktischen Astronomie hat M. große Verdienste; denn er lehrte zuerst einen Winkel durch Wiederholung messen, wandte dieses Verfahren alsbald auf den von ihm erfundenen Spiegelkreis an, von welchem er ein Modell aufstellte und welcher im Jahre 1779 von Borda darnach gefertigt seitdem den Namen **borda'scher Kreis** (s. d. Art.) erhalten hat. Früher schon (1743) gab M. eine Construction eines Diopterlineals an, mit welchem man die Winkel mittelst der Sehnen messen konnte; ganz besonders aber machte er sich um die Astronomie durch die Berechnung von Mondstafeln verdient, deren Fehler nie über eine Bogenminute ging, während die frühern Mondstafeln noch um Viertel-, ja halbe Grade vom Himmel abgewichen waren. Diese Mondstafeln übergab er dem Board of longitudes zu London, um den von diesem auf die besten Mondstafeln gesetzten Preis von 20000 Pfd. Sterling zu erlangen. Leider erlebte er aber den Ausgang der Sache nicht; eine Auszehrung machte seinem Leben am 20. Febr. 1762 zu Göttingen ein Ende und erst lange nach seinem Tode

erhielt seine Wittwe aus England nur einen Theil jener Prämie, nämlich 6000 Pfd. Sterling. — Seine Schriften findet man vollständig angeführt in Zach's „Monatlichem Correspondenzblatt zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde" (XI. Bd. Maiheft 1805. S. 462 — 470), wo noch außerdem zahlreiche sichere Quellen über M.'s Leben und Wirken anzutreffen sind. 13.

Mayer (Friederike), als Schriftstellerin unter dem Namen Sophie May bekannt, war die Tochter des geheimen Raths und Professors der Medicin, J. Christoph Andreas M., zu Berlin und wurde um das Jahr 1796 geboren. Bei einer höchst sorgfältigen Erziehung entwickelte sie schon früh eine entschiedene Neigung zur Poesie und schriftstellerischer Beschäftigung, welche überdieß noch durch ein stilles zurückgezogenes Leben bedeutende Nahrung erhielt. Einzelne Beiträge, welche sie in Zeitschriften und Taschenbücher lieferte, fanden verdienten Beifall, doch trat sie erst später mit größern Werken vor dem Publicum auf. Sie starb 1827 zu Berlin. Außer mehrern Übersetzungen Scott'scher Romane, die jedoch nicht zu den besten gehören, erwähnen wir nur: „Die fürstlichen Frauen der Vorzeit" (1. Thl. Leipz. 1824); „Frauenverachtung oder die Zöglinge von Amalienhof" (2 Bde. Leipz. 1828); „Gesammelte Erzählungen" (6 Bde. 1829 und 1830). 22.

Mayr (Simon), ein berühmter Componist, geb. im Jahre 1763 zu Mendorf bei Ingolstadt, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater, einem geschickten Organisten, ging später, seine wissenschaftlichen Studien aufgebend, nach Italien, fand Gönner und wurde durch ihre Unterstützung in den Stand gesetzt, unter Bertoni's Leitung in Venedig seine Ausbildung zu vollenden. Er widmete sich jetzt der Composition, machte Aufsehen und ward im Jahre 1802 Kapellmeister an der Kirche St. Maria Maggiore zu Bergamo. Unter seinen zahlreichen Werken aus fast allen Zweigen der Musik haben besonders seine ernsten Opern z. B. „Lodoisca", „Misteri Eleusini", „Adelasio ed Alerano", „Medea in Corinto" u. a. gerechte Anerkennung gefunden; seine Kirchensachen gehören ebenfalls unter die bessern, ohne jedoch ausgezeichnet zu sein. Überhaupt wird M.'s Name außer Italien wenig mehr genannt. Um die italienische Musik hat sich M. dadurch ein unbestrittenes Verdienst erworben, daß er die Gründlichkeit des deutschen Styls mit ihr zu verbinden suchte; mit welchem Erfolge, bleibt hier unerörtert. 36.

Mazarin (spr. Masaräng) (Julius), der berühmte und vielgepriesene, obwohl auch viel verläumdete Minister Frankreichs, ein würdiger Zögling und Nachfolger des großen Richelieu, stammte aus einem edeln sicilischen Geschlechte und wurde den 14. Juli 1602 zu Piscina in Abruzzo, nach Andern zu Rom geboren. Von der Natur mit herrlichen Anlagen ausgerüstet machte er bei den Jesuiten in Rom treffliche Studien und ging dann in seinem 17. Jahre nach Spanien, um in Alcala und Salamanca die Rechte zu studiren. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er nach Rom zurück, änderte bald seinen anfänglichen Plan und begab sich im Jahre 1625 zu dem päpstlichen Heere, welches damals in Veltlin stand. Hier leistete er bei den Unterhandlungen, welche die päpstlichen Anführer Conti und Bagni mit den Spaniern und Franzosen betrieben, wesentliche Dienste und ward daher, als später der Krieg über das mantua'sche Erbe ausbrach, mit dem Cardinale Sacchetti nach Turin gesandt, wo der päpstliche Hof zwischen Frankreich einerseits und Spanien und Savoyen andrerseits den Frieden vermitteln wollte. Wurde auch dieser Zweck nicht erreicht, so fand doch M. die trefflichste Gelegenheit, sein außerordentliches Talent im Unterhandeln zu bewähren und dadurch die persönliche Gunst Richelieu's und Ludwig's XIII., welchem er im Jahre 1630 in Lyon vorgestellt wurde, zu erlangen. Auch gelang es ihm endlich im Jahre 1631 den Frieden zu Cherasco zu Stande zu bringen, bei

welcher Gelegenheit er Frankreich mittelst einer List zu dem Besitze Pignerol's verhalf. Richelieu erkannte die ungemeine Brauchbarkeit M.'s immer mehr und beschloß ihn dauernd an das Interesse Frankreichs zu fesseln, verschaffte ihm daher im Jahre 1634 die Vicelegation zu Avignon und rief ihn endlich, als er von der spanischen ihm geschäftigen Partei verdächtigt die Gunst des Papstes verloren hatte, im Jahre 1639 an seine Seite, verschaffte ihm auch zur Belohnung für seine während des Jahres 1640 in Savoyen geleisteten Dienste im Jahre 1641 den längst ersehnten Cardinalshut. Treu seinem Gönner wußte sich M. auch dem Könige unentbehrlich zu machen und wurde daher, als Richelieu starb (Dec. 1642), zwar nicht dem Namen, doch der Sache nach dessen Nachfolger. Hatte jener durch Strenge geherrscht, so suchte M. durch Milde gleichen Zweck zu erreichen, und strebte vorzüglich darnach, durch Gefälligkeiten gegen die Parliamente, den Herzog von Orleans und die Königin, letztere als muthmaßliche Präsidentin der zu erwartenden Regentschaft, alle für sich zu gewinnen. Obgleich ihm Anna von Östreich anfangs nicht günstig war, so sah sie sich doch durch die wesentlichen Dienste, die er ihr bei dem sterbenden Könige geleistet hatte, zur Dankbarkeit verpflichtet und erkannte überdieß, daß er wohl am besten geeignet sei, ihren Einfluß dem ehrgeizigen Herzoge von Orleans gegenüber aufrecht zu erhalten. Letzterer seinerseits, so wie der unruhige Herzog von Condé, für M. aus andern Gründen eingenommen, kamen seinen Plänen bereitwillig entgegen. So sah sich M. nach dem Tode des Königs im Mai 1643 an der Spitze der Verwaltung. Nachdem er durch Entfernung aller derer aus der Umgebung der Königin, die ihm hätten schädlich werden können, seine Stellung hinlänglich gesichert glaubte, richtete er seine Blicke vorzüglich nach außen, wo der Kampf mit Östreich alle Anstrengungen Frankreichs in Anspruch nahm. Ein vortheilhafter Friede war sein eifrigstes Bestreben und er sah seine Bemühungen in dem endlichen Abschlusse des westphälischen Friedens siegreich gekrönt. Doch hatte sich unterdeß im Schooße Frankreichs ein schweres Ungewitter über ihn zusammengezogen; eine starke Partei, die Fronde, an ihrer Spitze Condé, der Cardinal Retz und selbst Orleans, benutzte die wegen der drückenden Auflagen allgemein herrschende Unzufriedenheit und entzündete ein Feuer, welches seit 1647 Frankreich zu dem Schauplatze der grenzenlosesten Verwirrung machte. Gewaltschritte gegen das erbitterte Parliament von Paris riefen wiederholte Revolten hervor, wodurch selbst der Hof im Jahre 1649 und später noch mehrere Male genöthigt wurde Paris zu verlassen. Momentane Beruhigung der Gemüther fruchtete nichts und als M. im Jahre 1650 die Arrestation Condé's verordnet hatte, brach der Sturm von Neuem so heftig los, daß er sich im Febr. 1651 genöthigt sah Frankreich zu verlassen. Das Parliament, welches ihn schon früher einmal proscribirt hatte, wiederholte jetzt diese Maßregel und sprach für immer seine und seiner Familie Verbannung aus. Dessenungeachtet blieb der Einfluß M.'s am Hofe ungeschwächt und vor wie nach leitete er, jetzt von Trier aus, die Angelegenheiten Frankreichs. Unterdeß gewann der Hof durch die Uneinigkeit seiner Feinde täglich an Stärke und darauf bauend kehrte M. bald nachher an der Spitze von 7000 Mann selbstgeworbener Truppen nach Paris zurück. Zwar mußte er den Umständen nachgebend sich nochmals entfernen, allein der Herzog von Orleans, ermüdet, wünschte den Frieden, Condé, vom Volke gehaßt, konnte ihm nur wenig mehr schaden und die Parliamente endlich, durch beharrlichen Widerstand des Hofes gedemüthigt, waren ebenfalls zu schwach zum Widerstande. So triumphirte zuletzt M. über alle seine Feinde und kehrte den 3. Februar 1653 unter fast königlichen Ehrenbezeugungen nach Paris zurück. Seine Macht wurde unumschränkter als je; frei von allen inneren Hemmungen setzte er jetzt mit erneuter Kraft den Krieg gegen Spanien fort und versicherte sich durch einen

mit Cromwell im Jahre 1656 abgeschlossenen Tractat, ein Meisterstück der Politik, selbst des Beistandes Englands. Emsig an seinem Lieblingsplane arbeitend, eine Vermählung Ludwig's XIV. mit der Infantin von Spanien zu bewerkstelligen und so dem Hause Bourbon eine Aussicht auf den spanischen Thron zu sichern, ließ er kein Mittel unversucht den spanischen Hof zu gewinnen; doch verzögerte sich der Abschluß der Verhandlungen bis zum Jahre 1659, wo endlich der pyrenäische Friede durch M. selbst zu Stande kam. Eine der Hauptbestimmungen desselben, die Vermählung Ludwig's XIV. mit der Infantin, wurde im Juni des folgenden Jahres zu Saint Jean de Luz vollzogen. Dadurch hatte M. die Präponderanz Frankreichs fest gegründet, allerdings ein Erfolg so vieljährigen Strebens werth und groß genug, um der letzte eines Staatsmannes wie M. zu sein. Hochgeehrt vom Könige und geachtet vom Volke kehrte der allmächtige Minister nach Paris zurück mit dem genugthuenden Gefühle, das Ziel seiner Anstrengungen erreicht zu haben. Doch jetzt nahte seine Auflösung mit schnellen Schritten und sein Ende vorausseheud ließ er sich im Febr. 1661 nach Vincennes bringen, wo sich eben damals der Hof aufhielt. Hier verschied er am 9. März an der Brustwassersucht. Sein ungeheures Vermögen, welches sich trotz der Ausstattung seiner Nichten Mancini immer noch auf 100 Mill. Livres belief, erbte der Herzog von la Meilleraie, welcher fortan den Namen Mazarin annahm. Ein Legat von 800000 Thlr. hatte er außerdem zur Gründung eines Collége bestimmt, welches nach ihm benannt und im Jahre 1688 eröffnet wurde. — Die Urtheile über M. sind, wie es bei Männern seiner Art stets der Fall ist, höchst verschieden und bei Weitem die meisten neigen sich zu Extremen hin. Von seinen Verehrern über die Gebühr gelobt, von seinen Feinden dagegen verabscheut und verläumdet erscheint er einer unparteiischen Beurtheilung in einem ganz andern Lichte und zwar von dem Gesichtspunkte seiner Leistungen als Staatsmann aus betrachtet groß und klein zu gleicher Zeit, groß, indem er der Schöpfer der Macht Frankreichs nach Außen wurde, klein, indem er das Innere des seiner Leitung anvertrauten Landes durchaus unberücksichtigt ließ. Sein Charakter ferner ist nicht tadellos und nur zu oft vergaß er, um einen Zweck zu erreichen, die Gebote der Moral; doch steht er unendlich höher, als Richelieu und war weder so grausam, noch so indifferent in der Wahl der Mittel, auf jeden Fall aber gewandter als dieser. — Man vergl. „Lettres du cardinal Mazarin, où l'on voit le sécret de la négociation de la paix des Pyrénées etc." (Paris 1745); „Histoire du cardinal Mazarin, depuis sa naissance jusqu'à sa mort" (Paris 1688 und 1695); Silhou's, „Eclaircissements sur quelques difficultés touchant l'administration du cardinal Mazarin" (1650) u. a. m. Die große Masse der über M. und seine Verwaltung pro und contra erschienenen Schriften begreift man unter dem Namen Mazarinaden, von denen bedeutende Sammlungen vorhanden sind. 22.

Mazeppa (Iwan Stephanowitsch), Hetman der Kosaken, stammte aus einer armen adeligen Familie Podoliens, war anfangs Page bei Johann Kasimir und soll von einem polnischen Edelmanne, der ihn bei seiner Frau traf, nackt auf ein Pferd gebunden und von diesem in die Ukraine geführt worden sein, wo einige Bauern dasselbe auffingen. Durch Muth und Kenntnisse machte er sich bald den Hetmanen der Kosaken, Doroschenko und Samoilowitsch, beliebt, die ihn zu verschiedenen wichtigen Sendungen gebrauchten und bis zur Würde eines Oberjesauls (Jesaul ist der Unteranführer der Kosaken) ernannten. Der von der Kaiserin abgesendete Galyzin ließ ihn endlich auf seine Treue gegen Rußland bauend trotz dem, daß er fast durchgehends von den Kosaken gehaßt ward, zum Hetman erwählen (1687) und in dieser Stellung wußte M. eben sowohl durch Klugheit das Zutrauen des russischen Hofes als durch verstellte Schmeichelei gegen die An-

führer der Kosaken und strenge Regierung den Gehorsam derselben sich zu erhalten. Doch wohl erkennend, daß, wenn Rußland aus dem Kriege mit Schweden siegreich hervorgehen sollte, seine Herrschaft bald ein Ende erreichen würde, faßte er den Plan sich zum unabhängigen Gebieter zu erheben und knüpfte deßhalb mit Karl XII. Unterhandlungen an, der auch auf seine Einladung den abenteuerlichen Zug in die Ukraine unternahm. Die Schlacht bei Pultawa (1709) änderte aber den ganzen Zustand der Verhältnisse, M. floh mit Karl XII. nach Bender und soll noch in demselben Jahre daselbst gestorben sein. Bulgarin in seinem Romane: „Mazeppa" (1833) sagt treffend von ihm: „M. war einer der einsichtsvollsten und gelehrtesten Fürsten seiner Zeit und um ein großer Mann zu sein, fehlte ihm nur — Tugend." 37.

Mazocchi (Alexius Symmachus), Archäolog, ward geboren 1684 zu St. Marino im Capuanischen. Er war einer der Ersten, welche Sinn und Geschmack an Alterthümern, schönen Wissenschaften, Literatur und Sprachen in Neapel geltend zu machen, zu erhalten und zu verbreiten wußten. Dabei besaß er so ausgebreitete, als gründliche Kenntnisse. Hiervon zeugen sein „Commentar. in mutilum Campani amphitheatri titulum aliasque nonnullas Campanas inscriptiones" (Napoli 1727, und in dem Gráve-Gronov'schen „Thesaurus" mit den Zusätzen von Polenus); seine „Commentatio in regii Herculanensis musei aeneas tabulas Heracleenses" (Napoli 1754 et 1755. Voll. I. et II.); „Spicilegium biblicum N. T." (Ibid. 1762. 11 Voll. Fol.). Ein genaues Verzeichniß seiner zahlreichen gedruckten und handschriftlich hinterlassenen Werke nebst seinem Leben findet sich im ersten Theile seiner von dem Abte Gaëtano herausgegebenen „Opuscula, quibus orationes, dedicationes, epistolae etc. continentur" (Napoli 1771—75. III. Tom.). Er starb als metropolitanae ecclesiae Campanae Canonicus, und regius S. Scripturae interpres d. 12. Sept. 1771 zu Neapel. Sein Elogium steht in der „Histoire de l'acad. des Inscript." Tom. 38 p. 263—290. Noch sprechen über ihn Saxe im „Onomast." Tom. VI. p. 406 sqq.; Fabronius in „Vit. Italor." Tom. VIII. p. 330—397. und Böhmstahl „Briefe" 1. Th. Ep. 18. p. 315—317. 64.

Mazzòla (Francesco), s. Parmegiano.

Mead (spr. Mihd) (Richard), berühmter englischer Arzt, ward am 11. Aug. 1673 zu Stepney, einer kleinen Stadt bei London, geboren und erhielt, da sein Vater, ein nonconformistischer Prediger, das Land verlassen mußte, seine erste Bildung zu Utrecht, studirte Medicin zu Leyden und wurde zu Padua 1695 promovirt. Nach England zurückgekehrt prakticirte er zuerst in seiner Vaterstadt, wo er sich bald so auszeichnete, daß ihn 1704 die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannte, 1707 aber die Universität Oxford zum Doctor creirte. 1716 wurde er ins Collegium der Ärzte von London aufgenommen, darauf 1717 Arzt am S. Thomas-Hospitale und 1727 Leibarzt des Königs Georg II. So verschied er nach 50 Jahren einer sehr beschäftigten und einträglichen Praxis am 16. Febr. 1754. — Er hinterließ eine sehr große Bücher-, Medaillen- und Antiquitätensammlung, was mehr aber als dieses werth ist, den Namen eines rechtschaffenen Mannes, eines sehr gelehrten, geschickten, theilnehmenden Arztes und treuen Freundes, für welches letztere die unter Freind's Biographie mitgetheilte Anecdote spricht. — Seine Schriften sind mit Beifall aufgenommen worden und in vielen Auflagen erschienen, jetzt aber wenig noch benutzt. Wir erwähnen sein „Mechanical account of poisons" (Lond. 1702); „De imperio solis et lunae in corp. humana" (Lond. 1704); „De variolis et morbillis liber" (1747); „Medicina sacra" (1749); „Monita et praecepta medica" (1751); „Opera latin., studio Oederi" (Goetting. 1749. in II Voll. 8.). 39.

Meaupeau (spr. Mohpoh) (René Nicolas Charles Augustin de), ein eben so gewandter als einflußreicher Staatsmann Frankreichs unter Ludwig XV., geb. 1714, kam noch ziemlich jung an den Hof und lernte frühzeitig die Intriguen und Schändlichkeiten desselben kennen. Später wurde der Herzog von Choiseul sein Gönner; ja M. wurde selbst durch ihn 1768 zum Kanzler ernannt. Doch undankbar und treulos, wie die ganze damalige Zeit, trat er bald von Choiseul's Seite auf die der bald nach ihrem Auftreten hochgefeierten und angesehenen Dubarry und deren Günstlings, des Herzogs von Aiguillon, wodurch es ihm auch 1771 durch einen Gewaltstreich gelang, daß alle Parliamente in Frankreich (14 an der Zahl) auf einmal aufgehoben und dafür am 13. April ein großer Rath erwählt wurde, der in vollkommener Abhängigkeit vom Könige stand und von dem höchst erbitterten Volke M.'s Parliament genannt wurde. Mit dem Tode Ludwig's XV. erfolgte auch das Ende seiner politischen Thätigkeit, von welcher Zeit an er auf seinem Landgute Thuit in der Normandie in der Verbannung lebte, woselbst er auch 1792 starb. 20.

Méchain (spr. Meschäng) (Pierre François André), berühmter Astronom, ward den 16. Aug. 1744 zu Laon geboren, erlernte bei seinem Vater und in der Ecole des ponts et chaussées zu Paris Architectur, ward aber von Lalande für die Astronomie gewonnen und bildete sich so schnell durch Theorie und Praxis, daß er schon 1772 durch Lalande's Empfehlung Astronom-hydrographe bei dem Dépôt de la marine in Versailles wurde. Er veranlaßte als solcher neue Seecharten von den Meeresküsten Frankreichs aufnehmen zu lassen und beschäftigte sich fortwährend mit Ausführung guter See- und Landcharten. Im Jahre 1781 entdeckte er zwei Kometen und bis 1799 deren eilf neue; auch nahm er sehr großen Antheil an der Entwerfung der beiden großen militairischen Charten von Deutschland und Oberitalien und erhielt 1786 von der pariser Akademie den ehrenvollen Auftrag die „Connaissance des Temps" zu besorgen, von welcher er vom J. 1788—1794 7 Bände herausgegeben hat. Schon vorher hatte M. an der 1784 von der englischen Regierung veranstalteten trigonometrischen Verbindung der Sternwarte von Greenwich und Paris als Commissair französischer Seits thätigen Antheil genommen, wie man in dem „Exposé des Opérations faites en France en 1778 etc." (Par. 1790) nachsehen kann. 1792 endlich erhielt er bei der Messung eines Meridianbogens von Dünkirchen bis Barcellona den südlichen Theil dieser Messungen in den Pyrenäen und in Spanien, welche er, nachdem er seit 1798 in Paris die Versuche über das unveränderliche und einfache Pendel von Platina angestellt hatte, 1803 bis zu den balearischen Inseln auszudehnen suchte, starb aber schon den 20. Sept. 1804 am Faulfieber in der Nähe von Valencia. — Außer seinen vielen und großen Arbeiten bei der oben erwähnten französischen Gradmessung, deren Resultate in Delambre's Werke: „Base du système métrique etc." stehen, nennen wir hier noch: „Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes etc." (Paris 1791). 13.

Mechanik, lat. mechanica; fr. mécanique; engl. mechanics (von dem griechischen *Μηχανή*, Maschine), ist der erste und wichtigste Theil der angewandten Mathematik. Die Begriffe, welche die Grundlagen derselben bilden, sind Bewegung und Ruhe und die Ursache von beiden die Kraft (s. d. Artt.). Diese Grundbegriffe geben unmittelbar die oberste Eintheilung derselben in die Lehre vom Gleichgewichte und in die der Bewegung oder in die statischen und die mechanischen Wissenschaften, welche nach den drei Aggregatzuständen der Körper wieder eingetheilt werden, erstere in die Statik, die Hydrostatik und die Aërostatik, letztere in die M. im engern Sinne, die Hydraulik und die Pneumatik (s. d. Artt.). Außerdem unterscheidet man auch einen elementaren

Theil, welcher sich blos auf die nach Grundsätzen der Elementarmathematik zusammenzusetzenden Maschinen bezieht und Maschinenlehre heißt, und einen höhern, wobei die Natur und die Eigenschaften der Bewegungen überhaupt in Betracht kommen und welcher in die Dynamik für die festen und Hydrodynamik für die flüssigen Körper zerfällt (s. d. Artt.). — Unter den Resultaten der angewandten Mathematik ist wohl der M. der erste Rang einzuräumen, weil sie nicht allein, theoretisch genommen, die reine Mathematik von den ersten Elementen bis zu den verwickeltsten Sätzen der Analysis in Anspruch nimmt, sondern auch auf Künste und Gewerbe einen überwiegenden Einfluß besitzt und gerade auch der mechanische Theil der Astronomie der wichtigste ist. Spuren der M. findet man schon im höchsten Alterthume, namentlich bei den Phöniciern, Babyloniern und Israeliten, wie dieß sehr deutlich ihre colossalischen Gebäude, Pyramiden und Obelisken beweisen. So waren ihnen schon die mancherlei einfachen mechanischen Werkzeuge, als z. B. der Hebel, die Winde, der Haspel, der Flaschenzug, die schiefe Fläche ꝛc. bekannt. Erst bei den Griechen erlangte sie aber eine mehr wissenschaftliche Ausbildung. Aristoteles ist der erste Schriftsteller über die M.; doch erst Archimedes ist der Erfinder des bekannten Gesetzes vom Gleichgewichte des Hebels, einer richtigern Lehre vom Schwerpunkte, der Schraube ohne Ende, des Flaschenzuges ꝛc. Unter den alexandrinischen Mathematikern zeichneten sich besonders Ktesibius und Heron in der M. aus. In der Folge gerieth gleich allen andern Wissenschaften auch die M. fast in Vergessenheit und man findet in den mittleren Zeiten von ihr nichts als einige Erzählungen von Automaten. Selbst da noch, als sich der Zustand der übrigen Wissenschaften verbesserte, verging mehr als ein Jahrhundert, ehe die M. wieder zum Vorscheine kam. Erst um das Jahr 1577 versuchte der Marquis Guido Ubaldi sie wissenschaftlich zu behandeln und alle Maschinen auf das Gesetz des Hebels zurückzuführen. Nach ihm zeichneten sich Tartalea und Benedetti aus. Der Niederländer Simon Stewin stellte 1586 Systeme der Statik und Hydrostatik auf und der Römer Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkte weiter aus. Aber erst mit Gallilei (geb. 1592, gest. 1642) fängt die glänzende Epoche der M. an. Er brachte die Statik auf einen einzigen allgemeinen Grundsatz und legte durch die wichtige Entdeckung der Gesetze fallender Körper den Grund zur höhern M., welche durch Torricelli, Babiani, Borelli in Italien und Roberval, Descartes und Mersenne in Frankreich mit neuen Theorien bereichert ward. Wallis, der Ritter Christoph Wren und Huyghens entdeckten zuerst die wahren Gesetze des Stoßes. Letzterer wandte zuerst die Gesetze der Bewegung des Pendels, durch Gallilei aufgestellt, dazu an, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen, erweiterte und berichtigte die Theorien vom Mittelpunkte des Schwunges und Stoßes und erfand die Sätze von der Schwungkraft im Kreise. Endlich vollendete Newton 1687 das Gebäude der höhern M. Er unterschied ausdrücklich die höhere M. von der Maschinenlehre, welcher Unterschied auch beibehalten worden ist. Nächst ihm zeichneten sich besonders Leibnitz, Johann und Daniel Bernoulli, de l'Hopital, F. de Duillier, d'Alembert, Euler, d'Arcy, Maclaurin, Herrmann und Saurin in der höhern M. aus. La Grange lieferte 1788 in seinem Werke „Mécanique analytique" eine der wichtigsten Schriften über die M., die sich insbesondere durch eine systematische Darstellung auszeichnet. In neuerer Zeit haben sich um die höhere M. noch besonders verdient gemacht Lambert, Kästner, Karsten, Pasquich, Langsdorf, Eytelwein, von Baader, Prony, Carnot, Bezout, Robison, Playfair, Poisson, von Gerstner u. A. — Mechanisch nennt man das zur M. Gehörende oder was blos durch äußere Kräfte bewirkt wird, ohne daß das Wirkende sich dieser Kräfte bewußt ist. — Mechanismus nennt man im weitläufigsten Sinne die Art und Weise, wie Bewegungen durch Anwendung mechanischer Kräfte hervorgebracht werden,

wie z. B. der Mechanismus der Himmelskörper ꝛc. In einem engern Sinne aber bedeutet Mechanismus die innere Einrichtung einer Maschine, vermittelst welcher gewisse Wirkungen durch bewegende Kräfte hervorgebracht werden, z. B. der Mechanismus einer Uhr, einer Mühle, einer Winde, einer Wasserkunst, einer Dampfmaschine ꝛc. Diejenigen Personen, welche gute Kenntnisse in den mechanischen Wissenschaften besitzen und dieselben sowohl zum Angeben der Maschinen als auch die angegebenen Maschinen selbst zu erbauen verstehen, nennt man Mechaniker. 40.

Mecheln (Israel von), auch Mecken genannt, sind zwei der namhaftesten ältern Kupferstecher und Maler der Niederlande. Beide, Vater und Sohn, lebten im XV. Jahrh., doch weiß man weder Geburts- noch Todesjahr mit Bestimmtheit anzugeben. Man hat den ältern Israel v. M. für den Erfinder der Kupferstecherkunst halten wollen, doch mit Unrecht, da sich früher schon Kupferstiche vorfinden, die sich von denen, welche man mit Gewißheit für unsere Künstler vindiciren kann, wesentlich unterscheiden. Außerdem aber weiß man selbst nicht, welche von den vorhandenen Blättern dem Vater und welche dem Sohne zuzuschreiben sind. Übrigens sind sie nur noch höchst unvollkommene Versuche, als solche aber allerdings für die Geschichte der Kupferstecherkunst wichtig. Die von dem jüngern Israel v. M. vorhandenen Gemälde tragen dasselbe Gepräge, sind jedoch mit vielem Fleiße ausgeführt. 36.

Mechitaristen, von ihrem Stifter Mechitar oder Mchitar (Tröster) genannt, der geboren 1676 zu Siwas oder Sebastia in Kleinarmenien durch nicht geringe Fähigkeiten und Kenntnisse ausgezeichnet und seit dem 20. Lebensjahre Priester nicht ohne Unwillen dem gänzlichen Verfalle seiner Nationalliteratur entgegensah und um den wissenschaftlichen und religiösen Zustand seines Volkes wieder zu heben eine Congregation von Gelehrten bei seinem zweimaligen Aufenthalte in Constantinopel um sich versammelte, die eine gemeinschaftliche Wohnung hatten und sich nach einer bestimmten Regel (seit 1701) zu leben verpflichteten. Sie mußten aber wegen Verdachts der Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche aus Constantinopel fliehen, wählten Modon auf Morea, das damals unter den Venetianern stand, zu ihrem neuen Wohnorte, gingen später zu den unirten Armeniern über, worauf vom Papste Clemens XI., der sie einer Regel des heil. Benedict unterwarf, 1712 die Bestätigung der Congregation erfolgte; sie mußten aber nach der Eroberung Moreas durch die Türken ihren Sitz wieder aufgeben und zogen 1715 nach Venedig, das ihnen nach kurzem Aufenthalte daselbst die ungefähr 1 Stunde von Venedig entfernte Insel St. Lazaro einräumte (1717), wo sie nicht ohne Verdienste um ihr Volk und die Wissenschaft noch wohnen. Mechitar starb am 16. April 1749. — Die in Wien befindliche Mechitaristen-Congregation hat bis jetzt mehr den Zweck des Jugendunterrichtes, als den literarischer Thätigkeit verfolgt. 77.

Meckel, drei berühmte Anatomen und Ärzte. — Johann Friedrich M., geb. 1713 zu Wetzlar, studirte in Göttingen unter Haller, dessen würdigster Zögling er war; hierauf wurde er 1751 Hebammenlehrer und 2 Jahre nachher Professor der Anatomie in Berlin, in welcher Stelle er seinem Hange nach anatomischen Untersuchungen volle Genüge leisten konnte. Später ernannte ihn der König zu seinem Leibchirurgen. Er starb am 18. Sept. 1774. In seiner Schrift: „Dissertat. de quinto pare nervor. cerebr.“ und einigen andern Aufsätzen klärte er mit unübertrefflicher Kunst einige Theile des Nervensystems, besonders die Vertheilung des fünften Paars, des Antlitznerven und den Bau der Nervenknoten auf und erwarb sich dadurch den Ruhm eines der größten Zergliederer, die je gelebt haben. — Sein Sohn, Philipp Friedrich Theodor M., wurde zu Berlin am 30. April 1756 geboren, studirte Medicin zu Göttingen und Straß-

burg, bereiste Frankreich und England und wurde 1783 Professor der Anatomie und Chirurgie zu Halle. Als Arzt und Geburtshelfer hatte er sich einen großen Namen erworben, so daß er einige Male nach Petersburg bei Entbindungsfällen in der kaiserlichen Familie gerufen worden ist. Sein Tod erfolgte 1803. Er ist Verfasser einer „Dissert. de labyrinth. auris contentis", Herausgeber des „Neuen Archivs der praktischen Arzneikunst", Übersetzer von Baudelocque „Traité d'accouchement" ꝛc. — Sein Sohn, Johann Friedrich M., geheimer Medicinalrath und Professor der Medicin zu Halle, wurde daselbst den 17. Oct. 1781 geboren. Er erhielt zuerst häuslichen Unterricht, besuchte dann die Domschule zu Magdeburg und begleitete von da aus seinen Vater auf seiner Reise nach St. Petersburg. Hierauf studirte er die Medicin zu Halle und Göttingen, promovirte 1802 zu Halle und trat dann mehrere wissenschaftliche Reisen nach Wien, Paris und Rom an, bis er 1806 in Halle als Professor der Chirurgie angestellt wurde, welche Professur er aber bald mit der der Anatomie und Physiologie vertauschte. Diesen beiden Wissenschaften widmete er nun ausschließlich sein Leben und scheute weder Geld noch Zeit, um auf seinen vielen wissenschaftlichen Reisen, die er wiederholt nach Italien, der Schweitz, Frankreich und England unternahm, dieselben zu vervollkommnen und dabei sein treffliches, seiner Vaterstadt zur größten Zierde dienendes Cabinet zu bereichern. Als Gelehrter nimmt M. eine der höchsten Stellen in Deutschland ein; er besaß eine seltene Klarheit des Geistes, eine ganz ungemein tief eindringende Schärfe des Verstandes, eine feste Urtheilskraft und ein herrliches Talent der Beobachtung und Combination. Alles dieses hat er in seinen vielen Schriften, in denen sich noch eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Verarbeitung und Anordnung des reichen, aber stets durch Autopsie gewonnenen und streng gesichteten Materials kundgibt, dargelegt. Wir erwähnen von denselben als die bekanntesten sein „Handbuch der menschlichen Anatomie" (4 Bde.); „Handbuch der pathologischen Anatomie" (3 Abthlgn.); „System der vergleichenden Anatomie" (6 Thle.); „Descript. ornithorrhynchi paradoxi."; „Tabulae anat. pathol." (4 Fascikel); seine vielen Beiträge in seinem „Archiv für Physiologie" (14 Bde.). Zu beklagen ist, daß M., in jüngern Jahren durch seine angenehme Gestalt, seinen unerschöpflichen Witz, seinen angenehmen Humor höchst liebenswürdig, in späterer Zeit leidenschaftlich, mürrisch, sarkastisch wurde und Jeden von seinem nähern Umgange zurückstieß. Diese Gemüthsverstimmung mochte wohl Folge eines erblichen Leberleidens sein, das ihn auch viel zu früh für seinen Ruhm, für die Wissenschaft und für die Universität in seinem 52. Jahre am 31. Oct. 1833 dem Grabe zuführte. 39.

Medaillen, s. Denkmünzen.

Medēa (*Μήδεια*, die Klugheit), Tochter des kolchischen Königs Äëtes, soll ausnehmend schön und dabei der Zauberei kundig gewesen sein, so daß sie, als die Argonauten in Kolchis gelandet waren und M. sich in deren Anführer Jason verliebt hatte, diesen durch eine Salbe, die sie bereitet hatte, vom Feuertode rettete und endlich ihm auch das goldene Vließ durch List verschaffte. Sie segelte hierauf in Begleitung der Griechen von Kolchis ab, ward des Jason Gemahlin und lebte mit diesem 10 Jahre glücklich, bis Jason's Leidenschaft durch die Schönheit der Glauke, Tochter des Königs Kreon, gereizt und die M. von ihrem Gemahle verstoßen wurde. M., um sich zu rächen, sandte der Glauke ein Kleid zum Hochzeitgeschenke, worin die Glauke zugleich mit ihrem ihr zu Hülfe eilenden Vater und dem ganzen Hause verbrannte. Hierauf tödtete sie ihre eigenen mit Jason erzeugten 2 Söhne und entfloh auf einem Drachenwagen nach Athen zum Könige Ägeus, mit dem sie einen Sohn, Medos, erzeugt haben soll. Sie floh aber vor Theseus, nachdem diesen sein Vater Ägeus auf ihren Rath hatte vergiften wollen, in ihr Vaterland zurück, wo sie ihren Vater, der mittler Weile vom Throne ge-

stoßen worden war, wieder auf denselben verhalf. Nach Andern soll sie sich mit Jason wieder versöhnt haben, hierauf zu Butrotum gestorben und von Jason begraben worden sein. Übrigens ward der M. in Kolchis göttliche Verehrung zu Theil. Oft hat man die Geschichte der M. als Stoff zu großen Dichtungen benutzt; so schrieben schon Äschylus und Ovid Tragödien, die diesen Namen führten, aber verloren gegangen sind; wogegen noch die von Euripides und Seneca erhalten sind. Auch des Sophokles' „Kolchides", denen derselbe Stoff zum Grunde lag, sind verloren gegangen. 20.

Mediationsacte heißt die den Abgeordneten der Schweitz am 19. Februar 1803 zu Paris überreichte Vermittelungsurkunde, nach welcher die untheilbare schweitzerische Republik vom 2 Juli 1802 wieder in einen Bundesstaat umgewandelt wurde. Schlau genug hatte Napoleon nach der Einführung der heftig angefochtenen Verfassung von 1802 die bis dahin in der Schweitz gestandenen französischen Truppen zurückgezogen, den Ausbruch eines Bürgerkrieges vorhersehend, welcher ihm Vorwand zur Einmischung geben würde. Indem er den Namen eines „Vermittlers der Schweitz" annahm, ward er im Grunde Gebieter, denn die sogenannte M., obwohl unter Beiziehung der schweitzerischen Abgeordneten (s. d. Art. Affry) ausgearbeitet, mußte angenommen werden und führte bei aller ihrer Vortrefflichkeit in Bezug auf die innern Verhältnisse der Schweitz die völlige Abhängigkeit von Frankreich herbei. 1.

Mediatisirung. Wie es Grundsatz des allgemeinen Völker- und Staatenrechts ist, keinen Feind im Rücken zu behalten, eben so wenig kann auch, wenn ein Land von einem Staate von allen Seiten so völlig eingeschlossen ist, daß jede Grenzberührung mit einem andern abgeschnitten wird, obgleich es dadurch von dem Einschlußstaate abhängig wird (Enclave), dieser seiner eigenen Sicherheit wegen es dulden, daß in seiner Mitte ein unabhängiger Staat sich erhalte, dessen Interesse dem seinigen fremd ist und der sich zu seinen äußeren Feinden bei vorkommenden Gelegenheiten schlagen kann. Nun tritt jedoch der Umstand, daß ein kleinerer Staat nach und nach von einem größern umgeben wird, nicht durch das Recht der Besiegung oder Eroberung ein; die Verhältnisse, die solches hervorbringen, betreffen vielmehr ganz andere und rücksichtlich dritte Staaten, die dem eingeschlossenen Lande, welches sich im Friedenszustande befindet, fremd sind; nämlich solche Erwerbungen, die der Einschlußstaat von andern Seiten her macht, welche die Umschließung nun vollenden. Es kann daher die Regentenfamilie des nunmehr eingeschlossenen Staates nicht etwa mit Krieg überfallen oder vertrieben, oder der eingeschlossene Staat etwa unterjocht werden, sondern beide werden nur aus dem bisherigen Zustande der Unmittelbarkeit in den der Mittelbarkeit versetzt, welches man unter M. versteht. Man nennt sie Mittelbargewordene (Mediatisirte) zum Unterschiede der ursprünglich Mittelbaren. Der einschließende Staat erhält nur die Oberherrschaft, die Hoheitsrechte und die eigentlichen Staatseinkünfte, die er zu seinen übrigen Bestandtheilen zieht und wofür er in alle diesem gegenüberstehende Verpflichtungen eintritt. Aus beiden Staaten wird nunmehr einer. Die frühere Regentenfamilie des mediatisirten Landes behält ihr Privatvermögen und ihren Rang, in sofern er sich auf persönliche Vorzüge beschränkt, nicht aber auf Regierungsrechte bezieht. Die Sache kann nicht weiter ausgedehnt werden, als in den Grundsätzen liegt und zur eigenen Sicherheit des Einschlußstaates erforderlich ist. Mehrentheils wird sie daher durch Vergleiche und Recesse geordnet. Nur bei Widersetzlichkeit des Eingeschlossenen würde Gewalt gebraucht werden. Bildet der eingeschlossene Staat ein für sich bestehendes Ganzes, so geht die Sache leicht; ist er jedoch blos ein zu einem größern Staate gehöriges besonderes Land, vom dritten Staate eingeschlossen, wie früher der cotbusser Kreis und das bärwaldische Ländchen, welche zu Preußen gehörten,

in Sachsen, so würden natürlich diese Grundsätze ihre Anwendbarkeit verlieren. Da der Einschlußstaat, wenn er das Mediatisirungsrecht ausüben will, selbst unabhängig sein muß, so konnte es im vormaligen deutschen Reiche keine eigentlichen Enclaven, also auch keine M. geben. Die Unabhängigkeitserklärung der in den Rheinbund aufgenommenen Staaten unter Napoleon schuf jedoch deren auf einmal sehr viele. Die Streitigkeiten und Beschwerden der damaligen unmittelbaren Reichsfürsten und Ritter gegen diejenigen Staaten, worin bei Errichtung des Bundes ihre Besitzungen theils schon eingeschlossen waren, theils durch die von den größern Staaten gemachten Erwerbungen eingeschlossen wurden, sind bekannt. Auf diese Weise verloren mit einem Male die Städte Frankfurt und Nürnberg, die altfürstlichen und gräflichen Häuser Fürstenberg, Hohenlohe, Leiningen, Öttingen u. a., ingleichen die fränkischen, rheinischen und schwäbischen Reichsritter ihre bisherige Unmittelbarkeit, zusammen mit 505 □Meil. Besitzungen und 1244000 Einwohnern. Für die zu mächtigeren Staaten gehörigen Enclaven aber wurden Austauschungen vorgenommen. Nachdem man durch die deutsche Bundesacte Deutschland für ein einziges Ganzes erklärt hat, fällt der Grund zur M. zwischen den einzelnen Bundesgliedern unter sich hinweg. (S. Standesherren.) 10.

Medicäer. Dieses hochberühmte in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst unvergeßliche florentinische Geschlecht tritt erst zu Anfange des XIV. Jahrh. aus dem Dunkel hervor, in welchem es bis dahin, obwohl geachtet von seinen Mitbürgern, gelebt hatte. Unermeßlicher durch Handel erworbener Reichthum verlieh ihm um diese Zeit eine Wichtigkeit, welche, wie die Erfahrung gelehrt hat, in bürgerlichen Aristokratien oft den Weg zu der höchsten Gewalt bahnt. Die M. liefern davon einen glänzenden Beweis. Der älteste von Bedeutung, dessen die Geschichtschreiber Erwähnung thun, ist Averardo (Eberhard) dei Medici, welcher im Jahre 1314 Gonfaloniere di Giustizia in Florenz war und als der gemeinschaftliche Stammvater des Geschlechtes zu betrachten ist. Nach seinem Tode nahm seine Familie an der Verschwörung gegen den Herzog von Athen, Walter von Brienne, thätigen Antheil, gewann nach der Vertreibung des Letztern großen Einfluß und stellte sich denselben benutzend an die Spitze des von dem Adel aufs Neue unterdrückten Volks, wodurch seit 1360 die wüthendsten Parteikämpfe hervorgerufen wurden. Während derselben thaten sich besonders Alamanno und dessen Sohn Bartolomeo dei M. durch Muth und Entschlossenheit rühmlich hervor, obwohl Letzterer seine Pläne an dem entschlossenen Widerstande der edlen Familien Albizzi, Petruzzi, Strozzi, Pazzi u. a. scheitern sah. Glücklicher war sein Bruder Salvestro, welcher seit 1378 als Gonfaloniere den Kampf gegen seine Nebenbuhler erneuerte und vom Volke unterstützt die Macht der Albizzi's vernichtete. Zwar wurde er nebst mehreren seiner Familie im Jahre 1381 verbannt, dessenungeachtet aber blieb seine Partei mächtig, da die ungeheuren Reichthümer seines Hauses das schwankende Gleichgewicht bald wieder herzustellen vermochten. Giovanni dei M. endlich gewann durch seine Klugheit sowohl wie durch seine Tugenden die Liebe des Volkes in so hohem Grade, daß der Adel ernsthaftere Verfolgungen gegen die M. nicht mehr wagte. Im Jahre 1402 wurde er Mitglied des Rathes und 1421 Gonfaloniere di Giustizia, welche Würde er bis zu seinem Tode im Jahre 1429 bekleidete. Sein Sohn Cosmo I., genannt der Große und der Vater des Vaterlandes, geb. im Jahre 1389, wurde der wahre Gründer der Größe des Hauses Medicis. Im Besitze unermeßlicher Reichthümer erwarb er sich durch Freigebigkeit gepaart mit Milde und Freundlichkeit die Anhänglichkeit des Volks zu gleicher Zeit mit der Achtung des Auslandes. Ihm zur Seite mit Rath und That standen zwei treffliche Freunde, Averardo dei M. und Pucci. Zwar kam er bei einem durch die Albizzi im Jahre

1433 erregten Aufstande in große Lebensgefahr und mußte selbst flüchtig werden, wurde aber nach Jahresfrist zurückgerufen und mächtiger als zuvor. Ohne wirklich mit der höchsten Gewalt bekleidet zu sein, übte er dieselbe nur durch sein Ansehen, aber so unumschränkt, daß die Stadt nur noch den Namen einer Republik trug; man liebte seine Herrschaft, weil man sie nicht fühlte. Durch Bündnisse mit Franz Sforza von Mailand, den Venetianern und dem Papste sicherte er den äußern Frieden und gewann dadurch Zeit und Ruhe, seiner Neigung für Kunst und Wissenschaft zu leben. Selbst trefflich gebildet zog er Gelehrte und Künstler in seine Nähe, gründete Bibliotheken, unter ihnen die so berühmt gewordene Laurentiana, sammelte kostbare Manuscripte, stiftete mehrere wissenschaftliche Anstalten, unter ihnen die physikalische Gesellschaft und die Akademie für platonische Philosophie zu Florenz und gewährte, ein unendliches Verdienst, den vertriebenen Griechen Schutz und Unterhalt. Außerdem schmückte er Florenz mit vielen herrlichen Bauwerken, deren Ausführung er dem trefflichen Brunelleschi anvertraute. — Geehrt und glücklich starb Cosmo den 1. Aug. 1464. Wider Erwarten verhielten sich bei seinem Tode die Feinde seines Hauses ruhig und Pietro I., sein ältester Sohn, geb. 1414, ergriff daher die Zügel der Herrschaft. Wohl war seines Vaters Liebe zur Kunst und Wissenschaft auf ihn vererbt, aber nicht dessen Geist, Kraft und Milde. Schwächlichen Körpers ließ er seine Freunde und Creaturen nach Willkühr schalten und walten und war auf den Rath eines unter ihnen unklug genug, die Summen, welche sein Vater verschwenderisch ausgeliehen hatte, mit Strenge zurückzufordern. Unzufriedenheit erwachte und zwar um so bedrohlicher, als fast ganz Florenz ihm verpflichtet war. Dazu kam noch das Mißvergnügen über die Vermählung seines Sohnes Lorenzo mit der vornehmen Römerin Clarice Orsini. Lucas Pitti, der M. erbittertster Gegner, benutzte diese Stimmung der Gemüther und zettelte im Jahre 1466 eine Verschwörung an, welche nichts Geringeres als die Ermordung Pietro's bezweckte. Doch ward der Anschlag zeitig genug entdeckt und durch Verbannung der Rädelsführer vereitelt. Ein Angriff der Venetianer zu Gunsten Pitti's im Jahre 1467 war gleichfalls erfolglos. Pietro blieb jetzt unangefochten, starb aber schon im Dec. des Jahres 1469. Die Macht seines Hauses ging über auf seinen Sohn, Lorenzo (I.), den größten der Medicäer, den „großmächtigen" (magnifico), den „Vater der Musen." Geboren im Jahre 1440 hatte er gleich seinem jüngern Bruder Giuliano eine treffliche Ausbildung erhalten und unter der Leitung eines Johannes Argyropulos, Laskaris, Marsiglio, Ficini u. A. entschiedene Vorliebe für Philosophie und wissenschaftliche Beschäftigung gefaßt. Später unternahm er wiederholt Reisen in die wichtigsten Staaten Italiens sowohl zur Vermehrung seiner Kenntnisse als zur Anknüpfung politischer Verbindungen, welche ihm später von großem Vortheile waren. Sein noch jugendliches Alter ließ bei dem Tode seines Vaters für ihn fürchten, allein bald gelang es ihm durch Freigebigkeit, Milde und seine siegende Beredsamkeit das Volk für sich zu gewinnen und seinen von seinen Feinden im Stillen verbreiteten Sturz zu verhindern. Alle Tugenden seines Großvaters Cosmo in sich vereinigend war er noch kräftiger und gewandter in der Politik, dabei mehr auf die Macht seines Hauses bedacht, als jener. Schneller, als er entstanden war, unterdrückte er im Jahre 1472 einen Aufruhr in Volterra, gefährlicher aber wurde ihm die Feindschaft des Papstes Sixtus IV., um so mehr, als sich dieser mit den Pazzis, den heftigsten Gegnern Lorenzo's, und Salviatti, dem Erzbischofe von Pisa, in Verbindung setzte. Ohne sein Wissen entspann sich im Dunkeln eine Verschwörung gegen sein und seines Bruders Leben, welche den 26. April 1478 zum Ausbruche kam. Giuliano (dessen Sohn Giulio später unter dem Namen Clemens VII. (s. d. Art.) Papst wurde) erlag in dem Dome den Dolchstichen der Mörder; Lorenzo aber rettete

ist seit Selbstregierungen und genossen an der Spitze des für die Lateinischen Sache selbständig dastehenden Hofes. Die weiteren Schicksale dieses Hofes sind uns nicht bekannt. Die letzten Reste desselben vereinigte durch Kauf gelegentlich der Säkularisation das Kloster Ebrach, welches bis dahin noch Grundherr blieb.

Eigentümer. Laut der von dem Herzoge von Calabrien und dem Papste ihm bestätigten Urkunde wird dieses Kloster von Ludwig dem Frommen (1405). Besitzungen wurden ihm von Markgrafen Otto IV., Bernhard VII., beziehungsweise auch von Bischof Otto Lichtenau bestätigt (Codex Dipl. Bd. X. I. Nr. 3 und Bestätigung). Den Besitz seines Hofes bestätigte er ausserdem in nachstehender Verleihung mit Rauch und Wildbrodt. Otto Graf von der Gleichenberg ist verschollen. Ehrfurcht seines Hofes; mehr als in früheren unter den im Kloster Ebrach, welches bis dahin noch Grundherr blieb. Die Verleihung des Hofes geschieht, in Anbetracht an Otto geschenkte ausgeführt und die Ehrenrechte des Hofes Ehrenrechte und Ehrfurcht gegenüber dem

Cardinal Cortona zum einstweiligen Regenten ernannt, bis Alessandro, der Sohn Lorenzo's II. (oder wahrscheinlicher Clemens VII. selbst), die Volljährigkeit erreicht haben würde. Allein der Cardinal im höchsten Grade unfähig erregte bald große Unzufriedenheit und heftigen Parteienkampf und ward daher, zumal da der Papst selbst durch die Eroberung Roms von Seiten der Kaiserlichen in große Bedrängniß gerieth, im Jahre 1527 genöthigt, nebst Alessandro Florenz zu verlassen. Zwei Jahre lang sahen jetzt die M. Florenz nicht; Clemens VII. aber schloß mit Karl V. im Jahre 1529 ein Bündniß, dessen wichtigste Bedingung die Wiederherstellung der Herrschaft seiner Familie und zwar mit herzoglicher Würde war. Alessandro zog somit im Jahre 1531 als erster Herzog in Florenz ein. Hart mußten jetzt die Florentiner ihre Vergehen gegen die M. büßen und für immer die letzten Reste ihrer republikanischen Institutionen schwinden sehen. Von allen Tugenden ihrer Vorfahren hatten die Glieder des Hauses M. nur die Liebe zur Kunst und Wissenschaften behalten; jene Milde eines Cosmo, der Edelmuth eines Lorenzo (I.) waren verschwunden und an ihre Stelle Selbstsucht und Tyrannei getreten. Alessandro vernichtete die letzten Freiheiten der Florentiner, fiel aber durch die Hand seines eigenen Verwandten, Lorenzo di M. (aus der zweiten von Lorenzo dem ältern, einem Bruder Cosmo's des Großen, herstammenden Hauptlinie) am 6. Jan. 1537. Da er keine männlichen Erben hinterließ, gelangte Cosmo (als Herzog I.) aus der eben erwähnten zweiten Linie, ein Sohn Giovanni's dei M. des unter dem Namen gran diavolo bekannt gewordenen Bandenführers (geb. 1519), auf den herzoglichen Stuhl, obwohl nicht ohne Abhängigkeit von dem Kaiser. Mit Hülfe des letztern unterdrückte er noch in demselben Jahre einen Aufstand, an dessen Spitze die Strozzi's gestanden hatten, bekämpfte auch in den nächsten Jahren mit Erfolg die Versuche des Papstes Paul's III. ihn zu stürzen. Übrigens herrschte er mit der vollendetsten Willkühr, besonders nachdem er die letzte Kraft der Strozzi's im Jahre 1554 gebrochen hatte, und erwarb sich nur dadurch einiges Verdienst, daß er seine ungeheuren Reichthümer (er selbst trieb Handel und hatte Häuser in Antwerpen, Lyon, London und Augsburg) zum Theil auf wissenschaftliche und Kunstzwecke verwandte. Er starb den 21. April 1574, nachdem er 5 Jahre zuvor vom Papste den Titel als Großherzog von Toscana erhalten hatte. Ihm folgte sein ältester Sohn Franzesco, finstern und strengen Charakters, vermählt mit der schönen Venetianerin Bianca Capello. Den Regierungsprincipien seines Vaters treu bleibend suchte er mehr wie dieser zwischen Frankreich und Östreich eine unabhängige Stellung anzunehmen, schloß sich aber entschieden an letzteres an und erhielt dafür die Bestätigung der großherzoglichen Würde. Sonst war er den Wissenschaften hold und that besonders viel für die Verschönerung von Florenz. Er starb ohne Erben den 19. Oct. 1587, muthmaßlich an Gift. Ihm succedirte sein Bruder Ferdinand I., ebenfalls ein Freund der Künste und Wissenschaften und umsichtiger Politiker. Er regierte übrigens im Sinne seiner Vorgänger und starb den 7. Febr. 1609. Dagegen erwarb sich Cosmo II., sein Sohn, bis 1621 die Liebe seines Volks in hohem Grade, durch seine Milde sowohl, wie durch treffliche Verwaltung. Toscana war unter seiner Regierung glücklich. Das Gegentheil gilt von seinem Sohne Ferdinand II. bis 1670 und mehr noch von dessen Nachfolger Cosmo III. bis 1723, welcher durch falsche Politik und erbärmliche Verwaltung das Land in großes Elend versetzte. Sein Sohn, Johann Gasto, bis 1737, war der letzte Großherzog von Toscana aus dem Hause der M., welches jetzt nur noch in einigen Nebenlinien blüht. Aus einer derselben stammt der um Sardinien hochverdiente Minister Ritter Medici, gest. im Jahre 1830. — Über die Geschichte des Hauses M. sind zu vergleichen: „Bruti Florentinae historiae libri VIII.“ (Lyon 1562); „Geschichte der Revolutionen zu Florenz unter den Mediçäern.“

(Augsburg 1721); „Geschichte des Großherzogthums Toscana unter den Medicäern." (Florenz 1781). Vergl. übrigens den Art. Toscana. 22.

Medicin, s. Arzneikunde, gerichtliche Medicin und Staatsarzneikunde.

Medien, ein in der frühesten Zeit selbstständiges und berühmtes Reich Asiens, gegen O. durch Hyrkanien und Parthien, gegen S. durch Parätacene, was von Einigen für eine Provinz von Persien gehalten wird, und Susiana, gegen W. von Assyrien, gegen N. von dem kaspischen Meere begrenzt, in Groß-M. oder das östliche, welches Einige bis Aria ausdehnen, und das atropatenische (Media Atropatene) oder westliche getheilt, zählte neben der östlichen Hauptstadt Ekbatăna (h. Hamadan) und der westlichen Gasa (h. Asiah) mehrere berühmte Städte, z. B. Ragá, Cyropolis, Veram, Mandagarsis, Heraklea u. s. w. Jetzt begreifen die persischen Provinzen Aserbeidschan, theilweise Masenderan und Irak-Adschemi das Gebiet M.'s in sich. Die Meder sollen Madai, den Sohn Japhet's, zu ihrem Stammvater haben und bis auf den Stifter der assyrischen Monarchie, Ninus, der sie unterjochte, von eigenen Königen beherrscht worden sein. Mehrere Versuche, sich der Herrschaft Assyriens zu entziehen, mißlangen, bis endlich der Meder Arbaces die Macht der Assyrer brach, die neue Dynastie des aufblühenden M. stiftete, die mehrere ausgezeichnete Könige zählte, den Dejoces (688 vor Christo), welcher nach Herodot der Gründer von Neu-M. gewesen sein soll und dem Volke durch seine Klugheit nicht weniger als durch seine Gerechtigkeits- und Prachtliebe den Gehorsam abnöthigte, den Phraortes (656), Sohn des Vorhergehenden, der nach einem Siege über die Perser bis an den Fluß Halys in Kleinasien vordrang und bei der Belagerung von Ninive blieb, den Cyaxares (606), der nur gegen die in sein Land einbrechenden Scythenhorden zu kämpfen hatte. Der letzte Sprößling dieses Königshauses war Astyages (585); denn der Medoperser Cyrus (s. d. Art.) machte (553) dem Reiche M. ein Ende. 77.

Medina, eigentlich Medinet-en-nabi (Stadt des Propheten), früher Jatreb, berühmt durch die Flucht Muhammed's, liegt unter 57° 43′ L. und 25° 13′ N. B. in der arabischen Provinz Hedschas in einer öden Gegend an dem Bache Ajun Sarkah, hat ungefähr 8000 Einw., die sich von den Spenden der zahlreichen Pilger nähren, und umschließt die älteste von Muhammed selbst erbaute Moschee so wie dessen und der ersten Chalifen Gräber. Kein Nichtmuhammedaner darf in ihre Nähe kommen.

Medina del rio secco, eine Stadt westlich von Valladolid, ist berühmt durch den entscheidenden Sieg, welchen der Marschall Bessières mit 14000 Mann über die spanische 30000 Mann starke Heeresabtheilung unter la Cuesta den 14. Juni 1808 erfocht, in deren Folge ganz Leon von den Franzosen erobert ward und Joseph Buonaparte seinen Einzug in Madrid hielt. Die Franzosen hatten 2000 Todte und Verwundete, die Spanier 3000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene.

Meduſa, s. Gorgonen.

Meer, lat. mare, oceanus; franz. mer, océan; engl. sea, ocean, nennen wir die ganze Wassermasse, welche das Festland von allen Seiten umgibt, und verstehen dasselbe auch unter den Ausdrücken Weltmeer, See, offene See, Ocean. Dasselbe bedeckt ¾ der Oberfläche der Erde, also einen Raum von mehr als 6 Mill. □M. In ein durchsichtiges Gefäß gefüllt hat das Meerwasser keine Farbe; diese ist dagegen höchst verschieden, wenn man die Wassermassen selbst erblickt, nämlich mitten im M. bei trübem Wetter fast dunkelblau, bei heiterm Himmel ins Grüne fallend. Ist es hell und klar, was namentlich an den Küsten und ganz besonders an den westindischen Inseln und bei Norwegen der Fall ist, oder röthlich, schwarz oder weiß, so muß man erstere Erscheinung dem seichten Boden, der Brechung der Sonnenstrahlen, dem sandigen Grunde,

letzteres ebenfalls der mannigfachen Beschaffenheit des Bodens, den im Wasser lebenden Thieren, den Meeresgewächsen und andern uns fremden Ursachen zuschreiben. Sein specifisches Gewicht ist wegen der darin enthaltenen Salze, besonders Koch- und etwas Bittersalzes, und andern mineralischen Theilchen bedeutender als das des Flußwassers, besonders in der Tiefe und in großer Entfernung von Ufern. Bei der Analysirung verschiedener Pfunde Meerwasser fand man einen Salzgehalt von ½ — 6 Lothen. Daher kommt es auch, daß das Meerwasser, nur an den Stellen ausgenommen, wo sich Quellen vorfinden, einen salzigen und bittern (wozu auch die in Fäulniß übergegangenen Thiere beitragen sollen) Geschmack hat und sein Genuß auf die Gesundheit nachtheilig einwirkt. Dem Übelstande, der bei Mangel an süßem Wasser für die Seefahrer daraus erwuchs, suchte man früher durch das Abkochen abzuhelfen; doch gelang es nicht in vollem Maße und erst in der neuern Zeit hat der Engländer Irving eine Maschine erfunden, durch die alle der Gesundheit schädliche Bestandtheile entfernt werden sollen. Den Salzstoffen des Meerwassers muß man es ferner zuschreiben, daß es größere Schiffe tragen kann und die Fäulniß mehr befördert, als anderes Wasser und seltener zufriert (erst bei 28° Kälte, s. d. Art. Eis). Doch hängt letzterer Umstand auch viel von der Temperatur ab, die durch die Zone, unter welcher ein Theil des Meeres liegt, bedingt wird und der Erfahrung gemäß nicht so schnell als die der Luft dem Wechsel unterworfen ist, so wie nicht weniger von dem Abstande vom festen Lande und der Art der Wellenbewegung. Dieser Einfluß der Temperatur beschränkt sich aber blos auf die oberen Meeresschichten; denn hundert Fuß unter dem Meeresspiegel hat die Kälte den Aussagen der Taucher zu Folge zu jeder Jahreszeit einen hohen Grad erreicht, ohne daß im Winter deßhalb selbst wohl ein nördlich gelegenes M. ganz ausfrieren sollte. Noch erwähnen wir hier, daß das Licht nur über hundert Klaftern durch das Wasser hindurchdringt. Was die Oberfläche des Meeres betrifft, so ist diese nach dem Naturgesetze, daß das Wasser das Gleichgewicht halte, auch gleichweit von dem Mittelpunkte der Erde entfernt; da aber diese an den Polen eingedrückt ist, so muß sie hier im Verhältnisse zu dem höher liegenden Äquator auch tiefer erscheinen und so umgekehrt. Neuere Naturforscher haben die Abnahme des Wassers im Allgemeinen behauptet und als Beweise den tiefern Wasserstand im kaspischen Meere, in der Ostsee, im Mittel- und schwarzen Meere angeführt. Mögen diese Thatsachen sich auch nicht widerlegen lassen, so wissen wir doch auch Beispiele, daß ganze Strecken Landes unter Wasser gesetzt worden sind, ein Umstand, der für das Gegentheil spricht. Beides hängt wohl von einer uns unbekannten Ursache ab, die hier ein Zurücktreten des Wassers, dort aber ein Überschreiten der Grenzen hervorbringt. Außerdem dürfte wohl eine solche Behauptung mit der Nothwendigkeit des verhältnißmäßig gleichen Gehalts und Umfangs der Elemente für das Bestehen der Welt streiten. Wollen wir uns von dem Meeresgrunde ein Bild entwerfen, so liefert uns die Oberfläche unserer Erde wohl das beste. Anhöhen, einzelne Berge, Bergrücken mit unermeßlichen Abgründen, Quellen, Thäler und weite Ebenen bald von Seepflanzen, bald von Sand oder Schalthieren bedeckt, wechseln mit einander ab; daraus folgt, daß seichte Plätze (Untiefen, Sandbänke), besonders an den Ufern, und unergründliche Tiefen angetroffen werden. Die bis jetzt bekannte größte Tiefe zu 4680 Fuß hat man im Nordmeere gefunden. Das Gleichgewicht der Oberfläche des Meeres wird oft aufgehoben und man unterscheidet drei Arten einer solchen Störung. Die erste, der Wellenschlag genannt, ist eine pendelartige oder halbrunde Bewegung, die der Wind verursacht und deren Größe von der Stärke desselben abhängt. Weht nur ein schwacher Wind, so bemerkt man eine kräuselnde Bewegung, die erst zur Welle wird, sobald er sich erhebt, und letztere hat dann eine Höhe von 4 — 6 Fuß,

welche bei dem stärksten Winde bis zu 12 Fuß wächst. Wüthet ein Orkan, so sind die Wellen verhältnißmäßig klein, weil der ungeheure Luftdruck das Aufsteigen derselben erschwert; legt er sich aber plötzlich, so ist der Wellenschlag um so größer und den Schiffenden um so gefährlicher, da das Fahrzeug richtungslos den Wellen folgen muß. Diese Erscheinung nennen die Schiffer die hohle See; dabei ist es aber 90 Fuß in der Tiefe des Meeres ruhig. Prallen die Wellen an Klippen und Küsten zurück und stoßen an den entgegenkommenden an, so entsteht nach der Schiffersprache eine Brandung, welche wahren Wasserbergen gleicht. Außerdem hängt die Gestalt der Wellen von dem Umfange und der Tiefe des Meeres ab; in seichten und kleinern Meeren, wie in der Ostsee, sind sie kurz und wegen ihrer Höhe um so gefährlicher; in umfangsreichern und tiefern dagegen länger und kleiner, mithin auch weniger zu fürchten. Die mittlere Schnelligkeit dieses Wellenschlags soll in 1 Secunde 5 Fuß sein. Die zweite und dritte Art der Bewegung, die sogenannten Meerströmungen und die Ebbe und Fluth s. unter besonderen Artikeln. Eine eigene und von den Zuschauern als ausgezeichnet geschilderte Erscheinung ist bei der Nachtzeit das sogenannte Meeresleuchten, wo ein großer Theil der Meeresfläche gleichsam in Feuer zu stehen scheint und die in denselben befindlichen Gegenstände einen Lichtglanz von sich geben. Dasselbe leitet man theils von kleinen Seethierchen, Mollusken genannt, theils von den Eiern einzelner Fischarten ab; die häufig vorkommende theilweise Erhellung schreibt man dagegen in Fäulniß übergegangenen Fischen zu, welche phosphorartige Stoffe enthalten sollen, und die in der Schiffsfurche oft sichtbaren Strahlen den durch die Reibung entzündeten elektrischen Theilen. Die an das M. anstoßenden Länder nennt man Küstenländer. Diese haben verschiedene Formirungen erlitten, Einschnitte, so daß Meerbusen, Buchten, Baien entstanden, oder das M. hat sich durch zwei Länder Wege gebahnt, die man Meerengen, Straßen, Sunde nennt. Obgleich das M. ein Ganzes ist, so hat man doch einzelnen Theilen desselben nach ihrer physischen Beschaffenheit oder deren politischen Lage besondere Namen gegeben; diese sind: das nördliche und südliche Eismeer am Nord- und Südpole, der westliche oder amerikanische Ocean, zwischen Afrika und Asien, auch das stille M. genannt, der nördlich ans nördliche und südlich ans südliche Eismeer grenzt; das indische M. zwischen Australien, dem südlichen Eismeere, Afrika und Asien; das atlantische M., westlich von Europa und Afrika, östlich von Amerika. 35.

Meerbusen, lat. sinus; fr. golfe; engl. gulf, nennen wir die größern Einschnitte, die das Meer ins Land gemacht hat. Vorn sind sie gewöhnlich weit und am Ende spitzig zulaufend. Der italienische Ausdruck dafür ist golfo, daher sie auch Golfe genannt werden. 35.

Meerenge, lat. bosporus, fretum; franz. canal, détroit; engl. strait, streight, auch Canal, Straße, Sund, heißt der (schmale) Meeresarm zwischen zwei Küsten von Ländern oder Inseln, der das eine Meer mit dem andern verbindet. 35.

Meeresbildungen im Allgemeinen heißen in der Geologie diejenigen Gesteinbildungen, welche unter der Bedeckung und dem thätigen Einflusse des Meers in seinem jetzigen Niveau und theilweise auch in höherem entstanden sind. Sie werden in Meereskalkstein und Meeressandstein abgetheilt. Der erstere besteht aus dichten Kalksteinen von lichten Farben mit Corallen-, Conchylien- und Seethierversteinerungen, auch selbst mit Menschenknochen und zur Zeit seiner Bildung an diesen Orten verlorenen Kunstproducten. Er bildet Corallenriffe, Klippen und Inseln im Meere. Im mittelländischen Meere, auf Guadeloupe, Hayti und andern westindischen Inseln, an den nordamerikanischen Küsten und in der Südsee ist er häufig. Eine besondere Art desselben wird Ma-

dreporenkalkstein genannt. Die Meeressandsteine sind kalkhaltige Sandsteine, die aus dem Sande des Meergrundes fortwährend entstehen, indem die Sandkörner desselben durch ein kalkiges, zum Theil auch Thon- und Eisenoxyd enthaltendes Bindemittel verbunden werden. Hin und wieder enthält er Knochen von See- und Landthieren. Er wechselt mit Sand und Conglomeraten und geht durch Vermehrung des Kalkgehaltes in Meereskalkstein über. Er ist nicht selten im mittelländischen Meere. 76.

Meergötter. So wie schon bei Homer Okeanos als der Urgott des Elementes des Wassers und als der Vater aller Götter erscheint und man in der ältesten Philosophie Alles aus dem Elemente des Wassers ableitete, aus dem selbst die Götter entstanden seien, so hatten die Alten auch viele Namen, womit sie das Symbol des Meeres bezeichneten, wie Pontus, Nereus, Okeanos, an deren Stelle zuletzt Poseidon oder Neptun (s. d. Art.) trat, und es bildete sich nach und nach die Idee aus, daß, gleich wie alles Sichtbare, auch das Meer von göttlichen Wesen bewohnt werde, die man endlich in der römischen Mythologie als Dei marini bezeichnete und zu den Gottheiten niederen Ranges rechnete. Obenanstehend erscheint Okeanos, dann Poseidon oder Neptun, ferner Pontus als Gott des innern Meeres. Dessen Sohn ist Nereus, der mit der Okeanide, Doris und andern Göttinnen funfzig Töchter, die Nereiden (*Νηρείδες*) erzeugt hat, die ebenfalls das innere Meer beherrschen. Diese Nereiden sowohl, als auch die 3000 Okeaninen, die weiblichen Nachkommen des Okeanos, hießen Nymphen und bewohnten als eigentliche Okeaninen theils den Weltstrom Okeanos, theils das innere Meer als Nereiden; ferner abgeleitete Quellen und fließende Landgewässer als Najaden; Flüsse als Potamiden; Seen als Limniaden; Wiesen als Leimoniaden; Berge als Oreaden ꝛc. Zu diesen Meergöttern gehören ferner auch die Tritonen mit ihrem Stammvater Triton, Proteus, die Leukothea (röm. Matuta), die vergötterte Ino, die Scylla mit der Charybdis, die Sirenen ꝛc. Verschieden waren die Abbildungen, mit denen man die Meergottheiten bezeichnete. Sie werden gewöhnlich in bläulicher Gestalt mit grünlichem Haare, die Füße in Fischflossen endend, oft auch mit Schilf bekränzt dargestellt. Am meisten menschlich gebildet erscheinen die Nereiden. Die Stromgötter, von denen je einer einen Fluß bewohnt, liegen gewöhnlich auf einer Urne, aus welcher Wasser hervorströmt. 20.

Meerkatze, s. Affe.

Meermann (Johann), Freiherr von Dalem und Vuren, einer der vorzüglichsten niederländischen Gelehrten und Schriftsteller, ward den 1. Nov. 1753 im Haag geboren, entwickelte hier und auf dem Gymnasium zu Rotterdam bedeutende Anlagen und bezog schon 1767 die Universität Leipzig, worauf er zu Göttingen und Leyden studirte und auf letzterem Orte 1774 Doctor der Rechte ward. Nach einer Reise durch England, Frankreich und Italien lebte er dann ausschließlich literarischen Arbeiten auf seinen Besitzungen, erhielt aber 1782 die Leitung der ostindischen Angelegenheiten zu Amsterdam und bald darauf des Seewesens zu Rotterdam und ward nach einer zweiten Reise durch Großbritannien kurz nach einander erste Magistratsperson, Mitglied des Finanzcollegium und Criminalrichter zu Leyden. Doch schon 1791 legte er diese Ämter wieder nieder, um Deutschland und Italien zu bereisen, und ward zwar nach seiner Rückkehr Mitglied der Generalstaaten (1793), aber die Invasion der Franzosen brachte ihn außer aller politischen Thätigkeit und er suchte deßhalb auf einer Reise durch Skandinavien, Rußland, Polen und Norddeutschland (1797 — 1800) die traurige Lage seines Vaterlandes zu vergessen. Nun ward er Mitglied des 1801 gegründeten Staatsgouvernements, war aber unter der Regierung des Königs Ludwig, der ihn schätzte, als Director des königlichen Nationalmuseum fast aus-

schließlich nur für Wissenschaft und Kunst thätig. Napoleon berief ihn 1811 als Mitglied des Senats nach Paris, von wo er kurz nach der ersten Restauration nach Holland zurückkehrte; doch starb er schon den 19. Aug. 1815. — M. gehört nicht allein zu den ausgezeichnetsten Stylisten der Niederlande, sondern seine Schriften, vorzüglich seine selbst ins Deutsche übersetzten Reisebeschreibungen, mehrere historische Monographien und politische Abhandlungen zeugen auch von einer feinen Beobachtungsgabe und tiefem Geiste. Als Dichter hat er weniger geleistet, wohl aber durch eine holländische Übersetzung von Klopstock's „Messias" (Haag 1803—15. 4 Bde. 4. mit Kpfrn.) im Originalversmaße nicht allein die Kenntniß der deutschen Literatur in seinem Vaterlande, sondern auch die Ausbildung der holländischen Sprache selbst bedeutend gefördert. 16.

Meerrettig, lat. cochlearia armoracia; fr. raifort sauvage; engl. horseradish, eine zur natürlichen Familie der cruciferae und der ersten Ordnung der 15. linné'schen Classe (tetradynamia) gehörige Pflanze mit länglichen gekerbten Wurzelblättern, lanzettförmigen gesägten Stengelblättern, offenstehenden Kelchblättchen und großer, fleischiger Wurzel, die inwendig schneeweiß aussieht, wächst fast in ganz Europa an Gebirgsbächen wild, wird aber auch als Küchengewächs in Gärten gezogen und zu den bekannten Speisen verwendet. Wegen seines beißenden, aber sehr flüchtigen Stoffes dient er als Arzneimittel theils äußerlich als hautröthend und wird noch dem Senfe vorgezogen bei Kopf- und Zahnweh und Wiederherstellung unterdrückter Fußschweiße, vorzüglich in einem Fußbade; theils innerlich bei Harnbeschwerden, Wassersucht, Skorbut, Asthma, Gicht ꝛc. Übrigens wirkt er auch als Speise wegen seines reichen Nahrungsstoffes sehr wohlthätig, befördert die Eßlust und löst den angesetzten Schleim auf. 30.

Meerschaum, lat. halosanche, ossa sepiae; fr. pierre à calumet; engl. meerschaum, wird in knolligen, unvollkommen nierenförmigen Stücken lagerartig im Serpentine gefunden, die im Bruche feinerdig und flachmuschelig sind; er besitzt Härte 2—3, ist milde, zähe beim Schneiden und läßt sich leicht, selbst mit dem Fingernagel, poliren; auf dem Wasser schwimmt er; wenn er jedoch lange damit in Berührung gestanden hat, sinkt er unter und zeigt sein eigenthümliches Gewicht 1, 2 — 1, 6; an die Zunge klebt er stark an, ist matt- oder wenig glänzend, von gelblich- und graulichweißen Farben und besteht aus 50 Theilen Kieselerde, 25 Th. Talkerde und 25 Th. Wasser. Von Hrubschitz in Mähren, Vallecas und Toledo in Spanien, aus Natolien, Livadien, von der Insel Negroponte wird er in Stücken in den Handel gebracht. Sein Verbrauch zu Pfeifenköpfen ist bekannt. 76.

Meerschwein. 1) Eine Art Delphine (s. Delphin). 2) Meerschweinchen (cavia porcellus), ein zu der Classe der Halbkaninchen gehöriges Nagethier, ungefähr halb so groß wie das Kaninchen mit dickem Leibe, kurzem Halse und abgerundeten Ohren und von weißer Farbe mit großen röthlichgelben und schwarzen Flecken, nährt sich von allerlei Körnern und Kräutern, ist sehr lebhaft, sanftmüthig und empfindlich gegen Kälte, aber auch das fruchtbarste aller Säugethiere, da das Weibchen alle 6 bis 8 Wochen 4 bis 7 Junge wirft; doch ist sein Fleisch von üblem Geschmacke. Seinen Namen hat es von seiner grunzenden Stimme und dem Umstande, daß es aus Brasilien übers Meer zu uns gebracht wird, erhalten. 30.

Meerströmung heißt überhaupt jede horizontale Bewegung des Meeres, wobei das Wasser weder steigt noch fällt. Die merkwürdige Erscheinung der Strömungen zeigt sich im ganzen Oceane, und zwar theils in veränderlicher, theils in unveränderter Form. Unter den unveränderlichen oder allgemeinen Strömungen nimmt die erste Stelle die Äquinoctialströmung (von Einigen die Rotation des Meeres genannt) ein, welche ununterbrochen zwischen den Wende-

kreiſen und zwar in der Richtung von Oſten nach Weſten ſtattfindet. Sie wird durch die Umdrehung der Erde um ihre Achſe hervorgebracht und ſteht mit den fortwährend unter den Wendekreiſen herrſchenden Oſtwinden in nothwendigem Zuſammenhange; auch mag der Mond auf ſie nicht ohne Einfluß bleiben. Im atlantiſchen Oceane nimmt dieſe Strömung an den Küſten von Senegambien beginnend ihre Richtung nach Weſtindien, wird aber von dem Feſtlande von Amerika aufgehalten und ſüdlich und nördlich in zwei rückwärtsgehende Strömungen (Gegenſtrömungen) getheilt. Die merkwürdigſte derſelben iſt die nördliche, der Golfſtrom, welcher in dem Golfe von Mexico beginnend längs der Nordküſte von Mittelamerika, der Oſtküſte von Mexico und Südküſte der vereinigten Staaten in nordweſtlicher, dann nördlicher und öſtlicher Richtung hinzieht, hierauf um die Südſpitze von Florida herum längs der Oſtküſte der vereinigten Staaten hinläuft, ſich dann nach Neufundland, von hier öſtlich nach Europa zuwendet und zuletzt, nachdem er ſich unter 33° Br. der weſtlichen Strömung genähert hat, wieder mit der allgemeinen Äquinoctialſtrömung in Verbindung tritt, ein Kreislauf von faſt 4000 M. Freilich kann man den Lauf des Golfſtromes im Einzelnen bei Weitem noch nicht mit völliger Beſtimmtheit angeben und wenn es wirklich gegründet iſt, daß man, wie vor einiger Zeit ein öffentliches Blatt meldete, zu Southport eine Flaſche aufgefangen hat, welche von den Paſſagieren des Paketſchiffes South-Amerika im März 1833 im Golfſtrome auf der Höhe von Cap God unter 40° 30′ Br. und 68° W. L. in das Meer geworfen wurde, ſo ginge daraus hervor, daß die Strömung nicht nur bis zu den Azoren, ſondern viel weiter öſtlich reiche. Die Äquinoctialſtrömung im großen Oceane nimmt ihre Richtung von den Weſtküſten Amerikas nach Aſien und Auſtralien hin, zeigt aber, da ſie nirgends bedeutenden Widerſtand findet, keine bemerkenswerthen Gegenſtrömungen. Verſchieden von der Äquinoctialſtrömung ſind die beſondern Strömungen, deren es eine zahlloſe Menge von größerer und geringerer Bedeutung gibt. Sie ſind im Grunde wohl nichts Anderes als Modificationen der allgemeinen Strömungen bedingt durch Nebenumſtände, z. B. Inſeln, Beſchaffenheit des Meergrundes, Winde, Geſtalt der Küſten ꝛc. und zerfallen in beſtändige, welche immerfort und in derſelben Richtung, und unbeſtändige, welche nur zu gewiſſen Zeiten und nicht immer in derſelben Richtung fließen. Dergleichen Strömungen gibt es zwiſchen Neuholland und Neuguinea, in den Meerbuſen von Bengalen, Guinea und Mexico, zwiſchen Sibirien und dem nördlichen Europa, in der Meerenge von Gibraltar, im Sunde u. a. m. Oft gehen dieſe Strömungen doppelt über einander und zwar in entgegengeſetzter Richtung, ſo z. B. im Sunde, wo der obere Strom nach der Nordſee, der untere nach der Oſtſee läuft. Beſondere Strömungen endlich finden bisweilen auch an den Mündungen großer und reißender Ströme ſtatt. — Wenn ſich zwei oder mehrere Strömungen treffen oder kreuzen, ſo entſteht ein Wirbel oder Meerſtrudel, wobei das Waſſer im Kreiſe herumgeſchleudert und meiſt trichterförmig nach der Tiefe gezogen wird. Desgleichen war die den Alten ſo fürchterliche Scylla und Charybdis in der Meerenge von Sicilien, jetzt nur noch an einem geringen und unſchädlichen Wallen des Waſſers erkennbar. Merkwürdiger in dieſer Beziehung iſt der Mael- oder Maskôſtrom unfern der Küſte von Norwegen unter 68° N. Br. zwiſchen den beiden Lofodeninſeln Vâró und Maskô. Er entſteht durch den Kampf der im Weſtfiorden (Weſtbuſen) gewöhnlichen Strömung mit Ebbe und Fluth und muß um ſo heftiger werden, da zwiſchen den beiden genannten Inſeln der Hauptcanal iſt, durch welchen ſich das Waſſer in den Weſtfiorden und wieder aus demſelben ergießt. Er beſchreibt in dem Zeitraume von 12 Stunden einen mit der Ebbe und Fluth in entgegengeſetzter Richtung ſich bewegenden Kreis und wird, wenn er am heftigſten tobt, bis auf 12 Fuß tief.

Unglücksfälle sind daher nicht selten, obwohl sie ein geschickter Schiffer sehr leicht vermeiden kann. Die Bewohner der nächsten Inseln treiben gerade während der heftigsten Strömung die einträglichste Fischerei. — Daß die Strömungen, sowohl die allgemeinen wie die besondern, wesentlichen Einfluß auf die Schifffahrt haben müssen, versteht sich von selbst. So bedarf man z. B. zur Rückfahrt von Amerika nach Europa längere Zeit als zur Hinfahrt, da man auf letzterer bei den canarischen Inseln in die Strömung eintritt und mit dieser fortgetrieben wird. Dasselbe ist der Fall bei der Fahrt von der Westküste Amerikas durch den großen Ocean nach Asien. 1.

Meerzwiebel, lat. scilla; fr. seille; engl. squill, eine zur ersten Ordnung der 6. linnéischen Classe (hexandria) gehörige Pflanzengattung mit sechsblätteriger offenstehender Krone, fadenförmigen Staubfäden und dreilappiger Samenkapsel ohne Kelch, besteht aus 18 Arten, von welchen die gemeine M. (scilla maritima) die bekannteste ist. Sie wächst an den sandigen Ufern des Meeres und treibt einen 2 — 3 Fuß langen Blüthenschaft mit weißen sternförmigen Blüthen und nach dem Verblühen derselben rings um die 12 — 18 Zoll langen lancettförmigen Blätter. Die aus fleischigen Häuten bestehende oft mehrere Pfund schwere eiförmige Zwiebel hat einen brennenden bittern Geschmack und ist frisch sehr giftig, getrocknet und geröstet aber dient sie als ein kräftiges Arzneimittel bei Brustbeschwerden, Wassersucht und dergl. 30.

Megära, s. Furien.

Megariker heißen die Anhänger der von Euklides aus Megara um das Jahr 398 v. Chr. gestifteten und nach dem Orte ihrer Entstehung benannten megarischen Schule. Euklides, welcher früher die Philosophie der Eleaten und besonders des Parmenides studirt hatte, wurde durch den Unterricht des Sokrates und den Umgang mit den nach Sokrates' Tode nach Megara geflüchteten Sokratikern in die sokratischen Ansichten eingeweiht und veranlaßt eine eigenthümliche Schule zu begründen, in welcher sich eleatische Lehren mit sokratischen vermischten. So ward denn der Hauptsatz der Eleaten: „Es gibt nur ein Reales", von Euklides so ausgesprochen: „Es gibt blos ein Gutes, welches man nur mit verschiedenen Namen benennt". Hauptsächlich jedoch ließen es sich die M. angelegen sein die dialektische Richtung der eleatischen Philosophie fortzusetzen und auszubilden und sie leisteten nicht Unbedeutendes in den logischen Untersuchungen über die Schlüsse, die analytischen und synthetischen Urtheile, die Allgemeinbegriffe u. s. f.; allein weit mehr Fleiß wendeten sie noch auf sophistische Spitzfindigkeiten und Streitfragen, durch welche sie andere Philosophen in Verlegenheit setzten und zu dialektischen Zänkereien reizten, daher sie auch die Benennung der Dialektiker und Eristiker erhielten. — Die megarische Schule bestand ungefähr bis 297, also etwa hundert Jahre, und zählte unter ihre Anhänger, nebst dem Stifter Euklides, Eubulides, Alexinus, Diodorus, Philo und Stilpo. Vergl. Guntheri „Diss. de methodo disputandi megarica" (Jen. 1707. 4.); Walchii „Comm. de philosophiis veterum eristicis" (Jen. 1733. 4.); Spaldingii „Vindiciae philos. megaricorum", vor dessen: „Comment. in primam partem lib. de Xen. Zen. et Gorgia" (Hal. 1792. 8.); T. Deycks „De Megaricorum doctrina ejusque apud Platonem et Aristotelem vestigiis" (Bon. 1827. 8.); H. Ritter „Bemerkungen über die Philosophie der megarischen Schule" (Rhein. Mus. f. Philos. ꝛc. 2. Jahrg. 3. Hft. S. 295 ff.). 80.

Megăris, die kleinste Landschaft von Hellas, grenzte nördlich an Böotien, östlich an Attika und erstreckte sich ein Stück in den Isthmus von Korinth. Sie soll früher zu Athen gehört, unter Kadmus aber sich selbstständig gemacht haben, blieb jedoch nichts desto weniger beständig von Athen oder Korinth abhängig. Die Hauptstadt Megara, ziemlich in der Mitte des Landes, lag auf zwei felsigen Hügeln

und wurde von Demetrius Poliorcetes zerstört, aber bald wieder aufgebaut. Die Einwohner standen wegen ihres Charakters in üblem Rufe und das „megarische Lachen" ward eben so bei den Alten zum Sprüchworte für unbesonnenes Lachen als „megarische Thränen" unsern Krokodilsthränen entsprechen. 77.

Mehl, lat. farina; franz. farine; engl. meal flour, wird die weiße, feine, staubartige Substanz genannt, welche man durch Mahlen auf der Mühle und Sieben durch Beutel von feinem Tuche aus allerlei Sorten Getreidekörnern erhält. Seiner nährenden Eigenschaften wegen benutzt man das M. zu Brod, zu verschiedenem andern Backwerke, zu Brei u. dergl. Die Hauptbestandtheile desselben, welche sich leicht und durch bloße Behandlung mit Wasser von einander scheiden lassen, sind Kleber (gluten) und Stärkemehl (Satzmehl, Amidom), welches letztere beim Weizenmehle fast $\frac{3}{4}$ des Ganzen ausmacht. Außer diesen Hauptbestandtheilen lassen sich noch durch chemische Analyse daraus darstellen: Schleim, faserige Materie, zuckerige, nicht krystallisirte Materie, phosphorsaurer Kalk und verschiedene andere Salze in geringer Menge. Je reicher eine Getreideart in Kleber ist, desto besser und nahrhafter ist das M. aus derselben. Die Arten Getreide, deren M. sich besonders zu Brod eignet, sind Weizen, Spelz, Roggen, Dinkel und Mais. Außerdem dienen zu M. auch noch Gerste und Buchweizen, seltener Hafer, Erbsen, Wicken, Bohnen und Kartoffeln. Nur reine gesunde und völlig ausgewachsene Körner geben ein weißes und gutes M. Dasselbe muß trocken gehalten und gut verwahrt werden, damit es sich nicht erhitze oder dumpfig und vom Ungeziefer beschädigt werde. In diesem Zustande läßt sich dasselbe in festschließende Fässer oder Kästen gepackt an einem trockenen Orte viele Jahre lang aufbewahren. Älteres und getrocknetes Getreide gibt reichlicher M. als neues. Getreide, welches auf hoch liegenden, trocknem und sandigem Boden gewachsen ist, gibt im Allgemeinen immer besseres M. als dasjenige, welches sehr fett in Niederungen oder in nassen Jahren erbaut ist. Roggenmehl ist nie so weiß als Weizen- und Dinkelmehl; aber das Brod davon ist saftiger, wird nicht so leicht trocken und behält länger seinen Wohlgeschmack; Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und gibt kein lockeres Brod. Das M. vom Sommerroggen ist weißer als das vom Winterroggen. Ungebeuteltes M. erhält den Namen Schrot. 26.

Mehlthau, auch **Lohe**, lat. rubigo; franz. nielle; engl. mildew, heißt die junge Brut der Blattläuse, welche vom Honigthaue (s. d. Art.) angelockt die Blätter einem feinen Mehle gleich überziehen. Andere erkennen darin eine von dem Blatte in krankhaftem Zustande ausgeschwitzte Substanz, welche, wenn sie süß ist, zum Honigthaue wird. Der übliche Ausdruck: „Es ist M. gefallen", möchte daher wohl unrichtig sein. 8.

Méhul (spr. Mehül) (Etienne Henri), ein berühmter französischer Operncomponist, geb. den 24. Juni 1764 zu Givet im Departement der Ardennen, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von dem Organisten seiner Vaterstadt, bildete sich hierauf in der Abtei Valledieu unter des Kapellmeisters Wilhelm Hauser, eines Deutschen, Leitung weiter aus und kam später nach Paris, wo der damals als Clavierspieler und Componist berühmte Edelmann sein Lehrer wurde. Auch Gluck interessirte sich für den talentvollen jungen Künstler, welcher sich durch seine ersten Compositionen, besonders einer Ode Rousseau's, bereits bedeutenden Ruf erwarb. Doch war es vorzüglich die Oper, welche seinen Ruhm begründete. Die erste, „Euphrosyne und Conradin", welche im Jahre 1790 zur Aufführung kam, fand großen Beifall, weniger „Alonza und Cora", allgemeiner aber wieder die darauf folgenden „Medea", „Lodoiska", „Stratonice" und „Hadrian." Dasselbe gilt von den späteren „Joseph in Ägypten", „Je toller, je besser" (une folie), „Helene", „L'irato", „Valentine von Mailand",

„Die Amazonen“ u. a. m. Gleiche Anerkennung fanden seine Symphonien und mehrere Volksgesänge, welche er während der Revolutionszeit componirte. Im Jahre 1795 wurde er Professor der Musik am Nationalinstitute und später einer der drei Inspectoren des Conservatorium. Auch erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb den 18. Oct. 1817 zu Paris. — M.'s Werke gehören bedingt unter die bessern der neuern französischen Schule und zeichnen sich durch Kraft, Originalität und treffliche Auffassung vor vielen andern vortheilhaft aus. Dieß gilt jedoch weniger von den letztern Erzeugnissen M.'s, wo das Bestreben, grammatisch richtig und gelehrt zu sein, nur zu oft in Monotonie ausartet. Auch ist die Instrumentation nicht immer frei von Mängeln. 36.

Meibom, Meibomius, eigentlich Meybaum, Name mehrerer berühmter deutscher gelehrter Ärzte. — Johann Heinrich M., geb. am 27. Aug. 1590 zu Helmstädt, studirte daselbst, so wie zu Wittenberg und Leipzig Medicin, reiste hierauf nach Italien und promovirte 1619 zu Basel. Hierauf erhielt er in seiner Vaterstadt eine Professur, vertauschte dieselbe aber 1625 mit der Stelle eines Stadtarztes zu Lübeck, wo er 1655 starb. An Schriften hat er hinterlassen: „De flagrorum usu in re venerea“ (Lugd. 1629 und in mehrern folgenden Ausgaben); „Hippocratis jusjurandum gr. et lat. c. comment.“ (Ib. 1683); „De mithridatio et theriaca disc.“ (Lüb. 1652) und viele andere. — Sein Sohn: Heinrich, geb. zu Lübeck 29. Juni 1638, studirte zu Helmstädt, ging dann auf Reisen und promovirte zu Angers 1663. Er wurde hierauf zu Helmstädt Professor der Medicin und später der Geschichte und Poesie und starb daselbst den 26. März 1700. Von ihm sind die folliculi sebacei der Augenlider zubenannt, nicht weil er sie zuerst, sondern in seiner Schrift: „De vasis palpebrarum novis“ (Helmst. 1668) vorzüglich genau beschrieben hat. Außerdem hat er verfaßt: „De cerevisiis lib.“, „De incubatione in fanis deorum“ und mehrere sehr geschätzte geschichtliche Werke. — Sein Sohn Brandanus wurde zu Helmstädt 1678 geboren, promovirte zu Utrecht und starb am 16. Oct 1740 als Professor zu Helmstädt. Er hat eine große Menge medicinischer Dissertationen geschrieben. 39.

Meibom (Marcus), ein ausgezeichneter Philolog und Alterthumskundiger, ward geboren zu Tönningen in Holstein 1630, lebte zur Zeit der Königin Christine in Stockholm und beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Studium der alten Musik. Die Königin veranlaßte ihn musikalische Instrumente nach Art der Alten verfertigen zu lassen; der durch das Mißlingen derselben aber herbeigeführte ärgerliche Auftritt veranlaßte, daß M. Stockholm verlassen mußte, worauf er nach Kopenhagen ging, erst Professor zu Soroe, dann königlicher Bibliothekar zu Kopenhagen und zuletzt Präsident des Zollamtes zu Helsingör wurde. Doch sein unruhiger Geist verwickelte ihn hier in Kurzem mit dem Minister Gabel in Unannehmlichkeiten; er verließ daher diese Stellung und ging nach Amsterdam, wo er als Professor am Gymnasium angestellt wurde. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, da er sich mit einem Bürgermeister veruneinigte und hierauf seinen Abschied erhielt. Er ging nun nach Frankreich und England, lebte jedoch immer in drückender Armuth, kehrte nach Amsterdam zurück, schlug einen Ruf nach Leyden als Professor der hebräischen Sprache aus und starb endlich zu Amsterdam 1711. Von seinen literarischen Arbeiten besitzen wir noch außer mehrern Ausgaben von alten Schriftstellern, z. B. des Diogenes Laertius, Epiktet ꝛc., mehrere andere Schriften antiquarischen Inhaltes, von denen die vorzüglichsten sind: „Dialogus de proportionibus“ (Kopenh. 1655); „Antiquae musicae scriptores III.“ (2 Bde. Amsterd. 1652) und „De veteri fabrica triremium“ (Amsterd. 1671). 20.

Meier, richtiger Maier, mit Major, Maire verwandt, bedeutet unter

Anderem den Oberaufseher über die Arbeiter auf einem Landgute, daher Hofmeier, auch Hofmeister, Vogt, Schirrmeister, Verwalter genannt; besonders aber den Verwalter eines Nebenguts, Vorwerks (Meierhof, Meiergut), wo vorzüglich Rindviehzucht getrieben wird, auch Ackermeier, wenn er über Felder und Wiesen, Viehmeier, wenn er über die Hauswirthschaft gesetzt ist. In Niedersachsen gibt es unfreie Bauergüter, Meiergüter geheißen, deren Besitzer dem Eigenthümer und Gutsherrn jährlichen Erbzins (Meierzins) entrichten und den Besitz in bestimmter Zeit erneuern müssen, worüber ihnen Meierbriefe ertheilt werden. Die einzelnen Bedingungen des Besitzes, die Stipulationen auf beiden Seiten, heißen Meierding, die dadurch begründeten Bestimmungen Meierdingsrecht; das Gut Meierdingsgut, der lehnspflichtige Besitzer Meierdingsmann. An anderen Orten heißen die M. und Meiergüter Landsiedel und Landsiedeleien, wo das Gesetz ebenfalls kein dominium utile anerkennt. Man sehe Mittermaier's „Gemeines deutsches Privatrecht" (§. 436. 437). Bisweilen existiren auch eigene Meierordnungen, welche das gegenseitige Verhältniß des Meiers und des Gutsherrn bestimmen und entscheiden, z. B. im Schaumburgschen, Paderbornschen, in Calenberg ꝛc. Den Entwurf einer Meierordnung liefert Hegemann in den „Praktischen Erörterungen" (VI. Thl. im Anhange S. 421 ff.). In manchen Städten bedeutet der M. s. v. a. in anderen Burgemeister. 64.

Meil (Johann Wilhelm), ein ausgezeichneter deutscher Künstler, geb. im Jahre 1733 zu Altenburg, erhielt von seinem Vater, dem Hofbildhauer M., eine sorgfältige Erziehung und zu Baireuth und Leipzig eine wissenschaftliche Ausbildung, ging dann nach Berlin und widmete sich hier der Kunst. Ohne einen Lehrer zu haben, blos von seinem Talente und der Antike geleitet, brachte er es im Kurzen im Zeichnen sehr weit und versuchte sich auch mit entschiedenem Glücke in Radiren. Seine ausschließliche Beschäftigung aber wurde die Vignette, in der ihm keiner der damals lebenden Künstler gleichkam. Was er darin geleistet hat, davon geben die Schriften Gellert's, Engel's u. A. einen hinlänglichen Beweis. Er wurde Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin und starb den 2. Februar 1805. 36.

Meile, lat. milliare; franz. lieue; engl. mile, ist ein zur Bestimmung der Länge eines Weges gebräuchliches Maß und die größte Einheit des bei Vermessungen zu berücksichtigenden Längenmaßes. Die Meilen verschiedener Länder sind eben so verschieden, wie die Fußmaße. Am leichtesten lassen sie sich unter einander vergleichen, wenn man weiß, wie sie sich zu einem Grade des Erdäquators verhalten. Es gehen nämlich auf einen Grad des Äquators in Baden $12\frac{1}{2}$, in Baiern $14\frac{1}{6}$, in Böhmen 16 kleine und 12 große, in Preußen $14\frac{4}{5}$, in Brabant 20, in Brasilien 17, in Dänemark $14\frac{3}{4}$, in Deutschland 15 geographische, 12 große und $17\frac{3}{4}$ kleine, in England $68\frac{19}{11}$ Reichsmeilen, 73 londner, $59\frac{3}{40}$ Seemeilen, in Flandern $14\frac{3}{4}$, in Frankreich 25 alte Stundenmeilen, 13 neue Lieues, 20 Seemeilen, in Hanover $10\frac{1}{2}$ alte Polizeimeilen, 15 neue Postmeilen, in Hessen $11\frac{7}{13}$, in Holland $18\frac{9}{10}$, in Irland $54\frac{3}{10}$ gewöhnliche, 40 große, in Italien $59\frac{2}{25}$, in Litthauen $12\frac{1}{2}$, in Mecklenburg $14\frac{7}{9}$, in Norwegen 10, in Östreich $14\frac{5}{8}$, in Oldenburg $11\frac{1}{4}$, in Piemont 48 große und 50 kleine, in Polen $14\frac{3}{5}$ große, 20 kleine, in Portugal $17\frac{9}{20}$, in Rom $75\frac{1}{3}$ alte, $74\frac{7}{10}$ neue, in Rußland $104\frac{2}{3}$ Werste, in Sachsen $12\frac{1}{4}$ Polizeimeilen, $16\frac{1}{3}$ Postmeilen, in Schlesien $17\frac{1}{6}$, in Schottland 50, in Schweden $10\frac{19}{50}$, in der Schweitz $13\frac{1}{4}$, in Spanien $26\frac{2}{3}$ Reisemeilen, 20 gewöhnliche und $17\frac{1}{2}$ Seemeilen, in Ungarn $13\frac{3}{10}$ und in Würtemberg $11\frac{19}{20}$ Meilen. 40.

Meiler, s. Kohlenbrenner.

Meinberg, ein Dorf im Fürstenthume Lippe-Detmold, in dessen Nähe das gleichnamige Bad liegt. Dasselbe hat 3 Quellen, den Trinkbrunnen

(seit 1769), die Sohlquelle und das Schwefelwasser (seit 1780), welche besonders gegen Verhärtungen mit Nutzen angewendet werden. Vergl. Dr. Brandes, „Nachrichten über das Bad Meinberg" (1830) und die frühere Schrift von Gellhaus, „Über die Mineralquellen zu M." (Lemgo 1820). 35.

Meinecke (Johann Albert Friedrich August), bekannter Philolog und Schulmann, ward 1791 zu Soest geboren. Seine gelehrte Bildung erhielt er zu Pforte von 1805 bis 1810, ging dann 1810 nach Leipzig, wo er als einer der namhaftesten jüngern Philologen im Vereine mit den besten Schülern Hermann's aus jener Zeit lebte, besonders mit Reisig, mit welchem er auch 1812 Xenophon's „Oeconomicus" herausgab. M. folgte bald einem Rufe an das damals bestehende Conradinum zu Jenkau bei Danzig, wurde später Professor der lateinischen und griechischen Literatur am Athenäum in letzterer Stadt und trat endlich 1821 als Director an die Spitze dieser Anstalt, die ihm ihre neue Einrichtung verdankt. Namentlich veranlaßte er seine Schüler zu einem eifrigen Privatstudium der griechischen und lateinischen Classiker und der von ihm nach dem Muster der Fürstenschulen entworfene Plan fand bei dem Ministerium in solchem Grade Beifall, daß er im Jahre 1824 allen Gymnasien zur Nachachtung empfohlen wurde. Im Jahre 1826 wurde ihm die Stelle eines Directors des Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin übertragen, wo er mit Ernst und Geschicklichkeit die alten Formen und Übel zu beseitigen und eine verbesserte Disciplin einzuführen wußte. Darum kann mit Recht behauptet werden, daß er den vortheilhaften Ruf dieser Anstalt von Neuem begründet und erhalten habe. Von seinen Schriften bemerken wir: „Commentationum miscellanearum fasciculus primus" (Danzig 1822. 4.); ferner: „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis" (Danzig 1823); „Menandri et Philomenis reliquiae" (Berlin 1823); eine Ausgabe des Theokrit, Bion und Moschus mit kritischen Anmerkungen für die „Sammlung griechischer Dichter" (bei Teubner in Leipzig) und den Joannes Crimanus und Nicephorus Bryennius zu dem Corpus scrippt. hist. Byz. Noch erwähnen wir mehrere Programme: „Quaestiones scenicae" (Berlin 1826—1830), die, obschon nur Gelegenheitsschriften, doch alle Aufmerksamkeit des philologischen Publicum verdienen. 64.

Meineid, s. Eid.

Meiners (Christoph), ein bekannter deutscher Polyhistor, ward 1747 zu Dellendorf im Lande Hadeln geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Bremen, später die Univer . t Göttingen, habilitirte sich daselbst, ward 1772 außerordentlicher, 1775 ordentlicher Professor zu Göttingen, 1788 Hofrath und starb daselbst 1810. Er war ein Mann von außerordentlich vielen, aber sehr oberflächlichen Kenntnissen, da er von Jugend auf einem Hange nach Unabhängigkeit folgend immer nur das trieb, was ihn interessirte; daher sind seine zahlreichen Schriften über die verschiedensten Gegenstände, so großes Aufsehen sie zu ihrer Zeit erregten und so reichen Stoff sie enthalten, für die Wissenschaft selbst von wenig Bedeutung und gehen ihrer verdienten Vergessenheit entgegen. 16.

Meinhard (Joh. Nikol.), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in M. umänderte, ward den 11. Sept. 1727 zu Erlangen geboren, ging 1746 nach Helmstädt und studirte hier, so wie in Göttingen, Theologie, der er aber theils aus natürlicher Abneigung gegen allen Zwang, theils aus Sucht und Liebe die Welt zu sehen entsagte. Er wurde 1748 Hofmeister bei einer adeligen Familie in Liefland, bereiste mit seinen Zöglingen 1751 Holland, setzte seit 1752 seine Sprachstudien in Göttingen fort und ging 1755 nach Liefland zurück. Nach seiner Rückkehr 1759 promovirte er zu Helmstädt und hatte die Absicht, daselbst Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten;

allein sein unsteter Geist ließ ihn diesen Plan nicht ausführen, sondern trieb ihn bald von dort weg nach Hamburg, um hier F. W. Zachariä kennen zu lernen. Mit diesem kehrte er später nach Braunschweig zurück, wo er in stetem Umgange mit Letzterem, Ebert, Gärtner, Schmidt u. A. eine Zeit lang sein körperliches an Hypochondrie grenzendes Übelbefinden vergaß, bis erneuerte Unruhe und wiederkehrender Unmuth ihn bewogen, nach Leipzig zu gehen, wo er mit Gellert und Weiße in freundlichem Verkehre lebte. Im Jahre 1763 begleitete er einen jungen Grafen Moltke auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien und England, wurde 1765 in Berlin mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn bekannt und kehrte, von dem genannten Grafen ehrenvoll entlassen, nach Braunschweig zurück, von da nach Erfurt, wo er zwei Jahre fast von allem Umgange geschieden in einem Gasthofe lebte, und im Jahre 1767 nach Berlin, wo er den 15. Juni 1767 starb. M. war ein Mann von ausgebreiteter classischer und ästhetischer Gelehrsamkeit und Sprachkenntniß, feinem richtigen Gefühle, ungemeiner Belesenheit, großer Bescheidenheit und mit vieler Menschenliebe und Religiosität begabt. Durch mehrere geschmackvolle Übersetzungen, seinen Antheil an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek ꝛc." und seine „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" (2 Thle. Braunschw. Neue Aufl. 1774) hat er sich mehr als bekannt gemacht. 64.

Meiningen, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, ein zum deutschen Bunde gehöriges souveraines Herzogthum, umgibt in einem schmalen, aber fast 40 Stunden langen Halbkreise die Höhen des thüringer Waldes, dessen südlichsten Theil es bildet. Zwischen Weimar, Gotha, Schmalkalden, dem preußischen Antheile von Henneberg, den schwarzburgischen Landen, Altenburg, Baiern und Coburg mitten inne gelegen umfaßt es mit Inbegriff der größeren Parcellen Camburg und Kranichfeld und einiger andern kleinern 43 □ Meil. mit 138000 Bewohnern. M. ist durchgängig Hügelland, gebildet von den Ausläufern des thüringer Waldes und der Vorderrhön, voller Waldungen und Weideland, zum Theil sandig, doch auch zum Ackerbau geeignet und überall trefflich cultivirt. Die höchsten Punkte des thüringer Waldes sind hier in der Richtung von N. W. nach S. O. der Gerberstein bei Altenstein (2184 Fuß), der Dolmar bei Meiningen (2311 Fuß), der Bleßberg bei Eisfeld (2699 Fuß), der Kieferle nördlich von Steinheide (2710 Fuß); die bedeutendsten Höhen der in einzelnen öden Bergkegeln an der Westgrenze sich hinziehenden Vorderrhön sind der Bleßberg bei Salzungen (2054 Fuß), die Stopfelskuppe (1947 Fuß), der Geba (2350 Fuß) und die römhilder Gleichen (2149 und 2024 Fuß). Die wichtigsten Flüsse sind die Werra und die Saale. Jene, zwischen der Rhön und dem thüringer Walde ein herrliches Thal bildend, durchströmt das Land 10 Meil. weit bis unweit Salzungen, wo sie in das Eisenachsche tritt Rechts münden in ihr alle von der Südseite des thüringer Waldes kommenden Gewässer, unter ihnen die Schleuse, Hasel und Schmalkalde; links nimmt sie die Hergst, Katz und Rose auf. Die Saale durchschneidet Saalfeld und das Amt Camburg; die Ilm bewässert das Amt Kranichfeld. Zum Main endlich fließen die Steinach, die Itz mit der Rhöder und Rodach und die Milz. Die Producte bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, vorzüglich Rindvieh, Wildpret, Geflügel, Bienen und Fischen; Nutz- und Brennholz, Getreide (nicht hinlänglich), Kartoffeln, Gemüse, Obst, Flachs, Hanf, Tabak, etwas Wein, Hopfen; etwas Goldsand, Eisen, Kupfer, Kobalt, Steinkohlen, Salpeter, Thon- und Walkererde, Marmor, Sandstein, Tafel- und Griffelschiefer, Vitriol, Alaun, Schwefel, Salz und Mineralquellen. Die Bewohner, gebildet und betriebsam, beschäftigen sich mit Viehzucht, Land- und Bergbau, haben Zeuch-, Tuch-, Baumwollen-, Leinwand- und Barchentfabriken, Wollespinnereien, Hochöfen, Eisen-, Kupfer- und Blechhammerwerke,

Spiegel-, Farbe- und Porzellanfabriken, Glashütten, Marmor-, Schneide-, Papier- und Pulvermühlen, bereiten Kienruß, Pottasche, Salmiak und Vitriol und verfertigen Holzwaaren in großer Menge. Der Verkehr ist daher äußerst lebhaft und am bedeutendsten die Ausfuhr des Holzes (Flößen auf der Werra und den Nebenflüssen des Main) und der Holzwaaren. Die Regierung ist durch Landstände beschränkt und zwar in Folge eines neuen Grundgesetzes von 1829 (23. Aug.), durch welches die verschiedenen Landestheile mit Berücksichtigung der frühern Verfassungen Meiningens, Hildburghausens und Saalfelds (von 1824, 1818 und 1821) landschaftlich vereint und durch 17 Abgeordnete vertreten sind. Ein Landesministerium, ein Geheimerathscollegium, eine Landesregierung, ein Oberlandesgericht, die Kammer, Rechnungskammer und ein Consistorium bilden die obersten Regierungs- und Verwaltungsbehörden. Die Einkünfte betragen gegen 485000 Thlr., die Schulden 2 Mill. Zum Bundescontingent stellt M. 1300 Mann; bei der Bundesversammlung gehört der Herzog nebst den übrigen Fürsten der ernestinischen Linie zur 12. Stelle des engern Rathes, in Pleno führt er eine eigene Stimme. Durch den bereits in den Artt. Altenburg und Coburg erwähnten Theilungsvertrag vom 12. Nov. 1826 erhielt das Herzogthum M. gegen die Abtretung der Güter Callenberg und Gauerstadt an Coburg ansehnlichen Gebietszuwachs, nämlich: das aus 4 Ämtern bestehende Fürstenthum Saalfeld, das coburgische Amt Themar, den bisher gothaischen dritten Theil des Amtes Römhild, den gothaischen Antheil des Amtes Kranichfeld, das bisher altenburgische Amt Camburg, 15 Dörfer des Amtes Eisenberg mit den Parcellen Vierzehnheiligen, Lichtenhayn und Mosen, endlich 4 Ämter des bisherigen Herzogthums Hildburghausen. Die vorzüglichsten Städte und Ortschaften Meiningens sind folgende: in dem sogenannten Unterlande, d. i. dem ältern Antheile des Hauses M. an der Grafschaft Henneberg (s. d. Art.), die Haupt- und Residenzstadt Meinigen (s. unten), Wasungen (2100 E.), Salzungen (2900 E.) mit einem Salzwerke, See, Möhra (Stammort Luther's), Altenstein und Liebenstein (s. d. Art.), Steinbach, Ruinen von Henneberg in der Nähe des Dorfs Maßfeld, Römhild (1600 E.); in dem sogenannten Oberlande, d. i. dem ältern Antheile des Hauses M. am Fürstenthume Coburg (durch Heirath schon im Jahre 1347 von Henneberg an Sachsen gefallen), Sonnenberg (3200 E.) bekannt durch seine bedeutenden Fabriken, welche besonders Holzwaaren, Spielsachen, Spiegel, Blechwaaren ꝛc. in großer Menge liefern (sonst im Durchschnitt jährlich 600000 Gulden an Werth), Effelder, Dorf mit wichtigen Griffelschieferbrüchen, Glücksthal und Bernhardsthal (Glashütten), Steinheide, Limbach (2400 E., Porzellanfabrik), Lauscha (Glashütte), Steinach (2000 E., Eisenhämmer und Fabriken), Judenbach, Schalkau. In den 1826 neuerworbenen Besitzungen: Themar, Behrungen; Hildburghausen (ehemals die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, jetzt die zweite Residenz, Sitz des Oberlandesgerichts und Consistorium, liegt auf einer Anhöhe an der Werra, zerfällt in die Alt- und Neustadt, ist hübsch gebaut und zählt 500 Häuser mit 4100 E. Die vorzüglichsten Gebäude sind das Schloß, die Stadtkirche und das Gebäude des bibliographischen Instituts. Seminar, Gymnasium, Sparcasse, Waisenhaus; Wollenweberei (Dorfzeitung). Ferner: Eisfeld (2900 E.), Heldburg, das Dorf Lindenau mit der Saline Friedrichshall, Ummerstadt. Im Saalfeldischen: Saalfeld (4500 E.) bis 1735 Residenz, in einer angenehmen Gegend. Neues und altes Schloß. Gymnasium; Fabriken, Gerberei, Wollenweberei, Kupferhütte, Vitriolwerk, Alaunsiederei, Pulvermühle. Ferner: Pößneck (3400 E.) mit Fabriken; Gräfenthal (1300 E.); Ernstthal, wichtige Glashütte; Lehesten (800 E.) mit Schieferbrüchen; Camburg (1300 E.); Neusulza, Salzwerk. Im Amte Kranichfeld endlich die Stadt gleiches Namens mit 800 E. —

Die frühere Geschichte Meiningens fällt bis zu dessen Auftreten als selbstständiges Herzogthum mit der des Gesammtgebiets ernestinischer Linie zusammen. Man vergl. darüber die betreffenden Artikel. Der Stifter der meiningischen Linie wurde der Herzog Bernhard, der dritte Sohn des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha. In dem mit seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich I. von Gotha, abgeschlossenen Theilungsvertrage vom 8. Juni 1681 erhielt er die Ämter, Städte und Schlösser Henneberg und Maßfeld, Meiningen, Sand und Wasungen, Salzungen und Frauenbreitungen, also das sogenannte Unterland. Sein Nachfolger, Ernst Ludwig I. (seit 1706), verband damit nach langem Streite im Jahre 1714 das Amt Römhild. Später erregte das nach dem Tode des Herzogs Albrecht erledigte coburger Erbe neuen Zwiespalt, welcher endlich damit endigte, daß im Jahre 1735 M. durch das Oberland vergrößert wurde, worauf die Herzöge den Titel Herzöge von Sachsen-Coburg-Meiningen annahmen. Nach dem Tode Ernst Ludwig's I. im Jahre 1724 führten die Herzoge Friedrich Wilhelm, Anton Ulrich und Karl Friedrich (seit 1729, in welchem Jahre Ernst Ludwig II., welcher ebenfalls seinen Antheil erhalten hatte, mit Tode abging) die Regierung gemeinschaftlich. Von diesen starb Karl Friedrich im Jahre 1743 und 3 Jahre später Friedrich Wilhelm, worauf Anton Ulrich die Regierung bis 1763 allein fortführte, obwohl zum großen Nachtheile des Landes, welchem er durch seine Verschwendung eine große Schuldenlast aufbürdete. Wohlthätiger ward die Regierung seines Sohnes Georg, welcher bis 1782 mit seinem Bruder August Friedrich gemeinschaftlich, von da an aber allein regierte. Unter seiner Verwaltung wurden der Ackerbau außerordentlich befördert, die Gewerbe gehoben, die Forstakademie zu Dreißigacker gegründet und viel für Kunst, Wissenschaft und Verschönerung des Landes gethan. Auch erwarb er sich bleibendes Verdienst durch Einführung der Primogenitur. Ihm folgte im Jahre 1803 sein Sohn Bernhard Erich Freund, der noch jetzt regierende Herzog, und zwar bis 1821 unter der Vormundschaft seiner Mutter. Derselbe gab im Jahre 1824 seinem Lande eine neue auf liberalen Grundsätzen beruhende Verfassung (s. oben) und hat sich gegenwärtig durch strenge Erfüllung seiner Regentenpflichten die ungetheilte Liebe seines Landes in hohem Grade erworben. 15.

Meiningen, die Hauptstadt des Herzogthums gleiches Namens und erste Residenz des Herzogs, liegt unter 28° 4′ 40″ L. und 50° 34′ 30″ N.B. in einem östlich und westlich von Bergen umschlossenen Wiesenthale an der Werra, ist nicht eben regelmäßig gebaut und zählt 550 Häuser mit fast 6000 Einw. Die bemerkenswerthesten Gebäude der Stadt sind das herzogliche Residenzschloß Elisabethenburg (erbaut 1681) mit einer 24000 Bände starken Bibliothek, einer Gemälde-, Kupferstich- und Naturaliensammlung und dem hennebergischen Gesammtarchive; ferner das Rathhaus, die Stadtkirche, das Landhaus und das neue Theater. An wissenschaftlichen und andern Anstalten besitzt M. ein Gymnasium (Bernhardinum), ein adeliges Fräuleinstift und einige andere Institute. Die Haupterwerbszweige der Bewohner bestehen in Tuch- und Leinwandwebereien, Gerberei, Tabaksbau, Bierbrauerei und Barchentfabrication (sonst 200 Stühle); der Handel indeß ist von wenig Bedeutung. In der Nähe liegt das Jagdschloß und die Forstakademie Dreißigacker. Englische Gartenanlagen in der nördlichen Vorstadt. — M. ist der Sitz eines Theils der Oberbehörden, nämlich des Ministerium, des Geheimeraths, der Landesregierung, der Kammer und der Rechnungskammer. 15.

Meinung, lat. sententia, opinio; franz. und engl. opinion, ist die subjective Umsicht, das individuelle Urtheil über eine Sache und unterscheidet sich vom Wissen und Glauben (s. d. Artt.) sowohl dadurch, daß sie eigentlich nicht den Gegenstand selbst, sondern vielmehr das Resultat des Eindrucks desselben auf

den Geist zum Objecte hat, als dadurch, daß sie sich ihrer Gründe nicht deutlich bewußt ist. Häufig wird sie jedoch mit dem Glauben verwechselt und in der That läßt sich von ihr auch dasselbe, wie von diesem, annehmen, indem sie zwischen reiner Wahrheit und eitlem Wahne alle Grade einnehmen kann. In einer besondern Beziehung zeigt sich aber die sogenannte öffentliche Meinung, unter welcher man die gemeinschaftliche Ansicht einer Menge von der Gesammtheit der Bewohner einer einzelnen Ortschaft an bis zu der gesammten civilisirten Menschheit versteht und welche sich zwar auf einzelne Personen und Verhältnisse erstrecken kann, meist aber im Bereiche des öffentlichen Lebens bleibt. In sofern man nun dieselbe als Product der allgemeinen Menschenvernunft ansehen kann, verdient sie jederzeit Beachtung und ist nie ganz zu verwerfen; doch möchte das Sprüchwort: „Vox populi, vox dei“ (Volkes Stimme — Gottes Stimme) unbedingt gebraucht häufig zu Irrthum verleiten. Denn 1) nimmt man nur zu oft das Urtheil einer besondern Classe für die Ansicht der Gesammtheit; 2) hat der Zeitgeist, welcher nicht immer ein guter ist, stets den vorzüglichsten Einfluß auf die öffentliche M., und 3) läßt sich die Masse oft von Einzelnen mit sich fortziehen, ohne gehörig zu prüfen. Wie wenig übrigens die Presse, das sogenannte Organ der öffentlichen M., dasselbe oft wirklich ist, hat die Erfahrung häufig gelehrt. 9.

Meise, lat. parus; franz. mésange; engl. muskin, titmouse, ein zahlreiches kleines Vögelgeschlecht, von dessen 30 Gattungen auch einige bei uns heimisch sind. Sie haben gemeinschaftlich einen spitzigen nadelartigen Schnabel, an dessen Wurzeln man einzelne Pflaumfedern sieht, sind beständig in Bewegung, klettern an den Baumstämmen selbst sehr schnell, lassen sich sehr leicht, gewöhnlich in den Meisekasten, fangen, sterben aber, wenn man sie in ein Behältniß sperrt. Die größte ist die Kohlmeise (p. major). Sie sieht am Kopfe schwarzgrau, übrigens schwarzgrün aus, hat nur am Schlafe weiße Pünktchen, hackt selbst lebendigen Vögeln das Gehirn auf und kommt am häufigsten in Deutschland vor. Die übrigen Gattungen sind alle kleiner, wie die an der Brust weiße, an den Flügeln himmelblaue und am Kopfe schwärzliche Blaumeise oder Pimpelmeise (p. caeruleus), die Tannenmeise oder kleine Kohlmeise (p. ater), die Haubenmeise (p. cristatus) mit ihrem weißgrauen Federbusche und rothgrauen Oberleibe und die Schwanzmeise, auch Teufelsmeise genannt (p. caudatus), die kleinste unter allen, mit einem verhältnißmäßig langen Schwanze. Alle legen 12—16 Eier. 35.

Meißen, lat. Misena, die älteste Stadt im Königreiche Sachsen, Sitz eines Kreisamtes, der 4 meißnischen Ämter (Erb- und Kreisamt, das Procuraturamt, das Schulamt und das Stiftsamt), einer Superintendentur, des Domcapitels, welches aus 8 Capitularen besteht, liegt theils an und auf dem durch ein Bogengewölbe verbundenen Schloß- und Afraberge, theils in den herrlichen Thälern der Elbe, welche die Triebisch und Meiße aufnimmt und worüber eine der ältesten Brücken des Landes führt, welche schon im XI. Jahrh. erbaut, aber 1547, 1757 und 1813 am 13. März, kriegerischer Vertheidigung wegen, abgebrannt wurde. Die Stadt ist ummauert, wird in die Oberstadt, Mittelstadt und Vorstadt abgetheilt und hat 6500 Einw., 45 öffentliche Gebäude, 514 Privat- und 40 Vorwerks-, Preß- und Winzerhäuser, 2 Kirchen, 1 katholische Kapelle, 3 Hospitäler, 1 Bürgerschule und 1 Lazareth. Auf dem 80 Fuß über die Elbe sich erhebenden Syenitfelsen steht die massive Albrechtsburg, einst das wichtigste Schloß der ganzen Markgrafschaft, jetzt der Porzellanfabrik eingeräumt, welche von August II. durch den Porzellanerfinder Böttcher 1710 gegründet wurde, 600 Arbeiter beschäftigt und Porzellan liefert, dessen Weiße und Dauer von keinem übertroffen wird und an Malerei mit dem besten wetteifert, überdieß aber einen Aufwand von 120000 Thlr. erfordert. Mit derselben steht die hier errichtete Zeichnenschule in Verbindung. Neben der Albrechtsburg steht die schöne Domkirche

mit schöner Glasmalerei und mit einer durch Eisengitter von der Kirche getrennten Fürstenkapelle, in welcher die meisten Ahnen des sächsischen Regentenhauses von Friedrich dem Streitbaren im XV. bis auf Georg den Bärtigen im XVI. Jahrh. schlummern. Das schönste Grabmal der Fürstenkapelle ist das Friedrich's des Streitbaren, welches diesen ersten Churfürsten aus dem Hause Meißen von gegossenem Messing lebensgroß liegend darstellt und zu seinen Füßen erblickt man Friedrich den Sanftmüthigen ebenfalls von Messing. An dieser Kirche befindet sich der merkwürdige höckerige Thurm, eine 60 Fuß hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit. Auf dem Afraberge liegt die Afrakirche und das vormalige Afrakloster, worin eine der sächsischen Fürstenschulen, die Afraschule, vom Churfürsten Moritz 1543 gestiftet, ein Pädagogium mit Bibliothek, an welchem 5 Lehrer in 4 Classen unterrichten, eingerichtet ist. Die Stadt nährt sich von Weinbau, zu dessen Beförderung seit 1799 hier eine Weinbaugesellschaft besteht, treibt Böttcherei und unterhält verschiedene Fabriken in wollenen und Lederwaaren, in Pinseln und Farben. In der Nähe der Stadt liegt das Buschbad, eine gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte Heilquelle. Kaiser Heinrich I. erbaute, um die Deutschen, die sich hier angesiedelt hatten, gegen die umwohnenden Slaven zu schützen, 928 diese Stadt. Sein Sohn, Otto I., vollendete die Anlage bald dadurch, daß er den Dom erbaute, ein Bisthum stiftete, welches seinen Sitz in der Stadt von 968 bis zur Reformation hatte. Von dieser Zeit an hatten die Markgrafen von Meißen, die Landesherren, ihren Sitz daselbst bis ins XIII. Jahrh., wo sie ihre Residenz nach Dresden verlegten, da sie 1436 das Burggrafthum Meißen und 1581 auch die Besitzungen des Bisthums Meißen erlangt hatten. 71.

Meißner (August Gottlieb), bekannter deutscher Schriftsteller, ward den 4. Nov. 1753 zu Bautzen geboren, studirte in Leipzig und Wittenberg von 1773 bis 1776, ward dann geheimer Kanzlist und später Archivregistrator in Dresden, erhielt wegen seiner beliebten Erzählungen und Romane 1785 den Ruf als Professor der schönen Literatur nach Prag, folgte 1805 einem neuen Rufe als Gymnasialdirector und herzoglich nassauischer Consistorialrath zu Fulda, starb aber schon den 20. Febr. 1807. — Seine aus lebhafter Phantasie erzeugten, mit Geist und Anmuth geschriebenen und die Aufmerksamkeit des Lesers fesselnden Erzählungen hatten den glänzendsten Erfolg, wurden in mehrere Sprachen übersetzt und werden immer noch mit Vergnügen gelesen, obgleich seine Sprache oft etwas geschraubt und gesucht ist. Die wichtigsten sind seine „Skizzen" (Leipz. 1778—1794. 14 Bde.); „Alcibiades" (Leipz. 17781—1786. 4 Bde.); „Bianca Capello" (Leipz. 1785. 2 Bde.); „Epaminondas" (Berl. 1799—1800. 2 Bde.). Außerdem hat er mehrere französische Vaudevilles ins Deutsche übersetzt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (Wien 1813—1814. 36 Bde.). 16.

Meistersänger heißen im Allgemeinen diejenigen deutschen Dichter, welche den Übergang von der romantischen Ritterpoesie zu der neuern durch die Reformation erzeugten Richtung der deutschen Literatur bilden; man darf aber bei Bestimmung des Begriffs das eigentliche Wesen derselben mit dem Namen nicht verwechseln. Meister war im deutschen Mittelalter überhaupt der Ehrentitel jedes seine Kunst oder sein Gewerbe selbstständig treibenden Bürgerlichen, während der Adelige den Titel Herr erhielt; auch der Dichter, Sänger und Tonkünstler ward damit bezeichnet und wir finden daher unter den sogenannten Minnesängern (s. d. Art.) schon viele Meister aufgeführt, welche gleich ihren adeligen Genossen vom Geiste getrieben alle beliebten Stoffe der Zeit poetisch verarbeiteten. Doch wie einestheils der Adel immer mehr verwilderte und nur an Raufereien Gefallen fand, anderntheils aber die Städte sich zu einer bedeutenden Blüthe erhoben und die ehrsamen Bürger Geschmack an Kunst und Wissenschaft finden

bindet, Kinder für sie pflegt, statt sich für solche zu verwenden, Hilfsmittel zu suchen und auf Verwendungen aufmerksam zu machen, die, indem sie Kindern Vortheile, Genuss in der Erziehung bringen sollen, sie für jene mit brüderlicher Freude ergreifen, so wird es dem Lehrer, der sich in diesen Verhältnissen befindet, nicht schwer, die besondere verborgene Neigung zu einer bestimmten Beschäftigung aus dem Benehmen seiner Kinder zu erkennen. Denn wie beim Spiele die Kinder am Lieblingsspiele mit Lust und Eifer sich beschäftigen, so werden sie auch bei ernsthafter Beschäftigung ihre Neigung durch Lust und Eifer bethätigen. Wenn sie bei einer Beschäftigung Widerwillen äußern, so ist dieß ein Beweis, daß sie dieselbe nicht mit Neigung ergreifen; wenn sie aber Lust und Eifer dabei bethätigen, so ist dieß ein Beweis, daß sie dieselbe mit Neigung ergreifen. Wenn sie dabei Lust und Eifer äußern

welche im XVI. Jahrh. ihre vollständige Ausbildung erlangt hatte. Nach dieser hatte jedes Gedicht sein gesetzliches Gemäß in Sylben und Reimen, welches Ton oder Weise hieß, nach einer eigenen Melodie ging und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet wurde. Das Gedicht selbst (Bar) bestand aus mehreren Gesätzen, jedes Gesätz aus 2 Stollen (= Strophe und Antistrophe) von gleichem Versmaße und einem Abgesang (Epode) nach einem andern Versmaße. Die einsylbigen (männlichen) Reime hießen stumpfe, die zweisylbigen (weiblichen) klingende, alleinstehende Schlagreime, reimlose Zeilen Weisen, Zeilen ohne Versmaß Körner. Die Hauptregeln waren: deutlich, gut deutsch, langsam und bescheidentlich zu singen, und man hatte deßhalb 32 Hauptfehler streng verpönt. Glattsingen hieß keinen Tadel erfahren. In Nürnberg vorzüglich geschahen öffentliche Versammlungen der M., wobei die einzelnen sich hören ließen und von den vier erwählten Censoren (Merker) beurtheilt wurden und wo derjenige, dessen Leistungen am fehlerfreisten gefunden wurden, das von Hans Sachs (s. d. Art.) eingeführte Gehänge, eine mit Münzen behangene Kette, erhielt. Übrigens nannten sich sämmtliche Kunstgenossen Gesellschafter, welche in Schüler, die noch nicht die ganze Tabulatur kannten, Schulfreunde, welche darin bewandert waren, Sänger, welche einzelne Töne (s. oben) vortrugen, Dichter, welche nach verschiedenen Tönen dichteten, und Meister, welche neue Töne erfanden, eingetheilt wurden. Vergl. Jak. Grimm, „Über den altdeutschen Meistergesang" (Göttingen 1821). 9.

Mekame, s. Hariri.

Mekka, die heilige Stadt der Muhammedaner, der Geburtsort des Propheten, liegt unter 57° 54′ 45″ L. und 21° 28′ 17″ N.B. in der Landschaft Hedschas in einem öden Thale, 5 Meilen von der Küste, ist schön gebaut und hat etwa 30000 Einw., eine starke Citadelle und den heiligsten Tempel des Islam. Dieser liegt mitten in der Stadt und besteht aus einem großen freien viereckigen Platze, der ringsum durch einen hohen Säulengang umschlossen ist. Mitten darin liegt die Kaaba (كعبة), ein 24 Ellen langes, 23 Ellen breites und 27 Ellen hohes Haus, in dessen südöstlicher Ecke der berühmte in Silber gefaßte schwarze Stein eingesetzt ist, der einer von den Edelsteinen des Paradieses sein soll (s. Adam) und welchem besondere Verehrung erwiesen wird. Ferner findet sich darin der Stein, auf welchem Abraham einst gestanden haben soll. Rings um die Kaaba geht eine cirkelrunde Einfassung von Pfeilern mit 4 Pavillons zu Sammelplätzen der 4 orthodoxen Hauptsecten des Islam, außerhalb welcher südöstlich der Brunnen Semsem, aus welcher Hagar und Ismael getrunken haben sollen, in einem besondern Gebäude und daneben noch zwei andere Häuser stehen. Dieser Tempel wird im Monate Dsulhadscha von vielen Tausenden Pilger besucht, da nach Vorschrift Muhammed's jeder Moslem wenigstens einmal in seinem Leben nach M. wallfahren muß. Außerdem ist M. einer der wichtigsten Handelsplätze Arabiens und von zahlreichen Karawanen besucht, es darf aber kein Nichtmoslem sich derselben in einem Umkreise von 6 Meilen nähern, welches Gebiet selbst für unverletzlich gehalten wird. Nichts desto weniger ist M. öfter feindlich überfallen und geplündert worden, wie von den Karamathen (s. d. Art.) und 1804 von den Wechabiten; auch die Chalifen von Bagdad haben sich öfters feindselig gegen sie gezeigt, seit die Nachkommen des Ali als Scherifen oder Emire hier ihre Residenz aufgeschlagen hatten. In der neuesten Zeit stand sie unter ägyptischer Hoheit, doch ist nach der neulich erlittenen Niederlage des ägyptischen Heeres das fernere Schicksal der Stadt noch nicht entschieden. 37.

Meklenburg, zwei zum deutschen Bunde gehörige souveraine Großherzogthümer, von denen M.-Schwerin 228 □Meil. mit 460000 Einw. und

M.-Strelitz 52 □Meil. mit 88000 Einw. umfaßt, gehören ganz der großen norddeutschen Ebene an (die höchsten Erhebungen des Bodens erreichen nicht 600 Fuß) und werden von Holstein, Lauenburg, Hanover, Preußen und der Ostsee begrenzt. Der Boden ist mit Ausnahme einiger sandigen Gegenden Marsch- und Wiesenland, durch zahlreiche Seen und viele kleine Flüsse hinlänglich bewässert, daher sehr ergiebig und zum Ackerbaue vorzüglich geeignet. Die wichtigsten Seen sind in M.-Schwerin der Müritz (3½ Meil. lang), der Schweriner-, der plauische, Malchower-, Malchiner-, Schal-, kummerowische, Kölpin- und Fleesensee; in M.-Strelitz der Tollenseree und der beiden mit Lauenburg gemeinschaftliche Ratzeburgersee. Unter den Flüssen, welche größtentheils die Abzugscanäle der Seen bilden, sind die Warnow, Stepenitz, Reckenitz, Elde, Stuhr, Sude, Steckenitz und die Trave im Ratzeburgischen die bedeutendsten; sie sind zum Theil Nebenflüsse der Elbe (welche die S.W. Grenze berührt), zum Theil münden sie in die Ostsee, welche hier mehrere Busen bildet, von denen der wismarsche Busen und das Salzhaff ganz, der dassower und ribnitzer Binnensee aber nur zum Theil M. angehören. Die vorzüglichsten Producte sind Getreide, Ölfrüchte, Gemüse, Futterkräuter, Flachs, Tabak, Holz; Pferde (ausgezeichnet), Rindvieh, Wild, Geflügel (Gänse), Fische; Kalk, Gyps, Torf, Salz, Braunkohlen, etwas Alaun und Bernstein. Der vorzüglichste Nahrungszweig der Bewohner (meist wendischen Ursprungs) besteht in Ackerbau und Viehzucht, welche beide hier mit einem ihrem Umfange entsprechenden Erfolge getrieben werden. Minder wichtig ist die Industrie, doch gibt es in den Städten Woll- und Leinwebereien und einige andere Fabriken; bedeutender dagegen ist der Handel mit inländischen Erzeugnissen, welcher auch zur See mit einiger Lebhaftigkeit betrieben wird. Herrschende Religion ist die lutherische. Die Verfassung ist monarchisch, durch Landstände beschränkt, welche beiden Herzogthümern gemeinschaftlich, aus der Ritterschaft und Landschaft bestehen, nach dem meklenburgischen, wendischen und stargardschen Kreise in 3 Abtheilungen zerfallen und zu jeder Zeit Kreisversammlungen zu halten befugt sind. Auch die Verwaltung ist in beiden Ländern ziemlich gleich und zum Theil mit einander verbunden (gemeinschaftliches Oberapellationsgericht zu Parchim). Die Einkünfte betragen in Schwerin 1¼ Mill., in Strelitz 375000 Thlr.; die Schulden dort über 5 Mill., hier über 700000 Thlr. Bei der Bundesversammlung hat Schwerin im Pleno 2, Strelitz 1 Stimme, im engern Rathe beide zusammen 1. Das Contingent beträgt für beide 4297 Mann, für Schwerin 3580, für Strelitz 717 Mann. Bemerkenswerth ist es, daß erst im Jahre 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, welche bis dahin in ziemlicher Strenge bestanden hatte. Doch sind auch jetzt noch die mit dem Grundbesitze verbundenen Rechte drückend genug. Die bedeutendsten Städte und Ortschaften sind in M.-Schwerin und zwar im Kreise Meklenburg oder in dem Herzogthume und der Grafschaft Schwerin: die Hauptstadt Schwerin (s. d. Art.), Ludwigslust (4000 E., Residenz), Grabow (3500 E.), Dömitz, Hagenow, Redefin (Dorf mit dem Hauptlandgestüte), Wahren, Malchow, Grevismühlen, Gadebusch, Wittenburg, Sternburg (nebst Malchin Versammlungsort der Stände), Dobberan (s. d. Art.); im Fürstenthume Schwerin: Neustadt Schwerin, Bützow; im wendischen Kreise oder in dem Herzogthume Güstrow: Güstrow (9000 E.), Malchin, Plau, Teterow, Röbel, Stavenhagen, Ribnitz (Heringsfang), Sülz (Salzwerk), Boitzenburg, Burg Schlitz; im rostocker Districte: Rostock (s. d. Art.); in der Herrschaft Wismar: Wismar mit 10200 E., bedeutendem Seehandel, Gymnasium, Consistorium; Insel Pöl (¼ □M.). In M.-Strelitz und zwar in der Herrschaft Stargard: Neustrelitz, Haupt- und Residenzstadt (s. d. Art.), Hohen-Zieritz (Lustschloß), Altstrelitz, Neubrandenburg, Friedland, Stargard, Fürstenberg, Woldegk, Mirow; im Fürstenthume Ratzeburg: Ratzeburg (nur

der Domberg mit 300 E.) und Schönberg. Beiden Großherzogthümern gemeinschaftlich sind die adeligen Frauenstifter Ribnitz, Malchow und Dobbertin. — Geschichte. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war M. von Herulern und Vandalen bewohnt, im V. Jahrh. aber, wo diese der allgemeinen Völkerbewegung sich anschlossen, setzten sich wendische Völkerstämme in den verlassenen Ländern fest und zwar im westlichen Theile die Obotriten, im östlichen die Wilzen, welche den ersten nach langem hartnäckigen Kampfe in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. unterthan wurden. In den nächstfolgenden Perioden ließen sich die Herrscher Deutschlands die Unterwerfung der Obotriten sehr angelegen sein und führten deßhalb seit Heinrich dem Großen verheerende Kriege, die indeß im Ganzen wenig Erfolg hatten; selbst das Christenthum fand anfangs nur geringen Eingang. Erst Heinrich dem Löwen gelang in der Mitte des XII. Jahrh. nach grausamer Verwüstung die völlige Unterwerfung des Landes. Der Herzog Pribislav wurde Christ und erhielt mit einiger Ausnahme seine Besitzungen als Fürstenthum aus den Händen Heinrich's zurück. Demnach ist er der Stammvater aller Herzöge von M., der einzigen unter allen europäischen noch blühenden Regentenfamilien von slavischer Abstammung. Er nahm seinen Sitz zu Werle, nannte sich Fürst der Wenden zu Meklenburg (dem wichtigsten obotritischen Handelsorte) und ward im Jahre 1170 deutscher Reichsfürst. Ihm folgte sein Sohn Heinrich Burewin (Schwiegersohn des Löwen) und diesem Burewin II., dessen 4 Söhne im Jahre 1226 die Stifter der 4 Linien, M., Werle oder Wenden, Rostock und Parchim, wurden. Die beiden letzteren Linien erloschen indeß bald, Werle ebenfalls im Jahre 1436 und nur M. blühte fort. Von dieser Linie erwarb Heinrich II., der Löwe, durch Vermählung mit der Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg Stargard, so wie auch die Besitzungen der 1314 ausgestorbenen rostocker Linie. Albrecht II. und Johann IV., seine Söhne, erhielten im Jahre 1348 die herzogliche Würde und stifteten die Linien Schwerin und Stargard, von welchen aber die letztere im Jahre 1471 wieder erlosch. Unter der Regierung Heinrich's IV., des Fetten (Enkel Albrecht's II.), wurden hierauf die gesammten meklenburgischen Lande durch das Aussterben der werler und stargardischen Linie vereinigt, jedoch nur auf kurze Zeit, da die Enkel des Genannten, Heinrich V. und Albrecht VII., unter denen die Reformation in M. guten Fortgang gewann, im J. 1534 abermals theilten. Die schwerinsche Linie, gestiftet von Heinrich, ging zwar mit ihrem Gründer im J. 1552 wieder aus, aber die Herzöge Adolph Friedrich I. und Johann Albrecht II. aus der güstrowschen Linie nahmen zu Anfange des XVII. Jahrh. eine neue Theilung vor und wurden die Stifter der Linien Schwerin und Güstrow. Während des 30jährigen Krieges erfuhren die meklenburgischen Lande mannigfaches Unglück und die Herzöge mußten sogar auf ein Machtwort des Kaisers ihre Besitzungen einige Jahre zu Gunsten Wallenstein's meiden, wurden jedoch im Jahre 1632 durch Gustav Adolph wieder restaurirt. Im westphälischen Frieden wurde Wismar nebst Pöl und Neuenkloster an Schweden abgetreten, dafür aber die Bisthümer Ratzeburg und Schwerin nebst einigen andern Gebietstheilen erworben. Nach dem Tode Adolph Friedrich's I. im Jahre 1658 folgte in Schwerin Christian Ludwig I.; dessen Brüder, Friedrich Wilhelm II. und Adolph Friedrich II., stifteten die grabowsche und strelitzer Linie und schlossen nach dem Tode Christian Ludwig's im Jahre 1692 und dem Erlöschen der güstrowschen Linie im Jahre 1695 nach langen Streitigkeiten mit den Ständen im Jahre 1701 den sogenannten hamburger Vergleich, nach welchem die grabower Linie, jetzt die schwerinsche genannt, Schwerin und Güstrow, die strelitzische Stargard und Ratzeburg erhielt. In dem zugleich errichteten Hausgesetze wurde die Primogenitur festgesetzt. In Schwerin succedirte nach Friedrich Wilhelm's Tode im Jahre 1713 Karl Leopold, an dessen Stelle jedoch 1728

Christian Ludwig, sein Bruder, als Administrator und seit 1747 als Herzog die Regierung übernahm. Dessen Sohn Friedrich (seit 1756) gerieth mit Rostock in heftigen Zwist, welcher erst unter seinem Nachfolger, dem seit 1785 bis jetzt noch regierenden Herzoge Friedrich Franz, beigelegt ward. Die Regierung des Letztern wurde trotz der Kriegsjahre sehr segensreich für M.; er löste unter Anderm die an Preußen verpfändeten Ämter wieder ein und brachte auch im Jahre 1803 Wismar durch Kauf an M.-Schwerin zurück. — In M.-Strelitz regiert gegenwärtig Georg (Friedrich Karl), der Sohn des im Jahre 1816 verstorbenen Herzogs Karl Ludwig Friedrich. Vergl. „Die meklenburgische Geschichte vom Beginne der historischen Zeit bis auf das Jubeljahr 1835", von W. Dehn (Schwerin 1835). — 15.

Mela (Pomponius), ein lateinischer Schriftsteller aus Spanien stammend, geb. zu Mellara in Granada, lebte im 1. Jahrh. nach Chr. Er schrieb ein geographisches Compendium, das den Titel führt: „Cosmographia sive libr. III de situ orbis," wobei er vorzüglich griechische Vorarbeiten benutzte. Seine Sprache ist meistentheils rein und der Inhalt der Schrift interessant wegen der Menge eigenthümlicher und genauer Nachrichten über das nordwestliche Europa. Treffliche Anmerkungen zu diesem Werke schrieben die berühmtem Isaak Voß und Jacob Gronow. Die erste Ausgabe aber erschien zu Mailand 1471. 4. Die vollständigste Ausgabe lieferte C. H. Tzschucke. (Leipzig, 1807. 7 Bde. 8.) und die neueste A. Weichert. (Leipzig, 1816. 8.) 20.

Melampus, Sohn des Amythaon und der Idonane oder nach Andern der Rhodope und Bruder des Bias, war berühmt im Alterthume wegen seiner Wahrsagekunst, die er durch das Auslecken seiner Ohren von Schlangen erhalten haben sollte, so daß er dadurch von nun an alle Thierstimmen verstanden habe, welche den Menschen die Zukunft verkündigten. Nach seinem Tode erhielt er göttliche Verehrung, indem man ihn für den Erfinder der Zauberei hielt. Das Gedicht des Hesiod betitelt: „Melampodia" ist verloren gegangen. 20.

Melancholie, Schwermuth, lat. melancholia; franz. melancholie; engl. spleen, eine Gemüthskrankheit, wobei sich das Gemüth in einem niedergeschlagenen, in sich versunkenen Zustande, in einem Brüten über einen Gegenstand des Verlustes, der Trauer, des Schmerzes, der Verzweiflung befindet. Es entsteht diese Krankheit bei Personen von melancholischem oder sanguinischem Temperamente. Ist ihnen nämlich bei ihrer Erziehung keine Kraft des Widerstandes gegeben oder hat sie ihr späteres Leben nicht auf die Ertragung von mancherlei Widerwärtigkeiten vorbereitet, ist dabei ihr Körper durch frühere Krankheiten geschwächt, ist in ihm der sensible Factor hervorragend ausgebildet, leidet vorzüglich das Ganglien- und venöse System des Unterleibs, ist bei alle dem vielleicht erbliche Anlage vorhanden, kommt endlich ein schwerer Verlust oder die Furcht eines Verlustes und dadurch entstehender nagender Kummer hinzu, so stellt sich allmählig ein stilles, verschlossenes, zurückgezogenes Wesen beim Kranken ein, er verliert den Appetit, magert ab, wird furchtsam und scheu und versinkt mehr und mehr in düsteres Hinbrüten. Nun ergreift den Kranken die größte Niedergeschlagenheit und Trübsinn, er weint und stöhnt, seufzt, sitzt starr und stumm da, spricht kein Wort, ringt die Hände, nimmt an nichts Theil und hört auf keine Mahnung. Nach Wochen oder Monaten läßt endlich dieser Zustand nach, er beantwortet wieder an ihn gerichtete Fragen, geht umher, allein — er ist in einem tiefen Traume befangen; eine einzige traurige Idee (fixe Idee) ist es, die ihn beschäftigt; um sie allein bewegen sich alle seine Vorstellungen; ihr allein gelten alle seine Klagen und Thränen. So dauert der Zustand längere Zeit fort, bis endlich der Kranke, wenn keine Genesung eintritt, in Albernheit oder Blödsinn verfällt. Dieß ist das Bild der reinen M.; häufig kommt sie indessen mit andern Seelenstörungen

verbunden vor, so mit Blödsinn, wobei Schwäche des Erkenntnißvermögens, dabei aber Empfinden dieses Zustandes, Seufzen und Klagen zugegen ist, — mit Wahnsinn, wobei Lust und Trauer mit einander abwechseln, — mit Narrheit, der Kranke ist bald in sich versunken, bald ausgelassen lustig und von närrischem Betragen, — mit Wuth (stille Wuth), verschlossenes, finsteres Wesen, Angst, Verzweiflung an sich selbst, Brüten über Selbstmord, und bei gehinderter Ausführung der That höchste Wuth und heftigste Tollheit, — mit Verrücktheit, Wahnsinn und Tollheit, ein Gemisch der verschiedenartigsten Symptome, Insichversunkensein mit Tollheit, Raserei, Lustigkeit abwechselnd. — Nach den vorwaltenden Gegenständen, die die Melancholischen beschäftigen, haben wir M. mit Heimweh, — die religiöse M., wobei der Kranke sich von der Gnade Gottes ausgeschlossen glaubt, an seiner Seligkeit verzweifelt, häufig seine Kinder ermordet, um ihnen wegen ihrer Unschuld um so sicherer die Freuden des Paradieses zu verschaffen, — M. mit Lebensüberdruß, wobei der Kranke, übrigens ganz ruhig und verständig, mit dem Gedanken an Selbstmord umgeht und denselben ganz besonnen ausführt, u. a. m. 39.

Melanchthon (Philipp), neben Luther der Reformator der christlichen Kirche in Deutschland, ward den 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Unterpfalz geboren, wo sein Vater, Georg Schwarzerd, als Waffenschmidt und Stückgießer lebte. Er verlor denselben schon im Jahre 1507 durch den Tod und würde mit seinem Bruder und drei Schwestern sich in der traurigsten Lage befunden haben, hätte nicht sein Großvater von mütterlicher Seite, der zwar bald darauf auch starb, für seine Erziehung aufs Beste gesorgt, indem er ihn dem Unterrichte eines wackern Privatlehrers, Joh. Unger, übergab. Unter seiner Leitung entwickelten sich merklich mit dem sanftmüthigen und liebenswürdigen Charakter die glücklichen Naturanlagen, so daß er mit mannigfachen Kenntnissen bereichert die Schule zu Pforzheim bezog. Hier empfing er von dem Rector, Georg Similer, Privatunterricht im Griechischen, worin er in Kurzem erstaunenswerthe Fortschritte machte. Sein Verwandter, der berühmte Reuchlin, bemerkte mit innigem Wohlgefallen auf einer Durchreise durch Pforzheim die Fähigkeiten und Kenntnisse des kleinen Philipp, den noch dazu eine bescheidene Lernbegierde schmückte, unterstützte ihn durch Bücher und ehrte ihn dadurch, daß er nach damaliger Sitte seinen Familiennamen in den griechischen Melanchthon verwandelte (obgleich er sich selbst Melanthon schrieb). In seiner wissenschaftlichen Bildung schon frühzeitig gereift begab er sich im 13. Lebensjahre auf die Universität zu Heidelberg, wo er sich bei Lehrern und Studirenden bald allgemeine Achtung erwarb, ohne jedoch die im folgenden Jahre nachgesuchte Magisterwürde zu erlangen, die man ihn wegen seiner Jugend verweigerte. Dieser Umstand und seine zunehmende Kränklichkeit bewogen ihn im Jahre 1512 sich nach Tübingen zu wenden, wo die vom Herzoge Eberhard dem Frommen gestiftete Universität in immer zunehmendem Rufe stand. Hier hörte M. die ausgezeichnetsten Theologen, Juristen und Mediciner, ward bei so universalistischen Studien ein gründlicher und vielumfassender Gelehrter und erlangte nicht blos die gewünschte Magisterwürde, sondern auch durch seine philologischen, philosophischen und geschichtlichen Vorträge einen weitbekannten ruhmvollen Namen. Seine „Griechische Grammatik", die er als 17jähriger Jüngling schrieb, und seine lateinische verbreiteten überallhin eine zweckmäßigere Unterrichtsmethode in beiden Sprachen; die erstere erlebte 28 und die zweite 32 Auflagen. Als er aber zufällig eine vollständige Bibel erlangte, fühlte er sich so zur Erforschung der Lehre Christi angetrieben, daß er vorzugsweise dem Studium der Theologie sein Leben widmete. So hatte er 6 Jahre hindurch mit stets lebendigem Beifalle gewirkt, ward von Erasmus öffentlich gerühmt und von Reuchlin dem sächsischen Churfürsten Friedrich dem

Weisen zur Professur der griechischen Sprache in Wittenberg vorgeschlagen. Als er Tübingen verließ (1518), bekannte sein Lehrer Similer, daß man nicht einsehe und erwäge, welche Zierde jener Akademie entrissen werde; in Nürnberg und Leipzig ward er auf der Durchreise von den gelehrtesten Männern mit ungetheilter Achtung aufgenommen und in letzterer Stadt durch ein glänzendes Gastmahl geehrt und in Wittenberg selbst mit den größten Erwartungen empfangen, die er aber ungeachtet seiner Jugend noch weit übertraf. Er schrieb jetzt ein „Lehrbuch der Theologie" (loci communes theologici), welches zur Erweckung eines freimüthigen und fruchtbaren Nachdenkens über die Hauptlehren des Christenthums einen Schatz von tiefer Gelehrsamkeit und feinem Scharfsinne darbot und zugleich wegen seines wahrhaft christlichen Gehalts die Unterscheidungslehren der evangelischen von denen der römischen Kirche in systematischer Form in sich trug (1521). Während seines Lebens überarbeitete er es aufs Sorgfältigste in nicht weniger als 60 Auflagen. Seine Vorträge wurden fleißig besucht, oft von 2500 Zuhörern, und lockten aus den fernsten Gegenden Studirende nach Wittenberg. Um so kostbarer war sein Besitz für diese Stadt, in welcher kurz vor seiner Ankunft das Reformationswerk begonnen hatte. Zufällig ward er unter den dasigen Professoren mit Luther zuerst bekannt und dessen innigster und treuester Freund. An allen seinen Angelegenheiten nahm er nun den thätigsten Antheil und wie er von ihm an feurigem Muthe und kräftigem Handeln übertroffen wurde, ging er ihm mit der Fackel seines Wissens und der bedächtigen Sprache seiner Sanftmuth voran, so daß zwischen Beiden nicht einmal ein Schein von Eifersucht hereinbrach, sondern gerade die Verschiedenheit der Charaktere das feste Band der Eintracht blieb. Noch früher als dieser wagte er es zu heirathen; seine Gemahlin ward (den 25. Nov. 1520) Katharina, die Tochter des wittenbergischen Bürgermeisters Hieronymus Krapp, von der er zwei Söhne und zwei Töchter erhielt und mit der er, ungeachtet ihre Sanftmuth und liebevolle Zärtlichkeit nicht selten in unzeitige Beklommenheit und Ängstlichkeit überging, bis an ihren Tod (1557) in der glücklichsten Ehe lebte. Seine hauptsächlichste Unterstützung der Reformation war zunächst sein akademisches Wirken, während Luther auf der Wartburg verweilte, und einige Jahre später die Begleitung desselben bei der Visitation der sächsischen Kirchen und Schulen (s. Luther), worauf er einen „Unterricht für die Pfarrherren im Churfürstenthume Sachsen" verfaßte (1528), der noch in demselben Jahre sechsmal aufgelegt den Geistlichen über ihre Unwissenheit und abergläubischen Gebräuche die Augen öffnete. Im folgenden Jahre war er einer der ersten Theologen, welche den Beschluß des Reichstags zu Speier (1529), der fast nur eine Erneuerung des wormser Edicts war, offenherzig verwarfen und unumwunden zur förmlichen Protestation gegen denselben anfeuerten. Mit gewohntem Scharfsinne und zeitgemäßer Klugheit überlieferte er den evangelischen Ständen die augsburgische Confession (s. Glaubensbekenntniß) und deren Apologie (1530), wodurch er dem evangelischen Lehrbegriffe den lebhaftesten Beifall der deutschen Nation, die, wenn auch stillschweigende, doch sichtbare Achtung des Kaisers und bei den Glaubensgenossen eine bestehende symbolische Geltung verschaffte. Unläugbar errang er hierbei mit seiner Gelehrsamkeit, seiner Klugheit und edlen Sanftmuth den Sieg, was manche Zeitgenossen bitter verkannten und ihm wie später in unwürdigerer Weise eine verrätherische Nachgiebigkeit gegen die Katholiken vorwarfen. Um so weniger hielt er es für ersprießlich, den verdächtigen Einladungen nach Frankreich (1535) und bald darauf nach England zur Beilegung der entstandenen Religionsstreitigkeiten zu folgen. Erntete er doch nur Mißtrauen, als er in dem Religionsgespräche zu Worms (1540) und auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) die Sache der Reformatoren verfocht und auf die Einladung des Churfürsten Hermann von Köln die Reformation in Bonn

Digitized by Google

mit möglichst nachgiebiger Berücksichtigung der katholischen Behörden einführte. Viele lutherische Zeloten wurden an ihm irre und verlästerten ihn, weil ihm mancher katholische Gebrauch beim Abendmahle und eine nach dem Evangelium Christi bedingte Anerkennung der päpstlichen Gewalt (in seiner Unterschrift der schmalkaldischen Artikel) nicht bedenklich schien; weil er in der Lehre von der Rechtfertigung durch Christum gegen die Augustinische Theorie dem freien Willen des Menschen eine nothwendige und thatsächliche Mitwirkung zuschrieb (besonders in spätern Ausgaben seiner locc. theoll.) und weil er seit 1540 durch mildere Ausdrücke im Artikel vom Abendmahle die augsburgische Confession veränderte, um eine Annäherung der Reformirten möglicher zu machen. Der Haß der Katholiken und die Verläumdung vieler Lutheraner lastete schwer auf ihm und drückte ihn um so empfindlicher, als er seinen befreundeten Mitkämpfer, Luther, selbst durch den Tod verlor (1546) und auf den bis zur Zaghaftigkeit sanften Mann alle Schrecknisse des schmalkaldischen Krieges losbrachen. Als Karl V. sich Wittenberg näherte, irrte er unstät in Dessau, Zerbst, Magdeburg, Braunschweig und Weimar umher; war er aber auch während der Kriegsunruhen glücklich erhalten worden, so drohten ihm andere nicht minder harte Befehdungen. Denn nach dem Wunsche des Churfürsten Moritz, der in Kirchensachen sich seines Rathes vor Allen bediente, hatte M. das leipziger Interim (s. d. Art.) zu Stande gebracht (1548) und dadurch den adiaphoristischen Streit erregt, in welchem besonders Flacius (s. d. Art.) sich in starrer Orthodoxie und heftiger Rechthaberei hervorthat. In den folgenden Zwistigkeiten, welche Major, Osiander u. A. erhoben, hielt sich M. größtentheils in ruhiger Zurückgezogenheit und gab sich stillschweigend den betrübendsten Anfeindungen preis. Auch konnte es ihm nur erwünscht sein, daß er auf seiner Reise nach Trident, wo er am allgemeinen Concile Antheil nehmen sollte, in Augsburg wieder umkehren mußte (1552), da Moritz's Kriegsheer jener Stadt allzunahe kam. Gerechtfertigt ging hierauf der verunglimpfte Reformator aus der Untersuchung hervor, die man zu Naumburg im Jahre 1554 über seine Rechtgläubigkeit veranstaltete; aber um so niederschlagender war für ihn der Zwiespalt, der die protestantischen Theologen entzweite, welche nach Worms zu einem Religionsgespräche mit der katholischen Partei entsendet worden waren, und alle Verhandlungen fruchtlos machte (1557). Den blinden Eiferern genügte auch keineswegs die neue Erklärung, welche von ihrer fortdauernden Einstimmigkeit in der Lehre des augsburgischen Bekenntnisses M. und Brenz entwarfen und die meisten evangelischen Fürsten in Frankfurt a. M. abgaben (1558), zumal da sie noch dazu in dem größern Theile der protestantischen Reichsgebiete symbolisches Ansehn erhielt. Viel tiefer und härter, als alle Schmähungen seines Namens, empfand hierbei M. die Zerrüttungen, welche diese Spannungen und Kämpfe in der Kirche selbst anrichteten. Mit ängstlicher Ungewißheit schwankte er noch zwischen seiner Anhänglichkeit an Wittenberg und dem frühern Regentenhause, als ihn die Söhne des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich auf die neugestiftete Universität zu Jena beriefen (1558). Er blieb treu dem sächsischen Churfürsten August, der ihn, wie seine Vorgänger, immer in hohen Ehren hielt und ward in Wittenberg von den Drangsalen seines irdischen Lebens am 19. April 1560 durch den Tod befreit. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Er ward in der Schloßkirche zu Wittenberg neben Luther's Sarge begraben, in derselben ihm ein Epitaphium gesetzt und sein von Kranach gemaltes Bild zum bleibenden Gedächtnisse aufgehängt. — M.'s vielumfassende und gründliche Gelehrsamkeit ist bekannt, sein segensreiches Wirken aber nicht immer gehörig gewürdigt worden, und noch lange überstimmte der fortgeerbte Unwille zelotischer Lutheraner, der die Gegner bald Kryptocalvinisten, bald Philippisten nannte, den Wohllaut der Dankbarkeit, die man den Verdiensten des

kirchlichen und wissenschaftlichen Reformators schuldig war. Er hatte die Kenntniß der griechischen Sprache in das nördliche Deutschland eigentlich erst verpflanzt und das Studium der griechischen und römischen Classiker in vielen schätzbaren Ausgaben wesentlich erleichtert. Seine Rhetorik, Ethik, Logik, Poetik und Physik waren für ihre Zeit um so nützlichere Bücher, da sie viel dazu beitrugen, den in allen Disciplinen herrschenden Scholasticismus zu brechen. Außer den erwähnten öffentlichen Schriften und dem genannten ersten Lehrgebäude des protestantischen Glaubens (loci theoll.) und seinem Buche: „Consilia s. judicia theologica etc.“ legte er die lehrreichsten Untersuchungen über dogmatische und exegetische Gegenstände in einer bedeutenden Anzahl anderer Schriften nieder. Und nicht blos in dieser Beziehung, sondern für die Geschichte der Reformation selbst ist sein starker Briefwechsel mit den angesehensten Männern seiner Zeit von der höchsten Bedeutung. Die Wirkung aller dieser Schriften war um so größer, da M. tiefe Gelehrsamkeit und klare Darstellung, Ernst und Milde, Eleganz und Natürlichkeit auf bewundernswürdige Weise zu vereinigen wußte. Seine Werke sind erschienen zu Basel (5 Foliobde. 1541) und zu Wittenberg (4 Foliobände. 1562); vergl. „Bibliotheca Melanchthoniana“ in Strobel's „Miscellen literarischen Inhalts“ (Samml. VI.) und H. W. Rotermund, „Verzeichniß der Schriften Melanchthon's“ (Hanov. 1814). Im Jahre 1835 ist von dem „Corpus Reformatorum“ der erste Theil erschienen unter dem Titel: „Philippi Melanthonis opera quae supersunt omnia“, ed. Car. Gottlieb Bretschneider (Vol. I. 4.), worin man zuerst eine mit kritischem Scharfsinne gelieferte Gesammtausgabe der Briefe und Bedenken M.'s erhalten hat. — Gleiche Wage mit dieser hohen wissenschaftlichen Bildung und diesem reformatorischen Streben hielt in M.'s Charakter auch seine moralische Vortrefflichkeit. Zwar besaß er eine leicht bewegliche Reizbarkeit und konnte durch Beleidigungen schnell in die Unruhe des Zorns versetzt werden. Dessenungeachtet zierte ihn eine edle Sanftmuth, die gern das Erduldete vergab, eine kluge Bedachtsamkeit, die nur zu oft in Angst und Beklommenheit ausartete und bei aller Furchtsamkeit auch eine Heiterkeit, die ihn zum witzig-launigen Gesellschafter und liebevollen Freunde machte. Von den schweren Arbeiten seines Berufs, dessen Pflichten er mit ermüdender Anstrengung erfüllte, fand er als zärtlich ernster Vater und Gatte die süßeste Erholung im häuslichen Kreise, in welchem bei einem spärlichen Einkommen, das sein Wohlthätigkeitssinn oft bedenklich schmälerte, die Genügsamkeit und dem elterlichen Vorbilde gemäß die Tugend und Sittsamkeit einheimisch war. Von Statur war M. klein, sein Körperbau schwächlich und kränklich, die eine Schulter trug er niedriger als die andere, aber von der Stirn, über welche ein blondes Haar wallte, und aus den hellen Augen glänzte der bewundernswürdige Geist, der ihn beseelte. Jo. Camerarius, „De vita Melanchthonis narratio“, not. adj. G. Th. Strobel (Halae 1777); J. F. W. Tischer, „Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren“ (im 6. Bde.). 2.

Melbourne (William Lamb, Viscount von), erster Staatsminister von Großbritannien und Irland, Baron von Kilmore, ward geboren den 15. März 1779 und folgte seinem Vater Sir Peniston Lamb, dem ersten Viscount von M., am 22. Juli 1828 als ältester Sohn in dieser Würde. Von Eton, dem Orte seiner ersten Erziehung, kam er nach Oxford, wo die Talente und Fähigkeiten, die er schon früher gezeigt hatte, immer glänzender hervortraten. Durch die Anmuth seiner Reden zog er als Mitglied des Unterhauses schon bei seinem ersten Auftreten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und wurde eine mächtige Stütze der Whigpartei. Hierauf bekleidete er zwei Jahre lang die Stelle eines Oberstaatssecretairs für Irland und wurde zur Anerkennung seines Verdienstes in diesem Posten zum Pair von Irland ernannt. Im Jahre 1830 er-

hob ihn der König zum Minister des Innern, während Grey erster Lord des Schatzes war und es gelang ihm in dieser Stellung die Gefahr drohenden Arbeitervereine, welche höhern Lohn für weniger Arbeitstunden forderten, unschädlich zu machen. Am 15. Juli 1834 trat er selbst an die Spitze des Ministerium und legte die irische Zwangbill in neuer Gestalt vor, in welcher sie vom Oberhause wegen Zulassung der Dissenters zu obrigkeitlichen Ämtern verworfen wurde. Da man ihm in den hierüber erfolgten parliamentarischen Stürmen nicht genug Kraft zutraute, das Ruder des Staats zu lenken, so entließ ihn der König am 14. Nov., rief ihn jedoch schon am 18. April 1835 auf seinen frühern Posten zurück, welcher gerade damals die größten Schwierigkeiten darbot. Als gemäßigter Reformer ist er ein eben so gewandter, als fester Staatsmann. 81.

Melchisédek (König der Gerechtigkeit) war nach 1 Mos. 14, 18—20. ein König von Salem (dem alten Jerusalem), der als Priester des höchsten Gottes zu Abraham kam, nachdem dieser die gegen ihn verbündeten Könige geschlagen hatte, Brod und Wein brachte, Abraham segnete und von ihm den Zehnten empfing. Auf diese Erzählung gestützt wird M. im alten Testamente öfters als das Muster eines Hohenpriesters gepriesen und der Verfasser des Briefes an die Hebräer (Cap. 7.) stellt deßhalb auch eine Vergleichung zwischen ihm und Christus an, indem er erstern zum Vorbilde des letztern macht. Die typische Theologie hat diese Vergleichung noch weiter ausgeschmückt und die Frage zu beantworten gesucht, wer dieser M. eigentlich gewesen sei? Während nun die wunderlichsten Erklärungen versucht worden sind, indem man ihn theils für Christus selbst, theils für einen Engel, theils für einen Urvater u. s. w. gehalten hat, erhielt eine von einem gewissen Theodotus im II. Jahrh. n. Chr. gestiftete und von Hierax aus Leontopolis in Ägypten erneuerte Secte den Namen Melchisedekianer, weil sie unter Anderm annahmen, daß M. der heilige Geist gewesen sei und folglich höhere Verehrung verdiene als Christus. Doch wurde diese Secte bald wieder unterdrückt. 23.

Melchiten oder Melkiten (von מֶלֶךְ, מַלְכָּא, König), d. i. geistliche Royalisten, wurden im V. Jahrh. von den schismatischen Christen in Asien und Afrika die morgenländischen und später alle griechischen Christen genannt, weil sie auf Befehl der Kaiser Marcianus und Valentinian III. die Beschlüsse des Concils zu Chalcedon vom Jahre 451 angenommen hatten, während die übrigen Parteien unter den Namen Jakobiten, Maroniten, Armenier und Kopten (s. d. Art. und griech. Kirche) sich auf immer von der Mutterkirche trennten. 2.

Melchthal (Arnold von), von einer Gegend im Canton Unterwalden, in welcher er lebte, eigentlich aber von der Halden genannt, ist darum merkwürdig, weil er zuerst die Hand anlegte, um der Schweitz die Freiheit wieder zu erringen. Als nämlich der östreichische Landvoigt von Landenberg seinem Vater durch einen Diener ein paar Ochsen vom Pfluge wegführen wollte mit der Andeutung, daß der Besitzer den Pflug selbst ziehen möge, so gerieth er mit dem Diener in Streit und hieb demselben einen Finger ab oder verletzte ihn wenigstens an demselben. Der Landvoigt suchte deßhalb Rache und da er sie an Arnold, der nach dieser That die Flucht ergriffen hatte, nicht nehmen konnte, so traf diese den Vater, dem er die Augen ausstechen ließ. Um diese That zu ahnen und den bisher von den Landvoigten Östreichs erduldeten Bedrückungen ein Ende zu machen, verband sich Arnold im Jahre 1307 auf dem Rütli am Vierwaldstättersee mit Werner Stauffacher aus Schwyz und Walther Fürst aus Uri. Die volle Ausführung dieses Planes war aber der nächsten Zukunft überlassen und wurde durch Wilhelm Tell's That erreicht (s. d. Art. d. Schweiz). 77.

Meleager, 1) Sohn des Mars, oder nach Andern des Königs von Kalydon, Öneus, und der Althäa, ward kurz nach seiner Geburt von den Parzen

besucht und seiner Mutter verkündigt, daß er so lange leben würde, als der eben zu dieser Zeit auf dem Herde liegende Brand vom Feuer nicht verzehrt werde. In seiner frühesten Jugend nun ging er unter Anführung des Laokoon mit den Argonauten mit nach Kolchis, nahm auch Theil an den Leichenspielen, die Akastos zu Ehren seines Vaters Pelias gab, und erhielt den Preis im Wurfspießwerfen. Als endlich von der Diana der bekannte Eber in seines Vaters Gebiet geschickt wurde und dieser das ganze Land zu verwüsten drohte, lud M. zu dessen Jagd unter andern auch die Atalanta, Tochter des Jasus ein, welche er liebte. Als darauf M. den Eber erlegt hatte, schenkte er die Haut desselben als das Siegeszeichen der Atalanta, worüber aber die Brüder seiner Mutter so erbittert waren, daß sie die Atalanta überfielen und ihr jene Haut abnahmen. Hierauf aber tödtete M., um seiner Geliebte den Kampfpreis wieder zu verschaffen, diese seine Verwandten, weßwegen seine Mutter aus Rache zu jenem Brande auf dem Herde eilte und ihn an demselben verzehren ließ, worauf M. nach der Sage alsbald starb. Der Mythus des M. ist von Künstlern und Dichtern oft bearbeitet worden. So steht eine schöne Bildsäule des M. noch im Vaticane zu Rom, die an der einen Seite den Schweinskopf, an der andern einen Hund hat, und eine kleinere Statue von rothem Marmor im Palaste Farnese zu Rom. Überall ist sein Körper so gebildet, daß Tapferkeit, ein gewisses Feuer und Trotz in seiner ganzen Stellung hervorleuchtet. 2) Ein griechischer Schriftsteller aus Gadara in Syrien gebürtig um 90 vor Chr., der dem damaligen Geiste, Epigramme zu dichten, sich anschloß, und eine Sammlung veranstaltete, welche Epigramme von 44 Verfassern enthielt, die aber verloren gegangen ist. 20.

Meletianer hieß eine schismatische Secte in der christlichen Kirche des VI. Jahrh. Auf einer Synode zu Elvira in Spanien hatte man im Jahre 305 die Streitfrage wegen der Strafbarkeit des Abfalls vom Christenthume während der Verfolgungen der Christen durch die Kaiser dahin entschieden, daß man diesen Abfall, Mord und Ehebruch für unabbüßliche Sünden erklärte. Dagegen ward in den Morgenländern, wo neben der künstlichern Verfeinerung auch eine größere Verdorbenheit der Sitten obwaltete, nach gelinderen Gesetzen gegen Diejenigen verfahren, die aus Schwachheit den christlichen Glauben verläugnet hatten. Solche mildere Regeln der Kirchenbuße bestimmte Petrus, Bischof von Alexandrien. Ihm trat **Meletius**, Bischof von Lykopolis, entgegen, der nicht nur eine strengere Kirchenzucht forderte, sondern auch mehrere ägyptische Bischöfe ordinirte, welche Gerechtsame jener und sein Nachfolger für sich allein in Ägypten, Libyen und Pentapolis in Anspruch nahm. Diese Differenzen, welche nur den Cultus und hierarchische Vorrechte betrafen, wurden auf dem Nicänischen Concile im Jahre 325 zu Gunsten des alexandrinischen Bischofs ausgeglichen. Indessen blieben noch bis zu dem Anfange des folgenden Jahrhunderts mehrere meletianische Geistliche in Ägypten übrig, die sich nicht unter die sanctionirte Oberhoheit fügten. — Ein anderer **Meletius** war im Jahre 360 während der arianischen Streitigkeiten (s. d. Art. Arius) zum Bischofe in Antiochien ordinirt worden, mußte aber noch in demselben Jahre einem Arianer, Euzojus, Platz machen, den der Bischof Lucifer durch Einsetzung des nicänisch gesinnten Paulinus verdrängte. Unter dem Kaiser Jovianus erhielt aber Meletius im Jahre 363 sein Amt wieder und verlor es aufs Neue im folgenden Jahre an Paulinus. Endlich ward M. unter Gratianus im Jahre 378 zum dritten Male nach Antiochien zurückgerufen, söhnte sich mit dem schismatischen Bischofe Paulinus nach und nach aus und starb 381. Beide Secten der **Meletianer** sind spurlos schon zu Ende des IV. und zu Anfange des V. Jahrh. verschwunden. 27.

Melicertes, ursprünglich ein phönicischer Gott zu Tyrus, war nach der griechischen Mythe Sohn des Athamas und der Ino (s. d. Art.) und ward, als

Ino von Athamas verfolgt sich ins Meer stürzte, von ihr mitgenommen, worauf er unter dem Namen Palämon zum Meergotte und ihm zu Ehren von Sisiphus die isthmischen Spiele eingesetzt wurden. Bei den Römern hieß er Portumnus (Gott der Häfen). Als Meergottheit rettet M. die Schiffbrüchigen und führt die bedrängten Schiffe glücklich und sicher in den Hafen. In vielen Orten Griechenlands war die Verehrung des M. gewöhnlich, auf der Insel Tenedos wurden ihm selbst Kinder geopfert und in Rom feierte man ihm zu Ehren am 17. Aug. die Portumnalia, ein Fest, welches man an dem ihm geheiligten Tempel beging, welcher bei der Ämilischen Brücke (nachher Pons Milvius, jetzt Ponte Molle genannt) außerhalb der Stadt stand, wo eine Art von Hafen an der Tiber war. Die ganzen Fabeln und Sagen von der Ino, dem M. u. s. w. gehören unstreitig in den Kreis alter Physik und bezeichnen alle atmosphärische Erscheinungen. 20.

Melismatisch in der Musik heißt überhaupt die Umschreibung der Hauptnoten einer Melodie durch Wechsel- und Durchgangsnoten. Ein melismatischer Gesang ist daher derjenige, wo für eine Textsylbe nicht wie bei dem sogenannten syllabischen Gesange nur eine Note, sondern mehrere gesetzt sind. Derselbe kommt stets nur mit dem syllabischen gemischt vor, während dieser, wie z. B. im Recitative, auch unvermischt gebraucht wird. Das Melisma in seiner größtmöglichsten Ausbildung wird zur Coloratur (s. d. Art.). 29.

Melissus, von Samos, ums Jahr 444, berühmt und geachtet als Staatsmann und Feldherr zur See gegen Perikles, war auch ein scharfsinniger Philosoph. Als Schüler des Parmenides schloß er sich der Denkweise der eleatischen Schule an, zu der er auch gewöhnlich gezählt wird. Er faßte am schärfsten den Widerspruch, der in dem Versuche der physischen Schule lag, das Werden der Dinge zu erklären, in seiner Allgemeinheit auf, indem er nachwies, daß, dem Grundsatze „aus Nichts wird Nichts" zuwider jedes Werden ein Übergang aus dem Nichtsein eines Dinges in dessen Sein sei, daß also ein Werden nach jenem Grundsatze gar nicht statuirt werden könne. Das Sein ist also nicht entstanden, sondern ewig, ohne Anfang unendlich, darum unbegrenzt, unbeweglich, unkörperlich u. s. w. So bestimmte er das Sein als das Einzigwirkliche nur negativ, d. h. mit Abweisung aller Begriffe, welche nur dem Werdenden zukommen. Die Sinnenerkenntniß, welche dieß letztere uns darstellt, ist nur Schein. Von den Göttern enthielt er sich jeder Aussage, weil über sie kein Wissen stattfinde. Seine Schrift von der Natur (περὶ φύσεως) ist verloren gegangen; nur Bruchstücke davon finden sich in dem Buche des Aristoteles „De Xenoph. Zenon. et Gorgia," im ersten Capitel, welches wahrscheinlich von M., nicht vom Xenophanes handelt, und in des Simplicius Commentar zur Aristotelischen Physik Buch I. 80.

Melodie, fr. mélodie; engl. melody; ital. melodia, ein wesentlicher Bestandtheil der Musik, heißt jede durch gegenseitige bestimmte Verhältnisse der einzelnen Töne zu einem musikalischen Gedanken (Sinne) verbundene Tonreihe. Sie unterscheidet sich somit von der Harmonie dadurch, daß sie nicht, wie diese (zumal in ihrer auf dem Gegensatze der Consonanzen und Dissonanzen beruhenden höhern Ausbildung) allseitig und gleichzeitig ein Ganzes von Tönen darstellt, sondern in successiver Entwickelung der Töne auf die einfachste Weise und ohne die reicheren Mittel der Harmonie zu brauchen irgend ein Gefühl oder eine Empfindung auszudrücken versucht. Sie muß daher unbedingt älter als die Harmonie sein und somit als das Wesentlichste der Musik (in sofern diese nämlich nicht zur eigentlichen Kunst wird) betrachtet werden. Dagegen erhält sie von der Harmonie, in sofern diese gleichzeitig zusammenstellt, Kraft und Fülle, bestimmtere Bezeichnung und höhere Einheit. Wie bereits erwähnt ist, soll die Melodie irgend eine

Empfindung, ein Gefühl, einen Gedanken durch Töne zur Anschauung bringen, sie soll gleichsam in Tönen sprechen. Diesen Zweck aber kann sie nur dann erreichen, wenn sie bezeichnend und verständlich ist und hinsichtlich der Form in ihren einzelnen Theilen sowohl wie im Ganzen allen Forderungen hinlänglich entspricht. Zuerst muß wegen des nöthigen Zusammenhanges für die Tonreihe, in welcher sich die Melodie bewegt, eine bestimmte Tonart zu Grunde liegen, dann müssen Rythmus, Tact (s. d. Art.) und die erforderlichen Abschnitte und Ruhepunkte (Perioden) berücksichtigt sein, endlich durch Ausweichung und Modulation (s. d. Artt.) die erforderliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Beziehungen hervorgebracht werden. Bleibt eines dieser Erfordernisse unberücksichtigt, so kann die Melodie, sei sie nun Gesangs- oder blos Instrumental-Melodie, ihren Zweck nur einseitig erreichen. Aus dem Angeführten geht übrigens hervor, daß eine gute Melodie bei dem hohen Standpunkte, den die Musik als Kunst gegenwärtig einnimmt, trotz ihrer Einfachheit an und für sich dennoch einen Componisten voraussetzt, welcher mit der Harmonielehre auf das Innigste vertraut ist, zumal da es jetzt immer schwieriger wird bei der großen Ausbeutung ohne harmonische Mittel eine gute und neue Melodie zu erzielen. Freilich wird hierbei, wie die Erfahrung lehrt, dem Bestreben, originell zu sein, nicht selten Verständlichkeit und Ausdruck aufgeopfert. Die Gesetze, welche bei der Composition der Melodie befolgt werden müssen, bilden einen Theil der musikalischen Grammatik und führen in ihrer Zusammenfassung den Namen Melodik. Was einer Melodie ähnlich ist oder wie diese angenehm klingt, heißt melodisch. Ferner spricht man von melodischen Intervallen, d. h. solchen, deren Töne nicht zugleich, sondern nach einander angegeben werden; melodischen Vorhalten, d. i. solchen, die nach Maßgabe der Geltung der Note eine kürzere oder längere Dauer haben; melodischen Cadenzen, bei welchen der Vortragende willkührlich melodische Verzierungen anbringt u. a. m. Melodische Fortschreitung endlich ist gleichbedeutend mit Modulation.

29.

Melodrama ist eine angeblich durch J. J. Rousseau zuerst bekannt gewordene Gattung des Drama, deren Eigenthümliches darin besteht, daß an schicklichen Stellen zwischen die Declamation größere oder kleinere den zu erregenden Gefühlen und Empfindungen angemessene Instrumentalsätze eingeschoben werden. Letztere sollen somit entweder einen bereits durch die Poesie hervorgebrachten Eindruck verstärken, oder denselben erst hervorrufen oder auch auf ihn vorbereiten. In jedem Falle aber wird selbst das beste M. seinen Zweck, zumal im selbstständigen Auftreten, verfehlen. Denn abgesehen davon, daß in dem Falle, wo nur eine Person recitirend auftritt (im Monodrama) die Handlung, so einfach sie auch sein möge, durchaus kein eigentliches dramatisches Interesse erregen kann und selbst auch dann, wenn zwei oder mehrere Personen als thätig erscheinen (Duodrama) dennoch stets ohne hinlänglichen Zusammenhang bleiben muß, so bietet sich insbesondere eine unbesiegbare Schwierigkeit in der Unmöglichkeit dar, die Musik mit dem Drama, ohne daß sie zu wirklichem Gesange wird, so zu vereinigen, daß keines dem andern Eintrag thut und die gegenseitige Schwächung des Eindrucks verhindert wird. Denn wenn durch die Poesie bereits der beabsichtigte Eindruck hervorgebracht ist, so kann derselbe auch im besten Falle bei genauer Anpassung der Musik wesentlich nicht verstärkt werden, ja er wird eben dadurch ermatten, weil sich die höher gespannte Erwartung nicht befriedigt findet. Das M. ist daher jetzt in Deutschland von der Bühne verschwunden und nur in der großen Oper die Form desselben in gewissen Fällen beibehalten worden. In Frankreich dagegen, wo es früher keinen Beifall fand, hat man es in neuerer Zeit zur großen Freude eines gewissen Theils des Publicum wieder vorgesucht. Unter den früher auf unsern Bühnen zur Aufführung gekommenen M.'s sind

die berühmtesten: Die Gerstenberg'sche „Ariadne" von Brandes, Musik von Benda; die „Medea" von Gotter, ebenfalls mit Musik von Benda; Meißner's „Sophonisbe" von Neefe und Lichtenberg's „Lampedo" mit Musik vom Abte Vogler. 29.

Melone, lat. cucumis melo; fr. melon; engl. melon, nach der griechischen Insel Melos genannt, ist die saftreiche und süßschmeckende kugelförmige Frucht der Melonengurke mit eckigen abgerundeten Blättern. Das Innere dieser Frucht, gewöhnlich Fleisch genannt, ist eine Art Gewebe, in dessen Zellen die Kerne schichtweise liegen; das Äußere bald gelb, bald grünlich, eine gurkenartige Masse. Ihre gewöhnliche Größe ist die einer Pomeranze; doch gibt es nicht selten auch so große, daß sie mehrere (12—14) Pfunde wiegen. Ihr Vaterland ist das mittlere Asien, doch wird sie auch bei uns auf Mistbeeten gezogen. Man unterscheidet mehrere Sorten: die Kantalupenmelone, welche ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen geschätzt und daran erkennbar ist, daß sie ein plattgedrücktes warziges Äußeres hat und die Schale ungewöhnlich hart ist; die Netzmelone, welche ziemlich groß wird und am besten bei uns gedeiht. Außerdem nennt man die frühen, die gestreiften, die russischen Speck- oder Zuckermelonen, die rothen als besondere Arten. Vergl. Jacquin des Ältern „Monographie complète du melon" (Paris 1833. mit Kpfrn.). 35.

Meloplast heißt eine von dem Franzosen Galin erfundene und von Geslin u. A. verbesserte synoptische Tabelle, welche für den Unterricht in der Musik bestimmt ist und dem Schüler ohne Noten und Instrument die nöthigsten Elemente der Musik leicht und sicher beibringen soll. Eine Beschreibung des M. findet man in dem „Cours analytique de musique" (Par. 1824). 29.

Melos, s. Cykladen.

Melpomĕne, s. Musen.

Melusine (die schöne), eine Fee, die der Sage nach die Tochter des Königs von Albanien und eines weiblichen Geistes oder einer Meernymphe (Najade) war und Menschengestalt hatte, aber an einem gewissen Tage im Monate halb zum Fische wurde. Sie verheirathete sich an einen Fürsten aus dem Geschlechte Lusignan, mit der Bedingung, daß sie sich einen Tag im Monate eingeschlossen halten dürfe; da aber ihr Gemahl einst die Thüre ihres Zimmers öffnete, so verschwand sie sogleich und zeigte sich auf dem Thurme des von ihr erbauten Schlosses, daher der Melusinenthurm genannt, dann, wenn der Familie ein Unglück bevorstand, das sie durch ihr Seufzen und Wehklagen zu erkennen gab. Als dieser Thurm 1574 von dem Herzoge von Montpensier zerstört worden war, ließ sie sich nicht weiter sehen. Übrigens muß bemerkt werden, das dieses Mährchen zu mehrern Romanen den Stoff dargeboten hat. 77.

Membran, ist eigentlich s. v. a. Haut, dann auch s. v. a. Pergament (s. d. Art.).

Memel, in Rußland Niemen (Njemen) genannt, ein Fluß, der seine Quellen in dem Walde bei Kopislow südlich von der Hauptstadt Minsk in der russischen Statthalterschaft gleiches Namens hat, wendet sich südlich, dann nördlich und bildet einige Meilen die Grenze der Statthalterschaften Wilna und Grodno, ändert hierauf noch einmal seinen Lauf, ist die Grenze unweit der Stadt Grodno zwischen der Statthalterschaft Wilna und der Woiwodschaft Augustowo, durchströmt den nördlichsten Theil des preußischen Litthauen, wo er sich bei Winge unter Tilsit in zwei Arme theilt, von denen beide, der nördliche unter dem Namen Ruß, der südliche und kleinere Gilge genannt, in das kurische Haff münden. Auf seiner Bahn, die 116 M. lang ist, nimmt er außer mehrern unbedeutenden Flüssen bei Kowno in der Statthalterschaft Wilna die Wilia und oberhalb Ragnit in

Preußen die Szezuppe (Scheschuppe) auf und trägt bis Grodno hinauf größere Fahrzeuge. 77.

Memling, s. Hemling.

Memnon, des Tithon und der Aurora Sohn, König von Äthiopien, ließ sich durch Priamus, König von Troja, der ihm einen goldenen Weinstock zum Geschenke machte, bewegen, ihm gegen die Griechen Hülfe zu leisten, wobei er als Sieger im Zweikampfe mit Ajax von dem Freunde des Letztern, Achilles, ermordet wurde. Aurora's Bitten, noch ihren Sohn im Tode geehrt zu sehen, fanden beim Jupiter Eingang. Er ließ nämlich aus seiner Asche Vögel, Memnonsvögel genannt, hervorgehen. Diese begehen jährlich auf M.'s Grabe einen Zweikampf und die inzwischen von Aurora vergossenen Thränen verwandeln sich in Thau. 35.

Memnonsäulen, Diesen Namen führen die zwei colossalen Bildsäulen des als Heros verehrten Memnon bei Theben am linken Nilufer. Nach Philostrat waren sie von schwarzem Marmor, weil Memnon schwarz gewesen sein soll. Diese Säulen (einige Schriftsteller erwähnen nur eine) gaben bei Sonnenaufgang, sobald die Sonne darauf schien, einen fröhlichen, bei Sonnenuntergang einen traurigen Ton von sich, welcher einer zerspringenden Lyrasaite glich. Auch vergossen sie Thränen und gaben Orakelsprüche, gewöhnlich in sieben Versen. Den Klang soll man noch bis ins VI. Jahrh. n. Chr. gehört haben. So weit die Mythe, die man bei Pausanias, Strabo, Apollodor u. m. A. bei den Alten findet. Mehrere Mythologen haben dieselbe auf verschiedene Weise zu deuten gesucht; wir erwähnen hier nur diejenigen Meinungen, die den meisten Eingang fanden. Dorneddon in seinem „Phamenopsis" glaubt, die Griechen hätten die Memnonsäule für das Grab des Osiris genommen und sie habe nicht eine Menschenstatue dargestellt, sondern ein Jahresgnomon, welches in Säulengestalt mit dem Fuße in einem Becken stand und dessen Spitze sich in einen Menschenkopf endigte, der durch seinen Schatten den Umlauf der Sonne am Himmel anzeigte, also die Zeit des Jahres bestimmte. Fiel nun ein Sonnenstrahl auf seinen Mund, so gab er einen Klang von sich, d. h. er zeigte die Zeit an. Auch konnte der Ton wirklich hervorgebracht werden durch künstliches Maschinenwerk, welches die Priester spielen ließen; so wie natürlich auch das Vergießen der Thränen und Ertheilen der Orakelsprüche von den Priestern herrührte. Eben so bezieht Dorneddon den freudigen und traurigen Ton auf einen Jahrescyklus. Creuzer in seiner „Symbolik" hält die Memnonsäule gleichbedeutend mit Osiris. Böttiger beweist im 2. Bande der „Amalthea", daß die Memnonsäule identisch mit Phamenopsis sei, und einen die Sonne anbetenden Heros, eine Priester- oder Königsfigur darstelle, die den Sonnengott begrüße. Vergl. noch Heyne zum Apollod. p. 756. Im Jahre 1816 brachte Giambattista Belzoni den Kopf der einen Memnonsäule von Theben nach Alexandria, von wo er ins britische Museum kam. 11.

Mémoire (spr. Memoār), aus dem lateinischen memoria, ist ursprünglich das Gedächtniß oder die Kraft empfangene geistige Eindrücke zu behalten, wird jedoch dann auch für die zu behaltende Sache selbst und endlich auch für das Erinnerungsmittel gebraucht. In diesen abgeleiteten Bedeutungen aber spielt der Begriff in unsern Zeiten eine bedeutende Rolle. Denn wie die Franzosen damit jeden schriftlichen Aufsatz bezeichnen, der dazu dient irgend etwas ins Gedächtniß zurückzurufen, folglich jede einfache Rechnung eben so gut wie im öffentlichen Leben die zur Auseinandersetzung von einzelnen Verhältnissen bestimmten Schriften, ja selbst die von Vereinen der verschiedensten Art abgestatteten Berichte über ihre Leistungen diesen Namen führen; so ist dieses Wort vorzüglich Bezeichnung einer Classe historischer Schriften geworden, welche in unserer schreiblustigen Zeit zu einer kaum übersehbaren Fluth angewachsen sind und unter dem Namen

„Denkwürdigkeiten" auch in Deutschland hervorgetreten. Man versteht nämlich darunter diejenigen Darstellungen historischer Thatsachen, welche der Verfasser als Augenzeuge oder durch thätiges Eingreifen selbst erlebt und nun aus seinem Gedächtnisse zusammengestellt hat, so daß er selbst den Mittelpunkt der ganzen Ereignisse einnimmt und auch den Leser von diesem Standpunkte aus dieselben betrachten lehrt. Wiewohl nun aber solche Darstellungen dem Vorwurfe einer größern oder geringern Einseitigkeit nie entgehen können, so sind sie doch mit richtigem Blicke aufgefaßt und mit Wahrheitsliebe mitgetheilt äußerst wichtige Quellen für den Forscher der Geschichte ihrer Zeit, zumal da in ihnen oft sich Gelegenheit darbietet ins Einzelne zu gehen, die Grundfäden geschichtlicher Gewebe zu zeigen und dadurch die merkwürdigsten Aufschlüsse zu geben. Freilich kommt hierbei auf die Individualität des Schriftstellers das Meiste an und nicht selten mag wohl auch das Streben nach ansprechender Darstellung nach andern Farben suchen, als die Wirklichkeit dargeboten hat; doch ist man schon daran gewöhnt den Memoiren nicht mehr als den ersten Platz unter den sogenannten historischen Romanen einzuräumen. Die Literatur derselben hier nur oberflächlich zu erwähnen, würde zu weit führen; wir beschränken uns daher nur darauf, noch zu erwähnen, daß man sie nach ihrem speciellen Gegenstande unter besondere Gesichtspunkte zu bringen pflegt, wie historische, politische, militairische ꝛc. und daß Frankreich der eigentliche Boden ist, auf dem sie gedeihen, da ihre leichte oberflächliche Manier dem Nationalcharakter der Franzosen so ganz angemessen ist. 9.

Memphis, auch **Menchis** und **Mitzir**, die einstige Hauptstadt Mittelägyptens oder des memphitischen Nomos und die zweite größte Stadt von ganz Ägypten und nach Theben Residenz an dem westlichen Ufer des Nils, einige Meilen von dem See Móris (jetzt Charons) gelegen, war eine der berühmtesten Städte des Alterthums, nicht blos wegen ihres Umfanges, der gegen 3—4 geographische Meilen betragen haben soll, ihres Handels, Reichthums und der prachtvollen Gebäude, z. B. des Tempels des Phtha, des Vulcanus und mehrerer Paläste, sondern besonders auch als Sitz der ägyptischen Priesterkaste und der Verehrung des Apis und Osiris. In ihrer Nähe erheben sich mehrere Pyramiden, so wie sich der See des Charon (s. d. Art.) und das berühmte Labyrinth (s. d. Art.) daselbst befinden. Von Menes soll sie erbaut worden sein. Kambyses zerstörte sie im Jahre 524 v. Chr. und ob sie gleich von Neuem stark befestigt worden war, so fiel sie doch den Arabern, die sie **Ment**, **Menut** nannten, auf ihren Eroberungszügen im VII. Jahrh. in die Hände. — Dem jetzigen Neu-Kairo (Kâhira) gegenüber, das auf dem östlichen Ufer des Nils liegt, soll M. gestanden haben. 35.

Ménageot (spr. Menaschoh) (François Guillaume) ein ausgezeichneter französischer Historienmaler, geb. 1744 zu London, kam in seinem 6. Jahre mit seinem Vater nach Frankreich zurück und erhielt von diesem den ersten Unterricht. Später wurden Deshais, Boucher und zuletzt Vien seine Lehrer und ein mehrjähriger Aufenthalt zu Rom vollendete seine Ausbildung. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1777 wurde er Mitglied der königlichen Akademie; im Jahre 1787 Professor und bald darauf Director der französischen Akademie zu Rom, ging nach deren Auflösung im Jahre 1793 nach Vicenza und kehrte erst im Jahre 1800 nach Frankreich zurück. Nach und nach zum Mitgliede des Instituts, Ritter der Ehrenlegion und Professor der Malerei an der Akademie ernannt starb er am 4. Oct. 1816 zu Paris. — Seine vorzüglichsten Werke sind: „Der Abschied der Polyxene", „Der Tod Leonardo's da Vinci", „Astyanax", „Cleopatra", „Mars und Venus", „Meleager", eine den Adonis suchende Diana, eine Geburt des Heilands, mehrere Madonnen und außerdem viele allegorische Darstellungen aus dem Mythenkreise der Alten. Eigenthümlich ist diesem Künstler

eine ungemeine Grazie, sowohl in den einzelnen Figuren wie in der Composition überhaupt. Sein Colorit ist angenehm und von trefflichem Ensemble, obwohl nicht eben blühend, die Zeichnung correct und die Draperie lobenswerth. In der Ausführung endlich läßt sich eine große Sorgfalt nicht verkennen. 36.

Menander, ein griechischer Komödiendichter, geb. zu Athen 324 v. Chr., erhielt seine philosophische Bildung vom Theophrast. Allein sein aufgeregter und witziger Geist führte ihn zur Poesie und er wurde der vorzüglichste Dichter der sogenannten neuern Komödie, die sich vorzüglich durch allgemeine Charakterschilderungen auszeichnete. Nach Einigen fand er seinen Tod im Hafen Piräus zu Athen, als er sich im Schwimmen üben wollte, nach Andern aber gab er sich selbst den Tod aus Eifersucht gegen den Philemon, der ebenfalls sich in dieser Dichtungsart auszeichnete und großen Beifall fand. Von seinen Komödien, deren er über hundert geschrieben haben soll und welche später dem römischen Lustspieldichter Terentius zum Muster dienten, besitzen wir leider nur noch wenige Bruchstücke. Eine Sammlung hiervon ist: „Menandr. et Philem. reliquiae, quotquot reperiri potuerunt gr. et lat. cum not. Hug. Grotii et Joh. Clerici“ (Amstelod. 1709. 8.), ein Werk, gegen welches Bentley unter dem Titel: „Phileleutheri Lipsiensis emendationes in Menandr. et Philem. reliqu.“ (Traj. ad Rhen. 1710. 8. Cantabr. 1714. 8.) schrieb. Vergl. Fabr. Bibl. Gr. T. II. p. 454. — Unter andern Männern dieses Namens nennen wir noch: 1) M. aus Laodicäa im III. Jahrh. n. Chr., ein Rhetor und Verfasser von 3 Büchern „Über Lobreden“, herausgegeben von Heeren (Götting. 1785); 2) M., mit dem Zunamen Protector, ein byzantinischer Geschichtschreiber im VI. Jahrh. n. Chr., von dem nur zahlreiche Fragmente über die Geschichte seiner Zeit übrig sind; 3) M. aus Kappareta in Samaria, ein Ketzer des I. Jahrh., Schüler des Simon Magus, welcher die Welt von Engeln erschaffen sein ließ, auf seinen Namen taufte und den Getauften selbst irdische Unsterblichkeit versprach. 20.

Menapii, ein deutsches Volk, das wir zur Zeit der gallischen Kriege in dem nördlichsten Theile von Germania cisrhenana (h. ungefähr Brabant und ein Theil der preußischen Rheinprovinzen) finden und welches nach langem Widerstande mit ihren Nachbarn, den Morinern, von Cäsar besiegt wurde (s. Caes. de Bello gall.). Das Castellum Menapiorum soll das heutige Kassel an der Maas sein. 77.

Mencke, einige berühmte Gelehrte des XVIII. Jahrh., stammten aus Oldenburg, wo Otto M. den 22. März 1644 geboren wurde. Dieser studirte zu Leipzig Theologie und Philosophie, habilitirte sich daselbst 1664 und starb als ordentlicher Professor der Moral den 29. Jan. 1707. Er ist der Urheber der Acta eruditorum (s. d. Art.). — Sein Sohn, Johann Burchard M., geb. zu Leipzig den 27. März 1675, widmete sich ebenfalls der Theologie, beschäftigte sich aber mehr mit Geschichte und Dichtkunst, ward 1699 Professor der Geschichte in Leipzig, 1701 Doctor der Rechte zu Halle, 1708 königl. polnischer und churfürstlich sächsischer Historiograph und starb als Senior der Universität, Hofrath und Mitglied der Akademien zu London und Berlin den 1. April 1732. Unter seinen meist historischen Schriften bemerken wir nur seine „De charlataneria eruditorum declamationes II.“ (Lips. 1715. 8. u. ö. ins Deutsche, Französische, Englische, Holländische und Spanische übersetzt) und „Deutsche Gedichte von Philander von der Linde“ (gesammelt Leipz. 1713. 4 Thle.), obwohl letztere von geringem Werthe. Bemerkenswerth ist er als Fortsetzer der Acta eruditorum, als Herausgeber des ersten „Deutschen Gelehrtenlexikon“, dessen Umarbeitung durch Jöcher (s. d. Art.) so berühmt ward, und als Stifter der deut-

schen Gesellschaft zu Leipzig, deren Vorsitz er 1727 an Gottsched (s. d. Art.), seinen Schüler und damals Lehrer seiner Kinder, übertrug. — Sein Sohn, Friedrich Otto M., geb. zu Leipzig 1708, war sein Nachfolger auf seinem Lehrstuhle und als Herausgeber der Acta eruditorum, starb aber schon den 14. März 1754 als Hofrath und Mitglied der Akademien zu London, Berlin, der Arcadier und anderer und mit dem Rufe eines ausgezeichneten Gelehrten. — Wahrscheinlich ein naher Verwandter von Otto M. war Lüder M., geb. zu Oldenburg den 14. Dec. 1658, welcher in Jena und Leipzig sich der Rechtsgelehrsamkeit widmete, sich an letzterer Universität 1680 habilitirte und daselbst den 29. Juni 1726 als Ordinarius der Juristenfacultät mit dem Ruhme eines der ausgezeichnetsten Juristen starb. Dessen Sohn, Gottfried Ludwig M., geb. zu Leipzig den 28. Juli 1683, war einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit und starb als Senior der Universität, churfächsischer Hof- und Justizrath und erster Professor der Rechte zu Wittenberg. 16.

Menczikoff (spr. Mentschikoff) (Alexander), Herzog von Ingermannland, russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. im Jahre 1674, war der Sohn eines Bauern in der Nähe von Moskau und ward von diesem einem Bäcker in die Lehre gegeben, dessen Backwerk er in den Straßen von Moskau feilbot. Bei dieser Gelegenheit lernte ihn Lefort, der Günstling Peter's des Großen, kennen, gewann ihn lieb und nahm ihn als Bedienten in sein Haus. Zugleich suchte er die Verstandeskräfte des talentvollen Jünglings weiter auszubilden, welches ihm über seine Erwartung gelang, so daß ihn Peter der Große nach Lefort's Tode für fähig hielt, dessen Stelle einzunehmen. Das ihm von Seiten des Czaaren geschenkte unbedingte Vertrauen mißbrauchte M. aus Gewinnsucht auf schnöde Weise und ließ sich mehrere Male Veruntreuungen anvertrauter Gelder zu Schulden kommen, wofür er theils mit Geldstrafen, theils mit körperlichen Züchtigungen büßte. Eben so gewissenlos verfuhr er bei der ihm anvertrauten Erziehung des später so unglücklich gewordenen Prinzen Alexei, die er ganz vernachlässigte. Nur die Gunst Katharinens, der Gemahlin des Czaaren, in deren Interesse er stets handelte und die er sogar zur Thronfolge beförderte, verhinderte, trotz der Bemühungen seiner Ankläger, seinen gänzlichen Sturz. Auch ausländische Höfe wetteiferten M. Beweise ihrer Gunst zu geben, während Peter selbst öfters höchst unzufrieden mit ihm und Katharina war. Nach dessen Tode war er unumschränkter Regent des großen Kaiserreiches, selbst noch unter der Regierung Peter's II., nachdem Katharina bereits gestorben war. Eine neue Veruntreuung der für des Kaisers Schwester bestimmten Gelder stürzte ihn aber plötzlich vom Gipfel des Glückes auf die niedrigste Stufe menschlichen Elendes. Besonders auf Betrieb der Dolgorucky's, seiner erbittertsten Feinde, wurde er auf immer nach Sibirien verbannt und sein ungeheures Vermögen, welches außer den ansehnlichen Gütern mit 300000 leibeigenen Bauern aus 3 Mill. an Juwelen, Kleinodien und baarem Gelde bestand, confiscirt. M. selbst reiste im Septbr. 1727 mit seiner Gemahlin, einem Sohne und zwei Töchtern nach Beresow, dem Orte seiner Verbannung, wo er im Novbr. 1729 in tiefer Schwermuth starb. — Der Charakter M.'s wurde besonders durch Habsucht, Stolz, Grausamkeit und Herrschsucht entstellt, wodurch seine besseren Eigenschaften, seine Güte, Tapferkeit und Beharrlichkeit zu sehr verdunkelt wurden. Um Rußlands Cultur, Handel, Bergbau, Kriegswesen, um Künste und Wissenschaften hat er sich bleibende Verdienste erworben. 81.

Mende (Ludwig Julius Caspar), Doctor der Medicin, ordentlicher Professor der Geburtshülfe und der gerichtlichen Medicin und Director der Entbindungsanstalt zu Göttingen, Ritter des Wasaordens, ward den 14. Sept. 1779 zu Greifswald geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studirte die Arznei-

wissenschaft in Greifswald, Berlin und Göttingen, machte hierauf eine Reise durch Deutschland und betrat dann 1801 die akademische Laufbahn als Privatdocent an der Universität seiner Vaterstadt, wo er 1807 Adjunct der medicinischen Facultät, 1814 außerordentlicher und 1815 ordentlicher Professor der Medicin wurde. Diese Stelle, so wie das Sanitätscollegium, dessen Mitglied und später Director er war, und endlich eine sehr ausgebreitete Praxis beschäftigten ihn so sehr, daß er, um sich mehr der Wissenschaft zu widmen, einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen annahm, wo er im April 1823 eintraf. Hier lebte er ganz seinem Lehramte, der großen Entbindungsanstalt und der Wissenschaft. Sein eben so anziehender als gründlicher Vortrag und seine unverdrossene Thätigkeit für den praktischen Unterricht blieben auch nicht ohne Erfolg; zahlreiche Schüler verdanken ihm ihre Ausbildung. Indessen nahm ein Gichtübel, das ihm schon oft beschwerlich gefallen, mehr und mehr überhand, endlich ergriff es innere Theile und so starb er am 23. April 1832. — Außer mehrern kleinern Schriften und Aufsätzen in Journalen hat er sich vorzüglich durch sein „Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin" (Leipz. 1819. ff.), von dem nur 6 Theile Theile herausgekommen sind, so wie durch „Die Krankheiten der Weiber" (Berlin und Leipzig 1810. 2 Bde.), von deren neuer Umarbeitung (Göttingen 1831) leider nur der erste Theil erschienen ist, ausgezeichnet. 39.

Mendelssohn (Moses), ward geboren im Septbr. 1729 zu Dessau, wo sein Vater jüdischer Schulmeister und Zehngebotschreiber (Sopher) war, aber dabei in großer Armuth lebte, weßhalb auch der Jugendunterricht M.'s sich nur auf das Nothdürftigste beschränkte. Ein wenig Hebräisch und das Lesen des Talmud erlernte er von seinem Vater, dabei aber studirte der wißbegierige Knabe die Bücher des alten Testamentes, besonders die Psalmen, mit solchem Fleiße, daß er sich dadurch eine Nervenkrankheit zuzog, welche seine Gesundheit für immer untergrub. Im 14. Jahre begab sich M. nach Berlin, wohin die Juden seiner Vaterstadt öfters des Handels wegen zu reisen pflegten, um hier sein weiteres Fortkommen zu suchen und zugleich seinen heißen Durst nach Kenntnissen mehr zu befriedigen. Da er ohne alle Empfehlung und Unterstützung war, so mußte er sich Jahre lang mit dem kärglichsten Unterhalte begnügen, oft mehrere Tage blos von trockenem Brote sich sättigen. In einem elenden Dachstübchen lernte er an Locke's Werk: „Vom menschlichen Verstande" auf die mühsamste Art die lateinische Sprache und brachte es auch im Französischen, Englischen und Italienischen zu solcher Fertigkeit, daß er die Meisterwerke der schönen und philosophischen Literatur jener Nationen lesen konnte. Außerdem zog ihn das Studium der Mathematik besonders an. Der Rabbiner Fränkel, welcher von Dessau als Oberlandrabbiner nach Berlin versetzt worden war, unterrichtete ihn, wie schon früher, im Talmud, in der Gesetzgebung und dem Cultus seines Volkes. Gleiches Streben und gleiche Armuth verband ihn auf das Innigste mit dem freisinnigen Israel Moses, einem Schulmeister in Berlin, der aber in der Mathematik die Meisterschaft errungen hatte. M.'s äußere Lage verbesserte sich erst dann, als ihn ein reicher jüdischer Seidenfabrikant, Bernard, als Lehrer seiner Kinder in sein Haus nahm, welcher ihn später wegen seiner Talente im Schönschreiben, Rechnen und Buchhalten zum Inspector, dann zum Director und endlich zum Mitgliede seiner Fabrik erhob. Den wichtigsten Einfluß auf seine weitere Bildung hatte die Bekanntschaft mit Lessing, welche er im Jahre 1754 machte. Auch mit Abbt und Nicolai trat er in literarische Verbindung und wurde an der von Letzterm herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einer der thätigsten Mitarbeiter. Die geistige Bildung seines eigenen Volkes suchte er auf alle Weise zu fördern und zu heben, so daß sich Alle, welche einer solchen fähig waren, innig an ihn anschlossen. Der Schmerz über Lessing's Tod und der Kummer, dessen re-

ligiöse Meinungen angefeindet zu sehen, so wie seine durch angestrengte Arbeiten vermehrte Kränklichkeit beschleunigten aber sein eigenes Ende, welches den 4. Jan. 1786 erfolgte. Die Trauer der Israeliten, welche ihn ihren größten Männern an die Seite setzten, war so allgemein, daß Alle unaufgefordert ihre Läden schlossen, welches sonst nur bei dem Tode ihres Oberrabbiners zu geschehen pflegt. — M. war klein und verwachsen von Gestalt, aber von ausdrucksvollem Gesichte und lebhaften schwarzen Augen. Mit der höchsten Bescheidenheit verband er Freimüthigkeit und Würde, seine Satyre milderte er durch die Zartheit des Ausdrucks. Von Jugend auf religiös gesinnt beobachtete er die Vorschriften seines Glaubens mit strenger Pünktlichkeit. Obgleich ein Schüler der wolfischen Philosophie neigte er sich doch mehr zum Eklekticismus. Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen besonderer Erwähnung: „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berlin 1787. 8. u. ö. N. A. von Friedländer, Berlin 1821. 8.); „Briefe über die Empfindungen" (Berlin 1755. 8.); „Morgenstunden" (Berlin 1785—86. 2 Bde.); Übersetzung der Psalmen und der 5 Bücher Mosis. Sein Styl ist klar und gefällig, aber kräftig und erinnert an Garve. 81.

Mendelssohn-Bartholdy (Felix), einer unserer talentvollsten Componisten, in der Kenntniß des Satzes vielleicht allen überlegen, ward den 3. Febr. 1809 zu Berlin geboren. Seine außergewöhnlichen Talente entwickelten sich bereits im Knabenalter mit einer Fülle, Gediegenheit und Schnelle, wie wir sie nur an wenigen unserer berühmtesten Kunstheroen zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Der Vater M.'s, ein geachteter Kaufman zu Berlin (Sohn Moses Mendelssohn's), hatte nichts versäumt, um dem vielversprechenden Knaben eine seinen Anlagen entsprechende Ausbildung geben zu lassen und ihn früh schon der Leitung Zelter's und Ludwig Berger's anvertraut. Ersterer wurde in der Composition, Letzterer im Clavierspiele sein Lehrer. Ein Schüler solcher Männer hätte auch mit minder hervorstechenden Talenten Ausgezeichnetes leisten müssen; um so glänzender waren die Fortschritte, welche die Studien des hochbegabten M. bezeichneten. Im 9. Jahre bereits war er mit den Meisterwerken eines Bach, Cramer, Haydn, Mozart u. A. innig vertraut und den herrschenden Modegeschmack von sich weisend bereits völlig eingeweiht in die Geheimnisse der Composition. Um dieselbe Zeit ließ er sich in Berlin öffentlich auf dem Pianoforte hören und erwarb sich durch ungewöhnliche Sicherheit und Virtuosität allgemeine Bewunderung. Dasselbe war auch der Fall, als er später in Paris und 1821 in Weimar theils öffentlich, theils in Privatzirkeln auftrat. Noch war damals von seinen Compositionen dem Publicum keine bekannt geworden, doch hatte man in musikalischen Zirkeln bereits oft Gelegenheit gehabt Operetten und andere Sachen von ihm zu hören. Was Zelter schon im Jahre 1823 in seinen Briefen an Göthe von seinem Zöglinge urtheilte, könnte vielleicht als aus befangener Vorliebe hervorgegangen angesehen werden, wenn nicht (wir sind es überzeugt) M. alle dort ausgesprochenen Erwartungen erfüllt, ja selbst übertroffen hätte. Im Drucke erschienen zuerst 2 Quartetten im Jahre 1824, welchen nicht lange nachher eine Sonate in Fmoll und das in jeder Beziehung vollendet zu nennende Quartett in Hmoll folgte. Der ungewöhnliche Fleiß des Componisten bethätigte sich von dieser Zeit an in einer Reihe der vorzüglichsten Arbeiten (Symphonien, Cantaten, Clavierconcerte, Lieder, Capriccios, Etüden ꝛc.), welche zu bekannt sind, als daß wir sie hier alle namentlich anführen sollten. Wir nennen nur: „Hochzeit des Gamacho", eine Oper im Jahre 1827 mit vollständigem Erfolge zu Berlin aufgeführt; die göthische „Walpurgisnacht", „Symphonie" zur Feier des Reformationsfestes, und die 4 Ouverturen zum „Sommernachtstraum", den „Hebriden", „Meeresstille und glückliche Fahrt" und zur „Schönen Melusine", vielleicht die schönsten Ouverturen, welche bis jetzt die Deutschen besitzen. Als Cla-

vierspieler nimmt M. eine der ersten Stellen ein und in der Instrumentation ist er vollendeter Meister. Ein erschöpfendes Urtheil über M. abzugeben ist hier nicht der Ort; überhaupt auch möchte es jetzt noch nicht an der Zeit und gewagt sein sich über diesen in seiner herrlichsten Entwickelung begriffenen Künstler genügend auszusprechen. — Nachdem M. von seinen Reisen in England, Italien und Frankreich (1829—1832) zurückgekehrt war, lebte er einige Zeit wieder in Berlin und übernahm dann im Jahre 1834 die Direction der Oper zu Düsseldorf. Von hier aus folgte er im Herbste 1835 einem Rufe nach Leipzig, wo er sich gegenwärtig noch als Director des Concertes befindet. 36.

Mendicanten, s. Bettelmönche.

Mendizábal (Juan Alvarez y), Präsident des Staatsrathes und Finanzminister von Spanien, ward um das Jahr 1790 in Cadix geboren, wo sein Vater einer der reichsten und angesehensten Kaufleute war. Im Jahre 1808 folgte er den Fahnen, die sein Volk zur Befreiung vom französischen Joche riefen und wurde an die Spitze des Proviantwesens der ganzen Armee gestellt. Auf diesem schwierigen Posten zeigte M. eben so viel Umsicht als Entschlossenheit. Er wurde zweimal gefangen; das erste Mal gegen einen hohen französischen Stabsofficier ausgewechselt, das zweite Mal nach dem Alhambra in Granada in strenge Haft gebracht, der er bald glücklich entkam und seinen frühern Posten wieder antrat. Er war der Freund Riego's, des Märtyrers der spanischen Freiheit, und organisirte im Jahre 1812 die berühmte Bewegung auf der Insel Leon, deren Folge die gefeierte Constitution von jenem Jahre war. Nach Beendigung des Krieges verließ er die Armee ohne Beförderung und nach dem Umsturze der Constitution im Jahre 1823 sein Vaterland. Als portugiesischer Finanzagent in London trug er wesentlich zur Befestigung des Credits von Portugal bei. Zum Beweise der Anerkennung seiner Verdienste um das Land erhob ihn die Königin von Portugal bei seinem Abgange nach Spanien, wohin er im Jahre 1835 als Finanzminister berufen wurde, zum Großkreuze des Thurm- und Schwertordens. Im Septbr. desselben Jahres wurde er zum Präsidenten des Staatsrathes erhoben, behielt aber das Ministerium der Finanzen bei, welche Stellen er noch gegenwärtig bekleidet. M. zeigte sein ganzes Leben hindurch unter den größten Schwierigkeiten und Unfällen stets dieselbe Festigkeit, vereint mit der reinsten Uneigennützigkeit und glühender Vaterlandsliebe, ohne bis jetzt den Genius des höhern Staatsmannes entfaltet zu haben. Er ist zugleich einer der reichsten Capitalisten der pyrenäischen Halbinsel und somit in jeder Hinsicht dazu geeignet den Sturm zu beschwichtigen, der auf ihr wüthet. Bis jetzt genießt er auch des vollkommensten Vertrauens der Krone wie des Volkes. 81.

Mendoza, eins der berühmtesten und ausgebreitetsten spanischen Geschlechter, dessen Glieder zu allen Zeiten in der Geschichte Spaniens ruhmvoll hervorleuchten, führt seinen Ursprung auf die alten Herrscher von Biscaya zurück, doch läßt sich der Stamm nur mit Bestimmtheit bis ins XII. Jahrh. zurück nachweisen. Mehrere Seitenlinien bildeten eigene Häuser, wie die von **Mendibil** und **Priego**, während der Hauptstamm im XIV. Jahrh. noch durch den einzigen **Inigo Lopez** M. repräsentirt ward. Dieser, geb. den 19. Aug. 1348, glänzt aber in der spanischen Geschichte nicht allein als Held, wofür er von Johann II. von Castilien zum Grafen von Real Manzanares und Marquis von Santillana erhoben wurde, sondern auch als einer der vorzüglichsten Dichter und das Haupt der am castilischen Hofe lebenden ausgezeichneten Geister seiner Zeit. Er starb 1458 und hinterließ sieben Söhne, von welchen der älteste, **Diego**, 1475 Herzog von Infantado wurde und diese Würde auf seine Nachkommen vererbte, bis sie 1657 durch die letzte Erbin, Katharina, an das Haus Eboli kam. Die übrigen Söhne stifteten besondere Linien; selbst **Peter Gonsalez**, geb. 1428,

welcher in den geistlichen Stand trat und unter dem Namen „der Cardinal von Spanien" bekannt als Erzbischof von Toledo den 11. Jan. 1495 starb, hinterließ mehrere natürliche Söhne, deren Nachkommen in der spanischen Geschichte glänzen. Ein Urenkel des Inigo Lopez von dessen drittem Sohne Inigo Lopez, Grafen von Tendilla, war der bekannte Diego Hurtado de M., Graf von Montejar, welcher um 1504 geboren in Granada und Salamanca Lateinisch, Griechisch, Arabisch und Jurisprudenz studirte, dann in die Dienste Kaiser Karl's V. ging und 1535 die Feldzüge desselben in Italien mitmachte, dann mehrere wichtige Gesandtschaften, wie nach Venedig, auf das Concil zu Trident (seine kräftige Protestation gegen einige Beschlüsse desselben findet sich in den Acten des tridentinischen Concils von Th. Labbe) und beim Papste begleitete, später 6 Jahre lang Gouverneur von Toscana war, von Philipp II. in den Ministerrath gerufen wurde, aber in Ungnade gefallen längere Zeit zu Granada in Verbannung lebte und 1575 zu Valladolid starb. Außer seinem politischen Leben hat er um die Verbreitung der Wissenschaften im Abendlande unendliches Verdienst. Er erwarb eine große Anzahl griechischer Werke, welche vielleicht verloren gegangen wären, und ließ mehrere Manuscripte im Kloster auf dem Berge Athos abschreiben. Seine ganze Büchersammlung überließ er später der Bibliothek des Escurial. Außerdem gehört er zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern Spaniens in seiner Beschreibung des Krieges Philipp's II. gegen die Mauren („Guerra de Granada etc." Madrid 1610. 4. und öft. N. E. Valencia 1776. 4.) und durch seinen komischen Roman: „Lazarillo de Tormes" (Tarracona 1586. u. ö. auch in andere Sprachen übersetzt). Eben so ausgezeichnet ist er als Dichter in volksthümlichen Liedern, burlesken Satyren und Episteln, obwohl seine Verse zuweilen hart und schwerfällig sind. „Obras del insigno Cavallero D. Diego de Mendozo" (Madrid 1610. 4.). 16.

Menēdemus aus Eretria, ein griechischer Philosoph, der eine eigene Schule stiftete (im III. Jahrh. n. Chr.), nach ihm die eretrische genannt. Er war zugleich Feldherr und Staatsmann, stand lange dem Gemeinwesen seiner Vaterstadt vor und übernahm mehrere Gesandtschaften zu den Königen Lysimachus, Demetrius, Antigonus, wurde aber, weil er mit dem Letztern in vertrautem Umgange lebte und wahrscheinlich mit seiner Hülfe Eretria vor der Tyrannei des Demetrius sichern wollte, verdächtigt, an ihn sein Vaterland verrathen zu haben, und mußte an den Hof des Antigonus fliehen, wo er im 74. Jahre seines Alters starb. Als Mensch wird er gerühmt wegen seiner Leutseligkeit, seiner Treue in der Freundschaft, seines würdevollen und tugendhaften Betragens, das vielleicht nicht frei von pedantischem Rigorismus war. Als Philosoph glänzte er durch dialektische Gewandtheit und Reichthum der Rede. Seine Lehrer waren Plato und Stilpo, deren Letztern er besonders hochschätzte, wie er sich denn auch an ihn und die ebenfalls aus der megarischen Schule hervorgegangene elische des Phädon anschloß; es scheint sogar, als wäre diese in die eretrische übergegangen. Er lehrte nur mündlich und soll nichts Schriftliches hinterlassen, auch kein eigentliches Dogma aufgestellt haben. Doch scheint es, daß er den Satz der Megariker „es gebe nur ein Gutes" annahm. In der Logik erkannte er nur bejahende kategorische Sätze an, nach andern Nachrichten sogar nur identische, ohne Zweifel um dem Mißbrauche vorzubeugen, den die Megariker mit den verwickelteren Urtheilsformen trieben. Aus seiner Schule, die doch eigentlich nur eine Fortsetzung der megarischen war, ist uns nur Asklepiades, sein Freund, und auch dieser nur dem Namen nach bekannt. 80.

Menelaus, (*Μενέλαος*, d. i. Volksstärke), Sohn des Atreus (daher Atride), Bruder des Agamemnon und Gemahl der im Alterthume wegen ihrer Schönheit berühmten Helena (s. d. Art.), veranlaßte wegen deren Entführung den trojanischen

Krieg und zog als König von Lacedämon mit sechzig Schiffen nach Troja. Kaum hier angekommen begann er einen Zweikampf mit seinem Nebenbuhler Paris, der aber, als ihm M. den Todesstoß geben wollte, von der Göttin Venus in einem dunklen Nebel entrückt wurde. In den Gefechten nun, die in diesem Kriege vorfielen, erlegte M. viele von den trojanischen Helden, deren Namen im Homer einzeln aufgezählt werden. Bei den Leichenspielen des Patroklus erhielt M. auch einen Preis. Als endlich Troja fiel, ward ihm die Helena wieder zu Theil, mit der er nun nach Hause zurückkehren wollte. Aber auf der Höhe von Kreta wurde die Flotte durch einen Sturm zerstreut und M. mit nur wenigen Schiffen nach Ägypten getrieben. Acht Jahre lang soll er nun an den Küsten von Cypern, Phönicien, der Erember, Äthioper, Ägypter und Libyer umhergeirrt sein, bis er endlich auf der Insel Pharus unterhalb Ägypten die Eidothea, Tochter des Proteus traf, die ihm rieth, ihren Vater Proteus mit List zu fangen und sich von ihm sagen zu lassen, wie es ihm möglich werden könne, in seine Heimath zurückzukommen. Dieß geschah und Proteus rieth ihm wieder nach Ägypten zu segeln und daselbst den Göttern zu opfern. Auch prophezeihte ihm der alte Proteus, daß er nicht sterben, sondern lebendig von der Erde hinweg nach Elysium würde versetzt werden, weil er ein Götterheld und der Gemahl der Helena sei. M. befolgte den Rath und kam darauf auch bald glücklich nach Hause zurück. M. ist in den trefflichen Dichtungen des Homer eine Hauptperson, bei deren Charakterisirung der Dichter jedesmal mit Liebe verweilt. Er erscheint hier stets tapfer, weise, in den öffentlichen Vorträgen offen, hell von Stimme, nicht wortverschwenderisch noch weitläufig, sondern kurz und nachdrucksvoll und als ein großer Freund des Odysseus. 20.

Menes wird von allen alten Geschichtschreibern als der erste König Ägyptens genannt und in das Jahr 2100 vor Chr. gesetzt. Ohne Zweifel aber ist er eine mythische Person, wenigstens wurde er als wohlthätige Gottheit, indem er Ägypten zuerst cultivirte und vorzüglich durch Abänderung des Nillaufs das sumpfige Unterägypten austrocknete und urbar machte, allgemein verehrt. Auch richtete er zuerst die Verehrung der Götter und die Opfer ein und erbaute die Stadt Memphis. (S. über ihn Herodot II., 99.) 11.

Menestrels, s. Troubadours.

Mengs (Anton Raphael), der größte Maler des XVIII. Jahrh., überhaupt einer der ausgezeichnetsten der neuern Zeit, ward am 12. März 1728 zu Außig in Böhmen geboren. Sein Vater, der Pastell- und Emailmaler, Israel Mengs (geb. 1690 zu Kopenhagen), welcher nach Dresden berufen worden war, (woselbst er auch im Jahre 1764 als Director der Akademie starb), hatte ihn, noch ehe er sich von seinen Talenten überzeugt haben konnte, mit der ihm eignen Hartnäckigkeit und Strenge für die Malerei bestimmt und gab ihm schon im zartesten Kindesalter Unterricht im Zeichnen. Aller Launen des barocken Vaters ungeachtet machte der Knabe im Kurzen überraschende Fortschritte und gewann, während sich sein älterer Bruder der fast unerträglichen Tyrannei durch die Flucht entzog, täglich eine entschiedenere Vorliebe für die Kunst, die ihn den Druck vergessen ließ. In seinem 8. Jahre war er bereits im Stande, eigene Compositionen zu entwerfen und hatte selbst in dem Gebrauche der Farben eine für sein Alter ungewöhnliche Kenntniß und Geschicklichkeit. So vorbereitet kam er mit seinem Vater und seinen ebenfalls der Kunst sich widmenden Schwestern (die eine derselben, Therese Concordia, später mit Antonio de Marion verheirathet, hat sich als Miniaturmalerin ausgezeichnet; starb 1806) im Jahre 1741 nach Rom. Hier widmete er sich und zwar wie früher unter der strengsten Aufsicht seines Vaters mit großem Fleiße dem Studium der Antike und der vorzüglichsten Meisterwerke, besonders Raphael's, indem er zugleich die zur künstlerischen Ausbildung nöthigen Neben-

wissenschaften in allen ihren Zweigen eifrig betrieb. Nach seiner Rückkehr nach Dresden im Jahre 1744 erwarb er sich durch ein höchst gelungenes Portrait seines Vaters die Gunst des Hofes und wurde zum Hofmaler ernannt, worauf er für die Galerie eine Magdalena und einen Cupido malte. Er kehrte indeß im Jahre 1747 wieder nach Rom zurück und verheirathete sich hier mit einem armen aber schönen Mädchen, welches ihm bei einer heiligen Familie als Mutter Gottes zum Modell gedient hatte. Mit ihr begab er sich im Jahre 1749 wieder nach Dresden, wurde zum ersten Hofmaler ernannt und erhielt den Auftrag, den Hochaltar der neuen katholischen Kirche mit einem Gemälde auszuschmücken. Er entwarf die Skizze dazu, verschob aber die Ausführung, bis er im Jahre 1752 wieder im Lande seiner Wünsche, in Italien, angekommen war, und auch hier wurde sie noch längere Zeit verzögert, da der Ausbruch des siebenjährigen Krieges die Auszahlung des Gehalts, welchen er vom sächsischen Hofe erhielt, verhinderte. In dieser Zeit arbeitete er für den Grafen von Northumberland eine Copie der Schule von Athen von Raphael, woran er alle ihm zu Gebote stehende Kunstfertigkeit zur Erreichung seines großen Vorbildes aufwandte; auch ernannte ihn der Papst Benedict XIV. zum Professor an der neuen Akademie auf dem Capitole. Sein Ruf verbreitete sich jetzt durch ganz Italien, so daß er sich von allen Seiten mit Aufträgen überhäuft sah. Für den König von Neapel malte er damals eine Darstellung Jesu im Tempel und die Portraits der ganzen königlichen Familie. Nach seiner Rückkehr von Neapel nach Rom fertigte er hierauf in der Kirche des heiligen Eusebius und in der Villa Albani Frescogemälde, von denen besonders die letztern (Apollo mit den 9 Musen auf dem Parnasse) als vollendetes, später von Keinem wieder erreichtes Meisterwerk gelten. Im Jahre 1761 folgte M. einem Rufe als erster Maler an den Hof Karl's III. von Spanien. Zwar fand er dort in Tiepolo und Giaquinto heftige Nebenbuhler, allein sie wurden ihm bei seiner bald anerkannten Überlegenheit unschädlich. Unter den vielen großen Werken, welche er für den König ausführte, verdienen vorzüglich Bemerkung die Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu, die Geburt der Aurora, die Apotheose des Trajan und die des Hercules u. m. a. Auch vollendete er damals das Altargemälde, die Himmelfahrt, für die katholische Kirche zu Dresden. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm M. im Jahre 1769 eine Reise nach Italien, malte daselbst angekommen in Florenz das Portrait des Großherzogs und sein eignes, und schmückte nach seinem Eintreffen in Rom die Appartements des Papstes im Vaticane mit herrlichen Deckengemälden, worauf er zum Ritter vom goldnen Sporen und Fürsten der Akademie des heiligen Lukas ernannt im Jahre 1773 nach Madrid zurückkehrte. Hier vollendete er nebst mehreren anderen eines seiner größten Werke, welches Raphael's nicht unwürdig gewesen wäre, einen Christus auf dem Wege zum Kreuze. Nach mehrjährigem ununterbrochenen Aufenthalte in Madrid nahm er im Jahre 1777 abermals Urlaub zu einer Reise nach Rom, welches er fortan nicht wieder verließ. Der Tod seiner von ihm bis zur Verehrung geliebten Gattin im Jahre 1778 gab seiner ohnehin schwankenden Gesundheit den letzten Stoß; er folgte ihr nach mehrmonatlichen Leiden am 29. Juni 1779 und wurde in St. Michele Grande beigesetzt. — Der Ritter Azara, spanischer Minister in Rom, und die Kaiserin von Rußland weihten ihm zwei Denkmale, diese in der Peterskirche, jener in der Kirche St. Maria Rotonda neben Raphael. — Von seinen 20 Kindern überlebten ihn nur sieben, unter denen sich Anna Maria (geb. 1751, gest. 1793) als Pastell- und Miniaturmalerin ausgezeichnet hat. Vermögen hinterließ er trotz seiner bedeutenden Einkünfte nicht; seine Freigebigkeit, seine Sammlungen und seine Lebensart kosteten ihm zu viel, als daß er an das Sparen hätte denken können. Über seine persönliche Liebenswürdigkeit ist nur eine Stimme. — Als

Künstler steht M. hoch über allen Erscheinungen seiner Zeit und unverkennbar hat er durch sein Beispiel und seine vortrefflichen Schriften entschieden auf die Richtung, welche die Kunst nach ihm nahm, wenn auch nicht schon gestaltend, doch vorbereitend eingewirkt. Indem er das manierirte Wesen der damals herrschenden Schulen offen für falsch erklärte, wies er darauf hin, daß allein auf dem Studium der Antike und der Nachahmung eines Raphael, Correggio und anderen Kunstheroen das Streben des Künstlers basirt sein müsse. Ihm selbst hatten Raphael im Ausdrucke, Correggio im Helldunkel und Tizian im Colorit als Vorbilder gedient, und gewiß hat er dieselben, wenn auch nicht in ganzem Umfange, doch im Einzelnen erreicht; vorzüglich gilt dieß von seinen Frescogemälden und einigen seiner besten Ölgemälde. Daß der Umgang mit Winckelmann und anderen Kunstverständigen heilsam auf ihn einwirkte, leidet keinen Zweifel. Alle seine Compositionen sind trefflich aufgefaßt, groß und edel, das Colorit kräftig, dabei wahr und frisch, die Zeichnung eben so geschmackvoll als fein und correct, die Ausführung endlich frei und markig, dabei sorgfältig und geistreich. Seine Schriften, welche er in verschiedenen Sprachen geschrieben hat, erschienen deutsch von Prange zu Halle im Jahre 1786, italienisch in 2 Bänden von Azara (Parma 1780). 36.

Meng-dsü, auch **Mentsu**, von den Jesuiten **Mencius** genannt, ist ein berühmter chinesischer Philosoph im IV. Jahrh. v. Chr., der, nachdem er die King studirt hatte und unter die Schüler des Tsü-sse, des Enkels des Confucius, aufgenommen worden war, an dem Hofe des Fürsten von Liang lebte, aber aus Verdruß darüber, daß man seinen weisen Vorschlägen kein Gehör gab, sich in die Einsamkeit zurückzog, wo er ungefähr 314 v. Chr. starb. Er ordnete die beiden Bücher des Confucius, Schi king und Schu king und schrieb ein moralisch-politisches Werk, welches zu den heiligen Büchern zweiten Ranges bei den Chinesen gezählt wird und ihm die Verehrung der Nachwelt erworben hat. Es ist chinesisch und lateinisch herausgegeben worden von Stanislas Julien (Paris 1824—1830. 8 8 Hefte). 16.

Meninski (Franz von), eigentlich **Megnien**, berühmter Orientalist, ward um 1623 in Lothringen geboren, studirte in Rom, ward 1652 Attaché der polnischen Gesandtschaft in Constantinopel und später Dolmetscher derselben. Obgleich wegen seiner Verdienste in Polen naturalisirt und in den Adelstand erhoben, trat er doch 1661 in östreichische Dienste als erster Dolmetscher bei der Pforte und kehrte nach einer Reise nach Jerusalem 1771 nach Wien zurück, wo er 1698 starb. Berühmt geworden in der Literatur ist er durch seinen „Thesaurus linguarum orientalium s. lexicon arabico-persico-turcicum“ (Wien 1680. 4 Bde. Fol.), dem die „Linguarum orientalium turcicae, arabicae, persicae institutiones“ als Anhang beigegeben sind. Doch nur der türkische Theil des Lexikons ist M.'s Verdienst, während das Arabische und Persische aus Golius und Castellus genommen und ersteres noch dazu höchst unkritisch geordnet ist; die vom Freiherrn von Jenisch besorgte Umarbeitung (Wien 1780—1802. 4 Bde. Fol.), die gewöhnlich gebrauchte Ausgabe, hat daher dem Werke erst seinen dauernden Werth gegeben. 16.

Menippus, 1) ein geborner Sklave aus Gandara in Phönicien, erkaufte sich seine Freiheit, wurde hierauf Bürger in Theben und cynischer Philosoph. Als er durch Wucherei beinahe sein ganzes Vermögen verloren hatte, nahm er sich selbst das Leben. Seine Schriften, die Varro nachgeahmt haben soll, sind gänzlich verloren gegangen. 2) Ein Redner aus Stratonike in Carien gebürtig, bekannt als Cicero's Lehrer, von dem er der beredteste Mann seiner Zeit genannt wird. 20.

Mennige, s. Blei.

Mennoniten, s. Anabaptisten.

Menologium heißt in der griechischen Kirche das Buch, in welchem die Feste jedes Monats, wie auch die Lebensbeschreibungen der Heiligen nach der Ordnung verzeichnet sind, wie dieselben früh in den Metten vorgelesen werden. 63.

Menou (Jacques François, Baron de), eine eigenthümliche Erscheinung in der französischen Revolution, stammte aus einem alten adeligen Geschlecht in Tourraine und wurde im Jahre 1750 zu Boussay de Loches geboren. Gleich seinem Vater die kriegerische Laufbahn wählend war er im Jahre 1787 bereits bis zum Maréchal de Camp avancirt, beim Ausbruche der Revolution indeß trat er als Deputirter in die Generalstaaten ein, war hier unter denen, welche sich mit dem dritten Stande vereinigten, und nahm in der folgenden Nationalversammlung seinen Sitz auf der linken Seite. Als eifriger Vertheidiger des Revolutionsprincips sprach er gleich anfangs heftig gegen die Parliamente, schlug die Einführung der Conscription vor und setzte die Erhöhung des Solds der Armee durch. Im Mai 1790 brachte er die Zurückberufung aller verdächtigen Commandanten in den Provinzen in Anregung und vertheidigte mit Erfolg das Recht der Nationalversammlung über Krieg und Frieden. Mit Mirabeau zugleich ließ er am 20. Oct. 1790 decretiren, daß künftig statt der weißen die dreifarbige Flagge auf den Schiffen wehen solle, während er früher schon auf Auflösung der Orden und Wegfall aller Titel angetragen hatte. Im folgenden Jahre erwarb er sich um die Bewaffnung der Nationalgarde große Verdienste und bewirkte das Decret, welches eine Aushebung von 100000 Mann anbefahl. Nach der Flucht des Königs im Juni 1791 schloß er sich denen an, welche unnütze Versuche zur Rettung der Monarchie machten und half zu diesem Zwecke den noch unnützern Clubb der Feuillans stiften. Im September desselben Jahres setzte er noch die Vereinigung der Grafschaft Venaissin mit Frankreich durch und übernahm hierauf das zweite Commando der Truppen, welche damals in Paris zusammengezogen wurden. Sein Benehmen während des 10. Aug. indeß machte ihn verdächtig und bewirkte eine Anklage, weil er unter den „Begleitern des Tyrannen" gewesen sei. Er wurde jedoch freigesprochen, commandirte hierauf während des Jahres 1793, wenn auch nicht mit Glück, doch ehrenvoll, in der Vendée und erhielt nach dem 9. Thermidor den Oberbefehl über eine Division des Innern. An der Spitze derselben trug er im Mai 1795 wesentlich zur Unterdrückung des Aufstandes in der Vorstadt St. Antoine bei und rettete letztere bei dieser Gelegenheit von der vom Convente anbefohlenen Zerstörung, mußte aber, als er bei der zweiten Revolte im October desselben Jahres nicht energisch genug einschritt, sein Commando niederlegen und entging nur mit Mühe der Verurtheilung. Er blieb jetzt ohne Anstellung bis zum Jahre 1798, wo er als Divisionsgeneral an der Expedition nach Ägypten Theil nahm. Hier zeichnete er sich überall durch glänzende Bravour aus und wurde, nachdem Napoleon zurückgekehrt und Kleber ermordet worden war, Commandeur en Chef. Sei es indeß, daß ihn seine Glaubensänderung (er hatte bei seiner Verheirathung mit der Tochter eines Aufsehers der Bäder zu Rosette den Muhammedanismus und den Namen Abdallah-Jacques M. angenommen) bei seinen Untergebenen verhaßt gemacht, oder daß er wirklich dem schwierigen Posten nicht gewachsen war, genug er gerieth in heftige Streitigkeiten mit den meisten Generälen, besonders mit Reynier, und konnte, zumal nach dem Verluste der Schlacht bei Alexandria gegen die Engländer (Mai 1801), nur mit Strenge die allgemeine Unzufriedenheit unterdrücken. Endlich sah er sich im August zur Capitulation genöthigt und kehrte nach Frankreich zurück. Von Napoleon gut aufgenommen ging er 1802 als Gouverneur nach Piemont und im Jahre 1808 in gleicher Eigenschaft nach Venedig. Hier starb er allgemein beliebt am 30. August 1810. 22.

Mensch, lat. homo; franz. homme; engl. man, ist unter den organisirten Wesen dasjenige, welches durch seine körperliche Bildung und durch seine geistige Kraft über alle übrigen sich erhebt. Als Thier betrachtet ist er ein Wirbel- und Säugethier, bildet aber in dieser letztern Classe für sich ganz allein die Gattung der zweihändigen Geschöpfe, die blos den Mann und das Weib umfaßt und keine Arten hat. Zwar bieten die zur Unterhaltung, zum Gedeihen und Wachsthume des Körpers bestimmten Organe und Verrichtungen bei dem Menschen und dem Thiere keine sehr beträchtlichen Verschiedenheiten dar; doch sind diese in anderer Hinsicht bedeutend genug, um zwischen beiden einen auffallenden Unterschied zu begründen. Hierher gehört zunächst das allgemeine Gefühl und der Tastsinn, die im Menschen mit ausgezeichneter Vollkommenheit und Ausdehnung ausgeübt werden. Das Sehvermögen ferner ist zwar bei vielen Thieren weit ausgebildeter als beim Menschen, allein dieses vermag nicht, wie er, die Schönheit und Eleganz der Formen, die Anmuth und Majestät der Züge zu genießen, den Reichthum und die Harmonie der Farben zu würdigen ꝛc. Dasselbe gilt auch von dem Gehörsinne, der zwar ebenfalls bei vielen Thieren schärfer ist als bei dem Menschen, allein für diesen zu einem intellectuellen Agens und zugleich die Quelle einer Menge der übrigen Thierwelt unbekannter Empfindungen wird. In Bezug auf Geschmack und Geruch sind uns die Thiere zwar überlegen; doch sind dagegen diese Sinne bei dem Menschen weit zarter; dieß beweisen seine Wahl und Bereitung der Nahrungsmittel, der Gebrauch der Wohlgerüche und die durch diese Sinne bedingte Sorge für eine nützliche und weit getriebene Reinlichkeit, während z. B. die Geruchsorgane des Thieres von keinem Unrathe belästigt werden. Was das Äußere des Menschen betrifft, so unterscheidet ihn seine zweifüßige und aufrechte Stellung von allen übrigen Säugethieren, und schon das horizontale Aufsitzen seines Kopfes und der Wirbelsäule, der Mangel an hinterer Schiefheit seines Beckens, das Vorhandensein seiner außerordentlich großen Gesäßmuskeln, seine Waden u. a. m. sprechen für die Unmöglichkeit, den thierischen Gang auf die Länge beizubehalten. Demnach scheint der M. allein durch sein aufrechtes Stehen auf seinen Füßen und das Emportragen seines Kopfes sein Denkvermögen noch zu erhöhen. Auch imponirt er in dieser Stellung allen Thieren und die stärksten erkennen in ihm ihren Meister. Dieses Denkvermögen erhebt ihn nun vorzüglich über alle andern Geschöpfe der organischen Welt; hierzu kommt noch das bei ihm so glückliche und so ausgedehnte Gedächtniß, durch welches er nach Willkühr das Vergangene erneuert, und sein Wille, durch den er das Vergnügen festzuhalten und den Schmerz zu entfernen und, abgesehen von den physischen Bedürfnissen, an die intellectuellen Acte zu knüpfen vermag. Denn der M., welcher zwischen einer Menge Empfindungen steht, die sich gewissermaßen das Gleichgewicht halten, oder von denen wenigstens keine mit einer besondern Energie hervortritt, unterwirft sie alle gleichmäßig seiner Vernunft und gibt dadurch eine Freiheit zu erkennen, die dem Thiere fast ganz gebricht und die ihn bestimmt seinem Willen entweder zu folgen oder ihn zu unterdrücken. Was der M. wahrnimmt, denkt und fühlt, kann er durch Geberde und Sprache ausdrücken. Denn was er durch seine Physiognomie, die Beweglichkeit seiner Züge, die verschiedene Färbung seines Gesichts, seine belebte Geberde und die verschiedenen Biegungen seiner Stimme zu erkennen gibt, erhebt ihn ebenfalls über die ganze übrige Thierwelt; er drückt auf diese Weise nicht blos seine Wünsche, die großen Bewegungen seiner Seele aus, sondern er kann auch seinen Nebenmenschen mit den meisten seiner geistigen Operationen verknüpfen; das Nachdenken, die Überlegung ꝛc. lassen sich in seinem Gesichte lesen, während die Züge des Thieres nur seine Appetite, seinen Haß und seine Liebe verrathen. Und erst die Sprache, dieses dem Menschen ausschließlich zukommende Eigenthum, wodurch er seinen Wünschen,

Gefühlen, Neigungen ꝛc. Worte gibt, ist es, die ihn vorzüglich zum vorzüglichsten Geschöpfe der Erde macht, ihm das erste und edelste Mittel für den intellectuellen und affectiven Ausdruck liefert und seinem gesellschaftlichen Leben die Weihe gibt. Da er aber unter allen Thieren die lebhafteste Sensibilität besitzt und die meisten Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen und doch die wenigsten Mittel zu deren Erreichung in den Händen hat, so sieht er, um sich vor den Einflüssen des rauhen Wetters zu schützen, sich zu bekleiden, zu ernähren und gegen die vielen Thiere, die ihn belästigen oder sein Dasein gefährden, zu vertheidigen, sich genöthigt Alles erst zu schaffen und findet darin einen mächtigen Beweggrund sich mit seines Gleichen zu verbinden. Denn nur durch die Vereinigung erlangt er seine ganze Macht und machen ihn seine physischen und moralischen Kräfte, gesteigert und entwickelt, wirklich der Wunder, die er vollbringt, fähig und geben ihm Anlaß sich zur Kenntniß der Künste und Wissenschaften zu erheben, nach seinem Belieben über die ganze Natur zu disponiren, unumschränkt über die Erde zu herrschen und in der Erhebung seiner Vernunft und deren Meditationen, so wie auch noch im Grunde seines Herzens das Dasein seines Gottes zu empfinden, den sein Geist verehrt und sein Herz anbetet, um ihm mit erhobenen Händen einen Cultus zu bereiten. Damit verbindet sich aber noch ein Doppelbegriff, zu dem sich kein Thier zu erheben vermag; dieß ist der Gedanke an Tod und ewige Zukunft. Denn der M., kaum der Kindheit entwachsen, sieht schon sein Ende voraus und geht mit mehr oder weniger Furcht einem Ziele entgegen, das alle seine Anstrengungen zu entfernen streben, und beim Sterben geben ihm die Begriffe von Gut und Schlecht, von Recht und Unrecht, zu denen er sich erhoben hat und die während seines Daseins — je nachdem er von seiner Vernunft Gebrauch gemacht — die Ruhe oder Unruhe seines Gewissens haben, entweder den tröstenden Gedanken der Belohnungen, die seine unsterbliche Seele erwarten, oder den der verdienten Strafen. In Rücksicht der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst werden die Verschiedenheiten durch das Bewohnen verschiedener Himmelsstriche und durch verschiedene Racen begründet, die aber der einzigen Gattung M. angehören. Denn der M. dauert auf Erden aus, wo nur eine Spur von Pflanzenleben sich findet, und hat seine Wohnstätte eben so unter dem trüben Himmel der Polar-, wie unter dem Azur der Tropenländer aufgeschlagen. Da aber seine thierischen Bedürfnisse ihn an die Erde knüpfen, so ist er auch den Einwirkungen des Landes und des Klimas unterworfen; denn er bedarf der Nahrung, die ihm unter verschiedenen Himmelsstrichen verschieden geboten wird. Die verschiedenen Nahrungsmittel eignen sich aber bekanntlich zum Theil dem Blute und dadurch dem ganzen menschlichen Körper an und wirken daher mit auf die äußere Gestalt und die größere oder geringere Kraft und Festigkeit des Körpers ein. Demnach sieht man auch, daß bei denen, die sich hauptsächlich von thierischen Theilen nähren, der Körper fester und kräftiger, aber auch das Blut dicker wird und langsamer durch die Adern fließt, während bei Pflanzenkost die Kräfte weniger ausgebildet sind, dafür aber die Beweglichkeit des ganzen Körpers erhöht wird und ein leichteres, dünneres Blut durch die Adern rollt. Auf die Farbe des Menschen wirkt vorzüglich das Klima, die größere Kälte oder Hitze, die trockene oder feuchtere Luft ein. Mit Recht bemerken daher Blumenbach, Cuvier, Hoffmann, Schlosser, Rullier u. m. A., daß man nur auf diese Weise sich erklären könne, wie in großen Erdstrichen, welche fast dieselben Pflanzen und Thiere unter gleichem Himmel hervorbringen, auch unter den Bewohnern in Rücksicht ihrer körperlichen Gestaltung und ihrer Körperkraft Gemeinsames zu erkennen ist und wie entfernt von einander wohnende, unter verschiedenem Himmel von verschiedenen Nahrungsmitteln lebende Menschen so von einander abweichen können. Hierzu kommt noch die verschiedene Abstammung, welche allmählig bei veränderter Le-

bensweise unter den Nachkommen sich verliert oder bei gleicher Lebensweise im gleichen Lande sich fortpflanzt. Nach der neuern Eintheilung soll man folgende 9 Menschenracen unterscheiden: 1) die afrikanische Race, mit vorstehendem unterm Gesichte, aufgeworfenen Lippen, eingedrückten Nasenknochen, krausem, wolligem Haare, platter Stirne und hinten abgerundetem Kopfe, kurzem, abgerundeten, nach hinten zurücktretendem Kinne, dünnen Barthaaren, von lederbrauner bis zu glänzendschwarzer Hautfarbe. Hierzu rechnet man die Bewohner Afrikas vom 16. oder 17.° N.B. bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) Die neuholländische Race, mit nach vorn verlängerten Kinnladen, aufgeschwollenen Lippen, etwas eingebogener, doch nicht platter Nase, schwarzem, nicht wolligem, nur etwas gekräuseltem Haare und zwischen braun und russchwarz wechselnder Hautfarbe; dabei findet zwischen dem Rumpfe und den Gliedern ein großes Mißverhältniß statt, indem Arme und Beine durch außerordentliche Magerkeit, die diesen Menschen die Ähnlichkeit mit Affen gibt, sich auszeichnen. 3) Die malaiische Race, von brauner Farbe, mit niedriger, platter Stirne, starker, breiter Nase und mit aus einander stehenden Nasenlöchern, breitem Munde, wildem und ernstem Blicke, langem, dickem, bisweilen etwas gekräuseltem, stets schwarzem Haare (und Augen). Diese Race dürfte aus der Vermischung der afrikanischen und mogolischen entstanden sein; daher man 2 Abtheilungen derselben unterscheidet: a) die östliche rein malaiische, mit beträchtlich hochgewachsenem Körper, die mit den Bewohnern Chinas und den Hindus Ähnlichkeit hat; die rhabarberbraune Haut geht, nach der Länge der ostindischen Inseln, ins Ziegel-, Kupferrothe, Aschgraue, Gelbe, Braune und Schwarze über, während die Bewohner auf Manilla und Formosa fast weiß sein sollen. Sie werden schon im 9.—10. Jahre mannbar; b) die westliche oder oceanische, die noch größer als die vorige, gut gebildet, sehr reinlich ist und zu der die Neuseeländer, die Bewohner der Sandwichs- und Gesellschaftsinseln ꝛc. gerechnet werden. 4) Die chinesische Race, mit gut proportionirten Gliedern, etwas vorstehendem Becken, braunen, selten schwärzlichen und gleichsam schmalgeschlitzten Augen, hervortretendem Untergesichte, hervorstehenden Backen, großen Ohren, schlichtem, schwarzem Haare. Zu ihr gehören die Chinesen, Japaner, die Bewohner von Korea, Tonkin, Cochinchina und die Birmanen. 5) Die scythische Race, die kleiner als die vorige ist, mit weit aus einander stehenden Augen, sehr breitem, plattem, nach unten zugespitztem Gesichte, platter Nase, glatten, dunklen Haaren, starken, muskulösen Gliedern und von olivenähnlicher Hautfarbe. Sie begreift die Mogolen und Mantschu, die Kalmüken, Tataren, Kosaken, Kirgisen, Turkomannen in sich, welche das mittlere und einen Theil des nördlichen Asiens bewohnen. 6) Die Race der nördlichen Polarländer ist klein und etwas über 4 Fuß hoch, hat ein breites, kurzes, nach dem Kinne zugespitztes Gesicht und starke Backenknochen, braungelbe Augen, schlichte, harte, schwarze und fettige Haare, dünnen Bart, einen magern Körperbau und eine feine Stimme. Zu ihr gehören die Lappen, Samojeden, Korjäken, Jakuten, Tschuktschen, Tunguſen, Eskimos, kurz alle Bewohner der den Nordpol umgebenden Länder. 7) Die kaukasische Race, welche Blumenbach für den Urstamm hält, von weißer, in den wärmeren Ländern ins Gelbliche spielender Hautfarbe, mit eiförmigem Gesichte, nicht großem Munde, zugespitzter, bisweilen nach außen gebogener Nase, kurz mit allen Attributen versehen, die wir an den Bewohnern der Gegenden des Kaukasus, des südöstlichen Europa, den Nachkömmlingen der Celten (Basken, Hochschotten, Walliser und Niederbretagner), den Deutschen (wozu die Schweden, Dänen, Engländer und Holländer, zum Theil die Franzosen, Schweitzer und Tyroler gehören), den Slaven, die aus der Vermischung der scythischen Race mit der germanischen hervorgegangen zu sein scheinen, den Arabern (wozu die Juden, die

Beduinen oder Araber der Wüste und die Bewohner Nordafrikas gehören), an den Hindus so wie überhaupt an allen Europäern erkennen. 8) Die nordamerikanische Race, von kupferrother Hautfarbe, wahrscheinlich von den Bewohnern des mittlern Asiens abstammend, da beider Gesichtsformen viel Ähnlichkeit mit einander haben. Zu ihr gehören die Wilden in Nordamerika und die Ureinwohner der Inseln vor dem Meerbusen von Mexico. 9) Die südamerikanische Race, von olivenartiger Hautfarbe, die ihrer Bildung nach zwischen den Bewohnern des südlichen Afrika und den Chinesen in der Mitte zu stehen scheint. Durch Vermischung dieser verschiedenen Racen entstehen gleichsam Spielarten oder Bastarden, z. B. von Europäern und Negern Mulatten; von Europäern und Malaien Mestizen; von ersteren und den der nordamerikanischen Race Angehörenden Westindier oder Metisten; von Amerikanern und Negern Zamben; von Mulatten mit Mulatten Kosquen; von Europäern und Mulatten Terzeronen; von Negern und Mulatten Griffen; von Europäern und Mestizen Kastizen; von Amerikanern und Mestizen Tresalven; von Amerikanern und Mulatten Mestizen; von Europäern und Zamben Mulatten; von Amerikanern und Zamben Zambaigen; von Zamben mit Zamben Choles ꝛc. — Außerdem vergleiche man die Artt. Alter, Bestimmung, Frau, Geschlecht, Mann, Pubertät ꝛc. 21.

Menschenalter, s. Alter und Generation.

Menschenkenntniß, Anthropognosie, ist im Allgemeinen das Resultat der Anthropologie (s. d. Art.) und zerfällt daher in dieselben Arten wie diese; gemeiniglich nimmt man aber dabei nur auf das psychische Element Rücksicht und versteht darunter die Fähigkeit, die einzelnen Menschen zu beurtheilen, wie sie ihrem innern Wesen nach sind, nicht allein, wie sie erscheinen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Kenntniß an sich nur eine allgemeine sein kann. Denn wenn auch die Grundzüge des menschlichen Charakters noch so genau theoretisch zergliedert sind und die Summe der Motive in den Neigungen, Trieben und Leidenschaften der Menschen übersehbar ist; wer ist im Stande die unzähligen Nüancen derselben, ihre Mischungen unter einander und ihre Gleichmäßigkeit bei dem Wechsel der menschlichen Verhältnisse nachzuweisen? Zwar ist das Äußere sehr häufig der Abdruck des Innern und vorzüglich das Auge der Spiegel der Seele; aber häufig trügt auch hier der Schein und Physiognomik und Schädellehre geben daher immer höchstens nur Wahrscheinlichkeiten. Nichts desto weniger ist die M. für jeden Einzelnen etwas sehr Wichtiges, indem sie ihm einen Maßstab des Verhaltens gegen Andere und das sicherste Mittel darbietet, die besondern Charakterzüge derer, mit welchen man öfters umgeht, sich bald deutlich zu machen. Eine einfache Beobachtung und Erfahrung kann dann zwar diese Kenntniß überhaupt sehr vervollkommnen und den Blick zur Erkennung der Tiefen des menschlichen Herzens ungemein schärfen, immer aber bleibt der Schluß selbst von vielen Beobachtungen auf das Wesen eines Einzelnen problematisch, sowohl aus den angegebenen Gründen, als weil der Zusammenhang der Umstände, in welchen der Andere lebt, fast immer außerhalb unserer Berechnung bleibt. Theoretisch gnügt freilich auch die Bestimmung der möglichen Verkettung der verschiedenen Fäden des Geistes, für das praktische Leben aber, wo bei dem Eingreifen der einzelnen Menschen in die verschiedensten Lebensverhältnisse die Sinnes- und Gemüthsart derselben oft von der höchsten Bedeutung ist, wird die Reihe der Erfahrungen nie geschlossen und ein Mittelweg zwischen Glauben und Unglauben an gute oder böse Seiten der Menschen und ein demgemäßes Verfahren immer das Sicherste und Rathsamste bleiben. Wir dürfen nie an guten Anlagen in dem Menschen verzweifeln, uns aber auch nie zu sehr darauf verlassen; denn während wir die Zeichen eines herrlichen Sinnes oft zu leicht übersehen, gerathen wir häufig

auf das andere Extrem und trauen uns einen hohen Grad von M. zu, wenn wir Andere nur für übeln und uns nachtheiligen Neigungen nachgehend ansehen. Jedenfalls ist der sicherste Weg zur richtigen M. zu gelangen, wenn man sich selbst kennen lernt, wozu aber leider! nur sehr wenige Menschen gelangen, und in allen Verhältnissen des Lebens, in welchen die Thätigkeit Anderer in die seinige eingreift, sich mit voller Überlegung der Umstände mit Ernst die Frage beantwortet: „Wie würdest du handeln, wenn du in Jenes Stelle wärest?" Anleitung zur M. geben Knigge's „Umgang mit Menschen" (Neue Aufl. Hanover 1823. 3 Thle. 8.) und Weishaupt's „Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkenntniß" (Gotha 1810. 3 Hefte. 8.). Biographien und Charakteristiken geben besonders für die Kenntniß einzelner Charaktere oft eine gute Ausbeute. 9.

Menschenliebe (allgemeine) ist eine Forderung des Christenthums und eine von den Vorzügen, welche dasselbe über alle andere Religionen erheben und zur Entwickelung zarter Gefühle im Menschen am Meisten beigetragen haben. Nicht daß damit streng die eigentliche pathologische Liebe gemeint sein sollte, welche die Menschen durch Sympathie der Herzen an einander zieht; denn dann würde die indegriffene Feindesliebe etwas der menschlichen Natur ganz Widersprechendes sein; sondern es ist die pragmatische Liebe, mit welcher der Mensch in jedem Andern sein Ebenbild, seines Gleichen, ein mit denselben Anlagen begabtes, derselben Bestimmung zugehendes Wesen erkennt, welches gleiche Pflichten, aber auch gleiche Rechte mit ihm hat und eben in seiner Menschenwürde beachtungswerth und vom religiösen Standpunkte aus betrachtet ebenfalls ein Kind des himmlischen Vaters ist, dem er seine Huld und Gnade zukommen läßt. Arten und Grade der M. werden daher immer Sache des individuellen Gefühls bleiben, doch wird ein ächter Christ selbst gegen seinen erbittertsten Feind nie vergessen, was er dem Menschen schuldig ist und bei dessen Vergehungen an ihm nicht seine übrigen Vorzüge verkennen. 30.

Menschenracen, s. Mensch.

Menschenraub, lat. plagium; franz. plagiat; engl. kidnapping, ist die gewaltsame Hinwegführung eines Menschen, um durch ihn irgend einen Zweck zu erreichen. Er kommt meist nur da vor, wo Sklaverei gesetzlich stattfindet, und wurde daher häufig von den afrikanischen Seeräubern ausgeübt; doch gehörte der früher so häufige Gebrauch, junge Leute gewaltsam unter die Soldaten zu werben, vollkommen dazu. Ein merkwürdiges Beispiel ist der sächsische Prinzenraub (s. d. Art.); auch mögen die Sagen, daß oft Kinder von Zigeunern, Seiltänzerbanden ꝛc. heimlich weggeführt worden sind, nicht immer der Wahrheit ermangeln. Die Entführung (raptus) eines Mädchens gehört nur dann vollkommen hierher, wenn dieses wirklich mit Gewalt fortgeführt worden ist, ohne vorher die Einwilligung dazu gegeben zu haben. Der M. wird als eine Verletzung des Menschenrechts der persönlichen Freiheit nach dem römischen Rechte mit dem Tode bestraft. 30.

Menschenrechte sind überhaupt alle die Berechtigungen, welche der Mensch als solcher für sich in Anspruch nehmen kann (in subjectiver Hinsicht). Da nun aber jedes Recht sich auf ein sociales Verhältniß gründet und auf einer gegenseitigen Anerkennung beruht, welche nur vernünftigen Wesen zukommt: so sind zwar eigentlich alle Rechte auch M., denn alle andern Geschöpfe bleiben stets nur Sache; jedoch versteht man darunter meist nur diejenigen Rechte, welche sich auf den Begriff „Mensch" im Besondern beziehen und zur Aufrechthaltung und Bewahrung der Menschenwürde dienen. Sie sind daher theils wesentliche, Urrechte, theils durch den Zustand der geselligen Verhältnisse bedingte. Zur erstern gehören alle die Rechte und Befugnisse der Persönlichkeit, also der

Subsistenz, der persönlichen Freiheit und der Gleichheit mit andern Menschen in Bezug auf allgemein menschliche Interessen; letztere fügen noch die des Eigenthums oder des Besitzes hinzu, haben aber nicht selten die erstern bedeutend beschränkt oder durch Sklaverei, Leibeigenschaft und Kastenbildung gänzlich vernichtet. Bei großen Staatsumwälzungen sind daher gewöhnlich die M. in Anspruch genommen worden und die französische Revolution erzeugte daher auch jene bekannte Déclaration des droits de l'homme; aber freilich dehnte der aufgeregte Geist den Begriff derselben hier, wie gewöhnlich, zu weit aus, indem er von dem Begriffe der „Freiheit und Gleichheit" den der Anarchie nicht zu trennen wußte, und eben so war die Tendenz der nach der Julirevolution in Frankreich sich weit verzweigenden Gesellschaft der M. nur das Streben nach republikanischer Ungebundenheit, welche allen Ständeunterschied vernichten und der rohen Masse gleichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten wie den Gebildeten zutheilen will. Die vernünftige Anerkennung der M. wird im Gegentheile zwar allen Despotismus verwerfen und hassen, auf den Unterschied aber, den Überlegenheit jeder Art unter den einzelnen Menschen hervorruft, billige Rücksicht nehmen. — Wie aber jedem Rechte, so stehen auch den Menschenrechten Menschenpflichten gegenüber, welche in der Nothwendigkeit bestehen, Andern das zu leisten, was man von ihnen als berechtigt fordert. 9.

Menschheit bedeutet theils die Gesammtheit aller menschlichen Wesen als Einheit genommen, theils die Summe der Eigenschaften, welche das Wesen des Menschen im Gegensatze zu andern Geschöpfen begründen, seine Wesenheit, obwohl man in letzterer Bedeutung in der neuern Zeit den Ausdruck Menschenthum zu gebrauchen pflegt. In sofern man nun die Gesammtheit als ein Convolut gleicher Einheiten betrachtet, wird man das Ganze auch für das Einzelne setzen und von Rechten und Pflichten der M. wie von Menschenrechten und Menschenpflichten reden können; eine Geschichte der M. hingegen ist etwas Anderes als eine Menschengeschichte. Denn letztere ist entweder überhaupt s. v. a. Geschichte (s. d. Art.) oder die Geschichte einzelner Menschen (Biographie), erstere hingegen ist die Darstellung der Entwickelung des geistigen Lebens der Menschen in ihrer Gesammtheit, abgesehen von den einzelnen Facten und Daten der äußern Ereignisse. Sie hat demnach als Problem die Fragen zu lösen: Wie und wodurch haben die Menschen aus dem Naturzustande sich bis zu der Höhe der Bildung emporgeschwungen, auf welcher sie jetzt stehen? Welches sind die Richtungen, welche sie in verschiedenen Zeiten eingeschlagen haben? Und welches sind die Resultate, die daraus hervorgehen? Sie muß auf dem Grundgedanken beruhen, daß die M. als ein Ganzes einer allgemeinen Bestimmung entgegengehe, und wenn nun die Geschichte der M. nachweist, in wie weit dieß bis jetzt geschehen, so ist sie allerdings dasselbe, was wir auch unter Culturgeschichte verstehen. Freilich haben die Bearbeiter derselben (Eggers, Falconer, Ferguson, Goguet, Iselin, Home, Meiners, Montesquieu, Pestalozzi, Woltmann u. A.) jeder einen andern Standpunkt gewählt und mehr oder weniger positive Geschichten hineingezogen; deßhalb ist aber bis jetzt auch kein vollkommen genügendes Werk darüber erschienen. Das Beste liefern Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und Heeren's „Ideen zur Geschichte der Menschheit." 9.

Menschlich, lat. humanus; franz. humain; engl. human, ist Alles, was vom Menschen stammt und ihn angeht; es wird aber vorzüglich in zwei ganz verschiedenen Beziehungen gebraucht, einmal zur Entschuldigung der bei dem Menschen so häufig vorkommenden Fehler und Schwächen, dann aber auch zur Bezeichnung der dem Menschen inwohnenden edlen Gefühle. Daher sind Menschlichkeiten gleichbedeutend mit Schwächen, aber die Menschlichkeit

das Geſammtgefühl der Milde, Freundlichkeit, Theilnahme ꝛc. im Gegenſatze zur Unmenſchlichkeit, womit die Liebloſigkeit, Härte, Grauſamkeit ꝛc. bezeichnet wird. Der letztere Gebrauch des Wortes, der ſich in allen Sprachen damit verbindet, iſt ein deutlicher Beweis davon, daß der Menſch von einer ihm inwohnenden guten Natur völlig überzeugt iſt und ein, wenn auch nur ſchwacher, Grund gegen die Annahme einer gänzlichen Verderbtheit derſelben. 9.

Menſur, franz. mésure; engl. measure; ital. misura, heißt in der Muſik das Verhältniß, in welchem die einzelnen Noten eines Stücks nach Maßgabe der angenommenen Tactbewegung hinſichtlich ihrer Geltung zu einander ſtehen und iſt ſomit verſchieden von Tact, welcher ſich überhaupt nur auf den Grad der Geſchwindigkeit der Bewegung bezieht. Dieſer Bedeutung analog wird das Wort M. in der Kunſtſprache überhaupt häufig angewandt. So ſpricht z. B. der Inſtrumentenmacher von M. und verſteht darunter das auf mathematiſcher Eintheilung beruhende Verhältniß der einzelnen Theile des Inſtruments. Im Orgelbaue heißt ſo das Verhältniß der Länge und Weite der Orgelpfeifen zu einander ꝛc. (Über die M. in der Bildhauerkunſt vergl. letztern Art.) 29.

Menſuralgeſang in ſeiner jetzigen Bedeutung iſt ſ. v. a. Figuralgeſang (ſ. d. Art. Figur) und ſteht ſomit dem canto firmo gegenüber. Der alte vor Erfindung der Noten ſo genannte M. bildete ebenfalls dem Choralgeſange gegenüber eine beſondere Gattung, enthielt jedoch nach Maßgabe der Sylben nur eine lange und kurze Zeitdauer der Töne. 36.

Mentor, Sohn des Alcimos, berühmt als treuer Freund des Ulyſſes. Ihm vertraute Ulyſſes, als er nach Troja zog, die Führung ſeiner häuslichen Angelegenheiten an, ſo wie den Unterricht und die Erziehung ſeines Sohnes Telemach. Als dieſer herangewachſen nach ſeinem Vater auszog, begleitete ihn Minerva unter der Geſtalt des M. nach Pylos und führte ihn daſelbſt beim Neſtor ein; und in derſelben Geſtalt erſchien Minerva dem Ulyſſes, als er die Freier tödtete. Man pflegt daher in neuerer Zeit denjenigen einen M. zu nennen, welcher den Unterricht und die Leitung eines Jünglings übernimmt und treu ausführt. 11.

Menu, **Manu** oder **Manus**, der angeblich älteſte Geſetzgeber der Inder, iſt höchſt warſcheinlich nur eine erdichtete Perſon, da er zugleich für den Stammvater des Menſchengeſchlechts gilt und der Name mit Manuſia (Menſch) in enger Verwandtſchaft ſteht, während das unter dieſem Namen vorhandene Geſetzbuch höchſtens bis ins VI. Jahrh. v. Chr. hinaufreicht und ſein Inhalt deutlich zeigt, daß es nur zur Begründung der Macht der Braminen zuſammengetragen iſt. Es führt den Titel: „Manawa dharmasastra“ (Menu's Rechtsbuch), zerfällt in 12 Abſchnitte, welche alle bürgerlichen und religiöſen Vorſchriften enthalten und die Strafen der Übertretung beſtimmen und iſt häufig von indiſchen Gelehrten commentirt worden. Es ward zuerſt bekannt durch W. Jones, der es unter dem Titel: „Institutes of Hindu-law or the ordonances of Menu, translated from the original sanskrit“ (Calcutta 1794. 4. Lond. 1796. 8.) herausgab und das Hüttner (Weimar 1797. 8.) ins Deutſche überſetzte. Der Originaltext ward herausgegeben Calcutta 1813, London 1822 und Straßburg 1830. 23.

Menuet, franz. menuet; engl. menuet; ital. menuetto, ein bekannter, obwohl jetzt nicht mehr in dem Umfange wie früher gebräuchlicher Tanz, beſteht aus 2 Repriſen, deren jede 8 Tacte mit einem merklichen Einſchnitte im 4. enthält, und einem Trio (menuetto secondo oder alternativo), bewegt ſich gemeſſen langſam in $\frac{3}{4}$ Tact und trägt den Charakter des einfach Großartigen und Edeln. Er iſt franzöſiſchen Urſprungs und ſoll ſich zuerſt am Hofe Ludwig's XIV. unter dem Namen menuet à la Reine zu ſeiner Eigenthümlichkeit ausgeprägt

haben. In seiner wahren Bedeutung findet man ihn noch in mehreren Opern, z. B. im Finale des 1. Acts des Don Juan. Die große Beliebtheit dieser Tanzesmusik bewirkte, daß man sie als Zwischensätze in Symphonien, Sonaten, Quartetts ꝛc. übertrug; hier indeß verlor sie sowohl hinsichtlich des Rythmus als des Zeitmaßes ihr ursprüngliches Gepräge und behielt von der eigentlichen M. fast weiter nichts als den $\frac{3}{4}$ Tact. Am meisten wurde diese Form der M. von Haydn ausgebildet. 29.

Menzel (Friedrich Wilhelm), geb. 1726, war zu der Zeit, als sich Sachsen, Östreich und Rußland zu dem Angriffe auf Friedrich den Großen rüsteten, Canzlist in sächsischen Diensten und Geheimsecretair des königlichen Cabinets. Ein wüster Lebenswandel hatte ihn in Schulden gestürzt und selbst schon genöthigt, sich an der Casse zu vergreifen. In dieser Bedrängniß lieferte er gegen bedeutende Summen dem preußischen Gesandten zu Dresden eine Abschrift der zwischen Sachsen, Östreich und Rußland gepflogenen Unterhandlungen in die Hände, wodurch bekanntlich Friedrich der Große veranlaßt wurde, schnell die Initiative zu ergreifen. Der Verräther glaubte sich sicher und schloß sich dem königlichen Gefolge auf einer Reise nach Polen an; während derselben aber überraschte ihn in einer Gesellschaft die Nachricht, daß man sein Verbrechen kenne. Er begab sich schnell auf die Flucht, wurde aber in Prag verhaftet, mit Ketten belastet nach Brünn und von hier nach Beendigung des 7jährigen Krieges zu lebenslänglicher Haft auf die Festung Königstein gebracht. Hier starb er im Jahre 1796. 22.

Menzel (Karl Adolph), Consistorialrath und Professor in Breslau, wurde im Jahre 1784 zu Grünberg in Niederschlesien geboren. Auf dem Gymnasium zu Breslau legte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung, welche er seit dem Jahre 1802 auf der Universität zu Halle weiter fortsetzte. Obgleich er sich für das Studium der Theologie bestimmt hatte, so bildete dasselbe doch nur einen untergeordneten Kreis seiner Thätigkeit, da der zu jener Zeit in dieser Wissenschaft obwaltende Geist ihn nicht ansprach. Dagegen beschäftigte sich sein Privatfleiß fast allein mit den allgemeineren Studien, besonders der Geschichte. Im Jahre 1809 wurde er als Professor an demselben Gymnasium angestellt, dem er seine eigene Bildung verdankte, nachdem er mehrere Jahre vorher als Privatlehrer auf der schlesischen Herrschaft Wartenberg, in Breslau und Liegnitz verlebt hatte. Im Jahre 1814 wurde er zum Consistorialrathe und Prorector befördert, welche Würden er noch jetzt bekleidet. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind: „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bände); „Geschichte Schlesiens" (3 Bde.); „Geschichte der Deutschen" (8 Bde.); „Neuere Geschichte der Deutschen" (6 Bde.). Außerdem bearbeitete er die Fortsetzung und den Schluß zu Becker's „Weltgeschichte vom Tode Friedrich's II. bis auf die neuesten Zeiten" (2 Bde.). Sämmtliche Werke sind zu Breslau erschienen. 81.

Menzel (Wolfgang), geb. den 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, lebte, nachdem er seinen Vater, einen geschickten Arzt, in früher Jugend verloren hatte, bei seiner Mutter auf einem Landgute, ging im Jahre 1814 auf das Elisabethanum nach Breslau und studirte vom Jahre 1818—20 in Jena und Bonn Philosophie, worauf er als erster Lehrer an der Stadtschule zu Aarau angestellt wurde, begab sich aber im Jahre 1825 nach Heidelberg und von da nach Stuttgart, wo er die Redaction des „Literaturblattes zum Morgenblatte", ohne anfangs seinen Namen zu nennen, unternahm. Als er im Jahre 1833 zum Deputirten des Oberamtes Bahlingen für die Ständeversammlung gewählt worden war, schloß er sich an Schott, Pfizer und Uhland an. Als Schriftsteller ist er in verschiedenen Fächern thätig gewesen und hat vorzüglich durch seine „Deutsche Literatur" (2 Bde.) auch im Auslande seinen schriftstellerischen Ruf begründet. Seine erste schon im Jahre 1823 erschienene Schrift waren die „Streck-

verse." In den „Europäischen Blättern" (1824) begann er zuerst seinen Kampf gegen die leere Form in der Poesie und trat zugleich als heftiger Gegner Göthe's auf. Eine Menge eigenthümlicher Ansichten entwickelte er in seinem Werke: „Die deutsche Literatur" (Stuttgart 1828. 2 Bde. 2. Aufl. 1835 ff. 4 Bde.). Um die Geschichte machte er sich verdient durch Herausgabe seiner „Geschichte der Deutschen" und des „Taschenbuchs der neuesten Geschichte" (5 Bde.). Als Dichter zeichnete er sich in den Mährchen „Rübezahl" und „Narcissus" aus; auch seine „Reise nach Östreich" hat die verdiente Anerkennung gefunden. Das Urtheil über seine so eben erschienene „Reise nach Italien" ist aber noch nicht festgestellt. Als ästhetischer Kritiker strebt er den literarischen Thron zu besteigen und in der That möchte die Schärfe und Gediegenheit seines Urtheils ihn einen hohen Platz in der deutschen Literatur anweisen, wenn auch seine Ansichten nicht immer vollständig zu unterschreiben sind. 81.

Menzini (Benedetto), italienischer Dichter, geb. 1646 zu Florenz, bestimmte sich durch Salviati begünstigt zur schönen Literatur und trat in den geistlichen Stand und als Privatdocent der Beredsamkeit und Dichtkunst in Pisa auf, konnte aber keine Professur daselbst erhalten und ging im Verdrusse darüber nach Rom, wo er als Mitglied der Arcadier und von der Königin Christine unterstützt sich sorgenfrei seiner Lieblingsbeschäftigung widmete. Der Tod Christine's (1689) brachte ihn aber in große Noth, bis er durch den nachmaligen Papst Clemens XI. ein Kanonikat und bald darauf eine Professur der Beredsamkeit erhielt; doch starb er schon den 7. Sept. 1704. — Die Italiener zählen ihn zu ihren ausgezeichnetsten Lyrikern, obwohl dieß nur von seinen geistlichen Liedern und bei den übrigen Gedichten hinsichtlich der Eleganz der Sprache gelten kann. Als Satyriker (Satire XII. zuerst Amsterd. 1718. 8. u. ö.) erregte er großes Aufsehen und ward häufig commentirt, ist aber doch nur mittelmäßig zu nennen. Seine didaktischen und epischen Gedichte („L'arte poetica", Rom 1690. 12.; „Il paradiso terrestre", unvollendet) sind aber höchst trocken. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Nizza 1783. 16.

Mephitisch nennt man den Geruch eines von üblen und schädlichen Ausdünstungen angefüllten Raumes. 5.

Meran, eine Stadt im passeier Thale des tyroler Etschkreises, ist geschichtlich denkwürdig als der Stammsitz der im Mittelalter mächtigen Herzöge von M. aus dem Hause Andechs. Die Grafen von Andechs, angeblich von den Karolingern abstammend, besaßen zu Ende des XII. Jahrh. ausgedehnte Besitzungen in Tyrol an der Etsch und zu beiden Seiten des Inn; auch in Istrien und Dalmatien, Franken und dem Voigtlande hatten sie beträchtliche Herrschaften. Nach der Achterklärung Heinrich's des Löwen wurden sie reichsunmittelbar und vom Kaiser Friedrich I. zu erblichen Herzögen von M. erhoben (1182). Berthold II., der Sohn Berthold's I., welcher der erste Herzog gewesen ist, erweiterte die Besitzungen seines Hauses und kam sogar bei der Kaiserwahl mit in Betracht. Doch schon mit seinem Enkel, dem Herzoge Otto, starb das Geschlecht im Jahre 1248 aus und die Länder wurden zerstückelt. Die in Tyrol gelegenen Herrschaften kamen an die Grafen von Tyrol, in die übrigen theilten sich Baiern, Nürnberg, Bamberg, Würzburg u. a. — In der Nähe der Stadt M. liegen die Ruinen von Tyrol (Tarioli), des Stammhauses der Grafen gleiches Namens. 15.

Mercantilsystem, s. Nationalökonomie.

Mercator (Gerhard), ausgezeichnet als Mathematiker und Geograph, geb. zu Ruremonde in der Provinz Lüttich am 5. März 1512, legte ohne alle Anleitung den Grund zu seinen mathematischen Kenntnissen zu Herzogenbusch, studirte namentlich Philosophie zu Löwen, beschäftigte sich daselbst später mit der

Theologie und lebte zuletzt in Duisberg, wo er am 2. Dec. 1594 starb. Er ist der eigentliche Begründer des Landchartenwesens, durch seine Land- und Seecharten, bei deren Verfertigung ihm seine in der Kupferstecherkunst gemachten Fortschritte zu Statten kamen. Auch wird ihm von Vielen die Verbesserung der Seecharten durch die loxodromische Linie (Curve) zugeschrieben. Seine wichtigen Schriften außerdem sind: „Globi terrestris sculptura" (Löwen 1541); „Globi coelestis sculptura" (Ebend. 1551); „De usu annuli astronomici" (Ebend. 1552); „Tabulae geographicae ad mentem Ptolomaei restitutae" (Köln 1578. 1584 und mehrmals); „Atlas s. cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura." 35.

Mercier (spr. Mersieh) (Louis Sebastien), einer der paradoxesten französischen Schriftsteller, ward den 6. Juni 1740 zu Paris geboren, widmete sich der schönen Literatur, ward nach Aufhebung des Jesuitenordens Professor der Rhetorik am Collége de Bordeaux, lebte seit 1781 in der Schweitz, kehrte aber zu Anfange der Revolution nach Paris zurück, schloß sich der Partei der Gironde an und war nach dem Sturze derselben unter den 72 Eingekerkerten. Nach Robespierre's Sturze ward er Mitglied des Raths der 500, 1797 Controleur der Lottocasse, bald darauf Professor der Geschichte an der Centralschule und bei Reorganisation des Institut de France Mitglied desselben, zog sich aber, da er mit seinen Paradoxien nur Spott erntete, allmählig zurück und starb den 25. April 1814. — Eine unbegrenzte Eingenommenheit von sich selbst und ein Streben, überall durch Originalität zu glänzen, sind die Grundzüge seines Charakters und die Ursachen seiner Paradoxien. Daher redet er nur stets von sich und seinen Verdiensten und würdigt nicht allein die Leistungen der Heroen der französischen Literatur, eines Racine, Boileau, Corneille, Descartes, Voltaire, Condillac u. A. herab, auch Locke, Newton, Copernicus u. A. greift er heftig an, spricht verächtlich von allen Fortschritten in den Wissenschaften und kämpft gegen die Philosophie, weßhalb er in letzterer Beziehung nur der Affe Rousseau's genannt wurde. Nichts desto weniger erregten seine Schriften, wenn auch weniger in Frankreich, doch im Auslande großes Aufsehn und viele derselben sind mehrfach übersetzt worden. Wir nennen von ihnen: „Théâtre" (Amsterdam 1778—1784. 4 Bde. 8.), meist Lustspiele, welche wegen mancher interessanter Situationen auf dem Repertoire der kleineren Theater immer noch erscheinen; „L'an 2440" (Amsterd. 1770. 8. 3. Ausg. 1799. 3 Bde. 8.), eine Satyre über den künftigen Zustand von Paris; „Tableau de Paris" (Amsterd. 1782—88. 12 Bde. 8.), Witzeleien über das damalige Leben in Paris; „Mon bonnet de nuit" (Neufchatel 1783. 4 Bde. 8.); „Mon bonnet de matin" (Paris 1784, 1786. 8.), beides paradoxe Excurse über Literatur; „Le nouveau Paris" (Paris 1800 ff. 6 Bde. 8.). — Überall zeigt sich zwar blendender Witz und eine herrliche Gabe der Darstellung, aber Alles ist nur auf augenblicklichen Effect berechnet und der Inhalt meist leer und unbedeutend. 16.

Mercur, Mercurius, griech. Ἑρμῆς, ist eine Gottheit, über deren Abstammung und Bedeutung viel geschrieben worden ist. Den Namen Hermes finden wir schon im ägyptischen Gottesdienste, wo er gleichbedeutend mit dem Namen Thot, Theut ꝛc. und die Gottheit der höchsten Wissenschaft und Weisheit, ferner der Rathgeber des Osiris, Erfinder der Sprache und der Schrift, der Grammatik, Astronomie, Musik, Rechnenkunst ꝛc. ist. Daß nun diese Gottheit durch Phönicier zu den Griechen gebracht worden und daß somit der griechische Hermes ursprünglich eine und dieselbe Gottheit mit der altphönicischen gewesen ist und daß später die Römer unter ihrem Mercurius (von merx, Waare) dieselbe Gottheit verstanden, hat der gelehrte Alterthumskenner Böttiger (vergl. „Vasengemälde", Hft. 2. S. 97 ff.) mit ziemlicher Gewißheit nachgewiesen, eine Meinung

die noch dadurch gewinnt, weil Hermes zugleich als Nationalgott und Schutzpatron der handelnden Phönicier erscheint. Als dieser Gott erscheint nun auch Hermes auf den phönicischen Hermen (s. d. Art.). Ursprünglich war und blieb Hermes also ein Handelsgott, der über den Handel und Diebstahl waltet; daher galt er auch für den Erfinder der Sprache, der Zahlen und für den Schutzgott der Herolde. Aus diesen ursprünglich altphönizischen Vorstellungen und Ideen bildete nun der Grieche seinen Hermes, aber er bildete ihn auch mit griechischer Phantasie. Er war bei ihm ein Sohn des Zeus und der Pleiade Maja (s. d. Art.) und weil wahrscheinlich der Berg Kyllene in Arkadien der älteste Sitz seiner Verehrung in Griechenland war, läßt ihn die alte Bildersprache auch hier geboren werden. Eine weitere Ausbildung ist ferner die griechische Sage, daß Hermes, nachdem er bereits vier Stunden nach seiner Geburt aus der Wiege gesprungen war, eine Schildkröte getödtet und, indem er über die gewölbte Schale 7 Saiten zog, die Lyra erfunden habe, unter deren harmonischer Begleitung er die Liebe seiner Mutter und des Zeus und seine Geburt besang; daß er in der ersten Nacht seines Lebens nach Pierien zu den heiligen Heerden der Götter ging, 50 Rinder davon wegtrieb, von diesen 2 Stück am Alpheus schlachtete, durch Reibung von zwei Holzstücken das Feuer erfand, den Göttern opferte und endlich die noch übrigen Rinder in einer Höhle verbarg, sich selbst aber in seine Wiege zurückschlich. Bald erschien jedoch Apollo, der seine Heerde nirgends finden konnte, indeß vermöge seiner Wahrsagerkunst es wußte, daß Hermes der Dieb sei. Aber standhaft läugnete dieser die vollbrachte That und selbst als Apollo drohte, ihn in den Tartarus hinabzuschleudern, setzte Hermes hartnäckig das Läugnen fort. Apollo brachte daher den jungen Dieb vor den Zeus, der aber über die List des Knaben lächelte und ihm befahl, den verborgenen Aufenthaltsort der Rinder anzuzeigen. Als Apollo sah, daß zwei von den Rindern fehlten, band er dem Hermes die Hände; doch augenblicklich fielen die angelegten Fesseln wieder ab, wogegen die Rinder paarweise an einander gebunden vor ihm standen. Da ergriff Hermes die von ihm erfundene Lyra und sang zu ihren Tönen das Lob der Götter. Apollo hierüber erstaunt ließ sich nun das Instrument lehren und schenken, wofür Hermes von ihm die Aufsicht über die Rinder und eine goldene Peitsche erhielt. Als aber hierauf Hermes auch die Flöte oder Syrinx erfunden hatte, schlossen die beiden Götter für die Zukunft einen friedlichen Vertrag und Hermes erhielt dabei den goldenen unvergänglichen Stab (caduceus) des Glücks und Reichthums, der ihm zugleich auch als Heroldsstab dient und womit er der Sterblichen Augen schließt und die Schlummernden erweckt. Als Bewacher dieser Heerden erscheint nun Hermes auch als Heerdengott, als welcher er die Nymphe Polymele (die Heerdenreiche) liebt und mit ihr den Eudorus erzeugt; wogegen er als Herold die Götter auf dem Olympe mit Anmuth, Grazie und Gewandtheit bedient, den Botschafter und Geschäftsträger macht und dem Pluto die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt zuführt. Dennoch aber waren List und Klugheit bei ihm die vorherrschenden Eigenschaften und daher rührt die beinahe unzählige Menge von Diebereien, die man ihm zuschrieb. So stahl er dem Neptun den Dreizack, dem Mars das Schwert, dem Apollo Bogen und Pfeile, dem Jupiter das Scepter. Als Gönner aber aller listigen Ränke brachte er den Priamus unerkannt ins griechische Lager vor Troja, ward besonders Freund des schönen Odysseus, den er zur Zauberin Circe begleitete und ihm Rathschläge gab, wie er sich gegen die Künste derselben verwahren sollte; begleitete ferner den Hercules in die Unterwelt, um den Cerberus zu holen, befreite den Jupiter aus den Händen des Typhon und den Mars aus der Gewalt der Aoliden ꝛc. Auch im Gigantenkriege war Hermes thätig und erlegte den Hippolytus; der Nephele gab er den goldenen Widder, auf dem die Kinder derselben, Phrixos und Helle, über den Hellespont setzten; half

dem Perseus den Kopf der Medusa abhauen, schmiedete den Prometheus an den Kaukasus, band den Ixion an das Rad ꝛc. Durch seine Verschlagenheit und List bestand er auch viele Liebschaften. So zeugte er mit der Chione, der Tochter des Lucifer, den Räuber Autolykus, mit der Herse oder Kreusa den Cephalus ꝛc. — Bei den Römern hieß er Mercurius und galt, wie schon der Name beweist, vorzugsweise für den Gott des Handels, der List und des Diebstahls. Von seinen Beinamen sind die vorzüglichsten: Agoräus, weil seine Bildsäulen gewöhnlich auf dem Markte standen; Chthonius, wegen seiner Verrichtungen in der Unterwelt; Nomius, wegen seiner Aufsicht über die Heerden; Alīpes, wegen seiner geflügelten Schuhe, die man ihm zufolge seiner Schnelligkeit beigab; Trivius, weil sein Bild oft auf Landstraßen aufgestellt war ꝛc. In Griechenland war der Hauptsitz seiner Verehrung zwar vorzugsweise Arkadien, aber beinahe in allen Städten erhielt er ebenfalls göttliche Verehrung, und in Rom lag sein Haupttempel vor dem capenischen Thore. Auch brachten hier jährlich am 15. Mai die Kaufleute dem M. Opfer und feierten ihm zu Ehren ein Fest, damit der ihnen vorzugsweise heilige Gott im Handel ihnen Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen segnen möge. Was endlich die Abbildungen dieses Gottes anlangt, so waren sie in den verschiedenen Zeiten ebenfalls sehr verschieden. Die älteren Kunstbildungen stellen ihn mit einem Barte versehen dar; wogegen ihn die ausgebildete Kunst als vollkommenen Jüngling, bekleidet mit einem zurückgeschlagenen Chlamys, einem Reisehute, an dem sich oft Flügel befinden, in der Hand den Caduceus und an den Füßen gewöhnlich Flügel darstellt. Als Handelsgott gaben ihm die römischen Künstler einen gefüllten Beutel in die Hand und als Führer der Seelen in die Unterwelt hat er die Psyche auf der Hand. Aber alle Künstler gaben ihm einen geschmeidigen und gewandten Körper, wie sie in sein Gesicht die Schärfe eines feinen und nachdenkenden Blickes legten. Eine Bildsäule des M. als Handelsgott und mit einem Beutel in der Hand befindet sich in der Villa Borghese, ein schöner Mercurskopf ferner im Vaticane im Zimmer der Musen. Auch geben die alten Gemmen oft treffliche Abbildungen von ihm. — In der Alchymie führt das Quecksilber (s. d. Art.) seinen Namen. 20.

Mercur, der erste der sogenannten untern Planeten, d. h. derjenigen, deren Bahnen von der Erdbahn eingeschlossen werden, ist der Sonne, von deren Lichte er verdunkelt wird, so nahe, daß er sich scheinbar nie über 29 Grade von derselben entfernt, folglich nur des Morgens oder Abends und zwar nur selten und schwer zu sehen ist, daher die Alten es wohl blos dem heitern Himmel Ägyptens und Asiens und vielleicht auch der größern Schärfe ihrer Augen zu danken hatten, daß sie den M. mit unbewaffneten Augen sehen und beobachten konnten. Man erkennt diesen Planeten an seiner hellweißen Farbe, die so blendend ist, daß man, um ihn gut zu sehen, ihn in lichtstarken Fernröhren mittelst gefärbter Gläser betrachten muß, wo er, nach seinem verschiedenen Stande gegen Sonne und Erde, unter eben solchen Lichtwechseln als unser Mond erscheint. — Mars, im Mittel nahe 8 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, läuft in seiner Bahn, die eine Excentricität von 1602500 Meilen hat, binnen $87\frac{97}{100}$ Tagen so um die Sonne herum, daß er von dieser bald $9\frac{1}{2}$, bald nur 6 Mill. Meilen entfernt ist, der Erde aber bald bis auf $10\frac{4}{10}$, bald nur bis auf $29\frac{8}{9}$ Mill. Meilen nahe kommt. Sein Durchmesser beträgt 580 Meilen, folglich sein körperlicher Inhalt nur $\frac{1}{25}$ von dem der Erde, welcher M., wenn er am nächsten steht, $11\frac{6}{10}$ Sec., wenn er am entferntesten ist, nur 4 Sec. groß im Durchmesser erscheint. Dieser Planet dreht sich nach Schröter's Beobachtungen in 24 St. 4 Min. 19 Sec. um seine Achse und die Neigung seines Äquators gegen die Ebene seiner Bahn ist nur $3\frac{1}{2}$ Grade geringer als die Schiefe der Ekliptik, welche 23° 28′ beträgt. — Die physische Beschaffenheit der Mercursoberfläche betreffend, ist zu bemerken, daß

auf derselben die Berge ganze große Züge von 80 Meilen Länge und 30 bis 40 Meilen Breite bilden, deren meisten und höchsten sich auf der südlichen Halbkugel befinden. Schröter beobachtete Berge von 58000 Fuß Höhe, also von einer dreimal größern Höhe wie der Chimborasso. Derselbe Astronom sah, wiewohl nur selten, schnellentstehende, Ort und Gestalt verändernde Verdunkelungen einzelner Theile der Oberfläche, die oft nach wenigen Stunden wieder verschwanden, was offenbar auf eine Atmosphäre M.'s hindeutet. Auch ist die Lichtgrenze der Phasen dieses Planeten wie bei unserm Monde verwaschen; denn das Licht der beleuchteten Seite nimmt an dieser Grenze blos allmählig ab, bis es sich endlich ganz in den Schatten der Nacht verliert. Noch bietet M. bisweilen ein interessantes Phänomen dar. Wenn er nämlich in seiner untern Conjunction zwischen Sonne und Erde durchgeht und der geraden die Mittelpunkte von Sonne und Erde verbindenden Linie sehr nahe kommt, so erscheint er als ein runder schwarzer Fleck auf der Sonnenscheibe. Bei der gegenwärtigen Lage seiner Bahn können diese Durchgänge nur im October und im April statthaben. Kepler kündigte zuerst im Jahre 1627 einen Mercursdurchgang auf 1631 an, den auch Gassendi am 7. Nov. 1631 beobachtete. Später wurden mehrere, überhaupt bis jetzt 22 solcher Durchgänge beobachtet. Die nächstkünftigen werden 1845 im April, 1848 und 1861 im October statthaben. Diese Durchgänge, über deren Nutzen man den Art. Venus nachsehen kann, kommen in bestimmten Perioden von $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$, 6, 7, $9\frac{1}{2}$ und 13 Jahren, also auch von 20, 26, 46 und 263 Jahren wieder, von welchen Perioden die letzte am genauesten ist. Die Astronomen bezeichnen den Planeten Merkur mit ☿. 13.

Mercuriali (Geronimo), bekannter unter seinem latinisirten Namen Mercurialis, berühmter italienischer Arzt, ward zu Forli am 30. Sept. 1530 geboren, studirte zu Bologna, wurde Doctor zu Padua und übernahm hierauf eine sieben Jahre dauernde Sendung seiner Mitbürger an den römischen Hof, während welcher Zeit er sein berühmtes Werk „De arte gymnastica" verfaßte. Nach dieser Zeit wurde er Professor zu Padua, wendete sich dann nach Bologna und später nach Pisa, bis er endlich wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er am 13. Nov. 1606 starb. Seine Mitbürger ehrten sein Andenken durch eine Statue, die sie ihm setzten. M. glänzte als Lehrer und praktischer Arzt unter seinen Zeitgenossen. Seine vielen Schriften bekunden großen Fleiß und tiefe Gelehrsamkeit, indessen sind sie von sehr verschiedenem Werthe, da mehrere derselben nicht von ihm, sondern von seinen Schülern herausgegeben sind. Zu seinen besten gehört: „Variarum lectionum libr. IV" (Venet. 1570), seine „Ars gymnastica," und seine „Ausgabe von Hippokrates' Werken." 39.

Mercy (spr. Mersi) (Franz von), einer der berühmten Generale, welche die Annalen des dreißigjährigen Krieges nennen, zu Longwy im Lothringischen geboren, nahm seit 1631 Dienste im baierischen Heere, das unter dem Befehle Piccolomini's stand. Seit 1634 commandirte er ein Regiment, mit dem er bei einem Ausfalle aus Breisach in demselben Jahre in Gefangenschaft gerieth. Nach seiner Auslösung agirte er in Oberelsaß, später in Luxemburg, wurde 1637 mit dem Herzoge von Lothringen vom Herzoge Bernhard bei Grei geschlagen, focht 1640 gegen den Herzog von Longueville in der Pfalz, wohnte 1641 der Belagerung von Wolfenbüttel und Göttingen bei, rieb bei Duttlingen fast die ganze französische Armee unter Rantzau in Schwaben (1643) auf, eroberte Überlingen und Freiburg im Breisgau und schlug 1645 den Marschall von Turenne bei Mergentheim. Während dieser Zeit hatte er sich durch den Muth und die kriegerische Klugheit, die er überall bewiesen, zum Generale emporgeschwungen und als solcher fiel er in der Schlacht bei Nördlingen am 5. Aug. 1646. Sein Grab auf dem Schlachtfelde ziert ein Denkmal mit der Inschrift: „Sta viator, heroom

calcas!“ Sein Bruder Caspar von M., ebenfalls Kriegsheld, fand bei der Belagerung von Freiburg seinen Tod. — M. (Claude Florimond Graf von), Enkel des Erstgenannten, 1666 im Lothringischen geboren, folgte seit 1682 dem östreichischen Heere, that sich bei der Belagerung Wiens von den Türken hervor, so wie in der Schlacht von Zentha 1697 gegen die Türken und wurde 1701 bei Borgoforte in Italien von den Franzosen gefangen. Nach seiner Auswechselung gerieth er bei der Belagerung von Cremona wieder in die Hände der Franzosen. Abermals in Freiheit gesetzt errang er zwar am 24. Sept. 1707 einen Sieg über den französischen General Vivans bei Offenburg, wurde dagegen von den Franzosen unter des Grafen von Boury Anführung am Oberrheine gänzlich geschlagen, erwarb jedoch sich neuen Ruhm bei der Eroberung von Peterwardein und Belgrad und erhielt im Jahre 1719 das Obercommando in Sicilien. Seit dem Frieden von 1720, in welchem Jahre er in den Grafenstand erhoben wurde, erhielt er das Gouvernement des Banats von Temeswar, um dessen Cultur er sich besonders verdient gemacht hat. Bei dem neuen Ausbruche des Kriegs 1734 wurde er Oberbefehlshaber des Heeres in Italien und blieb bei der Belagerung von Croisetta am 29. Juni desselben Jahres. 77.

Mergel, s. Kalk.

Merian ist der Name einer ausgezeichneten Künstlerfamilie der Schweitz. Matthäus M., berühmt als Kupferstecher, geb im Jahre 1593 zu Basel, hatte den geschickten Dietrich Meyer in Zürich zum Lehrer, ging später nach Nancy und dann nach Paris, wo er mit J. Callot gemeinschaftlich arbeitete. Von dort begab er sich nach Stuttgart und zuletzt nach Frankfurt, wo er in Verbindung mit J. Th. de Bry ein Etablissement gründete. Er starb im Jahre 1651 im Bade zu Schwalbach. Seine Arbeiten, meist Darstellungen schöner Gegenden Deutschlands, Städte, Jagd- und Schlachtstücke, werden wegen ihrer sorgfältigen Ausführung ungemein geschätzt. Übrigens lieferte er Blätter für mehrere namhafte Sammlungen, z. B. zu Zeiler's Topographie, die ersten Bände des „Theatrum Europ.,“ die „Archontologia cosmica“ u. a. m. Auch hat man von ihm eine Copie des Baseler Todtentanzes. — Sein Sohn, Matthäus M. (der Jüngere), geb. 1621 zu Basel, ist vorzüglich als Portraitmaler bekannt geworden. Er bildete sich nach Sandrart, Vandyk, Rubens, Maratti u. A. und erwarb sich auf seinen mehrjährigen Reisen große Geschicklichkeit. Später übernahm er zu Frankfurt das Etablissement seines Vaters und setzte hier unter Anderm das Theatrum Europ. fort. Er arbeitete fast für alle deutsche Höfe und wurde gut bezahlt. Sein Tod erfolgte im Jahre 1687. — Maria Sibylla M., des Vorigen Schwester, verehelichte Graf, genoß den Unterricht ihres Stiefvaters Marrel oder Morell, später Mignon's, und erlangte eine seltene Geschicklichkeit in der Miniaturmalerei, besonders aber in der Darstellung von Insecten und Pflanzen. Die Metamorphosen der erstern, vorzüglich der Schmetterlinge, wußte sie mit einer Genauigkeit wiederzugeben, wie sie kaum wieder erreicht worden ist. Ihre Kenntnisse zu bereichern, begab sie sich sogar im Jahre 1699 von Amsterdam aus nach Surinam, von wo sie im Jahre 1701 mit reicher Ausbeute für ihr Fach glücklich zurückkehrte. Sie starb den 13. Jan. 1717 zu Amsterdam. Unter ihren hinterlassenen Arbeiten werden vorzüglich geschätzt: „Erucarum ortus, alimentum et paradoxa methamorphosis“ (1679 und 1683 auch deutsch), und „Metamorphosis insectorum Surinamensium“ (der erste Theil 1705, der zweite kurz nach ihrem Tode). Ihre Handzeichnungen finden sich in verschiedenen Sammlungen und Cabinetten zerstreut. — Johann Matthäus M., ein Sohn Matthäus des Jüngern, betrieb zu Frankfurt das Geschäft seines Vaters und machte sich zugleich als Pastellmaler vortheilhaft bekannt. Er starb im Jahre 1716. 36.

Meridian ist 1) jeder Declinationskreis der Himmelskugel, wenn er bei deren

täglicher ſcheinbarer Bewegung in das Zenith des Beobachters kommt und zugleich ſenkrecht auf dem Horizonte ſteht; 2) hauptſächlich aber für einen beſtimmten Ort derjenige größte Kreis an der Himmelskugel, der ſenkrecht auf der Ebene des Horizonts ſtehend durch das Zenith und den Pol des Orts zugleich gehet, auch den Äquator des Himmels unter rechten Winkeln ſchneidet; woraus folgt, daß dieſer Kreis der ſogenannte fixe Meridian iſt und deſſen Ebene ſenkrecht auf der Ebene des Horizonts ſtehend, dieſe durchſchneidend die Mittagslinie und im Horizonte ſelbſt den Süd- und Nordpunkt gibt. In dieſem feſten Meridiane haben die Geſtirne, wenn ſie ihn paſſiren, die größte Höhe, und man ſagt daher, ſie interminiren, da alsdann zugleich auch ihre Rectaſcenſion und Declination unmittelbar beobachtet werden kann. Aus allem dieſem folgt die große Wichtigkeit des Meridians oder Mittagskreiſes in der Aſtronomie (ſ. Azimuth und Declination). Über die Meridiane auf der Oberfläche der Erdkugel ſ. Äquator. 13.

Meridianmeſſung, ſ. Gradmeſſung.

Merino (Geronimo), in Altcaſtilien bekannter unter dem Namen „der Pfarrer von Villoviado," Guerillaanführer, geb. im Jahre 1775, ſtammt aus einer ſehr niedern Familie. Im Collegium von Lerma ſollte er Lateiniſch lernen, wurde aber bald daraus zurückgerufen und weidete von nun an eine kleine Heerde Ziegen. Nach dem Tode des Pfarrers von Villoviado erhielt er deſſen Stelle, nachdem er ſich vorher durch ſechsmonatlichen Unterricht einige dürftige Kenntniſſe erworben hatte. Da jedoch das Einkommen ſeines Amtes ſehr gering war, ſo weidete er in der Woche die Schafe, wobei er gewöhnlich mit Flinte, Piſtolen und Dolch bewaffnet war, und las Sonntags die Meſſe. Im Unabhängigkeitskriege von 1808 focht er als Anführer einer zahlreichen Guerillabande ſehr erbittert gegen die Franzoſen und nahm an der Spitze ſeiner Soldaten die Stadt Roa mit Sturm. Nach Beendigung deſſelben wurde er zum Gouverneur von Burgos ernannt, verlor aber dieſe Stelle, ſo wie die eines Kanonikus von Valencia wegen ſeiner Rohheit und Zügelloſigkeit bald wieder. Er bezog nun eine Wohnung in einem Dorfe bei Villoviado und beſchäftigte ſich vorzüglich mit der Jagd. Im Jahre 1822 wurde er von einer ſchweren Krankheit ergriffen, die ihn einen großen Theil des Jahres im Kloſter St. Clara zurückhielt, wo er ſich heilen ließ. Selbſt als der Herzog von Angoulême im Jahre 1823 in Spanien eindrang, verhielt er ſich ganz unthätig. In der neueſten Zeit hat er das Panier des Don Carlos ergriffen und befehligt in den nördlichen Provinzen umherziehend eine zahlreiche Guerilla. Die Chriſtino's ſind ſeine verhaßteſten Feinde. Während des Kriegs hält er ſich gewöhnlich bei Nacht in einer ihm allein bekannten Höhle des höchſten Gebirges von Spanien auf, wohin er nie einen Begleiter mit ſich nimmt. Im Oct. 1835 wurde er bei Burgos überfallen und entging mit Mühe der Gefangenſchaft. Noch gegenwärtig nimmt er thätigen Antheil an den Ereigniſſen. M. iſt ſehr klein und hager von Geſtalt, erträgt aber mit der größten Leichtigkeit die härteſten Anſtrengungen. Er trinkt keinen Wein, ißt und ſchläft ſehr wenig. Mit der größten Unwiſſenheit vereinigt er die unverſchämteſte Frechheit und unglaubliche Gemeinheit der Sprache. Er iſt höchſt grauſam und rachſüchtig. Im Kriege mordet und verbrennt er Alles, was ſich ihm widerſetzt. Selbſt ſeine Mutter und zwei Brüder wurden die Opfer ſeiner Mißhandlungen, ſeines Neides und Jähzornes. Rühmlich zeichnet er ſich durch die größte Uneigennützigkeit, Tapferkeit und Kaltblütigkeit bei den drohendſten Gefahren aus. 81.

Merinos, ſ. Schaf und Wollenzeuche.

Merlin, Merdhinemris (Ambroſius), oder Merlinus britannicus, ein Zauberer des V. und VI. Jahrh., ſoll in Caermarthen im Fürſtenthume Wales geboren worden ſein und durch ſeine Künſte den damaligen Königen Englands,

namentlich Vortigern und Arthur, nützliche Dienste geleistet haben. Er war der Sage nach der Sohn eines Dämon und einer Nonne, der Tochter eines Königs von England, lebte vorzüglich in Wäldern und erhielt deßhalb auch den Zunamen M. sylvestris oder sylvaticus. Zu seinen Zauberthaten, die noch in dem Gedächtnisse seiner Landsleute fortleben, gehören auch die, daß er den König Uther-Pendragon zur Ähnlichkeit mit dem Gemahle der schönen Ingerne umwandelte, damit er an den Reizen der ebenfalls lieb Gewonnenen sich erfreuen könne, und daß er aus irländischen Felsen tanzende Riesen zu Ehren des Königs Ambrosius in England gebildet habe. Auf der Insel Bardsey soll M. gestorben sein. S. „The rarities of Richmond, being exact descriptions of the royal hermitage and Merlin's Cave, with his life and propheties" (London 1736. 3 Voll.), worin sich die Lebensbeschreibung M.'s findet; „Merlin's life, his propheties and predictions" (London 1813) und „Geschichte des Zauberers Merlin" in „Sammlung romantischer Dichtungen" von Schlegel, Bd. 5. 35.

Merŏe (das Alua der Araber im Mittelalter), ein uralter Priesterstaat in Afrika, umfaßte das heutige Schendy auf der Sennaarterrasse in Ostsudan, ein Zweistromland, welches von dem östlichen oder blauen und westlichen oder weißen Nile (Takasse und Bahar-el Abiad) gebildet wird. Hier war der Sitz der ältesten Cultur in Afrika, die weit über unsere Geschichte hinausreicht, den erhaltenen Nachrichten aber und Vermuthungen, welche man aus den besonders bei den Ägyptern gefundenen Resten derselben schöpfen muß, zufolge bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte. Die Herrschaft war in den Händen der Priester, welche auf Ammon's, des Gottes, dessen Orakel hier verehrt wurde, Geheiß aus sich selbst den König wählten, der so natürlich nur der erste Unterthan der Priesterkaste war. Durch den Karawanenhandel, welcher selbst auch von religiöser Bedeutung war, stand M. in Verbindung mit Äthiopien, Ägypten, Carthago, Arabien und selbst Indien; am Entschiedensten aber wurde sein Einfluß auf Ägypten, wo es wahrscheinlich den Dienst des Ammon und Osiris einheimisch machte und den ersten Priesterstaat zu Theben und Ammonium gründete. Daß die ägyptische Baukunst von M. herüber kam, ist fast gewiß, von der Hieroglyphenschrift mindestens wahrscheinlich. Auch Axum in Habesch muß als eine Priestercolonie Merŏes angesehen werden, obgleich es erst nach dem Verfalle des letztern mehr hervortritt. Mit dem III. Jahrh. v. Chr. endlich beginnt der Verfall des Reiches M., dadurch herbeigeführt, daß sich der König Ergamenes von der Priesterherrschaft frei machte. Mit der Form des künstlich organisirten Staates schwand sein Geist und seine Macht. Wenn ihm wirklich von Ägypten aus ein Ende gemacht worden, ist unbestimmt, wahrscheinlich geschah es schon unter Ptolomäus Philadelphus. Später blieb kaum der Name des einst mächtigen Reiches noch bekannt. Jetzt noch deuten Trümmer auf die einstige Größe Merŏes hin, besonders die der alten Hauptstadt Merŏe bei dem Dorfe Haschur am rechten Nilufer zwischen Gerri und Schendy. 15.

Merŏpe, Name mehrerer mythologischer Personen, von denen wir nur die vorzüglichsten nennen. 1) Eine Tochter des Atlas und der Pleione, Gemahlin des Sisyphus und durch diesen die Mutter des Glaukos. 2) Tochter des arkadischen Königs Cypselus und die Gemahlin des Königs Kresphontes, des Herakliden in Messenien, dem sie unter vielen andern Kindern zuletzt auch den Äpytus gebar. Als hierauf in einer ausgebrochenen Verschwörung Kresphontes sammt allen seinen Kindern außer dem Äpytus ermordet worden war, bestieg sein Bruder Polyphontes den Thron, der nun auf des geretteten Äpytus Kopf einen großen Preis setzte, da er wohl fürchten konnte, daß dieser, wenn er erwachsen sei, ihm die Krone streitig machen könnte. Allein Äpytus befand sich bei dem Vater seiner Mutter und wurde hier erzogen. Als er aber herangewachsen war,

begab er sich heimlich nach Messenien zurück und forderte vom Polyphontes jenen ausgesetzten Preis, da er sich selbst für seinen Mörder ausgab. Kurze Zeit vor seiner Ankunft hatte nun M. eine Staatsveränderung vorbereitet, zu deren Ausführung sie den Äpytus einladen wollte, der aber schon seinen geheimen Aufenthaltsort verlassen hatte und sich bereits in ihrer Nähe befand, ohne daß sie ihn erkannt hatte. M. glaubte daher wirklich in ihm den Mörder ihres Sohnes zu erblicken und drang in sein Schlafgemach, um ihn zu morden, als sie plötzlich noch zu rechter Zeit in ihm ihren Sohn Äpytus selbst erkannte. Dem Scheine nach versöhnte sich nun M. mit dem Polyphontes, den aber Äpytus ermordete, als er eben den Göttern ein Dankopfer bringen wollte. — Den Stoff dieses Mythus bearbeitete schon im Alterthume der Tragödiendichter Euripides zu einer Tragödie, die aber verloren gegangen ist; doch auch in neuern Zeiten wurde die Geschichte der M. von mehrern dramatischen Dichtern, wie von Voltaire, Maffei u. A., behandelt. 20.

Merovinger heißen die von Meroväus (Merwig), Sohn des Chlodion, abstammenden Könige der ersten fränkischen Dynastie, an der Zahl 24 (von 481—752 n. Chr.). So kräftig und stark sich mit dem Stifter derselben, Chlodwig (Ludwig), Enkel des Meroväus, diese Monarchie ankündigte, so verlor doch unter seinen Nachkommen die fränkische Nation durch wiederholte Theilung des Reiches unter die Fürstenbrüder, noch mehr aber durch ihre gegenseitige Eifersucht, die persönliche Schwäche und Unfähigkeit der meisten derselben, den Einfluß der Weiber auf die Regierung und die steigende Macht der Vasallen ihre ehemalige Kraft wieder. Die letzten Regenten (seit 628) unter den Majores Domus oder Großhofmeistern waren nur Schattenkönige. Die M. sind: Chlodwig I., Theodorich (reg. in Austrasien mit ihm zugleich), Chlodemir, Childebert I. und Chlotar I. in Neustrien; Siegbert I. über Austrasien, und Charibert, Guntram so wie Chilperich I. in Austrasien und Burgund; Chlotar II.; Dagobert II.; Siegbert II. und Chlodwig II.; Chlotar III. in Neustrien und Childerich II. in Austrasien; Theodorich I. in Neustrien und Dagobert in Austrasien; Chlodwig III.; Childebert II.; Dagobert II.; Theodorich II. von Chelles; Chilperich II. in Neustrien; Chlotar IV. in Austrasien; Childerich III., der letzte der Merovinger. Zuweilen regierte ein Major Domus ohne König. 25.

Mersenne (Marinus), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Oise im Departement Mayenne den 8. Sept. 1588, studirte zu Flèche und Paris, bereiste hierauf Deutschland, Holland und Italien und trat 1611 in den Minoritenorden. Nebenbei aber verwendete er seine Muße auf das Studium der Philosophie, Theologie und Mathematik, in welcher letztern Wissenschaft er sich verschiedene Kenntnisse erwarb. Im Jahre 1614 ward er als Lehrer der Philosophie und Theologie nach Nevers, 4 Jahre darnach aber wieder nach Paris zurückberufen, wo er den 1. Sept. 1648 starb. Unter seinen Werken zeichnen sich aus: „Harmonicorum libri XII“ (Paris 1636. Neueste Aufl. ebend. 1648, auch 1652); „Quaestiones in genesin“ (Paris 1623. Fol.); „De mensuris, ponderibus et numis ebraicis, graecis et rom.“ (Par. 1644); „Harmonie universelle“ (Paris 1636. Fol.). 26.

Méry, s. Barthélemy.

Mesmer (Anton), Arzt, Erfinder des animalisch-magnetischen Heilverfahrens, ward am 23. Mai 1733 in Weil im Thurgau geboren. Obgleich in sehr dürftigen Umständen studirte er in Wien die Medicin, promovirte daselbst und ließ sich als praktischer Arzt nieder, wozu ihn eine reiche Heirath in Stand setzte. Von jeher dem Hange zum Ungewöhnlichen und Sonderbaren ergeben hatte er schon bei seiner Promotion im Jahre 1766 eine Abhandlung über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper herausgegeben, worüber er indessen allgemein verlacht wurde.

Nichtsdestoweniger ging er auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter fort und stellte endlich im Jahre 1773 Versuche mit der Heilkraft des Mineralmagnets an, wozu ihm der Astronom Maxim. Hell die verschiedenen Magnete fertigte. Er bestrich damit krankhaft afficirte Theile und wollte davon die entsprechendsten Wirkungen sehen. Mehrere angesehene Personen, die er auf diesem Wege geheilt hatte, erhoben schon laut seine Verdienste; indessen fand er Widerspruch bei seinen Mitärzten; Verläumdungen und Verfolgungen blieben nicht aus und so begab er sich auf eine Reise nach Baiern und in die Schweitz zur Anstellung magnetischer Curen. Von da nach Wien zurückgekehrt errichtete er auf seine Kosten ein Lazareth zur Anstellung magnetischer Curen an Armen. Bis jetzt hatte er sich bei derselben immer noch der Magnetstäbe bedient, bald aber bemerkte er, daß auch ohne dieselben durch bloße Manipulation sich sehr merkwürdige Erscheinungen kund thaten, und kam dadurch auf die Annahme, daß sich in seinem eigenen Körper ein dem magnetischen ähnliches (animalisch- oder thierisch-magnetisches) Fluidum entwickle, für welches die Eisenstäbe blos als Leiter dienten. Statt mit dieser Entdeckung öffentlich hervorzutreten, hüllte sich M. mehr und mehr in geheimnißvolles Dunkel und man hielt ihn daher allgemein für einen Betrüger oder Schwärmer, worin noch der Umstand bestärkte, daß er die berühmte Sängerin Paradis von ihrer amaurotischen Blindheit geheilt zu haben vorgab, welches aber keineswegs der Fall war. So von allen Seiten gedrängt verließ er 1777 Wien und wendete sich nach Paris. Hier trat er zuerst mit einer kleinen Schrift: „Mémoire sur le découverte du magnétisme animale“ (Paris 1779) auf, in welcher er die Grundzüge seines Systemes niederlegte. Dieses wurde von den Ärzten als ein Hirngespinnst aufgenommen, so daß d'Eslon, Mitglied der medicinischen Facultät, der Einzige war, der auf seine Seite trat. Um so größer war dagegen der Beifall des Publicum, das durch einige glückliche Curen, den Reiz der Neuheit und durch den mysteriösen Anstrich, den M. seinen Curen gab, verführt ihn gar bald als einen Mann voll ägyptischer Weisheit vergötterte, dem so viele Kranke zuströmten, daß er sich in kurzer Zeit 400000 Fr. erworben hatte. Von diesem Erfolge betroffen bot ihm die französische Regierung einen Jahrgehalt von 20000 Fr., wenn er das Geheimniß seines Curverfahrens kund geben wollte. M. verweigerte dieß und wurde nunmehr von seinen Gegnern so verfolgt und von allen Seiten verläumdet, daß er Paris mit Spaa vertauschte. Allein kurze Zeit nur dauerte seine Abwesenheit. Um d'Eslon's selbstständiger Ausübung thierisch-magnetischer Curen entgegenzutreten, nahm er seines eifrigen Schülers Bergasse Einladung an, gegen eine Subscription von 100 Louisd'or Vorlesungen über sein Verfahren zu halten. Er errichtete nunmehr in Paris eine geheime Gesellschaft unter dem Namen der Harmonie, wo er seine Schüler unter dem Angelöbniß der Verschwiegenheit in sein Geheimniß einweihte und sich dadurch wiederum 150000 Thlr. erwarb. Hierdurch verlor aber der animalische Magnetismus sein mystisches Ansehn, er gerieth in die Hände von Laien und Charlatans und gab zu Ausschweifungen, Betrügereien und Unfug mancherlei Art Anlaß. M. selbst aber sank dadurch, daß er sein Geheimniß der Regierung nicht hatte anvertrauen wollen, wohl aber es Unberufenen und Betrügern offenbarte, mehr und mehr in der Achtung der Kunstverständigen und Besonnenen. Doch fuhr er fort seine Schule und sein Heilverfahren wissenschaftlichen Untersuchungen zu entziehen, so daß er selbst der von der Akademie der Wissenschaften niedergesetzten und aus Männern, wie Franklin, Jussieu, Lavoisier u. A. bestehenden Commission den Zutritt verweigerte. So brachen immer mehr Streitigkeiten in der Sache des animalischen Magnetismus aus, bis endlich die herannahende Revolution das Interesse an derselben durch wichtigere Ereignisse verlöschte. M. verließ Paris und lebte noch lange Zeit in Mörsburg am Bodensee, wo er am 5. März 1815 in hohem Alter

starb. — M. hat in seinen letzten Lebensjahren noch das Glück gehabt, daß seine Verdienste richtiger als früher gewürdigt worden sind. Ohne seinem geheimnißvollen Thun Entschuldigung angedeihen zu lassen, hat man in ihm, der dazu durch sein vorzüglich kräftiges animalisch-magnetisches Wirkungsvermögen befähigt war, denjenigen anerkannt, der zuerst den animalischen Magnetismus zur Kenntniß der Ärzte brachte und ihn dem zufolge der wissenschaftlichen Untersuchung darbot. Seine eigenen Bemühungen, ihn in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden, konnte bei ihm, einem Anhänger der cartesischen Philosophie, keinen Erfolg haben. Sein System gab K. Chr. Wolfart unter dem Titel: „Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen, Theorie und Anwendung des thierischen Magnetismus, als der allgemeinen Heilkunde zur Erhaltung der Menschen" (Berlin 1814) heraus. 39.

Mesopotamien, (Land zwischen 2 Flüssen), hieß vorzugsweise bei den Griechen die Gegend, welche von den Flüssen Euphrat und Tigris begrenzt wird. Die vor Alexander dem Großen lebenden Schriftsteller kennen das Land unter diesem Namen nicht, denn den nördlichen Theil bis an den Fluß Chabores (h. Kabur) rechneten sie zu Syrien und nennen ihn Mygdonia, später auch Anthemusia (die blühende) wegen seiner Fruchtbarkeit, der westliche Theil von Mygdonia führte auch den Namen Osroëne oder Orrhoëne, von dem arabischen Fürsten Osroes, der sich zur Zeit der parthischen Kriege mit seiner Horde den Besitz desselben anmaßte; den südlichen rechnen sie zu Arabien. Die spätern thun zwar desselben Erwähnung, doch geben sie eine verschiedene Ausdehnung an. Die gewöhnliche Grenzbestimmung ist im Norden das Gebirge Masius, der östliche Arm des Taurus, der es von Armenien trennt, im Osten der Tigris gegen Assyrien, im Süden Babylonien und Arabien, im Westen der Euphrat gegen Syrien und theilweise noch gegen Arabien. Die berühmtesten Städte M.'s, das in der Bibel Aram-Naharaim und bei den Arabern Al-Dschesira genannt wird, waren Constantia (früher Antoniopolis), Edessa (h. Orfa), das die Hauptstadt des osroënischen Reichs war, Nisibis (h. Nisibin), Nicephorium (h. Racca), Circesium (h. Kerkisieh), Singara (h. Sindschar). Jetzt gehört es zum türkischen Reiche, heißt auch Dschesira und zählt drei Ejalets. Die ältesten Einwohner, größtentheils Nomaden, bildete ein Zusammenfluß von Menschen aus mehreren Nationen, aus Chaldäern, Kuschiten und andern semitischen Stämmen, die, wie erzählt wird, anfangs dem Nimrod unterworfen waren. Zur Zeit des mächtigen assyrischen Reichs kam es in dessen Herrschaft und theilte später mit ihm ein gleiches Loos. M. heißt auch der nordöstliche Theil von Babylonien, weil er ebenfalls von beiden Flüssen begrenzt wird. 77.

Messa di voce oder **messa voce**, (spr. — wotsche), franz. mise de voix in der Musik heißt das allmählige An- und Abschwellen des Tones mit getragener Stimme (<>). Es fängt mit dem Piano an, geht crescendo bis zum Forte und von diesem decrescendo wieder zum Piano zurück. Gehörig angebracht ist es von guter Wirkung. 29.

Messala (M. Valerius Maximus Corvinus), Sohn des im Jahr 54 vor Chr. gewesenen Consuls M. Valerius Messala, ward im Jahre 59 v. Chr. geboren. Wiewohl zur Zeit des Sinkens der Republik geboren zeichnete er sich doch durch ächte Römertugend aus und strahlt durch Tapferkeit, Edelmuth, Freiheitsliebe als einer der edelsten Römer unter seinen Zeitgenossen hervor. Deßwegen wurde er auch 43 vom Triumvir Antonius in die Acht erklärt; er floh zu Brutus und Cassius, welche in Macedonien standen. In seinem 18. Jahre wohnte er der Schlacht bei Philippi bei und kämpfte mit dem ausgezeichnetsten Muthe. Als jedoch die Übermacht siegte, ging er mit den übriggebliebenen Republikanern zum Antonius über; bei diesem aber nicht die beste Aufnahme findend, vielleicht auch

aus Verachtung über die hier herrschende Sittenlosigkeit und Schwelgerei, begab er sich im Jahre 40 zu Octavianus und ward mit diesem 31 zum Consul erwählt. In der Schlacht bei Actium bot sich ihm von Neuem Gelegenheit dar, sein Feldherrntalent und seine persönliche Tapferkeit zu zeigen. Bald darauf zog er gegen die aufrührerischen Aquitaner, welche er so besiegte, daß ihm 27 ein Triumph gewährt wurde. Nachdem er noch im Jahre 26 das Amt eines praefectus urbi vom dankbaren Octavianus erhalten hatte, starb er im Jahre 11 vor Chr. Nicht nur als Krieger hat sich M. Ruhm erworben, sondern auch als Redner, nicht sowohl durch die Kraft und Stärke seiner Sprache, als vielmehr durch die Anmuth und Gewandtheit in der Darstellung; ja er war auch Dichter und Beschüzzer der Dichter; Tibull hatte einen vorzüglichen Gönner an ihm. Nachdem er ganz in den Privatstand zurückgekehrt war, schrieb er ein Werk: „de familiis Romanis.“ Das ihm beigelegte Werk: „De Augusti progenie“ ist aus weit späterer Zeit. Über seine Schriften vergleiche Wernsdorf in den „Poetis minor. Tom. III.“ 11.

Messalianer, s. Massalianer.

Messalina (Valeria), Tochter des Consuls M. Val. Messala und der Marcella, der Nichte des Augustus, war die dritte Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, eine durch die höchste weibliche Frechheit und Ausartung berüchtigte Frau, so daß ihr Name zur Bezeichnung der niedrigsten Buhlerei sprüchwörtlich geworden ist. Unersättlich wollüstig trieb sie ihre Ausschweifungen mit der schamlosesten Öffentlichkeit und hatte alle zum Hause des Kaisers gehörigen Beamten, Officiere, Soldaten, Schauspieler ꝛc. zu Geliebten. Kein Gegenstand war ihr zu ihrer Unzucht zu niedrig, ja sie zwang die edelsten Römerinnen in ihrer Gegenwart sich ähnlichen Ausschweifungen zu überlassen und wer sich ihrem Willen nicht fügte, konnte der Verweisung oder des Todes gewiß sein. Ihren Gemahl, den stumpfsinnigen Kaiser, hatte sie ganz in ihrer Gewalt. Doch endlich bereitete sie sich durch ihre unerhörte Frechheit selbst den Tod. In leidenschaftlicher Liebe zu einem jungen schönen Römer, C. Silius, entbrannt faßte sie den Plan, den Kaiser zu ermorden; vermählte sich aber vorher, da Claudius auf einer Reise nach Ostia begriffen war, mit dem Silius. Narcissus, Freigelassener und Günstling des Kaisers, benachrichtigte diesen von dieser neuen Schandthat seiner Gemahlin; doch Claudius lag so sehr in den Fesseln der M., daß er mit der Bestrafung zögerte. Do erwog Narcissus die Gefahr, die ihm drohte, wenn die Kaiserin von Neuem die Gunst ihres Gemahls gewönne, und ließ sie ermorden (48 n. Chr.). Übrigens hatte Claudius eine Tochter, Octavia, und einen Sohn, Cäsar Claudius Tiberius Germanicus, von ihr. 11.

Messe, lat. missa; franz. messe; engl. mass, nennt man die öffentliche Feier des heiligen Abendmahls oder auch die Einsegnung des Brodes und Weines unter Gesang und Gebet zum Genusse des heiligen Abendmahls, unter welcher das Brod und der Wein in den wahren Leib und das wahre Blut Christi verwandelt und somit als ein Versöhnungsopfer betrachtet wird. — Die M. besteht in der römisch-katholischen Kirche aus 3 Haupttheilen: 1) aus dem Offertorium oder der Opferung, d. i. der Aufhebung und Verehrung der in einer kostbaren Kapsel (Monstranz) befindlichen geweihten Hostie; 2) aus der Conservation oder Verwandlung des Brodes und Weines; 3) aus der Communion, der Sumtion, d. i. dem Genusse des Brodes und Weines. Es gibt verschiedene Arten der M.: 1) die feierliche M., gewöhnlich von einem Diaconus oder Subdiaconus gehalten; feierlicher wird sie, wenn sie von einem Bischofe, am feierlichsten, wenn sie vom Papste selbst gehalten wird; 2) die stille M., wo der Priester allein das Abendmahl empfängt und die Gemeinde nicht an den liturgischen Verrichtungen Theil nimmt; 3) die trockene, kahle

oder Schiffsmesse, bei welcher jene oben erwähnten Hauptheile wegfallen und nur die Meßgebete gesprochen werden, daher sie auch nicht für eigentliche M. gelten und gehalten werden. Noch verdienen die vorzüglichsten Messen mit erwähnt zu werden, nämlich die Seelen- und Todtenmessen, welche für die Verstorbenen gehalten werden. Von Gregor I. oder dem Großen, der sich überhaupt um das Liturgische des christlichen Gottesdienstes große Verdienste erworben, hat man einen besondern Meßkanon. — Der Name M. ist aus der im ältern christlichen Gottesdienste gebräuchlichen Formel: „Ite missa est“ (s. Abendmahl) entstanden, indem man das heilige Abendmahl nun selbst missa nannte. Nach der Einführung der Transsubstantiationslehre (s. d. Art.) nannte man es dann selbst ein Opfer (das Meßopfer, weil gleichsam der Leib Christi bei demselben immer von Neuem geopfert wurde) und betrachtete nun die M. als ein Mittel, Gott Wohlthaten abzugewinnen. Wenn eine Armee zu Felde zog, oder wenn Jemand eine wichtige oder gefährliche Reise unternahm ꝛc., ließ er für sich eine M. lesen und zahlte natürlich je nach seinem Vermögenszustande. Und dieß war eben der höchste Mißbrauch, den man mit den Messen trieb, daß man sie, wie Handelsmessen, zu einer reichlichen Quelle geldlichen Erwerbs machte, was vor allem Andern durch die Lehre vom Fegefeuer (s. d. Art.) entweder absichtlich erreicht wurde oder doch eine unausbleibliche Folge war. Denn jene Lehre beunruhigte die Gemüther der Christen zumal in dem Zeitalter der Unwissenheit und des Aberglaubens so sehr, daß die Reichen den Kirchen und Geistlichen ansehnliche Erbschaften und Vermächtnisse vor ihrem Tode aussetzten, damit nur recht viele Messen für ihre armen Seelen (Seelenmessen) gelesen und diese um so schneller aus dem Fegefeuer erlöset würden oder doch Minderung der Qualen desselben von Gott erlangen möchten. — Luther nun, ob er gleich in seiner Lehre vom Abendmahle sich den Katholiken mehr als den Reformirten näherte, verwarf doch entschieden die Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines und nicht minder erklärte er sich gegen die Ansicht, nach welcher das Abendmahl ein Opfer genannt wurde, da Christus nach der Schrift ein für alle Mal für die Sünden der Menschen gestorben ist. Die erste Veränderung, welche die M. durch Luther erfuhr, war, daß sie in deutscher Sprache und nur dann gehalten wurde, wenn Communicanten sich gemeldet hatten. Zuerst ward die Privat-, dann aber überhaupt die ganze M. abgeschafft, wobei es bis heute in der lutherischen und reformirten Kirche geblieben ist. Wenn auch die katholische Kirche vermöge ihres Stabilitätssystems und vielleicht auch selbst wegen des bedeutenden Verlustes, den die Priester derselben dadurch erleiden dürften, die M. nie abschaffen wird, so haben sich doch und vorzüglich in der neuesten Zeit inmitten der katholischen Kirche selbst viele Stimmen wenigstens für eine Verbesserung dieses Theils des christlichen Gottesdienstes erhoben und namentlich gewünscht, daß sie wenigstens in der Landessprache zur größeren Erbauung gehalten werden möchte; aber so lange die Loosung der heiligen Väter ist und bleibt: „Rome ne recule pas,“ wird solche Simme auch die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben. Zwar suchen auch auf der andern Seite jetzt mehrere Lehrer der katholischen Kirche das Dogma von dem in der M. erneuert werdenden Opfer Jesu Christi durch eine bildliche und geistige Deutung zu idealisiren; allein dadurch wird für die Sache des reinen Christenthums nichts gewonnen, sondern bei dem Volke der Aberglaube und bei den Gebildeten der Unglaube ungemein erhalten und befördert. 78.

Messe. Beim frühern sparsamern Verkehre gehörten die feierlichen Kirchenmessen zu den frequentesten Zusammenkünften auf einem bestimmten Platze. Es wirkte dieß auf die gelegentlichen Einkäufe der Bedürfnisse, weßhalb man mit den Kirchenmessen Märkte verband, wodurch die Verwechselung der Ausdrücke Messen und Märkte mit einander entstanden ist. In neuern Zeiten versteht man jedoch unter M. einen mit besonderen Bevorzugungen und Freiheiten verse-

nen umfassendern Markt, an welchem die Geschäfte mehrere Wochen hindurch nach gewissen Regeln betrieben werden, wogegen die Märkte gewöhnlich nur einen, selten mehrere Tage dauern und sich auf bestimmte Gegenstände (daher Jahr- und Viehmärkte) beschränken. Die Messen enthalten gewöhnlich drei Zeitabschnitte, deren jeder oft eine Woche dauert. Der erste, als die Vorwoche, ist vorzüglich dem Ein- und Verkaufe im Ganzen oder Großen bestimmt. Zum zweiten werden die Kleinhändler und Professionisten zugelassen und im dritten die Zahlungen und Auseinandersetzungen vorgenommen. Der mittelste Zeitabschnitt oder die eigentliche Meßwoche genießt dabei das besondere Recht, daß während desselben Keiner wegen Schulden in Anspruch genommen oder wegen Wechsel verfolgt werden darf, welches man die Meßfreiheit nennt. Man ertheilt diese Freiheit, um den Handelsleuten aus den entferntesten Ländern die Möglichkeit zu verschaffen, einander ohne Gefahr aufzusuchen und ihre Verhältnisse in der Güte zu ordnen. Die leipziger M. hat für jeden dieser drei Abschnitte eine volle Woche, also 3 Wochen in Allem, von denen die mittelste oder eigentliche Meßwoche, nach welcher die besonderen Verhandlungen berechnet werden, zu Neujahr mit dem 1. Jan., zu Ostern den Sonntag Jubilate und zu Michael den Sonntag nach Michael Mittags 12 Uhr sich anhebt und durch Läuten mit einem Glöckchen auf dem Rathhausthurme verkündigt (eingeläutet) wird. Der Anfang des dritten Abschnittes wird 8 Tage darauf zu gleicher Tageszeit durch Läuten (Ausläuten der Meßfreiheit) angezeigt. Was in der dritten oder Zahlwoche die Zahlungsleistungen anbetrifft, so sind die 4 ersten Tage (einschließlich des Sonntags und rücksichtlich des 8. Januars) zu den Abrechnungen bestimmt; der 5. Tag (nämlich Ostern und Michael der Donnerstag, in der Neujahrsmesse aber der 12. Jan.) zur Einlösung der auf die M. gerichteten Wechsel (Zahltag), der 6. Tag zu Bezahlungen gegen Anweisung (Assignationstag) und endlich der 7. zur Erfüllung der übrigen Verbindlichkeiten. Die einzige Ausnahme macht der 12. Jan., wenn er auf einen Sonntag fällt, indem dann die Zahlung der Meßwechsel (der eigentliche Zahltag) nicht nach sonstiger Regel den Tag vorher gefällig ist, sondern den Tag darnach. Sobald man in der Neujahrmesse den 1. Jan. als Sonntag ansieht und darnach die Wochentage fortzählt, so wird man jeden einzelnen Geschäftstag mit dem gleichnamigen Tage in der Michaelis- und Ostermesse übereinstimmend finden. Die vorzüglichsten Messen sind in Deutschland die zu Braunschweig, Breslau, Cassel, Frankfurt am Main und an der Oder, Leipzig, Naumburg; in Italien zu Alessandria und Sinigaglia; in Frankreich zu Beaucaire und Lyon; in Tyrol zu Botzen; in der Schweitz zu Zurzach; in Polen seit 1817 zu Warschau. Die Messen gewähren dem größern Publicum den ausgezeichnetsten Vortheil, indem nicht nur das vollständigste Sortiment von allen Fabrikaten, Waaren und andern Sehenswürdigkeiten der Welttheile zur Gewinnung persönlicher Ansicht und Kenntniß davon zur Stelle vorliegt, sondern auch die Verfertiger und Kenner aus allen Ländern zusammentreffen und ihre Ideen sich gegenseitig austauschen können. Die Wissenschaft erweitert und verbreitet sich, wie die Barbarei verdrängt wird, je mehr die Menschen aus den fernsten Ländern sich nähern und mit einander persönlich verkehren. Der Meßplatz endlich gewinnt durch die Geschäfte, an welchen seine Bewohner selbst mit Antheil nehmen, so wie durch die Verpflegung der Tausende von Fremden. Die Einrichtung einer Messe ist jedoch so umfassend und hängt, wie das Zutrauen und der Credit, so von der besondern Überzeugung aller Einzelnen aus der Gesammtheit ab, daß sie nach gemachter Erfahrung zu den Dingen gehört, welche sich durch keine Macht erzwingen lassen; sondern zu denen man blos die Bedingungen anschaffen darf, unter welchen sie sich selbst entwickeln. In den frühesten Zeiten gehörte dazu Sicherheit der Person und des Eigenthums durch Geleitsbriefe; dann ertheilte man Freiheit von beschränkenden Institutionen; —

hierzu kamen schnelle, gleichförmige Rechtspflege, unwandelbare Festigkeit in gegebenen Zusicherungen und endlich Beförderungen aller Art für die leichtere Communication und den wohlfeilern Transport. 38.

Messenien, die südwestlichste Landschaft im Peloponnes, wurde von Lakonika gegen Osten theilweise durch das Gebirge Taygetus geschieden, grenzte gegen Süden an den messenischen Meerbusen, gegen Westen an das ionische Meer, gegen Norden an Elis und den Berg Lykäon, der es von Arkadien trennte, zählte außer der damaligen Hauptstadt Messene mehrere nicht unwichtige Städte, namentlich die Küstenstädte Kyparissia (h. Arkadia), Pylos (h. Pila, nach Andern Navarino), Methone (h. Modon), Korone (h. Koron, wovon der messenische Hafen den Namen des koronischen hat). Der Pamisus, welcher in den Meerbusen von Koron mündet (h. Pirnazza), ist der Hauptfluß. — M. war in der frühesten Zeit ein Theil von Lakonika und wurde von Menelaus regiert. Messene, des Polykaon Gemahlin, von der die Landschaft den Namen erhalten haben soll, bewog aber ihren Gemahl mit Hülfe der Argiver dasselbe mit Lakonika an sich zu bringen und da es seit Eroberung des Peloponnes durch die Herakliden seine Freiheit behauptete, findet man eine ununterbrochene Reihe von Königen über dasselbe herrschen, bis es endlich durch die Lacedämonier wieder unterjocht wurde (s. d. folgenden Art.). 77.

Messenische Kriege. Durch die lykurgische Verfassung hatten die Spartaner ihre Kräfte kennen gelernt, mit Muth und Tapferkeit ausgerüstet suchten sie Veranlassung dieselben zu entwickeln. An ihre Ländereien grenzten die messenischen, die durch ihre ungemeine Fruchtbarkeit die Begierde der Spartaner reizen mußten. Man suchte den Anlaß zum Kriege und fand ihn. Messenische Jünglinge, erzählt die Sage, hatten lakonische Jungfrauen geraubt und als der Spartanerkönig Teleklos die Geraubten zurückforderte, ermordete man ihn. Aber auch von spartanischer Seite hatte man sich Ungerechtigkeiten erlaubt, die nach der Meinung der Messenier den Krieg forderten. Als nämlich der Messenier Polychares die Bestrafung des Spartaners Euáphros, der ihm seine Heerde veruntreut und seinen Sohn getödtet hatte, nicht erlangen konnte, beleidigte er mehrere Spartaner. Darauf forderten spartanische Gesandte des Polychares Auslieferung, was sie jedoch nicht erlangten. Da schwuren die Spartaner den feierlichsten Schwur, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis der Feind gedemüthigt sei, und eröffneten 743 v. Chr. den ersten messenischen Krieg. Nach vollendeter heimlicher Rüstung fielen sie ohne die gewöhnliche Ankündigung in das messenische Gebiet ein, bemächtigten sich der Grenzstadt Amphea und ermordeten die Einwohner theils in ihren Betten, theils in den Tempeln und an den Altären, wohin sie sich in der ersten Überraschung geflüchtet hatten. Doch die Messenier verloren den Muth nicht, übten sich eifrigst in den Waffen und überwanden im 5. Jahre des Krieges unter Euphaes' Anführung die Spartaner in einer offenen Feldschlacht so, daß sie in der schimpflichsten Flucht nach Hause zogen, wo sie als entartete Söhne des Vaterlandes mit Spott und Hohn empfangen wurden. Unter des Spartanerkönigs Theopompos Leitung zog ein neues zahlreicheres Heer aus, überwand die Messenier auf allen Punkten und zerstörte ihre Städte, so daß diese sich genöthigt sahen sich in das steile Bergschloß Ithome zurückzuziehen und an diesen Punkt die Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres Daseins zu knüpfen. Als sie das delphische Orakel über ihr Schicksal befragten, erhielten sie zur Antwort: Messenien würde siegen, sobald eine unbefleckte Jungfrau aus dem königlichen Stamme geopfert würde. Aristodemus, aus dem Herrscherstamme, erfüllte das Orakel, indem er seine eigene Tochter ermordete. Die Spartaner, bestürzt gemacht, wurden in mehreren Schlachten von dem zum Könige gewählten Aristodemus besiegt. Auf eine nochmalige Frage an das Orakel ward den Mes-

seniern geantwortet: derjenige würde siegen, der zuerst 100 Dreifüße um den Altar des Jupiter zu Ithome stellen würde. Die Spartaner erfüllten durch List das Orakel zuerst und nun bemächtigte sich volle Verzweiflung der Messenier; Aristodemus ermordete sich auf dem Grabe seiner Tochter und die Übrigen flohen entweder oder ergaben sich dem erbitterten Feinde. Unter den härtesten Bedingungen wurde 724 Friede geschlossen; die Messenier wurden den Heloten gleichgestellt (s. Heloten). Doch gerade diese grausame Behandlung war es, die die Messenier zwang von Neuem die Waffen zu ergreifen. Eine kräftige Jugend war unterdessen herangewachsen, die nur ein Gefühl kannte, das Gefühl sich an Sparta zu rächen. Aristomenes, aus königlichem Stamme, der Mann, den das Orakel für den Trefflichsten der Griechen erkannte, leitete die Empörung und so begann 685 der zweite messenische Krieg. Gleich in der ersten Schlacht zeigte Aristomenes einen solchen Feldherrngeist und solche Tapferkeit, daß die Messenier ihn zum unumschränkten Feldherrn ernannten. Gleich darauf schlich er sich bei Nachtzeit nach Sparta in den Tempel der Athene Chalkiökos und weihte ihr einen Schild mit der Inschrift: „Aristomenes weiht ihn, nach Besiegung Spartas, den Göttern." Da erbaten sich die Spartaner, nach dem Ausspruche des Orakels, von den Athenern einen Feldherrn, welche ihnen, wahrscheinlich zum Spotte, den Tyrtäus schickten, der aber durch seine kriegerischen Elegien Muth und Feuer den Spartanern einhauchte. Dennoch siegte Aristomenes noch, bis ihn seine Bundesgenossen, die Arkadier, von den Spartanern bestochen, mitten in einer Schlacht verließen, so daß die Spartaner einen vollständigen Sieg davon trugen. Da flüchteten die Messenier 680 in die Bergfeste Ira und vertheidigten sich dort 10 Jahre lang. Aristomenes that glückliche Ausfälle, raubte die Früchte von den Äckern, schlug einzelne Heerhaufen und zeigte eine immer größere Kühnheit. Bei einem solchen Ausfalle nebst 50 seiner Gefährten gefangen und zum Tode verurtheilt ward er gleichsam durch ein Wunder gerettet (s. Aristomenes). Jubelnd empfingen ihn die Seinigen auf dem Berge Ira. Als er bald darauf die mit den Spartanern verbundenen Korinther geschlagen hatte, wurde er bei einem geschlossenen Waffenstillstande durch List gefangen genommen. Aber auch aus dieser Gefangenschaft wurde er wunderbar befreit. So erschien er und sein Volk unüberwindlich; dennoch gelang es bald den Spartanern die Feste zu erobern. Als nämlich einst Aristomenes auf einem Streifzuge verwundet worden war und die Wachen nicht mit gehöriger Sorgfalt verrichtet wurden, drangen die Spartaner, die davon Kunde erhalten hatten, in das Bergschloß ein und wiewohl sich die Messenier noch 3 Tage und 3 Nächte wie Verzweifelte wehrten, mußten sie doch endlich der Übermacht weichen (671). Aristomenes aber mit den Überbleibseln seines Volks zog frei durch die geöffneten Glieder der Spartaner und ging nach Arkadien. Die Messenier wanderten nach Sicilien aus und eroberten dort die Stadt Zankle, welche sie Messana nannten; die Zurückgebliebenen wurden zu Sklaven gemacht. Im Jahre 469 brach ein fürchterliches Erdbeben in Sparta aus, wodurch fast die ganze Stadt zerstört wurde und an 20000 Menschen das Leben verloren. Diesen Zeitpunkt benutzten die Heloten und Messenier als eine Gelegenheit ihre Ketten abzuschütteln und so entspann sich der dritte messenische Krieg. Die Gefahr für Sparta war groß, aber die Besonnenheit des Königs Archidamus rettete den Staat. Gleich beim Anfange des Erdbebens hatte er, einen solchen Aufstand befürchtend, die Schlachttrompete ertönen lassen, worauf sich die Bürger auf dem Markte in Schlachtordnung stellten. Durch diesen Anblick wurden die Empörer bestürzt, bemächtigten sich aber des Bergschlosses Ithome, wo sie sich 10 Jahre lang hielten. Die der Belagerungskunst unkundigen Spartaner riefen die Athener zu Hülfe, welche ihnen ein Heer unter Cimon's Anführung schickten. Die spartanische Eifersucht bewirkte

jedoch bald, daß dieses Heer wieder zurückgesandt wurde, was in Athen den bittersten Unwillen erregte. 459 endlich wurde Ithome erstürmt; die Messenier aber erhielten von den Spartanern, einem Orakelspruche zufolge, mit ihren Weibern und Kindern freien Abzug. Sie flüchteten sich zu den Athenern, welche ihnen Naupaktos einräumten; ihre Nachkommen kehrten durch Epaminondas in ihr Vaterland zurück. 11.

Messer, lat. culter; franz. couteau; engl. knife, nennt man die aus einem Heft und einer Klinge bestehenden schneidenden Werkzeuge von verschiedener Gestalt und Bestimmung. So hat man Tischmesser, Vorlegemesser, Federmesser, Radirmesser, die verschiedenen anatomischen und chirurgischen Messer, als: Lancetten, Rasirmesser, Amputationsmesser, Stein- und Staarmesser, Scalpells, Bistouris ꝛc., die bei verschiedenen Handwerken gebrauchten M., als: Fleischmesser, Böttchermesser, Seifensiedermesser u. dergl. Die Hefte werden aus allerhand Metallen, Knochen, Horn, Elfenbein, Holz, Steinen, Compositionen und andern Körpern verfertigt und häufig auf verschiedene Weise verziert und belegt. Die Klingen sind von verschiedener Größe und Form; die großen Messerklingen werden meist von Eisen verfertigt und mit Stahl belegt, kleinere sind gewöhnlich ganz von Stahl. Obgleich jetzt überall M. und ähnliche Werkzeuge verfertigt werden, so sind sie doch nicht alle von gleicher Güte. Den Engländern gebührt in der Messerfabrication so wie in den meisten Zweigen der technischen Künste unstreitig der erste Rang. Ihre M. besitzen den Vorzug vor allen andern, sowohl hinsichtlich der Feinheit des Stahls als auch in der vollkommenen Arbeit der Schneide und der Griffe und ihrer Zusammensetzung. Die vorzüglichste Waare liefern Woodstock, Birmingham, Soho, Sheffield und London in größter Menge. Die französischen Messerschmiedearbeiten kommen den englischen ziemlich nahe und auf diese folgen die deutschen. In Frankreich sind besonders Chatellerault, Langres, Moulins, Rouen und Paris, in Deutschland Iserlohn, Sohlingen, Remscheid und Schmalkalden berühmt. 26.

Messerschmid (Franz Xaver), ein rühmlich bekannter Bildhauer des XVIII. Jahrhunderts, geb. 1732 zu Wiesensteig in Schwaben, erhielt seine Ausbildung zu München und Wien, begab sich hierauf nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr von dort in Wien als Professor an der Akademie angestellt. Später legte er dieses Amt nieder und nahm abwechselnd seinen Aufenthalt in seinem Geburtsorte und in Wien, zuletzt in Preßburg. Hier starb er im Jahre 1784. Außer mehreren Statuen, unter ihnen die der Maria Theresia und Franz I. (beide im Belvedere zu Wien), hat er viele trefflich gearbeitete Büsten geliefert, welche hinsichtlich des Ausdrucks als vollendet anzusehen sind. 36.

Meßgewand, fr. u. engl. chasuble, ist derjenige Ornat, mit welchem in der römisch-katholischen Kirche der Priester, wenn er Messe liest, angethan wird. Er besteht aus mehreren Theilen, z. B. der Alba, dem Cingulum, der Stola, Planeta ꝛc., und ist oft äußerst pracht- und werthvoll mit Gold und Silber, ja öfter selbst mit Perlen und Edelsteinen gestickt. — In der ältesten christlichen Kirche, wo die höchste Einfalt bei dem Gottesdienste stattfand, zeichneten sich die Lehrer derselben höchst wahrscheinlich selbst bei den gottesdienstlichen Verrichtungen nicht durch ein besonderes Gewand aus. Sobald aber das Christenthum mächtiger wurde, es auch Kaiser und Könige annahmen, die an ihrem Hofe an Pracht und Ceremonienwesen gewöhnt waren, genügte auch die Einfachheit des frühern Gottesdienstes nicht mehr, sondern sie errichteten Gott prächtige Tempel, schmückten die Heiligthümer mit Gold und Silber, schafften zu den heiligen Religionshandlungen Gefäße von außerordentlicher Pracht und die Religionslehrer suchten durch Glanz der Amtskleidung es einander zuvorzuthun und die Ornate der jüdischen und heidnischen Priester dienten ihnen hierin zum Muster. Weil nun die Messe in

der katholischen Kirche so hochheilig gehalten wird, so läßt es sich leicht erklären, warum bei diesem Gottesdienste der Priester mit einem nur hierzu gebräuchlichen und so kostbaren Gewande geschmückt erscheint. Das M. ward wahrscheinlich im VI. Jahrh. von Gregor dem Großen eingeführt. Im XII. Jahrh. wurde es Sitte, nach den verschiedenen Jahreszeiten, Festen und Feierlichkeiten mit der weißen, rothen, grünen, violetten und schwarzen Farbe und mit den bunten Farben der Meßgewänder abzuwechseln. 1) Die weiße Farbe wird gebraucht vom Christabende bis auf das Fest der Erscheinung und zu Ostern; 2) die rothe Farbe vom Pfingstheiligabende bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch an den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen; 3) die grüne Farbe ist vom Erscheinungsfeste bis auf den Sonntag Septuagesimä üblich; 4) violett vom ersten Advente bis zum Christabende, auch in der Fastenzeit; 5) der schwarzen Farbe bedient man sich am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen. 78.

Messias (von מָשִׁיחַ, Χριστός) bedeutet einen Gesalbten oder König. Mit diesem Namen bezeichneten die Juden den im alten Testamente verkündigten Befreier und Beglücker ihrer Nation, von dem sie erwarteten, daß er sie zum ersten unter allen Völkern der Erde erheben werde. Wiewohl im alten Testamente dem künftigen Gottgesandten nur eine Erlösung von der Sünde und ihren Folgen zugeschrieben wird, so hatte sich doch unter der jüdischen Nation, nachdem sie seit Salomo's Tode vom Gipfel ihrer politischen Größe immer tiefer bis zur Unterwürfigkeit unter das römische Joch herabgesunken war, der Glaube an einen kommenden geistlichen und weltlichen Fürsten lebendig verbreitet. Er sollte als göttlicher Prophet den Götzendienst wie in Palästina so in allen Ländern ausrotten, den Cultus des jüdischen Nationalgottes allenthalben in seiner hohen Würde verbreiten, zugleich die Feinde der Jehovahbekenner überwinden und die Juden in ihrer theokratischen Machtvollkommenheit über alle Völker der Erde erheben; dieser glücklichen Zeit werde aber eine große Entsündigung des jüdischen Volkes vorhergehen, damit es rein und würdig in das neue Reich der Seligkeit eintrete. Diese Ansichten finden sich jedoch vollständig entwickelt erst im Talmud und in den Schriften der Rabbinen. Bei seinem Auftreten nun als Lehrer und Führer zum allein wahren Gottesreiche hatte Christus zuvörderst den Wahn seiner Zeitgenossen von einer weltlichen Herrschaft abzuweisen und in höherer Würde und Bedeutung, wie sie dem Sohne Gottes geziemte, die Weissagungen des alten Testaments auf sich zu beziehen. Dennoch blieb bei vielen Christen der ersten Jahrhunderte, vornehmlich solchen, die von Juden abstammten, der Gedanke an ein irdisches Weltregiment des M. vorherrschend und erzeugte den verderblichen Glauben an ein tausendjähriges Reich desselben, den Chiliasmus (s. d. Art.). 2.

Messier (spr. Messieh) (Charles), geb. den 26. Jan. 1730, gest. den 12. April 1817, ausgezeichneter Astronom und Kometenentdecker, dessen Fleiß man bei Ansicht der am Schlusse seines Tagebuchs befindlichen Übersicht der Beobachtungen bewundern muß, beobachtete 1752—1772 den Mond 1387mal am Passageninstrumente und seitdem mit einem 3½ füßigen Achromat sehr häufig außer dem Meridian, dann 22 Oppositionen des Mars, 38 des Jupiter, 34 des Saturn und 15 des Uranus. Hierzu noch kommen sehr viele beobachtete Kometen, Jupiterstrabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen, Sonnen- und Mondfinsternisse. — Mit Recht hat daher Lalande Veranlassung gehabt M.'s Verdienste um die beobachtende Astronomie dadurch zu ehren, daß er beim Nordpole des Himmels ein neues Sternbild „den Erntehüter" (eine Anspielung auf M.'s Namen) formirte. 13.

Messing, lat. aurichalcum; franz. laiton; engl. brass, heißt bekanntlich eine durch das Zusammenschmelzen von Kupfer, Galmei und Kohlenstaub (jetzt

meist nur Kupfer und Zink) hervorgebrachte Metallmasse. Das Schmelzen oder Brennen geschieht in einem besonders dazu eingerichteten Brennofen, welcher in der Erde eingemauert, mit einem Roste versehen ist und 8—9 Schmelztiegel faßt, von denen der größte leer in der Mitte stehen bleibt, um die in den übrigen befindliche Masse, wenn sie gehörig geschmolzen ist, in sich aufzunehmen. Gewöhnlich muß die Masse bei anfangs gelindem, dann verstärktem Kohlenfeuer 12 Stunden im Ofen stehen bleiben; das Gerathen des Gusses hängt jedoch lediglich davon ab, daß der Messingbrenner nach der Farbe der Flamme, welche sich im Ofen und in den Schmelztiegeln zeigt, genau den Grad der Hitze, welcher eben nöthig ist, zu beurtheilen versteht. Sind alle kleinere Tiegel in den größern ausgegossen, so schreitet man zu dem Gießen der Messingtafeln, indem man den großen Tiegel zwischen die sogenannten, in bestimmter Form aufgelegten Gießsteine ausgießt. Die Tafeln, welche man auf diese Art erhält, sind gewöhnlich 3½ Fuß lang, 1¼ Fuß breit, ¼ Zoll dick und 60—80 Pfd. schwer. Die Anstalt, wo diese Arbeiten verrichtet werden, heißt ein Messingwerk. 1.

Messis auch **Metsis** (Quintin), genannt Quintin de Smit, d. i. der Schmied, einer der berühmtesten der ältern niederländischen Maler, geb. 1450 zu Antwerpen, war anfangs Hufschmied und wurde, einigen Angaben zufolge, durch die Liebe zu der Tochter eines Malers bewogen sich ebenfalls der Kunst zu widmen. Er machte bald so bedeutende Fortschritte, daß er von allen Seiten mit Aufträgen überhäuft wurde, und er brachte daher bei seinem unermüdlichen Fleiße die Anzahl seiner Werke sehr hoch. Er starb zu Antwerpen im Jahre 1529. — Unter seinen geistlichen Historienstücken steht ein Altarblatt, ursprünglich für die Tischlerinnung seiner Vaterstadt gefertigt und in der Kathedrale aufgestellt, später von dem Stadtrathe für 1500 Goldgulden gekauft, oben an. Es befindet sich jetzt im antwerpner Museum und gibt, so weit es erhalten ist, den Beweis, daß sich M. in der Auffassung mehr den Italienern näherte, indem er dem altniederländischen Geschmacke zuwider die Figuren mit der Umgebung mehr ins Gleichgewicht treten läßt. Die Peterskirche in Löwen besitzt eine heilige Anna von ihm, welche ebenfalls unter seine besten Arbeiten gezählt wird; ferner finden sich in der van Ertborn'schen Sammlung zu Utrecht: ein dornengekrönter Christuskopf auf dem Schweißtuche der heiligen Veronica, ein weibliches Bildniß und eine Wiederholung des Wechslers, eines Bildes, welches oft angetroffen und meist Copie stets für Original ausgegeben wird. Übrigens trifft man seine Werke in den meisten Gallerien, in Wien z. B. deren sechs. Auch in England findet man sie häufig. — Sein Sohn, Johann M., erreichte ihn nicht. Man hat Ursache zu glauben, daß er es ist, von dem mehrere Copien des Wechslers herrühren, wenigstens weiß man, daß er sich mit ähnlichen Darstellungen beschäftigte. In Schleisheim befindet sich ein Matthäus von ihm und die wiener Gallerie besitzt ebenfalls zwei Stücke, einen Dudelsackspieler und Loth mit seinen Töchtern in der Höhle. 36.

Meßkette, s. Kette.

Meßtisch, lat. mensula praetoriana; franz. planche, planchette; engl. surveying-board, ist ein quadratförmiges mit Papier zu überspannendes Reißbret (Mensel), welches in einer horizontalen Stellung und vermittelst eines Gestelles (Stativ) in einer schicklichen Höhe über dem Boden aufgestellt wird und durch eine im Stative angebrachte Vorrichtung horizontal herum bewegt werden kann, um auf demselben eine Figur ähnlich dem Grundrisse einer Figur auf dem Felde zu verzeichnen. Die Mensel ist gewöhnlich 1 Zoll stark und 15—24 Zoll im Quadrate, je nachdem sie zu Aufnahmen einzelner Grundstücken oder größerer Ländereien dienen soll. Das Stativ muß sowohl eine Vorrichtung haben, vermittelst welcher die Mensel leicht und genau in eine horizontale Stellung ge-

bracht, als durch eine andere, durch welche ihr eine rasche und sanfte horizontale Bewegung um eine verticale Achse ertheilt werden kann. Zu diesem Behufe hat man sehr vielerlei Arten von Einrichtungen in Vorschlag gebracht und findet dieselben in N. Bion, „Mathematischer Werkschule" (Nürnberg 1727), Mayer's „Praktischer Geometrie" (Göttingen 1814—15), Studer's „Beschreibung eines vollständigen Apparats zu geometrischen Vermessungen" (1801) u. a. näher beschrieben. Um mit dem Meßtische aufnehmen zu können, gebraucht man noch ferner das Niveau oder die Libelle, das Visir- oder Diopterlineal, die Kippregel oder das Diopterfernrohr, die Einlothzange und die Orientir-Bousſole. Der Erfinder des Meßtisches ist Johann Prätorius, Professor zu Altorf (geb. 1537, gest. 1616), woher er auch den Namen prätorischer M. erhalten hat. Er wurde in der letzten Hälfte des XVII. Jahrh. zuerst von dem Straßburger Johann Andreas Böckler verbessert und erhielt um das Jahr 1750 von Marinoni eine solche Verbesserung, daß die Mensel sich verschieben läßt, um den Operationspunkt senkrecht über den Standpunkt zu stellen, und eine ganz andere Einrichtung von Georg Friedrich Brander aus Regensburg 1767 und 1774 u. A. 40.

Messung, lat. mensio; franz. mésurage, arpentage; engl. measuring, surveying, nennt man überhaupt die Untersuchung, wie oft bekannte Größen (Maße, Maßstäbe) in andern Größen enthalten sind. Die M. ist **unmittelbar**, wenn das Maß an die zu messenden Größen wirklich angelegt wird; **mittelbar**, wenn man die zu messenden Größen aus andern bereits gemessenen entweder durch Zeichnung oder durch Rechnung bestimmt. Man unterscheidet eine **Horizontalmessung**, ferner eine **Vertical-** oder **Höhenmessung** und eine **Winkelmessung**. Die Lehre von den Anwendungen der Lehrsätze der reinen Mathematik auf wirkliche Ausmessungen im Weltalle heißt die **Vermessungskunde**. Sie zerfällt 1) in die niedere Vermessungskunde (Feldmeßkunst, s. d. Art. Aufnehmen); 2) in höhere Vermessungskunde, welche zu ihrem Gegenstande die Bestimmung der Größe und Gestalt unserer Erde hat; 3) die Höhenmessung; 4) die praktische Stereometrie (Körpermessung) und 5) die Markscheidekunst. Nach Lambert gebraucht man zur Vermessungskunde folgende Hülfsmittel: A. Von den Naturgesetzen: die Bewegung und die Gestalt der Erde, die Schwerkraft der Körper und die Richtung ihres Falles, die Richtung des Magnets, das Licht der Sonne und der Sterne, den Weg, die Zurückstrahlung (Reflexion) und Brechung (Refraction) des Lichtes in der Luft und durch erhaben (convex) geschliffene Gläser Objecte, welche so gut als unendlich entfernt sind, die Schwere der Luft, die Gesetze des Schalls, die gleichförmige Bewegung. B. Von den Kunstwerken: Gebäude und Figuren. C. Von der Geometrie: Alles, was man ausmessen kann, ohne sich von der Stelle zu bewegen, und Punkte, die man als unendlich entfernt ansehen kann. Hieraus ergibt sich, daß zum Studium der Vermessungskunde folgende unentbehrliche Vorkenntnisse vorausgesetzt werden: 1) die reine und höhere Mathematik; 2) die Physik und 3) das Zeichnen geometrischer Situationspläne. Zur unmittelbaren M. von Längen bedient man sich 1) auf dem Felde: der Maßstäbe, der Meßkette, der Meßlinie (Meßschnur) oder des Meßbandes, des Meßzirkels und der Schritte der Menschen und Pferde; 2) auf dem Papiere: des Reißzeugs oder des sogenannten mathematischen Bestecks, in welchem ein Transversalmaßstab, ein Hand-, ein Einsatz- oder Stückcirkel mit den dazu gehörigen Einsatzstücken, ein Federcirkel, eine doppelte Reißfeder, ein Transportour, ein Cirkelschlüssel und ein Lineal nebst Dreieck sich befinden. Zur unmittelbaren M., welche 1) ichnographisch oder durch Zeichnung auf dem Papiere; 2) geometrisch oder durch die Kreislinie und 3) trigonometrisch oder durch die trigonometrischen Hülfslinien geschieht, bedient man sich 1) auf dem Felde: der Kreuz- oder Winkelscheibe, des optischen

Winkels, des Spiegellineals, der Meßkette, des Meßtisches, der Zollmann'schen Meßscheibe, des katadioptrischen Cirkels, des Reflectors, des katadioptrischen geographischen Goniometers, des Astrolabium, des Repetitionstheodolithen, des Repetitionskreises, des Spiegelsextanten, des Spiegelkreises, des katadioptrischen Sectors, des reflectirenden Halbkreises, des Kathetometers, der Bouffole; 2) auf dem Papiere: des Transporteurs, der Gradrose, des Minutentransporteurs mit zwei correspondirenden Vernieren des Cirkels, des tausendtheiligen Maßstabes und der trigonometrischen Tafeln. Zur Messung von Entfernungen aus einem Stande hat man das Paccecianische Pantometrum, den Branderschen Distanzmesser und den Diastimeter vorgeschlagen, allein sie sind in der Messungskunst eben das, was die Quadratur des Kreises in der Elementargeometrie ist. Dem Zwecke gemäß unterscheidet man auch Breiten-, Grad-, Längen-, Körper-, Gefäß- ꝛc. Messungen. Die Messungen der Gefäße können entweder auf nassem Wege geschehen, d. h. man füllt das zu messende Gefäß nach und nach mit Wasser an, welches mit dem Maße hineingemessen wird, durch welches der Inhalt ausgedrückt werden soll, oder durch Rechnung mit Hülfe der verschiedenen gemessenen Dimensionen. Bei cylinderförmigen Gefäßen 1) mit kreisrundem Boden sind zwei Dimensionen, nämlich die Höhe und der Durchmesser des Bodens; 2) mit elliptischem oder ovalem Boden drei Dimensionen, nämlich die Höhe und die beiden Achsen des Bodens und 3) mit rechteckigem Boden ebenfalls drei Dimensionen, nämlich die beiden Seiten des Rechtecks und die Höhe des Gefäßes erforderlich, um den Inhalt nach der allgemeinen Regel: „man multiplicirt die Bodenfläche mit der Höhe des Gefäßes", zu berechnen. Kegelförmige Gefäße sind durch folgende Dimensionen ihrer Größe und Form nach bestimmt: 1) kreisrunde durch drei Dimensionen, nämlich die Durchmesser der beiden Durchmesser und die Höhe des Gefäßes; 2) ovale durch vier Dimensionen, nämlich die beiden Achsen des einen Ovals, eine Achse des andern und die Höhe des Gefäßes; 3) die rechteckigen durch fünf Dimensionen, nämlich die Länge und Breite der obern Fläche, die Länge und Breite der Bodenfläche und die Höhe des Gefäßes, und den Inhalt nach der allgemeinen Regel zu berechnen: „Man multiplicirt die halbe Summe der Boden- und obern Fläche mit dem dritten Theile der Höhe des Gefäßes." Die kreisrunden Fässer sind durch drei Dimensionen bestimmt, nämlich durch die Spundweite, die Bodenweite und die Länge des Fasses, und die ovalen Fässer durch vier Dimensionen, nämlich durch die beiden Achsen der Spundweite, die große Achse des Bodens und die Länge des Fasses. Man berechnet sie nach folgender allgemeinen Regel: „Der dritte Theil der Summe der doppelten Spundfläche und der einfachen Bodenfläche wird mit der Länge des Fasses multiplicirt." Die faßförmigen Gefäße sind durch fünf Dimensionen bestimmt, nämlich durch die Durchmesser des Bodens der größten Weite und des obern Randes, die Höhe des Durchschnitts der größten Weite von dem Boden und die Höhe des Durchschnitts der größten Weite des Gefäßes von dem obern Rande desselben, und deren Inhalt nach der allgemeinen Regel zu berechnen: „Man addirt einmal zu dem zweifachen Durchmesser der größten Weite des Gefäßes den Durchmesser der Bodenfläche, erhebt den dritten Theil dieser Summe zum Quadrate, multiplicirt dasselbe mit 0,7854 und das Product noch mit der Höhe des untern Theiles des Gefäßes, so gibt das Product den Cubikinhalt des untern Theiles. Ferner addirt man zu dem zweifachen Durchmesser der größten Weite den Durchmesser des obern Randes, erhebt den dritten Theil dieser Summe zum Quadrate, multiplicirt dasselbe mit 0,7854 und das Product noch mit der Höhe des obern Theiles des Gefäßes, so gibt das Product den Cubikinhalt des obern Theiles. Werden hierauf beide Theile addirt, so gibt die Summe den Cubikinhalt des ganzen Gefäßes."

Mestizen, von dem lateinischen mistus, werden in Süd- und Mittelamerika diejenigen genannt, welche von Europäern und Malaien erzeugt werden (vergl. Mensch). Sie zeichnen sich von den Europäern durch eine röthlichere Gesichtsfarbe und schwachen Bartwuchs aus und wurden früher von den Spaniern sehr verachtet. — In der Landwirthschaft wird die geringste Race der Schafe, die Churros und die Blendlinge, von diesen und den Merinos Metis oder M. genannt. 7.

Měta, eine griechische Präposition, die unter, mit, nach bedeutet, bringt in Zusammensetzungen mit andern Wörtern fast durchgängig den Begriff einer Änderung. Nur als Vorsetzsylbe zu Namen von Wissenschaften hat es den Begriff einer höhern geistigen Auffassungsweise derselben angenommen, wie in Metaphysik, Metapolitik, Metagnostik ꝛc. 9.

Metabase (Überschreitung) heißt in der Logik der Fehler, wenn man vom eigentlichen Gegenstande ab- und auf andere Gegenstände überspringt. 9.

Metalepse (vertauschte Annahme) ist überhaupt jede Übertragung einer Sache auf etwas Anderes, in der Logik besonders die Übertragung eines Merkmals von einem Begriffe auf einen andern, in der Grammatik die einer Bedeutung des einen Worts auf ein anderes ꝛc. 9.

Metalle, lat. metalla; franz. métaux; engl. metals, sind theils natürliche Körper besonderer Art, theils künstlich dargestellte chemisch einfache Substanzen, welche mit den erstern in ihren Eigenschaften übereinkommen. Die in der Natur vorkommenden sind in der Mineralogie genau bestimmt worden. In dem Mineralsysteme von Mohs (s. d. Art.) bilden dieselben eine Classe, welcher folgender Charakter zukommt: metallisch (d. i. metallische Farbe und metallischer Glanz); Farbe, nicht schwarz; Härte, 0,0—5,0; eigenthümliches Gewicht, 5,7—20,0; mit grauen Farben dehnbar und zugleich das Gewicht 7,4 und mehr. Doch kommt dieser Charakter nur den natürlichen Metallen zu, keineswegs auch durchaus denen, welche die Chemie behandelt. Natürlich rein oder gediegen werden gefunden Tellur, Arsenik, Antimon oder Spießglanz, Gold, Platin, Silber, Quecksilber, Kupfer, Wismuth, Blei und Eisen. Die Chemie nennt als Eigenschaften der M. chemische Unzerlegbarkeit, vollkommene Undurchsichtigkeit, großen Glanz (Metallglanz), Schmelzbarkeit, Politurfähigkeit, vorzüglich vollkommene Leitungsfähigkeit für Elektricität und Wärme, die Eigenschaft mit Sauerstoff sich zu verbinden und Oxyde zu bilden, Unauflöslichkeit im Wasser, Verbindungsfähigkeit unter einander, Unvereinbarkeit mit Oxyden, ohne selbst oxydirt zu sein. Die M., welche die Chemie behandelt, zerfällt Berzelius in zwei Classen. Die erste enthält das Kalium, Natrium, Lithium, Barium, Strontium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Beryllium, Yttrium, Zirkonium und Thorium, welche im oxydirten Zustande die Alkalien und Erden bilden und aus denselben durch chemische Operationen in hohen Hitzgraden oder an der Volta'schen Säule geschieden werden. Die zweite Classe enthält 1) elektronegative M., d. h. solche, welche in Verbindung mit Sauerstoff eine größere Neigung haben, Säuren zu bilden, als Salzbasen darzustellen; sie sind Selen, Tellur, Arsenik, Chrom, Vanadin, Molybdän, Wolfram, Antimon, Tantal, Titan; und 2) elektropositive M., welche vorzugsweise den positiven Bestandtheil metallischsalzartiger Verbindungen ausmachen. Hierzu gehört Gold, Osmium, Iridium, Platin, Rhodium, Palladium, Silber, Quecksilber, Uran, Kupfer, Wismuth, Zinn, Blei, Kadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Eisen, Mangan oder Braunstein und Cerium. — Eine ältere Eintheilung der M. trennt dieselben in edle oder feuerbeständig dehnbare, als Gold, Silber, Platin; in gemeine oder feuerunbeständig dehnbare, als Blei, Kupfer, Eisen, Zinn, Zink, und in Halbmetalle oder feuerbeständig undehnbare,

als Queckſilber, Wismuth, Nickel, Arſenik, Spießglanz, Kobalt, Braunſtein, Wolfram, Waſſerblei, Uranium. — Die M. der erſten Claſſe nach Berzelius ſind auch Metalloide genannt worden. — Wir beſchreiben hier nur kurz die M., welche theils die erſte Claſſe nach Berzelius bilden, theils nur noch als Grundſubſtanzen bekannt ſind und verweiſen bei den übrigen auf die einzelnen Artikel. Jene ſind in alphabetiſcher Ordnung folgende. — Aluminium, 1827 von Wöhler entdeckt, iſt zinnweiß, etwas hämmerbar, zerſetzt das Waſſer erſt bei 80° R., verbrennt beim Rothglühen mit großem Glanze an der Luft und wird in der Thonerde gefunden. — Barium, 1741 von Scheele entdeckt, iſt ſilberweiß, oxydirt in der Luft und im Waſſer allmählig bei 10—15° R., läßt ſich platt ſchlagen und iſt in der Baryterde enthalten. — Beryllium, dargeſtellt von Wöhler, iſt ſchwerflüſſig, graulich von Farbe und in der Beryllerde enthalten. — Calcium, entdeckt durch Davy, iſt ſilberweiß und verbrennt bald in der Luft durch Selbſtentzündung zu Kalkerde. — Cerium, 1804 von Berzelius entdeckt, iſt feſt, ſpröde, blättrig, graulich weiß, faſt unſchmelzbar, oxydirt ſich beim Rothglühen und wird in verſchiedenen Erden in Schweden gefunden. — Iridium (ſ. d. Art.) iſt durch Säure unzerlegbar. — Kadmium, 1818 von Stromeier und Hermann zu gleicher Zeit entdeckt, iſt eben ſo weiß wie Zinn, oktaëdriſch kryſtalliſirend, nicht theilbar, geſchmeidig, weich, hat ein ſpecifiſches Gewicht von 8,604 und gehämmert 8,694, ſchmilzt vor dem Rothglühen und verwandelt ſich in geruchloſen Dampf, verbrennt in Berührung mit Luft leicht bei dieſer Hitze und findet ſich nur in Vereinigung mit Zink in der Zinkblende und dem Galmei. — Kalium, im Kali enthalten, beſitzt bei 15° R. das ſpecifiſche Gewicht 0,865, iſt ſehr geſchmeidig bei 10° R. und bei 55° R. völlig flüſſig, ähnelt dem Queckſilber von Farbe, zerſetzt ſauerſtoffhaltige Körper, ſelbſt das Waſſer, ſehr ſchnell und ſchwimmt auf letzterm bei der Rothglühhitze. — Lithium, 1817 von Arfvedſon entdeckt, iſt im Lithion enthalten. — Magneſium, eine Entdeckung Davy's, iſt ſilberweiß, ſtarkglänzend, zerſetzt das Waſſer nicht, läßt ſich hämmern und feilen, entzündet ſich in der Temperatur, in welcher grünes Glas erweicht und iſt in der Talkerde enthalten, welche das Oxyd des Metalles iſt. — Natrium, 1807 von Davy entdeckt, hat ein ſpecifiſches Gewicht von 0,972, iſt bei 15° R. weich wie Wachs, ſchmilzt bei 90° R., iſt bleifarbig, bildet im Oxyde das Natron oder die Soda, zerlegt das Waſſer wie Kalium und kann nur im Steinöle aufbewahrt werden. — Osmium, 1803 von Tennant entdeckt, iſt bis jetzt nur als ein unzuſammenſchmelzendes grauſchwarzes Pulver erhalten worden und ſeine Eigenſchaften ſind wenig bekannt. Es verflüchtigt ſich in höhern Temperaturen beim Verbrennen zu Oxyd mit einem eigenthümlichen Geruche und wird im Iridosmin (ſ. Iridium) und in manchen Platinerzen gefunden. — Palladium, entdeckt 1803 von Wollaſton, iſt feſt, weiß, hart, hämmerbar, von ſpecifiſchem Gewicht 11,3—11,18, ſchmilzt nur im Sauerſtoffgebläſe und wird aus dem Platin geſchieden. — Rhodium, entdeckt 1803 von Wollaſton, iſt feſt, weißlich-grau, ſpröde, mit dem ſpecifiſchen Gewichte 11,00 und wird aus den Platinerzen gewonnen. — Strontium, entdeckt durch Davy, iſt in der Strontianerde enthalten. — Thorium, entdeckt von Berzelius, iſt dunkelbleigrau, ſchwer und in der Thonerde enthalten. — Vanadium, entdeckt von Seſſtro 1830 und unterſucht durch Berzelius, iſt in ſeinen phyſikaliſchen Eigenſchaften nicht ſehr bekannt. — Yttrium, von Wöhler dargeſtellt, iſt ſchwarzgrau, oxydirt ſich bei 15° R. weder in der Luft, noch im Waſſer und verbrennt beim Glühen mit großem Glanze zu Yttererde. — Zirkonium, iſt ſchwarzgrau, oxydirt eben ſo wenig wie das vorige und wird durch Glühen zu Zirkonerde. — Die M. werden aus ihren Erzen durch Schmelz-, Amalgama-

tions- und Destillationsprocesse dargestellt. Gediegene M. werden für sich mit die Schmelzung befördernden Mitteln eingeschmolzen und Unreines oder Schlacke, welche auf dem Eingeschmolzenen aufschwimmt, davon abgezogen. Oxyde der Metalle oder ihre Verbindung mit Sauerstoff und die Verbindungen derselben mit Säuren oder Metallsalzen liefern ungemischtes Metall durch Einschmelzung mit kohlenstoffhaltigen Körpern, welche beim Verbrennen ihnen den Gehalt an Sauerstoff entziehen. Legirungen (s. d. Art.) werden durch Aussaigern in einzelne M. geschieden. M. jedoch, die bei ihrer Vereinigung sehr veränderte physikalische Eigenschaften annehmen, erfordern dazu weitläufigere Bearbeitungen. Es handelt davon die Hüttenkunde (s. d. Art.). Von dem Probiren der M. und ihren Verbindungen gibt ein Theil dieser Wissenschaft, die Probirkunst oder Dokimasie, vollständige Belehrung. Die übrigen Verbindungen, welche die M. mit andern einfachen Körpern eingehen, machen einen großen Theil der Chemie (s. d. Art.) aus. 76.

Metallerze oder **Erze**, lat. minera; franz. mines; engl. mines, werden überhaupt diejenigen Körper genannt, aus denen Metall dargestellt wird. Die Erze sind in der Technik und Hüttenkunde theils metallische Legirungen, theils Schwefelmetalle, theils Metalloxyde, theils gesäuerte und hydratisirte (mit Wasser verbundene) Metalloxyde oder Metallsalze, oder auch, nach bergmännischem Ausdrucksgebrauche, Gemenge von Steinen und natürlichen, den eben genannten Metallverbindungen, deren Gewinnung Zweck irgend eines Bergbaues ist. 76.

Metalliques (spr. Metallik) nennt man die auf baares Geld lautenden zu 5 Procent zinsbaren östreichischen Staatsschuldscheine, wofür die currenten Einkünfte der ganzen Monarchie haften. Vermöge Decrets vom 29. Octbr. 1816 wurden die bisherigen aus den frühern Anleihen herrührenden theils Schuldscheine, theils eigentliche Papiergelder, welche während der Kriege sehr heruntergekommen waren, in solche Metallscheine umgetauscht. Der beträchtlichen Summe von 300 Millionen Gulden Silbermünze ungeachtet genießen dieselben wegen des ihnen gegebenen consolidirten sichern Fonds bei der bisherigen richtigen Zinsenabtragung einen sehr vortheilhaften Cours. Neuerdings nennt man auch die russischen auf Silberrubel lautenden Staatsschuldscheine Metalliques. 38.

Metallmoor, franz. moire metallique, entsteht, wenn ein Blatt Weißblech den Dünsten von Salzsäure ausgesetzt oder mit verdünntem Königswasser (2 Theile Salpetersäure, 3 Theile Salzsäure und 8 Theile Wasser) übergossen und der Einwirkung derselben überlassen wird. Dieses Erzeugniß, welches von Alard entdeckt worden ist, besteht in einer eigenthümlichen Figuration an der Oberfläche des Zinnbleches, welche ungefähr mit den breit- und zackigblumig blätterig geformten Gestaltungen des Eises an gefrorenen Fensterscheiben verglichen werden kann. Die Einwirkung der Säure auf das Zinnblech nimmt die zuletzt erkaltete Oberfläche derselben hinweg und es kommen hierdurch die darunter befindlichen am Eisenbleche anhängenden früher und massenweise erkalteten Theile zum Vorscheine. Da nun die Zinnscheiben höchst wahrscheinlich ein inneres eigenthümliches, wenn auch nicht sichtbares krystallinisches Gefüge besitzen und die massenweise krystallisirten Theile derselben dieses Gefüge nicht durchaus parallel im Raume gelegen sind, durch die Säure aber nach der Lage dieses Gefüges verschiedenartig in die Masse des Zinns eingewirkt wird und die einzelnen Theile auf verschiedene Weise aus demselben entfernt werden; so werden die darauf fallenden Lichtstrahlen auch verschiedenartig von diesen gebeizten Massen zurückgeworfen werden. Man bedient sich des Metallmoors zu Blecharbeiten und gibt demselben zur Erhöhung der Lichtreflexe durchsichtige, farbige Firnißanstriche. S. Baget „Ann. de Chim. et de Phys.“ Tom. VIII. p. 373 und Peschel in Gilbert's Annal. f. Physik, Bd. 58. S. 438. 76.

Metalloide, s. Metalle.

Metallurgie, s. Hüttenkunde.

Metamorphose (Veränderung der Gestalt) ist der allgemeine Ausdruck für jede Erscheinung in der Natur, bei welcher sich ein Körper zu einer ganz eigenthümlichen Gestalt entwickelt, die Gestaltung des Keimes zur Pflanze sowohl (vergl. Göthe's Lehrgedicht: „Die Metamorphose der Pflanzen"), als die Ausbildung des Embryo und des Eies wie die Verwandlung der Insectenlarven im thierischen Leben. Das Alterthum und der spätere Glaube an Zauberei faßt zwar den Begriff auch von einer völligen Verwandlung einer Gestalt in eine ihr ganz heterogene durch übernatürliche Kraft auf, in welchem Sinne Ovid's „Metamorphoseon lib. XV" geschrieben sind und die Feen- und Zaubermärchen die wunderlichsten Dinge erzählen; doch ist dieß nur poetische Auffassung und Darstellung mythischer Begriffe und Ideen. 9.

Metapher (von *μεταφέρειν*, übertragen), Übertragung, nennt man einen in Prosa und Poesie angewandten bildlichen Ausdruck oder Tropus. Die M. sucht einen Gegenstand durch Vorstellungen, die sie von einem ihm ähnlichen entlehnt hat, vor den übrigen hervorzuheben und kräftiger und anschaulicher zu schildern. Man unterscheidet metaphorische Prädicate von der M. im engern Sinne; indem bei jenen nur die Prädicate vertauscht werden, d. h. die Prädicate der entlehnten Vorstellungen oder des Bildes an die Stelle der Prädicate des Subjectes treten, das Subject aber unverändert bleibt, z. B. „der blasse Tod", „der Schnee des Hauptes", „die Sonne, Königin des Himmels" und die ganz gewöhnlichen Metaphern: „Meer der Ewigkeit", „Blüthe der Jugend" ꝛc. Bei der M. im engern Sinne aber werden ähnliche Vorstellungen gänzlich vertauscht und statt des eigentlichen Gegenstandes das Bild mit den ihm entsprechenden Prädicaten gesetzt. Gewöhnlich theilt man die Metaphern ein: 1) in solche, welche das Sinnliche vergeistigen (Personification), z. B. „die Wuth der Elemente"; 2) welche das Geistige verkörpern, z. B. „die Seele ist ein Spiegel des Weltalls" (abgekürzte Allegorie, s. d. Art.); 3) welche das Ähnliche derselben Sphäre auf einen gewissen Gegenstand übertragen, z. B. „der silberne Mond". In allen Sprachen finden sich Metaphern und oft eine und dieselbe. „Sie ist", wie Jean Paul in seiner „Vorschule zur Ästhetik" sagt, „der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen sich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finsterniß". Witz und Phantasie müssen sich vereinigen, um Metaphern theils zu erfinden, theils richtig anzuwenden, und hierin ist Jean Paul der originellste unserer Dichter. Man darf aber bei der Bildung von Metaphern gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht überschreiten, z. B. sie nicht herleiten von Dingen, die zu wenig Ähnlichkeit mit dem Gegenstande haben, was man Härte oder Kühnheit nennt, oder von Dingen, die obscön und unästhetisch sind. Bei der Anwendung der Metaphern ist zu beachten, daß man stets die den Gegenstand am besten bezeichnenden wählt und in der einmal angefangenen M. verharrt. Metaphorisch nennt man einen figürlichen Ausdruck überhaupt oder insbesondere den, welcher eine M. enthält. 11.

Metaphrase (veränderter Ausdruck) ist 1) s. v. a. Übersetzung; 2) die Umschreibung, z. B. eines Gedichtes in Prosa, doch verschieden von Paraphrase (s. d. Art.). 11.

Metaphysik, lat. metaphysica, sc. scientia; fr. métaphysique; engl. metaphysics, ist ein zwar aus dem Griechischen stammendes, doch nicht durch richtige Etymologie, sondern durch Zufall oder Willkühr gebildetes Wort. Nach der gewöhnlichen Annahme entstand es dadurch, daß Andronikus Rhodius, einer der Ausleger des Aristoteles, welcher dessen Schriften nach ihrem Inhalte vertheilte, alle die Schriften, deren Inhalt unter keine der gewöhnlichen Rubriken

paßte, unter dem Namen der Schriften, welche auf die über Physik folgen — τὰ μετὰ τὰ φυσικὰ, sc. βίβλια — in ein Ganzes vereinigte. Von Aristoteles selbst ging also diese Benennung nicht aus; was man unter jenem Titel befaßte, hieß bei Aristoteles erste Philosophie (πρώτη φιλοσοφία), weil es die Principien der Philosophie enthielt, auch, nach seinem Hauptinhalte, die Lehre von der ersten bewegenden Ursache oder Gott, θεολογικὴ. Die Spätern, besonders die Araber und die Scholastiker, nahmen jenes Wort als den Namen einer Wissenschaft auf und legten das μετὰ so aus, daß es den Rang der M. über die Physik anzeigen sollte, deren Principien man in jener suchte. — Über Begriff, Umfang und Grenzen dieser Wissenschaft ist viel gestritten worden; wie indessen ihre Entstehung an eine bestimmte Philosophie gebunden war, so, scheint es, ist auch ihr Wesen nur aus jener Philosophie, der peripatetisch-scholastischen, zu begreifen. Weil diese nämlich nach ihrem realistischen Charakter (s. d. Art. Realismus) durch Allgemeinbegriffe das Wesen oder Ansich der Dinge darstellen zu können meinte, so galt ihr die Wissenschaft von den Dingen an sich durch jene Allgemeinbegriffe, die M., für einen Theil und zwar für den Haupttheil der Philosophie, neben der Logik und der praktischen Philosophie. Dieselbe zerfiel in eine Ontologie oder Lehre von dem Dinge überhaupt und seinen wesentlichen Bestimmungen, Materie, Form ꝛc., in eine rationale Theologie, Kosmologie und Psychologie oder Anwendung jener ontologischen oder Begriffsbestimmungen auf Erklärung des Wesens Gottes, der Welt und der menschlichen Seele. Lange Zeit hindurch, da alles empirische Wissen gänzlich darniederlag, füllte die M. den ganzen Kreis des theoretischen Philosophirens aus, daher sie auch so häufig mit der Philosophie verwechselt worden ist. In jener ihrer Bedeutung und Geltung ging die M. nach dem Sturze der Scholastik auch an den neuern Dogmatismus des Cartesius und seiner Anhänger über, wenn sie auch hier nicht mehr in jener ganz abstractformalen Weise behandelt wurde. — Kant, welcher in seiner Kritik der Vernunft (s. d. Art. Kriticismus) die Anmaßung der Philosophie durch Begriffe das Wesen der Dinge als ein der sinnlichen Wahrnehmung sich Entziehendes zu begreifen niederschlug, vernichtete damit auch die M. in jener ihrer ursprünglichen Bedeutung als Wissenschaft der Dinge an sich als eines Jenseits der Erscheinungen, stellte aber selbst wieder eine M. der Natur und der Sitten auf, allein blos als ein System von Vernunfterkenntnissen oder Begriffen a priori, die aber nur in ihrer Anwendung auf die Erscheinungswelt Gültigkeit haben sollten. Seit dieser Zeit vornehmlich, da der Gegensatz zwischen dem Ansich der Dinge, dem Objecte der frühern M., einem Übersinnlichen, und der Erscheinung, dem Objecte der Erfahrung, einem Sinnlichwahrnehmbaren, schärfer ausgesprochen worden war, sind die Ausdrücke: metaph. Denken, metaph. Wahrheit, metaph. Princip in Gebrauch gekommen. Man setzt das metaph. Denken und die metaph. Wahrheit dem logischen Denken und der logischen Wahrheit entgegen, indem letztere nur durch die logischen Formalgesetze unseres Denkens bedingt sind, erstere es mit einem Stoffe oder Gegenstande außerhalb unseres Denkens, also mit den Dingen selbst oder an sich zu thun haben; daher man metaph. Denken auch durch Erkennen, metaph. Wahrheit durch Übereinstimmung unseres Begriffes mit dem Gegenstande selbst zu erklären pflegt. Desgleichen heißt metaph. Princip dasjenige, welches nicht durch die sinnliche Wahrnehmung gegeben ist. Wenn nun aber manche Kantianer noch immer der M. und zwar als einer Erkenntnißlehre ihre alte Stelle unter den philosophischen Wissenschaften einräumen, so ist dieß einestheils ein Mißbrauch des Namens, da sie eine Erkenntniß von dem Wesen der Dinge gerade ausschließen, also nur ihre sogenannten reinen Principien der Erfahrung, die Grundbegriffe oder Kategorien darin aufstellen, die aber selbst nur aus dem Denken aufgenommen sind, andrerseits aber ist dann eben sowohl ihre Eintheilung

in Ontologie, Theologie, Kosmologie, Psychologie unstatthaft, da diese sämmtlich Dinge an sich zu ihren Gegenständen haben müßten, als auch ihre coordinirte Stellung zu den übrigen Theilen der Philosophie, da diese doch auch erkennend verfahren, also erst durch die M. begründet werden müßten. — Die neuern Systeme, die von Fichte, Schelling, Hegel ꝛc., eben so wie die ihnen verwandten älteren, z. B. das spinozistische, können eine M. nicht enthalten, weil nach ihrer Methode, die Übersinnliches und Sinnliches unmittelbar indentificirt oder in einander übergehen läßt, eine Wissenschaft des Übersinnlichen an sich, eine M. also, nicht als besonderer und isolirter Theil der Philosophie bestehen kann, sondern in die allgemeine Deduction, worin das Ansich unmittelbar mit der Erscheinung zusammengeht, verfließt. — Eine Wissenschaft der Begriffe aber, die das Übersinnliche und die wahre Realität von denselben ausschließt, wie etwa Herbart's M., kann eben so wenig diesen Namen führen. — Somit scheint es, als sei mit Aufhebung des Realismus der Begriffe, in ihrer allgemeinen Geltung gegenüber der Einzelheit der Erscheinung, einestheils durch Vernichtung ihres Werthes für Erkenntniß jenes Übersinnlichen in der kritischen Philosophie, anderntheils durch ihre Verschmelzung mit dem Einzelnen in der neuern Schule die wahre Bedeutung der M. antiquirt, und als gehöre diese eben nur dem Dogmatismus der Scholastik und der ihr verwandten cartesianischen Philosophie an. Vergl. über M. im Allgemeinen: W. L. G. von Eberstein „Versuche einer Geschichte der Logik und Metaphysik bei den Deutschen von Leibnitz bis auf gegenwärtige Zeit" (Halle 1794—99. 2 Bde. 8.); Jac. Thomasii „Hist. variae fortunae, quam disciplina metaph., jam sub Aristotel., jam sub scholasticis, jam sub recentioribus experta est", vor dessen „Erotem. metaph." (Lips. 1705. 8.), S. Fr. Buchneri „Hist. metaph." (Viteb. 1725. 8.); I. P. Waehlii „Diss. de progressu philos. theoreticae saec. XVIII" (Land. 1796. 4.); „Preisschriften über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht?" von J. Ch. Schwab, C. L. Reinhold, J. H. Abicht (Berlin 1796. 8.); Herbart's „Allgemeine Metaphysik" (erster, histor.-krit. Thl.). — Über die Metaphysik des Aristoteles: Feuerlin „Disp. de authentia et inscriptione librorum Aristotelis metaphys." (Altd. 1720. 4.); Buhle „Abhandlung über die Ächtheit der Metaphysik des Aristoteles" („Gött. Bibl. d. alt. Lit. und Kunst" 4. St. Nr. 1) und „Geschichte der Philosophie" (Thl. 2. S. 331 ff.). Gegen ihn: Fülleborn's „Beitrag zur Untersuchung über die Metaphysik des Aristoteles (in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie", 5. St. Nr. 6.). 80.

Metaplasmus, s. Heteroclita.

Metastase (Veränderung der Stellung) ist überhaupt jede Versetzung eines Dinges von einem Orte zum andern, daher Veränderung überhaupt, vorzüglich eine gewaltsame, wie eine Staatsumwälzung. Das Wort wird jedoch meist nur in pathologischer Hinsicht gebraucht, wo es die Versetzung eines Krankheitsstoffes aus einem Theile des Körpers in einen andern bedeutet. 9.

Metastasio (Pietro Buonaventura), der gefeierte italienische Dichter des vorigen Jahrh., hieß eigentlich Trapassi und ward als Sohn eines armen Handwerkers den 3. Jan. 1698 zu Rom geboren. Schon als Knabe zeigte er sich als geschickter Improvisator und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des berühmten Rechtsgelehrten und Dichters Gravina, der ihn adoptirte und nach seinem Tode zum Erben seines beträchtlichen Vermögens einsetzte. Wahrscheinlich als Mitglied der Arcadier nahm er den Namen M. an, der eine griechische Übersetzung seines Namens sein soll, begab sich 1721 nach Neapel und erhielt als Operndichter bald einen so hohen Ruf, daß ihn Kaiser Karl VI. 1729 als Hofpoet an Apostolo Zeno's Stelle nach Wien rief, wo er von Maria Theresia und Jo-

seph II. hochgeehrt den 2. April 1782 starb. — Seine Leistungen bestehen in 63 Opern und Liederspielen, 12 Oratorien, 48 Cantaten und einer großen Menge lyrischer Gedichte so wie einigen ästhetischen Werken. Unstreitig ist M. der größte Operndichter der Italiener, was sowohl den lyrischen Schwung, als die Anschmiegung an den musikalischen Ausdruck, als auch die Eleganz, die Reinheit und den Wohlklang der Sprache anlangt, in welcher letztern Hinsicht er auch den Italienern als Muster gilt; doch ist dieß auch sein ganzer Vorzug. Denn eine treffende Charakterisirung und Individualisation gelingt ihm nie und das wahrhaft Poetische ist meist dem musikalischen Effecte aufgeopfert. Daher haben sich seine Opern auch nicht auf dem Repertoire erhalten. Seine Werke sind unzählige Male gesammelt worden; die beste Ausgabe erschien Mailand 1817. 12 Bde. 12. 16.

Metathese (Versetzung) heißt in der Grammatik die Versetzung der Buchstaben oder einer Sylbe in einem Worte. Im Deutschen findet sich diese Verstellung sehr selten, wie ursprünglich in Born und Brunnen, desto häufiger aber in den semitischen Sprachen und bei dem Übergehen von Wörtern aus einer Sprache in eine andere, wie das lateinische scintilla, Funke, franz. étincelle (ursprünglich stincelle). 9.

Metellus, mehrere berühmte Römer. 1) Q. Cäcilius M. Macedonicus, ein römischer Feldherr, zeichnete sich vorzüglich durch Klugheit, Tapferkeit und Verschwiegenheit aus und machte sich zuerst berühmt, da er als Prätor nach Macedonien geschickt den Abenteurer Andriskus bei Pydea gänzlich schlug (149 vor Chr.), ihn selbst in seine Gewalt bekam und Macedonien zu einer römischen Provinz machte (148), wovon er auch seinen Namen erhielt. Im Jahre 143 wurde er mit dem Appius Claudius Consul und nach Spanien geschickt, um den Krieg gegen Viriathus fortzusetzen. Nachdem er den Viriathus überall zurückgetrieben und die Arevacer überwunden hatte, unterwarf er sich fast ganz Spanien. Jetzt jedoch wurde Rom eifersüchtig über sein Glück und sandte an seine Stelle den Pompejus, dem M., unwillig aber nothgedrungen, ein starkes wohlgeübtes Heer übergab. Zurückgekehrt ward ihm der Triumph verweigert. Als Censor, welches Amt er 132 erhielt, verweigerte er dem Tribun Labeo eine Stelle im Senate. Wüthend darüber ließ ihn dieser gefangen nehmen und zum Tode verurtheilen; und schon wollte er ihn vom tarpejischen Felsen herabstürzen, als er von seinen Collegen daran verhindert wurde. M. starb in hohem Alter, aber in tiefster Armuth, da alle seine Güter auf den Betrieb seiner Feinde confiscirt worden waren. Er hinterließ 4 Söhne, die zu den höchsten Staatswürden gelangten. — 2) Q. Cäcilius Numidicus, römischer Consul im Jahre 109 und Feldherr im Kriege gegen Jugurtha. Mit dem höchsten Stolze auf den Adel seines Geschlechts vereinigte er Hoheit des Sinnes, Unbestechlichkeit und Gefühl für die Würde seines Vaterlandes, Eigenschaften, die ihn fähig machten, diesen für die Römer so schimpflichen Krieg glorreich zu enden. An seiner Festigkeit und Umsicht scheiterten alle Künste des Jugurtha (s. d. Art.). Aber mitten in den Zurüstungen gegen diesen ward er durch Marius (s. d. Art.) ersetzt. Doch unterdessen hatte M. den glänzendsten Sieg erfochten und übergab dem Marius den Feind als schon gänzlich gedemüthigt. Nach Rom zurückgekehrt widerlegte er durch eine genaue Darstellung seiner Unternehmungen die Verläumdungen des Marius, so daß er einen Triumph und den Beinamen Numidicus erhielt. Doch Marius ruhte nicht in seinem Hasse und bewirkte die Verbannung des M. Er begab sich nach Smyrna, wo er eifrig sich mit den Wissenschaften beschäftigte, bis er ehrenvoll nach Rom zurückberufen wurde. — Sein Sohn, Q. Cäcilius M., mit dem Beinamen Pius, weil er sich die größte Mühe gegeben hatte, die Zurückberufung seines Vaters zu bewirken, zeichnete sich in den Kriegen gegen die

Bundesgenossen, gegen den Marius und Sertorius aus (s. d. Art.). Er war eifriger Anhänger des Sulla und ward von diesem im Jahre 80 gegen den Sertorius geschickt, der ihm jedoch an List und Gewandtheit überlegen war und lange die Oberhand behielt. Erst nachdem ihm Pompejus zu Hülfe geschickt worden war, gewann er über den Hertulejus, einen Unterfeldherrn des Sertorius, einen vollständigen Sieg. Endlich aber wurde er doch gezwungen sich nach Gallien zurückzuziehen. Er starb als Pontifex maximus im Jahre 62. 11.

Metempsychose, s. Seelenwanderung.

Meteor, franz. météore; engl. meteor, oder **Lufterscheinung** heißt jede im Luftkreise sich ereignende Naturbegebenheit. Luftige Meteore sind Winde, wässerichte werden durch Dünste veranlaßt und sind Thau, Reif, Nebel, Nebelniederschlag, Wolken, Regen, Schnee, Glatteis, Hagel und Wasserhosen; Feuermeteore sind Blitze (ihnen zugehörig der Donner), das Wetterleuchten, Nordlicht, Feuerkugeln, Sternschnuppen, Irrwische und Irrlichter; Lichtmeteore sind Regenbogen, Höfe, Nebensonnen und Nebenmonde. 76.

Meteorologie enthält die Lehre von der Beschaffenheit der Atmosphäre des Erdkörpers und von den Veränderungen, welche darin vorgehen. In dieser letzten Beziehung giebt dieselbe auch Aufschlüsse über die **Witterung**. Sie betrachtet die Beschaffenheit der Luft, ihre Durchsichtigkeit, ihre Höhe, die Veränderung derselben mit der Zunahme der Höhe in der Atmosphäre; sie lehrt die chemische Zusammensetzung derselben; sie giebt Aufschlüsse, welche den Wechsel des Barometerstandes begleiten; sie handelt von den Miasmen, über die Wärme und Kälte der Atmosphäre, das Klima, die mittlere Temperatur, den Wechsel der Jahreszeiten und die mit denselben eintretenden Veränderungen; sie betrachtet die Elektricität in der Luft, den Blitz und seine Wirkungen, das Elmsfeuer, die Nordlichter, Irrlichter; den Höhenrauch; die Feuchtigkeit und Trockenheit der Atmosphäre (Hygrometer), die Stärke der Ausdünstung in die Atmosphäre; sie untersucht die wässerigen Lufterscheinungen, Nebel, Wolken, Reif, Schnee, Graupel, Hagel, Thau, Regen, Gewitter, Wasserhosen, den Ursprung und die Größe dieser Phänomene; sie giebt Nachricht von den leuchtenden Lufterscheinungen, dem Regenbogen, von Sternschnuppen, Feuerkugeln, Steinfällen, von den Winden und Orkanen, den Pflanzen-, Samen-, Blut-, Thier- und dergleichen Wunderregen. Schriftsteller über Meteorologie sind: **De Luc, Parrot, Lichtenberg, Saussure, Böckmann, Gronau, Haberle, Luz, Rosenthal, Chladni, Benzenberg, Brandes** und andere Physiker. Handbücher über Meteorologie erschienen von **Lampadius, Sommer** (s. dessen Gemälde der physischen Welt), **Kämptz** u. A. — Nicht in jedem Handbuche der Meteorologie sind die Einwirkungen bevorstehender Veränderungen in der Atmosphäre auf das Thierreich aufgenommen. Man findet dieselben in einzelnen Schriften von Orphal und Anderen beurtheilt. 76.

Meteorsteine, Meteorische Massen, franz. pierres météoriques; engl. meteorous stones, sind feste Körper, welche vom Himmel herabfallend gesehen worden sind, ohne daß dieselben vorher in der Nähe des Niederfallens durch irgend eine Kraft in die Höhe geschleudert worden wären, und vielleicht dieselben, welche die Alten unter Jupiter's Blitzwürfen, als Ceraunia, Boetilia, Ombria, Brontia (Donnerkeile, Strahlsteine) verstanden und welche man später **Aërolithen** nannte. Man bemerkte dabei stets eine Feuerkugel, welche durch die Luft schief herab mit großer Schnelligkeit und mit donnerndem Getöse sich bewegend nach einigen kurzen Explosionen unter Herabwerfung von festen Massen verschwand. Einige dieser Kugeln waren in Begleitung kleiner Wölkchen; andern ging vorher ein großer, selbst über Quadratmeilen Landes sich verbreitender Nebel; wieder andere waren unter heftigem Hin- und Her-

bewegen gleichsam zersprungen oder warfen beim Durchstreichen durch die Luft glühende Funken um sich herum. Bei einigen waren die herabgefallenen Massen heiß, selbst glühend und an der Oberfläche schwarz-kohlicht abfärbend, andere nur warm, und einige sind selbst für kalt herabgefallen aufgehoben worden; mehrere waren von starkem Schwefelgeruche begleitet, andere nicht; einige erschienen am Tage bei völlig blauem Himmel mit ihrem umgebenden Wölkchen, andere früh Morgens, in der Nacht, am Abend. Diese Meteormassen sind aber theils aus Erden, theils aus Metallen zusammengesetzt, nur wenige erscheinen als Zusammensetzungen beider Arten. Ihr Aggregatzustand ist sehr verschieden, die erdigen sind größtentheils feinkörnig, sandsteinartig und von mehr oder weniger großem Zusammenhange der Körner; einige zerfielen beim Niederfallen in Körner und Staub, andere blieben festzusammenhaltend oder zersprangen nur in einige Stücke oder bekamen Sprünge; die Farbe derselben ist größtentheils grau, graulich- und bläulichschwarz. Die metallischen Massen bestehen aus Eisenmetall, welches einige Procente Nickelmetall enthält, unter dem Namen Meteoreisen bekannt und derb, ästig, blättrig, körnig und hakig ist. Diejenigen erdigen Aërolithen welche Eisenmassen enthalten, sind davon entweder in Form von Drähten durchzogen, oder führen dasselbe in kleinen, staubartigen schwarzen Punkten eingesprengt, welche nach der Zerlegung des Steines mit dem Magnete ausgezogen werden können. Die rein erdigen Meteorsteine enthalten vorzüglich Kieselerde, Magnesia, Thonerde, Eisenoxyd und Nickeloxyd. Doch führen sie auch Kalkerde, Natron, Kali, viel Schwefel, Chromoxyd und Mangan. Einige scheinen rein feldspatartiger Zusammensetzung zu sein. Der Bachmuter Meteorstein enthielt 44 Th. Kieselerde, 18 Th. Magnesia, 3 Th. Thonerde, 21 Th. metallisches Eisen, 2½ Th. Nickelmetall, 1 Th. Mangan., 1 Th. Chromoxyd und Schwefel; der von Stanner 46¼ Th. Kieselerde, 12, 4 Th. Kalkerde, 7, 62 Th. Thonerde, 2½ Th. Bittererde, 27 Th. schwarzes Eisenoxyd, 0, 75 Th. Manganoxyd und von Chrom eine Spur; der Stein von Ensisheim mit goldgelben Schwefelkiespunkten und schuppigem, grauem Eisenerze 20 Th. Eisenoxyd, 14 Th. Magnesia, 17 Th. Thonerde, 2 Th. Kalkerde, 42 Th. Kieselerde, 2 Th. Schwefel; der Stein von Siena 6 Th. Eisenmetall und 2 Th. Nickelmetall, 70 Th. Kieselerde, 34 Th. Magnesia, 52 Th. Eisenoxyd und 3 Th. Nickeloxyd; der von Wold-Cottage in Yorkshire 26 Th. hämmerbares Eisen- und 4 Th. Nickelmetall, 75 Th. Kieselerde, 39 Th. Magnesia, 48 Th. Eisenoxyd und 2 Th. Nickeloxyd; der von Kinsdale in New-England in 100 Theilen 18, 2 Th. Schwefel. Fast alle Meteorsteine besitzen im Äußern eine eigenthümliche, glas- oder schlackenartige, mehr oder weniger dünne Rinde von schwarzen Farben, deren Zustand deutlich verräth, daß dieselbe durch Schmelzung entstanden sein müsse. — Der Ursprung der Meteorsteine ist unbekannt; es existiren nur Hypothesen darüber. Izarn, ein französischer Physiker, giebt an, daß diese Steine mit dem Meteore, das sie begleitet, selbst entstehen mögen, wenn luftförmige unbekannte Stoffe entweder aus dem Weltraume in die Atmosphäre gelangt, oder darin aus dem Wirkungskreise der Erde zusammentretend daselbst zur Solidification unter Detonniren und Feuererscheinung gezwungen werden. Nach Proust bringt sie das leuchtende Meteor selbst von der Erde mit und zwar aus den Polargegenden der Erde, wo diese Meteore mit der Kraft, diese Steine aufzuschwingen, ihren Ursprung nehmen sollen. Nach Lalande sind dieselben Erzeugnisse von Erdvulcanen, die durch besondere Verhältnisse von Compression der dabei thätigen Gase zu ungeheuren Höhen und daher weit von ihrem Ursprungsorte geschleudert worden sind. Nach Vauquelin und Laplace stammen sie von Mondvulcanen ab. Nach von Zach sind sie als kleine Kometen zu beurtheilen, welche in ihrem irrenden Laufe im Welt-

raume, wenn sie in die Nähe der Anziehungskraft der Erde kommen, in deren Atmosphäre mit Feuererscheinungen auftreten. Nach Davy treten die Bestandtheile derselben aus gasförmigem Zustande in der Atmosphäre in metallischen über und bilden beim Verbrennen in derselben die Erden, die von den Analysen nachgewiesen werden. Nach Lichtenberg sind sie unbestimmten kosmischen Ursprunges. Torbern-Bergmann unterscheidet meteorsteinführende Feuerkugeln von den gewöhnlichen und diese wieder von Sternschnuppen und glaubt jede dieser Erscheinung von anderen Ursachen herrührend. Man hat das specifische Gewicht mehrerer Meteorsteine bestimmt; die von Stannern wogen 2,95—3,16; die von Weston 3,6; die von Mässing 3,365; die von Nemjamoy in Maryland 3,66; die von Ensisheim 3,233. Die meteorischen Eisenmassen sind zwischen 7,2—7,8mal dichter als Wasser. Zu den Meteorolithen rechnet man auch, außer mehreren an verschiedenen Orten der Erde gefundenen Eisenblöcken, einige Steine, welche unter besonderen Namen und Beziehungen aufbewahrt werden. Dazu gehören der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka; ein Stein zu Pessinus in Phrygien, der daselbst als Repräsentant der Mutter der Götter verehrt wurde; der Stein des Sonnengottes in Sidon; der Jakobsstein im Krönungsstuhle des Königs von England; der Kretaer Sonnenstein 1478 vor Chr. niedergefallen; der sogenannte verwünschte Burggraf im Schlosse von Ellenbogen. Sehr schöne Sammlungen von einzelnen Stücken obenerwähnter Meteormassen werden im kaiserlich königlichen Naturaliencabinete in Wien, in der königlichen Naturaliensammlung zu Berlin und in einigen andern Sammlungen zu Paris und Freiberg aufbewahrt. Vergl. Chladni „Über Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819), wo, wie in einem Artikel von ihm in Gilbert's „Annalen der Physik", auch die merkwürdigsten Steinfälle aufgezählt sind, und Fechner's „Repertorium der Experimentalphysik" (3. Band). — Zu merkwürdigen Niederschlägen aus der Luft, die früher auch für meteorischer Entstehung gehalten und Meteormassen genannt wurden, gehören auch der Schwefelregen oder der Samenstaub des Bärlapp oder Hexenmehls (semen lycopodii); Knollenregen, losgeschwemmte Knollen der Erdgerste (ranunculus ficarius); Frösche-, Krötenregen oder nach einem Regen plötzlich sichtbar gewordene kleine und größere Frösche in Unzahl; Staubregen, Blutregen (schleimige braune Massen). Gallertartige Materien, die Feuermeteore begleiten, sind wahrscheinlich irdisch-atmosphärischen Ursprunges. Fischlaich, Schlamm, Haare, blaue Seide, schwarzes Papier, Getreide durch Orkane niedergeworfen sind ohne Zweifel an andern Orten von der Erde aufgehoben worden. 76.

Meth, Meht, Honigwasser, lat. hydromel mulsum; fr. hydromel; engl. mead, hydromel, ist ein aus Honig und Wasser durch Kochen und Gähren zubereitetes weinartiges Getränk; auch kann man ihm durch Zusatz von Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren und allerhand Gewürzen und Kräutern einen angenehmern und lieblichern Geschmack ertheilen. Die passendste Zeit zur Bereitung desselben sind die Hundstage. Ist der Meth gehörig zubereitet und nachher alt geworden, so daß er den Honiggeschmack völlig verloren hat, so kann man ihn leicht den Mittelweinen an Stärke und Lieblichkeit gleich halten. In Ungarn macht der Meth einen bedeutenden Handelsartikel aus und wird daselbst nach Polen, den östreichischen Provinzen ꝛc. in großer Menge versandt. 26.

Methode, lat. methodus; franz. méthode; engl. method, ist die mit Bewußtsein geregelte Art und Weise Etwas zu thun und es wird daher das methodische Verfahren dem unmethodischen, als dem blos willkührlichen, durch keine Norm des Denkens bestimmten entgegengesetzt. Wegen dieses ihres Charakters findet die M. ihren eigentlichen Platz nur in der Sphäre der Handlungen, wo es einen mit Bewußtsein anerkannten Zweck gibt, darum ganz besonders in

den Wissenschaften und den praktischen Künsten, da hingegen sie dem Schaffen der höhern Kunst eben so fern liegt, als dem unbewußten Wirken der Natur. Was daher in der Kunst den Stempel der M. trägt, das entfremdet sich gewöhnlich dem ächten genialen Geiste derselben und wird Manier (s. d. Art.). — Zunächst nun muß ein jedes methodisches Verfahren sich nach den allgemeinen Gesezzen des menschlichen Bewußtseins oder Denkens richten, um in seine Vorstellungen und die dadurch bedingten Handlungen Klarheit und Ordnung zu bringen, und die Logik, welche diese Gesetze an die Hand gibt, wird daher wohl zuweilen eine allgemeine Methodenlehre genannt, wie denn specieller ihr zweiter Theil, der den Gebrauch jener allgemeinen Regeln für Anordnung der Gedanken und Vermeidung des Irrthums lehrt, den Namen der Methodik oder Methodologie führt. Ferner müssen die einzelnen Wissenschaften und Künste ihre besondere M. haben nach dem besondern Gegenstande, den sie behandeln, nach ihrem Zwecke, ihren Mitteln, ihrer Stellung zu einander und zum Leben. Wo dieß Alles nicht unmittelbar gegeben ist, bedarf es tieferer Untersuchungen, um des Wesens und Zweckes einer Wissenschaft bewußt zu werden und darnach deren M. zu bestimmen, und eine solche vorläufige Untersuchung pflegt zumeist dem Studium einer Wissenschaft vorauszugehen als Methodologie, Propädeutik, Hodegetik, Encyklopädie dieser besondern Wissenschaft. — Bei allen den Wissenschaften nun, welche einen gegebenen Stoff bearbeiten, ist auch das Princip, wonach sich die M. dieser Bearbeitung zu bestimmen hat, auf irgend eine Weise, in ihrer Stellung zu andern Wissenschaften oder zum praktischen Leben, gegeben und wird durch historische Begründung oder philosophische Reflexion herausgestellt. Hingegen wo der Gegenstand kein gegebener ist, sondern eine bloße Idee, wo es sich also nicht um Anordnung und Combinirung erfahrungsmäßiger Erkenntnisse, sondern um Begründung der Erkenntniß überhaupt durch übersinnliche Principien handelt, in den reinphilosophischen Wissenschaften, scheint die M. schwerer zu finden zu sein, da sie hier kein Princip des Verfahrens vorfindet, sondern es selbst erst ermitteln soll, um dann wieder darnach sich zu richten. Darum ist auch stets über die M. des Philosophirens der größte Streit gewesen und mit Recht hat man die Frage nach der M. für die Lebensfrage der Philosophie gehalten. Man hat hier zwei Wege eingeschlagen, entweder ist man von dem gewöhnlichen Denken und Erkennen der Erscheinungswelt ausgegangen, also immer von einem Gegebenen, und hat diese in ihre letzten Bestandtheile aufgelöst, oder auf ihre höchsten Ursachen zurückgeführt und hat so ein Höchstes, Absolutes gefunden (man nennt dieß die auflösende, zurückgehende, die analytische, regressive M.), oder man hat gleich von vorn herein ein solches höchstes Princip angenommen, als gegeben in einem absoluten Begriffe, einer unmittelbaren Anschauung oder dergleichen, und nun nach einer, durch diesen höchsten Begriff oder diese Anschauung selbst an die Hand gegebenen M., der fortschreitenden, verknüpfenden u. s. w. (der progressiven, synthetischen, constructiven, dialektischen M.) durch neue Verknüpfungen der angeblich in jenem Principe enthaltenen Bestimmungen die sinnlichen Erscheinungen abgeleitet und erklärt. Allein beide Methoden sind nicht consequent in der Durchführung ihres Princips, halten nicht fest an den Gesetzen des Erkennens, die sie zum Ausgangspunkte nahmen, sind also vielmehr willkührlich, dogmatisch; denn der Übergang von dem erfahrungsmäßigen Erkennen zu dem Gedanken eines Übersinnlichen, wie ihn die analytische M. macht, ist ein durch Nichts gerechtfertigter Sprung und jene M. gibt also ihr eignes Princip auf, vernichtet sich selbst, wenn sie ein Absolutes aufnimmt; das Herabsteigen aber von einem angenommenen höchsten Principe und der absoluten Erkenntniß eines solchen zu der Sinnenwelt und Erfahrung ist eben so unstatthaft und unwillkührlich, man mag als jenes Princip einen ontologischen Begriff oder ein reines Ich oder eine absolute

Identität oder ein reines Sein aufstellen; stets ist das Abgeleitete ein wesentlich Anderes als das Princip und die M. der Ableitung eine gesetzliche Willkühr. Daher hat sich auch jener dogmatischen M. gegenüber eine andere geltend gemacht, welche sich streng an die Principien des Bewußtseins hält, als das einzig Gegebene; diese sieht nun theils das Bewußtsein nur als ein Aggregat von Sinnenvorstellungen und Empfindungen an und hat daher einzig den Zweck, jeden Versuch, über dieselben in der Erkenntniß hinauszugehen, also jeden Dogmatismus zurückzuweisen, somit jedes übersinnliche Wissen zu vernichten, theils findet sie im Bewußtsein selbst gewisse allgemeingültige Gesetze über die bloße Erfahrung hinaus, durch die sie ein System von Erkenntnissen zuwege bringt. Allein jene erstere, die skeptische M. (s. d. Art. Skepticismus), verfährt nur negativ, gibt also nie wirkliche Erkenntniß, diese zweite, die kritische (s. d. Art. Kriticismus) wird selbst dogmatisch, indem sie aus dem Bewußtsein absolute Gesetze ableitet, die sich erfahrungsmäßig als solche darin nicht finden. Somit scheint noch keine consequente M. des Philosophirens gefunden zu sein. — Unterschieden von der M. der Wissenschaft selbst, wodurch diese erst zu Stande kommt, ist die M. des Vortrags einer Wissenschaft oder die Lehrmethode. Diese kann in Bezug auf das Object selbst entweder eben den Gang befolgen, den man beim Auffinden desselben nahm (hier heißt sie die genetische, analytische, regressive M.), oder das Resultat des Forschens, das Object, an die Spitze stellen und dieß daraus Abgeleitete in einem geschlossenen Systeme folgen lassen (systematische, synthetische, progressive M.). In Bezug auf das Subject oder auf die Art des Unterrichts selbst ist der wichtigste Unterschied der zwischen katechetischer, erotematischer, sokratischer, dialogischer u. s. f. und zwischen apodiktischer, monologischer u. s. f., davon jene die wissenschaftlichen Resultate durch Fragen und im Zwiegespräch aus dem Bewußtsein des Lernenden selbst entwickelt (daher dem genetischen Vortrage angemessen), diese dieselben als gefunden dem Schüler übergibt (daher mehr für den systematischen Vortrag geeignet). Mehr oder weniger fällt mit dieser Eintheilung zusammen die in populäre, gemeinverständliche, und scientifische, wissenschaftliche M. Mehr äußerlich ist der Unterschied einer epistolarischen, parabolischen u. dgl. M., so genannt von der äußern Form, in der sie erscheint, oder den Mitteln, deren sie sich zur Belehrung bedient. — 80.

Methodisten. Im XVII. und XVIII. Jahrh. hatte auch in England eine steife Orthodoxie, welche nur einseitig den Verstand mit einer Menge spitzfindiger Untersuchungen beschäftigte und das Gedächtniß mit einer Masse unnützer und oft widersinniger Satzungen belastete, die wahre Religionswissenschaft aus der Theologie verdrängt. Neben ihr suchte eine zwar scharfsinnige, aber gefühllose Freigeisterei, welche das Christenthum aller historischen Elemente beraubte, Platz zu gewinnen. Hierzu kam noch das tiefe sittliche Verderben, in welchem sich bei den politischen Umwälzungen und den theologischen Wortgezänken mit andern Staaten auch der englische befand. Da verbanden sich in Oxford mit einigen Studenten die Brüder Charles und John Wesley zu Übungen der Wohlthätigkeit, der Frucht ihres ungeheuchelten Glaubens und frommen Sinnes im Jahre 1729. Wegen ihrer ungewöhnlichen Lebensweise erhielten sie den Spottnamen Methodisten (Methodists), weil sie als heilige Gesellschaft eine neue Art (method) der Ausübung des Christenthums erfunden haben sollten. Zu ihnen gesellte sich im Jahre 1732 George Whitefield, der gleichsam für den zweiten Stifter ihrer Kirche gehalten wird. Nachdem ihr Verein an Zahl der Mitglieder, wie an innerer Constituirung schon bedeutend gewonnen hatte, fühlte sich John Wesley vom Geiste getrieben, nach Neugeorgien in Amerka als Missionair zu gehen, wo er vom Jahre 1735—1737 das Evangelium unter den Wilden predigte. Erst

nach seiner Rückkehr erregte die während seiner Abwesenheit von Whitefield geleitete Gesellschaft allgemeines Aufsehen und die hierarchische Eifersucht der bischöflichen Kirche. Man verbot ihren Lehrern die Kanzeln und sie hielten nun ihre Vorträge in Privatwohnungen zu London und Oxford, bald aber im Freien vor vielen Tausenden von Zuhörern, denen die salbungsreiche Begeisterung dieser frommen Männer mehr zusagen mußte, als die damals trocknen Reden der englischen Dogmatiker und Moralphilosophen. Mit den Herrnhuthern, deren Emissaire bereits auch nach London gekommen waren, traten sie in kurze Verbindung (1740). In ihren Vorträgen behandelten sie aber vorzugsweise die sittliche Verdorbenheit des menschlichen Geschlechts, die Wiedergeburt zur Gottseligkeit und Vollkommenheit durch den Glauben und die Macht des heiligen Geistes, der oft plötzlich die Besserung als Wirkung der göttlichen Gnade zum Durchbruche bringen sollte, und die Heiligung des Menschen durch das Verdienst des Erlösers. Bald wuchs die Anzahl der M. in der Maße, daß sie sich nach Innen und Außen selbstständiger constituirten. Man errichtete eigene Bethäuser, Tabernakel genannt, wählte eine einfache und erbauliche Liturgie, welche bei gemeinschaftlichem und zwischen beiden Geschlechtern abwechselndem Gesange vornehmlich die Erweckung des Andachtsgefühles bezweckte, verordnete für die Wochentage Betstunden früh vor und Abends nach 6 Uhr, eine strenge Feier des Sonntags und einer gottesdienstlichen Wachnacht in jedem Monate und bestimmte vier Tage des Jahres zum gemeinschaftlichen Liebesmahle, so wie den Neujahrstag zum heiligen Stiftungsfeste der neuen Gemeinde. Zur Leitung und Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten sind Bischöfe, Prediger und Laienprediger erwählt. Die Erstern werden in besondern Predigerseminarien, wie dem von Wesley gestifteten zu Kingswood bei Bristol, gebildet, die Laienbrüder aber, ungeachtet auch sie einen Gehalt beziehen, sind Gehülfen der Ersteren und halten oft in weltlicher Kleidung, da sie ihr bürgerliches Gewerbe fortsetzen, die öffentlich bestimmten Predigten. Den Predigern jeder Gemeinde sind noch sieben Älteste, Vorsteher der einzelnen Classen und kleinern Abtheilungen und Krankenbesucher, beigeordnet, um die körperlichen und ökonomischen Angelegenheiten der Mitglieder desto sorgfältiger in Obhut zu nehmen. Die M. theilen sich nämlich in Classen und diese wieder nach den Geschlechtern in besondere Verbindungen (bands), von denen jede ihren Vorsteher als speciellen Seelsorger hat. Diejenigen, welche nach dem vierteljährlich zu wiederholenden Zeugnisse dieser Vorsteher den festen Glauben und die heilige Frömmigkeit in Wort und That treu bewahrt haben, heißen Stehende, dagegen die, welche nach ihrer Wiedergeburt zum neuen Leben den Vorschriften der Gesellschaft untreu geworden sind, Gefallene genannt und in Betstunden und Andachtsübungen zur Rückkehr in den Stand der Gnade bearbeitet werden. Den hartnäckigen Sündern droht Verweisung, Verbannung auf längere oder kürzere Zeit und gänzliche Ausschließung aus der Gemeinde. So fest und dauerhaft auch dieser kirchliche Verein begründet erscheint, so führten doch dogmatische Ansichten eine Trennung herbei. Wesley nämlich neigte sich zur Lehre von der Allgemeinheit der göttlichen Gnade und der Bestimmung aller Menschen zur Seligkeit, da hingegen Whitefild das calvinische Dogma einer besondern oder particularistischen Gnadenwahl festhielt. Der Letztere vermied jedoch alle öffentliche Störung dadurch, daß er sich nach Nordamerika begab und hier neue Gemeinden sammelte. Er starb daselbst 1770. Mit dem gesegnetsten Erfolge arbeitete unterdessen John Wesley als patriarchalisches Oberhaupt für die Ausbreitung seiner Kirche, zumal da ihr von Seiten der Regierung bald nach ihrer Gründung die Duldung gesichert war und hinterließ sie bei seinem Tode (er starb 1791 im 88. Lebensjahre) in dem blühendsten Zustande; denn kaum gibt es in England eine Stadt, in der sich nicht eine methodistische Kapelle oder Schule befindet. Diese Verbreitung beför-

Verschiedene Art seine Nahrung suchen, bis sie endlich Nachts auf den gewohnten Platz zurückkehren, um sich zu ruhen. Sie sind sehr scheu und vorsichtig. Wenn sie einen Menschen bemerken, so laufen sie mit großer Schnelligkeit davon, und wenn sie sich verfolgt sehen, so wenden sie sich oft gegen ihren Verfolger, und suchen ihn mit den Hörnern zu stoßen. Sie vertheidigen sich auch mit den Vorderfüßen, die sie mit großer Kraft und Geschicklichkeit gebrauchen. Sie sind sehr reinlich, und lecken sich oft mit der Zunge, die sie auch zum Putzen ihrer Jungen gebrauchen. Sie sind sehr fruchtbar, und werfen jährlich zwei Junge, die sie mit großer Zärtlichkeit lieben. Sie werden sehr zahm, und pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und ihre Jagd macht den Indianern viel Vergnügen. Sie werden auch in Menge nach Europa gebracht, wo sie sich ebenfalls fortpflanzen. Ihr Fell ist sehr dauerhaft, und wird zu Kleidungsstücken, Decken, Riemen, Peitschen, Sattelzeug, Bogensehnen, Saiten, Netzen, Schnüren, Stricken, Seilen, Zügeln, Gurten, Taschen, Schuhen, Stiefeln, Handschuhen, Mützen, Hüten, Pelzen, Futteralen, Bettsäcken, Bettdecken, Polstern, Sitzen, Wagenverdecken, Fußsäcken, Schabracken, Lederhosen, Wämsern, Jacken, Röcken, Mänteln, Schürzen, Schnupftüchern, Halstüchern, Strümpfen, Socken, Gamaschen, Fußlappen

griechischen Klerus und Ritus, so daß dieser nur in einzelnen Kirchen sich erhielt. Vergl. Dobrowski „Cyrill und Method, der Slaven Apostel." (Prag 1823); dessen „Mährische Legende von Cyrill und Method" (Prag 1826). 63.

Methodologie, s. Methode.

Metis (*Μῆτις*, Klugheit), Tochter des Oceanus und, nach Hesiod, die erste Gemahlin des Jupiter, die klügste aller Götter und Göttinnen. Sie verschaffte daher dem Jupiter das Brechmittel, wodurch Saturn alles das, was er verschlungen, wie die Kinder und Geschwister des Jupiter, wieder von sich geben mußte. Als Zeus aber erfuhr, daß M. einen Sohn gebären werde, der ihm die Herrschaft entreißen würde, verschlang er sie, worauf aus seinem Kopfe die Pallas Athene hervorging. 20.

Metonymie (Namenverwechselung) ist eine zur Ausschmückung und Bereicherung der Rede sehr oft angewandte rhetorische Figur, welche Verhältnißbegriffe vertauscht und also Vorstellungen durch andere, die mit ihnen in einem gewissen Verhältnisse stehen, bezeichnet. So setzt sie 1) statt der Ursache die Wirkung, z. B. graue Haare statt Alter; 2) statt des Vorhergehenden das Folgende, z. B. im Kriege fallen statt getödtet werden; 3) statt des Subjects das Prädicat, z. B. Bläße statt Furcht; 4) den Ort für die Sache, z. B. Himmel für Gott; 5) das Zeichen für das Bezeichnete, z. B. Scepter für Regierung, Lorbeer für Ruhm, Krone für König ꝛc. 11.

Metopen, s. Säule.

Metre, s. Decimalsystem.

Metrik und Metrologie, s. Metrum.

Metronom, s. Tactmesser.

Metropolis (Mutterstadt), hieß in Griechenland diejenige Stadt, welche Colonien ausgeschickt hatte, und somit vorzugsweise jede bedeutendere Stadt, namentlich in Kleinasien, weil selten eine derselben ohne Colonien war. In den christlichen Zeiten wurde der Name auch auf die Städte übertragen, von welchen Landgemeinden ihre kirchlichen Einrichtungen entlehnt hatten und an die sie sich bei streitigen Glaubenslehren wendeten. Die obersten Geistlichen solcher Städte nannte man Metropoliten und die Hauptkirche die Metropolitankirche. Der Amtstitel ist jetzt in der katholischen Kirche verschwunden und man gebraucht dafür, doch nicht ganz gleichbedeutend, den Titel Erzbischof; dagegen hat er sich in der griechischen erhalten, wo er die höchsten Geistlichen bezeichnet. Jede Hauptstadt heißt jetzt als solche ohne weitere Beziehung gleichfalls M. 77.

Metrum (*μέτρον*, Maß) heißt in der Verskunst gewöhnlich das Quantitätsmaß einer einen Vers ausfüllenden Reihe Sylben. Die Quantität einer Sylbe beruht auf dem Zeitraume, den ihre Aussprache erfordert, und hiernach wird auf eine kurze Sylbe (⏑), die aus einem kurzen Vocale allein oder auch mit einem und mehr Consonanten verbunden besteht, ein Zeittheilchen (tempus, mora), auf eine lange (–), sie sei wegen ihres langen Vocals oder Diphthongs natürlich lang, oder wegen der Häufung der Consonanten nach einem kurzen Vocale positionslang, zwei Zeittheile gerechnet; die unbestimmte Sylbe (⏒) kann als lang und kurz gelten und ist von der indifferenten zu unterscheiden, die nur im Verse an einer Stelle vorkommt, wo das Versmaß statt einer langen Sylbe auch eine kurze (⏑) oder statt einer kurzen auch eine lange (–) gestattet. In der deutschen Sprache entscheidet über die Dehnung einer Sylbe, die in manchen Wörtern durch Doppelvocale (Aal, leer, Moos), in andern durch ein angehängtes h (Hahn, ehren, ohne, Noth) oder stummes e (Tiefe, wieder) angedeutet wird, immer die Aussprache, wie in Mond, blond, wiewohl auch diese sich nicht immer gleich bleibt, wie in manchen Dialecten Tag, Vater, Bret, Hut kurz ausgesprochen, auch wohl geschrieben werden, wie Vatter, Brett. Außer.

dem gibt es noch in der deutschen, wie in der griechischen und lateinischen Sprache Sylben von dreizeitiger Länge, wie die erste in Moosrose, mühselig. Vorzüglich aber wird im Deutschen die Sylbenlänge durch den Accent bestimmt, der als Wortaccent immer auf der Stammsylbe oder auf derjenigen ruht, durch welche die Stammsylbe eine neue Bestimmung erhält, z. B. in meißnisch, wo die letzte Sylbe ungeachtet der Consonantenhäufung kurz bleibt, únrúhmlich, lóslassen. Des Accents wegen wird die erste Sylbe in Rósse eben so gut lang wie in Rose. Diphthonge ohne Accent gelten für kurz, z. B. auf Erden, ein Tág, und das kurze óft kann im Zusammenhange unter dem Accent für lang gebraucht werden. Vergleicht man nun irgend eine nach einem M. abgemessene Sylbenreihe mit einer andern mit verschiedener Folge der Längen und Kürzen, so entdeckt das Gehör bald in einem an sich todten Sylbenaggregat ein belebendes Princip, das die Seele des Ganzen ist, wie in der Musik der Tact, indem diese Zeilen beim Declamiren oder Singen sich nicht ohne ein abwechselndes Heben und Sinken der Stimme vernehmen lassen werden. Der Grund davon liegt im Wortaccent, der, so wie die Stimme den höchsten Grad der Hebung (arsis) erreicht hat, mit dem Ictus (Tactschlag) einfällt, worauf dann die Senkung (thesis) der Stimme bis zur nächsten Arsis folgt. In diesem Wogen berechnet der Verstand die Verhältnisse der Zeitintervalle und der Kraftäußerungen der ersten Arsis zu der zweiten und dieser beiden wieder zu der dritten und vierten, und die Gleichheit dieser Verhältnisse wird zur lebendigen Anschauung, läßt rhythmische Bewegung (s. Rhythmus) und Tact wahrnehmen. Hiernach ist M. nicht blos Sylben- oder Zeitmaß, sondern es dient zum Maße für Anschauungen oder Figuren in der Zeit; es ist seinem Begriffe nach Proportionsmaß des Rhythmus in der Zeit, entsteht durch und mit dem Rythmus und ist zugleich Gesetz desselben oder der Tact. Das einfachste Maß einer rhythmischen Form ist das Verhältniß der Arsis und Thesis. So z. B. erhält das Wort Anmuth durch den Accent, welcher der ersten Sylbe Überlegenheit über die gleich lange zweite gibt, erst rhythmische Form und läßt es dadurch von den vereinzelten an! Muth! und an Muth unterscheiden. Werden nun Arsis und Thesis als Hauptmomente in kleinere zerfällt, die sich wieder wie Arsis und Thesis zu einander verhalten, ganz so, wie in der Musik ganze und halbe Tactarten sich in Viertel, Achtel, Sechszehntheile zerlegen lassen, so entstehen daraus die verschiedenen Formen des Rhythmus und deren Metra, die bei Weitem genauer durch musikalische Noten als durch metrische Zeichen ausgedrückt werden können; das gerade M. durch 2 Viertel- oder 4 Achtelnoten; das gemischte durch 2 Viertelnoten mit Punkten, dem $\frac{6}{8}$-Tact entsprechend; das gemengte, wenn das eine Hauptmoment in drei, das andere in zwei Momente oder das eine Viertel in Triolen, das andere in 2 Achtel aufgelöst wird, im $\frac{2}{4}$ Tact; das ungerade M. aus einer zweizeitigen Arsis und einer einzeitigen Thesis, dem $\frac{3}{4}$- und $\frac{3}{8}$-Tact gleich; das tripodische, wenn die 3 Hauptmomente des ungeraden M. (3 Viertelnoten mit Punkten) von Neuem zerfällt werden, wie im $\frac{9}{8}$-Tacte. Mehrere Unterarten dieser Metra entstehen, wenn die Grundformen derselben mit Momenten verschiedener Ordnung wechseln. — Verse, in welchen nicht die Quantität der Sylben, sondern nur der Wortaccent beachtet ist, heißen zum Unterschiede von jenen quantitirte, accentirte Verse. So verschieden aber auch diese rhythmischen Formen sind, so sind sie doch sich darin gleich, daß alle dasselbe relative Zeitmaß, einen Tact, ausfüllen. Denn das ursprüngliche Verhältnißmaß der Arsis und Thesis, als das Maß einer rhythmischen Grundform, bleibt auch dann, wenn seine Hauptmomente nach demselben Verhältnisse wieder in neue kleinere zerlegt werden, immer noch dasselbe Maß und dieselbe Einheit, heißt aber nur eine metrische Periode (musikalisch ein Tact), deren Maß wieder der metrische Fuß, d. i. das Maß jeder Arsis

und Thesis, ist. Daher werden daktylische Rhythmen nach Monopodien (einzelnen Füßen), trochäische und jambische nach Dipodien (zweifüßigen), andere nach Tripodien (dreifüßigen Rhythmen) gemessen. — Wie sich nun die Hauptmomente oder die aus ihrer Zerfällung entstandenen Füße zu der metrischen Periode verhalten, so verhält sich wieder die metrische Periode zum Verse (in der Musik die Melodie). Die metrische Periode stellt das Hauptmoment in der größern Sphäre des Verses vor und wie die Periode nach der Zahl der in ihr enthaltenen Füße zur Monopodie, Dipodie oder Tripodie wird, so wird der Vers nach der Zahl der in ihr enthaltenen metrischen Perioden bald Monometer, bald Dimeter, bald Trimeter. Tetrameter sind doppelte Dimeter, Hexameter doppelte Trimeter oder dreifache Dimeter. Wahre Pentameter gibt es so wenig als Pentapodien und der sogenannte Pentameter oder elegische Vers hat tripodisches Maß. Im Verse selbst verhalten sich diese Perioden zu einander, wie Arsis und Thesis in der einfachen rhythmischen Form. In Melodien, wo Rhythmen mit den metrischen Formen der Periode parallel laufen, wie in den obigen Beispielen, zeigt sich deßwegen der Charakter der Arsis und Thesis im Dimeter als Antithese, im Tetrameter als höhere Antithese; im Trimeter wird diese Antithese nur etwas verdunkelt. Hiernach hat nicht nur jeder Vers sein M., sondern auch jedes System von Versen, z. B. das sapphische, das alcäische M. Aus diesem Begriffe des Verses, als größerer Einheit metrischer Perioden, folgt unwidersprechlich, daß er als Vers auch an den Tact gebunden sei; denn der Zusammenhang der Rhythmen im Verse findet nur nach einem metrischen Principe statt. Jeder metrische Fuß und jede metrische Periode hat Tact und so auch jeder Vers in seinem Umfange. Die Metrik lehrt demnach Sylbenreihen nach ihrem Rhythmus abzumessen und zum rhythmischen Ganzen zu verbinden und unterscheidet sich daher von der Prosodik, die das Sylbenmaß einzelner Wörter nach ihren Zeitverhältnissen bestimmt. Die Metrologie hingegen stellt die Sylbenmaße der verschiedenen Versgattungen mit ihren Unterarten und den Abwandlungen derselben systematisch geordnet auf. Die Schriften alter und neuerer Theoretiker über Metrik sind in Sulzer's „Theorie der schönen Künste" bei den Artikeln Sylbenmaß und Rhythmus angegeben. Die Kunst ging, wie überall, so auch in der Metrik den Regeln voraus; nur mußten diese sehr mangelhaft ausfallen, so lange man nicht die Grundsätze des musikalischen Rhythmus auf den Vers anwendete. Die alten Grammatiker, die die verschiedenen Versgattungen der griechischen und römischen Dichter noch im lebendigen Vortrage hörten, maßen zuerst den ältesten Vers, den Hexameter, nach seinen 6 Tacten oder Füßen, in welchen sie die Längen und Kürzen nach Sylbenquantität unterschieden; dann in andern Versgattungen nach ähnlichen Zusammensetzungen von Längen und Kürzen, die sie ebenfalls Füße nannten und diese in zwei-, drei-, viersylbige eintheilten, ohne noch an Theorie oder ein verschiedenes rhythmisches Maß zu denken. Ungeachtet nun weder die Längen noch die Kürzen von gleichem Zeitgehalte sein konnten, galt doch für jede Länge dasselbe Zeichen (–) und für jede Kürze (⏑) und auf jede Länge wurden nur zwei Kürzen gerechnet. Diese Lehren der alten Grammatiker brachte Hermann zuerst in ein System. Aber sein Versuch, die Metrik nach kantischen Versuchen wissenschaftlich zu begründen und aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die Theorie des Rhythmus abzuleiten, wobei er die alten metrischen Zeichen mit ihrer Geltung beibehielt, mußte verunglücken, weil er den Rhythmus nur durch alte Verse und kantische Formen, nicht durch unmittelbare sinnliche Anschauung erkannte und ihm Kenntniß der Musik abging. Vgl. Hermanni, „De metris poetarum graecorum et romanorum, libri III" (Lips. 1796. 8.); dessen „Handbuch der Metrik" (Leipz. 1799. 8); Ejusdem „Elementa doctrinae metricae" (Lips. 1816. 8.); Ejusd. „Epitome doctrinae metricae" (Lips. 1818. 8.). Voß, in seinem

schätzbaren Werke: „Zeitmessung der deutschen Sprache" (1802), brauchte zuerst die musikalischen Zeichen statt der gewöhnlichen metrischen, erkannte jedoch noch nicht die dreizeitige Länge und den Charakter der prosodischen Länge an der Stelle der metrischen Kürze. Die Aufgabe wurde erst am naturgemäßesten, gründlichsten und vollständigsten gelöst in dem mit gleicher Gelehrsamkeit und Sachkenntniß geschriebenen Werke: „Metrik," von August Apel (1. Thl. Leipz. 1814). Schade, daß den Verfasser, einen eben so gründlichen und geübten Kenner der Musik als der alten und neuen Dichtkunst, noch vor der Vollendung des zweiten oder praktischen Theils dieses vortrefflichen Werkes die Vorsehung in eine höhere Welt abrief! Nach den Grundsätzen dieses Werkes ist in Ramshorn's „Lateinischer Grammatik" (II. Theil) der Abschnitt über Metrik (§. 216—235) gearbeitet und das oben Angegebene durch Beispiele aus römischen Dichtern erläutert. Ganz eigenthümlicher Art ist die Metrik der Araber, über welche die Werke von Freitag und Ewald zu vergleichen sind. 20.

Mette, lat. sacra matutina; franz. matines; engl. matins, Morgenandacht, Morgengottesdienst, besteht nach dem Breviere der katholischen Kirche aus der Vorlesung mehrerer Gebete, biblischer Abschnitte, heiliger Geschichten, Responsorien ꝛc. und endigt mit Te deum laudamus. Sonst wurde sie in den Morgenstunden schon vor Sonnenaufgang von den Geistlichen gelesen. Doch wird sie auch schon am Vorabende chorweise abgesungen oder auch von den Priestern still gebetet. — Auch in einigen protestantischen Ländern, wenigstens in einigen Städten des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Altenburg, nennt man den Gottesdienst, der an den drei hohen Festen frühen Morgens vor dem Hauptgottesdienste gehalten wird, M. Er besteht daselbst aus einem Hauptliede, der Predigt über das Festevangelium und dann wieder aus dem Gesange eines Liedes, worauf intonirt, collectirt und der Segen gesprochen und zum Schlusse noch ein Vers gesungen wird. 78.

Metternich (Clemens Wenceslaus Nepomuck Lothario, Fürst von), Herzog von Portella, dermalen kaiserlich östreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, und durch Umsicht, Kenntnisse und Erfahrung einer der wichtigsten Staatsmänner der östreichschen Monarchie und bei deren gegenwärtigem Übergewichte von ganz Europa, wurde den 15. Mai 1773 zu Coblenz geboren. Einem alten wohlbekannten rheinländischen Dynastengeschlechte entsprossen*), das dem deutschen Reiche im XVI. und XVII. Jahrh. drei Churfürsten gegeben und Sitz- und Stimmrecht auf den Reichstagen ausgeübt hatte, erhielt der junge Graf M. seine erste vortreffliche Bildung im elterlichen Hause, studirte dann von 1788 an in Straßburg zwei Jahre lang besonders Philosophie, und nachdem er bei Leopold's Kaiserkrönung 1790 als Ceremonienmeister des katholischen Theils des westphälischen Grafencollegium zu Frankfurt a. M. fungirt hatte, bis 1794, in Mainz, wo er vorzüglich eifrig auf Geschichte, Philosophie, Jurisprudenz im Allgemeinen und Staatsrecht besonders sich legte, ging später nach England und von da im October 1794 nach Wien, wohin sein Vater, früher Gesandter in den Niederlanden, zurückgekehrt war und wo der Sohn zum östreichschen Gesandten im Haag ernannt wurde. Im Jahre 1797 vertrat er das westphälische Grafencollegium auf dem Congresse zu Rastadt, den er jedoch vor der Beendigung verließ, wurde 1801 kaiserl. königl. bevollmächtigter Gesandter am säch-

*) Die Vorfahren hießen Metter; ihr jetziger Name soll dadurch entstanden sein, daß der Kaiser Heinrich der Heilige, als gegen ihn sein ihm besonders ergebener Hauptmann der Leibwache, Metter, durch einen untergeschobenen hochverrätherischen Plan enthaltenden Brief verläumdet werden sollte, die Worte aussprach: Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan. Daher der Name Metternicht, später Metternich.

sischen Hofe zu Dresden, wo er während der ganzen Zeit der Reichsfriedensentschädigung blieb, und von da 1805 als Botschafter nach Berlin versetzt. Von hier aus datirt sich in M.'s Leben der Zeitpunkt, wo er nicht nur den politischen Zustand Europas zu begreifen und zu würdigen lernte, sondern wo er sich auch überzeugte, daß Östreich der Staat sei und bleiben werde, der am Rechte und an der bestehenden Ordnung hält. M. war es, der am 3. Nov. 1805 zu Potsdam den Allianzvertrag zwischen Östreich, Preußen und Rußland zu Stande brachte, um den Anmaßungen Frankreichs kräftig entgegenzutreten und vielleicht auf diplomatischem Wege die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit herbeizuführen. Wie wenig Napoleon den luneviller Frieden und den Vertrag jener drei Mächte und deren friedliche Bemühungen ehrte, ist eben so bekannt, wie der unglückliche Ausgang der Kriege von 1805 und 1806. Zum Botschafter in Petersburg ernannt fand jedoch M. bei seiner Rückkehr nach Wien im April 1806 seine Ernennung als Gesandter in Paris, in welcher Eigenschaft er am 10. Oct. 1807 zu Fontainebleau die für Östreich vortheilhafte Übereinkunft abschloß, wodurch ein großer Theil der östreichschen Monarchie frei von französischen Truppen, Braunau zurückgegeben und die Grenze des Königreichs Italien durch den Lauf des Isonzo festgesetzt wurde. M. war im Jahre 1807, 1808 und 1809 auch nach dem Beginne des erneuerten Feldzugs Östreichs gegen Frankreich Gesandter in Paris, erhielt als solcher seine Pässe nicht, sondern wurde erst am 24. Mai 1809 unter militairischer Escorte nach Wien geschafft, von wo er am 4. Juli eintraf. Im Juli 1809 übernahm M. an Graf Stadion's Stelle provisorisch die Leitung des Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und am 8. Oct. definitiv; ging im März 1810, nachdem Marie Louise mit Napoleon vermählt worden war, dieselbe zu ihrer neuen Bestimmung, „Vermittlerin zu sein", begleitend nach Paris, wo er bis October blieb, ohne jedoch den schon hier vorbereiteten Krieg mit Rußland durch öftere und würdevolle Vorstellungen bei Napoleon abhalten zu können, und im Frühjahre 1812 mit dem Kaiser Franz nach Dresden, wo der französische Kaiser nochmals die Neutralität Östreichs im neuen Kriege gegen Rußland anerkannte. Der unglückliche Ausgang desselben für Napoleon und M.'s stete, ihm immerdar vorschwebende, Aufgabe, zu rechter Zeit und mit gehöriger Macht Östreich für Europa wirken zu lassen, veranlaßte eben so Napoleon auf der einen wie Rußland und Preußen auf der andern Seite die bewaffnete Vermittelung Östreichs anzusprechen, weßhalb sich M. nach einer Zusammenkunft mit Alexander im Juni 1813 und in Folge Vertrags mit Napoleon zu Dresden am 30. Juni nach Prag begab und von hier aus das gern, mit Überzeugung und im Geiste des von Östreich stets befolgten conservativen Systems übernommene Friedensgeschäft leitete. Der 10. August 1813, der äußerste Termin dazu, verstrich, ohne daß er begonnen hatte; M. verfaßte sonach in der Nacht vom 10. zum 11. August 1813 die Kriegserklärung Östreichs gegen Frankreich; am 11. früh betraten die russisch-preußischen Armeen das östreichsche Gebiet und am 9. Sept. unterzeichnete M. zu Teplitz die Allianz mit den Monarchen von England, Preußen und Rußland, so wie am 8. Oct. zu Ried die Vereinigung mit dem Könige von Baiern, Maximilian Joseph. Die politischen Erfolge des durch M.'s Einfluß herbeigeführten Beitritts Östreichs sind allgemein bekannt; weniger vielleicht wie die Monarchen seine Verdienste ehrten. Am Abende des Schlachttags von Leipzig, wo Deutschland aufhörte, das Menschenmagazin für Frankreich zu sein, erhob ihn sein Monarch mit seiner sämmtlichen Nachkommenschaft in den Fürstenstand, welche Würde er erst nach seines Vaters Tode erlangt haben würde, ertheilte ihm später die Erlaubniß, das östreichsche und lothringische Wappen im Herzschilde des seinigen zu führen, sämmtliche Monarchen Europas verliehen ihm, mit Ausnahme des englischen Hosen-

bandordens, alle ihre Orden und außerdem ernannte ihn der König beider Sicilien 1818 zum Herzoge von Portella mit einer Dotation von 60000 Ducati, die er ihm in Grundstücken schon 1816 verliehen hatte, so wie der König von Spanien zum Granden erster Classe mit dem Titel eines Herzogs. Von der Völkerschlacht bei Leipzig an blieb M. fortwährend im Gefolge des Kaisers von Östreich, leitete aber noch während des Kriegs von 1813 und 1814 mit diplomatischer Thätigkeit und Umsicht die Verhandlungen mit Frankreich zu Frankfurt, Freiburg, Basel, Chatillon, Langres und Chaumont. Eben so übertrugen ihm die alliirten Monarchen die Unterhandlungen mit dem Grafen von Artois in Nancy, die er von Dijon aus betrieb. Nach der Capitulation von Paris ging M. in Begleitung der Minister Englands und Rußlands dahin, wo er am 11. April 1814 die Übereinkunft mit Napoleon zu Fontainebleau und am 30. Mai den ersten Frieden von Paris unterzeichnete. Von hier aus ging M. nach London, wo er am 29. Juni einen neuen Quadrupelallianztractat abschloß, auch bei seiner Anwesenheit in Oxford die Doctorwürde feierlich übertragen erhielt, und kehrte von London unmittelbar nach Wien zurück, um dem dasigen Congresse vom 1. Nov. 1814 bis 9. Juni 1815 als Präsident der versammelten Minister beizuwohnen. Hier bewirkte er im Vereine mit Talleyrand und Wellington durch die Verhandlungen mit dem Könige von Sachsen die Ausgleichung zwischen diesem und Preußen, trug zu der Bildung des Königreichs der Niederlande unter Oranien-Nassau, zu Entscheidung der polnischen Frage, zu Abschaffung des Sklavenhandels, zum Ordnen der Angelegenheiten Italiens und zu den Vorbereitungen zur deutschen Bundesverfassung vielfach bei und unterzeichnete die Schlußacte des wiener Congresses am 9. Juni 1815. Nach der Entfernung Napoleon's von Elba und den für ihn unglücklich ausfallenden 100 Tagen schloß M. in Östreichs Namen am 20. Nov. 1815 den zweiten pariser Frieden ab, verhandelte zu Anfange 1816 zu Mailand mit Baiern wegen der Grenzstreitigkeiten mit Östreich, führte ebenfalls 1816 den Vorsitz in den zur Regulirung des östreichschen Finanzwesens niedergesetzten Conferenzen, begleitete als kaiserl. königl. Übergabecommissair die an Don Pedro von Brasilien vermählte Erzherzogin Leopoldine 1817 nach Livorno, verhandelte in demselben Jahre mit dem römischen Stuhle, war 1818 auf dem Monarchencongresse zu Aachen östreichscher Bevollmächtigter, veranstaltete im Betreff der Liberalen, namentlich in Deutschland, nach Publication der aachener Congreßbeschlüsse, im Sommer 1819 zu Karlsbad einen Congreß der Bevollmächtigten Deutschlands, wo er ebenfalls den Vorsitz führte, war bei dem deutschen Ministercongresse zu Wien 1819 und 1820 und bei Vervollständigung der deutschen Bundesacte besonders thätig und wirksam, und bei dem Congresse zu Troppau 1820 und Laibach 1821 in Östreichs Interesse gegenwärtig. Durch die von ihm dringend angerathene Intervention Östreichs 1821 wurde die Revolution in Piemont unterdrückt, er selbst zur Würde eines kaiserl. königl. geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlers erhoben, im October 1821 vom Könige von Großbritannien, der sein deutsches Stammland gerade besuchte, dahin eingeladen und dort ehrenvoll empfangen, beim Congresse zu Verona vom October bis December 1822 bevollmächtigt, zur Zusammenkunft der Kaiser von Östreich und Rußland zu Czernowitz in der Bukowina (Septbr. 1823) zugezogen und im October 1826 Präsident in der Ministerialconferenz für das Innere. Weiter müssen wir die ausgezeichnete Umsicht, Klugheit und Festigkeit M.'s in Beziehung auf die Julirevolution 1830, bei der polnischen Insurrection, bei den Revolutionsstürmen in Italien, seine Bemühungen um Begründung und Wiederherstellung der landständischen Verfassung in Deutschland, seine Verdienste um das innere Staatsleben Östreichs, um Geschichte, Diplomatik, östreichisches Alterthum, um vaterländische Wissen-

schaft und Kunst (M. ist Wiederhersteller der Akademie der bildenden Künste in Wien und kürzlich sein 25jähriger wirksamer Antheil dafür öffentlich anerkannt und geehrt worden), um Herstellung der Finanzen, um Beförderung von Instituten zu milden Zwecken, seine Humanität in allen reinmenschlichen Angelegenheiten rühmend erwähnen. Endlich bemerken wir noch, daß M. auch neuerdings großen Antheil an den Bundesbeschlüssen von 1832 gehabt hat und bei den wiener Ministerialconferenzen 1834 besonders thätig gewesen, daß er nach Kaiser Franz's I. Tode am 2. März 1835 im Besitze aller seiner Ämter und seines ganzen Einflusses auf den östreichischen Staat geblieben ist und im September 1835 den Kaiser Ferdinand I. nach Teplitz und Prag zur Zusammenkunft mit den Monarchen von Preußen und Rußland und den meisten deutschen Fürsten begleitet hat. So sehr sein politisches System, als das des östreichischen Staates, das Princip der Erhaltung befolgt (Manche wollen darin ein Stabilitätsprincip finden), so ist doch nicht zu verkennen, daß jetzt Östreich ihm seine Macht und sein Ansehn und Europa ihm sein Gleichgewicht, sonach den Frieden zu verdanken hat. Über M.'s Lebensgeschichte vergleiche Hormayr's und Mednyanski's „Taschenbuch für vaterländische Geschichte auf 1827"; Bran's „Minerva, Novbr. 1835"; Dr. W. Binder „Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter" (Ludwigsburg 1836). Über sein System: „Allgemeine Zeitung 1835, außerordentliche Beilage Nr. 440". 64.

Metze oder **Meste**, lat. matta; fr. minot; engl. peck, ist ein Getreidemaß (und zwar die M. in Mittel- und Norddeutschland und der Metzen in Süddeutschland und Ungarn) als der achte oder sechszehnte Theil eines Scheffels, Himten, Malters oder Simri. An manchen Orten unterscheidet man auch große und kleine M. Nach der unterschiedenen Größe der Scheffel, Himten ꝛc. richtet sich auch die Größe der M. So hält in pariser Cubikzollen 1 M. in Altenburg deren 443, Berlin $173\frac{1}{6}$, Cassel $505\frac{1}{5}$, Coburg die Getreidemetze $276\frac{1}{2}$, die Hafermetze $345\frac{5}{8}$, Dresden $338\frac{1}{4}$, Erfurt $751\frac{1}{4}$, Gotha 276, Nürnberg 1017, Ulm $482\frac{2}{3}$, Weimar $242\frac{1}{2}$, Würzburg die Getreidemetze $1094\frac{1}{2}$, Hafermetze $1690\frac{1}{6}$, 1 Metzen in Baiern $1868\frac{1}{4}$, Pesth in Ungarn $4033\frac{3}{4}$, Wien $3100\frac{1}{3}$. Der Metzen als Feldmaß, Metzen Aussaat = $\frac{1}{8}$ wiener Joch = $18190\frac{1}{3}$ pariser Quadratfuß. 33.

Metzu (Gabriel), ein geschätzter niederländischer Genremaler, geb. 1615 zu Leyden, machte seine Studien nach Dow, Terburg und zum Theil nach Mieris, bildete sich jedoch einen eigenthümlichen Styl, der ihn in mancher Beziehung über seine Vorbilder stellt. Er ließ sich in Amsterdam nieder und fand hier hinlängliche Beschäftigung; übergroße Anstrengung indeß beschleunigte seinen Tod, welcher schon im Jahre 1659 erfolgte. — Seine Werke sind sehr zahlreich und bestehen meist in Darstellungen aus dem Leben der niedern und höhern Stände, Märkten, Küchenscenen, Laboratorien, Früchten, Wildpret u. a. Gegenständen dieses Genre. Wir erwähnen hier als vorzüglich nur den Fruchtmarkt zu Amsterdam (kostete 9000 Thlr.), eine Köchin Äpfel schälend, eine sitzende Frau mit einem Kruge und Glase (sämmtlich im Museum des Louvre zu Paris) und eine Frau im rothen Corset, welche mit 2000 Thlr. bezahlt wurde. Seine Zeichnung ist sehr correct und geschmackvoll, besonders in den Köpfen und Händen, das Colorit kräftig und die Ausführung zwar etwas breit, aber fein und gefällig und so sorgfältig, daß man z. B. die Zeuche und Stoffe der Kleider zu unterscheiden glaubt. Eine eigenthümliche Harmonie belebt das Ganze. M. ist daher allen Genremalern als eines der vorzüglichsten Muster zu empfehlen. 36.

Meulen (Anton Franz van der), einer der größten Schlachtenmaler, geb. im Jahre 1634 zu Brüssel, bildete sich unter Peter Snayers und erwarb sich in ungewöhnlich kurzer Zeit eine so außerordentliche Geschicklichkeit, daß sein Ruf dem

ſeines Lehrers wenigſtens gleichkam. Einige ſeiner Arbeiten, welche nach Frankreich kamen, erregten Lebrun's Aufmerkſamkeit und bewirkten, daß er von Colbert mit einem Gehalte von 2000 Livres nach Paris an die Gobelinsmanufactur berufen wurde. Hier fand er Gelegenheit ſich durch einige treffliche Schlachtſtücke die Gunſt Ludwig's XIV. in ſo hohem Grade zu erwerben, daß er denſelben auf allen ſeinen Feldzügen begleiten mußte. In täglicher Beſchäftigung mit der Darſtellung der mannigfaltigſten kriegeriſchen Scenen erreichte er in dieſem Genre eine Vollendung, wie ſie nach ihm ſchwerlich wieder erreicht worden iſt. Nach ſeiner Rückkehr aus dem Felde arbeitete er mit Lebrun, deſſen Nichte er heirathete, gemeinſchaftlich in Verſailles und führte eine Reihe der ſchönſten Scenen aus dem Kriegerleben in Marli und den Refectorien des Invalidenhauſes zu Paris aus. 1673 wurde er Mitglied der Akademie. Sein Tod erfolgte im Jahre 1690. — Als ſeine vorzüglichſten Arbeiten gelten außer den genannten folgende im Muſeum des Louvre befindliche: der Einzug Ludwig's XIV. in eine eroberte Stadt, der Einzug deſſelben in Arras und die Belagerung von Maſtricht. Nach Holland kamen im Jahre 1815 zurück: ein Ritter mit einem Glaſe in der Hand in Unterhaltung mit einer Guitarre ſpielenden Dame; ein Jäger mit dem Glaſe in der Hand; eine Wild- und Geflügelhändlerin und ein Ritter beſchäftigt mit zwei Damen, von denen die eine ſpielt, die andere ſchreibt. Die wiener Gallerie beſitzt ein Reiterſcharmützel. — Hinſichtlich der Wahrheit und Naturtreue übertrifft M. alle neuern Schlachtenmaler; ſeine Compoſition iſt reich und belebt; die Zeichnung correct, das Colorit brillant und wahr, die Ausführung leicht und kühn. Auch ſeine Landſchaften und Städteanſichten ſind in jeder Hinſicht vollendet zu nennen und ſeine Pferde ſo ſchön, daß Lebrun dieſelben für ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen ſtets von ihm malen ließ. Die meiſten ſeiner Werke ſind in Kupfer geſtochen worden. 36.

Meurſius, latiniſirter Name für **de Meurs**, ſind zwei ausgezeichnete Philologen des XVII. Jahrh. 1) **Johann M.** oder der Ältere, geb. zu Losdun beim Haag 1579, erhielt die erſte Bildung von ſeinem Vater, ging dann nach Haag und Leyden, verfertigte bereits in ſeinem 12. und 13. Jahre lateiniſche Reden und griechiſche Verſe, bearbeitete in ſeinem 16. Jahre ſchon den griechiſchen Dichter Lykophron und ging nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien mit den Söhnen des berühmten Olden Barneveld auf Reiſen. 1610 kehrte er in ſein Vaterland zurück und ward zu Leyden Profeſſor der Geſchichte und der griechiſchen Sprache und 1611 Hiſtoriograph von Holland. Als er aber nach Barneveld's Hinrichtung manche Verfolgungen erdulden mußte, folgte er 1625 der Einladung des Königs von Dänemark, Chriſtian's IV., als königlicher Hiſtoriograph und Profeſſor der Politik und Geſchichte zu Soroe, wo er auch am 20. Sept. 1639 ſtarb. — Seine Schriften ſind beinahe unzählig und dennoch faſt alle vortrefflich und gediegen. Außer einer großen Anzahl Commentare zu griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern ſind vorzüglich zu erwähnen ſein „Glossarium graecobarbarum“ (Leyden 1614); „Athenae batavae, sive icones, elogiae ac vitae professorum Lugdunensium apud Batavos etc.“ (Leyd. 1625); „Rerum belgicarum lib. I“ (Ibid. 1612) und „Historia danica usque ad annum 1523“ (Kopenh. 1630). Außerdem ſchrieb er auch noch eine große Menge antiquariſcher Abhandlungen, die ſich größtentheils im Gronov'ſchen und Grav'ſchen „Thesaurus“ befinden. Eine Sammlung der Werke des M. beſorgte Lami (Florenz 1741—1763. 12 Bde. Fol.) — 2) **Johann M.**, des Vorigen Sohn, oder der Jüngere genannt, geb. 1613 zu Leyden, erhielt von ſeinem Vater ſeine wiſſenſchaftliche Bildung und beſaß alle Eigenſchaften den Namen ſeines berühmten Vaters im ehrenvollſten Andenken zu erhalten. Leider war aber ſein frühzeitiger Tod, der ſchon 1653 erfolgte, Schuld, daß wir von ihm nur

wenig erhalten haben. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „De coronis liber singularis“ (Soroe 1653); „Majestas veneta“ (Leyd. 1640); „Liber de tibiis veterum“ (Soroe 1641) ꝛc., die sich größtentheils ebenfalls im Gronov'schen „Thesaurus“ Tom. VIII. befinden. Beinahe jede Zeile, die er schrieb, ist ein redender Zeuge seiner Gelehrsamkeit und großen Vertrautheit mit dem classischen Alterthume. 20.

Meusel (Johann Georg), der bekannte Literator, ward 1743 zu Eyrichshof bei Baunach in Franken geboren, besuchte das Gymnasium zu Coburg und studirte seit 1764 zu Göttingen, wo er durch Hamberger für die Bibliothekswissenschaften gewonnen ward. Auf Einladung des berüchtigten Klotz ging er dann 1766 nach Halle, ward 1768 Professor der Geschichte in Erfurt und folgte 1779 dem gleichen Rufe nach Erlangen, wo er als geheimer Hofrath den 19. Septbr. 1820 starb. — Als Bibliograph hat M. unstreitig das Meiste geleistet, was bis jetzt in diesem Fache geschehen ist, nicht allein durch die Menge, sondern auch durch die Gründlichkeit und Vollständigkeit seiner Werke. Wir bemerken nur sein „Gelehrtes Deutschland“ (Lemgo 1796—1818. 18 Bde. Fortgesetzt von Lindner ebend. 1819—1834. 5 Bde.), eine Fortsetzung des weit weniger bedeutenden Hamberger'schen Werkes; „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller“ (Leipz. 1802—1816. 15 Bde.); „Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie“ (Leipz. 1816. 5. Aufl.); „Lehrbuch der Statistik“ (Leipz. 1817. 4. Aufl.); „Deutsches Künstlerlexikon“ (Lemgo 1808—1809. 2. Aufl. 3 Bde.), einer Anzahl anderer weniger bekannter Werke und Abhandlungen nicht zu gedenken. 16.

Meuterei, lat. seditio; fr. mutinesie; engl. mutiny, ist die Aufregung der Untergebenen zur Widersetzlichkeit gegen ihre Obern vorzüglich beim Militair. Als Gegner der so nöthigen Disciplin werden die Meuterer im Kriege und auf der See kriegsrechtlich sogleich mit dem Tode bestraft. 30.

Mexico, Mejiko (spr. Méchiko), der zweite große Bundesstaat Nordamerikas, zwischen 15° 53′ und 42° N. Br., grenzt nördlich an die vereinigten Staaten, östlich an dieselben und den Meerbusen von M. und südlich an Mittelamerika (Guatimala) und das Südmeer, welches auch westlich die Grenze bildet (Busen von Californien), besteht aus 20 Staaten nebst 4 Gebieten und umfaßt mit dem freien Indianerlande einen Flächenraum von 75800 □M. Seine Länge beträgt von N. nach S. gegen 400 M., die Breite im N. 250 M., im S. 25 M. Die geognostische Bildung des Landes ist höchst eigenthümlich und bedingt die unendlich mannigfache Abwechselung des Bodens und Klimas. Aus Mittelamerika herein tritt ein Hauptzug der Cordilleras, welcher in der Hauptrichtung von S. nach N. eine ungeheure Hochebene (8000 F.) bildet, nach allen Richtungen hin aber Zweige von verschiedener Höhe aussendet, welche sich nach den Küsten zu theils terrassenförmig abdachen, theils wie an der Ostküste steil in das Meer abfallen. Die Hochebene selbst (Anahuak) verflacht sich im Norden und Süden allmählig, während auf ihr, besonders zwischen 18 und 20° N. Br. höhere Bergketten emporsteigen, deren höchste Gipfel sich bis zu 17000 F. erheben. Zu den letztern gehören der Popokatepetl (16800 F.), der Zitlalepetl (16300 F.), der Jztaccihuatl (14700 F.), der Raukampatepetl (12500 F.) u. a. Viele derselben sind erloschene Vulcane oder als solche noch thätig, wie die beiden erstern der eben genannten. Die Richtungen der einzelnen Gebirgszüge sind noch nicht hinlänglich erforscht, vorzüglich im Norden, wo wir höchstens die Namen derselben, z. B. die Sierra madre, Carcaa und Achagebirge, Mimbrenos, Grullagebirge, kennen, auch wissen wir dort mit Bestimmtheit die Form, in welcher sie gegen die Küsten abfallen, nicht anzugeben. Eigentliche Ebenen hat M., die nordöstlichen Staaten ausgenommen, in welchen schon das große Flachland der

vereinigten Staaten beginnt, nicht; nur in den südlichen Provinzen finden sich zwischen den Hochgebirgen niedriges Hügelland und weite fruchtbare Thäler. Die Küsten sind überall sandig, dürr und unfruchtbar. Besondere Bemerkung wegen ihrer Formation verdient noch die 180 M. lange schmale Halbinsel Californien im Westen, welche den gleichnamigen Meerbusen (auch Mare Vermejo und Purpurmeer genannt) bildet und mit der Westküste ziemlich parallel läuft. Auch sie ist durchaus gebirgig. Eine eigenthümliche Erscheinung ist die Wasserarmuth Mexicos. Außer dem Rio del Norte (Nordfluß), welcher auf dem Schneegebirge an der Nordgrenze entspringend in anfangs fast südlicher, dann südöstlicher Richtung zum mexicanischen Meerbusen strömt, und dem westlichen Colorado im freien Indianerlande findet sich nirgends ein Fluß von Bedeutung, welcher zur Schifffahrt geeignet wäre. Der St. Jago im Westen und einige andere im Osten sind geringe Küstenflüsse mit versandeter Mündung; dasselbe gilt vom Trinidad, Arkansas, Sabina, dem rothen Flusse, Tabasco, Montezuma, Zacatula u. a. Seen gibt es auf dem Plateau mehrere, von denen wir aber nur den Chapala, dessen Abfluß der St. Jago ist, und einige minder bedeutende näher kennen; der Timpanagos und Tegujo (letzterer ein Salzsee) ist nur wenig erforscht. Das Klima ist, wie wir schon oben andeuteten, höchst verschieden, kann aber nach der Beschaffenheit des Bodens in drei Hauptabstufungen gebracht werden. In den tiefliegenden Gegenden, besonders auf den Meeresküsten in der Südhälfte (terras calientes) herrscht völlig tropisches Klima mit drückender Hitze, Regen und heftigen Gewittern im Sommer und den berüchtigten Stürmen, Papagayos, im Winter; weiter hinauf, von 3000—6000 F. Höhe, wird die Luft mild und gemäßigt (terras templadas), bis auf dem noch höher liegenden Plateau das eigentliche strenge Klima (t. frios) beginnt. Hier ist die Luft äußerst rauh und daher der Boden, zumal wo er Salzsteppe ist, durchaus unfruchtbar. Doch finden überhaupt wegen der verschiedenen Richtungen der Gebirge und anderer Ursachen unendliche Modificationen Statt und es ist nicht selten, daß in geringer Entfernung kaltes und tropisches Klima mit einander wechseln. Am gesündesten sind die Gegenden der mittlern Erhebung des Bodens, sehr ungesund dagegen die Küstenländer, besonders die der Ostküste, wo die Moräste jene fürchterliche Krankheit erzeugen, die unter dem Namen des schwarzen Erbrechens bekannt und vorzüglich den Europäern höchst verderblich ist. Von der unendlichen Masse von Producten aller Art, welche M. besitzt, wird bei Weitem der kleinste Theil bis jetzt gehörig benutzt, wohl eben eine Folge dieses Reichthums, welcher angestrengte Arbeit unnöthig macht. Das Pflanzenreich bietet nach Maßgabe des Klima eine Mannigfaltigkeit und Fülle dar, wie wir sie kaum in irgend einem andern Lande finden. Die vorzüglichsten Erzeugnisse desselben sind: Baumwolle, Zucker, Vanille, Sassaparille, Cacao, Jalappe, alle Südfrüchte und Obstarten, Grandilla, Chirimoya, Pisang, Pfeffer, Agave (aus einer Art derselben bereitet man ein allgemein beliebtes Getränk, Pulque), Ananas, Bataten, Nopalcactus, wichtig für die Cochenillezucht in den südlichen Provinzen; ferner alle Getreidearten, besonders Mais, Weizen (die gewöhnlichsten Nahrungsmittel, geben mehr als 50fachen Ertrag), Kartoffeln und in den herrlichen Waldungen eine große Auswahl der kostbarsten Nutzhölzer, z. B. Campecheholz und Mahagoni, außerdem Palmen aller Art, Copaiva- und Liquidambarbäume, Farbehölzer und das bunteste Gemisch von Zierpflanzen. Auch Wein, Tabak, Indigo und Caffee hat man mit Erfolg zu bauen angefangen. Das Thierreich ist verhältnißmäßig weniger mannigfaltig; einheimisch waren ursprünglich unter andern Affenarten, Beutelthiere, Gürtelthiere, Schildkröten, Schlangen, Krokodile (Alligatoren), Leuchtkäfer, Cochenille, Wölfe, Bären, Elennthiere, Schafe, Buckelochsen, wilde Hunde, Hirsche, Stinkthiere, Kuguare, Stachelschweine,

Bienen; naturalisirt wurden bei dem Eindringen der Spanier die meisten europäischen Hausthiere, vorzüglich Pferde und Rinder, von denen jetzt in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden zahllose Heerden wild umherschweifen, so daß man sich genöthigt gesehen hat sie der Sicherheit wegen zu Tausenden zu erlegen. Die reichsten, obwohl bei Weitem nicht hinlänglich ausgebeuteten Schätze bietet das Mineralreich, vorzüglich Gold und Silber, letzteres vor Allem in einer Menge, wie es sonst nirgends angetroffen wird. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts stieg der Werth des gewonnenen Silbers über 2 Millionen, der des Goldes 7000 Mark und es gab Jahre, wo mehr als 24 Mill. Piaster ausgeprägt wurden. Noch weit höher hätte man den Ertrag bringen können, wenn nicht die hohen Zehnten, das Queckſilbermonopol und Mangel an sachkundigen Männern den lebhaftern Betrieb gehindert hätten. Seit 1810 endlich, wo die innern Unruhen ihren Anfang nahmen, verfiel der Bergbau gänzlich und erst in neuerer Zeit ist er durch fremde, vorzüglich englische, amerikanische und deutsche (elberfelder) Gesellschaften wieder etwas in Aufnahme gekommen, obwohl wegen der bedeutenden Kosten bis jetzt ohne erheblichen Gewinn für die Unternehmer. Außerdem enthalten die Gebirge Eisen, Kupfer, Zinn und Blei, auch Queckſilber in hinreichender Menge, doch hat man das Ausbeuten dieser Metalle bis jetzt noch nicht ernstlich betrieben. Salpeter, Schwefel und Salz sind ebenfalls genug vorhanden. — Die Bewohner Mexicos, zusammen gegen 8 Mill., sind theils Europäer und Creolen, theils farbige Mischlinge, theils endlich Neger und Ureinwohner (Indianer). Die Zahl der letztern beläuft sich auf etwa 4 Millionen, von denen ungefähr 300000 unter verschiedenen Stammnamen (Apaches, Canies, Moquis, Carancouas, Cumanchos, Californier u. a.) im Norden und Nordwesten unabhängig herumschweifen. Nur wenige derselben sind durch Missionen an Ackerbau und Gewerbe gewöhnt worden. Die übrige Masse der Indianer (Nachkommen der alten Mexicaner) ist christlich europäisirt, lebt frei und treibt Ackerbau und Gewerbe. Bis jetzt noch haben sich unter ihnen die alten Stammeintheilungen und Sprachen (zwanzig verschiedene) erhalten, doch sind sie auch der spanischen Sprache vollkommen mächtig. Unter dem verderblichen Einflusse der Priester- und Kazikenherrschaft aber hat sich ihr Charakter sehr verworfen und ihre Unwissenheit wird höchstens nur von ihrem vollendeten Fanatismus übertroffen. Dauernde Unterdrückung von Seiten der Creolen hat bis jetzt jede geistige Erhebung derselben gehindert. Auf fast gleicher Stufe mit ihnen stehen die Farbigen (über 2½ Mill.), theils Mestizen, theils Mulatten und Zambos, nur daß diese ihrer niedern Beschäftigung wegen noch mehr verachtet werden, wie jene. Was die Europäer betrifft, so unterscheidet man die sogenannten Gachupines (ein Schimpfname: Spitzköpfe), d. i. die in Europa geborenen Spanier und die übrigen Europäer, als Engländer, Deutsche, Franzosen ꝛc. Letztere belaufen sich auf etwa 20000 (meist Kaufleute und Colonisten), die erstern, sonst wohl 80000, jetzt nach anhaltenden Verfolgungen kaum noch 10000 M. stark, waren vor der Revolution die eigentlichen Herren des Landes und bekleideten die obersten Civil- und Militairämter. Gleichen Rang mit ihnen, obwohl nicht gleiche Befugniß zu den höchsten Würden, behaupteten die Creolen, ungefähr 1200000 stark, der gebildetste und begütertste Theil der Nation. Neger endlich leben hier nur als Sklaven. Ihre Anzahl beläuft sich aber kaum auf 10000. Bei einer so schroff sich entgegenstehenden Verschiedenheit der Bewohner darf es nicht befremden, daß eine Einheit in der Gestaltung eines geordneten Staatslebens bis jetzt noch nicht zu erzielen gewesen ist, und wäre nicht der Haß gegen Spanien noch mächtiger, als die leidenschaftlichen Interessen dieses Völkerconglomerats, so möchte das Mutterland wenigstens für lange Zeit noch nicht den Verlust dieser reichen Besitzung zu betrauern gehabt haben. Übri-

gens ist die Stufe der eigentlichen Bildung im Allgemeinen sehr niedrig, der Luxus dagegen um so höher getrieben, als das Land Alles darbietet, was nur die raffinirteste Genußsucht verlangen kann. Dabei ist von einem veredelnden Einflusse europäischer Ansiedler wenig zu erwarten, weil der äußerst bigotte Katholicismus in dieser Hinsicht alle Schritte mit der größten Eifersucht bewacht und nicht selten blutig rächt. Vielfache Erfahrungen haben davon die traurigsten Beweise geliefert. — Ohne Zweifel würde M. bei fleißiger und kluger Benutzung des Vorhandenen in Kurzem eine Stellung in dem Welthandel einnehmen können, in welcher es mit jedem andern Lande der Erde rivalisiren könnte. So aber ist außer dem lässig betriebenen Acker- und Bergbaue und der mühlosen Viehzucht kaum eine Spur gewerblichen Fleißes und industrieller Thätigkeit vorhanden. Der Boden trefflich geeignet zum Plantagenbaue liegt meist öde oder wuchert in üppigem Unkraute und die zum Erbfehler gewordene Trägheit verschmäht Beschäftigung in Fabriken und Manufacturen und zieht es vor, das Nöthige von Außen zu beziehen. Übrigens ist wegen Mangels an Straßen, Canälen ꝛc. ein lebhafter Verkehr im Innern durchaus unmöglich, gleich wie er nach Außen nur an einigen Punkten der Küsten und hier auch träge genug betrieben wird. Auch bietet keiner der 6 Häfen der Ostküste und der wenigen an der Westküste einen sichern Ankergrund dar und selbst in Vera-Cruz können die größern Handelsschiffe nicht mehr vor Anker gehen. Die übrigen an der Ostküste, wie Alvarado, Tampico, Sotto la Marina, Campeche, Tabasco und Acapulco, Huatlan und San Blas an der Westküste sind nur für kleinere und mittlere Fahrzeuge zugänglich. Der Zwischenhandel ist ganz in den Händen der Amerikaner, Engländer und der rheinischen Compagnie, welche meist Bretagnes (Leinen) und Papier einbringen, und dafür Vanille, Indigo, Zucker, Cochenille, Sassaparille, Jalapa und edle Metalle zurückladen. Der Vortheil ist für beide Theile trotz der nur geringen Ausdehnung des Verkehrs ziemlich bedeutend, muß sich aber in Zukunft durchaus auf die Seite Mexicos neigen, wenn man anders hier seine Interessen endlich einsehen lernt. — Die Verfassung Mexicos war bisher republikanisch, beruhend auf der Union der 20 verschiedenen Staaten zu einem Bundesstaate. Die Gesetzgebung hat ein aus den Abgeordneten der einzelnen Staaten bestehender Generalcongreß, welcher den Senat und die Deputirtenkammer bildet. An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht ein auf 4 Jahre gewählter Präsident, welchem ein Vicepräsident zur Seite steht. Jeder einzelne Staat hat eine legislative Körperschaft und schickt von 40—80000 Einw. 1 Deputirten und außerdem 2 Senatoren zum Generalcongresse. Ein Gouverneur leitet die Verwaltung. Die Staatsausgaben betragen im Durchschnitte jährlich gegen 17 Mill. Piaster; die Einnahmen ungefähr eben so viel; doch kommt oft ein bedeutendes Deficit zum Vorscheine, daher wohl jetzt die Staatsschulden bis auf 40 Mill. Piaster aufgelaufen sein mögen. Das Heer besteht aus 22000 Linienfoldaten und 40000 Milizen; die Seemacht aus 1 Linienschiffe, 6 Fregatten und 20 kleinern Fahrzeugen. — Die einzelnen Staaten sind folgende: 1) Chihuahua, mit den Städten Chihuahua und St. John del Paral. 2) Coyahuila, Grenzprovinz gegen die vereinigten Staaten mit Saltillo und Montelovez. 3) Neu-Leon, Haupt- und Bergstadt Monterrey. 4) Tamaulipas, Hauptstadt Puébla Vejo de Tampico; Tampico de Tamaulipas; Santander; Sotto de la Marina. 5) San-Luis-Potosi, mit der Hauptstadt gleiches Namens; Catorce, reiche Silbergruben. 6) Vera-Cruz mit der Stadt gleiches Namens, dem vorzüglichsten Handelsplatze der Ostküste in einer sumpfigen, höchst ungesunden Gegend (15000 Einw.); Landungsplatz des Cortez; daneben auf einer Insel das Fort San Juan de Ulloa. Außerdem: Xalapa, Haupt- und starker Handelsplatz; Festung Perote; dabei wüste Steppen, das

böse Land (el mal pais) genannt; las Vigas. 7) Tabasco, Hauptstadt gleiches Namens. 8) Yucatán, eine Halbinsel zwischen der Campeche- und Hondurasbai; Hauptstadt Merida (27000 Einw.); San Francisco de Campeche mit 18000 Einw. und starkem Handel; Valladolid; englische Colonie Honduras (Holzdistrict). 9) Chiapas, Hauptstadt Ciudade de las Casas; Universität. 10) Oaxaca mit der Hauptstadt gleiches Namens; Seestadt Tehuantepec; schöne Ruinen zu Mitla. 11) Puebla de los Angelos, Hauptstadt gleiches Namens, mit 60000 Einw., Handel; Tlascala, einst ein mächtiger Staat; Huamantla; Tehuacan, herrliche Überreste der mexicanischen Vorzeit. 12) Mexico, Hauptstadt gleiches Namens, zugleich Bundeshauptstadt (s. unten). Außerdem: Toluca (12000 Einw.), Acapulco, Hafen an der Westküste; Cuernavaca. 13) Queretaro mit der Hauptstadt gleiches Namens (40000 Einw.); schönes Nonnenkloster Santa Clara; Thal Actopan; Silber- und Eisengruben, der deutschen Gesellschaft gehörig; Tulancingo (15000 Einw.). 14) Michoacan, Hauptstadt Valladolid (Morelos); Pascuaro; Arco; San Jago Arlo; Tlalpuxahua. 15) Guanaxuato, Hauptstadt gleiches Namens, mit 30000 Einw.; ergiebige Erzgruben, unter ihnen die tiefe Valenciana; Zelaya; Ebene Baxio; Irapuato; Salamanca. 16) Xalisco, Hauptstadt Guadalaxara (60000 Einw.). 17) Zacatecas mit der Hauptstadt gleiches Namens, reiche Silbergruben; Aguas Calientes (33000 Einw.). 18) Durango, Hauptstadt gleiches Namens auf der 7 M. langen Basaltfläche Breña (22000 Einw.); San Juan de Rio; Papasquiaro; Nombre de Dios. 19) Sonora mit Cinaloa oder Occidente, Hauptstadt Villa del Fuerte; Culiacan; Cinaloa; Fl. Rosario (Goldbergwerke); Guaymas, Hafen; Petic; außerordentlicher Metallreichthum. 20) Texas. Wir haben diese Provinz mit Bedacht zuletzt angeführt, da sie in neuerer Zeit Ursache zum Zwiespalte zwischen M. und den vereinigten Staaten gegeben hat. Südlich vom mexicanischen Meerbusen, westlich von dem Staate Tamaulipas und Cohahuila, nördlich und östlich von den vereinigten Staaten begrenzt war Texas in neuerer Zeit wegen seines gesunden milden Klimas und vortrefflicher zum Anbaue von Zucker, Reis, Tabak, Baumwolle u. a. geeigneten Bodens der Zielpunkt zahlreicher Auswanderer aus den vereinigten Staaten. Nach der im Jahre 1823 vom Obersten Audin zwischen den Flüssen Labasca und San Jacinto begründeten Niederlassung, deren Hauptstadt S. Felipe de Austin wurde, entstanden später noch mehrere andere Ansiedelungen, welche durch neue Einwanderer fortwährend verstärkt in der neuesten Zeit große Bedeutung gewannen. Der Einfluß Mexicos wurde immer schwächer und im Jahre 1835 that sich die Neigung der Provinz aus dem mexicanischen Verbande zu treten in offenen Thätlichkeiten kund. Unterstützt durch amerikanische Freiwillige gelang es ihrer bewaffneten Macht, die Mexicaner bei Labahia zu schlagen und laut einer Nachricht aus Newyork vom 16. Nov. 1835 mußte sich der mexicanische General Cos in der Stadt Antonio de Berar an die Truppen von Texas ergeben, worauf bald nachher die Unabhängigkeitserklärung der Provinz erfolgte und zwar, wie ausdrücklich gesagt wurde, weil die Verfassung durch Santanna umgestürzt worden sei (s. unten). Übrigens wurde dabei bemerkt, daß man sich nichts destoweniger wieder als zur Union gehörend betrachten würde, sobald die Verfassung wieder hergestellt sei. Demnach scheint von einer Verbindung mit den vereinigten Staaten nicht mehr die Rede zu sein. — Außer diesen 20 Staaten gehören zum mexicanischen Staatenbunde noch 4 Gebiete, welche unmittelbar unter der Gesammtregierung stehen: 1) der District Colima im Staate Xalisco mit 150000 Einw. liegt an der Küste und hat außer der Hauptstadt Colima wenig Orte von Bedeutung. 2) Neumexico oder das Gebiet von Santa Fé, ein rauhes Gebirgsland im Norden, ist fast nur

von wilden Indianerstämmen bewohnt; Hauptstadt ist Santa Fé; Taos und Albuquerque. 3) Obercalifornien (Neucalifornien) mit 4 Districten (Monterey, San Franzisco, Santa Barbara und S. Diago), ist von Indianern bewohnt, deren Bekehrung und Civilisirung zahlreiche Missionen sich angelegen sein lassen; hierher gehört auch die russische Niederlassung Roß mit der Factorei Bodega nördlich von S. Francisco. 4) Niedercalifornien (die eigentliche Halbinsel Californien), ebenfalls mit 4 Districten (Loreto, Cabo de S. Lucas, Santa Gertrudis und S. Pedro Martir) und zahlreichen Missionen. Das Innere ist im Besitze der Indianer und bis jetzt noch unerforscht. — Geschichte Mexicos. Vor der Invasion der Spanier läßt sich des historisch Zuverlässigen nur wenig aufstellen; doch geht aus der Zusammenstellung und Vergleichung der damals im Munde des Volks lebenden Sagen und der vorhandenen Schrift und Baudenkmäler mit ziemlicher Gewißheit hervor, daß durch die Einwanderung nördlicher und nordwestlicher Stämme in Anahuac (der alte Name des Landes) die ersten Anfänge jener Cultur nach M. gebracht wurden, welche durch ihre Eigenthümlichkeit in gewisser Beziehung selbst die Bewunderung der Europäer erregen mußte. Den einheimischen Sagen zu Folge erschien um die Mitte des VII. Jahrh. unserer Zeitrechnung ein Volk aus dem Norden, die Tulteken, welche den Ackerbau einführten, Städte und Pyramiden bauten und außer der Bilderschrift bereits ein ziemlich genaues Sonnenjahr hatten. Einer kühnen, doch nicht aller Wahrscheinlichkeit entbehrenden Vermuthung zu Folge stand diese Einwanderung mit den Zügen der Hiongnu in Hochasien in Verbindung, durch welche die Tulteken gegen Osten über das Meer zu entfliehen genöthigt worden wären. Wenigstens ist diese Annahme viel wahrscheinlicher als die neulich ohne allen historischen Grund behauptete Hypothese, daß Phönicier und Ägypter lange vor Christi Geburt dort Colonien gegründet hätten. Genug, die Tulteken blieben Jahrhunderte lang in ruhigem Besitze ihrer Eroberung, bis um das J. 1160 und der unmittelbar darauf folgenden Periode neue Völkerschwärme hereinbrachen, unter denen endlich die Azteken über die einheimischen Bewohner die Oberhand behielten. Sie wurden die eigentlichen Gründer des Reichs, wie es ähnlich den mittelalterlichen Staaten Europas von den Spaniern gefunden wurde. Anfangs unter mehrere Herrscher getheilt, wurde dasselbe ungefähr 190 Jahre vor der Eroberung durch die Spanier unter einen Herrn vereinigt und Wahlreich. Der neunte dieser Wahlkaiser war Montezuma, unter welchem die Spanier die Unabhängigkeit Mexicos vernichteten. Schon 1516 und 1517 waren von Cuba aus durch Juan Diaz de Solis, Fernandez Cordova und Grivalja Versuche gemacht geworden, in M. festen Fuß zu fassen. Was ihnen damals noch nicht gelang, führte nach heftigem Kampfe einige Jahre später (1521) Cortez aus (s. d. Art.). Mit der blutigen Eroberung der Hauptstadt M. fiel das ganze Land in spanischen Besitz und ward alsbald unter dem Namen Neu-Spanien zu einem Vicekönigreiche erhoben. Aber schwer ruhte der Arm der Eroberer auf dem unglücklichen Lande. Wie auf den Antillen, so auch hier wurde jenes barbarische Vertilgungssystem, welches schon den Anfang der Colonialverwaltung so schmählig bezeichnet, in möglichster Strenge eingeführt, alles Land den frühern Besitzern genommen und die etwaige Weigerung der gepeinigten Indianer, zu arbeiten oder Christen zu werden, zum Vorwande unmenschlicher Mordscenen benutzt. So saugten sich Haufen blutgieriger Abenteurer und habsüchtiger Priester in dem Marke des Landes fest, während die Regierung in Spanien in Gemäßheit ihres unbeschränkten und nach damaligen Ansichten auch unbestrittenen Eigenthumsrechtes von Allem, was sie verliehen, namhaften Abzug sich vorbehielt. Um die Eroberung gänzlich vom Mutterlande abhängig zu machen und diesem allein alle Vortheile zu sichern, wurde ein völlig prohibitives Verwaltungssystem

eingeführt, nach welchem alle Erzeugnisse Mexicos nur nach dem Mutterlande verführt und umgekehrt gewisse Bedürfnisse von diesem allein zurückbezogen werden mußten. Dabei aber verfuhr man in sofern mit harter Willkühr, als man im allgemeinen Interesse des Mutterlandes der Colonie gewisse Zweige des Erwerbs, mit welchen Spanien concurrirte, geradezu verbot, so z. B. Öl- und Weinbau und die Errichtung von Manufacturen. Aus diesen Maßregeln, deren Drückendes noch durch die gehässige Art ihrer Vollziehung um Vieles erhöht wurde, erwuchs für die materielle wie geistige Entwickelung Mexicos ein unberechenbarer Nachtheil und endliche Knechtschaft. Was sich dabei noch erträglich hätte gestalten können, wurde durch Grausamkeit, Geiz und Habsucht der Vicekönige, welche in Ermangelung strenger Controle fast unumschränkt herrschten, ihrer Helfershelfer und endlich der kirchlichen Gewalthaber im Keime verderbt. So war und blieb die Lage Mexicos, deren allgemeine Züge in dem Gegebenen gnügen mögen (denn wenig Gewinn würde es gewähren, bis dahin das Specielle genau zu verfolgen) bis zu Anfange dieses Jahrhunderts, wo ein neuer Abschnitt in der Geschichte Mexicos anhebt. Die allgemeine Unzufriedenheit war damals so hoch gestiegen, daß selbst der so tief gewurzelte Kastengeist in dem Hasse gegen Spanien, wenn nicht unterging, doch einen Vereinigungspunkt fand. Spanien aber repräsentirte sich in den Gachupines (s. oben) und gegen sie daher richtete sich alle Erbitterung der aufgeregten Gemüther. Überdieß lag das Beispiel, welches die vereinigten Staaten in Erringung ihrer Freiheit gegeben hatten, zu nahe und die Verhältnisse des Mutterlandes selbst konnten nur dazu dienen, dem Parteigeiste neue Nahrung zu geben. Die erste Bewegung zeigte sich im Jahre 1810. Der milde Vicekönig Iturrigaray war von der altspanischen Partei abgesetzt worden und an seine Stelle der harte Venejas gekommen. Da erhob der Pfarrer Hidalgo die Fahne des Aufruhrs. Aber noch fand er bei den trägen indolenten Creolen keinen Anklang; nur Indianer folgten ihm und diese, gegen 100000 M. stark, stoben vor den Drohungen des Erzbischofs in religiöser Scheu aus einander. Verrathen von seinen eigenen Gefährten gerieth er in die Hände der Spanier und endete am 11. September 1811 auf dem Blutgerüste. Doch der Funke hatte gezündet. Neue Schaaren unter den Priestern Matamoros, Liceaga, Torres und Morelos hatten unterdeß den Krieg und zwar jetzt immer noch im Namen Ferdinand's VII., nicht zur Erringung der Unabhängigkeit, fortgesetzt. Der Sieg bei Tixtla (19. April 1811) brachte den ganzen südlichen Theil von M. in die Gewalt der Insurgenten und schon beschäftigte sich ein in Chilpansingo, später Apatzingam, zusammengetretener Congreß mit dem Entwurfe einer neuen Verfassung. Doch Mangel an planmäßigem Zusammenwirken und die zweckmäßigen Anstalten des neuen Vicekönigs Juan Apodaca vereitelten die durch das Glück einiger Jahre erregten Hoffnungen. Überdieß ward Morelos gefangen und erschossen (1815); gleiches Schicksal traf im Jahre 1817 den tapfern Xaver Mina, und die meisten der übrigen Chefs hielten es für gerathen, die angebotene Amnestie anzunehmen. Nur Torres, Vittoria und Toledo setzten den Guerillaskrieg fort. Die Aufregung war jedoch während dieser Zeit immer größer geworden und hatte sich selbst den Creolen mitgetheilt; deutlich vernahm man seit 1820 den Ruf nach Unabhängigkeit. Apodaca, mit Grund in Verdacht, der im Mutterlande angenommenen Verfassung abgeneigt zu sein, beschleunigte selbst den entscheidenden Schlag. Um völlig sicher zu sein, nahm er dem als Anhänger der Verfassung bekannten General Armiga das Commando und übertrug dasselbe Iturbiden, welcher sich bis dahin den Interessen des Königs ergeben gezeigt hatte. Allein plötzlich trat dieser an die Spitze der bereits im Geheimen verbreiteten Umwälzung und erklärte die Unabhängigkeit Mexicos mit einem spanischen Prinzen als König. Die bedeutendsten Officiere schlossen sich ihm an und Apodaca sah

ſich genöthigt ſeine Würde niederzulegen. Sein Nachfolger O'Donaju erkannte hierauf in dem am 24. Aug. 1821 zu Cordova abgeſchloſſenen Vertrage die neue Ordnung der Dinge an. Die Ereigniſſe eilten jetzt unaufhaltſam vorwärts. Die Cortes in Spanien verſagten dem, was in M. vorgegangen war, ihre Zuſtimmung und bewirkten dadurch von Seiten des Congreſſes die Ernennung Iturbide's zum Generaliſſimus und bald darauf zum Kaiſer unter dem Namen Auguſtin I. (Sept. 1821). Die nächſtfolgenden Begebenheiten ſehe man unter dem Art. Iturbide. Nach der Abdankung des Letztern bildete ſich unter der Leitung Bravo's, Negrette's, Guerrero's und einiger Anderer eine oberſte Regierungsbehörde, die im Vereine mit einem ſchleunig zuſammenberufenen Centralcongreſſe am 31. Jan. 1824 eine neue Verfaſſungsurkunde erließ, nach welcher M. nach dem Vorbilde der vereinigten Staaten einen Bundesſtaat bilden ſollte; doch konnte ſie bei den unaufhörlichen Revolten nur zum Theil ins Leben treten und wurde nach Iturbide's gewaltſamem Tode noch im October deſſelben Jahres durch eine neue erſetzt, welche ſeitdem auch das Grundgeſetz des Staates geblieben iſt. Sowohl nach Innen als nach Außen geſtalteten ſich jetzt die Ereigniſſe erfreulicher; von den meiſten europäiſchen Mächten, Braſilien und ſelbſt dem Papſte anerkannt vernichtete die junge Republik einen Verſuch des Mutterlandes das Verlorene wieder zu gewinnen, knüpfte vortheilhafte Handelsverbindungen mit dem Auslande an und ſuchte durch kluge Benutzung ihrer mächtigen Mittel die gewonnene Stellung zu ſichern und zu kräftigen. Noch waren indeß die feindlichen Elemente im Innern bei Weitem nicht verſöhnt, ſie traten einander ſogar mehr als je ſich gegenüber. Aus Maurerverhältniſſen entwickelten ſich nach und nach zwei verſchiedene Parteien, die Escoſeſos und Yorkinos, von denen dieſe die Volkspartei, jene die ariſtokratiſche den Spaniern geneigte Faction bildeten. Bald gingen beide zu Thätlichkeiten über. Die Escoſeſos, mit dem Generale Bravo an der Spitze, unterlagen im Januar 1828 und mußten es geſchehen laſſen, daß die Häupter der Yorkinos, Guerrero, Buſtamente, Santanna, Vittoria u. A. an die Spitze der Verwaltung gelangten. Während dieſer Wirren wurde die Hauptſtadt M. im Dec. 1828 eine Beute der Verwüſtung; das aufgeregte Volk verlangte hierauf die Vertreibung der Spanier, und in der That ſprach der Congreß dieſelbe durch ein Geſetz vom 20. März 1829 aus. Doch wurden mancherlei Ausnahmen zugelaſſen. In demſelben Jahre machten die Spanier unter Barradas von Cuba aus einen Verſuch zur Wiedereroberung Mexicos, allein Santanna zog ihnen entgegen und zwang ſie am 11. Sept. in Tampico zur Capitulation. Dieß war der letzte Verſuch Altſpaniens. Bald darauf rief die Weigerung Guerrero's, die Dictatur, welche er bei dem Eindringen der Spanier erhalten hatte, niederzulegen, neue Zwiſtigkeiten hervor. Santanna, im Vereine mit Buſtamente, erregte am 22. Dec. 1829 einen Aufſtand zu M., welcher mit Ernennung des Letztern zum Präſidenten und Guerrero's Vertreibung endigte. Letzterer ward den 26. Jan. 1831 erſchoſſen. Doch Buſtamente machte ſich bald der Anhänglichkeit an die Spanier verdächtig und erlag dem liſtigen und herrſchſüchtigen Santanna nach längerm Kampfe im Oct. 1832. Pedrazza wurde Präſident und bald nach ihm im März 1833 Santanna. Hatte dieſer bis jetzt als die Hauptſtütze der Volkspartei gegolten, ſo ſchien er dagegen nun nach Erreichung ſeines Zwecks, der Präſidentſchaft, ſich mehr zu den Escoſeſos hinzuneigen; wenigſtens unterſtützte er den Vicepräſidenten Gomez Farias in ſeinen Verbeſſerungsplänen, beſonders was die Kirchen- und Kloſtergüter betraf, nur wenig. Schon damals legte man ihm mancherlei der Freiheit gefährliche Pläne unter und Einige glaubten, daß er nichts Geringeres bezwecke, als ſich zum Selbſtherrſcher aufzuſchwingen. Der Parteigeiſt erhielt hierdurch nur neue Nahrung und rief mehrere Aufſtände unter denen der zu Anfange des Jahres 1834 vom Generale Bravo er-

regte der bedeutendste war, bewiesen, daß die innere Gährung nichts weniger als im Abnehmen begriffen sei. Santanna, welcher einige Zeit lang zurückgezogen gelebt hatte, trat im Mai 1834 wieder an die Spitze der Geschäfte und suchte sein Benehmen zwar zu rechtfertigen, konnte aber doch wegen seines fortdauernden Widerspruchs gegen das beabsichtigte Einziehen des Klostereigenthums das allgemeine Mißtrauen nicht tilgen. Dagegen arbeitete er im Geheimen an der Verstärkung seiner Partei und entließ den Congreß, als sich ihm dieser nicht fügen wollte. Partielle Aufstände wurden mit Strenge gedämpft. Um so mehr mußte es befremden, daß er bei dem neuen Zusammentreten des Congresses im Januar 1835 plötzlich seine Entlassung einreichte (Anfang Febr.). Bald zeigte sich aber der Zweck dieses klugen Manoeuvre. Der Congreß, zum größten Theile ihm ergeben, beförderte die Wahl seines treuesten Anhängers Baragan zum Präsidenten und dieser mit jenem einverstanden erklärte bei der im März allgemein gewordenen Bewegung der Gegenpartei, daß nur außerordentliche Maßregeln den Staat retten können. Santanna wurde Präsident mit dictatorischer Gewalt, Baragan Vicepräsident. Der Anführer der Gegenpartei, Alvarez, erließ hierauf eine Proclamation, welcher die Provinzen Zatatecas, S. Luis u. a. beitraten. Gleichzeitig entstanden in anderen Theilen des Landes drohende Bewegungen. Doch Santanna stellte sich an die Spitze der Truppen und schlug zuerst am 8. Mai Alvarez aus dem Felde, dann 3 Tage nachher einen andern General Garcias. Außerdem wurden minder bedeutende Siege an anderen Orten erkämpft. Die Gegenpartei erlag und Santanna wurde mit dem Beinamen „Erretter des Volks" für seine Verdienste belohnt. Sein Einfluß zeigte sich in dem im Juli zusammengetretenen Congresse fast unbeschränkt und so konnte er ohne Gefahr und ernsthaften Widerspruch seinen Plan (vielleicht nur das Vorspiel eines noch tiefer liegenden) der Föderativverfassung ein Ende zu machen und an dessen Stelle ein Centralisationssystem zu setzen zur Ausführung bringen. Dieß geschah im Sept. 1835. Die legislativen Körperschaften in den einzelnen Staaten wurden aufgelöst, das ganze Gebiet in Departements getheilt und Juntas eingerichtet, welche dem von der Gesammtregierung aus 3 vorgeschlagenen Personen gewählten Gouverneur zur Seite stehen. Übrigens wurden auch die Unterbehörden der einzelnen Provinzen unter die Controle der Gesammtregierung gestellt. — Den neuesten Nachrichten zu Folge sollen sich indeß bereits 5 Staaten in vollem Aufstande gegen diese Maßregeln befinden. Wie auch Texas den Umsturz der ältern Verfassung zum Vorwande seiner Unabhängigkeitserklärung gebraucht hat, ist schon oben erwähnt worden. 15.

Mexico, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates und zugleich der ganzen Union, Sitz der Regierung, des Präsidenten, des Congresses und eines Erzbischofes, liegt 7240 Fuß über den Meeresspiegel in dem reizenden von ausgebrannten, schneebedeckten Vulcanen umkränzten Thale Tenochtitlan zwischen den Spitzen der beiden durch einen Canal zusammenhängenden Seen Xochimilko und Tezkuko. Sie wurde seit dem Jahre 1629 auf dem Grunde der alten durch eine Überschwemmung verwüsteten Stadt in ihrer jetzigen Gestalt aufgebaut und bildet ein völliges Viereck von fünf Stunden im Umkreise. Unstreitig ist sie die schönste Stadt Amerikas, ihre Straßen sind schnurgrade und rechtwinkelig durchschnitten, die zahlreichen öffentlichen Plätze mit reizenden Springbrunnen geschmückt und die Gebäude zum Theil äußerst prächtig. Es gibt gegen 50 Klöster, 29 Kirchen, unter ihnen die 500 Fuß lange und 180 Fuß breite Domkirche und eine große Anzahl mit goldenen und bronzenen Verzierungen überladener Paläste. Unter den letztern verdient vorzüglich der Palast des Präsidenten, dann der des Erzbischofes und die Casa del Estado besondere Bemerkung. An wissenschaftlichen Anstalten hat M. eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, ei-

nen botanischen Garten, eine Bibliothek u. s. w., auch finden sich wohlthätige Institute in hinlänglicher Anzahl. Merkwürdig ist der Münzhof, in welchem seit dem XVI. Jahrh. für gegen 7000 Mill. Thlr. edle Metalle ausgeprägt worden sind; ferner die schwimmenden zum Gemüsebau dienenden Gärten (Chinampa) auf dem See Tezkuko und die beiden großen Wasserleitungen, welche die Stadt aus dem See Xochimilko mit frischem Trinkwasser versorgen. — Die Bewohner Mexico's, nahe an 180000, beschäftigen sich mit Gewerbbetrieb, vorzüglich der Fabrication von Gold- und Silberwaaren, Baumwolle, Leinwand, Hüten, Leder, Seidenwaaren u. s. w. und Handel, für welchen M. in Bezug auf Europa, Ostindien und Amerika den Mittelpunkt und Stapelplatz bildet. Der Wohlstand ist daher im Allgemeinen sehr bedeutend. In der Nähe der Stadt liegt die Festung St. Juan d' Ulloa und das Lustschloß Chapultebec mit einer überaus reizenden Aussicht. Zahlreiche Ruinen und Pyramiden und andere alte Bauwerke in der Umgegend gewähren dem Forscher ein eigenthümliches Interesse. 15.

Mexico, Meerbusen von, ist der größte unter den vom atlantischen Oceane an der Ostkuste Amerikas gebildeten Meerbusen. Er ist durch die Antillenreihe von der offenen See getrennt und zerfällt in zwei Hälften, die nördliche oder den eigentlichen Busen von M. und die südliche oder das caraibische Meer. Beide bilden wieder mehrere kleine Busen, unter welchen dort die Campechebai, hier die Hondurasbai und die Bai von Guatemala die bemerkenswerthesten sind. 15.

Meyer (Jonas David), einer der berühmtesten niederländischen Rechtsgelehrten, geboren zu Arnheim den 15. Sept. 1780, bezog nach geringem Unterrichte im elterlichem Hause und in den Schulanstalten seines Geburtsortes die Universitäten zu Amsterdam und Leyden und übte nach vollendeter akademischer Laufbahn und erlangter Advocatur die juristische Praxis als Advocat am Gerichtshofe erster Instanz mit so günstigem Erfolge aus, daß er von 1811 an zu mehreren wichtigen Ämtern in der Rechtspflege und in staatsrechtlicher Beziehung im neuen Königreiche Holland berufen wurde. Im Jahre 1813, als sich die Alliirten dem vaterländischen Staate näherten, war M. Mitglied der provisorischen Regierung, suchte aber später um seine Entlassung nach und praktizirte nunmehr wieder als Advocat in Amsterdam, wo er dadurch in noch größeres Ansehen kam, daß er die Angelegenheiten des Exkönigs Ludwig Napoleon gegen den König der vereinigten Niederlande zu besorgen hatte. Später wurde er Präsident der zweiten Classe des niederländischen Instituts und Mitglied des israelitischen Consistorium, in welchen Stellen er sich ebenso die Achtung seiner israelitischen Glaubensgenossen wie seiner gelehrten Landsleute erwarb. Er starb den 5. Dec. 1834. In den Denkschriften des Instituts stehen mehrere gelehrte Abhandlungen über Gegenstände aus der Politik, Gesetzgebung und Jurisprudenz von ihm; aber besonders schätzbar ist sein Werk: „Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires etc." (la Haye 1819—1823. 6 Voll.), das allgemeiner bekannt zu werden verdient. 64.

Meyer (Konrad), ein rühmlich bekannter Maler und Kupferstecher der Schweitz, geboren 1618 zu Zürich, bildete sich unter der Leitung seines Vaters, des als trefflichen Künstlers bekannten Theodor M. (geb. 1572, gest. 1658), ging hierauf nach Deutschland, wo er unter Anderm in Frankfurt bei Merian eine Zeit lang arbeitete und kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück, um daselbst ein Etablissement zu gründen. Er starb im Jahre 1689. — Sowohl seine Gemälde (Historienstücke und Landschaften) als auch seine Zeichnungen und Kupferstiche, deren er über tausend geliefert hat, werden jetzt noch von Kennern sehr geschätzt, obwohl insbesondere bei den historischen Stücken der Mangel an höhern Studien bisweilen sichtbar genug hervortritt. Übrigens ist M. der Erste, welcher bei dem Kupferstechen die seitdem gewöhnlich gewordenen matten

Lichter anwandte. — Ein anderer Künstler dieses Namens, **Felix**, geb. 1653 zu Winterthur, hat sich als Landschaftsmaler einen Namen erworben. Er stellte vorzüglich Schweitzergegenden dar, wozu Roos und Rugendas häufig die Staffage lieferten, da er selbst Figuren kaum erträglich zu zeichnen vermochte. Übrigens werden seine ersten Arbeiten den spätern bei Weitem vorgezogen. Er starb im Jahre 1713. 36.

Meyer von Knonau (Ludwig), ein bekannter Gelehrter der neuesten Zeit, wurde den 12. Sept. 1769 zu Zürich geboren, studirte schon vom Knabenalter an eifrig die deutsche Literatur, wendete sich dann auch zur englischen, französischen und italienischen und studirte später in Halle neben Jurisprudenz auch classische Philologie, kehrte darauf (1790) nach einer Reise durch Norddeutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien nach Zürich zurück, wo er nun als Gerichtsdirector fungirte. Als Gesandtschaftssecretair des Cantons Zürich wohnte er darauf 1797 dem Congresse zu Rastadt bei, ward 1799 Cantonsrichter, 1803 Mitglied des Obergerichts und 1805 des kleinen Raths, in welcher Stellung er theils für die Gesetzgebung seines Vaterlandes trefflich wirkte, theils als Diplomat seine Geschicklichkeit entfaltete und übernahm fast gleichzeitig den Lehrstuhl der Rechtswissenschaft an dem politischen Institute zu Zürich, den er sechs Jahre lang unentgeldlich verwaltete. Doch 1811 zeigten sich ihm Anzeigen des schwarzen Staars und er zog sich nunmehr alle künstliche Hülfe verschmähend von allen umfassenderen und anstrengenden Arbeiten zurück und hatte das Glück, eine völlige Erblindung dadurch abzuhalten. Er ward jedoch 1829 in den Staatsrath erwählt, wirkte 1830 kräftig auf der Tagsatzung zu Bern und Luzern und erhielt bei der neuen Organisation des Cantons Zürich eine Stelle als Regierungs- und Staatsrath. Hat er nun als Staatsmann um sein Vaterland einen wohlverdienten Ruf sich erworben, so hat er sich auch als gründlicher Forscher gezeigt, unter Anderm in seinem „Handbuch der Geschichte der schweitzerischen Eidgenossenschaft" (Zürich 1826—1829. 2 Bde.) und dem religiös philosophischen Werke: „Geistesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrh." (Zürich 1826—1829. 2 Bde.), so wie in seinen gediegenen Artikeln in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. 16.

Meyerbeer, (eigentlich Beer [Meier]) ein bekannter Operncomponist, geb. zu Berlin im Jahre 1791, erlangte früh eine große Fertigkeit auf dem Pianoforte und studirte später zu gleicher Zeit mit Weber unter Abt Vogler's Leitung die Composition. Seine ersten Opern „Jephta" und „die beiden Chalifen" fanden indeß nur getheilten Beifall, da man in ihnen viel Gezwungenes, besonders in den Gesangpartien und falsche Effecte bemerkte. Zur Vollendung seiner Ausbildung ging M. hierauf nach Frankreich und von hier nach Italien, wo er mehrere Jahre blieb und verschiedene Opern zur Aufführung brachte, unter denen „Margaritta d'Anjou," „Emma di Resburgo" und vorzüglich „Il crociato in Egitto" als die glänzendsten auch außer Italien Anerkennung fanden. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1825 beschäftigte er sich volle sechs Jahre mit der Composition einer von Scribe gedichteten Oper: „Robert le diable" (Robert der Teufel), welche in Paris (1831) zum ersten Male aufgeführt wurde und bald in England und auf den deutschen Bühnen erschien. Diese Oper ist es eigentlich, welche seinen Ruhm begründet hat; ob mit Recht, möchte dahingestellt sein. Unverkennbar hat sie einzelnes Schöne und Originelle, aber vergebens sucht man einen innern Zusammenhang und jene Einheit, welche man an andern Meisterwerken dieser Gattung mit Recht bewundert. Höheren Anforderungen kann sie daher keineswegs genügen, wird aber alle die befriedigen, welche ergreifende Scenerie und glänzende Effecte wahrem Gehalte vorziehen. — Ein Bruder des Componisten, **Michael Beer**, geb. im Jahre 1800, hat sich als dramatischer

Dichter einigen Ruf erworben. Seine Werke erschienen 1835 in einer von E. v. Schenk besorgten Gesammtausgabe in einem Bande zu Leipzig. 36.

Mezzo (ital.), abgekürzt m. oder mez., d. i. halb, dient in der Musik zur nähern Bezeichnung des Zeitmaßes wie der Art des Vortrags, so mezzo forte, halb stark; mezzo piano, halb schwach; mezza voce, mit halber Stimme; mezza manica (im Violinenspiele), halbe Applicatur. Dem gemäß spricht man auch von mezzo tenore, d. i. einer Stimme, welche zwischen Baß und Tenor mitten inne, obwohl etwas höher als der Bariton liegt und im ähnlichen Sinne von mezzo soprano. — Analoge Bedeutung hat der in der Malerei gewöhnliche Ausdruck **Mezzotinto**, d. i. die durch zwei mit einander vereinigte Farben entstandene Mittelfarbe, welche daher auch oft halbe Farbe genannt wird. Die Mezzotintomanier in der Kupferstecherkunst ist gleichbedeutend mit schwarzer Kunst. 1.

Mezzofanti (Abbate), früher Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an der Akademie der Wissenschaften zu Bologna, jetzt seit 1831 in Rom, ist seit dem April 1833 an Majo's Stelle Custos der vaticanischen Bibliothek. Über M.'s Geburt (wahrscheinlich ist er in Bologna geboren), Jugend und frühere Schicksale ist Nichts oder doch sehr Unsicheres bekannt geworden; denn Herr von Zach hat in der „Correspondance astronomique" (1820. Vol. IV. pag. 192. und Vol. V. pag. 161. übersetzt in der „Zeitung für die elegante Welt" 1826. Nr. 43—45) zuerst auf ihn, „der dem sprachkundigen Könige von Pontus Mithridates an die Seite gesetzt werden könne, indem er 32 lebende und todte Sprachen spreche, ohne je aus Bologna gekommen zu sein," aufmerksam gemacht. Neuere Reisende, wie Kephalides („Reise durch Italien und Sicilien" Thl. 1. S. 25.) und Lady Morgan (Italien. Leipzig 1822. 2. Thl. S. 221.) gedenken ebenfalls rühmend dieses durch Sprachkunde und Gedächtniß, besonders auch durch Interesse für die deutsche Literatur ausgezeichneten Gelehrten, obgleich letzterer erzählt, „wie er selbst über die Behauptung, als verstehe er 40 verschiedene Sprachen, gelächelt und erwiedert habe, daß er wohl davon Grammatik ziemlich genau kenne, aber keineswegs derselben völlig mächtig sei." Es kann daher wenigstens nicht behauptet werden, daß Blume im „Iter italicum" (Bd. 2. 1827. S. 152.) zuerst darauf aufmerksam gemacht habe, wie bei Würdigung dieses linguistischen Wunders „Sprachfertigkeit und Sprachkunde nicht verwechselt werden dürfe." M. soll übrigens in die nach Besetzung Anconas durch französische Truppen (1831) veranlaßte Aufregung im Kirchenstaate verwikkelt gewesen sein. So viel ist gewiß, daß er zugleich mit andern ruhig besonnenen Männern im Kirchenstaate nach Rom gesendet, hier, wo der Deputirten Vorstellungen wegen zeitgemäßer Reformen im Staatshaushalte, wie in den richterlichen und administrativen Institutionen Eingang beim Papste gefunden hatten, zum Monsignore ernannt, später, wie erwähnt, in Rom unter den Augen des Papstes angestellt und als Angelo Majo Secretair der Congregation de propaganda fide ward, zu dessen Nachfolger auf der Bibliothek des Vaticans ernannt wurde. Neuere Reisende schildern seine Gefälligkeit und Umgänglichkeit in dieser Stelle bei ihrer Anfragen und Nachforschungen. 64.

Miako, die heilige Stadt der Japaner, die Residenz des Dairi und ehemals die Hauptstadt des ganzen Reichs, jetzt eine der fünf Reichsstädte, liegt in der Provinz Domi der Insel Nipon, hat über 500000 Einw. und enthält außer dem 2½ Meilen im Umfange habenden befestigten Palaste des Dairi noch 6000 Tempel des Buddhismus und der Xintoreligion, welche jeder von ungeheurem Umfange die riesenhaftesten Götzenbilder enthalten, außerdem eine große Anzahl prächtiger Gärten, eine Universität, viele Schulen, Buchdruckereien und die Münze des Reichs. Zudem ist sie die wichtigste Handels- und Gewerbstadt des Reichs, der Sitz der Gelehrsamkeit und Künste. 37.

Miasma, fr. miasme; engl. miasma, (von dem griech. μιαίνω, ich verunreinige), bezeichnet die unreinen und mehr oder weniger giftigen Krankheitsstoffe, die sich nicht in lebenden organischen Körpern erzeugt haben, sondern auf andere Weise in die atmosphärische Luft gelangten und sich darin verbreiten; doch hat man auch jene bald isolirten, bald mit einander vermischten Emanationen, welche die faulige Zersetzung der organischen Körper und die Ausdünstung der lebenden Wesen im gesunden oder kranken Zustande hervorbringen, Miasmen genannt. Die Luft kann demnach, je nachdem sie durch Vermengung mit den einen oder den andern verändert ist, ebenfalls die Quelle einer contagiösen oder einer Infections-Krankheiten werden, die sich in dieser Hinsicht unter einander vermischen. (Vergl. Ansteckung.) 7.

Miaulis (Andreas), eigentlich **Vokos** (den Beinamen M. soll er wegen seiner Thätigkeit und Kühnheit und von einem gleichnamigen Fahrzeuge, das er von einem Türken auf Kandia gekauft hatte, erhalten haben), wurde 1767 oder 1768 zu Negroponte geboren. Von niederer Herkunft und von Jugend auf dem Seeleben ergeben erwarb er sich durch einen kleinen Küstenhandel nach den Seeplätzen des Archipels einiges Vermögen, das er aber bald wieder einbüßte, nachdem er sich mit Lampros Kanzonis vereinigt hatte, der endlich der türkischen Macht unterliegen mußte. Nach mannigfachem Vermögenswechsel, den er bei kühnen Seeunternehmungen erfuhr, ließ er sich endlich auf Hydra nieder und wurde um seiner ausgebreiteten Erfahrungen im Seedienste und um Tapferkeit und Charakterfestigkeit willen unter die Primaten der Insel aufgenommen. Hatte aber M. im Jahre 1821 an den Streifzügen der Hydrioten nur Theil genommen, so erhielt er nach dem Gesetze im Frühjahre 1822 den Oberbefehl über dieselben, errang am 5. und 6. März einen glänzenden Sieg bei Patras, übernahm mit den hydriotischen Schiffen die Blocade der Westküste von Morea, gab diese aber bald auf, erschien zu spät vor Chios, wo er jedoch einige glückliche Gefechte vor Zerstörung der feindlichen Flotte durch Kanaris bestand, und erfocht am 20. Sept. einen glänzenden Sieg über die neu ausgerüstete im Canal von Spezzia. Als Befehlshaber der griechischen Flotte im Jahre 1823 zeichnete er sich durch Talent in Seegefechten aus und schadete durch Anwendung seiner Streitkräfte und durch geschickte Benutzung der ihm beigegebenen Brander der Flotte des Kapudan Pascha Chosreb so weit, daß er diese zur Flucht nach den Dardanellen nöthigte. Im Jahre 1824 mit Sachturis vereinigt vereitelte M. im August und September die Absicht des neuen Kapudan Pascha Chosrev auf Samos, schlug diesen, obwohl mit Ibrahim Pascha 213 Segel stark, zweimal mit Verlust nach dem Hafen Stanko auf der Insel Kos zurück, lieferte beiden am 8. Nov. in der Nähe von Spina Longa auf Kandia ein siegreiches Gefecht, so daß sie theils bei Kandia liegen bleiben, theils nach Alexandrien zurückkehren mußten. Das Jahr 1825, wo Ibrahim Pascha im Februar von Suda aus in Morea landete, begann auch nicht glücklich für die Griechen zur See, bis der von M. gefaßte Plan, die Flotte im Hafen zu Modon durch Brander zu vernichten, unter Kanaris' Mitwirkung am 12. Mai glücklich gelang, was für Navarin wenigstens günstigere Bedingungen bewirkte. Weniger glücklich war M., als er später Ibrahim Pascha von Alexandrien abschneiden, im August eine Branderexpedition gegen den Hafen dieser Stadt unternehmen und im September den Kapudan Pascha verhindern wollte, ägyptische Verstärkungen nach Navarin zu bringen. Dagegen begann das Jahr 1826 wieder glücklich für Griechenlands Freiheit; die vereinigte Flotte unter Sachturis und M. lieferte am 8. Jan. dem Kapudan Pascha Muhammed Topal eine Schlacht, deren Ausgang endlich sich auf die Seite der Griechen neigte und den Feind unter die Kanonen von Lepanto zurücktrieb. Dennoch aber konnte das Schicksal Missolonghis nicht verhindert werden. Von jetzt an verließ der glückliche Erfolg die griechische Marine,

ſo wie ſie ſelbſt, eine Folge der Hülfloſigkeit der Regierung, in der guten Meinung verlor, ſo daß auch M. bei aller perſönlichen Tapferkeit, ſelbſt nachdem er die Fregatte Hellas als Admiralſchiff beſtiegen hatte, nicht viel mehr zur See ausrichtete. Dazu kam, daß, ſo willig anfangs der Admiral M. ſich unter die Befehle des von der Nationalverſammlung zu Trözene zum Großadmirale der griechiſchen Marine ernannten Lord Cochrane ſtellte, doch bald eine durch die Verſchiedenartigkeit ihrer Charaktere, ihres ganzen Weſens und Benehmens herbeigeführte Spannung ausbrach. M. legte im Juli 1827 das Commando der Hellas nieder, zog ſich nach Poros zurück und lebte hier und in Hydra ohne Theilnahme an den Staatsangelegenheiten. Als der Präſident Capodiſtrias nach Griechenland kam, trat M. als Commandant der Hellas wieder in den Dienſt der Regierung; doch außer einem glücklichen Seezuge gegen die Seeräuber findet ſich nichts Bemerkenswerthes in der neuern Zeit ſeines Staatsdienſtes. Dazu kam, daß der Präſident nichts that, um die Flotte wieder in Aufnahme zu bringen, wohl aber durch die Abſicht, wie er die Schiffe der Hydrioten für den Staatsdienſt zu benutzen ſuchte, M. gegen die Redlichkeit der Regierung mißtrauiſch machte. Die Ernennung zum Chef und Oberaufſeher des Kriegshafens von Poros (Ende 1829) konnte M. nicht geneigter ſtimmen, vielmehr trat dieſer 1830 zur Oppoſitionspartei über, die ihren Sitz in Hydra hatte und deren muthvollſter Vertheidiger er ſeitdem wurde. Er verweigerte 1831 die vom Präſidenten geforderte Auslieferung des nach Hydra geflüchteten Redacteurs des Apollon, Polyzoïdes, übernahm die Regierung der Inſel mit ſechs anderen Bevollmächtigten, befand ſich bei der Deputation, welche erfolglos eine Vereinigung der Hydrioten mit dem Präſidenten beabſichtigte, leitete den hierdurch hervorgerufenen förmlichen Aufſtand der Hydrioten und vernichtete am 13. Aug. die ſämmtlichen im Hafen von Poros liegenden Schiffe, um, gedrängt, ſich und die Seinigen retten und der guten Sache nützen zu können. M., der ſich jetzt nach der in Blocadeſtand erklärten Inſel Hydra zurückzog, wurde durch das Obergericht in Nauplia als Hochverräther in Anklageſtand verſetzt; doch ward der erſt eingeleitete Proceß durch die Ermordung des Präſidenten im Entſtehen ſiſtirt. Auch jetzt wurden die billigen Forderungen der Hydrioten, die unter andern M. der proviſoriſchen Regierungscommiſſion vortrug, von Auguſtin Capodiſtrias zurückgewieſen. Dennoch war Hydra mit der neuorganiſirten Regierungscommiſſion zu Parachore in ſteter Verbindung, M. wurde von ihr (1832) zum Oberadmiral ernannt und trug als ſolcher zur raſchen Unterdrückung der Seeräuberei im Archipel thätig bei. Durch die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland ſiegte die nationale Partei und wenn ſchon die Streitigkeiten der noch feindlichen Parteien fortdauerten, ſo erwarb ſich doch M. in ſolchem Grade das allgemeine Zutrauen wieder, daß er in der Nationalverſammlung zu Nauplia nebſt Koſta Bozzaris und Demetrios Plaputas zur Deputation erwählt wurde, welche dem neuen Könige die Huldigung der Nation darzubringen hatte. Am 15. Oct. überreichte ſie in feierlicher Audienz ihm und ſeinem königlichen Vater in München die Dankadreſſen der griechiſchen Nation, leiſteten im Namen derſelben den Eid der Treue und verließ, durch Feſte und Ehrenbezeigungen ausgezeichnet, am 8. Dec. die Reſidenz. Am 6. Febr. 1833 empfing dieſelbe Deputation den jungen Monarchen auf helleniſchem Boden im Namen der Nation. Von der während der Minderjährigkeit des Königs niedergeſetzten Regentſchaft wurde M. im Mai 1833 zum Vorſitzenden der Commiſſion zur Prüfung der Anſprüche der Inſulaner und im Aug. 1833 zum Präſidenten der Seepräfectur ernannt, ihm auch bei der erſten Ordensvertheilung der Orden des Erlöſers verliehen. M. ſtarb zu Athen am 23. Juni 1835, 67 Jahre alt. 64.

Michael iſt der Name einer der drei in der Bibel erwähnten Erzengel. Das nach ihm genannte und ihm und den übrigen Engeln zu Ehren begangene Mi-

chaelis- oder Engelsfeſt, ſeit dem Anfange des XI. Jahrh. in der katholiſchen Kirche am 29. Sept., noch früher aber in der griechiſchen gefeiert, wird in der proteſtantiſchen gewöhnlich als Schulfeſt beibehalten und die Feier deſſelben iſt in der neueſten Zeit auf den nächſten Sonntag verlegt worden. 77.

Michaelis (Johann Heinrich), Profeſſor der Theologie, der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen in Halle, geb. den 26. Juli 1668 zu Klettenberg in der Grafſchaft Hohenſtein, beſuchte drei Jahre die Schule zu Nordhauſen, bezog 1688 die Univerſität Leipzig und lebte ſeit der Gründung der Univerſität Halle (1694) daſelbſt, erhielt 1696 die Erlaubniß Vorleſungen zu halten, wurde 1699 Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen und 1709 Profeſſor der Theologie. Er ſtarb am 10. März 1738. Er hat uns eine Menge Diſſertationen und anderer Schriften hinterlaſſen, unter welchen ſeine Ausgabe der hebräiſchen Bibel (Halle 1720. 4.) ſeinen Namen in der Literaturgeſchichte ſchon allein ſichert. 77.

Michaelis (Johann David), Profeſſor zu Göttingen, durch ſeine literariſche Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Theologie und der orientaliſchen Sprachen bekannt, wurde am 27. Febr. 1713 zu Halle geboren. Mit Bewilligung ſeines Vaters, Chriſtian Benedict, Bruders des Vorhergehenden, der daſelbſt eine Profeſſur der Theologie und morgenländiſchen Sprachen hatte und deſſen Name in der Literatur ebenfalls wohl bekannt iſt, befand er ſich ſchon als Schüler des Waiſenhauſes unter deſſen Zuhörern, beſchäftigte ſich während ſeiner Univerſitätsjahre mit der Theologie, Geſchichte, Mathematik und machte nach deren Verlaufe (1741) eine Reiſe nach England. Nach ſeiner Rückkehr begann er 1744 ſeine Laufbahn als akademiſcher Lehrer in Halle, die er auf der Univerſität zu Göttingen, wo er ſeit 1745 als außerordentlicher, ſeit 1750 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie lebte, fortſetzte und mit ſeinem am 22. Aug. 1791 erfolgten Tode beendigte. Während ſeiner Wirkſamkeit daſelbſt war ihm einige Zeit das Directorium der eben unter ſeiner und Haller's Leitung neuerrichteten königlichen Societät der Wiſſenſchaften übertragen worden; auch nahm er ſeit 1753—1770 an der Redaction der „Göttinger gelehrten Anzeigen" Theil, wurde ſpäter Vorſteher des philologiſchen Seminars und früher ſchon zum kaiſerlichen Rathe, geheimen Rathe, Ritter des königlich ſchwediſchen Nordſterns und zum Mitgliede mehrerer gelehrten Geſellſchaften ernannt. — Mag auch der Vorwurf einer im zu großen Selbſtgefühle ruhenden Unverträglichkeit gegen die, mit denen er in Berührung kam, und eines Haſchens nach Beifall jeder Art gegründet ſein, ſo müſſen wir doch auch zugeſtehen, daß er als Orientaliſt nichts Unbedeutendes geleiſtet und beſonders ſehr viel zur richtigen Sacherklärung des alten Teſtaments beigetragen habe. Die vorzüglichſten ſeiner ideenreichen, aber bisweilen von dem Fehler der Weitſchweifigkeit nicht freizuſprechenden Schriften ſind: „Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes" (Götting. 1750. 4. 1780—1788. 2 Bde.); „Moſaiſches Recht" (6 Bde. Frankf. 1770—1775 2. Aufl. 5 Bde. 1776—1780); „Supplementa ad lexica hebraica" (Gott. 1784—1790); „Anmerkungen zu Lowth's Vorleſungen: De poesi s. Hebraeorum"; „Moral" (herausgegeb. von Stäudlin. 1792—1823. 3 Bde.); ſeine „Orientaliſche und exegetiſche Bibliothek" (Frankf. a. M. 1771—1789. 24 Bde.) und „Neue orientaliſche und exegetiſche Bibliothek" (Götting. 1786—1792. 9 Bde.). Auch hat er uns eine „Autobiographie" hinterlaſſen. 77.

Michaelis (Johann Benjamin), ein namhafter deutſcher Dichter, ward den 31. Dec. 1746 zu Zittau geboren und zeigte bald eine ſo entſchiedene Liebe für die Dichtkunſt und dagegen Scheu gegen ernſtere Studien, daß er das Studium der Medicin (ſeit 1766) in Leipzig bald aufgab, aber deßhalb auch in beſtändiger Dürftigkeit leben mußte. Nach einer heftigen Nervenkrankheit (1768) nahm er

dann in Leipzig die Stelle eines Hauslehrers in einem Kaufmannshause an und ging 1770 als berufener Redacteur des „Correspondenten" nach Hamburg, verließ jedoch diese ihm nicht zusagende Stellung schon 1771 wieder und zog nach Halberstadt zu Gleim, wo sein Brustleiden immer heftiger wurde und ihn den 30. Sept. 1772 in einem Alter von nicht ganz 26 Jahren ins Grab führte. — M. war zu jung, um etwas Tüchtiges zu leisten, aber seine Leistungen hatten zu großen Hoffnungen berechtigt. Vorzüglich glänzt er in der Satyre und der horazischen Epistel; doch auch seine Operetten, Fabeln und Epigramme zeugen von seiner originellen Laune und seiner Lebensironie und bewegen sich in einer reinen und kräftigen Sprache. Viele seiner Producte sind noch ungedruckt. Die vollständigsten Ausgaben seiner Gedichte erschienen zu Gießen (1780. 2 Bde) und Wien (1791. 4 Bde.). 16.

Michaelsorden gab es früher zwei. 1) Der französische Orden des heiligen Michael (ordre de Saint-Michel) von Ludwig XI. auf dem Schlosse zu Amboise dem heiligen Michael, als Beschützer des Reichs, zu Ehren am 1. Aug. 1469 gestiftet, verlor in der Folgezeit, weil er verschwenderisch ausgetheilt wurde, so sehr an Ansehen, daß er spottweise „der Orden für alle lastbare Thiere" genannt wurde und unter Heinrich II. war er sogar für Geld zu haben. Um seinen Werth zu heben verordnete Heinrich III., als er im Jahre 1578 den Orden des heiligen Geistes stiftete, daß dieser neue Orden nicht ohne den des heiligen Michael verliehen werden solle. Durch diese Verbindung beider Orden gewann der des heiligen Michael zwar wieder Werth, allein eine häufige Vertheilung desselben würdigte ihn wieder herab, bis er von Ludwig XIV. förmlich erneuert wurde. Anfangs erhielten denselben nur Personen von Adel, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten, später aber auch Männer von bürgerlicher Abkunft, namentlich Gelehrte und Künstler, bis er endlich nach und nach letztern ausschließlich ertheilt ward. Zur Zeit der Revolution ging er unter, ward aber nach Napoleon's Sturze am 16. Nov. 1816 wieder hergestellt, bis er im Jahre 1830 mit den übrigen französischen Orden, außer dem der Ehrenlegion, cassirt wurde. Das Ordenszeichen, ein goldenes, weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz, zwischen dessen vier Theile Lilien befestigt sind und in dessen ovalrundem Mittelschilde man den Erzengel Michael, wie er den Drachen tödtet, sieht, wird von den noch lebenden Rittern an einem gewässerten schwarzen Bande über die Weste von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragen. — 2) Den baierschen Orden des heiligen Michael stiftete Joseph Clemens, Herzog von Baiern und Churfürst von Köln, als baierscher Prinz, in München am 29. Sept. 1693 und nannte ihn: „Ritterorden der Beschützer der göttlichen Ehre unter dem Schutze des heiligen Erzengels Michael." Maximilian Joseph, König von Baiern, bestätigte ihn am 11. Sept. 1808 und bestimmte seinen Zweck zu der Aufrechthaltung der katholischen Religion und dem Schutze des Vaterlandes, der Wittwen und Waisen. Er hat 4 Classen, von denen die Zahl der Großkreuzherren 18, die der Amtsherren oder Dignitarien 8, die der Ritter 36 und die der Ehrenritter 12 sein soll. Die Ordensdecoration ist ein goldenes, azurblau emaillirtes, mit Gold eingefaßtes, stark ausgerundetes Kreuz, auf dessen vier Theilen die goldenen Buchstaben: „P. F. F. P." (Pietas, Fidelitas, Fortitudo, Perseverantia) stehen und auf dessen vorderem goldenen Mittelschilde der Erzengel Michael, den Drachen mit Füßen tretend, in der Rechten den Donnerkeil und in der linken einen Schild mit den Worten: „Quis ut deus" haltend, gesehen wird. Die Rückseite trägt die Devise: „Dominus potens in proelio" und zwischen den vier Theilen strahlen Flammen und Donnerkeile hervor. Bei jeder niedern Classe nimmt das Kreuz an Größe ab; das Schild der vierten hat nur die Worte: „Quis ut deus." Man trägt es an einem himmelblauen Bande mit kornblumblauer, ins Violette über-

gehender Einfassung. An Galatagen besteht die Kleidung in einem dunkelblauen, weißgefütterten Mantel, schwarzseidenen Beinkleidern, wobei das Ordenszeichen an einer goldenen Kette hängend um den Hals getragen wird. 35.

Michaud (spr. Mischōh) (Joseph), einer der berühmtesten französischen Historiker der neusten Zeit, geb. im Jahre 1771 zu Bourg-en-Bresse, machte sich bereits in den ersten Jahren der Revolution als Mitarbeiter mehrerer royalistischer Journale zu Paris bekannt und verdächtig, gründete später, nachdem er nur mit Mühe dem bereits über ihn ausgesprochenen Todesurtheile entgangen war, die Quotidienne und machte dieses Blatt zum Organe seiner Controverse gegen das Directorium. Im Jahre 1797 war er zum zweiten Male genöthigt seiner Verurtheilung zur Deportation durch die Flucht zu entgehen. Im Jura, wo er Sicherheit gefunden hatte, schrieb er damals sein schönes Gedicht: „Le printemps d'un proscrit" (neue Aufl. Paris 1827). Erst der 18. Brumaire gestattete ihm die Rückkehr nach Paris, wo er sich nun neben seinen journalistischen Arbeiten mit gründlichen historischen Studien beschäftigte. Auch nahm er seit 1811 Theil an der von seinem Bruder, Louis Gabriel M., besorgten Herausgabe der „Biographie universelle." Im Jahre 1812 wurde er Mitglied der Akademie und nach der Restauration Censor und Vorleser des Königs. Sonst machte er sich wenig bemerklich, wenn nicht durch seinen Haß gegen Napoleon und seine Anhänglichkeit an die Bourbons. Noch jetzt lebt er zu Paris als Mitglied der Akademie. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder Ali et de Tippoo Saïb" (Par. 1801. 2 Voll.); „Histoire des Croisades" (Par. 1812—1817. 3 Voll. 4. Ed. 1825—1830. 6 Voll. Deutsch, Quedlinburg 1827—1832. 6 Bde.); dazu: „Bibliothèque des Croisades" (Par. 1830. 4 Voll.); „Histoire des 15 semaines, ou le dernier règne de Bonaparte 1815" (Par. 1816) und „Correspondance d'Orient" (Par. 1830 ff.). Letztere sind die Resultate seiner auf einer Reise in Kleinasien und dem östlichen Afrika gemachten Beobachtungen. — Die Werke M.'s zeichnen sich durch geglätteten Styl und lebhafte Darstellung rühmlich aus, auch befriedigen sie durch Reichhaltigkeit und kluge Benutzung des Stoffes; doch möchten sie hinsichtlich der gründlichen Forschung nicht immer frei von Mängeln sein. 22.

Michaux (spr. Mischōh) (André), ein höchst verdienstvoller französischer Botaniker, geb. im Jahre 1746 auf der königlichen Domaine Satory bei Versailles, welche sein Vater im Pachte hatte, erhielt eine für seinen Stand sehr sorgfältige Erziehung und widmete sich dann mit vielem Eifer und großer Umsicht der Bewirthschaftung der Domaine. Doch der frühe Tod seiner Frau, die er sehr geliebt hatte, verleidete ihm seine bis dahin glückliche Lage und veranlaßte ihn auf Lemonnier's Rath sich in Paris unter Jussieu's Leitung der Botanik zu widmen. Bald setzten ihn sein Fortschritte in den Stand, mit Nutzen eine Reise nach England und im Jahre 1780 in Begleitung Lamarck's und Thouin's einen Ausflug nach den Pyrenäen und Spanien zu machen. Von dort zurückgekehrt erhielt er im Jahre 1782 die Erlaubniß den neu ernannten Consul Rousseau nach Persien zu begleiten. Er kam mit demselben in Bagdad an, trennte sich aber hier von ihm und begab sich nach Basora, von wo aus er Persien zwei Jahre lang in verschiedenen Richtungen durchreiste. Mit einer schönen Ausbeute an Pflanzen und Samen kehrte er 1785 nach Paris zurück und erhielt in demselben Jahre noch von der Regierung den Auftrag sich nach Neuyork zu begeben und dort ein Entrepot von Bäumen und Pflanzen zu gründen, aus welchen Sendungen nach Frankreich geschehen sollten, um zu Rambouillet Versuche zur Naturalisation gewisser Gattungen anzustellen. Nach seiner Ankunft im October 1785 unternahm er sogleich einen Ausflug nach Newjersey, Pensylvanien und Maryland und legte hier-

auf im Jahre 1787 zu Newyork so wie später zu Charlestown Baumschulen an, aus denen er fortan ununterbrochen Sendungen nach Frankreich abgehen ließ. Fast 11 Jahre lang blieb er vom Vaterlande entfernt und unternahm in dieser Zeit nach allen Richtungen hin größere oder kleinere oft mit großer Gefahr verbundene Reisen, unter andern in die Hudsonsbailänder und Louisiana. Im Jahre 1796 kehrte er nach Frankreich zurück, stellte hier die zerstörten Pflanzungen zu Rambouillet wieder her und schiffte sich im Jahre 1800 nochmals mit der Expedition Baudin's nach Neuholland ein. Unterwegs durchforschte er die Insel Mauritius, trennte sich indeß hier von seinen Gefährten und begab sich nach Madagaskar, wo er eifrig an der Gründung einer Baumschule zu arbeiten anfing. Doch hier erlag der unermüdliche M. einem bösartigen Fieber im Novbr. 1802. — Seine äußerst werthvollen Schriften sind folgende: „Histoire des chênes de l'Amérique septentrionale" (Paris 1801); „Flora boreali-americana" (Paris. 2 Voll.) und „Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale" (Paris 1810), deren Herausgabe sein Sohn, François André M., besorgte. 22.

Michel Angelo, s. Angelo, Caravaggio und Cerquozzi.

Michegan, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Mickiewicz (spr. Mizkiéwitsch) (Adam), der größte polnische Dichter der neuern Zeit und einer der vorzüglichsten Dichter überhaupt, ward 1798 in einer armen adeligen Familie Litthauens geboren, erhielt seine Bildung zu Nowogorodek, Minsk und seit 1815 auf der Universität Wilna und ward 1819 Lehrer an der Schule zu Kowno. Seine feurige durch einen reichen Schatz von Kenntnissen unterstützte Phantasie ergoß sich zuerst in Oden der Liebe, an die unter dem Namen Maria gefeierte Gebieterin seines Herzens gerichtet, welche in lemberger und warschauer Zeitschriften zuerst erschienen und mit Enthusiasmus aufgenommen wurden; aber bald mußte denselben nach der Verheirathung seiner Geliebten seine vom tiefsten Schmerz erzeugte „Dziady" (Todtenfeier), eine feurige Schilderung seiner unglücklichen Liebe, folgen (Wilna 1822), die seine Landsleute mit gleichem Enthusiasmus erfüllte. In einem literarischen Vereine mit gleichgestimmten Freunden suchte er die Stimme seines Herzens zu übertäuben; aber dadurch der russischen Regierung verdächtig geworden ward er 1823 gefangengesetzt und bald darauf ins Innere Rußlands verwiesen. In der Krim am Ufer des schwarzen Meeres begeisterte ihn nun die Liebe zum Vaterlande zu einer Anzahl der rührendsten Sonette, welche von seinem Freunde Mirza Kaptschi Bascha ins Persische übersetzt und 1826 unter dem Schutze des Fürsten Galliczin in Moskau gedruckt wurden (deutsch von Gustav Schwab im Musenalmanach von 1833). In Galliczin's Gefolge kam er 1828 nach Petersburg, machte dort als Improvisator großes Aufsehn und gab dort sein patriotisches Epos „Konrad Wallenrod" (deutsch von Kannegießer, Leipz. 1834) heraus, welches von der russischen Censur nicht verstanden ward, die Polen aber begeisterte. Endlich erhielt er die Erlaubniß eine Reise ins Ausland zu machen und durchreiste Deutschland, Frankreich und Italien. Während dessen war die polnische Revolution ausgebrochen und die letzten Strophen seiner „Ode an die Jugend" waren, an das Rathhaus zu Warschau geschrieben gefunden, zum Feldgeschrei des begeisterten Volks geworden. Er kehrte daher nicht nach seinem Vaterlande zurück, sondern sah in Dresden seine das Vaterland verlassenden Landsleute an sich vorüberziehen und folgte ihnen im Sommer 1832 nach Paris, wo er bald darauf einen Band seiner neuesten Dichtungen (als 4. Theil seiner 1828 daselbst unter dem Titel: „Poezye" erschienenen Gedichte) herausgab, die fast durchgehends das Schicksal seines Vaterlandes zum Gegenstande haben. Denselben Gegenstand behandelt auch sein neustes prosaisches Werk, das auch deutsch unter dem Titel: „Die Bücher des polnischen Volks und

der polnischen Pilgrimschaft" (1833) und französisch von Montalembert erschienen ist, und das Epos: „Pan Tadeusz" (Paris 1834), welches Kosciusko verherrlicht. 16.

Midas (*Midας*), ein alter phrygischer König, Sohn des Gordius und der Cybele, war im Alterthume berüchtigt als ein reicher Thor. Als M. noch in der Wiege lag, sollen Ameisen ihm Körnchen in seinen Mund getragen haben, worin man eine Vorbedeutung zu einem künftigen Reichthume fand. Als er später den vom Bacchus verlorenen Silenus (s. d. Art.) trefflich bewirthete und dann dem Bacchus wieder zustellte, erlaubte ihm dieser aus Dankbarkeit einen Wunsch und M. wünschte, daß Alles zu Gold werden möchte, was er berühren würde. Sein Wunsch ward ihm erfüllt, aber bald drohte ihn der Hunger aufzuzehren, da auch die Speisen, die er verzehren wollte, in Gold verwandelt wurden. Nach vielen Bitten erbarmte sich endlich Bacchus seiner und hieß ihm sich im Flusse Pactolus baden, worauf diese Eigenschaft, Gold hervorzubringen, ihn verließ und auf diesen Fluß überging. Ein andermal erwählten ihn Apollo und Pan bei einem musikalischen Wettstreite zu ihrem Kampfrichter. M. erkannte dem Pan den Preis zu und Apollo beschenkte ihn dafür mit einem Paar langer Eselsohren. Ziemlich lange verbarg nun M. zwar diesen neuen Schmuck unter seiner großen phrygischen Mütze, allein sein Barbier, der darum wußte und der es nicht überwinden konnte das Geheimniß für sich zu behalten, rief in eine Grube: Midas hat Eselsohren! worauf alsbald auf diesem Orte Schilfrohr hervorwuchs, welches, sobald es der Wind berührte, dieselben Worte nachflüsterte. Endlich soll sich M. bei einem Einfalle der Cimmerier durch Ochsenblut, das er trank, getödtet haben. Bekannt ist das Wort: Midasohren, womit man sprüchwörtlich die Unwissenheit eines Kritikers zu bezeichnen pflegt. 20.

Middleton (Conyers), englischer Schriftsteller, ward den 27. Dec. 1683 zu Richmond geboren, studirte zu Cambridge und ward Fellow daselbst, verlor diese Stelle wegen seiner Verheirathung, wurde jedoch von Georg I. 1717 zum Doctor und Professor der Theologie und etwas später zum Universitätsbibliothekar ernannt. Aber wie er einestheils wegen eines frühern Vorfalls sich stets gegen Bentley feindselig zeigte, so führte ihn sein Hang zu Paradoxien auch häufig zu Ansichten, welche der Dogmatik seiner Kirche zuwider liefen und ihn in den Ruf des Deismus brachte. Doch wußte er stets durch Nachgiebigkeit den Sturm zu beschwören. Seine theologischen und philologischen Schriften, welche gesammelt unter dem Titel: „Miscellaneous works" (Lond. 1752. 4 Voll. 4. u. ö.) erschienen, sind von geringer Bedeutung; doch verdient sein Werk: „The history of the life of Cicero" (Lond. 1741. 2 Voll. 4.) einer rühmlichen Erwähnung wegen der ächt historischen Kunst und des eleganten, wenn auch oft zu breiten Styls und setzt ihn unter die besten Geschichtschreiber Englands. 16.

Midianiter, ein im Alterthume bekanntes Volk, das Midian, einen Sohn Abraham's von der Ketura, für seinen Stammvater ausgab, bewohnten theils den nördlichen Strich des steinigen Arabien zwischen den Moabitern und Nabathäern, mit denen sie sich wahrscheinlich verschmolzen, theils den westlichen in der Gegend des Berges Sinai und verloren sich unter den Arabern. Handel und Viehzucht waren ihre Haupterwerbszweige. Sie führten mehrere Male mit den Hebräern Krieg. 77.

Miene, lat. vultus; fr. mine, air; engl. mien, air, ist der Ausdruck des Innern, welcher sich in den Gesichtszügen kundgibt. Wie nämlich überhaupt das Geistige im Menschen durch das Körperliche sich zu offenbaren sucht (s. Geberde), so ist vorzüglich das menschliche Antlitz geeignet, die feinsten Nüancen der Seelenstimmung gewissermaßen sinnlich zu machen und besonders bleibt das Auge stets der Ausdruck der Seele. Die Mienen sind aber entweder

unwillkührliche, welche genau der Seelenstimmung entsprechen, oder willkührliche und geheuchelte, wenn ein Mensch theils einen ganz andern Ausdruck seines Gesichtes zur Schau trägt, als sein Inneres verlangt, theils auch durch verschiedene Abänderungen seiner allgemeinen M. besondere Einzelnheiten seines Gefühles auszudrücken sucht. Die letztere Art erzeugt die Mienensprache und das Mienenspiel, die erstere hingegen ist, abgesehen von ihrem Mißbrauche in der Verstellung zu unreinen Absichten, ein nothwendiges Erforderniß der Schauspielkunst und bildet einen Theil der Mimik (s. d. Art.) oder kann auch zur bloßen Fertigkeit im sogenannten Gesichterschneiden werden, wobei die M. dann zur Grimasse wird. 9.

Mieris ist der Name mehrerer berühmter niederländischer Maler. — Franz van M., geb. 1635 zu Delft, widmete sich unter Gerhard Dow der Genremalerei und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß er nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch von Deutschland und Italien aus mit Aufträgen überhäuft wurde. Leider beschleunigte er seinen Tod durch ein ausschweifendes Leben, bei welchem der Maler Johann Veen sein unzertrennlicher Gefährte war. Die Folgen eines nächtlichen Sturzes in eine Grube, die er in der Trunkenheit nicht gesehen hatte, führten sein Ende herbei am 12. März 1681. — Seine sehr zahlreichen Werke namentlich anzuführen ist hier nicht möglich; sie bestehen meist in Darstellungen von allerhand Conversationen, Trommelschlägern, Wildpret, Flügelwerk, Stoffen, Musikalien, Tabakrauchern ꝛc. und sind mit einer Vollendung ausgeführt, die ihnen neben den besten dieser Art einen ehrenvollen Platz anweisen. Das Colorit ist meist frisch und kräftig, die Composition geistreich und belebt und die Zeichnung selbst correcter als die Dow's. Der einzige Vorwurf, welchen man ihm machen könnte, wäre vielleicht zu große Ängstlichkeit in der Ausführung der einzelnen Kleinigkeiten. Viele seiner Arbeiten sind in Kupfer gestochen worden, unter Andern auch von Wille. — Johann van M., des Vorigen ältester Sohn, geb. 1660 zu Leyden, bildete sich anfangs unter Laireſſe, dann in Deutschland und Italien zu einem geschickten Historienmaler und würde Großes geleistet haben, wenn er nicht in der Blüthe seiner Jahre (1690) zu Rom gestorben wäre. — Sein Bruder, Wilhelm van M., geb. 1662 zu Leyden, trat in die Fußtapfen seines Vaters und widmete sich außerdem auch mit Erfolg der Historien- und Landschaftsmalerei. Hinsichtlich der Feinheit der Ausführung kam er seinem Vater gleich, in der Zeichnung aber und der Composition steht er ihm nach. Er starb den 24. Jan. 1747. — Franz van M., der Jüngere, ein Sohn Wilhelm's M., geb. 1689 zu Leyden, gest. ebendaselbst im Jahre 1763, war ebenfalls ein geschickter Maler, hat sich aber mehr als Geschichts- und Alterthumsforscher ausgezeichnet. Unter seinen höchst schätzbaren (in holländischer Sprache geschriebenen) Schriften verdienen vor allen Bemerkung: „Geschichte der niederländischen Fürsten" ꝛc. (Haag 1732. 3 Bde.); „Alte Chronik von Holland" (Leyden 1740); „Kleine Chronik von Antwerpen" (Leyd. 1743); „Groot Charterboek der Graaven van Holland" ꝛc. (Leyd. 1753. 4 Bde.) u. a. m. Auch wird noch eines Philipp van M. erwähnt, doch scheint dieß, da nirgends Nachrichten über ihn anzutreffen sind, eine Namensverwechselung zu sein. 36.

Miethe, lat. locatio, conductio; fr. louage, loger; engl. hire. Um aus der verstatteten Benutzung einer disponiblen Sache an den Andern Gewinn zu ziehen, gibt es hauptsächlich zwei Wege, entweder indem man die Sache (oder mehrere derselben Art, als Quantität betrachtet) eigenthümlich zum Verbrauche überläßt und sich nebst dem Lohne die Rückgabe einer andern Sache von gleicher Eigenschaft und gleichem Werthe dafür bedingt (der Wechsel und dessen Gattung, das Darlehn) oder aber durch Verstattung zum Gebrauche gegen bedungenen Lohn und Rückgabe des nämlichen Gegenstandes. Letztere Verfah-

rungsart begründet den Miethvertrag. Die verstattete Benutzung fruchtbringender Sachen oder mit solchen verbundener Berechtigungen nennt man gewöhnlicher Pacht. Vermiether (locator) ist dabei derjenige, welcher den Gegenstand ablässt und sich den Lohn (locarium) dafür bedingt; der, welcher die Sache annimmt und den Lohn verwilligt, Abmiether, Pachter (conductor); das Geschäft Seiten des Erstern Vermiethung, Verpachtung (locatio), Seiten des Letztern Abmiethung, Miethe, Pacht (conductio). Zum Zeichen, daß der Miethvertrag zu Stande gekommen ist, wird bisweilen ein sogenanntes Draufgeld gegeben, welches, vom Abmiether gereicht, als Miethgeld oder Dingegeld vorkommt, vom Vermiether aber dargeboten mehrentheils die Natur einer Caution oder auch wohl eines Reuegeldes erhält. Abgesehen von der Bedeutung als Vertrag oder Contract nennt man den für den Gebrauch der Sache bedungenen Lohn sowohl, als die Sache selbst, ebenfalls: „Miethe" oder „Pacht". Beiderlei Verträge: Darlehn sowohl als Miethe scheinen aus dem ursprünglichen: „leihen, lehnen" (dem Commodate der Alten) entstanden zu sein, indem man später erst darauf verfiel, sich für das, was anfänglich blos Sache der Gefälligkeit gewesen war, eine Gegenleistung zu bedingen und endlich einen Erwerbszweig daraus zu machen. Im alamannischen L. R. c. 246 kommt daher das Wort „verleihen" in der Bedeutung als vermiethen und „Lehn" in der einer vermietheteten Sache vor. Bei der M. verbleibt das Eigenthum dem Vermiether; nur die Benutzung ist dem Abmiether verstattet und zwar nur die naturgemäße, unter guten Hauswirthen übliche. Da dem Eigenthümer die Gefahr des Zufalls, ingleichen des Mißbrauches Seiten des Abmiethers nebst dem Verluste durch Abnutzung seiner Sache verbleibt, so ist derselbe in Ansehung des Lohnes an einen bestimmten Satz nicht gebunden; er kann frei fordern, was beim Darlehne, wo der Wucher strafbar, anders ist. Heut zu Tage unterscheidet man beim Miethvertrage a) die M. einzelner beweglicher Gegenstände; hier bedient man sich häufig noch des Ausdrucks „verleihen", z. B. Pferde und Wagen; b) die bedungene Benutzung von leer stehenden Räumen, als Hausmiethe, Gewölbemiethe; der Lohn heißt hier „Zins"; c) die verstattete Benutzung fruchtbringender Gegenstände und Berechtigungen, Wirthschaftspacht, und endlich d) die verdungene Leistung gewisser Lohnarbeiten (locatio et conductio operarum, deren Lohn merces). Hier ist derjenige, welcher die Arbeit leistet, der Vermiether (man sagt daher: „sich vermiethen"), derjenige, welcher sich die Arbeit bedingt, der Miether, Miethherr. Die Einführung des Ausdrucks „Miethe" zur Bezeichnung dieses letztern blos auf die Person, nicht auf die Sache bezüglichen Verhältnisses rührt von den Römern her. Der auf seine Freiheit stolze Republikaner wußte dieselbe jederzeit mit Anstand zu behaupten. Hierzu gehörte der Unterschied, den er bei menschlichen Bemühungen für Andere machte: ob sie (nach seinem Ausdrucke) liberal, d. h. dem Freien, dem Edlen anständig waren oder zu den servilen (in das Geschlecht der eigentlichen Dienstleistungen) gehörten. Erstere mußten ohne Entgeld geleistet werden. Blos ein freiwilliges Geschenk (Honorar) durfte dagegen angenommen werden. Hierzu gehörte z. B. nach alter Sitte, die jedoch schon im Jahre der Stadt 530 durch die lex Cincia de donis et muneribus eingeschärft werden mußte, die unentgeldliche Vertheidigung des Clienten vor Gericht u. a. Nur solche waren des freien, des edlen Römers würdig; Annahme von Geschenken dafür wurde der Bestechbarkeit beigezählt; Arbeiten fürs Geld gaben den Beweis der Abhängigkeit ab. Der Lohnarbeiter stand nicht mehr unabhängig da; er war der Diener von dem, der ihn bezahlte. Aus einer gewissen Ähnlichkeit mit der Sache (denn den Sklaven rechnete man zu den Sachen) verglich man den Lohnarbeiter mit diesem und nahm gleichnißweise an, als ob er sich als Sache dem

Abmiether zur Benutzung hingebe. Hieraus die Anwendung des uneigentlichen Ausdrucks „miethen" oder „dingen" (zur Sache machen) auf Personen. Der Miethvertrag gehört zu den doppelseitigen Verträgen, bei denen jeder Theil die Erfüllung seiner Verpflichtungen dem Andern so lange vorenthalten kann, bis derselbe den seinigen ebenfalls nachkommt. Der Vermiether hat die Sache herzugeben, die Arbeit zu leisten, bevor er den Lohn dafür verlangen kann, der Abmiether aber den Lohn dafür zu erlegen, sich alles Mißbrauches der Sache zu enthalten und solche nach Beendigung der bedungenen Zeit in dem Zustande, wie er sie empfangen hat (mit Ausnahme der naturgemäßen Abnutzung), zurückzugeben. Beide sind einander bei begangenen Contractwidrigkeiten zum Schadenersatze verbunden. Man darf zwar nach den Regeln der Cession der Rechte überhaupt eine jede Sache, worüber die Verfügung zusteht, dem Andern zum Gebrauche überlassen; allein die Verhältnisse müssen sich dabei gleichbleiben. Es darf, wie bei der Cession, die Überlassung nicht an einen solchen geschehen, der einen andern dem Gemeinwesen oder den Nachbarn nachtheiligern Gebrauch von der Sache machen würde, als der Vermiether hätte machen dürfen. 31.

Mignard (spr. Minjahr) (Pierre), einer der berühmtesten französischen Historienmaler, hieß eigentlich More und wurde im Jahre 1610 zu Troyes geboren, wo sein Vater, ein Engländer in französischen Diensten, in Garnison stand. Er erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von Boucher in Bourges, arbeitete später eine Zeit lang unter Vouet's Leitung und begab sich dann im Jahre 1636 zur Vollendung seiner Ausbildung nach Italien. Hier studirte er zu Rom die Meisterwerke eines Raphael, Michel Angelo und Annibale Carracci und während eines Ausfluges nach Venedig den Meister des Colorits, Titian. Seine Arbeiten fanden die verdiente Anerkennung, doch wurde ihm Peter von Cortona bei der Concurrenz zu einem großen Altargemälde in der Kirche des heil. Carlo de' Catenari zu Rom vorgezogen. Nach 22jährigem Aufenthalte in Italien folgte er einem Rufe Colbert's nach Frankreich, wurde hier Präsident der Akademie des heil. Lukas, nach Lebrun's Tode im Jahre 1690 erster Maler des Königs und kurz darauf Professor, Rector und Kanzler der Akademie. Er starb im Jahre 1695 zu Paris. — Unter seinen zahlreichen in Frankreich entweder ausgeführten oder doch befindlichen Arbeiten sind die wichtigsten: die Kuppel des Val de Grace, mehrere Gemälde in St. Cloud, in Versailles und im Louvre (Jesus auf dem Wege zum Kreuze, das Portrait Ludwig's XV. als Dauphin, eine heil. Jungfrau, das Portrait der Frau von Maintenon und eine heil. Cäcilie) u. a. m. Unter den in Italien von ihm befindlichen Werken möchten die Portraits der Päpste Alexander's VII. und Urban's VIII. und mehrere Madonnen wenn nicht die vorzüglichsten, doch die bekanntesten sein. — Hinsichtlich des Colorits ist M. von keinem seiner Zeitgenossen in Frankreich übertroffen worden, in der Composition aber und im Ausdruck der Figuren steht er Lebrun weit nach. Seine Zeichnung ist ziemlich correct. Die meisten seiner Arbeiten sind übrigens von namhaften französischen Künstlern in Kupfer gestochen worden, unter Andern von Masson und Nanteuil. — Der ältere Bruder Pierre's, Nicolas M., geb. 1608 zu Troyes, gest. 1668 zu Paris, ist ebenfalls als Historienmaler von Bedeutung. Auch lieferte er ausgezeichnete Portraits. Sein Sohn, Pierre M., geb. 1640 zu Avignon, gest. 1725 zu Paris, hat sich als Architekt verdienten Ruhm erworben. 36.

Mignet (spr. Minjeh) (Antoine François), französischer Geschichtschreiber, ward 1790 zu Aix in der Provence geboren, studirte daselbst Jura und prakticirte darauf als Advocat. Nachdem er 1821 die Hälfte des von der Akademie der Inschriften ausgesetzten Preises über die Staatseinrichtungen Ludwig's IX. erhalten hatte, begab er sich nach Paris, arbeitete hier an mehrern politischen Zeitschriften

und hielt seit 1824 geschichtliche Vorlesungen. 1830 trat er zu Gunsten der neuen Regierung auf und ward Mitglied des Staatsrathes und Director des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten, in welchen Verhältnissen er sich noch befindet. Sein Ruf als Geschichtschreiber gründet sich auf seine „Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814" (Paris 1824. 2 Voll.), das vorzüglichste Werk, welches bis jetzt über diesen Gegenstand geschrieben ist; denn seine „Histoire de la réformation" (Paris 1833) ist von zu einseitigem Standpunkte aufgefaßt. 16.

Mignon (spr. Minjong) (Abraham), ein vortrefflicher Blumen-, Früchte- und Insectenmaler, geb. zu Frankfurt a. M. im Jahre 1640, hatte Jakob Murel und David zu Lehrern und erwarb sich so große Geschicklichkeit in dem angegebenen Genre, daß er dem berühmten Huysum an die Seite gesetzt zu werden verdiente, wenn er jenem nicht in der Zeichnung und Auffassung nachstände. Den Thau, rinnendes Wasser, Schmetterlinge und Fliegen wußte er so täuschend darzustellen, daß man in Versuchung kommt sie für natürlich zu halten. Auch zeichnen sich seine Blumenbouquets durch geschmackvolle Anordnung aus. Er starb im Jahre 1679 zu Wetzlar. 36.

Migräne, s. Kopfschmerz.

Miguel (spr. Mighel) (Maria Evariſt), gewöhnlich Don Miguel genannt, Infant von Portugal, geb. am 26. Oct. 1802, ist der Sohn Johann's VI. von Portugal. Er brachte seine Jugend, da bei der Invasion der Franzosen in Portugal (1807) die königliche Familie nach Brasilien floh, in Rio Janeiro zu. Unter den Augen seiner Mutter erzogen ward er, nach Portugal zurückgekehrt (Juli 1821), ein furchtbarer Gegner des constitutionellen Princips. Im Einverständnisse mit seiner Mutter beschloß er nach dem Vordringen des französischen Heeres im April 1823 in Spanien den gleichzeitigen Sturz der portugiesischen Verfassung, indem er sich (27. Mai) an die Spitze eines ihm ergebenen Heerestheiles stellte. Und beinahe wären seine und seiner Mutter Anschläge geglückt (1824). Als er aber den größten Theil der Minister, mehrere Gesandte und andere Personen verhaften ließ und selbst den Zutritt zum Könige sperrte, da entsetzte ihn dieser unter Mitwirkung der fremden Gesandten des Oberbefehles über das Heer und schickte ihn auf Reisen, worauf er nach Wien ging und daselbst mehrere Jahre verlebte. Um eine Versöhnung der gegen einander gährenden Parteien zu bewirken, ward nach Johann's VI. Tode (d. 10. März 1826) Don M. von seinem Bruder, Don Pedro, den 3. Juli 1827 zum Regenten von Portugal ernannt, mit der Entscheidung, daß er das Reich, nach der von Don Pedro gegebenen Verfassung, bis zur Volljährigkeit der Prinzessin Maria regieren sollte. Don M. leistete dem zu Folge nicht nur zu Wien (6. Oct.) den Eid auf diese Verfassung, sondern unterzeichnete auch (29. Oct.) den Verlobungsact mit seiner Nichte, reiste von Wien über London nach Portugal, erneuerte nach seiner Ankunft zu Lissabon (26. Febr. 1828) den Eid auf die Verfassung und übernahm sogleich die Regierung aus den Händen seiner Schwester. Aber dem constitutionellen Principe schnurstracks entgegen löste er bereits am 14. März die beiden Kammern der portugiesischen Cortes auf und berief die angeblich alten Cortes des Königreiches (die Cortes von Lamego von drei Ständen) zusammen, welche ihn am 28. Juni 1828 zum Könige von Portugal und Algarbien ernannten, worauf er am 30. Juni die Königswürde annahm, bei der fortdauernden Verbindung mit Spanien die usurpirte Würde behauptete und seine Regierung mit den willkührlichsten Handlungen, den empörendsten Verhaftungen und den blutigsten Hinrichtungen, besonders nach der grausamen Unterdrückung der Contrerevolution von Oporto, bezeichnete. Doch als Don Pedro aus Brasilien vertrieben endlich selbst nach Europa gekommen war und in dem entstandenen Bruderkriege (s. Portugal) die Miguelisten überall

den Kürzern gezogen hatten, da entschloß sich endlich Don M. zur Capitulation, die er (26. Mai) zu Evora unterzeichnete, worin er sich anheischig machte sich niemals in die Angelegenheiten Portugals zu mischen und dieses Reich so wie Spanien zu betreten. Ihm ward freigestellt sich nach England einzuschiffen. Gegenwärtig hält er sich in Italien auf und bewohnt die Villa Strozzi unweit Rom. Er bezieht von Portugal eine jährliche Pension von 60 Contos de Reis (375000 Fr.). 25.

Mikrokosmus (von μικρὸς, klein, und κοσμὸς, die Welt), die Welt im Kleinen, im Gegensatze zu Makrokosmus (die Welt im Großen), bezeichnet den Menschen als Copie des Universum, in welcher sich die Gesetze und Erscheinungen desselben im Kleinen wiederholen. Auf dieß Verhältniß des Menschen zum Weltganzen deuteten schon die Alten hin, wenn sie im Menschen dieselbe Verbindung von Leib und Seele, welche zwischen Welt und Weltseele stattfindet, auch wohl dieselbe Mischung der Elemente wie dort wahrzunehmen glaubten. Tiefere Würdigung erhielt aber dasselbe bei einer umfassendern Ansicht des Weltorganismus, da man den Menschen als den Abschluß der Reihe der natürlichen Bildungsstufen ansah, der eben darum alle frühern in sich vereinigen und das All im Kleinen repräsentiren mußte. In ähnlichem Sinne spielt der Ausdruck auch eine Rolle in der Magie. 80.

Mikrologie nennt man in der Wissenschaft das Verfahren, welches sich zu sehr um Kleinigkeiten kümmert; da aber auch oft geringe Gegenstände von Wichtigkeit sind, so hat man den Begriff nur in übler Bedeutung auf die sorgfältige Behandlung unwichtiger Dinge beschränkt und in dieser Beziehung ist z. B. Reinhard's Schrift: „Über den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre" (1801) verfaßt. 9.

Mikrometer ist eine Vorrichtung, um die scheinbare Größe von Gegenständen oder deren scheinbare Entfernungen von einander genau zu bestimmen und wird in dem Brennpunkte eines Fernrohres angebracht. Die vorzüglichsten Arten eines Mikrometers sind folgende. 1) Das **Kreismikrometer**, welches am einfachsten ist, wenn man als solches die genau kreisförmige Blendung im Brennpunkte des Fernrohres, d. h. das Gesichtsfeld selbst nimmt. 2) Das **Kreismikrometer Bessel's** mit Kreisring und Messingstreifen, dessen einer Rand durch den Mittelpunkt der Blendung geht. 3) Das **Winkelmikrometer Schwarzenbrunner's**, aus zwei Lamellen construirt, von denen die eine beweglich ist. 4) Das **Fadenmikrometer**, eine Verbindung von mehrern Spinne- und Seidenfäden, die so im Brennpunkte eines Fernrohres angebracht ist, daß ein Faden, der sogenannte **horizontale**, von 1, 3, 5 oder 7 **verticalen** Fäden, die gleichweit von einander abstehen, rechtwinklig durchschnitten wird. 5) Das **Schraubenmikrometer**, wo der Kopf einer Schraube einen Zeiger hat, der mit ihm auf einer Scheibe herumgeführt wird, welche in eine gewisse Anzahl Theile abgetheilt ist, deren Größe nach Minuten und Secunden bekannt sein muß. 6) Das **Quadratmikrometer**, welches aus einem von Spinne- oder Silberfäden gebildeten Quadrate besteht, dessen zwei Diagonalen ebenfalls Fäden sind. 7) Der **Heliometer** (s. d. Art.). — Brander's Glasmikrometer und Kirch's Schraubenmikrometer sind nicht mehr im Gebrauche. — Die Constructionen und Abbildungen der angeführten Mikrometer so wie die Art und Weise, an ihnen Beobachtungen anzustellen und diese selbst zu berechnen, findet man am vollständigsten und bequem übersichtlich zusammengestellt in: „Treatise of the Astronomic practical from **Pearson**" (Lond. 1829. 2 Voll.) und in **Jahn's** „Praktischer Astronomie" (Berlin 1834. 1. Thl. S. 28—44). 13.

Mikroskop ist ein optisches Werkzeug, kleine dem bloßen Auge kaum oder gar nicht bemerkbare Gegenstände vergrößert und deutlich darzustellen, und daher

für den Naturforscher von der größten Wichtigkeit. — Bedient man sich eines erhabenen Glases, damit das zu betrachtende Object dem Auge mehr genähert werde, so erhält man ein einfaches M. (Loupe, s. d. Art.), dessen Vergrößerung dem Verhältnisse der Gesichtsweite zur Näherung direct proportional ist; von dieser Art waren Leuwenhoek's Mikroskope; Hartsoeker nahm Glaskügelchen, Gray bloße Wassertropfen; selbst eine kleine Öffnung in einem Kartenblatte gibt eine Vergrößerung des Objects. Fängt man das Bild eines solchen Glases, das Linse (s. d. Art.) genannt wird, durch zwei oder mehrere andere Linsen auf, so heißt die Vorrichtung dann ein zusammengesetztes M., das ungemein mehr Bequemlichkeit, Gesichtsfeld und Vergrößerung als das einfache gewährt. Die Wirkung der Mikroskope aus zwei Gläsern hinsichtlich der Vergrößerung wird durch die Schwierigkeit, genaue Linsen von kurzen Brennweiten zu erhalten, so wie durch das geringe Gesichtsfeld des Augenglases ziemlich beschränkt. Besser sind daher die Mikroskope mit drei Gläsern, deren Vergrößerung sich durch Rechnung, leichter noch wohl durch unmittelbare Messung bestimmen läßt, indem man den wirklichen Gegenstand mit seinem vergrößerten Bilde vergleicht. — Über die Mikroskope mit vier und mehreren Gläsern, über die Spiegelmikroskope, die Geschichte ihrer Erfindung und Verbesserungen vergl. man: „Mém. sur la construction et l'usage du microscope par D. Villars" (Paris 1806); „Essay's on the microscope by G. Adams" (London 1787); Gehler's „Physikalisches Wörterbuch" (alte Ausgabe, Bd. III. Art. Mikroskop) ꝛc. Die besten Mikroskope liefert jetzt die mechanisch-optische Werkstätte von Utzschneider und Ertel in München. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß für zu betrachtende undurchsichtige Gegenstände das Lampenmikroskop von Adams wegen der Klarheit und Schärfe seiner Bilder sehr empfehlenswerth ist, da namentlich das Bild im Brennpunkte der beiden Linsen in einer Distanz von 8 Zollen vom Auge betrachtet wird. — Mikroskop ist ein von de Lacaille am südlichen Himmel aus 10 kleinen Sternen formirtes Sternbild, das bei uns niemals aufgeht. 13.

Milbe, lat. acarus; franz. mite, ciron; eng. mite, ist eine zu den Insecten gerechnete Thiergattung, deren Arten man nicht genau anzugeben weiß. Das ihnen Gemeinsame ist ein spitzig zulaufender Kopf, der mit dem gewöhnlich stärkern Leibe ohne Hals in Verbindung gesetzt ist und von ihnen bald als Saugerüssel, bald scheerenartig gebraucht wird; sie nähren sich von dem Blute anderer Thiere oder von Käse, Mehl, Obst ꝛc. und haben 3 oder 4 Paar Füße. Ihre Fortpflanzung erfolgt mittelst Eier, die das Weibchen in großer Menge legt. Zu den bekanntesten Arten gehören die Käsemilben (a. domesticus, casei), welche kaum sichtbare Haare, gleich lange Füße und einen braungefleckten weißen Körper haben und unter dem Vergrößerungsglase einem Igel gleichen. Höchst ähnlich sind dieser Art die Mehlmilben (a. farinae), welche nur durch ihren röthlichen Kopf von ersteren unterschieden werden können und die Krätzmilben (a. scabiei), die auf den Krätzblasen leben und in diese sich einfressen; die Büchermilben (cheyletus eruditus), die Webermilben (a. telarius), die die unteren Seiten der Baumblätter einspinnen und oft das Verdorren des ganzen Baumes nach sich ziehen, und noch andere mehr. Besonders merkwürdig sind die in Amerika einheimischen (a. americanus), welche, obgleich nicht stärker als eine Linse, so viel Blut an sich ziehen, daß sie die Stärke eines Fingergliedes erreichen und in großer Anzahl einem Thiere den Tod bereiten. 35.

Milch, lat. lac; franz. lait; engl. milk, nennt man die weiße undurchsichtige Flüssigkeit, welche sich in den Brüsten und Eutern der weiblichen Säugethiere absondert und ihren Jungen als erste und einzige Nahrung dient. Durch längeres Stehen in mäßiger Wärme, durch Zusatz von Säuren und manchen Salzen ꝛc. läßt sich die M. in ihre Bestandtheile zerlegen, welche aus Rahm, Käse

und Molken bestehen; auch ist sie, wenn diese Scheidung verhindert und ein Ferment zugesetzt wird, beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche unter Einwirkung der Wärme einer geistigen Gährung fähig ist. Die Tataren bereiten deßhalb aus der Pferdemilch ein angenehm säuerliches Getränk, Kumüß genannt, so wie auch eine geistige berauschende Flüssigkeit, und die Kalmücken brennen sogar Branntwein daraus, welcher den Namen Arki führt. Der Rahm (crême) aus einem Gemenge von Butter, Käse und Molken bestehend, sammelt sich seiner Leichtigkeit wegen in Gestalt einer dicken Haut auf der Oberfläche der Milch und kann alsdann davon abgeschöpft werden. Durch mechanisches Schlagen des Rahms mit der Hand oder mit Maschinen wird die Butter von den käsigen und molkigen Theilen abgesondert, welche zurückbleiben und unter dem Namen der Buttermilch zur Nahrung für Menschen und Vieh dienen. Letztere ist wegen der vielen in ihr enthaltenen sauern Luft sehr gesund. In Holland benutzt man sie auch noch zum Leinwandbleichen. Durch das Gerinnen der entrahmten M. sondern sich die käsigen Theile ab und die Molken bleiben allein zurück. Je mehr Fett in ersteren enthalten sind, desto brauchbarer sind sie zur Bereitung von Käse (s. d. Art.). Die Molken sind eine dünne durchsichtige Flüssigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmacke. Man empfiehlt sie als ein blutreinigendes Mittel im Frühjahre, auch geben sie allmählig abgedampft den Milchzucker (s. d. Art.). Die M. einer und derselben Thierart, so wie die verschiedener Thiere bietet mancherlei Modificationen dar, welche von der Verschiedenheit des Gesundheitszustandes, der Lebensweise, dem Genusse der Nahrungsmittel ꝛc. derselben abhängig sind. Die wichtigste M. für den Menschen ist die der Kuh. In den ersten Wochen nach dem Kalben erhält man von ihr die meiste, aber auch wässerigste M.; allmählig aber nimmt diese an Menge ab und an Dichtigkeit zu, bis sie, wenn die Kuh wieder trächtig geworden ist, ganz versiegt. Die Ziegen- und Schafmilch steht der Kuhmilch am nächsten; die Eselsmilch hat mehr Rahm und Milchzucker und weniger Käse, die Frauenmilch ebenfalls mehr Milchzucker und weniger Käse als die Kuhmilch. Der butterige Bestandtheil der Frauenmilch ist aber mit dem käsigen so verbunden, daß aus ihr keine Butter zu bekommen ist. Die M. dient als Nahrung und findet in der Arzneikunde und bei verschiedenen Künsten und Handwerken ihre Anwendung. 26.

Milchstraße, lat. via lactea; franz. voie lactée, galaxie; engl. milky way, galaxy, ist ein den ganzen Sternenhimmel fast nach der Richtung eines größten Kreises umziehender hellglänzender Streifen, der die Sternbilder Kassiopeja, Perseus, Orion, Zwillinge, Schiff, Centaur, Altar, Scorpion, Schütze, Ophiuchus, Adler, Schwan und Cepheus der Reihe nach trifft und eigentlich aus zwei Zonen besteht, die sich gegen 12 Grade von einander entfernen und beim Schwane und Altare sich wieder vereinigen. Die M. besteht aus unzähligen ungemein weit entfernten Fixsternen, und einzelne große Theile derselben zeichnen sich durch ihren verschiedenen Glanz durch Öffnungen und Spalten, so wie durch isolirte auswärts auslaufende Äste von den andern aus. Je näher man das Fernrohr der M. von allen Seiten rückt, desto mehr sieht man allmählig immer dichter stehende Sterne mit wachsendem Schimmer, besonders beim Altare und Schwane, bei welchen Sternbildern sich die zwei großen Äste der M. vereinigen und diese selbst am schmälsten ist. Dagegen erscheint der Himmel in den beiden Gegenden fast sternenlos, die von der M. am entferntesten sind und in denen folglich die beiden Pole der M. liegen, nämlich in der Nähe des Haares der Berenice und in der Bildhauerwerkstätte. — Herschel gelang es zuerst, mit seinen starkvergrößernden und lichthellen Spiegelteleskopen den Schimmer der M. in kleine Sterne aufzulösen und sich so thatsächlich zu überzeugen, daß jede Stelle der M. desto sternenvoller ist, je glänzender sie dem bloßen Auge schimmert, daß

folglich auch ihr Glanz nur von dem in einander fließenden Lichte unzählig vieler Sterne herrühre, welche in der Richtung der M. in unendlichen Entfernungen dicht an und neben einander zu liegen scheinen. Ferner beweist die regelmäßige Gestalt der M., daß alle zu ihr gehörenden Sterne ein für sich bestehendes Ganzes, ein sogenanntes Sternensystem bilden, so wie ihre Form eines größten Kreises, daß unser Sonnen- oder Planetensystem doch wahrscheinlich blos einen sehr kleinen Theil dieses Sternensystems ausmachen und nahe beim Mittelpunkte der M. sich befinden muß, indem man sie, stünde man weit außerhalb derselben, blos in der Gestalt eines mehr oder weniger kleinen Kreises erblicken könnte. Hätte nun jenes Sternensystem die Gestalt einer Kugel, in deren Mittelpunkte die Erde stünde, so müßten wir offenbar in jeder Himmelsgegend gleich viele Sterne erblicken. Dieß findet aber nicht statt, folglich ist gedachtes Sternensystem wahrscheinlich linsenförmig und wir werden, unser Auge nach der scharfen Kante dieser Linse gerichtet, d. h. nach der fernsten Grenze des Systems, viel mehr und dichter gedrängte Sterne wahrnehmen, als wenn wir nach den beiden Gegenden hin schauen, wo die Grenze des Systems uns am nächsten ist, d. h. wenn wir nach den beiden schon oben erwähnten Polen der M. unsere Blicke richten, wo folglich die Sterne nur in geringer Anzahl hinter einander stehen können. Dieß Alles nun bestätigen auch die Beobachtungen der Astronomen. — Es gibt aber auch noch sehr viele, ungemein weit entfernte Milchstraßen, die wir unter dem Namen Nebelflecke (s. d. Art.) kennen. 13.

Milchzucker, lat. saccharum lactis; franz. sucre de lait; engl. milk-sugar, ist der eigenthümliche Zucker der Milch, welcher aus den Molken derselben erhalten wird. Man dampft nämlich die süßen Molken bis zur Honigdicke ab und läßt die eingedickte Flüssigkeit erkalten, wo dann der M. in weißen vierseitigen und durchscheinenden Krystallen anschießt. Diese Krystalle werden durch Auflösen, Filtriren, Abklären und nochmaliges Krystallisiren gereinigt und man erhält ihn dadurch schön weiß und in ganzen Rinden zusammen verbundener Krystalle. Vorzüglich schön und gut erhält man den M. aus der Schweitz und Lothringen. Die erste Erwähnung des Milchzuckers ist von Bartholdi 1619 geschehen. 26.

Milesier oder **Gadelianer** ist der Name eines fabelhaften Volkes, welches in dem irischen Mythenkreise eine höchst wichtige Rolle spielt und selbst von minder heftigen Vertheidigern des irländischen Alterthums als das Stammvolk der heutigen Irländer betrachtet wird. Zur Zeit des Moses, so berichtet die Sage, war Niel, der König der M., aus Scythien nach Ägypten eingewandert und hatte die Tochter Pharao's, Scota, geheirathet; sein Sohn Gardhal führte die Kriege der Pharaonen gegen die Äthiopier und wurde durch Moses' Zauberstab von einem Schlangenbisse geheilt. Dessen Enkel aber, den Königen verdächtig geworden, versammelten ihr Volk und zogen nach Kreta, von hier später in ihr Stammland Scythien zurück und kamen endlich nach vielen Abenteuern zu Wasser und zu Lande nach Spanien, wo sie die Einwohner unterwarfen und ein mächtiges Reich gründeten. Unter ihren Nachkommen überstrahlte Königs Bile Sohn, Gollamh, Mileag, d. i. Held oder Milesius (Mileag-Easpain, Milesius Hispanus) genannt, König von Galicien, alle seine Vorfahren an Heldenruhm, denn er schlug nach manchen kühnen Abenteuern in Ägypten und Scythien allein in Spanien 54 Schlachten gegen die während seiner Abwesenheit mächtig gewordenen Feinde seines Vaters. Eine Hungersnoth endlich veranlaßte seine Söhne, im Vertrauen auf eine alte Weissagung eine andere Heimath aufzusuchen. Dieß geschah um das Jahr 1300 vor Chr., wo sie nach gefahrvollen Irrfahrten in Irland landeten. Hier wurde nach blutigem Kampfe gegen die einheimischen Bewohner, die Danain, Heremon, der zweite Sohn Mileag's, nach der Ermordung seines Bruders Heber der Stifter einer Dynastie, welche erst in dem letzten Könige von Ir-

land Kurleph = o = Connor im Jahre 1611 n. Chr. ihre Unabhängigkeit an England verlor. — Daß dieſe Sage mönchiſchen Urſprungs iſt, geht ſchon daraus hervor, daß ſie an Moſes angeknüpft iſt, welcher von heidniſchen Barden unmöglich hätte erwähnt werden können. Wahrſcheinlich iſt es, daß der irländiſche Prieſter Sedulius, welcher im VIII. Jahrh. zum Biſchofe in Spanien erhoben wurde, dieſe Geſchichtchen erfand, um den Neid, der ihm als einem Fremdlinge gefährlich zu werden drohte, durch Nachweiſung einer Stammverwandtſchaft zwiſchen den Spaniern und den Irländern zu beſchwichtigen. Spätere Chronikenſchreiber bildeten dieſe Sage weiter aus. Übrigens kann man aus verſchiedenen Namen und anderen Umſtänden mit Grund ſchließen, daß dieſe Überlieferungen mit den früheren Einwanderungen der Galen, vielleicht auch der Scandinavier in Verbindung ſtehen, und ſo hätte man wenigſtens für dieſes Gewirr von Fabel eine hiſtoriſche Baſis. 1.

Mileſiſches Märchen, ſ. Märchen und Roman.

Miletus, früher **Lelegeïs** nach den Einwohnern, **Pityuſa** wegen der nahen Fichtenwälder und **Anaktoria** von der Anakte genannt, eine der berühmteſten Städte Joniens in Kleinaſien, unfern der Mündung des Mäander, der Inſel Pathmos gegenüber gelegen, Geburtsort des Thales, der davon oft blos **Mileſius** heißt, des Anaximander, Anaximenes, Äſchines, des berühmten Muſikers Timotheus, hatte ſeine eigenen Beherrſcher und vermochte bei ſeinem Reichthume die langwierigſten Kriege gegen Lydiens Könige zu führen. Namentlich war dieß der Fall im Jahre 717 vor Chr. gegen den König Gyges und deſſen Sohn Ardyis und 620 gegen Alyattes unter ſeinem Beherrſcher Thraſybulus. 494 wurde es von den Perſern unter Darius faſt ganz zerſtört und ertrug nach ſeiner Erbauung das allgemeine Schickſal der perſiſchen Monarchie. Die Einwohner huldigten den Künſten und Wiſſenſchaften und bei ihrem Wohlſtande war Sittenloſigkeit an der Tagesordnung. In der Nähe von M. war ein berühmter Tempel des Apollo, den Xerxes einſt zerſtören ließ. Das Gebiet von Milet hieß Milesias oder Ager Milesiorum. Jetzt erhebt ſich auf ſeiner Stelle ein armſeliges Dorf Palatſchia genannt. 77.

Militair. Mit dieſem Ausdrucke bezeichnet man ſowohl den Stand des Kriegers als auch die ganze bewaffnete Macht eines Staates. Die rohe Kraft reicht im Kriege nicht aus; daher von den früheſten Zeiten an der Gebrauch der Waffen, um den Gegner heftiger und ſicherer aus der Ferne zu verletzen und um ſich ſelbſt gegen Verletzungen zu ſchützen. Die Verſchiedenheit der Waffen und die Eigenthümlichkeiten des Gebrauchs derſelben hat die verſchiedenen Waffengattungen oder Truppenarten ins Leben gerufen, wozu noch der Einfluß tritt, den die verſchiedene Beſchaffenheit des Terrains auf den Gebrauch derſelben äußert. Hiernach finden wir Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Pioniere, Schützen und Jäger. Im Infanteriſten finden wir alle Erforderniſſe des Kriegers, aber nur in einem mäßigen Grade vereinigt, er iſt daher am meiſten geeignet als Streiter aufzutreten. Da es nun aber Fälle gibt, wo ein größeres Maß von Beweglichkeit erfordert wird, als es der Infanteriſt beſitzt, ſo dient dazu die Cavallerie und, wo eine größere Percuſſion und Feuerwirkung verlangt wird, die Artillerie. Das Ingenieurcorps, Pioniere, iſt nicht zum unmittelbaren Kampfe, ſondern zu verſchiedenen Arbeiten beſtimmt (ſ. d. Art.) und die Jäger und Schützen vorzugsweiſe zum zerſtreuten Gefechte, zum Patrouillendienſte und zur Deckung der Artillerie. Die Eintheilung der einzelnen Truppenarten in ſich entſteht durch die verſchiedene Art der Bewaffnung, Ausrüſtung und Fechtart, woraus die Gliederung in **leichte** und **ſchwere** hervorgeht. Die Trennung beider beruht nicht allein in der Art, ſondern vorzüglich in dem Grade der Ausbildung; ſie kann nicht immer ganz ſcharf ſein, iſt aber nothwendig, da nicht

ein jedes Individuum gleicher Ausbildung fähig ist. Daher theilt sich die Infanterie in schwere oder Linieninfanterie, Grenadiere und Musketiere, und leichte, Füsiliere, Schützen und Jäger; die Cavallerie in schwere, Cuirassiere und Uhlanen und in leichte, Dragoner und Husaren, und endlich die Artillerie in Feld-Artillerie, welche wieder nach dem Caliber der Geschütze und ihrer Beweglichkeit in schwere und leichte, so wie nach der Art des Fortbringens ihrer Bedienungsmannschaft in Fuß-, fahrende und reitende Artillerien zerfällt, und in Festungsartillerie. Die Organisation der verschiedenen Truppenarten gründet sich im Allgemeinen auf disciplinarische, taktische und ökonomische Rücksichten und so beruhet die bekannte Eintheilung in Regimenter, Bataillone, Compagnien, Escadrons ꝛc. auf der Beweglichkeit und der zweckmäßigen Verwendung und Verpflegung. Die Stärke der einzelnen Theile ist angeordnet nach der leichtern Übersicht der innern Gliederung und der Widerstands- und Angriffsfähigkeit. Jedes Infanterieregiment besteht aus 2 Musketier- und 1 Füsilierbataillonen, die Schützen und Jäger bilden nur Bataillone oder Abtheilungen. Die verschiedenen Truppenarten sind überall in mehrere größere selbstständige Körper vereinigt und diese Zusammenstellung zu einem Ganzen gründet sich darauf, daß die Wirkung, welche die verschiedenen Gattungen einzeln zu leisten vermögen, von ihnen, vereinigt, auch möglichst vollständig ausgeführt werden können. So viel es die Umstände erlauben, sollen sich die verschiedenen Truppenarten gegenseitig unterstützen, dabei aber so viel als möglich auch einzeln wirksam sein können. Die verschiedenen Verhältnisse bringen es mit sich, daß bald die eine bald die andere Waffengattung wirksam sein kann und dieß gibt den Hauptgrund für ihre Zusammenstellung her. Bei dieser Zusammensetzung sind folgende Hauptgesichtspunkte anzunehmen: 1) Wie groß muß jeder Truppentheil sein, um den genannten Erfordernissen entsprechen zu können? 2) Wie groß muß die Zahl der ganzen Zusammensetzung? und 3) wie wird die Führung am vortheilhaftesten zu organisiren sein? Allgemeine Regeln für die numerische Zusammensetzung können nicht füglich gegeben werden, da die Bestimmung derselben zu sehr durch das Terrain bedingt wird, daher denn auch eine solche Organisation getroffen ist, daß, wenn das Bedürfniß eintritt, eine andere zu wählen, der Wechsel ohne alle Schwierigkeit eintreten kann. Die kleinste stattfindende Gliederung von Infanterie und Artillerie ist 2 Regimenter Infanterie und 1 Fußbatterie, von Cavallerie und Artillerie: 2 Regimenter Cavallerie und eine reitende Batterie (Brigade). Treten hierzu noch die Landwehrtruppen, so wird das Ganze mit dem Namen Division bezeichnet, welche dann also aus 2 Brigaden Infanterie, 2 Fuß-Batterien, 1 Brigade Cavallerie und 1 reitenden Batterie besteht. Treten zwei solcher Divisionen zusammen, so wird ein Corps gebildet, in welchem sich alle verschiedenen Waffen in dem vollständigen Verhältnisse vereint finden und welches wir ein Armeecorps nennen. Die Stärke eines solchen, deren mit dem Gardearmeecorps 9 bestehen, ist in Preußen: 24000 Mann Infanterie, excl. 2 Reserveregimenter, 4200 Mann Cavallerie, 3600 Mann Artillerie, 500 Mann Schützen, 450 Mann Pioniere, zusammen 32750 Mann, woraus hervorgeht, daß die Cavallerie $\frac{1}{6}$ der Infanterie, diese $\frac{3}{4}$ des Ganzen, die Cavallerie $\frac{1}{8}$ des Ganzen, die Artillerie etwa $\frac{1}{9}$ desselben ausmacht. Das Verhältniß der Cavallerie zur Infanterie wechselt häufig, liegt jedoch bei fast allen Armeen zwischen $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{6}$. In Bezug auf die ganze Zahl rechnet man im Allgemeinen auf 1000 Mann Infanterie 2 und auf 1000 Mann Cavallerie 4 Geschütze. Unter den 96 Geschützen, welche 1 Artilleriebrigade zum Armeecorps stellt, befinden sich $\frac{11}{16}$ der Zahl Kanonen; $\frac{5}{16}$ Haubitzen und das Verhältniß der schweren zu den leichten Kanonen ist = 3 : 8, so wie das der schweren zu den leichten Haubitzen = 1 : 4. In Hinsicht der Eintheilung der Artillerie ist als allgemeiner Grund-

satz vorherrschend, daß sie für die verschiedenen Kriegsvorfälle in so viele Theile getheilt sein muß, daß ein jeder derselben bei einem hinreichenden Grade von Stärke und Wirkungsfähigkeit noch zweckmäßig geleitet und geführt werden kann. Beim Festungskriege kann jedoch dieses Princip nicht angewendet werden und daher für den Feldkrieg nur von einer taktischen Einheit die Rede sein. Hierzu gehört nun ferner eine völlige Geeigentheit und Geübtheit des Personals und daß solche Einrichtungen getroffen sind, welche dazu führen, daß die Artillerie aus dem Feldgebrauche zum Gebrauche in und vor Festungen übertreten kann. Ferner bedarf es solcher Theile, welche mit der Anfertigung der verschiedenen Artilleriebedürfnisse beauftragt sind, Handwerkstätten, so wie Orte für deren möglichst sorgfältige Aufbewahrung, Zeughäuser, und außer der praktischen Ausbildung die von dem Dienste der Artillerie unzertrennliche Schulbildung. Da ferner die Artillerie von allen Fortschritten der Künste und Wissenschaften abhängig ist, bedarf es einer Institution, um die anderswo gebräuchlichen oder auf sonstige Weise ins Leben getretenen Einrichtungen zu prüfen und hierzu dient der Generalstab der Artillerie und die Artillerieprüfungscommission. — Der Ersatz an Mannschaft geschieht im Kriege aus den Reserven, der Landwehr und den Depots der Festungen, welche die junge Ersatzmannschaft ausbilden und nachsenden, und der Ersatz der Pferde aus den Pferdedepots, durch Lieferung und Requisition. Die übrigen militairischen Behörden zerfallen in 1) das Kriegsministerium, welches sich wieder in verschiedene Departements theilt, die sich mit den kriegerischen Begebenheiten, den persönlichen Angelegenheiten, der Militairökonomie, den Wittwencassen und Schulen und den Invalidenangelegenheiten beschäftigen; 2) den Generalstab, dessen Beschäftigung im Allgemeinen darin besteht, die allgemeinen Angelegenheiten und Bewegungen der Armee zu leiten, die Aufnahme des Terrains und die Anfertigung der Charten zu besorgen, Nachrichten einzuziehen ꝛc.; 3) die Verwaltungsbehörden, welche sich mit der Verpflegung und Bekleidung der Armee beschäftigen, und 4) die Lazarethe, das Medicinalwesen und die Justiz. 61.

Militaircolonien, s. Colonien und Rußland.

Militairgränze, s. Östreich.

Militairmusik heißt überhaupt jede Instrumentalmusik, welche zu irgend einem militairischen Zwecke dient. Sie bildet in sofern eine besondere Gattung, als sie sich einzig und allein zur Aufgabe zu stellen hat, kriegerischen Sinn und Muth hervorzurufen, zu beleben und zu erhalten. Daß sie dazu aber wirklich Wesentliches beitragen könne, ist durch die Erfahrung unumstößlich bewiesen; und selbst das ungebildetste Volk zieht nie ohne Musik in den Kampf. Natürlich kann der angegebene Zweck nur dann vollständig erreicht werden, wenn der in Tonstücken solcher Art herrschende Geist alle andere Gefühle und Stimmungen des Gemüths ausschließt und nur Muth erregend wirkt. In neuerer Zeit ist für die Musik überhaupt, so auch für diesen Zweig derselben sehr viel geleistet worden und zwar gebührt hierin den Deutschen der Preis. Daß man übrigens Saiteninstrumente von der Militairmusik stets ausschließt, versteht sich von selbst, da diese zur Erweckung entschieden kräftiger Stimmung nicht wohl geeignet sind. Während nun die Musik der Infanterie entweder blos Blechinstrumente (wie die Jäger und Schützen), oder auch andere Blas- und Schlaginstrumente (wie die Linie) anwendet, gebraucht die Reiterei gewöhnlich nur die Trompete, allerdings für militärischen Zweck das wirksamste Instrument. Die Musiker der Infanterie nennt man gewöhnlich Hautboisten (Hornisten, Signalisten), die der Reiterei Trompeter. (Vrgl. den Art. Musik.) 29.

Militairschulen oder **Militairakademien**, franz. académies militaires; engl. military academies, sind diejenigen Anstalten, in denen auf Kosten des

Staats die Erziehung und Bildung derjenigen jungen Leute stattfindet, welche sich dem Soldatenstande widmen wollen oder demselben bereits angehören. In fast allen europäischen Staaten finden wir dergleichen Anstalten in verschiedener Ausdehnung (s. Cadet), nach dem Alter der Zöglinge und der Waffengattung, der sie bereits angehören, getheilt. Der Unterricht, welcher in denselben ertheilt wird, erstreckt sich nicht allein über die reinmilitairischen Wissenschaften, sondern faßt auch in dem angemessenen Umfange alles das in sich, was heutiges Tages in den verschiedenen wissenschaftlichen Zweigen und Kunstfertigkeiten von einem gebildeten Manne gefordert wird. Im Königreiche Preußen finden wir folgende Militairerziehungs- und Bildungsanstalten: 1) die Cadettenanstalt, gestiftet vom Könige Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1717, zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von denen die zweite, welche in Potsdam und Kulm sich befindet, nach zurückgelegtem 10. Lebensjahre die Knaben aufnimmt und zur Einstellung in die erste, welche in Berlin besteht, vorbereitet. In diese treten die Zöglinge mit dem 14. Lebensjahre mit Rücksicht auf ihre Fähigkeiten über und verbleiben daselbst bis zum 17. Jahre. Hier werden dieselben nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch zu Soldaten gebildet und treten dann in dem genannten Alter in dem Grade, für welchen sie das Examen bestanden haben, ins stehende Heer. Zur Aufnahme in diese Anstalt haben nur Officierssöhne Anspruch, deren Väter entweder vor dem Feinde geblieben sind oder denen der König dadurch einen Beweis des Wohlwollens hat geben wollen. Gegen Entrichtung einer bestimmten Summe werden indeß auch Pensionaire aufgenommen. 2) Die allgemeine Kriegsschule in Berlin bezweckt die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Officiere. Zum Besuche dieser Anstalt können Officiere aller Waffen gelangen, wenn sie die durch ein Examen darzulegenden nöthigen Vorkenntnisse besitzen, eine dreijährige Dienstzeit als Officier zurückgelegt und sich mit dem praktischen Dienste vollkommen vertraut gemacht haben. Der Lehrcursus dieser Anstalt dauert 3 Jahre und aus denjenigen Officieren, welche dieselbe besucht haben, werden die Individuen zum topographischen und trigonometrischen Bureau gewählt und aus diesen der Generalstab ergänzt. Die Kriegsschule wurde im Jahre 1766 von Friedrich dem Großen errichtet. 3) Die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin ist die Anstalt, in welcher die jungen Leute, welche in diesen Waffen fortdienen wollen, den nöthigen Unterricht erhalten. Zum Besuche derselben gelangen die einzelnen Individuen, wenn sich durch eine dießfällige Prüfung erwiesen hat, daß sie die erforderlichen Vorkenntnisse besitzen und den praktischen Dienst kennen. Der Lehrcursus dauert 3 Jahre mit Einschluß der praktischen Übungen, für welche jährlich 3 Monate bestimmt sind und die im Aufnehmen des Terrains und Feldmessen, in artilleristischen und fortificatorischen Übungen bestehen. Der dreijährige Cursus ist in 3 Contus getheilt; nach Ablauf des ersten wird der Schüler zum Portepeefähndrich, nach dem zweiten zum Infanterieofficier und nach Beendigung des dritten Contus zum Artillerie- und resp. Ingenieurofficier examinirt. Diese Anstalt wurde von Friedrich Wilhelm II. 1788 gestiftet. 4) Die Divisionsschulen, von denen bei jeder Division eine besteht, sollen denjenigen jungen Leuten, welche in der Infanterie und Cavallerie fortdienen wollen, die Gelegenheit geben sich die zur Ablegung des Officierexamens nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Zur Aufnahme in dieselben ist die Ableistung des Portepeefähndrichexamens erforderlich. Der Cursus ist auf 2 Jahre beschränkt und zerfällt in 2 Contus, wodurch denjenigen jungen Leuten, deren früherer Unterricht unvollständig war oder deren Naturanlagen sich später entwickeln, nachgeholfen werden kann. Im Laufe der beiden Jahre werden jedoch die Schüler 3 Monate jährlich zu den praktischen Übungen zu ihren Truppentheilen zurückberufen. 5) Die Inspectionsschulen der Artillerie dienen zur

Bildung von Oberfeuerwerkern und Feldwebeln, wie 6) die Brigadeschulen dieser Waffe, um Feuerwerker, Unterofficiere und Bombardiere zu erziehen. Ein jeder Militairzögling oder Soldat, welcher eine oder die andere dieser Anstalten mit Ausschluß der letztgenannten besucht hat, ist verpflichtet für jedes Jahr, das er diese Wohlthat genossen, zwei Jahre im stehenden Heere zu dienen. Die allgemeine Dienstpflicht bleibt außerdem nach den gesetzlichen Bestimmungen abzuleisten. Außer den vorangeführten Militairbildungsanstalten bestehen noch in der ganzen Armee die Compagnie-, Escadrons- und Bataillonsschulen, welche dazu dienen, denjenigen Soldaten, welche Anlagen und Lust haben sich weiter fortzubilden, neben dem praktischen Dienste Gelegenheit zu geben sich im Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc. zu vervollkommnen. Die Schüler erhalten Schreibmaterial und Bücher unentgeldlich und laden durch den Besuch dieser Schulen keine Verpflichtung zum Weiterdienen auf sich. 61.

Militairwissenschaften, s. Kriegswissenschaften.

Militairverdienstorden, deren Namen schon ihren Zweck an den Tag legt, zählen wir in Europa mehrere. — Der Orden pour le mérite, den König Friedrich II. von Preußen im Jahre 1740 an die Stelle des von Friedrich I., als Churprinz von Brandenburg, im Jahre 1685 gestifteten Orden de la Générosité setzte, war anfänglich auch für Civildiener, später aber nur für das im Kampfe gegen die Feinde erworbene Verdienst bestimmt. Ein goldenes, aus 4 Theilen bestehendes, achtspitziges, blauemaillirtes Kreuz, ohne Mittelschild, ist das Ordenszeichen. Zwischen jedem der vier Theile ist ein goldener Adler angebracht und auf dem obersten Theile steht die Krone und darunter ein „F.“ (Friedrich); auf den andern Theilen liest man die Worte: „Pour le mérite. Die Rückseite ohne jede Decoration ist blau. Es gibt nur eine Classe von Rittern und diese trägt den Orden an einem schwarzen Bande mit schmaler silberner Einfassung um den Hals. Friedrich Wilhelm III. hat unter dem 10. März 1813 erst verordnet, daß bei besonderer Auszeichnung der Orden, der gegenwärtig nur der Militairverdienstorden genannt wird, mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ausgegeben werden solle. — Ein zweiter ist der königlich würtembergische M. Denselben stiftete Karl Eugen, Herzog von Würtemberg, am 11. Febr. 1759 unter dem Namen: Militair-Karls-Orden; als aber das Land 1806 zum Königreiche erhoben wurde, veränderte der König den Orden und gab ihm an seinem Geburtstage, den 6. Nov. desselben Jahres, den Namen M. Die Inhaber desselben bestehen aus 4 Classen und das Ordenszeichen ist ein aus 4 Theilen bestehendes, achtspitziges Kreuz, welches von den Großkreuzen an einem breiten, schwarzeingefaßten Bande von der Linken zur Rechten, von den Commandeurs an einem schwarzen, gelbeingefaßten Bande, von den Rittern ohne Krone an einer ähnlichen Schleife im Knopfloche getragen wird. Außerdem haben die Commandeurs erster Classe dasselbe Zeichen auf dem Degen. — Den aus einer Classe bestehenden Orden pour la vertu militaire errichtete der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel. Die Ordensdecoration besteht in einem goldenen, in 8 Spitzen ausgehenden, weißemaillirten, mit einer Königskrone gedeckten Kreuze. Zwischen jedem der 4 Theile sieht man einen goldenen aufrechtstehenden Löwen und in dem obersten noch den Namenszug des Stifters: „F. L.“ (Friedrich Landgraf), jetzt „W. K.“ (Wilhelm Kurfürst), auf den anderen das Wort: „Vir-tu-ti“ vertheilt. Es wird an einem himmelblauen Bande mit silberner Einfassung um den Hals getragen. — Der französische M. (institution du mérite militaire) nur für Nichtkatholiken bestimmt, ist von Ludwig XV. im März 1759 errichtet worden. Die Einrichtung desselben ist die des Ludwigsordens (s. d. Art.), nur mit dem Unterschiede am Ordenszeichen, daß auf dem vordern Mittelschilde sich ein aufrechtstehendes Schwert befindet, mit der Umschrift: „Pro virtute bellica,“ und auf der Rück-

seite die Worte: „Lud. (ovicus) XV. Instit. (uit) 1759“ stehen. Auch er ist jetzt aufgehoben. — Den M. in Polen stiftete der König Stanislaus August im Mai 1791, doch hob die targowitzer Conföderation, als der König ihr beitrat, denselben auf. Nach der Constitution des Herzogthums Warschau im Jahre 1807 wurde derselbe am 26. Dec. vom Könige Friedrich August von Sachsen, als Herzog von Warschau, wieder hergestellt. Das Ordenszeichen ist für die erste Classe ein schwarzemaillirtes Kreuz von Gold, in dessen Mitte die Buchstaben: „S. A. R. P.“ (Stanislaus Augustus, Rex Poloniae) und auf dem Flügel die Worte: „Virtuti militari“ stehen. Die Umseite zeigt den weißen polnischen Adler. Nebst einem silbernen Sterne auf der linken Brust, trägt sie dasselbe von der Rechten zur Linken an einem schwarz- und blaugestreiften Bande. Die zweite Classe ziert dasselbe Kreuz aus Gold und die dritte nur von Silber im Knopfloche. — Zur Entstehung des M. von Avis gab die Bekriegung der Mauren die Veranlassung. In der Mitte des XII. Jahrhunderts bildete sich ohne bestimmte Regel ein Verein von Rittern in Portugal, die neue Ritterschaft genannt, zur Vertheidigung des katholischen Glaubens, der 1162 zu einem geistlichen Ritterorden erhoben und dem Cistercienserorden unterworfen wurde. Als demselben Alphons Heinrich, erster König von Portugal, Evora geschenkt hatte, nannten sich die Mitglieder Ritter von Evora und nach der Erhebung der Grenzfestung Avis zum Hauptsitze (1187) Ritter von Avis. Die Königin Marie änderte ihn 1789 in einen M. um und wies dessen Einkünfte, die er aus den im XIII. Jahrh. schon als Geschenk von dem spanischen Orden von Calatrava erhaltenen Gütern in Portugal bezog, verdienten Officieren an. Die Mitglieder bestehen aus 6 Großkreuzen, 49 Commandeurs und aus einer unbestimmten Anzahl Ritter. Das früherhin goldene, grünemaillirte Kreuz, an den 4 Enden lilienförmig geziert, ist noch Ordenszeichen. Die Königin Marie fügte noch ein rothemaillirtes darüber hängendes Kreuz hinzu. Die zwei ersten Classen tragen es, außer einem silbernen Sterne und rothem Herze auf der linken Brust, an einem grünen Bande; erstere von der Rechten nach der Linken, letztere um den Hals. Die dritte Classe ziert das einfache Kreuz im Knopfloche. — Der letzte, der militairische Karl-Friedrichs-Verdienstorden, dessen Stifter der Großherzog Karl Friedrich von Baden am 4. April 1807 ist, hat 3 Classen, welche ein in den niedern Graden sich verkleinerndes achteckiges, mit Gold eingefaßtes weißemaillirtes, von einem Lorbeerkranze umgebenes Kreuz tragen, das eine goldene Krone deckt. Das rothe Schild mit den goldenen Buchstaben: „C. F.“ hat einen blauen Reif, auf dem man die Worte „Für Badens Ehre“ liest. Dieses Ordenszeichen wird an einem in der Mitte rothen, an den Seiten gelben, aber weißeingefaßten Bande getragen. 77.

Miliz, s. Landwehr.

Miller (Johann Martin), der eigentliche Schöpfer der überspannt empfindsamen Richtung im Romane, ward den 3. Dec. 1750 zu Ulm geboren und von seinem Vater, welcher Prediger am Münster und Professor am Gymnasium daselbst war, gebildet. Im Jahre 1770 bezog er die Universität zu Göttingen und trat hier, da er schon früher sich vielfach in der Dichtkunst versucht hatte, in den Bund der jungen Dichter, in deren Umgange sich sein schönes lyrisches Talent entfaltete. Zwar ging er zu Michaelis 1774 nach Leipzig, aber schon zu Ostern 1775 trieb ihn sein Herz wieder nach Göttingen, von wo er einige Zeit nach Hamburg zu Klopstock und dann wieder nach Ulm sich begab. Hier beschäftigte er sich mit Privatunterricht und Schriftstellerei und machte einige Versuche im Badischen eine Anstellung zu erhalten, bis er 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm, mit der Wohnung in der Stadt, ward, von wo an übrigens seine schriftstellerische Thätigkeit bis auf einige Unbedeutendheiten gänzlich aufhörte. Seit 1781 war er außerdem Professor am Gymnasium zu Ulm und 1783 ward er Prediger am

Münster, 1804 unter baierischer Hoheit Consistorialrath, 1809 Districtsdecan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche, 1810 unter würtembergischer Hoheit aufs Neue Prediger am Münster, Decan von Ulm und geistlicher Rath und starb den 21. Juni 1814. — Als Lyriker hat M. durch seine volksthümlichen Elegien und Lieder, welche sich durch Leichtigkeit, Natürlichkeit, Wärme, Zartheit der Empfindungen und gefällige Sprache auszeichnen und zum Theil Volkslieder geworden sind, Vortreffliches geleistet; sie erschienen gesammelt zu Ulm (1783. 8.). Als Romanschriftsteller brachte er in seinem „Siegwart" (Leipz. 1776. 2 Bde. 2. Aufl. 1777. 3 Bde.); „Karl von Burgheim" (Leipz. 1777 ff. 4 Bde.); „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit" (Ulm 1776. 2. Aufl. 1780); „Geschichte Gottfried Walther's, eines Tischlers, und des Städtleins Ecleburg" (1786); „Briefwechsel dreier akademischen Freunde" (2 Sammlungen. Ulm 1776—77) ein schwärmerisches Wesen, eine überspannte Empfindelei und einen Überreiz ätherischer Liebe in den Modegeschmack, der bald das ganze Publicum mit sich fortriß, aber auch in den vielen süßlich faden Nachahmungen bald zum Ekel wurde. Dieß geschah vorzüglich im „Siegwart," welcher daher auch überhaupt als Repräsentant jener schwärmerischen, weinerlich weichlichen Empfindsamkeit zum Sprüchworte geworden ist. Der reinsittliche Geist, welcher darin weht, entschädigt wenig dafür. 16.

Millesimo (Schlacht bei), s. Dego.

Millevoye (spr. Mihlvoah) (Charles Hubert), ein geschätzter neuerer französischer Dichter, ward den 24. Dec. 1782 zu Abbeville geboren, widmete sich schon früh der Poesie, verließ daher sowohl die angetretene juristische Laufbahn (1801) als die spätere buchhändlerische (1804), um sich derselben ganz zu ergeben, und zog sich deßhalb zuerst auf ein Landgut, dann nach Abbeville zurück, bis er durch Verhältnisse im Juni 1816 nach Paris zurückgeführt schon den 12. Aug. desselben Jahres daselbst starb. Er zeichnet sich besonders in der epischen und didaktischen Dichtkunst aus und erwarb sich durch mehrere Gedichte Preise verschiedener Akademien Frankreichs und von Ludwig XVIII. eine jährliche Pension von 1200 Francs. Die vorzüglichsten derselben sind: „L'amour maternel"; „L'indépendence de l'homme des lettres"; „L'invention poétique"; „Le voyageur"; „Belsunce ou la peste de Marseille"; „Le mort de Rotrou"; „Gollin ou le héros liégeois"; „Charlemagne à Pavie" (6 Gesänge); „Alfred, roi d'Angleterre" (4 Gesänge) u. a., in denen sich Eleganz des Styls mit trefflicher Charakterzeichnung und zartem Ausdrucke der Empfindung paart und welche er selbst noch in seinen „Oeuvres" (Paris 1814—1816. 2 Voll. 8.) gesammelt hat. 16.

Milliarde ist in Frankreich die Summe von 1000 Millionen, **Milliasse** = 100000 Millionen. 30.

Milliare, s. Are und Decimalsystem.

Millin (spr. Milláng) (Aubin Louis), zuletzt Conservateur des Cabinets der Münzen und Antiken der königlichen Bibliothek in Paris, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und der thätigste Schriftsteller auf dem Gebiete der archäologischen Wissenschaften, geb. 1759 zu Paris, war zwar von seiner Mutter für den geistlichen Stand bestimmt, folgte aber seinem Hange zu den Naturwissenschaften, deren Studium er später mit dem der classischen Schriftsteller des Alterthums wie der neuen Zeit verband, und besonders der Archäologie. Um dem Linné'schen Systeme auch in Frankreich Geltung zu verschaffen, gründete er die Linné'sche Gesellschaft und wurde nach deren Aufhebung Secretair der neubegründeten Gesellschaft der Naturwissenschaften. Der öffentliche Tadel, welchen er gegen die Anführer der revolutionairen Partei aussprach, brachte ihn ins Gefängniß, aus dem er erst nach einem Jahre befreit wurde. Unterdessen hatte er seine

Preisschrift „Elémens d'histoire naturelle“ (Paris 1794. 8.) vollendet und da er den größern Theil seines Vermögens während dieser Zeit verloren hatte, nahm er die Stelle eines Divisionschef in den Bureaux des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht an, wurde später Professor der Geschichte an der Centralschule des Seinedepartements und zuletzt (1794) Aufseher des Münzcabinets an der kaiserl. Bibliothek. Mit rastloser Thätigkeit wirkte er auch auf seinem neuen Posten. Um archäologische Forschungen anzustellen, war der Zweck seiner Reise ins südliche Frankreich und nach Italien, während welcher aber der größere Theil seiner Sammlungen ein Raub der Flammen wurde. Er starb 1818 zu Paris. War M. auch nicht im Stande, die Tiefen der archäologischen Quellen völlig zu durchdringen, so gebührt ihm doch der Ruhm, das Bekannte geordnet und deren vollständigere Entwickelung vorbereitet zu haben. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Revue général des écrits de Linné, avec des notes et additions du traducteur“ (Paris 1789. 2 Bde. 8.); „Introduction à l'étude des monumens antiques“ (Paris 1796. 8.); „Introd. à l'étude des medailles“ (Paris 1798. 8.); „Introd. à l'étude des pierres gravées“ (1796. 8.); „Monumens antiques inédits“ (1802—1806. 2 Bde. 4.); „Peintures des vases dits étrusques“ (1809—10. 2 Bde. Fol.); „Galérie Mythologique“ (1811. 2 Bde. 8.); „Voyage dans les départemens du midi de la France“ (1807. 4 Bde. 8.). Auch hat er fast 20 Jahre das „Magasin encyclopédique“ herausgegeben. 35.

Millot (spr. Millo) (Claude François Xavier), ein berühmter französischer Geschichtschreiber, ward 1726 zu Ornans in Franche comté geboren, trat in den Jesuitenorden und ward später Professor der Rhetorik am Jesuitencollegium zu Lyon, welche Stelle er aber, von seinen Obern wegen einer in der Akademie zu Dijon auf Montesquieu gehaltenen Lobrede verfolgt, wieder aufgab. Der Erzbischof von Lyon gab ihm eine geistliche Pfründe; da er aber seine Untauglichkeit zum Kanzelredner bald einsah, widmete er sich ganz dem Geschichtsstudium und schrieb unter andern „Elémens de l'histoire de France“ (Paris 1767—69. 3 Bde. 12.) und „Elémens de l'histoire d'Angleterre“ (Paris 1769. 3 Bde. 12.), auch übersetzte er eine Anzahl Reden aus griechischen und römischen Geschichtschreibern. Wegen des dadurch erhaltenen Rufs ward er 1768 an das vom Marquis von Felino errichtete adelige Erziehungsinstitut nach Parma berufen, wo er bis zu dessen Sturze blieb, erhielt darauf vom Könige von Frankreich eine jährliche Pension von 4000 Francs und ward 1778 Erzieher des Herzogs von Enghien, als welcher er den 21. März 1785 starb. — So sehr M. als Historiker gepriesen worden ist, so sehr ist er meist überschätzt worden. Seine sämmtlichen historischen Arbeiten zeichnen sich zwar durch anziehende Darstellungsweise und scheinbare Gründlichkeit vortheilhaft aus, die letztere besteht aber meist nur in dem ängstlichen Sammeln von Kleinigkeiten, ohne daß ein wahrhaft pragmatischer Geist sie durchdringt und bleibt daher immer nur eine glänzende Oberflächlichkeit. Von seinen übrigen Werken nennen wir noch: „Elémens d'histoire générale ancienne et moderne“ (Paris 1772—83. 9 Bde. 12. in alle europäischen Sprachen übersetzt). Seine „Histoire littéraire des Troubadours“ (Paris 1774. 3 Bde. 12.) ist eine ohne gehörige Kenntniß und Gründlichkeit gefertigte Umarbeitung des ältern Werks von Sainte-Palaye. 16.

Milner (John), berühmter katholischer Theolog der neuesten Zeit, ward 1752 zu London geboren, bildete sich im Seminare zu Douay für den geistlichen Stand und ward 1779 katholischer Pfarrer zu Wincheſter, als welcher er in dem nachfolgenden langwierigen katholischen Emancipationsstreite einer der wichtigsten Stimmführer seiner Partei ward, indem er die römische Hierarchie und die katholische Kirchendisciplin hartnäckig vertheidigte und sie auch in England unter seinen

Glaubensgenossen festgehalten wissen wollte. Er ward dafür 1803 einer der vier apostolischen Vicare Englands, besuchte 1807 Irland, ward von der dortigen katholischen Geistlichkeit zu ihrem Stimmführer ernannt und reiste 1814 nach Rom, um sich Raths zu erholen. Nach seiner Rückkehr focht er, obgleich man ihm in Rom zur Mäßigung gerathen haben soll, mit gleichem Eifer fort und starb den 19. April 1826 zu Wolverhampton. — Außer dieser seiner politischen Wichtigkeit ist M. aber auch als Schriftsteller über Archäologie überhaupt und die Baukunst in Besonderm sehr schätzenswerth durch seine Schriften: „The history, civil and ecclesiastical, and survey of the antiquities of Winchester" (Lond. 1798); „An inquiry into certain vulgar opinions concerning the catholic inhabitants and antiquities of Ireland" (London 1808) und „Treatise on the ecclesiastical architecture of England during de middle ages" (London 1811). 16.

Milon von Kroton, Pythagoräer und einer der berühmtesten griechischen Athleten, von dessen Stärke man verschiedene Beispiele erzählt. So soll er einen Stier auf den Schultern getragen, ihn mit einem Faustschlage getödtet und an einem Tage verzehrt haben. Den Einsturz eines Tempels verhinderte er dadurch, daß er die Hauptsäule so lange hielt, bis alle Anwesende sich gerettet hatten. In den olympischen Spielen siegte er sechsmal. Aber seine Stärke ward auch die Ursache seines Todes. Einst wollte er auf einer Reise einen Baumstamm, den man durch eiserne Keile vergebens zu spalten sich bemüht hatte, durch seine Kraft aus einander reißen; als aber die Keile herausfielen, wurden seine Hände eingezwängt, so daß er, da Niemand in der Nähe war, sie nicht wieder befreien konnte. Auf diese Weise wurde er ein Raub der wilden Thiere. 11.

Miloradowitsch (Michael Andreewitsch, Graf von), General der Infanterie, Commandant der Garde du Corps, Militairgouverneur von St. Petersburg, ward geboren im Jahre 1770. Schon in seinem 10. Jahre trat er in die ismailowsche Garde, stieg schnell von Stufe zu Stufe und wurde, nachdem er 1787 dem Feldzuge gegen die Türken und 1794 gegen die Polen ruhmvoll beigewohnt hatte, 1798 Generalmajor, führte 1799 als solcher die Avantgarde der Suwarow'schen Armee in Italien und that Wunder von Tapferkeit. Auch in dem sonst für die Russen nicht glücklichen Feldzuge gegen Frankreich (1805) errang er sich neue Lorbeern, indem er auf dem Rückzuge von Braunau nach Olmütz den Heerhaufen Bagrathion's rettete, und trug viel zu dem erfochtenen Siege bei Krems bei, wofür er zum Generallieutenant erhoben ward. Im Kriege Rußlands gegen die Türkei (1806 und 1807) rettete er mehr als einmal durch seine raschen Bewegungen und seine Siege Bucharest von der Zerstörung durch Brand. Alexander sandte ihm deßhalb einen goldenen Degen mit der Inschrift: „Dem Retter Bucharests zum Lohne für seine Tapferkeit" und ernannte ihn zu gleicher Zeit zum Generale der Infanterie. Im Jahre 1810 ward er Gouverneur von Mohilew und zeichnete sich als Theilnehmer an der Civilverwaltung jener Gegend durch Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1812 erhielt er den Befehl nach Kaluga zu gehen und dort eine Reservearmee zu bilden, und kurz vor der Schlacht bei Borodino erschien er mit 15000 von ihm wohl organisirten Kriegern und befehligte in der Schlacht selbst (5. Sept.) den rechten Flügel und das Mitteltreffen des russischen Heeres, und als Bagrathion tödtlich verwundet ward, erhielt er den Oberbefehl über das zweite Armeecorps. Noch vor dem Einzuge der Franzosen in Moskau entriß er ihnen unzuberechenbare Vortheile und trug bei ihrem Rückzuge an der Spitze der Reiterei nicht wenig zu dem Siege bei Malo Jaroslawetz (24. Oct.) bei, nachdem er 45 Werste in 6 Stunden zurückgelegt hatte, um die im Kampfe begriffenen Truppen zu verstärken und zu ermuthigen. M. war rastlos in der Verfolgung des fliehenden Feindes; er schlug

die Franzoſen unter Davouſt bei Wiasma (3. Nov.), wo 30000 Gefangene die Früchte dieſes blutigen Tages waren, und ging, nachdem er Dogorobuſch eingenommen hatte, auf ungebahnten Wegen hinter Smolensk weg, um den Feind im Rücken bei Krasnoi zu erwarten, wo er mit Kutoſow die Franzoſen unter dem Vicekönige von Italien und dem Marſchalle Davouſt ſchlug und das Corps des Königs von Neapel aufrieb (13. Nov.). Alexander übertrug ihm hierauf (Anfang 1813) die Einnahme von Warſchau, das er am 6. Febr. beſetzte. Außer einem anſehnlichen Geldgeſchenke erhielt er vom Kaiſer dafür die Vergünſtigung Epauletts mit dem Namenszuge des Kaiſers tragen zu dürfen. Nach der Schlacht bei Lützen deckte er den Rückzug der Verbündeten, ſchlug ſich außer mehreren andern Gefechten bei Biſchofswerda mit Macdonald (12. Mai), befehligte auf dem linken Flügel in der Schlacht bei Bautzen (20. und 21. Mai) und ward während der nun eintretenden Waffenruhe von Alexander in den Grafenſtand erhoben. Zur Anerkennung des Antheils, den M. bei den wieder ausgebrochenen Feindſeligkeiten unter dem Großfürſten Conſtantin an dem Siege bei Kulm hatte (30. Aug.), überhäuften ihn die Kaiſer von Rußland und Öſtreich mit Auszeichnungen. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er die ruſſiſchen und preußiſchen Garden und an der Spitze dieſes Corps rückte er in Frankreich ein und erwarb ſich die Anerkennung ſeiner Verdienſte von Seiten des Königs von Preußen. Nach dem Frieden ward M. Militairgouverneur von St. Petersburg und als ſolcher im Dec. 1825 bei dem Militairaufruhre nach der Thronbeſteigung des Kaiſers Nicolaus, indem er den Verſchwörern zuredete, durch einen Piſtolenſchuß getödtet. 25.

Miloſch Obrenowitſch, erblicher Fürſt der Serbier, zeichnete ſich zuerſt in dem zwiſchen Serbien und der Pforte im Jahre 1813 von Neuem ausgebrochenen Kriege rühmlich aus, in welchem er eine Schaar Serbier befehligte. Nachdem ſelbſt Czerny mit den Feldherren und Vornehmſten des Landes vor der Übermacht der Türken auf das öſtreichiſche Gebiet ſich zurückgezogen hatte, widerſetzte ſich M. mit den Seinen noch allein dem Feinde und unterwarf ſich nur auf vortheilhafte Bedingungen. Als ihm die Beruhigung ſeines Volkes im Jahre 1814 ganz gelungen war, wurde er zu der Würde eines Kneeſen erhoben. Die Türken verübten jedoch von nun an die empörendſten Grauſamkeiten im Lande, ſo daß M. ſelbſt am Palmenſonntage 1815 die Serbier gegen ihre Unterdrücker in die Waffen rief. Durch ſeine Klugheit und die Eiferſucht der Paſchas von Belgrad und Nikſchitſch gewann er die Übermacht über dieſelben und in dem darauf abgeſchloſſenen Vertrage mußten die Türken den Serbiern die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten, die Selbſterhebung der Steuern und Theilnahme an der Rechtspflege zuſichern, wofür ſie im Beſitze der eingenommenen Städte und Feſtungen blieben. Erſt nachdem dieſer Vertrag von Seiten der Pforte beſtätigt worden war, empfing der Paſcha von Belgrad die Huldigung. Dieſer ſuchte nun durch Liſt die Entwaffnung und den Sturz des M. zu bewirken und bediente ſich dazu des Vorſitzers der Nationalkanzlei in Belgrad, P. Moler, und des Metropoliten Nikſchitſch. Allein Letzterer wurde ermordet und Erſteren mußte der Paſcha auf Verlangen der Serbier hinrichten laſſen. Im Nov. 1817 wurde M. nach glücklich vollführtem Aufſtande von dem Metropoliten und den Kneeſen als Oberhaupt des Landes anerkannt; die Stelle der Woiwoden erſetzten Kneeſen als die oberſte bürgerliche Militairbehörde, deren Wahl und Abſetzung, ſo wie das Recht über Leben und Tod blos von M. abhängt. Im Jahre 1820 unterdrückte er ohne Mühe einen gegen ihn gerichteten Aufſtand, beſtrafte aber den im Jahre 1824 von Dſak angezettelten gefährlicher gewordenen mit ſchonungsloſer Strenge. Schon im folgenden Jahre wiegelten ſeine Neider das Volk wieder gegen ihn auf, ob er es gleich mit aller Kraft gegen die Gewaltthätigkeiten der Türken bisher geſchützt hatte. Allein auch dieſer Aufruhr wurde unterdrückt und ſtreng beſtraft.

ungeachtet der Eifersucht der Pforte gegen M. ernannte sie ihn doch zum Hospodaren und endlich, auf dringendes Bitten der Serbier für ihren kraftvollen Beschützer, zum erblichen Fürsten des Landes. In dem darauf zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Kriege behauptete er standhaft die vollkommenste Neutralität. Als aber die Pforte Bosnier und Albanesen in Serbien einrücken lassen wollte, trat er gegen sie in die Waffen und schützte Serbien vor den Bedrängnissen des Kriegs. Im Frieden zu Adrianopel (1829) erhielt Serbien sechs ihm seit dem Jahre 1813 entrissene Districte aus Achtung vor M. zurück; als aber die Pforte bis 1830 mit Herausgabe derselben, so wie mit Erfüllung der in den Verträgen zu Bucharest und Akjerman zugesicherten Rechten zögerte, drohte das Volk mit Empörung, worauf M. sogleich die Huldigung als erblicher Fürst von Serbien empfing. Noch in den letzten Jahren erfreute sich der Fürst der ehrenvollsten Auszeichnung von Seiten der Pforte, wie auch der glänzende Empfang, den er kürzlich in Constantinopel hatte, und die ihm vom Sultane gemachten Ehrengeschenke beweisen. Unter ihm beginnt für Serbien eine neue Epoche und seine Sorgfalt für das Land trägt bereits segensreiche Früchte. 81.

Milreis, s. portugiesische Münzen.

Miltiades, berühmter athenienſischer Feldherr und Retter der griechischen Freiheit, leitete seinen Ursprung von der Insel Ägina und den Äacus her. Zuerst wurde er von den Athenienſern ausgeschickt, um sich des thracischen Chersoneſes zu bemächtigen. Dieß bewirkte er dadurch, daß er, als er angekommen war, sich sehr eingezogen hielt und, da ihn die Vornehmsten besuchten, sie gefangen nahm und zwang Athens Oberherrschaft anzuerkennen. Bald darauf gab er den Joniern den Rath, die Brücke über die Donau abzubrechen und den Rückzug des Darius aus dem Lande der Scythen zu verhindern. Dann unterwarf er die Insel Lemnos und die cykladischen Inseln. Doch den größten Ruhm erwarb er sich in dem nach seiner Rückkehr aus dem Chersones ausgebrochenen persischen Kriege. Als nämlich das furchtbare persische Heer unter des Datis und Artaphernes Anführung sich bei Marathon gelagert hatte, war es vorzüglich M., der durch sein Ansehn und seine hinreißende Beredsamkeit die übrigen neun Feldherren dahin brachte, hier die Schlacht zu liefern (490 v. Chr.). Die Athenienſer hatten im Ganzen 10000 Mann ins Feld gestellt und die Platäer sandten ihnen 1000 Mann Hülfstruppen. Dieser kleine Heerhaufen eilte in starkem Laufe gegen den Feind, der sie für Rasende hielt und schon vernichtet glaubte. Doch das Gefecht wurde bald lebhaft; die Mitte der Griechen, welche vorzüglich Sklaven inne hatte, wich zwar, die Flügel aber siegten und eilten mit verstärktem Muthe der Mitte zu Hülfe. Da flohen die Perser allgemein; die Athener und Platäer verfolgten sie bis zum Meeresstrande, nahmen ihnen 7 Schiffe weg und plünderten das ganze Lager. Die ganze Ebene war mit Erschlagenen bedeckt; 6400 Mann verloren die Perser, 192 die Athener, doch auch ihren tapfern Polemarchen Kallimachus und zwei andere Feldherren; M. selbst war verwundet. Die Athener empfingen jubelnd den M. als ihren Retter; sein Name war Kindern und Greisen die Losung zur Freude. Doch der zu große Ruhm des M. erweckte bald die Eifersucht der Athener und sie suchten Gelegenheit ihren Retter zu stürzen, die sich ihnen bald darbot. M. nämlich verlangte eine Flotte von 70 Schiffen, um die Insel Paros, welche die Perser unterstützt hatte, zu unterjochen. Aber die starke Befestigung der Hauptstadt Paros trotzte den Athenern; die Parier widerstanden tapfer und M. sah sich endlich gezwungen den Befehl zum Rückzuge zu geben. Bei seiner Rückkehr nach Athen wurde er angeklagt die Athener betrogen zu haben und ungeachtet der Verwendungen seiner Freunde zu einer Geldbuße von 50 Talenten verurtheilt, und als er diese nicht zahlen konnte, warf man den Sieger von Marathon ins Gefängniß, in welchem er bald darauf starb. 11.

Miltitz (Karl Borromäus von), königlich sächsischer geheimer Rath und Oberſthofmeiſter des Prinzen Johann von Sachsen, wurde den 9. Nov. 1781 zu Dresden geboren. Sein Vater, der königlich sächsische Hofmarschall, Friedrich Siegmund von M., ließ dem Sohne, in welchem sich eine vorzügliche Neigung für Musik und Poesie entwickelte, die für sein ferneres Fortkommen nöthige wiſſenschaftliche Erziehung geben. In seinem 11. Jahre erntete er durch den gewandten Vortrag Haydn'scher und Sterkel'scher Concerte Beifall und fühlte sich durch die Aufführung der Zauberflöte zu eigenen dichterischen Versuchen und zu Compoſitionen begeiſtert. Im 16. Jahre ſollte er die Univerſität beziehen, als ein Familienereigniß seinen Vater beſtimmte ihn in die Armee eintreten zu laſſen. Ungeachtet eines mehrjährigen Garniſonlebens in einem unbedeutenden Flecken der Oberlauſitz verſäumte er nicht seine wiſſenſchaftliche Bildung zu befördern, seine Beſchäftigungen mit Poeſie und Tonkunſt fortzuſetzen und ſich insbeſondere mit geſchichtlichen Arbeiten und dem Studium der franzöſiſchen und italieniſchen Literatur zu beſchäftigen. Nach fünf Jahren als Officier zu der Garde du Corps nach Dresden verſetzt erhielt er in der muſikaliſchen Compoſition den verdienten Cantor Weinlig zum Lehrer, während Rochlitz, mit welchem er einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhielt, seine Verſuche freundlich beurtheilte. Als Hauptmann bei der Schweitzergarde hatte er noch mehr Muſe sein Talent auszubilden und der Beſuch des durch den feinſten geſelligen Ton und den Zuſammenfluß geiſtreicher Menſchen ausgezeichneten Hauſes des Appellationsraths Körner gab ihm manche äußere Anregung dazu. Im Jahre 1811 ging M. von der Schweitzergarde ab und lebte mit seiner Gemahlin auf dem seinem Verwandten, dem preußiſchen Generale von Miltitz, gehörigen Gute Scharfenberg bei Meißen, bis er 1812 ſich veranlaßt fand seine Familie vor den Kriegsunruhen nach Prag in Sicherheit zu bringen, worauf er, um an dem Kriege Theil zu nehmen, in das öſtreichiſche Dragonerregiment Erzherzog Johann trat. Nach beendigtem Feldzuge kehrte er nach Scharfenberg zurück, machte ſpäter die Bekanntſchaft Fouqué's und Apel's und trat, von beiden Freunden dazu aufgefordert, zuerſt in dem von Apel, Fouqué und Laun herausgegebenen „Wunderbuche" (Lpz. 1815—1817. 3 Bde.) als Erzähler auf, ließ auch ſpäter unter dem Titel: „Ausſtellungen" (Erfurt 1819—1820. 2 Bdchn.) eine Sammlung von Erzählungen folgen. Dabei erkaltete die Liebe zur Muſik keineswegs; er benutzte den Unterricht des jüngern Weinlig im Contrapunkte und unternahm, um jener zu genügen, 1820 eine Reiſe nach Italien, wo er während eines längern Aufenthalts zu Neapel für ein dortiges Theater eine komiſche Oper componirte, die er jedoch, der dagegen geſpielten Intriguen überdrüſſig, ſelbſt zurücknahm. Nach der Rückkehr von dieſer Reiſe gab M. eine Reihe von Novellen unter dem Titel: „Orangeblüthen" (Leipz. 1822—1825. 3 Bde.) heraus, vertauſchte immittelſt Scharfenberg mit Dresden und wurde 1824 mit dem Titel eines geheimen Raths zum Oberſthofmeiſter des Prinzes Johann ernannt. Daß er dieſer Stellung ungeachtet fortwährend ſeinen literariſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen treu blieb, davon zeugen neuerdings die in reinem Kirchenſtyle geſchriebene Miſſa in G-moll; eine Ouverture (Leipz. 1830), in der er den glücklichen Verſuch machte den Geiſt Oſſian'ſcher Dichtung in Tönen wiederzugeben, und die 1833 zu Dresden mit Beifall aufgenommene Oper „Saul," ingleichen mehrere Aufſätze muſikaliſch-kritiſchen Inhalts in der „Abendzeitung" und der „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung" und in den „Geſammelten Erzählungen" (Leipz. 1825. 3 Bde.); die in Zeitſchriften und Taſchenbüchern erſchienenen Novellen, ſo wie endlich ſeine von Wolfram in Teplitz componirte Oper: „Der Berggeiſt." In der neuſten Zeit iſt er zum Mitgliede der königlich ſchwediſchen Akademie der Muſik ernannt worden. 64.

Milton (John), einer der vorzüglichſten engliſchen Dichter und unüber-

troffener Epiker, ward den 9. Dec. 1608 zu London geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und studirte so fleißig, daß er schon in seinem 12. Jahre an einer großen Schwäche der Augen litt. Auf der Universität zu Cambridge ward sein Geist durch das Studium der Alten geweckt, aber auch seine religiöse Ansicht so zum freien Fluge geleitet, daß er, als er nach 5 Jahren die Universität verließ (1632), sich nicht entschließen konnte, um in den geistlichen Stand zu treten, die Symbole der anglikanischen Kirche zu unterschreiben, und sich im väterlichen Hause dem Studium der Alten und der lateinischen und der englischen Poesie widmete. In dieser Zeit entstanden seine ersten bekannten Gedichte „Allegro" und „Penseroso", die Zauberposse „Comus" und die Elegie „Lycidas" auf den Tod eines Freundes, welche seine gelehrte Kenntniß des Alterthums bezeugen, aber erst später von ihm herausgegeben wurden. Seit 1638 bereiste er Frankreich und Italien und im letztern Lande erwachte immer mehr sein hoher poetischer Geist, welcher leider durch die folgenden Ereignisse mannigfach in seinen Äußerungen gehindert ward. Denn in England war die Revolution unter Cromwell ausgebrochen und M. eilte daher, ohne seinen Vorsatz, Griechenland und Sicilien zu besuchen, auszuführen, schnell dahin zurück (1640) und ward dort im Strudel mit fortgerissen. Während er nämlich die Erziehung einiger Knaben leitete, schrieb er zuerst mehrere Abhandlungen über die angeregten Fragen der englischen Kirchenverfassung, in welchen er in gemäßigtem Tone eine Reform derselben nach den Grundsätzen der Presbyterianer verlangte. Doch wie er einestheils von einer glühenden Phantasie getragen mit seinem Streben, Religion und Leben in poetischer Auffassung zu vereinigen, und bei seinem Kampfe zwischen religiösem Gefühle und Freisinnigkeit, zufolge dessen die Bibel ihm eben so ein poetisches Kunstwerk erschien, wie Homer, Virgil, Tasso u. A. ihm Quellen religiöser Wahrheit wurden, in einer beständigen Selbsttäuschung lag, so veranlaßte ihn anderntheils der Spott der Presbyterianer über seine zufolge der Trennung von seiner Gattin in mehrern Abhandlungen ausgesprochene Vertheidigung der Ehescheidung zum gänzlichen Hasse aller kirchlichen und politischen Gewalt und warf ihn in die Arme der Independenten. Obgleich er aber gegen die von Cromwell vernichtete Preißfreiheit in seiner Vorstellungsschrift ans Parliament: „Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing" geschrieben hatte, wählte ihn Cromwell doch zum geheimen Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten, da er sich bei allen Unterhandlungen der lateinischen Sprache bedienen wollte, und der phantastische M. ward nun der eifrigste Lobredner des Dictators und zwar in der Verblendung seines Herzens aus der innigsten Überzeugung. Daher vertheidigte er die Hinrichtung Karl's I. in seiner Schrift: „The tenure of kings and magistrats", widerlegte in seinem „Iconoclastes" die royalistische Schrift „Ikon basilike" und in der „Defensio pro populo anglicano" die „Defensio regis" des Salmasius und vertrat, wenn auch mit wenig Erfolg, die Interessen des Volkes bei Cromwell als eifriger Republikaner, durch des Dictators Heuchelei gänzlich getäuscht. Doch wie sein Augenübel allmählig in gänzliche Erblindung überging, so mußte ihn auch der harte Schlag des Schicksals im äußern Leben treffen. Das neu etablirte Königthum ließ ihn als seinen heftigen Feind ins Gefängniß werfen, aus welchem ihn jedoch Davenant's Dankbarkeit befreite, da ihm M. früher einen gleichen Dienst erwiesen hatte. Blind, von der Gicht geplagt, arm und verstoßen, gehaßt von der herrschenden Partei und seine bittere Lebenstäuschung erkennend zog er sich nun in die Verborgenheit zurück; aber sein Geist, durch die vielfachen Aufregungen gestärkt und geschärft, zeigte noch jugendliche Kraft und die schon in Italien erfaßte Idee reifte nun zur schönsten Frucht, indem er sein Meisterwerk: „The paradise lost" (das verlorene Paradies) in 12 Gesängen vollendete, das er seinen Freunden in die Feder dictirte. Es erschien

zuerst zu London 1667. 4., fand aber bei dem allgemeinen Hasse gegen ihn, bei der Sittenlosigkeit des Hofes und dem Ungeschmacke der Zeit fast gar keinen Anklang, bis es sich nach und nach Bahn gebrochen, als das trefflichste Epos der englischen Literatur anerkannt fast in alle europäische Sprachen übersetzt (deutsch unter Andern von Bodmer, Zürich 1732. u. ö., Zachariä, Altona 1762, Bürde, Braunschweig 1793 und Breslau 1823, Pries, Rostock 1807) M.'s Namen der Unsterblichkeit überliefert und unzählige Nachahmer gefunden hat. Denn obgleich seine verschiedenen Theile sehr verschiedenen Werth haben, so steht es doch da als das großartigste Erzeugniß einer reichen von mystischem Geiste durchdrungenen und von einer gründlichen Gelehrsamkeit unterstützten Phantasie, originell in seiner Anlage, unerreichbar in seinen einzelnen Bildern, durchdrungen von einem himmlischen Feuer, ein Gebilde einer Riesenkraft, in welchem die Mannigfaltigkeit der Scenen, die Erhabenheit der Gedanken, die Kraft des Ausdrucks und die gewählte kunstreiche Sprache den Geist mit sich fortziehen und, ohne an eine Vergleichung mit andern Werken der Art denken zu lassen, einzelne Mißgriffe und barokke Zeichnungen gern übersehen lassen. Von weit geringerm Werthe ist sein „The paradise regained" (das wiedergewonnene Paradies) (London 1670. Deutsch Basel 1762. Dessau 1782. Manheim 1782), dessen hoher sprachlicher Werth die fehlende Phantasie und die unter spitzfindigem Theologisiren erstorbene poetische Wärme nicht ersetzen. Seine übrigen poetischen Werke sind von weniger Bedeutung; doch gehören seine lyrischen Gedichte (Sonette und horazische Oden) zu den besten seiner Zeit. In seiner „History of Greatbritain" (Lond. 1670) hat er aber zur Ausbildung der englischen Prosa durch seine einfache Darstellungsweise sehr viel beigetragen. Seine übrigen Schriften übergehen wir hier. M. starb den 10. Nov. 1674. Eine Sammlung seiner poetischen Werke veranstalteten Th. Newton (London 1761. 4 Bde.), Hawkins (Oxford 1824. 4 Bde.), Todd (Lond. 1826. 3. Aufl. 6 Bde.); seine prosaischen sind gesammelt in den „Historical, political and miscellaneous works" (Lond. 1752. 2 Voll.) und den „The prose works" (Lond. 1833) von Fletcher. Ausgabe sämmtlicher Schriften in einem Bande (Lond. 1834). Eine 1825 aufgefundene Handschrift „De doctrina christiana" (Lond. 1826, von Saumer und Leipz. 1827) hat wegen ihrer Authenticität einen bedeutenden Streit erregt. 16.

Milz, lat. lien, splen; fr. rate; engl. spleen, nennt man das im linken Hypochondrium, nämlich zwischen dem Magen und der linken Rippenweiche, unter dem Zwerchfelle, über dem Bande der Milzkrümmung des Grimmdarms liegende 8 Querfinger lange, 4 Querfinger breite und 3 Querfinger dicke und, je nach dem Alter des Menschen, 6—12—16 Unzen schwer wiegende Eingeweide. Sie wird durch den Eintritt der Blutgefäße (Milzarterie und Vene) in zwei Flächen getheilt, von welchen die innere flach ausgehöhlte gegen den Magen und die äußere gewölbte dem Zwerchfelle zugekehrt ist. Ihr Bau ist ganz einfach; sie besteht vorzüglich aus der obengenannten Arterie und Vene, deren Zweige in ihrem Verlaufe von einem engen Zellgewebe fest umgeben werden; mit diesem so wie mit dem äußern Überzuge hängt ein lockeres die M. durchdringendes Zellgewebe zusammen, welches die Grundlage derselben ausmacht; dasselbe ist so blutreich, daß es blauroth durch die sehr zarten Membranen der M. durchschimmert. Außerdem enthält die M. eine Menge von Saugadern, dagegen aber sehr kleine Nerven; für ganz vorzüglich wichtig aber hält man die darin entdeckten vielen runden, weißlichen, wahrscheinlich hohlen oder wenigstens sehr weichen Körperchen von verschiedener Größe und Lage, welche mit den übrigen Gefäßen genau zusammenhängen, selbst sehr gefäßreich sind und besonders nach eingenommenem Getränke beträchtlich anschwellen und von denen man glaubt, daß sie einen bedeutenden Antheil an der Umwandlung des Blutes in der M.

und damit an der Bildung des Magensaftes, unmittelbar aber an der Galle haben. Der Nutzen der M. läßt sich schwer bestimmen, da sie gar keinen Ausführungsgang hat; dessenungeachtet aber läßt sich annehmen, daß sie mit der Thätigkeit der Leber und des Magens im engsten Zusammenhange steht und mit ihnen gemeinschaftlich wirkt; denn während der Verdauung wird die M. mit dem Magen nach vorn in die Höhe gehoben, wodurch die Gefäße freier werden und das Blut durch die Milzarterie in größerer Menge in dieselbe einströmen kann, so daß sie ausgedehnt, glatt und glänzend erscheint, während sie außer dieser Zeit weniger Blut enthält, schlaff und gerunzelt ist. Alles Blut fließt durch die Milzvene in den Pfortaderstamm zurück und gelangt dadurch in die Leber. Höchst wahrscheinlich erleidet daher das Blut in ihr eine Veränderung, wodurch es zur Gallenabsonderung geeigneter wird. Unter den Krankheiten der M. möchte die Auftreibung und Vergrößerung derselben, die wahrscheinlich von wiederholten Reizungen und Congestionen herrührt, eine ihrer gewöhnlichsten sein. Man hat diese Art von Hypertrophie am häufigsten bei solchen Individuen beobachtet, die lange Zeit an Wechselfiebern gelitten hatten, in deren Folge man auch zahlreiche Beispiele von Milzentzündung angeführt hat. Congestionen der M. können überdieß mittelbar zu Magensäure und Sodbrennen, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung geben. Vergl. Heusinger „Über den Bau und die Verrichtung der Milz" (Eisenach 1817) und dessen „Betrachtungen über Entzündung und Vergrößerung der Milz" (Eisenach 1820). 14.

Milzbrand, s. Sumpffieber und Blutkrankheit.

Mimik ist eigentlich die Kunst Jemand in Reden und Geberden nachzuahmen. In dieser Hinsicht wäre die M. die Schauspielkunst im eigentlichsten Sinne; indeß, wenn gleich im Alterthume die Mimen zur dramatischen Poesie gehörten, so ging doch weder alle dramatische Poesie in denselben auf, noch machten sie selbst Ansprüche auf eine höhere Stellung in Literatur und Kunst. Jene Mimen, eigentlich Darstellungen des Eigenthümlichen und Absonderlichen in verschiedenen Kreisen des menschlichen Lebens, wurden in Griechenland und Sicilien bei Volksfesten von solchen improvisirt aufgeführt, welche Lust und Talent zu Nachahmung in sich fühlten; sie zeichneten sich nach des syrakusanischen Mimographen Sophron Veredlung besonders durch treue Abschilderung des Lebens so in Sitte, wie in Sprache und Durchführung aufgefaßter Charaktere aus. Sie waren, wenn auch das Ernste nicht ausgeschlossen war, doch meist komischer Natur und hatten das Treiben und Thun des gemeinen Mannes zum Gegenstande ihrer Ausführung. Daher kommen die vielen Sprüchwörter in jenen Mimen, woraus die Mimen des römischen Dichters Laberius fast ganz bestehen. Daneben kommen Mimen noch in anderem Sinne vor; sie sind, was die spätere Zeit Pantomimen nannte, nämlich Leute, welche Sujets aus der Geschichte und Mythologie blos mit Geberden und ohne zu reden ausführten. Solche Mimen gehörten besonders zu den Erfreuern griechischer Gastmähler und bei den Römern brauchte man sie bei Leichenprocessionen mit Wachslarven angethan, um die Person des Gestorbenen in Rede, Gang, Haltung ꝛc. darzustellen. Jetzt versteht man unter M. (Geberdenkunst) die Kunst der Stellung und Bewegung des Körpers und dessen einzelner Theile zur Äußerung oder Begleitung der Stimmungen der Seele. Sie ist in der engern Bedeutung, wo Tanz und Ballet (mimische Orchestik) ausgeschlossen bleibt, stets mit den redenden Künsten verbunden und so ein Theil der Declamation. In dieser Beziehung gilt sie hauptsächlich für den Redner und Schauspieler; doch ist für beide die Anwendung der Geberden verschieden nach den verschiedenen Zwecken, denen sie dienen; jener hat es nur mit Überzeugung, dieser auch mit Belustigung zu thun, jener wirkt nur auf die Seele des Zuhörers, dieser will auch das Auge erfreuen. Daher darf die Geberde des Redners nicht

zeichnend sein, d. h. nicht mit Zügen und Bewegungen der Hände und des übrigen Körpers Begriffe versinnlichen und gleichsam abzeichnen; denn der Redner braucht die Geberden nur, um seine Zuhörer davon zu überzeugen, daß er von seinem Vortrage selbst begeistert ist, daß er selbst innig fühlt und durchdrungen ist von dem, was er seinen Zuhörern lehren, wovon er sie überzeugen, wofür er sie gewinnen will. Bei beiden aber sollen die Geberden, womit sie ihre Worte begleiten, wahr oder redend, d. h. mit der in dem Vortrage gezeigten Stimmung der Seele übereinstimmend und frei sein, d. h. nicht mechanisch, nicht angelernte oder angewöhnte, sondern aus der Phantasie des Darstellenden hervorgegangen. Freilich steht dem Redner nicht so viel von den Mitteln der M. zu Gebote, als dem Schauspieler, allein die Anforderungen an diesen sind auch größer, als an jenen; des Redners M. ist mehr Nebensache, die des Schauspielers ist ein integrirender Theil seiner Kunst und soll zur schönen Kunst werden, wodurch er eine Einheit in Rede und Handlung der durch ihn dargestellten Person bringt. Regeln über die M. kann die Theorie eigentlich nicht geben, da es schwer ist jede Empfindung besonders nach ihren Graden und Nuancen mit Worten zu beschreiben; nur vor Mißgriffen kann sie warnen, und weist übrigens auf die Beobachtung der Natur, d. h. der mannigfaltigen Ausdrucksarten der Seelenstimmungen in der Wirklichkeit hin, welche die M. besonders darstellen soll, verlangt jedoch dabei, daß auch nur das nachgeahmt werde, was den ästhetischen Geschmack nicht beleidigt, also weder pöbelhafte noch obscöne Geberden, noch auch Grimassen sollen sich in das Geberdenspiel einweben, wiewohl dem Komiker so viel davon nachgesehen wird, als wenigstens nicht mit der Sittlichkeit collidirt. Die M., wenn sie von den redenden Künsten unabhängig wird, wird zur Pantomime (s. d. Art.). Über die M. geben beachtenswerthe Winke Engel in den „Ideen zu einer Mimik" und Patrik Peale (v. Seckendorf) in mehrern Schriften, besonders in den „Vorlesungen über Declamation und Mimik" (Braunschweig 1816). 6.

Mimnermus, ein alter griechischer Dichter und Zeitgenosse des Solon (600 vor Chr.), gilt, da er die elegische Dichtungsart zum Ausdrucke der Klagen der Liebe anwendete, als Erfinder der klagenden Liebeselegie. Doch herrscht in seinen Dichtungen üppige Weichlichkeit. Fragmente, die sich erhalten haben, befinden sich in Brunck's Analekten. (Vergl. Fabr. B. Gr. T. I. p. 733.) 20.

Mimosen gehören zu den Pflanzen mit vermischten Geschlechtern auf einem Stamme oder zu Jussieu's Familie der leguminosae und Linné's polygamia monoecia. Von dem zahlreichen Mimosengeschlechte wollen wir nur folgende anführen. 1) Die ägyptische Mimose (mimosa nilotica L.) mit ausgebreiteten Stacheln in den Winkeln der Blätter, die doppelt gefiedert sind und deren äußerstes Paar mit Drüsen versehen ist, mit gestielten, kugelrunden Blumenähren. Sie wächst wild in Ägypten und Arabien zu einem beträchtlichen Baume, aus dessen Rinde das Jedermann bekannte arabische oder Mimosengummi (gummi arabicum s. mimosae) schwitzt und wovon das Meiste in den lybischen Wüsten gesammelt wird. 2) Die Senegalmimose (m. senegalensis), ein am Senegal wild wachsender Baum, welcher das Senegalgummi (gummi senegal, in großen zusammengebackenen Massen, auch g. turcicum genannt) liefert, das ganz dem arabischen gleichkommt. 3) Die aschgraue Mimose (m. cinerea) und 4) die Corindenmimose (m. corinda), die mit zu den Bäumen Indiens gehören, welche das Stock-, Körner- und Schellack liefern sollen, indem es nämlich aus den von dem Weibchen des halbflügeligen Insectes coccus laccae in die Rinde dieser Bäume gemachten Stichwunden ausfließt und durch dieses Thier und seine Eier seine schöne purpurrothe Farbe bekommt. 5) Die Catechu- oder japanische Mimose, ein Baum Ostindiens,

der den Catechusaft liefert, indem man die wässerige Abkochung des innersten Kernes des Holzes und der unreifen Früchte dieses Baumes bis zur Trockenheit abdampfen läßt. 6) Die Katzenklaumimose (m. unguis cati) soll das sogenannte Griesholz (lignum nephriticum) geben, deßhalb so genannt, weil man ihm harngriesabtreibende Eigenschaften zuschrieb. 7) Die empfindliche Mimose oder die Sinnpflanze (m. sensitiva) ist ein kleiner stacheliger, in Brasilien einheimischer Strauch mit paarig gefiederten Blättern, welche nebst den Zweigen wegen ihrer bekannten Reizbarkeit merkwürdig sind, indem sie sich nach geschehener Berührung zusammenlegen und mit den Zweigen sich an den Stamm begeben. Sie wird daher vorzüglich der Seltenheit wegen in unsern Treibhäusern gezogen; denn obschon die schamhafte (m. pudica), rauhe (m. asperata) und vierschalige Mimose (m. quadrivalvis) gleiche Eigenschaften haben, so werden diese doch in unsern Gewächshäusern nur selten angetroffen. 21.

Mina ist im Mailändischen 1) die größte Einheit des Maßes für Getreide und enthält 14 Rubbi à 2 Moggi à 8 Stari à 2 Storelli à 2 Quartari = 195328 pariser Cubikzoll. 2) Ein Weinmaß = 460 pariser Cubikzoll. 30.

Mina (Franzisco Espoz y), Generalcapitain von Catalonien und ausgezeichneter Feldherr, ward geboren im Jahre 1784 in der Nähe von Pampelona, wo er auf den väterlichen Gütern heranwuchs. Im Jahre 1811 wurde sein Neffe Xavier von den Franzosen gefangen, der Oheim übernahm die Anführung von dessen Guerillahaufen und machte sich damit den Franzosen bald furchtbar. Seine Vorsicht und Tapferkeit waren gleich bewundernswerth, so daß er sich trotz der Überlegenheit der Feinde in Navarra doch dort behauptete. Im Jahre 1811 wurde er zum Obristen und 1813 zum Brigadegeneral ernannt. Saragossa und andere Orte wurden von ihm erobert. Ferdinand VII. entließ ihn bei seiner Rückkehr nach Spanien seiner Dienste, worauf M. mit seinem Neffen im Jahre 1814 den Entschluß faßte, die Verfassung von 1812 wieder herzustellen und zu diesem Zwecke die Festung Pampelona zu überfallen. Da aber dieses Unternehmen an der Muthlosigkeit der Soldaten scheiterte, so sah er sich genöthigt nach Frankreich zu fliehen. In Paris wurde er durch den Einfluß des spanischen Ministers verhaftet, aber bald wieder freigelassen und erhielt einen Jahrgehalt. Napoleon's Anträge im Jahre 1815 lehnte er ab, begab sich nach Genf und lebte später wieder in Frankreich. Als sich aber im Jahre 1820 das spanische Heer in Cadix gegen die Regierung empörte, eilte er nach Navarra und zog mit seinen Guerillas gegen Pampelona, welches die Constitution schon angenommen hatte. Im Jahre 1821 wurde er zum Generalcapitain von Navarra ernannt. Als aber seine Gegner wegen zu großer militairischer Strenge M.'s Absetzung forderten, erhielt er den Oberbefehl in Galicien. Auch von hier mußte er aus derselben Ursache im Dec. des Jahres nach Siguenza in die Verbannung gehen. Nach dem Siege der Liberalen über die Absolutisten im Juli 1822 erhielt er als Generalcapitain von Catalonien den Oberbefehl gegen die Glaubensarmee, deren Streitkräfte ihm überlegen waren. Er bemächtigte sich im Sept. 1822 der Stadt Castell-Follit, deren Einwohner er sehr grausam behandelte, den Ort selbst aber plündern, niederbrennen und schleifen ließ. Im Nov. desselben Jahres schlug er die Glaubensarmee so sehr, daß sie über die Pyrenäen fliehen mußte. Zum Generallieutnant im Jahre 1823 erhoben eroberte er die Festung Urgel. Am 2. Nov. übergab er, durch Übermacht gedrängt, Barcelona dem Marschalle Moncey, verließ Spanien am Bord eines französischen Schiffes und begab sich nach London, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde. Seitdem lebte er abwechselnd in England und Frankreich. Im Jahre 1830 überschritt er an der Spitze der spanischen Flüchtlinge die Pyrenäen, sah sich jedoch durch die Übermacht des Feindes genöthigt, das Land bald wieder zu verlassen und kehrte 1831 nach London

zurück, wo er bis zu Ende des Jahres 1833 lebte. Bei dem um jene Zeit in Navarra erfolgten Aufstande begab er sich nach Bayonne, erhielt Amnestie von der spanischen Regierung und seinen frühern Rang. Im Sept. 1834 wurde er zum Generalcapitain von Navarra ernannt. Wegen Kränklichkeit konnte er jedoch erst im Oct. das Commando übernehmen. Durch seine Grausamkeit fachte er aber den Bürgerkrieg nur noch mehr an. Da sich sein Gesundheitszustand jedoch immer verschlimmerte, legte er am 18. April 1835 das Commando nieder und begab sich nach Montpellier. Als er genesen war, kehrte er nach Spanien zurück und wurde im Oct. des Jahres zum Generalcapitain von Catalonien ernannt, welchen Posten er noch gegenwärtig bekleidet. M. zeichnet sich besonders im kleinen Kriege aus, ist eben so tapfer als schlau, schändet aber seinen Ruf durch übertriebene Härte und Grausamkeit. 81.

Mina (Xavier), Neffe des Vorigen, geb. im Jahre 1789 auf einem Gute seines Vaters bei Montreal, erhielt in Pampelona und Saragossa seine wissenschaftliche Bildung, vertauschte aber im Jahre 1808 die Feder mit dem Schwerte, focht als Freiwilliger bei Alcornes, Maria und Belchite mit und fügte theils durch Waffenthaten, theils durch kühnes Kundschaften den Franzosen großen Schaden zu. Nach der von ihm angenommenen Weise bildeten sich überall Guerillaschwärme; er selbst wurde zum Oberbefehlshaber von Navarra erhoben, gerieth jedoch im Jahre 1810 in französische Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung verschwor er sich mit seinem Oheime gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Als das Unternehmen mißlang, floh er nach Frankreich und hatte dort mit Espoz gleiches Schicksal. Von hier begab er sich nach England, wo ihm mehrere Freunde der Freiheit Geld zu einer kleinen Unternehmung gegen Mexico brachten. Im Jahre 1816 landete er bei der Insel San Luis. Nach kurzem Aufenthalte daselbst zog er mit seiner Mannschaft nach Soto de la Marina, welches die Spanier schon bei seiner Annäherung verließen. Nachdem er sich mehrerer Orte des Landes bemächtigt und Schwierigkeiten aller Art glücklich bekämpft hatte, wurde er einst während des Schlafes vom Feinde überfallen, gefangen genommen und den 11. Nov. 1817 im spanischen Lager vor los Remedios erschossen. Xavier's kräftiger Körperbau war ganz zum Krieger geschaffen, dabei verkündete sein offenes Gesicht und sein dunkles Auge ein freundliches Gemüth. 81.

Mind (Gottfried), ein berühmter Katzenmaler, Katzen-Raphael genannt, geb. 1768 zu Bern, lernte schon als Knabe trefflich zeichnen und arbeitete später bei Freudenberger, obwohl er hier nur zum Coloriren gebraucht wurde. Durch beharrlichen Fleiß erwarb er sich indeß nicht ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Darstellung kleiner Gruppen, besonders von Kindern, bis er sich endlich ausschließlich der Katzenmalerei widmete. Übrigens ungebildet und im höchsten Grade unwissend lebte er einsam einzig und allein der Kunst und zwar umringt von alten und jungen Katzen, von denen die Favoritin auf dem Knie liegend die Ehre seiner Unterhaltung genoß, während die übrigen auf Rücken und Armen Übungen im Klettern anstellten. Keiner wußte so die verschiedenen Bewegungen, Physiognomien ꝛc. der Katzen darzustellen, wie er und seine mit den Alten spielenden Kätzchen übertreffen Alles, was in dieser Hinsicht je geleistet worden ist. Auch mit den Bären, welche damals noch zu Bern unterhalten wurden, hatte er eine so enge Freundschaft geschlossen, daß sie ihn, sobald er erschien, jedesmal mit unverkennbarer Freude empfingen. Er starb den 8. Nov. 1814. Seine Blätter werden sehr gesucht und theuer bezahlt. 36.

Minden, einst Bisthum, jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes in der preußischen Provinz Westphalen an der Weser gelegen, ist denkwürdig durch eine Schlacht im siebenjährigen Kriege zwischen den Franzosen unter dem Marschalle Contades und den verbündeten Engländern und Braun-

schweigern unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig am 1. Aug. 1759. Contades hatte sich aus seiner während des Monat Juli innegehabten vortheilhaften Stellung am linken Ufer der Weser vom Herzoge herausmanövriren lassen und war 85000 M stark westlich von Minden gegen die Verbündeten angerückt, in der gewissen Hoffnung des Siegs, da er dem Feinde um die Hälfte überlegen war. Seine Dispositionen waren so getroffen, daß die Infanterie auf beiden Flügeln, die Reiterei aber in der Mitte stand, während die Schlachtordnung der Verbündeten gerade das Umgekehrte darbot. Der Kampf begann im Centro und entschied sich hier nach viermaligen hartnäckigen Angriffen der französischen Reiterei zu Gunsten der Verbündeten; gleichzeitig aber hatte die Cavallerie der letztern ebenfalls entscheidende Vortheile errungen und Contades mußte, um nicht im Rücken angegriffen zu werden, den Rückzug antreten. Er geschah in ziemlicher Ordnung, da der englische Lord Sackville aus Neid die gemessenen Befehle des Herzogs, mit der Reiterei zu folgen, nicht ausführte. Dessenungeachtet betrug der Verlust der Franzosen gegen 8000 M. nebst 25 Kanonen, während die Verbündeten kaum 2000 M. eingebüßt hatten. In Folge dieser Schlacht mußten die Franzosen fast alle den Alliirten gehörigen Länder räumen und verloren mit einem Schlage alle die Vortheile, welche sie früher durch die Schlacht bei Bergen (13. April) gewonnen hatten. 15.

Minderjährig, s. Majorenn.

Mine ist eine unter der Erde in einem engen Raume eingeschlossene Quantität Pulver, welche bei der Entzündung in einer gewissen Entfernung, die der Ladung angemessen ist, das Erdreich entweder zerreißt oder erschüttert. Ist die Quantität Pulver nicht zu klein, so wirft die M. in den meisten Fällen und zwar da, wo das Pulver der Erdoberfläche am nächsten ist, die Erde heraus. Die M. wird im Kriege dazu benutzt, den unter der Erde wohnenden und in der Nähe befindlichen Feind zu tödten, seine unterirdischen Arbeiten und Gänge einzustürzen, so wie seine oberirdischen in die Luft zu sprengen. Die angewendete Pulvermasse nennt man die Ladung, den Kasten, worin dieselbe eingeschlossen ist, den Pulverkasten, den Raum, den letzterer einnimmt, die Pulverkammer oder auch blos die Kammer. Derjenige Raum, in welchem die Ladung entweder zerstörend oder erschütternd wirkt, hat eine kugelförmige Gestalt, deren Mittelpunkt der des Pulverkastens ist, und man nennt ihn die Wirkungssphäre. Die Erde, welche durch die Explosionen hinausgeworfen wird, nennt man, während sie noch in der Luft schwebt, die Erdgarbe, den Raum, welchen diese Erde vor der Explosion eingenommen hat, den Minentrichter. Um unter der Erde eine M. anzulegen, muß man einen Gang nach dem Orte bauen, wo dieselbe liegen soll, den man, wenn er senkrecht gegen den Horizont steht, den Brunnen oder Schacht nennt; hat er aber eine gegen den Horizont geneigte oder parallele Lage, so heißt er eine Gallerie. Gewöhnlich verzweigen sich die Gallerien in kleinere Theile, so daß es Haupt- und Nebengallerien gibt; letztere nennt man Branchen und die aus diesen führenden Zweige Ramaux. Man pflegt die Ladung nicht in der Richtung der Gallerie anzulegen, sondern in der Regel etwas seitwärts, um die Wirkung von derselben mehr abzuleiten, und bauet zu dem Ende nach der M. einen kleinen Gang, den man Kammerhals nennt. Zum Anzünden der Ladung dient die sogenannte Zündwurst, ein von Leinewand gefertigter Schlauch, der mit Pulver gefüllt und nach der Ladung hingeführt wird. Damit dieser bei der Verdammung, dem Zusetzen der M., nicht beschädigt wird, schließt man ihn in eine hölzerne Rinne (Leitrinne, Augette) ein und läßt die Zündwurst an einem Orte endigen, wo man die M. mit Sicherheit zünden kann, ohne besorgen zu müssen, von der Wirkung derselben erreicht zu werden. Dieser Ort führt den Namen Minenheerd, wo man sich zum Zünden des soge-

nannten Mönchs oder der Zündschachtel bedient. Der Mönch ist weiter nichts als ein Stückchen Zündschwamm, welches an dem einen Ende angezündet in ein Blättchen Papier gewickelt in die Zündwurst gesteckt wird. Sicherer ist die Zündung mittelst der Zündschachtel, welche am Ende der Leitrinne angebracht ist und die Einrichtung hat, daß, wenn der Schieber von derselben mittelst eines Drahtes abgezogen wird, die auf demselben liegende brennende Lunte, oder brennender Feuerschwamm in die Leitrinne fällt und so zündet. Man hat verschiedene Arten von Minen und zwar Dampf- oder Quetschminen (camouflet), welche den Zweck haben, die feindlichen Arbeiten zu zerstören. Sie liegen so tief unter der Erdoberfläche und erhalten eine so geringe Ladung, daß sie keinen Trichter auswerfen und ihre Wirkung nur gegen die feindlichen unterirdischen Arbeiten richten. Flatterminen, wobei die kürzeste Widerstandslinie, d. h. die nächste Entfernung vom Pulverkasten bis zur Oberfläche der Erde, höchstens zu 10 Fuß genommen wird. Ihre Wirkung ist allein gegen die oberirdischen feindlichen Arbeiten gerichtet oder bei der Vertheidigung eines Werkes gegen den stürmenden Feind. Gewöhnlich geladene Minen sind diejenigen, mit denen man in früherer Zeit den Angriff durchführte und wobei der Halbmesser des Trichters der kürzesten Widerstandslinie gleich ist. Druck- oder überladene Minen nennt man solche, deren Trichterradius stets größer ist, als die kürzeste Widerstandslinie. Die Erfahrung lehrt, daß man durch eine größere Ladung im Stande ist, dem Trichter einen solchen Durchmesser zu geben, daß er die sechsfache kürzeste Widerstandslinie übertrifft. Die Schachtmine entsteht, wenn der Belagerer einer Festung keine Gallerie vortreibt, sondern schnell einen Schacht ausgräbt, auf dessen Grunde er die Ladung anbringt. Demolirungs- oder Schleifminen sind solche, die bestimmt sind, die Festungswerke, in deren Besitz sich der Feind gesetzt hat, zu zerstören. Nach der Art des Gebrauches theilt man nun noch die M. ein in: Angriffs- und Vertheidigungs- oder Gegenminen. Die Angriffsminen sollen die Gegenminen aufsuchen und dieselben zerstören, durch Sprengen einer M. einen Trichter bilden, in dem sich der Belagerer festsetzen kann, oder auch das Revettement des Hauptwalles, deckende Erdwälle wegzuräumen, wenn sie hindern, in den Hauptwall vom Glacis aus, Bresche zu legen. Es wird sich der Angreifer zu seinen Minen stets der überladenen Minen mit Vortheil bedienen, um dadurch die Gegenminen eher zu zerstören, als er mit seinen Bauten in die Wirkungssphäre derselben gelangt. Bedient sich der Belagerer der M., um eine Bresche zu bewirken, so erhält diese den Namen Breschmine. Die Vertheidigungsminen sollen die Fortschritte der Belagerungsarbeiten möglichst hindern und die feindlichen Logements, namentlich für Breschbatterien, auf dem Glacis zerstören, endlich auch den feindlichen Minen zu begegnen suchen, um die Angriffsgallerie früher zerstören zu können, als der angreifende Mineur zum Sprengen kommen kann. Die Erfahrung lehrt, daß bei einer solchen Minenladung, von der die Wirkung sich nicht zu Tage zeigt, unter der Erde eine kugelförmige Gestalt entsteht, innerhalb welcher alle Erdtheile erschüttert worden sind. Früher war man der Meinung, daß es nicht möglich sei, einen Trichter zu sprengen, dessen Durchmesser größer sei als die doppelte kürzeste Widerstandslinie. Belidor stellte zuerst ein anderes Resultat auf aus den Versuchen, welche er 1723—1732 in La Fère und 1753 zu Bissy anstellte, die die frühere Theorie ganz über den Haufen warfen. Diese Versuche wurden 1754 von dem preußischen Ingenieur Le Febre bei Potsdam geprüft und bestätigt gefunden. Sie bewiesen, daß das Pulver in einem cubischen Kasten eingeschlossen auf eine Entfernung seine Wirkung äußern könne, welche der dreifachen kürzesten Widerstandslinie gleichkomme, sogar noch übertreffe. Der Pulverkasten erhält in der Regel eine cubische Form und die Größe desselben ergibt sich aus der Größe der Ladung. Um die

Größe des Kastens für eine gewisse Ladung zu finden, berechne man, wie viel Cubiklinien 1 Pfd. Pulver einnimmt, multiplicire diese Zahl mit der gegebenen Anzahl Pfunde der Ladung und ziehe aus diesem Producte die Cubikwurzel; so erhält man in der gefundenen Zahl die Seite des Kastens, in Linien ausgedrückt. — Die Griechen nannten M. eine Münze, welche 100 Drachmen = 12 Thlr. 12 Gr. = betrug und ein Gewicht welches 28 Lth. 2 Quentchen 69⅓ Aß hatte. 69.

Minelli (Joh.), ein bekannter, jedoch einseitig gebildeter Gelehrter des XVII. Jahrh., ward 1625 zu Rotterdam geboren, studirte die Alterthumswissenschaften, wurde dann Rector an der Schule in seiner Vaterstadt und starb endlich daselbst 1683. Er besorgte beinahe von allen römischen Schriftstellern Ausgaben, die jedoch der studirenden Jugend nicht zu empfehlen sind, da sie durchgängig mit Noten versehen sind, welche oft eine wörtliche Übersetzung des Textes geben, die dem Schüler das eigene Nachdenken ersparen. Viele damals lebende Gelehrte besorgten ähnliche Ausgaben, daher die sprüchwörtliche Redensart entstand: eine Ausgabe ad modum Minelli, worunter man eine sogenannte Eselsbrücke versteht. 20.

Mineralogie ist die Wissenschaft, welche die Eigenschaften der unorganischen Naturproducte kennen lehrt. Einigen Mineralogen ist dagegen die Mineralogie die Wissenschaft des Mineralreichs und sie umfaßt dann nur solche Körper von größtentheils festem Zustande, welche in der Erde gefunden werden (Mineralien) und sich von den Atmosphärilien unterscheiden, welche in der Atmosphärologie ihre Behandlung finden, obgleich ein Theil derselben ebenfalls in und auf der Erde anzutreffen ist. Da es aber nicht unmöglich ist, alle Körper der unorganischen Natur aus einem Hauptgesichtspunkte zu betrachten, so kann eine einzige Wissenschaft, die Anorganologie, alle Körper dieser, unorganisch genannten, Structur zusammen umfassen und behandeln, welche jetzt einzeln in der M., Chemie und Atmosphärologie erwähnt sind. Die M. besitzt eine ältere Eintheilung in eigentliche M. oder Oryktognosie, in ökonomische M. oder Lithurgik, in Mineralchemie, in Geognosie oder genetische M. und in geographische M. oder Mineralgeographie. Jeder dieser Zweige ist auf besondere Weise behandelt worden. An und für sich kann jedoch die ökonomische M. als ein Theil der Ökonomie unter dem Namen Mineralökonomie, die geographische M. als ein besonderer Theil der physikalischen Geographie, die Mineralchemie als ein Zweig der Chemie angesehen, die Geognosie endlich gleichfalls zur physikalischen Geographie gerechnet werden. Die Mineralgeographie gibt die Fundorte der Mineralien und beschreibt die Länder der politischen Eintheilung der Welt in Bezug auf die in denselben gefundenen Mineralien. Die Mineralchemie enthält die Regeln von der Zerlegung der Mineralien in ihre einzelnen Bestandtheile; sie lehrt die Eigenschaften derselben, gibt Aufschlüsse über die Zusammensetzung der Mineralkörper aus denselben und die Quantitäten, welche davon in jedem Minerale enthalten sind. Die Lithurgik behandelt die Mineralien einzeln nach Abtheilungen, welche theils aus dem Charakter des Systemes entspringen oder die sich auf die Verschiedenheit der Gewerbe stützen. In derselben sind die physikalischen Eigenschaften des nutzbaren Minerales beschrieben, die besondern Varietäten derselben, welche von vorzüglicher Nutzbarkeit sind, so wie ihre Eigenschaften angegeben, ihre technisch üblichen Bezeichnungen genannt, die vortheilhafteste Nutzungsweise aufgeführt, das Gewinnen, Auffinden, die Fundörter dieser Körper u. dgl. m. beigefügt. Die Oryktognosie untersucht die Eigenschaften, welche den Mineralien im Allgemeinen zukommen, unterscheidet und benennt diese Eigenschaften, führt mittelst der Kenntniß derselben Untersuchungen über die einzelnen Mineralkörper, lehrt die besonderen Eigenschaften derselben, benennt dieselben und bemerkt sonstige wichtige dieselbe betreffende Ver-

hältnisse. Bevor durch Mohs in Wien die philosophisch begründete, wissenschaftliche Methode der naturhistorischen Betrachtung von Linné zur Ausführung der Mineralogie angewendet worden ist, galt vorherrschend in dieser Wissenschaft die individuelle Ansicht des Untersuchenden. Die daraus entspringenden Behandlungen der M. sind mehr oder weniger empirisch, je nachdem zum Anhalten der Darstellung weniger oder mehr feste Bedingungen oder Beziehungen aufgestellt und individuelle Ansichten weniger oder mehr beseitigt worden sind. Mit der Linné'schen Behandlungsweise werden in der M. fünf Hauptstücke: 1) Terminologie; 2) Systematik; 3) Nomenclatur; 4) Charakteristik; 5) Physiographie unterschieden, welche aber verschiedenen Methoden der Behandlung unterworfen sind. Diejenige Methode, welche die natürliche genannt wird, behandelt dieselbe nur vermittelst der Erkenntniß der äußerlichen physikalischen Kennzeichen der Mineralkörper; die chemische Methode benutzt dazu diejenigen Mittel, welche durch die Zerlegungen dieser Körper und die Beziehungen dieser Zerlegungen aufgefunden werden; gemischte Methoden besitzen Termen oder Kennzeichen, die durch Untersuchungen auf beiden genannten Wegen gegeben worden sind. Ziemlich allgemein berühmt ist in neuern Zeiten die Ausführung der naturhistorischen Untersuchung des Mineralreiches von Mohs geworden, welche sich nur äußerer physikalischen Erkennungsmittel bedient. I. Die Terminologie wird nach Mohs in drei Abtheilungen behandelt, von denen die erste die Eigenschaften, die zweite die Zusammensetzungen und die dritte die Kennzeichen der Mineralien entwickelt. Die einfachen Mineralkörper, welche ursprünglich mit ebenen Flächen begrenzt sind, heißen Krystalle. Man unterscheidet bei ihnen Kanten, Axen, Diagonalen, Flächen, Querschnitte, Hauptschnitte und Ecken von verschiedener Form und Regelmäßigkeit und ordnet sie nach dem symmetrischen Verhältnisse ihres Baues und den verschiedenen Graden von Regelmäßigkeit, nach der Ähnlichkeit unter einander und nach ihrer Abhängigkeit von einander in Gruppen, welche Krystallsysteme genannt werden. Axen, Flächne, Querschnitte und Hauptschnitte sind aber von trigonaler oder hexagonaler, quadratischer und rhombischer Symmetrie und die Körper, unterschieden nach der Symmetrie ihrer Axen, sind entweder vielaxige oder einaxige. Erstere sind in dem Systeme der tessularischen Gestalten zusammengefaßt, deren regelmäßigste Gestalten das Hexaëder, das Oktaëder, das rautenflächige Dodekaëder, die hexaëdrischen Trigonalikositetraëder, die oktaëdrischen Trigonalikositetraëder, die trapezoïdalen Ikositetraëder, die Tetrakontaoktaëder begreifen. Von den letzten Gestalten sind aber mehrere Abänderungen verschieden durch die Größe ihrer Kanten oder der Flächenneigungen an denselben gekannt. Die Hälfte dieser Gestalten, denen die halbe Anzahl gleichgelegener Flächen zukommt, sind das Tetraëder, die Pentagonaldodekaëder, die Trapezoïdaldodekaëder, die tetraëdrischen Trigonaldodekaëder, die tetraëdrischen Trigonalikositetraëder, die trapezoïdalen Ikositetraëder, die Pentagonalikositetraëder, und die Viertel des Tetrakontaoktaëders, denen der vierte Theil gleich symmetrisch gelegener Flächen von diesen Gestalten zukommt, die tetraëdrischen Pentagonaldodekaëder. Die einaxigen Gestalten sind nach der Beschaffenheit ihrer Axen und der Neigungen derselben gegen die Basis 1) rhomboëdrische Gestalten mit einer Axe, zu denen die trigonale oder hexagonale Symmetrie der rechtwinklich daraufstehenden Querschnitte gehört und welche den Bestand des rhomboëdrischen Systemes ausmachen; 2) pyramidale Gestalten mit tetragonaler Hauptaxe, welche das pyramidale System bilden; 3) orthotype Gestalten mit einer Axe rautenförmiger Symmetrie, die senkrecht auf dem sym-

mochten Zusammenkünfte nach der Weise der Griechen und Römischen Volker ver-
anstaltet haben, wie Tacitus (Germ. 11.) von den Germanen berichtet, so ist
doch gewiss, dass sie nicht in Gymnasien und Theatern gehalten wurden. Diese
Gebäude sind ausschliessend Werke und Zeichen der feinen Europäischen Gesittung
und Lebensart, und wurden von den Griechen und Römern nur in ihren Städten
aufgeführt. Wo sie sich auf dem Lande befanden, da waren sie Landhäuser, wie
Cicero's Tusculanum, Plinius' Laurentinum, Tiburtinum, Tusci, und andere
dergleichen mehr. Wenn sie auch jene Gebäude, Gymnasien und Theater, auf
dem Lande hatten, so waren sie doch nicht für Versammlungen des Volks, sondern
für Lustbarkeiten der Reichen und Vornehmen bestimmt. Wo sie aber Versamm-
lungen des Volks hatten, da waren sie in Städten, wie Athen, Rom, Syracus,
Neapel, Pompeji, Herculanum, Puteoli, Nola, Capua, Verona, Nismes, Arles,
Orange, Autun, Trier, Köln, Augsburg, Regensburg, Wien, Salzburg, Aquileja,
Pola, Spalatro, Salona, Nikomedien, Ephesus, Smyrna, Pergamus, Antiochien,
Palmyra, Alexandrien, Karthago, Utica, Hippo, Cirta, Lambäsis, Timgad, Tu-
gga, Thysdrus, Leptis, Sabrata, Oea, Cyrene, Ptolemais, Apollonia, Berytus,
Tyrus, Sidon, Ascalon, Cäsarea, Jerusalem, Gerasa, Philadelphia, Bostra, Ge-
rasa, Scythopolis, Neapolis, Sebaste, Ptolemais, Tyrus, Sidon, Berytus, Tripolis,
Laodicea, Apamea, Epiphania, Hierapolis, Edessa, Nisibis, Dara, Amida, Ni-
sibis, Singara, Hatra, Ctesiphon, Seleucia, Babylon, Susa, Persepolis, Pasargadä,
Ecbatana, Rhagä, Hekatompylos, Alexandria Margiana, Alexandria Arachosiä,
Alexandria Caucasi, Bactra, Alexandria Oxiana, Alexandria Eschate, Maracanda,
Tarsus, Mallus, Anazarbus, Aegä, Seleucia Pieria, Antiochien, Laodicea, Apa-
mea, Epiphania, Hierapolis, Edessa, Nisibis, Dara, Amida, Nisibis, Singara,
Hatra, Ctesiphon, Seleucia, Babylon, Susa, Persepolis, Pasargadä, Ecbatana,
Rhagä, Hekatompylos, Alexandria Margiana, Alexandria Arachosiä, Alexandria
Caucasi, Bactra, Alexandria Oxiana, Alexandria Eschate, Maracanda, Tarsus,
Mallus, Anazarbus, Aegä, Seleucia Pieria, Antiochien, Laodicea, Apamea, Epi-
phania, Hierapolis, Edessa, Nisibis, Dara, Amida, Nisibis, Singara, Hatra, Ctesi-
phon, Seleucia, Babylon, Susa, Persepolis, Pasargadä, Ecbatana, Rhagä, Hekato-
mpylos, Alexandria Margiana, Alexandria Arachosiä, Alexandria Caucasi, Bactra,
Alexandria Oxiana, Alexandria Eschate, Maracanda, Tarsus, Mallus, Anazarbus,
Aegä, Seleucia Pieria, Antiochien, Laodicea, Apamea, Epiphania, Hierapolis,
Edessa, Nisibis, Dara, Amida, Nisibis, Singara, Hatra, Ctesiphon, Seleucia,
Babylon, Susa, Persepolis, Pasargadä, Ecbatana, Rhagä, Hekatompylos, Alexan-
dria Margiana, Alexandria Arachosiä, Alexandria Caucasi, Bactra, Alexandria
Oxiana, Alexandria Eschate, Maracanda, Tarsus, Mallus, Anazarbus, Aegä, Se-
leucia Pieria, Antiochien, Laodicea, Apamea, Epiphania, Hierapolis, Edessa,
Nisibis, Dara, Amida, Nisibis, Singara, Hatra, Ctesiphon, Seleucia, Babylon,
Susa, Persepolis, Pasargadä, Ecbatana, Rhagä, Hekatompylos, Alexandria Mar-
giana, Alexandria Arachosiä, Alexandria Caucasi, Bactra, Alexandria Oxiana,
Alexandria Eschate, Maracanda, Tarsus, Mallus, Anazarbus, Aegä, Seleucia
Pieria, Antiochien, Laodicea, Apamea, Epiphania, Hierapolis, Edessa, Nisibis,
Dara, Amida, Nisibis, Singara, Hatra, Ctesiphon, Seleucia, Babylon, Susa, Per-
sepolis, Pasargadä, Ecbatana, Rhagä, Hekatompylos, Alexandria Margiana, Alexan-
dria Arachosiä, Alexandria Caucasi, Bactra, Alexandria Oxiana, Alexandria
Eschate, Maracanda, Tarsus, Mallus, Anazarbus, Aegä, Seleucia Pieria, Antio-
chien, Laodicea, Apamea, Epiphania, Hierapolis, Edessa, Nisibis, Dara, Amida,
Nisibis, Singara, Hatra, Ctesiphon, Seleucia, Babylon, Susa, Persepolis, Pasar-
gadä, Ecbatana, Rhagä, Hekatompylos, Alexandria Margiana, Alexandria Ara-
chosiä, Alexandria Caucasi, Bactra, Alexandria Oxiana, Alexandria Eschate,
Maracanda, Tarsus, Mallus, Anazarbus, Aegä, Seleucia Pieria, Antiochien, Lao-
dicea, Apamea, Epiphania, Hierapolis, Edessa, Nisibis, Dara, Amida, Nisibis,
Singara, Hatra, Ctesiphon, Seleucia, Babylon, Susa, Persepolis, Pasargadä, Ec-
batana, Rhagä, Hekatompylos, Alexandria Margiana, Alexandria Arachosiä, Alexan-
dria

zähnig, drahtförmig, haarförmig, moosformig, filzförmig, blechförmig, baumförmig, kammförmig, gestrickt, ästig, tropfsteinartig, faſrig, zackig, röhrenförmig u.ſ.w. Maſſen heißen derb, wenn dieſelben in größeren Quantitäten einer Materie angehören; ſie ſind eingeſprengt, wenn die Größe des Umfanges mehrerer eingewachſener Maſſen gegen die Menge der andern Subſtanz ſehr gering iſt; ſie beſtehen endlich auch aus loſen Körnern. Zu den nachahmenden Geſtalten der geſtörten Bildung gehören Platten, welche zwiſchen Klüften mit parallelen und ebenen Flächen entſtanden ſind und bei unmerklicher Dicke angeflogen, bei großer Glätte der Oberfläche Spiegel heißen, ferner knollige, mandelartige und kugliche Maſſen und endlich die Verſteinerungen, Mineralmaſſen, die ſich in leeren Räumen bildeten, in denen lebendige Geſchöpfe und Productionen des Pflanzenreichs vergraben waren und verweſten. Mit dieſen Bildungen kommt auch ein Theil der Pſeudomorphoſen oder Afterkryſtalle überein, welche theils ihre Formen durch Ausfüllung von Räumen erhielten, in denen zerſtörte und entfernte Kryſtalle ihre Abdrücke zurückließen, theils aus urſprünglichen Formen beſtehen, in denen die derſelben zugehörige Maſſe durch einwirkende Kräfte zu einer andern Subſtanz umgeändert wurde. — Was die Eigenſchaften der Mineralien betrifft, ſo unterſcheidet man an ihnen folgende. Die Theilbarkeit iſt die Eigenſchaft, zufolge welcher dieſelben nach gewiſſen Richtungen, welche mit Flächen der Kryſtallgeſtalten aus den Kryſtallreihen der Species übereinkommen, leicht getrennt werden können und welche nach den verſchiedenen Graden der Ebenheit, der verſchiedenen Stärke des Glanzes ſehr vollkommne, vollkommne, weniger vollkommne und unvollkommne Theilungsflächen geben. Eine Species beſitzt oft mehrere Theilungsrichtungen von verſchiedenem Grade der Vollkommenheit. Die Theilbarkeit heißt axotom, wenn nur eine vorhanden iſt, die eine Axe rechtwinklich ſchneidet; prismatoïdiſch iſt ſie, wenn ſie nur in einer, aber der Axe parallelen Richtung ſtattfindet; monotom begreift eine einzige Theilungsrichtung überhaupt; paratome Theilbarkeit bezieht ſich auf Theilungsflächen, die gegen die Axe der Grundgeſtalt geneigt ſind und um dieſelbe ſymmetriſch liegen. Der Bruch iſt entweder muſchlich oder uneben. Zuſammengeſetzte Maſſen beſitzen noch außerdem ebenenen, ſplittrigen, hakigen, ſchiefrigen und erdigen Bruch. Die Verhältniſſe gegen das Licht umfaſſen die Lichtzurückwerfung oder des Glanzes, der Farbe, Durchſichtigkeit, Lichtbrechung und Lichtzerſtreuung. Der Glanz iſt theils metalliſch, von Vollkommenheit, theils unvollkommener Metallglanz, theils Demantglanz, theils Glasglanz, theils Fettglanz, theils Perlmutterglanz, ſämmtlich von verſchiedener Intenſität und Hinneigung des einen in den andern. Die Intenſitäten des Glanzes werden durch ſtarkglänzend, glänzend, wenigglänzend, ſchimmernd und matt bezeichnet. Die Farben ſind metalliſche, welche immer mit Metallglanz verbunden ſind, oder gemeine Farben. Erſtere werden in kupferroth, ſpeißgelb, meſſingelb, goldgelb, ſilberweiß, zinnweiß, bleigrau (weißlich-, gemein-, friſch-, ſchwärzlich-bleigrau), ſtahlgrau, eiſenſchwarz unterſchieden; letztere ſind weiß, ſchwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede dieſer Hauptabtheilungen wird durch verſchiedene Nüancirungen bezeichnet. Die Farben zerfallen demnach in weiß: ſchneeweiß, röthlichweiß, gelblichweiß, graulichweiß, grünlichweiß, milchweiß; grau: bläulichgrau, perlgrau, rauchgrau, grünlichgrau, gelblichgrau, aſchgrau; ſchwarz: graulichſchwarz, ſammtſchwarz, pechſchwarz, rabenſchwarz, bläulichſchwarz; blau: ſchwärzlichblau, laſurblau, violblau, lavendelblau, pflaumenblau, berlinerblau, ſmalteblau, indigoblau, himmelblau; grün: ſpangrün, ſeladongrün, berggrün, lauchgrün, ſmaragdgrün, apfelgrün,

grasgrün, pistaziengrün, spargelgrün, schwärzlichgrün, olivengrün, ölgrün, zeisiggrün; gelb: schwefelgelb, strohgelb, wachsgelb, honiggelb, citronengelb, ockergelb, weingelb, isabellengelb, pomeranzengelb; roth: morgenroth, hyacinthroth, ziegelroth, scharlachroth, blutroth, fleischroth, carminroth, cochenillroth, rosenroth, carmesinroth, pfirsichblüthroth, colombinroth, kirschroth, bräunlichroth; braun: röthlichbraun, nelkenbraun, haarbraun, kohlbraun, kastanienbraun, gelblichbraun, tombakbraun, holzbraun, leberbraun, schwärzlichbraun. Die ausgezeichnet gedruckten Farben heißen Charakterfarben. Farben, welche mit den genannten Farben nicht übereinkommen, werden als Mittelfarben von zwei oder mehreren Farben betrachtet. Zur Erkennung der Farben dienen Farbenscalen oder Mineraliensammlungen, welche sämmtliche Farben an Mineralien nachweisen. Die Farben werden hohe, blasse, lichte, dunkle genannt, je nachdem ihre Lebhaftigkeit und Intensität ist. Das Anlaufen besteht in einer Farbenänderung von der Oberfläche der Substanzen. Derselbe folgt häufig, wenn auch langsam, die Zersetzung des Minerals nach. Die Mineralien laufen grau, schwarz, braun, röthlichbunt (taubenhälsig), grünlichbunt, (pfauenschweifig, regenbogenfarbig) an. Hierzu gehört das Farbenspiel oder das glänzende Zurückstrahlen von farbigen Lichtstrahlen; das Opalisiren und das Irisiren. Farbenzeichnungen bestehen bei Individuen oft aus Varietäten einer Färbung, welche sich in Krystallflächen der Species von der zweiten Färbung trennt. Zusammengesetzte Massen sind wolkig, fleckig, punktirt, geadert, concentrisch gestreift. Der Dichroïsmus besteht in der Eigenthümlichkeit, daß Individuen von zwei verschiedenen Richtungen, welche mit krystallonomischen Richtungen übereinkommen, verschiedene Farben zeigen und hängt von der Anordnung der einzelnen Theile, ihrer Form, der Farbe derselben und der Materie selbst ab. Die dioptrischen Verhältnisse der Lichtpolarisationen und Farbenzerstreuungen sind noch nicht vollständig ins Mineralreich eingeführt. Die Lichtbrechung hängt mit der Materie selbst zusammen, sie wird auf die bekannte Art durch das Verhältniß des Sinus vom Einfallswinkel zum Sinus des Brechungswinkel gemessen. Die Durchsichtigkeit der Mineralien ist von verschiedenen Graden. Vollkommen durchsichtig, durchsichtig, halbdurchsichtig, durchscheinend, an den Kanten durchscheinend, undurchsichtig sind die Bezeichnungen dafür. Zu den Kennzeichen der Mineralien wird die Farbe ihres Pulvers gerechnet und mit dem Ausdrucke Strich bezeichnet und nach der Farbe und zuweilen nach dem Glanze unterschieden. Farbloser Strich ist weiß. Der Zusammenhalt der einzelnen Theile der Mineralien beim Versuch damit zu schneiden oder dieselben zu zerschneiden, heißt Härte (s. d. Art.). Die Festigkeit, Sprödigkeit, Geschmeidigkeit, Milde, Dehnbarkeit, Biegsamkeit findet Unterscheidung in verschiedene Grade. Das specifische Gewicht der Massen bestimmt die Mineralogie gegen reines Wasser auf die gewöhnliche Weise. Sie findet für nöthig dasselbe zwischen Grenzen zu setzen, welche die Extreme der Erfahrung umschließen. Das höchste specifische Gewicht der Mineralkörper übersteigt nicht 20, das geringste kommt noch nicht 0,0002 gleich. Der Geruch der Mineralien ist bituminös, schweflich, bitter und thonig (beim Anhauchen), thonig und bitter (beim Reiben), urinös, knoblauchartig, empyreumatisch; der Geschmack derselben süßlich, salzig, zusammenziehend, alkalisch, kühlend, bitter und sauer. Zu den Kennzeichen der unkrystallinischen Massen gehören diejenigen 1) der Aggregation; sie enthalten das Erkenntniß des Elastisch-, Tropfbar- und Zähflüssigen, des Erdigen und des Pulvrigen; 2) des Anfühlens, welches mager, fett, scharf oder rauh von verschiedenen Graden der Auffälligkeit unterscheidet; 3) die des Anhängens an der Zunge;

4) des Abfärbens (schreibend, schmutzend). Die weiteren Kennzeichen, welche einige Mineralogien enthalten, betreffen Zusammensetzungen verschiedener Arten von Mineralien, welche zur Geologie zu rechnen sind. — II. Die Systematik bestimmt zuerst das mineralische Individuum und erkennt als dasselbe den Krystall. Sie entwickelt hieraus den Begriff der Species, unter dem sie einen Inbegriff von Individuen und deren Zusammensetzungen versteht, deren Eigenschaften entweder vollkommen gleich sind oder doch zwischen beständigen Grenzen in ununterbrochenen Reihen in einander übergehen. Sie sammelt die Species aus Gründen ihrer naturhistorischen Ähnlichkeit zu Geschlechtern, diese zu Ordnungen und die Ordnungen zu Classen, woraus das System entsteht. — III. Die Nomenclatur unterscheidet systematische und triviele Namen und setzt die Regeln fest, um beide zweckmäßig zu wählen. — IV. Die Charakteristik gibt die Resultate des vergleichenden Studium der Mineralkörper oder die Eigenschaften einer jeden Species, vermöge deren dieselbe von allen übrigen ausgezeichnet ist. Sie nennt die Summe dieser Eigenschaften einer Species den Character derselben und gibt Anweisung nach demselben die Mineralien zu erkennen. Die Charaktere enthalten wenigstens die drei Merkmale der Form, der Härte und des eigenthümlichen Gewichtes. — V. Die Physiographie enthält die Beschreibungen der Mineralien nebst mehreren interessanten Bemerkungen, die Bezug auf jedes einzeln beschriebene Mineral haben, folglich die Aufführung obenangegebener Eigenschaften, ferner Bemerkungen über den Nutzen der Entstehung, das Zusammenvorkommen derselben mit andern Mineralien, die Angabe der Fundorte, die chemischen Analysen, die chemischen Erkennungsmittel, vorzüglich diejenigen vor dem Löthrohre, zuweilen auch die Angabe seltener und kostbarer Stücke, ihres Werthes und die Aufbewahrungsart, auch die Preise der im Handel vorkommenden Mineralien und Bemerkenswerthes aus der Geschichte und Literatur des Minerals. — Nach der Bearbeitung von Flaidinger enthält das System von Mohs drei Classen mit 21 Ordnungen, 108 Geschlechtern, 248 Species, 82 vorläufig angeschlossenen Mineralspecies und zwei Anhängen, von denen der eine wegen unvollständiger Kenntniß nicht zu classificirende Mineralien, der andere gemengte, zerstörte, eine eigenthümliche Species nicht bildende Mineralkörper enthält. — Übersicht dieses Systemes. — Die I. Classe enthält Körper vom eigenthümlichen Gewichte unter 3, 8, ohne bituminösen Geruch, die, wenn sie fest sind, Geschmack erregen, und enthält 4 Ordnungen: 1) Gase mit den Geschlechtern: Hydrogengas in 4 Species, Atmosphärgas 1 Sp.; 2) Wasser ein Geschlecht, Atmosphärwasser 1 Sp.; 3) Säuren mit den Geschlechtern: Kohlensäure 1 Sp., Salzsäure 1 Sp., Schwefelsäure 2 Sp., Boraxsäure 1 Sp., Arsenikäsäure 1 Sp.; 4) Salze mit den Geschlechtern: Natronsalz 2 Sp., Glaubersalz 1 Sp., Nitrumsalz 1 Sp., Boraxsäure 1 Sp., Ammoniaksalz 1 Sp., Vitriolsalz 3 Sp., Bittersalz 1 Sp., Alaunsalz 1 Sp., Boraxsalz 1 Sp., Brithynsalz 2 Sp. — Die zweite Classe enthält geschmacklose Körper von Gewicht über 1, 8 in 15 Ordnungen: 1) Haloïde mit den Geschlechtern: Euklashaloïd 6 Sp., Kryonhaloïd 2 Sp., Alaunhaloïd 1 Sp., Wavellinhaloïd 1 Sp., Flußhaloïd 5 Sp., Kalkhaloïd 5 Sp.; 2) Baryte mit den Geschlechtern: Parachrosbaryt 2 Sp., Zinkbaryt 2 Sp., Scheelbaryt 1 Sp., Halbaryt 5 Sp., Bleibaryt 11 Sp., Antimonbaryt 1 Sp.; 3) Kerate 2 Sp.; 4) Terene mit 11 Sp.; 5) Malachite mit den Geschlechtern: Lirokonmalachit 2 Sp., Olivenmalachit 3 Sp., Lasurmalachit 1 Sp., Smaragdmalachit 2 Sp., Habronemmalachit 5 Sp.; 6) Glimmer mit den Geschlechtern: Euchlorglimmer 3 Sp., Talkglimmer 3 Sp., Perlglimmer 1 Sp.; 7) Steatite mit 10 Sp.; 8) Spathe mit den Geschlechtern: Schillerspath 4 Sp., Distehnspath 2 Sp., Triphanspath 2 Sp., Dystomspath 1 Sp., Kuphonspath

22 Sp., Petalinſpath 1 Sp., Feldſpath 8 Sp., Auaitſpath 8 Sp., Laſurſpath 2 Sp., Nephritſpath 2 Sp., Almandinſpath 1 Sp.; 9) Gemmen mit den Geſchlechtern: Andaluſit 1 Sp., Korund 4 Sp., Demant 1 Sp., Topas 1 Sp., Smaragd 2 Sp., Quarz 5 Sp., Axinit 1 Sp., Chryſolith 1 Sp., Borazit 1 Sp., Turmalin 1 Sp., Granat 4 Sp., Zirkon 1 Sp.; 10) Erze mit den Geſchlechtern: Melanerz 2 Sp., Titanerz 5 Sp., Zinkerz 1 Sp., Kupfererz 1 Sp., Zinnerz 1 Sp., Scheelerz 1 Sp., Tantalerz 1 Sp., Uranerz 1 Sp., Cererz 1 Sp., Chromerz 1 Sp., Eiſenerz 8 Sp., Manganerz 5 Sp.; 11) Metalle mit den Geſchlechtern: Arſenik 1 Sp., Tellur 1 Sp., Antimon 2 Sp., Wismuth 1 Sp., Blei 1 Sp., Mercur 2 Sp., Silber 1 Sp., Gold 1 Sp., Iridium 1 Sp., Palladium 1 Sp., Platin 1 Sp., Eiſen 1 Sp., Kupfer 1 Sp.; 12) Kieſe mit den Geſchlechtern: Nickelkies 1 Sp., Arſenikkies 2 Sp., Kobaltkies 4 Sp., Eiſenkies 3 Sp., Kupferkies 2 Sp.; 13) Glanze mit den Geſchlechtern: Kupferglanz 4 Sp., Silberglanz 1 Sp., Bleiglanz 1 Sp., Tellurglanz 1 Sp., Molybdänglanz 1 Sp., Wismuthglanz 1 Sp., Antimonglanz 4 Sp., Melanglanz 1 Sp.; 14) Blenden mit den Geſchlechtern: Glanzblende 1 Sp., Granatblende 1 Sp., Purpurblende 1 Sp., Rubinblende 3 Sp.; 15) Schwefel 3 Sp. — Die dritte Claſſe enthält 1) Harze mit den Geſchlechtern: Melichronharz 1 Sp., Erdharz 2 Sp.; 2) Kohlen: Steinkohlen. — Die M. iſt in den älteſten Zeiten wenig bearbeitet worden, obgleich die älteſten Schriften mehrere Mineralien nennen und beſchreiben; im Allgemeinen jedoch ſind die Beſchreibungen ſehr ungenügend. Einzelne Mineralien, namentlich Gemmen oder Edelſteine, haben in der Geſchichte Ruf. Von dieſen ſind ſelbſt einzelne Stücke berühmt. Das Bruſtſchild der hebräiſchen Oberprieſter enthielt 12 Steine, die Urim und Thummim, verſchiedener Art, jeder einen Stamm Israels bedeutend. Die Steine dienten Indiern, Chineſen, Perſern und Römern als Talismane, welche häufig als Intaglien und Cameen bearbeitet waren und zugleich als Siegelringe dienten. Ausgezeichnet iſt Ariſtoteles unter den älteren Mineralogen zu nennen; deſſen mineralogiſche Erfahrungen machte nach ſeinem Tode Theophraſt bekannt. Plinius iſt nicht arm an Mineralien, aber nur wenige ſind deutlich beſchrieben; eben ſo Seneca. Im Mittelalter iſt die M. faſt gänzlich vernachläſſigt und nur von Ärzten ſo viel bearbeitet worden, als dieſelben zum mediciniſchen Gebrauche ihrer benöthigt waren. Im neuern Zeitalter beginnt mit Albinus, Agricola, Linné, Wallerius, Bergmann, Kronſtädt, Henkel eine neue Periode der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der M. Durch Romé de L'Isle wurde die Aufmerkſamkeit auf die Geſetzmäßigkeit der Kryſtalliſationserſcheinungen gelenkt; durch Hauy und Andere das Feld der Wiſſenſchaft durch Entdeckung neuer Mineralien vergrößert. Ihren Spuren folgte hierin Fourcroy, Monteiro, Hausmann, Leonhardt, Phillips, Mohs, Weiß, welche, wie jene, aus äußerlichen Kennzeichen neue Mineralien zu unterſcheiden wußten. Unſchätzbare Bereicherungen ſind der M. in den letzten 30 Jahren durch die chemiſchen Unterſuchungen der Mineralkörper im Allgemeinen, ihre Erkenntniß betreffend und im Beſondern durch Vergrößerung des Mineralreichs mittelſt der Entdeckungen neuer Arten und Geſchlechter zu Theil geworden. Große Verdienſte erwarben ſich darum die Chemiker Richter, Ritter, Lavoiſier, Vauquelin, Gay-Luſſac, Scheele, Klaproth, Berzelius, Davy, Stromeier, Lampadius, Pfaff, Trommsdorff, Tennant, Hatchett, H. und G. Roſe, Mitſcherlich, Turner, Trolle-Wachtmeiſter, Arfvedſon. Eigenthümliche Verdienſte um Bearbeitung der M. haben Hoffmann und nach ihm Breithaupt durch Herausgabe des „Handbuches der Mineralogie in dem Sinne von A. G. Werner"; Berzelius durch ſein rein auf chemiſche Gründe geſtütztes Mineralſyſtem; Mohs

durch eine Bearbeitung nach äußern Kennzeichen; Jameson, Leonhardt, Hausmann, Beudant, Brogniart, Phillips, Glocker, Breithaupt, Kobell entwarfen Systeme nach eigenen Ansichten und gestützt auf Vorgänger. Die Krystallographie fand besonders Bearbeiter an Hauy, Hausmann, Weiß, Mohs, Naumann, Rose, Hessel, Brooke. Mehrere einzelne Zweige wurden von Andern in einzelnen Abhandlungen bearbeitetet. Rose, Haidinger, Breithaupt, Mohs, Leonhardt, Berzelius haben sich um Entdeckung neuer Mineralspecies Verdienste erworben. Als ältere und neuere Schriftsteller im Gebiete der M sind zu nennen Weltheim, Trebra, Charpentier, Millin, Launay, Gehler, Karsten, Rose, Batsch, Schwabe, Beckerhin, Kramp, Voigt, Haberle, Löscher, Bernhardi, Leske, Gmelin, Walch, Vogel, Skopoli, Gerhardt, Kirwan, Krell, Leiser, Suckow, Demitri, Link, Lenz, Emmerling, Estner, Widenmann, Reuß, Ludwig, Struve, Freiesleben, Steffens, Hartmann, Gössel, Germar, Partsch, Zippe, Neumann, Graßmann, Kupfer, Wehrle, Fischer, Brooke, Brochant de Villiers, Allans, Klippstein, Boué, Bachmann, Wackenroder, Hugi, Escher, Herrmann, Hessel, Blum, Köhler u. A. — Zu den empfehlenswerthesten Schriften in der neuern Literatur der M. gehören: „Handbuch der Mineralogie von C. A. S Hoffmann," fortgesetzt von A. Breithaupt (Freiberg 1811 — 1818); „Traité de Crystallographie par l'Abbé Hauy" (Paris 1822); „Grundriß der Mineralogie von F. Mohs" (Dresden 1822); „Handbuch der Oryktognosie von C. C. von Leonhardt" (Heidelberg 1826); „Traité élémentaire de Minéralogie par F. S. Beudant" (Paris 1824); „An Elementary Introduction to the Knowledge of Mineralogy by William Phillips" (London 1823); „Anleitung zur Krystallkunde von Germar" (Halle); „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie von Dr. K. F. A. Hartmann" (Leipzig 1828). Berühmt sind endlich mehrere Abhandlungen in gelehrten mineralogischen und physikalischen Journalen, Zeitschriften und Acten gelehrter Gesellschaften. — Ein vorzügliches Hülfsmittel zum Studium der M. gewähren Mineraliensammlungen. Große Cabinette mit den Merkwürdigkeiten des Mineralreichs befinden sich zu Wien, Berlin, Petersburg, London, Paris, Madrid, München, Dresden, Grätz, Edinburg, Stockholm, Göttingen, Frankfurt a. M., Breslau, Freiberg, Chemnitz, Heidelberg und in mehreren anderen Orten. Zum Verkaufe werden kleine Sammlungen verschiedener Art in Freiberg, Heidelberg, Lübeck, Göttingen, Wien und Paris ausgeboten. 76.

Mineralwässer, lat. aquae minerales, franz. eaux minérales; engl. mineral waters, nennt man diejenigen natürlichen Wässer, welche aus dem Innern der Erde mit einer gewissen Menge mineralischer und gasförmiger Stoffe geschwängert, um eine besondere Arzneiwirkung auf den menschlichen Körper zu äußern, hervorquellen. Ihr Ursprung muß in dem atmosphärischen Wasser gesucht werden, welches sich auf den Bergen, in Form von Regen, Nebel oder Thau, fast beständig niederschlägt und namentlich in dem Theile desselben, welcher in die Spalten des Bodens fällt und sich hier um so tiefer einsenkt, als er, fortwährend in Gestalt einer sehr hohen Wassersäule niederfallend, immer weiter und tiefer zu dringen vermag, bevor er einen Widerstand findet, ja Alles berechtigt uns zu glauben, daß dieses Wasser bis zu den innern Brandheerden des Erdbodens zu dringen vermag und daß seiner augenblicklichen Verdunstung und seiner chemischen Einwirkung auf die in dieser Tiefe vorhandenen nicht oxydirten Körper die Erdbeben und die vulcanischen Ausbrüche zugeschrieben werden müssen. An diesen Punkten der Erde geschieht es aber auch, wo dieses Wasser für sich allein, aber dabei stark erhitzt und stets von den darauf lastenden Säulen gedrückt, durch andere Gänge und Wege nach minder hochliegenden Punkten der Erdoberfläche, als die sind, von wo es ausgegangen ist, gleichsam wieder zurück-

Salz, um allerlei in Form von warmen oder kalten Speisen, Tees oder auch als Getränke zu genießen. Ferner Gebäck, Backwaren, wie die Kleinen Brötchen, die in dieser einzelnen, den Tisch für verschiedene Thees und Gesellschaften bestimmten Form, Kleinen Brötchen heißen, ferner Kuchen, Torten, Pasteten, Pudding, Eis, Früchte, Gemüse, ferner so sich nach der Tiefe gestaltenden, den ganzen Tisch füllenden Gegenstände, wie Tee-Samoware — und das sind die, die auch warme Sp. unterhalten — also die Samoware-Tee-Gesellschaften im Kleinen machen, auch weiteres ganzes Tee-Gedeck, und Tee-Gesellschaften im ganzen Großen gehören. 1) in Offenwälder, so weiter im Kleinen, die Kaffee-Gesellschaften, einfache Form, einige Erfrischungen, Getränke und Speisen, die abgestuft werden; 2) Schweizer-Kaffee, wenn man dann noch weiter einfacher, Kaffee, Milch, Gebäck, Brot, Butter und allerdings einfache Speisen, Getränke; 3) Bürgerkaffee, 4) Schweizerkaffee und noch einfacher, 5) Kaffee, Milch, Gebäck, Brot, Butter, Käse, Wurst, Schinken, Eier, Obst und Gemüse, Früchte, Getränke, Speisen, Kaffee-Gesellschaften, die einfacher und einfacher werden, schließlich einfache, einige, einfache einige und schließlich einfachste. Die Kaffee-Gesellschaften, die Kaffee-Gesellschaften, die einfachen, die einfachsten, die Kaffee-Gesellschaften, die einfachsten, die Kaffee-Gesellschaften, die einfachsten, die Kaffee-Gesellschaften

Glase: Hyalithflaschen) sehr viel auf die Witterung, die Jahres-, ja selbst Tageszeit an. Höchst wichtig ist besonders auch der Gebrauch der Mineralbäder, deren örtliche reizende Wirkung auf die Haut sich durch Umänderung der Reizbarkeit des ganzen Nervensystems, Bethätigung der Resorption und als Folge bei der Veränderung der Mischungsverhältnisse der Säfte, durch Erhöhung oder Verminderung der Ab- und Aussonderung oder der Irritabilität (s. d. Art.) im Muskel- und Gefäßsysteme ausspricht. Charakteristisch ist der eigenthümliche Hautausschlag (psydracia thermalis), welcher in Folge des längern Gebrauchs entsteht, zwar nicht kritisch ist, doch häufig einen bestimmten Verlauf macht. Das Baden selbst geschieht entweder gemeinschaftlich oder in besonderen Badecabinetten. Außerdem werden die Heilquellen auch in Form von Douchen (s. d. Art.) angewandt, so wie auch in Form von Gas- und Dampfbädern (s. Bad). Endlich gibt es auch Mineralschlammbäder, welche entweder aus dem einfachen Niederschlage der festen und flüssigen Theile eines Mineralwassers, oder aus der Verbindung dieser mit den verschiedenen Lagern von Erde, mit welchen man sie absichtlich oder zufällig vermischt, bereitet werden. Die Italiener bezeichnen die Anwendung der verschiedenen Arten von Mineralschlamm mit dem Namen lutatura. Die Wärme dieser Bäder ist ungleich wirksamer, als die der Wasserbäder, so wie auch anhaltender, auflösender und durchdringender. Von den verschiedenen Arten von Mineralschlamm sind bis jetzt 6 Arten: der Schwefel-, der Kohlen-, der Eisen-, der Kochsalz-, der erdige und der gallertartige Mineralschlamm ärztlich benutzt worden. — Was die methodische Anwendung der M. betrifft, so unterscheidet man bei ihrem Gebrauche 1) eine große Cur, deren Dauer in der Regel auf 4—6 Wochen bestimmt ist und wo man täglich 4 bis höchstes 12 Becher trinken, und, wo gebadet wird, im Ganzen 24—30 Bäder und ausnahmsweise noch mehr nehmen läßt; 2) eine kleine Cur, wo man täglich 2 bis höchstens 6 Becher, oft nur wenige Wochen, oft mit absichtlicher Unterbrechung, aber auch bisweilen dann um so längere Zeit trinken läßt und diese Cur durch den mäßigen, von Zeit zu Zeit wiederholten Gebrauch von Mineralbädern unterstützt; 3) eine gemischte Cur, wo man, namentlich in chronischen Krankheiten, neben dem Gebrauche von anderen Arzneien, Mineralwasser trinken läßt, z. B. bei Brustkrankheiten, Steinbeschwerden und Wassersuchten Sauerbrunnen, oder bei Vollblütigkeit von Zeit zu Zeit Bitterwasser ꝛc. Diesen 3 Curen untergeordnet und durch sie bedingt gibt es noch 4) eine vorbereitende Cur, die indeß in vielen Fällen unnöthig ist; 5) die eigentliche oder Hauptcur, die, wenn sie mit einer Vorbereitungs- oder Nachcur verbunden ist, oft nicht länger als 3 Wochen, im entgegengesetzten Falle aber 4 Wochen und oft noch länger dauert. Die Wahl des Brunnens, so wie der Anwendungsform bleibt der Bestimmung des Arztes überlassen; endlich 6) die Nachcur, die zwar nicht in allen Fällen nothwendig ist, aber von Seiten des Kranken in der pünktlichen Fortsetzung seiner bisher geführten Lebensweise, in der Entfernung von Berufsgeschäften und, wenn es möglich ist, in einer mehrwöchentlichen Reise bestehen kann. Wo eine positive Nachcur dringend nothwendig ist, soll durch selbige Unterstützung, Befestigung und Vollendung der bei der Hauptcur beabsichtigten Wirkung und Beseitigung der bei der Hauptcur oft unvermeidlichen und, nach Beendigung derselben, noch fortdauernden störenden Nebenwirkungen bezweckt werden. — Die Unmöglichkeit, für eine große Menge von Kranken, die M. an Ort und Stelle zu gebrauchen, oder auch die Schwierigkeit, diese Wässer ohne nachtheilige Veränderung derselben von ihren Quellen weit zu versenden und aufzubewahren und andere Gründe mehr haben manche neuere Chemiker, unter denen Struve den ersten Rang einnimmt, bewogen, diese Wässer künstlich nachzubilden, was vermöge der genauen und sicheren Me-

thoben, die Bestandtheile der natürlichen M. auszumitteln und selbst Stoffe, die nur in höchst geringen Spuren darin enthalten sind, durch die neuern chemischen Verfahrungsweisen zu entdecken, aufs Vollkommenste gelungen ist, so daß wir jetzt an allen Hauptorten Europas Etablissements zur Benutzung der künstlich nachgebildeten Heilquellen haben. Unter allen diesen Anstalten zur Bereitung und Benutzung künstlicher M. dürften jedoch die nach Struve's Angabe errichteten wohl die am allgemeinsten verbreiteten sein. Zuerst in Dresden gegründet, findet man gegenwärtig dergleichen in Leipzig, Berlin, Königsberg, Warschau, Moskau, Brighton und mit jedem Jahre scheint die Zahl derselben sich zu vervielfältigen. Die Anstalt selbst besteht in 2 Hauptabtheilungen: in der ersten, der Bereitungsanstalt, wird für möglichst treue Nachbildung der künstlichen M. Sorge getragen; in der zweiten aber, der eigentlichen Trinkanstalt, bezweckt man die Erhaltung der Eigenthümlichkeiten der künstlich bereiteten Wässer und ihre möglichst unveränderte Förderung in den Becher der Curgäste. Das Nähere hierüber findet man in folgenden Schriften: Struve, „Über die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (2 Hefte, Dresd. 1824—26); F. L. A. Kreysig, „Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa" (Leipz. 1825. 2. Aufl.) und Harz, „Die künstlichen Mineralwässer in ihrem Verhältnisse zu den natürlichen" (Berl. 1830). Was endlich die Geschichte der Heilquellen betrifft, so verliert sich diese bei den Griechen in die Fabelwelt; doch scheint man dessenungeachtet schon in sehr frühen Zeiten Mineralquellen gekannt, verehrt und ihnen besondere Kräfte beigemessen zu haben. Nach Pausanias befand sich in Kenchrea neben dem Tempel des Äskulap eine warme Salzquelle und die Quelle Leona, so wie die Quellen von Korone waren mit ihren Tempeln ein Wahlfahrtsort für viele Kranke; eben so besaß auch der Tempel der Demeter zu Paträ eine Wunderquelle und der Brunnen des Äskulap zu Pergamus ist als Heilquelle in dem größten Rufe. Herodot, Galen, Aëtius und Paulus Ägineta widmeten in ihren Werken der Lehre von den Heilquellen eine große Aufmerksamkeit und von Plinius besitzen wir noch jetzt eine Übersicht der zu seiner Zeit bekannten Mineralquellen. Die alten Celten und Germanen hatten ihre geheiligten Wasserquellen und in Bezug auf die von den Römern gebrauchten warmen Bäder und warmen Heilquellen sehe man den Art. Bad. Karl's des Großen Vorliebe für die Bäder von Aachen ist allgemein bekannt. Zu den ältesten, berühmtesten, von den Römern schon gekannten und zum Theil auch benutzten gehören in Italien die Mineralquellen von Abano, Aix, Acqui, Pisa; in Deutschland: die von Aachen, Baden in Baden, Baden in Östreich, Gastein, Nierstein, Wiesbaden, Ems, Kissingen; in Frankreich: die von Aix, Neris, Barèges ꝛc. Im XV. und XVI. Jahrh. waren es besonders Savanarola, Baccius, Tabernämontanus, Huggelius, Ryff, Paracelsus, Thurneisen, Eschenreuter und Rulad, die sich besondere Verdienste um ihre Anwendung erwarben und die M. in 2 Hauptclassen, in Wildbäder (heiße M.) und Sauerbrunnen eintheilten. Im XVII. Jahrh. waren es vorzüglich Mercurialis, Libavius, Agricola, de Rochos, Duclos und Boyle, die sich in dieser Hinsicht verdient machten. Im XVIII. Jahrh. steht F. Hoffmann vorzüglich oben an. Die reichhaltigste Literatur über diesen Gegenstand findet man in Osann's „Darstellung der bekannten Heilquellen" (2 Thle. Berlin 1829—1832. 8.). 14.

Minerva (griech. Ἀθηνᾶ, Ἀθηνάα, Ἀθηναία) war eine Tochter des Jupiter und eine Hauptgottheit der Griechen und Römer. Dem Mythus nach verschlang Jupiter die Metis, welche mit der M. schwanger ging, worauf aus des Jupiter Haupte die M. in voller Rüstung hervorsprang; nach einer andern

Angabe geschah dieß erst, nachdem Vulcan mit einem Beile das Haupt des Jupiter gespalten hatte. Unstreitig ist diese Fabel erst entstanden, nachdem bereits der Cultus der M. in Griechenland schon festen Fuß gefaßt hatte, doch ist sie bei der Darstellung dieser Göttin charakteristisch, da die M. nun als Symbol der Weisheit, des Verstandes ꝛc. galt. Die Hauptbegriffe von ihr sind folgende: sie ist das Symbol kriegerischer Tapferkeit, ausgerüstet mit Klugheit, Weisheit und List, besonders in Rücksicht auf die Erfindung der Künste. Der ersteren Vorstellung zufolge steht nun M. stets dem rohen und brutalen Kriegsgotte Mars entgegen und wird besonders Pallas genannt, nach der andern Vorstellung aber werden ihr die Erfindungen aller weiblichen Arbeiten, Nähen, Weben, Spinnen ꝛc. zugelegt, heißt sie Ergane und trägt statt der Waffen das Peplum. Daher standen unter ihrem Schutze große Helden, daher erscheint sie selbst als tapfere Kriegerin, wobei sie durch die ihr vom Zeus verliehene durch das Medusenhaupt furchtbare Ägis geschützt wird, daher wob sie sich und der Juno einen Peplos und unterrichtete in dieser Kunst auch die Frauen. Nach diesen verschiedenen Beziehungen nun sind die Thaten zu beurtheilen, die der M. in der Mythologie beigelegt werden. In den Gigantenkriege spielt sie eine Hauptrolle, erlegt selbst den Giganten Enkeladus und wirft Sicilien auf ihn; dem erlegten Pallas zieht sie die Haut ab und macht diese zu ihrer Ägis. Eben so thätig war sie ferner in dem Titanenkriege. Als Schutzgottheit der Tapferkeit ferner lehrte sie den Argonauten das Schiff Argo bauen und stand ihnen während der ganzen Fahrt schützend zur Seite; eben so begleitete sie den Hercules auf seinen verschiedenen Abenteuern. Der Gegensatz aber, in dem sie zum Mars steht, tritt besonders hervor in dem trojanischen Kriege (s. Mars). Ihre besondern Lieblinge sind hier Odysseus und Diomedes. Mit dem Letztern kämpfte sie gegen den Mars, den Erstern aber begleitete sie auf seinen Wanderungen und setzte ihn wieder in sein Reich ein. Auch lehrte sie dem Epeus zu Gunsten der unter ihrem Schutze stehenden Griechen das berühmte Pferd verfertigen. Als Athene Ergane ist sie die Vorsteherin und Erfinderin aller Künste und nützlichen Erfindungen, lehrt auch Anderen ihre Künste und ist die Beschützerin aller Künstler und Wissenschaften. Eine besondere Eigenthümlichkeit M.'s ist ferner ihre ewige Jungfrauschaft. Streiten hiergegen auch Angaben anderer, wiewohl nur späterer Mythographen, so sind doch die Erzählungen, wie die von der Geburt des Erichthonius (s. d. Art.), die Blendung des Tiresias, der die M. im Bade nackend erblickt hatte und dafür diese Strafe erlitt, hinlänglicher Beweis, daß in der Urzeit die jungfräuliche Keuschheit ein wesentliches Attribut bei der Vorstellung von der M. gewesen ist. Endlich galt sie auch als Göttin der Gesundheit und hieß in dieser Beziehung M. Hygea oder Medica. In Rom wurde sie als M. verehrt und nach des gelehrten K. O. Müller's Untersuchungen (s. seine Etrusker II. S. 48 f. u. S. 555) war sie von den Tuskern dorthin gebracht worden. Doch war die Vorstellung der Römer von der M. und die ganze Behandlung und Ausbildung dieses Mythus bei ihnen rein griechisch. Was die Orte ihrer Verehrung anlangt, so ist vor allen Athen zu nennen, wo sie unter dem Namen Athene Polias in dem von Perikles ihr zu Ehren erbauten prächtigen Tempel Parthenon verehrt wurde. Auch feierte man ihr zu Ehren hier ein Fest, die sogenannten Panathenäen, an denen jeder Bürger mit Waffen bekleidet erscheinen durfte. Doch waren ihr auch beinahe in allen andern Hauptstädten Griechenlands, wie zu Sparta, Theben, Argos, Trözen, Larista, Sikyon, Epidaurus ꝛc. Tempel geweiht. In Rom stand ihr Haupttempel auf dem Capitole und außerdem noch mehrere andere, weniger prächtige, in der Stadt selbst. Auch war hier jenes athenienſische Fest, hier Quinquatrien genannt, im Gebrauche. In der frühesten Zeit hielt man Gladiatorspiele und gab theatralische Vorstellungen; in der spätern Zeit hielten an diesem Feste die Gelehrten musische Wettstreite.

Verschieden waren die Abbildungen der M. Als Kriegerin erscheint sie stets gepanzert mit einem Speere und dem Schilde (der Ägide) bewaffnet. Auf dem Haupte hat sie einen Helm, von dem ein dicker Mähnenbusch herabrollt. Die beste Statue der kriegerischen M. lieferte im Alterthume der berühmte Bildhauer Phidias. Diese Bildsäule befand sich im Parthenon zu Athen, war 26 griechische Ellen oder 36 pariser Fuß hoch, und Phidias soll bei der Verfertigung derselben 40 Talente Gold (700000 Rthlr.) verwendet haben. Mehrere Statuen der M. in dieser Beziehung befinden sich jetzt noch in Rom. Als M. Ergane trägt sie blos das Peplon, ein Stück Tuch, das in Falten um den Körper herumliegt; und als Gesundheitsgöttin endlich hält sie einen Stab, um welchen sich eine Schlange windet. Was endlich das eigentliche Wesen dieser Göttin betrifft, so urtheilt Müller (Archaeol. p. 480 sq.) wohl am richtigsten darüber. Er sagt: das schwer zu ergründende Wesen der Pallas Athene scheint besonders darin seinen Mittelpunkt zu haben, daß sie als eine geliebte Tochter des Himmelsgottes, als eine Jungfrau aus ätherischer Höhe gedacht wird, welche in diese Welt, bald Licht, bald Wärme und gedeihliches Leben spendend, eintritt, bald aber auch feindliche Wesen (namentlich die wunderbar mit ihr zusammenhängende Gorgo) vernichtet. Wenn in der ältesten Anschauungsweise Physisches und Geistiges eng verbunden und diese ätherische Jungfrau zugleich als Zeus Verstand, als die in Zeus aufgenommene und wiedergeborene Metis gedacht wurde: so überwog, dem allgemeinen Entwickelungsgesetze des griechischen Lebens gemäß, in homerischer Zeit schon lange die letzte Vorstellung und Athene war die kräftig abwehrende und freundlich rathende, immer aber das Vorliegende mit klarem Verstande und ruhigem Urtheile erwägende und ausführende Göttin, eine Freundin jedes Standes und jedes Menschen, der Tüchtiges mit gesunden Sinnen angreift und vollbringt. 20.

Mingrelien, s. Kaukasien.

Minho (spr. Minjo), lat. Minius, einer der Hauptflüsse der pyrenäischen Halbinsel, entsteht aus den oberhalb Orense in Galicien sich vereinigenden Flüssen Tampoga und Sil. Beide sind reißend und ersterer hat seine Quellen unweit Villalbo auf den Montes de Quadramon bei Mondonedo, letzterer auf der cantabrischen, Asturien und Leon scheidenden, Gebirgskette. Von Milgossa an ist der M. der Grenzfluß zwischen Galicien und der portugiesischen Provinz Entre Minho e Duero und mündet bei Caminha ins atlandische Meer. Sein Flußgebiet beträgt 740 □Meil. und seine Länge 35 Meil. Bis Tuy trägt er kleinere Fahrzeuge. 35.

Miniaturmalerei, s. Malerei.

Minimen (fratres minimi), ein von Francesco de Paula gegründeter und von Sixtus IV. (1474) und nach weiterer Ausbildung der Regel von Alexander VI. (1493, 1501) bestätigter Mönchsorden, dessen Grundlage Demuth, wie sein Wahlspruch: „Wohlthätigkeit" war. Außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden war ihnen vom Stifter noch ein viertes, gänzliche Enthaltsamkeit von Fleischspeisen, von Eiern und Milchspeisen, auferlegt worden. Nur Brod, Früchte und Wasser sind ihre Nahrungsmittel. Ihre Kleidung ist schwarz und mit Leibriemen versehen, ihr Leben ganz der Contemplation und Andacht gewidmet. Seit 1493 verbreitete sich der Orden schnell fast durch alle Länder Europas und im XVIII. Jahrh. zählte er an 450 Klöster in 30 Provinzen. In Spanien allein bestanden, als das königliche Decret wegen Aufhebung aller Mönchsklöster, die nur 12 oder unter 12 Mönche haben, erschien (25. Juli 1835), 80 Klöster M., von denen 62 keine 12 Mönche enthielten, mit 757 Gliedern. Hier, in Spanien, nannte man sie von ihrem Hauptconvente Fratres de Vitoria, in Frankreich Bons hommes oder (von der Kirche zum heiligen Rochus in Tours) Rocheten, in

Deutschland von dem Geburtsorte ihres Stifters Pauliner oder Paulaner. In der ersten päpstlichen Approbation wurden sie „Eremiten des heiligen Franz," in der zweiten „Minimen" (von dem lateinischen minimus, d. i. der Kleinste) genannt. 63.

Minister, lat. ursprünglich s. v. a. Diener, Verwalter, franz. ministres; engl. ministers, sind diejenigen Staatsbeamten, welche entweder mit dem Staatsoberhaupte arbeiten und ihm als persönliche Rathgeber dienen oder die Staatsangelegenheiten unmittelbar in dessen Auftrage leiten. Man unterscheidet nach ihren Verrichtungen hauptsächlich Cabinets- und Staatsminister. Erstere sind in der Regel nur die Berather des Fürsten in seinen persönlichen oder auch in solchen Staatsangelegenheiten, deren unmittelbare Leitung er sich vorbehalten hat, dagegen Staatsminister diejenigen, welchen die Leitung der Staatsangelegenheiten übertragen worden ist. In größern Reichen werden ihnen gewisse Fächer (Departements) zugetheilt, z. B. das Ministerium der innern und das der äußern Angelegenheiten. Letzteres befaßt sich mit den Verhältnissen zum Auslande; ersteres mit dem eigenen Lande. Dieses theilt sich wiederum in das Ministerium der Finanzen, der Justiz, des Cultus oder der geistlichen Angelegenheiten, des öffentlichen Unterrichts u. dergl.; daher Justiz-, Finanz- und Cultusminister. Den öffentlichen Angelegenheiten würde der Kriegsminister angehören, das Geschäft des Marineministers aber dem Handel und Seewesen. Bei den Briten hat man die vorzüglichste Bürgschaft für die Sicherheit der Verfassung in der Verantwortlichkeit der M. gegen die Nation gefunden, indem die Decrete des Königs, als des höchsten Staatsoberhauptes, von dem Departementsminister contrasignirt und vom Großsiegelbewahrer untersiegelt werden müssen, welche aber etwas Verfassungswidriges bei eigener Verantwortung nicht vollziehen dürfen. Dieß ist in Frankreich und mehrern constitutionellen Staaten nachgeahmt, aber nie in der Reinheit wie bei jenen darüber gehalten worden, obgleich die Unterzeichner der verfassungswidrigen Juliordonanzen in Frankreich zur Verantwortung gezogen worden sind. Es hat aber diese Verfahrensweise bei den Briten das Anständige, daß dem Könige für seine Person mit der größten Ehrerbietung als je bei irgend einem Volke begegnet wird. Denn nie wird ein Vorwurf, nicht einmal ein Widerspruch ihm gemacht; sondern nur den Ministern. Es ist dieß auch der Grund, weßhalb die allgemeine Sitte ihnen befiehlt ihre Ämter niederzulegen, wenn sie mit ihren Anträgen im Parliamente durchfallen und es sich dadurch ausweist, daß sie bei ihren Unternehmungen den Beifall der Nation nicht erlangen können. Es soll nicht einmal der Fall möglich werden dürfen, daß sich die Unzufriedenheit mit den Rathgebern auf die Person des Königs übertrage, welches beim Beharren auf unausführbaren oder nachtheiligen Maßregeln unfehlbar erfolgen müßte. Es zeichnet sich daher in beiden Parliamentshäusern die Ministerialpartei, als die den Ministern ergebene, von der Oppositionspartei oder der Opposition, welche bei gemachten Vorschlägen die Gegengründe erörtert, aus. Da sich jedoch die Nation mit ihren Vertretern in Torys (an das Herkömmliche haltend und unsern Aristokraten vergleichbar) und in Whigs (den Liberalen ähnlich) trennt, so kann es nicht fehlen, daß sich bald ein Toryministerium, bald ein Whigministerium bildet, je nachdem die Ansichten der einen oder der andern von diesen Parteien darin vorherrschen. In dieser der Verfahrungsart ihrer Nachbarn, der Franzosen, geradezu entgegengesetzten Einrichtung liegt bei den Briten die Festigkeit der Regierung. Denn während das Ministerium bei ihnen von der Nation gehalten wird und daher innere Stürme nie fürchten darf: so hat es bei jenen in der Stellung desselben mitunter gelegen, innere Unruhen sogar zu unterhalten, um sich bei seinen besondern Zwecken zu behaupten. — Unterm bevollmäch-

tigten M. versteht man auch einen mit besonderer Vollmacht versehenen, höherern Staatsbeamten oder Geschickten; daher Ministerresident, eine Art Gesandter. 17.

Minne war das altdeutsche, in der holländischen Sprache noch vorkommende Wort für Liebe, das aber in dem romantischen Geiste des Mittelalters bald ausschließende Benennung des galanten Frauendienstes ward, der sich, obwohl seinem Wesen nach höchst rein und edel, zu einer schwärmerischen Verehrung des weiblichen Geschlechts steigerte und das Wesen der Liebe überhaupt zu einem idealischen Begriffe machte. In diesem Sinne wählte sich jeder Ritter seine Dame, deren Farbe er trug, der er ausschließlich seine Huldigungen darbrachte, deren Dienst er Gut und Leben weihte, ohne irgend einen sinnlichen Zweck dabei zu erstreben, eine Sitte, welche in dem italienischen Cicisbeat eine, obwohl nicht so schöne, Ähnlichkeit findet. 9.

Minnehöfe, Liebeshöfe, franz. cours d'amours, waren eine eigenthümliche Erscheinung des romantischen Mittelalters und eine natürliche Folge des idealischen Frauendienstes, in welchem die veredelte Geschlechtsliebe als heiliges Band der höhern Geselligkeit das ganze Leben durchdrang, das Princip des ritterlichen Handelns ward, in den feinsten Zügen der Galanterie die echte Ritterlichkeit bedingte und die Sorgfalt in der Beobachtung derselben zu einem strengen Gesetze machte. Daher konnte es auch nicht fehlen, daß man Übertretungen desselben zu rügen suchte und es bildeten sich daher, wahrscheinlich zuerst im XII. Jahrh. in der Provence, dem eigentlichen Sitze jener romantischen Minne, in den ritterlichen Cirkeln Vereine, welchen die Aufrechthaltung und Erklärung der Minnegesetze übertragen ward und welche die Übertreter derselben vor die Schranken ihrer Gerichtsbarkeit zogen. Das Gerichtspersonal bestand meist aus 12 vornehmen Damen, denen einige Ritter und Troubadours assistirten und welche bei feierlichen Gelegenheiten ihre Sitzungen hielten und über vorkommende Streitfragen des Minnelebens ihre Aussprüche abgaben. Bald ward diese Sitte eine glänzende Seite des französischen Hoflebens und kein Galatag verging ohne eine Sitzung des Minnehofes, dem gemeiniglich die Königin oder eine Prinzessin präsidirte; doch ging sie mit dem allmähligen Verschwinden des romantischen Geistes unter und fand nur in der von Richelieu errichteten Akademie der Liebe (assemblée galante) eine schwache und spielende Nachahmung von kurzer Dauer. Urtheile der M. haben gesammelt Martial d'Auvergne in den „Arrets d'amours" (Lyon 1535) und J. Chr. v. Aretin in den „Aussprüchen der Minnegerichte aus alten Handschriften" (München 1803). Vergl. „Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche" (Leipzig 1821). 30.

Minnesänger oder Minnesinger (Sänger der Liebe) bilden eine eigene Periode der deutschen Nationalliteratur und zwar die eigentliche Blüthe der deutschen Poesie des Mittelalters; doch hat ihr Begriff immer etwas Schwankendes gehabt und ist theils in weiterer, theils in engerer Bedeutung aufgefaßt worden. Faßt man denselben in seinem weitesten Sinne, so begreift man unter dem Namen M. die sämmtlichen deutschen Dichter, welche in der eigentlich romantischen deutschen Ritterzeit unter der Herrschaft der Hohenstaufen blühten und allmählig in die Meistersänger (s. d. Art.) übergingen, die sogenannten schwäbischen Dichter; doch muß man verschiedene Arten derselben unterscheiden. Wie nämlich unter den kräftigen Hohenstaufen das deutsche Nationalleben selbst fester und geregelter wurde und mit der aufdämmernden Cultur höhere Geistesregung sich entwickelte, so verpflanzte sich auch der in der Provence vorzüglich angeregte romantische Rittergeist allmählig auf deutschen Boden und das dortige Geistesleben fand hier eine volksthümliche Nachahmung. Hierzu gesellte sich der durch die Kreuzzüge erregte abenteuerliche Geist, der noch dazu in den frischen aber geheimnißvollen Sagen

des Morgenlandes reichen Stoff erhielt, und so erwachte in Deutschland gegen die Mitte des XII. Jahrh. ein reges poetisches Treiben, das vorzüglich an den glanzvollen Höfen ein fröhliches Gedeihen und, wie das Leben selbst, in der romantischen Frauenliebe (s. Minne) einen glänzenden Mittelpunkt hatte. Fürsten und Herren fanden Wohlgefallen an den süßen Spielen der Phantasie und traten entweder selbst als Dichter auf oder nahmen diese in kräftigen Schutz und zierten ihre Hoflager und Festgelage mit Sang und Freude. Ärmere Dichter zogen daher auch wohl von Burg zu Burg und von Ort zu Ort, um durch ihre Lieder die Herzen der Edeln, wie des Volks für Lohn zu erfreuen oder traten in die Dienste der Mächtigern, welche in der Vereinigung trefflicher Sänger an ihren Höfen ihren Stolz fanden. Deßhalb ward auch die Dichtkunst nicht allein in den Burgen der Großen gepflegt, sondern fand auch im Volke großen Anklang, nur daß die Grade der Bildung der einzelnen Stände verschiedene Richtungen erzeugten. Denn während im Volke mehr die nationale Heldensage in epischer Form blühte, erweiterte sich in den höhern Cirkeln dieselbe durch Hinzuziehung fremder Stoffe aus dem Sagenkreise von Karl dem Großen, König Artus und der Tafelrunde, aus provençalen und morgenländischen Dichtungen, der ältern Mythologie und kirchlichen Legenden, und während dort die lyrische Dichtung mehr religiösen Inhalts war oder mehr eine didaktische Richtung nahm, waren hier Verherrlichung der Frauen, die Wonne und der Schmerz der Liebe, die Freuden des Lebens und der Preis der Natur das vorzüglichste Feld ihrer Bewegung; doch versuchten sich die eigentlichen Dichter von Profession, die sogenannten Meister, fast in allen Gattungen. Alle diese Dichtungen bewegten sich aber in der zur Hofsprache erhobenen schwäbischen Mundart, die in ihrer damaligen Gestalt durch ihren Wohlklang wegen ihrer vielen hellen Vocale und ihrer vollen und tönenden Endungen für den poetischen Ausdruck vorzüglich geeignet war, zumal da dieser hier sich meist als reiner Herzenserguß zeigt. In dieser Hinsicht umfaßt die Zeit der M. eigentlich das ganze damalige Gebiet der deutschen Dichtkunst und ihre Glieder waren unter allen Ständen zerstreut; doch versteht man unter M. meist in engerer Bedeutung nur die eigentlichen lyrischen Dichter, während man die epischen Bestrebungen der Zeit, obwohl meist von denselben Dichtern gepflegt, als etwas Selbstständiges auffaßt und in dieser Beziehung läßt sich der Zusammenhang der M. und Meistersänger nicht schwer nachweisen. Obwohl aber viele dichterische Denkmale jener Zeit verloren gegangen sein mögen, so haben wir doch außer einzelnen zerstreuten Überresten (z. B. in Handschriften auf den Bibliotheken zu Jena, Heidelberg, Stuttgart ꝛc.) noch eine werthvolle Sammlung vieler Lieder jener Zeit in der sogenannten Manesse'schen Sammlung, welche der Ritter Rüdiger Manesse zu Zürich (gest. daselbst 1384 als Bürgermeister) nebst seinem Sohne, Kanonicus zu Zürich, veranstaltet hat und welche außer dem Wartburgkriege und drei Lehrgedichten noch die Lieder von 136 Dichtern von Heinrich von Valdegk an bis zum Anfange des XIV. Jahrh. enthält. Die authentische schönverzierte Handschrift davon, bei deren Anlage „der Sang, damit man den schönen Frauen ihr Lob mehren könne" berücksichtigt ward, war im XVII. Jahrh. auf die heidelberger Bibliothek gekommen, aber im dreißigjährigen Kriege von den Franzosen mit nach Paris genommen worden, wo man sie erst 1726 in der königlichen Bibliothek wiederfand. Hiervon gaben zuerst Bodmer und Breitinger „Proben der alten schwäbischen Poesie" (Zürich 1748. 8.), hernach den größten Theil der Handschrift unter dem Titel: „Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitpunkte, 140 Dichter enthaltend, durch Rüdiger Manessen ꝛc." (Zürich 1758—1759. 2 Bde. 4.) heraus. Eine Bearbeitung von 220 der besten Lieder lieferte später L. Tieck unter dem Titel: „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" (Berlin 1803. 8. mit einleitender Vorrede) und von der Hagen eine neue voll-

ständige kritische Ausgabe mit den Lebensbeschreibungen der Dichter veranstaltete (Leipz. 1829. 2 Thle. gr. 4.). Vergl. den Art. deutsche Literatur, S. 404 f. 9.

Minorat, s. Majorat.

Minorca, s. Balearen.

Minorenn, s. Majorenn und Alter.

Minoriten, mindere Brüder (fratres minores), nannte der heilige Franz von Assisi zum Ausdrucke der Demuth (von minor, d. i. der Mindere oder Geringere) die Mitglieder des von ihm gestifteten geistlichen Ordens, welche von ihrem Gründer auch Franciscaner (s. d. Art.) heißen. 63.

Minos, ein Name von zwei Personen, die dem höchsten Alterthume angehörend uns nur wie ein matter Lichtglanz hervortreten und selbst nach den Zeugnissen der Alten es ungewiß lassen, ob nicht stets eine und dieselbe Person gemeint sei. Man unterscheidet gewöhnlich M. I., einen Sohn des Jupiter und der Europa oder der Asia, welcher um 1398 v. Chr. gelebt und über Kreta geherrscht haben soll. Seine Brüder, Sarpedon und Rhadamanthus, vertrieb er, weil er sich mit ihnen über ihren gemeinschaftlichen Lieblingsknaben, den Miletus, veruneinigt hatte. Berühmt war er als weiser Gesetzgeber. Die Verfassung, die er Kreta gab, beruhte auf dem Grundsatze, daß freie Menschen sich alle vollkommen gleich sein und von Sklaven bedient werden müssen. Daher war das ganze Land gemeinsames Eigenthum, nicht das einzelner Bürger, und ward von Sklaven auf gemeinschaftliche Kosten bearbeitet. Alle Freien hatten gemeinschaftliche Mahlzeiten und ihre Familien wurden aus dem öffentlichen Schatze erhalten. Die Erziehung der Jugend war hart, bezweckte eine strenge Sittlichkeit und eine militairische Bildung. M. soll ferner sich nicht geringes Verdienst um die Nachbarstaaten Kretas erworben haben, da ihm die Reinigung des Meeres von furchtbaren Seeräubern zugeschrieben wird. Wegen seiner weisen und gerechten Regierung ward er nach seinem Tode einer der Richter der Unterwelt, wo er einen Königsstab führt, über die Schatten regiert und ihre Streitigkeiten schlichtet. — M. II. gilt für den Sohn des Lykastos und den Enkel M.'s I. Die Erzählungen, welche in die Geschichte dieses M. gehören, z. B. die Begebenheiten, die sich mit der Pasiphae, seiner Gemahlin, dem Theseus, dem Dädalus ꝛc. zugetragen haben sollen, siehe unter den einzelnen Artikeln: Pasiphae, Theseus ꝛc. Vergl. Minotaurus. 20.

Minotaurus (*Μινώταυρος*), ein Sohn der Pasiphae, der Gemahlin des Minos, welche ihn dem Mythus zufolge von einem Stier (taurus) gebar. Er hatte einen Ochsenkopf, in der übrigen Gestalt aber war er Mensch. Minos sperrte ihn in das von Dädalus erbaute Labyrinth, wo M. sich von Menschen nährte. Nach der Angabe des Apollodor mußten ihm die Athener jährlich, nach der des Ovid aber alle neun Jahre sieben Kinder oder sieben Knaben und sieben Mädchen zur Speise liefern, bis endlich der junge Theseus, der ebenfalls dem M. zur Speise dienen sollte, durch Hülfe der Ariadne, der Tochter des Minos, ihn im Labyrinthe tödtete, mittelst des am Eingange angebundenen Fadens sich glücklich aus den Irrgängen befreite und mit der Ariadne flüchtete. 20.

Minstrels, s. Troubadours.

Minute ist 1) der sechszigste Theil einer Stunde und wird selbst wieder in 60 Theile, Secunden (Zeitsecunden) genannt, eingetheilt; 2) der sechszigste Theil eines Grades, von dem 360 auf den vollen Umfang eines Kreises gezählt werden (Bogenminute), wird ebenfalls in 60 Secunden (Bogensecunden) eingetheilt. — Es gehen mithin $24 \times 60 = 1440$ Zeitminuten auf einen Tag und $360 \times 60 = 21600$ Bogenminuten auf den Umfang eines Kreises. 13.

Minutius Felix (Marcus), ein Rhetor und Sachwalter zu Rom am

Anfange des III. Jahrh. n. Chr., ist in einem „Octavius“ betitelten Werke, welches sich in stylistischer Hinsicht vortheilhaft auszeichnet, als Vertheidiger des Christenthums aufgetreten, indem er einen Christen und einen Heiden über die Principien ihrer Religion streitend darstellt und sich zu Gunsten des Christenthums entscheidet. Man hielt das Werk früher für das 8. Buch von des Arnobius Schrift „Adversus gentes“, bis Franz Balduin in seiner Ausgabe desselben (Heidelberg 1568. 8.) es dem wahren Verfasser vindicirte, seit welcher Zeit es öfter herausgegeben worden ist. Die vorzüglichste Ausgabe ist von J. G. Lindner (Langensalza 1773. 8.). 16.

Minutoli (Heinrich Freiherr Menu von), aus einer aus Savoyen abstammenden Familie entsprossen, ward zu Genf am 12. Mai 1772 geboren. Frühzeitig trat er in preußische Kriegsdienste und machte die Feldzüge am Rheine mit, in denen er unter andern bei Bitch schwer am Arme verwundet wurde. Zum fernern Kriegsdienste untauglich gemacht wurde er mit dem Charakter als Capitain zum Cadettencorps in Berlin versetzt und zeichnete sich hier eben so durch Thätigkeit und Eifer wie durch Kenntnisse und Umsicht aus. Diese ungemeinen Vorzüge veranlaßten den König Friedrich Wilhelm von Preußen ihm mit dem Charakter eines Generalmajors als Gouverneur die fernere Erziehung und Bildung seines dritten Sohnes, des Prinzen Karl, zu übertragen. Nachdem er dieses Ehrenamt zur hohen Zufriedenheit des königlichen Vaters verwaltet hatte, erhielt er als eifriger Kenner und Freund der Alterthumswissenschaften die Leitung der wissenschaftlichen Reise nach Ägypten übertragen, die der König von Preußen im Jahre 1820 auf seine Kosten unternehmen ließ. M. verließ in Begleitung der Naturforscher Ehrenberg und Hemprich, des Orientalisten Scholz, zweier italienischer Ingenieurofficiere und mehrerer Anderer, zu welchen später noch der Professor Liman als Architekt stieß, Triest am 17. Aug. 1820, landete am 7. Sept. in Alexandrien und unternahm einen Zug nach den Ruinen von Kyrene, der durch die Wüste einer der gefahrvollsten war. Dazu kam, daß die unter einem Scheich gestellten 30 Beduinen, welche der Pascha Muhammed Ali M. und dessen Gesellschaft zur Bedeckung gegeben hatte, durch Treulosigkeit ihn zwangen, nachdem er mit seiner Begleitung sieben Wochen lang in der Wüste umhergezogen war, bei Bir-el-Kor umzukehren. Von Siwah aus reiste M. nach Kairo, ging von da nach Theben bis Assuan und von hier über Damiette zurück nach Alexandrien, wo er sich nach Italien einschiffte und im August 1822 in Berlin ankam. Obgleich ein großer Theil der Ausbeute dieser wissenschaftlichen Reise durch Schiffbruch verloren ging, so gelangte doch ein anderer nicht unbedeutender Theil seiner Sammlungen sicher über Triest nach Berlin. Der König von Preußen kaufte letztere für 22000 Thlr. und ließ sie in der königlichen Kunstkammer, namentlich im neuen Museum, aufstellen. M. wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, auf sein Gesuch mit dem Charakter eines Generallieutenants entlassen und ging später nach Lausanne. Von ihm sind Betrachtungen über die Kriegskunst (Berlin 1799. 3. Aufl. 1816) und ein in Gemeinschaft mit Klaproth herausgegebenes Werk über antike Glasmalerei (Berlin 1815) erschienen. Früchte seiner Reise in Ägypten sind: „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Oberägypten in den Jahren 1820 und 1821“, herausgegeben von Tölken (Berlin 1824. Nachträge dazu ebendas. 1827. Dasselbe Werk im Auszuge, Berlin 1825); „Beschreibung einer in den Jahren 1826 und 1827 zu Stendal aufgefundenen alten heidnischen Grabstätte“ (Berlin 1828) so wie aus der Feder seiner Gattin: „Souvenirs d'Egypte“ (Paris 1827. 2 Voll. Deutsch von Wilh. von Gersdorf, Leipz. 1829). 64.

Minyer waren ein altgriechischer Volksstamm in Böotien, der sich von Iolkos bis Orchomenos ausbreitete. Ihr Reich wurde von einem Haufen Pe-

lasger unter Anführung des Andreus, Sohnes des Peneus, gestiftet; später verbanden sich unter Andern auch die Phlegyer mit ihnen, die sich jedoch bald wieder trennten. Minyas, Sohn des Orchomenos und der Hermippe, gab diesem Volke den Namen, sein Vater aber baute den Hauptsitz Orchomenos. Merkwürdig ist der Zusammenhang, welcher zwischen den Argonauten und den Minyern stattfindet. Die meisten und tapfersten Helden nämlich bei jenem Zuge waren Minyer, der Anführer Jason selbst war ein Enkel des Minyas. Nimmt man hierzu die Reichthümer der M. und vorzüglich der Stadt Orchomenos, die so berühmt waren, daß sie Homer mit denen des ägyptischen Theben zusammenstellt und die sie sich durch frühen Handelsverkehr erworben hatten, so wird es wahrscheinlich, daß durch den Mythus des Argonautenzuges frühe Handelsunternehmungen dieses Volkes nach jenen fernen Gegenden dargestellt werden (s. darüber K. O. Müller „Orchomenos und die Minyer"). Auch die Nachkommen der Argonauten und der lesbischen Weiber auf Lesbos hießen Minyer. Von den Pelasgern vertrieben wandten sie sich nach Lakonika, und als sie auch da keinen ruhigen Sitz fanden, begaben sich die Meisten nach der Insel Kallisté. 11.

Mirabeau (spr. Miraboh), Name von zwei höchst merkwürdigen Männern des XVIII. Jahrh. 1) Victor Riquetti, Marquis von M., ward geboren 1715 zu Perthuis in der Provence, ein eifriger Physiokrat, berüchtigt wegen seines lasterhaften Lebenswandels und bekannt durch mehrere Schriften, von welchen das meiste Aufsehn erregten sein „L'ami des hommes" (Paris 1755. 5 Voll.) und seine „Théorie de l'impot" (Paris 1760), wegen welcher letztern er in die Bastille kam, vom Könige von Schweden aber dafür mit dem Wasaorden beehrt wurde. Er starb zu Argenteuil 1789 und hinterließ mehrere Kinder, von denen wir nur den ältesten Sohn erwähnen. Dieser 2) Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von M., ein Mann, dessen Name in der Geschichte Frankreichs ewig denkwürdig bleiben wird, und einer jener seltenen Menschen, deren innerstes Fühlen und Denken zu enträthseln auch nicht dem schärfsten Verstande vergönnt ist, ein Mann der entschiedensten Contraste, der bizarresten Widersprüche und dabei voll Leben, Blut und Beredsamkeit, ward den 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours in der Provence geboren. Als Knabe zwar streng aber einseitig erzogen, trat er als angehender Jüngling in Militairdienste, zeichnete sich bald sehr vortheilhaft aus und erhielt die Stelle eines Officiers. Aber bei dem fast durchgängig liederlichen und ausschweifenden Leben seiner Cameraden konnte es nicht fehlen, daß ein solcher Umgang vom größten Einflusse auf den aufgeregten und lebhaften Geist des jungen Kriegers werden mußte. In voller Jugendfrische warf er sich willig einem Strudel von Vergnügungen und Lastern in die Arme, ward schon in dieser Zeit ein Sklave der niedrigsten Leidenschaften und gerieth endlich auch durch eine von seinem Vater entdeckte Liebschaft mit diesem in eine Disharmonie, die dann von den entschiedensten Folgen für die ganze weitere Ausbildung und für die ganze Zukunft des M. war. Denn da weder gütige Vorstellungen noch Zorn M. von diesem Liebesverhältnisse abbringen konnten, faßte sein Vater den Entschluß durch einen Gewaltstreich seinen Sohn zum Gehorsame zu bringen. Er wurde auf die Insel Rhé gebracht, hier eingesperrt und sollte nach den holländischen Colonien gebracht werden. Da aber jene beabsichtigte Sendung nach den holländischen Colonien unterblieb, ging nun M. nach seiner Befreiung als Freiwilliger nach Corsica, zeichnete sich abermals aus, zog hierdurch die allgemeine Dankbarkeit auf sich und wurde Hauptmann, verließ jedoch bald darauf den Militairstand ganz, weil sein Vater sich weigerte ihm eine Compagnie zu kaufen. Ungern trennte er sich von diesem Leben, das, wie er selbst äußerte, wie für ihn geschaffen sei. Er wurde nun Ökonom, änderte aber nichtsdestoweniger seine Denk- und Handlungsweise. Im Jahre 1771 begann für M. eine neue Lauf-

bahn, indem er in diesem Jahre das junge, reiche und liebenswürdige Fräulein von Marginane in Aix heirathete. Aber schon der eigene Hang zu Verschwendungen, vielleicht auch der Blick auf das bedeutende Vermögen und die reiche Erbschaft seiner Gemahlin verleitete ihn zu übermäßigen Ausgaben, wodurch er in kurzer Zeit in eine Schuldenlast von 160000 Livres versank. Von Neuem wurde sein Vater erzürnt, von Neuem erfolgte von seiner Seite ein Gewaltstreich, doch M. selbst änderte sich nicht. Sein Vater trug nämlich beim Könige darauf an, daß sein Sohn in engen Verhaft gebracht würde, um seinem unaufhörlichen Schuldenmachen ein Ziel zu setzen. Um Begnadigung zu erlangen schickte M. seine Gemahlin nach Paris, allein sie richtete nichts aus, ging hierauf zu ihrem Vater und setzte nicht lange darauf eine Trennung der Ehe durch. Im Septbr. 1774 ward nun M. auf königlichen Befehl als Gefangener auf das befestigte Schloß If an den Küsten der Provence gebracht, wo damals der verständige und verdienstvolle Godefroi d'Alègre Commandant war. Ein neuer Liebeshandel hier und die Nachsicht des Commandanten bestimmten den Vater schon das Jahr darauf (1775) seinen Sohn nach der Citadelle Joux in der Franche-Comté bringen zu lassen. Allein hier kam M. in das Haus des 60jährigen Marquis von Monnier, dessen Gemahlin die schöne, junge und geistvolle Sophie Ruffey war. Es bedurfte nur einer kurzen Zeit, um mit ihr abermals ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Da aber sein Vater abermals hiervon benachrichtigt worden war, beschloß M., zumal da die Marquise von Monnier ihm ebenfalls dazu rieth und ihn zu begleiten versprach, zu fliehen. M. brach sein Ehrenwort, floh, ward am 21. März 1776 zu Dijon arretirt, entkam nochmals und sah sich endlich am 24. Aug. 1776 zu Verrières mit der Geliebten vereinigt. In den Armen des Liebesgenusses vergaß er alle Gefahr, malte sich die Zukunft mit den schönsten Farben aus, zumal da auch die Geldmittel wenigstens für den Augenblick nicht fehlten, wozu ihm der Verkauf seiner Abhandlung „Über den Despotismus" verhalf. Doch wegen der Nähe von Frankreich Gefahr fürchtend reisten die beiden Liebenden nach Holland und fanden unter dem Namen Herr und Frau von Saint-Matthieu ein verstecktes Unterkommen. Sophie's Gemahl aber hierdurch auf das Härteste gekränkt und beleidigt klagte M. hierauf öffentlich an, worauf er zum Tode verurtheilt und sein Bild an den Galgen gehangen ward. Literarische Arbeiten für den Buchhändler Changuyon erhielten unterdeß den Flüchtling bis 1777 im Auslande. 1778 aber ward er entdeckt, nebst seiner Geliebten verhaftet und ins Schloß von Vincennes, Sophie dagegen nach dem St. Clarenkloster zu Gien gebracht. In dieser seiner neuen Haft schrieb nun M. seine berühmten „Lettres à Sophie écrites du donjon de Vincennes" (Paris 1792. 4 Voll.); ferner seine „Erotica biblica", bei welchem Werke er die Commentare des Calmet über die heilige Schrift benutzte. Da man ihm aber endlich die Schreibmaterialien vorenthielt, schrieb er auf Blätter, die er aus Büchern, welche man ihm verstattet hatte, herausgerissen hatte und verbarg sein Manuscript in dem Futter seiner Kleider. Ein aus solchen Blättern bestehendes Manuscript war sein treffliches Werk über die „Lettres de cachet". Endlich 1780, als wohl auch die Richter wahrnahmen, daß M.'s Vater an allem Vorgefallenen große Schuld habe, erfolgte M.'s Befreiung, worauf er sich mit seinem Vater aussöhnte und 1782 zu Pontarlier die Vernichtung des gegen ihn ausgesprochenen Todesurtheils erhielt. Auch Sophie erhielt ihre Freiheit wieder. M. ging nun in die Provence, suchte seine Gemahlin zu versöhnen, gerieth aber, da diese durchaus nicht hierzu geneigt war, in einen Proceß mit ihr, nach dessen Beendigung er nach London ging, woselbst er wieder mehrere treffliche Werke schrieb. Dennoch aber blieb sein mehrmaliges Nachsuchen um eine Consulstelle in Hamburg oder Danzig unbeachtet und er ging daher nach Berlin. Auch hier hatte sein ewig thätiger Geist keine Ruhe; er schrieb

sein geistreiches, aber auch von Unwahrheiten nicht freies Werk: „De la monarchie prussienne", weßwegen er unmittelbar nach Friedrich Wilhelm's II. Thronbesteigung Preußen verlassen mußte. Nachdem er auf seiner Wanderschaft, die er jetzt wieder antrat, manche Abenteuer bestanden hatte, kam er 1787 entblößt von allen Geldmitteln wieder in Paris an. Durch seine äußern Umstände gezwungen und durch seinen eigenen Geist dazu getrieben ergriff er auch hier wieder die Feder, schrieb unter Anderm seine „Denonciation de l'agiotage" und zog sich hierdurch einen neuen Verhaftsbefehl zu, dem er jedoch glücklich entging. Unterdessen aber war die damals allgemeine Gährung in Frankreich wirklich ausgebrochen, Ludwig XVI. hatte sich genöthigt gesehen der Forderung seines Volkes und seiner Minister, die Notablen zu berufen, nachzugeben und hatte hierdurch den Anfang jener verhängnißvollen Katastrophe für Frankreich herbeigeführt. Mächtig wirkte dieses Ereigniß auf M. Ohne Verzug begab er sich daher, als die Notablen schon am 22. Febr. 1787 erklärt hatten, daß die Reichsstände berufen werden müßten, in die Provence, um mit gewählt zu werden. Aber kaum hier angekommen sah er sich abermals genöthigt wieder nach Paris zu gehen, da er erfahren hatte, daß man ihm nachstelle, um ihn, den man fürchtete, gefangen nach Indien zu bringen. Durch die Fürsprache Talleyrand's und des Herzogs von Lauzun glückte es ihm nochmals sich seine Freiheit zu erhalten; er kehrte hierauf in die Provence zurück und schlug sich — dieß gewiß das wichtigste Ereigniß in M.'s ganzem Leben — auf die Seite des dritten Standes, da der Adel sich weigerte ihn zur Reichsversammlung mit zu wählen. Um seine Absicht zu erreichen hatte er sich einen Tuchladen gekauft, worauf er als Bürger in der Versammlung der Reichsstände erschien. Hatte bis zu dieser Zeit M. auch als Privatmann sich als ächter Aristokrat gezeigt, hatte er auch seiner Erziehung, seinen Grundsätzen und seiner Neigung zufolge dem Royalismus gehuldigt, so war doch jene Weigerung des Adels für ihn hinreichendes Bewegungsmittel seine Gesinnung gänzlich zu ändern und für die Freiheit des Volkes zu kämpfen und zu sprechen. Hinreißend war seine Beredsamkeit und in Kurzem war M. der Gefeiertste des dritten Standes. Als aber endlich am 23. Juni 1788 Ludwig XVI. in einer königlichen Sitzung, von den Aristokraten dazu verleitet, eine Strafrede an die Deputirten des Volkes gehalten, und nachdem er sich selbst entfernt, den Oberceremonienmeister Brézé abgeschickt hatte, um seinen Befehl, daß die Versammlung aus einander gehen solle, zu publiciren, da war es M., der das für Ludwig unglücksschwangere Wort ausrief: „Nur die Bayonette können die Deputirten des Volkes von ihren Sitzen vertreiben!" ein Wort, wodurch die Begeisterung des Volkes für ihn nur noch höher stieg. Eben so bestimmt widerstand er auch der Lockung des Herzogs von Orleans, der ihn für seine Partei zu gewinnen suchte. Aber dennoch blieb er nicht derselbe M., der er vom Anfange der Revolution bis auf diese Zeit gewesen war. Die Schulden, die er von Neuem gemacht hatte, lasteten schwer auf ihm und — er änderte abermals seine Gesinnung, näherte sich dem Könige und den Ministern, ja trat endlich ganz, wiewohl nur im Geheimen, auf des Königs Seite über. Als er das erste Mal vor der königlichen Familie erschien, soll die Königin geäußert haben: „Schauder erfüllte mich, als ich M. anfangs sah, aber seine Beredsamkeit hat mich zu der Überzeugung hingerissen, daß ich gewiß nicht umkomme, so lange M. lebt". Ludwig bezahlte für ihn 207000 Franken Schulden und versprach ihm 6000 Francs monatliche Pension. Aber nur kurze Zeit war es M. vergönnt, den Preis seines Übertrittes zum Königthume zu genießen; denn schon den 2. April 1791 brachte ein Entzündungsfieber ihm plötzlich den Tod — noch zur rechten Zeit, um nicht durch die zukünftige Zeit den bereits schon gegen ihn argwöhnischen wüthenden Jacobinern das Gegründete ihrer Vermuthung öffentlich an den Tag

zu legen. Schwerlich möchte man M. einen großen Mann nennen, da ihm nicht nur die Consequenz in seiner Denk- und Handlungsweise, sondern auch die Tugend und Sittenreinheit fehlte, doch wird die Nachwelt, von welchem Standpunkte aus sie auch immer seine Thätigkeit betrachtet, ihm Bewunderung und Staunen ob seiner Kraft, seines Muthes, seines Geistes, seiner Schicksale und seiner Originalität überhaupt nicht versagen können. M.'s Leichnam wurde im Pantheon feierlich beigesetzt, aber schon im Septbr. 1794 von den Jacobinern wieder herausgenommen und an seine Stelle der Leichnam Marat's gebracht. Auf den Befehl Napoleon's wurde M.'s Bild unter die der großen Männer aller Nationen in den Tuilerien aufgestellt. Außer den bereits schon erwähnten Schriften ist er der Verfasser noch vieler anderer, von denen die merkwürdigsten folgende sind: „Histoire d'Angleterre trad. de l'anglais de Mad. Mavalary" (Amsterd. 1777); „Considérations sur l'ordre de Cincinnatus" (Lond. 1785); „Doutes sur la liberté de l'Escaut" (Par. 1785); „Avis aux Bataves" (Par. 1788); „L'histoire sécrète de la cour de Berlin" (Par. 1788) u. m. a. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Paris 1792. 8. und 4. 5 Bde. Seine Reden befinden sich in der Schrift: „Mirabeau peint par lui-même" (Par. 1791. 4 Voll.). Schätzenswerthe Notizen über M. liefern uns die Memoiren der Mad. Campan (Paris 1823. 3 Bde.). Vergl. Zeitgenossen. Neue Reihe. Nr. XVIII. 20.

Miranda (Don Francisco), der Begründer der südamerikanischen Freiheit, geb. zu Caraccas im spanischen Amerika, stammte aus einer alten spanischen Familie. In einem Alter von 20 Jahren bereiste er zu Fuße in der Tracht eines Landmannes ganz Amerika, um dasselbe kennen zu lernen, nahm, als der nordamerikanische Befreiungskrieg ausbrach, Kriegsdienste, stieg bis zum Obersten und reiste nach Europa, wo er Frankreich, England, Italien und Spanien sah, das er glühend haßte. Hier erwachte schon in ihm der Gedanke die spanischen Colonien vom Mutterlande loszureißen. Er ging wieder nach Caraccas und durchreiste Süd- und Nordamerika von Neuem. Zu Newyork traf ihn die Nachricht vom Ausbruche der französischen Revolution. Sogleich schiffte er sich ein, langte im Spätherbste 1789 zu Paris an, erhielt von seinen ehemaligen Waffengefährten in Amerika einen Auftrag nach England und machte Pitt's persönliche Bekanntschaft, der seitdem nicht aufhörte ihn zu schätzen. Nach seiner Zurückkunft ließ er sich in der Armee anstellen, trat unter Dumouriez's Oberbefehle zuerst als General in der Champagne auf, mußte aber die Belagerung Mastrichts aus Verschulden der französischen Generale wieder aufgeben, führte unter Dumouriez den linken Flügel der französischen Armee bei Neerwinden (18. März 1793), rieth diesem Generale die Armee gegen die Machthaber in Paris zu führen, ward nach Dumouriez's Flucht verhaftet und vor das Revolutionstribunal gestellt, erhielt aber (1794) nach Robespierre's Sturze seine Freiheit wieder. 1795 erhielt er den Auftrag die aufrührerischen Sectionen zu bändigen, entledigte sich aber seines Auftrages mit so wenigem Erfolge, daß er als Verräther abermals verhaftet wurde. Wieder auf freien Fuß gesetzt conspirirte er mit Pichegru u. A. zum Untergange des Directorium, kam am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) auf die Deportationsliste, entzog sich aber dieser Gefahr durch die Flucht nach England und ging von da in sein Vaterland, wo er einige Jahre einsam verlebte. 1803 kam er in Betreff der Trennung der spanischen Colonien vom Mutterlande abermals nach Paris, wo er aber vom ersten Consul abgewiesen, vielleicht gar verbannt wurde, ging nun nach England und wurde, als Spanien nach dem Frieden von Amiens in einen Krieg mit England verwickelt ward, im Geheimen von dieser Macht unterstützt, um den amerikanischen Continent von dem Joche der Spanier zu befreien. 1806 rüstete er zu Newyork drei Schiffe aus und suchte mit einer kleinen, aber

tapfern Schaar Caraccas und Venezuela zu republikanisiren. Aber das kühne Abenteuer mißlang. Die Spanier eroberten zwei von M 's Schiffen (18. April 1806); auf dem dritten entfloh er. Als aber im Jahre 1808 mit dem Umsturze des Thrones der spanischen Bourbons die Auctorität der amerikanischen Vicekönige zusammenfiel, benutzte M. die Umstände und es gelang ihm die Fahne der Freiheit in Caraccas aufzupflanzen. Allein bei seinen vielseitigen Talenten war er doch nicht der Mann, der einen jungen Staat zur festen innern Ordnung zu bringen vermochte. M. sah sich durch den spanischen General Monteverde bald so bedrängt, daß er capituliren mußte (26. Aug. 1812); ward aber gegen den Inhalt dieser Capitulation als Gefangener behandelt, nach Europa gebracht, wo er in den Kerkern der Inquisition zu Cadix nach 4jährigem harten Gefängnisse 1816 starb. Die Mönche ließen ihn unbeerdigt liegen und verbrannten sein Geräthe. M. war ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und widmete aus Eifer für die gute Sache sein Vermögen, seine Kraft und sein Glück. 25.

Mirandola (Johann Picus von), s. Picus.

Mirchond (eigentlich Hemâdeddîn Mirchawend Muhammed), der bekannteste persische Geschichtschreiber, ward um 1434 nach Chr. geboren und wegen seiner großen Kenntniß der Geschichte vom Mir Ali Schir, Wesir des Sultan Behader, nach Herat berufen, um eine allgemeine Geschichte auszuarbeiten, über deren Beendigung ihn aber 1497 der Tod überraschte und welche wahrscheinlich sein Sohn Chondemir beendigt hat, so wie dieser auch einen Auszug davon lieferte. Das Werk ist in Europa sehr oft besprochen und in einzelnen Theilen herausgegeben und übersetzt worden, obwohl es nur eine geistlose Compilation einer großen Menge historischer Thatsachen ist. 16.

Mirevelt (Michael Janson), ein berühmter niederländischer Portraitmaler, geb. 1568 zu Delft, widmete sich anfangs unter Blockland's Leitung der geistlichen Historienmalerei und hatte bereits durch eine Judith, eine Samaritanerin u. a. große Hoffnungen erregt, als er sich plötzlich aus Liebe zum Gewinne zum Portrait wandte. Er erhielt bald so viele Aufträge, daß er sich genöthigt sah den Preis für das kleinste Portrait auf die für damals bedeutende Summe von 150 Gulden zu stellen. Dessenungeachtet wollte Jeder von ihm gemalt sein und man nimmt an, daß sich mit wenigen Ausnahmen alle europäischen Fürsten der damaligen Zeit von ihm haben portraitiren lassen. Bei seinem großen Fleiße brachte er es bis auf 10000 Portraits, eine Zahl, die wohl Keiner wieder erreicht hat. Er starb im Jahre 1641 zu Delft. Sein Sohn, Peter M., hat sich ebenfalls als Portraitmaler ausgezeichnet. 36.

Mischna, s. Talmud.

Misanthropie ist Menschenhaß, Menschenscheu, eine eigenthümliche Geistesrichtung, vermöge welcher Jemand in andern Menschen nur ihm feindliche oder hassenswerthe Geschöpfe erkennt. Sie ist als ein krankhafter Zustand meist eine Folge oder Äußerung der Melancholie (s. d. Art.) oder entsteht auch häufig nach mancherlei von Menschen erduldeten bitteren Erfahrungen, beruht aber immer auf einer gewissen Schwäche oder wenigstens einer großen Einseitigkeit des Urtheiles und setzt auch eben sowohl viel Egoismus als geringe Menschenkenntniß überhaupt voraus. 9.

Miscellanĕen oder **Miscellen** (von miscēre, mischen) sind eigentlich Reihenfolgen oder Sammlungen verschiedenartiger Gegenstände, daher vorzüglich in literarischer Hinsicht Schriften, in denen Gegenstände verschiedener Art besprochen werden. 9.

Misĕrēre (erbarme dich) ist der Anfang des 57. Psalmen in der Vulgata und von dessen häufigem Gebrauche als Kirchengesang (das berühmteste dieser Art ist von Allegri, s. d. Art.) in den Begriff eines Klagliedes überhaupt übergc

gangen; auch nennt man so das Bild des am Kreuze verscheidenden Heilandes von der gegen dasselbe gebrauchten Anrufeformel. — In medicinischer Hinsicht s. Darmgicht. 23.

Misologie (Vernunfthaß) lassen sich die zu Schulden kommen, welche in der Vernunft nur ein Werkzeug des Teufels erblicken und alle menschliche Geistesthätigkeit nur in einen blinden Glauben setzen. Leider taucht in unserer hellen Zeit eine mächtige Partei wieder auf, welche dem edelsten Gute des menschlichen Geistes, dem eigentlichen Vermittler des Ebenbildes der Gottheit, gänzlich den Krieg erklärt; aber leider wissen sie auch theils nicht, was Vernunft ist, theils ist es eigene Geistesschwäche, welche sie nicht zu einem reinern Anschauen der Dinge erheben läßt, theils hat sie eigener früher Mißbrauch der Vernunft auf das andere Extrem geführt (s. Vernunft). 9.

Mispel ist die Frucht des **Mispelbaumes**, lat. mespilus; fr. néflier; engl. medlar-tre, von dem man 13 Arten kennt. Der bei uns wachsende gemeine oder wilde Mispelbaum (m. germanica) hat lancettförmige Blätter, die Zweige sind mit Stacheln versehen, die Äste glatt und die den Rosen ähnliche Blüthe bringt die bekannte kleine birnförmige Frucht hervor, welche ihren herben Geschmack verliert und eßbar wird, nachdem sie von einem Froste getroffen worden ist und einige Zeit auf Stroh gelegen hat. 35.

Miß, s. Lady.

Missalen sind eigentlich die Meßbücher in der katholischen Kirche, welche die Vorschriften und Formeln des Gottesdienstes enthalten, und davon die größten Buchstaben, weil ehemals diese Meßbücher mit denselben geschrieben oder gedruckt wurden. 23.

Mißgeburt, Mißbildung, lat. monstruositas; franz. monstruosité; engl. monster. Es ist so gar lange nicht her, daß unsere Kenntnisse über die Natur der M. noch sehr mangelhaft und unvollständig waren; man begnügte sich damit, diese in anatomischen Museen zu sammeln und aufzustellen und allenfalls ihre äußere Gestalt, oft abenteuerlich genug, zu beschreiben und abzubilden und überließ der Menge, sich die sonderbarsten Begriffe von ihrer Entstehung und Beschaffenheit zu machen, wobei diese nicht unterließ, sich den Einfluß von infernalischen Geistern, von Hexen und dergl. dabei thätig zu denken, unter M. selbst aber sich nichts als die abscheulichsten Gebilde, die sie mit den sonderbarsten Namen, als Krötenkopf, Katzenkopf, Kaninchennase, Wolfsrachen und dergl. m. belegte, vorzustellen. Erst die neuere Zeit und zwar seitdem man angefangen hat die M. nicht länger in Spiritus aufzuheben, sondern dem anatomischen Messer zu unterwerfen, hat hierüber ein helleres Licht verbreitet und es sind von Morgagni, Haller, Blumenbach, Sömmerring, Meckel, Tiedemann, Geoffroy de St. Hilaire, Serres und unzähligen Anderen die überraschendsten Entdeckungen gemacht worden, die auch in diesen früher so räthselhaften Wesen die Wirksamkeit der bildenden Kraft nach bestimmten Gesetzen nachweisen. In Folge dieser wegen ihrer Wichtigkeit für Physiologie und Pathologie zu einer Lieblingsbeschäftigung der neuern Zeit gewordenen Untersuchungen hat man gelehrt, daß die Entstehung der M. zunächst in einer Störung des bei der Formation des Fötus thätigen Bildungstriebes begründet ist, wobei aber nicht allemal nöthig ist, daß dasjenige Geschöpf, welches eine Mißbildung erfahren hat, bis zur größten Unkenntlichkeit und Häßlichkeit mißgestaltet sei, als welchen Begriff der Laie mit M. verbindet, sondern es kann dieselbe bestehen, ohne daß sie dem äußern Ansehn nach kaum oder nur für den Kenner bemerklich ist. — Nach der Art, wie der Bildungstrieb gestört wird, hat man zur leichtern Unterordnung der großen Menge vorhandener Mißgeburten dieselben verschiedentlich eingetheilt. Die beliebteste dieser Eintheilungen ist, daß man drei Classen annimmt. In der 1. Classe begreift

man die M., die durch Hemmung des Bildungstriebes entstanden sind, wodurch die Bildung der Organe mangelhaft ist (monstra per defectum) und zählt hierher die Mißgeburten, die blos aus einem Bauche ohne Brust, Kopf und Extremitäten bestehen, ferner die acephali (hirnlose Mißgeburten) mit vielen Verschiedenheiten, die Mißgeburten, bei denen die Bauchdecken fehlen, die Eingeweide also offen daliegen, die einäugigen Mißgeburten u. v. a. Die 2. Classe bilden diejenigen, die von einer übermäßigen Entwickelung der Organe, von einer Steigerung des Bildungstriebes herrühren (monstra per excessum) und hierher gehören das Vorkommen von mehr als fünf Fingern oder Zehen an einer Hand oder einem Fuße, von zwei Zungen, von Zeugungstheilen, von denen einige dem männlichen, andere dem weiblichen Geschlechte angehören, die doppelten Mißgeburten, wo zwei Früchte zu einer einzigen vereinigt sind (dieses zeigt sich im Vorkommen verdoppelter innerer Organe, z. B. zweier Herzen, in der Zahlvermehrung der Extremitäten, im Vorhandensein eines Fötus im Innern eines andern), ferner Mißgeburten mit zwei Körpern und einem Kopfe, doppelter Kopf auf einem Körper, endlich das Verwachsensein zweier Früchte am Kopfe oder Brust oder Bauche, welches Beispiel in neuester Zeit die siamesischen Zwillinge darbieten. Endlich kommen zur 3. Classe diejenigen Bildungsfehler, die eine qualitativ veränderte Bildungskraft darlegen; dahin gehören die veränderte Lage der Theile, so daß z. B. das Herz in der rechten Seite der Brust liegt, der Ursprung der Blutgefäße aus veränderten Stellen u. a. m. — Wodurch die Störung der Bildungskraft und daher die Entstehung der M. herbeigeführt werde, dahin ist die Forschung noch nicht gedrungen, nur so viel wissen wir, daß auch bei ihrer Production die bildende Kraft nach bestimmten Regeln verfährt; wir erwähnen hier nur eins der beim ersten Anblicke auffallendsten Gesetze, dessen Richtigkeit aber durch viele Fälle außer Zweifel gestellt ist, nämlich daß die bildende Kraft bei Hervorbringung menschlicher Mißgeburten auf einer niedern Stufe stehen geblieben ist, auf der sie nunmehr nur solche Organe producirt, die nicht dem Menschen, sondern niederen Thieren angehören. So gleichen Mißgeburten, bei denen die unteren Extremitäten zusammengewachsen sind, den wallfischähnlichen Thieren; so ist die abnorme Verbindung der Finger durch Häute bei den Schwimmvögeln etwas Naturgemäßes; so stellt das Herz mit einer Höhle, wie es zuweilen vorkommt, das Herz der Crustaceen vor; das Herz mit zwei Höhlen wiederholt das Herz der Fische; die geschwänzten Mißgeburten sind den Vierfüßern ähnlich ꝛc. Diese hier angeführten Thatsachen gründen sich aber darauf, daß der Mensch in den früheren Perioden seines Fötuslebens die verschiedenen Organisationsgrade, die den permanenten Zustand der auf der Stufenleiter der Wesen unter ihm stehenden Thiere ausmachen, durchläuft. Tritt nun eine Hemmung der bildenden Thätigkeit ein, so begnügt sich dieselbe nach dem Principe derjenigen Stufe zu produciren, auf welcher sie so eben stand. 39.

Mißheirath, lat. disparagium; franz. und engl. mesalliance, ist bei den Abendländern die Ehe unter Personen ungleichen Standes. Der Morgenländer (der Chinese ausgenommen) macht keinen Unterschied unter dem Stande, aus welchem er seine Frau nimmt. Die M. äußert sich auf doppelte Weise: a) entweder durch Ehelichung eines Frauenzimmers, dessen Geburt unter dem Stande des Mannes ist, z. B. eines Grafen mit einem gewöhnlichen Fräulein, eines Adligen mit einer Bürgerlichen; b) oder wenn das Mitglied eines unabhängigen oder regierenden Hauses sich mit einem Fräulein verbindet, dessen Familie in einem Unterthänigkeitsverhältnisse zu irgend einem andern Staate steht. Vorzüglich in den letztern Umstand pflegt man den Mangel an Ebenbürtigkeit zu setzen. 10.

Missionen nennen wir die von Seiten eines Staats oder einer Gesellschaft

stattfindenden Aussendungen christlicher Lehrer zur Verbreitung des Christenthums unter Nichtchristen und einen Mann, der sich diesem Geschäfte unterzieht, einen Missionair. Diese Benennung spricht demnach denselben Zweck aus, den sich die Jünger Jesu als Apostel und spätere unter Juden und Heiden lehrende Christen, besonders Mönche, setzten, entweder aus eigenem Antriebe oder fremder Veranlassung, auf Befehl des päpstlichen Stuhls (wie unter Gregor I., der 596 einen Mönch, Augustin, nebst 40 anderen nach England sandte) und später unter dem Schutze besonders des fränkischen Staats während der Regierung Karl Martell's (722—741) und seiner Nachfolger, der in diesen ein Mittel für sein Machterweiterungsstreben fand. Unter diesen öffentlichen Auctoritäten, der geistlichen und weltlichen, und unter beiden vereinigt zuerst von England aus wurde durch Wigbert und Willibrord auch das in Deutschland schon früher begonnene Bekehrungswerk fortgesetzt und durch Bonifacius, der Apostel der Deutschen genannt, in der ersten Hälfte des VIII. Jahrh. ziemlich vollendet. Seitdem aber fast in ganz Europa der Glaube ans Evangelium herrschend geworden war, so unterblieben dergleichen Aussendungen und die Mönche, vorzüglich die Franciscaner bei der Nachbildung ihres ächt apostolischen Lebens, richteten ihre Thätigkeit mehr auf die Verfolgung des päpstlichen Interesses innerhalb ihrer Kirche. Und wenn auch noch einzelne Mönche als Glaubensboten an den Expeditionen in andere Erdtheile Theil nahmen, wie dieß bei der 1493 nach Westindien auf Befehl Alexander's III. der Fall war, so zeigt sich doch erst um die Mitte des XVI. Jahrh. ein neuer Missionseifer in der katholischen Kirche, um den durch die Reformation in und außer Deutschland erlittenen Verlust an Ländern und Glaubensbrüdern wieder zu ersetzen und der Name M. wird vorzugsweise solchen Aussendungen beigelegt. Unterhalten wurde dieser Eifer durch die der Kirche zu Gebote stehenden Mittel, namentlich durch die frühere Verbindung mit den übrigen Erdtheilen, durch die rastlose Thätigkeit des Jesuitenordens, aus welchem namentlich die Glaubensherolde gewählt wurden, und durch die kräftige Unterstützung, welcher sich die Missionaire von Seiten der Missionsgesellschaften zu erfreuen hatten, der congregatio de propaganda fide catholica, die durch Gregor XV. 1622 zu Rom ins Leben trat, und des seit 1632 zu Paris bestehenden Priestervereins (sacerdotes missionum). Dieselben Umstände aber, die schon in der ältern Zeit dem Gedeihen der M. hinderlich geworden waren, verminderten auch in dieser oft deren Fortgang, auf der einen Seite der Unwille der zu Bekehrenden gegen wirklichen oder vermeintlichen Verlust ihrer Freiheit und der Eigennutz der Eroberer, auf der andern der Zwiespalt der letzteren unter sich selbst, und die Berichte von großen Fortschritten aus der damaligen Zeit sind daher nicht immer verbürgt und verdienen höchstens nur Glauben, sofern sie sich auf Cultusannahme beschränken. Die wichtigsten M. aus dieser Zeit sind: die in die portugiesischen Besitzungen in Ostindien, wo das früher von den Franciscanern zu Goa errichtete Lehrerseminar von dem Jesuiten Xaver (seit 1542) erweitert und wie später von Robert de Nobilibus, besonders auf der malabarischen Küste, viele Anhänger gewonnen wurden. Durch Handelsverbindungen Portugals mit Japan machte derselbe Xaver (1549—1552) nicht ganz unglückliche Bekehrungsversuche unter den Japanern. Diese wurden aber nur so lange geduldet, als letzteren der Handel vortheilhaft erschien und mehrere Bekenner der neuen Religion wurden seit 1639 verbannt. Die Nachsicht in der Beibehaltung mancher religiösen Gebräuche verschaffte besonders den Jesuiten Ricci, Schall und Verbiest während der Regierung des Kaisers Chamhi seit 1669 in China Duldung und bei Weitem kamen ihnen die Dominicaner und Franciscaner ungeachtet ihres frühern Wirkens nicht nach. Noch größere Fortschritte machten aber dieselben Ordensbrüder in dem spanischen und portugiesischen Amerika, besonders in Paraguay, wo Cataldino und Maceta seit dem Beginne des XVII.

Jahrh. eine geistliche Colonie gründeten, welche unter dem unmittelbaren Schutze Spaniens stand. Ohne dauernde Erfolge waren in dieser Zeit die M. auf der West- und Nordküste Afrikas. Nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts tritt aber ein Stillstand im Missionswerke ein, seitdem nämlich die Aufhebung des Jesuitenordens erfolgt war, die Hierarchie den Kampf mit den übrigen Reformen, besonders durch Joseph II. und der französischen Revolution zu bestehen hatte und durch letztere die Quellen der Propaganda erschöpft und der in Paris bestehende Missionsverein 1792 aufgehoben und nur beschränkt 1804 wiederhergestellt wurde. Der gegenwärtige Standpunkt der katholischen M. ist daher größtentheils nicht mehr der frühere. Den 1800 nach Japan abgegangenen Missionairen wurde der Eintritt versagt; in China sind alle Missionsorte bis auf vier aufgehoben und ein kaiserliches Edict von 1815 hat bei Strafe der Amtsentsetzung und der Verbannung den Übertritt verboten. Dessenungeachtet sind 1817 zwölf Jesuiten wieder dahin abgeschickt worden und Missionsberichten bis 1824 zufolge sollen sich 46287 Christen unter 29 Priestern (26 chinesischen und 3 europäischen) daselbst aufhalten. In Tibet, Cochinchina, Tunkin und Siam hatten bisher die Missionaire ziemlich ungestört wirken können und in ersterem gründeten 5 Capuziner noch 1822 eine neue Missionslage; doch haben die dasigen Christen in der neuesten Zeit schwere Verfolgungen erdulden müssen. Nur wenig Eingang fanden sie bei den Ostindiern, wie uns der französische Missionair Abbé Dubois in seinen „Letters on the state of christianity in India etc.“ (aus dem Engl. von Hoffmann, mit einer Vorrede von Dr. Röhr. Neustadt a. d. Orla 1824) mittheilt. In Mexico, Brasilien und den anderen südamerikanischen Staaten, so wie in Nordamerika sind viele M. aufgehoben worden, weil sich die Bewohner größtentheils zum Christenthume bekennen. In Kongo und Westafrika überhaupt leben zwar viele katholische Christen, so wie in Algier; doch sind es größtentheils aus Europa eingewanderte. Wir erwähnen hier noch die Erfolge, welche die Wiedervereinigungsversuche der katholischen Kirche unter den aus ihrer Mitte herausgetretenen Parteien gehabt haben. Im Ganzen waren diese gewöhnlich nicht von langer Dauer, wie bei den Nestorianern und Monophysiten; am längsten blieben noch die Maroniten mit ihrer Mutterkirche vereinigt, für immer blos die unirten Griechen. (Man vergl. „Chronologische Reihenfolge der Päpste von Petrus bis auf Gregor XVI.“ Anhang: Local- und Personalbestand der katholischen Kirche auf dem Erdkreise. Würzb. 1833.) — Das protestantische Missionswesen, das in der Mitte des XVI. Jahrh. beginnt, stand bis zum XVIII. Jahrh. im Ganzen dem katholischen nach, gewann aber durch die Begründung der Seeherrschaft Englands ein kräftiges Hülfsmittel und mit dem Beginne desselben zugleich vor letzterer, so wie bald die calvinische Kirche vor der lutherischen, den Vorzug, bis beide in der letztern Zeit bei gleich wachsendem Eifer von ihren Secten, namentlich von den Methodisten und der Brüdergemeinde, übertroffen werden. Die wichtigsten Missionsgesellschaften, von welchen die Glaubensboten unterstützt werden, sind der 1641 von Presbyterianern, welche unter Karl I. von England nach Amerika auswanderten, gestiftete erste Missionsverein als Gesellschaft zur Verpflanzung des Evangelium in auswärtige Länder, welcher 1667 unter königliche Auctorität gestellt und 1701 als Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß erweitert wurde. Der thätigste Missionair aus diesem Vereine war John Elliot bis 1644. Die malabarische Mission, im Anfange des XVIII. Jahrh. von Friedrich IV. von Dänemark gegründet, steht seit 1740 unter dem Missionscollegium zu Kopenhagen und schickt in Verbindung mit der englischen Gesellschaft Männer aus dem Waisenhause zu Halle als Missionaire aus. Der erste von diesen war Bartholomäus Ziegenbalg aus der Lausitz von 1706—1709. Ein grönländisches Missionsseminar entstand durch die Bemühungen des Geistlichen

Johann Egede 1736 zu Kopenhagen und für Lappland wirkt mit ersterem vereint das 1738 zu Stockholm errichtete; nur von 1729—1791 bestand das für Juden und Muhammedaner vom Professor Callenberg in Halle begründete. Jetzt sind diesen öffentlichen Vereinen mehrere Privatgesellschaften an die Seite getreten; die große londoner Missionssocietät seit 1795 mit mehr als 250 Nebengesellschaften, 1800 ebendaselbst die Kirchenmissionsgesellschaft, eine presbyterianische in Schottland im Jahre 1796, eine niederländische 1797, eine rheinische 1829. Die französisch-reformirte ging 1823 in Berlin hervor und schon 1816 entstand die baseler mit einem Seminare, an welche fast von allen (über 30) in Deutschland bestehenden Nebengesellschaften Beiträge geliefert werden. 1731 entstand schon die herrnhuter Gesellschaft, 1786 eine methodistische, 1792 eine baptistische. Gegenwärtig sind im Ganzen von allen Missionsgesellschaften aus über 600 Missionsprediger auf mehr als 350 Missionsstationen thätig. In Ost-, Süd- und Westafrika und auf den nahen Inseln wirken 100 Missionaire; in Amerika 237; auf den Inseln der Südsee nur wenige, weil die zu Otahiti bestehende Gesellschaft zur Fortpflanzung des Christenthums auf den übrigen Inseln Missionaire bildet; in Ostindien und den Grenzländern leben die meisten und in ersterm hat das Parliament seit 1813 den Hindernissen Einhalt gethan, welche dem Missionswerke von Seiten der ostindischen Compagnie gemacht wurden; bis Australien sind nur wenige Missionaire gekommen und China und Japan ist ganz unberührt geblieben. Noch bemerken wir, daß von London aus seit 1808 wieder Bekehrungsversuche unter den Juden stattgefunden haben und daß in mehreren Städten, wie Berlin, Petersburg, Dresden, christliche Lehranstalten für Juden bestehen. Die in Paris von Protestanten gegründete Missionsgesellschaft sorgt nicht sowohl für Bekehrung der Heiden als für den Unterricht armer Kinder. Man vergl. Blumhardt, „Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi" (Basel 1828. 2 Thle.); Zschocke, „Geschichtliche Darstellung der gegenwärtigen Ausbreitung des Christenthums" (Aarau 1819); „Kurze Übersicht aller evangelischen Missionen" (Berlin 1829). 77.

Mississippi, der größte Fluß der vereinigten Staaten Nordamerikas, entspringt aus einigen kleinen Seen, dem Leach, Sandy und anderen, in dem Nordwestgebiete unter dem 48° 16′ N.Br. und dem 78 W.L. auf einer ungefähr 1200 Fuß über dem Meere gelegenen Ebene, nimmt einen etwas südöstlichen Lauf, hat eine oftmals schmale Wasserscheide, mehrere unbedeutendere Wasserfälle, wie bei dem Fort St. Anton, in seiner nördlichsten Hälfte, bildet die Grenze von 10 der vereinigten Staaten und mündet unter Neu-Orleans in den Meerbusen von Mexico. Seine Länge, die in gerader Linie 216 Meil. beträgt, erweitert sich durch seine Krümmungen zu fast 600; das Stromgebiet rechnet man mit Einfluß des Missouri auf 61000 □Meilen. Da seine Dämme auf beiden Seiten in ein Tiefland ausgehen, so bahnen sich die Fluthen in den Monaten April und August über sie Wege und setzen die Umgegend in einer Enfernung von 4—5 Meil. unter Wasser. Die größeren Flüsse, welche er aufnimmt, sind östlich der Illinois, Ohio, westlich der St. Peter, der Rivier de Moyen (oder des Moines) oder Mönchsfluß, der Missouri, der Arkansas mit vielen Nebenflüssen, der rothe Fluß (Red River) mit dem Washitte. Schiffbar ist er bis an den oben erwähnten Wasserfall ohne Hinderniß. Regelmäßig wird er daher auch von 140—150 Dampfschiffen befahren und dadurch der Handel der westlichen Staaten ungemein befördert. Beschreibungen des M. haben wir von Maj. Long, W. H. Kemting, vom Italiener J. C. Beltrami und Timotheus Flint („Geography and history of the western states, or the Mississippi valley." Cincinnati 1829. 2 Voll.). 35.

Missolonghi, vor dem Aufstande der Griechen die Hauptstadt von Ätolien, liegt auf einem Streifen Landes, der in den Golf von Patras vorspringt und hart

an einer Lagune, welche die Schiffe verhindert dicht ans Land zu gehen. Sie hatte 1200 meist aus Lehm und Holz bestehende Häuser mit 3—4000 Einwohnern, welche sich theils mit der Küstenfahrt und dem Fischfange, theils mit Wein-, Tabak-, Baumwolle- und Maisbau beschäftigten und einen großen Handel mit Botarga, einer Art Caviar, und mit Knoppern (den Fruchtkelchen der Knoppereiche) selbst bis Portugal und England trieben, ferner einen sehr festen Hafen und ward auch durch die kleine befestigte Insel Vasiladi, die nur eine kurze Seestrecke von der Stadt abliegt und am 9. März 1826 von Ibrahim erstürmt wurde, vertheidigt. Die Umgegend von M. ist außerordentlich üppig und fruchtbar. Die Stadt ward von einer Fischercolonie, bestehend aus 300 Seelen, die sich hier niederließ, gegründet und von ihr Kleinvenedig genannt. Sie betrieb von hier aus einen starken Handel zur See, welcher sie sehr bereicherte und emporhob. Zu dieser Zeit regierte sich diese Colonie selbst nach eigenen Gesetzen und entrichtete nur dem Pascha von Negroponte die gewöhnliche Kopfsteuer. Im Jahre 1804 eroberte sie Ali Pascha und am 7. Juni 1821 erhob die Colonie, als die Flotte der Hydrioten sich hier zeigte, die Fahne des Kreuzes, worauf sich viele Einwohner bewogen fanden nach Morea zu flüchten. 1822 ward M. von Omer Vrione, Pascha von Janina, und Rutschuk Pascha belagert, gegen welche sich der Oberbefehlshaber, Fürst Mavrokordatos, der sich nach dem blutigen Feldzuge in Akarnanien in das entvölkerte M. geworfen hatte, den 5. Nov. mit 380 Mann und mit 22 Sulioten unter Markos Botsaris so tapfer und klug vertheidigte, daß er, nachdem am 23. November er mit griechischen Schiffen und mit Truppen unterstützt wurde, am 6. Januar 1823 die Türken nöthigte die Belagerung aufzuheben. M. wurde nebst der Insel Anatoliko seit dieser Zeit, vorzüglich zuletzt unter Anführung englischer Officiere, größtentheils auf Kosten des Briten Murray, so stark befestigt, daß es zu den festesten Plätzen des freien Griechenlands gerechnet wurde. Im September, October und December 1823 erlitt es eine zweite Belagerung, die 59 Tage lang währte, da Mustaï, Pascha von Skodra, mit Omer Vrione zu Lande und zur See den Ort besetzt hielten, welchen Constantin Botsaris, Bruder des bekannten Helden, vertheidigte. Auch dießmal wurden die Türken theils durch den herbeieilenden Mavrokordatos, theils durch die Pest, die in ihrem Lager große Verheerungen anrichtete, so aufgerieben, daß Mustaï Geschütz und Heer auf dem eiligen Rückzuge verlor. Mavrokordatos wurde nun Befehlshaber dieses Platzes und regierte die Angelegenheiten in Westhellas. Er legte in M. eine Lancasterschule, 1 Militairhospital u. a. an und umgab die Stadt mit neuen Festungswerken, weil sich Omer Vrione und Mustaï Pascha von Neuem rüsteten. Im Jahre 1825 wurde Mavrokordatos durch die Partei des Kolokotronis verdrängt und nach Nauplia berufen. In demselben Jahre rückte der Seraskier Reschid Pascha mit 35000 Mann vor M., doch alle Angriffe sowohl, als auch der Sturm des Seraskiers auf die durch ein 40tägiges Beschießen sehr beschädigten Wälle, welchen der Kapudan Pascha mit einer Flotte unterstützte, wurden durch die glückliche und tapfere Vertheidigung des heldenmüthigen Notos Botsaris vereitelt; auch Ibrahim Pascha selbst, der mit dem ägyptisch-europäischen Heere Antheil an der Belagerung nahm, konnte nichts ausrichten. Nur durch äußersten Mangel an Lebens- und Kriegsbedürfnissen genöthigt fiel M. in Schutt und Trümmern, nachdem am 22. April 1826, Abends 8 Uhr, ihre tapfere Besatzung sich durch die Feinde durchgeschlagen, die Minen angezündet und sie mit den Ägyptern und Türken, die hineindrangen, in die Luft gesprengt hatten. Die Befehlshaber Missolonghis, Notos Botsaris und Kitzos Tzavellas, schlugen sich mit 1800 Kriegern durch das Lager der Türken, erreichten Salona und stritten später bei Athen für ihr Vaterland. Von dieser Zeit an blieb M. bis zum 18. Mai 1829 in den Händen der Türken, wo es dann von den Griechen mit Capitulation wieder

eingenommen wurde. Hier starb am 19. April 1824 der Dichter Lord Byron (s. d. Art.) 71.

Missouri oder **Missuri**, der längste und zugleich reißendste Stromfluß in den vereinigten Staaten Nordamerikas, entspringt in der nordwestlichsten Spitze des Missourigebiets unter dem 45° N. B. und dem 93° W. L. am Fuße der Rocky mountains (Felsengebirge) aus mehreren Quellflüssen, des Gallatin, Madison (madisn) und Jefferson (dschefferſn), nimmt seinen Lauf nördlich, dann nordöstlich, und endlich südlich und südöstlich, durchströmt den Staat Missouri und ergießt sich unweit St. Charles in den Mississipi. Seine schiffbare Länge beträgt gegen 450 Meilen und beginnt unter dem 48° N. B. und dem 84° W. L., wo er in das Tiefland übertritt, seine Stromlänge gegen 650, sein Stromgebiet über 40,000 M. Eine bedeutende Breite erreicht er durch das Zuströmen fast aller Flüsse des Missourigebiets, namentlich des Yellow-Stone oder Gelbsteinflusses mit vielen Nebenflüssen, des Little oder kleinen Missouri, des Platteflusses, des Conzas von der rechten Seite, auf der linken des Milk, Whiteforth, des Jacques oder Jacobsflusses und Sioux (Sius). 35.

Mistel, lat. viscum album; franz. qui; engl. misseldine, einer von den sogenannten parasitischen oder Schmarotzersträuchern, hat einen grünen, glattgabelförmigen Stengel, lancettförmige Blätter und erreicht eine Höhe von 2—3 Fuß. Die Frucht der Blüthen, welche zwischen dem Stengel und den Zweigen hervorschießt, ist erbsenartig und aus ihr wie aus der Rinde des Stengels wird der Vogelleim bereitet. (Vergl. den Art. Druiden.) 35.

Mitbelehnschaft, s. Lehn.

Mitgift, s. Ausstattung.

Mithra (Mithras, *Μίθρας*) war eine alte persische Gottheit, unter der man das Feuer oder die Sonne verehrte. Gewöhnlich wird M. als ein Jüngling dargestellt, bekleidet mit einer phrygischen Mütze und einem morgenländischen Leibrocke, knieend auf einem Stiere, dem er einen Dolch in den Hals stößt. Nach der gewöhnlichsten Erklärung erkennt man in dem Stiere die Erde und in dem Dolche die Strahlen der Sonne. Die Priester des M. hießen Koraken oder Leonticen, und sein Dienst soll aus vielen Rohheiten an Menschenopfern u. s. w. bestanden haben. Im Seeräuberkriege des Pompejus kam später der Cultus des M. mit nach Rom und verbreitete sich schnell. Die beste Antike, die wir von M. besitzen, ist von schwarzem Marmor und befindet sich in der Villa Negroni zu Rom. 20.

Mithridat war in alten Zeiten eine Universalmedicin, die in hohem Ansehen stand und bei fast allen Krankheiten angewandt wurde. Diese Arznei bestand aus vielen heterogenen und erhitzenden Mitteln und durfte nur unter besonderer Aufsicht des Senats von den Apothekern bereitet werden. Der König von Pontus, Mithridat, soll der Erfinder dieses Mittels sein und derselbe sich durch das tägliche Einnehmen so unempfindlich gemacht haben, daß, nachdem er vom Pompejus besiegt Gift nahm, dieses nicht wirkte, sondern er sich durch seinen Diener erstechen lassen mußte. In unsern Tagen haben wir eine einfachere Zusammensetzung für dieses Heilmittel unter dem Namen Theriak in den Apotheken. 5.

Mithridates auch **Mithradates**, der Name einer Pontischen Königsfamilie. — M. I., Nachkommen des Artabazes, Statthalters von Pontos, Sohn des Königs Darius, war König von Pontos, doch so, daß er einen Tribut an Persien bezahlte. Bei dem Aufstande des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes unterstützte er den Erstern und verweigerte dem Letztern den Tribut, wurde aber bald zur Unterwerfung gezwungen. — M. II., Sohn des Ariobarzanes, 337 König von Pontos, übergab 333 freiwillig dem durchziehen-

den Alexander dem Großen sein Reich, das 322 Antigonus erhielt, und floh nach Paphlagonien, kehrte aber bald zurück, schlug den Antigonus und gründete das Pontische Reich von Neuem, daher er auch den Beinamen Ktistes (Gründer) erhielt. Er starb 302. — M. III., eroberte Theile von Kappadocien und Paphlagonien und nahm Amastris, Stadt der Herakleenser, ein. Er regierte von 302—265. Ihm folgte sein Sohn M. IV., welcher die Gallier zurücktrieb, mit Sinope Krieg führte, die Tochter des Seleukos Kallinikos heirathete und mit ihr Großphrygien erhielt. Ihm folgte Pharnazes I. und diesem (154) M. V. mit dem Beinamen Euergetes. Er war der erste König von Pontos, der mit den Römern ein Bündniß schloß, nach welchem er sie im dritten punischen Kriege durch eine Flotte unterstützte; erhielt deßhalb 124 Großphrygien wieder, wurde aber in demselben Jahre ermordet. Ihm folgte 13 Jahre alt M. VI., der berühmteste unter den Königen von Pontos, mit dem Beinamen des Großen. In seinem kräftigen Körper, der fähig war die schwersten Anstrengungen zu ertragen, wohnte ein muthiger Geist, der Alles begriff und durch das größte Unglück nicht gebeugt werden konnte. Da seine Mutter und Vormünder in seinen Jugendjahren ihm nachstellten, ward er gezwungen in Wäldern und Einöden sein Leben zu fristen, wodurch er seinen Körper noch mehr kräftigte und stärkte, aber auch seinen Geist an Wildheit, Argwohn und Grausamkeit gewöhnte. Recht, Sitte und Menschlichkeit kannte er nicht; das Bestreben, sein Reich zu vergrößern, war ihm das Höchste; den Plänen seiner Herrschsucht opferte er Alles. So war der Mann beschaffen, der mit den Römern in die Schranken trat und sie mehr als einmal empfindlich demüthigte. Als er in seinem 20. Jahre, 117 vor Chr., die wirkliche Regierung antrat, ließ er seine Mutter, die ihm von seinem Vater zur Mitregentin gegeben war, ins Gefängniß werfen, und sie, so wie einen jüngern Bruder, ermorden. Jetzt unternahm er eine Reise durch Asien, um die Einrichtungen und Sitten, so wie die Sprachen der verschiedenen Völker kennen zu lernen; und er soll in der That 22 verschiedene Sprachen gesprochen haben (weßhalb Adelung sein Werk über die allgemeine Sprachkunde mit seinem Namen belegte). Während seiner Abwesenheit vermählte sich seine Gemahlin, durch ein falsches Gerücht von seinem Tode verleitet, mit einem Andern, weßwegen er sie, als er nach 3 Jahren zurückkehrte, ermorden ließ. Von nun an lebte er nur der Vergrößerung seines Reichs und unterwarf sich zuvörderst die verschiedenen kleinen Völkerschaften, welche von Heraklea an ringsum an den Küsten des schwarzen Meeres bis zur Taurischen Halbinsel wohnten. Sodann bemächtigte er sich Paphlagoniens als Ersatz für Großphrygien, welches sich die Römer während seiner Minderjährigkeit angeeignet hatten und theilte es mit Nikomedes, dem Könige von Bithynien. Vergebens forderten die Römer diese Eroberungen zurück; M. befahl ihnen, sich nicht in die Angelegenheiten Asiens zu mischen und eroberte sogar noch Galatien. Auch Kappadocien fiel bald in seine Hände, da er den König Ariarathes, der im Bündnisse mit den Römern stand, ermordete. Als aber hierauf Nikomedes in Kappadocien einfiel und den Sohn des ermordeten Königs vertrieb, eroberte M. dieses Land und setzte den jungen König von Neuem ein. Bald brach der Krieg zwischen beiden Königen aus. Als die Heere einander gegenüber lagen, lud M. den König von Kappadocien zu einer Unterredung ein und ermordete ihn im Angesichte beider Heere; die Kappadocier flohen, M. bemächtigte sich leicht des ganzen Landes und setzte seinen Sohn Ariarathes zum Könige ein. Nikomedes wandte sich jetzt an die Römer und forderte sie auf, einen Jüngling, den er für einen Sohn des ermordeten Ariarathes ausgab, als König von Kappadocien anzuerkennen; dasselbe aber that M., indem er von seinem Sohne behauptete, er sei der Sohn des Ariarathes. Die Römer durchschauten den doppelten Betrug, nahmen dem M. Kappadocien und dem Nikomedes Pa-

phlagonien; die Kappadocier aber wählten den Ariobarzanes zu ihrem Könige. Aber M. ruhte nicht, sondern setzte mit des Tigranes, des Königs von Armenien, Hülfe seinen Sohn wieder in Kappadocien ein; zugleich eroberte er Bithynien und gab es seinem Bruder Sokrates Christos. Die Römer dagegen setzten den rechtmäßigen Fürsten wieder ein (90) und reizten die asiatischen Völkerschaften zum Kriege gegen M. Dieser setzte noch keinen offenen Widerstand entgegen, sondern wandte sich mit Klagen an Rom; als aber dieß seine Forderungen nicht bewilligte, trat er als offener Feind Roms auf und bemächtigte sich Kappadociens und Paphlagoniens. Seine Kriegsmacht bestand aus 250000 Mann Fußvolk, 50000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen; die Streitkräfte der Römer und verbündeten Völker waren nicht geringer und wurden von Manlius Aquilius und Oppius angeführt. M. nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg und eroberte mit unglaublicher Schnelle Phrygien, Karien, Mysien, Lycien u. s. w., so daß er in kurzer Zeit Herr von ganz Kleinasien war. Überall wurde er als der Schutzgott Asiens begrüßt; ja die Einwohner von Laodicea und Lesbos lieferten ihm sogar die römischen Feldherrn Aquilius und Oppius aus, deren Ersterem er geschmolzenes Gold in den Hals gießen ließ, um die Habsucht der Römer zu bezeichnen. Die asiatischen Freistädte Magnesia, Mitylene, Ephesus u. a. öffneten ihm freiwillig die Thore. Da erließ der römische Senat im Jahre 88 eine Kriegserklärung gegen M., wogegen dieser befahl, alle römischen Familien in Kleinasien an Einem Tage zu ermorden. Gegen 80000 römische Bürger verloren auf diese Weise ihr Leben. M. unterwarf sich ferner die Inseln des ägeischen Meeres; nur Rhodus widerstand so kräftig, daß er zur Rückkehr gezwungen wurde. Er sandte nun mit 120000 Mann seinen Feldherrn Archelaus nach Griechenland, welcher durch Verrätherei Meister von Athen wurde, dieß zu seinem Waffenplatz erhob und von da aus Sparta, Achaja, Böotien und andere griechische Staaten in das Bündniß zog. Ariarathes, des Königs Sohn, bezwang Macedonien und Thracien; überall siegten seine Waffen, so daß sich seine Herrschaft sogar bis in die Länder der Scythen erstreckte. Da sandte Rom seinen Feldherrn Sulla nach Griechenland, welcher Athen wieder eroberte und es fast gänzlich zerstörte. Archelaus vereinigte sich zwar mit den Schaaren, welche aus Macedonien und Thracien ankamen und stellte ein neues, zahlreiches Heer dem Sulla entgegen, wurde aber bei Chäronea gänzlich geschlagen. Als Archelaus von Neuem Verstärkung aus Asien erhalten hatte, schlug ihn Sulla zum zweiten Male bei Orchomenos und rieb fast sein ganzes Heer auf. Eben so glücklich kämpfte der Legat Fimbria in Kleinasien und schloß den M. in Pitane ein; die Seemacht des Königs aber wurde zweimal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten gedrängt entschloß sich M. zum Frieden (84). Er verlor Paphlagonien, Kappadocien, Galatien, mußte 2000 Talente zahlen und 70 bewaffnete Schiffe ausliefern. Indessen war dieser Friede nicht von langer Dauer; denn kaum hatte Sulla Asien verlassen, als den M. sein Eroberungsgeist von Neuem ergriff. Er unterwarf sich (82) die Kolchier und weigerte sich ganz Kappadocien abzutreten. Der römische Feldherr Muräna fiel verwüstend in Pontos ein, wurde aber von dem Könige gänzlich geschlagen. Sulla schickte jetzt den A. Gabinius nach Asien, welcher den Frieden mit M. von Neuem bestätigte, so daß der Letztere sogar Kappadocien abtrat (80). Er unterwarf jedoch noch die Bosporer und gab ihnen seinen Sohn Machares zum Könige. Als er Sulla's Tod (78) erfuhr, wartete er nur auf eine Gelegenheit, seine verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Dieser Augenblick schien gekommen zu sein, als der König von Bithynien starb und sein Reich den Römern vermachte (75). M. fiel in Paphlagonien ein und erklärte somit Rom zum dritten Male den Krieg. Dieses sandte Lucullus als Befehlshaber der Landarmee und Cotta als Admiral

der Flotte gegen ihn. Nachdem der Letztere geschlagen war, vermied Lucullus eine Hauptschlacht, befreite aber Cyzikus von der Belagerung des M. Darauf schlug er entscheidend die königliche Flotte bei Tenedos und vernichtete sie völlig. Bald griff ihn Lucullus in seinem eigenen Lande an, so daß er gezwungen wurde, zu seinem Schwiegersohne Tigranes sich zu flüchten. Auch dieser wurde von den Römern geschlagen, als er die Auslieferung des M. verweigerte. Doch brachten beide Könige bald eine neue Armee zusammen, mit welcher M Pontos und einen Theil von Kappadocien wieder eroberte, nachdem er über den Unterfeldherrn des Lucullus den vollkommensten Sieg erfochten hatte. Lucullus (s. d. Art.) wurde zurückgerufen und an seine Stelle trat der Proconsul Glabrio. Diesen Wechsel benutzte M. und eroberte den größten Theil Bithyniens, Kappadociens und Kleinarmeniens wieder. Da trat im folgenden Jahre (66) Pompejus auf den Kriegsschauplatz. Dieser schloß ihn in seinem Lager nicht weit vom Euphrat ein; dennoch schlug er sich durch, ward aber bei Nikopolis so geschlagen, daß er nur mit 800 Reitern entkam. Tigranes ergab sich auf Gnade und Ungnade dem Pompejus; M. aber floh in das Gebiet eines scythischen Fürsten am Palus Mäotis. Man hielt ihn für todt; bald aber erschien er wieder in Pontos und brachte unter seinen Anhängern eine zahlreiche Armee zusammen. Er that dem Pompejus Friedensvorschläge, welche dieser verwarf und sein persönliches Erscheinen im römischen Lager verlangte. Dieß hielt M. unter seiner Würde und so nahm der Krieg von Neuem seinen Anfang. Da aber die Einwohner sich gegen ihn empörten und die Könige des innern Asiens ihm ihren Beistand versagten, faßte er den Plan, durch den Bosporus Cimmericus, Scythien und Pannonien bis nach Gallien vorzudringen und mit den Galliern vereinigt Italien anzugreifen. Zuvor hatte er seinen Sohn Machares ermordet und sich zum Könige gemacht. Als er sich aber am Bosporus Cimmericus befand, empörten sich die Soldaten, sein Sohn Pharnaces selbst stellte sich an die Spitze der Aufrührer und ließ sich zum Könige ausrufen. M. verlor alle Hoffnung eines günstigern Schicksals und stürzte sich in sein eigenes Schwert, nachdem genommenes Gift unwirksam geblieben war. Er starb im 72. Jahre seines Alters, im 59. Jahre seiner Regierung, 75 vor Chr. 11.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mittag, lat. meridies; franz. midi; engl. mid-day, heißt der Moment, wo die Sonne am höchsten steht, d. i. culminirt, wo alsdann der bürgerliche wahre Tag zur Hälfte um ist. Man nennt diesen M. den wahren M. (welcher übrigens durch die Sonnenuhren und Gnomone am bequemsten beobachtet werden kann), zum Unterschiede von dem mittlern Mittage. Da nun die Sonne der nördlichen Hemisphäre genau nach Süden steht, so heißt deßhalb auch diese Himmelsgegend M. Die Astronomie macht mit dem Worte folgende Zusammensetzungen. — Mittagsfläche (Meridianebene) ist die Ebene, welche man sich durch den cölestischen fixen Mittags- oder Meridiankreis eines Orts hindurchgehend denkt und die auf der Horizontalebene dieses Orts senkrecht steht. — Mittagshöhe eines Gestirns ist derjenige Theil des himmlischen Meridian- oder Mittagskreises eines Orts, der zwischen dem Horizonte und dem im Meridiane so eben stehenden Gestirne liegt, oder auch der Winkel, den die Mittagslinie mit der geraden Linie bildet, welche der Beobachter sich von seinem Auge aus nach dem culminirenden Gestirne gezogen denkt. — Unter allen möglichen Höhen eines Gestirns ist dessen Mittagshöhe die größtmögliche. — Mittagskreis, s. Meridian. — Mittags- oder Meridiankreis ist eines der wichtigsten Instrumente in der Astronomie und gehört zu den ganzen Kreisen (s. Multiplicationskreis). Wenn nämlich das Umdrehen eines einfachen Kreises nicht mehr stattfinden soll, folglich die senkrechte Drehungsachse nicht

mehr vorhanden zu sein braucht, so kann man dafür die Horizontalachse des Kreises auf zwei starke Pfeiler, ganz eben so wie die eines Passageninstruments (s. d. Art.) auflegen und man hat dann einen Mittags- oder Meridiankreis. — Mittagslinie ist jede, entweder wirklich gezogene oder nur gedachte gerade Linie, die in der Horizontalebene eines Orts von dessen Mitternachtspunkte aus durch den Ort selbst bis zu seinem Mittagspunkte geht und folglich der Durchschnitt der beiden Ebenen des fixen Meridians und des Horizonts des Orts ist. — Die Kenntniß der Richtung der Mittagslinie ist wegen der Bestimmung des wahren Mittags sowohl als wegen der der Himmelsgegenden in der Astronomie und Geographie von der größten Wichtigkeit (s. auch Gnomon). — Mittagspunkt ist derjenige Punkt des Horizonts, wo dieser vom Mittags- oder Meridiankreise eines Orts auf der Mittags- oder Südseite des Himmels geschnitten wird, folglich der eine Endpunkt der Mittagslinie. — Mittagsrohr, s. Passageninstrument. 13.

Mittel, lat. remedia; franz. remèdes; engl. remedies, nennt man im Allgemeinen in medicinischer Hinsicht diejenigen einfachen oder zusammengesetzten Stoffe oder Substanzen aus dem Pflanzen-, Mineral- oder Thierreiche, welchen die Kraft zugeschrieben wird, sowohl örtliche, als allgemeine, äußere wie innere Krankheiten und Leibesschäden, die den Körper befallen haben, zu mildern oder wohl gar zu heilen, in welcher letztern Beziehung sie auch Heilmittel genannt werden, so daß man im weitesten Sinne unter diesen alle solche begreift, durch welche der kranke Zustand des lebenden Körpers in einen gesunden umgeändert werden kann, worunter man demnach die ganze auf uns einwirkende Natur verstehen darf, in sofern sie nämlich unter den gehörigen Umständen auch heilsame Veränderungen in unserm Körper bewirken kann, wie z. B. Luft, Wärme, gewisse Nahrungsmittel ꝛc. Im engern Sinne bestehen die Arzneien gänzlich oder doch größtentheils aus solchen Stoffen, welche nicht assimilirt werden (vergl. Assimilation) und daher auch nicht zum Ersatze der Grundmischung unseres Körpers dienen, wie die Nahrungsmittel, die unter gewissen Umständen und Bedingungen wohl als Arzneien, die eigentlichen Arzneien aber nie als Nahrungsmittel benutzt werden können. Die Einwirkung der Arzneien auf den lebenden Körper ist entweder mechanisch oder chemisch oder geistig. Da jedoch die inneren Veränderungen der Materie in den meisten Fällen noch sehr dunkel sind und die Veränderungen des Reizverhältnisses mehr in die Augen fallen, so thut man am besten, sich bei Bestimmung der Wirkungsart dieser M. vorzüglich an das dynamische Verhältniß zu halten, ohne jedoch dabei jene materielle Wirkungsart gänzlich aus den Augen zu verlieren, besonders da manche Arzneien wirklich und zunächst auf das materielle Verhältniß des Körpers wirken. Es gibt M., welche die mechanische, chemische und dynamische Wirkung in sich vereinigen, wie z. B. der Bernstein, der in Form der Körner rein mechanisch, als Tinctur chemisch, als Rauch dynamisch wirkt; oder der Höllenstein, welcher grob gepulvert auf eine Krebsgeschwulst gebracht rein mechanisch, feiner gepulvert und indem er schon Feuchtigkeit anzieht, chemisch — nämlich ätzend — endlich in angemessener Auflösung auf eine lebendig reagirende Fläche, z. B. des Auges oder der Harnröhre applicirt, dynamisch, ohne wahrnehmbare Veränderung der organischen Materie und nur die lebendige Thätigkeit verändernd, wirkt. Endlich läßt sich noch eine allgemeine und eine specifische Wirkung der Arzneien annehmen. Die allgemeine bezieht sich entweder auf Erhöhung der allgemeinen Lebensäußerung (erregende M.) durch Vermehrung der Reize oder durch unmittelbare, die Lebensthätigkeit erhöhende Veränderung der Organisation, oder auf die Verminderung der Lebensäußerung (deprimirende M.). Die specifische Wirkung bezieht sich auf die Erhöhung oder Verminderung der Lebensthätigkeit

einzelner Sphären und Gebilde des Organismus durch gewisse Arzneikörper, die man daher, aber nur in dieser Beziehung, specifische M. nennt. 21.

Mittelalter, lat. medium aevum; franz. moyen âge; engl. middle-age, heißt der große historische Zeitraum, welcher zwischen dem Alterthume und der neuen Zeit mitten inne steht. Es dringt sich uns zuerst die Frage auf, wo beginnt, wo endet das M.? oder, was dasselbe ist, wann endet das Alterthum und wann beginnt die neue Zeit? Die Ansichten darüber sind je nach der Auffassung der Weltgeschichte überhaupt, so wie dieses Zeitraums insbesondere höchst verschieden; zu verkennen ist aber nicht, daß die meisten derselben aus einem falschen Gesichtspunkte hervorgehen, indem man sich meist bestrebt hat, den Anfang oder das Ende des Mittelalters an eine einzelne Begebenheit anzuknüpfen. Denn wenn auch eine solche Begebenheit an und für sich wichtig wäre, so wird sie dennoch in dem Falle, wenn sie entweder als eine nothwendige Folge vorhergegangener Ereignisse erscheint oder wesentlich das Vorhandene nicht umgestaltet, dem Geschichtsforscher nie als Anfangs- oder Endpunkt einer historischen Periode gelten können, zumal da man wichtige Ereignisse nur zu oft ohne Grund an glänzende Persönlichkeiten anzuknüpfen pflegt. Die Willkühr wird hierbei stets freien Spielraum behalten und die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte nichts gewinnen. Dem M. insbesondere bleibt bei solcher Behandlung nichts als der Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, für die man nur der Bequemlichkeit wegen bestimmte Jahre als Grenzpunkte annimmt. So setzen Einige den Anfang des Mittelalters in das Jahr des Untergangs des weström. Reichs, Andere in den Jahrestag der Schlacht bei Soissons, noch Andere bezeichnen als solchen die Regierung Karl's des Großen, wie uns dünkt, ohne hinlänglichen Grund; denn die Schlacht bei Soissons hatte weder neue noch dauernde Folgen; der Untergang des weström. Reichs ferner fällt nicht gerade in das Jahr 476, als das Jahr seiner formellen Auflösung, sondern es war schon längst todt, mithin kann das genannte Jahr nicht als epochemachend betrachtet werden; die Regierung Karl's des Großen endlich steht in den Begebenheiten mitten inne und verknüpft nur das Frühere mit dem Spätern, ohne selbst Neues zu schaffen. Eine andere Ansicht, welche die Regierung des Kaisers August als den Anfang des Mittelalters bezeichnet, hat wohl das Wenigste für sich. Gleiches Schwanken bemerken wir in den Bestimmungen über das Ende des Mittelalters, indem man hier wieder eine bestimmte Begebenheit als Anhaltepunkt nehmen zu müssen glaubt. Als solche gilt Einigen die Entdeckung Amerikas, Andern die Erfindung der Buchdruckerkunst, noch Andern die Reformation. Auch hat es Einzelne gegeben, welche das Ende des Mittelalters in den westphäl. Frieden setzen, und nach Friedrich Schlegel ist es sogar jetzt noch nicht geendigt. — Wenn aber die Geschichte als Wissenschaft nicht blos die Begebenheiten nach ihrer mechanischen Verknüpfung erzählen soll, sondern die geistige Entwickelung der Menschheit zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen hat, so wird der Gesichtspunkt, von welchem aus die welthistorischen Zeiträume zu bestimmen sind, ein ganz anderer und der besonders von Luden angenommene scheint uns daher der richtigste zu sein, dem wir deßhalb hier folgen. Die Stufe der geistigen Entwickelung gibt nämlich wohl die einzelnen Anhaltepunkte; da aber, wo eine ganz neue eigenthümliche Bildung erscheint, beginnt ein neuer Zeitraum. Mit den ältesten Nachrichten, die wir von dem Leben der Menschen haben, hängt ohne Zweifel die Geschichte Griechenlands und Roms eng zusammen; als jedoch Rom in Trümmer zusammenfiel, da begann eine ganz neue Welt; es zeigte sich eine Bildung, die mit der frühern Zeit gar nicht in Verbindung zu setzen ist. Unter den Völkern aber, die jetzt als neu auf dem Schauplatze der Geschichte auftreten, waren die Deutschen ohne Zweifel bei Weitem die wichtigsten. Sie beschleunigten die for-

melle Auflösung des römischen Reichs und gründeten über den Trümmern desselben ihr Wesen und ihr Leben, stifteten neue Staaten und begannen in Kirche, bürgerlichen Verhältnissen, Wissenschaft, Kunst, Sitte ꝛc. durchaus ein neues eigenthümliches Leben. Mit einem Worte, das M., für welches demnach kein bestimmtes Jahr angenommen werden kann, beginnt, sobald deutsche Art und deutsches Leben zu erkennen ist, sei es wo es sei, und es läuft schon eine Zeit lang neben dem Alterthume her, während dieses noch lange im oströmischen Kaiserthume neben dem M. sein alterschwaches Leben hinschleppt. Dieselbe Ansicht muß uns auch bei der Bestimmung des Endes des Mittelalters leiten, welches aus Gründen, die im weitern Laufe dieser Darstellung von selbst sich ergeben werden, in das XVI. Jahrh. zu setzen ist, wo Ursachen genug zu einer totalen Umgestaltung der Verhältnisse zusammenwirkten. Wenn wir eben sagten, daß Alles, was deutsche Sitte und Art beurkunde, in den Kreis des Mittelalters gehöre, so sind damit andere Völker nicht ausgeschlossen, doch gehören nur diejenigen hierher, welche, wie z. B. die slavischen Nationen, die Araber, Mogolen und Türken mit den Deutschen in Berührung gekommen sind und entweder auf sie einwirkten oder von ihnen Umgestaltung erfuhren; andere, wo dieß nicht der Fall ist, wie die Chinesen, die Amerikaner u. a., bleiben billig ausgeschlossen. Zum Behufe der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte des Mittelalters ist es vortheilhaft gewisse Einschnitte zu machen, welche feste Standpunkte gewähren, von welchen aus man die Begebenheiten in ihrem innern Zusammenhange überblicken und würdigen kann, die auch zugleich gestatten, das neben den Hauptbegebenheiten herlaufende Gleichzeitige nachzuholen und ergänzend an dieselben anzureihen. Am Zweckmäßigsten würden diese Perioden wohl so zu stellen sein, daß die erste von dem ersten Auftreten der deutschen Stämme bis zur Gründung des lombardischen Reichs liefe (bis 570), die zweite von da bis zur dauernd gewordenen Trennung des großen Frankreichs in Ostfranken oder Deutschland und Westfranken (887), die dritte von da bis auf Rudolph von Habsburg (1273) und die vierte von da bis zu Ende des Mittelalters. Zwischen der dritten und vierten Periode mitten inne stehen als Ereigniß an und für sich selbstständig die Kreuzzüge; ihr Grund aber, so wie ihre Folgen gehören der dritten und vierten Periode an. Betrachten wir das charakteristische Wesen des Mittelalters, so erscheinen als die beiden durch den ganzen Zeitraum sich hindurchziehenden Fäden, an welche sich Alles anreiht, als die Hebel, welche alle Erscheinungen bedingen, das Lehnswesen und die Hierarchie. Mußte überhaupt das Christenthum an und für sich schon eine dem Alterthume gerade entgegengesetzte Richtung des Menschen- und Völkerlebens ins Dasein rufen, so konnte dieselbe durch Ausbildung der Hierarchie (s. d. Art.) nur noch bestimmtere Form und eigenthümliches Gepräge erhalten. In Wechselwirkung damit stand das Lehnswesen (s. d. Art. Lehn), eine ächt germanische Erscheinung, welche in Deutschland selbst am entschiedensten hervortrat, während sie in England, Frankreich und den nordischen Staaten in minder ausgebildeter Form auftritt. Aus ihm entwickelte sich das romantische Ritterwesen mit allen seinen charakteristischen Merkmalen und Folgen, den Kreuzzügen und dem Minnesange (s. d. Artt.). Ihm gegenüber steht das ebenfalls nur dem M. in dieser Ausdehnung eigenthümliche Städtewesen, eine großartige und für den Entwickelungsgang des Zeitraums höchst wohlthätige Erscheinung, welche in gleichem Maße wie das Ritterwesen die Aufmerksamkeit des Forschers zu fesseln im Stande ist. Denn während die Städte die natürlichen Zufluchtsörter der Kunst und Wissenschaft und der Sitz des Handels und der Gewerbe werden mußten, bildeten sie auf der andern Seite durch ihre Macht dazu in den Stand gesetzt eine heftige und meist erfolgreiche Opposition gegen die Anmaßungen des Adels und bewahrten in ihrem Schooße die Freiheit, welche außer ihren Ringmauern

nur als Ungebundenheit des ritterlichen Faustrechts erschien. Alle diese angegebenen Verhältnisse aber erlitten, obwohl allmählig, doch entschieden eine Umwandelung. Schon die Kreuzzüge waren von unendlichen Folgen gewesen; dazu kam die Erfindung oder wenigstens die Anwendung des Schießpulvers zu kriegerischen Zwecken, ferner die Buchdruckerkunst, die Entdeckung der neuen Welt und zuletzt die Reformation. Mit diesen Ereignissen schwinden die charakteristischen Merkmale des Mittelalters; die Hierarchie fällt, mit ihr die kaiserliche Macht und das Feudalwesen, und die neue Zeit beginnt, von der mittelalterlichen und alten wesentlich verschieden durch das aus der allgemeinen Vermischung der Völker hervorgetretene, unabhängig dastehende Staatensystem. Das politische sowohl wie das geistige Leben erfährt von dieser Zeit an eine totale Umgestaltung und das Romantische der mittlern Zeit tritt in den Hintergrund vor anderen reelleren Interessen. — Was die Würdigung des Mittelalters betrifft, so kommt Alles auf die Art der Auffassung dieses Zeitraumes an. Wir begegnen hier am häufigsten den beiden Extremen eines unbedingten Lobes oder einer schroffen Verachtung, letztere theils von denen, welche der neuern Zeit allein Gerechtigkeit widerfahren lassen, theils von solchen, die im Alterthume das Ideal aller Vollkommenheit erblicken, ersteres aber von Unzufriedenen mit der Gegenwart und denen, die das Alterthum nicht kennen. Am richtigsten werden wohl die urtheilen, welche ohne Vorurtheil und mit Liebe die Forschungen beginnen und nicht Unmögliches da verlangen, wo schon nicht völlig Hoffnungsloses Gewinn genug ist. Das M. bietet allerdings Vieles, was das tiefe Bedauern des Menschenfreundes erregen muß, aber auch des Herrlichen genug, welches mit jenem wohl zu versöhnen im Stande ist. — Vergl. „Handbuch der Geschichte des Mittelalters", von Rehm (3 Bde. Marburg 1820 ꝛc.); „Handbuch der Geschichte des Mittelalters", von Rühs (Berl. 1818); „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters", von Leo (Halle 1830); „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters", von Luden (2. Aufl. Jena 1824. 2 Bde. 8.). 1.

Mittelamerika, Centroamerika, sonst auch **Guatemala** genannt (republica federal de Centro America), bildete bis in die neuere Zeit herab unter dem Namen capitania general de Guatemala einen Theil der spanischen Besitzungen in Amerika, gehörte dann kurze Zeit zu Mexico und trat endlich im Jahre 1823 als abgesonderter Staat in die Reihe der unabhängigen Föderativstaaten von Nordamerika. Es umfaßt einen Flächenraum von 8624 □M. (nach Andern gegen 12000), grenzt nördlich (unter 16° 10′ N.) an Mexico, südlich (unter 8° 46′) in den Isthmus schmal sich ausdehnend an die columbische Provinz Panama und wird westlich vom stillen Meere, östlich vom atlantischen Oceane (Meerbusen von Mexico, welcher hier den Hondurasbusen und mehrere andere Baien bildet) bespült. M. ist eben so wie Mexico ein Gebirgsland zu nennen; die Anden auf der Landenge von Panama, kaum 600 F. hoch, erheben sich hier wieder bis über 14000 F. und bilden nicht wie in Mexico ein Plateau, sondern eine lange Reihe von Vulcanen, welche theils isolirt stehen, theils mit andern nach verschiedener Richtung hin auslaufenden Gebirgszweigen zusammenhängen. Die Hauptrichtung des Gebirgs bleibt immer den Küsten des stillen Meeres nahe und zieht sich bis in den äußersten Norden hinauf, wo der mexicanische Landrücken mit dem Hauptgebirgsstocke in Verbindung tritt. Die bekanntesten der meist noch thätigen Vulcane sind der Barua (8° 50′ Br.), der Papagayo (10° 10′ Br.), der Volcan de Orosi, de Tenorio und del Rincon de la Vieja, der Mombacho, Sapoloca, Masayo, Nidiri, Pacaya, de Fuego, Agua u. a. m. Ebenen gibt es nur einige von beträchtlichem Umfange und zwar in den am atlantischen Oceane gelegenen östlichen Provinzen. An fließenden Gewässern leidet M. keinen Mangel, denn außer dem San Juan, dem Abflusse des

großen Sees Nicaragua finden sich in den verschiedenen Staaten, Flüsse von ziemlicher Bedeutung, welche in Zukunft für den Handel wichtig zu werden versprechen. Dahin gehören besonders der Motagua, Polochio, Ulua, Chamalecon, Leon, Lempa und der Rio de la Paz. Außer dem See Nicaragua ist noch der Monaque, nordwestlich von jenem, zu erwähnen. Das Klima ist im Allgemeinen mild und ziemlich gesund, nur die Küstenländer, zumal in den Sumpfgegenden, werden wegen der daselbst herrschenden drückenden Hitze der Gesundheit nachtheilig. Die Fruchtbarkeit des Bodens und überhaupt der Productenreichthum ist außerordentlich; was das Pflanzenreich insbesondere betrifft, fast bedeutender noch als in Mexico, da man Gegenden hat, wo die Getreidesorten 500fachen Ertrag geben. Die wichtigsten Producte des Ackerbaues sind: Indigo, Cochenille, Cacao und Tabak. Außerdem findet man in vorzüglicher Qualität und großer Quantität rothe Farbehölzer, Nutzhölzer, Gummibäume, Balsam- und Medicinalkräuter, ferner die meisten Südfrüchte, auch Caffee, Baumwolle und Zucker. Die Mineralreichthümer bestehen in Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Blei. Doch sind sie bei Weitem noch nicht gehörig benutzt; auch scheinen noch andere Mineralien vorhanden zu sein, für deren Aufsuchung und Ausbeutung bis jetzt noch gar nichts geschehen ist. Das Thierreich bietet dasselbe, was Mexico; eigenthümlich sind M außerdem der südamerikanische Tapir und der Bär. Die Zahl der Hausthiere aller Gattungen ist sehr groß. Die Bewohner belaufen sich den freilich etwas unbestimmten Angaben zu Folge auf 1500000—2 Mill. und sind theils Creolen und Europäer, theils Indianer und Mestizen. Die Indianer, zum Theil europäisirt, zum Theil wie die Moskitos in den Ostprovinzen, wild und unabhängig, mögen $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung betragen, am schwächsten ist die Zahl der Europäer und der Mestizen. Der wichtigste Nahrungs- und Erwerbszweig ist der Ackerbau, nächstdem die Viehzucht und der Handel. Letzterer beschäftigt sich vorzüglich mit der Ausfuhr des Indigo (des besten, den man kennt), des Cacao und des Tabaks und verspricht bei den ziemlich liberalen Gesetzen von großer Wichtigkeit zu werden, da die Lage des Landes und treffliche Häfen denselben ungemein befördern. Überdieß arbeitet man thätig an der Verbindung des atlantischen Oceans mit der Südsee mittels eines Canals, welcher den Nicaragua mit dem stillen Meere in Verbindung setzen soll, während die Schiffbarmachung des San Juan auf der andern Seite den See mit dem atlantischen Oceane verbindet. — Gegenwärtig besteht die Föderativrepublik Mittelamerikas aus den 5 Staaten (estados) Guatemala, S. Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica, welche einzeln wieder in Partidos oder Departementos (zusammen 45) getheilt sind. Die gesetzgebende Gewalt ist zwischen einem Senate und einer Repräsentantenkammer getheilt; die vollziehende hat ein Präsident, welcher auf 4 Jahre gewählt wird. In den einzelnen Staaten wird die gesetzgebende und vollziehende Gewalt von 2 Kammern ausgeübt, welche gewissermaßen unter der Controle der Gesammtregierung stehen. Die Staatseinnahmen betragen über 1 Mill. Thaler, die Ausgaben ungefähr eben so viel, die Schulden mehr als 8 Mill. Thlr. Die Land- und Seemacht ist nicht gewiß bekannt, scheint aber den vorhandenen Nachrichten zu Folge zur Zeit noch unansehnlich zu sein. Die wichtigsten Ortschaften in den einzelnen Staaten sind: 1) in Guatemala die Hauptstadt der ganzen Conföderation Nueva Guatemala (Neuguatemala), in einer reizenden Gegend an der Südküste gelegen, mit 40000 Einw. Sie ist regelmäßig gebaut, hat schöne Kirchen, eine Universität und treibt lebhaften Handel. 9 Meilen davon in südöstlicher Richtung liegt die alte Hauptstadt Guatemala (Antigua Guatemala), welche im Jahre 1773 durch ein furchtbares Erdbeben fast ganz zerstört wurde und Anlaß zur Gründung der neuen Hauptstadt gab. Außerdem sind hier noch zu bemerken: Chimaltenango, Guesaltenango,

Chiquimula, Escuintla, Mazatenango, San Agustin, Remedios u. a. 2) In S. Salvador: San Salvador mit 25000 Einw., jetzt Sitz der Regierung und des Congresses; Sonsonate, San Vincente, San Miguel. 3) In Honduras: Comayagua (Neuvalladolid) mit 18000 Einw., Tõgucigalpa, Choluteca, Santa Barbara, Truxillo, Cantarranos u. a. 4) In Nicaragua: Leon mit 32000 Einw., Granada, Managua, Masaya, Matagalpa. 5) In Costa Rica: San José mit 20000 Einw., Cartago Ujarras, Iscen, Alajuela, Bagasu, Eredia und Boruca. — Die wichtigsten Hafenstädte sind an der Ostküste: Omoa, Truxillo, San Juan del Norte und Matina; an der Westküste: Michatoya, Iztapa, Sonsonate, Realexo, Nicoya, Puerto de la Culebra und Conchegua. — Die Geschichte Mittelamerikas fällt bis 1823 mit der Mexicos zusammen. Erst im Sept. 1821 hatten die Bewohner Mittelamerikas angefangen für Freiheit und Unabhängigkeit zu streiten und fremden Einmischungen nachgebend sich mit Mexico verbunden. Am 21. Januar 1823 aber erklärte ein kurz zuvor zusammengetretener Congreß, zu welchem 6 Staaten Mitglieder geschickt hatten, Guatemala für unabhängig und beschäftigte sich alsbald mit der Ausarbeitung einer Verfassung, welche zu Anfange des Jahres 1824 in Wirksamkeit trat. Zum ersten Präsidenten wurde Manuel José Arco gewählt. Bald aber entstanden innere Unruhen, hervorgerufen zum Theil von der altspanischen Partei, zum Theil auch von den Indianern. Während derselben riß sich bereits im Jahre 1825 Chiapa von M. los und trat in den mexicanischen Staatenverband. Doch hatten diese Bewegungen keine wesentlichen Folgen, da es der Energie des Präsidenten gelang die Ruhe wieder herzustellen. Bei seinem Rücktritte im Jahre 1829 wurde Barundia zum Präsidenten gewählt, doch brach bald nachher ein heftiger Aufstand aus, welcher denselben zur Niederlegung seiner Würde veranlaßte, worauf der General Morazan an die Spitze der vollziehenden Gewalt trat. Derselbe wußte durch kräftiges und kluges Benehmen die streitenden Interessen zu versöhnen und ist neueren Nachrichten zu Folge nach Ablauf seiner Amtszeit abermals zum Präsidenten gewählt worden und zwar, wie ein amerikanisches Blatt meldete, mit dictatorischer Gewalt, woraus sich der Schluß ziehen ließe, daß der innere Friede noch nicht vollkommen gesichert ist. 15

Mittelländisches Meer, lat. mare mediterraneum; franz. mer mediterranée; engl. mediterranean, liegt zwischen Europa, Afrika und Asien und ist nur durch die 2 Meilen breite Enge von Gibraltar mit dem Oceane verbunden. Es ist gleich der Ostsee ein Binnenmeer (d. h. von Ländern fast ganz umgeben) und zwar das größte der alten Welt; seine Breite aber ist sehr verschieden und seine Länge von Westen nach Osten beträgt 515 Meilen; überhaupt umfaßt es 47500 □M. Die nördlichen Küsten desselben sind aufs Mannigfaltigste ausgezackt; die Südseite nur wenig. Vom afrikanischen Cap Bon und von der Insel Sicilien wird es so eingeengt, daß es dadurch ins westliche und östliche Mittelmeer getheilt werden kann. Das westliche heißt vor der Rhonemündung Busen von Lyon, vor Genua ligurisches, östlich der Inseln Corsika und Sardinien toscanisches oder tyrrhenisches Meer und bildet an der afrikanischen Küste die Bai von Tunis. Das östliche hat mehr Glieder, nämlich: das ionische Meer, zwischen dem Fuße Italiens und Griechenland, mit dem Golfe von Tarent; das adriatische Meer, zwischen Italien und der dalmatisch-türkischen Küste, 120 M. lang und 20 bis 30 breit; gegenüber an Afrika die flachen Einbiegungen, der Busen der großen Syrte oder Golf von Sidra und der der kleinen Syrte oder Golf von Kabes; im Winkel zwischen Afrika und Asien syrische oder phönicische Gewässer und hinter der Insel Cypern im Winkel zwischen Syrien und Kleinasien der Golf von Skanderun und zwischen Griechenland und Kleinasien das inselreiche ägeische Meer oder Archipelagus mit vielen kleinern Buchten. Aus dem

Archipele führt die Dardanellenstraße (oder Hellespont) ins Marmormeer (oder Propontis) und aus diesem die Constantinopelstraße (oder Bosporus) in das schwarze Meer. Das mittelländische Meer hat vermöge seiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Fluth, und entledigt sich seines Überflusses durch eine ungewöhnlich starke Ausdünstung, die, wie man vermuthet, durch einen unter dem Boden dieses Meeres befindlichen großen Feuerheerd hervorgebracht wird. Seine Tiefe ist beträchtlich, an manchen Orten gegen 5000 F., in der Nähe von Sicilien aber oft kaum 40 F. 71.

Mittelpunkt, s. Centrum.

Mittelsalze, s. Neutralsalze.

Mittermaier (Karl Joseph Anton), großherzoglicher badischer Geheimerath und berühmter Rechtsgelehrter, den 5. August 1787 geboren, studirte auf den Universitäten Landshut und Heidelberg, wurde 1809 zu Landshut Privatdocent und erhielt 1811 eine Professur in der juristischen Facultät daselbst. Eine frühe Hauptrichtung in M.'s Studien war, die Sprachen aller lebenden gebildeten Völker zu studiren und durch Reisen die nöthige Vorbereitung sich zu verschaffen. Er ging, einem ehrenvollen Rufe folgend, 1819 nach Bonn, 1821 aber nach Heidelberg, wo er noch jetzt als Gelehrter, akademischer Docent und Schriftsteller überall segensreich wirkt. Bei den Wahlen zum badenschen Landtage 1831 wurde M. von der Stadt Bruchsal zum Abgeordneten in die Volkskammer gewählt. Hier zeichnete er sich durch einflußreiche Wirksamkeit für Gesetzgebung und constitutionelles Staatsleben um so rühmlicher aus, als er in den zwei letzten Monaten des Landtags in Karlsruhe dennoch seine Vorlesungen in Heidelberg nach Kräften zu halten nicht unterließ. Unter seinen Anträgen während dieses Landtags bemerken wir die auf Aufhebung der sogenannten Administrativjustiz, auf Abschaffung der Stockschläge als angeblichen Erforschungsmittels der Wahrheit und auf einen vor allen Staatsangehörigen zu leistenden Verfassungseid. Große Verdienste erwarb sich M. als Mitglied und Berichterstatter um die Gemeindeordnung, so wie als Vermittler der mehrmals zwischen beiden Kammern verhandelten Streitpunkte mit der Adelskammer. Zu der neuen Civilproceßordnung, wobei Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens beachtet wurde, hatte er schon früher wesentlich gewirkt, da er als Mitglied der Gesetzgebungscommission seit 1827 (als solches erhielt er 1830 das Commandeurkreuz des Löwenordens) zugleich Mitglied der zur Ausarbeitung des dießfalsigen Entwurfs niedergesetzten Commission war. Als Präsident einer der fünf Abtheilungen der Kammer bekämpfte M. in der Sitzung am 13. Oct. 1831, wo Welker mit dem Antrage hervortrat, das Budget nicht eher zu erörtern, bis die zugesagten Gesetzentwürfe vorgelegt wären, diesen Antrag und stellte den seinigen dahin, die Discussion über das Budget zu beginnen, weil sonst für das Land Nachtheil entstünde; erklärte aber zugleich, daß man, wenn es zur definitiven Abstimmung über dasselbe komme, immer noch Zeit habe, die Verhältnisse zu erwägen und, wenn grundlose Zurückhaltung der Versprechungen sich ergebe, vom verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch zu machen. Bei den Verhandlungen über die Preßfreiheit sprach M. zu Gunsten der Geschwornengerichte und erklärte sich hier gegen seine früher ausgesprochene Ansicht. Auf dem Landtage von 1833 wurde er Präsident der Kammer der Abgeordneten und unter Anderm beauftragt, den Bericht über die einseitig geschehene Zurücknahme des Preßgesetzes auszuarbeiten, wobei er die Verfassungswidrigkeit derselben aus einander setzte, aber zugleich bemerkte, daß solche wohl nur provisorisch von der Regierung geschehen sei und daher neue Vorschläge von der letztern zu erwarten wären. Obgleich 1833 aus der Kammer durchs Loos ausgetreten, wurde doch M. nicht nur wieder zum Landtage von 1835, sondern auch zum Präsidenten der Kammer gewählt, wo er gleiche

Energie, gleiche Umsicht für die Interessen des badischen Volks und die Wissenschaft des Rechts wie auf früheren Landtagen beurkundete. Unter Anderm kam bei diesem Landtage die Discussion über den von M. bearbeiteten Entwurf der Strafproceßordnung an die Reihe, der auf Trennung der Voruntersuchung, die vom Untersuchungsrichter und von dem Staatsanwalde geleitet wird, und der Hauptuntersuchung mit Öffentlichkeit und Mündlichkeit (jedoch ohne Geschwornengerichte, da die Einführung dieses Instituts der Gesetzgebungscommission nicht gestattet war) gebaut ist. Auf allen drei bisherigen badischen Landtagen wurde M. gewählt, die Dankadresse der Kammer zu entwerfen. Als Redner ist M. durch schönen Vortrag und eine tiefe klangvolle Bruststimme, die er nur bisweilen zu weit in die hohen Töne erhebt, durch Einfachheit und Klarheit des Gedankens und durch fließende Leichtigkeit ausgezeichnet. Seine Schriften, durch die er auf den ganzen Kreis der Rechtswissenschaft einflußreich gewirkt hat, sind: „Einleitung in das Studium des germanischen Rechts" (Landshut 1812); „Lehrbuch des deutschen Privatrechts" (Landshut 1821); „Über die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern" (Bonn 1819, worin er besonders gegen das verderbliche Generalisiren im Strafrechte, gegen die Sitte, die Strafgesetzbücher zu Compendien zu machen, eiferte und die historische, philosophische und praktische Methode zu vereinigen, die Forschungen der gerichtlichen Medicin und der gerichtlichen Psychologie zu benutzen, und die Fortbildung des Rechts durch die Praxis zu zeigen suchte); „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" (Landshut 1824. 4. Ausg. Ebendas. 1831. 2 Thle.); „Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß in Vergleichung mit dem französischen und preußischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Civilgesetzgebung" (Bonn 1820, wozu 3 Beiträge 1822—23, der dritte 1832 in der 2. Aufl. erschienen sind); „Über den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung in Deutschland" (Heidelb. 1825); „Handbuch des peinlichen Processes" (Heidelb. 2 Bde. 1810—1812) erschien später in 3 verschiedenen Werken unter den Titeln: „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher" (2 Abtheilungen 1832. 2. Aufl. 1833); „Theorie des Beweises im peinlichen Processe" (2 Bde. Darmstadt 1821) und „Anleitung zur Vertheidigungskunst im dreifachen Criminalprocesse" (3. Aufl. Landshut 1827); „Die Lehren vom Beweise im Strafprocesse in Vergleichung mit dem englischen und französischen Strafverfahren" (Darmstadt 1834). Außerdem gibt er mit Zachariä die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes" (Heidelberg von 1829 an, worin er die Ausbeute der Gesetzgebung aller Länder in Deutschland zu verbreiten und Materialien für die vergleichende Jurisprudenz zu liefern beabsichtigt, da er sich auch schon seit längerer Zeit mit einem größern Werke über diesen Rechtszweig beschäftigt); das „Archiv für die civilistische Praxis" mit Löhr, Thibaut ꝛc. seit 1818 und mit Abegg, von Wächter, Heffter u. A. seit 1817 das „Neue Archiv des Criminalrechts" heraus; eben so enthalten das in London erscheinende „Law-magazine" und die pariser „Revue étrangère" viele Aufsätze M.'s über legislative Gegenstände. 65.

Mitternacht heißt der Moment, wo die Sonne am tiefsten unter dem Horizonte und zwar im Norden stehet d. i. zum zweiten Male culminirt, wo alsdann der bürgerliche wahre Tag zu Ende ist und von Neuem beginnt. Man nennt diese M., dem wahren Mittage um 12 wahre Sonnenstunden entgegengesetzt, die wahre M. zum Unterschiede von der mittlern M. Da man sich diesen Standpunkt der Sonne als dem am Mittage entgegengesetzt denkt, so heißt auch M. s. v. a. Norden. — Mitternachtspunkt ist derjenige Punkt des Horizonts, wo dieser vom Mittags- oder Meridiankreise eines Orts auf der Mit-

ternachts- oder Nordseite des Himmels geschnitten wird; er ist folglich der andere Endpunkt der Mittagslinie. 13.

Mitylēne, s. Lesbos.

Mnemonik oder **Gedächtnißkunst** ist die Kunst sich ein künstliches Gedächniß (memoria artificiosa) zu verschaffen. Dieses künstliche Gedächtniß (im Gegensatze zu dem natürlichen, dessen Kraft dem Menschen mit der Kraft zu denken angeboren ist), soll nach der Theorie der Alten erzeugt werden durch Festhaltung bestimmter Localitäten, an oder in welche gewisse Bilder gestellt werden, welche in dieser Zusammenstellung an gewisse Vorstellungen erinnern. Bei den Griechen war die M. vielfältig ausgebildet und wurde besonders von angehenden Rednern fleißig studirt; Einige lassen sie in Griechenland selbst erfunden, Andere aus dem Oriente gebracht worden sein. Die, welche der ersten Meinung sind, geben den Simonides als den Erfinder der M. an und erzählen folgende Begebenheit, wodurch er darauf gekommen sein soll. Als er nämlich einst beim Skopas speiste und während er auf einige Zeit den Speisesaal verließ, die herabgestürzte Decke dieses Zimmers die Gäste sämmtlich erschlagen hatte, die Leichname aber so unkenntlich geworden waren, daß sie Niemand mehr von einander unterscheiden konnte, so soll Simonides die Namen aller gesagt haben, indem er sich noch der Ordnung erinnerte, in welcher die Einzelnen gesessen hatten. Darauf hin habe er zunächst selbst, dann Andere eine Gedächtnißkunst, welche auf strenge Ordnung gehalten habe, ausgebildet. Aber abgesehen davon, daß zur Behaltung solcher Künsteleien von geordneten Fächern und hineingelegten Bildern schon eine mehr als gemeine Abstractionskraft erfordert wird, so ist auch noch obendrein das Vorhandensein einer guten Gedächtnißkraft nöthig, welche auf natürlichem Wege, d. h. durch häufiges Auswendiglernen und Wiederholen des Gelernten sicherer gestärkt wird. Auch die Römer empfingen mit dem Überkommen griechischer Wissenschaft die Anleitungen der Mnemoniker und studirten sie. Obgleich man aber schon im Alterthume erkannte, daß es mit der M. nicht viel sei, indem sie entweder zu viel oder zu wenig oder vielmehr beides zugleich lehre (denn die Kunst wurde zu etwas Handwerksmäßigem, sie wollte alle Begriffe in Bilder verwandeln und konnte daher nur halb ihrem Zwecke entsprechen), und zufolge dieser bessern Erkenntniß jene Kunst wenn nicht ganz verwerfen wollte, doch ihren Gebrauch sehr bedingt empfahl: so machte man doch in der neuern Zeit wieder mannigfaltige Versuche die M. auszubilden. Feinaigle empfahl, um besonders Jahreszahlen, wo berühmte Männer geboren oder gestorben waren oder eine ausgezeichnete That ausgeführt hatten, leicht zu merken, die Entwerfung folgender Tabelle, in welcher jeder Ziffer ein Consonant oder ein Vocal auch Diphthong entspricht:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Statt dem Namen seine gewöhnliche Endung zu geben, soll ein Consonant oder Vocal, je nachdem er der nöthigen Zahl entspricht, angehängt werden, z. B. Augustao wäre s. v. a. Augustus im Jahre 14; natürlich müßte man wissen, daß hier vom Todesjahre des Augustus die Rede und daß der Jahreszahl nach nicht vor Chr. Geb. gemeint wären. Will man aber auch nicht einmal an den abscheulichen Verhunzungen der Namen Anstoß nehmen, so würde doch bei größeren Jahreszahlen die Verhunzung des Namens kaum hinreichen, um nur einigermaßen verständlich zu werden; und wie viel solcher Tabellen müßte man wissen, um alle historische Facta daraus zu umfassen. Mögen sich auch andere Versuche durch mehr Einheit empfehlen, immer wird es das Vortheilhaftere sein, auf etwaige

Vorzüge einer M. zu verzichten und dem Gedächtnisse lieber auf natürlicherem Wege zu Hülfe kommen, auf eine Weise, die Jeder am besten selbst sucht. G.

Mnemosyne (*Μνεμοσύνη*), Göttin des Gedächtnisses und eine der ältesten Gottheiten des griechischen Alterthums, war der Fabel nach eine Tochter des Uranus und der Gäa. Mit dem Jupiter soll sie nach einer neunnächtlichen Umarmung in Pierien die neun Musen gezeugt haben. Ihr Lieblingssitz war zu Eleutherä in Böotien, doch erstreckte sich ihre Verehrung selbst bis Rom, wo sie bei der Pompa circensis mit unter den zwölf Hauptgöttern aufgeführt wurde. 20.

Mniock (Johann Jakob), Dichter und Improvisator, ward 1765 zu Elbing in Preußen geboren, studirte später in Jena und erhielt, nachdem er einige Jahre in Halle Hauslehrer gewesen war, die Rectorstelle zu Neufahrwasser bei Danzig, mußte sich aber wegen einiger witzigen satyrischen Äußerungen von hier entfernen und ging 1796 nach Warschau, wo er den 22. Febr. 1804 als Directionsrath der preußischen Lotteriedirection starb. Wie er sich in seinem ganzen Wesen durch originelle Laune auszeichnete, so sind auch seine Lieder, welche er meist improvisirte, ein treues Bild davon; doch besitzen wir leider keine Sammlung derselben. 16.

Moabiter (Moabitae), waren die Einwohner des Landes Moab (Moabitis), dessen Grenzen nicht mit voller Gewißheit angegeben werden können. Es erstreckte sich ungefähr über den nördlichsten Theil des steinichten Arabiens, nördlich bis an den Arnon, westlich bis an das todte Meer, südlich an Idumäa und östlich an das wüste Arabien. Die M. nannten Moab ihren Stammvater und hatten schon zur Zeit der Einwanderung der Hebräer in Palästina ihre eigenen Könige. Ihre früheren glücklichen Kämpfe gegen letztere endeten damit, daß sie diesen Tribut zahlen mußten, ohne doch völlig unterjocht zu werden. Letzteres erreichte erst Nebukadnezar 582 vor Chr. 77.

Mŏallăkât (Sing. Mŏallăkah) heißen sieben größere arabische Gedichte, welche aus der vormuhammedanischen Zeit übrig sind und wegen ihres hohen Werthes in dem Tempel zu Mekka mit goldenen Buchstaben geschrieben aufgehängt waren. Sie verdanken ihren Ursprung den auf der Messe zu Okkat in Tehâma (s. Arabien) gewöhnlich stattfindenden poetischen Wettstreiten, bei denen den Siegern die angegebene Ehre zu Theil ward, enthalten meist das Lob der Tapferkeit und den Preis des Stammes des Dichters, auch die Darstellungen sonstiger erhabener Tugenden und beginnen durchgehends mit dem Preise der Geliebten. Die Dichter sind Amralkeis, Tarafa, Soheir, Lebid, El Harethi, Antara und Amru ben Kelthum. Sie erschienen zuerst gesammelt von W. Jones in „the Moallakat or seven arabian poems, which were suspended on the temple at Mecca; with a translation and arguments" (Lond. 1783—1784.), jedoch weil der arabische Text mit lateinischen Lettern nach englischer Aussprache gegeben und sonst fehlerhaft ist, als fast unbrauchbar. Eine deutsche Übersetzung davon gab Hartmann: „Die hellstrahlenden Plejaden am arabisch-poetischen Himmel" (Münster 1802). Einzeln sind erschienen „Tarafa" von Reiske (Leyden 1742 4.) und Vullers (Bonn 1827), Amralkeis von Hengstenberg (Bonn 1823) und von Bolmeer und Wigius (Lund 1824), Soheir von Rosenmüller (Leipz. 1792. 2. Ausg. 1826. 4.), Lebid, der Anfang in Wahl's „Magazin für biblische Literatur" (Halle 1790), das Übrige in Rink und Vater's „Arabischem Lesebuche" (Leipz. 1802) und Sylv. de Sacy Ausgabe der „Kelila we dimna." „El Harethi" von Vullers (Bonn 1823), Knatchbull (Oxford 1820. 4.) und zugleich mit Antara von Boldyren (Göttingen 1808. 8.), „Amru den Kelthum" von Kosegarten (Jena 1819. 4.). 8.

Mobilien, s. Bewegliche Güter.

Modalität, s. Kategorie.

Mode, lat. usus, fr. mode; engl. mode, fashion, verwandt mit dem lat. modus, die Art und Weise, bezeichnet im Allgemeinen alle die Formen, in welchen sich das gesellige Leben zu einer bestimmten Zeit und an einem gewissen Orte bewegt und sich gefällt und in der M. (modisch) ist daher Alles, was eben betrieben, besprochen, gepflegt und gesucht wird und dadurch in das Leben eingreift; doch unterscheidet sich davon noch der Ton, welcher sich mehr auf die Formen des äußern Benehmens und der conventionellen gegenseitigen Behandlung wie auf den Stoff der Unterhaltung bezieht; auch pflegt die Redensart, daß Etwas styli sei, etwas Ähnliches zu bezeichnen, hergenommen von den eingeführten Formen des Ausdrucks in irgend einem Geschäftsstyle. Am Häufigsten und Gewöhnlichsten gebraucht man aber den Ausdruck M. für die Art und Weise, wie man sich zu kleiden und im äußern Leben einzurichten pflegt, unterschieden jedoch in ersterer Hinsicht von Tracht, welche mehr das Charakteristische und Nationale in der Kleidung als das in seinen Hauptzügen Feststehende bezeichnet, während die M. das Veränderliche daran bestimmt. Die M. ist nun zwar jederzeit ein Product des herrschenden Geschmacks und mithin das sicherste Mittel den Werth desselben in bestimmten Verhältnissen zu beurtheilen, aber bei der Unbeständigkeit der menschlichen Neigungen hat sie, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, eine immerwährende Veränderlichkeit erhalten, welche von der immer thätigen Industrie benutzt und von unbeschäftigten Stutzern gepflegt, die Herrschaft über die sogenannte feine Welt behauptet und oft weniger die Gesetze der Ästhetik als die bloße Neuheit der Form beachtet und deßhalb nicht selten auch in bloße Spielerei verfällt. Die Hauptstädte Europas, vorzüglich Paris und London, gelten für die Gesetzgeberinnen der M. und mehrere Zeitschriften sorgen für die schnelle Bekanntwerdung neuer Ereignisse auf diesem Felde. Die vorzüglichsten dieser letztern sind die Leipziger „Modezeitung" und „Schnellpost für Moden," die Wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode," das Frankfurter „Journal des dames" und das Pariser „Album des salons, ou revue des modes et galerie des moeurs." 30.

Modell, lat. modulus; fr. modèle, patron; engl. model, pattern, nennt man 1) ein nach einem verkleinerten Maßstabe gebautes Werk, nach welchem es im Großen oder nach dem natürlichen Maßstabe auszuführen ist. So hat man z. B. Modelle von ausgezeichneten Gebäuden, Brücken, Maschinen ꝛc., um ihre äußere und innere Einrichtung, die Fehler und sich zeigenden Hindernisse und Unbequemlichkeiten besser wahrnehmen zu können, als durch bloße Bauriſſe es geschehen kann. Mit größtmöglichster Genauigkeit ausgeführte Modelle sind kostspielig, z. B. das M. der Peterskirche in Rom, welches im Vaticane aufbewahrt wird, kostete 5000 Kronen und das der Paulskirche in London 2000 Pfd. Sterling. Auf die Modelle der Maschinen darf man sich freilich nicht zu sehr verlassen; denn viele schöne Ideen, welche sich als Modelle im Kleinen so gut zeigten, sind schon bei einer wirklichen Ausführung gescheitert, weil große Theile immer mehr Gewicht haben als kleine, daher eine verhältnißmäßig stärkere Reibung verursachen und eine solche bewegende Kraft erfordern, die mit der im Modelle berechneten sehr abweicht. 2) Ein Gegenstand, nach welchem mehrere andere der Art gebildet oder gefertigt worden sind, als z. B. zur Hervorbringung gekrümmter, erhabener und hohler Flächen dienen dem Steinhauer als Modelle Borten, deren Kanten nach der zu erzeugenden Gestalt eines Steines hohl oder erhaben ausgeschnitten sind. 3) Ein M., Vorbild, Musterbild nennt der Maler eine nackt vor sich hingestellte männliche oder weibliche Figur, um an dessen Abbildung den Muskelausdruck in den verschiedensten Stellungen des Körpers zu studiren und einzuüben, jedoch aber dabei auch die Mannigfaltigkeit mit zu berücksichtigen und sich nicht unbedingt im Betreff des Muskelausdrucks nach dem eines einzelnen Menschen zu binden. 26.

Modena, Herzogthum in Italien, besteht aus dem eigentlichen Herzogthume M., den Herzogthümern Reggio, Mirandola, Massa-Carrara, den Fürstenthümern Correggio, Carpi, Novellara und einem Theile der Herrschaft Garfagnana und liegt zwischen 43° 56′—44° 57½′ N. B. und 28° 5½′—29° 2′ L., zum Theil zerstreut zwischen dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche in Norden, dem Kirchenstaate in Osten, dem Großherzogthume Toscana, dem Herzogthume Lucca und dem Busen von Genua in Süden, den Herzogthümern Genua und Parma in Westen. Das Ganze beträgt 98,71 □M., von welchen 4,44 □M. auf Massa-Carrara kommen. Die Volksmenge ist 379000, wovon 28700 auf Massa gerechnet werden. Es sind mit Ausnahme von 1500 Juden sämmtlich Italiener und Katholiken. Der Boden hat dieselbe Beschaffenheit wie in dem angrenzenden Parma. Der höchste hierher gehörige Gipfel der Apenninen ist der Monte Cimone, 6778 Fuß. An der Nordgrenze scheidet der Po das Land von der Lombardei; er empfängt aus M. den Crostolo, die Secchia und den Panaro; ins Mittelmeer geht aus Massa die Lavenza; keiner dieser Flüsse aber ist (mit Ausnahme des Po) schiffbar, blos der Canal Tassoni, welcher Reggio am Crostolo mit dem Po verbindet, kann befahren werden. Das Klima ist mild und fruchtbar. Die Erzeugnisse sind: Eisen, viel Bergöl, Marmor (der berühmte carrarische), Heilquellen; Weizen, Mais, Reis, Gerste, Bohnen, Wein, Öl; Hornvieh, Schweine, Esel, Geflügel. M. bildet mit Massa ꝛc. ein souveraines erbliches Herzogthum, welches von der Familie Este, die 1290 in M. herrschend ward, 1452 vom Kaiser Friedrich III. die herzogliche Würde erhielt und das Land als deutsches Reichslehn besaß, unumschränkt regiert wird. Der letzte Herzog dieses Stammes erhielt durch Heirath auch Massa und Carrara (1741), aber sein ganzes Land nahmen 1796 die Franzosen und verbanden es hernach mit dem Königreiche Italien. Erst sein Enkel, Franz IV. von Este genannt, geboren 1779, ward 1814 wieder Herzog; dessen Mutter Beatrix blieb aber bis zu ihrem Tode 1829 Regentin des Herzogthums Massa, wo dieses an M. zurückfiel. Die Einkünfte des Landes betragen 1½ Millionen Gulden, wovon etwa 200000 Fl. auf Massa kommen; die Staatsschuld wird nicht 1 Million Lire übersteigen. Münzen, Maße und Gewichte sind wie in Parma. Die Militairmacht ist 1860 Mann stark. Das Ganze wird in folgende vier Gebiete eingetheilt: Modena, Reggio, Garfagnana und Massa. 71.

Modena, Hauptstadt und Residenz des Herzogs, Sitz eines Bischofs und der obersten Landesbehörden, in einer fruchtbaren Ebene, am Canale, welcher die Secchia mit dem Panaro verbindet, ist schön gebaut und hat 27000 Einw. Sie ist mit alten Wällen umgeben und hat schöne gerade Straßen, unter denen die Strada Maestra die ganze Stadt durchschneidet und mit herrlichen Gebäuden geziert ist. Die Häuser, an Zahl 1300, sind alle von Stein und haben Arcaden. Vor allen ragen hervor: der herzogliche Palast, prachtvoll eingerichtet, mit kostbaren Gemälden, Münzen, Bibliothek, Naturaliensammlungen; die Kathedrale mit dem hohen Thurme Guirlandina, einem der höchsten in Italien, wo man auch den alten hölzernen Wassereimer aufbewahrt, welcher den Gegenstand des berühmten heroisch-komischen Gedichtes „la Secchia rapita“ (der geraubte Wassereimer) von A. Tassoni ausmacht; die Kirchen zu St. Georg und St. Vincenz, das Theater, die Caserne und das Jesuitencollegium. Wissenschaftliche Anstalten sind: 1 Universität, 1 Adelscollegium mit 28 Professoren, 1 adeliche Militairacademie, 1 königliche Akademie der schönen Künste, 1 königliche Akademie der Wissenschaften und Künste, 1 königliche Akademie der Philharmoniker, 1 italienische Gesellschaft der Wissenschaften und 1 öffentliche Bibliothek. Aus der ehemaligen Citadelle ist ein Arbeitshaus für Sträflinge gemacht

worden, welche hier grobe Tücher, Leinwand und Seilerwaaren verfertigen. In und um die Stadt sind herrliche Promenaden angelegt. 71.

Moderato, d. i. gemäßigt, dient in der Musik zur nähern Bezeichnung des Haupttempo's eines Stücks, (z. B. allegro moderato), kommt aber auch selbst als Haupttempo vor und steht in diesem Falle zwischen Andantino und Allegretto mitten inne. 29.

Modern ist eigentlich, was der Mode (s. d. Art.) gemäß ist, doch faßt man den Begriff meist in höherer und allgemeinerer Bedeutung auf, indem man ihn theils dem Antiken (s. d. Art.) entgegensetzt und das dem Geiste der neuern Zeit Entsprechende darunter versteht, theils dem Romantischen (s. d. Art.) gegenüberhält und das einfach Schöne und kunstlos Geschmackvolle damit bezeichnet. 9.

Modlin ist eine kleine aber ziemlich starke Festung Polens auf dem von der Mündung des Bug in die Weichsel gebildeten Landwinkel, zu welcher außerdem ein fester Brückenkopf am linken Weichselufer und eine feste Schanze an der linken Seite der Bugmündung gehört. Sie ward 1813 von ihrem Commandanten, dem General Daendels, nur wegen gänzlichen Mangels an Proviant übergeben und war 1831 der letzte Platz Polens, welcher in die Gewalt der Russen kam, da der Commandant Ledochowski von den übrigen Officieren verhindert ward, sie in die Luft zu sprengen. Ihr Inneres enthält übrigens nur Festungs- und Garnisonsgebäude, sie selbst ist aber in der neuesten Zeit von den Russen noch mehr befestigt worden. 37.

Modulation in der Musik ist im weitern Sinne die Durchführung der Töne einer oder mehrerer Tonarten auf eine melodisch-harmonische Weise, im engern Sinne das Verfahren, durch Überleiten der Töne aus der Haupttonart in andere Tonarten und wieder zurück die beabsichtigte Mannigfaltigkeit in Bezug auf das Verhältniß der Töne unter sich hervorzubringen. Letzteres ist gleichbedeutend mit Ausweichung (s. d. Art.) und bleibt daher hier unerörtert. Ersteres, die M. im weitern Sinne, hat es dem gegebenen Begriffe zu Folge mit der Tonführung zu thun, in sofern dieß als wesentliche Grundlage der Melodie oder als melodische Fortschreitung zu betrachten ist. Als Grundsatz gilt hier zuerst die Regel, daß in jedem Musikstücke eine Tonart als Haupttonart vorherrschend sein muß, d. h. der Componist muß unbeschadet der schicklichen Ausweichungen in andere Tonarten stets wieder auf die Haupttonart zurückkommen und das Stück in derselben anfangen und schließen. Ausnahmen von der letztern Regel sind nur bei besonderen Anlässen gestattet. In welche Tonarten und wie oft die Ausweichung anzubringen sei, bleibt billig dem Gefühle überlassen, auch gibt hier schon der Umfang des Tonstücks einen sichern Maßstab. Daß übrigens in jedem Falle (mit seltener Ausnahme) die der Tonleiter nicht eigenthümlichen (leiterfremden) Töne als stimmführend vermieden werden müssen, versteht sich von selbst. Der Componist darf nie ohne Grund die Haupttonart verlassen, dieß auch nicht zu oft thun, weil er sich dann selbst die Mittel entzieht, die beabsichtigte Wirkung an der entscheidenden Stelle hervorzubringen. Dagegen ist es eben so nachtheilig, sich zu fest an die mit mathematischer Genauigkeit für alle einzelnen Fälle von manchen Lehrern der Tonkunst aufgestellten Regeln zu binden; denn stets wird das Verfahren aus dem Charakter des Tonstücks am Sichersten zu entnehmen sein. Zu bemerken ist noch, daß manche Tonsetzer die Begriffe M. und Ausweichung in gleicher Bedeutung auffassen. 29.

Modus, Art und Weise, heißt in der Grammatik eine in das Wesen der Sprache tief eingreifende Auffassungsform der Verba, welche sich in mehrfacher Gestalt zeigt. Man erklärt sie meist durch Aussageform; doch ist dieser Name zu weit und unbestimmt, um den Begriff deutlich vor das Bewußtsein treten zu lassen; vielmehr könnte man die Modi wohl die sprachlichen Darstellungsformen

der dynamischen Kategorien (s. d. Art.) des Denkens nennen. Denn es tritt in ihnen jederzeit der Begriff eines Verhältnisses des Anschauenden zum Angeschauten hervor und zwar allein in Bezug auf die Daseinsäußerungen der Gegenstände (s. Verbum), nicht auf sie selbst, so daß das Verhältniß ein rein logisches und als im reinen Denken gegeben dasteht. In sofern wir nämlich irgend ein Urtheil aussprechen, geben wir nicht allein eine im Geiste aufgefaßte Verknüpfung verschiedener Begriffe zur Einheit eines Gedankens, sondern bedürfen auch noch zur klaren Anschauung dieser Verknüpfung bestimmter Denkformen, unter welchen wir sie zum Bewußtsein führen können. Dieß sind die Kategorien. Nun beziehen sich aber die sogenannten mathematischen Kategorien (Quantität und Qualität) allein auf das Wesen der Gegenstände selbst und können demnach eine Anwendung auf das Verbum nur in dem Maße finden, als dieses als bloßes Prädicat des Subjectes betrachtet wird, woraus die Verhältnisse des Genus (Activum, Passivum, neutrum ꝛc.), des Numerus, der Tempora u. s. f. entstehen; wo aber die Anschauung der Existenz stattfindet, wie bei den Modis, können allein Relation und Modalität in Betracht kommen. Und diese finden hier auch wirklich statt; doch muß man, um ihr Wesen scharf aufzufassen, von dem Empirischen hier gänzlich abstrahiren und die einfache Aussage von der zusammengesetzten wohl unterscheiden. Stelle ich nämlich ein Urtheil absolut hin, so finden in der angegebenen Rücksicht nur drei Anschauungsformen statt, die des wirklichen Seins, die der Möglichkeit und die der Nothwendigkeit mit ihren Unterarten und Bedingungen. Die erste bestimmt die Form des Verbum, welche wir Indicativus nennen, die reine Äußerung der Existenz, die zweite erzeugt den Potentialis, die Auffassung der bedingten Existenz, die dritte bildet den Imperativus, den Ausdruck der nothwendigen Existenz. Die erste Form ist ihrem Wesen nach einfach, die beiden andern aber zerfallen in verschiedene Nüancen, in denen sich ihre Grenzen berühren. So wird der Potentialis z. B. zum reinen Potentialis (Form der Möglichkeit, z. B. Trinke nicht, das Wasser könnte ungesund sein), zum Dubitativus (zweifelnde Form, z. B. Ob dieß wohl anginge), zum Interrogativus (fragende Form, z. B. Ist das wahr?), zum Optativus (wünschende Form, z. B. Wäre es doch Abend), zum Suppositivus oder Hypotheticus (Form der Annahme, z. B. Der Vater wird schlafen) ꝛc.; der Imperativus zum reinen Imperativus (befehlende Form, z. B. Geh!), zum Jussivus (gebietende Form, z. B. Du sollst arbeiten), zum Permissivus oder Concessivus (gestattende Form, z. B. Du magst gehen) ꝛc. Anders gestaltet sich jedoch das Verhältniß, wenn man mehrere Urtheile in Verbindung mit einander bringt; denn dann treten die Kategorien der Relation ein (Inhärenz, Causalität, Reciprocität), denen die drei Modi, Conjunctivus (zusammenfügende Form, z. B. Ich glaube, daß es wahr ist) mit dem Subjunctivus (unterordnende Form, z. B. Es gibt Nichts, was er nicht versucht hätte), Causativus (ursächliche Form, z. B. Ich sage es dir, damit du es weißt) und Conditionalis (bedingende Form, z. B. Wenn es recht wäre, thäte ich es), entsprechen. Doch hat sich keine Sprache bis zur vollständigen Zergliederung dieser Verhältnisse erhoben und nur hier und da treten einzelne sprachlich ausgedrückt schärfer hervor, wie z. B. in mehrern amerikanischen Sprachen; denn die formelle Ausbildung der Sprache ist zwar stets nach logischen Gesetzen, aber immer ohne klares Bewußtsein derselben geschehen und der Standpunkt der Betrachtung gnügte sich jederzeit mit so viel Formen, als der Geist Kategorien erkennen konnte. Daher finden wir auch meistens nur die Kategorien der Modalität berücksichtigt, weil diese am deutlichsten in dieser Beziehung sich offenbaren und die Kategorien der Relation als mehr formell in dem einzigen Conjunctive vereinigt. Wenn jedoch im Laufe der Zeit jene kategorischen Begriffe deutlicher vor das Bewußtsein traten, so war das Formale des Ausdrucks meist

schon abgeschlossen und man mußte sich mit Anwendung der vorhandenen Formen in ähnlich scheinenden Verhältnissen zu begnügen suchen, wodurch freilich manches Schwanken und vielfache Verwechselungen eintreten konnten. Denn wenn einestheils die drei vorhandenen Formen nach der Modalität (s. d.) zu allen Beziehungen hinlänglich schienen, so blieben sie dieselben sowohl in absoluten als in abhängigen Sätzen und man hielt nur die allgemeine Form der Abhängigkeit durch den Conjunctiv einer besondern Bezeichnung für bedürftig, und während man das Materielle und Formelle unterschied und die genauern Bestimmungen den Conjunctionen überließ, gebrauchte man abwechselnd in abhängigen Sätzen die eine oder die andere Form, je nachdem man sie der scharfen Bezeichnung für angemessen fand. So unterscheidet z. B. die deutsche Sprache rein nach der Modalität in allen Arten von Sätzen und ihr Conjunctiv ist eigentlich der Modus der Möglichkeit, der zuweilen nur als reiner Conjunctiv auftritt; die lateinische Sprache dagegen hat den Modus potentialis und den Modus conjunctivus in einer einzigen Form vereinigt, weßhalb diese so häufig vorkommt; die griechische ist mit ihrem Potentialis in das Gebiet des Conjunctivus übergeschweift und hat das dadurch entstandene Unsichere durch Conjunctionen und Adverbien zu ersetzen gesucht, bis das Helleniſtische den Potentialis immer mehr vernachlässigt hat; die neueren romanischen Sprachen endlich haben den rein germanischen und den lateinischen Standpunkt vermischt und bieten daher häufige Erscheinungen, welche im Widerspruche mit einander zu liegen scheinen. Andere Sprachen sind noch zu wenig von dieser Seite erforscht, um ein bestimmtes Urtheil über sie zu fällen. Was aber die semitischen Sprachen betrifft, so scheint Ewald in Aufstellung von Modis statt der Tempora ihren Geist verkannt zu haben. Denn es handelt sich in ihnen ihrer ganzen Anlage nach nur um die Begriffe der vollendeten und der unvollendeten Handlung und während sie so die Modos der Wirklichkeit und der Nothwendigkeit formell entwickelten, konnten sie alle übrigen Verhältnisse sehr leicht mit dem Begriffe der unvollendeten Handlung zusammenstellen lassen und in jeder der beiden nur nothwendigen Temporalformen alle Modusbegriffe nach dem jedesmaligen Sinne des Gedanken vereinigen; nur die jüngere arabische Sprache zeigt eine Ahnung der Modusverhältnisse, indem sie das Tempus der unvollendeten Handlung in mehrere Nüancen auflöst. — Zu den Modis pflegen die Grammatiker auch den Infinitivus, des Gerundium, Supinum und Participium zu rechnen; allein mit zu großer Ausdehnung des Begriffes des Modus. Denn obwohl sich Sprachen finden, in denen z. B. die Negation als ein besonderer Modus auftritt, also auch die mathematischen Kategorien ihren Beitrag geben, so zeigt dieß doch nur von einer logischen Begriffsverwechselung um so mehr, da in dieser Beziehung die verschiedenen Sprachen das Genus des Verbum und den Modus häufig verwechseln, was bei den eigentlichen Modis nie stattfindet. Dieß gilt aber nicht einmal von den angegebenen Formen. Der Infinitiv ist der reine Verbalbegriff, welchem sich der der Zeit angeschlossen hat, ohne daß eine Verknüpfung des Anschauenden mit dem Angeschauten im Bewußtsein dabei stattfinden könnte (was doch nothwendig zum Begriffe des M. gehört), seine Verbindung mit andern Begriffen liegt rein im Wesen des Verbum und kommt auch den Modis zu und sein Gebrauch in der Construction des Accusativus mit dem Infinitive ist eigentlich weiter nichts, als die Verwandlung des Verbalbegriffes in den eines Substantives mit beibehaltener Eigenschaft des Verbum. Er läßt sich daher auch keiner Kategorie unterordnen. Über Gerundium, Supinum und Participium s. d. betreffenden Artikel. 9.

Möglich, lat. quod esse vel fieri potest; fr. possible; engl. possible, nennen wir alles das, was, ohne dem Einzelnen als existirend, bekannt zu sein, den Begriff der Wirklichkeit in sich trägt. Diese Möglichkeit ist eine logische

(innere, formale), wenn ein Begriff, ohne sich selbst aufzuheben, gedacht, eine physische, sofern derselbe ohne Widerstreit mit den Naturgesetzen verwirklicht, eine moralische, sofern er in Übereinstimmung mit dem Sittengesetze im Leben seine Anwendung finden kann. Die physische Möglichkeit, welche auch die metaphysische genannt wird, ruht jederzeit auf der logischen; dagegen besteht letztere ohne die erstere. 77.

Möllendorf (Richard Joachim Heinrich von), königlich preußischer Generalfeldmarschall, geb. 1725 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute seines Vaters, ward, nachdem er bis zu dem Jahre 1739 die Ritterakademie zu Brandenburg besucht hatte, 1740 von Friedrich II. als Page angenommen, wohnte im ersten schlesischen Feldzuge der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) u. a. bei und vertheidigte sich, 1744 zum Flügeladjutanten des Königs ernannt, heldenmüthig zwischen Chatzlar und Trautenau mit 300 M. gegen 4000 M. Panduren, indem er einen großen Proviantransport escortirte, den er durch seine Tapferkeit glücklich rettete. Er hatte im zweiten schlesischen Kriege bei der Eroberung von Prag (16. Sept. 1744) und in den Schlachten bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) und Sorr (30. Sept.), in welcher letztern er stark verwundet wurde, tapfer gefochten, als er 1746 zum Gardehauptmann ernannt wurde. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich bei der Belagerung von Prag (Juni 1757), in der Schlacht bei Roßbach und durch den Angriff auf das Dorf Leuthen (5. Nov.) aus, wo er sich den Orden pour le mérite erwarb. 1758 ward er zum Major und Commandeur des dritten Bataillons der Garde ernannt und war bei dem nächtlichen Überfalle von Hochkirch (14. Oct.). 1760 erhielt er das Commando des Garderegiments, mit dem er bei Liegnitz focht (15. Aug.), worauf ihn sein König zum Oberstlieutenant erhob, gerieth aber in der Schlacht bei Torgau (3. Nov.), an deren glücklichem Ausgange er den größten Antheil hatte, in feindliche Gefangenschaft. Nach seiner Auswechselung (Anfangs 1761) ward er zum Obersten ernannt, nahm den verschanzten Posten bei Burkersdorf und ward hierauf zum Generalmajor und 1774 zum Generallieutenant befördert. Im baierischen Erbfolgekriege erwarb er sich den schwarzen Adlerorden (1779) und ward (1783) Gouverneur von Berlin, wo er sich um den gemeinen Soldaten verdient machte, indem er auf eine mildere Behandlung desselben, die damals noch wenig berücksichtigt wurde, drang. In den letzten Lebensjahren Friedrich's II. war er mehrentheils um seine Person, oft auch dessen alleiniger Gesellschafter. Er wurde zum General ernannt (1787) und stimmte nicht für den Krieg mit Frankreich, weßhalb sein Ansehn am Hofe sich sehr verminderte; aber dennoch übertrug man M., jetzt zum Feldmarschall ernannt, das Commando am Rhein, als der Herzog von Braunschweig den Feldherrnstab niederlegte. Er besiegte die Franzosen unter dem Divisionsgenerale Ambert bei Kaiserslautern (23. Mai 1794) und drückte sie hinter die Saar zurück; allein die Bewegungen Jourdan's gegen den Niederrhein und der Rückzug der Östreicher und der Reichsarmee über den Rhein nöthigten auch die Preußen sich zurückzuziehen. In dem verhängnißvollen Feldzuge von 1806 war M. bereits ein 82jähriger Greis und dennoch folgte er der Stimme seines Vaterlandes. Als der Herzog von Braunschweig in der Doppelschlacht von Auerstädt und Jena (14. Oct.) gefährlich verwundet ward, übernahm M. den Oberbefehl bei Auerstädt an seiner Stelle. Er hatte sich mit einem starken Heerestheile nach Weimar gezogen, mußte sich aber nach Erfurt wenden, wo er, nach der Übergabe der Stadt und Festung an den Großherzog von Berg (Murat) erkrankt, mit 14000 M. in Gefangenschaft gerieth (16. Oct.). Er ward mit der seinem Alter und seinen Verdiensten angemessenen Achtung behandelt und durfte nach Berlin zurückkehren. Er starb 1816 zu Havelberg, wo er eine Domprobstei hatte. 25.

Mönchslatein heißt die lateinische Sprache des Mittelalters, welche als Kirchen- und Gelehrtensprache vorzüglich in den Klöstern gepflegt wurde, dort aber nach und nach in eine Barbarei verfiel, welche unter dem römischen Kleide das wunderlichste Gemisch von Formen, Wörtern und Redensarten darbot. Denn weil theils man das Lesen ächt römischer Schriften für Ketzerei hielt und die Kirchenväter schon sehr verdorbenes Latein enthalten, theils die Unwissenheit und die Ungeschicklichkeit der Mönche den wahren römischen Sprachgeist nicht zu erfassen wußte, sondern den der Muttersprache auf jene übertrug, theils die neuen Begriffe und Ideen neue Formen und Wörter verlangten; so gestaltete sich der lateinische Ausdruck allmählig nach bloßer mönchischer Willkühr, die Grammatik und Etymologie verloren alle Bedeutung, Wörter aus allen abendländischen Sprachen und Mundarten galten für lateinisch, wenn sie eine lateinische Endung erhielten, und Ableitungen und Zusammensetzungen entstanden, wie sie dem Geiste der Sprache ganz fremd waren. In der Poesie endlich ward an die Stelle des antiken Versmaßes eine nach der gewöhnlichen Aussprache genommene Tactmessung und der Reim gesetzt, wie die leoninischen Verse und die Sequenzen (s. d. Artt.) beweisen. Dieser Zustand dauerte bis gegen das XV. Jahrh., wo das Studium der classischen Literatur wieder erwachte, so daß schon die Verfasser der „Epistolae obscurorum virorum" (s. d. Art.) das M. bespötteln konnten. Vergl. Dufresne „Glossarium mediae et infimae latinitatis" (Paris 1688. Im Auszuge, Halle 1772—84. 6 Bde.). 9.

Mönchsschrift, auch gothische Schrift genannt, ist eine deutsche Schrift, womit die Handschriften und Urkunden der früheren Zeit, besonders des XIII., XIV., XV. und XVI. Jahrh. geschrieben sind und welche nach den Mönchen, aus deren Händen sie hervorging, genannt wurde. Sie zeichnet sich durch ungefälliges Schwänzen, Häkeln und Verziehen der schönen gothischen Schrift aus, mit deren Namen, weil sie alle Ähnlichkeit damit verloren hat, sie nicht benennt werden sollte. Man hat daher auch für diese ausgeartete Schrift den Namen der neugothischen gewählt. Übrigens ging aus der Vereinfachung der M. seit dem XVI. Jahrh. die jetzt gebräuchliche Druckschrift hervor, obgleich in den Incunabeln die M. auch noch im Drucke erscheint. Man bedient sich der M., nur in regelmäßigere und gleichförmigere Gestalt gebracht und mit allerhand Verzierungen ausgestattet, auch wieder in neuerer Zeit bei Aufschriften, Büchertiteln und an dergleichen in die Augen fallen sollenden Stellen. 6.

Mönchswesen. Schon in der vorchristlichen Zeit war der Hang zur Einsamkeit und zu einem beschaulichen Leben nicht ungewöhnlich und im Rufe einer bewundernswerthen Heiligkeit stand die in der Abgeschiedenheit gefeierte Verzichtleistung auf irdisches Glück und Wohlsein. Die Ascese der gymnasiastischen Wettkämpfer ging über auf manche Schulen der Philosophen und mit der Enthaltung von sinnlich störendem Genusse war gewöhnlich auch stille Zurückgezogenheit vom lauten Markte des Lebens verbunden, um desto ungestörter dem Sinnen und Denken über geistige Gegenstände nachzuhängen. Auch bei den Juden zeichneten sich die Nasiräer und Essäer als sogenannte Stille im Lande aus. Den ersten Christen legten schon ihre Pflichten im Gegensatze zu den unsittlichen Gebräuchen der Heiden und ihre politische Stellung zu den grausamen Verfolgungen der weltlichen Machthaber die Nothwendigkeit auf, in der Ruhe ihrer Trennung von dem öffentlichen Drängen und Treiben der Zeitgenossen sowohl den göttlichen Vorschriften gewissenhafter nachzukommen, als auch den Frieden auf Erden sicherer zu suchen. Dennoch trifft sie noch nicht der Vorwurf eines phantastischen Einsiedlerlebens. Als aber aus dem Morgenlande, wo eine erhitzte Einbildungskraft seit langer Zeit in gymnosophistischen Geistesübungen sich hervorgethan hatte, kabbalistische und gnostische Ideen von der Ertödtung des Fleisches und mystischer Erhebung der

Seele zur leiblichen Gottanschauung unter den Christen weiter verbreitet und abergläubische Vorstellungen von der Verdienstlichkeit vernunftwidriger Kasteiungen und übermenschlicher Unterdrückung aller sinnlicher Begierden eingebürgert worden waren; da hatten auch die Grundsätze der spätern klösterlichen Barbarei schon tiefe Wurzel geschlagen, um immer üppiger zu wuchern. Antonius der Heilige und Pachomius werden als die Ersten genannt, welche zu Anfange des IV. Jahrh. in Aegyptens Einöden schon einige tausend Einsiedler um sich versammelten, sie nach einer gleichförmigen Regel an geistliche Betrachtungen, Beten, Fasten und Leibeskasteiungen gewöhnten und ihnen nur zum dürftigsten Lebensunterhalte nöthige Handarbeiten gestatteten. Von hier aus pflanzte sich das Mönchsleben mit reißender Schnelle über das schon hinlänglich vorbereitete und empfängliche Morgenland aus. Festere Haltung und weitere Verbreitung erhielt das Mönchsthum noch in demselben Jahrhunderte durch Basilius den Großen, der durch Schriften und thatsächliche Unterstützung gleich einem Patriarchen der zahlreichen Mönchsgeschlechter in der griechischen Kirche glänzte. Zu Anfange des VI. Jahrh. bevölkerte Benedict von Nursia auch das Abendland mit Mönchen, die nicht minder starken Einfluß, als ihre Brüder im Oriente, auf theologische und kirchliche Angelegenheiten erhielten. Ohnedieß war das Märtyrerthum, seitdem man in der christlichen Kirche die Staatsreligion fand, verschwunden und das Mönchsthum lieferte nun Heilige in erwünschter Menge. Im Mittelalter gab es daher keinen ausgezeichneten Kirchenschriftsteller, der nicht mit seinen Vorgängern zum Lobredner des klösterlichen und einsiedlerischen Lebens wurde, da man in ihm nur die Seligkeit einer gefeierten Werkheiligkeit und jederzeit eine sichere Tilgung seiner Sünden zu erlangen hoffte. Ohne Zweifel gab es unter den Mönchen nicht wenige, welche die reinste Frömmigkeit zu und in diesem Stande leitete und in der sie außer ihren Klostermauern segensreich für Erhaltung eines christlichen Sinnes zu wirken pflegten. Die Mönche waren es bis zum Reformationszeitalter fast ausschließlich, welche mit unsäglichen Mühseligkeiten und Aufopferungen die Kunde des Christenthums zu heidnischen Völkern trugen und da, wo es der Islam verdrängte, an einzelnen Punkten sein Andenken erhielten. Sie haben auch, als im Mittelalter alles wissenschaftliche Leben von der öffentlichen Bühne verschwand, noch die Wissenschaft und Kunst in ihren Zellen gepflegt und aus ihren Schulen, wenn auch nur matte Strahlen einer geschwächten Geistescultur auf ihre Zeitgenossen entsendet. Dennoch ist es unläugbar gewiß, daß das M. mehr geschadet als genützt hat. Aus Furcht vor Verfolgungen, überspannter Andacht, übertriebenem Abscheu vor herrschender Unsittlichkeit, abergläubiger Heiligensucht, hypochondrischem Mißmuthe und wohl noch ärgeren sinnlichen Neigungen und Trieben wendete man sich zum ascetischen Klosterleben. Eine oft cynische Feindseligkeit gegen die menschliche Gesellschaft ward mit dem Namen der Frömmigkeit beschönigt, unter deren Deckmantel sich mit der Zeit in gewaltiger Progression die gräuelvollsten Laster nur mühsam verbargen und immer mehr zum öffentlich allgemeinen Ärgernisse wurden. Hierzu kam noch, daß sie das gemeine Volk im blinden Köhlerglauben geflissentlich niederhielten, als getreue Trabanten der römischen Päpste deren überirdischen Glanz zu erhöhen, sich selbst aber viele Vorrechte zu erhaschen wußten, wodurch sie zu einer Unzahl von Mißhelligkeiten im Kirchenregimente der einzelnen Gemeinden Veranlassung gaben und endlich durch ihre unaufhörlichen Streitigkeiten unter sich wegen ihrer erlangten oder angemaßten Rechte die unheilvollsten Zerrüttungen in der Kirche selbst anrichteten. Daher also, weil das M. in seinen Grundsätzen verwerflich und in deren Befolgung verderbenbringend ist, ward es von den Reformatoren des XVI. Jahrh. bekämpft und mit dem Geiste des Evangelium unvereinbar gefunden. Auch in katholischen Ländern ist man seit einem halben Jahrhunderte zu derselben Einsicht gekommen und wenn auch in Baiern

dem M. manches Opfer gebracht wird, so sind doch, wie früher in Frankreich (s. Klöster), so im Jahre 1835 in Spanien von 1940 Klöstern mit beinahe 40000 Mönchen bereits 901, von denen keins 12 Mönche zählte, durch königliches Decret aufgehoben worden. Auch Rußland hat zur Verminderung der Klöster, denen es an einer hinreichenden Anzahl von Bewohnern fehlte, geeignete Schritte gethan. In den übrigen katholischen Ländern wurden aber zeitgemäß viele solcher Gebäude mit ihren reichen Pfründen zu Anstalten des Unterrichts und der Bildung von Geistlichen oder der Wohlthätigkeit verwendet, was ihr Fortbestehen theils heilsam, theils wenigstens erträglich macht. (Die einzelnen vorzüglichen Mönchsorden s. unter den besonderen Namen.) — Vergl. Hipp. Helyot, „Geschichte aller Klöster und Ritterorden" (aus dem Franz. Leipz. 1769. 8 Bde. mit Kpfr. 4.); Mousson, „Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden ꝛc." (in einem deutschen Ausz. von L. G. Crome. Leipz. 1774—1784. 10 Bde.); Zimmermann, „Über die Einsamkeit" (4 Bde.); C. J. Weber, „Die Mönchere i oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt" (2. Aufl. 1834. 2 Bde.) 2.

Mören oder **Moiren**, s. Parzen.

Möris (der See), s. Ägypten.

Mörser, lat. mortier; engl. mortar, ist ein Wurfgeschütz, dessen Einrichtung es erlaubt, die Geschosse in sehr hohem Bogen fortzutreiben. Das Rohr desselben ruht nicht wie bei den übrigen Geschützen auf einer Räderlaffete, weil diese wegen des bei der hohen Elevation stattfindenden bedeutenden Rückstoßes der Pulverkraft zu wenig Haltbarkeit haben würde, sondern die Wände der Laffete berühren unmittelbar den Boden (s. Laffete). Man theilt die Mörserröhre im Äußern der Länge nach in das Boden- und Mundstück, während die Eintheilung der Seele dem Haubitzrohre gleich ist. Die ganze Länge der Mörserröhre ist im Vergleiche mit den übrigen Geschützen sehr gering und beträgt nur $3\frac{1}{4}$ Durchmesser der zugehörigen Bombe, weil bei einer vermehrten Länge nicht nur die Bedienung erschwert werden, sondern nach den gemachten Erfahrungen die Mündung durch das Anschlagen der Bomben schnell verderben würde. Die verschiedenen Arten der Mörser betreffend vergl. d. Art. Bombe. Die Mörserröhre werden theils von Stückgut, theils von Eisen gegossen und man rechnet auf jedes Pfund des wirklichen Eisengewichts der zugehörenden Bombe 13—16 Pfd. Stückgut oder 14—21 Pfd. Eisen, wornach das Gewicht bei den größeren Calibern sehr ansehnlich wird. Da jedoch diese Geschützart kein schnelles Feuern fordert und wenig bewegt wird, so erwächst daraus kein Nachtheil, vielmehr wird durch die größere Schwere des Rohres die Einwirkung des Rückstoßes auf die Laffete gemildert. Statt daß bei den Kanonen und Haubitzen die Schildzapfen in der Mitte des Rohres stehen, sind bei den Mörsern dieselben am Boden angebracht, damit denselben leichter die erforderliche große Erhöhung gegeben werden kann. Die vornehmsten Geschosse der M. sind Bomben, zu besonderen Zwecken werden aber aus ihnen noch Brandbomben, Brand- und Leuchtkugeln, Spiegelgranaten, Kartätschen und Steine geworfen. Die M. oder Böller, wie man sie in älterer Zeit nannte, sollen im J. 1508 in Herzogenbusch erfunden worden sein; sie wurden anfangs zum Fortschleudern steinerner Kugeln benutzt, an deren Stelle bald die zwar schon längst bekannten, aber wenig in Gebrauch gekommenen Bomben, Granaten, Brand- und Leuchtkugeln und mehrere Arten Kunstfeuer traten. Der vielfache und glückliche Gebrauch der Bomben und Granaten, den Graf Peter Ernst von Mansfeld, General Königs Philipp II. von Spanien, gegen die Stadt Wachtendonk im Jahre 1588 von ihnen machte und die vielfachen Versuche, welche die Spanier kurz vorher in Venloo mit ihnen anstellten, mögen die Geschichtschreiber irre geleitet haben, die Erfindung der Bomben einem Bürger zu Venloo zuzuschreiben. Vielleicht verdanken wir diesem Bürger eine wesentliche Verbesserung (s. Bombe).

Während der Periode des Krieges der Franzosen in den Niederlanden, Deutschland und Italien waren die hängenden M., welche ihre Schildzapfen in der Mitte des Rohrs hatten, im Gebrauche; die Franzosen fügten ihnen noch die Steinmörser (perriers) bei, welche 15 — 18 Zoll Mündungsdurchmesser hatten und deren Schildzapfen sich am Boden befanden. Ein Florentiner, Namens Petri, erfand zu Ende des XVII. Jahrh. die kegelförmigen (conischen) Kammern und die sogenannten Rebhühnermörser, welche einen Hauptflug und 13 kleinere rund um den Umkreis des erstern hatten, aus den kleine Handgranaten geworfen wurden. Die Erfindung einer andern Art M., welche mit den vorherigen entfernte Ähnlichkeit hatte, wird dem holländischen Ingenieur Coeborn zugeschrieben; sie bestand aus mehreren kleinen, neben einander gestellten Mörsern. Allein nach Montecuculi's Memoiren soll der kaiserliche Oberst Holst sich deren schon im Jahre 1669 bedient haben. Die Östreicher führen noch heut zu Tage 6pfündige M. (Eisengewicht der Bombe) unter dem Namen Cochörner. Die Probemörser, welche dazu dienen nach der Tragweite einer metallenen Vollkugel die Kraft des Pulvers zu messen, wurden zu Ende des XVII. Jahrh. in Frankreich erfunden. In der preußischen Artillerie wurden die 10pfündigen Feld- und die 7pfündigen Packmortiere durch den General von Tempelhof eingeführt und erstere vor Longwy zuerst angewendet; auch im freien Felde und namentlich bei Saarbrück (den 29. Sept. 1793) thaten sie gute Dienste, sie wurden aber späterhin wieder abgeschafft. 61.

Mörtel, s. Kalk.

Möser (Justus), geheimer Justizrath und ausgezeichneter Staatsmann, wurde am 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Consistorialrath und Director der Landesjustizkanzlei war, und studirte von 1740—1742 in Jena und Göttingen die Rechte. Er bildete seinen Geist nicht nur durch die Lectüre der besten französischen, englischen und italienischen Schriftsteller aus, sondern erweiterte auch seine Welt- und Menschenkenntniß im öfteren Umgange mit den Lebenden, worin ihn seine scharfe Beobachtungsgabe trefflich unterstützte. Durch seine unbeugsame Rechtlichkeit als Sachwalter erwarb er sich das größte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß man ihm im Jahre 1747 die ehrenvolle Stelle eines Advocatus patriae übertrug. Die Landstände wählten ihn zum Secretair und Syndicus der Ritterschaft. Im siebenjährigen Kriege ersparte er dem Lande durch sein kluges Benehmen mehrere hundert tausend Thaler und erwarb sich dadurch die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Eine Reise nach England, die er zur Eintreibung der Zahlungen für Lieferungen an die von Großbritannien aus besoldete alliirte Armee unternahm, diente dazu seine Menschenkenntniß noch mehr zu bereichern. Während der Minderjährigkeit des Prinzen Friedrich von England, der das protestantische Bisthum Osnabrück im Jahre 1761 erhalten hatte, war M. zwanzig Jahre lang der erste Rathgeber des Regenten, ohne den Titel und Rang eines solchen zu führen. Obgleich ihn sein Geschäftskreis oft zu gleicher Zeit auf die Seite des Regenten und der Stände stellte, so wußte er doch durch seine Geschäftskenntniß, seine Redlichkeit und Billigkeit jedem Tadel irgend einer Partei zu entgehen. Nachdem er im Jahre 1768 die Stelle eines Justiziar beim Criminalgerichte zu Osnabrück, welche er seit 1762 bekleidete, niedergelegt hatte, verwaltete er von nun an bis zu seinem Tode den Posten eines geheimen Referendars und nahm nur auf dringendes Verlangen der Regierung im Jahre 1783 den Titel eines geheimen Justizrathes an. Am 17. Jan. 1792 gab ihm die Ritterschaft einen öffentlichen Beweis von der Anerkennung seiner großen Verdienste um das Land, indem sie an jenem Tage sein funfzigjähriges Dienstjubiläum auf das Feierlichste beging. Als er am 7. Jan. 1794 die Nähe seine Todes fühlte, sprach er in Bezug auf eine bisher irrig von ihm gehegte Ansicht über die Heilkraft der Natur ohne Zuziehung dieselbe unterstützender Mittel: „Ich habe den Proceß

verloren" und ſtarb mit der ruhigſten Faſſung. M. war von großem und ſtarkem Körperbau, ſein ganzes Äußere flößte Achtung und Zutrauen ein. Er genoß allgemeine Verehrung und Liebe und wurde nach ſeinem eigenen Ausdrucke erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch Nichts. Gründliche Gelehrſamkeit, natürlicher Scharfſinn und ein klarer Blick über die Verhältniſſe des Lebens zeichneten ihn rühmlichſt aus, ſo wie man die Spuren ſeines reichen Geiſtes und tiefen Gemüthes noch deutlich in ſeinen Schriften wahrnimmt, welche ſich über Geſchichte, Staats- und bürgerliches Recht, über öffentliche Anſtalten, über Fehler und Verbeſſerung der Sitten mannigfach verbreiten. Vor Allem verdienen ſeine „Patriotiſchen Phantaſien" (4 Bde.) die ehrenvollſte Erwähnung. Außerdem ſchrieb er eine „Geſchichte von Osnabrück" (2 Bde.) und gab ſeine „Vermiſchten Schriften" in 2 Bänden heraus. M. wird mit Recht Deutſchlands Franklin genannt. 81.

Mösien, bei den Griechen **Myſien**, hieß im Alterthume der Strich Landes in Europa, der von der Donau ſüdlich bis an das Gebirge Scordus oder Scardus (h. Schar Dagh), den Berg Orbelus (h. Egriſu Dagh) und den Hämus (h. Balkan) reicht, im Weſten durch den Fluß Drinus (h. Drina), im Oſten durch das ſchwarze Meer begrenzt wurde. Es zerfiel in Obermöſien, das faſt bis an den Fluß Öscus (h. Iſker) ſich dehnte, und in Niedermöſien, das den öſtlichern Theil umfaßte. Im erſtern waren Naiſſus (h. Niſſa), Geburtsort Conſtantin's des Großen, am Margus (h. Morawa) und Ratiaria (h. Arſer-Palanka) an der Donau, im letztern Marcianopolis (unweit des heutigen Varna gelegen), Doroſterum oder Doroſtolum (h. Siliſtria) und Serdica (h. wahrſcheinlich Triadiza oder Sophia) am Öscus die wichtigſten Städte. Wegen ſeiner Fruchtbarkeit hieß M. bei den Römern Cereris granarium. Wer die früheſten Einwohner geweſen ſeien, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen, da dieſe Gegend ſchon vor den Völkerwanderungen bald von dieſem, bald von jenem Volksſtamme beſetzt war. Nach der Theilung der römiſchen Herrſchaft gehörte ſie zum orientaliſchen Reiche, und Untermöſien wurde im V. Jahrh. von den Bulgaren beſetzt, wovon es heute noch den Namen Bulgarei führt; Obermöſien hingegen im IX. Jahrh. von den Serbiern. 77.

Mösкirch (Schlacht bei), ſ. Engen.

Mogolei (weniger richtig **Mongolei**) heißt die große Länderſtrecke Mittelaſiens, welche zwiſchen 106—142° L. und 36—53° N.B. nördlich von Sibirien, öſtlich von der Mandſchurei, ſüdlich von der großen chineſ. Mauer und weſtlich von Sifan und der Songarei begrenzt einen Flächenraum von ungefähr 60000 □Meil. unter chineſiſcher Hoheit umfaßt. Sie iſt ein Theil des großen aſiatiſchen Hochplateaus, im Norden (von Weſten gegen Oſten) von Ärmen des kleinen Altai durchzogen, welche nordöſtlich als ſajaniſches Gebirge bis an den Baikal ſich lagern, ſüdöſtlich als großer Altai unter den beſondern Namen Tangnu Dola, Orbeghi Dola, Chan Dola, mogoliſches Grenzgebirge, ſich bis in die Mandſchurei ziehen, und in ſeiner Mitte ein grauenvolles Sandmeer (Kobi, ſ. d. Art.) bildend, welches das Land von Weſten nach Oſten durchzieht und im Oſten durch den von Norden nach Süden ſtreifenden Chingkan Dola, im Süden, von Oſten nach Weſten gerechnet, von dem Gabſchan-, Inſchan- und Alaſchangebirge begrenzt wird, ſüdöſtlich hingegen jenſeits der Gebirge ſich wieder freundlicher geſtaltend. Die Wüſte nebſt ihren ſüdlichen und öſtlichen Grenzgebirgen bildet eine natürliche Waſſerſcheide, doch iſt der nördliche Theil waſſerreicher als der ſüdliche, obwohl die meiſten Flüſſe, außer den auf dem Altai entſpringenden Ob und Jeniſei, nur Steppenflüſſe, unter denen der nach dem Baikalſee ſtrömende Selanga der vorzüglichſte iſt, und die vielen und nicht unbedeutenden Seen nur Salzſeen ſind. Von letzteren nennen wir den Ubſa, Aral noor, Kuſukul im Altai und den Dalai

(48 Meil. Umfang) an der Grenze der Mandschurei. Im Osten berührt der Amur nur auf eine kurze Strecke die Grenze der M., im Süden aber umschließt der Hoangho, die große Mauer durchbrechend und einen großen nördlichen Bogen bildend, das zur M. gehörige Land Ordos. — Das Klima der M. ist wegen der hohen Lage des Landes (bis zu 8000′) sehr rauh, die Winter sind streng und die Witterung ist äußerst unbeständig. Darnach bestimmen sich auch die Producte des Pflanzenreichs. Die nördlichen Gebirge sind nur mit Bäumen und Gewächsen hoher Berggegenden (Fichten, Tannen) besetzt, mehr nach Süden am Chan Oola wachsen Birken, Pappeln ꝛc. und findet sich treffliches Weideland, ja sogar Getreideboden; dann kommt die baumlose Wüste, wo nur mageres Gestrüpp wächst, bis jenseits der südlichen und östlichen Gebirge mehr südländische Natur sich zeigt, Eichen, Linden, Nußbäume, selbst Pfirschen wachsen und einiger Ackerbau auf Hirse, Gerste und Weizen getrieben wird. Ein Hauptgewächs der M. ist aber die Arzneipflanze Schinseng. Das Thierreich enthält im Norden Bäre, Rennthiere, Leoparden, Eichhörnchen, Jerboas, Biber, Igel, Stachelschweine, Bezoarthiere, Gazellen, Kraniche, Enten, Gänse, Wachteln und die gewöhnlichen Hausthiere. Der Süden bietet Gleiches mit China dar. — Die Mogolen wurden früher für den Urstamm einer eigenthümlichen Menschenrace gehalten, welche von Blumenbach die mogolische genannt als Kennzeichen weizengelbe Hautfarbe, weniges straffes schwarzes Haar, plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlider und hervorstehende Backenknochen hat und wozu sämmtliche Mittel- und Nordasiaten und die nördlichen Amerikaner gehören sollten; nach einer neuern Eintheilung bilden sie aber nur einen Zweig der sogenannten scythischen Race (s. Mensch). Wie dem aber auch sei, die Mogolen erscheinen als ein in Mittelasien weit verbreitetes Volk, das weit über die Grenzen der eigentlichen M. hinauswohnt und in die eigentlichen Mogolen, die Kalmücken und die Buräten zerfällt. Hier beschränken wir uns auf erstere, deren Gesammtzahl ungefähr 3 Millionen beträgt und welche sich selbst **Tataren** nennen, ein Name, welcher von den Abendländern auf einen ganz andern Volksstamm übertragen worden ist. Der Charakter der Race prägt sich an ihnen am schärfsten aus, ihre Lebensart ist übrigens der der Kalmücken und Buräten (s. d. Artt.) ganz ähnlich. Sie nähren sich meist von Viehzucht und ziehen als Nomaden umher, weßwegen sie keine bleibende Stätte haben, sondern ihre Hütten (Jurten) da aufschlagen, wo sie Weide finden. Ihre Kleidung besteht bei den Männern meist aus langen blauen Röcken von Nanking oder Seide, rothen und schwarzen Tuchmänteln von einem ledernen Gürtel gehalten, an welchem Messer und Feuerzeug hängen, Beinkleidern und Hemden von Nanking, runden verbrämten Mützen und Lederstiefeln; die übriggelassenen Scheitelhaare in einen Zopf geflochten; die Frauen kleiden sich ähnlich und tragen die Haare in zwei Zöpfen über die Brust herabhängend. Die Jurten bestehen aus Gitterwerk mit Filz überzogen. Vielweiberei ist gestattet, doch nicht sehr gewöhnlich; die Frauen werden gekauft. Der Religion nach sind die nördlichen Schamanen, die südlichen Buddhisten, welche den Dalai Lama in Tibet als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen und einen Statthalter desselben unter sich haben. Das Christenthum hat fast noch gar keinen Eingang unter ihnen gefunden. Ihre Sprache bildet einen der Übergänge von den einsylbigen zu den mehrsylbigen Sprachen und zerfällt in mehrere Dialekte; die Schrift wird von Oben nach Unten von der Rechten zur Linken geschrieben und mag der Sanskritschrift nachgebildet sein; von der Literatur ist äußerst wenig bekannt. — Man theilt die Mogolen gewöhnlich ab in Chalkas, die nördlichen, und Scharaigol (gelbe), die südlichen, welche wieder in mehrere Aimaks und diese in Fahnen abgetheilt werden. Jeder Aimak steht unter einem Chan und ist ganz militairisch geordnet; geringere Abtheilungen stehen unter Jassaks, welche sich jährlich auf einem Landtage berathen. Rechtspflege und

Verwaltung stehen übrigens unter chinesischer Aufsicht. Industrie und Handel sind ganz unbedeutend. Städte finden sich nur gegen die sibirische Grenze, wo Urga oder Kuren (47° 34′ N.B. und 124° 21′ L.) mit 30000 Einw. in 6000 Jurten, als Sitz des geistlichen Statthalters (Kutuktu) und der ganzen Hierarchie, die wichtigste ist, und an der chinesischen Grenze, wo wir Chukuchota in der Nähe des Hoangho bemerken. — Geschichte der Mogolen. Von der frühern Geschichte derselben und ihren Ursitzen sind nur spärliche Nachrichten und Vermuthungen erhalten. In eine Anzahl Stämme getheilt, deren Chane unabhängig von einander herrschten, mögen sie sich in den Steppen Sibiriens und am Altai als Nomadenvolk umhergetrieben und das Schicksal Hochasiens in seinen vielfachen Stürmen erfahren haben. Erst als Temudschin zum Oberherrscher (Dschingischan, s. d. Art.) ernannt alle mogolische Stämme unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, traten sie hervor, aber als ein brausender Orcan, der alles Bestehende umstürzte, und schon unter Dschingischan hatten sie fast die ganzen weiten Länder des jetzigen Chinesenreichs, die Länder der Türken am kaspischen Meere und Persien überfluthet und unterjocht und ihr Erscheinen mit Mord und Zerstörung bezeichnet. Seine Nachfolger setzten das begonnene Werk fort. Unter seinem Sohne, Oktai, eroberte Batuchan ganz Rußland, Polen und die Länder bis an die Oder (s. Wahlstadt) und das adriatische Meer, während dessen Sohn, Scheibani-Chan, Sibirien eroberte und in Tobolsk den Sitz eines mächtigen Reichs gründete. Von der Residenz des Großchans, Karokorum, deren Trümmer jetzt kaum mehr zu finden sind, aus ward daher ein Reich gegründet, so groß es die Geschichte niemals aufgewiesen hat und das durch die Eroberungen Holagus (s. d. Art.) noch vergrößert ward; nur das japanische Inselreich war den Weltstürmern nicht erreichbar. Aber nur fünf Großchane herrschten über das Ganze (außer den zwei genannten noch Gajuk, Mangu [st. 1251] und Kublai); denn bald trennten sich davon vier große unabhängige Reiche, Kapschak, das heutige Rußland umfassend, mit der Residenz Sarai, Turan oder Sibirien mit der Residenz Tobolsk, Dschagatai, die Hochländer Mittelasiens enthaltend, mit der Residenz Bischbalig, und Iran, die persischen Länder bis zum Mittelmeere, mit der Residenz Tauris. Nur die östlichen Länder blieben dem Großchane, der seinen Sitz in China aufschlug. Innerer Zwiespalt in diesen einzelnen Reichen führte bald die allmählige Auflösung herbei. Zuerst schüttelte China das Joch der Mogolen ab (1368) und trieb sie nach ihrer Heimath zurück. Doch in Dschagatai entstand in Timur (s. d. Art.) oder Tamerlan ein neuer Eroberer (1370), welcher in einer 34jährigen Herrschaft die sämmtlichen Mogolenreiche wieder unter seinem Scepter vereinigte, diesem selbst das eroberte Indien hinzufügte (1398), den mächtigen Türkensultan Bajasid (s. d. Art.) überwand und von den byzantinischen Kaisern wie den Mamelukensultanen in Ägypten Tribut erhielt, aber an der Wiedereroberung Chinas durch den Tod verhindert ward (den 19. März 1405). Nur seine Persönlichkeit hatte das unförmliche Reich zusammengehalten. Eine Menge kleiner mogolischer Staaten wurde wieder von Dschingischan's Nachkommen errichtet, welche in sich selbst zu schwach waren, um ihren mächtigeren Nachbarn lange zu widerstehen. Wie daher der Mittelpunkt des Reichs bald darauf eine Beute turkomannischer Horden, der Usen und Usbeken, wurde, so lösten sich auch die einzelnen mogolischen Stämme nach und nach von einander oder machten sich die unterdrückten Völker frei und die wachsende Macht des chinesischen wie des russischen Reichs verschlang einen Theil derselben nach dem andern. Nur in Indien gründete Baber (s. d. Art.), von den Usbeken verdrängt, zu Delhi ein neues mogolisches Kaiserreich, dessen Dynastie unter dem Namen des „Großmoguls" bis in die neueste Zeit den Thron von Delhi behauptet hat, aber endlich wegen eigner Schwäche und nach vielen Kriegen von den Engländern unterworfen nur noch von britischer

Pension ihr Leben fristet. — Die neuesten Werke über die M. sind des Pater Hyacinth Bilchurin „Beschreibung der Mogolei" und Timkowski's „Reise nach China" (3 Bde.). Über die Geschichte des Volks sind zu vergleichen: J. J. Schmidt's „Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mogolen und Tibeter" (St. Petersb. 1824), so wie dessen gegen J. v. Klaproth's „Beleuchtung und Widerlegung der Forschungen ꝛc." (Paris 1825) gerichtete „Vertheidigung und Abfertigung der Klaproth'schen sogenannten Beleuchtung ꝛc." (Leipzig 1826). Als früher gänzlich mangelnde Hülfsmittel zur Erlernung der Sprache dienen J. J. Schmidt's „Mogolische Grammatik" (Petersb. 1831) und „Mogolisches Wörterbuch" (Petersb. 1834). 37.

Mohácz (spr. Mohatsch), eine Stadt im baranyer Comitate des Königreichs Ungarn am rechten Ufer der Donau gelegen ist denkwürdig durch zwei Türkenschlachten. Die erste lieferte der Ungarkönig Ludwig II., der Jüngere, am 30. Aug. 1526 gegen den Sultan Soliman II., ward aber entscheidend geschlagen und fand selbst nebst dem Kerne des ungarischen Adels seinen Tod. Ungarn ward in Folge dieser Niederlage auf lange Zeit die Beute der Osmanen. Die zweite Schlacht ward am 12. Aug. 1687 zwischen den Östreichern unter dem Herzoge Karl von Lothringen und den Türken unter dem Großwessire Soliman Pascha geschlagen. Der Sieg blieb nach hartnäckigem Widerstande auf der Seite der ersteren und hatte in kurzer Zeit die Eroberung nicht nur von Ungarn, sondern auch von ganz Slavonien und Siebenbürgen zur Folge. Letzteres unterwarf sich alsbald dem Hause Östreich, welches überdieß noch in demselben Jahre auch das Erbrecht auf Ungarn zugestanden erhielt. 15.

Mohaden oder **Almohaden**, eigentlich **Mowahedîn** (Bekenner der wahren Religion), waren eine arabische Dynastie, welche eine Zeit lang Nordafrika beherrschte und auch die arabischen Besitzungen in Spanien unterworfen hatte. Sie leiteten sich ab von einem gewissen Muhammed Tomrut, der sich Mohadi, d. i. wahrer Religionslehrer, nannte, für einen Nachkommen Ali's (s. d. Art.) ausgab und wegen Religionsneuerung von den Morabeten aus Marokko vertrieben bald zahreiche Anhänger fand und mit ihnen gegen die Morabeten zu Felde zog. Sein Sohn, Muhammed Abdolmumen, stürzte die Herrschaft der Morabeten (1146 n. Chr.) in Marokko und kurz darauf auch in Spanien und ganz Nordafrika bis nach Ägypten. Doch bildeten sich nach und nach in dem weitläufigen Reiche mehrere besondere Dynastien und in Marokko, wo sie sich am Längsten hielten, wurden sie endlich 1269 ebenfalls von Abu Jussuf, dem Stifter der merinidischen Dynastie, verdrängt. 37.

Mohammed, s. Muhammed.

Mohawks sind ein nordamerikanischer Volksstamm in den Hudsonsländern, dessen Name theils als allgemeine Benennung der fünf vereinigten Nationen genommen, von denen die Cherokesen eine Unterabtheilung sind, theils als eine dieser fünf Nationen selbst genommen wird. Häufig werden sie mit den Huronen verwechselt. 37.

Mohn, lat. papaver; franz. pavot; engl. poppy, ist eine besondere Pflanzengattung, welche Jussieu's Familie der papaveraceae begründet und zu Linné's polyandria monogynia gehört. Man unterscheidet von ihr zwei Hauptarten: 1) Papaver somniferum L. (unsern bekannten M.), eine ursprünglich im Oriente einheimische, im südlichen Europa naturalisirte Pflanze, von der man Blüthen, Frucht und Samen anwendet. Die Früchte, gewöhnlich Mohnköpfe genannt, sind kugliche oder eiförmige Kapseln, welche von der in zehn und noch mehr strahlig aus einander gehende Lappen getheilten Narbe, unter der eben so viel Löcher liegen, gekrönt wird. Frisch haben sie einen betäubenden

Geruch, der sich aber beim Trocknen fast ganz verliert; ihr Geschmack ist bitter und scharf. Diese Kapseln haben eine beruhigende und narkotische Wirkung und liefern im Oriente das Opium (s. d. Art.). In Europa findet man in ihnen zwar auch alle Bestandtheile dieses letztern, jedoch in einem sehr verschiedenen Verhältnisse, über welches die Chemiker noch getheilter Meinung sind. Aus den getrockneten und ihrer Samen beraubten weißen Mohnköpfen bereitet man den sogenannten syrupus diacodii. Die in diesen Kapseln enthaltenen Samen sind sehr klein, nierenförmig, etwas runzelig, graulich oder bläulichweiß oder schwärzlich; die weißen von dem großköpfigen hohen M. mit weißer Blüthe sind die besten, auf welche dann unmittelbar die blaugrauen von Pflanzen derselben Größe folgen. Sie haben einen milden und angenehmen Geschmack und dienen so seit undenklichen Zeiten theils roh, theils etwas geröstet als Nahrungsmittel. Auch bereitet man daraus angenehmschmeckende Kuchen. Das aus ihnen gepreßte fette Öl ist etwas ambrafarbig, doch mild und sehr wohlschmeckend, weßhalb auch in Frankreich das Oliven- oder Baumöl damit versetzt wird. Dasselbe wird in der Kälte nicht fest, sondern trocknet wie das Leinöl aus und wird daher vortheilhaft von den Malern benutzt. — 2) Papaver rhoeas L. (unsere Klapp- oder Klatschrose, fr. coquelicot; engl. red poppy), wovon man die aus eirunden, ganzrandigen, rothen Blättern bestehenden Blüthen anwendet, welche, nach Riffard, einen fetten, gelben Stoff, einen rothen Färbestoff, Schleimharz und Pflanzenfaser enthalten und ebenfalls beruhigend wirken. 21.

Mohn (Gottlob Samuel), einer der trefflichsten deutschen Glasmaler der neuern Zeit, geb. im Jahre 1789, erlernte die Anfangsgründe der Glasmalerei bei seinem Vater, Sigismund M. (geb. 1760 zu Weißenfels, gest. 1815 zu Dresden), welcher sich ebenfalls als geschickter Künstler in diesem Fache hervorgethan hat, und besuchte dann seit 1812 die wiener Akademie. Seine Leistungen, unter welchen ein Turnier und die Malereien in der Kapelle des kaiserlichen Schlosses Laxenburg den meisten Ruf erhalten haben, beurkunden einen denkenden und mit den Geheimnissen seiner Kunst völlig vertrauten Künstler. Er starb den 2. Nov. 1825 zu Laxenburg. 36.

Mohnike (Gottlieb Christian Friedrich), bekannter Forscher des deutschen und nordischen Alterthums, wurde am 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern geboren, besuchte das Gymnasium zu Stralsund, ging 1799 nach Greifswald und 1801 nach Jena, um Theologie zu studiren. Nach vollendeten Studien lebte er von 1803—1810 als Hauslehrer auf der Insel Rügen, wurde darauf als Conrector an der Stadtschule zu Greifswald angestellt, deren Rectorat er seit 1811 verwaltete, aber schon 1813 als Pastor an die Jacobikirche und Assessor im Stadtconsistorium nach Stralsund versetzt, erhielt 1818 bei Organisation der 1815 an Preußen abgetretenen Provinz die Verwaltung der geistlichen und Schulangelegenheiten und wurde 1819 zum Consistorial- und Schulrathe bei der Regierung von Neuvorpommern und Rügen ernannt. Dabei ist er zugleich königlicher Commissair bei der Prüfungscommission für die von dem Gymnasium zur Universität abgehenden Schüler, bei dem Schullehrerseminarium zu Greifswald und zugleich bei einigen andern Prüfungsbehörden. Eine gefährliche Krankheit, die ihn zwei Jahre hindurch für alle Amtsgeschäfte unfähig machte, veranlaßte ihn 1827 mit königlicher Unterstützung zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise durch Schlesien, Böhmen, Baiern, Franken und Sachsen zu machen. Während seiner Genesung wurde er mit einigen Reden und Dichtungen des schwedischen Dichters Tegnér bekannt, was Veranlassung zu seinem Studium der skandinavischen Literatur gab. Er erlernte jetzt die schwedische, später die dänische und isländische Sprache, und eine Reise durch das südliche Schweden und nach Seeland im Herbste 1829 machte ihn noch näher mit der Li-

teratur des Nordens und mit mehrern ausgezeichneten skandinavischen Gelehrten bekannt. Von seinen zahlreichen Schriften bemerken wir: „Geschichte der Literatur der Griechen und Römer" (Greifswald 1813. 1. Bd.), die aber bis jetzt unvollendet geblieben ist; „Ulrich von Hutten's Jugendleben nebst Geschichte und Beschreibung der Urschrift der Klagen" (Greifswald 1816), ein interessanter Beitrag zur Literaturgeschichte des XVI. Jahrh.; „Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei tridentinae und einiger anderen römischen Glaubensbekenntnisse" (Greifsw. 1822) und den Nachtrag zu dieser Schrift: „Zur Geschichte des ungarischen Fluchformulars" (Greifsw. 1823); „Bartholomái Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens" (Greifsw. 1823—1824. 3 Bde.); Hymnologische Forschungen" (Stralsund 1831—32. 2 Bde.), welche die Geschichte des Kirchengesanges erläutern; „Stralsundische Chronikanten" (Stralsund 1832. 1. Bd.), in Verein mit Zober herausgegeben; „Die Feier des Jubelfestes der augsburgischen Confession in Neuvorpommern in den Jahren 1630, 1730 und 1830" (Stralsund 1830); „Die Krönung Christian's III., Königs von Dänemark, und seiner Gemahlin Dorothea durch Dr. Johannes Bugenhagen" (Stralf. 1832). Von seinen Übersetzungen aus dem Schwedischen erwähnen wir Tegnér's „Frithjofs Saga" (Stralf. 1826. 2. umgearb. Ausg. 1831); dessen „Auerhahn" (Stralf. 1828); „Axel" (Stralf. 1829); „Nicander's Runen" (Stralf. 1829); „Tegnér's Reden" (Stralf. 1829); „Der Riese Finn" (Lund 1829) und dessen „Schulreden" (Stralf. 1832); „Nordische Dithyramben" (Stralf. 1830); „Volkslieder der Schweden" nach Geijer und Afzelius (Berlin 1830. 1. Bd.). In Verbindung mit Schütt gab er unter dem Titel: „Skandinavisches" (Stralf. 1832) Verdeutschungen von Reden, Schilderungen und Gedichten schwedischer und dänischer Schriftsteller heraus. Aus dem Isländischen übersetzte er „Die Sage von Frithjoff dem Starken" (Stralf. 1830); aus dem Schwedischen des Dänen Rask „Verslehre der Isländer" (Berlin 1830) und gab in Verbindung mit Karl Christian Rafn die interessante „Faoreyinga Saga" (Faröer Sage) im isländischen Grundtexte mit faröischer, dänischer und deutscher Übersetzung (Stralf. 1832) heraus. Mehrere Aufsätze lieferte M. zu Ullmann's und Umbreit's „Theologischen Studien", zu den „Baltischen Studien" und zu Illgen's „Zeitschrift für die historische Theologie", in welcher er eine Übersetzung von Estrup's „Absalon, Bischof von Roeskilde und Erzbischof von Lund" gab. Mit Ehestem erwarten wir von ihm die Übersetzung des norwegischen Geschichtswerkes von Snorre Sturleson: „Heimskringla" und eine kritische Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum", mit nochmaliger genauerer Untersuchung der Frage, ob diese Briefe von einem oder mehrern Verfassern herrühren. 64.

Mohr (aus Moros [Mauren] gebildet), ist die Benennung der von Farbe dunkelbraunen Einwohner des Küstenplateau in Nordafrika, welche mit den Negern, deren Hautfarbe glänzend schwarz ist, nicht verwechselt werden darf. 35.

Mohs (Friedrich), der Begründer eines neuen mineralogischen Systemes, geb. um 1774 zu Gernrode im Anhaltischen, studirte in Halle und in Freiberg bei Werner, dem er schon damals seine eigenthümlichen Ansichten entgegenstellte, welche ihn später berühmt machten, und machte sich schon dort durch seine „Beschreibung des Himmelsfürsten, einer Fundgrube bei Freiberg", bekannt. Einige Zeit später hielt er sich in Wien auf, machte hierauf mehrere Reisen in den Ländern der östreichischen Herrschaft und untersuchte selbst im Auftrage der Regierung mehrere Lager von Porzellanerde. Zu gleicher Zeit entwarf er den Katalog des Mineraliencabinets von van der Null, welcher im Drucke erschienen ist. Mehrere Abhandlungen in Moll's „Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde" rühren aus dieser Zeitperiode seines Lebens her. Nachher unternahm er eine große Reise durch Frankreich und England und hielt sich nach seiner Rückkehr wieder in

Freiberg auf. Später war er wieder in Wien und gelangte zur Professur der Mineralogie am Johanneum zu Grätz und folgte 1817 nach einer neuen Reise durch Frankreich und England dem Rufe an Werner's Stelle nach Freiberg. Hier fühlte er zuerst das Bedürfniß seine gemachten Erfahrungen bekannt zu machen. Die erste Schrift über Mineralogie von ihm erschien unter dem Titel: „Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Species des Mineralreichs" (Dresden 1820. 2. Aufl. 1821), der bald darauf eine weitere Ausführung ebendaselbst unter demselben Titel folgte. Die dritte Bearbeitung erschien in zwei Bänden unter dem Titel: „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1822—24). Im Jahre 1826 wurde er vom Kaiser Franz I. selbst nach Wien als Professor an dessen mineralogisches Museum berufen. Diese Function verpflichtete ihn zum öffentlichen Vortrage über Mineralogie, welcher in den ersten Jahren vor sehr ausgezeichneten Schülern abgehalten wurde. Der erste Auftrag, welcher demselben zu Theil geworden war, bestand darin, das kaiserliche mineralogische Museum nach seinem Systeme neu zu ordnen. Es erschien über die neue Anordnung eine kleine Schrift unter dem Titel: „Das k. k. Hofmineraliencabinet", welche, zugleich als Wegweiser in diesem Cabinete dienend, die neueste Übersicht des Systemes von M. gewährte. Gegenwärtig bearbeitet derselbe eine neue Auflage seines „Grundrisses für Mineralogie", von dem der erste Band bereits in Wien erschienen ist. Seit 1835 ist er zum k. k wirklichen Bergrathe bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen ernannt worden. Seine Verdienste um die Mineralogie bestehen vor Allem darin, daß er nach erfolgter genauerer Kenntniß der naturhistorischen Eigenthümlichkeiten der Mineralien die Einführung einer philosophisch begründeten Methode der Untersuchung und Behandlung des Mineralreiches ermöglichte und dieselbe so streng durchführte, als die fortdauernde Erweiterung der Kenntnisse aus diesem Naturreiche erlaubte. Wenn auch anfänglich seinem Systeme des Mineralreiches der Vorwurf wissenschaftlicher Pedanterie gemacht und namentlich seine Nomenclatur als eine unpassende Bezeichnungsmethode zum bedeutenden Anstoße für die Aufnahme seiner Lehren wurde, so ist man doch in neuern Zeiten fast völlig von Einwürfen dieser Art zurückgekommen und mehrseitig von seinen Erfahrungen Gebrauch gemacht worden. Empfehlenswerth ist seine Darstellung der krystallographischen Verhältnisse der Mineralien; sie zeichnet sich durch stereometrische Genauigkeit, Klarheit und Einfachheit aus. Von ihm rührt die Einführung von Härtescalen her, durch welche die Härte der Mineralien gegen die Härte einiger genau bestimmten Mineralien verglichen wird. Er ist endlich der Entdecker mehrerer eigenthümlicher naturhistorischen Mineralspecies. Eine Übersicht seines Mineralsystemes gibt der Art.: Mineralogie. 76.

Moiriren, s. Wässern.

Moitte (spr. Moatt) (Jean Guillaume), einer der ausgezeichnetsten französischen Bildhauer der neueren Zeit, geb. 1747 zu Paris, erhielt von seinem Vater, dem als Kupferstecher geschätzten Pierre Etienne M., den ersten Unterricht im Zeichnen, kam hierauf in das Atelier des berühmten Pigalle und arbeitete nach dessen Tode eine Zeit lang unter der Leitung J. B. Lemoyne's. Nachdem er im Jahre 1768 für einen David mit Goliath's Haupte den großen Preis von der Akademie erhalten hatte, ging er nach Rom, um durch das Studium der Antike seine Ausbildung zu vollenden. Wie trefflich er dort Zeit und Gelegenheit benutzt hatte, bewies er nach seiner Rückkehr im Jahre 1773 durch eine Reihe der vortrefflichsten Werke, die seinen Ruf auch außer Frankreich verbreitet haben. Unter ihnen gelten als die vorzüglichsten folgende: ein Opfernder (welchen er für seine Aufnahme in die Akademie im Jahre 1783 arbeitete), eine Vestalin, eine Ariade, Basreliefs an mehrern Barrieren von Paris, mehrere Sphinxe, zwei allegorische Statuen, die Bretagne und die Normandie darstellend, die Statue

Cassini's, das Basrelief am Fronton des Pantheon, darstellend das Vaterland, wie es die Bürger- und Kriegertugend krönt (wurde später, als das Pantheon wieder zur Genovevenkirche gemacht ward, abgenommen), ferner das Grabmal des General Desair (ein Basrelief), die Muse der Geschichte, ein Moses und ein Numa (im Louvre), eine bronzene Reiterstatue Napoleon's, eine dergleichen des Generals d'Hautpoul, und das Grabmal des General Leclerc in der Genovevenkirche. M. starb am 2. Mai 1810, aus Kummer über den kurz zuvor erfolgten Tod seiner Gattin, Adelaïde Marie Anne Castillas, welche sich ebenfalls als Künstlerin verdienten Ruf erworben hat. — François Auguste M., ein Bruder des Vorigen, geb. 1748, gest. um 1805, gehört als Kupferstecher unter die vorzüglichsten Erscheinungen seiner Zeit. 36.

Mola (Pietro Francesco), bekannt unter dem Namen Mola di Roma, ist einer der letzten guten Historienmaler der bolognesischen Schule. Geboren zu Coldre im Jahre 1621 bildete er sich vorzüglich unter der Leitung Albini's, benutzte später zu Venedig den Unterricht Barbieri's und begab sich hierauf nach Rom, wo er ehrende Aufträge vom Papste Alexander VII. erhielt. Doch starb er schon in der Blüthe seiner Jahre im Jahre 1666. — Seine Arbeiten, deren sich mehrere in Paris befinden, zeichnen sich durch treffliche Zeichnung, einen gewissen Adel in der Composition und leichte Ausführung aus. Gleiches Lob verdient seine Draperie und das Colorit, obwohl letzteres etwas zu stark ins Bräunliche fällt. Auch hat man gute Landschaften von ihm. — Giambattista M., sein Zeitgenosse und Anverwandter, geb. 1616, gest. 1661, malte treffliche Landschaften in Albani's Geschmacke und hatte besonders große Geschicklichkeit in der Darstellung der verschiedenen Baumgattungen. Weniger Lob verdienen seine Figuren und sein Colorit, an welchem bisweilen der Mangel des Helldunkels zu sichtbar hervortritt. 36.

Molasse (Braunkohlensandstein) ist der siebente Sandstein in der Reihe der Flötzgebirge; er begleitet die Bildung des plastischen Thones und der Braunkohlen, eine Gebirgsformation, welche die Reihe der neuesten (tertiären) Flötzgebirge beginnt. Meistentheils ist er sehr locker, so daß er sich sandähnlicher Beschaffenheit nähert; zuweilen ist er thonig und grau, gelb, braun und röthlich von Farbe; er besteht meist aus Quarzkörnern. In Böhmen, Östreich, Tyrol, Salzburg, der Schweitz, Ungarn, Baiern, Würtemberg, in Frankreich ist er abgelagert. Mit derselben kommt zuweilen ein mehr oder weniger grober Puddingstein, Nagelfluhe genannt, aus Geschieben von Kalksteinen, Hornsteinen, Märgeln und Urgebirgssteinen bestehend, die mit einem kalkigsandsteinartigen Bindemittel verkittet sind, vor. Die Nagelfluhe mächtiger, selbst senkrecht stehender Lager bildet in der Schweitz, in Salzburg, Östreich, Mähren und Baiern hohe und felsige Berge und Thalgehänge. 76.

Molay (Jacob Bernh. von), s. Tempelherren.

Molbech (Christian), berühmter Literator, ward 1783 in Soroe geboren, wo sein Vater, der Professor an der Akademie war, ihm eine vorzügliche Erziehung geben ließ. Nach vollendeten Studien wurde er 1805 bei der öffentlichen königlichen Bibliothek in Kopenhagen angestellt und ist jetzt erster Secretair derselben und Professor der Literaturgeschichte an der Universität und Mitglied der Direction des königlichen Theaters daselbst. Schon früher hatten einige Arbeiten über vaterländische Geschichte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, aber durch gründliche Forschung und durch eine würdige Darstellung zeichnete sich besonders seine „Historie om ditmarsker Kriger" (Kopenhagen 1813), eine geistreich geschriebene Geschichte der dänischen Kriege in Ditmarschen 1500 und 1559 aus. In „Kong Erik Plougpenning's Historie" lieferte er 1821 den Anfang eines größern Werks über einen Theil der dänischen Geschichte aus dem Mittelalter, des-

sen Fortsetzung jedoch noch erwartet wird. Seine Reise durch einige dänische Provinzen und die dabei ihm vorgekommenen Merkwürdigkeiten, Naturschönheiten und alterthümlichen Denkmäler hat er 1811 in einer Schrift: „Ungdomsvandringer i mit Fädreland" (Jugendwanderungen in meinem Vaterlande), wozu 1815 ein zweiter Theil erschien, geschildert. M. besuchte 1812 Schweden, 1819—20 Deutschland, Frankreich, England und Italien und beschrieb beide Reisen, jene 1814—17, diese 1821. Für seine Muttersprache arbeitete er schon früher, ward 1806 bei der Redaction des von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Wörterbuchs beschäftigt, arbeitete einige Artikel für dasselbe und gab selbst ein „Orthographisches Handwörterbuch" nebst einer „Rechtschreibungslehre" 1813 heraus. In den Jahren 1825—28 veröffentlichte M. drei der ältesten dänischen Sprachdenkmale mit einleitenden Vorreden, Anmerkungen und Glossarien versehen („Den danske Riimkrönike" — „Die dänische Reimchronik" — aus dem XV.; „Henrich Harpestrengs danske Lægebog" — „Dänisches Arzneibuch" — aus dem XIII. und „Die ersten 8 Bücher des Alten Testaments" in einer dänischen Übersetzung der Vulgata, aus dem XV. Jahrh.; die beiden letzten aus alten Handschriften in der königlichen Bibliothek). Ferner gab er 1830—32 eine „Anthologie der neuern dänischen poetischen Literatur", mit Biographien und Charakteristiken der Dichter, heraus, ließ 1831 seine „Vorlesungen über die Geschichte der wissenschaftlichen Cultur und der Literatur der alten Welt, besonders des Orients", drucken und begann 1832 die Herausgabe einer Reihe von „Vorlesungen über die neuere dänische Poesie." Seine Schrift: „Über öffentliche Bibliotheken, Bibliothekare und was man Bibliothekarwissenschaft genannt hat" (1829, deutsch von Ratjen, Leipzig 1833), ist auch von deutschen Bibliothekaren, wie von Ebert, gelobt und gewürdigt worden. Im Jahre 1833 erschien sein „Dänisches Wörterbuch" in 2 Theilen mit Einleitungen über linguistische Gegenstände. Außerdem hat M. in einzelnen Zeitschriften ästhetische, historische und literarische Abhandlungen, Kritiken und mehrere schätzbare Beiträge über die kopenhagener Bibliothek geliefert, und selbst in den Jahren 1814—17 die Monatsschrift „Athene", auch 1827 eine „Nordische Zeitschrift für Geschichte, Literatur und Kunst" („Nordisk Tidsskrift ꝛc."), wovon bis jetzt 16 Hefte erschienen sind und welche mehrere Aufsätze von ihm selbst enthalten, herausgegeben. 64.

Molch, s. Salamander.

Moldau, lat. Multavia, Moldavius; franz. Moldavie; engl. Moldavia, der Hauptfluß Böhmens, hat seine Quellen in den Thälern zwischen dem Brettenberge, dem Schwarzenberge und Vogelsteine auf dem böhmer Walde, unfern Winterberg im prachiner Kreise, berührt auf ihrem nördlich gerichteten 57 Meil. langen Laufe Budweis, von wo an sie (100 F. breit) Kähne trägt, Prag (wo sie vorher schon eine Breite von 800 F. erreicht hat) und mündet bis auf 400 F. wieder eingeengt oberhalb Melnick in die hier unbedeutendere Elbe. Ihr Flußgebiet, welches 586 □Meil. beträgt, führt ihr links bei Pisek die Wottawe, bei Königssaal die Beraun, rechts bei Großberthols die Luschnitz und bei Eule oberhalb Prag die Sazawa, als die größern Flüsse, zu. 35.

Moldau (von den Türken Kara Iflak oder Bogdan genannt), ein dem Namen nach von der Pforte, in der That aber von Rußland abhängiges Fürstenthum, umfaßt einen Flächenraum von 773 □M. und bildet nebst der Walachei (s. d. Art.) den südlichen und östlichen Abhang der Karpathen. Durch letztere wird sie westlich von Siebenbürgen und der Bukowina getrennt, während nördlich und östlich der Pruth die Grenze gegen Rußland (Bessarabien) macht. Südlich stößt sie an die Walachei und auf eine kurze Strecke an die Donau, welche die Grenze gegen Bulgarien bildet. Im Norden und Westen ist das Land gebirgig, ver-

flacht sich aber allmählig gegen Osten so, daß es dort zur völligen Ebene wird. Unter den zahlreichen Flüssen, welche fast alle in den Karpathen entspringen, sind die bedeutendsten der Pruth, der Sereth, die Moldawa und die Sila. Der erstere mündet bei Galacz in die Donau. Das Klima ist mild und gesund, im Winter indeß oft sehr kalt, der Boden äußerst fruchtbar und für den Getreidebau trefflich geeignet, obwohl letzterer nur sehr lästig betrieben wird. Obst und Gartenfrüchte wachsen ohne Pflege, Wein bei geringer Mühe. Von großer Bedeutung sind die ausgedehnten Strecken Weideland, auf welchen eine außerordentliche Anzahl von Pferden, Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen aufgezogen wird. Auch Wild gibt es viel und die Bienenzucht ist ebenfalls von großer Wichtigkeit. In den Wäldern, welche Holz in Überfluß liefern, finden sich auch noch Bären und Wölfe. Die Schätze des Mineralreichs werden noch nicht gehörig benutzt, man beschäftigt sich nur mit der Gewinnung des in unermeßlicher Menge vorhandenen Steinsalzes und des Salpeters. Die Bewohner der M., welche sich selbst Rumunje nennen, gegen 50000, sind die Nachkommen einer im Jahre 107 n. Chr. hierher und in die Walachei versetzten römischen Colonie, stark vermischt mit Slaven, Griechen und Magyaren und zerfallen in Adel, (Bojaren) und Bauern. Letztere sind zwar persönlich frei, doch hart bedrückt und gleich den Bojaren roh und unwissend. Die Landessprache, die rumanische, ist ein Gemisch von verdorbenem Latein, dem Slawischen und Griechischen, herrschende Religion der Katholicismus. Handel und Gewerbe sind meist in den Händen der Ausländer, der erstere insbesondere wird fast ausschließlich von Griechen, Juden und Russen betrieben. Die Verfassung ist rein aristokratisch; an der Spitze der Regierung steht ein von den Bojaren vorgeschlagener und von der Pforte unter Zuziehung Rußlands bestätigter Hospodar, dem ein Conseil beigegeben ist. Die innere Verwaltung ist von der Pforte ganz unabhängig, welche weiter nichts als die richtige Einsendung ihres Tributs zu fordern hat. Von einer Kriegsmacht ist keine Rede. — Außer der Hauptstadt Jassy (s. d. Art.) sind die bedeutendsten Orte: Galacz an der Donau mit 8000 Einw. und ansehnlichem Handel, Bottoschani mit 4000 Einw., Totrusch, Roman, Niamts und Okna mit Steinsalzgruben, welche jährlich gegen 1½ Mill. Ctnr. Salz liefern. — Die Geschichte der M. bietet wenig Bemerkenswerthes dar. Nachdem die Macht der Römer gebrochen war, wurde das Land, welches bis dahin Dacia transalpina geheißen hatte, eine Beute der wandernden Barbaren, gerieth später in Besitz der Kumanen und als diese weiterzogen, eines slavischen Stammes der Wlachen, welche sich auch unter fortwährenden Kämpfen gegen die Nachbarvölker behaupteten. Doch wurden sie nach der Mitte des XIV. Jahrh. von den Polen und hundert Jahre später von den Türken abhängig. Tribut indeß zahlten sie erst seit 1536. In dieser Periode war der Zustand des Landes höchst traurig, da es lange Zeit der Zankapfel zwischen den Polen und Türken blieb; auch scheiterten einige Versuche, sich an Östreich anzuschließen, in erneuter Unterwerfung, welche den unerträglichen Druck nur noch vermehrte. Wenig gewann das Land, als im XVIII. Jahrh. die Pforte anfing Griechen zu Hospodaren zu ernennen; denn diese konnten sich nur durch die ungeheuersten Erpressungen für die Summen, welche ihnen die Ernennung gekostet hatte, entschädigen und saugten nun das Land umso mehr aus, als sie ohne Controle willkührlich schalteten und walteten. So blieb im Allgemeinen die Lage der M. bis zu Anfange des jetzigen Jahrh., wo Rußland seinen Einfluß allmählig geltend zu machen anfing; dem Beispiele Östreichs, welches sich schon im Jahre 1777 die Bukowina hatte abtreten lassen, folgend brachte es im Jahre 1812 ebenfalls einen bedeutenden Theil des Landes an sich und seit dieser Zeit erlangte es durch umsichtige Politik ein so großes Gewicht selbst in den innern Verhältnissen, daß die Interessen der Pforte immer

mehr in den Hintergrund zurücktraten. Die Ausführung umfassenderer Pläne zur Zeit noch verschiebend, nahm es dennoch beim Ausbruche des Kriegs mit der Pforte im Jahre 1828 sogleich Besitz auch von der M. und machte die Regulirung ihrer innern und äußern Verhältnisse unter seiner Garantie zu einem der wesentlichen Punkte in den Friedensverhandlungen zu Adrianopel (1829). Erst als im Jahre 1834 die in jenem Frieden aufgestellten Stipulationen in Ausübung gekommen waren, zog es seine Truppen, die bis dahin das Land besetzt gehalten hatten, zurück. — Der jetzt (seit 1834) regierende Hospodar ist Michael Stourdza. 15.

Molé (Louis Mathieu, Graf), bekannter Staatsmann, Sohn des 1794 unter der Guillotine gefallenen Präsidenten M. de Champlatreux, wurde 1780 geboren, erhielt 1806 die Stelle eines Auditors beim Staatsrathe, wurde dann maître des requêtes, war einer der Commissairs, um den Zustand der Juden in Frankreich zu untersuchen und stattete hierüber einen Bericht ab, mit welchem Napoleon besonders zufrieden war. Er kam 1808 als Präfect nach Dijon, 1809 als Staatsrath nach Paris und wurde 1809 Generaldirector der Brücken und Landstraßen. Napoleon ernannte ihn 1813 zum Minister der Justiz und nach Abdankung des Herzogs von Massa zum Großsiegelbewahrer, in welcher Eigenschaft er im März 1814 die Kaiserin nach Blois begleitete. Nach Rückkehr der Bourbons wurde M. anfangs nicht angestellt, sondern war nur Mitglied des Municipalraths von Paris, unterzeichnete auch mit diesem die dem Könige einige Tage vor dem 20. März überreichte Adresse. Als Napoleon wieder nach Paris gekommen war, ließ ihn dieser zu sich rufen, um ihm das Portefeuille der Justiz oder das Ministerium des Innern oder der auswärtigen Angelegenheiten anzutragen. Da M. Alles ausschlug, so befahl ihm Napoleon, das Amt eines Generaldirectors der Brücken und Landstraßen wieder zu übernehmen. Später weigerte er sich, die Erklärung des Staatsraths vom 25. März gegen die Bourbons zu unterschreiben, und verließ die Sitzung, um keinen Antheil an der Berathung zu nehmen. Der Kaiser setzte dennoch M.'s Namen auf die Liste der Pairskammer; dieser aber entschuldigte sich schriftlich, da er verreist war. Nach der zweiten Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Staatsrathe und Generaldirector der Brücken und Landstraßen, und am 17. August 1815 zum Pair, wo er 1815 zu mehreren Commissionen der Kammer, namentlich zu derjenigen, welche die Satzungen für das Pairstribunal abfaßte, gehörte. In der folgenden Sitzung wurde er zum Secretair der Pairskammer ernannt und im August 1817 statt des zum Kriegsminister ernannten Marschalls Gouvion St.-Cyr Minister des Seewesens. Von 1822 an gehörte M. zur Opposition, erwarb sich durch seine Reden über die wichtigsten Angelegenheiten Frankreichs, z. B. die berühmte Rede im Februar 1825 gegen den Vorschlag des Sacrilegiengesetzes, den Ruf eines der ausgezeichnetsten Redner seines Vaterlandes. Unter Dessolles und Villèle erhielt M keine Anstellung, da namentlich gegen Letzteren seine Opposition besonders gerichtet war. Unter Martignac war er Mitglied einer Untersuchungscommission über Landstraßen und Canäle, wurde auch von Karl X. zu den Verhandlungen über das Communal- und Departementalgesetz berufen, doch zog er sich ganz von der Regierung zurück, als Polignac an die Spitze des Ministerium getreten war. Am 30. Juli 1830 berief ihn der Herzog von Orleans nach dem Palais royal und erwählte ihn im August zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten; unter seinem Ministerium wurde Ludwig Philipp von den auswärtigen Mächten, zuerst von England, wiewohl damals Wellington noch Minister war, als König der Franzosen anerkannt, so wie er als Minister Frankreichs erklärte, daß, wenn Preußen in Belgien einrückten, die Franzosen das Gleiche thun würden. Gegen Ende des Jahres 1830 trat M. aus

dem Ministerium, sprach auch seitdem wenig in der Pairskammer, obgleich seine Rede zu Gunsten der Pairserblichkeit am 22. Dec. 1831 Aufsehen erregte, doch blieb er fortwährend ein treuer Anhänger Ludwig Philipp's. Seine Schriften sind: „Essais de morale et de politique" (Paris 1806), in der 2. Ausgabe durch die „Lebensbeschreibung seines Großvaters Matthieu M." (vergl. darüber „Literarische Blätter der Börsenhalle" (1834. Nr. 973 ff.). vermehrt; „Observations sur le dernier budget, adressées par un pair aux deux chambres à l'ouverture de la session" (Paris 1822). 64.

Molecularkraft heißt in der Physik die Kraft, welche den kleinsten Theilen (molécules) der Körper (s. Atom) zukommt und ihre Cohäsion so wie ihren Aggregatzustand bedingt. 30.

Molière (Jean Baptiste Poquelin de), der berühmteste französische Lustspieldichter, wurde den 16. Jan. 1622 zu Paris geboren, wo sein Vater königlicher Tapezierer und zugleich Trödler war, für welche Geschäfte er auch seinen Sohn bestimmte und daher dessen Erziehung sehr vernachlässigte. Erst im 14. Jahre wurde der junge Poquelin in das Collegium der Jesuiten aufgenommen, welches er fünf Jahre lang besuchte; allein im Jahre 1641 mußte er dasselbe verlassen und den Hof in den Geschäften seines Vaters nach Narbonne begleiten, woran dieser seines hohen Alters wegen verhindert wurde. Bei seiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1642 schloß er sich an eine Gesellschaft Schauspieler an, weil er schon in früher Jugend das Theater liebgewonnen hatte, und nannte sich nach Ablegung seines Familiennamens von jetzt an Molière, unter welchem Namen er später so berühmt geworden ist. Durch fortgesetztes Studium römischer, italienischer und französischer Lustspieldichter bildete er sein eigenes Talent für dieses Fach bald so aus, daß die von ihm verfertigten Lustspiele in den Provinzialstädten, wo er sie aufführte, um so größeren Beifall fanden, da es zu jener Zeit überhaupt an guten Stücken mangelte. Nachdem er in vielen, selbst bedeutenden Städten des Landes gespielt hatte, bewirkte der Prinz von Condé, sein ehemaliger Mitschüler, daß er im Jahre 1658 selbst in Paris auftreten durfte. Ludwig XIV. und der größte Theil des Volks war mit den Leistungen seiner Gesellschaft so zufrieden, daß der König dieselbe in seine Dienste nahm, obgleich M. durch Aufführung seines Lustspieles „les Précieuses ridicules" schonungslos gegen die Sitten der Zeit gekämpft hatte. Allein der König, dessen Liebling er geworden war, schützte ihn kräftig gegen alle Anfeindungen seiner Gegner. Mit Condé, Larochefoucauld und vielen Großen des Hofes ging er im Tone edler Vertraulichkeit um. Das Anerbieten das Theater zu verlassen, um in die Akademie treten zu können, schlug er aus. Noch während einer Unpäßlichkeit versuchte er den Argan in seinem „Le malade imaginaire" zu spielen, allein noch vor Beendigung des Stücks befiel ihn ein Blutsturz, an dessen Folgen er am 17. Febr. 1673 starb. Nur durch des Königs Vermittelung ward ihm ein anständiges Begräbniß zu Theil, welches der Erzbischof von Paris verweigert hatte. Seine Büste wurde im Jahre 1778 im Saale der Akademie aufgestellt und später seine in einer Urne gesammelte Asche im Museum französischer Denkmäler bewahrt. Noch jährlich feiern mehrere französische Theater seinen Geburtstag durch Aufführung eines seiner Stücke und Bekränzung seiner Büste. M.'s erstes Lustspiel, wodurch er seinen schriftstellerischen Ruf begründete, war „l'Etourdi," welches im Jahre 1654 zuerst in Lyon aufgeführt wurde. Den größten Ruhm trug aber sein „Tartuffe" davon, welcher im Jahre 1664 geschrieben und 1669 zum ersten Male aufgeführt wurde. M. zeichnet darin mit Meisterhand einen Scheinheiligen, zu dem sich manches Abbild unter den Geistlichen jener Zeit finden mochte, weßhalb sich diese auch aus allen Kräften der Aufführung des Stücks widersetzten. Noch im Jahre 1825 wurde dieselbe von der geistlichen Behörde zu Rouen verboten. Außerdem

verdienen besonders genannt zu werden sein „Misantrope," worin er den Kampf eines reinen Herzens mit der Heuchelei schildert, wozu der gesellige Umgang der Menschen oft nöthigt, „l'Ecole des femmes;" „l'Ecole des maris," deren Grundzüge den „Brüdern" des Terenz entlehnt sind; „le dépit amoureux," „le Cocu imaginaire 1660, durch seine komischen Scenen besonders für das Volk geeignet, „l'Avare," worin ein Geizhals weise Regeln der Sparsamkeit zu entdecken glaubt, „le Malade malgré lui" (1665), „l'Amour Médecin," „les Fâcheux," welches im Jahre 1661 binnen vierzehn Tagen gedichtet und aufgeführt wurde, „le Bourgeois gentilhomme, „les Femmes savantes," worin eine Gesellschaft weiblicher Schöngeister, welche sich im Hôtel de Rambouillet zu versammeln pflegte, lächerlich gemacht wird; im „Malade imaginaire" verspottet er die Charlatanerie und Pedanterie der damaligen Ärzte. Zu den besten Ausgaben seiner Werke gehört die im Jahre 1675 zu Amsterdam in 5 Bänden 12. erschienene und die von Auger 9 Bände, Paris 1819 mit Anmerkungen herausgegebene. Eine deutsche Übersetzung derselben lieferte Zschokke (6 Bde. Zürich 1805). Tartuffe wurde unter dem Titel „Der Betbruder" von Unger (Berlin 1787) übersetzt. In seinem häuslichen Leben war M. nicht ganz glücklich. Für diesen Schmerz entschädigte ihn zum Theil der Umgang mit Freunden und Großen, unter denen wir nur den berühmten Condé und den Marschall Vironne namentlich anführen. Racine hatte er sich durch Wohlthaten verpflichtet, veruneinigte sich aber nachher mit ihm. Auch als Schauspieler war M. besonders in den ächt komischen Rollen eines Harpapon, Argan ꝛc. unübertrefflich. Als Dichter ist er in den Darstellungen der verschiedenartigste Stände und Charaktere, der Ärzte, Sachwalter, Schöngeister, Bedienten, Geizhälse, Heuchler, so wie in Leichtigkeit der Versification und Gewandtheit des Gesprächs ein unerreichtes Muster. Seine Werke liefern das treueste und lebendigste Gemälde aller Schwächen, Thorheiten und Vorurtheile seiner Zeit. 81.

Molina (Ludwig), ein spanischer Jesuit, geb. zu Cuenca 1535, trat frühzeitig in den Jesuitenorden, studirte Theologie, ward Lehrer an der portugiesischen Universität zu Evora und starb 1600 zu Madrid im 65. Lebensjahre. Durch seine Schrift: „De concordia liberi arbitrii cum gratiae donis" (Olyssipone 1588), in welcher er ein Mitwirken der natürlichen Kraft des Menschen zur Besserung und Seligkeit behauptete und deßhalb des Pelagianismus beschuldigt wurde, erregte er einen allgemeinen Streit der Dominikaner und Jesuiten, indem diese sich für die Ansicht M.'s erklärten, während jene die augustinische Lehre von der Gnadenwahl und dem Gnadenbeistande vertheidigten. Um die molinistischen Streitigkeiten zu schlichten und eine gründliche Entscheidung der Frage zu bewirken, wie sich der Beistand der göttlichen Gnade zur Bekehrung des Sünders verhalte, setzte der Papst Clemens VIII. im Jahre 1598 eine Untersuchungscommission (congregatio de auxiliis gratiae) von Cardinälen und Bischöfen nieder. Nachdem vor derselben beide Parteien ihre Sache aufs Weitläufigste geführt hatten, löste Paul V. 1607 die Congregation auf, ehe noch ein Resultat gewonnen worden war, und gebot 1611 beiden Parteien gegenseitige Duldung und ewiges Stillschweigen. Doch erneuerte sich noch viel umfassender der Streit 1640 im Jansenismus (s. d. Art.) — Außer der bereits genannten Schrift hat man von M. noch folgende zwei Werke: „Comment. in partem I. Thomae de Aquino" (Olyssipone 1593. II Tom.) und „De justitia et jure." VI Tom. 63.

Molinos (Michael), der Urheber des Quietismus (s. d. Art.), war im Jahre 1627 (nach Andern erst 1640) zu Patacina bei Saragossa geboren. Zu Rom, wo er als Weltgeistlicher lebte und als Seelsorger gefeiert war, schrieb er 1675 seinen berühmten geistlichen Wegweiser „guida spirituale" (latein. „via

s. manuductio ad vitam spiritualem"), in welchem er als den Weg des Heils statt äußern Ritus und leerer Werkthätigkeit Gebetsstille, mystischen Tod, Vernichtung alles eignen Lebens empfahl, um liebevoll unterzugehen in Gott. In kurzer Zeit ward diese Schrift allein in Italien mehr als zwanzig Mal aufgelegt und fast in alle Sprachen übersetzt. Zur Bestreitung derselben vereinten sich jetzt die Dominikaner mit den Jesuiten. Dessenungeachtet fanden die Lehren des M. durch die Frau von Guyon und deren Beichtvater Lacombe, später auch durch Fenelon in Frankreich vielen Anhang. Daher geschah es, daß auf die Forderung des französischen Gesandten zu Rom eine Untersuchung über das Buch und die darin ausgesprochenen Grundsätze eingeleitet ward. M. wurde (1683) ins Gefängniß gesetzt; Innocenz XI. verdammte 68 Sätze aus der erwähnten Schrift (1687) und ihr Verfasser ward von der Inquisition zur Abschwörung seiner Irrthümer, zu lebenslänglicher Haft und schweren Bußübungen verurtheilt. Nach Abschwörung der verurtheilten Sätze starb er in hartem Klostergefängnisse 1696. 63.

Molitor (Gabriel Johann Joseph Graf von), Marschall und Pair von Frankreich, wurde 1770 zu Hayange im Moseldepartement geboren, trat zeitig in Kriegsdienste und zeichnete sich in allen Feldzügen seit 1792 rühmlich aus. Nachdem er im Jahre 1800 zum Divisionsgenerale ernannt worden war, befehligte er in der Schweitz, wurde später (1805) Generalgouverneur von Dalmatien, nahm hierauf im Jahre 1807 in Pommern an dem Kampfe gegen die Schweden Theil und bekleidete dann eine Zeit lang das Generalgouvernement in Pommern. 1709 war er mit in Östreich, erhielt in den folgenden Jahren eine Sendung in die Hansestädte und Holland und wohnte auch im Jahre 1813 dem Feldzuge in Sachsen bei. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba blieb er ohne thätige Theilnahme an den Ereignissen, trat aber später wieder in die Armee und commandirte im Jahre 1823 einen Theil der in Spanien eingerückten Armee. Auch bei dieser Gelegenheit that er sich rühmlich hervor und war fast überall siegreich. Nach seiner Rückkehr aus Spanien ward er Marschall und Pair. 22.

Molken, s. Milch.

Moll, s. Accord und Tonarten.

Molla (richtiger Maula oder Mewla, auch Mewlana, Herr, Vorgesetzer) ist bei den Muhammedanern ursprünglich ein Ehrentitel von Personen höhern Ranges, dann vorzüglich von ausgezeichneten Gelehrten, so daß er unserm Doctor entspricht, und in der Türkei von den Richtern erster Classe, welche die Justizpflege in den größern Städten verwalten. 9.

Mollusken, Weichthiere, bilden die zweite Ordnung der Würmer und unterscheiden sich von der ersten Ordnung, den eigentlichen Würmern, durch sichtbare Ausbildung der einzelnen Körper- und Gliedertheile. Sie zerfallen in nackte und mit Schalen bedeckte oder Conchylien (testacea). Letztere sind bereits in einem besondern Artikel abgehandelt worden, daher hier nur Einiges über die erstern. Die hierher gehörigen Thiere sind weich und gallertartig und mit einer weitern Haut, dem Mantel umgeben, welcher bald eine Röhre, bald eine Scheibe, bald auch eine Art Flosse bildet. Ihre Verdauungsorgane sind sehr mannigfaltig und bestehen bald in einem, bald in mehreren oft mit Zähnen und Speicheldrüsen besetzten Magen. Nur wenige haben wahre Augen und Nervenknoten finden sich ohne eine bestimmte Ordnung im Leibe vertheilt. Der Blutsaft derselben hat eine bläulich-weiße Farbe und eine doppelte Circulation, auch finden sich bei den meisten die gewöhnlichen Absonderungsorgane. Fühlfäden dienen ihnen zur Bewegung oder auch bei manchen, wie man mit Grund annimmt, als Sinnwerkzeuge. Die meisten der M. leben im Meere, einige im süßen Wasser, andere in thierischen Körpern und nur wenige auf dem Lande. Von den hierher gehöri-

gen Thieren nennen wir beispielsweise folgende: die Erdschnecken, die Seeschnecken, die Nereiden, die Seescheiden, die Steinbohrer, den Dintenwurm, die Seenessel, den Seestern, den Seeigel, das Medusenhaupt u. a. m. Zu bemerken ist noch, daß in dem von Oken aufgestellten Systeme die M. sammt den Conchylien eine von den früheren ganz verschiedene Classification erhalten haben. Hier gehören sie nämlich theils zu der ersten, theils zu der zweiten Classe der Eingeweidethiere und sind entweder Darmthiere oder wie die Muscheln und Schnecken, welche Oken insbesondere Weich- oder Schalthiere nennt, Aderthiere. Die übrigen Würmer bilden dann die dritte Classe oder die Hautthiere. 8.

Mollweide (Karl Brandan), einer der ausgezeichnetsten Mathematiker neuerer Zeit, ward 1774 in Wolfenbüttel geboren, widmete sich von seinem 12. Jahre an mit allen nur möglichen Anstrengungen daselbst den mathematischen Wissenschaften, studirte in Helmstädt, ward 1800 Lehrer der Mathematik und Physik am Pädagogium zu Halle, 1811 Observator der Sternwarte und außerordentlicher Professor und 1814 ordentlicher Professor der Mathematik zu Leipzig, woselbst er auch den 10. März 1825 starb. Von M.'s Schriften verdienen besonders Erwähnung: „Commentationes mathematico-philologicae III." (Lips. (1813); „De quadratis magicis" (Lips. 1816); „Prüfung der Farbenlehre des Herrn von Göthe und Vertheidigung des Newton'schen Systemes gegen denselben" (Halle 1820); „Darstellung der optischen Irrthümer in des Herrn von Göthe Farbenlehre" (Halle 1821); „Klügel's mathematisches Wörterbuch 4r Theil (Q bis S)" (Leipzig 1823) und viele Abhandlungen in von Zach's „monatlicher Correspondenz" und Gilbert's „Annalen," welche er von 1824 bis an seinen Tod redigirte. 26.

Molo, franz. môle, nennt man ein in einen Hafen und zwar ins Wasser hinein gemauertes Werk, entweder in einer Cirkellinie oder mit Winkeln, nach der Beschaffenheit des Grundes, auf den man sie baut und mit einem Eingange für die Schiffe. Dieser Eingang kann vermittelst einer Kette versperrt werden, um das Ein- und Auslaufen der Schiffe zu verhindern. Der Nutzen eines M. besteht darin, daß er Sand und Schlamm abhält und die Schiffe vor den Wellen und vor dem Feinde besser beschützen kann. 26.

Moloch oder **Molech** war der Name eines Götzenbildes bei den Ammoriten, dessen Verehrung auch bei den Hebräern schon auf ihrem Zuge durch die Wüste Eingang fand. Es hatte die Gestalt eines Menschen mit einem Ochsenkopfe und ausgestreckten Händen. Nachdem man in dessen Höhlung ein Feuer angemacht hatte, wurden die zum Opfer dargebrachten Kinder dem M. in die Arme gelegt und die Götzenpriester suchten inzwischen das Geschrei derselben durch Musik zu übertäuben. In späteren Zeiten war dieser eherne Götze bei den Juden im Thale Hinnom bei Jerusalem aufgestellt. Nach Einigen lag dieser Opferungsweise die Idee des Sonnencultus unter; Andere finden darin eine Entlehnung von der Verehrung des Saturn, der eben so dargestellt wurde. Am Wahrscheinlichsten nimmt man an, daß sie aus der Bekanntschaft der Hebräer mit dem Apisdienste in Ägypten hervorging. 77.

Molossus, s. Rhythmus.

Molucken, s. Gewürzinseln.

Molwitz, ein Dorf im Regierungsbezirke Breslau der preußischen Provinz Schlesien, eine Meile südwestlich von Brieg gelegen, ist denkwürdig durch eine Schlacht zwischen Friedrich dem Großen und den Östreichern unter Neuperg am 10. April 1741, die erste, welche im östreichischen Successionskriege geschlagen wurde. Beide Armeen waren sich ziemlich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß die Preußen den Krieg nur vom Paradeplatze her kannten, während das östreichische Heer aus alten versuchten Kriegern bestand. Gleich anfangs beging Friedrich

einen großen Fehler, daß er, statt die Östreicher in ihren Quartieren zu überfallen, den ganzen Vormittag des Schlachttags mit der regelrechten Aufstellung seiner Truppen zubrachte und auch dann, als dieß geschehen war, die Östreicher ruhig dasselbe thun ließ. Der Kampf begann Nachmittags um 2 Uhr mit einer Kanonade, welcher bald ein heftiger Angriff der östreichischen Reiterei unter dem Generale Römer folgte, dem die preußische nicht zu widerstehen vermochte. Die alsbald entstandene Verwirrung hätte den Verlust der Schlacht herbeiführen können, wenn nicht die Infanterie unter Schwerin's Leitung den entschlossensten Widerstand geleistet hätte. Dennoch entstand neue Gefahr, als zuletzt die Munition zu mangeln anfing, und nur ein Gesammtangriff konnte unter solchen Umständen die Entscheidung beschleunigen. Derselbe geschah unter des Königs, Leopold's von Dessau und Schwerin's Leitung mit einer Energie, welcher die Östreicher nicht zu widerstehen vermochten. Sie flohen in Unordnung zurück und hinterließen 7000 Todte und Verwundete, 1200 Gefangene und 7 Kanonen. Die Sieger eroberten bald darauf Neisse und machten sich zu Herren von Schlesien. 15.

Molybdän, ein festes, feuerbeständiges, sprödes und fast unschmelzbares Metall, hat eine Farbe zwischen Silber- und Zinnweiß, ein specifisches Gewicht von 7,4 und 8,6, und wurde 1778 durch Scheele, Bergmann und Hjelm bekannt. Man findet es mit Schwefel vererzt im Molybdänglanze oder Wasserblei, welcher 60 Theile davon in 100 enthält, im Molybdänocker mit 33 Theilen Sauerstoff in 100 Theilen und im molybdänsauren Bleie oder in dem Gelbbleierze. Ersteres Mineral ist in Sachsen, Schweden und Rußland in Ur- und Übergangsgraniten häufig; das letztere auf Lagern und Gängen in Kärnthen. 76.

Molyn, s. Tempesta.

Molza (Francesco Maria), einer der vorzüglichern italienischen Dichter, ward den 18. Juni 1489 zu Modena geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und studirte darauf in Bologna die Rechte. In Rom, wohin er sich von dort begeben hatte, machte er sich durch seine eleganten Verse in den vornehmsten Cirkeln beliebt, lebte aber dabei sehr ausschweifend, so daß sein Vater kein anderes Mittel, ihn zu bessern, erkannte, als daß er ihn verheirathete. Aber nur einige Jahre genoß er der Ruhe und fing in Rom seinen vorigen Lebenswandel aufs Neue an. Sein Vater enterbte ihn deßhalb und er gerieth daher in die größte Dürftigkeit, welcher die geringen Gaben seiner Gönner nicht steuern konnten, und starb, noch dazu von einer bösartigen Krankheit, einer Folge seiner Ausschweifungen, ergriffen, zu Modena den 28. Febr. 1544. — Seine lyrischen Gedichte, in denen eine feurige Phantasie mit kräftigem und tiefem Gemüthe und einer großen Eleganz der Sprache vereinigt ist, stellen ihn unbedingt den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit an die Seite; weniger leistet er im Fache der Novelle; seine satyrischen und burlesken Dichtungen, in denen er Berni nachzuahmen suchte, bewegen sich aber zu sehr im Gebiete des Gemeinen, als daß sie auf irgend einen Werth Anspruch machen könnten. Dagegen genießen seine Tibull nachgebildeten lateinischen Elegien ein wohlverdientes Lob. „Poesie volgari e latine“ (Bergamo 1747—1753. 3 Vol. 8.); „Poesie“ (Mail. 1808. 8.). — Seine Enkelin, Tarquinia M., geb. den 1. Nov. 1542, zeichnete sich durch gründliche Kenntniß der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, so wie der Philosophie, Mathematik und Astronomie aus. Seit 1580 Wittwe von Paolo Porrina, einem Edelmanne zu Modena, lebte sie allein dem Studium, brachte von 1583—1589 an dem Hofe von Ferrara mit Ehrenbezeugungen überhäuft zu und starb zu Modena den 8. Aug. 1617. — Doch entsprechen ihre Leistungen, welche sich an der Ausgabe der Werke ihres Großvaters gesammelt finden, ihrem großen Rufe nicht ganz. 16.

Moment (momentum), eigentlich ein bewegendes Ding, dann der Zeitpunkt der Bewegung überhaupt, wird von uns, indem wir den Begriff der Flüchtigkeit der Zeit damit verbinden, gleichbedeutend mit Augenblick gebraucht. In dieser Hinsicht ist der Ausdruck in den bildenden Künsten von großer Bedeutung, indem man darunter die Auffassung irgend einer Situation versteht, welche den günstigsten künstlerischen Effect hervorbringt. In der angewandten Mathematik versteht man darunter theils die Kraft eines bewegten Körpers, welche aus dem Producte seiner Schnelligkeit und seiner Masse gewonnen wird, theils das Product der wirkenden Kraft am Hebelarme. 9.

Momiers sind eine Separatistensecte, die 1813 in Genf unter ihrem Vorsteher, einem Studenten der Theologie, geschichtlich hervortrat, die Lehren Augustin's in ihrer vollen Strenge aufstellte und besonders die wahre Gottheit Christi behauptete. 1818 sagte sie sich von der Genfer Kirche los, was ihr zweiter Vorsteher Malan und Andere 1821 wiederholten, verband sich, obgleich ihre Zusammenkünfte von dem Staatsrathe 1824 untersagt wurden und mehrere Amtsentsetzungen der Anhänger des alten Glaubens oder der „Orthodoxen Kirche," wie sie sich nannten, erfolgt waren, mit den englischen Methodisten und wird seit 1830 als Secte geduldet. Ihre Theilnehmer haben sich jetzt in dem Canton Genf, im Canton Waadt und in der französischen Schweitz verbreitet. Den seit 1818 üblichen und jetzt recipirten Namen erhielten sie von ihren Gegnern, die damit deren Verstellung (momerie) andeuten wollten. Vergl. „Geschichte der sogenannten Momiers" (Basel 1825.). 77.

Momus (*Μῶμος*) ist eine altgriechische Gottheit, deren wir zuerst beim Hesiod Erwähnung gethan finden, welcher ihn einen Sohn der Nacht nennt. Als besondere Gottheit tritt er aber erst wieder in den Schriften des Lucianus hervor, wo er als Repräsentant des gesunden Menschenverstandes erscheint, der sich mit Spott und Ironie über die Handlungen der Götter ergießt. Später galt er als Gott des Scherzes. Als Neptun, Minerva und Vulcan welteten, wer von ihnen das Nützlichste schaffen würde, soll M., so erzählt eine diese Gottheit charakterisirende Fabel, an dem vom Vulcan geschaffenen Menschen getadelt haben, daß er auf der Brust kein Fenster habe, um in sein Herz zu schauen, an dem von der Minerva geschaffenen Hause aber dessen Unbeweglichkeit und an dem von Neptun geschaffenen Ochsen endlich, daß er die Hörner nicht auf der Brust habe. Abgebildet wurde er, wenigstens in der spätern Zeit, als hagerer Jüngling mit der Narrenkappe und einem Satyrgesichte. 20.

Monaco, s. Sardinien.

Monade, (*μόνας*, von *μόνος*, das Einzelne, Einzige) die Einheit, ursprünglich und eigentlich wohl im rein arithmetischen Sinne gebraucht, wie bei Euklides, bald aber auch durch die Philosophen aufs Übersinnliche übertragen zum metaphysischen Principe der Dinge gemacht, hat in der Philosophie alter und neuer Zeit eine wichtige Rolle gespielt und verschiedene Bedeutungen angenommen. Eingeführt wurde sie wohl in die Philosophie durch Pythagoras, der sie zum Principe aller Dinge erhob, weil Alles in der Welt zähl- und meßbar sei, dann aber in mystischer Vorstellungsweise mit Gott identificirte. Von da nahm sie Plato auf und nannte Monaden oder Henaden seine Ideen, d. h. die Gemeinbegriffe, welche, an sich Eins und einfach, doch in einer Vielheit von Dingen, als ihren Modificationen oder Abbildern enthalten sind. Ausgebildet endlich wurde die Monadenlehre von Leibnitz, der als den Grund aller Erscheinungen immaterielle Substanzen, Selbstkräfte, Entelechien, annahm, die er Monaden nannte und als die höchste M. Gott. Seine Lehre ist daher auch gemeint, so oft man von der Monadologie spricht. Sie ist neuerdings wieder von einigen Philosophen angenommen und umgebildet worden, z. B. von Hillebrand

und Ritgen. — Ähnlich den Monaden in Rücksicht auf Einfachheit und Untheilbarkeit, doch ihnen gerade entgegengesetzt als rein materiell sind die Atomen (s. d. Art.). — Vergl. „Ploucquet primaria monadologiae capita“ (Berl. 1748. 8.); „Institutions Leibnitziennes ou précis de la monadologie“ (Lyon 1767. 8.); „De Justi, dissertation sur le système des monades“ (Berl. 1748. 4., auch deutsch); dessen „Vertheidigung seiner Schrift über die Monaden und die Gegenschriften“ (Frankfurt und Leipzig 1748. 8.); „Entwurf einer kurzen Geschichte der Schriften von den Monaden von der Zeit Leibnitz's bis auf die jetzige;“ in Windheim's „Gött. phil. Bibliothek“ (1789. 1. 2. 3. Bd.). 80.

Monadelphia, einbrüderige Pflanzen, nannte Linné die 16. seiner Pflanzenclassen. Das Charakteristische derselben ist das Vereinigtsein der Staubfäden in ein Bündel. Sie besteht aus 13 Ordnungen, von der Diandria bis zur Polyandria hinaufsteigend. 35.

Monandria, ein Name, womit Linné in seinem Sexualsysteme die erste Pflanzenclasse bezeichnet, deren Blüthe nur mit einem Staubfaden versehen ist. (Vergl. Botanik.) 21.

Monarchianer, s. Trinitarier.

Monarchie, Alleinherrschaft, bezeichnet diejenige Verfassung bei einem Volke, nach welcher die höchste Staatsgewalt in die Hände eines Einzigen gelegt ist, den man deßhalb Alleinherrscher (Monarchen) nennt. Die Monarchie oder Monokratie kann aber beschränkt werden oder als unumschränkt erscheinen. Der erstere Fall ist vorhanden, wenn nicht blos die Willkühr beschränkende Einrichtungen und Gesetze, sondern auch Personen, (die man gewöhnlich Stände nennt), vorhanden sind, deren Zustimmung zu gewissen Verhandlungen erforderlich ist. Beim Mangel solcher beschränkenden Einrichtungen, wie z. B. in Rußland, nennt man den Regenten dann Selbstherrscher oder Alleinherrscher. Die Erfahrung der Geschichte hat es ausgewiesen, daß Volksherrschaft ohne äußere Kriege, die die Welt verheeren, über lang oder kurz der Anmaßung des Verwegensten aus ihrer Mitte unterliegt, die Herrschaft Weniger aber vor der Alleinherrschaft blos durch die Mehrzahl der Gewalthaber sich auszeichnet. Um diesen Nachtheilen zu entgehen und um innerliche Zerrüttungen, welche aus den Streitigkeiten über die Erlangung der Oberherrschaft entstehen würden, zu begegnen, hat man daher in den meisten Ländern gewisse Gesetze über die Nachfolge in der Regierung für die Regentenfamile (meistens das Recht der Erstgeburt) angenommen, die Willkühr des Einzigen aber, theils durch Verfassungsurkunden und Stände, theils durch gewisse bei der Huldigung zu ertheilende Versicherungen und endlich durch die bedungene Verantwortlichkeit der obersten Staatsdiener, zu entfernen, dadurch aber den für Fürst und Volk gleich wohlthätigen Zustand der Sicherstellung ihrer Rechte herzustellen gesucht, welchen man mit dem Ausdrucke Legitimität (s. d. Art.) in seiner Reinheit bezeichnet. 31.

Monat, lat. mensis; fr. mois; engl. month, ist ein bestimmter Theil des Jahres, der ohne Zweifel schon im höchsten Alterthume durch den Lauf des Mondes unter den Sternen, vor Allem aber durch das Erscheinen seiner einzelnen Gestalten, als Neumond, erstes Viertel u. s. f. gleichsam von selbst angedeutet und bestimmt ward. Doch war die Länge eines jeden der Monate und deren Zahl nicht zu allen Zeiten und bei jedem Volke dieselbe, sondern je nachdem man diesen oder jenen Zweck zu erlangen beabsichtigte, verschieden, wie man darüber im Art. Kalender das Nähere nachlesen kann. Auch war die Aufeinanderfolge der einzelnen Monate nicht stets die nämliche geblieben, besonders bei den Griechen, Römern und Juden. — 13.

Monboddo (James Burnett, Lord), philosophischer Sprachforscher, ward 1714 zu Monboddo in Schottland geboren, studirte zu Aberdeen und Gröningen

die Rechte und prakticirte seit 1738 als Advocat in Edinburg, begab sich beim Ausbruche der Rebellion in Schottland nach London, wo er mit Harris (s. d. Art.) Freundschaft schloß und ward 1767 Präsident des Sessionshofes, und Lord M., als welcher er den 26. Mai 1799 starb. Durch Harris angeregt hatte er sich den Untersuchungen über die geistige Entwickelung der Menschheit, vorzüglich über den Ursprung der Sprachen gewidmet, als deren Resultat sein Hauptwerk: „On the origin and progress of language" (Edinb. 1773—1792. 6 Bde. 8., deutsch sehr abgekürzt von Schmidt, mit einer Vorrede von Herder, Riga 1784—1786. 2 Bde. 8.), welches, obwohl auf einseitigen Grundlagen beruhend und mit vielen falschen Urtheilen ausgestattet, doch sehr viel tüchtige Bemerkungen und Stoffe zu weiteren Untersuchungen enthält, erschien. Seine „ancient metaphysics or the science of the universals" (Edinb. 1779—1799. 6 Bde. 8.) hat ihre ganze Merkwürdigkeit in der Überzahl der darin widerlegten Paradoxien. 16.

Moncey (spr. Mongseh), (Adrian Jeannot), Herzog von Conegliano, Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Besançon im Jahre 1754, studirte die Rechte, trat aber später in Militairdienste und that sich so rühmlich hervor, daß er im Jahre 1794 bereits zum Divisionsgeneral und Oberbefehlshaber der Westpyrenäenarmee ernannt wurde. Als solcher erfocht er den 17. Oct. 1794 den wichtigen Sieg bei Villa Nova, in Folge dessen Fuentarabia, St. Sebastian und bald ganz Navarra in die Gewalt der republikanischen Heere kamen. Im Jahre 1796 ging er zur Rheinarmee ab und von da nach Italien, wo er mit vieler Auszeichnung ein Armeecorps commandirte. Nachdem er im Jahre 1799 das wichtige Commando von Lyon mit rühmlicher Umsicht geführt hatte, befehligte er im Jahre 1800 eine Truppenabtheilung in Italien, ward hierauf im folgenden Jahre Generalinspector der Nationalgensd'armerie und erhielt im Jahr 1804 die Marschallswürde und das Großofficierkreuz der Ehrenlegion. Von 1808—1812 befehligte er in Spanien und übernahm 1813 das Commando der Nordreservearmee, so wie 1814 der pariser Nationalgarde, unterwarf sich hierauf nach der ersten Restauration den Bourbons und wurde Pair, trat aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba wieder zu diesen über und wurde deßhalb und weil er dem über Ney niedergesetzten Kriegsgerichte nicht präsidiren wollte, gefänglich eingezogen und aller seiner Würden entsetzt. Doch ward er im Jahre 1819 begnadigt, erhielt die Pairswürde zurück und im Jahre 1823 das Commando der Armeeabtheilung, welche zur Eroberung Cataloniens bestimmt war. Wenn auch nicht immer siegreich, erreichte er doch zuletzt seinen Zweck durch Beharrlichkeit und umsichtige Operationen vollkommen, indem er durch die Eroberung Barcellonas den Feinden ihren Hauptstützpunkt entriß. Hochgeachtet kehrte er nach Frankreich zurück und übernahm hier später das Commando des Invalidenhauses zu Paris. 22.

Moncrif (François Augustin Paradis de), französischer Dichter, geboren 1687 zu Paris, war der Sohn eines Rechtsgelehrten, Namens Paradis, nahm aber von seinem Großvater mütterlicher Seite, einem Engländer Montcrief, den Namen M. an. Als Dichter, Musiker und selbst Schauspieler verschaffte er sich bald die Gunst des Hofes und seiner Umgebung, ward später Secretair des Grafen von Clermont, 1733 Mitglied der Akademie, 1734 Vorleser der Königin Maria Lescinska, dann vom Minister Grafen d'Argenson als Generalsecretair der Posten gestellt und starb den 13. Nov. 1770 zu Paris. Unter seinen Werken sind zu nennen: „Essais sur la nécessité et sur les moyens de plaire" (Par. 1738. 12.), ein Lehrbuch der Umgangskunst, und „Chansons" (1757. 12.), unter denen vorzüglich seine Balladen und Romanzen sich rühmlich auszeichnen. Seine übrigen Producte, Novellen, Theaterstücke u. dgl.

tragen fast alle ein satyrisches Gepräge, unter denen seine „Histoire des chats“ (Paris 1727. 1748. Amsterd. 1767. 8.) mit Bildern von Caylus ihm vielen Spott zuzogen. Bemerkenswerth ist seine dankbare Anhänglichkeit an d'Argenson selbst auf die Gefahr, den Haß der Frau von Pompadour auf sich zu laden. 16.

Mond, lat. luna; franz. lune; engl. moon, ist der Nebenplanet unserer Erde, um die er, sie auf ihrer jährlichen Reise um die Sonne begleitend, in einem mittlern Abstande von 51844 Meilen (der um 4118 Meilen zu- und abnimmt), sich bewegt. Die Länge der Bahn beläuft sich demnach auf fast 326000 Meilen, die der M. in 27 Tagen 7 Stunden 43 Min. 12 Sec. vollendet, während er, um wieder mit Erde und Sonne in dieselbe Stellung zu kommen, (von einem Neu- oder Vollmonde zum andern) 29 Tage 12 Stund. 44 Min. 3 Sec. braucht. Die erste Umlaufszeit heißt die periodische, die andere die synodische. Die scheinbare Fortbewegung des Mondes am Himmel beträgt im Mittel täglich 13 Grade 10 Min. 35 Sec., die wahre Bewegung in der Bahn 500 Meilen. In derselben Zeit rückt aber auch die Erde und mit ihr der M. 14000 Meilen in ihrer Bahn um die Sonne fort. Der Diameter des Mondes von der Erde aus beträgt 31 Min. 8 Sec., also ist der M. im Durchmesser fast $3\frac{7}{10}$ und an körperlichem Inhalte über 50mal kleiner als die Erde. Da hierbei zugleich auch seine Dichtigkeit um etwa $\frac{1}{7}$ geringer ist als die der Erde, so ist die Masse des Mondes der 68ste Theil der Erdmasse. Die siderische Umlaufszeit des Mondes von 27 Tage 7 St. 43 Min. 12 Sec. ist nicht wie bei den übrigen Himmelskörpern constant, sondern wird mit der Zeit immer kleiner, so daß also die Bewegung des Mondes immer geschwinder wird. Die Ebene der Mondsbahn ist gegen die der Erde um 5° 8′ 47″ geneigt und ihre Knoten (s. d. Art.) bewegen sich langsam rückläufig. Schon mit freiem Auge bemerkt man Flecken im Monde, jedoch fast stets nur die nämlichen; denn der M. zeigt, während er um unsere Erde sich bewegt, uns immer blos dieselbe Seite seiner Kugeloberfläche, woraus folgt, daß der M. sich in der nämlichen Zeit, in welcher er um die Erde herumkommt, erst einmal um seine Achse dreht. Indessen bemerkt man doch bei genauerer Beobachtung kleine periodische Veränderungen in der Lage der Mondflecken gegen den Mittelpunkt der Mondscheibe. Es verschwinden nämlich die nahe am Rande liegenden Flecken und erscheinen wieder wechselsweise. Diese periodischen Veränderungen nennt man das Schwanken oder die Libration des Mondes und zwar diejenige, welche am östlichen und westlichen Rande stattfindet, die Libration in die Länge, die von Süden nach Norden aber die Libration in die Breite. Jene entsteht aus dem ungleichförmigen Laufe des Mondes in seiner Bahn, diese aus der Neigung der Mondsbahn gegen die Ekliptik. Außerdem gibt es noch eine tägliche Libration, die von der Mondsparallaxe herrührt. Alle diese drei Librationen sind indeß nur scheinbar. — Die sonderbarsten Erscheinungen aber, die der M. darbietet, sind seine Phasen (s. d. Art.), so wie die Mond- und Sonnenfinsternisse (s. d. Art. Finsternisse). Man kam sehr bald auf den Einfall, die Mondsflecken mit unsern Bergen und Thälern, Meeren und Flüssen zu vergleichen, mit denen sie auch in der That viele Ähnlichkeit haben. Hevel gab daher jenen Flecken die Namen unserer größten und berühmtesten Länder, Meere, Berge ꝛc.; Riccioli aber die Namen der berühmtesten Philosophen und Letzterer, vom Zufalle begünstigt, erlebte das Glück, seinen Vorschlag durchgesetzt zu sehen, obschon Hevel's Namen die zweckmäßigsten waren, da man schon mit mittelmäßigen Fernröhren die hellen Flecken im Monde deutlich als Berge und sogar auch ihren Schatten bemerkt, welcher immer auf der der Sonne entgegengesetzten Seite steht und desto länger ist, je niedriger die Sonne für jene Berge steht, so wie er beinahe gänzlich verschwindet, sobald die Sonne sich mehr senkrecht über ihren Gipfel erhebt.

Das Auffallendste bei den Mondgebirgen ist deren große Höhe; denn einige erheben sich über die Mondsoberfläche bis auf 26000 Fuß, so daß also die Mondsberge im Verhältnisse der Durchmesser des Mondes und der Erde nahe 5 mal höher sind als unsere Berge. Die Mondsgebirge zerfallen ferner in 2 Arten: in zusammenhängende Bergadern und isolirte Ringgebirge. Die größten Bergadern findet man bei Tycho, Kepler und Copernicus. Ein Punkt, ein großer Bergrücken thürmt sich weit über die Oberfläche des Mondes auf und von ihm stürzen nach allen Seiten gleichsam ganze Ströme von Gebirgen, wie Lichtstrahlen aus der Sonne, in die umliegenden Ebenen herab. Die Ringgebirge hingegen haben meistens die Gestalt kreisförmig ausgetrockneter Teiche und sind rings mit einem erhabenen Walle umgeben, während ihre innere ebene, oft viele Quadratmeilen große Fläche in ihrer Mitte gewöhnlich einen isolirten kegelförmigen Berg trägt. Zwei der merkwürdigsten dieser Ringgebirge sind Plato und Eudoxus. — Der Kern, der eigentliche Brennpunkt der Bergadern, gehört zu den höchsten Mondsgebirgen; niedriger sind gewöhnlich die Ringgebirge, die nur selten 8000 Fuß betragen und noch niedriger die vorhin erwähnten kegelförmigen Berge. Am besten wird man die Mondsgebirge kennen lernen, wenn man den M. zur Zeit des ersten oder letzten Viertels durch das Fernrohr betrachtet, weil im Vollmonde die Sonne genau über der Mitte der uns sichtbaren Mondesscheibe steht und man dann die Schatten der Berge nicht deutlich sehen kann, im Neumonde hingegen diese Schatten auf gegen uns zu sehr schiefliegende Theile der Mondesoberfläche fallen, um gut bemerkt zu werden, während bei den beiden Vierteln die Sonne für die Mitte der uns sichtbaren Scheibe eben auf- oder untergehet und daher die Schatten der Berge am größten und deutlichsten zeigt. Vorzüglich merkwürdig sind die erwähnten Ringgebirge, die vulcanischen Ursprungs zu sein scheinen; denn der innere Raum, den diese Ringgebirge einschließen, ist gewöhnlich in seiner Mitte vertieft und kegelförmig ausgehöhlt, wie man an den starken und langen Schatten erkennt, welche diese Berge werfen. Diese Vertiefungen sind den Kratern unserer Vulcane ganz ähnlich, jedoch bedeutend größer; so hat z. B. der Krater des Copernicus 7 deutsche Meilen im Durchmesser. Da übrigens der größte Theil dieser Ringgebirge durchaus regelmäßig geformt ist, so scheinen sie auch zugleich entstanden zu sein, obgleich auch späterhin manche kleinere Revolutionen in einzelnen Mondsgegenden ausgebrochen sein mögen, da man die im Allgemeinen sehr regulär geformten Bergfälle dadurch wieder häufig geborsten und nach allen Richtungen zerrissen erblickt. Wenn aber älteren Beobachtungen zufolge der M. kein Wasser, folglich auch keine Atmosphäre besitzen sollte, so haben neuere und genauere Beobachtungen gezeigt, daß es auf dem Monde wirklich nicht an aller Dämmerung fehle und Schröter hat kurz vor und nach dem Neumonde über die Spitzen der sogenannten Hörner heraus öfters ein mattes Zwielicht entdeckt und daraus die Höhe der Atmosphäre des Mondes, die noch stark genug ist, das Licht zurückzuwerfen, zu 800 Fuß berechnet. Endlich hat man auch obwohl nur schwache Abänderungen an der Oberfläche des Mondes bemerkt, die unseren Wolken ähnlich zu sein scheinen, da die Gestalt und Farbe der Flecken und Berge sich oft so ändern, daß die Schatten der letztern auf die Seite, auf welcher die Sonne steht, zu fallen scheinen, durch welches Alles die Existenz einer freilich sehr feinen Mondesatmosphäre wahrscheinlich wird. Da ferner der Wechsel der Jahreszeiten von dem Winkel der Bahn eines Gestirnes mit seinem Äquator abhängt und dieser bei dem Monde sehr klein ist, so hat demnach auf dessen Oberfläche kein Wechsel der Jahreszeiten statt. Die Bewohner des Mondes, die nahe an ihrem Äquator sind, haben die Sonne immer nahe bei ihrem Zenith, so wie die Bewohner der beiden Pole sie immer nahe bei ihrem Horizonte sehen. Dort herrscht eine ewige Alles versengende Hitze und

über den Innenraum Licht fällt, schwach. Eine weitere Lücke hat das Mauerwerk an der Nordseite, wo ein Fenster gewesen ist, und an der Ostseite, wo die Thür war. Die Mauern sind 1,10 m stark. Die Thür ist 1,80 m hoch und 1,10 m breit. Die Fenster sind 1,50 m hoch und 0,80 m breit

kein anderes Anatomie gelehrt werden durfte, als über dieses, und daß man Alles, wo die Natur nicht mit M.'s Beschreibung übereinstimmte, ein „monstrum“ nannte. 39.

Mondkalb oder **Mole**, franz. mole, faux germe; engl. mole, deformed birth, nennt man die Leibesfrucht, welche blos aus äußeren Bildungsorganen, nämlich den entarteten Eihüllen besteht; es ist daher eine falsche Frucht, die nicht zum selbstständigen Leben gelangt und nur höchst selten menschlich gestaltet erscheint. Man gibt mehrere Arten davon an, z. B. die **Fleischmole**, wo die Masse aus Fleischfasern besteht; die **Blasen-** oder **Traubenmole**, wo sie viele Blasen oder Hydatiden enthält; die **Knochen-**, **Haar-**, **Kalkmole** ꝛc., wenn Knochenstücke, Haare, Kalkerde u. dergl. in der Masse sich befinden. Dergleichen Molen verursachen während der Schwangerschaft mancherlei Zufälle, doch nur erst nach der neunten oder zehnten Woche. Der Leib nimmt schneller an Umfange zu; die Schwangere genießt selten einer leiblichen Gesundheit, verliert von Zeit zu Zeit nicht wenig Blut durch den Muttermund, wodurch gewöhnlich große Schwäche herbeigeführt wird. Der Abgang einer solchen Mole erfolgt schon im dritten oder vierten Monate und ist, wie bei der normalen Geburt, mit Schmerzen, doch einer ungleich stärkern Blutung verbunden, die nicht selten ärztliche Hülfe erfordert. 7.

Mondphasen, s. Phasen.

Mondsteine, franz. pierres de lune; engl. moonstones, heißen einige Mineralien von durchscheinenden Abänderungen, welche einen eigenthümlichen blaulichweißen Lichtschein nach gewissen Richtungen zurückwerfen. Die Ursache des Scheinens liegt in der Eigenthümlichkeit der innern Structur derselben (s. Irisiren). Steine mit gelblichem oder röthlichem und intensiverem Schimmer werden **Sonnensteine** genannt. Man hat beide vorzüglich schön am Feldspathe. 76.

Mondsucht, s. Somnambulismus.

Mone (Franz Joseph), bekannter Literator, geboren am 12. Mai 1796 zu Mingolsheim, einem Marktflecken in der Nähe von Heidelberg, ist aus einer ursprünglich niederländischen Familie, die sich Moonen schrieb (sein Großvater von Neder-Weert, in der niederländischen Provinz Limburg gebürtig, ließ sich in Mingolsheim als Kaufmann nieder), entsprossen. Nachdem er in der Privatlehranstalt im Schlosse Kißlau, dem jetzigen badischen Staatsgefängnisse, den ersten Unterricht erhalten hatte, kam er 1808 auf das Gymnasium zu Bruchsal, 1812 auf das Lyceum zu Rastadt und bezog 1814 die Universität Heidelberg, wo er Philologie und Geschichte, später Rechtswissenschaft und Naturwissenschaft studirte. Er wurde hier 1817 Privatdocent, 1818 Secretair bei der Universitätsbibliothek, 1819 außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor der Geschichte, beschäftigte sich seit 1820 besonders mit Politik und Statistik und erhielt 1825 die Leitung der Universitätsbibliothek über sich, die 1827 auf seinen Rath durch den Ankauf der Salmansweiler Sammlung sehr bedeutend vermehrt wurde. Im Jahre 1827 nahm M. einen Ruf an die Universität zu Löwen an, wurde nach der belgischen Revolution von der provisorischen Regierung außer Thätigkeit gesetzt, ohne jedoch förmlich entlassen zu werden, schlug die Anerbietungen, in belgische Dienste zu treten, aus, blieb aber bis Ende März 1831 in Belgien, wo er nach Heidelberg ging und im April 1832 auf Ersuchen die Redaction der karlsruher Zeitung übernahm, die er, weil gerade das Gesetz über die freie Presse damals in Baden in Wirksamkeit trat, unter manchen Anfechtungen bis zum April 1835, wo er sie niederlegte, fortführte. Er unternahm jetzt eine gelehrte Reise für die Record Commission zu London nach Belgien und das nördliche Frankreich, wurde im Spätjahre 1835, nachdem er nunmehr vom Könige der Niederlande

unter Ertheilung des Ordens vom niederländischen Löwen aus dem Staatsdienste des Königreichs entlassen worden war, geheimer Archivar und Vorstand des Generallandesarchivs zu Karlsruhe. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, auch Director des Verwaltungsraths der badischen Versorgungsanstalt, die er 1835 gründen half. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „De emendanda ratione grammaticae german. libellus“ (Heidelb. 1816); „Einleitung in das Nibelungenlied“ (Heidelb. 1818); „Olinde“ (Berl. 1821); „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa“ (Heidelberg 1822—1823. 2 Bde., wovon der Anfang der holländischen Bearbeitung, Harlem 1834, erschienen ist); „Theorie der Statistik“ (Heidelberg 1824. 1. Abth.); hiervon lieferte Tandel eine Übersetzung: „Théorie de la statistique etc.“ (Lourain 1834); „Badisches Archiv zur Vaterlandskunde“ (Karlsruhe 1826—27. 2 Bde.); „Historia statisticae“ (Löwen 1828); „Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache (Aachen 1830. 1 Bd.); „Reinhart Fuchs“ (Stuttgart 1832), aus Handschriften des IX. und XII. Jahrh. herausgegeben; „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ (Nürnb. 1834—35); „Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage“ (Quedlinburg 1836). 64.

Mönge (spr. Mongsch) (Gaspard), Graf von Pelouse, berühmter Mathematiker, war der Sohn eines Gastwirths zu Beaune, geb. 1746, studirte auf dem Gymnasium zu Lyon die höheren Wissenschaften und hatte so große Fortschritte in der Naturlehre gemacht, daß er als 16jähriger Jüngling darin seinen bisherigen Mitschülern Unterricht ertheilte. Die Fertigung des Grundrisses seiner Vaterstadt in der Ferienzeit bewirkte seine Aufnahme in die Ingenieurschule zu Mezières, wo er zugleich als Zeichner angestellt ward. Durch anhaltendes Nachdenken, eisernen Fleiß und Ausdauer gelangte M. zur Ausbildung seines Lehrsystems der beschreibenden Geometrie, ward Repetent der Mathematik und wirklicher Professor. Er leistete Großes in der Physik, ward der Schöpfer eines sinnreichen Systems der Meteorologie und theilte mit Cavendish, Lavoisier und Laplace, ohne von ihren Forschungen Kunde zu haben, ihre großen Entdeckungen über die Bestandtheile des Wassers. Um ihn nach Paris zu ziehen ward er 1780 zum Adjuncten Bossut's, damals Professors der Hydrodynamik, ernannt und lehrte, um diese Stelle mit seiner bisherigen Professur vereinigen zu können, abwechselnd zu Mezières und zu Paris. Bereits Correspondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris ward er jetzt Mitglied derselben und 1783 zum Examinator der Marinezöglinge bestellt, worauf er die Professur zu Mezières aufzugeben sich genöthigt sah. 1792 erhielt er auf einige Zeit das Marineministerium und war von den Gelehrten einer der thätigsten, der allen Fleiß und alle Kenntnisse auf die Herbeischaffung der Vertheidigungsmittel Frankreichs gegen dessen so zahlreiche Feinde anwendete. Bald war er bei Errichtung einer Waffen-, Salpeter- oder Pulverfabrik, bald bei Anlegung einer Kanonengießerei; die Nächte widmete er der Abhandlung über Stückgießerei. Die Revolution liebte er als eine Freundin des freien Aufschwunges des Genies. M. war es, der in dieser Zeit wesentlich zur Errichtung der Normal- und polytechnischen Schule beitrug und in der letztern bleibenden Anstalt mit großem Erfolge lehrte. M. und einigen seiner Gehülfen hatten es die Franzosen zu verdanken, daß die Kunstschätze aus dem überwundenen Italien so glücklich in ihre Hauptstadt verpflanzt wurden. Er begleitete Buonaparte nach Ägypten, wo ihm kein Gegenstand der Wissenschaft werth entging; nach allen Richtungen hin ward von ihm das merkwürdige Land beobachtet. Mit dem Obergenerale aus Ägypten zurückgekehrt genoß er fortan dessen Freundschaft, ward in den Grafenstand erhoben und mit Wohlthaten überhäuft, aber nach der Restauration entlassen. Er starb 1818 zu Paris. Er schrieb unter Anderem: „Traité élémentaire de statique“ (Paris 1788—1799); „Description de

l'art de fabriquer le canon" (Paris 1812. Deutsch von Schreiber. Freiburg 1822). 25.

Monismus (von μόνος, einzig), das wissenschaftliche System, welches sich auf die Annahme eines einzigen Grundprincips gründet, steht dem Dualismus (s. d. Art.) entgegen und ist daher wie dieser doppelter Art. 1) Ein psychologischer oder anthropologischer, wenn er sich auf die Betrachtung des Menschen bezieht und die Einheit des Körpers und Geistes behauptet. Er kann sich aber hier wieder in doppelter Form äußern: a) als Materialismus (s. d. Art.), wenn er den Körper als Hauptsache setzt und den Geist als Entwickelung des Körperlichen betrachtet; b) als Spiritualismus (s. d. Art.), wenn er den Geist als die eigentliche Substanz annimmt und den Körper nur für ein Product desselben (eine Vorstellung, Idee) ansieht. Vergl. auch Idealismus. 2) Ein theologischer, welcher mit Monotheismus (s. d. Art.) gleichbedeutend ist. 9.

Monk (Georg), Herzog von Albemarle, ward 1608 zu Pothandge bei Torrington in Devonshire geboren, diente bereits als 17jähriger Jüngling in der Armee Karl's I. von England, focht hier gegen Spanien bei der Expedition gegen Oleron und Rhe, so wie in Flandern. Beim Ausbruche des Bürgerkrieges kehrte er nach England zurück, ging als Oberstlieutenant mit nach Schottland und focht unter Ormond gegen die Rebellen in Irland. 1643 ward er, als Anhänger des Parliaments verdächtig, in Verhaft genommen, bald aber wieder freigelassen, zum Generalmajor befördert und bei der Belagerung von Nantwich verwendet, bei einem nächtlichen Überfalle aber gefangen (1644) und in den Tower gesperrt (bis Nov. 1646). Unter der Bedingung, daß er auf die Seite des Parliaments träte, befreit erhielt er das Commando der Parliamentstruppen im Norden von Irland. Von da zurückgekehrt lernte ihn Cromwell kennen, der ihn als Generallieutenant mit nach Schottland nahm, wo er ein eigenes Armeecorps befehligend das ganze flache Land unterwarf. 1653 erhielt er den Oberbefehl über eine Division der Flotte unter Admiral Blake, die gegen die Niederländer bestimmt war, focht in mehreren Seeschlachten mit Auszeichnung gegen den Feind, schlug ihn aber als Oberbefehlshaber so entscheidend am 6. Aug. 1653 zwischen Scheveningen und der Maas, daß sich die Niederländer zum Frieden mit England gezwungen sahen. Nach diesem Frieden (17. April 1654) übernahm M. wieder den Oberbefehl in Schottland, welches er nun ganz beruhigte und von seinen Gütern aus, auf die er sich zurückgezogen hatte, führte er sein Gouvernement. Jetzt fiel er bei Cromwell in den Verdacht, als neige er sich auf die Seite der Royalisten. Gegen diese Anschuldigung suchte M. sich nicht nur beim Protector möglichst zu rechtfertigen, sondern blieb auch dessen Sohne, Richard, bis zu dessen Abdankung treu. Erst als Lambert, sein einziger bedeutender Nebenbuhler, gegen ihn zog, der aber gefangen nach London geschickt wurde, und M. an der Spitze der Armee (1660) in London eingezogen war, schien er endlich der Gewalt der öffentlichen Meinung nachzugeben. Am 8. Mai ließ M. Karl II. in London als Souverain proclamiren und ward nun vom Könige mit Wohlthaten überhäuft. Er erhielt sogleich vom Könige den Hosenbandorden, ward Großstallmeister, Mitglied des geheimen Raths, Kammerherr, erster Commissair des Schatzes und Herzog von Albemarle und erhielt, außer den Pensionen und Gehalten, reiche Dotationen. Er fuhr fort dem Könige wesentliche Dienste zu leisten, besonders in dem Kriege gegen Holland, in welchem er (seit 1664) mit dem Herzoge von York den Oberbefehl hatte und starb 1670 und ward zu Westminster beerdigt. Erst 1725 ward ihm daselbst ein Denkmal errichtet. Er schrieb: „Politische und militairische Beobachtungen" in lateinischer Sprache; sie haben aber nicht sonderlichen Werth. 25.

Monnier (spr. Monnieh) (Pierre Charles le), geb. den 20. Nov. 1715 zu

Mauß, altd. Maußl, s. m. (Zoologie), Art v. Mäuse mit der Eigenschaft, daß sie Getreide und Obst in Menge verderben. Sie sind in Europa, Asien und Afrika zu Hause und werden in Deutschland, Frankreich und Italien von Liebhabern gezähmt. Die Hausmaus (Mus musculus) ist 3 Zoll lang, ohne den Schwanz, der 2½ Zoll lang ist. Sie ist in Europa, Asien und Afrika zu Hause und wird

Mann mehr als eine Frau haben darf. Vielmännerei will man nur als Ausnahme gefunden haben. Dagegen hat man bemerkt, daß diejenigen Länder die volkreichsten sind, in welchen die M. besteht. Da das Verhältniß des weiblichen Geschlechts mit dem des männlichen der Zahl nach so ziemlich gleichen Schritt hält und ein jeder Weltbürger gleiche Ansprüche auf den Genuß des Familienlebens hat, so scheint die in den Abendländern bestehende M. das naturgemäße Verhältniß zu enthalten, zumal da die Kindererziehung dabei mehr erleichtert wird, als bei den Verbindungen der andern Art. 3.

Monogramm ist eigentlich ein Zeichen, welches die einzelnen Buchstaben eines Namens in willkührlicher Ordnung in sich vereinigt. Solcher Monogramme bedienten sich vornehmlich fürstliche Personen zu Unterschriften und der Gebrauch derselben ist schon in alter Zeit bekannt, wo sogar auf Kaisermünzen, Fahnen u. dergl. Monogramme vorkommen. Für die Diplomatik werden die Monogramme erst seit Karl dem Großen von Wichtigkeit, weil derselbe den Gebrauch derselben bei Unterzeichnung von Urkunden einführte, wenigstens ahmten ihm sowohl die karolingischen Fürsten als die aus den übrigen Häusern nach, bis auf Friedrich III. herab; Maximilian I. unterschrieb die Urkunden mit seinem vollständigen Namen, und wenn Karl IV. die alte Sitte der Monogramme wieder für seine Person einführte, so hatte er wenigstens keinen Nachahmer und auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurde der Gebrauch derselben förmlich abgeschafft. Ihrer Form nach waren die Monogramme entweder kreuzförmige oder quadratische; jene entstanden, indem die Consonanten des Wortes in rautenförmiger Stellung um, an oder neben einander gereihet wurden. Die kreuzförmigen Monogramme erklären sich aus der christlichen Sitte vor den Namen in der Unterschrift ein Kreuz zu stellen. Die quadratischen enthielten an einem meist zum Grunde liegenden H die übrigen Buchstabenzeichen entweder angefügt oder eingeschlossen. Kreuzförmige finden sich in den Diplomen Karl's des Großen, Karl's des Kahlen, Karl's des Dicken, Arnulf's, Konrad's I.; quadratische von Ludwig dem Frommen und den Übrigen gebraucht. Außer diesen nur den Namen enthaltenden Monogrammen (Nominalmonogramme, monogrammata nominalia) gibt es noch Titularmonogramme (m. titularia), welche außer dem Namen noch die Würde des Unterschreibenden enthalten; diese kamen seit Otto II. (nach Andern erst seit Heinrich II. oder gar erst unter Konrad II.) auf und die Zugabe bestand in einem R oder IA, je nachdem der Fürst nur deutscher König (Rex) oder auch römischer Kaiser (Imperator Augustus) war. Außer fürstlichen Personen bedienten sich auch schon in älterer Zeit Künstler, besonders Maler, der Monogramme, die sie an Gemälde, Theatervorhänge und andere Werke schrieben, welche Sitte dann im Mittelalter schon von Holzschneidern, Kupferstechern und Malern aufgenommen wurde. Auch Kaufleute bezeichnen Waarenballen, Kisten, Säcke u. dergl. mit Monogrammen, wiewohl ein Unterschied in sofern herrscht, als die älteren Monogramme meist alle Buchstaben des betreffenden Namens enthielten, während die neuern blos Anfangsbuchstaben enthalten. 6.

Monographie nennt man die wissenschaftliche Beschreibung eines einzelnen wissenschaftlichen Gegenstandes in erschöpfender Behandlung. Die Anforderungen an dieselbe sind daher die jeder wissenschaftlichen Darstellung überhaupt, nur daß hierbei noch ein Eingehen in das Besondere verlangt wird. 9.

Monokotyledonen, s. Kotyledonen.

Monokratie (Alleinherrschaft) ist gleichbedeutend mit Monarchie und Autokratie. 9.

Monolog, Allein- oder Selbstgespräch, ist in weiterem Sinne im Drama die Rede, welche eine der handelnden Personen allein, ohne die übrigen handelnden Personen hält, wohin also auch die Prologe in den antiken Dramen, besonders

den römischen Komödien, gehören; vorzüglich aber im Gegensatze zum Dialoge das, was eine der Hauptpersonen des Stücks mit sich und für sich spricht. Mag auch immerhin im gewöhnlichen Leben das Fürsichsprechen weniger vorkommen und mehr als Schwäche oder Zerstreutheit gelten, so ist doch gerade in dieser Beziehung der M. auch selbst in der Komödie anwendbar. Aber nicht allein hier, sondern auch im ernsten Drama, besonders im Trauerspiele, ist er vor dem Richterstuhle der Kritik erlaubt, da sich lebhafte, leicht reizbare, überhaupt leidenschaftliche Personen wohl zu Expectorationen auch ohne von Andern gehört zu werden hinreißen lassen. Dazu kommt, daß wohl auch Umstände und Lagen Einen dahin bringen können sich ungestört und unbeobachtet von Andern auszusprechen und seinen Gefühlen Luft zu machen. Überhaupt wie wollte der Dichter Selbstberathungen und Gemüthserregungen solcher Personen, die wesentlichen Einfluß auf die Handlung derselben haben, andeuten und mittheilen, wenn sie nur denkend und nicht sprechend erscheinen dürften? Daher benutzen dramatische Dichter den M. oft, den Zuhörer von Gedanken, Plänen, Maximen, Motiven seiner Personen zu unterrichten, wenn er es auf andere Weise nicht wohl und ohne vielleicht den Charakter derselben zu verletzen thun kann. Monologe sind entweder reflectirend, z. B. Wallenstein's M. in „Wallenstein's Tod" („Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?"), oder pathetisch, wie Maria's M. in „Maria Stuart" („Eilende Wolken, Segler der Lüfte ꝛc."); während in jenem strenger Zusammenhang herrschen muß, kann hier der Zusammenhang loser und leichter sein, nach der Natur des Lyrischen, in welches jene, die Sprache der Empfindung wiedergebende Monologe überstreifen. Ein Hauptgesetz aber für den M. ist, daß er nicht als Episode eingeflickt, sondern als zur Förderung des Fortgangs nothwendig eingefügt wird. Monologe können poetisch sehr schön sein, aber als Theile eines dramatischen Gedichtes Tadel verdienen. Unpassend und störend sind Monologe, wenn sie der Dichter blos anbringt, um seine Subjectivität einem der Handelnden in den Mund zu legen; sie werden dann leicht blos declamatorisch (wie Zriny's M.: „So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens") oder vernichten die Einheit der Handlung und stören, indem sie langweilen, den Eindruck. 6.

Monomanie, lat. monomania; fr. monomanie; engl. monomany, auch der fixe Wahn genannt, ist eine von den französischen Ärzten aufgestellte Hauptform der Seelenstörungen, worunter sie dasjenige fieberlose Delirium verstehen, welches blos auf einen Gegenstand gerichtet ist und seinen Ursprung in den auf den Geist zurückwirkenden moralischen Affectionen hat. Sie hat daher in dem Gemüthe des Menschen ihren Sitz und viele Arten dieser Formen werden durch unglückliche Liebe, Furcht, Eitelkeit, gekränkte Eigenliebe und Ehrgeiz verursacht. Sie gibt sich bald durch Aufregung und Überspannung, durch Kühnheit und durch Aufbrausen, bald durch ein Zurückziehen in sich selbst, durch Traurigkeit, Schweigen, Furchtsamkeit und Stille zu erkenen. Je nachdem sich nun die M. auf diese Weise darstellt, d. h. je nachdem sie von einer excitirenden, lebhaften und muntern, oder von einer deprimirenden und traurigen Leidenschaft charakterisirt wird, wird sie in die M. im engern Sinne des Wortes oder die Verrücktheit (s. d. Art.) und in die Melancholie (s. d. Art.) eingetheilt. Vergl. Esquirol „Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen". Frei bearbeitet von Dr. K. Ch. Hille, nebst einem Anhange von Dr. Heinroth (Leipz. 1827). 14.

Monomotăpa, s. Sofăla.

Monophysiten, Monotheleten. Diese beiden Parteien in der christlichen Kirche, von denen die zweite aus der ersten entsprang, übten vom V. Jahrh. an lange Zeit hindurch eine solche Macht, daß sie, je mehr die Augen der Politik auf sie gelenkt wurden, desto verderblicher Staat und Kirche zerrütteten. Nachdem

nämlich auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon (451) die Lehre des Eutyches (s. d. Art.) und mit ihm Alle, welche nach ihm nur eine göttliche Natur (μόνη φύσις) in Christo annahmen und sich Monophysiten nannten, verdammt worden waren, müheten sich die morgenländischen Kaiser vergebens ab, durch harte Befehle und gewaltsame Maßregeln den kirchlichen Beschlüssen Ansehn zu verschaffen und den Frieden zu erzwingen. Hierzu kam noch, daß sich die monophysitischen Glaubensgenossen selbst wieder in mehrere Secten zerspalteten, indem man den Lehrbegriff von der einfachen Natur Christi spitzfindig zergliederte und mit überfeiner Künstelei ausschmückte. In Palästina tobte sofort ein Schwarm roher Mönche gegen die Beschlüsse von Chalcedon, wo die nestorianische Ansicht von zwei Naturen in Christo sanctionirt sein sollte (s. Nestorius) und nannte sich nach ihrem Oberhaupte Theodosius, Bischof von Jerusalem, Theodosianer (451), welche hier Eudoxia, die verbannte Gemahlin des Kaisers Theodosius d. J., bis zum Jahre 456 begünstigte. Sie trotzten aller Gegenwirkung, welche unter den Kaisern Marcianus (st. 457) und Leo (st. 474) sie bald zu vernichten drohte, bald auszusöhnen suchte. In höherem Grade war dieß in Alexandrien der Fall. Hier fand bei einem Mönchsauflaufe der Bischof Proterius seinen Tod und der Monophysit Timotheus Älurus (457, st. 478) behauptete mit einigen Unterbrechungen dessen Platz, den er dem gleichgesinnten Petrus Mangus überließ. Nicht minder aufrührerisch wurden die Bewohner Syriens und Armeniens, wo Barsumas (st. 458) und Petrus der Gerber als Patriarch zu Antiochien (von 463—470) gegen das chalcedonensische Symbolum aufwiegelten, wobei die Begünstigungen des Kaisers Basiliskus (475 und 476) wohl zu Statten kamen. Der Nachfolger des Letztern, Zeno Isauricus (reg. von 477—491), erließ nicht ohne Einfluß des Bischofes zu Constantinopel, Acacius, ein Henotikon (482), das zu Gunsten der katholischen Lehrnorm die abtrünnigen Parteien der Kirche zuführen sollte. Petrus Mangus (st. 490), der durch Unterschrift dieser Glaubensvorschrift sich den verlorenen Bischofssitz in Alexandrien wieder erkauft hatte, verfeindete sich dadurch mit einem großen Theile der ägyptischen Geistlichen, die nun Hauptlose oder Akephaler (s. d. Art.) hießen. Auch in Syrien währte Zwiespalt fort, als jener Petrus der Gerber (st. 488) sich durch gleiche Unterschrift das Patriarchat zu Antiochien aufs Neue erwarb. Es standen sich nun drei Parteien feindselig entgegen, von denen die eine an der katholischen Lehrnorm von zwei in der Person Christi vereinigten Naturen, die andere an vagen Einigkeitsbestimmungen des Henotikon, die dritte an dem Glauben von einer Natur in Christo festhielt. Zu Anfange des VI. Jahrh. legte der Kaiser Justinian im Einverständnisse mit dem römischen Bischofe den Monophysiten an vielen Orten ein gewaltsames Stillschweigen auf. Ägypten und besonders Alexandrien waren nun der Tummelplatz der M., die unter sich bald wieder zerfielen. Die beiden Bischöfe, Severus von Antiochien und Julian von Halikarnassus, geriethen in Streit über die Frage, „ob Christi Leib vor seiner Auferstehung zerstörbar, verweslich, der Abnahme, der Ermüdung und dem Hunger natürlich oder freiwillig unterworfen gewesen wäre"; jener schrieb diesen Zustand der ursprünglichen Natur Christi zu, dieser dem freien Willen desselben, da er ohne solche Beschaffenheit des Leibes das Werk der Erlösung nicht hätte vollbringen können. Die Severianer hießen nun Verweslichkeitsdiener (φθαρτολάτραι, corrupticolae), die Julianisten Unverweslichkeitsdiener (ἀφθαρτοδοκῆται) oder Phantasiasten. Heftiger entbrannte der Streit, als im Jahre 519 von der erstern Partei Theodosius, von der andern Gajanus zum Patriarchen in Alexandrien ernannt wurde. Ungeachtet die traurigen Folgen dieser spitzfindigen Untersuchungen vor Augen standen, knüpfte man doch neue an sie an. Theodosius behauptete, daß Christus nach seiner göttlichen Natur Alles gewußt habe, der Diakonus Themistius da-

gegen, daß ihm nach seiner menschlichen Schwachheit Manches unbekannt geblieben sei. Sofort schieden sich die Themistianer oder Agnoëten (ἀγνοῆται) von den Übrigen aus. Bei solchen Streitigkeiten mußte um so empfindlicher der Druck sein, unter welchem von Seiten der griechischen und römischen Kirche die M. lebten. Dennoch gelangten sie in Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Armenien und dem Morgenlande überhaupt zu einer bleibenden kirchlichen Verfassung, welches das Werk eines jene Länder rastlos durchwandernden Mönches, Jakob Baradai, war (seit etwa 545, st. 578). An die Stelle gestorbener und gefangener monophysitischer Bischöfe trat er als Bischof von Edessa, weihete seinen Glaubensgenossen, welche sich nun Jakobiten nannten, die fehlenden Priester und bewirkte durch die Reorganisation ihres Dogma und Ritus eine völlige Trennung derselben von der katholischen Kirche, die ihre Patriarchen zu Antiochien und Alexandrien, später zu Kairo (s. Kopten und Abyssinien) zu erhalten eifrig bemüht blieben. Ihre Religionsverfassung unterscheidet sich von der der griechischen Kirche wesentlich nur in der Lehre von der einen Natur in Christo und in manchen zum Theil abergläubischen Ceremonien und Sitten, welche mit dem ererbten Bilder- und Heiligendienste zusammenhängen. Die Kinder werden nicht vor dem vierzigsten Tage nach der Geburt, oft erst nach Verlauf mehrerer Jahre getauft und hierbei zugleich mit Abendmahlswein geistlich gestärkt. Beim Abendmahle wird das gesäuerte Brod gebrochen und der Wein in Löffeln gereicht. Der Gottesdienst, den größtentheils ungebildete Priester leiten, feiert man in der Nacht zwischen dem Sonnabend und Sonntage, um sich an die geheimen Zusammenkünfte während der Verfolgungen zu erinnern. Auch besitzen sie einige Klöster, die in geringer Anzahl von Mönchen mit ihren Familien bewohnt werden. — Vergebens hatte man seit Jakob Baradai eine Wiedervereinigung der M. mit der katholischen Kirche zu vermitteln gestrebt, zumal da zu Anfange des VII. Jahrhunderts Muhammed's kriegerische Anhänger neuen und gewaltsamen Abbruch thaten und hierbei die Spaltungen unter den Christen klüglich benutzten. Da besprach sich der Kaiser Heraklius auf seinem Zuge gegen die Perser mit dem armenischen Bischofe Paulus und erhielt von ihm den Rath, die Einigkeit dadurch wiederherzustellen, daß man gestatte von einem Willen und einer Wirksamkeit in Christo (μία ἐνέργεια) sprechen und lehren zu dürfen, da zwei Naturen auch einen doppelten Willen voraussetzten (im J. 622). Sergius, Patriarch von Constantinopel, stimmte dem Kaiser in dieser Eintrachtsformel bei, sie ward von dem monophysitischen Patriarchen Athanasius angenommen und dem katholischen Patriarchen Cyrus in Alexandrien gelang es (633) die meisten Theodosianer seiner Diöces vermittelst eines Vertrags auf 9 Artikel, in denen einer gottmenschlichen Wirkung Christi (μία θεανδρικὴ ἐνέργεια) ausdrücklich gedacht war, mit der Staatskirche auszusöhnen. Diese henotischen Bemühungen vereitelte bald (633) der palästinensische Mönch Sophronius, der die erlangte Patriarchenwürde in Constantinopel (von 634—637) hauptsächlich dazu benutzte, mit nachdrücklichem Scharfsinne die neue Lehrnorm zu untergraben. Der Kaiser Heraklius, von den Saracenen hart bedrängt, suchte nun Katholiken und Monotheleten (von μόνον θέλημα), wie die neue Partei genannt wurde, durch eine Verordnung (Ἔκθεσις, vom J. 638) und sein Nachfolger, Constans II., durch eine zweite, Typus (Τύπος, vom J. 648) genannt, in sofern auszusöhnen, daß ein schwankendes und zweideutiges Dogma einen schweigsamen Indifferentismus erzwingen sollte. Aber die Päpste Severinus (st. 640), Johann IV. (st. 642) und Theodor I. (st. 649) belegten die halbmonotheletischen Vorschriften mit dem Anathema und Martin I. (st. 655) verdammte auf der ersten Lateransynode in Rom (649) die Lehre von der una voluntas et una operatio in Christo. Er mußte dafür mit dem ihm gleichgesinnten Maximus Confessor

in der Verbannung sterben. Seine Nachfolger, Eugenius (st. 657) und Vitalianus (st. 672), wußte der Kaiser Constans II. (st. 668) in demüthigem Gehorsame zu erhalten, zumal als er im Jahre 667 in Rom nach Gefallen schaltete. Allein der Kaiser Constantin IV. Pogonatus (st. 685) sah sich genöthigt in freundschaftlichere Unterhandlungen mit den Päpsten Agatho (st. 682) und Leo II. (st. 683) zu treten, und die ökumenische Synode zu Constantinopel (680 und 681) bestimmte unter dem Einflusse des römischen Legaten, daß in der einigen Person Christi ein göttlicher und ein menschlicher Wille verbunden und dieser jenem ohne innern Widerspruch unterworfen gewesen sei. Außerdem wurden die Patriarchen Cyrus von Antiochien, Sergius, Pyrrhus, Petrus und Paulus von Constantinopel und selbst der römische Papst Honorius (st. 638), der gegen Sophronius den Monotheleten beigetreten war, als Ketzer ausdrücklich verdammt. Alles weltlichen Schutzes beraubt, der ihnen nur auf kurze Zeit unter ihrem Beschützer Philippicus Bardanes (711—713) wieder zu Theil ward, sammelten sich die Monotheleten besonders in der Gegend des Libanon, wo sie unter dem Namen Maroniten (s. d. Art.) seit dem Anfange des VIII. Jahrh. eine fest abgesonderte Christenpartei bildeten. 2.

Monopol ist der Alleinhandel oder das ausschließende Privilegium des Handels oder der Fabrication, in sofern solches entweder nur einen einzigen Geschäftszweig umfaßt, oder nur an Einen oder an eine ein Ganzes bildende Gesellschaft ertheilt worden ist. 24.

Monotheismus (von μόνος und θεός) ist die Lehre von Einem selbstständigen und ewigen Gotte, als dem alleinigen Urheber, Erhalter und obersten Regierer der geschaffenen Dinge. Nach den Urkunden des Alten Testamentes war der Glaube an Ein höchstes Wesen den Menschen ursprünglich gegeben und artete erst unter deren Nachkommen zur Vielgötterei oder zum Polytheismus aus, indem man die Idee der Göttlichkeit in vielfache unabhängige Theile auflöste und unter den verschiedensten Formen eine Menge Gottheiten machte und verehrte. Indessen drängte sich doch bei allen Völkern wie eine Ahnung der Gedanke an ein höchstes Etwas hervor, dem alle übrigen Götter und Heroen unterthan sein sollten. So wurde bei Griechen und Römern der Zeus oder Jupiter als oberster Gott an die Spitze des Olymps gestellt, bald auch er dem Fatum oder Schicksale unterworfen. Bei den Indern hatte diese oberste Stellung der Parabrama, bei den Persern das unentstandene Feuer, dessen Strahlen sich in der Sonne vereinen und das Mithras genannt ward, bei den Chaldäern ein ewiges Licht, aus dem erst das körperliche Licht im Gegensatze zur Finsterniß hervorging. Deutlicher treten griechische Philosophen mit der Lehre von einem höchsten Urwesen auf und fanden bei gebildeten Römern denkende Nachfolger. Dennoch ist die Behauptung unbestreitbar wahr, daß unter keinem Volke, das dem Judenthume und Christenthume fremd blieb, die reine und bestimmte Lehre von der Einheit Gottes, des Schöpfers und Regierers der Welt und aller Menschen, wirklich aufgefaßt und vorgetragen worden ist. Selbst bei den Juden verengerte sich der Glaube an einen Gott zu dem an einen Nationalgott, der sein auserwähltes Volk vorzugsweise beschützen und seine Gegner vernichten sollte. Dieser Particularismus war noch mehr den heidnischen Völkerschaften eigenthümlich, da jede derselben ihre besondere National- und Schutzgottheiten verehrte und erzeugte im Leben den Patriotismus, der nur eine andere Gattung von Egoismus ist und in welchem die allgemeine Menschenliebe aufgeht. Erst Christus offenbarte den alleinigen und ewigen Gott, von dem alles Geschaffene den Ursprung hat und durch den Alles fortbesteht und welcher ein Vater aller Menschen ohne Ausnahme ist, die von ihm das Geschenk des Lebens empfangen haben, um unter seiner Leitung für die höhere Bestimmung im zukünftigen Leben sich nach freiem Entschlusse und

Willen erziehen zu lassen. Dieser Universalismus, der nur in dem von Christus gestifteten Himmelreiche Geltung hat, hängt innig zusammen mit dem Gebote der allgemeinen Menschenliebe, da alle vernünftige Geschöpfe zu einer großen Familie unter der väterlichen Obhut des Gottes Himmels und der Erde stehen. 2.

Monotheleten, s. Monophysiten.

Monotonie, Eintönigkeit, nennt man in der Rhetorik den Fehler, wenn die den einzelnen Passagen der Rede nöthige Modulation der Stimme mangelt und der beim Anfange der Rede erfaßte Ton überall derselbe bleibt. Denn die Rede als Ausdruck des Innern verlangt auch in ihrer Äußerung eine gewisse Nüancirung, um die Grade der Gefühle zu bezeichnen, und bedient sich dazu der verschiedenen Töne, deren Abwechselung und bestimmte harmonische dem Inhalte des Gesagten entsprechende Aufeinanderfolge auch das Ohr durchaus verlangt, um durch eine gewisse Illusion den Geist zu den Gefühlen zu erregen, deren Zweck die Rede ist. Die M. wird aber um so unangenehmer, je mehr der Stimme selbst der Wohlklang mangelt. Übergetragen wird dann der Ausdruck auch auf die Art des Ausdrucks selbst, wenn durchgehends in einem Geisteswerke dieselbe Saite des Gefühles angeschlagen wird, und auf die bildenden Künste (s. Ton). 9.

Monro (spr. Manro), Vater und Söhne, berühmte englische Anatomen, Ärzte und Chirurgen. — Alexander M., Vater, geb. zu London 1697, Schüler von Cheselden und Boerhaave, ließ sich zu Edinburg nieder, erhielt 1719 die Stelle eines chirurgischen Demonstrators an der Universität, wurde später Secretair der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und starb am 10. Juli 1767. Er war einer der ersten Anatomen und Chirurgen seiner Zeit. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Anatomy of human bones and nerfs“ (Edinb. 1726); „Essay an comparative anatomy“ (Lond. 1744) etc. — Alexander M., Sohn, Professor der Anatomie und Chirurgie zu Edinburg, lebte von 1732—1817. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „An essay on the dropsy“ (Lond. 1756); „A description of all the bursae mucosae of the human body“ (Lond. 1788. Fol. m. Kpfrn.). — Donald M., Sohn, lebte ebenfalls zu Edinburg, geb. 1729, gest. den 9. Juni 1802. Seine Schriften sind: „An account of the diseases in the british hospitals in Germany“ (Lond. 1764); „Treatise of mineral waters“ (1770); „Treatise of materia medica“ (Lond. 1788. 4 Voll.). 39.

Monroe (spr. Manro) (James), der Fünfte in der Reihe der Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, ward den 28. April 1758 in der Grafschaft Westmoreland im Staate Virginien geboren, trat, nachdem er einige Zeit das Studium der Rechte betrieben, im Jahre 1776 in das Heer und bewies bei mehrern Gelegenheiten ächt republikanische Tapferkeit, widmete sich jedoch einige Jahre später mit erneutem Eifer den frühern Studien, wurde 1782 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung von Virginien und von 1783—1786 von letzterm Staate als Abgeordneter zum Congresse geschickt. Wie sehr er hier den gehegten Erwartungen entsprochen hatte, bewies der Umstand, daß er im Jahre 1790 in den Senat gewählt und 1794 als Gesandter nach Frankreich geschickt wurde. Zwar fand sich Washington bewogen ihn im Jahre 1796 aus Paris zurückzuberufen, doch mußte man seinem Benehmen nach geschehener Prüfung vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hierauf bekleidete er das Gouvernement von Virginien, ging 1803 abermals nach Paris, um über die Abtretung Louisianas zu unterhandeln, und von hier im folgenden Jahre als Gesandter nach Madrid. Nachdem er noch während des Jahres 1806 zur Besprechung über einige Handelsfragen in London anwesend gewesen war, begab er sich nach Amerika zurück, ward 1810 abermals Gouverneur von Virginien und im Jahre 1811 Staatssecretair. Als solcher erwarb er sich besonders während des Krieges mit England die wesentlichsten Verdienste, indem er das energische Verfahren des Präsidenten Madisson

mit Nachdruck unterstützte und vorzüglich den Angelegenheiten des Kriegsdepartement seine ausschließliche Sorgfalt widmete. Hierdurch hatte er sich das Vertrauen der Amerikaner in so hohem Grade erworben, daß er bei der neuen Präsidentenwahl im Jahre 1817 mit bedeutender Stimmenmehrheit den Sieg davontrug. Fest und mit Umsicht auf der verfassungsmäßigen von seinen Vorgängern bereits geebneten Bahn fortschreitend suchte er den Staat sowohl nach Innen als nach Außen zu kräftigen und zu heben, unterwarf die Landmacht einer neuen Organisation, verstärkte die Seemacht und traf überhaupt im weitesten Umfange alle Maßregeln, welche zur Vertheidigung gegen einen Angriff zu Wasser oder Lande nur nothwendig scheinen mochten. Außerdem beförderte er den äußern und innern Verkehr durch strenge Beobachtung der Grundsätze einer allgemeinen gegenseitigen Handelsfreiheit und ergriff kräftige Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Dabei aber wachte er mit fast ängstlicher Sorgfalt über der Würde und Unabhängigkeit des Landes und wies jede von den Mächten Europas versuchte Einmischung entschieden zurück. So durfte es nicht befremden, daß er nach Ablauf der gesetzlichen Zeit im Jahre 1821 abermals auf 4 Jahre und zwar einstimmig zum Präsidenten gewählt wurde. Zu bemerken ist übrigens, daß in seine Amtsführung der Krieg mit den Seminolen und die Erwerbung Floridas fällt; auch traten während dieser Zeit die Staaten Illinois, Alabama, Maine und Missuri in den Bund durch einen Vertrag mit Rußland; vom 17. April 1824 endlich wurden die bis dahin obwaltenden Grenzstreitigkeiten mit dieser Macht beigelegt. Nachdem er am 9. April 1825 sein Amt in die Hände Adam's, seines Nachfolgers, niedergelegt hatte, nahm er Theil an der Ausarbeitung des neuen Grundgesetzes von Virginien und half die Universität in diesem Staate gründen. Später fungirte er in seinem Wohnorte als Friedensrichter. Er starb, wegen seiner unendlichen Verdienste um den Staat nicht minder wie wegen seines rechtlichen Charakters allgemein geliebt und geachtet, am 4. Juli 1831 zu Newyork. 22.

Monsieur (spr. Mosjö) (mein Herr), war in Frankreich ursprünglich der Titel, welchen vorzugsweise der älteste Bruder des Königs erhielt und welcher in dieser Bedeutung bis zur Julirevolution gegolten hat. Daneben ward er der allgemeine Conversationstitel für erwachsene Personen männlichen Geschlechts und verpflanzte sich in die deutsche Volkssprache so, daß man ihn im Allgemeinen Knaben und Jünglingen beilegt, denen man wegen Mangels an Selbstständigkeit den Titel „Herr" nicht geben will. — **Monseigneur** (spr. Mongsenjöhr) dagegen, bis 1830 vorzugsweise der Titel des Dauphin, ist selbst in Frankreich nur ein Ehrentitel der Fürsten und des hohen Adels geblieben. 35.

Monsigny (spr. Monsinji) (Pierre Alexandre), einer der berühmtesten französischen Componisten, von den Franzosen der Gluck der komischen Oper genannt, wurde den 17. Oct. 1729 zu Fauquemberg in Artois geboren, kam jung nach Paris und erhielt in seinem 19. Jahre eine Anstellung bei dem Verwaltungsbureau der Geistlichkeit. Einst wohnte er einer Aufführung der Serva Padrona von Pergolesi bei und ward dadurch so für die Musik enthusiasirt, daß er alsbald bei dem als tüchtiger Theoretiker bekannten Bassisten Gianotti Unterricht in der Composition nahm. In kurzer Zeit machte er außerordentliche Fortschritte und brachte bereits im Jahre 1759 eine kleine Operette: „Les Aveux indiscrets" auf die Bühne, welche verdienten Beifall fand. Dieser folgten im Jahre 1760 und 1761 zwei andere: „Maître en droit" und „Le Cadi dupé", durch welche er seine Nebenbuhler Dauvergne, Delaborde, Duni u. A. fast ganz aus der Gunst des Publicum verdrängte. Von jetzt an lieferte er in Verbindung mit Sedaine, welcher ihm die Sujets bearbeitete, eine Reihe trefflicher Opern für das italienische Theater, welche zum Theil jetzt noch gern gehört werden. Dahin gehören:

„On ne s'avise jamais de tout" (1761); „Le roi et le fermier" (1762); „Rose et Colas" (1764); „Le Deserteur" (1769); „Felix ou l'enfant trouvé" (1777); mit Colé gemeinschaftlich „Ile sonnante" (1768); mit Anseaume „Le rendezvous bien employé" (1774); mit Favart „La belle Arsène". Auch hat er drei große Opern geschrieben: „Aline, reine de Golconde" (1766); „Pagamin de Monégue" und „Philémon et Baucis". Während der Revolution lebte M. in stiller Zurückgezogenheit, im Jahre 1800 aber erhielt er Piccini's Stelle als Inspector des Unterrichts am Conservatorium, die er jedoch zwei Jahre später wieder niederlegte. Im Jahre 1813 wurde er Mitglied des Instituts, 1815 Ritter der Ehrenlegion und 1816 Mitglied der Akademie der schönen Künste. Er starb den 14. Jan. 1817. — Die Werke M.'s charakterisirt eine gewisse ungesuchte Wahrheit und einfache Größe im Ausdrucke, die selbst Grétry, übrigens sein Nebenbuhler, lobend anerkennen mußte. Unstreitig hat er mehr wie irgend einer seiner Zeitgenossen zur Ausbildung der komischen Oper beigetragen. 36.

Monstranz ist ein prachtvolles aus Gold oder Silber verfertigtes und bisweilen mit Perlen und Edelsteinen reichlich besetztes Gefäß, in welchem in der katholischen Kirche eine geweihte Hostie eingefaßt ist. Sie ist gewöhnlich in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossen und den Katholiken wegen der Lehre der Verwandlung des Brotes in den wahren Leib Jesu das vornehmste und heiligste Gefäß. Sie schauen in dieser Hostie den Gottmenschen Jesum Christum gleichsam leibhaftig, daher, wenn der Priester sie in die Höhe hebt und damit den Segen ertheilt, das ganze versammelte Volk auf die Kniee fällt. Ehedem schrieb man dieser geweihten Hostie eine Art von Wunderkraft zu. Wenn z. B. die Früchte der Felder Ungeziefer verheerten, so ging der Priester von einer großen Masse Volkes begleitet mit der M. betend und singend um das Feld herum und man glaubte nun, der Herr Jesus werde das verheerende Ungeziefer vertreiben. Doch solcher Aberglaube und solche Entweihung des Heiligen findet jetzt gewiß nur noch in ganz finstern Ländern statt. Bei der Feier des Frohnleichnamfestes nimmt heute noch die M. eine bedeutende Stelle ein. 78.

Monstrum (lat.); fr. monstre; engl. monster, war den Römern seiner Urbedeutung nach Alles, wodurch die Götter den Menschen ihre Gesinnungen anzeigten; da dieses aber nur als etwas Wunderbares, Übernatürliches gedacht werden konnte, so erhielt der Begriff allmählig die Bedeutung des Seltsamen, Wunderbaren, Ungeheuern und, in sofern sich mit dem Gedanken an Unnatürliches der Begriff der den Naturgesetzen und der Idee des Schönen widersprechenden Mißgestalt verband, die der Unförmlichkeit sowohl in Bezug auf die gewohnte Masse eines Gegenstandes als besonders auf seine gewohnte Form und, auf den Menschen angewendet, die der Mißgeburt (s. d. Art.). 9.

Monsun, s. Passatwinde.

Montagne (spr. Montanj) (parti de la), d. i. Bergpartei, hießen während der französischen Revolution die Jacobiner und Cordeliers, weil die Meisten derselben und besonders Danton, Marat und Robespierre stets die höheren Sitze im Saale des Convents einnahmen. Zum Unterschiede erhielten die Gemäßigten oder Girondisten, welche die niedern Sitze inne hatten, den Namen parti de la plaine, d. i. Thalpartei, wofür ihre Feinde aber meist den Ausdruck „Sumpf" brauchten. 1.

Montague (spr. Mantág) (Marie Wortley), älteste Tochter Evelyn's, Herzogs zu Kingston, wurde im Jahre 1690 zu Thoresby in Nottinghamshire geboren. Sie genoß zugleich mit ihrem Bruder Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und machte auch in ersterer solche Fortschritte, daß sie in ihrem 20. Jahre Epiktet's „Encheiridion" übersetzte. Im Jahre 1712

verheirathete sie sich mit Lord Edward Wortley Montague und folgte ihm 1716 auf einer Gesandtschaftsreise nach Constantinopel, in dessen Nähe sie das Einimpfen der Blattern kennen lernte, und diesen Gebrauch, welchen sie mit Glück an ihrem Sohne versucht hatte, bei ihrer Rückkehr nach England im Jahre 1718 einzuführen unternahm. In Constantinopel benutzte sie einst die Abwesenheit ihres Gemahles, um das Innere des Harem kennen zu lernen. Die Erlaubniß dazu erhielt sie erst dann, als sie sich allen Gesetzen desselben zu unterwerfen anheischig gemacht hatte. Da hierdurch das eheliche Glück mit ihrem Gemahle gestört worden war, benutzte sie dessen Erlaubniß zu reisen und hielt sich bis zum Jahre 1751 meist in Italien auf. Als eine Frau von großem Geiste gewann sie nicht nur bedeutenden Einfluß auf den geselligen Ton des englischen Hofes, sondern auch die Freundschaft der ausgezeichnetsten Männer ihres Volkes, eines Addison, Steale, Young und Pope. Mit Letzterem zerfiel sie jedoch später und es entspann sich zwischen Beiden bittere Feindschaft. Sie starb in England im Jahre 1762. Ihr Gemahl erkannte einen Sohn, angeblich Sprößling des Sultan Ahmed III., nie an. Sie selbst bestimmte ihm in dem Testamente blos eine Guinee, das übrige Vermögen ihrer Tochter. Nach einem Legate werden jährlich einmal die armen Schornsteinfeger von London gespeist und erhalten dabei jeder einen Schilling nebst seinem Gedecke, ein Gebrauch, welcher jetzt noch stattfindet. Als Schriftstellerin hat sie sich besonders durch ihre Briefe einen ausgebreiteten Ruhm erworben. Dieselben zeichnen sich durch Lebendigkeit der Darstellung, Schönheit des Styls, Schärfe des Urtheils und geistreiche Auffassung der Gegenstände höchst vortheilhaft aus. Während ihrer Reisen in den Jahren 1716—1718 geschrieben, erschienen sie in 4 Bänden zu London 1763—1768 und nebst ihren andern Werken ebendas. 1803 in 6 Bänden, welche noch die von 1739—1760 geschriebenen Briefe enthalten. Als Dichterin hat sie sich nicht über das Mittelmäßige erhoben. 81.

Montague (Eduard Wortley), Sohn der Vorigen, ward geboren im Jahre 1715 auf dem Landgute seines Vaters Warncliffe-Lodge bei Sheffield. Da er durch die Nachsicht seiner Mutter von früher Kindheit gewöhnt worden war seinen Willen stets durchzusetzen und keinen Zwang zu dulden, so entlief er auch bald von der Schule zu Westminster, wohin man ihn gebracht hatte, wurde als Schornsteinfegerlehrling in London entdeckt und auf die Schule zurückgebracht. Er entlief aufs Neue, verdingte sich an einen Fischer und trug dessen Waare durch die Straßen der Hauptstadt. Als man ihn auch unter dieser Gestalt ausfindig gemacht und der Schule übergeben hatte, entkam er zum dritten Male und ging als Schiffsjunge mit nach Oporto, diente bei einem Bauer, wurde in der englischen Factorei erkannt und nach England eingeschifft. Er ging hierauf als Matrose mit nach Spanien, wurde aber von dem englischen Consul Forster in Cadix erkannt und seinen Eltern wiedergegeben. Mit Forster reiste er nun nach Ostindien und trat bei seiner Rückkehr im Jahre 1747 für einige Zeit in Staatsdienste. Sein wüstes Leben nöthigte ihn England zu verlassen. Er ging nach Paris und kam dort in das Gefängniß, weil ein Jude angeblich von ihm im Spiele betrogen worden war. Bei seiner Rückkehr nach London nahm er 1754 in dem Parliamente seinen Platz ein. Obgleich von seiner Mutter enterbt überließ ihm doch sein Schwager, der Lord Bute, großmüthig einen Theil seines Vermögens, so daß M. eine Reise nach Italien, Palästina, Ägypten und Armenien unternehmen konnte. Er war stets als Armenier gekleidet, ließ den Bart wachsen und lebte von Reis, Caffee und Wasser. Im Jahre 1765 kam er nach Venedig und gestand selbst, daß er auf seinen Reisen den Postillon und Bauer, den Stallmeister und Petit Maître, den lutherischen Geistlichen und Abbé vorgestellt, daß er zu Rom als Katholik, im Oriente als Moslem gelebt habe. In Alexandria täuschte

er die Gattin des dänischen Consuls mit dem Tode ihres abwesenden Mannes, heirathete und entführte dieselbe nach Syrien. Nachdem er Asien und Afrika von 1766—1773 bereist hatte, lebte er auch in Europa überall als Türke, empfing seine Freunde auf diese Weise, ließ einen Negerknaben, den er stets um sich hatte, im Islam unterrichten und bekannte sich selbst noch bei seinem Tode zu diesem Glauben. Er starb zu Padua im Jahre 1776 an einem Rebhuhnknochen, der ihm in der Kehle stecken blieb. In seinem Testamente erkannte er den Negerknaben, einen Sohn in Indien und eine Nonne in Rom als Kinder an. Die Alterthumskunde verdankt ihm mehrere wichtige Entdeckungen. Außer verschiedenen Abhandlungen (z. B. Bemerkungen über die Erdbeben) schrieb er: „On the rise and de fall of ancient Republics“ (Lond. 1759. Französisch Par. 1769 et 1793). Doch macht sich auch Forster als Verfasser dieses Werkes geltend, der es an M. überlassen haben will, um dessen Eltern auch von seinen ernsten und und nützlichen Beschäftigungen zu überzeugen. 81.

Montaigne (spr. Mongtänj) (Michel Eyquem de), einer der geistreichsten philosophischen Schriftsteller der Franzosen, wurde den 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montagne in Perigord geboren. Sein Vater verwandte auf die Erziehung des Sohnes ausgezeichnete Sorgfalt. Er übertrug den Unterricht desselben einem deutschen Lehrer, welcher nach des Vaters Wunsche mit dem Knaben von früher Kindheit an lateinisch sprach, so daß dieser die Sprache schon in seinem 6. Jahre vollkommen verstand. Auf eben so leichte, als angenehme Art suchte man ihm die Kenntniß der griechischen und französischen Sprache beizubringen. Jeden Morgen wurde er zum Beginn des Tagewerkes durch die Töne eines musikalischen Instrumentes geweckt, weil sein Vater das plötzliche Erwecken für den Geist der Kinder nachtheilig hielt. Schon im 13. Jahre verließ der junge M. das Collegium zu Bordeaux, wo er seine Schulstudien vollendet hatte. Da er aber zur Ausübung der Rechtswissenschaft, für welche ihn sein Vater bestimmt hatte, keine Neigung fühlte, so gab er ein Amt, welches er einige Zeit bekleidet hatte, wieder auf, um sich ausschließlich der Kenntniß der Menschen zu widmen. Deßhalb begab er sich auf Reisen und besuchte Deutschland, die Schweitz und Italien, wo er besonders in Rom mit solcher Auszeichnung aufgenommen wurde, daß ihm sogar im Jahre 1581 das römische Bürgerrecht verliehen ward. Im folgenden Jahre wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt und in Angelegenheiten seines Amtes an den Hof gesandt, bei welcher Gelegenheit er von Karl IX. mit dem St. Michaelsorden beehrt wurde. Nach Beendigung seiner Geschäfte zog er sich auf sein Schloß zurück, um hier in philosophischer Ruhe zu leben, welche jedoch bisweilen durch die bürgerlichen Unruhen, in denen sein Schloß selbst geplündert worden war, unangenehm unterbrochen wurde. In seinen letzten Lebensjahren hatte er an Steinschmerzen und Nierenübel um so heftiger zu leiden, da er jede ärztliche Hülfe als unzureichend verschmähte und der Heilkraft der Natur allein vertraute. Er starb den 13. Sept. 1592. Sein berühmtes Werk, welches zuerst im Jahre 1580 zu Bordeaux unter dem Titel: „Essais“ herauskam, enthält einen Reichthum von Lebensweisheit und eine so vollständige Charakterschilderung seiner selbst, wie wir sie nicht leicht von einem andern Schriftsteller besitzen. Die Schreibart ist zwar weder rein, noch durchgängig edel, aber kraftvoll, lebhaft und einfach. Die erste Gesammtausgabe erschien zu Paris im Jahre 1595. Fol. und die letzte ebendas. im Jahre 1829 von Victor Leclerc. Die beste deutsche Übersetzung ist von Bode: „Montaigne's Gedanken und Meinungen“ (Berlin 1793. 6 Bde.) erschienen. M. ist unter den Franzosen der Erste, welcher die Bahn freier Forschung dem verjährten Auctoritätsglauben gegenüber betrat. Erst in neuerer Zeit hat man die Richtigkeit von vielen seiner Ansichten über Erziehung, Gesetzgebung und Verwaltung anerkannt und gewürdigt. Der

speculativen Philosophie war er feind, hing nie einem bestimmten Systeme an und sprach über nichts entschiedene Behauptungen aus, sondern blos von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Sache, gewöhnlich mit Beifügung der Redensart: Was weiß ich es! In politischer und religiöser Hinsicht erschien er völlig indifferent, in moralischer neigte er sich zum Epikureismus. Von seinem Charakter entwirft er selbst folgende Züge: Ich bin zuweilen verständig, zuweilen ausgelassen, zuweilen wahrhaft, zuweilen Lügner; bald keusch, bald schamlos, bald freigebig, bald verschwenderisch, bald geizig und das Alles, je nachdem ich mich drehe. Er gesteht, daß er unempfindlich und träge sei, ein schlechtes Gedächtniß habe und jeden Zwang hasse. Kinder und Landleute beobachtete er besonders gern, weil ihm der Ausdruck ihrer Gesinnungen und Empfindungen am natürlichsten und einfachsten erschien. Um die Ausbildung der französischen Sprache hat er sich entschiedene Verdienste erworben. 81.

Montalembert (spr. Mongtalangbähr) (Marie René, Marqui de), bekannter Kriegsbaumeister, geb. zu Angoulème am 15. Juli 1714, trat in seinem 18. Jahre in ein französisches Infanterieregiment, machte den Feldzug von 1736 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und wohnte später dem östreichischen Erbfolgekriege von 1741 an bei. Während des Friedens beschäftigte er sich mit den Wissenschaften, trat 1747 in die Akademie, deren „Mémoires" viele seiner Aufsätze, die sich durch neue Ideen, wie durch geläuterten Styl auszeichnen, enthalten, errichtete in Perigord und Angoulème Gießereien und schrieb seine Ansichten über die Belagerungskunst nieder, bei denen er von Vauban wesentlich abwich. Während des siebenjährigen Krieges befand er sich mehrere Jahre lang als Commissair von Frankreich bei den russischen und schwedischen Heeren, wo er unter andern Anklam befestigte und Stralsund durch Feldwerke verstärkte. Nach beendigtem Kriege wendete er sich abermals zu den Wissenschaften, schrieb seine „Fortification perpendiculaire," die ihm manchen Tadel und verschiedene Widerlegungen von Seiten des Ingenieurcorps in Frankreich zuzog. Dennoch wurde er später nach der Bretagne und nach der Insel Oléron im Departement der Nieder-Charente geschickt, welche letztere er nach seinem Systeme befestigte. So wenig seine Ansichten über Befestigungskunst während seines Lebens im Vaterlande geachtet wurden — erst Mendar, Belair, Carnot u. A. brachten sie während der Revolution und des Kaiserreichs wieder zu einigem Ansehen — so erhielt doch auch M. noch im Jahre 1779 den Auftrag auf der Insel Aix ein Fort zu errichten, das, wenn schon nur von Holz erbaut, die Erschütterungen des eigenen Geschützes, der Prophezeiungen seiner Feinde zum Trotz, aushielt. Im Jahre 1789 überließ er als Anhänger der Revolution der Nationalversammlung die Pension, die ihm früher wegen Verlust eines Auges bewilligt worden war. Allein der Aufwand, den M. machte, nöthigte ihn später (1790) eines seiner Güter zu verkaufen; doch erhielt er die Bezahlung nur in Assignaten, so daß er keinen wesentlichen Vortheil dadurch hatte. Er bot auch mehrere Male der Republik seine Dienste, doch erfolglos, an; hierdurch und durch die Fortschritte der Revolution veranlaßt ging er mit seiner Gattin nach England. Bald aber verließ er beide, kam zu dem ungünstigsten Zeitpunkte nach Paris zurück, suchte hier die Zahlung seiner Forderungen an den Staat zu erhalten, wurde aber statt dessen verhaftet, erhielt jedoch seine Freiheit wieder. Auf den Antrag Sachverständiger gedachte der Convent im Jahre 1795 und der Rath der Fünfhundert im Jahre 1796 nicht nur ehrenvoll seiner Schriften, sondern bewilligte ihm auch eine Unterstützung; ja Carnot berief ihn mit d'Arcon und Marescot in den Comité zur Entwerfung der Militairoperationen. M. starb zu Paris den 26. März 1800. Sein Hauptwerk ist: „Fortification perpendiculaire, ou l'art défensif supérieur à l'offensif" (1776 sq. N. E. Paris 1796. 11 Voll. Deutsch bearbeitet

von Hoyer unter dem Titel: „Die Vertheidigung, stärker als der Angriff", Berl. 1819. 4 Bde.). Außerdem ist seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu' à 1791" als für die Kriegs- und politische Geschichte überhaupt wichtig. Auch hat man von ihm mehrere kleine Komödien, wie „La statue", „La Bergère de qualité", „La Bohémienne" etc., auch Erzählungen, Gedichte und Lieder. 64.

Montanus, Bischof zu Pepuza in Phrygien, war der Stifter einer nach ihm benannten Secte, der **Montanisten** (zwischen den Jahren 140 und 160 n. Chr.), welche auch **Pepuzianer** und **Kataphryger** (οἱ κατὰ Φρυγάς) genannt werden. In Kleinasien hatte man sich damals nicht minder, wie in den übrigen orientalischen Ländern, zu schwärmerischen Speculationen und fanatisch-ascetischen Religionsübungen verirrt und es befremdet daher nicht, wenn auch M. die biblischen Offenbarungen nicht für abgeschlossen erklärte, aus heidnischen Mysterien den Glauben an besondere übernatürliche Erleuchtungen einzelner Menschen in die christliche Welt verpflanzte und aus der bleibenden Wirkung des sittlichen Bösen unter den Menschen auf eine fortdauernde Gegenwirkung einer fortschreitenden göttlichen Offenbarung schloß. Kaum mochte er sich eines Anhangs versichert haben, als er von sich und zwei Jungfrauen, **Maximilla** und **Priscilla** (von der seine Anhänger auch **Priscillianisten** hießen), behauptete, daß in ihnen durch überirdische Erleuchtung der im Evangelium Johannis verheißene Tröster oder Paraklet wirke. Denn im alten Testamente und durch Jesus hatte nach ihm die göttliche Offenbarung ihre erste und zweite Entwickelungsstufe erreicht und selbst in den Aposteln wegen der Schwachheit der noch am Judenthume hängenden Menge ihre Vollendung noch nicht erlangt, was erst in M. wirklich geschah. Der Zweck dieser dritten Entwickelung und Vollendung war Reinerhaltung des Christenthums von allen Verfälschungen und Darstellung eines vollkommen christlichen Lebens. Als ächter Mystiker sollte nämlich der Mensch, ohne jegliche Selbstthätigkeit und mit gänzlicher Verzichtleistung auf seine geistige und sittliche Kraft, sich der Einwirkung des heiligen Geistes hingeben, um in seiner eigenen Seele zum Anschauen Gottes zu gelangen, alle materiellen Anreizungen zur Sünde durch harte Ascese in sich ertödten und in äußern guten Werken seine Veredlung oder vielmehr Vergeistigung beurkunden. Daher bei den Montanisten jene gänzliche Verwerfung aller menschlichen selbsterworbenen Wissenschaftlichkeit, wie sie sich namentlich in jener Zeit bei den Gnostikern (s. d. Art.) zeigte, dagegen ein strenges Beobachten häufiger Fasten und des Cölibats, neben welchem wenigstens eine zweite Ehe stark verpönt war, Verdammung der Eidesleistung, Abscheu gegen alle weltliche Vergnügungen, in deren Genuß man eine gleiche Versündigung wie beim Götzendienste erblickte, und ein begeisterungsvolles Streben nach dem Märtyrerthume, das für die Krone der spirituellen Heldengröße galt. Die Lehre von der Buße erschien zwar hierbei in einer edlern Form, indem eine bloße Absolution durch die Priester für nichtig erklärt und eine wirkliche Umgestaltung des Menschen gefordert ward, aber auch durch Übertreibungen entstellt, da manche Vergehungen, wie Unzucht, Mord, Betrug ꝛc., sofort aus der Christengemeinschaft ausschließen sollten. Dieser Rigorismus erstreckte sich auf Alle, welche nicht ihres Glaubens waren oder nach ihrer Ansicht aus Schwachheit irrten. Man nannte diese Psychiker (ψυχικοί) im Gegensatze zu den Spirituellen oder Pneumatikern (spirituales, πνευματικοί), deren Gemeinschaft ein neues Prophetenthum oder Priesterthum im heiligen Geiste bildete. Da nun die Montanisten, welche sich diese Namen beilegten, eine strenge sittliche Reinheit des Lebens von jedem Mitgliede forderten, so war es auch natürlich, daß sie die Kindertaufe verwarfen. Noch zu Ende des II. und zu Anfange des III. Jahrh. ward der Montanismus im Abendlande, besonders durch **Tertullian** (s. d. Art.) verbreitet, erhielt darauf

in Afrika an den Novatianern und Katharern zahlreiche Anhänger, verpflanzte sich selbst bis nach Gallien und dauerte bis ins IV. Jahrh. in selbstständigen Gesellschaften fort. Die Grundsätze desselben haben sich aber bis auf die neuesten Zeiten in den mannigfaltigsten Modificationen bei vielen Mystikern forterhalten. 2.

Montbel (spr. Mongbel) (Guillaume Isidore, Baron de), Minister unter Karl X., geb. 1786 zu Toulouse, hatte sich bereits im Jahre 1815 als Anhänger der Bourbons bemerklich gemacht und zeigte sich noch entschiedener als solcher seit 1827, wo er als Abgeordneter von Toulouse einen Sitz in der Deputirtenkammer erhalten hatte. Außer der angelegentlichen Vertheidigung seines Freundes Villèle machte er es sich vorzüglich zur Aufgabe die Freiheit der Presse zu bekämpfen, sprach zu Gunsten der Jesuiten und widersetzte sich überhaupt allen Vorschlägen der Opposition, wenn dieselben irgend einen antiroyalistischen Zweck zum Gegenstande hatten. Die Veränderung des Cabinets im Aug. 1829 berief ihn endlich zum Ministerium des Cultus und darauf des Innern. Blieb er in dieser Stellung überhaupt seinen Grundsätzen getreu, so ist doch nicht zu verkennen, daß er von allen Ministern noch die meiste Mäßigung zeigte, obwohl das Umlaufsschreiben, welches er nach Auflösung der Kammer erließ, in ziemlich harten Ausdrücken verfaßt war. Die Katastrophe vorhersehend bat er damals den König mehrere Male um seine Entlassung, erhielt sie aber nicht und mußte bei der Modification des Cabinets im Mai 1830 das Ministerium der Finanzen übernehmen. Als solcher unterzeichnete er die Ordonnanzen; jedoch nach langer Weigerung nur auf Befehl des Königs. Während des Aufstandes gelang es ihm zu entkommen. Er begab sich außer Landes und hält sich jetzt in Wien auf. Hier schrieb er 1832 eine Schrift über den Herzog von Reichstadt, welche 1833 zu Leipzig in einer deutschen Übersetzung erschienen ist. 22.

Montblanc (spr. Mongblang), d. i. weißer Berg, der höchste Berg in Europa, dessen Höhe 14764 oder nach Andern 14700 Fuß über der Meeresfläche beträgt und der, obwohl 4600 Fuß niedriger als der Chimboraço, doch ansehnlicher als dieser erscheint, weil er 11532 Fuß über das nächste Thal von Chamouny (s. d. Art.) sich erhebt, während der Chimboraço nur 9700 Fuß über das Thal von Quito emporragt. Er gehört zu den grajischen Alpen, einer Kette der penninschen, und liegt in der Provinz Faussigny des sardinischen Herzogthums Savoyen. Mit unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren ward er nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen endlich 1786 am 8. Aug. zuerst bestiegen. Seitdem ist er noch 14mal zum Theil von Naturforschern, wie Saussure und Deluc, am häufigsten von Engländern, zum letzten Male 1828 bestiegen worden. Auf dem höchsten Gipfel litten alle an Übelkeit, Erschöpfung und quälendem Durste; der Puls ging außerordentlich schnell, die Eßlust fehlte gänzlich. Die Farbe des Himmels war dunkelblau und wenn man sich in Schatten stellte, so konnte man die Sterne bemerken. Der Thermometer zeigte selbst in der Sonne $1\frac{3}{10}$ und im Schatten $2\frac{1}{2}$ unter 0, während er zu Genf 22° Wärme zeigte. Der Barometer stand auf 16 Zoll 1 Linie, während ein anderer zu Genf 27 Zoll 1 Linie zeigte. Vom M. zieht sich der hohe Gebirgsrücken theils nördlich, in welcher Reihe der Montanvert (5720′), die Aiguilles d'Argentières (12190′), die Monts mandits, Col du Géant (10600′), Aiguille du Géant (13040′), Aiguille verte (12560′), Aiguille du Midi (12050′) und endlich der Dent du Midi sich befinden. Von diesem letztern geht nun der Gebirgszug theils bis an den Genfersee, theils nordöstlich, wo er die Hauptreihe der Alpen, als südliche Grenze der Schweitz, bildet. Zum M gehören noch mehrere Gletscher und das Eismeer. 71.

Mont Cenis (spr. Mong Seni), ital. Monte Cenisio, einer der höchsten Berge der grajischen Alpen, erhebt sich an der Grenze von Savoyen und Piemont im Hintergrunde des Thales St. Maurienne. Seine höchste Spitze, der Roche-

mutus, erwirkte eine Bulle vom 10/30 Dez. 1511 an Ximenes, die ihn ermächtigte, die Reformen auch in den Klöstern der Krone Aragonien durchzuführen, welche bis dahin unter Leitung des Generals Cisneros gestanden hatten. Die Provinzialkapitel, welche nun für die Provinzen Aragonien, Valencia, Katalonien, Sizilien, Sardinien, Neapel, Navarra, Portugal und Kastilien getrennt abgehalten wurden, sollten jedoch alle drei Jahre durch einen Generalkommissar, welcher die Provinzialkapitel leiten und visitieren sollte, mit dem Generalkapitel in Verbindung bleiben. Ximenes ernannte zu diesem Amte den Provinzial der Provinz Aragonien, Antonio Montesino, welcher die Provinzialkapitel in Valencia, Katalonien, Sizilien, Sardinien und Neapel leitete und visitierte. Montesino starb 1515 in Neapel.

Montesino, Antonio, s. Montesino, Fernando.

Montesquieu, s. Secondat.

Montesquiou (Montesquiou-Fezensac), Raymond Pierre, Marquis de, Staatsmann und General, geb. 10. Juli 1757 zu Paris, gest. 4. Juli 1832 ebenda, trat früh in die Armee, wurde 1789 Deputierter des Adels von Paris, 1791 Präsident der Konstituante, 1792 Generalleutnant, emigrierte 1793 und diente seinem Vetter Louis Joseph Marquis de Montesquiou-Fezensac (geb. 1739, gest. 1798) in Piemont. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1795 wurde er Deputierter, wurde aber von dem Direktorium 1797 nach Italien gesandt, um den Papst zu bewegen, die Feindseligkeiten gegen Frankreich einzustellen, und ging dann als Gesandter nach Genua. Nach dem 18. Brumaire (9. Nov. 1799) wurde er Präfekt des Departements Mont Blanc, 1804 Präfekt des Departements Léman, 1805 Präfekt des Departements Montenotte, 1806 Präfekt des Departements Taro, 1809 Präfekt des Departements Apennins, 1810 Präfekt des Departements Taro, 1811 Präfekt des Departements Ems-Supérieur, 1813 Präfekt des Departements Ems-Occidental. Während des Feldzugs in Deutschland 1813 war er Präfekt des Hauptquartiers, 1814 Präfekt des Departements Seine-et-Marne. Nach der Rückkehr Napoleons I. von Elba ernannte dieser Montesquiou zum Grafen des Reichs und Präfekten des Palastes, 20. März 1815 zum Pair von Frankreich, 1. Juni zum Generalleutnant und Kommandeur der Ehrenlegion. Nach der Schlacht bei Waterloo (18. Juni) ging Montesquiou mit Napoleon II. nach Rambouillet, dann nach Paris, wo er 24. Juni 1815 zum provisorischen Präsidenten der Kammer ernannt wurde. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. wurde Montesquiou 1. Juli 1815 zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt, trat aber schon 3. Aug. 1815 zurück. Er wurde 1816 Mitglied der Akademie, 1817 Präsident der Kammer, 1819 Pair von Frankreich, 1820 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1821 Präsident der Kammer, 1822 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1824 Präsident der Kammer, 1827 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1830 Präsident der Kammer. Montesquiou hat außer einigen Broschüren politischen Inhalts und Reden in der Kammer eine Geschichte der Expedition nach Piemont 1792 (Paris 1797) und Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon (das. 1825–26, 3 Bde.) veröffentlicht.

Montesquiou-Fezensac, Pierre Marie Augustin Raymond, Marquis de, Staatsmann und General, geb. 19. Juli 1788 zu Paris, gest. 1. Juli 1832 ebenda, Sohn des vorigen, trat 1806 in die Armee, machte die Feldzüge in Preußen, Polen, Spanien, Österreich und Rußland mit, wurde 1812 Adjutant des Kaisers, 1813 Generalmajor, 1814 Kommandeur der Ehrenlegion, 1815 Generalleutnant und Pair von Frankreich, 1819 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1822 Präsident der Kommission für die Zensur, 1824 Präsident der Kammer, 1827 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1830 Präsident der Kammer. Montesquiou hat außer einigen Broschüren politischen Inhalts und Reden in der Kammer eine Geschichte der Expedition nach Piemont 1792 (Paris 1797) und Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon (das. 1825–26, 3 Bde.) veröffentlicht.

Montesquiou-Fezensac, Pierre Marie Augustin Raymond, Marquis de, Staatsmann und General, geb. 19. Juli 1788 zu Paris, gest. 1. Juli 1832 ebenda, Sohn des vorigen, trat 1806 in die Armee, machte die Feldzüge in Preußen, Polen, Spanien, Österreich und Rußland mit, wurde 1812 Adjutant des Kaisers, 1813 Generalmajor, 1814 Kommandeur der Ehrenlegion, 1815 Generalleutnant und Pair von Frankreich, 1819 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1822 Präsident der Kommission für die Zensur, 1824 Präsident der Kammer, 1827 Mitglied der Kommission für die Zensur, 1830 Präsident der Kammer. Montesquiou hat außer einigen Broschüren politischen Inhalts und Reden in der Kammer eine Geschichte der Expedition nach Piemont 1792 (Paris 1797) und Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon (das. 1825–26, 3 Bde.) veröffentlicht.

nes, welcher der Menschheit zur Ehre gereiche." Von wirksamer Verfolgung der Franzosen im Elsaß durch den dahin gesandten Condé abgehalten erhielt er Befehl zur Thätigkeit diesseits des Rheins. Diese kriegerischen Unternehmungen gegen Turenne und Condé, die letzten M.'s, pries er selbst als die rühmlichsten, da er nicht besiegt worden war. Nun lebte er in ehrenvoller Ruhe am kaiserlichen Hofe. Er starb zu Linz den 16. Oct. 1680 an den Folgen einer Verwundung durch einen herabstürzenden Balken. Von Jugend auf mit Wissenschaften und Künsten vertraut trug er zur Stiftung der Akademie der Naturforschung bei, war Mitglied der Accademia de' Crescenti zur Erhebung der italienischen Literatur; machte selbst „rime", befindlich in der Sammlung der Producte dieser Gesellschaft (Brüssel 1686); schrieb, ebenfalls italienisch, „Memoiren über den Krieg", wovon eine Ausgabe in italienischer Sprache (Köln 1704. 12.), eine französische Übersetzung von Jacques Adam und eine lateinische Übersetzung (Wien 1718. Fol.) erschien. Das Original der sämmtlichen Schriften M.'s gab Ugo Foscolo (Mailand 1807—1808. 2 Bde. Fol.) mit Anmerkungen heraus. 12.

Montemayor (Jorge de), berühmter spanischer Dichter, ward 1520 zu Montemayor bei Coimbra in Portugal geboren, nahm Kriegsdienste und fühlte sich nach Beendigung derselben veranlaßt, wegen seiner Musikkenntniß und seiner schönen Stimme sich Philipp II. von Spanien als Mitglied der zu errichtenden Kapelle anzubieten. Sein Wunsch ward erfüllt, er begleitete auch Philipp auf seinen Reisen in Italien, Deutschland und den Niederlanden und während er dabei wegen seiner großen Naturanlagen verschiedene Sprachen gründlich erlernte und eine Menge Ideen in seinen Geist aufnahm, führte ihn die Liebe zur Poesie. Hatte er aber deren Hoffnung und Wonne zuerst in tiefgefühlten Liedern besungen, so erzeugte der Schmerz über den Verlust der Geliebten an einen Andern seinen Schäferroman „Diana", in welchem er mit Geist und tiefem Gefühle und in einer reinen melodischen Sprache, abwechselnd in prosaischer und poetischer Form, die Empfindungen seiner Seele darstellt und dadurch nicht allein eine neue Dichtungsart in die spanische Literatur einführte, sondern auch in der Form der Darstellung vielen spätern Dichtern zum Muster ward. Bald erhob sich sein Ruf durch ganz Europa und die Königin von Portugal rief ihn an ihren Hof, wo er den 26. Febr. 1562 starb. Das Werk ist unzählige Male aufgelegt und nachgedruckt worden; die neueste Ausgabe erschien Madrid 1795. 8. Die übrigen ebenfalls häufig wieder abgedruckten Werke erschienen zuerst unter dem Titel: „Cancionero" (Saragossa 1561). Fortgesetzt wurde die „Diana" mit Meisterhand von Gasparo Gil Polo (geb. 1516 zu Valencia, gestorben daselbst als Advocat 1572) unter dem Titel: „Diana enamorada" (Valenc. 1564), welchem Werke man in Bezug auf die versificirten Theile selbst den Vorzug vor dem Vorbilde einräumt. Auch dieses wurde sehr oft (zuletzt Madrid 1802. 8.) wieder herausgegeben. 16.

Montenegriner oder **Czernogorzen** heißen die Bewohner des Gebirgslandes Czernogora (d. i. schwarzes Gebirge) oder Montenegro, welches die Nordwestecke Albaniens bildet. Obgleich dieses Bergland nur 25□ M. enthält, so haben sich doch die M., jetzt ungefähr 38000 Köpfe stark, bis auf diesen Tag in Unabhängigkeit von der Pforte erhalten. Sie sind albanesischer Abstammung und bekennen sich zur griechischen Kirche, sind aber übrigens roh und jeder friedlichen Beschäftigung feind. Viehzucht ist, wenn sie nicht Krieg haben, ihre Hauptbeschäftigung und das nahe gelegene Cattaro ist der Markt, wohin sie ihre Erzeugnisse, darunter jährlich gegen 20000 Schildkröten, zum Verkaufe bringen. Die Verfassung ist republikanisch. An der Spitze derselben steht der Wladika, welcher indeß wenig Ansehen hat; fast unumschränkt dagegen ist die Gewalt der

Bischöfe von Montenegro. Unter den letztern hat sich der im Jahre 1830 verstorbene Bischof Peter Petrowich in vielfacher Hinsicht große Verdienste um die Republik erworben. Hauptstadt ist Czettin oder Cettigne. 15.

Montenotte, ein Flecken im sardinischen Fürstenthume Piemont, ist denkwürdig durch einen Sieg Napoleon's über die Östreicher unter Beaulieu am 12. April 1796. Unter den schwierigsten Umständen hatte Napoleon im März 1796 das Commando aus Scherer's Hände erhalten; die Lage der Armee, welche an allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen Mangel litt und überdieß entmuthigt war durch den schlechten Erfolg des vorigen Feldzugs, schien hoffnungslos, zumal da sie sich nur auf eine enge Stellung an der Küste und in den Gebirgen beschränkt sah, während die fast vierfach stärkere Armee Beaulieu's im Besitze eines ausgebreiteten Raumes war. Doch Napoleon zögerte nicht, brachte die Verwaltungszweige der Armee so viel möglich in Ordnung und eröffnete den Feldzug, da die Östreicher bereits am 6. April bei Voltri ein siegreiches Gefecht geliefert hatten. Zuerst galt es die Stellung bei M. zu vertheidigen. Angegriffen von Beaulieu am 11. April hielt sich der tapfere Brigadegeneral Rampon, bis am folgenden Tage Napoleon an der Spitze seiner Truppen herbeieilte. Der Kampf erneuerte sich und wurde äußerst hartnäckig; zuletzt aber behielten die Republikaner den Sieg, einen Sieg, der an und für sich, verglichen mit andern, zwar unbedeutend, aber dadurch von unendlichen Folgen war, weil er als der erste Napoleon's diesem Feldherrn das unbedingte Vertrauen der Armee erwarb. Unaufhaltsam waren jetzt die Fortschritte der Republikaner, denen Napoleon nach dem Siege bei M. in der Ferne die reichen Gefilde der Lombardei als Lohn ihrer Tapferkeit gezeigt hatte. (Vergl. d. Art. Dego.) 15.

Monte Rosa (Mons Sylvius), nächst dem Montblanc der höchste Berggipfel der penninischen Alpen, mithin Europas, bildet einen großen Gebirgsstock, in welchem einem stumpfen Winkel gleich die penninischen und lepontischen Alpen zusammenstoßen, und macht die Grenzscheide zwischen Wallis und Piemont und des letztern vom novaresischen Gebiete. Er besteht aus einer Menge fast im Kreise stehender Felsenhörner, welche von verschiedenen Standpunkten aus als vereinigt und wie ein breiter Felsenkamm erscheinen und zerfällt in zwei Haupttheile, den südlichen und nördlichen. Der erstere, auch der M. des Gressonaythals, welches er nördlich begrenzt, genannt, bildet einen breiten Eiskamm, welcher sich in der Mitte im Lys am Höchsten erhebt; das westliche Ende desselben ist der kleine Montcervin, von welchem die Entfernung bis zum östlichen Ende, der nach Vincent, welcher sie im Jahre 1819 zuerst erstieg, benannten Vincentspitze, fast zwei Meilen beträgt. Von hier aus zieht sich nördlich der zweite Theil des M., der M. des Macugnanathals, welches am Fuße seiner Gletscher liegt. Dieser Theil besteht aus neun verschiedenen Spitzen, unter denen sich die höchste (aber unersteigliche) nach den neuesten Messungen bis 14221 Fuß erhebt. Sie ist demnach 542 Fuß niedriger als die höchste Spitze des Montblanc, wodurch die frühere Vermuthung, daß wohl dem M. die Ehre, der höchste Berg Europas zu sein, widerlegt wird. Am nächsten kommt dieser Spitze die sogenannte Zumsteinsspitze, welche nur 273 Fuß niedriger ist als jene und ihren Namen von dem Reisenden Zumstein erhalten hat, welcher sie in den Jahren 1819—1822 mehrere Male erstieg. — Vergl. „Topographische Charte des Monte Rosa und seiner Umgebungen" von Ludwig Freih. v. Welden (Wien 1824). 15.

Montespan, (spr. Mongtespang) (Françoise Athénaïs de Rochechouart de Mortemart, Marquise de), zweite Tochter Gabriel's von Rochechouart, Herzogs von Mortemart, vermählte sich 1663 unter dem Namen einer Mademoiselle von Tonnay-Charente mit dem Gascogner Henri Louis de Pardaillan de Gondrin, Marquis de M., der seiner jungen, schönen, naiven, trefflich erzogenen

Gemahlin den Platz einer Ehrendame der Königin verschaffte. Als solche und in Gesellschaft seiner Geliebten, der Herzogin La Vallière, lernte sie Ludwig XIV. kennen, ohne sie anfangs liebzugewinnen, obgleich sie es an Lockungen nicht fehlen ließ, und es mag wohl nicht wahr sein, daß, als sie des Königs entstehende Liebe bemerkte, sie ihren Gemahl gebeten habe, mit ihr auf ihre Güter zu gehen, weil dieser vielmehr selbst, als er sich über ein solches Verhältniß des Königs und seiner Gemahlin laut aussprach, auf seine Güter verbannt wurde, die er nicht wieder verließ. Von 1668 an beherrschte sie den König völlig. Ihre Kinder wurden anfangs unter dem Siegel der Verschwiegenheit der Madame Scarron (Maintenon, s. d. Art.) zur Erziehung übergeben, doch später fand Madame M. eine solche Scham überflüssig. Da Madame La Vallière den Hof nicht freiwillig verließ, vermochte ihre Freundin den König, sie zu verbannen. Von dieser Zeit an benutzte die Alleinherrscherin ihre Macht zur Ausspähung der Staatsgeheimnisse und zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer ungemessenen Prachtliebe. Aber mit der Zeit ward des alternden Königs Neigung gegen die oft launenhaft begehrende Maitresse schwächer; Madame de Maintenon fachte durch religiöse Vorstellungen die im Herzen des Königs glimmende Reue zu Gewissensbissen an und ebenfalls eine Feindin der Madame M., wiederholte sie, was diese gegen die Madame de Vallière verbrochen hatte, so daß die Betrogene, um dem Könige nicht zu mißfallen, die Geburt ihrer zwei letzten Kinder verbergen mußte. Während zwischen beiden Maitressen eifersüchtiger Streit herrschte, ergab sich der König der Madame de Fontanges, die aber schon 1681 starb. Um sich endlich den Zudringlichkeiten der nicht mehr geliebten M. zu entziehen, ließ ihr der König durch die Maintenon ankündigen, daß sie den Hof verlassen sollte. Sie lebte nun, nachdem ihr Gemahl, den sie auf den Rath des Paters La Tour um eine Zusammenkunft gebeten hatte, gestorben war, theils auf ihren Gütern, theils zu Bourbon und anderwärts, reuig ihres vorigen Wandels gedenkend und ihn durch allerhand Werke der Mildthätigkeit und Entsagung büßend. Sie starb 1707 in den Bädern zu Bourbon, ohne ihre Schönheit verloren zu haben, im 66. Jahre ihres Alters. Einen einzigen Sohn hatte sie mit ihrem Gemahle gezeugt, den Herzog von Antin, den sie die letzte Zeit ihres Lebens mütterlich liebte. Mit Ludwig XIV. hatte sie acht Kinder: den Herzog du Maine; den Grafen von Vexin (st. 1683); Mademoiselle de Nantes, vermählt mit dem Herzoge von Bourbon, dem Enkel des großen Condé; Mademoiselle de Blois, vermählt mit dem regierenden Herzoge von Orleans; den Grafen von Toulouse und zwei andere in ihrer Jugend gestorbene Kinder. — Ihre Prachtliebe, ihre Feinheit im Umgange, ihre Beförderung des Handels, der Gewerbe, Wissenschaften und Künste, namentlich ihre Begünstigung der Dichter La Fontaine, Molière, Quinault, Racine und Boileau fanden bei dem Könige, dem Hofe, ja in ganz Frankreich Anklang und Nachahmung, und man darf daher behaupten, daß Madame M. in den Zeiten ihrer Größe auf den socialen Zustand des damaligen Frankreichs einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt habe. 12.

Montesquieu (spre Mongteskiö) (Charles de Secondat, Baron de la Brède et de), aus einer vornehmen Familie in Guyenne abstammend, ward am 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse seines Vaters Brède bei Bordeaux geboren. Frühzeitig entwickelten sich unter der unmittelbaren Aufsicht seines Vaters und durch sorgfältige Erziehung seine ausgezeichneten Geistesgaben. Er widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, wußte durch Philosophie und geschichtliche Kenntnisse demselben eine angenehme Seite abzugewinnen und sammelte, kaum 20 Jahre alt, für sein nachheriges, unsterbliches Werk: „Esprit des lois.“ Nachdem sein Onkel väterlicher Seite ihm seine Stelle im Parliamente zu Bordeaux und sein ganzes Vermögen hinterlassen hatte, wurde M. 1714 Rath beim Par-

liamente zu Bordeaux und 1716 Präsident desselben. In seinen Mußestunden schrieb er die „Lettres persanes“ (1721, deutsch von Michaelis, Landshut 1803), worin er unter der Maske eines Persers das damalige politische, gesellschaftliche und literarische Treiben der Franzosen schilderte. Auf geistreiche Weise und in geläuterter Sprache erzählte er von den Thorheiten seiner Landsleute, die er mit bitterm Ernste und durch feine Satyre geißelte. Der Werth dieser Briefe, in welchen er die französische Akademie keineswegs geschont hatte, veranlaßte letztere dennoch, ihn im Jahre 1728 als Mitglied aufzunehmen, was früher schon geschehen sein würde, wenn nicht der Cardinal Fleury wegen der Spöttereien über die christliche Religion in den „Lettres persanes“ gegen ihn eingenommen gewesen wäre. Nachdem er seine Stelle als Präsident des Parliaments zu Bordeaux niedergelegt hatte, unternahm er eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweitz, Holland und England, verweilte hier zwei Jahre und wurde in London in die königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen. Auf sein Schloß Brède zurückgekehrt gab M. „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et leur décadence“ (1734; deutsch, Altenburg 1786) heraus, die vielleicht sein vollendetstes Werk, mit vollem Rechte eine römische Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt zu werden verdienen. Nicht minder vorzüglich sind die „Dialogues de Sylla et de Lysimaque“ (1748), die er unter dem angenommenen Namen Charles d'Outrepont herausgab und worin er die Seele eines Despoten in ihren leisesten Neigungen geschildert hat. Endlich erschien als Frucht eines mehr als dreißigjährigen Studium sein classisches Werk „Esprit des lois“ (Genf 1749. 2 Bde.; deutsch von Hauswald Görlitz 1804. 3 Bde.), worin er ebenso die Entwickelung gesetzlicher Einrichtungen und ihr Naturverhältniß zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Überblicke darzustellen versuchte, als er dadurch die Staatswissenschaft zur Lieblingsbeschäftigung des gebildeten Publicum erhoben und befördert hat. So vortrefflich indeß dieses Werk in seinen Einzelnheiten ist, so beruht es doch darum auf einem unsichern Grunde, weil der Verfasser sich nicht über sein Jahrhundert erhob, Religion und Moral von Boden und Klima abhängig machte, das Christenthum gering schätzte, dem Recht- und Pflichtgefühle in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und die absolute Rechtsidee für den schlechthin verwerflichen Satz, daß des Volkes Wahl das höchste Gesetz sei, aufgab. Die Kritik des „Esprit des lois“ von Seiten des Abbé Bonnaire und manche dem Werke gemachten Vorwürfe beantwortete M. in der „Défense de l'esprit des loix“ (Genève 1750) und deren „Suite“ (Berlin 1751.), [eine Übersicht der Kritiken wider M.'s „Esprit des lois“ enthält Küster's Übersetzung der nachgelassenen Werke M.'s (1798. S. 216. Anm.], so wie dagegen einen geistreichen „Commentaire sur l'Esprit des lois“ Destutt de Tracy (Paris 1819.) lieferte. Von M.'s übrigen Werken sind seine „Lettres familiaires“ (Rom 1767) und der „Temple de Guide“ (Paris 1725. 1772., deutsch von Merkel. Weimar 1804.) ein Gedicht in Prosa, worin eine reizende nur oft zu üppige Schilderung der Liebe gegeben ist, zu erwähnen. M. starb zu Paris am 10. Febr. 1755. Seine sämmtlichen Werke sind öfters gesammelt erschienen; als die besten Ausgaben sind die Londoner (3 Bde. 1759. 4.), die Baseler (8 Bde. 1800.) und unter den neuern die von Auger (8 Bde. Paris 1819) und die von Destutt de Tracy und Villemain besorgte (8 Bde. Paris 1827) zu erwähnen. Obgleich Friedrich der Große das Urtheil aussprach, daß M. und Tacitus nicht ins Deutsche übersetzt werden könnten (Vie de Frédéric. II. 1792. Vol. 2. pag. 68.), so sind doch seine sämmtlichen Werke mehrmals in deutschen Übersetzungen erschienen; z. B. Wien 1805. 8 Bde; Stuttgart 1827. 12. 12 Bde. und Hamburg von A. Schäfer 1827. Auch die „Oeuvres posthumes“

(Londres 1783) wurden übersetzt (Liegnitz und Leipzig 1785) und von E. G. Küster (Altenburg 1798. Leipzig 1805.). Die verschiedenen Lobreden auf M. hat Villemain in „Eloges de Montesquieu“ (Paris 1826. 4.), s. Morgenblatt 1817, Literaturblatt Nr. 11. gesammelt herausgegeben und ein eigenes „Eloge de M. in s. Discours et Mélanges littéraires“ (1823. Vol. I. pag. 113—195) geschrieben. Ein Bild M.'s von ihm selbst entworfen enthält Gubitz's Gesellschafter 1817. Nr. 100—104 und eine geistreiche Zusammenstellung M.'s und Destutt de Tracy's Pölitz „Jahrbücher für Geschichte und Staatskunst“ (1829. Heft 17.). 64.

Montesquiou-Fézensac (spr. Mongteskiuh-Fesangsac) (François Xavier Marc Antoine, Herzog von), Minister des Innern nach der ersten Restauration, geb. 1757, trat in den geistlichen Stand, wurde 1785 erster Geschäftsträger der französischen Geistlichkeit und bei dem Zusammentreten der Generalständeversammlung Deputirter der pariser Geistlichkeit. Als solcher vertheidigte er angelegentlich, jedoch mit Vorsicht und Mäßigung die Sache des Klerus und der Monarchie, gab, als die Gegner durchdrangen, aus Klugheit nach und wurde, da er sich überhaupt allgemeine Achtung erworben hatte, Mitglied der zur Veräußerung der geistlichen Güter niedergesetzten Commission. Im Jahre 1790 bekleidete er hierauf zu allseitiger Zufriedenheit die Würde eines Präsidenten der constituirenden Versammlung, vertheidigte aber fortwährend die Rechte seines Standes und des Königs und war daher einer von denen, welche die Protestation vom 12. Sept. 1791 unterzeichneten. Als die Schreckenszeit hereinbrach, fand er es für gerathen, Frankreich zu verlassen, ging nach England und wurde während seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt. Erst nach dem Sturze der Jacobiner kehrte er nach Paris zurück und arbeitete hier bald heimlich, bald offen im Interesse der Bourbons, mit welchen er in dauernder Verbindung geblieben war. Einige behaupten, Napoleon habe ihm im Jahre 1803 ein Bisthum in der neuen gallicanischen Kirche angetragen und, als er es ausgeschlagen, nach Nimes verbannt. Gewiß wenigstens ist es, daß man ihn unter strenger Aufsicht hielt, von welcher ihn erst der Sturz Napoleon's befreite. 1814 ward er Mitglied der provisorischen Regierung und nach Ludwig's XVIII. Ankunft Minister des Innern. Er war indeß diesem Amte keineswegs gewachsen und beging so viel Mißgriffe, daß er beiden, den Liberalen wie den Royalisten, lächerlich und verächtlich wurde. Napoleon's Rückkehr von Elba nöthigte ihn hierauf abermals zur Flucht nach England; sein Einfluß aber war in den Tuilerien sehr gesunken und man nahm daher, als er sich wieder zeigte, keine Notiz von ihm. Er zog sich jetzt von dem öffentlichen Leben zurück und hielt sich bis zu seinem Tode außerhalb Paris auf. Er starb im Febr. 1832. 22.

Monteverde (Claudio), ein alter italienischer Componist, geb. 1572 zu Cremona, war Kapellmeister an der St. Marcuskirche zu Venedig und später in Diensten des Herzogs von Mantua. Er beschäftigte sich mit der Composition von Kirchenstücken, lieferte viele Madrigale und versuchte sich auch mit Glück in der Opernmusik. Vorzüglich wurden seine Recitative berühmt, auch bediente er sich im Satze mancher Freiheiten, unter Anderm in der Behandlung der Dissonanzen, wodurch er in mancherlei Streitigkeiten verwickelt wurde. Er starb 1650. — Unter seinen Werken sind am bekanntesten geworden: „Madrigali“ (1620) und „Scherzi musicali à tre voci (1615). 36.

Montevideo, s. Banda oriental.

Montezuma, s. Mexico und Cortes.

Montfaucon (spr. Mongfôcong) (Bernard de), der thätigste Alterthumsforscher Frankreichs, geb. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, gestorben 1741 in der Abtei St.-Germain des Prés zu Paris, verdankte seinen frühen

Ruhm nächst der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die er sich vorzüglich als Benedictiner in der Congregation St.-Maur (von 1675 an) erworben hatte, besonders seinem überall so warm hervortretenden Enthusiasmus für alte Literatur und Kunst, der ihn auch endlich nach Italien trieb, wo sein unbegrenzter Hang die reichste Nahrung fand, da er durch viele ausgezeichnete Männer und besonders auch durch den Papst Innocenz XII. die zuvorkommendste Unterstützung fand und wo er keinen Tag verstreichen ließ, ohne alte Kunstwerke und Handschriften untersucht und copirt zu haben. Nach seiner Rückkehr machte er in Paris die Früchte seiner Forschungen bekannt und bewirkte dadurch in der Kritik der alten griechischen und römischen Literatur eine heilsame Revolution. Wiewohl auch noch jetzt mehrere seiner Werke unentbehrlich sind, so würde er doch noch größer dastehen, wenn er langsamer gearbeitet hätte, da die ungeheure Menge seiner Werke eine stets gleiche Tiefe und Correctheit nicht erwarten läßt. Sein Hauptwerk ist die „Palaeographia graeca"; außerdem sind noch zu erwähnen seine „Analecta graeca"; „L'Antiquité expliquée et représentée en figures" (15 Bde. Fol. mit 1200 Kupfern, deutsche Ausgabe von Schatz und Semmler, umgearbeitet von Roth); „Les Monumens de la monarchie française" und die Ausgabe mehrerer Kirchenväter. 12.

Montferrat, s. Sardinien.

Montfort (Herzog von), s. Buonaparte (Hieronymus).

Montgelas (spr. Mongschélah) (Maximilian Joseph, Graf von), geb. zu München den 12. Sept. 1759, Sohn eines aus einem freiherrlichen Geschlechte in Savoyen stammenden baierischen Generals, setzte seine auf dem Gymnasium zu München mit dem besten Erfolge begonnenen Studien zu Ingolstadt und Straßburg fort. Seine schnellen Fortschritte ließen seine künftige Wichtigkeit ahnen. Kaum hatte er seinen akademischen Cursus vollendet, als er 1777 eine Hofrathsstelle in München und 2 Jahre später die Bestallung als churfürstlicher Kämmerer und Büchercensurrath erhielt. Da er sich zu den Ansichten des 1776 entstandenen Illuminatenordens hingeneigt hatte, so mußte er, um sich den Folgen der von der baierischen Regierung schon 1783 dagegen begonnenen Verfolgungsmaßregeln zu entziehen, 1785 einen Zufluchtsort am herzoglichen Hofe zu Zweibrücken suchen, wo er von Karl II. als Hofcavalier aufgenommen wurde. Von dieser Zeit an schritt M. rasch vorwärts; denn in Zweibrücken lernte ihn der Bruder und Nachfolger des Herzogs, Maximilian Joseph, nachmaliger König von Baiern, bei seiner öftern Anwesenheit daselbst, als einen thätigen und äußerst umsichtigen Geschäftsmann kennen, nahm ihn noch bei Karl's Lebzeiten in seine Dienste und ernannte ihn nach des Letztern Tode (1795) zum geheimen Rathe. Dieser vergalt das in ihn gesetzte Vertrauen dadurch, daß er seine ganze Geschäftserfahrung und die unermüdetste Thätigkeit anwendete, um die häufigen unangenehmen und verwickelten Angelegenheiten seines Beschützers, namentlich die von Frankreich erregten Streitigkeiten, zu ordnen und auszugleichen. 1799, nach Karl Theodor's Tode und dem Regierungsantritte M. Joseph's, folgte diesem M. nach München und wurde zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Nachdem er mehrere Aufträge in dieser Beziehung ehrenvoll ausgeführt hatte, übertrug ihm der Regent 1803 die Gesammtverwaltung der Staatsfinanzen, 1806 das Ministerium des Innern, im nämlichen Jahre die Abschließung eines Vertrags mit Italien, die Bestimmung der Militairgrenzen im italienischen Tyrol betreffend, 1807 und 1808 die Regulirung zweier nicht minder wichtiger Verträge mit Östreich und endlich 1809 auch das Ministerium der Finanzen. 1810 wurde M. in den Grafenstand erhoben. In allen durch eine vielbewegte und für sein Vaterland gefahrvolle Zeit herbeigeführten schwierigen Verhältnissen setzte M. seine edle und weise Thätigkeit unverdrossen bis zum Jahre 1817 fort,

wo er auf ehrenvolle Weise und mit bedeutender Pension in den Ruhestand versetzt wurde. Sein Streben nach Verbesserungen im innern und äußern Staatsleben und seine besondere Anhänglichkeit an Frankreich, so nützlich auch Beides sein mochte, machte ihm Feinde und als endlich gar die constitutionelle Regierungsform die Oberhand zu gewinnen drohte, die mit seinen früher getroffenen bureaukratischen Einrichtungen sich nicht füglich vereinigen ließ, so war es wohl kein Wunder, daß er sich in den Ruhestand begab. Dadurch war aber seine Vaterlandsliebe keineswegs erkaltet; er nahm vielmehr, nach einer Reise in die Schweitz und nach Savoyen, zum Wohle des Vaterlandes als Reichsrath Theil an der baierischen Ständeversammlung. Noch 1828 ward er mit dem Ehrenkreuze des Ludwigsordens geschmückt und seine tiefen Kenntnisse, seine Klugheit, Thätigkeit und Gewandtheit in Geschäften, seine Erfahrung in den verwickeltsten Staatsverhältnissen, seine Treue gegen Fürst und Vaterland sichern ihm einen Platz unter den ersten Staatsmännern seiner Zeit. 12.

Montgolfier (spr. Monggolfieh) (Jacq. Etienne), berühmt wegen der Erfindung des Aërostats, ward geboren den 5. Jan. 1745 zu Vidalouses-Annonai, wo sein Vater Besitzer einer Papiermanufactur war. Etienne und sein älterer Bruder Joseph Michael von ihrem Vater für das Studium der Theologie und Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, besaßen beide eine große Vorliebe für Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie, welchen Wissenschaften sie sich auch wider den Willen ihres Vaters eifrig widmeten. Nachdem beide Brüder die Fabrik ihres Vaters übernommen hatten, bereicherten sie dieselbe bald durch ausgezeichnete Leistungen, so wie besonders durch die Erfindung des Velinpapiers, welches sie zuerst in Frankreich einführten. Die Bemerkung, daß die von der Hitze verdünnte Luft papierne Deckel in die Höhe zu heben vermag, leitete zuerst Etienne auf den Gedanken, kleine Ballons von Papier mit brennbarer Luft aufsteigen zu machen, welches jedoch ohne Erfolg blieb. Erst als beide Brüder wiederholte Versuche machten, nach Analogie der schwebenden Wolken Rauch von brennendem Papiere in eine undurchdringliche Hülle einzuschließen, gelang es ihnen wirklich ein hohles Parallelopipedum von Taffet 40 Cubikfuß haltend auf gleiche Weise zum Aufsteigen an die Decke des Zimmers zu bringen. Sie verfertigten nun eine Maschine von Leinwand, 35 Fuß Durchmesser haltend, welche 450 Pfd. wog, außerdem noch 400 Pfd. Last trug, mit welcher sie am 5. Juni 1783 zu Annonai in Gegenwart der Stände von Vivarrais den ersten großen Versuch machten, welcher auch vollkommen gelang. Noch in demselben Jahre begab sich Etienne nach Paris und dann nach Versailles, wo er vor dem versammelten Hofe das Experiment wiederholte. Anfänglich ließ er blos mehrere Thiere mit dem Ballon aufsteigen, später aber wagten es sogar auch Menschen. Diese Erfindung verschaffte Beiden die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Etienne erhielt überdieß eine Pension von 2000 Livres und einen Adelsbrief, den er jedoch auf seinen Vater überzutragen bat, ohne daß er oder sein Bruder davon Gebrauch machten. Er starb den 2. August 1799. — Sein Bruder, Joseph Michael, geb. 1740, zeichnete sich außerdem durch mehrere eigene Erfindungen, z. B. die Wasserschraube (bélier hydraulique), so wie mehrere Mittel zur Verbesserung des Papiers aus. Nach Ausbruch der Revolution begab er sich von Annonai nach Paris, erhielt vom Consul Buonaparte die Decoration der Ehrenlegion, ward dann zum Administrator des Conservatorium der Künste und Manufacturen und zum Mitgliede des Instituts ernannt. Auch gab er die erste Idee zur Errichtung der Société d'encouragement pour l'industrie und starb in den Bädern zu Balaruc 1810. Er hinterließ mehrere Schriften über aërostatische Maschinen und Luftschifffahrt (s. d. Artt.). 26.

Montgommery (spr. Monggomeri) (Gabriel, Graf von), als Ritter we-

gen seiner Tapferkeit Lob, spendete, kaufte ihm in seiner Jugend, als Grenadier bei Dettingen, Fontenoy, das Regiment, in dem Pyrmont, bei der Belagerung von Antwerpen, die Prinzessin Elisabeth und Prinz Friedrich Heinrich Moritz von Oranien waren, von dem König Georg II. und seinem Sohne Wilhelm Herzog von Cumberland, dem Sieger von Culloden, Beförderung und Auszeichnung. Als Lord Chatham 1766 das Ministerium an sich zog, wurde M. Mitglied des Geheimrathes, und blieb hier in der Minorität und sonst auf Reisen, bis er 1768 für eine Verbannung vom Hofgerichte Bank überall bestätigt wurde, weil er in 1762) nach Wesen und verhaftete sich Grant sage, wenn aber auch wenig Gutes, doch Neues für Schottland geschah; auch Grant's Verdienste. Wegen 1) 1570 ein Grafen Murray von England und, auch er hat Gutes gethan, z. B. Anlage der Straßen, Hebung Handels und Gewerbe, Einführung des Leinens, Einzelne in mit Moth und Gefahr in der Normandie Brief gegen und dem Hause Stuart. Ihn traf 1570 Mordstahl, Sohn Regenten Mitarbeiter und 27. Juli 1570 im Dorfe Dornbirnt gelungen waren und Christ der Katholiken von Frankreich, Spanien, Portugal, Polen, 28. Juni 1571 in Stirling, wo er Regent Schottland, Graf Murray.

2) Montgomery (Richard), amerikanischer General, geb. 1737 im schottischen Dorfe Ireland, diente in seiner Jugend unter Wolfe in Canada, 1772 auf Wolfe, wollte aber nach vier Jahren dem Dienstleben nicht mehr und lebte in Neuyork als Gutsbesitzer. Als der Krieg mit England vor der Thüre stand, wurde M. zum Brigadier und mehr Schaden und Schande hat Deutschen einen Bruder Krone, welche Gefangenschaft Montgomery von Canada's Grenze. Er Chatham Ministerium Wilkes, Lord Mayor von London, Sheriff, Alderman und Oberst der Londoner Miliz, Mitglied des Unterhauses, und von 1780—90 Wilkes beharrlich und eine so lebhafte Agitation als Wilkes, Mitglied des Unterhauses, Lord Mayor, Alderman und Sheriff, Oberst der Miliz, Mitglied des Unterhauses, Lord Mayor, Alderman und Sheriff von London für Pariser Ereignisse

wordenen Auftrag bezüglichen Arbeiten beschäftigt hat. Auch gab er nebst Gourgaud (s. d. Art.) die „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à St. Helène par les généraux qui ont partagé sa captivité etc.“ (Par. und Berl. 1823. 8 Bde. 2. Aufl. 1830) heraus. 22.

Monti (Vincenzio), einer der berühmtesten italienischen Dichter der neuesten Zeit, geb. den 19. Febr. 1754 zu Fusignano bei Ferrara, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Faenza und Ferrara, machte sich bald als Dichter bekannt und ward, nachdem er 1778 Privatsecretair eines päpstlichen Verwandten in Rom geworden war Mitglied der Arkadier, als welcher er Dante sich zum Muster nehmend mit Alfieri (s. d. Art.) in der Tragödie zu wetteifern suchte. In der folgenden Zeit benutzte er sein Talent, um bei dem politischen Gewirre den jedesmaligen Machthabern zu schmeicheln und ward dafür von Buonaparte zum Secretair des Directorium der neuen cisalpinischen Republik ernannt, in welcher Stellung man seine Rechtlichkeit nicht ganz rühmen wollte. Suwarow's Waffenglück trieb ihn nach Frankreich, ward aber nach den erneuerten Fortschritten der Franzosen in Italien 1800 zuerst als Professor der Beredsamkeit in Pavia angestellt, dann mit Ehrenbezeugungen überhäuft nach Errichtung des Königreichs Italien als Beisitzer im Ministerium des Innern, Hofpoet und Historiograph des Königreichs, nach Mailand berufen. Später lebte er einige Zeit bei Joseph Buonaparte in Neapel und ward, nach Mailand zurückgekehrt, bei dem Anfalle der Lombardei an Östreich durch eine im Namen der Stadt Mailand dem Kaiser Franz zu Ehren gedichtete Cantate von diesem in seinem Einkommen bestätigt, in dessen Genusse er auch den 13. Oct. 1828 starb. — Obwohl M. in der neuesten italienischen Literatur als Muster gilt und ihm ein tieferes Eindringen in das Wesen der Poesie nicht abgesprochen werden kann, so findet sich doch in seinen Tragödien (z. B. „Galeotto Manfredi“, „Aristodemo“, „Cajo Gracco“ u. A.) neben großem Mangel an individuellen Situationen ein zu sichtbares Haschen nach Effect, welches selbst das Unnatürliche hervorsucht, und in seinen lyrischen und epischen Gedichten oft zu viel Prunk, so daß seine Producte den Geist der neuern romantischen Schule nicht verkennen lassen und wohl das Ringen nach etwas Höherem aber auch den Mangel an Kraft es zu erstreben zeigen. Am meisten Verdienst hat er durch seine lexikalische Arbeit „Correzioni“ (Mailand 1818. 4 Bde. 8.), in welcher er dem Dogmatismus der Crusca mit Kraft entgegentrat und zwar vielen Widerspruch fand, sich aber als denkender Sprachkenner zeigte. „Opere inedite e rare“ (Mailand 1832—33. 3 Bde. 8.). 16.

Montlosier (spr. Monglosië) (Franz Dominio Reynaud, Graf von), Pair von Frankreich, ward geboren zu Clermont in Auvergne 1755, begann aber seine politische Laufbahn erst im Beginne der französischen Revolution. Er wurde 1789 zum Deputirten bei den Generalstaaten ernannt und zeigte schon hier seinen Widerwillen gegen jede Staatsverbesserung. Später fing er an Mirabeau anzugreifen und den Constitutionellen mit Festigkeit zu widersprechen. Denn er verstand es nicht, die Zeit zu benutzen und einzusehen, welche Opfer an Vorrechten sie verlange, sondern er vertheidigte vielmehr die Privilegien der Krone und ging sogar so weit, ihr eine Art unumschränkter Dictatur einräumen zu wollen. Es war daher eben so natürlich, daß er bei diesen Grundsätzen in der aristokratischen Minorität blieb, als erklärlich, daß er nach dem Schlusse der Session mit anderen Emigranten Frankreich verließ. Er ging nach Coblenz, konnte sich aber nicht lange mit der Umgebung der französischen Prinzen vertragen und benutzte eine Sendung nach Holland, um von da aus Deutschland und England zu besuchen. Hier und in London gab er eine Zeitschrift, „Courier de Londres“, heraus, die, wenn auch freisinniger als die Grundsätze anderer Emigrirten, doch der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich entgegen war. Im

Jahre 1860 erhielt ihn die westlichste Stadtstrecke des Bahnhofs, Batignolles-Boulevard, zugewiesen. Ihr neuer Name Boulevard gegen die Stadtseite hinzog sich seine Bebauung nur langsam hin, da Paris seine Grenzen, die es 1784 an Clichy und Passy erhielt, wenig über sechzig Jahre nicht mehr überschritt. Erst 1845 wurde der Boulevard Malesherbes, 1846 der Boulevard Haussmann, 1847 der Boulevard Courcelles, 1848 der Boulevard Pereire, 1860 der Boulevard Batignolles, 1861 der Boulevard Berthier, 1863 der Boulevard Ornano, 1864 der Boulevard Rochechouart, 1865 der Boulevard Barbès, 1867 der Boulevard Clichy, 1868 der Boulevard Magenta, 1869 der Boulevard Ney, 1870 der Boulevard Mortier, 1871 der Boulevard Exelmans, 1872 der Boulevard Suchet, 1873 der Boulevard Murat, 1874 der Boulevard Lannes, 1875 der Boulevard Delessert, 1876 der Boulevard Beaumarchais, 1877 der Boulevard Richard Lenoir, 1878 der Boulevard Voltaire, 1879 der Boulevard Diderot, 1880 der Boulevard Henri IV, 1881 der Boulevard Arago, 1882 der Boulevard Port Royal, 1883 der Boulevard Saint Germain, 1884 der Boulevard Saint Michel, 1885 der Boulevard Saint Marcel, 1886 der Boulevard Saint Jacques, 1887 der Boulevard Saint Denis, 1888 der Boulevard Sébastopol, 1889 der Boulevard Strasbourg, 1890 der Boulevard Sébastopol, 1891 der Boulevard Saint Germain, 1892 der Boulevard Saint Michel, 1893 der Boulevard Saint Marcel, 1894 der Boulevard Saint Jacques, 1895 der Boulevard Saint Denis, 1896 der Boulevard Sébastopol, 1897 der Boulevard Strasbourg, 1898 der Boulevard Sébastopol, 1899 der Boulevard Saint Germain, 1900 der Boulevard Saint Michel, 1901 der Boulevard Saint Marcel, 1902 der Boulevard Saint Jacques, 1903 der Boulevard Saint Denis, 1904 der Boulevard Sébastopol, 1905 der Boulevard Strasbourg, 1906 der Boulevard Sébastopol, 1907 der Boulevard Saint Germain, 1908 der Boulevard Saint Michel, 1909 der Boulevard Saint Marcel, 1910 der Boulevard Saint Jacques, 1911 der Boulevard Saint Denis, 1912 der Boulevard Sébastopol, 1913 der Boulevard Strasbourg, 1914 der Boulevard Sébastopol, 1915 der Boulevard Saint Germain, 1916 der Boulevard Saint Michel, 1917 der Boulevard Saint Marcel, 1918 der Boulevard Saint Jacques, 1919 der Boulevard Saint Denis, 1920 der Boulevard Sébastopol, 1921 der Boulevard Strasbourg, 1922 der Boulevard Sébastopol, 1923 der Boulevard Saint Germain, 1924 der Boulevard Saint Michel, 1925 der Boulevard Saint Marcel, 1926 der Boulevard Saint Jacques, 1927 der Boulevard Saint Denis, 1928 der Boulevard Sébastopol, 1929 der Boulevard Strasbourg, 1930 der Boulevard Sébastopol, 1931 der Boulevard Saint Germain, 1932 der Boulevard Saint Michel, 1933 der Boulevard Saint Marcel, 1934 der Boulevard Saint Jacques, 1935 der Boulevard Saint Denis, 1936 der Boulevard Sébastopol, 1937 der Boulevard Strasbourg, 1938 der Boulevard Sébastopol, 1939 der Boulevard Saint Germain, 1940 der Boulevard Saint Michel, 1941 der Boulevard Saint Marcel, 1942 der Boulevard Saint Jacques, 1943 der Boulevard Saint Denis, 1944 der Boulevard Sébastopol, 1945 der Boulevard Strasbourg, 1946 der Boulevard Sébastopol, 1947 der Boulevard Saint Germain, 1948 der Boulevard Saint Michel, 1949 der Boulevard Saint Marcel, 1950 der Boulevard Saint Jacques, 1951 der Boulevard Saint Denis, 1952 der Boulevard Sébastopol, 1953 der Boulevard Strasbourg, 1954 der Boulevard Sébastopol, 1955 der Boulevard Saint Germain, 1956 der Boulevard Saint Michel, 1957 der Boulevard Saint Marcel, 1958 der Boulevard Saint Jacques, 1959 der Boulevard Saint Denis, 1960 der Boulevard Sébastopol, 1961 der Boulevard Strasbourg, 1962 der Boulevard Sébastopol, 1963 der Boulevard Saint Germain, 1964 der Boulevard Saint Michel, 1965 der Boulevard Saint Marcel, 1966 der Boulevard Saint Jacques, 1967 der Boulevard Saint Denis, 1968 der Boulevard Sébastopol, 1969 der Boulevard Strasbourg, 1970 der Boulevard Sébastopol, 1971 der Boulevard Saint Germain, 1972 der Boulevard Saint Michel, 1973 der Boulevard Saint Marcel, 1974 der Boulevard Saint Jacques, 1975 der Boulevard Saint Denis, 1976 der Boulevard Sébastopol, 1977 der Boulevard Strasbourg, 1978 der Boulevard Sébastopol, 1979 der Boulevard Saint Germain, 1980 der Boulevard Saint Michel, 1981 der Boulevard Saint Marcel, 1982 der Boulevard Saint Jacques, 1983 der Boulevard Saint Denis, 1984 der Boulevard Sébastopol, 1985 der Boulevard Strasbourg, 1986 der Boulevard Sébastopol, 1987 der Boulevard Saint Germain, 1988 der Boulevard Saint Michel, 1989 der Boulevard Saint Marcel, 1990 der Boulevard Saint Jacques, 1991 der Boulevard Saint Denis, 1992 der Boulevard Sébastopol, 1993 der Boulevard Strasbourg, 1994 der Boulevard Sébastopol, 1995 der Boulevard Saint Germain, 1996 der Boulevard Saint Michel, 1997 der Boulevard Saint Marcel, 1998 der Boulevard Saint Jacques, 1999 der Boulevard Saint Denis, 2000 der Boulevard Sébastopol, 2001 der Boulevard Strasbourg, 2002 der Boulevard Sébastopol, 2003 der Boulevard Saint Germain, 2004 der Boulevard Saint Michel, 2005 der Boulevard Saint Marcel, 2006 der Boulevard Saint Jacques, 2007 der Boulevard Saint Denis, 2008 der Boulevard Sébastopol, 2009 der Boulevard Strasbourg, 2010 der Boulevard Sébastopol, 2011 der Boulevard Saint Germain, 2012 der Boulevard Saint Michel, 2013 der Boulevard Saint Marcel, 2014 der Boulevard Saint Jacques, 2015 der Boulevard Saint Denis, 2016 der Boulevard Sébastopol, 2017 der Boulevard Strasbourg, 2018 der Boulevard Sébastopol, 2019 der Boulevard Saint Germain, 2020 der Boulevard Saint Michel, 2021 der Boulevard Saint Marcel, 2022 der Boulevard Saint Jacques, 2023 der Boulevard Saint Denis, 2024 der Boulevard Sébastopol, 2025 der Boulevard Strasbourg, 2026 der Boulevard Sébastopol, 2027 der Boulevard Saint Germain, 2028 der Boulevard Saint Michel, 2029 der Boulevard Saint Marcel, 2030 der Boulevard Saint Jacques, 2031 der Boulevard Saint Denis, 2032 der Boulevard Sébastopol, 2033 der Boulevard Strasbourg, 2034 der Boulevard Sébastopol, 2035 der Boulevard Saint Germain, 2036 der Boulevard Saint Michel, 2037 der Boulevard Saint Marcel, 2038 der Boulevard Saint Jacques, 2039 der Boulevard Saint Denis, 2040 der Boulevard Sébastopol, 2041 der Boulevard Strasbourg, 2042 der Boulevard Sébastopol, 2043 der Boulevard Saint Germain, 2044 der Boulevard Saint Michel, 2045 der Boulevard Saint Marcel, 2046 der Boulevard Saint Jacques, 2047 der Boulevard Saint Denis, 2048 der Boulevard Sébastopol, 2049 der Boulevard Strasbourg, 2050 der Boulevard Sébastopol, 2051 der Boulevard Saint Germain, 2052 der Boulevard Saint Michel, 2053 der Boulevard Saint Marcel, 2054 der Boulevard Saint Jacques, 2055 der Boulevard Saint Denis, 2056 der Boulevard Sébastopol, 2057 der Boulevard Strasbourg, 2058 der Boulevard Sébastopol, 2059 der Boulevard Saint Germain, 2060 der Boulevard Saint Michel, 2061 der Boulevard Saint Marcel, 2062 der Boulevard Saint Jacques, 2063 der Boulevard Saint Denis, 2064 der Boulevard Sébastopol, 2065 der Boulevard Strasbourg, 2066 der Boulevard Sébastopol, 2067 der Boulevard Saint Germain, 2068 der Boulevard Saint Michel, 2069 der Boulevard Saint Marcel, 2070 der Boulevard Saint Jacques, 2071 der Boulevard Saint Denis, 2072 der Boulevard Sébastopol, 2073 der Boulevard Strasbourg, 2074 der Boulevard Sébastopol, 2075 der Boulevard Saint Germain, 2076 der Boulevard Saint Michel, 2077 der Boulevard Saint Marcel, 2078 der Boulevard Saint Jacques, 2079 der Boulevard Saint Denis, 2080 der Boulevard Sébastopol, 2081 der Boulevard Strasbourg, 2082 der Boulevard Sébastopol, 2083 der Boulevard Saint Germain, 2084 der Boulevard Saint Michel, 2085 der Boulevard Saint Marcel, 2086 der Boulevard Saint Jacques, 2087 der Boulevard Saint Denis, 2088 der Boulevard Sébastopol, 2089 der Boulevard Strasbourg, 2090 der Boulevard Sébastopol, 2091 der Boulevard Saint Germain, 2092 der Boulevard Saint Michel, 2093 der Boulevard Saint Marcel, 2094 der Boulevard Saint Jacques, 2095 der Boulevard Saint Denis, 2096 der Boulevard Sébastopol, 2097 der Boulevard Strasbourg, 2098 der Boulevard Sébastopol, 2099 der Boulevard Saint Germain, 2100 der Boulevard Saint Michel, 2101 der Boulevard Saint Marcel, 2102 der Boulevard Saint Jacques, 2103 der Boulevard Saint Denis, 2104 der Boulevard Sébastopol, 2105 der Boulevard Strasbourg, 2106 der Boulevard Sébastopol, 2107 der Boulevard Saint Germain, 2108 der Boulevard Saint Michel, 2109 der Boulevard Saint Marcel, 2110 der Boulevard Saint Jacques, 2111 der Boulevard Saint Denis, 2112 der Boulevard Sébastopol, 2113 der Boulevard Strasbourg, 2114 der Boulevard Sébastopol, 2115 der Boulevard Saint Germain, 2116 der Boulevard Saint Michel, 2117 der Boulevard Saint Marcel, 2118 der Boulevard Saint Jacques, 2119 der Boulevard Saint Denis, 2120 der Boulevard Sébastopol, 2121 der Boulevard Strasbourg, 2122 der Boulevard Sébastopol, 2123 der Boulevard Saint Germain, 2124 der Boulevard Saint Michel, 2125 der Boulevard Saint Marcel, 2126 der Boulevard Saint Jacques, 2127 der Boulevard Saint Denis, 2128 der Boulevard Sébastopol, 2129 der Boulevard Strasbourg, 2130 der Boulevard Sébastopol, 2131 der Boulevard Saint Germain, 2132 der Boulevard Saint Michel, 2133 der Boulevard Saint Marcel, 2134 der Boulevard Saint Jacques, 2135 der Boulevard Saint Denis, 2136 der Boulevard Sébastopol, 2137 der Boulevard Strasbourg, 2138 der Boulevard Sébastopol, 2139 der Boulevard Saint Germain, 2140 der Boulevard Saint Michel, 2141 der Boulevard Saint Marcel, 2142 der Boulevard Saint Jacques, 2143 der Boulevard Saint Denis, 2144 der Boulevard Sébastopol, 2145 der Boulevard Strasbourg, 2146 der Boulevard Sébastopol, 2147 der Boulevard Saint Germain, 2148 der Boulevard Saint Michel, 2149 der Boulevard Saint Marcel, 2150 der Boulevard Saint Jacques, 2151 der Boulevard Saint Denis, 2152 der Boulevard Sébastopol, 2153 der Boulevard Strasbourg, 2154 der Boulevard Sébastopol, 2155 der Boulevard Saint Germain, 2156 der Boulevard Saint Michel, 2157 der Boulevard Saint Marcel, 2158 der Boulevard Saint Jacques, 2159 der Boulevard Saint Denis, 2160 der Boulevard Sébastopol, 2161 der Boulevard Strasbourg, 2162 der Boulevard Sébastopol, 2163 der Boulevard Saint Germain, 2164 der Boulevard Saint Michel, 2165 der Boulevard Saint Marcel, 2166 der Boulevard Saint Jacques, 2167 der Boulevard Saint Denis, 2168 der Boulevard Sébastopol, 2169 der Boulevard Strasbourg, 2170 der Boulevard Sébastopol, 2171 der Boulevard Saint Germain, 2172 der Boulevard Saint Michel, 2173 der Boulevard Saint Marcel, 2174 der Boulevard Saint Jacques, 2175 der Boulevard Saint Denis, 2176 der Boulevard Sébastopol, 2177 der Boulevard Strasbourg, 2178 der Boulevard Sébastopol, 2179 der Boulevard Saint Germain, 2180 der Boulevard Saint Michel, 2181 der Boulevard Saint Marcel, 2182 der Boulevard Saint Jacques, 2183 der Boulevard Saint Denis, 2184 der Boulevard Sébastopol, 2185 der Boulevard Strasbourg, 2186 der Boulevard Sébastopol, 2187 der Boulevard Saint Germain, 2188 der Boulevard Saint Michel, 2189 der Boulevard Saint Marcel, 2190 der Boulevard Saint Jacques, 2191 der Boulevard Saint Denis, 2192 der Boulevard Sébastopol, 2193 der Boulevard Strasbourg, 2194 der Boulevard Sébastopol, 2195 der Boulevard Saint Germain, 2196 der Boulevard Saint Michel, 2197 der Boulevard Saint Marcel, 2198 der Boulevard Saint Jacques, 2199 der Boulevard Saint Denis, 2200 der Boulevard Sébastopol, 2201 der Boulevard Strasbourg, 2202 der Boulevard Sébastopol, 2203 der Boulevard Saint Germain, 2204 der Boulevard Saint Michel, 2205 der Boulevard Saint Marcel, 2206 der Boulevard Saint Jacques, 2207 der Boulevard Saint Denis, 2208 der Boulevard Sébastopol, 2209 der Boulevard Strasbourg, 2210 der Boulevard Sébastopol, 2211 der Boulevard Saint Germain, 2212 der Boulevard Saint Michel, 2213 der Boulevard Saint Marcel, 2214 der Boulevard Saint Jacques, 2215 der Boulevard Saint Denis, 2216 der Boulevard Sébastopol, 2217 der Boulevard Strasbourg, 2218 der Boulevard Sébastopol, 2219 der Boulevard Saint Germain, 2220 der Boulevard Saint Michel, 2221 der Boulevard Saint Marcel, 2222 der Boulevard Saint Jacques, 2223 der Boulevard Saint Denis, 2224 der Boulevard Sébastopol, 2225 der Boulevard Strasbourg, 2226 der Boulevard Sébastopol, 2227 der Boulevard Saint Germain, 2228 der Boulevard Saint Michel, 2229 der Boulevard Saint Marcel, 2230 der Boulevard Saint Jacques, 2231 der Boulevard Saint Denis, 2232 der Boulevard Sébastopol, 2233 der Boulevard Strasbourg, 2234 der Boulevard Sébastopol, 2235 der Boulevard Saint Germain, 2236 der Boulevard Saint Michel, 2237 der Boulevard Saint Marcel, 2238 der Boulevard Saint Jacques, 2239 der Boulevard Saint Denis, 2240 der Boulevard Sébastopol, 2241 der Boulevard Strasbourg, 2242 der Boulevard Sébastopol, 2243 der Boulevard Saint Germain, 2244 der Boulevard Saint Michel, 2245 der Boulevard Saint Marcel, 2246 der Boulevard Saint Jacques, 2247 der Boulevard Saint Denis, 2248 der Boulevard Sébastopol, 2249 der Boulevard Strasbourg, 2250 der Boulevard Sébastopol, 2251 der Boulevard Saint Germain, 2252 der Boulevard Saint Michel, 2253 der Boulevard Saint Marcel, 2254 der Boulevard Saint Jacques, 2255 der Boulevard Saint Denis, 2256 der Boulevard Sébastopol, 2257 der Boulevard Strasbourg, 2258 der Boulevard Sébastopol, 2259 der Boulevard Saint Germain, 2260 der Boulevard Saint Michel, 2261 der Boulevard Saint Marcel, 2262 der Boulevard Saint Jacques, 2263 der Boulevard Saint Denis, 2264 der Boulevard Sébastopol, 2265 der Boulevard Strasbourg, 2266 der Boulevard Sébastopol, 2267 der Boulevard Saint Germain, 2268 der Boulevard Saint Michel, 2269 der Boulevard Saint Marcel, 2270 der Boulevard Saint Jacques, 2271 der Boulevard Saint Denis, 2272 der Boulevard Sébastopol, 2273 der Boulevard Strasbourg, 2274 der Boulevard Sébastopol, 2275 der Boulevard Saint Germain, 2276 der Boulevard Saint Michel, 2277 der Boulevard Saint Marcel, 2278 der Boulevard Saint Jacques, 2279 der Boulevard Saint Denis, 2280 der Boulevard Sébastopol, 2281 der Boulevard Strasbourg, 2282 der Boulevard Sébastopol, 2283 der Boulevard Saint Germain, 2284 der Boulevard Saint Michel, 2285 der Boulevard Saint Marcel, 2286 der Boulevard Saint Jacques, 2287 der Boulevard Saint Denis, 2288 der Boulevard Sébastopol, 2289 der Boulevard Strasbourg, 2290 der Boulevard Sébastopol, 2291 der Boulevard Saint Germain, 2292 der Boulevard Saint Michel, 2293 der Boulevard Saint Marcel, 2294 der Boulevard Saint Jacques, 2295 der Boulevard Saint Denis, 2296 der Boulevard Sébastopol, 2297 der Boulevard Strasbourg, 2298 der Boulevard Sébastopol, 2299 der Boulevard Saint Germain, 2300 der Boulevard Saint Michel, 2301 der Boulevard Saint Marcel, 2302 der Boulevard Saint Jacques, 2303 der Boulevard Saint Denis, 2304 der Boulevard Sébastopol, 2305 der Boulevard Strasbourg, 2306 der Boulevard Sébastopol, 2307 der Boulevard Saint Germain, 2308 der Boulevard Saint Michel, 2309 der Boulevard Saint Marcel, 2310 der Boulevard Saint Jacques, 2311 der Boulevard Saint Denis, 2312 der Boulevard Sébastopol, 2313 der Boulevard Strasbourg, 2314 der Boulevard Sébastopol, 2315 der Boulevard Saint Germain, 2316 der Boulevard Saint Michel, 2317 der Boulevard Saint Marcel, 2318 der Boulevard Saint Jacques, 2319 der Boulevard Saint Denis, 2320 der Boulevard Sébastopol, 2321 der Boulevard Strasbourg, 2322 der Boulevard Sébastopol, 2323 der Boulevard Saint Germain, 2324 der Boulevard Saint Michel, 2325 der Boulevard Saint Marcel, 2326 der Boulevard Saint Jacques, 2327 der Boulevard Saint Denis, 2328 der Boulevard Sébastopol, 2329 der Boulevard Strasbourg, 2330 der Boulevard Sébastopol, 2331 der Boulevard Saint Germain, 2332 der Boulevard Saint Michel, 2333 der Boulevard Saint Marcel, 2334 der Boulevard Saint Jacques, 2335 der Boulevard Saint Denis, 2336 der Boulevard Sébastopol, 2337 der Boulevard Strasbourg, 2338 der Boulevard Sébastopol, 2339 der Boulevard Saint Germain, 2340 der Boulevard Saint Michel, 2341 der Boulevard Saint Marcel, 2342 der Boulevard Saint Jacques, 2343 der Boulevard Saint Denis, 2344 der Boulevard Sébastopol, 2345 der Boulevard Strasbourg, 2346 der Boulevard Sébastopol, 2347 der Boulevard Saint Germain, 2348 der Boulevard Saint Michel, 2349 der Boulevard Saint Marcel, 2350 der Boulevard Saint Jacques, 2351 der Boulevard Saint Denis, 2352 der Boulevard Sébastopol, 2353 der Boulevard Strasbourg, 2354 der Boulevard Sébastopol, 2355 der Boulevard Saint Germain, 2356 der Boulevard Saint Michel, 2357 der Boulevard Saint Marcel, 2358 der Boulevard Saint Jacques, 2359 der Boulevard Saint Denis, 2360 der Boulevard Sébastopol, 2361 der Boulevard Strasbourg, 2362 der Boulevard Sébastopol, 2363 der Boulevard Saint Germain, 2364 der Boulevard Saint Michel, 2365 der Boulevard Saint Marcel, 2366 der Boulevard Saint Jacques, 2367 der Boulevard Saint Denis, 2368 der Boulevard Sébastopol, 2369 der Boulevard Strasbourg, 2370 der Boulevard Sébastopol, 2371 der Boulevard Saint Germain, 2372 der Boulevard Saint Michel, 2373 der Boulevard Saint Marcel, 2374 der Boulevard Saint Jacques, 2375 der Boulevard Saint Denis, 2376 der Boulevard Sébastopol, 2377 der Boulevard Strasbourg, 2378 der Boulevard Sébastopol, 2379 der Boulevard Saint Germain, 2380 der Boulevard Saint Michel, 2381 der Boulevard Saint Marcel, 2382 der Boulevard Saint Jacques, 2383 der Boulevard Saint Denis, 2384 der Boulevard Sébastopol, 2385 der Boulevard Strasbourg, 2386 der Boulevard Sébastopol, 2387 der Boulevard Saint Germain, 2388 der Boulevard Saint Michel, 2389 der Boulevard Saint Marcel, 2390 der Boulevard Saint Jacques, 2391 der Boulevard Saint Denis, 2392 der Boulevard Sébastopol, 2393 der Boulevard Strasbourg, 2394 der Boulevard Sébastopol, 2395 der Boulevard Saint Germain, 2396 der Boulevard Saint Michel, 2397 der Boulevard Saint Marcel, 2398 der Boulevard Saint Jacques, 2399 der Boulevard Saint Denis, 2400 der Boulevard Sébastopol, 2401 der Boulevard Strasbourg, 2402 der Boulevard Sébastopol, 2403 der Boulevard Saint Germain, 2404 der Boulevard Saint Michel, 2405 der Boulevard Saint Marcel, 2406 der Boulevard Saint Jacques, 2407 der Boulevard Saint Denis, 2408 der Boulevard Sébastopol, 2409 der Boulevard Strasbourg, 2410 der Boulevard Sébastopol, 2411 der Boulevard Saint Germain, 2412 der Boulevard Saint Michel, 2413 der Boulevard Saint Marcel, 2414 der Boulevard Saint Jacques, 2415 der Boulevard Saint Denis, 2416 der Boulevard Sébastopol, 2417 der Boulevard Strasbourg, 2418 der Boulevard Sébastopol, 2419 der Boulevard Saint Germain, 2420 der Boulevard Saint Michel, 2421 der Boulevard Saint Marcel, 2422 der Boulevard Saint Jacques, 2423 der Boulevard Saint Denis, 2424 der Boulevard Sébastopol, 2425 der Boulevard Strasbourg, 2426 der Boulevard Sébastopol, 2427 der Boulevard Saint Germain, 2428 der Boulevard Saint Michel, 2429 der Boulevard Saint Marcel, 2430 der Boulevard Saint Jacques, 2431 der Boulevard Saint Denis, 2432 der Boulevard Sébastopol, 2433 der Boulevard Strasbourg, 2434 der Boulevard Sébastopol, 2435 der Boulevard Saint Germain, 2436 der Boulevard Saint Michel, 2437 der Boulevard Saint Marcel, 2438 der Boulevard Saint Jacques, 2439 der Boulevard Saint Denis, 2440 der Boulevard Sébastopol, 2441 der Boulevard Strasbourg, 2442 der Boulevard Sébastopol, 2443 der Boulevard Saint Germain, 2444 der Boulevard Saint Michel, 2445 der Boulevard Saint Marcel, 2446 der Boulevard Saint Jacques, 2447 der Boulevard Saint Denis, 2448 der Boulevard Sébastopol, 2449 der Boulevard Strasbourg, 2450 der Boulevard Sébastopol, 2451 der Boulevard Saint Germain, 2452 der Boulevard Saint Michel, 2453 der Boulevard Saint Marcel, 2454 der Boulevard Saint Jacques, 2455 der Boulevard Saint Denis, 2456 der Boulevard Sébastopol, 2457 der Boulevard Strasbourg, 2458 der Boulevard Sébastopol, 2459 der Boulevard Saint Germain, 2460 der Boulevard Saint Michel, 2461 der Boulevard Saint Marcel, 2462 der Boulevard Saint Jacques, 2463 der Boulevard Saint Denis, 2464 der Boulevard Sébastopol, 2465 der Boulevard Strasbourg, 2466 der Boulevard Sébastopol, 2467 der Boulevard Saint Germain, 2468 der Boulevard Saint Michel, 2469 der Boulevard Saint Marcel, 2470 der Boulevard Saint Jacques, 2471 der Boulevard Saint Denis, 2472 der Boulevard Sébastopol, 2473 der Boulevard Strasbourg, 2474 der Boulevard Sébastopol, 2475 der Boulevard Saint Germain, 2476 der Boulevard Saint Michel, 2477 der Boulevard Saint Marcel, 2478 der Boulevard Saint Jacques, 2479 der Boulevard Saint Denis, 2480 der Boulevard Sébastopol, 2481 der Boulevard Strasbourg, 2482 der Boulevard Sébastopol, 2483 der Boulevard Saint Germain, 2484 der Boulevard Saint Michel, 2485 der Boulevard Saint Marcel, 2486 der Boulevard Saint Jacques, 2487 der Boulevard Saint Denis, 2488 der Boulevard Sébastopol, 2489 der Boulevard Strasbourg, 2490 der Boulevard Sébastopol, 2491 der Boulevard Saint Germain, 2492 der Boulevard Saint Michel, 2493 der Boulevard Saint Marcel, 2494 der Boulevard Saint Jacques, 2495 der Boulevard Saint Denis, 2496 der Boulevard Sébastopol, 2497 der Boulevard Strasbourg, 2498 der Boulevard Sébastopol, 2499 der Boulevard Saint Germain, 2500 der Boulevard Saint Michel, 2501 der Boulevard Saint Marcel, 2502 der Boulevard Saint Jacques, 2503 der Boulevard Saint Denis, 2504 der Boulevard Sébastopol, 2505 der Boulevard Strasbourg, 2506 der Boulevard Sébastopol, 2507 der Boulevard Saint Germain, 2508 der Boulevard Saint Michel, 2509 der Boulevard Saint Marcel, 2510 der Boulevard Saint Jacques, 2511 der Boulevard Saint Denis, 2512 der Boulevard Sébastopol, 2513 der Boulevard Strasbourg, 2514 der Boulevard Sébastopol, 2515 der Boulevard Saint Germain, 2516 der Boulevard Saint Michel, 2517 der Boulevard Saint Marcel, 2518 der Boulevard Saint Jacques, 2519 der Boulevard Saint Denis, 2520 der Boulevard Sébastopol, 2521 der Boulevard Strasbourg, 2522 der Boulevard Sébastopol, 2523 der Boulevard Saint Germain, 2524 der Boulevard Saint Michel, 2525 der Boulevard Saint Marcel, 2526 der Boulevard Saint Jacques, 2527 der Boulevard Saint Denis, 2528 der Boulevard Sébastopol, 2529 der Boulevard Strasbourg, 2530 der Boulevard Sébastopol, 2531 der Boulevard Saint Germain, 2532 der Boulevard Saint Michel, 2533 der Boulevard Saint Marcel, 2534 der Boulevard Saint Jacques, 2535 der Boulevard Saint Denis, 2536 der Boulevard Sébastopol, 2537 der Boulevard Strasbourg, 2538 der Boulevard Sébastopol, 2539 der Boulevard Saint Germain, 2540 der Boulevard Saint Michel, 2541 der Boulevard Saint Marcel, 2542 der Boulevard Saint Jacques, 2543 der Boulevard Saint Denis, 2544 der Boulevard Sébastopol, 2545 der Boulevard Strasbourg, 2546 der Boulevard Sébastopol, 2547 der Boulevard Saint Germain, 2548 der Boulevard Saint Michel, 2549 der Boulevard Saint Marcel, 2550 der Boulevard Saint Jacques, 2551 der Boulevard Saint Denis, 2552 der Boulevard Sébastopol, 2553 der Boulevard Strasbourg, 2554 der Boulevard Sébastopol, 2555 der Boulevard Saint Germain, 2556 der Boulevard Saint Michel, 2557 der Boulevard Saint Marcel, 2558 der Boulevard Saint Jacques, 2559 der Boulevard Saint Denis, 2560 der Boulevard Sébastopol, 2561 der Boulevard Strasbourg, 2562 der Boulevard Sébastopol, 2563 der Boulevard Saint Germain, 2564 der Boulevard Saint Michel, 2565 der Boulevard Saint Marcel, 2566 der Boulevard Saint Jacques, 2567 der Boulevard Saint Denis, 2568 der Boulevard Sébastopol, 2569 der Boulevard Strasbourg, 2570 der Boulevard Sébastopol, 2571 der Boulevard Saint Germain, 2572 der Boulevard Saint Michel, 2573 der Boulevard Saint Marcel, 2574 der Boulevard Saint Jacques, 2575 der Boulevard Saint Denis, 2576 der Boulevard Sébastopol, 2577 der Boulevard Strasbourg, 2578 der Boulevard Sébastopol, 2579 der Boulevard Saint Germain, 2580 der Boulevard Saint Michel, 2581 der Boulevard Saint Marcel, 2582 der Boulevard Saint Jacques, 2583 der Boulevard Saint Denis, 2584 der Boulevard Sébastopol, 2585 der Boulevard Strasbourg, 2586 der Boulevard Sébastopol, 2587 der Boulevard Saint Germain, 2588 der Boulevard Saint Michel, 2589 der Boulevard Saint Marcel, 2590 der Boulevard Saint Jacques, 2591 der Boulevard Saint Denis, 2592 der Boulevard Sébastopol, 2593 der Boulevard Strasbourg, 2594 der Boulevard Sébastopol, 2595 der Boulevard Saint Germain, 2596 der Boulevard Saint Michel, 2597 der Boulevard Saint Marcel, 2598 der Boulevard Saint Jacques, 2599 der Boulevard Saint Denis, 2600 der Boulevard Sébastopol, 2601 der Boulevard Strasbourg, 2602 der Boulevard Sébastopol, 2603 der Boulevard Saint Germain, 2604 der Boulevard Saint Michel, 2605 der Boulevard Saint Marcel, 2606 der Boulevard Saint Jacques, 2607 der Boulevard Saint Denis, 2608 der Boulevard Sébastopol, 2609 der Boulevard Strasbourg, 2610 der Boulevard Sébastopol, 2611 der Boulevard Saint Germain, 2612 der Boulevard Saint Michel, 2613 der Boulevard Saint Marcel, 2614 der Boulevard Saint Jacques, 2615 der Boulevard Saint Denis, 2616 der Boulevard Sébastopol, 2617 der Boulevard Strasbourg, 2618 der Boulevard Sébastopol, 2619 der Boulevard Saint Germain, 2620 der Boulevard Saint Michel, 2621 der Boulevard Saint Marcel, 2622 der Boulevard Saint Jacques, 2623 der Boulevard Saint Denis, 2624 der Boulevard Sébastopol, 2625 der Boulevard Strasbourg, 2626 der Boulevard Sébastopol, 2627 der Boulevard Saint Germain, 2628 der Boulevard Saint Michel, 2629 der Boulevard Saint Marcel, 2630 der Boulevard Saint Jacques, 2631 der Boulevard Saint Denis, 2632 der Boulevard Sébastopol, 2633 der Boulevard Strasbourg, 2634 der Boulevard Sébastopol, 2635 der Boulevard Saint Germain, 2636 der Boulevard Saint Michel, 2637 der Boulevard Saint Marcel, 2638 der Boulevard Saint Jacques, 2639 der Boulevard Saint Denis, 2640 der Boulevard Sébastopol, 2641 der Boulevard Strasbourg, 2642 der Boulevard Sébastopol, 2643 der Boulevard Saint Germain, 2644 der Boulevard Saint Michel, 2645 der Boulevard Saint Marcel, 2646 der Boulevard Saint Jacques, 2647 der Boulevard Saint Denis, 2648 der Boulevard Sébastopol, 2649 der Boulevard Strasbourg, 2650 der Boulevard Sébastopol, 2651 der Boulevard Saint Germain, 2652 der Boulevard Saint Michel, 2653 der Boulevard Saint Marcel, 2654 der Boulevard Saint Jacques, 2655 der Boulevard Saint Denis, 2656 der Boulevard Sébastopol, 2657 der Boulevard Strasbourg, 2658 der Boulevard Sébastopol, 2659 der Boulevard Saint Germain, 2660 der Boulevard Saint Michel, 2661 der Boulevard Saint Marcel, 2662 der Boulevard Saint Jacques, 2663 der Boulevard Saint Denis, 2664 der Boulevard Sébastopol, 2665 der Boulevard Strasbourg, 2666 der Boulevard Sébastopol, 2667 der Boulevard Saint Germain, 2668 der Boulevard Saint Michel, 2669 der Boulevard Saint Marcel, 2670 der Boulevard Saint Jacques, 2671 der Boulevard Saint Denis, 2672 der Boulevard Sébastopol, 2673 der Boulevard Strasbourg, 2674 der Boulevard Sébastopol, 2675 der Boulevard Saint Germain, 2676 der Boulevard Saint Michel, 2677 der Boulevard Saint Marcel, 2678 der Boulevard Saint Jacques, 2679 der Boulevard Saint Denis, 2680 der Boulevard Sébastopol, 2681 der Boulevard Strasbourg, 2682 der Boulevard Sébastopol, 2683 der Boulevard Saint Germain, 2684 der Boulevard Saint Michel, 2685 der Boulevard Saint Marcel, 2686 der Boulevard Saint Jacques, 2687 der Boulevard Saint Denis, 2688 der Boulevard Sébastopol, 2689 der Boulevard Strasbourg, 2690 der Boulevard Sébastopol, 2691 der Boulevard Saint Germain, 2692 der Boulevard Saint Michel, 2693 der Boulevard Saint Marcel, 2694 der Boulevard Saint Jacques, 2695 der Boulevard Saint Denis, 2696 der Boulevard Sébastopol, 2697 der Boulevard Strasbourg, 2698 der Boulevard Sébastopol, 2699 der Boulevard Saint Germain, 2700 der Boulevard Saint Michel, 2701 der Boulevard Saint Marcel, 2702 der Boulevard Saint Jacques, 2703 der Boulevard Saint Denis, 2704 der Boulevard Sébastopol, 2705 der Boulevard Strasbourg, 2706 der Boulevard Sébastopol, 2707 der Boulevard Saint Germain, 2708 der Boulevard Saint Michel, 2709 der Boulevard Saint Marcel, 2710 der Boulevard Saint Jacques, 2711 der Boulevard Saint Denis, 2712 der Boulevard Sébastopol, 2713 der Boulevard Strasbourg, 2714 der Boulevard Sébastopol, 2715 der Boulevard Saint Germain, 2716 der Boulevard Saint Michel, 2717 der Boulevard Saint Marcel, 2718 der Boulevard Saint Jacques, 2719 der Boulevard Saint Denis, 2720 der Boulevard Sébastopol, 2721 der Boulevard Strasbourg, 2722 der Boulevard Sébastopol, 2723 der Boulevard Saint Germain, 2724 der Boulevard Saint Michel, 2725 der Boulevard Saint Marcel, 2726 der Boulevard Saint Jacques, 2727 der Boulevard Saint Denis, 2728 der Boulevard Sébastopol, 2729 der Boulevard Strasbourg, 2730 der Boulevard Sébastopol, 2731 der Boulevard Saint Germain, 2732 der Boulevard Saint Michel, 2733 der Boulevard Saint Marcel, 2734 der Boulevard Saint Jacques, 2735 der Boulevard Saint Denis, 2736 der Boulevard Sébastopol, 2737 der Boulevard Strasbourg, 2738 der Boulevard Sébastopol, 2739 der Boulevard Saint Germain, 2740 der Boulevard Saint Michel, 2741 der Boulevard Saint Marcel, 2742 der Boulevard Saint Jacques, 2743 der Boulevard Saint Denis, 2744 der Boulevard Sébastopol, 2745 der Boulevard Strasbourg, 2746 der Boulevard Sébastopol, 2747 der Boulevard Saint Germain, 2748 der Boulevard Saint Michel, 2749 der Boulevard Saint Marcel, 2750 der Boulevard Saint Jacques, 2751 der Boulevard Saint Denis, 2752 der Boulevard Sébastopol, 2753 der Boulevard Strasbourg, 2754 der Boulevard Sébastopol, 2755 der Boulevard Saint Germain, 2756 der Boulevard Saint Michel, 2757 der Boulevard Saint Marcel, 2758 der Boulevard Saint Jacques, 2759 der Boulevard Saint Denis, 2760 der Boulevard Sébastopol, 2761 der Boulevard Strasbourg, 2762 der Boulevard Sébastopol, 2763 der Boulevard Saint Germain, 2764 der Boulevard Saint Michel, 2765 der Boulevard Saint Marcel, 2766 der Boulevard Saint Jacques, 2767 der Boulevard Saint Denis, 2768 der Boulevard Sébastopol, 2769 der Boulevard Strasbourg, 2770 der Boulevard Sébastopol, 2771 der Boulevard Saint Germain, 2772 der Boulevard Saint Michel, 2773 der Boulevard Saint Marcel, 2774 der Boulevard Saint Jacques, 2775 der Boulevard

sind folgende: Matthieu II. de M., genannt der Große, Connetable von Frankreich, war der Enkel Matthieu's I. und that seine ersten Waffenthaten bei der Eroberung der Normandie durch Philipp August im Jahre 1203. In dem darauf folgenden Kriege gegen England und Deutschland erwarb er sich mehr als einmal den besondern Beifall des Königs und in der Schlacht bei Bovines 1214 den Ruhm, durch persönliche Tapferkeit die Entscheidung herbeigeführt zu haben. Im Jahre 1218 ward er Connetable, befehligte als solcher unter den Augen Ludwig's VIII. die gegen die Engländer im Felde stehende Armee meist siegreich und zwang die Albigenser im Jahre 1226 zur Unterwerfung. Nachdem er noch den unmündigen Erben Ludwig's VIII. gegen aufrührerische Vasallen geschützt hatte, starb er von ganz Frankreich geachtet den 24. Nov. 1230. — Anne de M., Connetable von Frankreich, geb. 1493 zu Chantilly, erhielt seine kriegerische Ausbildung unter der Leitung Gaston's de Foix, Bayard's und anderer Helden Franz's I. während der Kriege in Italien und erwarb sich schon im Jahre 1522 den Marschallsstab. In demselben Jahre nöthigte er noch den Connetable von Bourbon die Provence zu räumen. Die Schlacht bei Pavia im Jahre 1525 brachte ihn mit dem Könige und der Blüthe des Adels in die Gewalt der Feinde, doch kehrte er bald nach Frankreich zurück, um dort im Interesse des Königs thätig zu sein. Beim Wiederausbruche des Kriegs im Jahre 1536 hielt er die 60000 M. starke Armee des Kaisers von weiterm Vordringen in der Provence ab und nöthigte sie endlich durch kluge Operation zum Rückzuge, eine glänzende Waffenthat, die ihm den Namen des französischen Fabius verschafft hat. Hierauf commandirte er in der Picardie, dann in Piemont mit eben so glücklichem Erfolge und ward endlich im Jahre 1538 Connetable. Als er indeß dem vom Könige minder geliebten Dauphin Heinrich sich anschloß, fiel er in Ungnade und war genöthigt sich im Jahre 1541 vom Hofe zurückzuziehen. Doch wurde er bei der Thronbesteigung Heinrich's II. im Jahre 1547 sogleich zurückgerufen und im folgenden Jahre mit der Unterwerfung der aufrührerischen Einwohner von Bordeaux beauftragt. Bei der versuchten Entsetzung der durch die Spanier im Jahre 1557 belagerten Stadt St. Quentin ward er gefangen und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder freigegeben, hatte auch überdieß den Verdruß zu sehen, wie unterdeß die Partei der Guisen bedeutend an Einfluß gewonnen hatte. Um sich zu rächen, schloß er vorschnell im Jahre 1559 den wenig vortheilhaften Frieden von Chateau-Cambresis und trat, wo es nur irgend möglich war, den Plänen der Guisen hindernd in den Weg. Er verlor daher während der kurzen Regierung Franz's II. seinen Einfluß gänzlich, erhielt ihn aber, als Karl IX. den Thron bestieg, zurück und verband sich jetzt mit dem Herzoge von Guise und dem Marschalle St. André zur Bekämpfung der Hugenotten. Siegreich schlug er hierauf die Schlacht bei Dreux (1562), ward jedoch gefangen und erst im folgenden Jahre wieder auf freien Fuß gestellt. Immer unglücklich, auch wenn er siegte, starb er endlich tödtlich verwundet in der Schlacht bei St. Denis am 10. Nov. 1567, 2 Tage nach errungenem Siege. — Sein treuester Gefährde bei allen Unternehmungen, sein Sohn, Heinrich I. von M., wurde Marschall von Frankreich und leistete später Heinrich IV. wesentliche Dienste. Er starb im April 1614. — Heinrich II. von M., des Vorigen Sohn, Marschall von Frankreich, geb. 1595 zu Chantilly, genoß in gleichem Maße wie sein Vater die Gunst Heinrich's IV. und seines Sohnes Ludwig's XIII., und that sich bereits in dem ersten Religionskriege, welcher bis 1622 dauerte, rühmlich hervor. Während des Jahres 1628 commandirte er mit Glück in Languedoc gegen den Herzog von Rohan und in den folgenden Jahren mit gleichem Erfolge in Piemont. Bald darauf aber ließ er sich aus Verdruß, daß ihm Richelieu die gehoffte Connetablewürde nicht ertheilte, in Verbindungen mit dem Herzoge Gaston von Orleans ein und ward die Seele

der gegen Richelieu angezettelten Verschwörung. In Languedoc, wo er commandirte, versammelte er seine Anhänger und verband sich mit Gaston von Orleans. Alle Versuche Richelieu's, ihn wieder zu gewinnen, scheiterten; die Waffen sollten entscheiden. Die beiden Heere stießen am 1. Sept. 1632 bei Castelnaudari auf einander; der Kampf wurde hartnäckig, entschied sich aber für die Königlichen, da M. von seinen Bundesgenossen nicht genug unterstützt wurde. Letzterer fiel selbst in die Hände der Sieger und ward am 27. Oct. 1632 zu Toulouse durch Spruch des Parliaments zum Tode verurtheilt hingerichtet. — In der neuern Geschichte Frankreichs hat sich Matthieu, Herzog von Laval-M., Pair von Frankreich, als entschiedener Anhänger der Bourbons, einen Namen erworben. Geb. 1766 zu Paris hatte er bereits am amerikanischen Freiheitskriege Theil genommen und sich nach seiner Rückkehr beim Ausbruche der Revolution als gemäßigter Anhänger derselben bemerklich gemacht, als ihn die Ereignisse des Jahres 1791 bedenklich machten und zur Auswanderung veranlaßten. Hier trat er mit den Bourbons in Verbindung, kehrte nach dem 9. Thermidor zwar zurück, blieb aber ohne alle Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und daher stets ein Gegenstand genauer Beobachtung. 1814 trat er thätig für die Bourbons auf, ward im Jahre 1815 Pair und später Minister des Auswärtigen, in welcher Eigenschaft er dem Congresse von Verona im Jahre 1822 beiwohnte. Im Jahre 1823 trat er in Folge eines Zerwürfnisses mit den übrigen Ministern aus, genoß aber fortwährend die Gunst des Königs bis an seinen Tod den 25. März 1826. 22.

Montpensier (spr. Mongpangsië) (Anne Marie Louise d'Orleans), bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Ducheſſe de M., war die Tochter des Herzogs Gaston von Orleans und wurde den 29. Mai 1627 zu Paris geboren. Schon in früher Jugend schmeichelte man ihr mit der Hoffnung, einst Königin von Frankreich zu werden und erregte dadurch ihren Ehrgeiz und eine später fast ins Lächerliche gehende Begierde, eine glänzende Heirath zu machen. Die verschiedenartigsten Projecte scheiterten unglücklicher Weise stets an irgend einem Hindernisse und war es kein anderes, so mußte wenigstens der Tod des bestimmten Gemahls die bereits eingeleitete Verbindung rückgängig machen. Eitel, lebhaft und ehrgeizig, wie die M. war, nahm sie später Theil an den inneren durch die Fronde erregten Unruhen und bildete sich sogar eine dritte nicht unmächtige Partei, welche zwischen dem Hofe und den Frondisten mitten inne stand. Nach der Unterdrükkung der letztern aber war sie genöthigt, bis zum Jahre 1657 fern vom Hofe zu St. Fargeau im Exile zu leben und hier war es, wo sie ihre interessanten Memoiren niederschrieb. An den Hof zurückgekehrt fing sie wieder an sich mit Heirathsprojecten zu beschäftigen, aber mit gleich unglücklichem Erfolge wie früher, bis sie endlich nur ihrer Neigung folgend dem Grafen von Lauzun und zwar, da sie die Einwilligung des Königs nicht erhalten konnte, heimlich ihre Hand reichte. Ihr Glück dauerte indeß nur kurze Zeit; denn bald hatte sie Lauzun als Gefangenen zu betrauern und erst nach 10jähriger Gefangenschaft erhielt sie durch inständiges Bitten seine Freiheit. Aber auch jetzt noch sah sie sich getäuscht, da des Grafen nichts weniger als liebenswürdiges Benehmen ihr zuletzt unerträglich werden mußte. Sie sah es daher gern, als er sich im Jahre 1685 nach England begab, und widmete sich fortan einem beschaulichen Leben. Ihr Tod erfolgte am 5. März 1693. 22.

Montrose (James Graham, Herzog von), einer der entschlossensten und uneigennützigsten Anhänger des unglücklichen Königs Karl's I. von England, geb. zu Edinburg im Jahre 1612, hatte sich bereits in Deutschland in dem protestantischen Heere rühmlich ausgezeichnet, als er nach seiner Rückkehr aus Verdruß über das beleidigende Benehmen des Grafen Hamilton, Günstling Karl's I.,

zur Partei des Covenants übertrat. Bei Gelegenheit einer Sendung an den König aber ward er von Letzterm gewonnen und focht seitdem in den Heeren desselben gegen den Covenant. Als die Sache des Königs in England verloren schien, begab er sich 1645 nach Schottland, um von hier aus mit nur wenigen, dazu schlecht disciplinirten Truppen den Krieg fortzusetzen. Fast überall war er siegreich, aber Karl's I. Niederlage bei Naseby (Sept. 1645) nöthigte ihn, die Waffen niederzulegen. Er begab sich auf Befehl des Königs nach Frankreich und von hier nach Deutschland, wo er an den letzten Ereignissen des 30jährigen Kriegs rühmlichen Theil nahm. Als er indeß Karl's I. Tod vernahm, eilte er zu Karl II. in den Haag und bot ihm seine Dienste an. Von mehreren Seiten mit Geldmitteln und Waffen unterstützt schiffte er sich im Jahre 1650 nach den Orkaden ein, warb dort Verstärkung für sein kleines Heer und landete hierauf im April an den Küsten der Grafschaft Caithneß. Allein nirgends fand er die gehoffte Unterstützung, erlitt daher bei dem ersten Zusammentreffen mit dem feindlichen Generale Lesley eine Niederlage und entging selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft. Hülflos irrte er einige Tage im Gebirge umher und suchte erschöpft zuletzt Hülfe bei einem seiner ehemaligen Officiere, Namens Aston, sah sich aber verrathen, wurde nach Edinburg geschleppt und hier ohne Schonung zum Strange verurtheilt. Der Spruch ward vollzogen am 21. Mai 1650. 22.

Montserrat (zersägter Berg), lat. mons serratus, mons edulius, ist ein gegen 4000 Fuß hohes Kalkgebirge in der spanischen Provinz Catalonien, besonders merkwürdig durch die Felsenspitzen, welche cylinderförmig über die Oberfläche desselben emporragen, und durch das berühmte Benedictinerkloster, das von dem Berge den Namen erhalten hat und ungefähr auf der Mitte desselben liegt. Es soll gegen Ende des IX. Jahrh. gegründet worden sein, begreift mehrere Gebäude in sich und unterhält von den milden Gaben der Wallfahrer, welche zu Tausenden bei dem daselbst befindlichen wunderthätigen Marienbilde, gewöhnlich „Notre dame de Montserrat" genannt, Hilfe suchen, gegen 250 Mönche. Ignatius Loyola soll vor seinem Auftritte in demselben gelebt haben. 1812 hat es durch die Franzosen sehr gelitten und der Aufstand der Karlisten in Catalonien 1827 wurde von hier aus geleitet. Die 13 Einsiedler, welche die Felsenspitzen bewohnen, stehen unter dem Abte des Klosters und erhalten aus diesem ihren Unterhalt. 77.

Montucci (spr. Montutschi) (Antonius), ein bekannter gründlicher Kenner der chinesischen Sprache, ward den 22. Mai 1769 zu Siena geboren, studirte daselbst Jurisprudenz und neuere Sprachen und ward 1785 Professor der englischen Sprache am Collegio Tolomeo, ging aber schon 1786 nach Florenz, von wo er 1789 dem Rufe als Lehrer der italienischen Sprache in der Familie des bekannten Wedgewood (s. d. Art.) in England folgte. Bereits hatte er sich mit der chinesischen Sprache beschäftigt, als er in London 1792 die vier in Europa gebildeten jungen Chinesen, welche Lord Macartnay wieder mit nach China nehmen wollte, kennen lernte und durch deren Umgang nicht allein seine Sprachkenntniß bedeutend erweiterte, sondern auch von ihnen das bis dahin in Europa noch nicht bekannte chinesische Wörterbuch „Tsching tseu tsung" zum Geschenke erhielt. Nun faßte er den Plan ein möglichst vollständiges chinesisches Lexikon auszuarbeiten, wozu ihm der König von Preußen seine Unterstützung zusicherte. Er begab sich deßhalb nach Berlin (1804), ward aber durch das Unglück Preußens (1806) aller Unterstützung beraubt und mußte sich, während er eifrig an dem Werke arbeitete, selbst durch Unterrichtgeben in der englischen und italienischen Sprache zu ernähren suchen. Bereits hatte er 20000 Charaktere gesammelt und in Holz schneiden lassen, als er 1812 sich nach Dresden begab. In gleicher Thätigkeit lebte er hier einige Jahre, begab sich aber dann wieder nach

Italien und starb zu Siena im Sept. 1829, nachdem er seine ganzen Sammlungen, worunter 30000 in Holz geschnittene chinesische Typen, an die päpstliche Regierung verkauft hatte. Seinen größten Fleiß hatte zwar M. auf das chinesische Lexikon verwendet, dessen Herausgabe einer spätern Zeit vorbehalten bleibt; nichts desto weniger aber ist er der Verfasser verschiedener Abhandlungen über chinesische Sprache und Schrift, eines italienischen und englischen Taschenwörterbuchs, Übersetzer mehrerer ausländischen Classiker ins Italienische und Herausgeber mehrerer italienischer Classiker. 16.

Monument, s. Denkmal.

Moor, lat. palus; fr. marécage, marais; engl. moor, marsh, ist ein ausgebreitetes, schlammiges, stillstehendes Gewässer, welches von Pflanzenkörpern so angefüllt und durchwachsen ist, daß es von fern gesehen festem Erdreiche gleichzukommen scheint. Nicht selten sind die Moore auf den Hochgebirgsebenen, wo wegen Abwesenheit von Neigung in den Einlauchungen derselben stagnirende Wasser sich ansammeln konnten. Pflanzenreiche Moore wachsen zuweilen viele Fuß über den umgebenden festen Grund, während fortdauernd die haarröhrchenartig wirkenden Pflanzenstengel und Wurzeln desselben ungeheure Massen flüssigen Wassers und Schlamm darin zurückhalten. Zuweilen hat man Wanderungen der Moore bemerkt. Wenn nämlich nach langen Regenzeiten dieselben dermaßen angefeuchtet waren, daß die Pflanzenstoffe sich weder selbst an die Wurzeln fest, noch die außerordentliche Fülle an Feuchtigkeit zurückhalten konnten, so sah man das M. reißen, eine schlammige, schwarze Massen den Niederungen zu langsam sich ergießen und hinter sich einen breiten schwarzen Streif von Schlamm als Spur dieser Felder, Wiesen, Zäune und Gebäude vertilgenden Fortbewegung zurücklassen. Dieses Phänomen ist in Schottland, Irland und Wales einige Male bemerkt worden. Die Moore von Ausdehnung führen in diesen Ländern besondere Namen und dienen selbst zu verschiedenen Zwecken der Weidung, zum Torfstiche und zum Anbau. Auch in der Rhön kennt man bei Bischoffsheim zwei große Moore, das rothe und schwarze, welche von verschiedenartig gefärbten dort wachsenden Kryptogamen diesen Namen erhalten haben. Alte Moore, welche vertrocknet und durch Überfluthung mit Erde bedeckt wurden, gaben Veranlassung zur Entstehung von Torflagern. Sümpfe sind Moore in niedern Gegenden; stehende Gewässer, welche zur Sommerzeit austrocknen und bei Überschwemmungen der benachbarten fließenden Gewässer wieder erfüllt werden. Moräste sind erweichte Stellen des Erdbodens, theils durch Regengüsse, theis durch Überfluthungen oder durch dort entspringende Quellen veranlaßt. Sie nähern sich zuweilen dem Sumpfe und Moore in ihrer Beschaffenheit. 76.

Moor, Mor auch Moro (Antonis), ein trefflicher niederländischer Historien- und Portraitmaler, geb. 1512 zu Utrecht, bildete sich unter Schoréel und brachte dann einige Jahre in Italien zu. Nachdem er kurze Zeit in Karl's V. Diensten gestanden hatte, besuchte er nach einander die Höfe von Madrid, Lissabon und London, malte hier die meisten Mitglieder der königlichen Familien, ging hierauf nach Brüssel und trat in Alba's Dienste. Hier starb er im Jahre 1588. Außer einer großen Menge von Portraits, welche mit außerordentlicher Genauigkeit ausgeführt sind, lieferte er mehrere vortreffliche geistliche Historienstücke, unter denen eine Auferstehung und eine Beschneidung Christi (letztere ehedem in der Liebfrauenkirche zu Antwerpen) besonders hervorgerufen zu werden verdienen. Die Wiener Gallerie besitzt von ihm sieben ausgezeichnete Portraitstücke. — Ein anderer Künstler dieses Namens, Karl de M., geb. 1656 zu Leyden, war ein Schüler Schalkens' und Mieris' und lieferte vorzügliche Cabinetsstücke und Portraits in Rembrandt's und Vandyk's Geschmacke. Er starb 1738. 36.

Moore (spr. Muhr) (Sir John), ein berühmter englischer Feldherr der

neuern Zeit, ward den 13. Nov. 1761 zu Glasgow geboren, erhielt bereits im 15. Jahre eine Fähndrichsstelle im 51. Infanterieregimente und nahm hierauf Theil an dem amerikanischen Kriege. 1793 war er in Gibraltar und im folgenden Jahre befehligte er die Reserve der Armee, welche unter General Stewart zur Eroberung Corsicas bestimmt war. Ihm vorzüglich verdankte man die schnelle Eroberung von Calvi und dem Fort Morello, worauf die Unterwerfung der ganzen Insel erfolgte. Zum Generaladjutanten und nach seiner Rückkehr nach England im Nov. 1795 zum Brigadegeneral ernannt schiffte er sich nach Indien ein, war hier bei der Eroberung der Insel St. Lucia thätig und ward Gouverneur derselben (1796). Seine wankende Gesundheit indeß nöthigte ihn im folgenden Jahre nach England zurückzukehren, worauf er in Irland ein Commando erhielt und zum Generalmajor befördert wurde. Im Jahre 1799 nahm er Theil an der unnützen Expedition nach Holland und begleitete hierauf im Jahre 1800 den General Abercrombie nach Ägypten, wo er sich besonders in der Schlacht bei Abukir und vor Alexandrien rühmlich auszeichnete. Nach seiner Rückkehr führte er ein Commando im Innern bis zum Jahre 1808, wo er mit 10000 Mann zur Unterstützung des Königs von Schweden und, als er von dort wegen ausgebrochener Mißhelligkeiten seine Truppen zurückgeführt hatte, nach Portugal gesandt wurde. Hier landete er kurz nach Abschlusse der Convention von Cintra und setzte sich nun schnell zur Unterstützung Spaniens gegen Burgos in Marsch. Allein die gehoffte Verbindung mit den verschiedenen spanischen Corps konnte nicht bewerkstelligt werden und überdieß ließen sich Blake und Castaños von den Franzosen schlagen, so daß weiteres Vordringen unter diesen Umständen gefährlich schien. Dennoch setzte sich M. von seinen Officieren bestürmt gegen Madrid in Bewegung und rückte zunächst gegen Saldanha vor, wo Soult Posto gefaßt hatte. Allein bald erfuhr er, daß Napoleon selbst von Madrid herbeieile, um ihn von dem Meere abzuschneiden. Mit großer Umsicht und in der möglichsten Geschwindigkeit ordnete er jetzt den Rückzug gegen Coruña an und erreichte dasselbe nach muthiger Überwindung aller Schwierigkeiten wirklich am 11. Januar 1809. Auf dem Fuße waren ihm Soult und Napoleon gefolgt und griffen ihn hartnäckig an, als er eben die Einschiffung anordnete. Alsbald stieg er zu Pferde und eilte auf den Kampfplatz, wo der Feind bereits Vortheile errungen hatte. An der Spitze des 50. Regiments drang er auf denselben ein, allein eine Kugel stürzte ihn tödtlich verwundet vom Pferde. Hülfe war vergebens. Er starb wenige Augenblicke nachher mit der Genugthuung das Heer gerettet zu haben. 22.

Moore (Thomas), einer der ausgezeichnetsten neueren englischen Dichter, ward geboren den 28. Mai 1780 in Dublin, wo sein Vater Kaufmann war. Durch Fleiß und Fähigkeiten brachte er es so weit, daß er schon im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, um die Rechte zu studiren. Seinen literarischen Ruf begründete er durch eine sehr gelungene Übersetzung des Anakreon, welche zu London 1800 erschien. An diese reihte er eine Sammlung erotischer Gedichte, welche durch ihre Anmuth allgemeinen Beifall fanden, aber unter dem Namen Thomas Little herausgegeben wurden. Nachdem er längere Zeit als Sachwalter in seinem Vaterlande gelebt hatte, wurde er als Schreiber bei dem Admiralitätsgerichte auf den bermudischen Inseln angestellt, nahm aber einen Stellvertreter an, weil er sich nicht an seinem Platze sah, und bereiste Nordamerika, dessen Zustand seinen Erwartungen bei Weitem nicht entsprach. Die Unredlichkeit seines Stellvertreters bewirkte in ihm den Entschluß, sich vom Staatsdienste ganz zu entfernen. Er verheirathete sich und lebt seitdem abwechselnd in Dublin und London, in Bowwood und in Paris ganz unabhängig. Als Katholik und Irländer trat er in Poesie und Prosa gegen die Regierung und die Tory's mit bitterer Satyre auf. Seinen Dichterruhm verbreiteten besonders die „Irish melo-

dies," Texte zu bekannten irländischen Volksmelodien, noch mehr aber seine „Lalla Rookh" (London 1817), eine morgenländische Dichtung. Ebenfalls in orientalischer Weise ist „The loves of the angels" (London) gedichtet. Eine Erzählung „The Epicurean" (London 1827) bewährte aufs Neue sein Talent der Darstellung. Im Jahre 1821 hatte er Sheridan's Werke herausgegeben, wozu er im Jahre 1825 eine Lebensbeschreibung desselben lieferte. Im Jahre 1823 erschienen seine „Memoirs of the life of capitain Rock," worin er das von der englischen Regierung in Bezug auf Irland befolgte System schildert. Die „Letters and Journals of Lord Byron with notices of his life" (London 1830) ersetzen die von der Familie Byron's mit Bewilligung M.'s, dem sie von Byron anvertraut worden waren, unterdrückten Manuscripte dieses Dichters nicht. Wichtig für die Geschichte Irlands sind die „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" (London 1831. 2 Vol.) Im Jahre 1833 erschienen die „Travels of an Irish gentleman in search of religion" (London. 2 Voll.). Seine „History of Ireland" in Lardner's „Cyclopedia" ist noch unvollendet. Als Dichter empfiehlt sich M. besonders durch Anmuth und Wohllaut der Sprache verbunden mit Reichthum der Bilder und sinnigem Spiele der Phantasie. 81.

Moose, lat. musci; fr. mousses; engl. mooss, begründen in der Botanik die 24. Classe der kryptogamischen Gewächse. Sie sind in großer Menge überall auf der Erde verbreitet und machen, obschon die allermeisten derselben sehr klein sind, in vielen Gegenden die erste allgemeine Decke des Erdbodens aus. Sie wachsen vorzüglich an unfruchtbaren Orten, auf Bäumen, Felsen, Steinen ꝛc., dauern mehrere Jahre und wachsen, nachdem sie ganz vertrocknet sind, dennoch wieder aufs Neue fort, wenn sie nur angefeuchtet werden. Ihre Blüthezeit ist hauptsächlich am Ende des Winters. Übrigens kommen an ihnen alle wesentlichen Theile einer Pflanze vor, als: Wurzel, Stengel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge, von welchen letzteren wir erst durch Hedwig eine genaue Kenntniß erlangt haben. Der Samen befindet sich bei den meisten in einer büchsenartig verschlossenen Kapsel und wird mittelst des kleinen spitzigen Deckels oder Hutes, der bei den Moosen die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoffe befruchtet. Dieser letztere bildet sich in kleinen gestielten, walzen- oder spindelförmigen, netzartigen Körperchen, welche gewöhnlich von einander abgesondert in den Blattwinkeln oder an der Spitze zwischen sternförmig gestellten Blättchen vorkommen. Ist der Same in der Kapsel nach der Befruchtung zur Reife gekommen, so hebt sich der erwähnte Deckel oder Hut und der Same wird aus der Kapsel verschüttet, um der Entwickelungskeim neuer Pflanzen zu werden. Der Nutzen der M. ist in dem Haushalte der Natur von so weitem Umfange, daß es hier zu weitläufig wäre ihn zu schildern; daher wir uns nur im Allgemeinen zu sagen begnügen, daß die M. den tragbaren Boden vermehren, unfruchtbaren fruchtbar machen und zum Schutze mancher Samen dienen, daß diese aufkeimen können. Sie werden zwar auf Wiesen zu einem Unkraute, machen aber gar bald bessern Gräsern Platz. Im Winter schützt Moos das Obst besser vor Kälte als Stroh. 21.

Morabeten, s. Marabuten.

Moral (von mores), lat. scientia moralis; fr. morale; engl. moral, ethicks, Sittenlehre, auch Tugendlehre, Pflichtenlehre ꝛc. genannt, je nach der verschiedenen Betrachtungsweise, ist ursprünglich eine Übersetzung des griechischen ἠθικὴ, nämlich ἐπιστήμη, daher auch noch bei uns als synonym dafür der Name Ethik gebraucht wird. Bei den Griechen nämlich bildete sich zuerst, besonders in der sokratischen Philosophie, ein wissenschaftliches Bewußtsein von der menschlichen Handlungsweise und dem dieselbe bedingenden Charakter, dem ἦθος, und damit eine Wissenschaft des Handelns, als praktische Philosophie, deren

Haupttheil die Betrachtung der Handlungsweise des Menschen überhaupt, die Ethik, ausmachte, die bald als Gattungsbegriff die Wissenschaft der menschlichen Handlungsweise in besondern Verhältnissen (die Politik) unter sich befaßte, z. B. bei Plato, bald als Theil dieser erschien, wie bei Aristoteles, — später endlich ausschließlicher Gegenstand der praktischen Philosophie wurde. Wie nun der Grieche mehr nach einer freien Eingebung seiner glücklichen, enharmonischen Natur, als nach einem abstracten Gesetze handelte, so ist auch seine Ethik und die ihr nachahmende römische mehr der lebendige Ausdruck eines solchen energischen Bewußtseins der Richtung auf ein Ideal oder einen Lebenszweck hin (des ἦθος), gewöhnlich in Verbindung mit seiner speculativen Weltanschauung, als eine wirklich wissenschaftliche Deduction der Vorschriften des Handelns. Das sokratische Dämonion, die platonische Vernunftidee, das aristotelische Maßhalten und sein Hinweisen auf die Vollkommenheit in der Energie des Strebens, endlich die Consequenz der Stoa, so wie andrerseits die eudämonistischen Principien der cyrenaischen und der epikureischen Schule, sprechen sämmtlich die freie aus der Totalität der Lebensanschauung hervorgegangene Willensrichtung aus, nicht die Beziehung auf ein äußerliches, starres Gesetz, überlassen daher auch ihre Anwendung dem genialen Gefühle weit mehr, als daß sie für die einzelnen Fälle Regeln aufstellten. Nach diesem Charakter der antiken Ethik sind ihr die Fragen nach Schuld und Verdienst der Handlungen, nach der Freiheit, nach Lohn und Strafe fremd; vielmehr hat hier jede Handlung wegen ihrer ausschließlichen Beziehung auf die Gesammtentwickelung des Lebens nur den Grad, theils der harmonischen Ausbildung dieses Lebens, theils der dadurch bedingten Glückseligkeit desselben, zum Maßstabe ihrer Beurtheilung. Daher ist ihnen Tugend nach einer Seite hin Weisheit, nach der andern Glückseligkeit, daher stützt sich ihre Ethik auf ihre theoretische Philosophie und fällt in ihrem Ideale mit derselben zusammen; daher aber auch geht ihre Tugendlehre mit ihrer Lehre von der Glückseligkeit oder vom höchsten Gute parallel und dient ihr entweder zur Grundlage oder ist ebenfalls Eins mit ihr, wie bei den Stoikern. — Das Christenthum stellte ein Moralgesetz als absolutes Gebot, als den geoffenbarten Ausdruck des göttlichen Willens auf, das also nicht innerlich Eins mit unserer praktischen Richtung, Resultat unserer Ausbildung und Erkenntniß ist, sondern ein Äußerliches, für uns Verbindendes, das wir aber zum Objecte unseres Erkennens wie unseres Strebens machen sollen. Hier tritt also die Verpflichtung ein, statt des unwillkührlichen Handelns nach innern Bestimmungen der eigenen Natur; daher die Hauptfragen der christlichen M. die nach den Pflichten des Menschen, nach der Freiheit der Wahl zwischen Befolgung und Nichtbefolgung jenes Gesetzes, nach der daraus resultirenden Verschuldung oder Verdienstlichkeit und den hiernach zu messenden Strafen und Belohnungen. Nach diesen Hauptgesichtspunkten wurde denn die sogenannte christliche Moral von Theologen und Philosophen behandelt; unter den Händen der Scholastiker wurde sie eine förmliche Wissenschaft, d. h. ein System metaphysischer Begriffe, durch welche jene Lebensfragen entschieden werden sollten; diese und eine kleinliche Casuistik machten ihr Wesen aus. — Jenes zweite Element der griechischen Ethik, die Glückseligkeit, verlor in der christlichen diese seine Stellung; als reine Seligkeit galt es noch als Lohn des pflichtmäßigen Handelns und als Beförderung desselben, als irdische Lust trat es vielmehr in schroffen Gegensatz gegen die Pflicht, als Feind der M. — Dieser christlichen M. gegenüber suchte nun aber die freigewordene Philosophie des XVII. und der folgenden Jahrhunderte eine M. auf selbstständigen Principien zu errichten. Dazu benutzte man nun bald das Princip der Selbstliebe (Hobbes) oder der Politik (Mandeville), bald ein moralisches Gefühl (Hutcheson und seine Nachfolger, die schottischen Moralphilosophen), bald die Idee der Vollkommenheit (Wolf). End-

lich unternahm es Kant, ein nothwendiges und allgemeingültiges Sittengesetz aufzustellen, nach der bloßen Autonomie der Vernunft, zu welchem Zwecke er sie eben sowohl von der Beziehung auf ein geoffenbartes Gebot oder die Liebe Gottes, als wegen des durch die christliche M. erzeugten Gegensatzes zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, von jeder Richtung auf einen materialen Zweck, emancipiren mußte. So blieb ihm denn ein reinformales, nur die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Handlung ausdrückendes Moralprincip übrig, der kategorische Imperativ (s. d. Art.). Die Kant'sche M. nähert sich dem Geiste der griechischen von einer Seite, indem die Handlung hier, wie dort, rein aus der innern Richtung des Geistes, nicht von einem äußeren Gesetze ausgeht; allein andrerseits, da sie nicht im Elemente des harmonischen, griechischen Lebens wurzelt, das alle Richtungen des Geistes zu einer verbindet, vielmehr schroff jene gesetzgebende Vernunft von allen materialen Äußerungen der Thätigkeit scheidet, artet sie leicht in kalten Formalismus aus und vermag nur Achtung vor dem Gesetze, nicht aber jene Energie des Gefühles zu erzeugen. Um daher jene starre Vernunftform in der Sinnenwelt zu realisiren, bedarf es der Freiheit und, um mit der Seligkeit der Tugendwürde die sinnliche Glückseligkeit zu vermählen, eines Gottes. — Nur wenn eine M., wie die Kant'sche, rein aus der Vernunft das Gesetz des Handelns entlehnt, und zwar als ein streng formales, das der freien Thätigkeit als feste Norm gegenüber steht, kann von einem Moralprincipe eigentlich die Rede sein; nur eine solche M. erzeugt wirklich moralische Handlungen, d. h. die blos der Autonomie der Vernunft gehorchen, eine Moralität, nebst ihrem Gegensatze, der Immoralität; und nur ein solches System kann consequent Moralismus so wie seine Anhänger Moralisten heißen, da hingegen alle Systeme, welche ein solches reines Vernunftgesetz des Handelns nicht anerkennen (die christliche M. ist mehr, ist Religion) unter die Kategorien des moralischen Indifferentismus, Skepticismus oder Probabilismus fallen, und nach den materiellen Zwecken, die sie statt jenes Princips zur Norm des Handelns machen müssen, Hedonismus, Eudämonismus oder dergl. sind. — Die M. einer Fabel, eines Stücks umfaßt die daraus sich ergebenden moralischen Lehren oder Grundsätze, — wer solche Grundsätze immer im Munde führt, moralisirt. — Der Begriff „moralische Person" gehört der Jurisprudenz an. — Vergl. Christoph Meiners' „Allgemeine krit. Geschichte der ältern und neuern Ethik" (Gött. 1800—1801. 2 Thle. 8.); C. Fr. Stäudlin's „Geschichte der philosophischen, hebräischen und christlichen Moral" (Hanover 1805. 8.) und „Geschichte der Moralphilosophie" (Hanover 1823. 8.); L. Henning's „Principien der Ethik in historischer Entwickelung" (Berlin 1824. 8.). 80.

Morales (Christóbal Perez), ein berühmter spanischer Maler, welcher, weil er nur religiöse Gegenstände darstellte, den Namen des Göttlichen erhielt, wurde zu Badajoz im Jahre 1509 geboren, erhielt hier auch seine Bildung und erwarb sich so großen Ruhm, daß selbst eine Straße seiner Vaterstadt nach ihm benannt wurde. Er hatte einen sehr geläuterten Geschmack, führte einen kecken Pinsel und arbeitete äußerst sauber und fleißig. Sein Tod erfolgte 1586. Die meisten und besten seiner Werke findet man zu Toledo, Valladolid, Burgos, Miraflores und Grenada. — Unter mehrern andern Künstlern dieses Namens hat sich Francisco M., geb. 1660, gest. 1720, ein Schüler des Palomino, den meisten Ruhm erworben. — Derselben Familie gehört auch Christofero de M an, welcher aus Sevilla gebürtig als Sänger in die Kapelle des Papstes Paul's III. kam und selbst zahlreiche Compositionen lieferte, die ihm unter den Musikern des XVI. Jahrh. einen ehrenvollen Platz anweisen. Er starb wahrscheinlich um das Jahr 1565. 36.

Moralités waren in Frankreich bis zum Zeitalter Ludwig's XIV. eine Art

dramatiſcher Stücke, welche nach moraliſchen bibliſchen Erzählungen gearbeitet von Privatgeſellſchaften aufgeführt wurden. 30.

Moraſt, lat. palus; fr. bourbe; engl. morass, iſt eine erweichte Stelle des Erdbodens, theils durch Regengüſſe, theils durch Überfluthungen oder durch entſpringende Quellen veranlaßt und nähert ſich dem Sumpfe und Moore in ihrer Beſchaffenheit. 76.

Morata (Olympia Fulvia), eine durch claſſiſche Gelehrſamkeit ausgezeichnete Frau des XVI. Jahrh., war die Tochter des als Literator und Dichter geachteten Fulvio Pellegrino Morato und wurde im Jahre 1526 zu Ferrara geboren. Unter der Leitung ihres Vaters trieb ſie Philoſophie, Lateiniſch und Griechiſch mit ſolchem Erfolge, daß ſie ſelbſt die gelehrteſten Männer am herzoglichen Hofe zu Ferrara in Erſtaunen ſetzte. Nachdem ſie im Jahre 1548 den deutſchen Mediciner Grundler geheirathet hatte, begab ſie ſich mit demſelben nach Augsburg und von hier nach Schweinfurt, wurde aber bei der Eroberung dieſer Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg genöthigt nach Verluſt ihrer meiſten Bücher, Handſchriften und anderer Habe flüchtig zu werden. Sie fand nebſt ihrem Manne in Hammelburg einſtweiliges Unterkommen und begleitete ſpäter den Erſteren nach Heidelberg, ſtarb aber hier in Folge des erlittenen Ungemachs bereits am 26. Oct. 1555. — Die aus dem Brande Schweinfurts geretteten Fragmente ihrer literariſchen Arbeiten beſtehen in lateiniſchen und griechiſchen mit ſeltener Reinheit und Eleganz geſchriebenen Gedichten, Epiſteln, Epigrammen, Lobreden, Dialogen ꝛc. und wurden zuerſt von ihrem Freunde Cölius Secundus Curio geſammelt und herausgegeben unter dem Titel: „Olympiae Fulviae Moratae, foeminae doctissimae ac plane divinae, opera omnia quae hactenus inveniri potuerunt“ (Baſel 1562. Spätere Ausg. 1570 und 1578). Nähere Nachricht findet man außer in einem neuern 1834 zu London erſchienenen Werke bereits in Molten's: „De Olympiae Moratae vita“ etc. (Frankf. 1731 und 1775) und Kneiſchken's „De Olympia Fulvia Morata“ (Zittau 1808). 22.

Moratin iſt der Name zweier berühmter ſpaniſcher Dichter. — Nicolas Fernandez M., der Vater, Mitglied der Arkadier in Rom, war Advocat und machte ſich zuerſt im Jahre 1762 dem Publicum durch eine Komödie: „La Petimetra“ bekannt, welche in franzöſiſcher Manier geſchrieben verdienten Beifall erhielt. Weniger war dieß der Fall mit dem Trauerſpiele „Lucretia“, welches als ſchwacher Verſuch bald wieder in Vergeſſenheit gerieth. Ein zweites, „Hormeſinda“, dagegen wurde ſeit 1770 wiederholt aufgeführt und erwarb ſich das Lob der Kunſtverſtändigen. Einige ſpätere Arbeiten dieſer Art übergehen wir hier als unwichtig. Außerdem ſchrieb M. noch zwei größere Gedichte, wovon das eine „Die Jagd“ in 6 Geſängen 1765 und das zweite „Las naces de Cortes destruidas“, ausgezeichnet durch edle Einfachheit im Jahre 1785 zu Madrid im Druck erſchien. Auch redigirte er eine Zeitlang die Zeitſchriften „El desengañador del teatro español“ und „El poeta“. Er ſtarb im Jahre 1780. — Seine Werke erſchienen in einer von ſeinem Sohne beſorgten Geſammtausgabe unter dem Titel: „Obras postumas“ (Paris 1825). — Berühmter wurde ſein Sohn, Leandro Fernandez M., geb. im Jahre 1758 zu Madrid. Trefflich erzogen und ausgebildet verſuchte ſich derſelbe ſchon früh in der Poeſie und erhielt bereits im Jahre 1782 für die Satyre: „Leccion poetica“ einen Preis von der Akademie. Sein eigentlicher Beruf indeß war das Luſtſpiel, welchem er in Spanien unbedingt neuen Schwung und beſſere Richtung gab, obwohl ſeine Arbeiten bei aller Trefflichkeit der Anlage und Ausführung nicht unbedingt als vollendet gelten können. Hierher gehören vorzüglich: „El viejo y la niña“, „El café“, „La mojigata“ und „El sido las niñas“. Außerdem ſchrieb er einige treffliche Satyren, z. B. die ausgezeichnete „Las dias“ und verſuchte ſich

auch mit Glück in der Lyrik, wobei er jedoch der Form nur zu häufig den Inhalt aufopfert. Im Besitze einiger vom Friedensfürsten ihm ertheilten Pfründen lebte er anfangs zu Madrid, machte dann Reisen auf den Continent, wurde hierauf Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und unter Joseph Buonaparte Bibliothekar. Später wohnte er in Valencia, erduldete viele Verfolgungen und begab sich deßhalb nach Bordeaux und zuletzt nach Paris. Hier starb er am 21. Juni 1828. — Seine Werke erschienen in einer von ihm selbst besorgten Gesammtausgabe unter dem Titel: „Obras dramaticas y liricas“ (Paris 1825. 3 Voll.). 22.

Moratorium, s. Anstandsbrief.

Morcheln, s. Schwämme.

Mord, lat. caedes, homicidium; franz. meurtre; engl. murder (in den alten deutschen Gesetzen, L. Ripuar. t. 15. L. Bajuvar. t. 18. c. 2, mordrido, mordridum), ist die vorsätzliche Zerstörung eines Menschenlebens. Nach Maßgabe, ob Jemand sich selbst des Lebens beraubt oder ob er es dem Andern nimmt, unterscheidet sich der Selbstmord (die Autochirie) vom gemeinen Morde. Der erstere kann seiner Natur nach dem menschlichen Richterstuhle nicht unterworfen sein; nur menschenfreundliche Maßregeln zur Vorbeugung können stattfinden. Die Beweggründe der That sind nicht zu ermitteln, der Angriff auf die Rechte des Dritten ist nicht nachzuweisen, folglich das Urtheil auf nichts gegründet; der Thäter aber hat sich der Vollstreckung entzogen. Der gemeine M. steht meistens mit einem Verbrechen anderer Art, z. B. Habsucht, Rache ꝛc., in Verbindung. Um den Mord als Verbrechen anzunehmen, gehört dazu: a) die That, welche den Erfolg zu Wege brachte, und b) die Gesinnung, welche diesen Erfolg beabsichtigte. Beide gehören zum Thatbestande, ohne dessen Vollständigkeit bei keinem Verbrechen die ordentliche Strafe stattfinden soll. Es unterscheidet sich: 1) der vollwillige, also beabsichtigte Todtschlag, als eigentlicher M., mit dem Vorsatze der Lebensvernichtung. Man rechnet daher auch hierzu das Abtreiben der Leibesfrucht, sobald solches in derjenigen Zeitperiode geschah, da die Frucht bereits lebte. Eine besondere Art desselben ist der mit Hinterlist vollbrachte Meuchelmord. 2) Der einfache Todtschlag ohne diese vollständige Absicht, sei es nun, daß entweder der volle Wille (wie in der Hitze des Streites) gar nicht vorhanden oder die zwar verwerfliche Absicht doch auf einen ganz andern Erfolg gerichtet gewesen war (Feuerbach's „culpa dolo determinata“). 3) Endlich die zu entschuldigende Tödtung aus Versehen oder Nothwehr. Nur die erstere Art unterliegt in der Regel der vollen ordentlichen Strafe, welche in den meisten Ländern im Verluste des Lebens besteht. Die peinliche Gerichtsordnung setzt, Art. 137, auf den vorsätzlichen Todtschlag, der keine Entschuldigung hat, die Strafe des Rades, für den aus Jähzorn aber die des Schwertes. Es ist die Vollständigkeit oder die Unvollständigkeit des Vorsatzes auf das Genaueste zu erwägen. Ein Anderes würde es nämlich sein, wenn z. B. der Thäter das gebrauchte Instrument mit zur Stelle gebracht, und ein Anderes, wenn er es in dem Augenblicke der That zu einem ihr fremden Zwecke bereits in der Hand gehabt hätte. In den frühesten Zeiten der Gesellschaft nahm man diesen Unterschied nicht so genau. Man machte es den nächsten Anverwandten des Getödteten zur Pflicht den Thäter zu verfolgen und zu bestrafen; daher die Blutrache. Bei den alten Deutschen mußte der Todtschläger ein gewisses „Wehrgeld“ erlegen. Doch scheint sich dieß nur auf den gemeinen Todtschlag bezogen zu haben. Denn schon das Alem. 2. R. c. 114 und sächs. L.R. L. II. Art. 13 setzt auf den M. die Todesstrafe. — Mordacht war die Achtserklärung wegen begangenen Mordes. Zur Verhängung der Todesstrafe auf den M. verlangt man den vollsten strafrechtlichen Beweis. Vergleichbar mit der Bosheit, welche aus

dem Verbrechen des Mordes hervorleuchtet, bezieht man den Ausdruck auch auf andere Bosheiten und Härten; daher Mordbrenner derjenige, welcher in Wohngebäuden auf rücksichtslose Weise Feuer anlegt, unbeachtet, daß darinnen Menschen und Thiere verbrennen können; mörderisch so viel als hart und schonungslos gegen das Leben des Andern; M. am Seelenleben s. d. Art. Hauser (Kaspar). 10.

Mordent, Mordant, franz. pince; ital. mordente, auch der Beißer oder Kräusel genannt, ist in dem musikalischen Vortrage eine Manier, bei welcher man mit dem Haupttone und dem zunächst unter ihm liegenden Tone geschwind abwechselt und dann wieder auf ersterm zurückkehrt. Er ist somit in gewisser Beziehung weiter nichts als ein abgekürzter Triller. Nach seiner Dauer und der Geltung der Note, über welcher er steht, ist er entweder ein kurzer oder einfacher oder ein langer oder doppelter. Sein Zeichen ist im erstern Falle ⁓, im zweiten ⁓. In der neuern Zeit indeß pflegt man ihn gewöhnlich auszuschreiben. 29.

Mordschlag. Um das Löschen der Brand- und Leuchtkugeln gefährlich zu machen versetzte man die Füllung derselben in frühern Zeiten mit Spiegelgranaten, Stücken von Gewehrläufen, die mit Flintenschüssen geladen waren, und andern Gegenständen, welche, sobald sie Feuer faßten, sich entluden, und diese Sachen nannte man Mordschläge. — M. nennt auch der Bildhauer die fehlerhafte Stelle an seiner Arbeit, welche durch das Ausgleiten seines Meisels hervorgebracht worden ist. 61.

Morea, s. Griechenland.

Moreau (spr. Möro) (Jean Michel), ein ausgezeichneter französischer Künstler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1741 zu Paris, hatte Lelorrain in der Malerei zum Lehrer und begleitete denselben nach Petersburg, kehrte aber nach Ablauf zweier Jahre nach Paris zurück und erlernte bei Lebas die Kupferstecherkunst. Später arbeitete er Vieles für Caylus, wurde 1770 an Cochin's Stelle Cabinetszeichner des Königs und während der Revolution Mitglied der Kunstcommission, so wie 1797 Professor der pariser Centralschulen. Er starb den 30. Nov. 1814. — Seine Zeichnungen übersteigen die Zahl von 2000 und sind meist in Kupfer gestochen worden. Die vorzüglichsten derselben sind die, welche er für die Werke Voltaire's, Molière's, Marmontel's, Racine's, Montesquieu's, Lafontaine's, Barthélemi's u. A. lieferte, so wie die Darstellung der Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig's XVI. Lobenswerth ist es insbesondere, daß er sich nie wiederholte und stets mit gleichem Fleiße arbeitete. — Von seinem älteren Bruder, Louis M., hat man mehrere treffliche Landschaften in Gouache. 36.

Moreau (Jean Victor), Frankreichs zweiter Turenne genannt, ward geboren von bürgerlichen Eltern zu Morlaix im Departement Finisterre am 11. Aug. 1763 (nach Andern 1761). Zum Advocatenstande bestimmt studirte er zu Rennes, wo er sich durch Fleiß die erste Stelle unter den Rechtsbeflissenen erwarb. Seinen Patriotismus und seinen Muth bewies er zuerst (1788) an der Spitze der Studenten und der jungen Bürger von Rennes, welche in den Streitigkeiten zwischen dem Minister Loménie de Brienne und dem Parliamente für letzteres gegen die Besatzung die Waffen ergriffen hatten. Als zu Ende des Jahres die Stände mit der Nation in Streit geriethen, erklärte sich M. im Namen der bewaffneten Bürger von Rennes und Nantes gegen die ständische Versammlung und ließ die Bürger aus einander gehen. Seinem rechtlichen und umsichtigen Verfahren dabei ließen selbst die erklärtesten Feinde der Sache des Volks Gerechtigkeit widerfahren. Später führte er ein Bataillon Freiwilliger von Rennes zur Nordarmee. Mit seinem hellen Verstande hatte er in wenigen Monaten sich der theoretischen Grundsätze der Kriegskunst bemächtigt; bald genügten ihm diese nicht

mehr, er öffnete sich eine neue Bahn und seine Schaar ward bei einer allgemeinen Musterung in Hinsicht der Waffenführung den alten Soldaten an die Seite gesetzt. Er focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793), kam in Souham's Generalstab, ward auf dessen Vorschlag zum Brigadegeneral erhoben (Juli 1793) und nachdem er einen Angriff auf die Preußen bei Pirmasens versucht hatte (14. Sept.), auf Pichegru's Vorschlag zum Divisionsgeneral ernannt (14. April 1794), als welcher er nun zu den wichtigsten Operationen verwendet ward. An der Spitze von 25000 Mann nahm er Menin (30. April), zwang Ypern zur Übergabe (17. Juni), rückte in Brügge ein (24. Juni), besetzte Ostende (1. Juli) und zwang Nieuport (den 18. Juli) zu capituliren. Höher noch als dieser Kriegsruhm stellte ihn seine Menschlichkeit; er wagte es mit Gefahr seines Kopfes gegen die Blutbefehle Robespierre's zu handeln und der gefangenen Engländer und Holländer in Nieuport zu schonen. Am 28. Juli, gerade an dem Tage, wo sein Vater (ein 74jähriger Greis) durch das Revolutionstribunal von Brest verurtheilt, guillotinirt wurde, eroberte M. im holländischen Flandern die Insel Cadsand (eine der kühnsten Unternehmungen dieses Krieges). Damals wollte er Frankreich fliehen, ließ sich aber aus Liebe zum Vaterlande und durch Pichegru's Freundschaft zurückhalten. Wegen dessen Kränklichkeit übernahm er nun den Oberbefehl und sein weiteres Vordringen mit der Nordarmee setzte ganz Europa in Schrecken. Denkwürdig bleibt die Eroberung Hollands in dem harten Winter von 1794—1795, da am 5. Jan. die Nordarmee über die hartgefrorene Waal ging. M. befehligte hier wieder unter Pichegru den rechten Flügel und zeichnete sich fortwährend durch Menschlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Am 3. März 1795 übertrug ihn der Nationalconvent den Oberbefehl über die Nordarmee und nach dem Frieden zu Basel (14. April) zwischen Preußen und Frankreich trat er an Pichegru's Stelle (24. April) und begeisterte die Rhein- und Moselarmee zu heldenmüthiger Anstrengung bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenstillstand zu Steyer an der Ens (25. Dec. 1800) den Frieden von Luneville vorbereitete. Dreimal führte er im Angesichte des Feindes sein Heer über den Rhein; das erste Mal in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni bei Straßburg. Die Festung Kehl fiel beim ersten Angriffe; Latour ward bei Rastadt geschlagen (5. Juli), der Erzherzog Karl bei Etlingen besiegt (9. Juli) und M. drang siegreich in Schwaben vor. Aber die Unfälle, welche Jourdan's Heer bei Neumarkt und Amberg (22. und 24. Aug.) trafen, hinderten ihn seine siegreiche Bahn fortzusetzen, er sah sich, da er das Treffen bei München verlor und die französischen Besatzungen am Oberrheine überwältigt wurden, zum Rückzuge genöthigt. Doch bewährte dieser den Meister in der Strategie; denn zwischen ihm und dem Rheine stand bereits der Erzherzog; Latour verfolgte ihn auf dem Fuße; Nauendorf bedrohte von der Donau her seine Seite und Petrasch hielt im Rücken den Schwerzwald besetzt. M. ging aber unter diesen Verhältnissen über den Lech zurück (20. Sept.), räumte Ulm (27. Sept.), warf den Grafen Latour zwischen Schussenried und Biberach (2. Oct.), unternahm den gefährlichen Zug durch das Höllenthal, kämpfte noch einmal mit dem ganzen unter dem Erzherzoge vereinigten östreichischen Heere auf den Höhen von Schliengen (21. Oct.) und behauptete sich auf dem linken Rheinufer. In dem Feldzuge von 1797 führte er den kühnen Übergang über den Rhein bei Gamsheim aus (20. April), gewann das blutige Gefecht bei Diersheim, nahm Kehl und war bis Lichtenau vorgedrungen (23. April), als die Nachricht von den Friedenspräliminarien zu Leoben seine Fortschritte auf dem rechten Rheinufer hemmte. Sein Vaterland lohnte die ausgezeichneten Dienste des Obergenerals dennoch mit Undank; er ward nach der Reaction vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) von der Armee abberufen und lebte hierauf zu Paris ganz den Wissenschaften. Doch

Digitized by Google

schon am 15. Sept. 1798 übertrug ihm das Directorium wieder die untergeordnete Stelle eines zweiten Generalinspectors der Infanterie bei der italienischen Armee. Bei Magnano (5. April 1798) rettete er als solcher das französische Heer und erhielt dafür an Scherer's Stelle (aber zu spät) den Oberbefehl über dasselbe, welches noch 28000 Mann stark war. Mit diesen ermüdeten und von Allem entblößten Truppen stand er 80000 Russen und Östreichern unter Suwaroff entgegen; aber gerade in dieser kritischen Lage zeigte er wieder sein großes Feldherrntalent. Er hatte sich nach Piemont und in das Genuesische zurückgezogen, um sich mit Macdonald's Heere von Neapel her zu vereinigen, hatte den Feind durch Hin- und Herzüge getäuscht und ihn am 19., 20. und 21. Juni bei Marengo geschlagen, als die Vereinigung mit Macdonald stattfand. Da aber dessen Heer von Suwaroff und Mélas unweit Piacenza (18. und 19. Juni) geschlagen worden war, sah sich M. außer Stand gegen den Feind etwas zu unternehmen. Er stellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben und war zur desorganisirten Rheinarmee bestimmt. Er wohnte indeß auf Joubert's Veranlassung der Schlacht bei Novi bei (15. Aug.), übernahm nach Joubert's Tode, welcher gleich bei der Entwickelung der Schlacht erfolgte, den Oberbefehl wieder, gewann das Treffen und sicherte den Rückzug der Armee. Er ging hierauf nach Paris, schlug die ersten Stellen aus, schloß sich an Buonaparte an, weil Frankreich, nach seiner Meinung, einer bessern Staatsform bedurfte und er sich nicht auf das Regieren verstehe. Aber bald nach dem 18. Brumaire äußerte er sich mißbilligend über den Gang der Dinge in Frankreich. Indessen ging er zur Rheinarmee ab und schuf mit Carnot binnen drei Monaten ein neues Heer über 90000 Mann stark, mit dem er zum dritten Male im Angesichte des Feindes bei Kehl, Breisach und Basel über den Rhein ging (25. April bis 1. Mai). Er schlug die Östreicher unter Kray bei Engen (3. Mai), wo ihm vier Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, dann bei Möskirch, Biberach und Memmingen (5., 9., 10. und 11. Mai) und zwang sie die unangreifbare Stellung von Ulm zu verlassen (21. Juni). Der Sieger war im Besitze alles Landes zwischen der Isar, den beiden Donauufern und dem Rheine (Ulm, Ingolstadt und Philippsburg ausgenommen) und stand mit der italienischen Armee über Graubündten in Verbindung, als er mit Kray zu Parsdorf den Waffenstillstand am 15. Juli schloß, wodurch er Ulm, Ingolstadt und Philippsburg, so wie den tyroler Paß Reitti erhielt. Noch größere Siege trug er über die Mißbräuche in der französischen Armee selbst davon; er stellte die Kriegszucht wieder her; der Kriegscommissair Pommier wurde wegen Erpressungen zu Babenhausen erschossen (21. Mai); aus gleichen Ursachen wurden Vandamme und Turreau von dem Heere weggewiesen. Als die Feindseligkeiten Ende Novembers wiederbegannen, eilte M. von Paris zur Armee zurück und schlug die Östreicher unter dem Erzherzoge Johann bei Hohenlinden (3. Dec.), welcher glänzende und entscheidende Sieg den luneviller Frieden herbeiführte, ging hierauf nach Paris zurück, wo er mit Enthusiasmus empfangen ward und lebte nun als Privatmann auf seinem Landgute Grosbois bei Paris. Als er zum ersten Male vor dem Oberconsul erschien, überreichte ihm dieser ein Paar Pistolen mit den Worten: „Einige Ihrer Siege stehen darauf, Bürgergeneral! aber nicht alle; es hätten sonst weniger Diamanten darauf Platz gefunden." Buonaparte nannte ihn einen „vollendeten Feldherrn" und war genöthigt ihn als Feldherrn über sich zu stellen. Er ließ ihm deßhalb durch Duroc den Oberbefehl der Armee, die in England landen sollte, antragen. M. lehnte ihn aber ab, indem er freimüthig in einem Briefe vom 8. Sept. 1803 sein Bedenken über die ganze Unternehmung, so wie über mehrere Pläne der Regierung seinen Tadel aussprach, wodurch er aber den Oberconsul empfindlich beleidigte. Dieser umgab ihn nun mit heimlichen Spähern und verwundete ihn durch bittere

Scherze, die er über M.'s einfache Größe absichtlich hinwarf. Ein Stachelwort vergalt das andere. Endlich beschloß Buonaparte den Mann zu vernichten, dessen bescheidenes Verdienst ihm zu schmeicheln verschmähte und den er in der öffentlichen Meinung über sich erhoben sah. Daher ward er in Georges' und Pichegru's Proceß verwickelt und als Theilnehmer der Verschwörung gegen den Oberconsul am 20. Febr. 1804 vom Generale Moncey in den Tempel gebracht. Jetzt nannten von der Regierung ausgestreute Flugblätter seinen unbescholtenen Namen mitten unter Verbrechern und Räubern. Aber dabei kannte man nicht einmal den Thatbestand der angeblichen Verschwörung. Vergeblich suchte Buonaparte die öffentliche Meinung über M. irre zu leiten und ihn der Armee verächtlich oder gleichgültig zu machen. Um das Opfer aber desto sicherer zu treffen, hob ein Senatsbeschluß am 28. Febr. die Form des Geschwornengerichts in Untersuchungen wegen Verschwörungen gegen den Staat für zwei Jahre auf und verwies die Angeklagten an ein besonderes von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Aber das Urtheil war im Cabinette des Consuls aus politischen Gründen bereits vor Entscheidung der Sache entworfen. Im Laufe seines 15wöchentlichen scharfen Processes vertheidigte sich M. mit kaltem Blute und mit einer Kraft der Wahrheit, welche die Richter in Verlegenheit brachte und die Theilnahme der Zuhörer mit Begeisterung erhob. Selbst im Kerker machte er Buonaparte zittern. Man fürchtete, M. könne vergiftet werden. Da vereinigten sich mehr als 60 Soldaten von der Gensd'armerie d'Elite, die vor dem Justizpalaste und M.'s Gefängnisse standen, um von den Gefangenen die Speisen zu entfernen, die sie für verdächtig hielten, und ihm andere mit eigenen Händen zuzubereiten. Selbst in der Nacht vor seiner Verurtheilung trat man in sein Gefängniß, um ihn an die Spitze der Armee zu stellen, was er aber nicht annahm. Am 10. Juni ward er nach 18stündiger Berathung, die allein sein Urtheil betraf, zu zweijährigem Gefängnisse verurtheilt. M.'s Gattin und Bruder durften an diesem entscheidenden Tage ihre Wohnung nicht verlassen und Buonaparte selbst hielt sich an diesem Tage verborgen. Im Volke circulirte ein heimlich gedruckter Aufsatz in zehntausend Exemplaren, der die Ehre der Nation aufforderte, ihren edelsten Mitbürger gegen ungerechte Verfolgungen in Schutz zu nehmen, und der erste Consul soll, wie allgemein geglaubt wurde, nur aus Furcht vor Aufruhr, durch Savary's Vorstellung bewogen, sein Verlangen M. zum Tode verurtheilt zu sehen zurückgenommen haben. M. unterwarf sich (13. Juni) ruhig dem Urtheilsspruche ohne von dem Rechte der Berufung an das Cassationsgericht Gebrauch zu machen; verwarf aber die ihm unter demüthigenden Bedingungen angetragene Freiheit. Hierauf entschloß sich Napoleon den durch die öffentliche Meinung so mächtigen M. zu verbannen. Nachdem sich dieser ein Jahr lang in Cadix aufgehalten hatte, schiffte er sich nach Amerika über und kaufte sich zu Morisville am Delaware, unweit Philadelphia an. Hier fand M. im Schoße seiner Familie Sicherheit, Ruhe und Lebensglück; seine Zerstreuungen waren Jagd, Fischerei und Landbau. Die europäischen Angelegenheiten und sein Vaterland verlor er aber nie aus den Augen. Deßhalb entschloß er sich auf die Einladung des Kaisers Alexander (1813) nach Europa zurückzukehren und landete am 26. Juli in Gothenburg. Den 7. Aug. kam er in Stralsund an, wo er mit seinem Freunde und Waffengefährten, dem Kronprinzen von Schweden, drei Tage lang beisammen war und mit diesem den Plan des Feldzugs gegen Frankreich in Berathung zog. M. ging hierauf über Berlin nach Prag, wo ihn der Kaiser Alexander besuchte und ihn seinen Rathgeber, seinen Freund nannte, da M. jeden Titel ablehnte. Er trug die Uniform eines kaiserlichen Generaladjutanten. Am 18. Aug. sah ihn der Kaiser von Östreich und dankte ihm noch für die Mäßigung und Menschlichkeit, mit welcher er seine Staaten behandelt habe. Auch führte Alexander den eben in Prag angekom-

menen König von Preußen zu M. Er folgte nun den verbündeten Monarchen in die Schlacht bei Dresden; doch war der Angriff auf diese Stadt nicht M.'s Plan gewesen. Als man sich am 27. Aug. für den Rückzug schlug und M. auf der Höhe von Räcknitz, wo das Mitteltreffen sich befand, eben zu Pferde mit dem Kaiser Alexander sprach, zerschmetterte ihn aus einer seitwärts aufgefahrenen französischen Feldbatterie eine Kanonenkugel beide Beine. Ruhig ertrug er die Ablösung. Er ward über das Gebirge getragen, wo er zu Laun in Böhmen, nachdem er noch an seine Gemahlin nach London geschrieben hatte, am 2. Sept. 1813 starb. Fürst Repnin, als Generalgouverneur von Sachsen, ließ ihm auf der Höhe von Dresden, wo er gefallen war, ein Denkmal errichten und seine abgelösten Beine in einer Urne unter dasselbe beisetzen. An demselben Tage (4. Nov. 1813) wurde sein Leichnam in Petersburg feierlich beerdigt und Ludwig XVIII. ließ 1819 seine Bildsäule aufstellen. 25.

Morellet (André, Abbé), philosophischer und politischer Schriftsteller, ward geboren den 7. März 1727 zu Lyon, wo sein Vater ein armer Papierhändler war. In der Jesuitenschule wurde M. wegen seiner Dürftigkeit von den Lehrern anfangs sehr vernachlässigt und fast jeden Sonntag den Übrigen zur Warnung gezüchtigt. Im 14. Jahre erhielt er einen Platz in einem Seminare zu Paris und nach fünf Jahren das Baccalaureat der Theologie, worauf er in die Sorbonne aufgenommen wurde. Nachdem er fünf Jahre hindurch die Werke der vorzüglichsten neueren Philosophen studirt hatte, wählte ihn im Jahre 1752 der polnische Kanzler von Lothringen zum Führer seines Sohnes. Er lernte Diderot und d'Alembert kennen und wurde Mitarbeiter an der großen Encyklopädie. Hierauf begleitete er seinen Zögling nach Rom, wo er die Materialien zu dem im Jahre 1762 unter dem Titel: „Manuel des Inquisiteurs" herausgegebenen Werke sammelte, für dessen freisinnige Bearbeitung ihm selbst Friedrich II. danken ließ. Nachdem er ganz Italien bereist hatte, kehrte er 1759 nach Paris zurück und erhielt Zutritt zu dem geselligen Kreise der Madame Geoffrin, wurde aber wegen einer beleidigenden Vorrede zu Palissot's Lustspiele: „Die Philosophen" im Jahre 1760 auf sechs Monate in die Bastille gesetzt. Nach seiner Befreiung wurde er mit Auszeichnung in den Cirkeln, die sich bei Helvetius, Frau von Boufflers und Madame Necker versammelten, aufgenommen. Unter vielen kleinen Schriften machte er sich besonders durch Empfehlung der Pockenimpfung um Frankreich verdient und durch eine Übersetzung von Beccaria's Werke: „Über Verbrechen und Strafen" trug er viel zur Verbreitung dieses ausgezeichneten Werkes bei. Im Jahre 1772 reiste er nach England, wohnte im Hause des Lord Shelbourne und lernte Garrick und Franklin kennen. Um sein Einkommen zu sichern, kaufte er sich eine geistliche Pfründe zu Colmar und bereiste bei dieser Gelegenheit die Schweitz, wo ihn Voltaire zu Ferney freundlich aufnahm. Hierauf lebte er abwechselnd zu Paris und Brienne. Nachdem er die Niederlande bereist hatte, begleitete er den Sohn des Lord Shelbourne auf einer Reise durch Frankreich und verweilte einige Zeit in England. Im Juni 1785 wurde er in die französische Akademie aufgenommen, erhielt die Priorei zu Thimer und lebte bald bei Madame Helvetius in Auteuil, bald in Cerney bei Madame Broutin in Lacretelle's und Chenier's Gesellschaft. Von hier durch die Nachforschungen der Revolutionspartei vertrieben floh er nach Paris, wo er in der größten Verborgenheit lebte. Obgleich er für einen Aristokraten galt, wurde er dennoch von einem Revolutionsausschusse durch seine klugen Antworten freigesprochen. Mit edler Freimüthigkeit nahm er sich der Sache der Unterdrückten öffentlich an durch Bekanntmachung seiner Schrift: „Le cri des familles," worin er das Vermögen der Hingerichteten für deren Hinterlassene in Anspruch nahm, so wie durch seine „La cause des pères," worin er muthvoll die Rechte der Emigranten vertheidigte. Von seinen 30000 Livres jährlicher

Renten hatte er im Jahre 1797 als 70jähriger Greis nur noch 2600 Livres behalten, so daß er sich bis zum Jahre 1800 größtentheils mit dem Übersetzen englischer Romane, deren er 16 Bände übertrug, ernähren mußte. Beim Untergange der Akademie verdankte man die Rettung der Archive fast allein seiner Sorgfalt. Im Jahre 1808 wurde er Mitglied des gesetzgebenden Corps. Im Dec. 1814 hatte er das Unglück bei dem Umwerfen des Wagens den Schenkelknochen zu brechen. Noch in seinem 91. Jahre gab er seine „Mélanges de littérature et de philosophie du 18me siècle" (Par. 4 Tom.) heraus und starb den 12. Jan. 1819. Die Grundzüge seines Wesens waren große Lebhaftigkeit, Anmuth, Witz, Heiterkeit und Herzensgüte in der Unterhaltung, hohes Gefühl für Freundschaft und geselligen Lebensgenuß; als Schriftsteller zeigte er stets freimüthige Anerkennung und Vertheidigung der Wahrheit und des Rechtes selbst gegen allgemein herrschende Vorurtheile und drohende Gewalt. Vergl. „Mémoires inédits de M. suivis de sa correspondance avec M. le Cte. R.(iderer) avec une éloge historique par Lemontey" und „Neue Reihe der Zeitgenossen" (Nr. X.). 81.

Morelli (Giacomo), einer der trefflichsten Bibliothekare der neuern Zeit und vielleicht der größte Kritiker des XVIII. Jahrh., ward geboren zu Venedig den 14. April 1745, genoß wegen der bedrängten Verhältnisse, in denen seine Eltern lebten, nicht eben eines guten Schulunterrichtes, besaß aber selbst Geist und Kraft genug, das, was das neidische Schicksal ihm versagte, sich selbst in vollem Maße zu verschaffen. Ein Talent, wie nur jedes Jahrhundert wenige aufzuweisen hat, war M. im vollen Sinne des Wortes. Er erwählte zu seiner Bestimmung, wiewohl gegen den Willen seiner Eltern, den geistlichen Stand und beschäftigte sich frühzeitig viel mit dem Lateinischen; indeß sein hochaufstrebender Geist mit der alleinigen Kenntniß dieser Sprache nicht zufrieden seinem Studium bald eine weitere Ausdehnung gab und ihn zu schwierigeren Arbeiten mit fortzog. Und so widmete er sich noch als zarter Jüngling mit einer seltenen Ausdauer und einer merkwürdigen Vorliebe dem Studium der Kritik, weßwegen er auch, als er eben dadurch in seinen literarischen Beschäftigungen eine bestimmte Richtung angenommen hatte, die Bibliotheken seiner Vaterstadt fleißig besuchte und seine Kenntnisse täglich erweiterte. Durch diese Beschäftigung nun ward er mit Rubei bekannt, der sogleich in dem Jünglinge das große Talent und den scharfen Verstand, verbunden mit einer unermüdeten Willensthätigkeit, erkannte, sich für M. lebhaft interessirte, ihn in dem ihm noch Mangelnden unterrichtete, freundlich zurechtwies und dadurch in M. die Liebe zu dem erwählten Studium nur noch mehr anregte. Und es währte nicht lange, so war M. auch das, was Rubei von ihm mit Recht erwartet hatte, die Zierde seiner Vaterstadt, ja die Zierde der ganzen italienischen Gelehrten in der damaligen Zeit. Durch ein schnellauffassendes und dabei treues Gedächtniß unterstützt erwarb er sich die größte Gelehrsamkeit, wobei ihn übrigens ein scharfes und richtiges Urtheil charakterisirten. Auch blieb er nicht bei dem stehen, was er bereits sich zu eigen gemacht hatte, auch die griechische und französische Sprache, deren Kenntniß ihm bisher noch abgegangen war, lernte er und zwar meistentheils durch sich selbst, wiewohl bei dem Studium der ersteren Gallicioli ihm lehrend und rathend zur Seite stand. Bei solchen Kenntnissen nun und bei einem solchen Fleiße konnte es nicht fehlen, daß M.'s Name bald in ganz Italien mit der größen Achtung, ja Bewunderung genannt wurde und daß ihm von allen Seiten Anträge gemacht wurden seine Vaterstadt zu verlassen und die Aufsicht anderer Bibliotheken zu übernehmen. Doch konnte er sich nicht dazu entschließen einen dieser Anträge anzunehmen, vielmehr blieb er vor der Hand noch in Venedig, schloß mit Farsetti, der eine reiche Sammlung von Manuscripten hatte, ein enges Freundschaftsbündniß und schrieb hierauf sein Buch: „Bibliotheca manuscr. del Bali T. G. Farsetti" (Veneg. 1771—1780. 2 Voll. 12.),

worin er mit einem bewunderungswürdigen kritischen Scharfbl'cke alle die Handschriften der Farsetti'schen Sammlung beschrieb und beurtheilte. Von gleichem, vielleicht von noch größerem Werthe war sein zweites bibliographisches Werk: „Diss. storica intorno alla pubblica libreria di S.-Marco" (Vened. 1774), das eine eben so geistreich geschriebene Beschreibung der St. Marcusbibliothek enthält. Durch diese und mehrere andere kleine Schriften begründete sich M. seinen Ruhm auch im Auslande und die besten Philologen der damaligen Zeit, wie Heyne, Wyttenbach, Villoison ꝛc., trugen durch ihr einstimmiges Lob der Morelli'schen Schriften nicht wenig dazu bei seinen Ruhm nach allen Gegenden hin zu verbreiten, zumal da M. nun auch Padua, Verona, Mailand und andere Städte Italiens besuchte, um deren kostbare Bibliotheken er sich überall eben so großes Verdienst erwarb, wie bereits um die in Venedig. Mit dem Jahre 1778 aber beginnt in M.'s Leben eine neue Epoche, da er in diesem Jahre nach des berühmten Zannetti's Tode Bibliothekar der St. Marcusbibliothek wurde. Er ließ die Gelegenheit neue kritische Untersuchungen anzustellen, seine ihm anvertrauten Schätze zu ordnen, andere zu sammeln und bekannt zu machen nicht ungenützt vorübergehen und schon seine Zeit, so wie die Nachwelt hat seine Verdienste, die er sich durch diese Leistungen erwarb, hinlänglich gewürdigt. 41 Jahre lang war er der Schutz und Schirm dieser Bibliothek, bis er endlich zwar als Greis, doch immer noch rüstig und thätig, den 5. Mai 1819 starb. Von seinen Schriften sind vorzüglich noch zu nennen seine mit Anmerkungen versehene: Rede des Aristides gegen den Leptines; Libanius, „Apologie des Sokrates"; Aristoxenos „Rhythmica elementa" (Vened. 1785) ꝛc. Seine letzte Schrift, aber noch mit dem lebhaftesten Geiste und scharfem Urtheile geschrieben, waren seine „Epistolae septem variae eruditionis" (Padua 1819). Seine kleinen Schriften erschienen erst nach seinem Tode unter dem Titel: „Operette di Morelli" (Vened. 1820. 3 Voll.). Mag man nun M. als Kritiker, Literator oder Archäolog beurtheilen wollen, er war in jeder dieser Wissenschaften gleich groß und wird stets unter den scharfsinnigsten Gelehrten unserer Zeit einen ehrenvollen Platz einnehmen. 20.

Moreri (Louis), ein französischer Gelehrter, der Verfasser eines historisch-geographischen Wörterbuchs, des ersten dieser Art, welches Bayle's und Anderer Arbeiten zur Grundlage gedient hat, ward den 25. März 1643 zu Bargemont in der Provence geboren, studirte Theologie, widmete sich aber bald ausschließlich dem Studium der Geschichte, Geographie und den Sprachen und hatte zu Lyon Unterstützung vom Bischofe von Apt, Guillard de Longjumeau, bereits mehrere Übersetzungen aus dem Spanischen und andere literarische Arbeiten im Druck erscheinen lassen, als er die Idee zu seinem Lexikon faßte. Er vollendete dasselbe nach mehrjähriger Arbeit im Jahre 1673, wo es in einem Bande zu Lyon erschien. Eine zweite aus 2 Bänden bestehende Ausgabe ordnete er im Jahre 1680 an, starb aber kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes in der Blüthe seines Lebens am 10. Juli desselben Jahres. Später erfuhr dieß Lexikon mehrere Umgestaltungen, unter andern im Jahre 1718 (5 Bde.), 1729 und 1732 (6 Bde.) und 1759 durch Drouet (10 Bde.), so daß es jetzt nicht mehr als das Werk M.'s, obgleich es noch dessen Namen trägt, zu betrachten ist. 22.

Moresken, s. Arabesken.

Moreto y Cabana (Augustin), ein ausgezeichneter spanischer Bühnendichter des XVII. Jahrh., ein Zeitgenosse Calderon's, doch nicht so fruchtbar wie dieser, erfreute sich der besondern Gunst des Königs Philipp IV. und trat später in den geistlichen Stand, womit er der Dichtkunst für immer Valet sagte. Wenn er gestorben, ist eben so wenig bekannt als sein Geburtsjahr. Seine beliebtesten Lustspiele, unter welchen „El desden con el desden", „Marques de Cigarral", „Guardar una muger no puede sez", „De fuera vendra quien de casa nos

echara“ und „El parecido en la corte“ obenanstehen, sind von französischen (z. B. Molière und Scarron), italienischen (wie Gozzi) und deutschen Dichtern theils übersetzt und bearbeitet, theils zu Sujets benutzt worden. Unverkennbar hat M. in Erfindung der Intrigue und oft auch in der Sprache seinen Nebenbuhler Calderon nicht erreicht, dagegen ist sein Komisches wahrer und seine Charaktere bestimmter gehalten. Übrigens theilt er die meisten Fehler der damaligen spanischen Bühnendichter und kann sich eben so wenig wie diese von breiten ungehörigen Dialogen losreißen, wie er auf der andern Seite den Hanswurst (Gracioso) in seinen gemeinen Späßen gewähren läßt. Auf gleiche Weise begeht er häufig die damals gewöhnlichen Verstöße gegen Zeit, Ort und Sitte. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien bereits 1654 zu Madrid. Vollständiger waren die zwei folgenden, welche zu Valencia in den Jahren 1676 und 1703 herauskamen. 22.

Morgagni (spr. Morganji) (Johann Baptista), großer italienischer Anatom und Arzt, wurde zu Forli den 25 Febr. 1682 geboren und studirte zu Bologna unter Albertini und Valsalva, dessen treuer Gehülfe in den anatomischen Arbeiten er längere Zeit war. Von hier begab er sich nach Venedig und dann nach Padua, um sich in den Wissenschaften weiter auszubilden, bis er endlich am letztern Orte 1715 die Lehrkanzel der Anatomie erhielt. Von jetzt an wuchs M.'s Ruf gleichzeitig mit seinen Verdiensten; die Akademie der natur. curios., die gelehrten Gesellschaften von London, Paris, Petersburg und Berlin nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf; Joseph II. überschüttete ihn mit Gnadenbezeugungen. Von sanftem Gemüthe lebte M. in Einigkeit mit den Gelehrten, von seinen Landsleuten so geschätzt, daß sie schon bei seinen Lebzeiten sein Bild mit der Inschrift: Adhuc viventi, öffentlich aufstellten. Sein Tod erfolgte in einem Alter von nahe an 90 Jahren 1771. — M. berichtigte die Arbeiten aller ältern und gleichzeitigen Anatomen und sammelte eine unermeßliche Menge von Fällen aus der pathologischen Anatomie, so daß er unter allen Anatomen der Medicin am meisten genützt hat. Seine Schriften sind von der größten Bedeutung, nicht allein durch die große Menge von Fällen und Erfahrungen, die sie enthalten, sondern auch durch die große Gelehrsamkeit und den kritischen Scharfsinn ihres Verfassers, und es ist nur zu bedauern, daß sie in einem schwerfälligen und unverständlichen Style geschrieben sind, wodurch das Studium seines Hauptwerks den Ärzten, deren keinem es erlassen werden sollte, große Mühe macht. Außer Anatomie und Medicin gab sich M. auch mit philologischen und archäologischen Studien ab. — Er hat eine Menge Schriften hinterlassen. Obenan steht sein unsterbliches Werk: „De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libr. V.“ (Venet. 1761. Fol., in neuester Ausgabe von Radius Lips. 1827—29. VI Tom. 8.). Außerdem bemerken wir noch seine „Adversaria anatom.“ (1706—19. VI Voll. 4.) und seine „Epistol. anat.“ (Lugd. Bat. 1728. 4.). 39.

Morgan (Lady), die Tochter des Schauspielers Owenson zu Dublin, wurde als Schriftstellerin als Miß Owenson zuerst durch Romane bekannt, welche die Sitten und Zustände Irlands darstellen, als z. B. „Saint Clair, or the heiress of Desmond“ (2 Bde. ins Französische und Deutsche übersetzt); „The novice of St. Dominic“ (4 Bde. 1805) und vorzüglich „The wild Irish girl“ (deutsch, Leipz. 1809). Nicht minder anziehend wie von ähnlichem Inhalte waren „Patriotic sketches of Ireland“, die von wichtiger Beobachtung, wie von leichter Auffassung zeugten. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzte Dr. Morgan, wodurch ihr Leben ruhiger und sorgenfreier ward, wurde auch ihre schriftstellerische Thätigkeit fruchtbarer und umfangreicher. Es erschienen jetzt die Romane „The missionary“ und die beiden irischen Sittengemälde „O'Donnel“ und „Florence M'Carthy“ (deutsch, Leipz. 1821); später aber, was sie besonders

und allgemeiner bekannt machte, die Schilderung Frankreichs in dem freimüthig-geistreichen Werke „France“ (London 1817. 2 Bde.; deutsch, Leipzig 1825. 2 Bde.), die Frucht eigener Anschauung, worin der damalige Zustand dieses Landes offen und frei von Parteilichkeit, wenn auch nicht ganz ohne Einseitigkeit des Urtheils dargestellt ist. Nicht geringern Beifall fand ihr „Italy“ (London 1822. 2 Bde. 4. Deutsch, Leipz. 1822—23. 4 Bde. 8. und in 1 Bde. Weimar 1823), besonders durch die Freimüthigkeit, womit sie sich über die Gebrechen des öffentlichen Staatslebens und die geringe Beachtung großer politischer erst gemachter Erfahrungen aussprach. Beide letztere Schriften wurden um deßwillen auch in Sardinien, Östreich und im päpstlichen Staate verboten, ja sogar ward der Verfasserin der Eintritt in die östreichischen Staaten untersagt. Später lebte sie in Dublin und gab hier 1824 „The life and times of Salvator Rosa“ (deutsch, Dresden 1824) heraus, was aber und mit Recht wenig Beifall fand. Sie besuchte 1829 Belgien und Frankreich, schrieb hierauf das „Book of the boudoir“, das interessante Anekdoten über die Verfasserin selbst und manche nicht unwichtige Specialitäten enthält. Die später erschienene Reisebeschreibung unter dem Titel: „France in 1829“ (London 1830. Deutsch, Darmstadt 1830) schildert mit lebendigen Farben den sittlichen und politischen Zustand Frankreichs vor dem Ausbruche der Julirevolution. Neuerdings ist sie wieder als Romanschriftstellerin und nicht ohne Glück in „The O'Briens and O'Flahertys“ und in neuester Zeit in „The princess or the Beguine“ (London 1835. 3 Bde.) aufgetreten, in welcher letztern Darstellung sie die Zustände Belgiens auf eine geistreiche und anziehende Weise schildert. Manche interessante Urtheile über Lady M., ihre Schriften und Darstellungsgabe enthalten „Journal für Literatur, Luxus, Kunst und Mode“ (1817. Nr. 8.), Kotzebue's „Literarisches Wochenblatt“ (1818. Nr. 21), Millin, „Annales encyclop.“ (1817. Hft. 7), „Morgenblatt“ (1817. Nr. 228. 1818. Nr. 291), „Gesellschafter“ (1819. Nr. 148), „Leipziger Literaturzeitung“ (1822. Nr. 143), „Hallische Literaturzeitung“ (1824), „Ergänzungsblätter“ (Nr. 63). 64.

Morganatisch, s. Antrauen an die linke Hand.

Morgarten, ist der Name eines steilen Bergs an der Südostseite des Egerisees im Schweitzercantone Zug, welcher in der Geschichte durch einen Sieg der Schweitzer über Leopold von Östreich am 8. Dec. 1315 berühmt geworden ist. Die drei Cantone Uri, Schwytz und Unterwalden hatten bereits im Jahre 1308 (1307) einen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Östreich geschlossen und erklärten sich nach Albrecht's I. Tode bei der zwiespältigen Königswahl für Ludwig von Baiern. Sie zur Anerkennung Friedrich's von Östreich zu zwingen rückte der Herzog Leopold, sein Bruder, mit 20000 M. in die Schweitz ein. Fest entschlossen, sich mit dieser überlegenen Macht zu messen, erwarteten ihn 1400 Tapfere aus den drei Cantonen bei dem sumpfigen Engpasse, welcher sich zwischen dem See Egeri und dem Morgarten hinzieht. In ihren Reihen befand sich nach der gewöhnlichen Erzählung Walter Fürst und Wilhelm Tell. Rudolph Reding von Biberegg hatte das Commando. Des Siegs über den verächtlichen Feind gewiß stürzten sich die Massen Leopold's auf den Paß, aber vom Berge herab rollten Verderben bringend schwere Felsstücke und trennten ihre Reihen. Muthig stürzte sich jetzt der unten stehende Haufe der Eidgenossen auf den bestürzten Feind und es begann ein schreckliches Blutbad. Jeder Widerstand war vergeblich und der Sieg der Schweitzer vollständig. 4000 erschlagene Feinde bedeckten den Wahlplatz, von jenen waren, wie erzählt wird, nur 15 gefallen. Die Freiheit war behauptet und zu ihrer fernern Vertheidigung wurde alsbald der früher nur auf 10 Jahre geschlossene Bund zu einem ewigen erhoben. 15.

Morgen, lat. orieus; franz. est; engl. east, 1) Osten, der Aufgangs-

ort der Gestirne am Horizonte (s. Himmelsgegenden und Morgenpunkt). 2) Der unbestimmte Zeitraum vor Aufgang der Sonne, wo es anfängt Tag zu werden, bis einige Stunden nach Sonnenaufgang, lat. tempus matutinum; franz. matin; engl. morning. 13.

Morgen, Morgen Acker, Morgen Landes, ein gebräuchliches Ackermaß in Deutschland, den Niederlanden und Polen von sehr verschiedener Größe, gewöhnlich nach landesüblichen Quadratruthen oder Quadratfuß angegeben. In pariser Quadratfuß ausgedrückt enthält der M. in Aachen 28935⅓, Amsterdam 77019¼, Ansbach und Baireuth 44156, Berlin 24196$\frac{2}{20}$, Braunschweig 23706, Bremen 24348½, Breslau 53044½, Coblenz 32784$\frac{1}{25}$, Darmstadt 23693, Genf 48960, Hamburg 91472, Hanover 24653, Hildesheim 22840, Holland 89315, Karlsruhe 34116$\frac{2}{10}$, Litthauen 67507, Meklenburg 61633, Nürnberg 44802, Oldenburg 118571, Polen 53660, rheinländischer Feldmorgen 16132½, Waldmorgen 21510, Sachsen 57969⅔, Trier 33495⅘, Würtemberg 29868½, Würzburg zu 180 □Ruthen 22680 und zu 160 □Ruthen 20160. 33.

Morgengabe. Bei den alten Deutschen und den angrenzenden nordischen Völkern war es Sitte, daß der Ehemann der jungen Frau dasjenige, was er seinerseits ihr am Vermögen schenken wollte, am Morgen nach der Hochzeitsnacht überreichte, welches unter dem Namen der M., Morgengift, bekannt ist. Die Sitte war früher vorhanden, als die priesterliche Trauung, wornach man also (s. Beschreitung des Ehebettes) die Ehe erst am Morgen nach der Brautnacht für vollzogen ansehn und das Vermögen übergeben mochte. Vielleicht daß auch die Feierlichkeit des Festes zur Verlegung auf diesen Zeitpunkt beigetragen hat. Denn auch die Nachbarn und Befreundete brachten an diesem Morgen Geschenke und Essen. Die älteren Gesetze beschäftigen sich meist nur mit Verordnungen, wie viel der junge Mann geben dürfe, ohne seine Erben zu beeinträchtigen. Das longobardische L. R. II. t. 4. §. 1. verbietet mehr als den 4. Theil des Vermögens auf diese Weise der Frau zu schenken. Im sächsischen L. R. L. I. Art. 20 kommt folgende Stelle vor, welche mit dem Alem. L. R. c. 295. übereinstimmt. Es heißt dort: „Nun vernemt, was ein ieglich Man von Ritterart mög seinem Weib zu Morgengab geben, des morgens als er mit ihr zu tisch geht, vor essens, ohne der Erben Laub (Erlaubniß). Er mag ihr geben einen knecht oder eine magd, die bey ihren jaren sein, gezeunet Zimmer und feldgang Viehe." Nach einer schwedischen Verordnung Karl's XI. soll ein Ritter mehr nicht als 40 Mark, ein bloßer Edelmann nur 20, ein Freigutsbesitzer 10, ein Bauer 3 und ein Freigelassener 1 Mark schwedisch zur M. geben. Die junge Frau erlangt als Schenknehmerin sofort das Eigenthum und vererbt solches weiter. Die adelige Wittwe fordert daher nach einer auf obige Gesetze gegründeten Vermuthung, unbeschadet des Mehreren, welches sie dann zu beweisen hat, aus dem Vermögen des verstorbenen Mannes, als ihre M., alles weibliche feldgängige Vieh (das vor den Hirten geht) mit seinen Jungen, alles Gezäun und Gezimmer, d. h. die hölzernen Vermachungen und das vorhandene Bauholz — als die hauptsächlichsten Allodialgegenstände in den ältesten Zeiten. 17.

Morgenpunkt ist derjenige Punkt des Horizonts, welcher mitten zwischen dem Mittags- (Süd-) und dem Mitternachts- (Nord-) Punkte in der östlichen Hälfte des Horizonts und durch den der Äquator des Himmels geht, so daß also, wenn die Sonne gerade in diesem (um den 21. März und 23. Sept.) steht, sie genau im Morgenpunkte aufgeht. Man kann dann um diese Zeit aus der Beobachtung des Sonnenaufgangs die Himmelsgegend Ost finden. (S. Abendpunkt.) 13.

Morgenröthe und Abendröthe, lat. aurora; fr. aurore; engl. dawn,

eines der schönsten Meteore oder Lufterscheinungen, welches durch die Brechungen (auch durch Zurückwerfung) der Lichtstrahlen in den Dünsten entstehet, zeigt sich als ein orangegelber, feuerfarbiger, bald mehr in Roth, bald mehr in Gelb übergehender, oft auch weißer Glanz am Morgen- und Abendhimmel vor und nach dem Sonnenauf- und Untergange und ist in verschiedenen Gegenden und an verschiedenen Tagen stärker oder schwächer. Überhaupt sind ihre Erscheinungen so mannigfaltig und hängen von so veränderlichen Umständen ab, daß es hier unmöglich ist, sie nicht nur vollständig zu beschreiben, sondern auch ihre, ohnedieß noch nicht ganz sicher begründete, Erklärungstheorie deutlich genug für Laien in der Optik mitzutheilen. Nur das muß erwähnt werden, daß man dieses prächtige Phänomen gewöhnlich daraus erklärt, daß nur die stärkeren rothen Strahlen die trübe Luft durchdringen; allein mehr scheint dasselbe durch Beugung des Lichtes erzeugt zu werden, wenn nicht zugleich oder hauptsächlich die Entstehung der subjectiven Farben oder auch die Polarisirung des Lichtes in den Wolken einen Einfluß hat. — Übrigens wird die Morgen- und Abendröthe auch noch in meteorologischer Beziehung betrachtet. — Man kann hierüber nachlesen: Gehler's „Physikalisches Wörterbuch", neue Ausgabe, Abendröthe; Munke's und Kries' „Naturlehre"; Funke's „Physikalisches Wörterbuch" u. a. m. 13.

Morgenstern, lat. lucifer; franz. étoile du matin; engl. morning-star, heißt der Planet Venus, wenn er des Morgens, auf der rechten Seite der Sonne stehend, vor deren Aufgange am östlichen Himmel glänzt. Er heißt dann auch Lucifer. — Den Namen M. kann eben so gut auch der Planet Mercur führen, nur daß dieser wegen seiner größern Nähe bei der Sonne viel schwieriger zu beobachten ist. — Man s. auch Abendstern und Venus. 13.

Morgenstern oder **Streitkolben**, franz. massue; engl. hurlibat, nannten die Alten eine Waffe, die am Ende eines starken und festen Stabes eine Keule hatte, welche theils eckig, theils glatt, im letztern Falle aber mit eisernen Stacheln besetzt war. 61.

Morgenstern (Karl von), dermalen Professor der alten Sprachen und Literärgeschichte an der Universität zu Dorpat und kaiserlich russischer Staatsrath, ward am 28. August 1770 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater ein als Schriftsteller geachteter Arzt und Naturforscher war. Dieser, wie eine fromme Mutter, leiteten seine erste moralische und geistige Erziehung. Er besuchte hierauf die Domschule seiner Vaterstadt, wo der Rector, Consistorialrath Funk, den Grund zu seiner nachmaligen philologischen Bildung legte, ging dann nach Halle, wo er unter Wolf und Eberhard, die ihm sorgsame Lehrer wie väterliche Freunde wurden, seine philologischen Studien mit Eifer und Liebe fortsetzte, namentlich ein fleißiges Mitglied des dasigen von Wolf gegründeten philologischen Seminars war und, nachdem er einige Jahre lang Privatdocent bei der dasigen Universität gewesen war, 1797 außerordentlicher Professor im Fache der classischen Philologie wurde. Im Herbste 1798 wurde M. Professor der Beredsamkeit am Athenäum zu Danzig, 1802 Professor der classischen Philologie und Literärgeschichte an der Universität zu Dorpat, nachmals Custos und Vorsteher der Universitätsbibliothek, die eigentlich sein alleiniges Werk genannt zu werden verdient, da sie nach seinen Vorschlägen seit fast 30 Jahren sich um beinahe 100000 Bände vermehrt hat, Mitglied der Schulcommission für die Ostseeprovinzen und Director eines Seminars für höhern Gymnasialunterricht. Auch hier wurde er, wie früher ein eifriger Schüler des halleschen Seminars, der Gründer eines pädagogisch-philologischen Seminars, an dem ihm seit 1821 Franke, Jäsche und Perewotschikow treue Gehülfen wurden. Seine vorzüglichsten Schriften bestehen in folgenden: „De Platonis republica commentationes tres" (Hal. 1794, worin

er selbst bekennt, manchen trefflichen Gedanken hierüber seinem Lehrer Wolf zu verdanken); „Quid Plato spectaverit dialogo, qui Meno inscribitur, componendo“ (Hal. 1794); zwei Abhandlungen „De satirae et epistolae Horatianae discrimine“ (Lips. 1801) und „De Vellejo Paterculo“, an der Krauseschen Ausgabe dieses Schriftstellers 1803 mit abgedruckt; ferner, „De arte veter. mnemonica P. I. qua disputatur de artis inventione a perfectoribus“ (Dorpat 1805); „Klopstock, eine Vorlesung“ (Dorpat 1807); drei Reden: „Johannes Müller, oder Plan im Leben, nebst Plan im Lesen und von den Grenzen weiblicher Bildung“ (Leipz. 1808); „Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden in den Jahren 1811—13“ (Dorpat und Leipzig 1813. 3 Hfte.); „Klopstock als vaterländischer Dichter“ (Ebend. 1814); „Dörptische Beiträge für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst“ (Dorpat 1813—1821. 3 Bde.) von M. herausgegeben und mit manchem gediegenen Aufsatze, z. B. dem über die dresdener Madonna di S. Sisto und über Raphael's Verklärung, ausgestattet; „Grundriß einer Einleitung zur Ästhetik“ (Dorpat 1815); eine am 5. Dec. 1835 auf F. A. Wolf gehaltene Gedächtnißrede. 64.

Morgenweite, lat. amplitudo orientalis; fr. amplitude orientelle; engl. eastern amplitude, ist der Abstand des Aufgangspunktes eines Gestirns vom wahren Morgenpunkte oder Ost. Was übrigens von der Abendweite (s. d. Art.) gesagt worden ist, gilt auch hier von der M. 13.

Morghen (Raphael), einer der größten Kupferstecher der neuern Zeit, stammte aus einer niederländischen Familie, die sich in Italien niedergelassen hatte, und wurde den 14. Juni 1761 zu Portici bei Neapel geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, Philipp M., und seinem Bruder, Elias M., Beiden namhaften Kupferstechern und Zeichnern; später ging er nach Rom und vollendete seine Ausbildung unter Volpato, mit dem er mehrere Arbeiten gemeinschaftlich ausführte. Sein Ruf verbreitete sich durch ganz Italien und bald auch im Auslande um so mehr, als er den Ruhm seines Lehrers Volpato zu verdunkeln anfing. Eine im Jahre 1792 erfolgte Einladung nach Neapel zu kommen schlug er aus, nahm dagegen im folgenden Jahre einen Ruf als Professor an die Akademie zu Florenz an. Hier starb er den 8. April 1833. — Unter seinen Arbeiten, deren Zahl sich auf mehr als 250 beläuft, werden das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (besonders die ersten Abdrücke), die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, die Verklärung nach Raphael, mehrere nach Guido und Vandyk und die Portraits der berühmtesten Dichter Italiens vorzüglich hochgeschätzt. Nur wenige Kupferstecher der neuern Zeit haben M. hinsichtlich der Sauberkeit und Schärfe in der Ausführung und des Helldunkels erreicht. Übertroffen möchte er wohl von keinem sein. 36.

Morhof (Daniel Georg), berühmter Literator, wurde den 6. Febr. 1639 in Wismar geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium in Stettin besucht hatte, studirte er vom Jahre 1657 in Rostock die Rechte und die freieren Wissenschaften. Durch ein im Jahre 1659 verfertigtes lateinisches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs wurde er im folgenden Jahre als Professor der Dichtkunst an dieser Universität angestellt, bereiste aber zuvor noch Holland und England. Schon im Jahre 1666 verließ er seine Stelle und ging nach Kiel, wo er die Professur der Dichtkunst und Beredsamkeit antrat. Im Jahre 1670 besuchte er Holland und England zum zweiten Male, wurde bei seiner Rückkehr nach drei Jahren zum Professor der Geschichte, darauf im Jahre 1680 zum Bibliothekar ernannt und starb am 30. Juni 1691 in Lübeck auf einer Rückreise von den Heilquellen Pyrmonts. — M. verband mit großer Gelehrsamkeit Geschmack und richtiges Urtheil. Seinem „Polyhistor“ (Lübeck 1688. 4. Ausg. 1747. 4. 2 Bde.) verdankt Deutschland ein geregelteres Studium der

Literaturgeschichte. Bei allen Mängeln war dieses Werk lange Zeit eine Hauptquelle jener Wissenschaft und noch jetzt bietet es treffliche Einzelnheiten für dieselbe dar. Außerdem hat sich M. auch als Dichter, obgleich mit weniger Glück, bemerklich gemacht. In seinem Werke: „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze sammt dessen deutschen Gedichten" (Kiel 1682. 3. Aufl. Lübeck und Leipz. 1718. 8.) versucht er zuerst der deutschen Grammatik eine geschichtliche Grundlage zu geben. Seine „Deutschen und lateinischen Gedichte" erschienen zu Lübeck 1697. 8. W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh." enthält eine Auswahl seiner deutschen Gedichte (8. Bd.). 81.

Morier (spr. Morieh) (James), neuer englischer Schriftsteller, aus einer französischen in England ansässigen Familie stammend, geb. um 1780, empfand frühzeitig Neigung für das Studium des Morgenlandes, durchreiste zu Anfange dieses Jahrhunderts die Türkei und Persien, ward 1810 britischer Gesandter in Persien, lebte seit 1816 einige Zeit den Wissenschaften zu London, wo er, nachdem er von 1825—1827 eine Sendung der Regierung nach Mexico vollendet hatte, bis in die neueste Zeit sich der Darstellung der Sitten und Gebräuche des Morgenlandes gewidmet hat. Wir besitzen von ihm: Travels in Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople" (Lond. 1812. 4.); „A second journey through Persia, Armenia and Asia minor" (Lond. 1818. 4.); vor Allem erregte aber Aufsehn „The adventures of Hadji Baba of Ispahan" (Lond. 1824. 3 Voll. Deutsch von A. W. Lindau) und dessen Fortsetzung: „The adventures of Hadji Baba of Ispahan in England" (Lond. 1828. 2 Voll. Deutsch, Stuttg. 1829), worin er wie in seinem „Zohrab, the hostage (Lond. 1832. 3 Voll. Deutsch von Sporschil, Braunschw. 1833) in der Form des Romans selbst nach dem Urtheile der gründlichsten Kenner des Morgenlandes den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Perser mit Meisterhand behandelt und seine wahrhafte Darstellung in einem anmuthigen Style zeichnet. 16.

Morillo (Don Pablo), Graf von Carthagena, spanischer General, geb. 1770 zu Fuente, diente anfangs auf der Flotte, that sich später im Guerillaskriege gegen die französischen Heere rühmlich hervor und stieg bis zum General. Seit 1815 commandirte er die zur Unterwerfung Südamerikas abgeschickte Armee, war auch anfangs glücklich und eroberte Carthagena (Dec. 1815) und Santa Fé da Bogota (Juni 1816), konnte aber schon im Jahre 1817 hart bedrängt von Bolivar das Feld nicht mehr halten und mußte sich auf die Vertheidigung der festen Plätze beschränken. Rühmlich that er dieß bis zum Nov. 1820, wo er einen Waffenstillstand mit Bolivar abschloß und nach Spanien zurückkehrte. Hier schloß er sich beim Ausbruche der allgemeinen Bewegung der gemäßigten Partei an und ward Generalcapitain von Asturien und Galicien. Doch zeigte er in der Vertheidigung der Constitution wenig Entschlossenheit und sah sich zuletzt nach langem Hin- und Herschwanken genöthigt Galicien vor den Franzosen zu räumen und die im Namen des Königs eingesetzte Regierung anzuerkennen (1823). Später fand er für gut sich den Verfolgungen der apostolischen Partei zu entziehen und ging nach Frankreich, wo er zuletzt in Paris seinen Aufenthalt nahm und 1826 seine schätzbaren „Mémoires" herausgab. Nach Ferdinand's Tode wurde er von Zea zurückberufen (1833) und in seine Würde als Generalcapitain von Galicien wieder eingesetzt. Zwar erwarb er sich in dieser wichtigen Stellung manche Verdienste und vereitelte in der erstern Zeit wiederholte Versuche der Karlisten, diese Provinz zu insurgiren, doch muß sein Verfahren der Regierung später nicht energisch genug erschienen sein, da er im Novbr. 1835 seine Würde in die Hände des Generals Latre niederlegen mußte. 22.

Morin (spr. Moreng), lat. Morinus, heißen mehrere namhafte französische

Gelehrte, deren berühmtester, Jean M., Priester des Oratorium, 1591 zu Blois von protestantischen Eltern geboren, in Rochelle und Leyden studirte, später zur katholischen Kirche übertrat und 1618 Priester des neugegründeten Oratorium wurde. Seine umfassende Gelehrsamkeit verschaffte ihm bald einen großen Namen und Urban VIII. berief ihn selbst nach Rom zur Commission, welche den Weg der projectirten Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche berathen sollte, wo er sich aber nur 9 Monate aufhielt. Er starb zu Paris den 28. Febr. 1659. Mit Übergehung einer großen Anzahl Schriften über kirchliche Archäologie, deren einzelne freisinnige Äußerungen manchen Anstoß fanden, erwähnen wir nur seine Bemühungen um den Grundtext des A. T. Hierzu gehören seine Ausgabe der LXX (Paris 1628. 3 Voll. Fol.); „Exercitationes biblicae de hebraici graecique textus sinceritate" (Paris 1633. 4.); „Exercitationes ecclesiasticae in utrumque Samaritanorum Pentateuchum" (Paris 1631. 4.); „Opuscula hebraeo-samaritana" (Paris 1657. 12.). In der erstern Schrift behauptete er die absichtliche Entstellung des hebräischen Textes durch die Juden und erregte deßhalb einen langwierigen Streit; in der zweiten nahm er die zwei vorhandenen samaritanischen Manuscripte, die er auch in der Polyglotte von Le Jay (1645) abdrucken ließ, für dieselben, welche Eusebius und Hieronymus beschreiben; die dritte enthält eine hebräische Grammatik und ein samaritanisches Wörterbuch. — Nicht zu verwechseln mit ihm ist Stephan (Etienne) M., geb. den 1. Jan. 1625 zu Caen, welcher nach vollendeten Studien zu Sedan und Leyden, zuerst eine protestantische Pfarrerstelle bei Lisieux verwaltete, später Pastor der protestantischen Gemeinde zu Caen ward, nach Wiederrufung des Edicts von Nantes nach Holland flüchtete, 1686 die Professur der morgenländischen Sprachen zu Amsterdam erhielt und den 5. Mai 1700 starb. Seine Schriften beziehen sich meist auf den Ursprung der hebräischen Sprache, welche er als die Ursprache und die von Gott den Menschen inspirirte aufstellte. 16.

Morini waren ein altes Volk, das den südwestlichsten Theil des belgischen Galliens, also die Departements Pas de Calais und der Somme bewohnte. Zu ihrem Gebiete gehörte Gesforiacum mit einem Hafen (das heutige Boulogne), der Portus Iccius oder Itius (wahrscheinlich das heutige Calais), von wo aus gewöhnlich die Römer nach Britannien überschifften (Caes. de bell. gall. 5, 2. 5) und Terucnna (h. Therouanne), die Hauptstadt der Moriner. Der jetzige Pas de Calais hieß nach ihnen Fretum Morinorum. Julius Cäsar brachte die Moriner unter die Botmäßigkeit der Römer und bei einem Versuche sich derselben zu entziehen wurden sie von dem römischen Feldherrn Carinas wiederholt besiegt. 35.

Moriscos, s. Mauren.

Moritz, Churfürst von Sachsen, geb. zu Freiberg den 21. März 1521, ein Fürst von vieler Umsicht, Tapferkeit und feurigem Charakter, dessen Jugend nichts weniger als glanzvoll bei den eingeschränkten Verhältnissen seines Vaters, des Herzogs Heinrich des Frommen, war. Nachdem sein ausgezeichneter Geist von dem kenntnißreichen Rivius, Rector zu Freiberg, zweckmäßig ausgebildet worden war, sah er mit Nutzen die Höfe des Herzogs Georg zu Dresden, des Erzbischofs Albrecht von Mainz und Magdeburg, des Churfürsten Johann Friedrich zu Torgau, seines Vetters, wo er sich zur evangelischen Lehre bekannte, und des Landgrafen Philipp von Hessen, mit dessen Tochter, Agnes, er sich (9. Jan. 1541) vermählte, und folgte seinem Vater den 7. Aug. 1541 in der Regierung. Nach dem väterlichen Willen sollte M. mit seinem Bruder August, gegen den Erbvertrag Albrecht's, gemeinschaftlich regieren; M. ließ jedoch das väterliche Testament bis zum Jahre 1550 uneröffnet liegen; trat aber bereits den 6. Aug. 1544 seinem Bruder einige Ämter und Städte mit völligen Regierungsrechten ab. Den

schmalkaldischen Bund, welchem sein Vater angehört hatte, verließ er und zog, um sich des Kaisers Karl's V. Gunst zu erwerben, im Jahre 1542 mit einem sächsischen Truppencorps zur Reichsarmee in Ungarn gegen die Türken, so wie (1543 und 1544) gegen Franz I. von Frankreich. Dessenungeachtet beförderte er die Weiterverbreitung und festere Begründung der protestantischen Lehre in seinem ererbten Staate, gründete von den säculariſirten Kirchengütern dreier Klöster die drei Fürstenschulen zu Meißen, Merseburg (später nach Grimma verlegt) und Pforta, verbesserte den Unterhalt der Kirchen- und Schuldiener, bedachte die Universitäten mit Stipendien und Freitischen und förderte so durch gut ausgestattete höhere Bildungsanstalten, durch Schonung und Gerechtigkeit so wie durch liberale Ansichten die höchsten Interessen seiner Unterthanen. Während er die beiden Consistorien zu Leipzig (1543) und Meißen (1545) errichtete, befestigte er die Städte Dresden, Pirna und Leipzig, weil er erkannte, daß die drohende Stellung der beiden in Deutschland bestehenden Bündnisse nicht ohne Kampf gehoben werden könnte. — Es ist noch nicht historisch ermittelt, ob M. 1545 mit dem Kaiser bereits im geheimen Bündnisse stand; ihn hielt jedoch nichts ab zum Schutze des Protestantismus mit seinem Schwiegervater, dem Landgrafen von Hessen, u. A. im Oct. dess. J. den Herzog Heinrich von Braunschweig zu bekämpfen, welcher sich an M ergab, von diesem jedoch seinem Schwiegervater als Gefangener überlassen ward. Als aber im schmalkaldischen Kriege (1546) der Kaiser ohne Zuziehung der Churfürsten die Reichsacht über die beiden Bundeshäupter, den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, aussprach und den Herzog M. mit deren Vollziehung beauftragte, konnte das geheime Bündniß nicht länger verborgen bleiben, worauf dieser, während die Protestanten zögernd an der Donau standen, trotz des sich laut aussprechenden Unwillens in Deutschland die Länder Johann Friedrich's bis auf einige feste Plätze eroberte. Zwar ward er von dem vom schmalkaldischen Bundesheere aus Süddeutschland zurückgeeilten Johann Friedrich nicht nur aus dem Churfürstenthume zurückgedrängt, sondern verlor auch an diesen sein eigenes Land; wußte aber umsichtig durch einen Waffenstillstand den Churfürsten so lange hinzuhalten, bis ihm der Kaiser mit seinem Bruder, dem Könige Ferdinand von Böhmen, zu Hülfe eilte, welcher Übermacht der Churfürst bei Mühlberg (24. April 1547) gänzlich unterlag. Dieß hatte die Sprengung des schmalkaldischen Bundes zur Folge. Durch die wittenberger Capitulation (19. Mai) gelangte nun M. zur sächsischen Churwürde und den meisten damit verbundenen Ländern, womit er am 24. Febr. 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg belehnt ward. Dessenungeachtet ging die Hoffnung des Kaisers, die Macht der Protestanten zu brechen, nicht in Erfüllung, und der Churfürst M. war es, der auf demselben Reichstage die sofortige Annahme einer einstweiligen Glaubensvorschrift, das sogenannte Interim, verweigerte und vielmehr sich dahin erklärte, daß er erst mit seinen Theologen darüber Rücksprache nehmen wolle. Bald fand auch M. Gelegenheit die Maske gänzlich abzuwerfen. Der Kaiser hatte ihm nämlich die Achtsvollstreckung an Magdeburg übertragen (1549). Während einer langdauernden Rüstung und einer auf billige Bedingungen gestellten Capitulation dieser Stadt (8. Nov. 1551) war nun zwischen ihm und dem Könige Heinrich II. von Frankreich, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach u. A. ein geheimes Bündniß zu Stande gekommen. An der Spitze von 25,000 Mann durchzog M. in stürmischer Eile mit seinem Heere Franken und Schwaben, besetzte Augsburg, drang gegen Tyrol vor, wo sich der Kaiser zu Inspruck befand, erstürmte am 19. Mai 1552 die ehrenberger Klause und nöthigte den überraschten Kaiser von Inspruck nach Villach zu flüchten. Der Sieger besprach sich hierauf mit dem römischen Könige Ferdinand und erzwang den denkwürdigen passauer

Vertrag (2. Aug. 1552), welcher die Grundlage des später abgeschlossenen (26. Sept. 1555) Religionsfriedens ward. Nachdem er, der Erste unter den Deutschen, den mächtigen Kaiser Karl V. gedemüthigt hatte, was dieser selbst für ein Meisterstück der Politik, welches er „keinem Deutschen zugetraut" hätte, erklärte, zog er in Folge der Aussöhnung mit diesem an der Spitze eines sächsischen Heeres nach Ungarn gegen die Türken, die sich vor ihm zurückzogen, weil sie seine Überlegenheit fürchteten. Aus Ungarn zurückgekehrt züchtigte er den Markgrafen Albrecht, der, erzürnt über den passauer Vertrag, Bedrückungen und Räubereien übte, in der Schlacht bei Sieversḥausen (9. Juli 1655), wobei er aber tödtlich verwundet ward. Noch las er die erbeuteten Briefe des besiegten Albrecht, sorgte in einem Testamente für seine Wittwe Agnes und seine einzige Tochter Anna und starb am 11. Juli. Durch ihn erhielt Sachsen seine Stelle im politischen Systeme von Deutschland; er lehrte Deutschland, was ein einziger Fürst auszurichten vermag; durch ihn ward die protestantische Angelegenheit zu einer kirchlichen und politischen Entscheidung gebracht. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder August (s. d. Art.). 25.

Moritz, Graf von Sachsen und Generalfeldmarschall der französischen Armee, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen, der natürliche Sohn des König August II. von Polen und der Gräfin Aurora Maria von Königsmark, ward geboren am 15. Oct. 1696 auf einem Dorfe bei Magdeburg. Schon in früher Jugend zeigte er einen feurigen Geist und eine außerordentlich Stärke. Als Reichspikar ertheilte August II. ihm (1711) den Titel eines Grafen von Sachsen und erhob ihn zum Obersten eines Cuirassierregiments. Er kämpfte zuerst unter Eugen und Marlborough in Flandern, focht (1709) tapfer vor Lille und zeichnete sich sowohl bei den Belagerungen von Tournay und Mons als in der Schlacht bei Malplaquet (11. Sept.) rühmlichst aus. Im Feldzuge von 1710 erwarb er sich öffentliches Lob von Eugen und Marlborough. Als im folgenden Jahre der König von Polen Stralsund belagerte, nahm er daran gegen die Schweden den thätigsten Antheil, während er die Theorie der Kriegskunst nicht aus den Augen verlor und stets eine militairische Bibliothek mit sich führte. 1717 nahm er unter Eugen an dem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn Theil. Der eingetretene Friede aber (1720) und die Vorliebe für die Franzosen bewogen ihn nach Frankreich zu gehen, wo er seine ausgezeichneten militairischen Talente durch das Studium der Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik noch mehr vervollkommnete. 1722 erhielt er in Frankreich ein Regiment, welches er nach seinem bereits im 16. Jahre erfundenen Exercitium bildete und einübte und ward 1726 von den Kurländern zu ihrem Fürsten erwählt; konnte aber durch den Einfluß Rußlands, dessen Verbindung mit Polen man in Petersburg auf alle Weise hintertrieb, nicht zur Regierung gelangen, weßhalb er 1729 wieder nach Frankreich ging und sich dort mit den Kriegsstudien beschäftigte. Als der Tod des Königs von Polen (1. Febr. 1733) den Krieg in Europa entzündete, bot ihm der Churfürst von Sachsen den Oberbefehl über seine Truppen an; M. aber zog es vor als Maréchal de Camp in französische Dienste zu treten. Er begab sich zu der Armee des Marschalls von Berwick an den Rhein, wo er im Treffen bei Ettlingen an der Spitze einer Grenadierabtheilung den Sieg entschied und mit gewohnter Umsicht mehrere Angriffe bei der Belagerung von Philippsburg siegreich ausführte. Zum Lohne dafür ward er (1734) zum Generallieutenant erhoben. Im östreichischen Erbfolgekriege nahm M. Prag mit stürmender Hand (26. Nov. 1741), eroberte Eger und führte die Armee des Marschalls von Broglie an den Rhein zurück, wo er sich der Linien von Lauterburg bemächtigte. Im März 1744 ward er zum Marschall von Frankreich ernannt und begann hierauf den meisterhaften Feldzug im östreichischen Flandern. Glorreich war der Feldzug

von 1745. Während er Tournai belagerte (seit dem 25. April), schlug er die verbündeten Engländer, Holländer und Östreicher unter den Augen des Königs Ludwig's XV. bei Fontenai (11. Mai), ob er gleich so kränklich war, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte. Es erfolgte hierauf (24. Juni) die Übergabe von Tournai, Gent (15. Juli), Brügge (20. Juli), Oudenarde (26. Juli), Dendermonde (12. Aug.), Ostende (27. Aug.) und Nieuwport (5. Sept.); worauf Ludwig XV. nach Paris zurückging und dem Marschalle von Sachsen das Obercommando übertrug. Ihm ergab sich ferner Ath (8. Oct.); kühn aber mit Umsicht unternahm er die Belagerung von Brüssel, welches er mit 12000 Mann Besatzung zur Übergabe nöthigte (20. Febr. 1746). Er ging hierauf nach Frankreich zurück, wo er mit Enthusiasmus empfangen ward und der König ihm ein Naturalisationspatent ertheilte (26. April), nahm dann zur Armee zurückgekehrt Antwerpen (1. Juni), trieb den Feind über die Maas zurück und schlug ihn bei Raucoux (11. Oct.), worauf ihn Ludwig zum Generalfeldmarschall aller seiner Armeen (12. Jan. 1747) und nach dem Siege bei Lafelde (2. Juli) und der Einnahme von Bergen-op-Zoom (16. Sept.) zum Oberstatthalter der Niederlande ernannte. M. hatte Mastricht belagert (April 1748) und auf den Punkt zur Übergabe genöthigt (6. Mai), was die Eroberung Hollands zur Folge gehabt haben würde: als ihm die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien überbracht wurde. Er zog sich daher nach dem Frieden zu Aachen (18. Oct. 1748) auf sein, ihm vom Könige geschenktes (13. Juni 1745) Schloß Chambort zurück und ging, da sein Plan, die Insel Tabago zu colonisiren, wegen des Widerspruchs von England und Holland, nicht ausgeführt werden konnte, (1749) nach Sachsen, von da begab er sich nach Berlin, wo ihn Friedrich II. mit, einem regierenden Fürsten gebührenden, Ehrenbezeugungen empfing. Aber auch im Frieden wandte er seine Kriegskenntnisse zum Besten Frankreichs an und ging, dazu aufgefordert, dem Grafen von Argenson mit dem Entwurfe einer bessern Waffenübung der französischen Truppen an die Hand. Der König hatte ihm für sein Regiment leichter Reichter eine Caserne auf seinem Schlosse bauen lassen, die daselbst eben so, wie in einer festen Stadt zu Kriegszeiten aufzogen und in der strengsten Kriegszucht gehalten wurden und mit denen der Marschall oft Kriegsübungen vornahm und diejenigen beschenkte, die sich hervorthaten. Von seinem Könige ward er mit Wohlthaten überhäuft und von den Franzosen geliebt. Auf dieser Höhe starb er nach einem neuntägigen Krankenlager am 30. Nov. 1750 zu Chambort. Sein Leichnam wurde mit großem Gepränge zu Straßburg in der lutherischen Kirche zu St. Thomas beigesetzt und ihm daselbst auf Ludwig's XV. Befehl, durch Pigalle ein Denkmal errichtet (1777). Sein Neffe, der sächsische Graf von Friesen, ward sein Erbe. M. schrieb „Reveries" (beste Ausgabe. Paris 1757. 2 Bde. 4.) ein Werk über Kriegswissenschaften voll kühner und neuer Ansichten. 25.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der Sohn Wilhelm's I. von Oranien und dessen zweiter Gemahlin Anna, Tochter des Churfürsten Moritz von Sachsen, geb. 14. Nov. 1567 in Dillenburg, studirte zu Heidelberg und später zu Leyden und ward, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, obgleich erst 18 Jahre alt, doch von den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht zu ihrem Statthalter erwählt. In die Verwaltung der Niederlande, welche durch die Nachlässigkeit des Oberstatthalters, Grafen von Leicester, in große Verwirrung gerathen war, brachte er, trotz seiner großen Jugend, durch vorzüglichen Eifer und Klugheit, bald wieder Ordnung und Leben, ohne durch Unbesonnenheit die Eifersucht Leicester's zu erregen. Dabei studirte er sorgfältig die Kriegswissenschaften, gewann durch seine Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des Kriegswesens und der Soldaten die Liebe derselben und wußte den erloschenen

Muth wieder in ihnen zu erwecken. Durch solche Talente machte er sich dem Großpensionar Olden Barneveldt bemerkbar, welcher nach Leicester's Abgange M. benutzte, um den englischen Einfluß, der sich besonders bei den Befehlshabern der Festungen zeigte, zu schwächen. M. unterdrückte einen Aufruhr des Heeres und war glücklich im Kriege. Im Jahre 1590 wurde ihm nebst der Statthalterschaft von Oberyssel und Geldern auch die Würde eines Generalcapitains und Generaladmirals der vereinten Provinzen anvertraut. Er nahm nicht nur Breda mit List, sondern eroberte auch bis zum Jahre 1597 Zütphen, Deventer, Hulst, Nimwegen, Steenwick, Leeuwarden, Gertruidenburg und Gröningen, wodurch er die Provinzen Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland den Spaniern entriß. Im Jahre 1797 war er Sieger in der Schlacht bei Turnhout und 1600 in der bei Nieuwport. Durch die meisterhafte Vertheidigung von Ostende brach er nach vier Jahren die Kräfte der Spanier. Bis zu dem im Jahre 1609 mit Spanien auf Barneveldt's Rath geschlossenen Waffenstillstande hatte er vierzig Städte und viele Festungen erobert. Um aber die durch den Krieg gewonnene unbegrenzte Liebe und Achtung des Volks auch während des Friedens zu behaupten und sich wo möglich der Oberherrschaft zu bemächtigen, suchte er Barneveldt als Staatsverräther verdächtig zu machen und benutzte die religiösen Parteien der Gomaristen und Arminianer zu dessen Sturze, der im Jahre 1614 mit dem Tode auf dem Blutgerüste vollendet war. Auch H. Grotius wurde von M. verfolgt. Nach abgelaufenem Waffenstillstande im Jahre 1621 schien ihn jedoch das Glück verlassen zu haben. Der spanische Feldherr Spinola eroberte Breda wieder, während M. Antwerpen vergebens belagerte. Er starb den 23. April 1625 im Haag, ohne das Ziel seines Ehrgeizes erreicht zu haben, und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Als Feldherr zeigte sich M. zu Lande und zur See gleich groß und bemerkenswerth. Angriff und Vertheidung, Feldschlachten und Belagerungen leitete er mit derselben Einsicht und Kühnheit und behauptete sich nicht nur oft gegen einen weit überlegenen Feind, sondern trat auch meist als Besieger desselben auf. Die Kriegskunst verdankt ihm wichtige Entdeckungen und Verbesserungen; Feldherren nannten ihn Lehrer. Gleich groß zeigte er sich als Staatsmann bei Abschließung von Verträgen und Bündnissen. Er ist der Befestiger niederländischer Freiheit, wie sein Vater der Begründer derselben war. Selbst das Vorhaben von Meuchelmördern las sein Scharfblick auf ihrem Gesichte. Im häuslichen Leben war er liebenswürdig und offen, liebte Pracht und glänzenden Hofstaat, schützte und pflegte die Wissenschaften, war ein großer Kenner der Mathematik, besonders der Meß- und Befestigungskunst. Widerspruch ertrug er ungern. 81.

Moritz (Karl Philipp), ein bekannter deutscher Schriftsteller, ward 1757 zu Hameln als der Sohn armer Eltern geboren und später nach Hanover zu einem Hutmacher in die Lehre gethan, der ihn aber als untauglich bald wieder entließ. Doch fanden seine Anlagen einen angesehenen Gönner, der ihn studiren lassen wollte, aber später wegen übler Aufführung M.'s seine Hand wieder von ihm abzog; denn es entwickelte sich jetzt in ihm ein eigenthümlicher Hang zur Melancholie, die ihn beständig zu Extremen leitete und durch sein ganzes Leben begleitete. Er begab sich nun nach Erfurt, wo er sich als Student der Theologie inscribiren ließ, aber bald darauf mit seiner Lage unzufrieden nach Leipzig, um Schauspieler zu werden. Da auch dieß nicht glückte, irrte er umher, bis zu Barby ein reicher Herrnhuter ihn in sein Haus nahm und ihm Mittel verschaffte, seine theologischen Studien in Wittenberg zu vollenden, worauf er nach zwei Jahren als Lehrer an das neugegründete Philanthropinum in Dessau berufen ward. Bald mit Basedow entzweit fand er wieder eine Anstellung als Lehrer im Waisenhause zu Potsdam und bald darauf auf Empfehlung einiger Freunde, welche ihn

aus seiner Melancholie reißen wollten, in Berlin zuerst als Lehrer, später als Conrector einer niedern Schule. Obgleich äußerlich sorgenfrei gestellt und als Schriftsteller bereits geachtet trieb ihn seine Melancholie doch auch von hier fort und er machte nun eine Fußreise nach und durch England. Nach seiner Rückkehr ward er 1734 Professor am Berliner Gymnasium und eine neue Reise schien ihn kurz darauf von seiner Melancholie ganz befreit zu haben, die sich aber während seiner Redaction der Vossischen politischen Zeitung bald wieder zeigte, und als er vollends auf einer Reise in die Schweiz gegen eine junge Frau in heftige Liebe entbrannte, war er nahe daran, der zweite Werther zu werden, hätte ihn nicht eine fernere Reise wieder etwas zerstreut. Nach einem Contracte mit Campe in Braunschweig, der ihn mit Gelde versah, reiste er nun 1786 nach Italien, um Notizen zu einem archäologischen Werke zu sammeln, und lernte hier Göthe kennen, durch dessen Empfehlung er im Fache der schönen Künste und der Archäologie Mitglied der Akademie zu Berlin ward. Er starb den 26. Juni 1793. Wir haben von ihm eine große Anzahl Schriften, welche sich meist auf die deutsche Sprache beziehen; wir nennen nur seinen „Briefsteller" (Berlin 1783. 7. Aufl. 1834.) und sein „Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache" (Berlin 1793 ff. 3 Bde. 8.); ferner sein „Handbuch der Mythologie" (Wien 1790) und seine beiden Romane „Anton Reiser" (Berlin 1785—1790. 4 Bde., der 5. von Klischnig) und „Leben des Pastor Andreas Hartknopf" (Berlin 1790), worin er sein eigenes Leben darstellt. 16.

Morlachen oder **Morlacken**, eine an den Küsten von Kroatien und Dalmatien und in letzterem vorzüglich zwischen den Flüssen Kerka und Narenta wohnendes Volk, leben vom Raube und Fischfange, sind gastfrei, treu, freiheitsliebend und zeichneten sich schon in der frühern Zeit durch Muth und Tapferkeit aus. Ihre Sitten und Gebräuche, von welchen uns die Gräfin Rosenberg in ihrem Gedichte, die „Morlacken" (auch ins Deutsche übersetzt) ein treues Bild gibt, erinnern uns an den frühern Naturzustand der Menschen; von Cultur kann daher wenig die Rede sein und nur die Noth veranlaßte sie auch im Ackerbau einen Nahrungszweig zu finden. 35.

Morland (George) ein englischer Maler, besonders ausgezeichnet in Bambocciaden, wurde den 23. Juni 1763 zu London geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem mittelmäßigen Maler, und vollendete seine Ausbildung auf der königlichen Akademie und durch das Studium niederländischer Muster. Leider starb dieser ausgezeichnete Künstler früh an den Folgen einer äußerst liederlichen Lebensart (den 29. Oct. 1804). Unter seine besten Werke gehören die unübertrefflichen Darstellungen betrunkener Matrosen, plumper vierschrötiger Bauern und des bunten Lebens jener gemeinen Kneipen (the cabin), in welchen er selbst Tag für Tag in der auserlesensten Pöbelgesellschaft anzutreffen war. Auch hat man von ihm schöne Seeaussichten, die er während seines alljährlichen Sommeraufenthalts auf der Insel Wight zu zeichnen pflegte. Die meisten seiner Gemälde sind von seinem Schwager Ward in Kupfer gestochen worden. 36.

Mornay (spr. Mornä) (Philippe de), Herr von Plessis-Morly, Baron de la Forest sur Sêore in Poitou, geb. 1549 zu Bisburg in der Normandie, einer der eifrigsten Vertheidiger des Protestantismus in Frankreich des XVI. Jahrh., erhielt seine erste Bildung in Paris, sollte dann in den geistlichen Stand treten, wurde aber davon von seiner Mutter, die im Geheimen dem Protestantismus anhing, abgehalten. Die Gräuelscenen der pariser Bluthochzeit gaben seinen religiösen Ansichten eine bestimmte Richtung und er war von dieser Zeit an ein muthiger Vertheidiger des unterdrückten Glaubens. Die jener Blutnacht unmittelbar folgenden Zeiten verbrachte er mit Reisen in Deutschland, Italien, den Nie-

derlanden und England, worauf er nach Frankreich zurückkehrte und sich an den König von Navarra, nachherigen Heinrich IV., das damalige Haupt der Protestanten in Frankreich, eng anschloß und mit diesem vereint für das Gedeihen des Protestantismus in Frankreich wirkte. Als dessen Gesandter ging er hierauf abermals nach England und erwarb sich in hohem Grade die Achtung der Königin Elisabeth. Als Heinrich IV. Katholik wurde, zog sich M. zwar augenblicklich vom Hofe zurück, wurde aber 1590 zum Staatsrathe ernannt und erhielt die Statthalterschaft zu Saumur, wo er die protestantische Universität gründete. Auch jetzt hörte er nicht auf für den Protestantismus zu streiten und als er endlich eine Schrift über die Mißbräuche der Messe herausgegeben hatte, wodurch er die Katholiken heftig erbittert hatte, erbot er sich selbst in einer Disputation die Streitfrage weiter zu erörtern und öffentlich gegen die Katholiken seine Meinung zu verfechten. Dieß geschah im Jahre 1600 zu Fontainebleau; sein Gegner war du Peron, Bischof von Evreux. Aber weniger gelehrt als dieser und bei weitem der Dialektik nicht so kundig unterlag M., ein Vorfall, der der weitern Verbreitung des Protestantismus nicht wenig schadete. Dessenungeachtet aber suchte M. später auch Ludwig XIII. für die Hugenotten milder zu stimmen, ward jedoch dafür 1621 seines Amtes als Gouverneur von Saumur entsetzt und starb 1623. Nicht wenig Aufsehen machten mehrere seiner Schriften, von denen die vorzüglichsten sind: „La vérité de la religion chrétienne“ (1580); „De l' instruction, usage et doctrine de l'éucharistie“ (1604); ferner „Discours sur le droit prétendu par ceux de la maison de Guise;“ seine „Mémoires et correspond. pour servir à l' histoire de la réformation et des guerres civiles en France depuis 1571 jusque'en 1623;“ „Traité de la vie et de la mort.“ (Genf 1575) und „Traité de l' église“ (1577) u. s. w. 20.

Morpheus, bei den Griechen und Römern Traumgott der Gestaltenbilder, ein Sohn des Schlafs und ein Bruder des Ikelos, nach der mythischen Vorstellung wohnend in Kimmerien in einer dunkeln Höhle. Von seinem Bruder Ikelos unterscheidet er sich dadurch, daß nur er menschliche Gestalt, Ikelos dagegen eine jede, wie die von Thieren, u. s. w. annimmt. Oft wird er mit Hypnos (Somnus), dem Gotte des Schlafs, verwechselt. Eine gute Abbildung von ihm liefert uns noch eine alte Gemme (vergl. Moriz' Mythologie S. 64), wo er als ein schöner Jüngling vor der Nacht steht, die ihm Mohn gibt. Auf anderen Abbildungen hält er auch bisweilen in der einen Hand ein Füllhorn, aus welchem die mannigfaltigsten Gestalten fallen. 20.

Morphologie nennt man die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper, in wiefern nämlich dieselben, wie Göthe sagt (von welchem dieser Name in der Naturgeschichte aufgenommen worden), ihre Gestalt fortwährend umbilden, sich in steter Bewegung befinden und auch da, wo sie individuell erscheinen, aus mehreren lebendigen, an und für sich selbstständigen Wesen bestehen. In Bezug auf die Pflanzen sucht Göthe diese Theorie durch deren Fortpflanzung mittelst der Absenker und Augen, und bei den Thieren durch das Beispiel der Infusionsthierchen zu beweisen. Vrgl. Göthe's „Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondere“ (Tübingen 1818.). 7.

Morrison (Robert), einer der verdienstvollsten Missionaire unserer Zeit, wurde geboren den 5. Jan. 1782 zu Morbeth und war das jüngste Kind achtungswerther Handwerksleute. Bald fühlte er sich von dem Studium der Theologie lebhaft angezogen und es bildete sich in ihm der Wunsch, das Christenthum unter Heiden zu verbreiten, immer mehr aus, wodurch sein ganzer Charakter eine eigenthümliche Richtung erhielt. Im Jahre 1803 ging er daher nach London, wurde 1804 von der Londoner Missionsgesellschaft als Missionair angenommen und begab sich in das Seminar zu Gosport, um hier sich für seinen künftigen Be-

ruf mehr auszubilden, wurde 1806 der Lehrer eines jungen Chinesen, studirte fleißig die chinesische Sprache und trieb dabei etwas Medicin, Chirurgie und Astronomie. So nun seinem künftigen Berufe vollkommen entsprechend ward er 1807 als christlicher Missionair unter den Chinesen, denn dieß Land hatte er sich zu seiner Thätigkeit auserlesen, feierlich ordinirt, schiffte sich ein und gelangte schon am 4. Sept. 1807 zu Macao an. Wenige besonders zu erwähnende Ereignisse finden sich in dieser Zeit seines ersten Aufenthaltes unter Fremden, da er seine ganze Zeit mit Studiren der chinesischen Sprache zubrachte und für die ganze Außenwelt gleichsam abgestorben war. Im Jahre 1809 aber ward er als Dolmetscher und Secretair der ostindischen Compagnie angestellt, besorgte 1812 eine mit vielen Holzschnitten gezierte Ausgabe der Apostelgeschichte in chinesischer Sprache und vollendete 1813 seine Übersetzung des ganzen Neuen Testamentes, von der, so wie von seinem zu gleicher Zeit herausgegebenen chinesischen Katechismus bedeutende Auflagen gedruckt und verbreitet wurden. Endlich 1815 erschien der Anfang seines chinesischen Wörterbuches, welches vollständig aus 3 Bden. 4. besteht und 1823 vollendet wurde, ein Werk, das M.'s Namen unsterblich gemacht hat. Vereint mit Milne brachte er ferner 1819 eine chinesische Übersetzung des Alten Testamentes zu Stande und besorgte noch in demselben Jahre eine Ausgabe des Alten und Neuen Testaments. Gleiches Verdienst erwarb M. sich durch sein Werk „Ansicht von China für philologische Zwecke," welches chinesische Chronologie, Geographie, Religion, Regierung und Sitten beschreibt, und erhielt zur Anerkenntniß seiner philologischen Studien am 24. Dec. 1817 von der Universität Glasgow den Titel als Doctor der Theologie. Im Jahre 1818 endlich stiftete er ein englisch-chinesisches Collegium zu Malakka, worin die Sprachen beider Länder neben der christlichen Religion betrieben werden sollten. Manches Opfer mußte M. bringen, um diese großartige Anstalt ins Leben zu setzen, doch er brachte sie willig und das Collegium blühte unter seiner Leitung zum schönen Gedeihen empor. Die Gründung eines ähnlichen Instituts zu Singapur unterblieb trotz der großen Bemühungen M.'s. 1824 kehrte er nach England zurück, reiste 1825 nach Frankreich und begab sich 1826 abermals nach China, um seine Thätigkeit für dieses Land wieder zu erneuern. Als nicht lange darauf Lord Napier nach China kam, wurde M. dessen Secretair und Dolmetscher und begleitete ihn auf seiner Reise von Macao nach Kanton, starb aber schon wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst am 1. Aug. 1834. Seine Leiche wurde zu Wasser von Lord Napier und allen damals in Kanton befindlichen Europäern, Amerikanern und Indobriten nach Macao gebracht, um auf dem dortigen protestantischen Kirchhofe beerdigt zu werden. Der Verlust dieses ausgezeichneten Mannes ist mit Recht beinahe unersetzlich zu nennen; denn nicht leicht dürfte ein Mann gefunden werden, der mit so gründlichen und umfassenden Kenntnissen auch so aufrichtige Frömmigkeit und außerdem so viele häuslichen Tugenden verbände als Doctor M. 20.

Mortalität, s. Sterblichkeit.

Mortier (spr. Mortiëh) (Eduard Adolph Casimir Joseph), Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich so wie Großkanzler der Ehrenlegion ꝛc., ward 1768 zu Cambrai geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, erwählte den Militairstand und trat als Capitain in das erste Bataillon der Freiwilligen der Nation im Norddepartement. Er focht mit Auszeichnung bei Quiévrain (20. April 1792), Jemappes (6. Nov.) und Neerwinden, so wie bei den Belagerungen von Namur und Mastricht (Febr. 1793) und erwarb sich durch seine ausgezeichnete Tapferkeit bei Hondschooten den Grad eines Generaladjutanten (8. Sept.). Bei der Entsetzung von Maubeuge ward er verwundet (1794), zeichnete sich aber kurz darauf unter Lefebre und Kleber bei Altenkirchen und Friedberg

aus und unterhandelte mit dem Churfürsten die Übergabe von Mainz. 1798 ward er zum Brigadegeneral befördert, focht hierauf (1799) als Divisionsgeneral unter Massena in der Schweitz und erhielt 1800 das Commando von Paris, wo er bei dem unglücklichen Versuche auf das Leben des ersten Consuls (24. Dec.) seine Anhänglichkeit an diesen bewies. Nach dem Bruche des Tractats von Amiens besetzte M. (28. Mai 1803) Hanover, schloß den Tractat zu Suhlingen (3. Juni) und bildete eine einstweilige Verwaltung durch Landesabgeordnete (12. Juni). Er erhielt hierauf das Commando der Artillerie in der Consulargarde, war einer von denen, welche (am 19. Nov. 1804) Napoleon zu Marschällen erhob und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Im Feldzuge von 1805 gegen Östreich lieferte er an der Spitze einer Division den Russen unter Kutusow das Treffen bei Diernstein (11. Nov.) und schlug mit Bernadotte und Lannes den Feind bei Völkersdorf, Hollabrunn und Gundersdorf (14 — 17. Nov.), worauf er zum Herzoge von Treviso ernannt ward (31. März 1806). Im Kriege 1806 nahm er das Churfürstenthum Hessen (1. Nov.) und Hanover (7. Nov.) in Besitz, bemächtigte sich Hamburgs, leitete die Feindseligkeiten gegen Schweden, nahm Belling (16. April 1807), warf die Schweden aus dem Engpasse von Lange-Damm, schlug sie bei Anklam, schloß mit ihnen einen Waffenstillstand zu Schlatkow (18. April) und leitete hierauf die Belagerung Kolbergs, welches jedoch der französischen Macht bis zum Waffenstillstande (20. Juni) trotzte. M. bewährte sein Feldherrentalent auch in Spanien (von 1808 — 1811), eben so im russischen Feldzuge (1812), wo ihn Napoleon bei seinem Auszuge aus Moskau mit der Sprengung des Kremls beauftragte. An der Spitze der jungen Garde focht er (1813) bei Lützen, Budissin, Dresden, Leipzig und Hanau, so wie in den verschiedenen Schlachten in Frankreich (1814). Am 8. April reichte er seine Zustimmung zur Entsetzung Napoleon's ein, ward Pair von Frankreich, trat nach Napoleon's Rückkunft wieder in dessen Dienste und verlor nach der zweiten Restauration die Pairswürde, ward aber Befehlshaber der Militairdivision in Rouen. 1819 ward er von Neuem zum Pair und nach der Julirevolution zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt, auch war er kurze Zeit Kriegsminister. Er ward am 28. Juli 1835 bei dem Mordanschlage auf den König Ludwig Philipp durch die Höllenmaschine getödtet. Zu seinem Andenken hat Ludwig Philipp eine Medaille schlagen lassen mit der Inschrift: „Louis Philippe I. à la mémoire du duc de Trévise, victime de l'attentat du 28. Juillet 1835 — Pompe funèbre à la basilique des Invalides le 5. Août.“ 25.

Mortificiren ist so viel als ein Recht, eine Forderung für nicht mehr am Leben, das darüber aufgerichtete Instrument oder die Obligation aber für vernichtet erklären. Es geschieht dieß vornehmlich in solchen Fällen, wenn der Inhaber einer Schuldverschreibung diese bei erlangter Befriedigung zurückzugeben nicht im Stande ist und deßhalb die meist schriftliche Erklärung abgibt, daß die Verschreibung für vernichtet zu halten sein und weiter nichts gelten solle. Gewöhnlich wird ein Schein (*Mortificationsschein*, Amortissement) darüber ertheilt und darin die Ursache angegeben, warum die Rückgabe (z. B. weil die Obligation verloren oder nicht gleich zu finden ist) nicht habe erfolgen können, mit dem Versprechen, solche zu bewirken, sobald der Anstand sich erledigt oder die Schrift sich gefunden habe. 3.

Mortuarium, ist nach juristischer Bezeichnung diejenige *Eigenthumsbeschränkung*, vermöge deren Jemand über gewisse Güter, welche man deßhalb *todtfällige* nennt, nicht verfügen kann; manus mortua dagegen, wenn Grundstücke oder anderes Vermögen in geistliche Hände gelangen und gewissermassen als *todt da liegen*, indem sie dem Commerz entzogen sind oder die kei-

nem lebendigen Herren angehören. Beides überſetzt man durch „todte Hand," indem man (hauptſächlich im Lehnweſen) Hand für Herren nimmt. 31.

Morus oder More (Thomas), Großkanzler von England, Richter an der Kriegsbench, wurde im Jahre 1480 in London geboren und, nachdem er in Oxford ſtudirt hatte, an den Hof gezogen, wo ihm ſeine Talente bald ſolches Anſehen erwarben, daß er zum Kanzler in Lancaſter ernannt wurde. Für die in den Berathungen über den Frieden zu Cambray geleiſteten wichtigen Dienſte erhob ihn der König zum Großkanzler und Siegelbewahrer und bewies ihm die höchſte Gunſt durch Anvertrauung des Reichsſiegels, welches bisher blos Geiſtlichen übergeben worden war. Nachdem es M. zwei und ein halbes Jahr bewahrt hatte, legte er im Jahre 1535 ſein Amt nieder, weil er ſich nicht entſchließen konnte, Heinrich VIII. den Supremateid als Oberhaupt der Kirche zu leiſten. Obgleich ihm Heinrich bisher die größten Beweiſe ſeiner Gunſt gegeben hatte, ſo ließ er ihn dennoch, als man M. durch keine Vorſtellungen zur Leiſtung des Eides bewegen konnte, in das Gefängniß ſetzen und am 6. Juli 1535 auf dem Blutgerüſte ſterben. M. iſt einer der edelſten Männer, die je gelebt haben. Seine Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit konnte keine Verſuchung erſchüttern. Weder die Bitten der Freunde, noch die Trauer ſeiner Familie, nicht die Schrecken des Todes konnten ihn bewegen ſeiner Überzeugung untreu zu werden. Er ging dem Tode mit der größten Faſſung und Ruhe entgegen. Von ſeiner hohen wiſſenſchaftlichen Bildung geben uns die hinterlaſſenen Schriften den beſten Beweis. In ſeiner Schrift „Utopia" (1516, letzte Ausgabe Glasgow 1750) ſtellte er das Ideal einer Republik auf. Außerdem ſchrieb er die Geſchichte Richard's III. und Eduard's V., gab eine Überſetzung von drei Dialogen Lucian's heraus. Gegen Luther trat er unter dem Namen Thomas Roſſeur in einem heftigen Dialoge „Quod mors pro fide fugienda non sit" auf. Auch ſind Briefe und Epigramme von ihm vorhanden. Eine Ausgabe ſeiner engliſchen Werke erſchien zu London 1530 und 1557 (Fol.), ſeine „Opera omnia" kamen in Baſel 1563 und in London 1679. 2 Bde. Fol. heraus. Sein Freund, Erasmus von Rotterdam, entwirft in einem Briefe an Hutten eine ausführliche Schilderung von ihm. M.'s Leben ſchrieb ſein Schwiegerſohn Roper. Da die Schrift aber von der Königin Eliſabeth unterdrückt wurde, kam ſie erſt 1626 heraus. Außerdem lieferten Thomas Moore, Rudhart, James Mackintoſh und die Prinzeſſin von Craon Biographien von ihm. 81.

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ein berühmter Theolog, geb. zu Lauban in der Oberlauſitz am 30. Nov. 1736, ging, vorbereitet auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, im Jahre 1754 nach Leipzig, wo er ſich vorzüglich der Philologie und Theologie widmete und 1761 als Privatdocent an der Univerſität auftrat. Sowohl ſeine Vorleſungen über griechiſche und römiſche Schriftſteller, als ſeine Schriften erwarben ihm allgemeinen Beifall. Daher erhielt er 1763 eine Collegiatur im großen Fürſtencollegium und 1768 eine außerordentliche Profeſſur in der philoſophiſchen Facultät; 1771 ward er ordentlicher Profeſſor der griechiſchen und römiſchen Literatur, 1780 Ephorus der churfürſtlichen Stipendiaten, 1782 Profeſſor der Theologie, allmählig bis 1786 in die zweite theologiſche Profeſſur einrückend, endlich Decemvir der Akademie, Domherr des Stifts Meißen und 1787 Beiſitzer des leipziger Conſiſtorium. Er ſtarb 1792. M. war einer der achtungswertheſten Gelehrten ſeiner Zeit, weniger durch eminentes Talent als durch vielſeitige und gründliche Kenntniſſe ausgezeichnet. Nicht blos durch ſeine Schriften, ſondern vorzüglich auch durch ſeine Vorleſungen, welche alle das Gepräge freimüthiger Forſchungen und umfaſſender Gelehrſamkeit trugen, hat er den theologiſchen Studien ungemein genützt. Er war es beſonders auch, der damals mit Erneſti in Leipzig einen freiern Geiſt in die Theologie brachte,

welchen von hier aus seine zahlreichen Schüler in alle Gegenden Deutschlands verpflanzten. Unter seinen theologischen Werken zeichnet sich die „Epitome theologiae christianae" (Lips. 1789. Ed. V. cur. Hoepfner. Lips. 1821) durch Eleganz des Styls, Milde des Urtheils und durch die seltene Kunst aus, der neuern Aufklärung durch bescheidene Skepsis genug zu thun, ohne gegen die Kirchensatzungen anzustoßen. Außerdem hat man von ihm noch folgende theologische Schriften: „Der Brief an die Hebräer", übersetzt (Leipz. 1776. 3. Aufl. 1786); „Praelectiones in epistolam Pauli ad Romanos", ed. Th. Holzapfel (Lips. 1794); „Praelectiones in Jacobi et Petri epistolas", ed. C. A. Donat (Lips. 1794); „Praelectiones in Lucae evangelium", ed. C. A. Donat (Lips. 1795); „Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios" (Lips. 1795); „Recitationes in Evangel. Joannis", ed. Th. J. Dindorf (Lips. 1796. Ed. II. 1821); „Praelectiones in tres Joannis epistolas" (Lips. 1796); „Commentarius exegetico-historicus in suam theologiae christ. epitomen" (Hal. 1797. II Voll.); „Vorlesungen über die theologische Moral", herausgeg. von T. Voigt (Leipz. 1794—1795. 3 Bde.); „Dissertationes theologicae et philologicae" (Lips. 1787—1794. II Voll. Ed. V. 1820); „Hermeneutica Novi Testamenti", ed. C. Abr. Eichstaedt (Lips. 1797—1802. II Voll.). — Seine philologischen Schriften sind: „Isocratis Panegyricus, recens. et animadverss. illustr." (Lips. 1766. Ed. IV. cur. Spohn. 1817); „Libellus animadversionum ad Longinum" (Lips. 1773); „Xenophontis Cyropaedia" (Lips. 1774. Ed. II. 1783); „Xenophontis de expeditione Cyri minoris commentarii" (Lips. 1775); „Xenophontis historia Graeca" (Lips. 1778); „Caji Jul. Caesaris commentarii de bello Gallico et civili" (Lips. 1780). — Vergl. Chr. Dan. Beck, „Recitatio de D. Sam. Fr. Nath. Moro" (Lips. 1792); J. G. C. Höpfner, „Über das Leben und die Verdienste des verewigten Morus" (Leipz. 1793). 63.

Morveau, s. Guyton de Morveau.

Mosaik, Mosaikarbeit, Musivarbeit, lat. musivum opus; franz. mosaique; engl. mosaic work, entsteht, wenn kleine farbige Stücken aus irgend einer festen Masse, als: Achat, Jaspis, Marmor, gefärbte Glasstifte, Muscheln, Perlen, Perlmutter, Edelsteine, Elfenbein, feine verschieden gefärbte Holzarten, gefärbtes Stroh, bunte Federn ꝛc., mittelst eines Kittes nach den verschiedenen Farben und Schattirungen so geordnet und zusammengesetzt werden, daß daraus ganze Gemälde entstehen, welche in einiger Entfernung das Ansehen haben, als ob sie mit dem Pinsel gemalt wären. In neuerer Zeit hat man zwei Arten der M., welche berühmt sind, die florentinische und die römische. Bei ersterer besteht das Bild aus lauter dünnen Steinplatten von Marmor, Jaspis, Achat, Krystall und andern natürlichen Steinen, welche nach der Art zusammengesetzt sind, wie die Tischler gemusterte Fournirungen hervorbringen. Diese Art der M. ist sehr mühsam und wird nur noch in einigen Städten Italiens ausgeübt. Bei der römischen M. dagegen benutzt man meist farbige Glasstäbchen, womit sich viele tausend Farbenschattirungen hervorbringen lassen. Der Hauptsitz dieser Kunst ist Rom; sie wird aber auch zu Mailand, Venedig und Wien ausgeübt. Die Perlenmosaik zu Tischen, Kästchen, Ofenschirmen ꝛc. macht man aus Glas- und Porzellanperlen. Eine andere Art der musivischen Arbeit besteht darin, daß man ganze Figuren und Gemälde aus kleinen Täfelchen von farbigem Holze zusammensetzt. (Vergl. Marqueterie.) — Schon im hohen Alterthume scheint man dergleichen Arbeiten gekannt zu haben, jedoch läßt sich über deren eigentliche Erfindung nicht viel Gewisses sagen. Die meisten Schriftsteller und unter diesen besonders Häffelein behaupten, daß die Mosaikarbeiten zuerst im Morgenlande aufgekommen sind und daß die orientalischen Teppiche, in welche Blumen

und Thiere eingewirkt waren, zur Erfindung derselben die erste Gelegenheit gegeben haben. Aus dem Oriente kam diese Kunst zu den Griechen, bei denen sie nach und nach zu einer großen Vollkommenheit gelangte. Man wußte die musivischen Gemälde durch die feinsten Schattirungen, durch sorgfältige Anordnung und Harmonie dem Pinsel des Malers nahe zu bringen. In vorzüglicher Achtung standen bei den Griechen die Werke des Dioskorides von Samos und des Sosus von Pergamus. Die Griechen nannten diese Kunst Lithostratie. Von ihnen kam sie zu den Römern und Sulla (st. 906 v. Chr.) war angeblich der Erste, welcher in dem Tempel der Göttin Fortuna zu Präneste musivische Arbeit verfertigen ließ. Diese Kunst wurde aber bald so allgemein beliebt, daß man sowohl bei den Griechen als auch bei den Römern nicht nur die Fußboden und Wände der Tempel, sondern auch ganze Wohnhäuser der Reichen und ihre Villas mit dergleichen Arbeit verziert antraf. In Italien und fast in allen von den Römen besetzt gewesenen Ländern, als in Palästina, Spanien, an mehreren Orten Süddeutschlands, Frankreichs, Englands ꝛc., werden treffliche Mosaiken aufgefunden und ausgegraben. Die bekanntesten darunter sind das bei Tivoli in Hadrian's Villa entdeckte, schon von Plinius beschriebene und daher die Tauben des Plinius benannte Gemälde, eine mit Wasser gefüllte Vase vorstellend, an deren Rande vier Tauben sitzen. Dasselbe befindet sich gegenwärtig im capitolinischen Museum; ferner das am 24. Oct. 1831 in der Casa del Famo oder in Göthe's Hause ausgegrabene Schlachtgemälde, den Alexander und Darius darstellend; dann das im Palaste d'Otricoli zu Rom gefundene Medusenhaupt, jetzt im clementinischen Museum befindlich, u. a. m. Bis ins V. Jahrh. fand man Spuren von eingelegter Arbeit in Italien, dann aber, als viele Künste und Wissenschaften der vielen Unruhen wegen aus demselben flohen, verlor sich auch diese Kunst, welche sich nur bei den byzantinischen Griechen erhielt und durch diese erst gegen das Ende des XIII. Jahrh. wieder nach Italien zurückkam. Tasi war unter den Italienern der Erste, der sich mit dieser Kunst beschäftigte, weßhalb ihn diese auch für den Urheber derselben in Italien ansehen. Nach und nach erlangte sie wieder einen hohen Grad der Vollkommenheit. Gaddo Gaddi erfand die Kunst historische Gemälde aus kleinen Stückchen von gefärbten Eierschalen zusammenzusetzen, die er mit großem Fleiße und unglaublicher Geduld auflegte. Giambatista Calandra wendete diese Kunst dazu an Originalgemälde berühmter Meister zu copiren, auch verbesserte er die M. durch Erfindung eines neuen Kittes. Zu Anfange des XVIII. Jahrh. errichtete Peter Paul von Christophoris zu Rom eine Kunstschule für M., in welcher er viele große und berühmte Schüler gezogen hat. Im Jahre 1819 erfand Franz Xaver Fernbach zu Waldkirch im Breisgau eine Art Mosaikmalerei, welcher er die täuschendste Nachahmung der Farbe, des Gefüges und Schillerns der Mineralkörper zu geben verstand; auch sind die Mosaiken von Moos berühmt, welche der Professor Blank zu Würzburg verfertigt hat. Die merkwürdigste M. befindet sich in der Kuppel der Peterskirche zu Rom. Sie wurde im Jahre 1603 von Zucchi und Rosetti ausgeführt. Ein anderes berühmtes Stück der M. ist die unter Napoleon begonnene und unter dem östreichischen Gouvernement vollendete Copie des Abendmahls von Leonardo da Vinci in der Größe des Originals zu Mailand. 26.

Mosaisk (Schlacht bei), s. Moskwa (Schlacht an der).

Mosaismus nennen wir die von Moses den Israeliten gegebene bürgerliche und religiöse Verfassung im Gegensatze zu ihrer spätern Ausartung und Erstarrung in dem Judenthume. Wie bei allen Völkern des Alterthums, so ist auch hier Religion und Staatsverfassung eins und jedes durch das andere bedingt. Es war aber vor Allem der Vorsatz Mosis, sein durch den ägyptischen Druck erniedrigtes und verwildertes Volk zum Bewußtsein einer Nationalität zu erheben;

darum mußte er es in einen Gegensatz zu allen übrigen Völkern stellen und, indem er den alten Nationalglauben an Jehova, als den Stammgott, zu dem Glauben an den einzigen Gott Himmels und der Erde erhob, nach den anthropopathischen Ansichten der kindlichen Menschheit, die Hebräer allein von ihm geliebt darstellen. Merkwürdig ist trotz der vielen Anthropomorphismen die reine Ansicht von dem geistigen Wesen Gottes, seiner Unkörperlichkeit und Undarstellbarkeit durch Bilder. Dieser Jehovahglaube ist auch der Mittelpunkt des ganzen Verfassungsgebäudes und das einzige Dogma der Religion; denn ob schon in die erste Grundlage der Glaube an vermittelnde Geister, Engel, eingewebt war, läßt sich mit Grund bezweifeln. Darum und aus Analogie der ägyptischen Verfassung mußte auch der Priesterstand (die Kaste der Leviten) die oberste Macht im Staate behaupten und als Bewahrer der religiösen wie der bürgerlichen Gesetze gelten; Gott ward der eigentliche Herrscher des Volks und die Priester die Verkündiger und Vollzieher seines Willens (Theokratie). So ward die ganze Staatsmaschine nur durch einen Willen, den durch die Priester ausgesprochenen göttlichen, gelenkt und alle Gesetze, Gebräuche und Feste hatten nur auf Gott Bezug, der in dem Allerheiligsten der Stiftshütte (später des Tempels) thronte und mit Moses und seinem Volke einen Bund aufgerichtet hatte, dessen Contract, das Gesetz, in der Bundeslade verwahrt ward. Opfer verschiedener Art dienten zum Ausdrucke der ihm gebrachten Huldigung oder des Bekenntnisses der Übertretung der göttlichen Gebote und mehrere jährlich wiederkehrende Feste zur Erinnerung an eine besondere Gnadenbezeugung Gottes gegen sein Volk oder wie der große Versöhnungstag, an welchem der Hohepriester allein in das Allerheiligste gehen durfte, zur Erneuerung des geschlossenen Bundes. Hatte aber Moses durch diese religiöse Einrichtung das Gefühl der Selbstständigkeit in seinem Volke erweckt, so wußte er auch das innere Staatsleben desselben durch eine treffliche Gesetzgebung zu regeln und offenbarte durch dieselbe einen praktischen Geist, der ihn nach dem Urtheile aller vorurtheilsfreien Forscher weit über die gepriesensten Gesetzgeber des Alterthums stellt. Denn abgesehen theils von manchen Verordnungen, welche der Geist der Zeit nothwendig mit sich brachte, theils von der oft kleinlichen Zergliederung der Gesetze, worin er aber eben das Bedürfniß seines rohen Volks ganz berücksichtigte, weht in seinen Gesetzen durchgehends ein milder, religiöser und menschenfreundlicher Geist, der in dem Umfange ihrer Geltung die menschliche Würde als Allen gleich anerkennt und in vielen besonderen Bestimmungen der Habsucht und Herrschsucht Einzelner auf Kosten der Andern weise vorbaut. Mögen wir daher den M. im frommen Glauben für eine göttliche Veranstaltung halten, oder abgesehen von aller religiösen Beziehung ihn aus Mosis Geiste entsprungen achten, er wird uns in jeder Hinsicht als eine großartige Erscheinung entgegentreten, die selbst nach 33 Jahrhunderten noch unsere vollste Achtung und Bewunderung verdient. 23.

Moscati (Peter), geb. 1736, lebte bis zur Zeit der Proclamation der Lombardei als cisalpinische Republik als Arzt blos mit seinen Studien beschäftigt, als deren Früchte mehrere Schriften, z. B. „Über die Anwendung der Systeme auf die praktische Medicin", „Über Brown's Lehre", „Über den Unterschied in der Structur der Menschen und Thieren" ꝛc., zu betrachten sind. Nachdem aber einer seiner innigsten Wünsche in Erfüllung gegangen und sein Vaterland eine scheinbare Freiheit errungen hatte, wurde er, schon in hohem Alter, noch Staatsmann und 1798 Mitglied und bald darauf Präsident des Directorium. Bald darauf beim Eindringen der Russen und Östreicher gefangen wurde er, um dem Erzherzoge Karl in einer Krankheit beizustehen, wieder befreit, trat nach der Schlacht von Marengo wieder in Staatsdienste, wurde zu der bekannten Consulta von Lyon beschieden, durch welche Napoleon die cisalpinische Republik in das Königreich Italien umschaffen ließ, erhielt dann die Würde eines Generalstudiendirectors und wurde zum

Grafen und Großwürdenträger des Ordens der eisernen Krone erhoben. Im Jahre 1814 gehörte er zu der Partei, die den Vicekönig, dessen Arzt er war, auf dem Throne zu erhalten suchte. Später zog er sich gänzlich zurück; sein Tod erfolgte im Jahre 1824. M. war von sehr edlem Charakter; seinen hohen Stand und Reichthum benutzte er nur dazu, um die Wissenschaft und ihre Verehrer zu pflegen und zu unterstützen; sein Haus mit allen Sammlungen, Instrumenten ꝛc. stand allen Literaten offen; seinen Beistand als Arzt versagte er seinen Freunden und Bekannten selbst in seiner glänzendsten Periode nicht. 39.

Moschee ist die nach dem französischen mosquée gebildete Benennung der gottesdienstlichen Häuser des Islam, deren eigentlicher Name Mesged (spr. Mesdsched) (das nomen loci von Sagada [sadschada], göttlich verehren), Anbetungsort, Bethaus, ist. Die Moscheen sind meist weite Räume, deren Fußboden mit Teppichen belegt ist, da sie blos zum Beten dienen, die weißen Wände mit einigen Sprüchen des Koran beschrieben, sonst außer dem Stuhle des Imam, der das Gebet verliest, ohne alle Stühle und Bänke. Gewöhnlich sind die Gebäude mit einem von Mauern umschlossenen Vorhofe versehen, in dem sich Brunnen zum Reinigen finden; sie selbst haben meist gewölbte Kuppeln und kleine Thürme, Minarets, von denen durch den Muessim die Stunde des Gebets ausgerufen wird. Die berühmtesten Moscheen sind die Sophienmoschee (Aja Sophia, früher Sophienkirche) und die M. Ahmed in Constantinopel, so wie die heilige M. in Medina, in welcher Muhammed begraben liegt. Der Name Dschami (Versammlung) bezeichnet die größeren Moscheen, wo der Freitagsgottesdienst gehalten wird, besonders solche, welche von einem Sultane, einer Sultanin-Mutter, einem Großwesir ꝛc. erbaut sind. 23.

Moscheles (Ignaz), Professor an der Akademie der Musik zu London, einer der größten Pianisten der neuern Zeit, ward am 30. Mai 1794 zu Prag geboren. Schon früh entwickelte er außerordentliche Anlagen zur Musik und besonders zum Clavierspiele, in welchem seit 1804 Dionys Weber sein Lehrer wurde. Bald war er im Stande sich öffentlich hören zu lassen und Kenner sprachen schon damals die Überzeugung aus, daß von dem jungen Künstler viel zu erwarten stehe. Im Jahre 1808 ging M. nach Wien, wo Salieri, Albrechtsberger und andere tüchtige Musiker seine fernere Ausbildung befördern halfen. Auch hier erntete er in öffentlichem Auftreten großen Beifall. Später unternahm er nun zu wiederholten Malen große Kunstreisen in Deutschland, Holland, Frankreich und England, die er auch nicht aussetzte, als er seit 1828 in London seinen festen Aufenthalt genommen hatte. Noch im Sommer 1835 besuchte er mehrere der vorzüglichsten Städte Deutschlands. — M. nimmt als Virtuos unstreitig einen der höchsten Standpunkte ein, und zwar in doppelter Rücksicht. Während er nämlich der vollendetsten Mechanik Meister ist, hat er sich zugleich eine Vollendung im Vortrage erworben, welche außer ihm nur Wenige erreicht haben. Auch ist die Vollendung im Vortrage sein Hauptzweck, welchem jener, die höchstmögliche mechanische Fertigkeit, nur als Mittel dient. Dieß unterscheidet ihn wesentlich von Kalkbrenner, welcher im Vortrage weniger und nur in der Mechanik Gleiches leistet. Des Instruments völlig Herr weiß M., mit den ausgesuchtesten Schwierigkeiten nur spielend, eine seltene Kraft mit der anmuthigsten Lieblichkeit zu verbinden, ohne des Eindrucks, den er beabsichtigt, zu verfehlen. Vorzüglich ist es ein eigenthümlicher reiner Anschlag, ungemeine Präcision in Passagen, besonders in Terzen- und Octavgängen, und eine außerordentliche Fertigkeit im Umtauschen, wodurch sich das Spiel M.'s vor dem anderer Künstler auszeichnet. In der freien Phantasie besitzt er ebenfalls eine ungewöhnliche Geschicklichkeit, obwohl er hierin von Einigen noch übertroffen werden möchte. Was die Composition M.'s betrifft, so ist es unverkennbar, daß dieselben von wesentlichem Einflusse auf die

höhere Ausbildung des Clavierspiels gewesen sind und noch sind. Während sie auf der einen Seite mechanische Fertigkeit zu befördern im Stande sind, geben sie auf der andern zugleich die beste Gelegenheit zur Ausbildung im Vortrage. Sie sind brillant, dabei aber melodienreich und mit aller Kunst des harmonischen Satzes ausgeführt. Unter den früheren Werken stehen unbedingt die weit verbreiteten und vielgespielten „Alexandervariationen" oben an, vor deren Erscheinen Ähnliches nicht anzutreffen war. Unter den übrigen verdienen zunächst mehrere Sonaten, vorzüglich die in Es, mehrere Rondos und Variationen („Au clair de la lune" u. a. m.), dann seine Concerte in Fdur, Esdur und Gmoll (die beiden besten), Edur und Cdur, zuletzt seine Studien für das Pianoforte, welche besonders auf die Ausbildung des Vortrags berechnet sind, vorzügliche Erwähnung. Auch hat man Ouverturen und Symphonien von M., doch sind diese von geringerm Werthe. — In den neuesten Arbeiten bemerkt man eine entschiedene Hinneigung des Componisten zum strengen Satze. 36.

Moscherosch (Johann Michael), vorzüglicher deutscher Satyriker, eigentlich **Kalbskopf**, welchen Namen er aber durch Zusammensetzung des griechischen Moschos, Kalb, mit dem hebräischen Rosch, Kopf, in M. verwandelte, ward den 5. März 1600 zu Wilstadt im Badischen (4 Stunden von Straßburg) geboren, studirte zu Straßburg und ward nach einer Reise durch Frankreich und nachdem er Erzieher der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg gewesen war, an mehreren Orten Amtmann, später schwedischer Kriegsrath, dann Fiscal zu Straßburg und endlich 1656 Rath und bald darauf Präsident der Regierung zu Hanau, als welcher er auf einer Reise den 4. April 1669 zu Worms starb. Als Schriftsteller hat er sich berühmt gemacht durch seine „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philander's von Sittewald, d. i. Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Wilstädt ꝛc.", welche der Anlage nach den „Satyrischen Träumen" des Spaniers Quevedo nachgebildet, aber in der Ausführung höchst originell sind und sich nicht allein durch reine Sprache und kunstreichen Styl, sondern auch durch feine Auffassung aller Verhältnisse des damaligen Lebens, ächten Humor und treffende Satyren vortheilhaft auszeichnen. Sie bestehen aus 14 Darstellungen, die erst einzeln erschienen, aber endlich von ihm gesammelt wurden (Straßburg 1650 und 1666—67. 2 Bde. 8.); frühere Sammlungen erkannte er selbst nicht für ächt an. Außerdem sind seine Epigramme (Straßburg 1650 u. ö.), in 6 Centurien getheilt, zu den besseren Producten dieser Art zu rechnen. 16.

Moschus, ein altgriechischer Idyllendichter, aus Syrakus gebürtig um 217 v. Chr., war Zeitgenosse des Bion und Nachahmer des Theokrit, aber schmuckreicher und gekünstelter als dieser; indeß weht durch alle seine Poesien eine reiche Phantasie. M. besang den Tod Bion's und soll selbst an Gift gestorben sein. Gewöhnlich sind diese drei Dichter, Theokrit, Bion und M., zusammen herausgegeben worden: so von Gaisford, Kießling ꝛc.; blos mit dem Bion wurde M. herausgegeben von **Heskin** (Oxon. 1748. 8.), zuletzt von **Jacobs** (Gothae 1795. 8.). Die besten deutschen Übersetzungen sind von Manso und Voß. 20.

Moschus, s. Bisam.

Mosel, lat. Mosella, Mosula; franz. Moselle; engl. Moselle, ein Nebenfluß des Rheins, entspringt in Lothringen im Departement des Wasgau auf dem Berge Drumont nicht weit von Remiremont, durchströmt ganz Lothringen, bildet einige Meilen die Grenze zwischen Luxemburg und Rheinpreußen, tritt dann aber in letzteres ein und ergießt sich bei Coblenz in den Rhein. Auf ihrem nordöstlichen Laufe macht sie unterhalb Trier viele Krümmungen und wird schon bei Metz für Fahrzeuge zu 3000 Centner schiffbar, ist 80 M. lang und erreicht bei Metz eine Breite von 200 F., die sich unter Trier bis 400 F. und darüber ausdehnt. Das Flußgebiet von 500 M. führt ihr rechts nicht weit von

Nancy die Meurthe und bei Conz oberhalb Trier die Saar, links die Sure, welche die übrige Grenze zwischen Luxemburg und Rheinpreußen bildet, und die Kill zu. Der Dichter Ausonius hat die M. besungen. (Man s. Klein's „Beschreibung des Moselthals", Coblenz 1831.) 35.

Mosen (Julius), bekannter Dichter der neuesten Zeit, wurde geboren zu Marieney im Voigtlande den 8. Juli 1803, wo sein Vater Schullehrer war. 1817 bezog er die Schule zu Plauen und 1822 die Universität Jena, um daselbst die Rechte zu studiren, beschäftigte sich jedoch dabei nicht wenig mit poetischen Arbeiten. In demselben Jahre 1822 schon gab er daher mit einigen Freunden eine Sammlung Gedichte heraus; verfertigte hierauf für die Regierungsjubelfeier des weimarischen Großherzogs Karl August ein Gedicht und schrieb 1825 eine Novelle: „Der Gang zum Brunnen." Hierauf verweilte er 2 Jahre, bis 1827, in Italien und vollendete dann 1828 zu Leipzig seine Studien. Aber auch jetzt setzte er seine poetischen Arbeiten fort und schrieb im Jahre 1831 sein „Lied vom Ritter Wahn in 24 Abenteuern" und seinen „Georg Venlot", eine Novelle. Hierauf ging er als Actuarius nach Kohren und endlich 1835 als Advocat nach Dresden, woselbst er ebenfalls schon manches Tüchtiges für die deutsche Literatur geliefert hat. Das Gediegenste ist sein „Heinrich der Finkler, König der Deutschen" (Leipzig 1836); wiewohl auch seine anderen Erzeugnisse, wie Novellen und Gedichte, von denen viele in Musenalmanachen, im Morgenblatte, Komet, Phönix ꝛc. abgedruckt sind, nur mit Lob genannt zu werden verdienen. M.'s Sprache ist rein und seine lebhafte Phantasie verspricht uns auch für die Zukunft noch manche freundliche Gabe. 20.

Mosengeil (Friedrich), bekannter deutscher Schriftsteller, wurde am 26. März 1773 zu Schönau bei Eisenach geboren und erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, der Pfarrer daselbst war, dann als Stadtprediger nach Salzungen, zuletzt nach Frauenbreitungen kam, und durch Jugendschriften, die er eifrig las. Durch einen Hauslehrer später vorbereitet und durch den Umgang mit Ernst Wagner und Heinrich Cotta (jetzt zu Tharand), mit denen gleiches Alter und gleiche Gesinnungen ihn befreundeten, zum Leben vorbereitet, besuchte er erst das Gymnasium zu Eisenach, später die Universität Jena, wo er sich der Theologie widmete, kehrte nach vollendeten Studien in die elterliche Heimath zurück und ging kurze Zeit nachher nach Zillbach, wo er seinem Freunde Cotta als Gehülfe beigegeben wurde. Er studirte mit Eifer Mathematik, unterrichtete nicht ohne Segen seine Zöglinge, wohnte mit Lust den trigonometrischen Ausmessungen des Herzogthums Weimar bei und verdankte dem stillen Waldleben die ersten Anregungen einer lebhaften Phantasie. Auf den Wunsch seines Vaters wurde er dessen Amtsgehülfe, verließ daher im Gefühle kindlichen Gehorsams Zillbach und stand seiner Gemeinde sieben Jahre lang mit solcher Anerkennung vor, daß selbst der Herzog Georg von Meiningen, der von der Vortrefflichkeit M.'s als Kanzelredner erfahren hatte, ihn nach Altenstein, wo er sich in den Sommermonaten aufhielt, kommen und auf dem Schlosse daselbst predigen ließ. Der Herzog fühlte sich von seinen Verdiensten als Mensch, Gelehrter und Prediger so ergriffen, daß er ihm von jetzt an seine vollste Anerkennung und Gunst angedeihen ließ, was auch nach des Herzogs Tode auf die herzogliche Familie wie für M. von Einfluß war. Er wurde Erzieher des Prinzen, jetzt Herzogs Erich Bernhard Freund von Meiningen, im wahrsten Sinne des Worts; denn er bildete diesen ohne Hofmeister und weitern Beistand nicht nur bis zu den Universitätsjahren, sondern leitete auch seine Studien in Jena und Heidelberg und war sein Führer auf den Reisen in der Schweitz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich. Bei dem Regierungsantritte seines fürstlichen Zöglings wurde er Oberconsistorialrath in Meiningen, eine Stelle, in der er noch jetzt segensreich

wirkt. Seine erſten Verſuche als Schriftſteller liefert Wieland's „Deutſcher Mercur"; merkwürdig iſt M. als der erſte Stenograph unter den Deutſchen, daher auch ſeine ſchon anfangs mit vielem Beifalle aufgenommene „Stenographie" in der dritten Ausgabe (Jena 1819) erſchien. Ferner hat er herausgegeben: „Gottgeweihte Morgen- und Abendſtunden in ländlicher Einſamkeit" (Hildburghauſen 1821); „Das Jubelfeſt an der Luthersbuche" (Meining. 1830. 2. Ausgabe); einzelne Predigten, drei Volksſchulſchriften und Beiträge in Friedrich's Selitha. Außerdem ſind von ihm als Sammlungen ſeiner zerſtreut erſchienenen Erzählungen: „Reiſegefährten" (Frankf. a. M. 1825—28. 3 Bde.); „Drei Freunde auf Reiſen" (Leipzig 1828. 3 Bände); „Liebenſtein und die neuen Arkadier" (Frankf. a. M. 1826. 2. Aufl.); „Sommerabendſtunden" (Hildburgh. 1831. 2 Bände); „Briefe über den Dichter Ernſt Wagner" (Schmalkalden 1826. 2 Bde.); deſſen „Werke", von ihm herausgegeben (Leipz. 1824. 10 Bde.). 64.

Moſer (Joh. Jak.), berühmter deutſcher Publiciſt, geb. zu Stuttgart am 18. Januar 1701, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt und bezog 1717 die Univerſität Tübingen, wo er 1720 Licentiat und außerordentlicher Profeſſor der Rechte wurde. Mit dem Titel eines herzoglichen würtembergiſchen Regierungsrathes ging er 1721 nach Wien, wurde hier vom Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, ſeinem vorzüglichen Gönner, gut aufgenommen, aber weil er nicht katholiſch werden wollte, nicht angeſtellt, kehrte nach Würtemberg zurück, verließ daſſelbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiſerlichen Hofes hielt, reiſte aufs Neue nach Wien und wendete ſich, als er bei einer nochmaligen Rückkehr nach Würtemberg ſich überzeugt hatte, daß daſelbſt nichts für ihn zu hoffen ſei, 1725 ganz nach Wien. Jetzt, wo das würtembergiſche Miniſterium von ſeinem Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land beſorgte, wurde er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 zum ordentlichen Profeſſor der Rechte bei dem fürſtlichen Collegium zu Tübingen beſtellt, legte aber nach wenigen Jahren ſeine Stelle nieder und wurde 1733 von dem Herzoge, Karl Alexander, in ſeine vorige Regierungsrathsſtelle wieder eingeſetzt, welche er jedoch 1736 mit der eines preußiſchen Geheimraths, Directors der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauſchte. Doch veranlaßten ihn manche Verdrüßlichkeiten 1739 auch dieſe Ämter niederzulegen. Von jetzt an lebte er zu Ebersdorf im reußiſchen Voigtlande ruhig und glücklich, bis die größere Verbreitung der herrnhutiſchen Sitte, die ihn und die Seinigen vom Genuſſe des Abendmahls ausſchloſſen, ihn auch von hier vertrieb und bewog, 1747 die von dem Landgrafen zu Heſſen-Homburg ihm angebotene Stelle eines Geheimraths und Chefs der Kanzlei anzunehmen. Aber auch hier nahm M. wegen des Widerſtandes, den er in der Ausführung ſeiner Anſichten im Cameralfache bei Anwendung ſeiner Grundſätze überhaupt erfuhr, bald wieder ſeine Entlaſſung und lebte ſeit 1749 zu Hanau, wo er für junge Männer vom Fache eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte. Nur als er den Ruf als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland erhielt, verließ er 1751 dieſe ihm liebgewordene, ſelbſtgegründete Anſtalt. Bei den zwiſchen dem Herzoge und den Landſtänden entſtandenen Irrungen wurde M., der die Sache der Landſtände vertheidigte, für den Verfaſſer der wider den Herzog gerichteten Schriften gehalten, 1759 nach Ludwigsburg berufen und ihm vom Herzoge ſelbſt der Feſtungsarreſt angekündigt. Er wurde nach Hohentwiel gebracht und dort in ſehr ſtrenger Haft gehalten, da ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Geſangbuche weder Bücher noch Schreibmaterialien zugeſtanden wurden, bis er, ohne während ſeiner Gefangenſchaft verhört worden zu ſein, 1764 auf Befehl des Reichshofraths losgelaſſen werden mußte. Er ging wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur als ſchuldlos anerkannte, ſondern auch als Land-

ſchaftsconſulenten wieder einſetzte, wiewohl er als ſolcher wenig und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den damit verbundenen Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen Penſion ſich meiſt ſchriftſtelleriſchen Arbeiten widmete. Er ſtarb zu Stuttgart am 30. Sept. 1785. Durch ſeinen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit und Gradheit gab er ſeinen Schriften einen Werth, der ihm eine rühmliche Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts einräumt, ſo wie er ſelbſt die höchſte Achtung darum verdient, daß er im Drängen der verſchiedenartigſten Geſchäfte den frommen kindlichen Sinn nicht verlor, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Seiner Schriften ſind 404, von denen hier nur erwähnt werden: „Deutſches Staatsrecht" (Nürnberg 1737—54 50 Bde. nebſt 2 Bden. Supplementen und 1 Bd. Regiſter. 4.); „Neues deutſches Staatsrecht" (Stuttgart und Frankfurt 1761—75. 21 Bde. 4.); „Deutſches Staatsarchiv" (Hanau und Frankfurt 1751—57. 13 Bände. 4.); „Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland" (Tübingen 1754) und ſeine eigne „Lebensbeſchreibung" (Frankfurt und Leipzig 1777—83. 3. Aufl. 4 Bde.). — Sein Sohn, Friedrich Karl Freiherr von Moſer, geb. zu Stuttgart am 18. Dec. 1723, ſtudirte die Rechte zu Jena, ging dann in heſſen-homburgiſche, ſpäter heſſen-darmſtädtiſche, endlich heſſen-kaſſelſche Dienſte, wurde 1767 Reichshofrath in Wien, dann wieder Geheimrath und Miniſter in Heſſen-Darmſtadt, nahm 1770 ſeine Entlaſſung, lebte hierauf als Privatmann bald in Wien, bald auf ſeinem Gute Zwingenberg bei Manheim, ſeit 1790 aber zu Ludwigsburg, wo er den 10. Nov. 1798 ſtarb. Von ſeinen nicht minder zahlreichen, auch durch Kenntniſſe und Freimüthigkeit ſich auszeichnenden Schriften verdienen als die vorzüglichſten genannt zu werden: „Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts" (Frankfurt 1751—65. 12 Bde.); „Sammlung von Reichshofrathsgutachten" (Frankfurt 1752—54. 6 Bde.); „Sammlung der neueſten und wichtigſten Deductionen in deutſchen Staats- und Rechtsſachen" (Ebersdorf 1752—64. 9 Bde.); „Patriotiſche Gedanken von der Staatsfreigeiſterei" (1755); „Der Herr und der Diener" (1759); „Der Hof in (50) Fabeln" (Leipzig 1761); „Reliquien" (1767); „Über Regenten, Räthe und Regierung" (Frankfurt 1784); „Patriotiſches Archiv" (Frankf. und Leipz. 1784—90. 12 Bde.); „Geſchichte der päpſtlichen Nuntien in Deutſchland" (Frankf. und Leipz. 1788. 2 Bde.); „Neues patriotiſches Archiv" (Manheim 1792. 2 Bde.); „Politiſche Wahrheiten" (Zürich 1796. 2 Thle.); „Mannigfaltigkeiten" (Ebend. 1796. 2 Thle.); „Geſchichte der Waldenſer" (Zürich 1798). 64.

Moſes (der aus dem Waſſer Gezogene, Waſſerkind), Befreier des iſraelitiſchen Volks aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, und Geſetzgeber deſſelben, wurde um das Jahr 1600 v. Chr. von levitiſchen Eltern, Amram und der Jochebeth, in Ägypten geboren und entging dadurch, daß er von ſeiner Mutter an das Nilufer ausgeſetzt wurde und ſeine Schweſter in der Nachbarſchaft verſteckt ſein Schickſal beobachtete, der Vollziehung der königlichen Edicte, das alle iſraelitiſchen Knaben zu tödten befahl. Eine ägyptiſche Prinzeſſin nämlich (Joſephus nennt ſie Thermuthis) fand den Säugling daſelbſt, ließ durch deſſen Schweſter Mirjam, die ſich ſogleich einfand, die Mutter als Pflegerin herbeirufen und nahm ihn an Kindesſtatt an. Seit dieſem Vorfalle ſchweigt die Geſchichte über ihn; um ſo mehr aber iſt die Sage bemüht geweſen das Fehlende zu ergänzen. Ihr zu Folge ſoll M. nicht blos den Unterricht ägyptiſcher und ausländiſcher Lehrer genoſſen und als Anführer einem Feldzuge gegen Äthiopien beigewohnt haben, ſondern auch zum Nachfolger Pharao's ernannt worden ſein und eine äthiopiſche Prieſterstochter, Namens Hermis, nach Andern eine Kuſchitin Thardis, geheirathet haben. Erſt in ſeinem 40. Lebensjahre thun die heiligen Urkunden ſeiner

wieder Erwähnung. Sie gedenken nämlich seiner Flucht nach Arabien, die er ergriff, als er sich durch einen in der Hitze an einem geborenen Ägypter begangenen Mord der Todesstrafe schuldig gemacht hatte. Nach seiner Ankunft daselbst heirathete er die Zipora, eine Tochter des midianitischen Priesters und Nomadenhauptes Jethro, und der Entschluß, den er sicher schon längst zur Befreiung seines Volkes gefaßt hatte, ward von Neuem in ihm angeregt, als er einst am Berge Horeb die Heerden weidete und in seiner Nähe einen Dornbusch im Feuer stehen sah. Er kehrte daher im 80. Lebensjahre nach Ägypten zurück, suchte in Gemeinschaft seines Bruders Aaron um die Erlaubniß zum Auszuge der Israeliten bei Pharao nach, erhielt aber erst dann die Bewilligung dazu, als er 10 schwere Plagen über ihn und sein Land verhängt hatte. M. an der Spitze seiner Nation führte sie zur Zeit der Ebbe durch den arabischen Meerbusen, durchzog, um sie zu einem selbstständigen Volke zu erheben, mit ihr 40 Jahre die Wüste und starb unerwartet im 120. Jahre seines Lebens, nachdem er bis an den Arnon, den Grenzfluß Kanaans, gelangt war und Josua zu seinem Nachfolger erwählt hatte. — Mag man auch oftmals versucht haben, die Verdienste M.'s herabzuwürdigen, so führt doch eine unparteiische Betrachtung der Verhältnisse, in welchen er lebte, und des Erfolgs, mit welchem er seine Aufgabe als Begründer des religiösen und politischen Lebens eines Volkes löste, zu dem Resultate, daß er einer der größten Männer des Alterthums und nur durch seine Geistesgegenwart und Willenskraft fähig war, so einflußreich auf das spätere Schicksal seiner Nation zu wirken. (Vergl. Heß, „Geschichte Mosis'", Zürich 1778; Niemeyer, „Charakteristik", Bd. III. S. 27.) Da M. in den 5 in der Bibel voranstehenden Büchern die Hauptrolle spielt, so hat man sie nach ihm benannt (s. d. Art. Pentateuch). — Auf ähnliche Weise wird das Leben M.'s in andern morgenländischen Urkunden geschildert. Sie nennen seinen Vater Omran und machen ihn zu einem Thürhüter Pharao's. Dieser von den Sterndeutern benachrichtigt, daß ein hebräisches Kind, dessen Geburt bald zu erwarten sei, großes Unheil über ihn bringen werde, bietet zwar Alles auf, dasselbe unschädlich zu machen; doch gelingt es ihm nicht und M. bleibt selbst unversehrt, als er von seiner Schwester, die ihn vor den königlichen Spionen verbergen will, den Feuerflammen preisgegeben wird. Als ihn endlich seine Mutter nicht länger zu verheimlichen wußte, setzte sie ihn auch an das Nilufer aus. Hier wird er von des Königs Tochter Asia gefunden und freundlich aufgenommen, weil sie nach den Aussprüchen der Zauberer nur durch den Speichel eines neugeborenen am Nile ausgesetzten Kindes von ihrer Krankheit befreit werden könne. Die übrige Erzählung stimmt, einige orientalische Ausschmückungen abgerechnet, ganz mit der biblischen überein, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Zahl 40, wo für ihn eine neue Lebensperiode beginnt, auf 20 herabsetzt, ihn den Mord unversehens begehen läßt und den Priester von Medain Schoaib und dessen Tochter, die gleichfalls M.'s Weib wird, Sagura nennt. Unter den Feinden, mit welchen er auf seinem Zuge durch die Wüste zu kämpfen hatte, führen sie besonders einen Riesen Audsch an, der so groß gewesen sein soll, daß er mit der Hand Wallfische fangen konnte. 77.

Mosheim (Johann Lorenz von), einer der ausgezeichnetsten Theologen Deutschlands im vorigen Jahrhunderte, der Schöpfer der neuen Kirchengeschichte in Schreibung und Forschung, der erste Kanzelredner in der lutherischen Kirche nach Luther, ward geboren zu Lübeck im Jahre 1694, studirte in Kiel Theologie und ward daselbst 1718 Magister und 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät. Im Jahre 1723 folgte er einem Rufe als Professor der Theologie nach Helmstädt, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath, Abt zu Marienthal und Michaelstein und Generalinspector über alle Schulen im Herzogthume Wolfenbüttel wurde. Seit 1747 Kanzler der Universität zu Göttingen, welche Würde vor ihm noch

Niemand begleitet hatte, starb er daselbst den 9. Sept. 1755. Selten hat sich ein Mann so große und entschiedene Verdienste um die Theologie erworben, als M. Eben so ausgezeichnet als akademischer Lehrer wie als Prediger und Schriftsteller hat er fast alle Zweige der theologischen Wissenschaften, namentlich die Kirchengeschichte und Homiletik, mit großem Erfolge bearbeitet und zum Theil neue Bahnen gebrochen. Er war der erste wirklich große Kirchenhistoriker der neuern Zeit. Durch seine Unbefangenheit im Verhältnisse zu den beiden protestantischen Parteien, durch Umfang und Tiefe der Kenntniß, durch pragmatischen Geist und beredte Darstellung ward er eben so bedeutend als Geschichtschreiber wie als Geschichtforscher. Sein vollendetes Hauptwerk in dieser Beziehung ist: „Institutionum historiae ecclesiasticae antiquae et recentioris libri IV" (Helmst. 1755. 4.). Eben so ward er durch geordnetes und klares Denken, wie durch hohe Ausbildung der Sprache und des Geschmacks der erste und damals fast einzige Kanzelredner der lutherischen Kirche. Von seinen Schriften gehören in diesen Bereich: „Anweisung, erbaulich zu predigen", herausgeg. von Windheim (Erlangen 1771. 2. Ausg.); „Heilige Reden" (Hamburg 1747. 7. Aufl.). Bleibenden Werth erwarb er sich auch um die Moral, in welcher sich damals die Spenerianer und unter den Orthodoxen besonders die Wolfianer gegenüber standen, indem er das Gute der biblischen, scholastischen und mystischen Moral zu vereinigen suchte. In seiner zwar etwas breiten und trockenen, aber doch wegen ihrer Vollständigkeit und praktischen Tendenz vorzüglichen „Sittenlehre der heiligen Schrift" (Helmst. 1753. 4. Aufl. 5 Thle., fortgesetzt in 4 neuen Bänden von J. P. Miller, mit einer Geschichte der Moral in 10 Bänden) vereinigt er Bibel, Vernunft und Erfahrung als Quellen der Sittlichkeit. — Außer den bereits genannten besitzen wir von M. noch folgende Schriften: „Dissertatt. ad histor. ecclesiast. pertin." Voll. II. (Altona 1731. 1743); Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte" (Helmst. 1747. 4.); „Anderweitiger Versuch einer unparteiischen Ketzergeschichte" (Helmst. 1748. 4.); „De rebus christianorum ante Constantinum M. Commentarii" (Helmst. 1753); „Erklärung der beiden Briefe an den Timotheus" (Hamburg 1755); „Kurze Anweisung, die Gottesgelehrsamkeit vernünftig zu erlernen" (Helmst. 1756. 2. Aufl. Leipz. 1768); „Elementa theologiae dogmaticae" (Norimb. 1758. Ed. III. 1780); „Allgemeines Kirchenrecht der Protestanten" (Helmst. 1760); „Erklärung des ersten Briefes Pauli an d. Korinther" (Altona 1762. 2. Ausg.); „Streittheologie der Christen" (Erlangen 1763. 1764. 3 Bde.); „Erklärung des Evang. Johannis", herausgegeben von E. Jacobi (Weimar 1777); „Erklärung des Briefes an den Titus", herausgeg. von Ch. von Einem (Stendal 1779); „De Beghardis et Beguinabus commentatio", ed. Geo. Henr. Martini (Lips. 1790). Vergl. Joh. Matth. Geßner „Memoria J. L. Moshemii" (Goetting. 1755). 63.

Moskau (Moskwa) (N. Br. 55° 45′ 13″, L. 55° 12′ 45″, 727 Werste oder 104 Meilen von Petersburg), alte und erste Hauptstadt Rußlands und des gleichnamigen Gouvernements, zweite Residenzstadt und jetzt noch Krönungsstadt, Aufenthalt der ältesten und reichsten Familien des russischen Adels, Sitz mehrerer höchsten Centralbehörden, des Kriegs- und Civilgouverneurs der dirigirenden Synode, des griechischen Erzbischofs und seines Vicars, liegt sehr pittoresk und angenehm auf einem wellenförmigen Boden in der Mitte des großen Plateaus von Mittelrußland auf mehrern kleinen Hügeln und wird von der Jansa, Moskwa, die in ihrem Umfange die Neglina bei dem alexiewschen Thurme aufnimmt, durchflossen, über welche Flüsse 106 Brücken, wovon 3 große über die Moskwa, führen. Sie hat 6 deutsche Meilen im Umfange, welcher ungeheure Raum mit einem Graben und Erdwalle umgeben ist, aus welchem 14 Thore ins

Freie führen, ist aber nicht überall mit Straßen und Gebäuden, sondern auch mit einer Menge von Gärten und Wiesen angefüllt. M. besteht aus 4 Haupttheilen: dem Kreml oder der alten Festung, Kitaigorod (die eigentliche Stadt), Beloigorod und Semlánoigorod und aus 30 Sloboden oder Vorstädten, die alle wieder in 20 Stadtviertel und diese in 84 Quartiere abgetheilt sind. Der Kreml oder die alte Festung erhebt sich mit seinen Mauern und Gräben auf einem ansehnlichen Hügel und enthält den Palast der alten Czaaren, die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariá, wo die Kaiser gesalbt und gekrönt werden, die Kirche zur Verkündigung Mariá, wo das kaiserliche Begräbniß ist, die Kirche des Erzengels Michael, den kaiserlichen Marstall, das Zeughaus, den Palast des Patriarchen, einige Klöster, die Rüstkammer, das Haus der heiligen Synode mit einer Bibliothek, 32 Kirchen, mit dem größten Glockenthurme in M., Iwan weliki (der große Johann), der 22 Glocken trägt, von denen eine und vielleicht die größte in der Welt 480000 Pfund wiegt, die, als bei einer Feuersbrunst das Gestelle verbrannte, tief in die Erde herabfiel und zum Theil noch mit Erde bedeckt ist. Den Kreml umzieht in einem Halbkreise die eigentliche Stadt Kitaigorod (Chinesen- oder Mogolenstadt), die lebhafteste Gegend der Stadt, in welcher sich der Handel Moskaus concentrirt und wo sich die große Kirche, die aus 20 besondern Kirchen besteht, 4 Klöster, worunter Soikonospanski durch sein Seminar merkwürdig ist, die 2 großen Kaufhöfe (Basars) mit ihren unzähligen Läden (Buden), das Gouvernementshaus, mehrere Gerichtshöfe, das kaiserliche Münzhaus, die Universitätsdruckerei ꝛc. und viele große und offene Plätze befinden. Kreisförmig umgibt diesen wieder der Stadttheil Beloigorod (die weiße Stadt) rund herum von Alleen und Boulevards begrenzt. Hier findet man das große Findelhaus, die Universitätsgebäude, den Artilleriehof (den die Franzosen sprengten), die Münze, das aus Stein und Gußeisen erbaute für 3000 Zuschauer eingerichtete Theater und drei öffentliche Plätze, worunter der Ochotnoi Rád oder Vögelmarkt sich auszeichnet. Alle drei Stadttheile umschließt Semlánoigorod (Erdstadt), mit einem Walle umgeben. Er enthält ebenfalls viele Paläste, aber auch unzählige Hütten, 10 Kaufhöfe mit vielen Buden, öffentliche Bäder, ein kaiserliches Palais (abgebrannt), einen schönen Park, 5 Klöster, das Invalidenhaus, ein großes Militairhospital, die Kirchen der Protestanten und Katholiken und einige Teiche. Dieser Theil der Stadt ward 1812 ganz vernichtet, so wie auch die östliche und nördliche Vorstadt sehr litten. M. zählt überhaupt 9500 Häuser (worunter etwa 2000 von Stein) mit 330800 Einwohnern im Winter (im Sommer, da die Großen und Begüterten Landhäuser beziehen, kaum 200000) und darunter 10000 Deutsche; ferner 385 Kirchen und Kapellen, darunter 7 Kathedralen, 2 lutherische, 1 reformirtes, 1 katholisches, 1 armenisches Bethaus, 15 Mönchs- und Nonnenklöster, 7000 Buden (Kaufläden), 64 Haupt- und 521 Nebenstraßen (die nach dem Brande 1812 meist breiter, ebener und gerader sind), 56 öffentliche Gebäude, 164 Gasthöfe, 199 Garküchen, 162 Kabaken (Schenken), 115 Schmieden, 194 Bierbrauereien und Malzdarren und 400 Fabriken. Im Ganzen hat M. mehr den ursprünglichen Nationalcharakter in Sitten, Bauart, Lebensweise beibehalten und man findet häufig in derselben Reihe die prächtigsten Paläste und die elendesten und hölzernen Hütten. Vieles trägt noch ganz orientalisches Gepräge an sich und vereinigt asiatischen Luxus und Geschmack mit europäischer Eleganz, Bildung und Mode. Zur Verschönerung Moskaus tragen noch bei die schönen Plätze, als: der Arbate, der rothe Platz, auf welchem sich das Monument Minin's und Poscharsky's von Kupfer erhebt, 1817 diesen beiden Männern errichtet, die sich 1812 um die Rettung des Vaterlandes so verdient machten; dann der Petrowskajaplatz am russischen Theater; ferner das mitten in der Stadt errichtete colossale pyramidenartige Denkmal von mehr als 1000

erbeuteten französischen Kanonen, die dem Erlöser vom verstorbenen Kaiser Alexander geweihte prachtvolle Kirche, der große Alexandersgarten und das große 560 Fuß lange, 170 Fuß breite, 50 Fuß hohe und mit ionischen Säulen gezierte Exercierhaus, in welchem 2000 Mann Infanterie und 1000 Mann Cavallerie auf einmal ihre Übungen anstellen können. M. besitzt eine große Zahl wissenschaftlicher Anstalten, wovon die vorzüglichsten sind: die 1755 errichtete Universität mit 28 Professoren und 12 Adjuncten, einer Bibliothek von 36000 Bänden, einem anatomischen Theater, einem Münz- und Naturaliencabinette, welches sehr merkwürdige Stücke enthält und besonders das von Loder gesammelte anatomische Cabinet, welches aus ungefähr 50000 Präparaten besteht, einem botanischen Garten, einem pädagogischen Institute, einem chemischen Laboratorium, einem Klinikum, einem physikalischen Cabinette und einer Sternwarte; die geistliche Akademie, eine von den vieren des Reiches; die adelige Schule, mit der Universität verbunden und die wie eines der vornehmsten Collegien Rußlands angesehen wird; die chirurgisch-medicinische Akademie; die Militairschule; die Handelsschule; die praktische Handelsakademie, wo 60 Zöglinge in Allem unterrichtet werden, was zur Bildung geschickter Handelsleute nothwendig ist; die Schule der schönen Künste; die Thierarzneischule; das Gymnasium; das Katharineninstitut; das Alexanderinstitut, wo 120 Mädchen aus mittlern Ständen unterrichtet werden; das Lazarewinstitut, nach seinem Stifter so genannt, mit 80 Zöglingen und mit einer schönen Bibliothek, der reichsten vielleicht in Hinsicht der armenischen Literatur; die Ritterakademie und 18 russische Elementarschulen. Hierauf folgen: die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher; die Gesellschaft der Natur- und medicinischen Wissenschaften; die Gesellschaft der Freunde der russischen Geschichte und Alterthümer; die Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur; der ökonomischen Gesellschaft, mit welcher eine Ackerbauschule verbunden ist; der botanische Verein, die Bibelgesellschaft, auch viele Wohlthätigkeitsanstalten, Waisenhäuser, das große Demidow'sche Findelhaus für 5000 Kinder, die aber größtentheils auf dem Lande erzogen werden, das Golizyn'sche Hospital mit 1 Kirche, 1 Versorgungsanstalt für 40 abgelebte Arme, 1 Entbindungshaus für arme Schwangere und andere milde Anstalten. Die Fabriken Moskaus liefern feines Mitteltuch, Zucker, Leder, Nanquin, Piqué, Zitz, Halstücher, Band, Atlas, Sammet, Taffet, Levantine, Porzellan, Fayence, Leinwand, Hüte, Strümpfe, Charten ꝛc. M. ist überhaupt der Hauptsitz des russischen Kunstfleißes, der Mittelpunkt der russischen Wechselgeschäfte und treibt einen unermeßlichen innern Handel. Die Handelsspeculationen seiner reichsten Kaufleute erstrecken sich von der Nordwestküste Amerikas und den Hauptstädten Chinas, Persiens und der Bucharei bis Leipzig, Wien, Hamburg, London, Paris, Marseille und Bordeaux. An gutem Trinkwasser leidet die Stadt Mangel; außerdem aber ist die Umgegend Moskaus vortrefflich angebaut und aus den benachbarten frucht- und kornreichen Provinzen werden alle Lebensbedürfnisse in großer Menge zu Wasser und zu Lande nach der Hauptstadt geführt. Den nächsten Spaziergang und die schönste Ansicht über die unermeßliche Stadt gewähren die bewaldeten Sperlingsberge, wo im Sommer häufig ländliche Feste und Feuerwerke gegeben werden. — Die Erbauung Moskaus fällt in die Zeit des Großfürsten Georg Wladimirowitsch Dolgorucki (1147); ursprünglich war sie nichts als ein Marktflecken und Lagerplatz für Heerhaufen. Von den Mogolen zerstört wurde sie 1269 wieder erbaut; 1571 verbrannten sie die Tartaren der Krimm, 1611 erfuhr sie dasselbe Schicksal von den Polen; auch 1737, 1748, 1752 und 1773 wütheten hier schreckliche Feuersbrünste; und 1812, nach dem Einzuge Napoleon's, gingen abermals $\frac{3}{4}$ der Stadt in Feuer auf; der Kreml aber oder das feste Schloß in der Mitte der Stadt ward von den abziehenden Franzosen nur

zum Theil gesprengt. Seitdem ist M. mit unglaublicher Schnelligkeit aus seinen rauchenden Trümmern wieder schöner emporgestiegen und wird immer die Bewunderung der Nachwelt wie der Zeitgenossen auf sich ziehen; denn mit Ausnahme von Constantinopel bietet wohl schwerlich irgend eine Stadt in Europa den erstaunten Blicken des Reisenden einen so unabsehbaren Wunderbau dar, als diese alte Residenz der Czaaren. 71.

Moskwa, ein Fluß im russischen Gouvernement Moskau, ist geschichtlich denkwürdig geworden durch die an seinen Ufern gelieferte **Schlacht** zwischen Napoleon's und dem russischen Heere am 7. Sept. 1812, welche von der russischen Hauptstellung auch die Schlacht bei **Borodino** oder nach dem 2 M. davon gelegenen Städtchen Mosaisk die Schlacht bei **Mosaisk** genannt wird. Nach dem Verluste von Smolensk (18. Aug.) hatte die russische Armee unter Barclay de Tolly ihren Rückzug gegen Moskau angetreten. Einige hitzige Gefechte (z. B. bei Valontina und Dorogobusch), welche der Nachtrab mit den nachrückenden Siegern zu bestehen hatte, blieben ohne weitere Entscheidung und wesentlichen Nachtheil. Barclay de Tolly nahm hierauf in den letzten Tagen des August eine Stellung zwischen Wiasma und Gzatsk, in welcher er zur Rettung Moskaus dem nahenden Feinde eine Schlacht zu liefern gedachte. Allein am 29. traf Kutusow, sein Nachfolger im Oberbefehle, im Hauptquartiere ein, setzte die Armee augenblicklich wieder in Bewegung und nahm eine andere ihm günstiger scheinende Stellung bei dem Dorfe Borodino. Der rechte Flügel lehnte sich an einen steilen Abhang und das jenseits desselben und des Kalotschabaches gelegene Dorf Borodino und dehnte sich bis an die M. aus; das Centrum zog sich über flach ansteigende Höhen und war durch zwei zu beiden Seiten eines niedergebrannten Dorfes auf dem höchsten Punkte errichtete Schanzen vertheidigt; der linke Flügel endlich dehnte sich nach dem großen bei dem Dorfe Seminofka beginnenden Walde hin und war ebenfalls durch mehrere Verschanzungen gedeckt und mit dem Centrum verbunden. Außerdem hatte Kutusow vor demselben noch eine große Verschanzung, welche das Kalotschathal bestrich, errichten lassen. Während der drei ersten Tage des September hatte Napoleon noch zu Gzatsk verweilt; nachdem er aber nähere Nachricht eingezogen hatte, ordnete er das allgemeine Vorrücken seiner Armee an und besichtigte hierauf am 5. Septbr. die Stellung des Feindes. Bald bemerkte er, daß der linke Flügel der erste Angriffspunkt sein müsse, und befahl noch am späten Nachmittag die Erstürmung der großen vor demselben gelegenen Schanze. Nach hartnäckigem Kampfe ward sie beim Einbrechen der Nacht genommen. Der 6. verfloß, einige Scharmützel ausgenommen, ruhig unter Vorbereitungen zum Kampfe für den folgenden Tag. Die Stärke beider Heere wird verschieden angegeben, am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß beide die Zahl von 155000 M. nicht überschritten. Am Morgen des 7. stieg Napoleon bereits um 5 Uhr zu Pferde, haranguirte seine Soldaten und zeigte ihnen die „Sonne von Austerlitz". Der Angriff begann um 6 Uhr. Zuerst drangen die Divisionen Compan's und Desaix's unterstützt von 60 Kanonen auf den linken Flügel der Feinde unter Bagrathion vor, nahmen die Verschanzungen und brachten um 9 Uhr den Feind zum Weichen. Auf diese Nachricht schickte Kutusow einen großen Theil seines rechten Flügels Bagrathion zu Hülfe, sah sich aber plötzlich von Eugen heftig im Centrum angegriffen und dadurch genöthigt seinen rechten Flügel vollends in dasselbe einrücken zu lassen. Vergebens aber waren die Anstrengungen der Franzosen, Boden zu gewinnen; das Feuer von 80 Kanonen warf sie in Masse nieder und der General Bonami ward bei einem Versuche, die Schanze im Mittelpunkte zu stürmen, selbst gefangen. Unterdessen hatte auch der linke feindliche Flügel unterstützt von fast 300 Geschützen wieder einige Vortheile errungen. Jetzt, gegen Mittag, beschloß Napoleon einen allgemeinen

Angriff. Der Kampf wurde fürchterlich und blieb eine Zeit lang schwankend. Zwar gewannen die Franzosen einige Vortheile, aber der Umstand, daß Kutusow seine Stellung concentrirte und einen Flankenangriff bei Borodino ausführen ließ, machte den Sieg aufs Neue schwankend. Ein neuer Angriff der Franzosen endlich gab den Ausschlag. Auf dem rechten Flügel drang Poniatowski, auf dem linken Eugen mit Erfolg vor. Gleichzeitig gewann man Terrain im Centrum, da Murat's Reiterei Zeit zum Entwickeln erhalten hatte. Die große Schanze des linken russischen Flügels ward endlich genommen und behauptet, Ney (deßhalb zum Prinzen von der Moskwa ernannt) und Davoust siegten mit Hülfe einer Batterie von 80 Geschützen im Centrum und Poniatowski brachte Tutschkow zum Weichen. Kutusow sahe sich geschlagen und zog sich Nachmittags um 3 Uhr nach Pfarewo zurück, von wo er mit einbrechender Nacht in voller Ordnung und ohne beunruhigt zu werden seinen Rückzug antrat. Der Verlust war auf beiden Seiten groß und betrug nach einer wahrscheinlichen Angabe auf russischer Seite 8000 Todte (unter ihnen Bagrathion), 18000 Verwundete und 4000 Gefangene, auf französischer 28000 Todte (darunter Bonami und Caulincourt) und Verwundete. Die nächste Folge dieses Sieges war der Fall Moskaus. 15.

Moslem (Plur. Moslemun), Gläubiger, ist der Name, mit welchem sich der Muhammedaner selbst bezeichnet und den die Abendländer in Muselmann verderbt haben. Das Wort ist nämlich das Participium der vierten Conjugation von Salama, wovon Islam (s. d. Art.) der Infinitiv ist. 9.

Mosquitos, s. Mücken.

Most, lat. mustum; fr. mout; engl. must, cute, nennt man den besonders aus Weinbeeren oder auch aus Obst, Johannes- und Stachelbeeren ausgepreßten Saft, ehe er durch die Gährung in Wein umgewandelt worden ist. Wenn die Weinbeeren möglichst vollständig zerrissen und zermalmt worden sind, so fließt viel Saft oder M. freiwillig von ihnen ab. Dieser heißt Vorlauf oder Vorlaß. Der aber noch zwischen den Hülsen stehen oder hängen gebliebene Saft muß durch Pressen mit der Kelter vollends herausgeschafft werden. Letzteres kann man ein-, zwei- auch dreimal verrichten, um den sogenannten Druckwein zu bekommen und zwar Druckwein vom ersten, zweiten und dritten Verhaue. Der zum ersten Male ausgepreßte M. ist am stärksten und am meisten gefärbt. Vermischt man alle drei Verhaue mit einander, so bekommt man einen M. zu starkem dauerhaften Weine, welcher aber nicht so angenehm ist als der Vorlaß. Bloßer Vorlaß gibt den angenehmsten, lieblichsten Wein, welcher aber nicht der dauerhafteste ist. Der frische M. enthält viel Gallerte und Zuckerstoff, welche erstere ihn zur Gährung sehr geneigt macht. 26.

Motanebbi (eigentlich Abul Tajib Ahmed al), nach von Hammer's Urtheile der größte arabische Lyriker, ward 915 n. Chr. (303 d. Hedschra) zu Kufa geboren, studirte auf der Akademie zu Damaskus und hielt sich, da er seine dichterischen Anlagen erkannte, selbst für einen Propheten (nabi), weßhalb ihm der Beiname al motanebbi (der Prophetisirende) beigelegt ward, und sammelte eine große Anzahl Anhänger. Doch der Gouverneur von Emessa, Lulu, setzte ihn gefangen und M. besann sich nun eines Bessern. Sich nun der Poesie widmend lebte er seit 948 an dem Hofe zu Aleppo, ging 957 nach Ägypten und ward von dort wegen einiger satyrischer Verse auf den Sultan flüchtig von dem Hofe zu Schiras in Persien mit offenen Armen aufgenommen (961), kehrte aber schon 965, des Hoflebens müde, nach Arabien zurück und ward auf der Reise von einem Haufen Beduinen in der Wüste angefallen, beraubt und ermordet. Seine Gedichte, 289 an der Zahl, die in einem Diwan gesammelt sind, stehen bei den Arabern in dem größten Ansehn und haben unzählige Commentatoren gefunden,

obwohl er in Form und Geschmack den ältern Dichtern weit nachsteht. Ein vollständige arabische Ausgabe hatte Reiske vorbereitet, wovon er „Proben der arabischen Dichtkunst aus Motanebbi" (Leipz. 1765. 4.) bekannt machte, sie ist aber nicht erschienen und wir haben daher außer der vollständigen deutschen Übersetzung von Hammer's (Wien 1824. 8.) nur einzelne Stücke zerstreut gedruckt erhalten. 16.

Motette, fr. motet; engl. motet; ital. motetto, war ursprünglich ein mehrstimmiges über irgend einen Text aus der Bibel gesetztes und aus einer Reihe mehrerer unter einander zusammenhängender Fugen bestehendes Tonstück. Später band man sich nicht so streng an die Fugenform und webte Chöre, Duetts, Terzetts ꝛc. mit ein, so daß die ursprüngliche Form der M. fast ganz verwischt wurde. In Deutschland, wo die eigentliche M. besonders durch Bach ihre Ausbildung erhielt, bezeichnet man jetzt jedes über einen geistlichen meist biblischen Spruch gesetztes Tonstück ohne Instrumentalbegleitung mit dem Namen Motette, während in Frankreich jede zu einem lateinischen Texte gesetzte Kirchenmusik motet genannt wird. Ob übrigens der Name M. von motus, Bewegung oder, wie Andere wollen, von dem italienischen motto abzuleiten sei, bleibt ungewiß. 29.

Mothe le Vayer (spr. —Veje) (François de la), geb. 1586 zu Paris, ein geistvoller und classisch gebildeter Mann, der auch wegen seines sittlichen und mäßigen Lebenswandels gerühmt wird, Staatsrath und Erzieher des Herzogs von Anjou, Bruders Ludwig's XIV., ist bekannt als skeptischer Philosoph im Geiste des Pyrrhonismus. In seinem „Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens, par Horatius Tubero" (Mons 1671. 12. 1673. 8. Nouvelle Edition, augmentée d'une réfutation de la philosophie sceptique ou préservatif contre le Pyrrhonisme, par Mr. J. M. Kahle, Berl. 1744. 8. Deutsch Frankfurt 1716. 2 Thle. 8.) führt er des Sextus Empiricus Gründe für die Skepsis aus, von denen er besonders den zehnten, hergenommen von der Verschiedenheit der Meinungen, Gebräuche, Sitten unter den Menschen, benutzt, um zu beweisen, daß es nichts Gewisses gebe, nicht einmal allgemeingültige Sittengesetze. Indem er dann dieselbe Verschiedenheit auch in den Religionen nachweist, kommt er auf das Resultat, daß die Vernunft unvermögend sei eine Religion für alle Menschen aufzustellen, daß vielmehr eine solche uns nur durch den weit über die Vernunft erhabenen Offenbarungsglauben mitgetheilt werde und daß zu diesem unbedingten Glauben die Einsicht in die völlige Nichtigkeit unsers Wissens uns vorbereite. — Seine übrigen Schriften, die ohne besondern philosophischen Werth sind, erschienen zu Paris 1653—1684. 3 Bde. 4. Er selbst starb daselbst 1672. 80.

Motion ist in den französischen und englischen Parliamenten der festgesetzte Ausdruck für jeden Antrag, den ein einzelnes Mitglied der Kammer zur Discussion vorlegt, und so auch in die landständischen Versammlungen anderer Länder übergegangen. 9.

Motive, fr. motif; engl. motive, ist der Beweggrund, d. h. der Grund, wodurch Jemand zum Handeln bestimmt wird und welcher daher auch dient die Handlung als eine nicht auf bloßer Willkühr, sondern auf Überlegung und Bewußtsein beruhenden zu rechtfertigen, zu motiviren. So fragt die Moral nach den Motiven einer That, d. h. nach den Begriffen, wodurch der Handelnde zur That bestimmt wurde, um dieselben an der moralischen Idee zu prüfen und darnach die That selbst zu würdigen; so motivirt der Dichter die von ihm geschilderten Empfindungen oder Zustände, besonders aber die Handlungen seiner Personen im Drama, indem er sie in einen organischen Zusammenhang mit andern Zuständen oder Empfindungen, als ihrer Veranlassung, setzt; so der Redner die einzelnen Momente seiner Rede durch ausgesprochene oder angedeutete Folgerun-

gen aus dem Frühern; so der Gesetzgeber einen Gesetzesvorschlag, indem er die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der darin enthaltenen Bestimmungen nachweist. Sache der Ästhetik, Rhetorik, Politik u. s. f. ist es dann, die Tauglichkeit und Zureichendheit der angeführten Motiven zu untersuchen. 80.

Motte, s. La Motte und Schmetterling.

Motto, lat. vox; franz. mot, devise; engl. motto, ist eigentlich eine witzige Sentenz, dann insbesondere eine aus einem Schriftsteller gewählte Stelle, die man entweder einer ganzen Schrift oder den einzelnen Abschnitten derselben vorsetzt, um sowohl den Inhalt als auch die Tendenz derselben kurz anzudeuten. 11.

Motz (Christian Friedrich Adolph von), königlich preußischer Staatsminister der Finanzen, ward den 18. Nov. 1775 zu Cassel geboren und trat nach vollendeten Universitätsstudien zu Marburg 1795 als Referendar in die Regierung zu Halberstadt ein, ward 1801 Landrath und nach der Errichtung des Königreichs Westphalen Steuerdirector für die directen Steuern im Harzdepartement, erhielt 1813 die Direction der Gouvernementscommission für das Königreich und 1815 die Verwaltung der Provinz Fulda für Preußen, nach deren Anfall an Hessen er 1816 Vicepräsident, 1818 Chefpräsident der Regierung zu Erfurt, 1821 interimistischer und 1824 wirklicher Oberpräsident der Provinz Sachsen zu Magdeburg ward und endlich 1825 mit dem geheimen Staats- und Finanzminister von Klewitz seinen Posten umtauschte. In dieser letztern hohen Stellung bewährte er das Vertrauen seines Monarchen auf die ausgezeichnetste Weise, indem er mit der größten Umsicht und Thätigkeit das preußische Finanzsystem auf die festesten Grundlagen stellte, dadurch den Staatscredit bedeutend hob und den innern Mechanismus sehr vereinfachte. Leider sollte er aber die Ausführung seines großen Planes, den Handel und die Gewerbsthätigkeit Deutschlands durch einen allgemeinen Zollverband zu begünstigen und zu heben, nicht erleben; denn er starb schon den 30. Juni 1830 und sein Nachfolger Maaßen (s. d. Art.) brachte das Werk, so weit es bis jetzt möglich war, zur Vollendung. 16.

Moucheron (spr. Muscherong), ist der Name von zwei ausgezeichneten niederländischen Landschaftsmalern. — Friedrich M., der Vater, geb. 1633 zu Emden, ein Schüler Asselyn's, hielt sich längere Zeit zu Paris auf und ließ sich später zu Amsterdam nieder, wo Adrian van der Velde die Figuren und Thiere zu seinen meisten Gemälden lieferte. Hier starb er auch im Jahre 1686. — Bei der Mehrzahl seiner trefflich gezeichneten, gut colorirten und höchst sorgfältig ausgeführten Landschaften findet man einen Fluß oder anderes Wasser angebracht, in welchem sich die Gegenstände spiegeln. Die wiener Galerie besitzt zwei Stücke von ihm. — Isaak M., des Vorigen Sohn, geb. 1670 zu Amsterdam, vollendete seine Ausbildung zu Rom und wird noch höher geschätzt als der Vater. Besonders rühmt man bei ihm eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Perspective und Architektur, schönes, durchsichtiges Colorit und piquante Auffassung der einzelnen Gegenstände. Auch hat man Kupferstiche von ihm, die sehr hochgeschätzt werden. Er starb im Jahre 1734 zu Amsterdam. 36.

Mounier (spr. Munië) (Jean Joseph), eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der französischen Nationalversammlung von 1789, geb. den 12. Novbr. 1758 zu Grenoble, studirte die Rechte, ward 1779 Advocat und Mitglied des königlichen Gerichtshofes seiner Vaterstadt, schloß sich hierauf der im Jahre 1788 in der Dauphiné ausgebrochenen Bewegung an und übernahm in der im Juli desselben Jahres zusammengetretenen Provinzialversammlung das Amt eines Secretairs. Schon hier erwarb er sich durch edle Freimüthigkeit sowohl wie durch seine Mäßigung die allgemeine Achtung in so hohem Grade, daß er im folgenden Jahre einstimmig als Deputirter in die Nationalversammlung gewählt wurde.

Begeistert von der Idee, zum Wohle seines Vaterlandes nach Kräften beizutragen, suchte er gleich in den ersten Sitzungen die so nöthige Vereinigung zwischen den drei Ständen zu bewerkstelligen, ohne aber zu gehässigen Maßregeln zu rathen, schlug hierauf vor einen Eid zu leisten, daß man sich nicht eher als nach Beendigung aller Arbeiten trennen wolle, und trat überhaupt stets mit siegender Beredsamkeit hervor, wo es die Interessen des Vaterlandes ihm zu heischen schienen. Muthig dagegen bekämpfte er auch alle gegen den König und dessen Familie laut werdende Vorschläge und Invectiven und vertheidigte zu wiederholten Malen das monarchische Princip, als nothwendiges Erforderniß, dessen Frankreich zu seinem Glücke unumgänglich bedürfe. Doch seine Stimme wurde übertäubt von jener schon damals sichtbar hervortretenden Partei, welche nicht reformiren, sondern zerstören wollte. Zwar ward er in den letzten Tagen des September Präsident, vermochte aber aller Anstrengungen ungeachtet nicht die Gräuel des 5. und 6. Octbr. abzuwenden. Überzeugt, daß der Lauf der Ereignisse nicht mehr aufzuhalten sei, reichte er am 8. seine Entlassung ein und begab sich, da ihm Gefahr drohte, einige Tage nachher in die Dauphiné zurück. Hier lebte er ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu Grenoble, begab sich aber, als er hier nicht mehr sicher war, im Jahre 1790 nach Genf und von hier ebenfalls vertrieben im Jahre 1795 nach Deutschland. In Weimar fand er ehrenvolle Aufnahme und wurde vom Herzoge veranlaßt zu Belvedere eine Erziehungsanstalt zu gründen. Mit ausgezeichnetem Erfolge wirkte er hier bis zum Jahre 1801, wo er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Im Jahre 1802 ward er Präfect des Departements der Ille und Vilaine und im Jahre 1804 Staatsrath. Sein Tod erfolgte am 26. Febr. 1806. — Unter seinen Schriften, welche sich meist auf die französische Revolution beziehen und manchen Aufschluß gewähren, sind die wichtigsten: „Nouvelles observations sur les Etats-Généraux" (Paris 1788); „Recherches sur les causes, qui ont empêché les Français de devenir libres" (Genf 1792. 2 Voll.); „Considérations sur le gouvernement" etc. (Paris 1789); „Adolph" (Bern 1794); „Relation des malheurs du Genève" und „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés, sur la révolution de France" (Tübing. 1801. Par. 1821). — Sein Sohn, Eduard Claude Philipp, Baron M., ist Pair von Frankreich. 22.

Mouradgea d'Ohsson (spr. Muradscha d'Ohsong) (Ignaz), der berühmte Schriftsteller über die Türkei, war der Sohn eines Armeniers, welcher als schwedischer Consul zu Constantinopel lebte, ward 1740 geboren und erlernte, um sich dem Stande seines Vaters mit Erfolge widmen zu können, die vorzüglichsten Sprachen des Orients und Occidents. Sein Studium der Geschichte des Morgenlandes ließ ihn aber bald die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel dazu erkennen und er entschloß sich daher zur Ausarbeitung einer umfassenden und gründlichen Beschreibung des türkischen Reichs und war auch so glücklich, daß ihm wegen seiner genauen Bekanntschaft mit den obersten Staatsbeamten die vorzüglichsten Archive geöffnet wurden. So sammelte er bis 1784, während welcher Zeit er allmählig Secretair und Dolmetscher der schwedischen Gesandtschaft und 1782 selbst schwedischer Chargé d'affaires geworden war, und begab sich zur Ausarbeitung des Werks nach Paris, wo er auch von Mallet du Pan unterstützt 1787—1790 die beiden ersten Bände seines „Tableau général de l'empire othoman" (2 Bde. Fol. mit 137 Kpfrn., kleinere Ausgabe 1788—1790. 5 Bde. Deutsch von Chr. Dan. Beck. Leipz. 1788—1793. 2 Bde.) erscheinen ließ, dessen allseitige Reichhaltigkeit die Abendländer plötzlich über ihre bisherige Unwissenheit in dieser Hinsicht belehrte und welches noch lange die vorzüglichste Quelle der Kenntniß jenes Reichs bleiben wird. Der Ausbruch der französischen Revolution verlaßte ihn

über Wien nach Conſtantinopel zurückzukehren, wo er von Selim III. ſehr gut aufgenommen und 1795 zum ſchwediſchen Geſandten ernannt ward, von wo er aber 1799 mit neuen Materialienſammlungen nach Paris zurückkehrte. Hier hatten freilich die Gräuel des Revolution ſeine dort aufbewahrten Sammlungen größtentheils vernichtet; jedoch faßte er den Plan ſeinen ſtatiſtiſchen Unterſuchungen noch ein großes geſchichtliches Werk beizufügen, deſſen zwei erſte Bände auch unter dem Titel: „Tableau historique de l'Orient“ (Paris 1804), die Geſchichte des perſiſchen Reichs bis zu ſeiner Zerſtörung durch die Araber (640 n. Chr.) enthaltend, erſchienen. Wegen des zwiſchen Frankreich und Schweden eingetretenen Bruchs mußte er aber Paris verlaſſen und begab ſich in das Schloß Bièvre, wo er in einſamen Studien, im Schoße ſeiner Familie und im Umgange mit treuen Freunden bis an ſeinem Tod (den 27. Aug. 1807) zubrachte. Sein Sohn gab 1821 den dritten Theil dieſes Werkes unter dem Titel: „Tableau général de l'empire othoman“ und 1824 die von ihm bearbeitete Vollendung unter dem Titel: „L'histoire de la maison othomanne“ (4. Theil) heraus. 16.

Mouſſiren ſagt man von ſcharfen Flüſſigkeiten, von Champagner, Bier ꝛc., wenn ſie ſtark ſchäumen. Dieſes rührt von der kohlenſauren Luft her und erfolgt, wenn ſie in Flaſchen gefüllt und eingepfropft werden, ehe ſie ausgegohren haben. 35.

Moxa, Brenncylinder, iſt ein kleiner, 1 Zoll hoher, unter 8—10 Linien breiter, aber ſpitzzulaufender Kegel, der aus einer brennbaren Subſtanz, am meiſten aus Baumwolle oder Charpie, mittelſt eines Fadens mehr oder weniger feſt zuſammengewickelt oder aus dem Marke der Sonnenblume (helianth. annuus) bereitet und an ſeiner Spitze angebrannt an eine beliebige Stelle der Haut, da, wo dieſelbe nicht zu dünn und nicht unmittelbar auf Knochen oder Flechſen aufliegt, aufgeſetzt wird, wo er mit dem Moxahalter, einem mit einem Handgriffe verſehenen Ringe, feſtgehalten wird. Die Wirkung der M. iſt eine je nach der Größe und Dichtigkeit derſelben zu beſtimmende, mehr oder weniger tiefe Verbrennung der Haut, der eine Entzündung derſelben, Lostrennung des Brandſchorfs und tiefe Eiterung folgt. Dieſe Wirkungen der M. ſind es, die ſich in gewiſſen Krankheiten, namentlich da, wo man keine ſo eindringende Wirkung des Feuers, als durch das Cauterium (ſ. d. Art.) erreicht wird, bedarf, vom günſtigſten Erfolge erwieſen haben. Dem zufolge wendet man die M. bei tiefliegenden kalten Abſceſſen, vorzüglich in der Gegend der Rückenwirbel, ſo wie überhaupt bei verſchiedenen Krankheiten der Rückenwirbelſäule, bei Lähmungen, ſchwarzem Staar, Epilepſie, bei Krankheiten der Gelenke, Gelenkwaſſerſucht, bei hartnäckigen Rheumatismen, bei angehender Lungenſucht ꝛc. an. — Die M. ſtammt von den Chineſen und Japaneſen, von denen ſie die Portugieſen zu uns gebracht haben; daher auch ihr Name, indem das portugieſiſche Wort mechia ſo viel als Wieke heißt. Larrey, erſter Arzt der franzöſiſchen Armee, hat ſie in neuerer Zeit vorzüglich fleißig angewendet und nachdrücklich empfohlen. 39.

Mozambique (ſpr. Moſangbihk), ein Küſtenſtrich des öſtlichen Afrika zwiſchen 10° — 19° S. Br., erſtreckt ſich in einer Länge von mehr als 140 Meil. von dem Zambeze nördlich bis zum Cap Delgado, über welchem hinaus die Küſte den Namen Zanguebar (ſ. d. Art.) führt. Im Allgemeinen haben wir von der Beſchaffenheit dieſes Landſtrichs ſehr geringe Kenntniſſe und dieſe beziehen ſich auch nur auf den dem Meere am nächſten gelegenen Theil; das Innere iſt ſo gut wie unerforſcht. Wahrſcheinlich zieht ſich hier das Lupatagebirge in nördlicher Richtung nach dem Hochlande von Habeſch fort; denn das von Einigen angeführte Chinggebirge ſcheint nichts als eine Fortſetzung oder ein Zweig des Lupata zu ſein. Gleich unbeſtimmt ſind die Angaben über den häufig erwähnten und auf den Charten parallel mit der Küſte angegebenen Zambreſee (Morawi). Vom Küſten-

lande selbst wissen wir nur so viel, daß es allmählig gegen das Innere emporsteigt, von Buchten und Flüssen durchschnitten und äußerst fruchtbar, jedoch ungesund ist. In den dichten Wäldern finden sich viele Fruchtbäume und verschiedene Gattungen von Wild; an den Küsten Fische und Schildkröten. Die Bewohner Mozambiques sind Neger von dem Stamme der Makua's, in viele Stämme getheilt, stark, wild und zum Kriege geneigt. Sie leben theils frei im Innern, wo sie mehrere Staaten (angeblich Mongallo, Angocha) bilden, theils in Quintangona, Sain-Cul, Sereima unter Sheiks abhängig von den Portugiesen. Letztere, bis jetzt noch beschützt von den treuen Makua's der Küste, gelten als Herren des Landes. Die Hauptstadt der Colonie ist Mozambique (erbaut im Jahre 1510) auf einer Insel unweit der Küste unter 15° 2′ 12″ S. Br. und 58° 22′ 45″ L. gelegen, mit 10000 Einw., ein Gemisch von Negern, Europäern, Hindus und Arabern. Hier ist der Sitz des Generalgouverneurs und Bischofs und des Handels mit Ostindien (Goa). Letzterer wird vorzüglich mit Gold (aus dem Gebirge des Innern), Elfenbein und Negersklaven betrieben, hat aber in neuerer Zeit sehr abgenommen seit die Freiheit des Menschenhandels aufgehört hat. Außer Mozambique sind noch Angora und Querimbo als einigermaßen wichtige Punkte der Niederlassung zu erwähnen. — Übrigens geht gegenwärtig die Herrschaft der Portugiesen ihrem Ende entgegen, indem die Makua's des Gebirgs und madagaskarische Piraten eine Niederlassung nach der andern zerstören. 15.

Mozaraber oder **Mostaraber** (unächte Araber), nennen die Araber diejenigen unter sich, welche ihren Ursprung von Ismael ableiten, indem nur die von Joktan (Kachtan) abstammenden sich für ächte Araber halten. Später wurde der Name in Spanien den Arabern beigelegt, welche zum Christenthume übergegangen waren und ihre Liturgie, welche bis nach der Vertreibung der Araber aus Spanien arabisch war, hieß demnach die mozarabische. 30.

Mozart (Leopold), geb. den 14. Dec. 1719 zu Augsburg, war Director der erzbischöflichen Kapelle zu Salzburg und hat sich durch seinen „Versuch einer gründlichen Violinschule" (Augsb. 1756) und mehrere Compositionen einiges Verdienst erworben. Er starb im Jahre 1787 und verdient hier eine Stelle als der Vater des großen W. A. Mozart. 36.

Mozart (Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus) ward den 27. Jan. 1756 zu Salzburg geboren. Bereits im 3. Jahre zeigte er eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für Musik und kaum hatte er im 4. von seinem Vater Unterricht in den ersten Anfangsgründen erhalten, als er mit seltener Präcision selbst schwierigere Stücke auf dem Clavière vorzutragen vermochte. Merkwürdig ist es, daß ihn seit dieser Zeit alle dem kindlichen Alter sonst so werthen Spiele nicht mehr anzogen; nur die Töne erfüllten seine Seele und im 5. Jahre schon setzte er ein schwieriges, vollkommen richtiges Clavierconcert, durch welches sein Vater dergestalt überrascht wurde, daß er zur Aufmunterung des talentvollen Knaben ein öffentliches Auftreten bereits im folgenden Jahre für nöthig hielt. In München, dann in Wien vor dem kaiserlichen Hofe erntete Wolfgang seine ersten Lorbeeren; Kenner, wie Nichtkenner erstaunten und ersterer um so mehr, als der kleine Künstler nur von ihnen beurtheilt sein wollte, ein Beweis, daß sich jetzt schon sein Streben nach wahrer Künstlerschaft zu entwickeln begann. Im folgenden Jahre (1763) unternahm er hierauf in Begleitung seiner Familie eine Reise durch Deutschland, wo man ihn überall mit gleicher Bewunderung aufnahm, und ging dann im November nach Versailles. Nach halbjährigem Aufenthalte daselbst und zu Paris, während dessen seine ersten Claviersonaten im Drucke erschienen, reiste er im Jahre 1764 über Calais nach London und fand hier ebenfalls, besonders durch die vollendete Meisterschaft, mit welcher er Bach's, Händel's und andere schwierige Sonaten vom Blatte vortrug, am Hofe und überall, wo er sich hören ließ, bewun-

Digitized by Google

dernde Anerkennung. Vor seiner Abreise von London componirte er noch 6 Sonaten und widmete sie der Königin Charlotte. Im Jahre 1765 verließ er England und ging in die Niederlande, wo er sich vor dem Erbstatthalter hören ließ, besuchte dann nochmals Paris und Versailles und trat von hier aus im Jahre 1766 über Lyon, die Schweitz und München seine Rückreise nach Salzburg an. Diese drei Jahre seiner Abwesenheit hatten einem immerwährenden Triumphzuge geglichen. In Salzburg verlebte jetzt M. ein Jahr abwechselnd mit Studien und Componiren beschäftigt und ging dann wieder nach Wien, wo er im Auftrage des Kaisers Joseph die komische Oper: „La finta semplice" componirte, welche, obwohl sie nicht aufgeführt wurde, dennoch den Beifall Hasse's und Metastasio's erhielt. In demselben Jahre noch dirigirte er bei der Einweihung der wiener Waisenhauskirche ein von ihm selbst componirtes Offertorium zur vollkommenen Zufriedenheit aller Männer vom Fache. Nach seiner Rückkehr nach Salzburg trat er das Amt eines Concertmeisters beim Hoforchester daselbst an, doch schon im Jahre 1769 legte er dasselbe wieder nieder und begab sich mit seinem Vater nach Italien. Hier wurde er bald der Gegenstand des höchsten Erstaunens und erregte besonders in Rom dadurch ein fast beispielloses Aufsehen, daß er das damals noch so sehr geheim gehaltene Miserere nach zweimaligem Anhören in der sixtinischen Kapelle aus dem Gedächtnisse vorspielte und aufsetzte. Er wurde dafür Ritter vom goldenen Sporn, so wie ihm auch die philharmonische Akademie zu Bologna zum Mitgliede und Kapellmeister ernannte. Von Neapel, wo man sein vollendetes Clavierspiel einem Zauberringe zuschrieb, ging er im Jahre 1770 nach Mailand und componirte hier seine erste Oper: „Mithridates", welche 20mal nach einander aufgeführt wurde. Ruhmgekrönt kehrte er nach Salzburg zurück, übernahm hier im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia die Composition der zur Feier der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand bestimmten Serenade und begab sich dann wieder nach Mailand, wo er noch die Oper: „Lucio Silla", welche 26mal nach einander zur Aufführung kam, ferner zwei große Messen, die komische Oper: „La finta giardiniera" und mehrere andere Musikstücke componirte. Im Jahre 1776 unternahm er eine zweite Reise nach Paris, in der Absicht eine Oper daselbst zur Aufführung zu bringen; die kalte Aufnahme von Gluck's „Alceste" indeß, welche damals zum ersten Male in Scene gesetzt wurde, so wie der Tod seiner Mutter bestimmten ihn zur Rückkehr nach Salzburg. Von hier endlich ging er in seinem 24. Jahre wieder nach Wien und trat in die Dienste des Kaisers, die er trotz der glänzendsten Anerbietungen fremder Höfe nie wieder verließ. — Jetzt beginnt die glänzendste Periode im Künstlerleben M.'s. In einem Zeitraume von 11 Jahren schuf er jene Meisterwerke, welche seinen Namen für alle Zeiten verewigt haben. An das letzte derselben, das Requiem, knüpft sich eine schaurige Sage, welche bis jetzt noch nicht hinlängliche Aufklärung erhalten hat. Eines Tages, so erzählt sie, tritt ein Unbekannter zu M. herein und bringt ihm einen Brief ohne Unterschrift, in welchem ihm die Composition einer Seelenmesse aufgetragen und zugleich um den Termin der Ablieferung und den Preis gefragt wird. M. willigt in die Übernahme des Auftrags und fordert 100 (200) Ducaten, bedingt sich aber die Zeit der Ablieferung nach seiner Willkühr. Der geheimnißvolle Bote erscheint in einigen Tagen wieder und bringt einen zweiten anonymen Brief, in welchem mehr noch als die festgesetzte Summe und die Versicherung enthalten ist, daß man ohne zu drängen die Zeit der Ablieferung dem Componisten überlassen wolle. Bald darauf wird M. mit der Composition einer Oper für die Krönung zu Prag („Titus") beauftragt und ist eben im Begriffe dahin abzureisen, als ihm am Wagen jener Unbekannte entgegentritt und nach der Seelenmesse fragt. M. verspricht sie nach seiner Rückkehr schnell zu fördern und thut dieß auch mit so großem Fleiße und Eifer, daß das Werk schnell seiner Beendigung naht. Doch erschöpft

von so großen Anstrengungen fällt der edle Künstler in Schwermuth. Das Agnus dei im Requiem war sein Schwanengesang. Möge diese Sage einen Ursprung haben, welchen sie wolle, so viel ist wenigstens gewiß, daß das Requiem bedeutend auf M. einwirkte. Ganz entkräftet starb der große Mann am 5. Dec. 1791. — Die Werke M.'s, deren Zahl sich auf mehr als 400 beläuft, hier anzuführen, ist unmöglich. Keinen Zweig der Musik gibt es, in welchem M. nicht Ausgezeichnetes geleistet hätte. In Vielem ist er unübertroffen geblieben. Wir haben von ihm Messen, Psalmen, Motetten, Oratorien, Cantaten, Symphonien, Divertissements, Sonaten für Violine, Clavier, Horn ꝛc., Concerts, Trios, Quartetts ꝛc., Lieder, Kanons und Opern. Von letzteren erwähnen wir nur die italienischen: „Idomeneo" (1780), „Le nozze di Figaro" (1786), „Don Giovanni" (1787), „Cosi fan tutte" (1790), „La clemenza di Tito" (1791) und die deutschen: „Die Entführung aus dem Serail" (1782), „Der Schauspieldirector" (1786) und die „Zauberflöte" (1791). Die Mozart'sche Musik gehört nicht der deutschen, noch einer andern Nation an; sie ist der Welt. Ihre Eigenthümlichkeiten aber erklären zu wollen, ist eine Unmöglichkeit; denn wir fühlen wohl das Außerordentliche, das Erschütternde derselben, aber das Geheimniß, wie M. dieß schaffen konnte, bleibt uns verborgen. Seine Harmonien, in einander verschlungen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, erscheinen alles irdischen Stoffs ledig und schwingen sich, das Nahe mit dem Fernen verbindend, zu einer Höhe, von wo herab sie wie Geister in übernatürlicher Sprache zu unserm Herzen sprechen. Oft tönen sie wie eine Stimme des Jenseits, wie eine Ahndung des Unendlichen in unserer Seele, oft versetzen sie das Herz mit magischer Gewalt in süße Wonne, in ein seliges Behagen, für dessen Entstehen man keine Rechenschaft zu geben vermag. Das eben ist das Außerordentliche in der Musik M.'s, daß er in der Bezeichnung jeder Empfindung, der zartesten wie der stärksten, der Freude wie des Schreckens, gleich groß dasteht, indem er Alles in eine verborgene Beziehung zum Unsichtbaren, zum Überirdischen in Welt und Menschen zu bringen weiß. Deßhalb erscheint bei ihm selbst das Abschreckende und Gräßliche geläutert und geadelt, wenigstens in einer mildern Gestalt. Seine Melodien, innig verwebt mit der Harmonie, nicht erdrückt und übertäubt von derselben, bewegen sich stets in den schönsten wohlklingendsten Wendungen und setzen Kenner wie Laien in Entzücken. Darum ist M.'s Musik durchaus rein und selbstständig und verständlich ohne Poesie; darum aber steht auch M. da als der größten Musiker einer, ja wohl als der größte, denn Gluck, Haydn und Beethoven, in Einzelnem wohl ihm gleich, umfassen doch nicht das Gesammtreich der Tonkunst so gewaltig wie er. — Dieß genüge über M.'s Musik. Gleich liebenswürdig steht der große Künstler auch als Mensch da. Wahr, anspruchslos, mild, freundlich und dankbar bewährte er bis zu seinem Tode ein wahrhaft kindliches Gemüth, kümmerte sich in seinem Streben nicht um das Treiben der Welt und erfüllte seine gesellschaftlichen Pflichten mit uneigennütziger Gewissenhaftigkeit. Der Vormittag war den Tönen gewidmet und meist traf man ihn componirend im Bette. Fast einzige Erholung gewährte ihm das Billard, welches er leidenschaftlich liebte. Von kleiner, unansehnlicher Gestalt, machte sein blasses Gesicht auf den ersten Anblick wenig Eindruck, aber bald erkannte man im Auge den schöpferischen Genius, der ihn zu allem Herrlichen und Edeln begeisterte. — M. hinterließ aus seiner Ehe mit Constanze Weber zwei Söhne, von denen sich der Jüngere, Wolfgang Amadeus, geb. 1791, als tüchtiger Clavierspieler und braver Componist bekannt gemacht hat. — Vergl. „Biographie W. A. Mozart's, nach Originalbriefen, Sammlungen ꝛc von G. N. von Nissen" (Leipz. 1828). 36.

Mucius Scävola (eigentlich **Cajus Mucius Cordus**) einer der edelsten Römerjünglinge aus den frühesten Zeiten der Republik, faßte, als 506 vor Chr.

Porſenna, König der Etrusker, Rom belagerte und die Einwohner dieſer Stadt theils durch die Belagerung ſelbſt, theils aber auch und noch mehr durch Mangel an Lebensmitteln hart gedrückt wurden, den ſelbſt vom Senate gebilligten Entſchluß, durch den er ſeine Vaterſtadt vom Untergange rettete. Er ging nämlich in etruriſcher Kleidung in das feindliche Lager und drang bis in das Zelt des Königs. Indeß fand er dieſen nicht allein, ſondern es befand ſich noch ſein Secretair bei ihm. M., ohne es zu wiſſen, welcher von beiden Porſenna ſei, durchſtach mit ſeinem Dolche den Secretair. Er ward ſogleich ergriffen und auf die Frage: wer er ſei? gab er dem Perſenna ruhig zur Antwort: „Ich bin der Römer M. Cordus; meine Abſicht war, mein Vaterland von ſeinem grauſamſten Feinde zu befreien. Meinen Muth haſt du geſehen, aber auch meine Standhaftigkeit wirſt du durch keine Marter bezwingen können.“ Nach dieſen Worten ſteckte er gelaſſen und zornig, daß ſein Dolch den rechten Mann verfehlt habe, ſeine rechte Hand in ein glühendes Kohlenbecken und ließ ſie, ohne den geringſten Schmerz zu äußern, eine ziemlich lange Zeit darin. Porſenna erſtaunte über ihn und ſchenkte ihm aus Achtung gegen ſeine Unerſchrockenheit das Leben und den Dolch, der ihn hatte treffen ſollen. Gleichſam aus Dankbarkeit erklärte hierauf M. dem Porſenna: „Noch 300 römiſche Jünglinge haben ſich gegen dich verſchworen, ſie ſind bereit daſſelbe zu thun, was ich gethan habe.“ Geſchreckt durch dieſe Drohung hob Porſenna die Belagerung auf und zog ab. M. dagegen erhielt von dieſem Vorfalle außer dem Namen Scävola (Linkhand), auch ein Stück Land über dem Tibris zur Belohnung, das von ihm den Namen Mucia prata (die muciſchen Wieſen) erhielt. Noch lange lebte ſein Heldenmuth in dem Gedächtniſſe der Römer fort. 20.

Mucklaufen, ſ. Amock.

Mücke, lat. culex; franz. cousin; engl. gnat, iſt eine Inſectengattung mit zwei durchſichtigen Flügeln und einem Saugrüſſel, an welchem ein oder zwei Häkchen ſichtbar ſind, Kopf, Hals und Leib ſind wie durch einen dünnen Faden mit einander verknüpft und an letzterem bemerkt man 5—10 Einſchnitte. Ihre Fortpflanzung geſchieht vermittelſt der Eier, die ſie in Menge (300—400) auf der Oberfläche des Waſſers, auf Waſſerpflanzen oder an andern ſumpfigen Orten legen. Aus dieſen entwickeln ſich nach einigen Tagen weiße zapfenförmige Larven und nachdem ſich dieſe verpuppt haben, kriechen die M. aus. Die bei uns gemeinen Mücken oder Stechſchnacken (culex pipiens), nach Oken dieſelben, welche in wärmern Ländern Musquitos oder Maringouins heißen, haben mehrgliederige Fühlhörner und längere Füße als jene andern und ſchwärmen beſonders in der Abenddämmerung in der Luft herum. Durch die Stiche, welche nur das Weibchen beibringen ſoll, peinigen ſie Menſchen und Thiere, und namentlich die Stiche der Musquitos haben gewöhnlich eine Entzündung zur Folge. Durch Beſtreichung des Geſichts und der übrigen unbedeckten Theile des Körpers mit Öl oder Fett ſucht man ſich gegen dieſe Blutſauger zu ſchützen. 35.

Müffling (Friedrich Karl Ferdinand von), königlich preußiſcher General der Infanterie, geb. 1775 zu Halle, woſelbſt ſein Vater Hauptmann war, trat ſehr jung in preußiſche Kriegsdienſte, wo er ſich durch ſeinen Eifer im Studium ſeines Faches ſo rühmlich auszeichnete, daß er in den Generalquartiermeiſterſtab verſetzt ward und 1806 als Hauptmann in demſelben der unglücklichen Schlacht von Jena beiwohnte. Gefangen und ohne alle Hülfsmittel wandte er ſich an den Herzog von Weimar, der ihn als Geheimerath und Vicekammerpräſident anſtellte. 1813 trat er jedoch wiederum in preußiſche Dienſte und focht nun als erſter Generalſtabsofficier und Obriſtlieutenant unter Blücher's Oberbefehle bei Lützen, Bautzen und im ganzen ruhmvollen Feldzuge der ſchleſiſchen Armee in allen Schlachten in Deutſchland und Frankreich mit und nahm thätigen Antheil

an der Entwerfung der damaligen großen Operationen. Er war 1815 als Generalmajor noch in Blücher's Hauptquartiere, nach Napoleon's Rückkehr, als die Revolte der Sachsen daselbst stattfand und ward hierauf als Commissair der preußischen Armee zu Wellington gesandt, als welcher er die Schlacht bei Belle Alliance mitmachte. Nach dem Einzuge der Verbündeten ward er erster Commandant von Paris, blieb dann 1816 als preußischer Bevollmächtigter bei der Besatzungsarmee unter Wellington in Frankreich, ward 1817 Generallieutenant, 1819 Director der großen Vermessungen am Rheine und kehrte 1820 von Coblenz nach Berlin zurück, um die Leitung des Generalstabes zu übernehmen, für welchen er außerordentlich viel that. 1829 ward ihm, auf Verlangen Rußlands, der ehrenvolle Auftrag zur Friedensvermittlung zwischen dieser Macht und der Pforte. Die Russen standen bei Adrianopel, als M. beim Sultane seine Unterhandlungen begann und den Frieden schloß. Nach Berlin zurückgekehrt ward er Chef des 7. Armeecorps in Münster. Auch als Schriftsteller unter der Chiffre C. v. W. ist er bekannt. Seine vorzüglichsten Schriften sind „Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee 1806" (Weimar 1807); „Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die östreichischen Generäle" (Weimar 1808); „Die preußisch-russische Campagne 1813" (Breslau 1813. 2. Aufl. Leipz. 1815); „Geschichte des Feldzugs unter Wellington und Blücher" (Stuttgart 1817); „Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814"; „Die Feldzüge der schlesischen Armee unter Blücher" (Berlin 1824); „Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten u. s. w." (Berlin 1825); „Napoleon's Strategie im Jahre 1813" (Berlin 1827). Vorzüglich hat er sich um militairisches Messen und Aufnehmen verdient gemacht und diese auch in der neuesten Zeit durch einige treffliche Werke befördert. 82.

Mühlberg (Schlacht bei), s. Johann Friedrich I.

Mühle, lat. mola; franz. moulin; engl. mill, nennt man eine jede Maschine, welche vermöge einer äußern Kraft in eine umdrehende Bewegung versetzt gewisse Naturproducte so zurichtet, daß sie von den Menschen nützlicher und bequemer gebraucht werden können. Die zur Bewegung einer M. erforderliche Kraft kann außer der Muskelkraft der Menschen und Thiere, auch die Kraft des Wassers, des Windes und der heißen Wasserdämpfe sein. Sämmtliche Mühlwerke lassen sich in zwei Hauptclassen bringen: als Mühlen der Einrichtung oder dem Zwecke nach und Mühlen dem Triebe oder der bewegenden Kraft nach. Die zur ersten Classe gehörigen Mühlen heißen: 1) Zerreibungs- oder Mahlmühlen oder Mühlen im engern und ältern Sinne, wenn man mit ihnen das Zerreiben der Materialien beabsichtigt; zu ihnen gehören die Mehl-, Schrot-, Graupen-, Gewürz-, Caffee-, Senf-, Stärke-, Gyps-, Kalk-, Farbe-, Cement-, Traß- ꝛc. Mühlen. 2) Schneidemühlen, wenn man mittelst ihrer das Zerschneiden der Materie verrichtet; hierher gehören die Holzsäge-, Bret-, Steinschneide-, Häkerlings-, Tabaksschneide- ꝛc. Mühlen. 3) Stampfmühlen, wenn die Materien zerstoßen oder zerstampft werden; hierher rechnet man die Öl-, Pulver-, Loh-, Walk-, Papier- ꝛc. Mühlen. 4) Hammermühlen oder Hammerwerke, wenn sie für die Zwecke des Schlagens oder Zerschlagens mittelst Hämmern eingerichtet sind. 5) Bohrmühlen. 6) Schleifmühlen, und endlich 7) Separations- oder Vermischungsmühlen. Dem Triebe oder der bewegenden Kraft nach unterscheidet man die Mühlen in 1) Wassermühlen. Diese sind entweder auf dem festem Lande erbaut und heißen Pfahlmühlen, oder sie sind auf Schiffen angelegt und werden Schiffmühlen genannt. Die erstern theilt man wieder in oberschlächtige und unterschlächtige Mühlen, je nachdem ihr Wasserrad durch die Schwere des oben darauffallenden oder durch die Gewalt des darunter wegströmenden Was-

sers in Bewegung gesetzt wird. Die oberschlächtigen Mühlen sind meist nur in Berggegenden zu finden. Da bei ihnen das Wasser hauptsächlich durch sein Gewicht wirkt, so ist das Rad an seinem Umfange mit Trögen und Zellen versehen. Die unterschlächtigen Mühlen, deren Betrieb durch ein in einem Gerinne laufendes Wasserrad geschieht, sind bei Weitem die gewöhnlichste Art, da bei derselben der geringste Wasserfall angewendet und daher solche in fast allen Flüssen und Canälen angelegt werden können. Die unterschlächtigen Mühlen sind entweder Stabermühlen, wenn deren Wasserrad aus zwei parallelen in einiger Entfernung von einander befindlichen gleichgroßen ringförmigen durch Arme mit dem Wellbaume verbundenen Kränzen besteht, zwischen welchen Schaufeln ihre Befestigung haben, oder Straubemühlen, deren Wasserrad nur aus einem durch Arme mit der Welle verbundenen Kranze besteht, auf welchem Schaufeln nach der Richtung des Halbmessers befestigt sind, oder auch Panstermühlen, wenn das Wasserrad mit seiner Welle höher oder niedriger gestellt werden kann, je nachdem das Wasser steigt oder fällt. Man hat ferner horizontale Wassermühlen, oder Mühlen mit horizontalen Rädern (turbines), welche bis jetzt noch die seltensten sind. Sie haben den Vortheil einer einfachen Construction vor den andern Mühlen, indem nämlich der Läufer an die Achse des Wasserrades selbst gesetzt werden kann. 2) Windmühlen. Diese werden durch die Kraft des Windes mittelst großer und breiter Flügel, welche an einem um seine Achse beweglichen großen horizontalen Wellbaume befestigt sind, in Umtrieb gesetzt. Diese umdrehende Bewegung des Wellbaumes wird durch Räder und Hebelwerke nach andern Maschinentheilen hingepflanzt. Ein Haupterforderniß bei den Windmühlenflügeln ist, daß man sie leicht gegen den Wind richten kann, er mag herkommen aus welcher Himmelsgegend er wolle. Oft ruht daher, um dieses Drehen zu verrichten, das ganze Mühlengebäude, welches die Maschine mit den Flügeln enthält, auf einem verticalen Wellbaume und kann mit Allem, was sich darin befindet, mittelst eines langen Hebels um die Achse gedreht werden. Alsdann kann freilich das Gebäude nur leicht und von Holz aufgeführt werden, wie dieß bei den sogenannten deutschen Wind- oder Bockmühlen der Fall ist. Sind dagegen die Flügel sammt der Welle und dem an der Welle sitzenden Rade blos vermöge Laufrollen mit dem Dache oder der Haube beweglich, dann kann das Gebäude von Stein fest an die Erde gebaut sein und es steht bei ihnen nicht zu befürchten, daß sie wie jene Windmühlen von starken Winden umgeworfen werden. Letztere heißen holländische Windmühlen, weil sie in Holland erfunden worden und dort sehr gebräuchlich sind. Man hat aber Windmühlen, welche doch stets im Gange sind, ohne daß sie nach dem Winde gerichtet zu werden brauchen. Es sind dieß die über dem Dache in horizontaler Fläche sich drehenden, mit verticalem Wellbaume versehenen horizontalen Windflügel, während jene am Gebäude heraus in verticaler Fläche sich herum bewegende sogenannte verticale Windflügel sind. Jene scheinen jedoch im Ganzen den Erwartungen nicht entsprochen zu haben. 3) Hand- und Roßmühlen. Besonders die letzteren sind, wenn gleich für den Betrieb im Großen unpassend, doch manchmal für den Privatgebrauch sehr vortheilhaft und leisten auf großen Höfen und auf Weilern, in belagerten Festungen, bei Armeen im Felde ꝛc. nicht selten gute Dienste. Auf einer Handmühle von Collier in Paris kann ein Mann täglich an 100 Pfd. Mehl bereiten. Die Roßmühlen, welche von Pferden, Ochsen ꝛc. in Bewegung gesetzt werden, sind so eingerichtet, daß das Thier entweder durch Treten in einem Tretrade oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maschine in Bewegung setzt. 4) Dampfmühlen oder solche, welche vermittelst einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden, sind bis jetzt, namentlich in Deutschland, noch wenig im Gebrauche, weil eine Dampfmaschine, besonders eine recht kräftige, welche 6,

8, oder noch mehr Mahlgänge treiben soll, kostspielig ist und zur Unterhaltung viel Brennmaterial erfordert. Man bedient sich der Dampfmaschinen als bewegender Kraft zu den Mühlen in neuerer Zeit besonders in England, Frankreich und Amerika. Unter allen Kräften, welche zum Umtriebe der Mühlen verwandt werden, ist unstreitig die des fließenden Wassers die beste Kraft, weil dieses am kräftigsten, beständigsten und gleichförmigsten wirkt. Eine weit schlechtere Kraft dagegen zur Treibung von Mühlen ist der Wind, weil der Gang derselben gänzlich von der Stärke und der Richtung des Windes abhängt. Einen weit regelmäßigeren Gang haben die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Mühlen und letztere können überall, wofern das Brennmaterial wohlfeil genug ist, angelegt werden. Durch welche Kraft eine M. auch in Bewegung gesetzt wird, so ist der eigentliche Mechanismus eines Mühlganges, unter welchem man im Allgemeinen jedes Paar Mühlsteine sammt allem Zubehör, wie Trichter, Beutelsack, Mehlkasten ꝛc. versteht, immer derselbe; nur ist die Transmission oder das Räderwerk, welches die Bewegung von dem Motor auf die Mühlsteine fortpflanzt, je nach der Richtung und der Geschwindigkeit ihrer Bewegungen etwas verschieden. Die Einrichtung des innern Werkes einer Mahlmühle ist sehr einfach. An der horizontalen Welle des Wasserrades befindet sich hinten ein Kammrad, welches in ein Getriebe, den Trilling oder Quirl, eingreift. Dreht sich nun das an der Welle befindliche Wasserrad, so muß sich natürlich das Kammrad um das Getriebe und mithin auch die Welle des Getriebes umdrehen. Letztere, welche aus einer starken eisernen Stange besteht, geht unter dem Namen Mühleisen durch die Mitte des auf einem festen Lager liegenden Steines (des Bodensteines) hindurch und zwar so, daß sie sich darin um ihre Achse drehen kann. Das obere Ende des Mühleisens ist in den beweglichen Mühlstein, den Läufer, befestigt und kommt nun mit diesem in Umlauf. Die Getreidekörner werden zwischen beiden Steinen zermalmt und das Pulver gelangt dann in Siebe, welche von dem Räderwerke eine hin- und hergehende Bewegung erhalten und von dem Mehle die Hülsen (Kleie) absondern. Der Bodenstein kann mittelst einer Vorrichtung höher und tiefer gestellt werden, um das Getreide entweder blos zu schälen und Grütze und Graupen daraus zu bereiten oder es ganz zu Mehl zu zerreiben. Das Zermalmen des Getreides durch die Mühlsteine muß mehr ein Zerschneiden von den scharfen Steintheilchen als ein Zerdrücken sein, wenn man gutes, gesundes Mehl erhalten will. Je geringer der Druck ist, den der Läufer auf das Getreide ausübt, desto besser fällt das Mehl aus. Hieraus ergeben sich die Eigenschaften guter Mühlsteine, nämlich daß sie möglichst porös und hart zugleich sein und daß sie viele schneidende Ecken, Spitzen und Kanten haben müssen, die das Zermalmen mit dem möglichst geringsten Drucke verrichten können. In neuern Zeiten hat man zwar versucht, die Mühlsteine durch gußeiserne gekerbte Scheiben, Walzen ꝛc. zu ersetzen, so wie auch künstliche Mühlsteine aus gebrannter Tonerde und Sand zu bilden, jedoch ist der glückliche Erfolg beider noch nicht hinlänglich erwiesen worden und die natürlichen Mühlsteine werden noch immer allen andern vorgezogen. Die besten bestehen aus porösem Basalt (wie der Mennichstein aus der Gegend von Andernach), Granit, Porphyr und dem Sandsteine, wie der, welcher in Frankreich unter dem Namen pierre meulière bekannt ist und hauptsächlich in der Champagne gebrochen wird. — In den ältesten Zeiten wurde das zu Brod bestimmte Getreide blos mit einer Keule in einer Art Kessel zermalmt oder auch wohl in einem Mörser zerrieben. Man sah jedoch bald ein, daß Stöße mit der Keule ein nachtheiliges Zerquetschen bewirkten, wodurch die zermalmte Masse zähe und klebrige Eigenschaften erhielt. Man brachte daher eine Kurbel an dem Stiele der Keule an, welche man mit der Hand umdrehte, und man hatte nun schon eine Art Handmühle. Aus der Keule wurde

in der Folge ein Läufer oder ein von Sklaven um seine Achse getriebener cylindrischer oder scheibenartiger Stein. Den Mörser aber verwandelte man ebenfalls in einen ähnlichen festliegenden Stein, den Bodenstein, worauf jener das Zermalmen des Getreides verrichtete. Einige Zeit nach Erfindung jener Handmahlmühlen fing man an diese Maschinen von Thieren, hauptsächlich von Pferden, Ochsen und Eseln, in Bewegung setzen zu lassen und so entstanden wahrscheinlich im III. Jahrh. v. Chr. die Roßmühlen. Aber nicht lange nachher hatte man auch schon Wassermühlen. Die ersten wurden vermuthlich von den Zeiten August's an gebaut. Öffentliche Wassermühlen gab es erst zu Ende des IV. Jahrh. und im Jahre 536 sah man auf der Tiber die ersten Schiffmühlen. Im XI., XII. und XIII. Jahrh. hatte die Anzahl der Wassermühlen schon bedeutend zugenommen, auch hatte man sie bereits mit einigen wesentlichen Verbesserungen bereichert. Die Erfindung der ersten Windmühlen fällt ins X. oder XI. Jahrh. und erst im XVI. Jahrh. glückte es einem Flanderer die blos im Dache beweglichen sogenannten holländischen Windmühlen zu erfinden. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des XIV. Jahrh. und die Dampfmühlen eine Erfindung des XVIII. Jahrh. — Mühlenbaukunst ist diejenige Wissenschaft, welche sich mit der zweckmäßigen Einrichtung und der erforderlichen Beschaffenheit der Mühlen und Mühlenwerke beschäftigt. Sie erfordert außer der Mathematik noch eine Menge anderer Kenntnisse, welche besonders aus der Physik, Chemie, Naturgeschichte, dem Cameralwesen und der Haushaltung entlehnt sind und nebenbei werden sogar eine Menge Handwerkskenntnisse vorausgesetzt. — Mühlenordnung nennt man die Sammlung von Gesetzen über die Anlegung der Mühlen und über die Rechte und Verpflichtungen der Müller, so wie über die beim Mahlen des Getreides zu entrichtenden Abgaben. — Mühlenregal heißt die dem Landesherrn zustehende Gerechtigkeit, daß ohne seine Erlaubniß keine Wasser- oder Windmühle angelegt werden darf. — Mühlenzwang nennt man das Recht einer Mühle, vermöge dessen die in einem gewissen Bezirke wohnenden Personen genöthigt sind ihr Getreide nur auf derselben Mühle mahlen zu lassen. — Mahlmetze ist der als Lohn an den Müller für das Mahlen auszugebende Theil des Getreides, welcher in einigen Gegenden $\frac{1}{24}$, in andern $\frac{1}{30}$ oder $\frac{1}{32}$ beträgt. 26.

Mühlenbruch (Christian Friedrich), unbezweifelt einer der ersten jetzt lebenden akademischen Lehrer und Schriftsteller im Fache des Civilrechts, ward am 3. Oct. 1785 zu Rostock im Mecklenburgischen geboren, besuchte hier und später in Güstrow das Gymnasium und studirte nach einander in Rostock, Greifswalde, Göttingen und Heidelberg die Rechte, an welchem letztern Orte er auch 1805 die juristische Doctorwürde erhielt. In demselben Jahre wurde er Privatdocent zu Rostock, hielt von Michaelis an Vorträge über juristische Encyklopädie, Institutionen, Rechtsgeschichte, Lehnrecht, deutsches Privatrecht, Theorie des Civilprocesses und Proceßpractica, wurde 1806 Justizkanzleiadvocat, zu Anfange des Jahres 1808 Mitglied des Stadtmagistrats zu Rostock, im Spätjahre 1810 ordentlicher Professor an Wiese's Stelle und widmete sich seitdem ausschließlich der akademischen Laufbahn. Im Jahre 1815 nahm er einen Ruf nach Greifswald an, wurde im Frühjahre 1818 nach Königsberg in Preußen, von da aber im Herbste 1819, in Folge zweier Vocationen nach Tübingen und Halle, an die Universität zu Halle versetzt. Hier blieb er 14 Jahre, ungeachtet es ihm an sehr vortheilhaften und glänzenden Anerbietungen an anderen Universitäten, namentlich nach Jena an die Stelle Schnaubert's als Ordinarius der dasigen Juristenfacultät, nicht fehlte. Dieß war auch Veranlassung, daß ihm 1825 der Titel eines geheimen Justizraths beigelegt wurde. Während seines zweijährigen Prorectorats wurde ihm in Verbindung mit dem Universitätsrichter die Function eines stellvertretenden Regierungsbevollmächtigten übertragen, welche er aber drei

und ein halbes Jahr bekleidete (man sehe Buttmann's „Denkwürdige Zeitperiode von Halle", 1833. S. 327) und im Herbste 1833 nahm er den vortheilhaften Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor unter dem Titel eines königlichen großbritannischen und hanöverschen geheimen Justizraths an. Hier lehrt er seit Antritt seines Amtes mit ungetheiltem Beifalle im Sommer Institutionen und Theorie des Civilprocesses, im Winter Pandecten mit Einschluß des Erbrechts, hat aber kürzlich (Februar 1836) den Ruf als ordentlicher Professor der Rechte an von Wächter's Stelle nach Leipzig erhalten und angenommen. M.'s Schriften, die nicht minder segensreich wie seine mündlichen Vorträge auf ein lichtvolleres Studium der Rechtswissenschaft einwirken, bestehen nach einem genauen Verzeichnisse in folgenden: „Commentatio de origine, vi et indole stipulationum" (Manh. 1805. 4. Inauguraldissertation); „Progr. de veter. Romanor. gentibus et familiis" (Rost. 1807. 4.); „Lehrbuch der juristischen Encyklopädie und Methodologie" (Ebend. 1807); „Progr. de jure ejus, cui actionibus cessit creditor" (Ibid. 1813); „Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte" (Greifsw. 1817. 3. Aufl. 1836); „Observationes juris Rom. spec. I." (Regiom. 1818); „Doctrina Pandectarum" (Hal. 1823 f. 3 Bde. 3. Aufl. 1830); „Entwurf des gemeinrechtlichen und preußischen Civilprocesses mit Quellen- und Literaturbelegen" (Halle 1827); „Beurtheilung des Städel'schen Beerbungsfalles" (Ebend. 1828); „Fortsetzung des Glück'schen Pandectencommentars" (Bd. 35, der größtentheils von M. ist, bis 38); „Lehrbuch des Pandectenrechts", nach der 3. Auflage der „Doctrina Pandectarum" deutsch bearbeitet (Halle 1835 f.); mehrere Aufsätze und Abhandlungen in Mittermaier's, Thibaut's ꝛc. „Archiv für die civilistische Praxis." 65.

Müller (Adam Heinrich), nachmals vom Kaiser von Östreich als Herr von Nitersdorf in den Adelstand erhoben, wurde zu Berlin 1779 geboren und bestimmte sich anfangs für das Studium der Theologie. Allein die Freundschaft mit Friedrich Gentz, das Interesse an den großen politischen Begebenheiten der Zeit und der damals herrschende Sinn für Philosophie überhaupt waren für M. Veranlassung in Göttingen von 1798 an die Rechte und die Staatswissenschaften, so wie nach seiner Rückkehr nach Berlin die Naturwissenschaften zu studiren. Während dieser Zeit hielt er über die französische Revolution, gegen die er sich mit Heftigkeit erklärte, in einem Vereine meist gleichgesinnter Freunde Vorlesungen, durch die er weiter bekannt wurde. Bei diesen Ansichten und bei solchen Beschäftigungen konnte die Anstellung als Referendar in Berlin seinen wissenschaftlichen Trieb nicht unterdrücken. Er unternahm eine Reise nach Schweden und Dänemark, lebte hierauf zwei Jahre lang auf dem Lande in Polen, ging von hier, um Gentz wieder zu sehen, nach Wien, trat hier am 30. April 1805 zur römisch-katholischen Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Später lebte er in den Jahren 1806 bis 1809 in Dresden und hielt hier Vorlesungen über die deutsche Literatur, über die dramatische Philosophie, über die Idee der Schönheit und über das Ganze der Staatswissenschaften, welche sämmtlich gedruckt erschienen sind, und ging im Interesse an dem Kriege von 1809 nach Berlin, wo er von den Ministern, später besonders von Hardenberg mit Aufmerksamkeit behandelt wurde, auch Vorlesungen über Friedrich II. hielt, dennoch aber keine Anstellung erlangte. Er kehrte daher im Mai 1811 nach Wien zurück, lebte daselbst zwei Jahre hindurch in dem Hause des Erzherzogs Maximilian von Östreich-Este, wo er sich nur den Wissenschaften widmete, auch öffentliche Vorlesungen über die Beredsamkeit hielt. Im Jahre 1813 befand er sich als kaiserlicher Landescommissair und Schützenmajor in Tyrol, war nach Vertreibung der Franzosen als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, folgte aber im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris, wo

er beim Minister Metternich angestellt war. Später wurde er östreichischer Generalconsul in Sachsen, nachmals kaiserlich östreichischer Geschäftsträger an den herzoglich anhaltischen und fürstlich schwarzburgischen Höfen, lebte als solcher meist in Leipzig, wohnte den Ministerialconferenzen in Karlsbad 1819, hierauf den in Wien bei und hielt sich dann wieder in Leipzig auf, bis er, zum Hofrathe ernannt, 1827 nach Wien zurückberufen wurde, wo er am 17. Januar 1829 starb. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Die Elemente der Staatskunst" (Berlin 1809. 3 Bde.); „Über Friedrich II." (Ebend. 1810); „Die Theorie der Staatshaushaltung" (Wien 1812. 2 Bde.); „Vermischte Schriften über Staat, Philosophie und Kunst" (Ebendas. 1812); „Staatsanzeigen" (1816—18); „Versuch einer neuen Theorie des Geldes" (Leipz. 1816); „Zwölf Reden über die Beredsamkeit" (Leipz. 1817); „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" (Leipz. 1819). 64.

Müller (Alexander), der muthige Kämpfer für Freiheit des Geistes, geb. 1786 auf der Probstei Zell im ehemaligen Bisthume Fulda, wo sein Vater Justiz- und Rentbeamter war, studirte in Fulda und Gießen die Rechte, wurde 1804 Referendar bei dem Revisionsdepartement der Regierung zu Fulda, 1806 wirklicher Secretair bei dem Justizdepartement, so wie wirkliches Mitglied des Justiztribunals daselbst und 1810 Justizbeamter und Maire des Bezirks Geisa, von wo er 1816 als Mitglied der Regierung nach Weimar kam, und wurde hier später Regierungsrath; nahm aber 1830 seine Entlassung, lebte von da an bis 1832 in Leipzig und befindet sich jetzt (Februar 1836), nachdem er eine Zeit lang in Mainz, Köln und Heidelberg sich aufgehalten hat, in Stuttgart. Im katholischen Glauben geboren und erzogen beharrt M. zwar bei seinem Bekenntnisse, gehört aber zu denen, welche den Katholicismus in seiner Reinheit wieder herzustellen trachten. Darauf ist seine ganze Thätigkeit gerichtet, und diesen Zweck zu erreichen strebt er noch jetzt durch Rede und Schrift, Vorbild und Leben. Alle seine Schriften zeichnen sich durch klare Darstellung, geistreiche Ideen und eine offene, freimüthige Sprache aus. Sie bestehen in folgenden: „Über Regentenbevormundung" (Ilmenau 1822); „Kirchengeschichtliche Erörterungen mit besonderer Beziehung auf Weimar ꝛc." (Weimar 1823); „Preußen und Baiern im Concordate mit Rom im Lichte des 16. Artikels der deutschen Bundesacte ꝛc." (Neustadt a. d. Orla 1824); „Einleitung zum Studium der Verfassungsgeschichte der vier freien Städte des deutschen Bundes" (Hamburg 1825); „Das Institut der Staatsanwaltschaft mit besonderer Rücksicht auf England, Frankreich und Deutschland" (Leipz. 1825); „Beiträge zum deutsch-katholischen Kirchenrechte" (Neustadt 1825); „Der Koran und die Osmanen im Jahre 1826" (Leipz. 1827); „Die letzten Gründe wider alle Eigenthumsgerichte und über die Reform der standes- und gutsherrlichen Gerichtsbarkeit" (Neustadt 1826); „Ansichten über das deutsche Repräsentativsystem und über die Haupturſachen der zunehmenden Volksunzufriedenheit, insbesondere über Manches, was päpstelt" (Ilmenau 1828); „Die neuauflebende Schirmvoigtei des östreichischen Kaisers über die römisch-katholische Kirche und den päpstlichen Stuhl" (Erfurt 1829); „Encyklopädisches Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden katholischen und protestantischen Kirchenrechts" (Erfurt 1829—32. Bd. 1 und 2), womit dieses Werk noch lange nicht beendigt ist; „Über die Nothwendigkeit der Reorganisation des Corpus Evangelicorum auf dem Bundestage der Deutschen (Leipz. 1830); „Kanonischer Wächter, eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen", die er nach längerer Unterbrechung im Vereine mit E. Münch unter dem Titel: „Allgemeine Bibliothek für das Kirchenrecht aller Nationen und Confessionen" in Stuttgart in monatlichen Heften fortsetzen wird. Ferner sind von ihm „Über Indifferentismus in Cultusangelegen-

heiten ꝛc." (Lpz. 1830); „Unparteiische Beleuchtung des Hauptcharakters und Grundfehlers des römischen Katholicismus" (Meißen 1831); dessen „Neue merkwürdige Erscheinungen in Sachen des Lichts und der Finsterniß ꝛc." (Leipzig 1831) erschienen. Seit 1832 hat er im Vereine mit den namhaftesten Gelehrten des deutschen Vaterlandes das „Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten", das jetzt bis zum 7. Bande fortgesetzt worden ist, so wie neuerdings „Die Fortbildung der Gesetzgebung im Geiste der Zeit" (Köln 1836), worin er sich besonders gegen die allzugroße Auctorität des römischen Rechts ausspricht, herausgegeben. 64.

Müller (Bernhard), Schwärmer, s. Harmoniten.

Müller (Friedrich), auch Maler Müller genannt, ein deutscher Kupferstecher, Maler und Dichter, wurde im Jahre 1750 zu Kreuznach geboren. Nachdem er einige Zeit in den Diensten des Herzogs von Zweibrücken gestanden hatte, ging er von Manheim, seinem mehrjährigen Aufenthaltsorte, im Jahre 1776 nach Rom, wo er anfangs besonders die Werke des Michel Angelo studirte, später aber sich meistentheils mit Forschungen über die Alterthümer Roms beschäftigte und ein Führer ausgezeichneter Fremder durch die Denkwürdigkeiten der Stadt war. Der König von Baiern ertheilte ihm den Titel eines baierischen Hofmalers. M. starb zu Rom den 23. April 1825. Als Maler machte er sich zuerst durch Herausgabe mehrerer Sammlungen von radirten Blättern (Thierstücken, Scenen in niederländischer Weise, aus dem Hirtenleben ꝛc.), welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit und Natürlichkeit mit Beifall aufgenommen wurden, bekannt. Allein das Studium des Michel Angelo verleitete ihn später zu Übertreibungen und führte sein Talent auf Abwege. Als Dichter waren seine Leistungen ungleich erfreulicher, obgleich sein Auftreten in Göthe's, Bürger's, Heinse's und Klinger's Blüthenzeit fiel, in welcher die Anerkennung schwerer zu erringen war, weßhalb auch M.'s Verdienste erst später richtiger gewürdigt wurden. Sein „Faust" und die „Genoveva" haben auch neben den meisterhaften Bearbeitungen desselben Gegenstandes von Göthe und Tieck ihren eigenthümlichen Werth. Seine Idyllen: „Die Schafschur" (1771); Bachidon und Milon" (1774); „Der Satyr Mopsus" (Frankf. und Leipz. 1775); „Adam's erstes Erwachen und selige Nächte" (Manh. 1778) sind anziehende Gemälde einer einfachen und edlen Natur. Sie bieten nebst mehrern Anderem kräftige Lebensbilder dar, konnten aber Geßner's sentimentalen Schilderungen gegenüber erst seit Herausgabe seiner „Gesammelten Werke" (Heidelb. 1811. 3 Bde.; neue Aufl. 1825) die verdiente Anerkennung finden. Als sehr gelungen ist auch das Drama „Niobe" (Manh. 1778) anzuführen. In den meisten von M.'s Dichtungen ist schöpferische Phantasie und großartige Charakterzeichnung, die nur zuweilen in das zu Wilde und Überspannte ausartet, nicht zu verkennen. „Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie" (Leipz. 1825) kommt an Werth seinen frühern Werken nicht gleich. 81.

Müller (Friedrich August), deutscher Dichter, ward den 16. Sept. 1767 zu Wien geboren, erhielt seine erste Bildung im Philanthropinum zu Dessau, studirte darauf in Halle und Göttingen und lebte bis an seinen Tod, der den 31. Jan. 1807 zu Wien erfolgte, unabhängig seinen Neigungen. Seine größern Gedichte („Richard Löwenherz", in 7 Büchern, Berlin 1790. 8.; „Alfonso", in 8 Gesängen, Göttingen 1790; „Adalbert der Wilde", in 12 Gesängen, Leipz. 1793. 2 Bde. 8.) gehören dem romantischen Epos an, stehen aber den Producten seines Vorbildes, Wieland, weit nach. 16.

Müller (Johann), s. Regiomontanus.

Müller (Johannes, Edler von), zu Sylvelden, einer der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber Deutschlands, wurde geboren den 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lateinischen Schule war.

Sein Großvater, J. Schopp, ein der Geschichte wohl kundiger Geistlicher, brachte dem kaum fünfjährigen Knaben durch Vorzeigen von Kupferstichen und Erzählungen die ersten Kenntnisse in der Geschichte seines Vaterlandes bei und bereitete ihn so selbst unbewußt zu seinem künftigen großen Berufe vor. Von dem Umgange mit Jugendgespielen zog sich Johannes um so leichter zurück, da er oft das Ziel ihrer Neckereien wegen seiner Kurzsichtigkeit und Unbeholfenheit sein mußte. Desto eifriger überließ er sich seiner Begierde zu lernen und schon im 9. Jahre versuchte er selbst die Geschichte seiner Vaterstadt in Fragen und Antworten zu schreiben, wobei ihm Hübner's Geschichte zum Muster diente. Außer den Werken von Rollin und Boysen fing er schon im 13. Jahre an die römischen Schriftsteller zu lesen und suchte sich den Freiheitssinn, die Geistesgröße und die geschmackvolle Darstellung derselben anzueignen. In der höhern Lehranstalt seiner Vaterstadt war er zufällig der einzige Schüler von sieben Lehrern. Noch nicht 18 Jahre alt besuchte er vom Jahre 1769—71 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, bereitete sich aber mehr durch Privatfleiß und den Umgang mit Schlözer, Gatterer und Miller, als durch den Besuch der Vorlesungen auf seinen Beruf vor und kehrte 1770 nach Schaffhausen zurück. Unter den theologischen Wissenschaften sprachen ihn Exegese und Kirchengeschichte am meisten an, worin Mosheim sein Ideal wurde. Besonders Miller's Einfluß hatte ihn aber bewogen, sich dem Studium der Geschichte ausschließlich zu widmen, worin ihn Schlözer's reiche Erfahrung ein treuer Führer war. Den ersten Beweis von seinen Fähigkeiten in diesem Fache lieferte er durch seinen „Bellum Cimbricum“ (1772, übersetzt von Dippold 1810). Als Candidat predigte er in seiner Vaterstadt mit vielem Beifalle und wurde im Jahre 1772 zum Professor der griechischen Sprache daselbst ernannt. Außer seinen Berufsarbeiten beschäftigte ihn jetzt besonders das Studium der Urkunden und Jahrbücher der Schweitz, so wie die Aufsätze, welche er für die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ bearbeitete. Im Jahre 1773 lernte er den Freiherrn von Bonstetten kennen, mit welchem er bald den wärmsten Freundesbund fürs Leben schloß. In dem hierdurch veranlaßten Briefwechsel, welchen Friederike Brun unter dem Titel: „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund“ (Tübingen 1802) herausgab, findet sich die ganze Fülle seiner jugendlichen Begeisterung für die Wissenschaft, wie sie in seinem reichen Gemüthe lebte, warm und treu ausgesprochen. Die Stelle eines Hauslehrers, welche er im Jahre 1774 auf Bonstetten's Empfehlung bei dem Staatsrathe Tronchin Calendrini in Genf angetreten hatte, gab er schon im folgenden Jahre wieder auf, da der Unterricht von Kindern seinem höher strebenden Geiste nicht genügte, und lebte, mit dem Amerikaner Francis Kinloch zu gemeinschaftlichen Studien verbunden, auf einem Landgute am Genfersee, von wo aus er Voltaire, Bonnet nebst mehrern anderen ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmännern kennen lernte. Als Kinloch zu Anfange des Jahres 1776 nach Südcarolina zurückging, nahm der Naturforscher Bonnet, der zu Genthod am genfer See wohnte, M. in sein Haus auf, welches er nur bisweilen verließ, um mit seinem Freunde Bonstetten Fußreisen in der Schweitz oder nach dem benachbarten Frankreich zu unternehmen. Auf dessen Landgütern zu Rougemont und Valeires, wo er den Sommer 1778 lebte, vertiefte er sich theils in die griechischen und römischen Classiker, theils vollendete er die im Jahre 1774 begonnenen Auszüge aus den 44 Folianten und 24 Quartanten der Haller'schen Urkundensammlung und anderen Quellen zur Geschichte der Schweitz. Den Winter verlebte er in Genf bei dem Generalprocurator R. Tronchin, einem erfahrenen Staatsmanne, durch dessen Umgang er seinen politischen Scharfblick so wie seine Einsicht in das Wesen der Staatskunst erweiterte. Außerdem hielt er vor einem Kreise ausgezeichneter junger Männer, unter denen sich viele Engländer, wie der nachherige Spre-

cher des Unterhauses Charles Abbot und mehrere Militairpersonen befanden, Vorlesungen über die allgemeine Geschichte, um sich dadurch ein unabhängiges Einkommen zu sichern. Er trug sie in französischer Sprache mit ungemeinem Beifalle vor und gab sie später nach mehrfacher Umarbeitung unter dem Titel: „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" (Tübing. 1811. 3 Bde.) heraus. Ohne Ansprüche auf genügende Gründlichkeit zu machen, waltet in ihnen doch der großartige schöpferische Geist, der jede vorübergegangene Erscheinung der Erde in gerechter Würdigung lebendig erfaßt und in klarer Rede darstellt. Weder die mannigfachen Veränderungen seiner Lage vom Jahre 1774—80, noch die vielfachen Zerstreuungen in geselligen Kreisen und die mancherlei störenden Nebenbeschäftigungen, zu denen ihn seine Abhängigkeit von Anderen nöthigten, machten ihn seinem Vorsatze, die „Geschichte der Schweitz" zu schreiben, untreu. Der Tod seines Vaters im Jahre 1799 befreite ihn von dessen ihm schon seit Jahren lästigen Zumuthungen sich für immer dem geistlichen Stande zu widmen, und die durch seinen Abgang von Schaffhausen erledigte Lehrerstelle, welche man für ihn bisher unbesetzt gelassen hatte, wieder anzutreten. Er verlebte den Sommer jenes Jahres zugleich mit Bonstetten im Saanenlande, dessen Geschichte er bei dieser Gelegenheit ausarbeitete („Geschichte der Landschaft Saanen", im 12. Bande seiner Werke), den Winter brachte er wieder bei Tronchin in Genf unter den frühern Verhältnissen und Beschäftigungen zu. Während desselben wurde zugleich der erste Band seiner „Geschichte der Schweitz" vollendet, welcher wegen der zu strengen Censur unter dem falschen Verlagsorte (Boston 1780) in Bern gedruckt wurde, wohin sich M. persönlich begeben hatte. Hierauf unternahm er eine Reise nach Deutschland und hielt sich in Berlin, wo er bei Gelehrten und Großen eine ausgezeichnete Aufnahme fand und seine „Essais historiques" herausgab, sechs Monate auf, während welcher Zeit auch Friedrich II. eine Unterredung mit ihm hatte. Seine Hoffnung, eine Stelle an der dortigen Akademie zu erhalten, wurde jedoch getäuscht; man bot ihm nur ein kleines Schulamt an, obgleich er schon im Jahre 1773 die Rectorstelle am joachimsthaler Gymnasium ausgeschlagen hatte. Für die mannigfachen Kränkungen, welche er theils dadurch, theils durch hämische Beurtheilungen seiner „Schweitzergeschichte" zu dulden hatte, wurde er durch die väterliche Aufnahme des edlen Gleim in Halberstadt und die ausgezeichnete am Hofe zu Braunschweig entschädigt. Durch Empfehlung des Generals und Staatsministers von Schlieffen, welchen M. auf der Reise hatte kennen lernen, erhielt er im Jahre 1781 eine Anstellung als Professor der Geschichte am Carolinum in Cassel. Hier schrieb er nach seiner Aufnahme in die Société des Antiques die beiden im 8. Bande seiner Werke abgedruckten Abhandlungen: „De l'influence des Anciens sur les Modernes" und „Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8ième siècle." Im Jahre 1782 gab er seine „Reisen der Päpste" heraus (letzte Ausgabe von Kloth, Aachen 1831. 12.), worin er zu beweisen suchte, daß die Hierarchie den einzigen Schutz gegen fürstlichen Despotismus gewährt habe. In demselben Jahre erschien das „Gespräch mit Aglaja über das Christenthum", wodurch er die Erwartung vom Wechsel seines Glaubensbekenntnisses, welchen die vorige Schrift erregt haben mochte, vollkommen widerlegte. Seine Stelle als Rath und Unterbibliothekar, welche er durch Schlieffen's Vermittelung erhalten hatte, legte er schon im Jahre 1783 wieder nieder, als dieser die Oberaufsicht über die Bibliothek abgegeben hatte, und entschloß sich, seine frühere Stellung als Vorleser und Gesellschafter bei Tronchin in Genf, wo er sich während des Sommers aufgehalten hatte, wieder anzutreten und dabei seine Vorlesungen fortzusetzen. Als aber Tronchin die versprochene Leibrente zu bestimmen zögerte und durch Alter und Kränklichkeit mürrisch geworden war, ent-

sagte M. diesem Zeit und Kraft raubenden Umgange und begab sich im Herbste 1784 auf Bonstetten's Gut Valeires, wo er den ersten Band seiner „Geschichte der Schweitz" umarbeitete und den zweiten fast vollendete. Kaum hatte er seine Vorlesungen in Genf mit einer begeisternden Abschiedsrede (s. den 12. Bd. seiner Werke) geschlossen, so erhielt er durch Heyne's und Sömmerring's Verwenden vom Churfürsten Friedrich Karl Joseph den Ruf als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz, welchem er im Febr. 1786 folgte und bald darauf den zweiten Band der „Schweitzergeschichte" vollendete. Seine Theilnahme an den Geschäften des Staates veranlaßte in den folgenden Jahren mehrere von ihm anonym herausgegebene Abhandlungen, wie „Zweierlei Freiheit" (deutsches Museum 1786); „Darstellungen des deutschen Fürstenbundes" (1787) und „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" (1788). Sein volles Vertrauen bewies ihm, einem Reformirten und Laien, der Churfürst durch die Sendung nach Rom, um dort die Wahl Dalberg's zum Coadjutor zu vermitteln. Im Frühlinge 1788 wurde er zum geheimen Legationsrathe und bald nachher zum geheimen Conferenzrathe erhoben. Kaum war er im Jahre 1789 von einer schweren Krankheit genesen, welche er sich durch übermäßige Anstrengung im Arbeiten zugezogen hatte, als er im folgenden Jahre bei der Kaiserkrönung Leopold's in Frankfurt gegenwärtig sein mußte. Die überhäuften Geschäfte, besonders die Zumuthungen, in dem ihm lästigen Finanzwesen zu arbeiten und ein Verdruß mit Albini bewogen ihn seinen Abschied zu nehmen. Die Höfe von Wien und Berlin suchten ihn vergebens durch Titel und Pensionen für sich zu gewinnen, der Churfürst fesselte ihn aufs Neue an seinen Dienst durch seine Erhebung zum geheimen Staatsrathe, Staatsreferendar und Director der churrheinischen Kreisarchive. Zu gleicher Zeit war er von den Akademien in Berlin, Manheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt und vom Kaiser im Jan. 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und zum Reichsritter erhoben worden. Nachdem er sich zwei Jahre lang in Berufsgeschäften abwechselnd zu Mainz und Aschaffenburg aufgehalten hatte, unterbrach der französische Revolutionskrieg seine Thätigkeit. Mainz war schon von den Franzosen besetzt, als er im Oct. 1792 von einer Geschäftsreise nach Wien dahin zurückkehrte. Aus Abneigung gegen die französische Revolution schlug er alle Anerbietungen von Seiten Cüstine's aus, der ihn, durch die Liebe des Volks zu M. bewogen, an die Spitze der Verwaltung stellen wollte. Er begab sich statt dessen als wirklicher Hofrath bei der geheimen Staatskanzelei nach Wien, obgleich diese Stelle seiner Neigung nicht entsprach. Wenn er auch die vielfachen Versuche zur katholischen Kirche überzutreten von sich wies, so diente er doch auch als Protestant dem wiener Hofe nicht weniger treu und gewissenhaft. Durch die Strenge der Censur und die Bewegung der Zeit an der ruhigen Ausarbeitung seiner begonnenen Werke verhindert vermochte er nur in einzelnen Flugschriften, wie „Die Übereilungen und der Reichsfriede", „Die Gefahren der Zeit", „Borgoforte", „Mantua", „Das sicherste Mittel zum Frieden", welche von den Jahren 1795—97 erschienen, seine Stimme für Deutschlands Wohl kühn und kräftig zu erheben. Viele Recensionen, welche unter der Chiffer Ths. in der „Jenaer Literaturzeitung" damals erschienen, sprachen seine politischen Ansichten treu und offen aus. Die Besetzung der Schweitz durch Östreich veranlaßte ihn seinen Abschied zu suchen, welchen er nur zurücknahm, als er sich von des Kaisers redlicher Absicht dabei überzeugt hatte. Die Wahl seiner Vaterstadt zum Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes wies er dankbar zurück, da er von Wien aus der Schweitz kräftiger zu dienen hoffte, als unter dem Drucke der französischen Schreckensherrschaft. Während sich ihm die Zimmer der ausgezeichnetsten Großen des Hofes, des Fürsten von Ligne, des Grafen Tökely und des Erzherzogs Johann öffneten, bildete sich um ihn ein Kreis hochherziger Jünglinge,

wie Hormayr, Hammer u. A. Da er durch den Einfluß seiner Neider und Feinde am Hofe und durch seine Abneigung gegen die Veränderung seines Glaubensbekenntnisses jede Aussicht auf weitere Beförderung verschlossen sah, vertauschte er seine jetzige Stelle mit der des ersten Custos an der kaiserlichen Bibliothek. In dieser ihm ganz zusagenden Lage wurde er im Jahre 1803 durch die Niederträchtigkeit eines jungen Menschen, den er sich durch mehrjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, auf das Schmerzlichste gestört, indem ihn dieser durch untergeschobene Briefe um den größten Theil seines Vermögens brachte. Ein Anschlag auf sein Leben, den man um dieselbe Zeit machte, mißlang nur durch Zufall. Ungeachtet mehrerer Erholungsreisen, welche er nach der Schweitz, Elsaß, Lothringen und selbst nach den Niederlanden machte, konnten ihn für die mannigfach unangenehmen Erfahrungen, die er in Wien erlebt hatte, nicht genügend entschädigen. Er folgte daher im Jahre 1804 einem Rufe nach Berlin als wirkliches Mitglied der Akademie und Historiograph des Hauses Brandenburg unter dem Titel eines geheimen Kriegsraths um so freudiger, da er hier weniger vom Zwange der Censur zu fürchten brauchte, als in Wien, wo sie ihn an der Herausgabe seiner „Geschichte der Schweitz" gehindert hatte. Nach zwölfjährigem Aufenthalte verließ er diese Stadt und reiste über die Schweitz, wo er unter den Jugendfreunden auch Kinloch und unter den Verwandten besonders den geliebten Bruder sah, nach Berlin, um hier im wechselnden Umgange mit Humboldt, Spalding und Schleiermacher ein ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben zu führen. Außer den Arbeiten für die Akademie, welche im 8. Bande seiner Werke abgedruckt sind, beschäftigte er sich mit Herausgabe der Werke Herder's, zu denen er die Geschichte des Cid und die Anmerkungen zu Persepolis verfaßte. Im Jahre 1805 erschien der 4. Band der „Geschichte der Schweitz" und im folgenden die neue Ausgabe der drei ersten Bände. Nach vieler Mühe hatte er so eben die Erlaubniß zu unbeschränkter Benutzung der Archive erhalten, um die „Geschichte Friedrich's II." zu beginnen, als ihn der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Jena darin unterbrach. Um sein literarisches Eigenthum zu schützen, erwartete er mit Fassung das Einrücken der Franzosen in Berlin, welche ihn mit Auszeichnung behandelten. Bei Maret, dessen Freundschaft er durch seine Schriften erworben hatte, verwandte er sich für das Schicksal seines Vaterlandes. Die Unterredung, zu der er am 20. November von Napoleon berufen wurde, handelte besonders von der schweitzerischen und altgriechischen Verfassung und Geschichte, von der Verschiedenheit der asiatischen und europäischen Verfassungen, von dem Werthe der europäischen Cultur, von der unerforschlichen Leitung einer höhern Macht, von dem Plane der großen Völkerverbindung unter Heinrich IV., von dem Grunde aller Religion, von dem Bedürfnisse der Menschen, in Ordnung gehalten zu werden, von der Möglichkeit eines glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch zu verwickelte Verfassungen und unerträgliche Belastung der Staaten durch übergroße Armeen veranlaßt worden sind. Über solche Gegenstände sprachen Beide lange und leise mit einander, die letzten Ergebnisse des menschlichen Wissens auf die damalige Lage der Welt beziehend, und schieden gegenseitig sehr zufrieden, besonders wurde M., der früher leidenschaftlich gegen Napoleon eingenommen war, durch den Geist und die Kenntnisse, welche dieser während der Unterhaltung zeigte, so wie durch die zuvorkommende Güte und Humanität, mit der sowohl der Kaiser als seine Krieger ihn behandelten, ganz für ihn gewonnen, ohne durch Versprechungen oder Geschenke bestochen worden zu sein. Wegen der ausgezeichneten Rede, welche er im Januar 1807 in der Akademie über den Ruhm Friedrich's II. hielt und welche von Göthe aus dem Französischen übersetzt wurde, feindete man ihn von vielen Seiten als Verräther an der Sache des Va-

terlandes an, weil sich darin schmeichelhafte Beziehungen auf den Kaiser der Franzosen fanden. Unter solchen Umständen nahm er einen Ruf an die Universität zu Tübingen gern an, obgleich die Stelle bei gehäufteren Arbeiten mit weniger Gehalt verbunden war, und schon befand er sich auf der Reise dahin, als ihn ein französischer Eilbote mit dem Befehle erreichte, sogleich nach Fontainebleau zu kommen, um ein wichtiges Amt anzutreten. Er erschien daselbst und ungeachtet aller Gegenvorstellungen bei Maret wurde ihm schon am 17. Nov. 1807 zu Paris die Bestallung als königlich westphälischer Minister-Staatssecretair eingehändigt. Am folgenden Tage verlieh ihm Hieronymus das Großkreuz des holländischen Löwenordens und im December ging er nach Cassel ab. Unter den mit Widerwillen übernommenen seine Körperkräfte übersteigenden Arbeiten litt seine Gesundheit bald so sehr, daß er öfters die Besinnung und einst während einer Unterredung selbst die Sprache verlor. Auf dringendes Bitten wurde er seiner jetzigen Stelle entlassen und im Januar 1808 zum Staatsrathe nnd Generaldirector des öffentlichen Unterrichts ernannt. Allein auch dieses seinen Wünschen angemessenere Amt wurde ihm bald durch die Bekämpfung und den Druck jedes wissenschaftlichen Strebens von Seiten der Regierung verleidet. Nur mit Mühe konnte er die Universität Marburg von ihrem Untergange, Göttingen und Halle von Einziehung ihrer Dotationen retten. Der Gram über den hoffnungslosen Zustand der Gegenwart und die Sorge um die große Schuldenlast, welche er sich durch die letzte Veränderung aufgebürdet hatte, nagten an seinem Innern, dessen Stimmung die Vorrede zu der 1. Abtheilung des 5. Bandes der „Schweitzergeschichte" (1808) deutlich ausspricht. Schon waren seine Freunde in der Schweitz bemüht gewesen ihn dieser unangenehmen Lage zu entreißen und ihn dem Vaterlande wiederzuschenken, um in ungestörter Ruhe sein Geschichtswerk in der Nähe der Quellen vollenden zu können, als die Nachricht von seinem am 29 Mai 1809 erfolgten Tode sie aller Sorge um den verklärten Freund enthob und ihr Herz mit tiefer Trauer erfüllte. Seit einem Jahre schon hatten sich bedenklichere Folgen seiner zu großen Anstrengung im Arbeiten bei fast gänzlichem Mangel an Bewegung gezeigt. Augenweh und Rothlauf, womit er öfters heimgesucht wurde, achtete er zu wenig, bis Entzündung des Gesichts und ein Gallenfieber ihm die Nähe seines Todes ahnen ließen. Er starb mit den Worten: „Alles, was ist, ist von Gott und Alles kommt von Gott." Den Schmerz der Freunde, welche in seiner Nähe waren, unter denen wir besonders Schlieffen, Dohm, von Bosse, M 's Secretair und den Grafen Reinhard nennen, sprach der Minister Simeon in einer gehaltvollen Rede am Grabe aus, so wie die volle Anerkennung seines Verdienstes auch noch in seinem letzten Amte. — M. war von kleinem, aber starkem Körperbaue; aus dem vollen Gesichte und den großen blauen Augen sprach Munterkeit und Herzensgüte. In Gesellschaft bewegte er sich als feingebildeter Weltmann und wußte durch die Gemüthlichkeit seines Umganges Jeden anzuziehen und zu erfreuen. Unter den vielen Jünglingen, denen er Führer und Freund war, haben sich später besonders Hammer als Orientalist und Geschichtschreiber, Pfister, Hormayer und Dippold im letztgenannten Fache ausgezeichnet. Außerdem stand er mit Bonstetten, Füßli, Humboldt, Herder, Heyne, Gleim, Fr. H. Jakobi u. A. in freundschaftlicher Verbindung, wovon uns noch mannigfache Beweise in seinen Briefsammlungen vorliegen. Als Verehrer seiner Größe huldigten ihm unter den Fürsten besonders der Erzherzog Johann, der Kronprinz (jetzt König) von Baiern und der bei Saalfeld gefallene Prinz Louis von Preußen. In M vereinigte sich eine eben so große Fülle von Genialität, Phantasie und Empfindung, als von Gründlichkeit, Fleiß und Ernst. In seinen Schriften bewundern wir in gleichem Grade die Unparteilichkeit, Tiefe und Selbstständigkeit der Forschung, wie die Eigenthümlichkeit, die Kraft und Kürze des Vortrags.

In Schilderungen, besonders von Schlachten und Kriegsscenen, und in lebhafter Versinnlichung der Örtlichkeit geschichtlicher Ereignisse, in Darstellung der Sitten und Entwickelung des Völkerlebens ist er Meister. Das vollständigste Zeugniß seiner unermüdeten Thätigkeit beweisen die aus 1833 Autoren gefertigten Auszüge, welche er auf 17000 Folioseiten niedergeschrieben hat. Sie umfaßten alle hebräischen, griechischen und römischen Schriftsteller, die Kirchenväter und Geschichtschreiber des orientalischen und occidentalischen Mittelalters bis zur Zeit der Reformation. Die Jahrhunderte der Vergangenheit standen wie Bilder der Gegenwart klar vor seiner innern Anschauung. Woltmann, Heeren und Roth haben sich über seine Leistungen als Historiker in besondern Schriften ausgesprochen. Von seiner „Geschichte der schweitzerischen Eidgenossenschaft" waren bis zu seinem Tode 4 Bände und die 1. Abtheilung des 5. vollendet (Leipz. 1806—1808). Die Fortsetzung bis zum ewigen Frieden mit Frankreich besorgte Rob. Glutz-Blotzheim (Zürich 1816). Die neueste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien 1831 in 40 Bdn.; seine „Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweitz" gab H. Füßli (Zürich 1812) heraus. 81.

Müller, Vater und Sohn, zwei ausgezeichnete Kupferstecher Deutschlands. — Johann Gotthard von M., der Vater, geb. 1747 zu Bernhausen im Würtembergischen, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst zu Stuttgart, ging hierauf von der Regierung unterstützt in seinem 23. Jahre nach Paris und vollendete seine Ausbildung unter der Leitung des trefflichen Wille. Nach mehrjährigem Aufenthalte, während dessen er Mitglied der Akademie geworden war, kehrte er nach Stuttgart zurück und ward Professor an der Kunstschule daselbst. Hier starb er am 14. März 1830. — Unter seinen von Kennern sehr hochgeschätzten Werken sind die berühmtesten: die Schlacht bei Bunkershill, die Madonna della Sedia nach Raphael, Lot und seine Töchter nach Honthorst, Ludwig XVI., eine heilige Cäcilie nach Domenichino (gezeichnet von seinem Sohne) und die Mater sancta nach Lionello Spada, das letzte seiner zahlreichen Arbeiten. — Von seinen Schülern hat sich außer Leybold und einigen Andern vor Allen sein Sohn, Johann Friedrich Wilhelm M., dauernden Ruhm erworben. Geboren zu Stuttgart im Jahre 1782 fing er schon früh an sich mit der Kunst zu beschäftigen, lernte zeichnen und trieb nebenbei alle einem tüchtigen Künstler nöthige Hülfswissenschaften. Trefflich vorbereitet ging er hierauf im Jahre 1802 nach Paris, um dort unter der Leitung der berühmtesten Lehrer der Akademie seine Ausbildung zu vollenden. Eine gefährliche Krankheit, die er sich durch allzugroße Anstrengung zugezogen hatte, wurde Veranlassung, daß er sich zur Erholung mit Portraitmalerei beschäftigte und er leistete damals in diesem Fache einige Arbeiten, welche großen Beifall fanden. Nach seiner Wiederherstellung stach er für das Museum des Robillard die „Venus d'Arles" und bald darauf „La Jeunesse" nach einer Statue seines Freundes Fr. Masson, beides Werke, welche durch die eigenthümliche Manier, in welcher der Marmor nachgeahmt war, allgemeines Aufsehn erregten. Nachdem er noch das Portait des Königs von Würtemberg gemalt und gestochen hatte, begann er den Johannes nach Domenichino, vollendete denselben aber erst in Stuttgart, wohin er im Jahre 1806 zurückkehrte. Seit 1809 und zwar nach seiner Rückkehr von einer Reise in Italien beschäftigte er sich im Auftrage des dresdener Kunsthändlers Rittner mit dem Stiche der berühmten Madonna di Sisto von Raphael, seinem besten Werke, welches er erst kurz vor seinem Tode vollendete, von dem er aber keinen Abdruck mehr sah. Neben demselben lieferte er noch mehrere andere weniger umfangreiche Arbeiten, z. B. Adam und Eva nach einem Plafond von Raphael im Vaticane, Schiller nach Dannecker's Büste, Hebel u. A. m. Im Jahre 1814 folgte er einem Rufe als Professor an die Kunstakademie in Dresden; allein seine Kräfte

waren bereits erschöpft und zuletzt verfiel er in eine Geistesüberspanntheit, gegen welche man auf dem Sonnenstein bei Pirna vergeblich alle Mittel versuchte. Er starb den 3. Mai 1816. 36.

Müller (Johann Gottwerth), auch M. von Itzehoe genannt, ein deutscher Romanenschriftsteller, wurde den 17. Mai 1744 zu Hamburg geboren, lebte als Buchhändler einige Zeit zu Itzehoe in Holstein, gab aber im Jahre 1772 dieses Geschäft auf und genoß bis zu seinem am 23. Juni 1828 erfolgten Tode eine Pension des Königs von Dänemark, welche ihm blos literarischen Beschäftigungen zu leben erlaubte. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit Herausgabe des „Ringes" (Itzehoe 1777. Neue Aufl. 1788), am meisten aber trug zu Verbreitung seines Rufes „Siegfried von Lindenberg" (Hanover 1779. 4 Thle. Neueste Aufl., glossirt von Müllner's Schatten aus Tenare gesandt an den „Leipziger Eremiten" [eine fade Modernisirung] Leipz. 1830. 3 Bde.) bei, ein Sitten- und Charaktergemälde, welches durch seine treffende Schilderung und witzigen Bemerkungen allgemeinen Beifall fand. In geringerem Grade war dieß der Fall bei den „Komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes" (Göttingen 1786—89. 8 Thle.). Noch kältere Aufnahme fanden seine folgenden Romane: „Friedrich Brack" (Berlin 1793—95. 4 Bde.); „Selim der Glückliche" (Berlin 1792. 3 Bde.); „Sara Reinert" (Berlin 1796 und 1806); „Wilhelm Leewend" (Berlin 1798) ꝛc. Mehrere von M.'s geschilderten Charakteren sollen aus seiner Umgebung aufgegriffen worden sein. Seine Schriften zeichnen sich insgesammt durch Beobachtung sittlicher Würde, Liebe zur Wahrheit, Witz und heitere Laune aus, nur ermüden sie zum Theil durch Mangel an Mannigfaltigkeit und Anmuth so wie durch Überhäufung moralischer Betrachtungen. Besonders in den spätern Schriften herrscht fast durchgängig zu große Einförmigkeit und Armuth der Phantasie. 81.

Müller (Karl Otfried) nimmt durch seine vielfachen und zahlreichen Schriften unter den Mythologen und Alterthumsforschern der neuern Zeit einen bedeutenden Rang ein. Er wurde 1797 zu Brieg in Schlesien, wo sein Vater Feldprediger war, geboren und schon in seinem 10. Jahre kam er auf das daselbst befindliche Gymnasium. Schon in dem Knaben zeigte sich eine hohe Liebe zu den Wissenschaften und vorzüglich zu den Studien der alten Sprachen. Sorgfältig vorbereitet bezog er zu seiner weitern Ausbildung zu Ostern 1813 die Universität Breslau, wo vorzüglich die Neigung zur geschichtlichen Seite der Philologie, zur kritischen Erforschung der Mythologie und der ersten Anfänge des Lebens der Alten geweckt ward. Um sich hierin zu vervollkommnen, ging er zu Ostern 1815 nach Berlin, wo er Boekh's und Buttmann's vertrautern Umgang genoß, promovirte 1817 und gab in demselben Jahre „Aegineticorum liber" heraus, ein Werk, in welchem die geistvollsten Hypothesen hinsichtlich der Geschichte und Mythologie, freilich hier und da ohne Rücksicht auf die Zeugnisse der Alten, aufgestellt sind. In demselben Jahre erhielt er eine Professur an dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau. Ohne die grammatische und kritische Seite der Philologie zu vernachlässigen, verfolgte er unablässig die Ideen der Mythologie bis zu ihren ersten Anfängen, verwarf die blos historische so wie die blos allegorische Behandlungsweise und eröffnete so einen neuen Weg der mythologischen Forschung durch das 1820 in Breslau erschienene Werk: „Orchomenos und die Minyer", als den ersten Theil der Geschichte hellenischer Stämme und Staaten. Nachdem er im Sommer 1819 für das Fach der Alterthumswissenschaften und vorzüglich für das der Archäologie der Kunst nach Göttingen berufen worden war, wo er einen neuen Freund an dem genialen Geschichtsforscher Heeren fand, verweilte er im Herbste dieses Jahres eine kurze Zeit in Dresden und machte im Sommer 1822 eine Reise durch Frankreich und England, um sich durch Betrachtung und

Erforschung der übriggebliebenen Kunstwerke des Alterthums in den verschiedenen Museen und Kunstsammlungen noch weiter auszubilden. Im Jahre 1824 erschien der 2. und 3. Band der Geschichte der hellenischen Stämme und Staaten unter dem Titel „Die Dorier", in welchem Werke er in kräftigem und reinem Vortrage die Einheit des dorischen Wesens in Sitte, Sprache, vorzüglich aber in Hinsicht auf den Cultus, so wie die Verbreitung dieses mächtigen Stammes der Griechen von seinen ersten Anfängen bis zur höchsten Entwickelung desselben nachzuweisen suchte. 1830 erschien eine englische Übersetzung desselben zu Oxford. Jetzt wendete er sich vorzugsweise der mythologischen Forschung zu und schrieb: „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Göttingen 1825). Zugleich erschien als Product seiner historischen Forschung: „Über die Wohnsitze, die Abstammung und ältere Geschichte des macedonischen Volks" (Berlin 1825). Festere Kritik und größere Forschung zeigt das 1828 zu Breslau herausgegebene Werk: „Die Etrusker" (2 Bde.). Zwei Jahre darauf schrieb er ein „Handbuch der Archäologie der Kunst" (Breslau 1830), durch welches Werk er diesen Theil der Alterthumskunde auf festere Grundlagen brachte und den neuesten Forschungen über diesen Gegenstand mehr anpaßte. In allen seinen Werken zeigt sich eine feste historische Forschung, eine geniale Auffassung des Einzelnen neben dem Ganzen, ein schöner kräftiger Vortrag, doch auch zuweilen eine nicht immer von der Kritik gezügelte Phantasie, die ihn oft zu zwar sehr geistvollen, aber kritisch nicht bewiesenen Hypothesen treibt. Zugleich spricht sich auch in ihnen eine oft zu scharfe Polemik gegen Hermann und die Hermann'sche Schule aus; vorzüglich ist dieß der Fall in der 1834 erschienenen Herausgabe der „Eumeniden des Äschylus", welche von Hermann in den wiener Jahrbüchern recensirt wurde. Gegen diese Recension schrieb M. in der Schulzeitung 1835 eine Antikritik, die in einer zweiten Antikritik von Hermann in demselben Journale recensirt wurde. Außer diesen größern Werken hat M. auch in den gelehrten Journalen und Zeitungen des In- und Auslandes geistreiche Abhandlungen über alle Fächer der Alterthumskunde geliefert. Wir nennen von seinen kleinen Schriften noch: „Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit etc." (Goetting. 1820); „Völkel's literarischer Nachlaß" so wie auch mehrere Abhandlungen in Ersch's und Gruber's Encyklopädie. Auch in seinen akademischen Vorträgen sucht er durch seine Vorlesungen über Poesie, bildende Kunst, Geschichte, Mythologie, über praktisches und politisches Leben des Alterthums so wie auch über die Sprachen desselben zur tüchtigen Erforschung dieser Seite der Wissenschaft und zu einer richtigen Auffassung der Idee, nach welcher das Leben der Alten beurtheilt werden muß, vielfach anzuregen. Durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit, seinen unermüdlichen Fleiß und Eifer in der Ergründung des Wahren, durch seine umfassende Genialität hat er einen bedeutenden Kreis von Zuhörern um sich versammelt und ihre hohe Achtung erworben. 11.

Müller (Otto Friedrich), ein ausgezeichneter Naturforscher, ward 1730 zu Kopenhagen geboren, studirte daselbst Theologie, indem er wegen seiner Armuth sich durch Musikunterricht ernährte, und ward 1753 Erzieher des jungen Grafen Schulin, dessen Mutter in M. die Liebe zur Naturgeschichte erregte und sie auf Reisen nähren ließ und die erwachte Neigung ward auch so groß, daß er den Staatsdienst (er war 1769 Kanzleirath und 1771 Archivrath der norwegischen Finanzkammer geworden), freiwillig niederlegte und sich nur seinen Lieblingsstudien widmete. Diesen verdanken wir außer einzelnen kleinen Werken und der Fortsetzung der Öder'schen „Flora danica" vorzüglich seine Untersuchungen über die Infusionsthierchen, welche er in mehreren Schriften niederlegte, indem er zuerst verschiedene Gattungen und Arten derselben unterschied. Wir nennen nur „Über gewisse Würmer des süßen und des salzigen Wassers" (1771. 4.); „De

vermibus terrae et aquae dulcis“ (1773—1774. 2 Voll. 4.); „De animalibus infusoriis,“ über welchem letztern Werke ihn den 26. Dec. 1784 der Tod ereilte und das von seinem Freunde Fabricius herausgegeben ward. Von seiner „Zoologia danica“ erschienen nur 2 Hefte, das 3. von Abildgaardt und das 4. von Rathke. 16.

Müller, (Peter Erasmus), Doctor und Professor der Theologie zu Kopenhagen, wo sein Vater Conferenzrath war, ward im Jahre 1776 geboren und nachdem er in seiner Vaterstadt Theologie studirt, auch einige berühmte deutsche Universitäten besucht, hierauf Frankreich und England bereist hatte, im Jahre 1801 Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen und erhielt zwei Jahre später die theologische Doctorwürde. Im Jahre 1830 wurde er zum Bischof von Seeland, an das verstorbenen Münter Stelle, ernannt und starb den 16. Sept. 1834. M. hat sich sowohl als Theolog, wie auch besonders durch seine Forschungen über die Geschichte und Alterthümer des Nordens ausgezeichnet. Unter seinen theologischen Schriften sind vorzüglich zu erwähnen: „Christelig Moralsystem“ (Kopenhagen 1808); „Christelig Apologetik eller videnskabelig Udvikling af Grundene for Christendommens Guddommelighed u. s. w.“ („Christliche Apologetik oder wissenschaftliche Entwickelung der Gründe für den göttlichen Ursprung der christlichen Lehre,“ Kopenhagen 1810) und „System i den christelige Dogmatik“ (Kopenhagen 1826). Im Jahre 1806 erschien seine erste Schrift über nordische Alterthümer unter dem Titel: „Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehuus fundene Guldhorn,“ eine Untersuchung über die merkwürdigen vor mehreren Jahren in der Erde gefundenen und jetzt in dem Museum zu Kopenhagen aufbewahrten goldenen Trinkhörner, die einer grauen Vorzeit entstammen. Hierauf erschien unter mehreren hier nicht zu erwähnenden Abhandlungen „Om det islandske Sprogs Vigtighed“ („Über die Wichtigkeit der isländischen Sprache,“ 1813); „Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiogeographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte“ und „Über die Authentie der Edda Snorro's und die Ächtheit der Asalehre“ (Kopenhagen 1811), letztere beiden Schriften in das Deutsche übersetzt von Sander. Die „Sagabibliothek“ (Kopenhagen 1816—1819. 3 Bde.) mit Anmerkungen und einleitenden Abhandlungen hat außer seiner Wichtigkeit für Alterthumsforschung auch für einen größern Kreis von Lesern Interesse. Mit gleich großem Scharfsinne, Fleiß und Kritik sind die „Kritisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagenhistorie“ („Kritische Untersuchungen der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens oder über die Glaubwürdigkeit der Quellen Saxo's und Snorra's,“ (Kopenhagen 1823) und „Kritisk Undersögelse af Saxo's Historiens syv sidste Böger“ („Kritische Untersuchung der letzten sieben Bücher der Geschichte Saxo's,“ Kopenhagen 1830), welche beiden Schriften ihrem Inhalte nach zusammen gehören, bearbeitet. Auch seine „Dänische Synonymik“ ist für die dänische Sprache von großem Werthe. Vom Jahre 1805—1832 war M. Redacteur der dänischen Literaturzeitung, so wie auch bis zu seinem Tode Director der Bibelgesellschaft des Landes. 81.

Müller (Wilhelm), einer der besten Dichter neuester Zeit, ward geboren zu Dessau 1795, verrieth schon als Kind die trefflichsten Anlagen und ward von seinem Vater, einem nicht unbemittelten Handwerksmanne, zum Studiren bestimmt. Vollkommen genügte der Jüngling den Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte, bezog 1812 die Universität zu Berlin, wurde der Schüler Wolf's, Böckh's, Buttmann's u. A. und studirte hauptsächlich Geschichte und Philologie. Als indeß 1813 der Kriegsruf ertönte, ward auch unser M. heftig davon angezogen, ergriff das Schwert und schlug tapfer mit die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm. Im Jahre 1814 kehrte er nach Ber-

lin zurück, setzte seine unterbrochenen Studien von Neuem wieder mit dem größten Fleiße fort und beschäftigte sich jetzt vorzüglich mit altdeutscher Sprache und Literatur. Im Jahre 1817 erhielt M. endlich von Baron von Sack eine Einladung, ihn auf seiner Reise nach Italien, Griechenland und Ägypten zu begleiten, die er auch annahm, sich daher nach Wien begab, hier beinahe zwei Monate hindurch verweilte, um die neugriechische Sprache zu lernen, und endlich nach Rom abreiste. Leider löste sich aber diese Verbindung mit dem Baron von Sack bald hier wieder auf, daher M. die Reise nach Griechenland aufzugeben gezwungen war. Desto genauer und aufmerksamer aber studirte er nun Rom mit seinen Alterthümern, Kunstschätzen und seinem eigenthümlichen Leben. Diesem Aufenthalte verdanken wir auch sein höchst geistreich geschriebenes Buch: „Rom, Römer und Römerinnen" (Berlin 1820. 2 Bde.). Von Rom ging er zunächst nach Neapel, hielt sich dann auch einige Monate in Florenz auf und kehrte endlich 1819 nach Berlin zurück. Nicht lange währte es, so erhielt er als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache eine Anstellung an der Gelehrtenschule zu Dessau, woselbst er auch etwas später vom regierenden Herzoge zum Bibliothekar ernannt wurde. Um sich von seinen ununterbrochenen Arbeiten etwas zu erholen, machte er im Herbste 1827 einen kleinen Ausflug an den Rhein und nach Schwaben, aber kaum zurückgekehrt traf ihn ein Nervenschlag, an dem er auch den 1. Oct. des genannten Jahres starb. Außer jener oben angeführten Schrift müssen wir noch mehrerer gedenken, die nicht minder mit dem größten Lobe genannt zu werden verdienen. So beweisen seine „Gedichte der Liebe und des geselligen Lebens aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (Dessau 1821—1824), sein poetisches und ächtlyrisches Talent. Im reinen Volkstone geschrieben sind sie von vielen Meistern der Tonkunst in Musik gesetzt worden. Poetischen Ruhm aber erweckten ihm seine „Lieder der Griechen" (Dessau und Leipzig 1820—1821. 5 Hefte), in denen er mit übersprudelndem Dichtergeist die wiederaufkeimende Freiheit des griechischen Volkes auf erhabene Weise besingt. Diesen Gedichten schließt sich seine Übersetzung der neugriechischen Volkslieder der Pauniel'schen Sammlung in Leipzig 1825. 2 Bde. an. Zu seinen vorzüglichsten poetischen Erzeugnissen gehören auch noch seine „Lyrischen Reisen und epigrammatischen Spaziergänge" (Leipzig 1827). Daß er aber auch in dem Studium der Philologie und Alterthumskunde, das er schon als Jüngling auf das Eifrigste betrieben hatte, Wichtiges zu leisten im Stande war, beweisen seine „harmonische Vorschule" (Leipzig 1824. N. A. v. Baumgarten-Crusius. Leipzig 1836); seine ausgezeichneten Aufsätze über Kritik und Literärgeschichte in mehreren Zeitschriften und vorzüglich in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, deren Redaction er 1826 mit übernommen hatte. Nicht geringes Verdienst erwarb sich endlich M. durch seine „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrhunderts" (Leipzig 1822—1827. 10 Bde.), worin er uns das Gediegenste aus den Poesien jener Zeit mitgetheilt hat. 20.

Müllner (Adolph), bekannter Dichter und ästhetischer Kritiker, geb. den 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, erhielt seine Bildung zu Pforte, studirte darauf in Leipzig Jurisprudenz, prakticirte seit 1798 als Advocat in Weißenfels, ward 1805 Doctor der Rechte und 1817 königlich preußischer Hofrath und starb zu Weißenfels den 11. Juni 1829. — Genoß er auch als Advocat eines gebührenden Rufes und hatte er sich selbst durch mehrere juristische Schriften wie „Modestin's sechzig Gedanken" (Greiz 1804) und „Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunst" (Leipzig 1812) bekannt gemacht, so wandte er sich doch mit Vorliebe zur schönen Literatur und zwar mehr zur dramatischen Poesie, zumal nachdem er 1810 in Weißenfels ein Privattheater zu Stande gebracht hatte, für welches er zuerst seine nach französischen Originalen bearbeiteten, durch

geschmackvolle Erfindung, anmuthige Scherzhaftigkeit, dichterischen Schwung und edle Sprache sich auszeichnenden, wenn auch meist oberflächlichen Lustspiele: „Die Onkelei," „Die Vertrauten," „Die großen Kinder" u. s. w. dichtete, gesammelt in den „Spielen für die Bühne" (Leipzig 1815—1821. 2 Bde.) und dem „Almanach für Privatbühnen" (Leipzig 1817—1819. 3 Bde.) so wie in den „Dramatischen Werken" (Braunschweig 1828. 7 Bde.). Weniger glücklich war er in Trauerspielen („Die Schuld," „König Yngurd," „Der neun und zwanzigste Februar," „Die Albaneserin" u. s. w.), die zwar in formeller Hinsicht sich vortheilhaft auszeichnen und dem Vorbilde, Schiller, rühmlich nachstreben, aber, vorzüglich „Die Schuld," meist eine von dem Christenthume wie von der Ansicht der alten griechischen Tragiker gleich weit entfernte düstere Schicksalsidee entwickeln, welche das fromme Gefühl nur verletzen kann. Seit 1820 beschäftigte sich aber M. ausschließlich mit der ästhetischen Kritik, indem er von 1820—1825 das „Literaturblatt zum Morgenblatte," seit 1823 die „Hekate" und seit 1826 die „Mitternachtszeitung" redigirte, zeigte aber durch seine schonungslose Kritik, beißenden Witz und hämisches Einmischen von Persönlichkeiten eine Streitsucht, welche ihn mit seinen Verlegern (vergl. seine Schrift „Meine Lämmer und ihre Hirten" (Wolfenbüttel 1828) wie mit einer Anzahl Gelehrten (z. B. Krug) in die unseligsten Streitigkeiten und Processe verwickelte und das Urtheil der ruhigen Beobachter gegen ihn stimmte. Außer den angezeigten erwähnen wir noch „Vermischte Schriften" (Stuttgart 1824—1826. 2 Bde.). 16.

Münch (Ernst Herrmann Joseph), gegenwärtig Geheimer Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart, ward am 25. Oct. 1798 zu Rheinfelden im Aargau geboren, erhielt seine Bildung erst bei einem Priester seiner Vaterstadt, dann auf dem Gymnasium zu Solothurn und studirte auf der Universität zu Freiburg Jurisprudenz, während jedoch auch bei den ernstern Studien seine angeborene Neigung zur Poesie ihn nicht verließ. Davon zeugen seine Gedichte, Basel 1819, im Jahre 1829 zu Lüttich unter dem Titel: „Jugendmuth und Jugendträume" neu aufgelegt und die „Helvetischen Eichenblätter" (Aarau 1826). Doch der Wunsch, seinem kränklichen Vater den Dienst und der Familie dessen Besoldung zu erhalten, veranlaßte ihn auf die Gewährung seiner Neigungen zu verzichten, die ihn in literarischer und bürgerlicher Hinsicht frühzeitig weit gebracht haben würde. Dennoch widmete er sich in freien Stunden der lyrischen und dramatischen Dichtung und wenn auch sein erster Versuch „Eponine" nur Versuch blieb, so bestimmten ihn doch eigener durch poetischen Sinn genährter Drang und die Stimme eines Wessenberg, Usteri, Troxler, Zschokke dem Studium der Geschichte eifrig sich zu widmen, dem er von jetzt an um so getreuer blieb, als auch die Ereignisse der Zeit mächtig auf ihn einwirkten. Vorzüglich war das Zeitalter der Reformation das Ziel seiner besondern Beschäftigung. M. war es, der die erste vollständige Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten, in fünf Bänden (Berlin 1821—1825, wovon auch eine deutsche Bearbeitung erschienen ist) herausgab. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Gerichtssecretair im Bezirksgerichte zu Rheinfelden, dann von 1819—1821 Lehrer an der Cantonschule zu Aarau, nahm aber im letzten Jahre seine Entlassung, theils um dem Wirrwarr der Parteileidenschaften zwischen den Landeskindern und den angestellten Fremden sich zu entziehen, theils um sich in Deutschland seinem Lieblingsstudium als Historiker ungestörter widmen zu können. Das Interesse am Freiheitskampfe der Griechen veranlaßte seine Schrift „Die Heerzüge des christlichen Europas wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit" (Basel 1822—1826. 5 Bde.). Seit 1824 war M. Professor der historischen Hülfswissenschaften in Freiburg, gab als solcher in Verbindung mit deutschen, schweitzerischen und elsässischen Gelehrten eine Zeitschrift „Deutsches Museum" (Freiburg 1824. 2 Bde.) heraus,

widmete sich auch mit erneuter Thätigkeit der Geschichte des XVI. Jahrhunderts, wovon die Schriften „Franz von Sickingen" (Stuttgart 1824—1829. 3 Bde.); „Charitas Pirkheimer" (Nürnberg 1822); „Bilibald Pirkheimer's Schweitzerkrieg ꝛc." (Basel 1826); „Olympia Fulvia Morata" (Freiburg 1827) und eine neue Ausgabe der „Epistolae obscurorum virorum," mit kritischen Erläuterungen (Leipzig 1827), Beleg sind, mußte aber mehrfach erfahren, daß die Regierung seiner geistigen Richtung nicht günstig war, indem ihm mehrere einträgliche Stellen, um die er nachgesucht hatte, verweigert wurden. Die Gründung der historischen Gesellschaft in Freiburg ist M.'s Werk, indem er den Plan zu einer allgemeinen Verbindung aller Geschichts-Alterthumsvereine in Deutschland, der Schweitz, dem Elsaß, den Niederlanden und den nordischen Staaten entwarf, obgleich auch dadurch er dem badischen Hofe verdächtigt wurde. Nur der Tod Niebuhr's, der an die Spitze einer Generalversammlung in Bonn treten sollte, und die Folgen der Julirevolution haben das Ganze auf unbestimmte Zeit vertagt, obschon die Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde (1828. 1. Bd.) das Wesentliche dieses Vereins beurkunden. Von dem Fürsten von Fürstenberg unterstützt bearbeitete er die „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg," die in den bis jetzt erschienenen drei Bänden (Aachen 1829—1832) noch unvollendet ist. Im Jahre 1828 wurde M. als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts auf die Universität Lüttich berufen, erhielt auch damit die Aussicht als Historiograph des königlichen Hauses angestellt zu werden. Wie hier der päpstliche Nuntius, die Häupter der belgischen Hierarchie und die apostolischen Zeitschriften nicht nur förmlichen Widerspruch gegen M.'s Ernennung einlegten, sondern diesen auch später in seiner akademischen Wirksamkeit durch Ränke aller Art gehemmt haben und er dadurch in nähere Verbindung mit den einflußreichsten und besonneneren Männern des Tages getreten, selbst seine persönliche Sicherheit in Lüttich gefährdet sah, erzählt er in seinen Denkwürdigkeiten Heft I. (Stuttgart 1832) ausführlich. Der König Wilhelm der Niederlande, seinen literarischen und moralischen Werth anerkennend, berief ihn daher nach dem Haag, wo er als Bibliothekar angestellt mehrere seiner geschichtlichen Arbeiten fortsetzte und neue begann, wie die „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" (Aachen 1831—1832. 1. und 2. Bd.); „Das Großherzogthum Luxemburg, integrirender Theil des deutschen Bundes, in seinen geschichtlichen und staatsrechtlichen Beziehungen" (Haag 1831), auch die Zeitschrift „Aletheia" (Aachen 1829—1830) herausgab. Von den früheren belgischen Ministern bei manchen Anlässen zurückgesetzt, erfreute er sich jetzt wenigstens der Gunst der Minister van Maanen und van Doorn. Diese Verhältnisse und die Richtung, welche die Revolutionen in Frankreich und Belgien nahmen, brachten ihn mit seinen alten Freunden in allerlei Zwiespalt, so daß er entschieden gegen die Revolution auftrat und daher durch die Schrift „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft" (2. Ausgabe. Haag 1831), auf Veranlassung einiger Diplomaten in diesem Sinne geschrieben, die Parteien und ihre Verhältnisse ohne Rückhalt schildern wollte. Bei den günstigsten Aussichten auf weitere Beförderung und in den angenehmsten Verhältnissen unterlag M. doch einer Art von Heimweh nach Deutschland, so daß er in Unterhandlungen nach mehreren Seiten hin begriffen, wozu die Anregung von hochachtbarer Seite ausgegangen war, endlich im Sommer 1831 den Antrag des Königs von Würtemberg annahm und als Bibliothekar mit dem Titel eines geheimen Hofraths nach Stuttgart ging. Er führte hier bis zum Sommer 1832 die Redaction einer Zeitung, die nach dem ursprünglichen Plane das System der constitutionellen Reform verfechten sollte, aber wider seine Absicht und seinen Willen Hofzeitung blieb. Überhaupt äußerten sich auch manche feindselige Verhältnisse zu alten Freunden und manche dissentirende Ansichten über Politik und Bedürf-

nisse der Gegenwart auf polemischen Wege. Als Schriften, die darauf Bezug haben und M. zugeschrieben werden, erwähnen wir die „Divination auf den nächsten würtembergischen Landtag" (soll von Gutzkow sein), „Sendschreiben eines deutschen Publicisten" (Stuttgart 1833, 34. Hft. 1. 2), „Würtemberg in der neuesten Zeit, beleuchtet nach dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur und nach der Wirklichkeit" (Stuttg. 1835). Doch hat sich M. noch nie in seinen redlichen Bestrebungen irren lassen, die auch von den besonnenen Freunden der Wahrheit, des Lichts und der Ordnung dankbar anerkannt worden sind. Außer den schon erwähnten Schriften sind noch zu nennen: die Biographie „König Enzius" (Ludwigsburg 1827); „Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens" (1. Th. Renna von Este. Aachen 1831); „Die Schicksale der alten und neuen Cortes in Spanien" (Stuttg. 1824—1827. 2 Bde.); „Grundzüge der Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal" (Leipz. 1827); die Geschichte von Portugal, Brasilien und Columbien in der „Historischen Taschenbibliothek"; „Geschichte des Mönchsthums in allen seinen Verzweigungen ꝛc." (Stuttg. 1828. 2 Bdchn.); „Vermischte historische Schriften", Sammlung einzelner und zerstreut erschienener Aufsätze (Ludwigsburg 1828. 2 Bde.); „Karl von Rotteck geschildert nach seinen Werken ꝛc." (1831); „Sammlung der alten und neuen Concordate" (Leipz. 1830—1831. 2 Bde.); „Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Östreich in den Niederlanden" (1. Abth. 2 Bde. Unter dem Titel: „Marie von Burgund und Margarethe von York." Leipz. 1831); „Schwarzwaldrosen", Gedichte (Aachen u. Leipz. 1831); „Heinrich Zschokke, geschildert von E. Münch" (Haag 1831); „Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte" (Stuttg. 1834); „Margarethe von Östreich" (Stuttg 1833. 2 Thle.); „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (Stuttg. 1833—1835. 6 Bde.). Eine Rechtfertigung seiner publicistisch-literarischen Wirksamkeit hat er in seinen „Denkwürdigkeiten" (Stuttg. 1832. 1. Hft.) zu schreiben begonnen. 64.

Münch-Bellinghausen (Joachim Eduard, Graf von), kaiserlich königlicher östreichischer Präsidialgesandter am deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M., ward 1786 zu Wien geboren und war der jüngste Sohn des Reichshofraths Freiherrn von Münch-Bellinghausen, unterstützte anfangs seinen Vater und trat später in den Staatsdienst, worin er sich so auszeichnete, daß er 1816 zum Stadthauptmann von Prag ernannt ward. Nachdem er in dieser Eigenschaft als Commissair bei den Elbschifffahrtsconferenzen seine diplomatische Gewandtheit bewährt hatte, ward er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien angestellt, aber schon 1822 zum Präsidialgesandten zu Frankfurt ernannt und später in Anerkennung seiner umsichtigen Verwaltung dieses Postens in den Grafenstand erhoben. 16.

München, Hauptstadt des Königreiches Baiern und des Isarkreises, Residenz des Königs, Sitz des Erzbischofes und eines Oberappellationsgerichtes, an der Isar, über die eine schöne Brücke führt, liegt in einer weiten Ebene zwischen zwei Hügelreihen, besteht aus der Altstadt und 5 Vorstädten und enthält 3400 Häuser und 90000 Einw., wobei das Militair mitgerechnet ist. M. ist eine der schönsten Städte Deutschlands und eine von denjenigen, welche seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sich außerordentlich verschönert hat, was es vorzüglich dem jetzigen Könige Ludwig I. und seinem Vorgänger zu verdanken hat. Die Stadt hat eine Menge breiter schnurgerader Straßen, die mit Trottoirs versehen und mit geschmackvollen Häusern und prächtigen Hôtels eingefaßt sind; die vorzüglichsten darunter sind: die mit fast lauter Palästen besetzte Ludwigsstraße, die Kuffinger- und Karlsstraße. Zu den vornehmsten Plätzen gehören: der Schrannen- oder Marktplatz mit einer bronzenen Statue der Mutter Gottes, der schöne Max-Josephsplatz (zum Paradeplatze dienend) mit der colossalen bronzenen Statue des

Königs Maximilian I., der Promenadeplatz, der Maximiliansplatz, der Karolinenplatz, der Königsplatz mit der herrlichen Glyptothek, der Odeonsplatz mit dem 100 Fuß hohen, aus eroberten Kanonen gegossenen Obelisk zum Andenken der in Rußland gefallenen 30000 Baiern. Unter den 21 Kirchen und 7 Kapellen der Stadt zeichnen sich besonders aus: die Frauenkirche, merkwürdig durch ihre Größe, ihre Verzierungen und ihre zwei hohen Thürme; die Hofkirche zum heiligen Michael, eine der schönsten in Deutschland, mit dem sehr schönen marmornen Grabmale des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, ehemaligen Vicekönigs von Italien; die prachtvolle Theatinerkirche oder Kirche zum heiligen Cajetan mit der königlichen Gruft, einer mit herrlichen Gemälden geschmückten Sacristei und zwei Thürmen; die Metropolitankirche, eine der ältesten der Stadt, mit 24 sieben Fuß dicken Säulen, Marmorfußboden, 30 Kapellen, vielen Grabmälern, unter denen das des Kaisers Ludwig besonders ausgezeichnet ist, und einer herrlichen Orgel; die neue Ludwigskirche und die zwei Hofkapellen, darunter sich die neue besonders auszeichnet; die neue seit 1832 errichtete protestantische und die seit 1829 eingeweihte griechisch-katholische Kirche, letztere ausgezeichnet durch ihre prachtvollen heiligen Geräthe, welche ein Geschenk des Kaisers von Rußland sind. Von den öffentlichen Gebäuden sind vorzüglich bemerkenswerth: das königliche Schloß, eines der größten in Europa, sehr reich meublirt, aber von einer unregelmäßigen Bauart. Es wurde in verschiedenen Zeiten erbaut, ist 684 Fuß lang und hat 4 Höfe. In ihm findet man: die prachtvolle Kapelle mit vielen Kunstwerken und Kostbarkeiten (wie z. B. die silbernen Pfeifen der Orgel und der mit Amethysten, Jaspis und Lasurstein belegte Fußboden), den königlichen Schatz, den Antikensaal mit Kunstsachen und Alterthümern, die kaiserlichen Zimmer, die königlichen Zimmer, die marmorne Kaiserstiege und den Bildersaal; der neue Königsbau an der Südseite des Schlosses, dessen Bau rasch vorwärts schreitet; das Maxpalais; das herzoglich Leuchtenberg'sche Palais; der freiherrlich Cotta'sche Palast; das vormalige Jesuitencollegium, jetzt Gebäude der königl. Akademie der Wissenschaften, der Künste, der Universität, des Reichsarchivs, der Centralbibliothek (in 54 Zimmern), merkwürdig wegen seines Umfanges und seiner Architektur; das neue Theater am Max-Josephsplatze, eines der schönsten in Europa; die Glyptothek, eines der schönsten Gebäude Deutschlands, mit einer prachtvollen Sammlung antiker Kunstwerke; die neue mit Eisen gedeckte Reitschule; das große herrliche neue Münzgebäude mit seinen kunstvollen Einrichtungen; das Zeughaus; das Gebäude der Ministerien des Äußern, des Innern und der Finanzen; das Gebäude des Justizministerium, des Oberappellationsgerichts und der Mauth; das Rathhaus; das allgemeine Krankenhaus; das Odeon; das Waarenlager der königlichen Porzellanfabrik; das Kaufhaus, welches durch Arcaden, die mit Freskogemälden aus der baierischen Geschichte geziert sind, mit der Residenz in Verbindung steht; die Pinakothek; das große Strafarbeitshaus mit einer Tuchfabrik; das Gebäude der Generalpostadministration; das Ständehaus; das Staatsgefängniß; die neuen Casernen; das Militairlazareth und eine Synagoge. Unter den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus: zwei andere Theater, der Palast des Prinzen Karl, des Herzogs Wilhelm, des Grafen Preysing, Thürheim, Fugger, Königsfeld, Tattenbach, der Banquiers Spiro, Eichthal und andere. M. behauptet unter den Städten Deutschlands und Europas einen vorzüglichen Rang hinsichtlich der Wichtigkeit seiner gelehrten und Unterrichtsanstalten, worunter vor allen anderen genannt werden müssen: die 1826 von Landshut hierher verlegte Universität, welche große Verbesserungen erhalten hat und eine der ansehnlichsten in Europa geworden ist, mit einer 116000 Bänden starken Bibliothek und den dazu gehörigen Instituten; die königliche Akademie der Wissenschaften mit der großen Hof- und Staatsbibliothek von fast 400000 Bänden und 9000 Handschriften (diese Akademie wurde 1759 gestiftet,

1807, 1812 und 1827 erneuert und mit 36 ordentlichen Mitgliedern versehen); dem Münz- und Medaillencabinette; dem Antiquarium; der ethnographischen Sammlung; der Sternwarte; der meteorologischen Anstalt; der physikalischen Sammlung; dem chemischen Laboratorium; der mineralogischen Sammlung; dem botanischen Garten; der zoologisch-zootomischen Sammlung; der anatomischen Anstalt und der polytechnischen Sammlung; die königliche Akademie der bildenden Künste; das topographische Bureau; die Cadettenschule (ehemalige Militairakademie); die Baugewerksschule; die königliche Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Studirende; die Hebammenschule; die medicinisch-klinische Schule; das philologische Seminar; die polytechnische Centralschule; die Militair-Schwimmschule; die Taubstummenanstalt; das Klerikalseminar; die Centralveterinairschule; die zwei Gymnasien; die zwei Freitagsschulen; Vieharzneischule; Cadetten- und Pagenanstalt; das Erziehungs- und Unterrichtsinstitut für Mädchen aus höhern Ständen; eine Bildergallerie, Antikensammlung, Kupferstichsammlung von 300000 Blättern, Sammlung von Handzeichnungen von 9000 Blättern; das brasilianische Museum; die reichhaltige Gemäldegallerie in der Pinakothek (Privat-Antiken- und Gemäldesammlung des Königs) mit Miniatur-, Email- und Musivgemälden; die Glyptothek mit einem Porticus von 22 ionischen Marmorsäulen; verschiedene Privatsammlungen; Münzcabinet; ein mathematisch-physikalisches Cabinet und das Utzschneider-Frauenhofer'sche optische Institut. Auch müssen noch der polytechnische Verein mit einem Landesproductencabinette, der landwirthschaftliche Verein, das Centrallandwirthschaftsfest, das jährlich auf der Theresienwiese vor M. gehalten wird, erwähnt werden. Überdieß hat M. noch: große Kranken- und Armenanstalten; Irrenhaus; Findel- und Waisenhaus. Weder Industrie noch Handel sind im Ganzen sehr bedeutend, doch gibt es viele Fabriken, worunter besonders die Utzschneider'sche Tuchfabrik berühmt ist, eine Seidenfabrik und verschiedene Leder-, Baumwoll-, Papier-, Gold- und Silberdraht-, Eisen- und Tabaksfabriken; eine königliche Bronzegießerei, welche vortreffliche Arbeiten liefert; ein Kupferhammer; eine königliche Kanonenbohrerei; vorzügliche Bierbrauereien; ein geographisches, kürzlich vom Freiherrn von Cotta angelegtes Institut und Steindruckereien. Sennefelder erfand zu M. 1796 die Steindruckerei oder Lithographie. Zu den schönsten Anlagen gehört der Hofgarten (an zwei Seiten von 2300 Fuß langen Arcaden und dem Kaufhause umschlossen); daneben der englische Garten, der 1½ Stunde lang und mit dem Denkmale des Grafen Rumford, Gründer dieses Parks, und des Dichters Geßner geziert ist. An diesen schließt sich das reizende Landhaus Biederstein, das Dianenbad im englischen Garten und der Lieder'sche Garten. Ferner verdient erwähnt zu werden: der neue Gottesacker, welcher sich durch seine freundliche Einrichtung und geschmackvollen Denkmäler, mit Kapellen, Springbrunnen, Bosquets, einem Leichenhause mit 3 Zimmern und einem Apparate zur Belebung Scheintodter auszeichnet und 13620 Grabstellen enthält. In der Nähe der Stadt liegen Nymphenburg, königliches Lustschloß mit einem Garten von 1 Meile im Umfange, der schönen Amalienburg, Badenburg, Eremitage und Orangerie; der Hirschgarten. Entfernter von der Stadt ist das Lustschloß Schleißheim in einer Waldgegend, mit prachtvoller Einrichtung und einer Gemäldegallerie von 1500 Stücken und einem ökonomischen Institute für Zöglinge aller Stände. Dabei das Schlößchen Lustheim. 71.

Münchhausen (Gerlach Adolph, Freiherr von), ein deutscher Staatsmann, dessen ausgezeichnete Verdienste um die Universität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre hindurch war, ihm ein dauerndes Andenken sichern, wurde den 19. Oct. 1688 in einem der ältesten adeligen Geschlechter zu Berlin geboren. Nachdem er in Jena, Halle und Utrecht die Rechte studirt hatte, wurde er im Jahre 1714 zum

Appellationsrathe in Dresden und im folgenden Jahre zum Oberappellationsrathe in Celle ernannt. Vom Jahre 1726—1728 bekleidete er die Stelle eines hanöverschen Comitialgesandten in Regensburg und trat dann in das geheime Rathscollegium zu Hanover ein. Zugleich wurde er der erste Curator der im Jahre 1734 vorzüglich durch seine thätige Mitwirkung gestifteten Universität in Göttingen. Zum Premierminister des Landes im Jahre 1765 erhoben, starb er als solcher zu Hanover im Jahre 1770. Seine Verdienste um die Universität zu Göttingen erstreckten sich über alle einzelnen Zweige dieser Anstalt. Unter ihnen verdanken ihm besonders die Akademie der Wissenschaften die Bestimmung der Preise für vorzüglich gelungene gelehrte Arbeiten, die Herausgabe der Abhandlungen der Akademie („Göttinger gelehrte Anzeigen"), die Bibliothek und andere Einrichtungen theils ihre Entstehung, theils ihre Verbesserung. Besondere Umsicht und Unbefangenheit zeigte er in der Wahl ausgezeichneter Lehrer, deren vereintes Wirken für Göttingen die Zeit der höchsten Blüthe war. Die Freisinnigkeit, mit der M. das Ganze leitete, brachte für Wissenschaft und Leben die segenreichsten Früchte hervor. Gleich große Sorgfalt und Umsicht entwickelte M. auch als Minister bei der Verwaltung des Landes, dessen Wohl auf alle Weise von ihm gehoben und gefördert wurde. 81.

Münchhausen (Otto, Freiherr von), wurde im Jahre 1716 zu Schwöbber bei Hameln geboren. Nachdem er die Rechte studirt hatte, verwaltete er die Stelle eines Amtmannes zu Steyerberg und später die eines Landdrosten zu Hameln, lebte aber meistentheils zu Hanover oder auf seinem Landgute zu Schwöbber, von wo er im siebenjährigen Kriege als Geißel von den Franzosen weggeführt wurde, aber bald die Erlaubniß zur Rückkehr bekam und daselbst im Jahre 1774 starb. Als Schriftsteller machte er sich durch Herausgabe seines „Hausvaters" (Hanov. 1765—1773. 6 Bde.), welcher eine Menge für das bürgerliche Leben nützliche, besonders Acker- und Gartenbau betreffende Vorschriften enthält, so wie durch seine Schrift: „Monatliche Beschäftigung für einen Baum- und Plantagengärtner" (Hanov. 1772. 3.) rühmlich bekannt. 81.

Münchhausen (Hieronymus Karl Friedrich, Freiherr von) auf Rinteln und Bodenwerder, machte als russischer Cavallerieofficier mehrere Feldzüge gegen die Türken mit, wurde zum Rittmeister erhoben und lebte nach seiner Rückkehr in das Vaterland zu Bodenwerder als ein Wohlthäter Armer und Leidender. Mit besonderem Wohlgefallen pflegte er die meistentheils an das Wunderbare grenzenden Thaten und Ereignisse des Türkenkrieges, deren Urheber, Theilnehmer oder Zuschauer er immer selbst gewesen war, zu erzählen oder Anekdoten aus dem Leben der Pferde, Hunde und die Begegnisse der Jagd, die er nebst jenen Thieren leidenschaftlich liebte, in die Unterhaltung einzuflechten und das Unwahrscheinlichste als wahre Begebenheit darzustellen, um auch Andere von dem, was er selbst fest glaubte, vollkommen zu überzeugen. Der geringste Zweifel oder Einwurf gegen die Wahrheit seiner Erzählung verdoppelte seinen Eifer und in dem nun erfolgten Zustande der größten Aufregung gewährte sein Anblick und Benehmen dem Kreise seiner Bekannten so vieles Vergnügen, daß sie ihn oft um Wiederholung seiner Kämpfe mit Türken, Wölfen, Bären ꝛc. ersuchten. Bei einer solchen Gelegenheit lernte ihn einst zu Pyrmont der Dichter Bürger kennen. M. fand Gefallen an dem lebensfrohen Manne, lud ihn öfters zu sich ein und unterhielt ihn mit Erzählungen in seinem Geschmacke. Bürger war aber so unzart dieselben später nebst vielen Ausschmückungen und durch fremde Zusätze vermehrt, wobei er die in 3 Bänden erschienenen „Mendacia ridicula" und Lange, „Deliciae academicae" (Heilbronn 1665) benutzte, mit Nennung von M.'s Namen unter dem Titel herauszugeben: „Wunderbare Abenteuer und Reisen des Herrn von Münchhausen," aus dem Engl. London (Göttingen) 1787. Dieses Buch wurde bald die

Lieblingslectüre des Volks und bot den reichsten Stoff zu geselliger Unterhaltung dar, da es durch Witz, ächt komische Schilderungen im Geiste des Volks und Einfachheit der Darstellung so allgemein ansprach, daß es in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Allein M. fühlte sich auf das Empfindlichste beleidigt und auch Bürger wurde deßhalb in viele Unannehmlichkeiten verflochten. Eine weniger gelungene Fortsetzung davon nebst den bereits erschienenen Erzählungen Bürger's gab H. Th. L. Schnorr in 4 Bänden (Bodenwerder [Göttingen] 1794—1800) heraus. Er starb 1797. 81.

Münchhausen (Karl Ludwig August Heino, Freiherr von), aus dem Hause Oldendorf, wurde auf einer Weserinsel im Schaumburgischen, die sein Vater angebaut hatte, den 11. Febr. 1759 geboren, trat im Jahre 1780 in hessische Dienste und ging als Soldat unter den an England verkauften Truppen mit nach Amerika, wo er ein Lager an der Küste von Halifax bezog. Als er einst bei Nacht die ausgestellten Vorposten seiner Compagnie untersuchte, hörte er von einer Feldwache ein Lied singen, welches den Zustand der Recruten in der hessischen Stadt Ziegenhain, dem frühern Versammlungsorte derselben, in sehr lebhaften Farben schilderte. Auf die Anfrage, von wem es gedichtet sei, erfährt er, daß es der Recrut Seume verfertigt habe. M. suchte diesen noch in derselben Nacht auf und überreichte ihm am folgenden Tage den Corporalstock. Seitdem schlossen Beide einen engen Freundesbund. Auf der Rückreise nach Europa, welche sie in verschiedenen Schiffen machten, hatte M. auf das Edelmüthigste für alle Bedürfnisse seines Freundes gesorgt. Im Jahre 1788 wurde M. zu einem Feldjägercorps versetzt, in welchem er zum Hauptmanne aufrückte und sich bei allen Gelegenheiten durch Kühnheit und Unerschrockenheit auszeichnete. Als er dessenungeachtet mehrmals bei Ertheilung von Orden übergangen worden war und ihm der Prinz von Hohenlohe einen solchen anbieten ließ, wenn er einige Zeilen an ihn schreibe, antwortete M. hochherzig: „Erfochten habe ich ihn, erschreiben will ich ihn mir nicht. Ich danke!" Nach der Schlacht von Weißenburg wurde er mit seinem Corps nach Schmalkalden versetzt und von hier aus sandte er die Strafode, die sich in den „Rückerinnerungen" (Frankf. 1797) befindet, an Seume, der damals als Privatdocent in Leipzig lebte und ihm keine Nachricht von sich gegeben hatte, obgleich er versprochen hatte sie zu senden, „es möchte vom Scheitel des Vesuv, aus Algiers Ketten oder aus den Klüften des Kaukasus sein." Seume besuchte ihn nach seiner Rückkehr von Syracus in Schmalkalden. Nach der Einnahme des Landes durch die Franzosen bot ihm der König von Westphalen den Posten eines Divisionsgeneral an, allein M. schlug denselben aus und begnügte sich mit einer kleinen Forststelle, die ihm ein Freund im Jahre 1808 verschaffte. Obgleich er mit dem entflohenen Churfürsten noch in geheimer Verbindung stand, unterstützte er doch das Unternehmen Dörnberg's, als unzeitig und unbesonnen ausgeführt, nicht, wurde aber dennoch im Jahre 1809 plötzlich von Gensd'armen verhaftet und zu Cassel in peinliche Untersuchung verwickelt, die man zum Theil auf sein Lied „Die Hirtenklage" und auf seine „Versuche" (Neustrelitz 1801) gründete; aber durch seine Gewandtheit in den Verhören von der Anklage freigesprochen kehrte er in seine Waldeseinsamkeit zurück, ohne jedoch von polizeilicher Aufsicht befreit zu sein. Im August des Jahres 1813 verließ M. seinen Wohnort ohne Abschied und lebte in stiller Zurückgezogenheit auf einer alten Familienburg an der Weser. Als der Churfürst nach der Schlacht bei Leipzig in sein Land zurückkehrte, blieben die Officiere, welche der fremden Herrschaft gedient hatten, in den darin erlangten Graden, die übrigen aber rückten nur um eine Stelle höher, als diejenige war, welche sie im Jahre 1806 bekleidet hatten. Ungeachtet der Churfürst M.'s Verdienste laut anerkannte, erhielt dieser doch nur einen dürftigen Jahrgehalt. Dennoch lehnte er eine ihm von der Regierung zu Hanover angetragene Anstellung ab und

zog sich im Jahren 1814 auf sein altes Stammschloß Sevedestorp am Steinhuderse zurück, wo er in glücklicher Häuslichkeit lebte. Später fiel ihm auch ein anderes Stammgut, Großoldenburg, wieder zu, welches sein Vater einst durch betrügliche Übereinkunft an seine Brüder verloren hatte, deren zahlreicher Stamm erloschen war. Er beschäftigt sich in seiner ländlichen Zurückgezogenheit immer noch mit literarischen Arbeiten, schreibt Lieder und Dramen nebst Erinnerungen aus seinem Leben, ohne jedoch etwas von denselben bekannt gemacht zu haben. Außer den „Rückerinnerungen", die er in Verbindung mit Seume herausgab, und den „Versuchen" erschien von ihm und Gräter bearbeitet der „Bardenalmanach" (Neustrelitz 1802), so wie mehrere Beiträge zu Gräter's „Braga und Hermode", zu Justi's „Denkwürdigkeiten" und andere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. 81.

Mündig, s. Majorem.

Münnich (Burchard Christoph, Graf von), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. zu Neuenhuntorf im Herzogthume Oldenburg am 9. Mai 1683, übte sich an der Seite des Vaters in der Mathematik, wobei er die lateinische und besonders die französische Spracherlernung nicht versäumte und unternahm bereits in seinem 16. Jahre eine Reise über Holland nach Frankreich. 1701 trat er als Hauptmann in hessendarmstädtische Dienste, nahm Theil an der Belagerung von Landau (1702), ward fürstlicher ostfriesischer Oberingenieur, zog (1706) als hessencasselscher Major der Garde zu Fuß, nachdem er sich wenige Monate vorher verehelicht hatte, unter Landgraf Karl zur Befreiung Italiens über die Alpen, focht tapfer in dem unglücklichen Treffen bei Castiglione und half Pizzighetone, Alessandria, Castiglione u. a. Orte mit erobern, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte. Nachdem die Franzosen sich in den Niederlanden ausgebreitet hatten, nahm M. Theil an der mörderischen Schlacht bei Oudenaarde (11. Juli 1708), so wie an dem Siege bei Malplaquet (11. Sept. 1709), ward zur Anerkennung seiner Verdienste zum Oberstlieutenant befördert, aber in dem Treffen bei Denain (24. Juli 1712) tödtlich verwundet und kaum hergestellt als Kriegsgefangener nach Paris geführt. Von da zurückgekehrt ward er zum Obersten befördert und baute 1715 den Canal und die Schleuße zu Karlshafen. Er trat 1716 in polnisch-sächsische Dienste und ward 1717 Generalmajor; diente darauf Karl XII. von Schweden, worauf er 1720 in russische Dienste trat, wo ihn am 22. Mai Peter der Große zum Generallieutenant erhob. Peter II. beförderte ihn nicht nur zum General der Infanterie (1727), sondern er ward auch in den russischen Grafenstand erhoben (1728). An der Regierung Anna's (Iwanowna) hatte er großen Theil; auf seinen Rath verlegte sie ihre Residenz von Moskau nach Petersburg, Ostermann ward an die Spitze der Geschäfte gestellt ꝛc. Als Generalfeldzeugmeister und Präsident des Reichkriegscollegium richtete er (1728) zu Petersburg das adelige Cadettencorps ein und die Kaiserin lohnte seine Dienste mit der Würde eines Generalfeldmarschalls. 1732 vollendete er den Bau des Ladogacanals mit seinen 32 Schleußen. Jetzt war M. nahe daran durch Ostermann's Ränke gestürzt zu werden und ward, um ihn auf gute Art zu entfernen, zum Oberbefehlshaber der russischen Truppen in Polen ernannt (März 1734), wo er Danzig zu capituliren nöthigte. Im Feldzuge gegen die Türken (1736) drang M., nachdem Lascy Asow (1. Aug.) genommen hatte, durch die zum Schutze der krimschen Halbinsel errichteten und von den Tataren für unbezwinglich gehaltenen Linien bis Baktschi-Sarai vor, welche Stadt er nahm (28. Juni); aber die Unzufriedenheit des Heeres zwang ihn zum Rückzuge. 1737 nahm er unter den bedenklichsten Verhältnissen Otschakow (3. Juli), schlug die Türken bei Stawutschane (27. Aug. 1739), eroberte Chotschim, überschritt den Pruth und zog als Sieger in Jassy ein. Nur der Friede von Belgrad zwischen Rußland und

der Pforte (18. Sept. 1739), nachdem Östreich bereits einen Separatfrieden geschlossen hatte, setzten den Großthaten des Generalfeldmarschalls ein Ziel. Bei seiner Zurückkunft nach Petersburg sah sich M. in seinen Erwartungen zum Herzoge von der Ukraine ernannt zu werden getäuscht, empfing aber aus der Kaiserin Händen einen kostbaren Degen, ein diamantenes Ordenskreuz und ward Oberstlieutenant der preobraschenskischen Garde (deren Oberst stets der Regent war), auch vermehrte man seinen Gehalt. Aber der Eugen des Nordens, wie ihn Friedrich der Große später noch nannte, spielte jetzt, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, auch meisterhaft die Rolle eines Intriganten. Anna hatte vor ihrem Tode (28. Oct. 1740) den Sohn ihrer Schwestertochter, Anna Karlowna's, den erst am 23. Aug. geborenen Iwan, zu ihrem Nachfolger bestimmt und den Herzog Biron, ihren Liebling, zum Regenten eingesetzt. Als nun M. unter dieser Regierung seine ehrgeizigen Wünsche nicht befriedigt sah, stürzte er den Regenten und Anna übernahm nun die Regentschaft (20. Nov.). Zwar erhielt er reiche Geschenke, unter andern die von dem verwiesenen Biron ehemals besessene Standesherrschaft Wartenberg, ward aber nicht, wie er es wünschte, zum Generalissimus der gesammten russischen Kriegsmacht ernannt. Er bekleidete nun die Würde eines Premierministers und schloß als solcher das Bündniß mit Preußen vom 16. Dec. 1740. Als aber die Regentin während seiner hierauf erfolgten Krankheit ein Bündniß mit Östreich, welches Friedrich den Großen bekriegte, schloß, nahm er seine Entlassung. So lange M. am Ruder war, hatte er stets ein wachsames Auge auf die Prinzessin Elisabeth, der Tochter Peter's, gehabt. Als nun diese sich in der Nacht vom 24. auf den 25. Nov. 1741 des Thrones bemächtigte, ward M. nebst Andern der Proceß gemacht und er nach dem Städtchen Pelim in Sibirien verwiesen. Als Peter III. den Thron bestiegen hatte, rief er M. zurück (10. Febr. 1762), sandte ihm seinen Degen und ernannte ihn zu seinem Generalfeldmarschall mit dem vorigen Range. Oftmals hatte M. seinen Monarchen vor übereilten Schritten gewarnt und als in der Verschwörung gegen den Kaiser sich Katharina II. bereits der Garden in Petersburg vergewissert hatte, wurden auf M.'s Rath zwei Jachtschiffe ausgerüstet, um den Kaiser nach Kronstadt überzuführen. Des Kaisers Unentschlossenheit vereitelte auch den letzten Versuch. Katharina II. ernannte M. 1762 zum Generaldirector der Häfen am baltischen Meere und er erhielt zugleich den Auftrag den Hafen zu Rogerwik, von Katharina der Baltische genannt, zu bauen. Neben diesem Wirkungskreise stand er der Kaiserin mit Rath und That in den Regierungsgeschäften bei. Dieß gab Anlaß zu einer Schrift, die später unter dem Titel: „Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie“ (Kopenh. 1774) herauskam. Auch verließ er das Studium der Kriegskunst nicht. Sein Wirkungskreis ging über Rußlands Grenzen hinaus, besonders behielt er sein Geburtsland, Oldenburg, im Auge. Er starb zu Petersburg am 16. Oct. 1767. Der Wunsch in seinem oldenburgischen Erbbegräbnisse beigesetzt zu werden blieb unerfüllt. Ächtes Talent, durch Wissenschaft gebildet, war die Basis seiner Größe, welche er zum Wohle Rußlands verwendete. Katharina würdigte seine Verdienste, indem sie sagte: „War gleich M. nicht ein Sohn, so war er doch ein Vater des russischen Reichs.“ 25.

Münster, lat. monasterium, ist ursprünglich gleichbedeutend mit Kloster, wurde aber nach Einrichtung der Domcapitel nach klösterlicher Verfassung auf diese übergetragen und bezeichnete nun bis auf die neueste Zeit die Kathedralkirchen. 30.

Münster, Hauptstadt der Provinz Westphalen und des Regierungsbezirkes Münster und vormals Hauptstadt des gleichnamigen reichsunmittelbaren Hochstiftes, Sitz des Oberpräsidium, der Regierung, des Oberlandesgerichts, eines

katholiſchen Biſchofs, Domcapitels und mehrerer Stifter, liegt in einer Ebene an der Aa, iſt ziemlich gut gebaut und hat 22500 Einw., welche Leder-, Wollenzeug-, Tuch-, Stärke- und Kutſchenfabriken, 1 Zuckerraffinerie, viele Brauer- und Branntweinbrennereien unterhalten und einen lebhaften Handel, vorzüglich mit Leinwand und Wollenwaaren, Garn, weſtphäliſchen Schinken und Wein treiben. Die vornehmſten Gebäude in M. ſind: die Domkirche, worin in einer Kapelle des Biſchofs Galenus Grab ſich befindet; die durch ihren Bau ausgezeichnete St. Lambertuskirche, an deren Thurme die bekannten 3 eiſernen Käfige mit den Gebeinen der drei Hauptaufrührer im Wiedertäuferkriege (1533) hängen; das an der Stelle der vormaligen, die „Brille" genannten, Citadelle erbaute königliche Reſidenzſchloß mit einem botaniſchen Garten; das Rathhaus, durch einen großen Saal, der mit Bildniſſen aller damaligen Geſandten geziert iſt und in welchem der weſtphäliſche Friede am 24. Oct. 1648 geſchloſſen wurde, berühmt; und der Romberger Hof, ganz von Quadern und ſehr geſchmackvoll gebaut. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten gibt es hier: eine Akademie mit einer katholiſch-theologiſchen und philoſophiſchen Facultät (1631 als Univerſität geſtiftet und 1818 auf eine Akademie reducirt), ein Gymnaſium mit einer Bibliothek von 25000 Bänden, ein katholiſches Prieſterſeminar, ein Schullehrerſeminar, eine chirurgiſche und eine Thierarzneiſchule, eine Zeichnenſchule, eine Taubſtummenanſtalt, eine Handwerksſchule, eine jüdiſche Schule zur Bildung jüdiſcher Schullehrer, einen Verein für vaterländiſche Geſchichte und Alterthümer. Auch hat M. ein Zucht-, Waiſen- und Krankenhaus, mehrere Hospitäler und ein Bancocomptoir. — Als die Tenchterer in dieſe Gegend kamen, erbauten ſie M. (584) und nannten es Mailand, ſpäter aber (696) bekam es den Namen Miningorrode oder Memingerode. Unter Karl dem Großen, der dieſe Stadt 772 eroberte und ein Bisthum mit prächtiger Kirche und Kloſter 785 erbauen ließ, wurde es Monasterium (Kloſter) genannt. 1532 wurde die Reformation in M. eingeführt und 1533 erſchienen daſelbſt zwei Hauptpropheten der Wiedertäufer, Johann Matthieſen, ein Bäcker aus Haarlem, und Johann Bockold, ein Schneider aus Leyden. Sie beabſichtigten die Errichtung eines neuen Reichs Chriſti auf Erden, die Aufhebung der Obrigkeit, die Gemeinſchaft der Güter und die Vernichtung des Unterſchiedes der Stände, bemächtigten ſich zu Münſter des Geſchützes, des Zeughauſes und des Rathhauſes und beſiegten ihre Feinde. 1534 trat Knipperdolling, der in M. geboren, bemittelt und Mitglied des Magiſtrats war, auf ihre Seite und verſammelte bedeutende Volksmaſſen. Hierauf flüchteten die bemittelten Bürger und die Stadt blieb dem Pöbel und den Wiedertäufern. Es ward ein neuer Magiſtrat eingeſetzt und Knipperdolling als Bürgermeiſter an deſſen Spitze geſtellt. Die Kirchen wurden geplündert und Matthieſen verlangte zur völligen Gütergemeinſchaft, daß Jeder bei Lebensſtrafe Gold, Silber und die übrige Habe darbringen müſſe. Selbſt alle Bücher, bis auf die Bibel, wurden verbrannt. In demſelben Jahre (1534) erſchien der Biſchof, Franz von Münſter, vor der Stadt und belagerte ſie. Die Wiedertäufer machten einen Ausfall, bei welchem Matthieſen erſtochen ward und darauf erklärte Johann von Leyden, ihm ſei Matthieſen's Schickſal längſt prophezeit geweſen; auch ſolle er deſſen Wittwe heirathen. Johann ließ (im Mai 1534) von ſeinen Anhängern alle Kirchen zerſtören, nannte M. das Königreich Zion, ſetzte, nach den 12 Stämmen Iſraels, 12 Richter ein, machte den Bürgermeiſter Knipperdolling zum Scharfrichter, indem er denſelben mit den Worten: „Alles Hohe ſoll erniedrigt werden," das Schwert überreichte, und hielt nach Einführung der Vielweiberei ſelbſt 14 Weiber. Da erſchien am 24. Juni der Goldſchmied von Wehrendorf, auch ein Prophet, und erklärte, ihm ſei geoffenbart worden, Johann ſolle König ſein und über den Erdkreis herrſchen, mit einem Heere ausziehen, alle Könige und Fürſten todtſchlagen und blos den Pöbel am

Leben lassen. Kaum hatte der Prophet ausgeredet, als Johann auf die Knie fiel und aussagte, auch ihm sei dieß schon vor einigen Tagen offenbart worden. So ward der Schneider von Leyden König des neuen Zions. Er hob die 12 Richter auf, wählte sich Minister und Hofbediente, ließ zwei Kronen, Scepter und Halskette von Gold anfertigen und entschied auf dem Markte von einem Throne die Streitigkeiten des Volks. Er mißbrauchte aber seine Gewalt zu allerhand Grausamkeiten und die wildesten Ausschweifungen rissen ein. Einst empörten sich die Soldaten wider ihn und setzten ihn gefangen, das Volk aber machte ihn wieder frei; darauf ließ er 80 Soldaten die Köpfe abschlagen. Johann selbst hieb einem seiner Weiber den Kopf ab, weil es über Tische gesagt hatte, Gott könne unmöglich an dem Tode so vieler Menschen einen Wohlgefallen haben, und tanzte dann mit den Umstehenden um den blutenden Körper. Endlich, nachdem zwei Überläufer aus M. im Lager des Bischofs erschienen waren, ward am 24. Juni 1535 von dem Heere der Belagerer eine Pforte gesprengt und in die Stadt gedrungen. Die mystische Secte der Wiedertäufer zog sich auf den Marktplatz und vertheidigte sich hartnäckig. Johann und Knipperdolling wurden gefangen; ersterer mußte, einem Pferde an den Schwanz gebunden, etliche Meilen nach Dulme, dem Schlosse des Bischofs, laufen. Der Bischof ließ ihn hierauf in einen eisernen Käfig sperren und in Deutschland herumführen, wo mehrere Theologen in Hessen, die ihn sahen, vergebens Versuche machten ihn zu bekehren. Endlich wurde er an einen Pfahl gebunden und mit glühenden Zangen zerrissen. Ein gleiches Schicksal erfuhr Knipperdolling und sein Schatzmeister Krechting, der vorher Pastor in Gildenhausen gewesen war. So endigten unter großen Martern am 23. Jan. 1536 die Hauptaufrührer ihr Leben zu M., worauf ihre Körper in eisernen Käfigen an einem Thurme der Stadt aufgehängt wurden, und durch ihren Fall erlosch die Secte der Wiedertäufer und das Königreich Zion auf deutschem Boden. 71.

Münster (Sebastian), einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, 1489 zu Ingolheim in der Pfalz geboren, studirte zu Tübingen und trat dann in den Franciscanerorden, verließ aber durch Luther's Lehre überzeugt 1529 das Kloster und erhielt 1529 eine Professur der Theologie und der morgenländischen Sprachen zu Basel, wo er den 23. Mai 1552 starb, mit dem Beinamen des deutschen Strabo und Esra beehrt. Wir übergehen hier seine meist auf hebräische Lexikologie und Grammatik bezüglichen Werke, so wie seine Ausgaben mehrerer hebräischen Bücher und seine Ausgabe der ganzen hebräischen Bibel mit lateinischer Übersetzung (Basel 1534—1535 u. ö. 2 Bde. Fol.) und erwähnen nur seine Verdienste um die Mathematik und Kosmographie, bei welchen er sich außerdem noch durch eine treffliche Darstellungsgabe auszeichnet. Hierher gehören: „Horologographia“ (Bas. 1531 et 1533. 4.); „Organum uranicum“ (Bas. 1536. Fol.); „Cosmographia universalis“ (Bas. 1544. Fol.); „Rudimenta mathematica in duos libros digesta“ (Bas. 1551. Fol.) und „Tabulae quaedam novae ad geographiam Ptolomaei adjectae“, zu ihrer Zeit sehr treffliche Landcharten. 16.

Münster-Meinhövel (Ernst Friedrich Herbert, Graf zu), Freiherr von Grothaus, Herr zu Ladenburg und Holte, geb. den 1. März 1766 aus uraltem Geschlechte, ward erst Kammerauditor, nach und nach hanöverischer Gesandter in Petersburg und endlich vortragender Minister in London. Als solcher protestirte er 1805 gegen die Besitznahme von Hanover durch Preußen, ward 1814 hanöverischer Erblandmarschall, 1815 hanöverischer Gesandter beim wiener Congresse, Kanzler des neugestifteten Guelphenordens und Specialbevollmächtigter bei der Vormundschaft des Herzogs Karl von Braunschweig. Hier erhob sich zwischen dem Herzoge und ihm ein sehr bitterer Streit (1827), indem der Herzog den Grafen beschuldigte von ihm unwürdig behandelt und ungesetzlich längere Zeit un-

ter Vormundschaft gehalten worden zu sein. Es erschienen in dieser Beziehung mehrere Schriften, worunter auch eine zur Ablehnung aller dem Könige von England als Vormund gemachten Vorwürfe, vom Grafen M. selbst (Hanover 1827). Endlich forderte der Herzog den Grafen zum Zweikampfe, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Später (1831) ward er aufs Neue in einer Schrift angegriffen, gegen welche er sich in einer andern vertheidigte. Am 12. Febr. 1831 ward endlich M. in den Ruhestand versetzt ohne Pension anzunehmen und erhielt zur Belohnung für seine langjährigen treuen Dienste vom Könige von Großbritannien das Großkreuz des Bathordens. 82.

Münter (Balthasar), ein vorzüglicher Kirchenliederdichter und Kanzelredner, wurde zu Lübeck im Jahre 1735 geboren. Zur Universität auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet ging er 1754 nach Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, und machte sich schon als Student durch mehrere philosophische Schriften vortheilhaft bekannt. Nach Beendigung seiner akademischen Studien habilitirte er sich (1757) als Privatdocent, ward bald nachher Adjunct der philosophischen Facultät in Jena und 1760 als Waisenhausprediger und Hofdiakonus nach Gotha berufen, wo er sich der Gunst des Hofes wie der Liebe aller seiner Zuhörer in hohem Grade erfreute. Wenige Jahre darauf ging er als Superintendent nach Tonna bei Gotha und 1765 als Hauptprediger an die deutsche Petrikirche in Kopenhagen. Hier war es, wo sein poetischer Geist im Umgange mit Cramer, Klopstock, Gerstenbergk u. A. vorzügliche Nahrung erhielt. Im Jahre 1769 gab er seine „Geistlichen Cantaten" und 1772 (2. Aufl. Leipz. 1773) zwei Sammlungen „Geistlicher Lieder" heraus, welche an poetischem Schwunge selbst die Gellert'schen übertrafen und zum Theil von den größten damaligen Meistern der Tonkunst in Musik gesetzt wurden. Um diese Zeit (1772) erhielt er den Auftrag den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode vorzubereiten und es gelang ihm den Tröstungen der Religion Eingang bei ihm zu verschaffen. Die von ihm bald darauf herausgegebene „Bekehrungsgeschichte" jenes Staatsmannes (Leipz. 1772. 2. Aufl. 1773), welche fast in alle Sprachen übersetzt wurde, machte M.'s Namen in ganz Europa bekannt und berühmt. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich noch in seiner letzten Lebenszeit durch Einrichtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Gründung einer Freischule für Töchter. M. starb am 5. Oct. 1793 mit dem Ruhme, für die religiöse Aufklärung in Dänemark und Deutschland kräftig gewirkt zu haben. Unter seinen zahlreichen prosaischen Schriften zeichnen sich besonders aus die „Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien" (Kopenhag. 1778—85. 7 Thle. 1.—4. Thl. Neue Aufl. 1787—90), so wie seine „Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evangelisten" (Kopenh. 1785—94. 9 Bde.). 63.

Münter (Friedrich Christian Karl Heinrich), des Vorigen Sohn, einer der berühmtesten Theologen, Orientalisten und Alterthumsforscher, ward am 14. Oct. 1761 zu Gotha geboren. Im Jahre 1778 bezog er die Universität. Er hatte sich für das Studium der Theologie entschieden und vorzüglich widmete er sich der Religions- und Kirchengeschichte. Im Frühjahre 1781 ging er von der kopenhagener Hochschule nach Göttingen, wo er seine akademischen Studien vollendete. 1784 begann auch seine schriftstellerische Thätigkeit. In demselben Jahre trat er mit königlicher Unterstützung eine Reise in das südliche Europa an. Über Wien ging er nach Italien, wo er sich ein ganzes Jahr in Rom aufhielt. Vorzüglich erfreute er sich damals der Gunst des nachherigen Cardinals Borgia, der ihm sein Museum und alle seine literarischen Schätze öffnete und ihm die Erlaubniß verschaffte in den Bibliotheken zu arbeiten. Von Rom ging er nach Neapel und Sicilien. Eine Frucht dieser Reise waren seine „Nachrichten über beide Sicilien" (Kopenh. 1790. 2 Thle.), die er nach seiner Zurückkunft in zwei Bänden heraus-

gab und die ins Deutſche, Holländiſche, Italieniſche und auszugsweiſe ins Schwediſche überſetzt wurden. Im Jahre 1787 wurde er Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Kopenhagen. Hier arbeitete er unter Anderm ſeinen intereſſanten „Verſuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnoſtiker" (Anſpach 1790) und ſeine „Unterſuchungen über die perſepolitaniſchen Inſchriften" (däniſch in den Schriften der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften für 1800. Deutſch, Kopenh. 1802. Neue Aufl. 1818) aus. In der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen war er eines der thätigſten Mitglieder. Auf einen von ihm ausgearbeiteten Vorſchlag wurde eine Commiſſion zur Aufbewahrung der Denkmäler des nordiſchen Alterthums ernannt, wodurch das Studium derſelben neues Leben gewann und ein Muſeum errichtet wurde, das jetzt eine ſchöne Zierde Kopenhagens iſt. Am 2. April 1802 ward M. zum Biſchofe von Seeland ernannt. Hier konnte er neben dem hohen Berufe eine lange freie Zeit den Studien und Forſchungen widmen. Mit vieler Liebe beſchäftigte er ſich vorzüglich auch mit antiquariſchen Unterſuchungen und durch ſeine Gelehrſamkeit und Auffindungsgabe hat er eine Menge von Materialien für das archäologiſche Studium, namentlich für die Bearbeitung der Kunſtgeſchichte, herbeigeſchafft. In Anerkennung ſolcher Verdienſte ertheilte ihm ſein König gleich nach der neuen Organiſation des Danebrogordens ſowohl das Ritterkreuz als das ſilberne Kreuz dieſes Ordens; auch wurde er zum Ordensbiſchofe ernannt. 1812 erhielt er das Commandeurkreuz und 1817 das Großkreuz deſſelben Ordens. Er ſtarb am 9. April 1830 im 69. Jahre ſeines Alters. — M.'s vorzüglichſte Schriften ſind außer den bereits genannten folgende: „Die Offenbarung Johannis, metriſch überſetzt" (Kopenh. 1784. 2. Aufl. 1806); „Fragmenta patrum graecorum" (Kopenh. 1788. 8.); „Commentatio de indole versionis Novi Test. sahidicae" (Kopenh. 1799. 4.); „Statutenbuch des Ordens der Tempelherren" (Berlin 1792); „Handbuch der älteſten chriſtlichen Dogmengeſchichte" (deutſch von G. von Ewers, Göttingen 1804—1806. 2 Bde.); „Die Religion der Karthager" (Kopenh. 1816. 2. Aufl. 1821); „Miscellanea Hafniensia" (Kopenh. 1816—20. II Tomi); „Antiquariſche Abhandlungen" (Kopenh. 1816); „Recherches sur l'origine des ordres de chevalérie de Dannamarc" (Kopenh. 1822. 8.); „Kirchengeſchichte von Dänemark und Norwegen" (Leipz. 1823—33. 3 Thle.); „Sinnbilder und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten" (Altona 1825. 2 Hefte); „Der Stern der Weiſen. Unterſuchungen über das Geburtsjahr Chriſti" (Kopenh. 1827); „Die Religion der Babylonier" (Kopenh. 1827). — In den „Theologiſchen Studien und Kritiken" von Ullmann und Umbreit (1832. 1. Hft.) hat der Biſchof Monſter eine Charakteriſtik M.'s geliefert. 63.

Münze, lat. moneta; franz. monnaie; engl. money, nennt man die auf beiden Seiten mit einem Gepräge verſehenen Metallplatten, welche eine Regierung nach einer beſtimmten Größe, Form, Geſtalt und Schwere in eigenen Münzwerkſtätten, Münzſtätten (ſ. d. Art.) fabriciren läßt und zu einem beſtimmten Preiſe, der hauptſächlich von dem Werthe der Metalle, woraus ſie verfertigt ſind, und dem Gewichte der einzelnen Stücke abhängt. Dieſen Werth verbürgt die Regierung durch das auf beiden Seiten befindliche Gepräge, wovon diejenige Seite, auf welcher das Wappen, Sinnbild oder Schrift eingeprägt iſt, der Revers (pars aversa, postica, le revers) und die andere, welche das Bild des Regenten enthält, die Bildſeite, Hauptſeite, der Avers (pars adversa, antica, l'avers) heißt. Die in der Mitte befindliche Schrift heißt Inſcription oder Inſchrift und die am Rande befindliche Legende oder Umſchrift. Der untere Theil einer M., der durch einen Strich von den übrigen Figuren und Inſchriften getrennt iſt, wird Baſis (exergue, Abſchnitt) genannt. Die Münzen, welche zum Einkaufen der Waaren oder zum Bezahlen

irgend einer Sache, d. h. zur Vertauschung und Bezahlung aller Waaren dienen, heißen eigentliche Münzen; diejenigen aber, welche bei gewissen Gelegenheiten ausgeprägt werden, um als Andenken an dieselben zu dienen, und überhaupt diejenigen, welche andere Zwecke haben, uneigentliche Münzen (médailles), wie z. B. Denkmünzen, Preismünzen, Gedächtnißmünzen, Schaumünzen, Medaillons, Rechenpfennige ꝛc. Die eigentlichen Münzen unterscheidet man aber auch noch in allgemeine Münzen und in Landmünzen. Erstere sind solche, die, da der innere (reale) Werth dem Nominalwerthe (Nennwerthe) gleich ist, allgemeine Gültigkeit haben, und letztere solche, die nach einem geringern Münzfuße ausgeprägt sind als der gesetzliche und nur durch Ausgleichung der Rechnung im Lande selbst angewendet werden. Im ausländischen Handel jedoch wird der Nominalwerth solcher Münzen im Marktpreise sehr bald auf seinen wahren Werth zurückgeführt; so gilt z. B. ein türkischer Piaster nur etwas über 8 Gr., dessen Nominalwerth doch 1 Thlr. 8 Gr. Conventionsgeld ist. Die Scheidemünze dient nur zur Bezahlung und Ausgleichung der kleinsten Bruchtheile der Landesmünzen. Sie besteht blos aus reinem mit wenig Silber versetzten Kupfer (billon), weil Silbermünzen von so geringem Werthe zu klein ausfallen würden. In England gehört jedoch alles Silbergeld zur Scheidemünze. In Preußen wurde die Scheidemünze 1808 auf $\frac{2}{3}$ und 1811 auf $\frac{1}{4}$ ihres Werthes herabgesetzt. In andern Staaten ist ihr Werth noch weit geringer. Häufig rechnet man auch nach einer von der Abtheilung der coursirenden Münzen abweichenden Geldeintheilung. Man nennt diese Geldsorten gewöhnlich Ideal- oder Rechnungsmünzen. So rechnet man hier und da nach Gulden, wovon 9, 10, 11, 12 auf einen Louisd'or gehen, ohne daß dergleichen Guldenstücke coursiren. Bisweilen haben auch Kaufleute unter sich ein bestimmtes Quantum Silber als Einheit angenommen, um sich gegen alle willkührlichen Münzveränderungen zu schützen. So bezeichnet in Amsterdam ein Gulden Banco und in Hamburg eine Mark Banco eine unveränderliche Menge Silber. L6.

Münzer (Thomas), jener fanatische Priester, war zu Stolberg am Harze geboren und studirte zu Wittenberg Theolgie, wo er auch Magister ward. Nach Beendigung seiner Studien kam er als Schullehrer nach Aschersleben, ward dann Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle und 1520 erster Prediger in Zwickau. Schon im folgenden Jahre aber ging er nach Prag, wo er mit den Hussiten gemeinschaftliche Sache machte und ward 1523 als Prediger in Altstädt angestellt. Überall eiferte dieser unruhige Geist, dem übrigens nicht alle gelehrte Bildung abging, wider das Papstthum, gegen welches er in seinen Predigten das Volk einzunehmen suchte. In Böhmen schlug er einen heftigen Aufsatz „gegen die Papisten" an, welcher noch vorhanden ist. In Zwickau trat er mit vier andern Schwärmern, Nicolaus Storch, Martin Collarius, Marx Stübner und Marcus Thomas, zu einer Reformation des Bestehenden zusammen. Unmittelbare persönliche Offenbarung war ihnen der Berechtigungsgrund zu ihrer durchgreifenden Reform, deren Grundlage die Erwartung des nahen irdischen Reiches Christi war, für das sie vorläufig durch Entfernung der bösen geistlichen oder weltlichen Obrigkeiten Platz machen wollten und zu welchem eine neue Taufe einweihen müsse. In Zwickau von der Obrigkeit und Geistlichkeit abgewiesen fanden Einige von ihnen in Wittenberg bei den damaligen Neuerern, Karlstadt, Gabriel Didymus u. A., Anerkennung, bis der von der Wartburg zurückgekehrte Luther ihre Entfernung bewirkte. Glücklicher war M. anfangs mit der Ausbreitung seiner Lehre in Altstädt, wo er nicht nur das Papstthum, sondern jetzt auch Luther's Lehre bestritt und die Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten aufwiegelte. Auch von hier (1524) vertrieben durchstreifte er nun Süd- und Westdeutschland und trug sicher viel zu der fanatischen Ausartung des Bauernaufstandes daselbst bei. Dann wieder in

Mühlhausen angestellt errichtete er hier eine Volksherrschaft unter Leitung seiner Offenbarungen, streute Schmähschriften gegen Luther aus und leitete eine allgemeine Empörung gegen die bestehende Ordnung ein. Um diese Zeit vereinigte er sich mit dem Aufwiegler der Bürger und Bauern auf dem Eichsfelde, Heinrich Pfeifer. Diesen setzte er bei der Kunde von dem Bauernaufstande in Franken zum Statthalter in Mühlhausen ein; er selbst rief seine Anhänger in der ganzen Umgegend zur Empörung zusammen und stellte sich an die Spitze eines gewaltigen Haufen von Aufrührern. Gemeinschaft der Güter und eine biblische Gesellschaftsordnung waren seine Losung. Aber die Fürsten erhoben jetzt gegen so gefährliche Schwärmerei das Schwert. Nachdem sie nochmals ohne Erfolg den Weg der Güte eingeschlagen hatten, kam es am 15. Mai 1525 zur Schlacht bei Frankenhausen, in welcher die Aufrührer eine gänzliche Niederlage erlitten; M. wurde gefangengenommen, nach Heldrungen gebracht, daselbst gefoltert und nach Mühlhausen abgeliefert. Hier ward er nebst Pfeifer und 24 anderen Rebellen enthauptet. Auf dem Richtplatze war er so muthlos, daß er nicht einmal die Glaubensartikel selbst aussprechen konnte; der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor. Vgl. Strobel, „Leben, Schriften und Lehren Th. Münzer's" (Nürnb. 1795). 63.

Münzfuß, s. Gulden.

Münzkunde, Münzwissenschaft, Numismatik ist die Wissenschaft der Münzen oder der vorhandenen geprägten Metallstücke. Ihren technischen und geschichtlichen Beziehungen nach zerfällt die M. in zwei wesentliche Haupttheile. Zu ersterem gehören alle Untersuchungen über die Mischung der verschiedenen Metalle, über das mechanische Verfahren bei der Prägung, über das Gewicht in gegebenen Fällen und den aus dem Verhältnisse beider hervorgehenden absoluten Werth und endlich über die Veränderungen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen sich von Zeit zu Zeit begeben haben, mit Rücksicht auf das Münzrecht und die Münzgesetze der verschiedenen Völker und Zeiten. Letzterer Theil aber umfaßt alle vorkommenden geprägten Metallstücke. Einen dritten Theil der M. bildet die Kenntniß der Medaillen und Denkmünzen (s. d. Art.). Als Anhang der M. sind noch die geprägten Metallmarken (pseudomata), wie Conturniaten, Spintrien, Tesseren und Rechenpfennige so wie die Nothmünzen von Leder, Holz, Blech und die Münzen vorstellenden Muscheln auf der Küste von Koromandel (s. Kauris) zu betrachten. Was nun das mechanische Verfahren der Prägung betrifft, so zerfällt dasselbe gewöhnlich in folgende Operationen: in das Schmelzen und Legiren des Metalls, das Ausgießen zu Zainen, das Ausstrecken und Ausstückeln derselben zu Platten, das Justiren, Blanksieden und das Rändern dieser letztern und endlich das Prägen selbst. Das zur Fabrication der Münzen bestimmte Gold und Silber muß, ehe es mit einem andern Metalle versetzt werden kann, völlig rein sein, um den richtigen Grad der Legirung treffen zu können. Zu diesem Behufe sind eigene der Chemie kundige Personen (Metallscheider, Metallprobirer, Münzwardeine) angestellt, denen dieses Geschäft obliegt. Die bestimmte Quantität der Metalle, sowohl des Haupt- als des Legirmetalls, wird nun in einem großen Graphit- oder ipser Schmelztiegel geschmolzen und nachdem der Münzwardein die Tiegelprobe damit vorgenommen und die Richtigkeit des Korns geprüft hat, mit kleinen Schöpftiegeln herausgeschöpft und vermöge eiserner inwendig mit Kreide überwischter Löffel zu Schienen oder Stangen (Zainen) oder Blechen gegossen. Letzteres geschieht in Formen oder Eingüssen von Eisen oder in solchen, die mit einem Stecheisen in festen Sand eingestochen worden sind. Zu ganz dünnen Münzen gießt man das flüssige Metall auch wohl in nassen zusammengelegten Zwillich, den sogenannten Planenbogen. Die gegossenen Zainen werden nun auf dem Streck- oder Walzenwerke verlängert und zur gehörigen Dünne gezogen. Diese Streckwerke werden entweder durch Pferde,

Dampf oder Wasser in Bewegung gesetzt. Das Strecken der Zainen zwischen den Walzen wird so oft wiederholt, bis sie die gehörige Dicke erlangt haben. Jedoch müssen sie vor dem Hindurchklemmen jedesmal durch Ausglühen auf dem Roste eines kleinen Wind- oder Glühofens erst weicher und geschmeidiger gemacht werden. Nach dem Strecken kommen die Zainen, um sie recht gerade zu richten und zu ebnen, oft noch in eine eigene Vorrichtung, das Adjustirwerk (den Durchlaß), dessen Haupttheile zwei sehr gut unterstützte inwendig sehr ebene blanke stählerne Backen sind, wovon sich die eine der andern durch Stellschrauben mehr oder weniger nähern läßt. Zwischen diesen Backen werden die Zainen vermöge einer Zange hindurchgezogen. Nachdem die Zainen vollkommen dünn gestreckt und geebnet sind, kommen sie in die Ausstückelungs- oder Durchschnittsmaschine, wo aus ihnen lauter kreisrunde Platten, genau von der Größe der bestimmten Münze, geschnitten werden. Sie besteht aus einem mit dem Erdboden fest verbundenen starken eisernen Gestelle, in welchem eine eiserne Schraubenspindel vermittelst eines langen zweiarmigen Schwunghebels durch mehrere genau und parallel über einander mit dem Gestelle verbundene Schraubenmuttern auf- und niedergeschraubt werden kann. Das untere Ende der Schraubenspindel enthält einen harten und sehr scharfen, stählernen, kreisrunden, genau den Durchmesser der zu verfertigenden Münzen haltenden Ring. Unter diesem Ringe ist auf der festen Schwelle ein ähnlicher mit seiner Schärfe aufwärts gerichteter und etwas größerer Ring. Auf diesen letztern Ring legt man die Münzschiene, schwingt die Schraubenspindel möglichst schnell herum und der Ring der Schraubenspindel schneidet in Verbindung mit dem festen Ringe die verlangte kreisrunde Platte aus der Schiene, welche durch die Höhlung des letztern Ringes und ein darunter befindliches Loch der Schwelle in einen darunter enthaltenen Kasten hindurchfällt. Hierauf erhält die durch Ausstückelung gewonnenen Münzplatten der Justirer, welcher dieselben auf einer genauen und sehr empfindlichen Waage ihrem Gewichte nach prüft, die zu schweren durch Befeilen auf das richtige Gewicht bringt und die zu leichten zum Wiedereinschmelzen bei Seite schiebt. Die justirten Silberplatten werden in dem Glühofen geglüht, in einem Kessel mit Kochsalz und Weinstein in Wasser aufgelöst oder in sehr verdünnter Schwefelsäure weißgesotten, in einer Scheuertonne oder einem drellenen Sacke mit Kohlenstaub gescheuert und in kupfernen Becken über dem Weißsiedeofen getrocknet. Die so weit fertigen Münzen erhalten nun vermittelst des Ränd el- oder Kräuselwerkes den gekräuselten Rand oder die Randschrift. Man preßt nämlich eine Platte nach der andern zwischen zwei stählernen Leisten, wovon jede die Hälfte des Randes enthält, hindurch. Jetzt erst folgt das eigentliche Prägen der Münzen auf beiden Seiten zugleich vermittelst einer besonders dazu eingerichteten starken Schraubenpresse, die man Münzpresse, Druck-, Stoß- oder Prägewerk, Anwurf oder Balancier nennt (s. d. Art. Anwurf). — In Betreff der Kenntniß aller vorkommenden geprägten Metallstücke theilt man die M. in die alte, mittlere und neuere ein. Zur alten M. rechnet man die Kenntniß der Münzen von Entstehung derselben bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken 1453; zur mittleren die Kenntniß der von 1453 bis zum XVI. Jahrh. und zur neuern die der vom Anfange des XVI. Jahrh. an geprägten Münzen. — Über M. hat am umfassendsten Johann Eckhel in seiner „Doctrina numorum veterum“ (Wien 1792—93. 8 Voll. 4.) und in seinen „Anfangsgründen der alten Numismatik“ (Wien 1788) geschrieben. Ferner verdienen noch J. D. Köhler's „Münzbelustigungen“ (1729—50. 20 Bde.); D. S. von Madai's „Thalercabinet“ (1765—67. 2 Bde.); J. T. Köhler's „Ducatencabinet“ (1759—60); J. G. Böhm's „Groschencabinet“ (1765—69. 2 Bde.) und C. C. Schmieder's „Handwörterbuch der gesammten Münzkunde“ (Halle und Berlin 1811 und 1815) u. a. besonders erwähnt zu werden. 26.

Münzregal. Bei der Münze oder dem mit dem Werthstempel versehenen Metallgelde sind augenfällig die Natur des Metalles, die Werthangabe und der Name des Landes, in welchem und für welches die Münze geschlagen worden ist, die Hauptmerkmale, worauf es ankommt. Da es nun in einem jeden selbstständigen Staate nur dem Staatsoberhaupte zukommen kann, für sein Land zu unterzeichnen, so kann auch ihm nur zustehn, dessen Namen oder den seinigen als solcher auf die Münze schlagen zu lassen. Wenn hiernächst den auf der Münze befindlichen Werthangaben im In- sowohl als Auslande volles Zutrauen geschenkt werden soll, so kann solches nicht auf die bloße Versicherung des Privatmannes gegründet werden, sondern muß ein öffentliches sein. Endlich kann der Staat nicht zugeben, daß irgend ein Anderer sich seiner Firma bediene. Das Recht, Münzen zu schlagen und solche mit dem Namen des Staats oder des Staatsoberhauptes, dem sie angehören, zu bezeichnen, kann folglich nur dem letztern unmittelbar zukommen, zumal ihm schon als höchster Polizeibehörde die Oberaufsicht über einen so wichtigen Gegenstand wie das Münzwesen zukommen würde. Es wird daher solches in monarchischen Staaten zu den Regalien oder Hoheitsrechten gezählt, die allen gekrönten Häuptern zukommen. Im vormaligen deutschen Reiche kam das Recht nur dem Kaiser zu. Nur erst als die Stände sich der Landeshoheit anmaßten, erlangten auch sie das Recht, Münzen zu schlagen und auszugeben. Der Reichsdeputationsabschied von Speier vom Jahre 1570 §. 131. verbietet den mit Münzgerechtigkeit beliehenen Ständen jeden daraus zu ziehenden Gewinn; denn die Münzgerechtigkeit, heißt es da, sei kein Mercanz, sondern kaiserlich Regal. Seit Karl IV. genießen alle regierende Fürsten, ingleichen die Reichsstädte in Deutschland, das Münzrecht. — Unterfängt sich ein Privatmann, Münzen zu schlagen und auszugeben, so begeht derselbe 1) an sich das falsum, daß er eines Andern Namen mißbraucht; 2) verschlechtert er dabei die Münze, so begeht er noch das zweite Verbrechen des Fälschens mit Betrug. Da nun dazu kommt, daß er durch die falsche Münze, die er in Umlauf setzt, den Credit seines Landes untergräbt und dadurch im Allgemeinen Schaden zufügt, so ist dieß der Grund zu der bedeutenden Strafe, die den Falschmünzer trifft. 31.

Münzstätte, Münze, Münzofficin (monetarum officina) heißt der Ort, das Haus, in welchem das Geld geprägt wird. Gewöhnlich werden durch einen Buchstaben die Münzstätten auf den Münzen angegeben. So bedeutet z. B. A auf baierischen Münzen Bamberg, auf französischen Paris, auf östreichischen Wien, auf preußischen Berlin ꝛc. 26.

Mufti (Entscheider, Begutachter) ist in der Türkei der Titel des obersten Geistlichen, der als Bewahrer des Gesetzes und Ausleger des Korans die oberste Entscheidung in allen Rechtsfällen hat. Der Großmufti zu Constantinopel ist zugleich der oberste Geistliche des ganzen Reichs und heißt deßhalb auch Scheich-ul-islâm (Fürst der Religion), hat den Rang gleich nach dem Großwesir und wird von dem Sultane ein- und abgesetzt, kann aber nicht mit dem Tode bestraft und seine Güter können nicht confiscirt werden. Sein Ausspruch heißt Fetwah (s. d. Art.). 30.

Muggendorf, ein in dem tiefen Thale der Wiesent im Obermainkreise Baierns gelegener Flecken, ist durch die Tropfsteinhöhlen merkwürdig, welche sich in der Umgegend in einem gegen 1700 F. hohen nordöstlichen Arme der Alp, bisweilen die fränkische Jura genannt, vorfinden. Ihre Anzahl beläuft sich auf 30 und in mehrern derselben zeigt man Überreste heidnischen Opferdienstes. Auch stößt man in einigen auf Knochen uns unbekannter Thiere. Dieß ist namentlich der Fall in der gailenreuther Zoolitenhöhle, in der Försters- und in der Kochshöhle. Letztere hat 4 Abtheilungen, deren Wände sich durch ihr blendendes Weiß auszeich-

nen und das Auge durch die verschiedenartigsten Figuren ergötzen. Unter letzteren erwähnt man ein Orchester, auf welchem 60 Musiker bequem Platz hätten. Die größte von allen ist das sogenannte große Teufelsloch. Ein 45 F. hohes und 69 F. breites Felsenthor nimmt den Wanderer auf und in seiner Mitte sieht er sich in die weiten Räume eines Tempels versetzt. Mehrere dieser Höhlen sind aber nicht ohne Gefahr zu betreten; am leichtesten zugänglich und daher auch am besuchtesten ist die Rosenmüllershöhle. Außer den „Beschreibungen der muggendorfer Höhlen" von Esper, Köppel, Rosenmüller und Goldfuß vergleiche man die „Reisebeschreibungen durch Baiern" und besonders Heller, „Reisehandbuch durch Franken" (Heidelb. 1828) und desselben „Handbuch für Wanderer in die Gegend von M." (Bamb. 1829). 35.

Muhammed, der Stifter des Islam (s. d. Art.), von seinen Anhängern vorzugsweise der Prophet (nabi) oder der Gesandte Gottes (ressûl allah) genannt, ward geboren den 10. November 570 n. Chr. (nach Andern den 21. April 571) zu Mekka in Arabien und gehörte zur Familie Haschem des Stammes Koreisch, welcher die besondere Aufsicht über die religiösen Heiligthümer zu Mekka führte. Kaum war er 2 Monate alt, als sein Vater Abdallah starb, ward von seiner Mutter Eminet auf das Land zur Erziehung gegeben und als diese in seinem 6. Jahre starb, von seinem Großvater Abdalmotalleb und nach dessen Tode von seinem Oheime Abutaleb erzogen, welcher Letztere ihm dem Handel bestimmte und ihn in seinen 13. Jahre auf einer Handelsreise mit nach Syrien nahm, wo er durch nestorianische Mönche zuerst die Idee der Einheit Gottes erhalten haben soll; auch in kleinen Fehden des Stammes mußte M. seinen Oheim begleiten. So wuchs er zum Manne heran und gleich kräftig entwickelte sich seine Körpergestalt wie sein Geist; eine schöne volltönende Stimme, eine kraftvolle edle Sprache und ein einnehmendes Wesen gewannen ihm viele Herzen und eine rege Phantasie verbunden mit großer Willenskraft und Gegenwart des Geistes machten ihn fähig, sich in allen Verhältnissen des Lebens über seine Zeitgenossen zu erheben. Dabei war er wahrhaft fromm und faßte, als er mit den Religionen anderer Völker bekannt worden war, die feste Überzeugung, daß er von Gott auserlesen sei, den heidnischen Aberglauben seines Volkes zu vernichten, ja überhaupt die ursprüngliche Gotteserkenntniß, die er überall getrübt fand, wieder herzustellen, wozu der Umstand, daß sein Name M. (der geehrte) mit dem in manchen Handschriften des Evangelium Johannis gelesene Worte περικλυτὸς (der berühmte) statt παρακλητὸς (der Tröster) übereinstimmt, das Seine beitrug, so daß er das volle Recht zu haben meinte, sich als den von Jesus seinen Jüngern verheißenen göttlichen Beistand (Joh. 15, 26.) zu betrachten. Durch die Heirath mit seiner frühern Principalin Chadidscha (596 n. Chr.) war er vollends ein wohlhabender unabhängiger Mann geworden und konnte ungehindert seinen Lieblingsideen nachhängen, welche durch neue Geschäftsreisen immer mehr Festigkeit erhielten. Alljährlich brachte er schon seit längerer Zeit einen Monat auf den 3 Meilen von Mekka gelegenen Berge Hara zu, um sich zur Ausführung seines großen Planes vorzubereiten; als er aber das 40. Jahr erreicht hatte (610), nahm er seine Familie mit dorthin und nach einer Nacht, die noch jetzt Leilet el Kadr (die Nacht der Gewalt) genannt wird, verkündigte er seinen Verwandten seinen von Gott erhaltenen Beruf. Chadidscha nahm ihn sogleich gläubig an und M. weihte sich nun zu seinem Vorhaben durch siebenmaliges Umgehen der Kaaba. Täglich brachte er neue erhaltene Offenbarungen vor, die wegen ihrer Neuheit und rednerisch vollendeter Darstellung schon Viele für ihn einnahmen; doch ward nur sein Neffe Ali (s. d. Art.) eigentlich gläubig; denn als er vier Jahre darauf bei einem öffentlichen Male seinen sämmtlichen Verwandten seine Berufung darlegte, ward er verlacht und angefeindet und nur der Schutz seines (wenn gleich

nicht überzeugten) Oheims Abutaleb bewahrte ihn vor Mißhandlungen. Doch mußte sich M., obgleich sich immer mehr Gläubige fanden, selbst 3 Jahre lang in eine Gebirgsgegend zurückziehen und der Bund der Koreischiden gegen ihn und der Tod Abutaleb's und der Chadidscha machten seine Lage immer bedenklicher. Doch sein fester Wille ließ sich nicht niederbeugen; er suchte nun unter den Wallfahrern nach Mekka Proselyten zu machen und es glückte ihm auch mehrere Einwohner von Jatreb zu gewinnen, von denen 12 bald darauf seine unzertrennlichen Begleiter (Ansarier) wurden. Bald war fast ganz Jatreb seiner Lehre zugethan und seine Anhänger in Mekka flüchteten sich dorthin, bis endlich durch einen Mordversuch der Koreischiden M. ebenfalls zur Flucht gezwungen ward (den 16. Juli 622), von welchem Tage an später die muhammedanische Zeitrechnung (s. Hedschrah) begonnen ward. Auf dieser Flucht erbaute er die erste Moschee zu Koba und ward mit Jubel in Jatreb (nun Medinet el Nabi, Stadt des Propheten genannt) aufgenommen. Jetzt aber begann er das Schwert zu ergreifen und zuerst ward bei Bedr (s. d. Art.) eine Koreischidische Karawane überfallen und in die Flucht geschlagen; dann verbannte er die Juden aus Medina, die einige Moslemen beleidigt hatten, und rüstete sich zum Kriege gegen seine Feinde, der sich endlich für ihn glücklich endete. Denn obwohl er 625 am Berge Ohod gänzlich geschlagen ward und 627 die Koreischiden sogar Medina belagerten, so mußten letztere doch endlich wieder abziehen, mehrere Mordversuche an M. mißlangen und die jüdischen Stämme, welche sich zu seinen Feinden geschlagen hatten, wurden 628 empfindlich gezüchtigt. Aber M. ward nun um so kühner und schickte Gesandte nach Persien, Griechenland, Syrien, Ägypten, Äthiopien und in die übrigen arabischen Provinzen, um die Fürsten zur Annahme seiner Lehre einzuladen, obwohl mit wenig Erfolg; denn während Chosru Perwis von Persien ihn für einen Rebellen erklärte, wichen die anderen vorsichtig aus und nur der persische Statthalter in Jemama trat zu ihm über, nachdem er bei Chosru's plötzlicher Ermordung dieß für das beste Rettungsmittel erkannt hatte. M. hingegen wollte nun auch durch Waffen seiner Lehre außerhalb Arabien Anerkennung verschaffen und schickte daher 3000 Mann nach Syrien, welche aber bei Muta von einem vereinten griechisch arabischen Heere gänzlich geschlagen wurden (629). Doch die Treulosigkeit der Koreischiden gab ihm bald Gelegenheit, Mekka anzugreifen, das er im Winter 6$\frac{29}{30}$ fast ohne Schwertstreich einnahm und wo er alle Götzenbilder zerstörte, den schwarzen Stein aber und die Kaaba als Gegenstand der Verehrung beibehielt; bald waren auch die benachbarten Stämme zur Unterwerfung gebracht und immer neue Bekenner strömten ihm nach Medina zu, so daß er nun ernstlich daran dachte, die Niederlage bei Muta zu rächen. Mit 30000 Mann zog er nach Syrien, kehrte aber zu Anfange des Jahres 631, außer der Annahme der Unterwerfung mehrere kleinerer Fürsten, fast unverrichteter Sache zurück, hatte jedoch die Freude, selbst von den entferntesten arabischen Stämmen das Bekenntniß des Islam zu erhalten. Allein früher einmal erhaltenes Gift that jetzt kräftige Wirkung; M. fiel in eine heftige Krankheit und starb zu Medina den 8. Juni 632, nachdem er seine Stellvertretung an seinen Schwiegervater Abubekr abgetreten hatte. Er hinterließ eine einzige Tochter, Fatima, von der Chadidscha, welche er an seinen Vetter Ali (s. d. Art.) verheirathet hatte. — Seine Anhänger haben sein Leben mit manchen Poesien ausgeschmückt und viele metaphysische Träumereien in die Erzählung seiner Abstammung verwebt; er selbst wollte nur ein Mensch sein wie andere, den aber Gott zur Verbreitung der wahren Religion auserwählt habe und rühmte sich selbst seiner Unwissenheit, worauf auch die Lehrer des Islam ein großes Gewicht legen, indem sie es nur einer höhern Leitung zuschreiben, daß der Prophet, der weder habe schreiben noch lesen können, ein so vollendetes sprachliches Kunstwerk, wie der Koran sei, auf-

gestellt habe. Nichtmuhammedaner haben ihn stets für einen Betrüger gehalten; doch wohl mit dem größten Unrechte; denn wenn er sich auch einzelner Täuschungen bedient haben mag, um größern Glauben zu finden, so dürfen wir den ganz für seine Sache begeisterten Propheten gewiß nicht tiefer stellen, als so viele Schwärmer in anderen Religionen, die auch nicht immer die lautersten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gewählt haben, dabei aber größtentheils an Umsicht und wahrer Redlichkeit ihm weit nachstehen. In jeder Hinsicht bleibt er eine außerordentliche Erscheinung in der Weltgeschichte und um so mehr einer unparteiischen Betrachtung würdig, als die Folgen seines Auftritts so unendlich mannigfach in das Triebrad der Weltgeschichte eingegriffen haben. 37.

Muhammed, türkische Sultane. — M. I. Sohn Bajasid's I., war von Timur zum Fürsten von Amasien gemacht worden, erhielt später, nachdem Soliman gegen Musa geblieben war, das ganze türkische Reich in Asien als Alleinherrscher und säuberte dasselbe von den zurückgebliebenen Mogolenhorden, wandte aber dann seine Waffen gegen seinen tyranischen Bruder Musa, der von seinem Anhange verlassen die Flucht ergriff und ward somit wieder Herr des ganzen osmanischen Reichs (1413 n. Chr.). Er benahm sich freundlich gegen den griechischen Kaiser, erhielt die freiwillige Unterwerfung der Walachei, Bulgariens und der Moldau, demüthigte die übermüthigen Pascha's und brachte mit Kraft wieder Einheit in die Regierung, erlitt aber zur See einen bedeutenden Verlust durch die Venetianer (1416), hatte gegen eine fanatische Secte in Kleinasien und gegen einen Betrüger zu kämpfen, der sich für seinen gestorbenen Bruder Mustafa ausgab und bei dem griechischen Kaiser Schutz fand, verwüstete zuletzt die Walachei wegen ihrer Anhänglichkeit an den falschen Mustafa und starb zu Adrianopel im Jahre 1421 mit dem Ruhme eines gerechten und milden Herrschers. Ihm folgte sein Sohn Murad II. — M. II., Sohn Murad's II., früher Pascha von Lydien, folgte seinem Vater 1451 in der Regierung, erneuerte das Bündniß mit dem griechischen Kaiser und allen zinsbaren Fürsten, ließ aber sogleich durch Erbauung eines neuen Dardanellenschlosses schon deutlich seine Absichten auf Constantinopel merken und zeigte sich überhaupt sehr übermüthig gegen die Griechen; auch eroberte und verwüstete er Morea und rückte 1453 selbst vor Constantinopel und nahm es trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung den 29. Mai 1453, machte es von nun an zur Hauptstadt des Reichs und versetzte 5000 osmanische Familien dahin. Damit aber noch nicht zufrieden suchte er nun seine Eroberungen immer weiter auszudehnen, fand aber an Skanderbeg (s. d. Art.) und Hunyades so kräftige Feinde, daß er Albanien unangetastet lassen und von Belgrad (1455) schimpflich wieder abziehen mußte, drang jedoch, da Hunyades bei der Belagerung von Belgrad geblieben war, 1456 mit Glück wieder vor, erstürmte Semendria, unterwarf Serbien, bemächtigte sich Moreas vollends, brachte das Fürstenthum Athen unter seine Hoheit (1458), zerstörte das neuentstandene griechische Reich in Trapezunt (1461), eroberte Lesbos (1463), Karamanien (1464) und Eubóa oder Negroponte (1469), schlug den Perserkönig Usum Hassan, der gegen ihn zu Felde zog (1470) und machte den Chan der Krim zinsbar (1478). Unterdessen war aber Skanderbeg gestorben (1467) und kaum hatte nun M. von anderwärts her Ruhe, so fiel er in Albanien ein (1480), das er auch eroberte, bis auf die Besitzungen der Venetianer, welche mit ihm Frieden schlossen und ihm die Insel Lemnos abtraten (1480); auch unterwarf er die Inseln San Mauro, Cephalonia und Zante. Zuletzt wollte er noch die Insel Rhodus unterwerfen, aber die heldenmüthige Vertheidigung der Johanniterritter unter ihrem Großmeister d'Aubusson schlug die wüthendsten Angriffe des furchtbaren türkischen Heeres ab, so daß er den 17. Aug. 1480 die Belagerung wieder aufheben mußte. Im Begriffe die Perser aufs Neue zu bekriegen starb er 1483 bei Nicäa

in Kleinasien. Er war ein tüchtiger Feldherr, aber ein leidenschaftlicher Tyrann, der zwar das türkische Reich auf die Höhe seiner Macht erhob, sich aber mit unzähligen Grausamkeiten befleckte. Ihm folgte sein Sohn Bajasid II. — M. III., Sohn Murad's III., war Pascha von Magnesia, als sein Vater starb (1595) und bezeichnete den Antritt seiner Regierung mit der Ermordung von 19 Brüdern und 10 schwangeren Odaliks. Während er aber einer in Constantinopel ausbrechenden Hungersnoth zu steuern hatte, mußte sich seine Aufmerksamkeit auf den von seinem Vater übernommenen Krieg gegen Ungarn und die gegen ihn empörten Fürsten von Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei wenden; denn der Großwesir Siaus wurde nicht allein von dem kaiserlichen Feldherrn Grafen von Mansfeld geschlagen und die Festungen Gran und Wissegrad von diesem erobert; sondern der Befehlshaber des Heeres der verbündeten Fürsten, Bathori, trieb die Türken sogar über die Donau zurück und nahm Giurgewo ein. Nicht glücklicher war der neue Großwesir Ferhad, der bei Nikopoli eine gänzliche Niederlage von Bathori erlitt (1596). Nun rückte M. an der Spitze von 200000 Mann selbst ins Feld (1597), schickte davon 50000 Mann gegen Bathori und rückte mit dem übrigen Heere bis vor Erlau in Oberungarn, das er nach einer langen vergeblichen Belagerung endlich durch Verrätherei einnahm, und schlug das unter dem Erzherzoge Maximilian heranrückende kaiserliche Heer, da dessen Soldaten schon des Siegs gewiß sich plötzlich der Beutelust ergaben, ging aber kurz darauf nach Constantinopel zurück. Bald hernach unterwarf sich ihm der Woiwode der Walachei freiwillig wieder; aber seine übrige Regierungszeit war für ihn schmachvoll genug. Denn während der Erzherzog Maximilian, nachdem die kaiserliche Macht durch die Abtretung Siebenbürgens von Bathori gewachsen war, die Festung Raab und Graf Palfy Ofen eroberte (1598) und der Herzog von Mercoeur, nachdem er den Großwesir mehrere Male geschlagen hatte, sogar Stuhlweißenburg einnahm (1601), überließ sich M. in seinem Serail den Lüsten und seine intriguenhafte Mutter brachte solche Unordnungen in die Verwaltungsgeschäfte, daß sich viele Pascha's und sogar die Truppen in Constantinopel empörten und den weichlichen Tyrannen zittern machten. Zwar wurden die Aufstände ziemlich glücklich wieder beigelegt und der Großwesir eroberte selbst Stuhlweißenburg wieder (1602), aber ein neu begonnener unglücklicher Krieg gegen Persien erregte einen neuen Aufstand der Janitscharen und M., der selbst durch die größten Grausamkeiten den Sturm nicht aufhalten konnte, verfiel in Schwermuth, in welcher er im Dec. 1603 in seinem 35. Jahre starb. Ihm folgte sein Sohn Ahmed I. — M. IV., Sohn Ibrahim's, kam erst 7 Jahre alt zur Regierung (1648) und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, aber die Herrschsucht derselben und die Eifersucht der letzten Favoritin Ibrahim's brachten eine Menge Unordnungen und Aufstände der Janitscharen und Sipahi's hervor, bis endlich Kiuperli (s. d. Art.) Großwesir ward und die Ordnung wieder herstellte (1655). Er und sein Sohn, der ihm 1661 als Großwesir folgte, führten die eigentliche Regierung und wir verweisen deßhalb wegen der folgenden Begebnisse auf die bezüglichen Artikel. Nur im Kriege gegen die Polen (1672 ff.) war M. persönlich thätig, in welchem er den dritten Theil der Ukraine erwarb (1776), diesen aber durch freiwillige Unterwerfung der Kosaken unter russische Herrschaft und in dem deßhalb ausgebrochenen für die Pforte unglücklichen Kriege mit Rußland endlich das ganze Kosakenland verlor. Nicht glücklicher waren die türkische Waffen gegen den deutschen Kaiser. Denn wenn auch M. auf Einladung der mit Östreich unzufriedenen ungarischen Magnaten mit einem großen Heere in Ungarn erschien (1683) und der östreichische Feldherr, Herzog von Lothringen, wegen seines schwachen Heeres sich hinter Wien zurückziehen mußte, das nun von den Türken heftig belagert ward, so erlitten sie doch von Sobiesky bei dieser Stadt eine fürchterliche

Niederlage, daß sie, wenn auch zuweilen glücklich, doch viele Festungen verloren und, nachdem Venedig und Polen Krieg erklärt und mit Glück gekämpft hatten, nach der mörderischen Schlacht bei Mohacz ihnen von Ungarn nur das temeswarer Banat übrigblieb. Darüber aber brach eine Empörung der Janitscharen in Constantinopel aus, welche M. den 29. Oct. 1687 entthronten und ins Gefängniß warfen, worin er 1691 starb. Ihm folgte Soliman II. 37.

Muhammed Ali, fälschlich Mehemed Ali genannt, war der Sohn des Aga Ibrahim und im Jahre 1769 zu Kawala in Rumelien geboren. Schon in früher Jugend zeichnete er sich durch körperliche Gewandtheit und Ehrgeiz vor andern Knaben seines Alters aus. Der Statthalter von Awala nahm sich des früh verwaisten, armen Kindes an, ohne jedoch auf seine Erziehung besondere Sorgfalt zu verwenden, so daß Ali Lesen und Schreiben erst im Mannesalter lernte. Nachdem er durch seinen Gönner eine Stelle und eine reiche Frau erhalten hatte, trieb er besonders Handel mit Tabak, bis er im Jahre 1800 zum Befehlshaber oder Bimbaschi des Corps von Awala ernannt wurde und an der Spitze seiner Truppen gegen die Franzosen in Ägypten zog, obgleich ihm für diese Nation ein in Awala lebender französischer Kaufmann aus Marseille besondere Vorliebe eingeflößt hatte. In dem Gefechte bei Rahmanieh gegen General Lagrange zeichnete er sich so aus, daß er dadurch die Gunst des Kapudan Pascha erwarb, der ihn bald darauf zu einem höhern Posten beförderte. Durch die Liebe der albanesischen Truppen zu ihm konnte er sich in dem nach Abzug der Franzosen entstandenen hartnäckigen Kampfe zwischen den Pascha's und Mamluken vortheilhaft auszeichnen, erregte aber dadurch die Eifersucht des Statthalters Churschid Pascha und wurde zum Pascha von Salonichi ernannt, um ihn auf ehrenvolle Weise zu entfernen. Allein die Anhänglichkeit der Bewohner Kahiras an ihn war so groß, daß sie sich im Jahre 1804 empörten, um seine Rückkehr von der Pforte zu erzwingen. Ihr Begehren wurde durch die Vorstellungen der Ulema und Scheiche Ägyptens im Diwan zu Constantinopel unterstützt, indem sie erklärten, daß nur seine Gegenwart die über Raubsucht und Bedrückung des Churschid Pascha aufgebrachten Einwohner zu beruhigen und die Ruhe dauernd zu sichern vermöge. Ali lehnte zwar den ihm angetragenen Titel eines Statthalters von Ägypten ab, stand aber im Geheimen an der Spitze der Bewegungspartei, bis er nach der im April von Seiten der Pforte erhaltenen Bestätigung auch die äußere Würde eines Statthalters und Pascha von drei Roßschweifen annahm, in welcher er sich selbst dann noch durch Frankreichs Unterstützung und die Treue der Albaneser zu erhalten wußte, als die Pforte durch Englands Einfluß den Mamluken Elfy Bey zum Statthalter von Ägypten ernannt hatte. Durch zweckmäßige Maßregeln stellte er die Ruhe und Ordnung im Lande bald wieder her, hielt unter den Truppen strenge Mannszucht und vertrieb die Engländer, welche seit dem März des Jahres 1807 Alexandria besetzt hatten, im September aus Ägypten. Die Bey's der Mamluken, welche er zur Unterwerfung gezwungen hatte, ließ er im Jahre 1811 mit Ausnahme der französischen, unter dem Vorgeben geheimer Ränke schuldig zu sein, treulos ermorden. Sein zweiter Sohn, Ibrahim Pascha, entriß im Jahre 1816 den Wechabiten Mekka und Medina, eroberte die Hauptstadt Derrejeh den 13. Sept. 1818 und sandte ihren Anführer gefangen nach Constantinopel. Der jüngste Sohn des Vicekönigs, Ismael Pascha, unternahm im Jahre 1820—1821 einen Feldzug nach Nubien und Sennaar, wurde aber im Jahre 1822 von dem Feinde ermordet, aber von dem Heere, welches sich auch Kordofan unterwarf, an den Bewohnern blutig gerächt. Für den Wohlstand des Landes war Ali durch Einrichtung des Kriegs- und Seewesens auf europäischen Fuß, durch Einführung der congreve'schen Raketen und Telegraphen, durch Beförderung des Ackerbaues, Handels und durch Verbesserung der Gewerbe, so wie der Pferde- und Schafzucht besorgt.

Alle Gegenstände der Cultur erfreuten sich seiner Aufmerksamkeit und Unterstützung. Europäischen Handwerkern, Kaufleuten und Reisenden gewähre er Schutz und Hülfe und sandte vornehme Ägypter nach Europa, um die dasige Bildung auf ihr Vaterland überzutragen. Mehrere Seehandel treibende europäische Nationen suchten Handelsverträge und Bündnisse mit ihm abzuschließen. Als der griechische Freiheitskampf ausgebrochen war, ernannte ihn die Pforte im Jahre 1824 zum Oberanführer gegen dieses Volk, nachdem er sich schon auf der Insel Kreta festgesetzt hatte. Ali schickte eine Flotte, welche 16000 Mann unter Ibrahim Pascha an Bord hatte, nach Morea, um dort eine Negercolonie zu gründen. Sie wurde im September 1824 vom griechischen Admiral Miaulis und dem Branderführer Kanaris geschlagen, so wie die des Kapudan Pascha, allein im Februar 1825 landete eine zweite Flotte bei Modon und eroberte Navarin, Tripolizza und mehrere andere Orte, worauf Ibrahim Morea verwüstete und die gefangenen Bewohner als Sklaven nach Ägypten schickte. Eine dritte Flotte des Vicekönigs wurde von den verbündeten Admiralen Codrington und de Rigny im Hafen von Navarin blokirt und am 20. Oct. daselbst zugleich mit der türkischen gänzlich geschlagen und Ibrahim genöthigt, Morea zu verlassen. Nach dem Frieden von Adrianopel eroberte Ali Syrien, um sich von der Pforte unabhängig zu machen. Obgleich er im Jahre 1831 als Empörer seiner Würde entsetzt und geächtet wurde, so blieb ihm das Volk doch treu und Ibrahim drang im Mai des Jahres 1832 selbst in Anatoli ein. Durch den am 21. Dec. 1832 bei Konieh erfochtenen Sieg wurde die Pforte nur durch die Hülfe Rußlands gerettet und durch Vermittelung Englands, Frankreichs und Östreichs der Friede zu Konieh geschlossen. Am 6. Mai 1833 hob dieselbe durch einen Ferman die Acht gegen den Vicekönig auf und bestätigte ihn in den Statthalterschaften von Ägypten, Abyssinien, Syrien und Kreta; sein Sohn Ibrahim übernahm den Pacht von Adana. Die neueste Zeit beschäftigte ihn ein Aufstand in Syrien und die Wiedereroberung Arabiens, zumal da seine Truppen im letztern Lande eine empfindliche Niederlage erlitten haben. Ali herrscht völlig despotisch und besitzt das Monopol des Handels. Vergleiche über ihn Mangin „Histoire de l'Egypte sous le gouvernement de Mahamed" (Par. 1823. 2 Tom. Fol. mit einem Atlas und lithographirten Kupfern) und Herrmann „Mehemet Ali Pascha von Ägypten" (Leipzig 1833). 81.

Muhren heißen in der Schweitz die Erdmassen, welche die Gießbäche der Alpen, wenn sie stark angeschwollen sind, von dem Berge herab mit sich fortreißen und die sich bei der Mündung eines Thals an dem Fuße der Berge anhäufen. Die Grundflächen derselben sollen sich oft mehrere tausend Schritte weit erstrecken und sie selbst werden häufig zu Ackerland benutzt. 35.

Mulatten heißen die von Europäern und Negerinnen erzeugten Einwohner Amerikas. Sie unterscheiden sich von erstern durch eine dunkle, doch nicht ganz schwarze Gesichtsfarbe und theilen in Westindien, wenn die Mutter Sklavin war, das Loos derselben. 35.

Mulgrave (spr. Mölgräv) (Constantin John Phipps, Lord), einer der kenntnißreichsten Seemänner Englands, am 30. Mai 1744 geboren, hatte sich schon in seinem 19. Jahre zum Schiffscapitain emporgeschwungen. Obgleich ihm als Mitglied des Unterhauses seit 1768 ein neuer Wirkungskreis angewiesen worden war, so nahm er doch noch lebhaften Antheil am Seewesen und richtete namentlich sein Augenmerk auf die von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften so vielfach besprochene Frage nach einer nordwestlichen Durchfahrt. Seinem Wunsche gemäß erhielt M. von Seiten der Regierung den Auftrag zur Ausführung dieses Projects. In Begleitung des Capitain Lutwidge segelte er am 2. Juni 1773 ab. Die Fahrt wurde aber schon den 5. Juli

auf einen Monat unterbrochen; denn in der Nähe von Spitzbergen gefroren die Schiffe ein und nur durch die größten Anstrengungen gelang es ihm, weiter als es bisher geschehen war, vorzudringen, nämlich bis 80° 48′. Am 24. Sept. kehrte er wieder zurück und machte in seinem „Journal of a voyage towards the North Pole“ (Lond. 1774. 4., ins Deutsche übersetzt mit Anmerkungen von S. Engel, Bern 1777) die Resultate seiner Nordpolexpedition bekannt. 1775 erhielt er wieder einen Sitz im Unterhause, that sich im amerikanischen Kriege hervor, wurde während desselben zum Mitgliede der Admiralitätscommission und nach dessen Beendigung zum Geheimrathe ernannt. Er starb am 10. Oct. 1794. — Henry M., Bruder des Vorhergehenden, 1755 geb., nahm gleichfalls an dem Kriege gegen Amerika Theil, kam nach Beendigung desselben ins Unterhaus und 1792 ins Oberhaus, wo er sich als treuer Anhänger Pitt's zu erkennen gab. Zwar bewirkte diese Parteinahme nach dessen Tode seine Absetzung, doch erhielt er nach seines Gegners Fox's Tode als erster Lord der Admiralität wieder eine Stelle im Ministerium. In dieser zeigte sich M. als eifriger Gegner der Emancipation der Katholiken, beförderte ungeachtet der starken Opposition die Besetzung der Insel Walcheren und Vliessingens, nahm 1812 als Viscount Normanby und Earl von M. die Stelle des Großmeisters der Artillerie, die er später an Wellington abtrat, an und starb im Jahre 1831. — Als Schriftsteller und Staatsmann hat sich des Letztern Sohn, Constantin George M., hervorgethan. Er wurde 1797 geboren und genoß seine Schulbildung zu Harrow. Nachdem er seine Studien zu Cambridge vollendet hatte, kam er in das Unterhaus und trat bei neuen Debatten über die Emancipation der Katholiken als Gegner der Ansichten seines Vaters auf. Der Zwiespalt, der ihm daraus mit seinem Vater und nahen Anverwandten erwuchs, veranlaßte seinen Austritt aus dem Hause und eine Reise nach Italien. Nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst, namentlich in Florenz, kehrte er in sein Vaterland zurück, kam wieder ins Parliament, erklärte sich bei den Verhandlungen über eine Parliamentsreform für dieselbe und vertheidigte auch seine dießfallsigen Grundsätze, als er einen Sitz im Oberhause erhalten hatte. Aber nur kurze Zeit bekleidete er diesen Posten; denn bald nach seinem Eintritte in dasselbe ging er als Gouverneur nach Jamaica ab. Allein der Anstoß, welchen seine Neuerungsversuche der bestehenden Verhältnisse, namentlich seine Wirksamkeit für die Aufhebung der Negersklaverei zur Folge hatten, so wie die Mißhelligkeiten zwischen ihm und der daselbst bestehenden und von ihm aufgehobenen gesetzgebenden Versammlung machten ihm eine andere Lage wünschenswerth. Höchst willkommen war ihm daher 1835 seine Berufung als geheimer Siegelbewahrer nach London, worauf er Lordlieutenant von Irland wurde. Seine Romane „Matilda“ (London 1825); „Yes and No“ (London 1828. 2 Voll.); „Pelham“ und „The contrast“ (London 1832. 3 Voll.), in welchen er den Charakter und die Sitten seiner Nation in der Gegenwart treffend zu schildern weiß, erheben ihn zu einem der geachtetsten neuern Schriftsteller Englands. 77.

Multiplication, Multipliciren oder das **Vervielfältigen**, lehrt in der Arithmetik eine gegebene Zahl so vielmal nehmen, als eine andere gegebene die Einheit enthält. Die Zahl, welche multiplicirt wird, heißt der **Multiplicand** (multiplicandus), die, mit welcher man multiplicirt, der **Multiplicator**, und die, welche als Resultat der M. erhalten wird, das **Product**. Das Zeichen der M. ist ein liegendes Kreuz (×) oder ein Punkt (.) und wird multiplicirt oder mal ausgesprochen. So heißt z. B. $5 \times 4 = 5 . 4 = 20$; fünfmal vier gleich zwanzig. Weil der Multiplicator mit dem Multiplicanden oder der Multiplicand mit dem Multiplicator verwechselt werden kann, so heißen beide mit einander zu multiplicirende Zahlen die **Factoren**. Setzt man den einen Factor zur Addition so viel-

mal an, als der andere Factor die Einheit erhält und addirt dieselben, so bekommt man dadurch ebenfalls das Product zur Summe und es ergibt sich daraus, daß das Resultat, welches aus einer wiederholten Addition gegebener gleicher Summen entsteht, dem Producte der M. gleich sein muß. So ist z. B. $5 \times 4 = 5+5+5+5 = 20$. Die Hauptgrundsätze der M. sind: 1) Gleiches mit Gleichem multiplicirt gibt gleiche Producte; 2) es ist gleichgültig, ob alle einzelne Theile einer gegebenen Größe mit allen einzelnen Theilen einer andern gegebenen Größe und in welcher Ordnung mit einander multiplicirt und die erhaltenen Partialproducte addirt werden, oder ob man die beiden gegebenen Größen ungetheilt mit einander multiplicirt, denn die Producte bleiben sich gleich; 3) multiplicirt man gleiche Größen mit ungleichen, so ist das Product das größere, welches durch den größern Factor entsteht; 4) man kann zwar unbenannte und benannte Zahlen mit unbenannten multipliciren, nie aber benannte mit benannten. Von der Richtigkeit eines Productes überzeugt man sich am zuverlässigsten durch die ihr entgegengesetzte Rechnungsart, die Division (s. d. Art.); indem man nämlich mit dem einen Factor in das Product hineindividirt, muß der andere Factor als Quotient erhalten werden, wenn das Product das richtige war. 40.

Multiplicationskreis, s. Höhenkreis.

Mumien fr. momies; engl. mummies, wahrscheinlich aus dem ägyptischen Worte mum, Wachs, entstanden, nennt man die durch das Einbalsamiren vor Fäulniß geschützten organischen, namentlich menschlichen Körper. Diese haben gewöhnlich eine ganz dunkelbraune, oft schwärzliche, glänzende Farbe, sind hart wie Holz und geben einen aromatischen Geruch von sich. Das Gesicht ist frei, die übrigen einzelnen Glieder des Körpers sind mit ganz schmalen verschiedenfarbigen baumwollenen Binden mehrfach (nach Caillaud in Paris, welcher 1823 zwei M. zerlegte, siebenfach) überzogen, die in der Länge der Zeit durch das Eindringen der Specereien und des darauf gegoßenen Wachses eine Kruste bilden. Die Sitte, Leichname auf solche Art aufzubewahren, war bei den meisten Völkern des Alterthums im Gebrauche, besonders aber bei den Ägyptern, und da wohl alle M., welche in größern Städten Europas (in Berlin, Dresden, Leipzig) gezeigt werden, aus Ägypten stammen und dergleichen noch zuweilen in den Pyramiden, den Begräbnißstätten der Könige, vorgefunden werden, so nennt man sie ägyptische M. Der Grund, der die Ägypter zu diesem Verfahren veranlaßte, war vielleicht ein äußerer, der Mangel an Holz, wodurch sie an der Verbrennung ihrer Todten gehindert wurden; vielleicht trat auch ein religiöser ins Spiel. Man erwähnt drei Arten, nach welchen die Ägypter ihre Leichname zu balsamiren pflegten. Die theuerste und darum seltenste war folgende. Nachdem dazu bestimmte Personen mit Hülfe eines eisernen Werkzeuges das Siebbein durchbohrt und das Gehirn durch die Nase herausgezogen hatten, wurde die Hirnschale mit Specereien angefüllt. Die Eingeweide, Herz und Nieren ausgenommen, zog man gleichfalls heraus, wusch den Leib mit phönicischem Weine, goß sodann Balsam hinein und legte ihn einige Wochen in Salpeter; hierauf erfolgte ein abermaliges Abwaschen des Körpers, welcher nun mit Gummi oder Harz überstrichen und nach erfolgter Umwicklung mit Binden in den Sarg gelegt wurde. Weniger Kosten verursachte die zweite Art. Die Eingeweide blieben in dem Körper und nachdem Cedernharz in denselben eingespritzt worden war, setzte man ihn in Salpeter und umwand ihn zuletzt mit Binden. Die wohlfeilste Art war die, daß man den Leichnam, ehe man ihn beisetzte, in Salpeter legte, um ihn vor der Verwesung zu sichern. Über die Massen, welche man dazu anwendete, läßt sich aber nichts Zuverlässiges aussagen. Einige halten sie für Erdharz mit Cedernöl vermischt; Andere für ein wohlriechendes Pflanzenharz. Einige neuere Versuche, organische Körper der Verwesung zu entreißen, sind verunglückt.

Über die Anwendbarkeit anderer kann die Nachwelt erst entscheiden. — Leichname, welche ohne solche Mittel, blos in Folge einer Austrocknung oder anderer Umstände unversehrt erhalten werden, wie z. B. in einer Begräbnißkapelle in der Domkirche zu Bremen und in dem St. Bernhardskloster auf dem Bernhard, nennt man natürliche M. — Diesen ähnlich sind die sogenannten weißen oder arabischen M.; ausgetrocknete Körper von Menschen, welche in der Wüste Arabiens ihren Tod gefunden hatten und daselbst längere Zeit vom Sande überschüttet verborgen geblieben waren. Die Gewohnheit, M. in der Arznei anzuwenden, hat man längst aufgegeben. Vergl. Granville „Essai on Egyptian mummies, with observations etc. (London 1825. 4.). 35.

Mumme ist eine Biersorte, welche zuerst 1593 von **Christian Mumme** in Braunschweig gebraut wurde und allgemein unter dem Namen der braunschweiger M. bekannt ist. Sie ist sehr stark und dick, hat eine dunkelbraune Farbe, einen angenehmen süßen Geschmack und wird als einfache oder Stadtmumme und doppelte verkauft. Letztere heißt auch Schiffsmumme, weil sich die Schiffer wegen ihrer Güte lieber damit als mit jedem andern Biere verproviantiren. Bei der immer weitern Fortschreitung des Brauwesens ist der Absatz der M. nicht mehr so groß als früher. 35.

Mummelsee, am Seekopfe, einem der höchsten Punkte des Schwarzwaldes, im Amte Achern des Badischen Oberrheinkreises gelegen, hat den Umfang von ½ Stunde und ist wegen seiner hohen Lage (3070 Fuß über dem Meeresspiegel), seiner unermeßlichen Tiefe und des Sinkens und Steigens seiner Wassermassen merkwürdig. Aus dem Munde der Uferbewohner hört man noch viel Wunderbares von den Seejungfern, welche einst in dem M. ihren Sitz gehabt und ihre Voráltern mit Rath und That unterstützt haben sollen. 35.

Mund, lat. os; franz. bouche; engl. month, nennt man den Eingang, die erste Höhle des Verdauungsapparates und aller Organe der Ernährung. Er nimmt den ganzen Raum ein, welcher zwischen den Lippen und dem Schlunde liegt, in welchen er sich eben so wie in die Luftröhre fortsetzt. Man unterscheidet an ihm eine vordere und hintere Höhle. Die erstere geht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, die hintere aber nimmt den Raum von der Basis der Zunge bis zum Schlunde ein. Einige nehmen auch noch zwei Seitenhöhlen an, welche sie die Backenhöhlen nennen und welche den an der äußern Seite der Kiefern gelegenen Raum bilden; doch müssen die Backen oder die Lippen sich von den Zähnen entfernen, wenn diese Höhlen deutlich sein sollen. Die Mundhöhle enthält gewöhnlich Speichel und schleimige Flüssigkeiten. Die Mündungen, die diese Flüssigkeiten ergießen, sind in sehr großer Zahl vorhanden; die hauptsächlichsten derselben sind die des Ohrspeicheldrüsenganges, welche an der innern Fläche der Backen in der vordern Höhle in gleicher Höhe mit dem obern dritten Backenzahne liegen, so wie die der Unterkiefer- und Unterzungendrüse, die sich unter der Zunge in der hintern Höhle öffnen. Die ganze Mundhöhle ist von der Schleimmembran ausgekleidet, welche letztere überall sehr gefäßreich und mit sehr vielen Nervenfäden versehen ist. Diese Membran ist besonders auf der Zunge der Sitz des Geschmackssinnes und die im Grunde der Mundhöhle auf sie gebrachten festen Körper veranlassen Ekel und Erbrechen. Die Unterschiede, welche der M. bei den verschiedenen Menschenracen darbietet, beziehen sich vorzüglich auf die Kieferknochen, die Zähne und die Lippen. Die Theile, welche die Mundhöhle enthält, sind vorn die Zunge, hinten die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler mit den zwischen ihnen sich befindenden Mandeln, das Zäpfchen und die Mündungen der Eustachischen Röhre, wodurch der M. mit Ohr und Nase zusammenhängt. Was die Verrichtungen des Mundes anlangt, so sind die Lippen gleichsam die Ergreifungsorgane für Speisen und Getränke; die Zähne, Kiefern und ihre

Muskeln die Kauorgane; in dem Munde selbst aber, diesem Sitze des Geschmacks, werden die Nahrungsmittel mit dem Speichel getränkt und seine beweglichen Wandungen bewirken ebenfalls einen Theil der Deglutition; er ist ferner, gleich der Nase, das Durchgangsmittel für die Luft, und alle Stoffe des Erbrechens, des Auswurfs, so wie die Speichelaussonderung nehmen durch ihn ihren Weg. Auf die Bildung der Stimme hat derselbe ebenfalls großen Einfluß, indem sie beim Durchgehen durch diese verschiedenartig gestaltete Höhle in Beziehung auf die Entstehung der Selbstlauter modificirt und durch die Bewegung ihrer Wandungen hinsichtlich der Entstehung der Mitlauter articulirt wird. Die Krankheiten, welche den M. und die in ihm enthaltenen Theile befallen können, sind bekannt genug, als daß wir dabei noch länger verweilen sollten. 14.

Mundt (Theodor), bekannter Schriftsteller der neuesten Zeit, geb. am 19. Sept. 1807 zu Potsdam, erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin und machte schon in seinem 13. Jahre Versuche in Gedichten, kleinen Dramen und Erzählungen, von denen damals einige im Freimüthigen anonym erschienen sind. Im 17. Jahre bezog er die Universität zu Berlin, um Jurisprudenz zu studiren, wendete sich aber zu dem ihm mehr zusagenden Studium der Philologie, Philosophie, Literatur und Geschichte. Sein erster literarischer Versuch war: „Die Grundzüge zur Metrik der griechischen Tragiker" (Berlin 1826), wodurch er eine Unterstützung des Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, dem er sie einsendete, erhielt. Die Philosophie Hegel's machte ihn anfangs zu ihrem entschiedenen Anhänger, doch kehrte er bald zur schönen Literatur zurück. In Erlangen ward er 1830 Doctor der Philosophie und lebte dann privatisirend in Berlin als Mitarbeiter der „Preußischen Staatszeitung", so wie der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" ꝛc. und machte von da mehrere Reisen nach Dresden, Wien, Salzburg, München, Hamburg und Frankfurt. Seine Schriften sind folgende: „Das Duett" (Berlin 1831); „Madelon oder die Romantiker in Paris" (Lpz. 1832); „Der Basilisk oder Gesichterstudien" (Ebd. 1833); „Kritische Wälder, Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit" (Ebd. 1833); „Deutschlands Einheit in politischer und ideeller Entwickelung" (Ebd. 1832); „Moderne Lebenswirren" (Ebd. 1834); „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Ebd. 1835); „Literarischer Zodiacus" (Ebd. Jahrg. 1835 u. 1. Heft des Jahrg. 1836). — K. L. von Knebel's „Literarischer Nachlaß und Briefwechsel" (Ebd. 1835—1836. 3 Bde.) wurde von ihm und K. A. Varnhagen von Ense gemeinschaftlich herausgegeben. 64.

Mundharmonica, franz. guimbarde; engl. jew's harp; ital. spassapensiero, auch **Brummeisen** und **Maultrommel** genannt, ist ein bekanntes kleines aus Stahl verfertigtes Instrument, welches zwischen den Zähnen gehalten und mittelst einer von dem Finger in Bewegung gesetzten Zunge zum Klingen gebracht wird. Durch den Hauch erhält der Ton seine verschiedenen Modificationen. So unbedeutend dieses Instrument an und für sich ist, so erregt es doch einiges Interesse, wenn es von Virtuosen, wie Kunert, Amstein u. A. gehandhabt wird. Auch hat Scheibler in Krefeld mit Glück den Umfang desselben durch Zusammenstellung erweitert und dadurch artige Effecte hervorgebracht. 36.

Mungo Park, einer der merkwürdigsten Reisenden neuerer Zeit, war geboren zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland 1771, erlernte in Edinburg die Chirurgie, hielt sich hierauf (1792) ein Jahr lang in Indien auf, kehrte 1793 nach Edinburg zurück und erhielt 1795 von der afrikanischen Gesellschaft in London den Auftrag das Innere von Afrika zu bereisen. Schon am 2. Dec. desselben Jahres trat er diese Reise an, kam glücklich bis an die englische Factorei Pisania am Gambia, durchreiste nach Osten und Westen mehrere Königreiche, bis er end-

lich 1796 von Ali, König von Ludamar, dessen Land er ebenfalls passiren wollte, gefangen genommen wurde. Doch fand er Mittel und Wege zu entfliehen, stieß auf flüchtende Neger, durch die er auch das Ziel seiner Forschungen, den Niger, entdeckte, war aber theils von den Strapazen der Reise, theils durch das Fieber, das ihn überfallen hatte, so erschöpft, daß er kaum im Stande war weiter zu reisen. Er wandte sich nun westwärts, gelangte nach vielen Mühseligkeiten nach Kamalia, der Hauptstadt des Königreichs Manding, mußte aber hier wegen Krankheit 7 Monate lang im Hause eines Sklavenhändlers verweilen, bis ihn dieser im Juli 1797 mit einer großen Karawane glücklich wieder nach Pisania zurückbrachte, von wo aus er den Rückweg nach England antrat, woselbst er auch Ende 1797 wieder anlangte. Im Jahre 1805 erging von der afrikanischen Gesellschaft abermals an ihn die Aufforderung zum zweiten Male nach dem Niger zu reisen. Auch dießmal nahm er den Auftrag an und reiste in Begleitung von zwei Landsleuten, dem Chirurgen Anderson, dem Zeichner Scott, und einem Officiere mit 35 Artilleristen ab. Auch dießmal hatte M. manche Gefahren zu bestehen, kam jedoch endlich in Bammaku an. Von der ganzen Mannschaft aber, mit der er die Reise gemacht hatte, waren nur noch 11 Personen am Leben und die übrigen beinahe alle krank. Von hier fuhr er nun nach Marrabu, sandte von hier aus seine Tagebücher und Briefe nach Gambia und landete endlich bei Yaour im Königreiche Haussa, wo er sammt seinen Begleitern von den dortigen Einwohnern überfallen und getödtet wurde. Die Beschreibung der ersten Reise M.'s erschien London 1799 (deutsch übers. Hamburg 1799, Berlin 1799, Erfurt 1807), die der zweiten Reise aber nebst einer Biographie M.'s zu London 1815 (deutsch übersetzt von Büttner. Sondershausen 1821). 20.

Municipal (von municipium, eine zwar nicht unmittelbare, aber doch ihre eigene Verwaltung ausübende Stadt), ist s. v. a. bezüglich auf die innere Einrichtung des Stadtwesens, städtisch, zur Stadt gehörig, stadtmäßig. 3.

Municipalität heißt in den französischen Städten: 1) die aus der Bürgerschaft und den Zünften gewählte Stadtregierung, welche sich gegen die Präfectur wie in Deutschland der Stadtmagistrat zum fürstlichen Amte verhalt; 2) der für dieselbe bestimmte Versammlungsort, das Rathhaus, so wie Präfectur das Amthaus. Municipalstädte waren in Deutschland solche Städte, die nicht unmittelbar unter dem Kaiser und Reiche standen, sondern einem andern Reichsstande unterworfen waren. In der Schweitz sind es die, welche einem gewissen Canton zwar unterwürfig sind, aber ihre unabhängige Verwaltung haben und die Justiz und Polizei ausüben. 3.

Munition bezeichnet alle Geschützladungen und die dazu gehörigen Zündungen. Eine Geschützladung überhaupt besteht aus dem Geschütze und der Pulverladung und dieß zusammen gibt den scharfen Schuß, zum Unterschiede von demjenigen, welcher nur aus der Ladung allein besteht und blinder Schuß, auch Manoeuvrir- oder Exercirschuß genannt wird. Zündungen sind diejenigen Gegenstände, welche zur mittelbaren oder unmittelbaren Entzündung der Ladung dienen und wohin gehören: Schlagröhren, Stopinen, Mehlpulver, Lunte, Zündlichte, Zündhütchen ꝛc. 61.

Muñoz (spr. Munjos) (Don Tomas), berühmter spanischer Ingenieur, geb. 1743, trat schon sehr jung in Seedienste und zeichnete sich bald durch große Kenntnisse in der Mathematik und Physik so aus, daß man ihm die Leitung der wichtigsten Bauten für das Seewesen übergab. So dämmte er das Cadix immer mehr Gefahr drohende Meer ab, führte wichtige Verbesserungen im Schiffsbaue ein, baute die Schiffe zur Erdumsegelung des Malaspina ꝛc. Er war bis zum Generallieutenant der Marine gestiegen, als er der Regierung verdächtig aus Spanien verbannt ward, lebte hierauf in Dürftigkeit in Paris, wo er seinen ge-

schätzten „Traité sur la fortification“ erscheinen ließ, und kehrte endlich in Folge der politischen Änderungen in sein Vaterland zurück, wo er gänzlich unbeachtet den 23. Nov. 1823 zu Madrid starb. 16.

Muñoz (Juan Bautista), classischer spanischer Geschichtschreiber, geb. 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Valencia und machte sich bald durch mehrere philosophische Schriften, in denen er mit Glück gegen die aristotelische Philosophie auftrat, so bemerklich, daß er zum Kosmographen von Indien ernannt ward. Als solcher durchforschte er die vorzüglichsten Archive Spaniens und ließ 1793 zu Madrid den 1. Theil seiner „Historia del nuevo mundo“ in 4. (deutsch von K. Sprengel. Weimar 1795. 8.) erscheinen, in welchem er mit blühendem Style und großer Unparteilichkeit die gefundenen Resultate darstellt. Über der Fortsetzung überraschte ihn der Tod den 19. Juli 1799. 16.

Murad, türkische Sultane. — M. I., Sohn Orchan's, übernahm 41 Jahre alt die Regierung (1360), verlegte seine Residenz nach Adrianopel und schloß mit dem griechischen Kaiser Johannes Paläologus einen Vergleich. Hierauf unterwarf er zuerst einige rebellische Pascha's in Kleinasien, zwang den Despoten von Serbien ihm seine Tochter zur Frau zu geben, errichtete aus den besten Soldaten die Timars (Timarioten), denen er einen erblichen Landbesitz unter Bedingung der Kriegsdienste ertheilte, und organisirte das Janitscharencorps. Seine Thätigkeit war zwischen Asien und Europa getheilt; während er aber dort mehr durch Unterhandlungen wichtige Erwerbungen machte, eroberten die Janitscharen hier Albanien. Doch kam er selbst wieder nach Europa, als der Fürst von Serbien mit einer großen Armee den Türken entgegenzog. Bei Kaschau kam es zur Schlacht, in der M. zwar siegte, aber auch tödtlich verwundet ward und kurz darauf starb (1389). Ihm folgte Bajasid I. — M. II., Sohn Muhammed's I., folgte diesem 1421 und hatte gleich anfangs gegen den falschen Mustafa zu kämpfen, der in kurzer Zeit, vom byzantinischen Kaiser Manuel begünstigt, die ganzen türkischen Besitzungen in Europa sich unterworfen hatte, den er aber bald besiegte. Nun fing er an die griechischen Besitzungen zu verwüsten, wurde aber bald dadurch, daß auf Anstiften Manuel's einer von M.'s Brüdern in Asien zum Sultane ausgerufen worden war, von größeren Fortschritten abgehalten. Doch kaum war dieser besiegt und erdrosselt, als er gegen Constantinopel aufbrach. Der neue Kaiser Johann Paläologus eilte aber den Frieden zu erhalten und versprach nicht nur einen jährlichen Tribut von 300000 Ducaten, sondern verzichtete auch freiwillig auf alle von den Türken bisher gemachten Eroberungen und selbst auf das erst belagerte Thessalonich, das aber von den Venetianern unterstützt erst durch Sturm genommen werden mußte (1439). Intriguen des Serails verwickelten M. hierauf in Krieg mit Serbien, dessen Fürst die Festung Belgrad den Ungarn auslieferte. Vergebens belagerte M. diese, welche von Johann Hunyades vertheidigt wurde, und mußte nach 6 Monaten wieder abziehen (1436) und Hunyades verfolgte ihn sogar bis weit über die Donau, worauf M. im Frieden zu Szegedin alle diesseits der Donau gelegenen türkischen Eroberungen an Ungarn wieder abtrat und die Herstellung Serbiens versprach. Während er aber nun den aufrührerischen Karaman Oglu in Asien zum Gehorsame brachte, entband der Papst Eugen IV. den König Ladislaus seines Eides und schickte selbst mit den Venetianern vereint eine Flotte nach den Dardanellen, um M. den Übergang zu wehren. Doch gelangte M. glücklich auf einem andern Punkte herüber, zog dem christlichen Heere entgegen, das er unter Hunyades und dem Legaten Cesarini bei Varna traf, und besiegte es in einer mörderischen Schlacht, in welcher auch der König Ladislaus blieb, gänzlich (den 20. Nov. 1444). Unaufhaltsam hätte er vordringen können, doch legte er jetzt die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Muhammed nieder, fand sich aber durch die entstandenen Unordnungen

aufs Neue zur Übernahme derselben bewogen und stellte die Ordnung bald wieder her. Seine übrige Lebenszeit beschäftigte ihn nun die Bekämpfung des Skanderbeg (s. d. Art.), der wider M.'s Willen seinem Vater in der Herrschaft Albaniens gefolgt war und allen Angriffen der Türken glücklich widerstand. Nur Hunyades' Versuch, sich an den Türken zu rächen, wurde in der dreitägigen Schlacht bei Kaschau (1448) vernichtet, M. selbst aber wurde bald darauf krank und starb 1451. Ihm folgte Muhammed II. — M. III., ein schwacher weibischer Fürst, folgte seinem Vater Selim II. 1575, ließ sogleich seine sämmtlichen Brüder und die noch von seinem Vater schwangern Frauen des Harems ermorden, überließ sich aber während seiner ganzen Regierung nur der Wollust und seinen Launen und die Regierung gänzlich seinen Rathgebern und Alles, was er that, war, daß er diese nach Belieben ein- und absetzte und hinrichten ließ. Doch mischte er sich in die polnische Königswahl, indem er gegen Maximilian von Östreich sich erklärte und durch seinen Einfluß Stephan Bathori von Siebenbürgen gewählt ward, und kündigte Persien den Krieg an (1578); aber so unglücklich auch dieser Krieg für ihn ausfiel, indem die Perser Georgien und Theile von Armenien wegnahmen, so daß M. zuletzt zu einem eben nicht vortheilhaften Frieden sich genöthigt sah, und obgleich der aufrührerische Pascha von Karamanien große Fortschritte machte, so war M. doch so übermüthig, dem Kaiser Rudolph II. wegen Verweigerung der geforderten Geschenke den Krieg anzukündigen (1593). Zwar zeigte sich das Glück den Türken günstig, indem der Erzherzog Matthias bei Gran gänzlich geschlagen und die Festung Raab durch Verrätherei genommen ward; doch trat nun Bathori zu dem Kaiser über und M. starb kurz darauf, von seinem Volke wegen seines Eigensinnes und Geizes gehaßt und nach einer mit den vielfachsten Empörungen der Janitscharen bezeichneten Regierung (1595). Ihm folgte Muhammed II. — M. IV. folgte seinem abgesetzten Vater, Mustafa I., 1623 erst 15 Jahre alt und zeichnete sich vor seinen Vorgängern durch Energie, Tapferkeit und Großmuth vortheilhaft aus, wie er selbst in körperlicher Kraft und Gewandtheit seines Gleichen suchte. Auch er hatte mit häufigen Empörungen der Janitscharen und einzelner Pascha's zu kämpfen, die er meist mit Kraft unterdrückte, befestigte das Bündniß mit dem Chan der Krim, nachdem dessen Flotte kurz vorher Constantinopel bedroht hatte, besetzte Kaffa, nahm nach einigen wechselvollen Feldzügen gegen Persien Eriwan und Bagdad weg und unterwarf die empörten Druſen auf dem Libanon; doch wurden seine Truppen in Ungarn von Ragoczy mehrere Male geschlagen, bis dieser sich freiwillig unterwarf. M. starb 32 Jahre alt den 1. März 1640. Ihm folgte Ibrahim. 37.

Murad Beg, berühmter Mamlukenfürst in Ägypten, ward um 1750 in Tscherkassien geboren, kam als Sklave nach Ägypten und zeichnete sich bald so aus, daß er einer der 24 Mamlukenbegs ward, und theilte sich nach dem Tode des Beglerbeg Muhammed (1776) mit dem Beg Ibrahim in das ganze Land. Beide mußten aber lange gegen verschiedene Aufrührer kämpfen, die sie jedoch besiegten, bis sie endlich Beide dem von Constantinopel gesandten Kapudan Pascha, Gasi Hassan, weichen mußten, der sie entsetzte (1786), aber nicht hindern konnte, daß sie nach seinem Abzuge ganz Niederägypten wieder behaupteten. Sie schickten nun (1791) Gesandte an die Pforte, um den Frieden mit ihr zu unterhandeln; da diese aber in Constantinopel nicht so aufgenommen wurden, wie sie es wünschten, sagten sie sich gänzlich von derselben los, befleckten sich aber durch Grausamkeiten und Habsucht, so daß häufige Aufstände entstanden und die fremden Consuln den heftigsten Erpressungen ausgesetzt waren. Diese zu rächen war auch nun der hauptsächlichste Vorwand, den Buonaparte für seine Expedition nach Ägypten aussprach. Kaum waren aber die Franzosen gelandet, als M. Beg alle Mamluken zu den Waffen rief. Doch in allen Schlachten geschlagen (s. ägyptische Ex-

pedition), mußte er nach Oberägypten flüchten, während Ibrahim nach Syrien ging, verstärkte sich durch Araber und Nubier, schlug auch Dessair den 22. Jan. 1799 bei Samanaut, nahm den 20. April Assuan und drang selbst nach Niederägypten vor, mußte sich aber nach Napoleon's Rückkehr aus Syrien wieder zurückziehen, beunruhigte jedoch die Franzosen beständig, bis er endlich nach dem Tractat von El-Arisch aus Haß gegen die Türken mit Kleber Frieden machte, der ihn zum Statthalter Oberägyptens ernannte. Seit dieser Zeit blieb er den Franzosen ergeben, selbst nachdem Kleber's Nachfolger, Menou, die Erneuerung des Bündnisses verschmäht hatte; starb aber schon den 22. April 1801 und 10 Jahre später machte Muhammed Ali der Herrschaft der Mamluken in Ägypten auf immer ein Ende. 37.

Muräne oder **Lamprete**, lat. muraena; franz. murène; engl. lamprey, ein Meerfisch, wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit dem Aale auch der Meeraal genannt, hat auf dem Rücken häutige Flossen, einen kleinen Kopf, aber große Maulöffnung und ist noch daran zu erkennen, daß ihm die Brust- und Bauchflossen fehlen. Er wird besonders im mittelländischen Meere und an den Küsten Amerikas gefangen, war schon bei den alten Römern wegen seines wohlschmeckenden Fleisches beliebt, soll eine Schwere von 40—50 Pfund erreichen und mehrere Tage auf dem trockenen Lande leben können. Bei Mangel an Nahrung beißen die Muränen einander die Schwänze ab. 35.

Murat (spr. Müra) (Joachim), der Sohn eines Gastwirths, ward geboren am 25. März 1767 (nach Andern 1771) im Departement des Lot, zu Bastide-Frontonnière, bei Cahors, erhielt eine leidliche Erziehung, studirte in Toulouse und ward zum geistlichen Stande bestimmt, kehrte aber bei wenig Neigung zum Wissenschaften sehr bald zu seinem Vater zurück, diente hierauf beim Militair als Chasseur, beging viele Unbesonnenheiten, desertirte, ward später bei der constitutionellen Garde Ludwig's XVI. angestellt und kam, als dieses Corps aufgelöst wurde, als Unterlieutenant in das eilfte Chasseurregiment. Von nun an sah er sich, ein eifriger Anhänger der Revolution, schnell von Stufe zu Stufe befördert und nahm, als der berüchtigte Marat gemordet worden war, einige Zeit dessen Namen an. Bald ward er Oberstlieutenant, aber nach dem 9. Thermidor als Terrorist außer Thätigkeit gesetzt, worauf er in den dürftigsten Umständen zu Paris lebte. In dieser Zeit lernte er den General Buonaparte kennen, den er am 5. Oct. 1795 (13. Vendemiaire) bei Sprengung der Sectionen von Paris beistand, worauf er zur Armee der Westpyrenäen geschickt ward, ging 1796 mit Buonaparte nach Italien und zeichnete sich in dem Gefechte von Mondovi aus. Als Oberst nahm ihn Buonaparte, der ihn sehr begünstigte, unter die Zahl seiner Adjutanten auf. Später sandte ihn dieser mit 21 in Italien eroberten Fahnen nach Paris, von wo M. als Brigadegeneral zur Armee zurückkehrte und sich in den Gefechten von Rovoredo, Bassano und St. George aufs Neue durch Tapferkeit rühmlichst auszeichnete. Nachdem sich seiner Buonaparte als Abgesandten an den Hof zu Turin, an die Republik Genua u. a. bedient hatte, kehrte er zu neuen Siegen in den Schlachten von Rivoli und la Favorita, so wie beim Übergange über den Tagliamento zurück. Bei der Unternehmung gegen Livorno befehligte er die Avantgarde des Generals Vaubois und that an der Spitze seiner Cavallerie Wunder der Tapferkeit beim Übergange über den Mincio, hauptsächlich auch beim Angriffe auf das verschanzte Lager von Mantua, und verfolgte Wurmser. Eben so sehr that er sich in dem Feldzuge von 1797 hervor. Zu Anfange des Jahres 1798 vereinigte er das Veltlin mit der neugeschaffenen cisalpinischen Republik und begleitete hierauf den Obergeneral Buonaparte zum Congresse nach Rastadt, von wo er mit Berthier nach Rom geschickt ward und dort, nicht ohne Blutvergießen, die Ruhe wieder herstellte. Von Ehrgeiz getrieben

und jede Gelegenheit benutzend sich auszuzeichnen nahm er an der Expedition nach Ägypten Theil, errang hier neue Lorbeern bei der Verfolgung der Mamluken in Syrien und beim Sturme auf Saint-Jean d'Acre, entsetzte Laffel am Jordan und wirkte kräftig mit zum Gewinne der Schlacht am Berge Tabor. Bei den Pyramiden zerstreute er die Araberschwärme, die sich mit Murad-Beg zu vereinigen beabsichtigten. Als bei Abukir 15000 Türken unter Mustafa-Pascha gelandet waren, hieb er diese an der Spitze seiner Cavallerie und mit 4 Regimentern Infanterie bei Rahmanieh theils nieder, theils sprengte er sie ins Meer. Als Divisionsgeneral nach Frankreich zurückgekehrt unterstütze er aufs Kräftigste Buonaparte beim Sturze des Directorium (18. Brumaire des Jahres VIII, 9. Nov. 1799), indem er mit Leclerc und 60 Grenadieren den Rath der 500 verjagte. 1800 vermählte ihn der erste Consul mit seiner jünsten Schwester Karoline Marie Annonciade und ertheilte ihm den Befehl über die Consulargarde. — In dem Feldzuge von 1800 in Italien commandirte er die Avantgarde der sogenannten Reservearmee, drang mit seinem Corps in Vercelli ein, ging über die Sesia, bezog am rechten Ufer des Tessino eine Position und erzwang den Übergang über diesen Fluß, zog darauf in Mailand ein und berannte die Citadelle, ging dann über den Po, besetzte Piacenza und trug nicht wenig zur Gewinnung der folgenreichen Schlacht von Marengo (14. Juni) bei. Für seine ausgezeichneten Dienste übersandte ihm die französische Regierung einen Ehrensäbel. Im Jahre 1801 commandirte M. die Observationsarmee in Italien, welche sich gegen Ancona in Bewegung setzte, vertrieb die Neapolitaner aus dem Kirchenstaate und schloß nebst Damas Micheroux mit Neapel den Frieden zu Florenz. Unter der Benennung General übte er hierauf die Obergewalt in der cisalpinischen Republik aus und setzte in Folge der gehaltenen Staatsconsulta zu Lyon (26. Jan. 1802) die Gewalten in Mailand ein. 1803 ward er Präsident im Departement Lot, im folgenden Jahre Obergeneral und Gouverneur von Paris und wirkte sehr zu Napoleon's Erhebung auf den Kaiserthron, worauf er im Februar 1805 die Prinzenwürde erhielt, zum Reichsgroßadmiral von Frankreich und Gouverneur von Paris ernannt und mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geschmückt ward. Fast zu gleicher Zeit erhielt er mehrere ausländische Orden. Im Feldzuge 1805 gegen Östreich commandirte er die Cavallerie der Armee, ging bei Kehl über den Rhein (25. Sept.), den Schwarzwald und nahm bei Wertingen den östreichischen General Auffenberg mit einem Grenadiercorps von 12000 M. gefangen (8. Oct.), schlug die östreichische Reiterei bei Ulm und drang siegend über St. Pölten (9. Nov.) bis nach Wien vor, welches er als der erste von Napoleon's Generalen am 13. Nov. besetzte. Unter dem Vorwande, daß bereits der Friede unterhandelt würde, verhinderte M. die dem Fürsten von Auersberg aufgetragene Zerstörung der Donaubrücke bei Wien, ging (13. Nov.) daselbst mit Lannes auf das linke Ufer des Stromes, nahm den Fürsten Auersberg mit seinen Truppen gefangen und zog in Verbindung mit Bernadotte und Mortier den Russen nach und besetzte Brünn. In der mörderischen Schlacht bei Austerlitz (2. Dec.) commandirte er die Reiterei. Der Prinz M. erhielt nach diesem Kriege das Herzogthum Berg mit Cleve und am 30. März 1806 ward er zum Großherzoge von Cleve und Berg erklärt, in dessen Familie aber zugleich die Würde eines Großadmirals von Frankreich erblich bleiben sollte. Als Landesherr erwarb er sich die Liebe seiner Unterthanen durch Mäßigung und Milde. In dem Feldzuge gegen Preußen (1806) befehligte er die Reservecavallerie, stand bereits, indem Napoleon den linken Flügel der Preußen umging, am 12. Oct. zwischen Zeitz und Leipzig und zeichnete sich mit gewohnter Tapferkeit in der Schlacht von Jena aus, verfolgte den General Blücher, nahm Stettin (29. Oct.), zwang den Fürsten von Hohenlohe bei Prenzlow zu capituliren (28. Oct.) und

sein Vortrab unter General Milhaud zwang einen preußischen Heerestheil bei Pasewalk sich zu ergeben (29. Oct.). Er schlug die Russen auf ihrem Anzuge bei Lowicz (26. Nov.) und besetzte am 28. Warschau, überschritt mit dem Generale Gardanne die Sonna (25. Dec.) und brachte bei Preußisch-Eylau durch einen kühnen Reiterangriff die mörderische Schlacht zum Stehen (8. Febr. 1807). Nachdem er 20000 Russen aus der Stellung von Glottau vertrieben hatte (9. Juni), drang er mit Soult und Davoust gegen Königsberg vor und begleitete seinen Kaiser nach Tilsit. Der daselbst abgeschlossene Friede machte seinen Waffenthaten für jetzt ein Ende. Im Jahre 1808 rückte er an der Spitze einer Armee unter dem Vorgeben, die Anhänglichkeit Portugals an England zu ahnden, in der That aber, um nur festen Fuß für Napoleon's Dynastie in Spanien zu fassen, am 25. März in dessen Hauptstadt ein, wo er die Intriguen leitete, welche den spanischen Herrschern eine Krone kostete. Mit Kraft, ja mit Grausamkeit dämpfte er den Aufstand in Madrid am 2. Mai und benahm sich in Spanien überhaupt weder klug noch gemäßigt, indem er darüber aufgebracht zu sein schien, daß nicht er, vielmehr Joseph, der Bruder Napoleon's, auf den spanischen Thron bestimmt war. Am 15. Juli 1808 erhob indeß der Kaiser M. zum Könige von Neapel, dagegen trat er am 7. Aug. das Großherzogthum Berg an Napoleon ab. Zwar trat die von Joseph dem Reiche gegebene Verfassung durch ihn nicht ins Leben; allein er traf viele andere zweckmäßige Einrichtungen. Sowohl dieß, als seine Tapferkeit, Lebhaftigkeit, Offenheit, der Glanz, den er dem Hofe gab, machten ihn bei den Neapolitanern mehr als seine Vorgänger beliebt. Freilich hing er in allen höhern Angelegenheiten von dem Willen seines Schwagers ab, mit welchem er darüber mehrmals in Spannung gerieth. Die Jüngern aus den großen Familien Neapels kettete M. durch Ertheilung von besoldeten Ämtern im Civil-, Militair- und Hofdienste an sich; selbst viele der Majoratsherren, welche mit der bourbonischen Dynastie nach Sicilien gegangen waren, kehrten zurück, huldigten dem neuen Regenten und erhielten von ihm die Aufhebung des Beschlags auf ihre Güter. Ihm war aber sehr bald die von den Engländern unter Hudson Lowe vertheidigte Insel Capri ein Dorn im Auge. Er griff sie daher unvermuthet an und bemächtigte sich ihrer; die Angriffe auf Sicilien in den Jahren 1810 und 1811 aber mißglückten gänzlich. Die Mißverhältnisse zwischen ihm und Napoleon wurden jedoch beim Ausbruche des Krieges gegen Rußland (1812) wieder hergestellt und M. erschien mit 10000 Neapolitanern auf dem Kampfplatze, wo er abermals die Reservecavallerie commandirte. Er warf am 26. Juli den General Ostermann bei Ostrowno, sammelte neue Lorbeern bei Smolensk (17. Aug.) und Mosaisk und befehligte dann die Vorposten, die Moskau besetzten. Auf dem Rückzuge commandirte er die sogenannte heilige Schwadron; als aber Napoleon sich zu Smargony (5. Dec.) von der Armee entfernte, übertrug ihm dieser den Oberbefehl über dieselbe (s. d. Art. Buonaparte), den er aber schon am 17. Jan. 1813, wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers, dem Vicekönige von Italien übergab. Erbittert darüber eilte er nach Neapel und knüpfte mit dem wiener Hofe geheime Unterhandlungen an. Die von Napoleon bei Lützen und Budissin wieder erlangten Vortheile bewogen ihn jedoch, sich nochmals zur französischen Armee zu begeben und er commandirte (26. Aug.) in der Schlacht bei Dresden den rechten Flügel desselben, deckte den Rückzug und suchte, während Napoleon nach Leipzig abging, den Lauf der Verbündeten, wiewohl vergeblich, aufzuhalten. Nach der Schlacht von Leipzig, wo er sich am 16. Oct. noch als den umsichtigsten Cavalleriegeneral zeigte, ging er unter dem Vorwande, neue Truppen auszuheben, abermals nach Neapel zurück. Als er aber die Nachricht von dem Übergange der Verbündeten über den Rhein erhalten hatte, schloß er, die Maske abwerfend, mit Östreich einen Vertrag

(11. Jan. 1814), wodurch er den Alliirten 30000 M. zu stellen versprach. Östreich und England (mit diesen hatte er Waffenstillstand geschlossen) sicherten ihm den Besitz von Neapel so wie die Acquisitionen von Ancona und der Marken des Kirchenstaates zu. Er nahm Reggio mit bewaffneter Gewalt (6. Febr.), zeigte sich bald vor Piacenza und zwang den Prinzen Eugen sich hinter den Mincio zurückzuziehen. Das zweideutige Benehmen der Engländer und heftige Vorwürfe Napoleon's machten ihn zwar aufs Neue schwanken; als jedoch der Sturz Napoleon's (11. April) erfolgte, schloß er sich aufs Neue und mit mehr Ernst an Östreich und England an und sein Gesandter auf dem wiener Congresse, der Marchese von Gallo, unterzeichnete trotz der vielen Schwierigkeiten der Gegner und legitimen Fürsten einen Allianztractat mit Östreich und England. Mit diesen erlangten Vortheilen jedoch nicht zufrieden unternahm er, sich stützend auf die Hülfe des von Elba nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon, so wie der Carbonari, ganz Italien unter seine Gewalt zu bringen, durchzog den Kirchenstaat, begann am 30. März 1815 ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten gegen Östreich, proclamirte von Rimini aus die Unabhängigkeit von ganz Italien, besetzte Modena, Bologna und Florenz und rückte bis an den Po vor. Die östreichischen Truppen zogen sich langsam zurück. Der wiener Congreß sicherte ihm zwar nochmals (unterm 31. März) den ungestörten Besitz seiner Staaten zu, aber von dem Gelingen seiner Unternehmungen geblendet verwarf er immer weiter vordringend alle Anerbietungen. Da ergriffen die Östreicher die Offensive und während England alle Unterhandlungen plötzlich abbrach, ward M. immer mehr gegen die Seeküste zurückgedrückt und bei Tolentino von dem östreichischen General Bianchi geschlagen (2. Mai), und als Macerata verloren ging (3. Mai), war M.'s Niederlage entschieden. In Neapel angekommen schiffte er sich am folgenden Tage nach Frankreich ein und landete bei Comines, wo er die Occupation von Neapel im Namen Ferdinand's VII. erfuhr. Da ihm jedoch Napoleon verbot in Paris zu erscheinen, zog er sich nach dem Landhause Plaisance in der Gegend von Toulon zurück. Nach der Schlacht von Belle-Alliance hielt er sich aber auch hier nicht mehr für sicher und irrte nun bis zum 22. Aug. gleich einem Geächteten unter Entbehrungen jeder Art an den Meeresküsten umher, von wo ihn das Packetboot la Balancelle nach Bastia brachte. Hier ließ er nicht undeutlich merken, daß er sich zum Könige von Corsika krönen lassen wolle, und es gelang ihm ein kleines Corps von Corsen und geflüchteten Franzosen um sich zu sammeln und einen förmlichen Hofstaat zu bilden. Leicht hätte er sich Corsikas bemächtigen können, aber seine ganze Aufmerksamkeit war auf Neapel gerichtet und er schlug daher das Anerbieten aus, als Graf Lipano in den östreichischen Erbstaaten leben zu dürfen. Begleitet von 400 Mann begab er sich nach Ajaccio, wo er sich am 28. Sept. auf 7 Fahrzeugen mit den Gefährten seines Abenteuers einschiffte, um in Salerno zu landen und sich vor den Thoren von Neapel zu zeigen. Aber ein Sturm zerstreute die Fahrzeuge und der Capitain des Schiffes setzte ihn (8. Oct.) zu Pizzo in der Bucht von Santa Eufemia in Calabrien ans Land. Daselbst erkannt ward er unter mancherlei Mißhandlungen gefangengenommen und in das Schloß von Pizzo gebracht. Eine Militaircommission sprach sein Todesurtheil aus, welches am 13. Oct. 1815 vollzogen ward. Muthig trat M. den zwölf Soldaten entgegen, welche bestimmt waren ihn zu erschießen. Kaltblütig sah er die Waffen laden, dann sprach er: „Schont das Gesicht, zielt nach dem Herzen!" und von den Kugeln durchbohrt stürzte er nieder. Sein Leichnam wurde in der Kirche von Pizzo begraben, die ihre Vollendung seiner ehemaligen Freigebigkeit verdankte. 25.

Muratōri (Lodovico Antonio), geb. zu Vignole im Modenesischen am 21. Oct. 1672, studirte bei den Jesuiten zu Modena, trat in den geistlichen

Stand und erhielt 22 Jahre alt den Ruf nach Mailand als Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek, wo er das Studium der Alten eifrig fortsetzte und sich zugleich mit den vorzüglichsten Schriftstellern der neuern Zeit bekannt machte. Im Jahre 1700 wurde er Bibliothekar und Archivar des Herzogs von Modena, versah von 1716 bis 1733 eine Pfarrei, bis ihn seine gelehrten Arbeiten und sein körperliches Befinden daran verhinderten. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Thätigkeit und Gelehrsamkeit zogen ihm viele Feinde zu, aber der Papst Benedict XIV. verwarf die Beschuldigungen der Ketzerei und des Atheismus und nahm ihn in seinen besondern Schutz. Hier erblindete M. ganz und starb am 23. Jan. 1750 zu Modena. — M. war eben so bewandert in der Jurisprudenz und Philosophie wie in der Theologie, Poesie, Alterthumskunde und neuern Geschichte, und sein Fleiß so unermüdet, daß seine Schriften 93 Bände in verschiedenem Formate ausmachen. Als die vorzüglichsten erwähnen wir nur: „Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus“ (Mail. 1697—98. Voll. I. et II. und Padua 1713. Voll. III. et IV. 4.); „Anecdota graeca“ (Padua 1709. 4.); „Corpus Mediolanense seu rerum italic. scriptores ab a. 500—1500“ (Mail. 1725—51. 25 Voll. Fol.); „Antiquitates italicae medii aevi post declinationem rom. imperii ad a. 1500“ (Mail. 1738—42. 6 Voll. Fol.); „Annali d'Italia dal principio dell'era volgare fino al anno 1749“ (Mail. 1744—49. 12 Voll. 4.); „Della perfetta poesia ital. spiegata e dimostrata“ (Vened. 1748. 2 Voll. 4. N. E. Mail. 1821. 3 Voll.); „Novus thesaurus veterum inscriptionum“ (Mail. 1739—42. 4 Voll. Fol.); „Della antichità Estensi ed Italiane, P. II.“ (Modena 1717—40. Fol.); „Liturgia romana vetus“ (Vened. 1748. Tom. II. Fol.). Sein Leben, das in „Fabroni vitae Italor. Vol. X. pag. 89—391“ beschrieben wird, hat auch 1756 Lami geschildert (in M.'s Werken, venediger Ausg. 1790). 64.

Murcia, s. Spanien.

Muret (Marc Antoine), lat. **Marcus Antonius Muretus**, einer der vortrefflichsten Humanisten des XVI. Jahrh., war geboren in Muret bei Limoges 1526, erhielt seine erste Bildung zu Limoges und lernte die lateinische so wie die griechische Sprache ohne Lehrer. Durch rastlosen Fleiß und mit seinem ausgezeichneten Talente brachte er es so weit, daß er schon als 18jähriger Jüngling die alten Schriftsteller im Collegium zu Auch erklärte. 1547 begab er sich nach Bordeaux, Poitiers, Paris und endlich nach Toulouse, an welchen Orten er überall mit dem größten Beifalle lehrte und seinen Ruhm begründete. Auch studirte er zu Toulouse neben den schönen Wissenschaften noch die Jurisprudenz. Indeß hatte er sich durch seine Heftigkeit viele Feinde gemacht und wurde außerdem noch der Päderastie beschuldigt, weßwegen er Frankreich verließ und sich 1554 nach Italien wendete, woselbst er abwechselnd zu Venedig und Padua lebte, überall aber als einer der gründlichsten Gelehrten seiner Zeit hochgeschätzt wurde. Hierauf ward er 1563 nach Rom berufen, wo er Vorlesungen über die alten Classiker, über Philosophie und über die Pandecten hielt, bis er endlich 1576 seine Lehrstelle niederlegte und nun zum Priester ordinirt als Geistlicher lebte, als welcher er auch 1585 starb. Was M. in der Wissenschaft geleistet habe, hat schon der große Joh. Scaliger mit den wenigen Worten: „Pauci sunt in mundo Mureti“ trefflich bewiesen, und in der That verdient er nicht nur wegen seines vorzüglichen Styls, sondern auch wegen seines Scharfsinnes, seiner gesunden Kritik und seines Geschmacks die größte Bewunderung. Wir besitzen von ihm noch jetzt geschätzte Anmerkungen zu einer großen Anzahl griechischer und römischer Classiker. Den größten Ruhm aber erwarben ihm seine „Variae lectiones“ (neu herausgegeben von P. A. Wolf, Halle 1791) und seine Reden, von denen eine neue Ausgabe Aug. Matthiä (Altenburg 1821) besorgte. Seine sämmtlichen Werke

erſchienen (unvollſtändig) Verona 1727—30. 5 Bde., vollſtändiger durch Ruhnkenius zu Leyden 1789. 6 Bde. 4. Auch exiſtirt noch eine Ausgabe der ſämmtlichen Werke des M. von J. E. Kapp (Hanover 1784), die jedoch im Buchhandel nicht mehr zu bekommen iſt. 20.

Murhard (Friedrich Wilhelm Auguſt), bekannter Schriftſteller, ward am 7. Dec. 1779 zu Caſſel geboren, erlernte auf dem Lyceum daſelbſt außer den claſſiſchen Sprachen auch die hebräiſche, ſyriſche, arabiſche und perſiſche, ſo wie Mathematik, ſtudirte darauf in Göttingen und reiſte nach vollendeten Univerſitätsſtudien 1799 über Regensburg und Wien durch Ungarn, Siebenbürgen und die Wallachei über Varna nach Conſtantinopel, ging von da nach Kleinaſien und den griechiſchen Inſeln und kehrte über Trieſt und Wien nach Caſſel zurück. Später durchreiſte er das ſüdliche Deutſchland, Frankreich, einen Theil Italiens, die Schweitz, Belgien und Holland, übernahm nach Errichtung des Königreiches Weſtphalen die Redaction des „Weſtphäliſchen Moniteurs", ward darauf Bibliothekar am Muſeum zu Caſſel und Präfecturrath des Fuldadepartements und lebte nach Auflöſung des Königreiches in Frankfurt am Main, gab hier 1821 die von Poſſelt 1795 angefangenen „Europäiſchen Annalen" unter dem Titel: „Allgemeine politiſche Annalen" heraus, wurde aber im Februar 1824 auf einer Reiſe in Hanau von der churheſſiſchen Regierung verhaftet, weil man in der Sache wegen des Attentats gegen den Churfürſten und in Betreff der Drohbriefe Verdacht gegen ihn hegte, anfangs in Hanau, dann auf dem ſogenannten Caſtell in Caſſel in enger Haft gehalten und erſt nach faſt 7monatlicher Haft, nachdem der Urheber ſeiner Verhaftung, der churheſſiſche Oberpolizeidirector von Manger, ſelbſt in Unterſuchung gekommen war, wieder freigelaſſen. Nachdem er noch einige Zeit lang unter polizeilicher Aufſicht geſtanden hatte, ging er nach München, lebte abwechſelnd hier und in Frankfurt a. M. und hält ſich jetzt an letzterm Orte als Privatmann auf. — Außer dem „Gemälde von Conſtantinopel" (Penig 1805. 3 Bde. Neue Aufl. Leipz. 1824) und dem „Gemälde des griechiſchen Archipelagus" (Berlin 1807. 2 Bde.) nennen wir noch von ſeinen Schriften „Literatur der mathematiſchen Wiſſenſchaften" (Leipz. 1797—1805. 5 Bde.); „Geſchichte der Phyſik" (Götting. 1798. 1799. 2 Hefte); „Syſtem der Elemente der allgemeinen Größenlehre" (Lemgo 1798) und „Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Churfürſtenthums Heſſen" (Caſſel 1834—35). — Johann Karl Adam M., des Vorigen Bruder, ward am 25. Febr. 1781 zu Caſſel geboren, ſtudirte Jurisprudenz in Göttingen und Marburg, wurde hier Doctor und erhielt nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt eine Anſtellung bei der Oberrentkammer daſelbſt, wurde unter der weſtphäliſchen Regierung Mitglied der Commiſſion zur Unterſuchung der ſämmtlichen Archive zu Caſſel, 1809 Auditeur in dem Staatsrathe und zuletzt Hauptliquidator der öffentlichen Schuld der Departements der Fulda, der Werra und des Harzes, trat nach der Wiederherſtellung der churfürſtlichen Regierung in ſeinen frühern Poſten als Archivar ein, zog ſich ſpäter ganz aus dem churheſſiſchen Staatsdienſte zurück und folgte ſeinem Bruder nach Frankfurt a. M. Hier lebte er ebenfalls nur den Wiſſenſchaften und wurde zwar im Februar 1824 verhaftet, aber nach kurzer Zeit wieder freigelaſſen. Von ſeinen Schriften fanden ſeine „Ideen über wichtige Gegenſtände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und der Staatswirthſchaft" (1809); „Über Geld und Münze überhaupt" (1810); „Theorie des Geldes und der Münze" (Leipz. 1817); „Theorie und Politik der Beſteuerung" (1834) allgemeine Anerkennung, obgleich beider Brüder Glaubwürdigkeit und ihre Fähigkeit Bücher zu ſchreiben vor Jahren ſchon und neuerdings bezweifelt worden iſt. Seine Überſetzung von Hauy's „Darſtellung der Elektricität und des Magnetismus" (Altenb. 1801) iſt nicht ohne Verdienſt. 64.

Muriatisch, s. Salzsäure.

Murillos (Bartolomeo Esteban), der ausgezeichnetste Maler der spanischen Schule und als Colorist unübertrefflich, wurde 1618 in Sevilla geboren. Nachdem er von seinem Verwandten Juan del Castillo den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten und ziemliche Fortschritte im Malen gemacht hatte, suchte er sich selbst fortzubilden. Hierbei folgte er ganz dem florentiner Style, welcher damals in Spanien fast allgemein herrschend war. Eben traf die Nachricht von Vandyk's Tode ein, als er sich zu spät entschlossen hatte, nach London zu reisen und unter dessen Leitung sein Colorit auszubilden. 1643 ging er nach Madrid, trat hier in ein enges Freundschaftsverhältniß mit Velasquez und erhielt durch dessen Vermittelung die Erlaubniß die Meisterwerke Tizian's, Rubens', Vandyk's u. A. zu copiren. Nach einem 2jährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Sevilla zurück, gründete ungeachtet der vielen Hindernisse, die man ihm entgegensetzte, 1660 eine Akademie und verschaffte dadurch, wie durch seine eigenen Gemälde der Malerei in Spanien vielen Eingang. Zu den durch eine geistreiche Composition, frisches Colorit und richtige Perspective vortrefflichsten gehören die für die Kirche des Hospitals San-Jorge de la Caridad, für die Kirche de los Venerables und mehrere Klöster bestimmten. Dahin sind auch die 46 Gemälde zu rechnen, welche in der königlichen Galerie zu Madrid gezeigt werden, so wie die Madonna mit dem Kinde, welche sich in der Galerie zu Dresden befindet. Noch arbeitete er an einem großen Altargemälde, die Verlobung der heiligen Katharina vorstellend, als er 1682 zu Sevilla starb. 77.

Murky hieß ein sonst gebräuchliches kleines Clavierstück muntern Charakters, in welchem die Bässe ausschließlich aus gebrochenen Octaven bestanden. Als Erfinder der M. gilt der preußische Kammermusikus Sydow. 29.

Murmelthier, lat. mus montanus, m. alpinus, marmota alpina; fr. marmotte, loir; engl. marmotto, ein zu dem Mäusegeschlechte gehöriges Thier, erreicht die Länge eines Fußes und darüber, hat einen dicken Kopf mit stumpfer Schnauze und schwarzen Bartborsten, einen verhältnißmäßig starken Körper, einen geradeausstehenden mit langen Haaren besetzten Schwanz von 6—7 Zoll, kurze Füße mit kahlen Sohlen und einen schwarzgrauen Pelz, der an manchen Stellen ins Weißliche übergeht. Sein Vaterland sind die Alpen Europas, namentlich der Schweitz und Savoyens, und die Bergspitzen Asiens; Kräuter und Wurzeln seine Nahrung. Gewöhnlich wird es 9—12 Jahre alt. Merkwürdig ist, daß stets mehrere Murmelthiere beisammenleben und einige Erdhöhlen in verschiedenen Richtungen, die ihnen als Schlupfwinkel dienen, an dem Orte ihres Aufenthaltes sichtbar sind. In einer von diesen, welche nach der Stärke der Gesellschaft 3—7 Fuß im Durchmesser mißt, verfallen sie nach sorgfältiger Verwahrung des 3—4 Fuß langen Einganges gemeinschaftlich in den Winterschlaf. 35.

Murner (Thomas), ein deutscher Satyriker, wurde im Jahre 1475 zu Straßburg geboren, trat, nachdem er Theologie studirt hatte, in den Orden der Franciskaner und wurde Lehrer an der Universität Freiburg im Breisgau. Im Jahre 1506 krönte ihn der Kaiser Maximilian I. in Worms als Dichter, drei Jahre später wurde er Doctor der Theologie in Krakau und hielt hierauf erst in Trier, dann in Straßburg juristische Vorlesungen. Obgleich er in seinen Satyren gegen die Sittenlosigkeit der damaligen Geistlichen und gegen den Verfall der kirchlichen Einrichtungen sich oft bitter äußerte und sich dadurch vielen Verfolgungen aussetzte, so war er doch ein eifriger Katholik und trat in seinen Schriften als ein heftiger Gegner Luther's auf. Nach einer Einladung des Königs Heinrich's VIII. begab er sich nach England und hielt sich einige Zeit daselbst auf. An der zu Baden gehaltenen Disputation über Katholicismus und Protestantis-

mus nahm er lebhaften Antheil. Als er aus seiner Vaterstadt verwiesen worden war, begab er sich im Jahre 1526 nach der Schweitz, zeigte sich auch hier als Feind des Protestantismus, wurde aber dennoch im folgenden Jahre auch aus den katholischen Cantonen verbannt und starb um das Jahr 1531 oder 1536. M. war ein Mann von Gelehrsamkeit und Erfahrung, sein gutgemeinter Eifer riß ihn aber oft zu ungestümer Hitze und persönlichen Beleidigungen hin. Die Sprache seiner Satyren, welche in schwäbisch-elsaßischer Mundart, aber oft zu weitschweifig vorgetragen sind, verbindet Kraft mit Neuheit. Die berühmteste derselben ist die „Narrenbeschwörung", welche zuerst zu Straßburg im Jahre 1512 herauskam und worin er die Thorheiten und Sitten seiner Zeit in kräftigen Zügen schildert. In der „Schelmenzunft" (1512 und zuletzt mit Anmerkungen und Glossen, Halle 1788) enthüllt er die Betrüger und spottet der weibischen Männer in der zu Basel im Jahre 1519 herausgegebenen Satyre: „Geuchmat". Wenn er auch mit Unrecht für den Verfasser des „Tyll Eulenspiegel" gehalten wird, so gebührt ihm doch der Ruhm, die erste hochdeutsche Übersetzung davon besorgt zu haben. Eine bittere Satyre gegen M. mit Bezug auf seine Lebensverhältnisse ist die ohne Angabe des Jahres und Druckortes erschienene angeblich von Hutten verfaßte Schrift: „Murnatus Leviathan, vulgo dictus Geldnarr oder Gänseprediger". Vergl. Waldau, „Von Murner's Leben und Schriften" (Nürnb. 1775) und Strobel, „Beiträge zur deutschen Literatur und Literaturgeschichte" (Leipz. 1827). 81.

Murphy (Arthur), englischer Dramatiker, ward den 27. Dec. 1727 zu Clooniquin in Irland geboren, zu St. Omer in Frankreich erzogen und wollte anfangs die Handlung erlernen, ließ sich aber von Foote zum Theater bereden und ward, da er nicht gefiel, Advocat. Doch hielt ihn Neigung mehr an der schönen Literatur fest; er gab mehrere periodische Schriften nach einander heraus, übersetzte mehrere fremde Werke ins Englische, schrieb aber auch eine Menge eigener dichterischer Producte, unter denen jedoch nur seine dramatischen Werke, obwohl auch diese häufig fremden Stücken nachgebildet sind, Erwähnung verdienen, da in ihnen ein schöner reiner Styl mit zarter Durchführung der Intrigue sich verbindet. Seine Lustspiele haben aber wieder den Vorzug vor seinen ernsten Dramen und werden noch jetzt in England mit Beifall aufgenommen, während diese meist vom Repertoire verschwunden sind. Er selbst hat seine Theaterstücke 1786 in 7 Bdn. 8. gesammelt. Er starb den 18. Juni 1805. 16.

Murr (Christoph Gottlieb von), ein Alterthumsforscher der neuern Zeit, der jedoch nichts weniger als gelehrt genannt zu werden verdient, da sich in seinen literarischen Erzeugnissen wohl ein Vielwissen, nicht aber Gründlichkeit und Gediegenheit findet, ward geboren zu Nürnberg am 6. Aug. 1733, bezog dann die Schule zu Altdorf und erhielt später die Stelle eines Zollamtmanns in Nürnberg, als welcher er auch am 8. April 1811 starb. Zu seinen vorzüglichern Schriften gehört sein „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur" (Nürnb. 1775—89. 17 Bde.) und die Fortsetzung davon unter dem Titel: „Neues Journal" (Leipz. 1798—99. 2 Bde.), worin die Abhandlungen über die bildenden Künste des Alterthums und Excerpte aus gediegenen im Auslande erschienenen Werken das Geschätzteste sind. 20.

Murray (Johann Adolph), bekannter ärztlicher Schriftsteller, ward den 27. Jan. 1740 zu Kopenhagen geboren, studirte zu Göttingen und wurde daselbst 1769 Professor der Medicin und Director des botanischen Gartens. Er starb am 22. Mai 1791. In seiner langen akademischen Laufbahn hat er sich durch viele literarische Arbeiten, in eigenen Werken und Übersetzungen bestehend, ausgezeichnet. Sein wichtigstes von andern Schriftstellern häufig benutztes Werk ist sein „Apparatus medicaminum" (Goetting. 1776—92. 6 Voll.). 39.

Murrhinische Gefäße, in Rom beliebte Prunkgeräthe, in Bechern, Näpfen, Schalen, Schmucktischplatten ꝛc. bestehend, wurden eigentlich in Asien gefertigt und zwar an Orten, die durch Luxus sonst nicht berühmt waren, wie im Gebiete der Parther, besonders in Karmania, gefunden. Zuerst brachte deren Pompejus nach dem Siege über Mithridates (61 v. Chr.) nach Rom. Der Stoff zu den Murrhinen hieß Murrha oder Morrhia, war undurchsichtig und zerbrechlich und zeichnete sich durch die Schönheit seiner Farben aus; nach Plinius war es eine Flammenfarbe aus Weiß und Roth, an manchen Orten auch mit dem Scheine der Regenbogenfarben. Über die Masse sind die Gelehrten sehr verschiedener Meinung; die Alten nannten es ein Fossil und verglichen es mit dem Krystall; Plinius theilt die Ansicht mit, es wäre eine Flüssigkeit, welche unter der Erde durch die Kraft der Wärme verdichtet würde, wobei er ohne Zweifel an die muthmaßliche Entstehungsweise des Bernsteins dachte; die Spätern stellten dagegen verschiedene Meinungen auf, indem sie die Murrha bald für die Schale einer Muschelart, bald für Onyx hielten. Nachdem Neuere sich theils für den chinesischen Speckstein, theils für die mogolische Achatart Kaschalong oder für die malabarische Opalart Girasol, noch Andere für andere Steinarten erklärt hatten, ist Roloff wieder zu der Meinung zurückgekehrt, daß unter der Murrha das Porzellan zu verstehen sei, welche schon Salmasius, Cardanus, Scaliger u. A. aufgestellt und angenommen hatten. Was das Wort anlangt, so ist es kaum mit Myrrhe zusammenzustellen, wiewohl die Alten schon diese Ableitung angenommen zu haben scheinen, da sie die Murrha als versteinerten Myrrhensaft zu erklären versuchten und daher auch den Geruch der murrhinischen Gefäße hoch anschlugen. Wahrscheinlich ist Murrha aus einem barbarischen Worte gräcisirt und latinisirt worden. Vergl. auch Minutoli „Über den Murrhin der Alten" (Berlin 1835). 6.

Mursinna (Christian Ludwig), berühmter Chirurg, ward am 14. Dec. 1744 zu Stolpe in Hinterpommern geboren, wo sein Vater Tuchmacher war. Um nicht das Handwerk seines Vaters erlernen zu müssen, ging er zu einem Barbier in die Lehre, worauf er nach beendeten Lehrjahren von 1760 an in den preußischen Lazarethen diente und bald die Aufmerksamkeit Theden's auf sich zog. Nach dem Frieden erhielt er seinen Abschied und mußte aus Mangel in eine Barbierstube gehen, bis er 1765 als Compagniechirurg wieder in die Armee eintrat und hierauf (1772) Pensionairwundarzt wurde, in welcher Stellung er hinreichende Gelegenheit fand sich wissenschaftlich und praktisch auszubilden. So vorbereitet wurde er 1776 Regimentsarzt, als welcher er dem Feldzuge von 1778 beiwohnte, der ihm Gelegenheit zur Abfassung seiner ersten Schrift: „Von der Ruhr, nebst einer Abhandlung vom Faulfieber" darbot. 1787 erhielt er die Stelle eines Generalchirurgen und Professors der Chirurgie, wohnte hierauf (1790 und 1795) zwei Feldzügen in Schlesien und Polen bei und wurde 1798 von der Universität zu Jena mit dem Doctordiplome beschenkt. Nachdem er 1806 und 1807 der Hauptarmee mit seiner rastlosen Thätigkeit beigestanden hatte, wurde er 1809 als Generalchirurg entlassen, behielt jedoch die Professur und Direction der Charité bei. 1811 wurde sein Dienstjubiläum gefeiert, wobei er den rothen Adlerorden 3. Classe erhielt; endlich wurde er 1817 ganz in den Ruhestand versetzt, lebte jedoch fortwährend den Wissenschaften, bis er am 18. Mai 1823 verschied. — M. hat sich anerkannte Verdienste als sehr geschickter, erfahrener, praktischer Chirurg, als Lehrer und Bildner einer großen Zahl von Zöglingen und endlich als Schriftsteller erworben. Als letzterer hat er sich vorzüglich durch seine „Medicinisch-chirurgische Beobachtungen" und durch sein „Journal für Chirurgie" verdient gemacht. 39.

Murten, lat. Moratum; franz. Morat, ein Städtchen mit 1200 Einw.

im schweitzer Canton Freiburg, liegt am östlichen Ufer des Murtnersees (lacus aventinus, murtensis). Dieser ist 1 M. lang und ½ M. breit, hat sanft anlaufende, wenig bebaute Ufer und ergießt sich durch die Broye in den Neuenburgersee. Geschichtlich denkwürdig ist das Städtchen durch den Sieg geworden, welchen in dessen Nähe die Schweitzer und Elsasser unter Hans Waldmann aus Zürich über Karl den Kühnen von Burgund am 22. Juni 1476 erfochten. Während ein Theil des nur 35000 M. starken schweitzerischen Heeres die Belagerung von M. (seit dem 1. Juni) abhalten mußte, hatte sich der übrige Theil von Bern aus in die Nähe des Murtnersees gezogen, wo das ganze feindliche Heer von 65000 M. sich gelagert hatte. Kaum hatten beide Flügel des Schweitzerheeres einen Angriff auf den Feind gewagt, so mußte der linke, von dem Herzoge von Lothringen commandirt, einem burgundischen Corps unter Sommerset weichen. Unterdessen warf sich aber Hallwyl mit seiner Schweitzerdivision in die Schlacht; der linke Flügel gewann dadurch Zeit sich wieder zu sammeln, Sommerset fiel und mit seinem Tode sank der Muth des burgundischen Heeres. Es gerieth zuletzt in Verwirrung und die Mannschaft, welche sich nicht durch die Flucht rettete, fand ihren Untergang. Die Burgunder zählten 24000 Todte, von denen mehrere Tausend im See umgekommen waren, und das ganze Lager fiel in die Hände der Schweitzer. Letztere hatten nur 1400 Todte. — Das Beinhaus, welches später auf dem Schlachtfelde errichtet wurde, wurde am 2. März 1798 bei dem Einfalle der französischen Armee zerstört. Seit 1822 nimmt aber ein 67 Fuß hoher Obelisk zum Andenken an diese Schlacht den Platz desselben ein. 35.

Musäus, griechischer Philosoph, Dichter und Wahrsager. Seine Existenz, wenn man sie nicht wie die der übrigen althelleniſchen Barden und Mystagogen läugnen darf, fällt in die Zeit der jüngern Mythe; seine Mutter soll Selene gewesen sein; des Vaters Name wird verschieden angegeben (Orpheus, Linos, Eumolpos, Antiphemos u. A.); sein Geburtsland war wahrscheinlich Attika (Athen oder Eleusis). Die, welche Thracien als solches nennen, scheinen auf das Vaterland seiner Ahnen, der Eumolpiden, hinzudeuten. Seine ganze Geschichte ist uns übrigens dunkel; mit Orpheus soll er in befreundeten Verhältnissen gestanden haben und mit ihm in den Eleusinien, die er sogar gestiftet haben soll, eingeweiht gewesen sein; seine Reise nach Ägypten scheint eine Erdichtung zu sein, um seine tieferen Kenntnisse von Natur und Menschen auf das Land alles Wissens zurückzuführen. Geliebt soll er die Antiope oder Deiope haben, welcher Liebe Frucht der jüngere Eumolpos war, der des Vaters Gesänge herausgegeben habe; diese aber sollen gewesen sein Prophezeihungen, Weihesprüche bei der Aufnahme in die Mysterien, eine Theogonie, ein Hymnus an Demeter, an Bacchus u. v. a. Die Überreste davon sind in ältern Schriftstellern zerstreut und gesammelt von Passow (Musäos, S. 60—80). Auch das bekannte Gedicht von der Liebe und den Schicksalen des Leander und der Hero hat man bisweilen jenem alten M. zuzuschreiben versucht, allein alle verglichene Handschriften nennen einen Grammatiker Musäos als Verfasser, der wahrscheinlich im V. und VI. Jahrh. n. Chr. gelebt hat. Unter den vielen Ausgaben (von Rondellus, Kromayer, Schrader, Heinrich, Möbius) bleibt die von Fr. Passow (Leipz. 1810) die beste; es ist auch dabei eine gelungene metrische Übersetzung. 6.

Musäus (Johann Karl August), ein beliebter deutscher Schriftsteller, wurde 1735 zu Jena geboren, aber zu Altstädt und später zu Eisenach in dem Hause seines Vetters, des Generalsuperintendenten Weißenborn, bis in sein 19. Jahr erzogen, studirte hierauf in Jena die Theologie, wurde Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft und lebte dann einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamtes. Die Bauern eines Dorfes in der Nähe widersetzten sich seiner Annahme als Pfarrer aus dem Grunde, weil er einmal getanzt hatte.

Statt dessen wurde er im Jahre 1763 als Pagenhofmeister nach Weimar berufen, nach 7 Jahren als Professor an das dortige Gymnasium versetzt und starb daselbst am 28. Oct. 1787. Ein Unbekannter ließ ihm auf seinem Grabe ein einfaches, aber geschmackvolles Denkmal errichten. Als Schriftsteller trat er zuerst im Jahre 1760 in seinem „Grandison der Zweite" (Eisenach 1760—63. 3 Thle.; umgearbeitet unter dem Titel erschienen: „Der deutsche Grandison", ebend. 1781—1782. 2 Bde.) auf, einer mit vielem Beifalle aufgenommenen Parodie auf den berühmten englischen Roman Richardson's: „Grandison", welcher damals einen höchst nachtheiligen Einfluß auf viele deutsche Leser zu äußern anfing. Eben so großen Beifall fanden seine „Physiognomischen Reisen" (Altenburg 1778—79. 4 Bde.), worin er die Übertreibungen und Verirrungen von Lavater's Physiognomik in ihrer Thorheit darstellt. Den Ruhm eines Nationalschriftstellers verdient er mit Recht durch seine „Volksmärchen der Deutschen" (Gotha 1782—86. 5 Bde.; neue Ausg. von Wieland, ebendas. 1806, und von Fr. Jakobs, ebend. 1826), welche er aus dem Munde des Volkes selbst sammelte und die durch Anmuth und Einfachheit der Darstellung, Phantasiereichthum und Mannigfaltigkeit des Stoffes gleich große Theilnahme einflößen. Seinen Zweck dabei, der zu jener Zeit zur Mode gewordenen krankhaften Empfindelei und Überspannung der Gefühle entgegenzuarbeiten, hat er wenigstens seinerseits in Betreff der Darstellungsweise vollkommen erreicht; nur bisweilen verfehlt er den wahren Märchenton und mischt störende Anspielungen auf damalige Zustände ein. Mehr den Charakter der Belehrung, als den der Erzählung trägt seine Schrift: „Freund Hein's Erscheinung in Holbein's Manier" (Winterthur 1785) an sich. In der Fortsetzung der „Straußfedern" (Berlin und Stettin 1787), einer Reihe von Erzählungen, welche er unter dem Namen „Schellenberg" herausgab, wurde er nach Erscheinung des ersten Bandes durch den Tod verhindert und das Werk von Andern unter gleichem Titel fortgeführt. Erst nach seinem Tode besorgte Bertuch die Herausgabe von seiner mit besonders heiterer Laune geschriebenen „Moralischen Kinderklapper" (Gotha 1788. Neue Aufl. 1794), und Kotzebue, ein naher Verwandter von M., gab die „Nachgelassenen Schriften desselben, nebst Nachrichten von seinem Leben" (Leipz. 1791) heraus, worin M. auch von Seiten seines Charakters als einer der liebenswürdigsten Menschen geschildert wird. Obgleich er als Schriftsteller viel Talent zur Satyre zeigte, so machte er dieses doch nie im Leben, am wenigsten auf hämische Weise, geltend, sondern zeigte vielmehr im Umgange die reinste Gemüthlichkeit und die heiterste Unbefangenheit, wodurch er sich auch allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Seine Schriften gewähren in gleichem Grade Belehrung und Unterhaltung; es spricht sich in ihnen die Biederkeit, Lebhaftigkeit und Heiterkeit seines Geistes und Gemüthes klar aus. Die Schreibart derselben vereinigt Leichtigkeit und Gewandtheit mit Reinheit und Klarheit des Ausdrucks. 81.

Musagĕtes (*Μουσαγέτης*), war ein Beiname des Apollo, nachdem der Cultus dieses Gottes in Böotien, dem Sitze der Musen, sich verbreitet und mit dem Dienste der Musen sich vereinigt hatte. Als delphischer Orakelgott und Sänger galt er nun auch als Vorsteher der Musen, Musaget, Musenführer, zumal da man sich singende und tanzende Musen nicht ohne einen Chorführer denken konnte. Da aber die Griechen geistige Bildung und Wettkämpfe immer mit körperlichen Übungen und Kämpfen verbanden, so galt bei ihnen, so wie auch später bei den Römern, Hercules als Schirm und Führer der Musen und erhielt eben denselben Beinamen. Ihnen erbaute z. B. unter dem Namen M. in Rom Fulvius Nobilior einen Tempel, in den er die Musen, die er zu Ambracia erobert hatte, brachte. Heut zu Tage pflegt man mit diesem Namen denjenigen zu beehren, der sich als Freund und Gönner der Kunst und Wissenschaft bewährt hat. 20.

Muſcheln, ſ. Schalthiere.

Muscatblût (wahrſcheinlich ein allegoriſcher Name) lebte und dichtete gegen das Ende des XIV. Jahrh. Er iſt einer der wenigen deutſchen Dichter jenes Zeitraumes, in deren Liedern trotz der damals überhandnehmenden Sucht nach Allegorien und dem Hinneigen zum trockenen Tone des Lehrhaften ſich ein friſches Leben bewahrt hat. Einige ſeiner Lieder, von denen viele verloren gegangen oder unter einem andern Namen verſteckt ſein mögen, finden ſich im „Altd. Muſ. I. S. 123. 188." Andere größere Gedichte von ihm, die noch nicht gedruckt ſind, führt von der Hagen in ſeinem „Grundriſſe, S. 515" an. 83.

Musculus (Wolfgang, eigentlich Meuſel genannt) wurde im Jahre 1497 zu Dienze in Lothringen geboren und ſchon im 15. Jahre in den Benedictinerorden aufgenommen, welchen er aber beim Beginne der Reformation wieder verließ und nach Straßburg ging, wo er durch Bucer's Vermittelung Diakonus und ſpäter Prediger in Augsburg wurde. Allein das von Karl V. eingeführte Interim vertrieb ihn bald darauf nach Lindau, dann nach Koſtnitz und endlich nach Bern, wo er im Jahre 1563 als Profeſſor der Theologie ſtarb. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Erklärungen über die heilige Schrift" (9 Bde. Fol.); „Loci communes" (1554 und 1560. Fol.); mehrere Überſetzungen von Athanaſius und Baſilius; „Euſebii de rebus ecclesiasticis libri X. griech. und lateiniſch (1740. Fol.) und „De missa papistica". — Andreas M., geb. im Jahre 1514 zu Schneeberg, war ein Schüler Luther's und Melanchthon's und ſtarb als Prediger und Profeſſor der Theologie zu Frankfurt an der Oder. Er iſt der Verfaſſer eines „Compendium theologiae". 81.

Muſen (*Μοῦσαι*, Musae) waren Göttinnen des Geſanges, der Poeſie und der ſchönen Künſte, urſprünglich Nymphen begeiſterter Quellen. Ihre Zahl, ſo wie ihre Abſtammung war aber verſchieden. Die erſte beſtimmte Nachricht aber, die wir vom Cultus der M. erhalten, iſt die, daß die Rieſen Otus und Ephialtes, denen die Erbauung von Askra zugeſchrieben wird, auf dem Berge Helikon den M. geopfert und dieſen Berg ihnen geweiht haben ſollen; und zwar waren es der Zahl nach drei, Namens Melete (Überlegung), Mneme (Gedächtniß) und Aöde (Geſang). Erſt als die griechiſche Mythologie mehr Ausbildung erhielt, gab man auch, außerdem daß man einen beſondern Schutzgott der Wiſſenſchaften überhaupt und eine beſondere Göttin der Weisheit verehrte, einer jeden einzelnen ſchönen Kunſt und vorzüglichſten Geiſtesbeſchäftigung eine Schutzgöttin, woraus die Zahl neun entſtand. Sie gelten dann für Töchter des Zeus und der Mnemoſyne, mit der Zeus der Fabel nach neun Nächte in Pierien zubrachte, aus welcher Umarmung dieſe neun M. hervorgingen. Ihre Namen waren Klio, Kalliope, Melpomene, Thalia, Erato, Euterpe, Terpſichore, Polyhymnia und Urania. Dieſe Namen ſelbſt, ſo wie die Gegenſtände, deren beſondere Vorſteherin eine jede von den M. war, nennt der römiſche Dichter Auſonius treffend in folgenden Verſen:

Klio lehrt im Geſang die Thaten vergangener Zeiten (Göttin der Geſchichte);
Ernſt im tragiſchen Ton verkündet Melpomene Trauer (Göttin der Tragödie);
Scherzenden Muthwill's freut ſich dagegen die heitre Thalia (Göttin der Komödie);
Süß ertönet die Flöte von Deinem Hauchen, Euterpe (Göttin des Flötenſpieles);
Mit der Cither beherrſcht Terpſichore's Macht die Gefühle (Göttin des Citherſpiels);
Erato's Hand hat das Plectrum; ihr Fuß, Antlitz und Geſang tanzt (G. d. Tanzes und der Muſik);
Heldengeſänge vertraut Kalliope's Griffel der Rolle (Göttin des Heldengedichts);
Und Urania forſcht der Sterne, des Himmels Bewegung (Göttin der Sternkunde);
Polyhymnia ſchweigt, doch ſprechend iſt Hand und Bewegung (Göttin des Geſangs).

Dieſe Göttinnen nun gewähren durch Geſang den Göttern bei ihren Mahlzeiten Unterhaltung, lehren den Sängern die Vergangenheit und die Großthaten der Vorwelt und werden daher von dieſen angerufen. So erſcheinen die M. auch ſchon im Homer; ſie ſind die Tafelſängerinnen der Götter, Apollo ſingt ihnen erſt

eine Strophe vor und sie singen und tanzen sie nach. Drei Gebirge waren es aber hauptsächlich, die für ihre Lieblingssitze gehalten wurden, der Helikon, der Parnaß und der Pindus, und namentlich auf dem Helikon an den begeisternden Quellen Aganippe und Hippokrene, auf dem Parnaß an der Quelle Kastalia ꝛc. Daher auch die Beinamen: Aganippides, Helikoniades, Parnassides, Kastalides; von einem ihrer Lieblingssitze in Böotien aber, dem alten Aonien, hießen sie auch Aonides und in Rücksicht auf ihre Abstammung Mnemosynides und Pierides. Was nun die mythischen Geschichten der M. anlangt, so nennen wir nur die vorzüglichsten. Mit den Sirenen sollen die M. einst einen Wettstreit angestellt haben, den aber die erstern verloren, wofür ihnen die M. die Federn aus den Flügeln zupften. Eben so wetteiferte der alte Barde Thamyris mit ihnen und setzte sich, wenn er singen würde, zur Belohnung die Umarmung der neun M. aus; allein er verlor und wurde von den M. zur Strafe blind gemacht. Gewöhnlich gelten die M. für Jungfrauen, doch werden ihnen auch verschiedene mythische Wesen als ihre Kinder zugeschrieben; so soll z. B. Kalliope mit den Hagrus den Orpheus und Linus; Klio mit dem Pierus den Hyacinth, Terpsichore mit dem Flußgotte Strymon den Rhesus erzeugt haben. Abgebildet wurden sie gewöhnlich als schöne bekleidete Jungfrauen, in späterer Zeit auch beflügelt, um ihre Geisteserhebung anzudeuten. Ein einziges herculanisches Gemälde aber stellt die M. genau so von einander unterschieden dar, wie ihre Geschäfte der Dichter Ausonius angibt. Treffliche Abbildungen der M. enthält noch die Pio-Clementinische Sammlung. Ihre Verehrung erstreckte sich durch ganz Griechenland und man opferte ihnen Weihrauch und die Erstlinge der Milch. Von hier aus aber kam ihr Dienst auch nach Rom, wo sie den Namen Camönen (Camoenae) führten und wo ihnen verschiedene Tempel und ein Hain geheiligt war. Unter den Thieren waren ihnen die Nachtigallen, Schwäne und Heuschrecken heilig. 20.

Musenalmanache waren ein Erzeugniß der wieder auflebenden Poesie der Deutschen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Indem sich nämlich die jungen kräftigen Dichter an einander anschlossen und im geselligen Vereine sich gegenseitig zu weiterm Streben aufmunterten, erwachte auch in ihnen das Bedürfniß, sich dem größern Publicum mitzutheilen. So entstanden die „Poesien der Niedersachsen" von Weichmann (Hamburg 1721—36. 6 Bde. 8.); „Belustigungen des Verstandes und Witzes" von Schwabe (Leipzig 1741—45. 8 Bde. 8.) und deren Forsetzung „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (Bremen 1745—48. 6 Bde. 8., gewöhnlich die „Bremischen Beiträge" genannt), woran sich die „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge" (Leipzig 1748—54. 3 Bde. 8.) anschloß. Doch erst Gotter und Boje bedienten sich nach dem Vorgange des „Almanac des Muses" (Paris 1765. ff.) bei der Herausgabe ihrer poetischen Blumenlese des Titels „Musenalmanach" (Göttingen 1770. 12.), welcher 1805 mit dem 35. Jahrgange endete. Diesem folgte außer mehrern unbedeutenden Erscheinungen (wie von Ch. H. Schmidt, 1770—1781 und die Wienerische M. seit 1777), J. G. Voß mit seinem „Musenalmanach" (Lauenburg 1775. 12., dann Hamburg 1776—98, daher „der Hamburgische" genannt, zuletzt Neustrelitz 1799); doch alle übertraf an Gediegenheit und Geschmack Schiller (1796—1801), dem die M. von A. W. Schlegel und L. Tieck (Tübingen 1802), Vermehren (Jena 1802—3), Varnhagen und Chamisso (1804), L. von Seckendorf (1807—8) und das „poetische Taschenbuch von Fr. Schlegel (Berlin 1805—6) nicht unwürdig an die Seite traten. Seitdem aber hat die Vorliebe für Taschenbücher (s. d. Art.) die M. immer mehr verschwinden lassen, bis 1830—31 der von M. Veit herausgegebene „Berliner Musenalmanach" durch seine gediegenen Beiträge

wieder Sinn für diese Literatur erregte, der aber von dem gleichzeitig erschienenen zuerst von A. Wendt besorgten, seit 1832 von Chamisso und G. Schwab herausgegebenen und immer trefflicher gedeihenden „Deutschen Musenalmanach" (6. Jahrg. Stuttgart 1836) verdrängt worden ist. 30.

Musette, s. Sackpfeife.

Museum (μουσεῖον), eigentlich ein den Musen geweihter Ort, Musentempel, Musensitz, nannte man zuerst einen befestigten Ort in der Nähe der Akropolis von Athen, wo Musäus seine Gedichte vorgelesen haben und wo er begraben sein soll. Später nannte man so jeden Ort, der in gewisser Beziehung den Göttinnen der Künste geweiht war, vorzüglich Sammlungen von Seltenheiten aus dem Gebiete der Naturgeschichte, von Kunstschätzen, Gemmen ꝛc. aus der ältern und neuern Zeit. — Die Sucht Kunstschätze aufzuhäufen findet sich schon zeitig vor. Der Delphische Tempel möchte vielleicht als das erste Beispiel eines M. aufzuführen sein. Unter den Ptolemäern, die eine ungeheure Masse von Kunstschätzen in ihren Palästen aufstellten, nannte Philadelphus ein Gebäude in seinem Palaste zu Alexandria, in welchem Gelehrte und Künstler auf öffentliche Kosten unterhalten wurden, uneigentlich M. Die römischen Kaiser legten nicht sowohl Sammlungen an, als vielmehr bedienten sie sich der Kunstwerke, die sie meistens aus Griechenland herbeischaffen ließen, zur Schmückung ihrer Paläste. Erst als im Zeitalter der Mediceer die Wissenschaften einen neuen Aufschwung erhielten, begann man durch Sammlung griechischer und römischer Alterthümer Museen im neuern Sinne des Worts anzulegen. Man ging hierbei von Münzsammlungen aus, deren erste die Familie Este errichtete; dann sammelte man Büsten und schmückte damit Bibliotheken und Säle. Hierin zeichnete sich unter allen die Borghesische Villa aus. Dann stellte man in Museen überhaupt berühmte Gegenstände des Alterthums auf, Gemälde, Säulen, Reliefs, Gemmen ꝛc. und vereinigte sich mit Kunstgegenständen der neuern Zeit. Wir erwähnen hier zunächst die öffentlichen Museen, d. h. solche, die gewöhnlich von Fürsten angelegt sind, und dann die Privatmuseen, welche von einzelnen begüterten Privatpersonen errichtet wurden. — Cosmo I. veranstaltete mehrere bedeutende Sammlungen, unter denen das Florentiner M. ausgezeichneten Ruf erhielt. Über die Schätze desselben, unter denen die Mediceische Venus und der Farnesische Hercules hervorglänzen, s. „Museum florentinum, insigniora vetustatis monumenta, quae Flor. sunt" in „Thes. mediceo" mit Anmerkungen von Gori (6 Bde. 1631—42). Papst Leo X. war der Erste, welcher in Rom im Vaticane ein M. anlegte, welches fast diesen ganzen Palast ausfüllt. Neben den herrlichsten aus dem Alterthume aufbewahrten Bildwerken besitzt es auch die vorzüglichsten Gemälde von Raphael, zugleich vereinigt es in sich eine Bibliothek, in der die werthvollsten Handschriften sich befinden. Erweitert und verherrlicht wurde es vorzüglich vom Papste Clemens XIV., welcher eine eigene Antikensammlung daselbst anlegte und von Pius VII., welcher einen neuen Flügel, den braccio nuovo, anbaute und durch Anschaffung aufgefundener Kunstwerke die Liebe zu den Künsten rege erhielt, wodurch es den Namen „Pio Clementinum" erhielt. S. darüber Visconti und Guattani im „Museo Pio-Clementino" und „Museo Chiaramonti," herausgegeben von Ant. d'Este und Gaspare Capparone (Rom 1808). In Brescia grub man 1825 einen Tempel mit vielen Statuen und Kunstalterthümern aus und errichtete deßwegen daselbst ein M., das gegenwärtig schon herrliche Schätze enthält. In Neapel ist das M. Borbonico rühmlichst bekannt und die dort immerwährend aufgefundenen Alterthümer belohnen reichlich die Mühe des Sammelns (s. darüber „Real Museo Borbonico" von Niccolini). Auch in Venedig besteht seit längerer Zeit ein M., das seine Vergrößerung und kunstvolle Aufstellung dem Grafen Leopold Cicognara (s. d. Art.) vor-

züglich verdankt. In Turin ward 1824 ein ägyptisches M. errichtet, dessen größte Zierden die ägyptischen Alterthümer, von Drovetti dahin geschickt, sind, unter denen ein auf Papyrus geschriebenes Werk in phönicischer Sprache sich befindet. In Mailand ist ein M. der Münzen, das täglich an Umfang gewinnt. — In Frankreich ist vor allen zu nennen das M. in Paris, welches zu Napoleon's Zeit, wo es auch den Namen Musée Napoléon erhielt, an Reichthum alle andere übertraf. Die majestätische Pallas von Velletri, die colossale tragische Muse und Diana glänzen hier vor allen empor; seit 1821 befindet sich auch in demselben die Venus von Melos und der Thierkreis von Denderah. S. „Musée Français" von Robillard-Peronville und P. Laurent (4 Bde. Paris 1803—11); woran sich „Musée royale" von Laurent (dem Sohne) schließt. Über die Bildwerke des Louvre schrieb Graf Clarac „Musée de sculpture antique et moderne" (Paris 1826). Das M. der Denkmäler wurde nach der Restauration aufgelöst, und an dessen Stelle 1824 eine Sammlung neuer Sculpturen aus den Zeiten der Wiederbelebung der Wissenschaften errichtet und mit dem M. verbunden. — Was die zahlreichen englischen Museen betrifft, so ist das Oxforder das älteste, welches 1679 von Elias Ashmole gestiftet und nach ihm benannt wurde. Doch das reichste und berühmteste ist das britische M. zu London. Es befindet sich in Westminster und wurde 1753 im Montaguehouse gestiftet. Den Anfang machte die von Sir Hans Sloane geschenkte Bibliothek, zu welcher nach und nach römische, griechische und ägyptische Alterthümer, Münzen, Thiere, Mineralien, Pflanzen, Manuscripte ꝛc. kamen; vorzüglich bereichert wurde es durch die Cottonianische Bibliothek und Handschriftensammlung, Hamilton's Vasen-, Elgin's Marmorsammlung und die Friesenreliefs von Phigalia. Unter den Antiken sind bemerkenswerth die Isistafel, der Sarkophag Alexander's des Großen und Elgin's Denkmäler des Parthenion in Athen; in 16 Zimmern befinden sich 60000 Handschriften und 31000 Bücher; unter einer neuen Sammlung ist das Original der Magna charta von 1215; seit 1826 besitzt es die wichtige Sammlung orientalischer Handschriften und Alterthümer von Claude Rich; 1817 wurde es prachtvoll umgebaut. Über die ägyptischen Alterthümer s. Yorke und Leake „Les principaux monumens égyptiens de Musée britannique etc." (London 1827). — Auch in Spanien befinden sich mehrere Sammlungen, die mehr von dem Auslande, als von dem von politischen Kämpfen zerrissenen Inlande beachtet werden. — In den Hauptstädten des Nordens finden wir ebenfalls zahlreiche Museen aller Art. So zeichnet sich in Rußland vor allen Petersburg aus. Über dessen Kunstschätze s. Hand's Beschreibung (Weimar 1817. 1. Bd.). In dem M. daselbst befindet sich eine herrliche Gemäldesammlung, Sammlung von geschnittenen Steinen, Marmor ꝛc. S. Miliotti „Über die geschnittenen Steine" (Wien 1805). Außerdem sind in Dorpat und Mitau Museen. Auch das Kopenhagener M. erreicht nach und nach eine immer größere Vollkommenheit; Bischof Münter ließ seine eigene Wohnung zu einem M. einrichten. Auf der Insel Rügen befindet sich die berühmte Putbus'sche Sammlung. — Vor Allem aber zeichnet sich Deutschland durch seine Museen aus. Unter ihnen verdient zunächst das Dresdener M., das Augusteum, genannt zu werden. Es wurde von August dem Starken gegründet, von allen nachfolgenden Fürsten aber verschönert und bereichert; Friedrich August III. versetzte es aus dem großen Garten in das Japanische Palais. Die ersten Zierden desselben sind drei weibliche Statuen aus Herculanum, ein Kopf des Caligula und die Venus Genitrix. Zu ihm gehört ferner die Gemäldesammlung mit der Himmelskönigin von Raphael und der heiligen Nacht von Correggio und das M. der Mengs'schen Gypsabgüsse. Vergl. Becker's „Augusteum" (13 Hefte 1805—12). Ferner zeichnen sich Wien und München durch schöne Museen aus, deren letzteres der jetzige König

von Baiern auf das Prachtvollste erweitert und verschönert hat. Er ließ in neuester Zeit die Glyptothek zur Aufbewahrung der alten plastischen Denkmäler und die Pinakothek zur Sammlung von Gemälden anbauen. Unter den Gemälden, die durch die ehemalige Düsseldorfer und durch die Boisserée'sche Sammlung bedeutend vermehrt worden sind, befindet sich Guido's Himmelfahrt der Madonna. Von vorzüglichem Werthe ist auch das jetzt in Berlin nach Schinkel's Plane in einem eigenen Gebäude angelegte M., in welchem außer den Gemälden auch Marmor, Münzen, geschnittene Steine ꝛc. gesammelt werden; unter andern hat es die Giustiniani'sche Gemäldesammlung, welche der König von Preußen 1815 kaufte und die 170 ausgezeichnete Gemälde enthält, so wie auch die Solly'sche Sammlung, welche 1821 angekauft wurde, in sich aufgenommen; ferner die ägyptischen Denkmäler von Minutoli und Passalaqua. Auch das in neuester Zeit gegründete M. zu Bonn enthält manches schöne Kunstdenkmal, vorzüglich gewann es durch die vom Hofrathe Dorow geleiteten Nachgrabungen in den Rheinprovinzen. Das M. zu Breslau, unter Büsching's Leitung, gewährt großen Gewinn für die vaterländischen Alterthümer. Ein ebenfalls vaterländisches M. ist in Prag, das durch Graf Sternberg's Liberalität schon zu bedeutendem Besitzthume gelangt ist. Frankfurt kaufte Städel's Gemäldesammlung und legte dadurch den Grund zu seinem Nationalmuseum. Das 1824 eröffnete M. zu Gotha besteht aus dem Münzcabinette, der Bibliothek, dem Kunst- und Naturaliencabinette, der Gemäldesammlung, dem chinesischen und ostindischen Cabinette ꝛc. In Stuttgart befindet sich ein M. trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte. Außerdem sind noch Museen zu Braunschweig, Cassel, Bern, Halle, Leipzig u. a. m., welche täglich an Bedeutsamkeit gewinnen. — Unter den Privatmuseen ist als das älteste zu nennen das Museum Kircherianum, bestehend aus mathematischen und physikalischen Instrumenten, Naturalien und Antiquitäten; Kircher sammelte es und übergab es dem Jesuitencollegium in Rom. Aus neuerer Zeit verdienen erwähnt zu werden das gräfl. Schönborn'sche M zu Pommersfelden, das Schönfeld'sche bei Wien, das Bettendorf'sche zu Aachen, die Sammlungen des Baron Schellersheim und Herrn von Nagler zu Berlin, Herrn Speck von Sternburg zu Leipzig, des Ministers von Humboldt im Lustschlosse Tegel bei Berlin, das des Herrn von Quandt zu Dresden ꝛc. In England ist das Museum Worsleyanum vorzüglich berühmt geworden, dessen Beschreibung zu London in 2 Bänden 1794—1803 erschien (übersetzt von Eberhardt und Schäffer, Darmstadt 1826—1827). — Museen nennt man ferner auch Sammlungen, die für einzelne Gegenstände angestellt werden, z. B. Anatomisches M., Zoologisches M. ꝛc. Auch als Titel zu Büchern und Journalen wurde es in der Bedeutung von literarischen Miscellen vielfach angewendet, z. B. „Attisches Museum" von Wieland, „Britisches Museum" (26 Thle. Leipzig 1770—81), „Deutsches Museum" (Leipzig 1776—88), „Rheinisches Museum für Jurisprudenz, Philologie ꝛc." (Bonn 1827—29) u. m. a. 11.

Musik, lat. musica; franz. musique; engl. music; ital. musica, Tonkunst im engern Sinne, ist eine der ältesten, vielleicht die älteste der schönen Künste, gewiß aber die verbreitetste; denn kein Volk gibt es, wo sie nicht angetroffen würde, und, wo jede andere Kunst unbekannt ist, tönt doch M. Ihren Ursprung aber erforschen zu wollen, würde hier, wie bei jeder andern Kunst, ein vergebliches Unternehmen sein. Er geht zu weit in das graue Alterthum zurück, als daß man die wenigen Spuren mit Sicherheit verfolgen könnte, zumal da die einzelnen Andeutungen der Alten viel zu sehr mit dem Mythus verwebt sind. Das Wenn? der Entstehung bleibt uns also dunkel; nicht so aber das Wie? Den Griechen erschien die M. als eine Kunst der Musen (daher der Name; obwohl im Sinne der Griechen auch Dicht- und Redekunst dazu gehört), andern alten Völkern eben-

falls als das Erzeugniß eines höhern Wesens, da nach ihren Ansichten der Mensch der Urheber solch einer göttlichen Kunst nicht sein konnte. Offenbar kann man schon in dieser Annahme, wenn man anders in der Mythe, besonders in der griechischen, einen tiefern Sinn suchen will, das Richtige herausfinden. Die innige Verbindung und Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Natur (beide, wenn wir wollen, Ausfluß oder Erzeugniß der Gottheit) ist unbedingt der nothwendige Entstehungsgrund der M. Die Elemente der letztern liegen in dem Menschen selbst, in seiner Stimme, eben so wie in Allem, was ihn umgibt, in der Stimme der Thiere, in dem Rauschen des Wassers, in dem Heulen des Windes, im Donner und im Wiederklange tönender Körper. Das Gehör des Menschen nimmt diese Eindrücke auf, das Gefühl wird auf die eine oder die andere Art erregt und die klangreiche Stimme gibt dasselbe in Tönen wieder. Dieß wäre der Ursprung des Gesanges und zu gleicher Zeit auch (aus der Beobachtung der Natur) der Instrumente, von denen vielleicht die Schlaginstrumente und Flöten, als auf den einfachsten Naturgesetzen beruhend, die ersten gewesen sind. Waren diese Anfänge auch noch so roh, so lag doch in ihnen selbst schon die Fähigkeit zu weiterer Ausbildung und Entwickelung. Der Gang derselben wurde sehr befördert und zugleich bedingt durch das in der Natur so wichtige und so eigenthümliche Gesetz der Bewegung in der Zeit, d. i. den Tact und Rhythmus (s. d. Artt.) Dieß regelmäßige Fortschreiten in der Bewegung erscheint tief in dem Wesen der Natur begründet und dem Menschen wie dem Thiere, z. B. beim Gehen oder einer andern mühsamen und dauernden Thätigkeit eigenthümlich, sogar nothwendig. Daraus folgt natürlich die Übertragung des Tactes und Rhythmus auf eine Folge von Tönen und somit war ein Hauptelement der M. bereits vorhanden. Bald kam man weiter. Die verschiedenartige Gemüthsstimmung, Leidenschaft oder Empfindung, die sich eben in Tönen zu äußern oder wiederzugeben strebt, fand zu diesem Zwecke, gesucht oder ungesucht, die passende Reihenfolge und Abwechselung derselben, mit andern Worten die Melodie (s. d. Art.). Das zweite Hauptelement der M., die Poesie (denn diese war jetzt schon vorhanden), ward mit der Melodie verbunden, man sang; damit waren die Anfänge der Vocalmusik (s. d. Art.) gegeben; auch die Instrumentalmusik (s. d. Art.), obwohl noch ganz einfach, bekam einen bestimmten Zweck und höhern Gehalt. Endlich gelangte man durch die Beobachtung, daß durch das Zusammenklingen der Töne Kraft und Ausdruck erhöht und die anzudeutende Empfindung verstärkt werde, zur Harmonie (s. d. Art.), dem dritten Grundelemente der M. In ihrer allmählig fortschreitenden Ausbildung wurde dieselbe die wesentliche Begleiterin der Melodie und erhob sich, weil sie auf dem mathematischen Verhältnisse der Töne unter sich beruht, nach und nach zur förmlichen Wissenschaft. Jetzt erst trat die M. in die Reihe der eigentlichen Künste ein; denn hatte sie vorher nur den Zweck, irgend ein freudiges und wohlthuendes oder düsteres und trauriges Gefühl auf die möglichst einfache Weise in Tönen auszusprechen, mit andern Worten, bezweckte sie nur oberflächlichen Sinnenreiz, so nahm sie jetzt als schöne Kunst einen höhern edlern Charakter an. Blieb auch der Zweck, die Gefühle und Empfindungen der Seele in Tönen zu schildern, zu erregen und festzuhalten, derselbe, so erhielt er eben jetzt in der tonischen Composition (s. d. Art.) einen ästhetischen Standpunkt, von welchem aus das Materielle wie Formelle fester geregelt und in gegenseitige Beziehung gebracht wurde. Beruht aber das ästhetische Wohlgefallen an der M. überhaupt vorzugsweise an der Form, so folgt von selbst, daß diese den zu erregenden Empfindungen angemessen sein müsse, und aus dieser Nothwendigkeit von selbst die verschiedenen Arten der M., zuerst die beiden Hauptgattungen, kirchliche und weltliche, dann die mancherlei Untergattungen der letztern, Kriegsmusik, Opern-, Concertmusik u. a. m. Jedes in eine der verschiedenen For-

men gebrachtes Erzeugniß der Tonkunst heißt ein Musikstück oder überhaupt M im engern Sinne; der Urheber derselben ist Componist oder Tonsetzer und als solcher im engern Sinne Musiker, während dieß Wort in weiterer Bedeutung Jeden bezeichnet, welcher sich mit M. beschäftigt, sei er nun selbst schaffend oder nur ausübend. Im letztern Falle, doch nur dann, wenn es lediglich des Erwerbs wegen zunft- und handwerksmäßig geschieht, braucht man auch den niedern Ausdruck Musikant. Ist der Musiker zugleich zur Leitung einer Gesammtheit von ausübenden Künstlern berufen, so erhält er den Namen Musikdirector oder Kapellmeister (s. d. Art.). — Welche Stelle die M. in dem Reiche der schönen Künste einnehme, scheint schwer zu bestimmen, da jedes entschieden auszusprechende Urtheil die übrigen schönen Künste, besonders die Malerei, Bildhauerei und Poesie, zu berücksichtigen hat. Es möchte hierbei darauf vorzüglich ankommen, wie viel sie zur höhern Entwickelung und geistigen Vervollkommnung der Menschheit, als welches der mittelbare Zweck der schönen Kunst sein soll, beigetragen hat; dieß allein kann den Maßstab ihrer Würdigung abgeben. Ohne hier näher auf diesen Gegenstand einzugehen, erinnern wir zuerst an die tiefer wie bei andern schönen Künsten in der gegenseitigen engen Verbindung zwischen Natur und Mensch begründeten Entstehung der M., woraus ihre frühere, schnellere und allgemeinere Verbreitung, mithin ein größerer Wirkungskreis folgte; dann an die ausschließliche gewaltigere Wirkung derselben auf das Gefühl, den Träger der sittlichen Bildung, und zuletzt an die in ihrem Wesen begründete Fähigkeit zu unendlicher, vielgestaltiger Fortbildung. Dieß scheint uns ein Vorzug der M. zu sein, welcher wohl groß genug ist, um ihr die erste Stelle unter den schönen Künsten einzuräumen. Daß ihr dieselbe indeß nur dann zugestanden werden kann, wenn sich der Stand ihrer Ausbildung auf der höchstmöglichen Stufe befindet, versteht sich von selbst. In jedem Falle aber wird sie dann, wenn sie auf Abwege gerathend nur zu socialen und andern Zwecken dient, ihr Ziel verfehlen und, wie es leider nur zu oft geschieht, gemein werden mit den rein materiellen Richtungen der menschlichen Thätigkeit. — Dem höhern geistigen Zwecke der M. untergeordnet, doch wohlthätig genug ist der Einfluß, welchen sie auf den Körper des Menschen dadurch ausübt, daß sie mittels der Erregung des Nervensystems eine gewisse Erschütterung hervorbringt, deren Heilsamkeit sowohl für Gesunde als auch (in vielen Fällen) für Kranke durch lange Erfahrung als bewährt gefunden worden ist. — Folgen wir dem Gange der Ausbildung der M. von den ältesten Zeiten bis heute, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß nicht in allen Theilen der Erde gleichmäßige Fortschritte in dieser edeln Kunst geschahen, daß eine Nation mehr wie die andere für die Fortbildung derselben gethan hat, daß überhaupt die Tonkunst, obwohl der ganzen Menschheit gehörig, doch immer nur in volksthümlichem nationellem Gewande selbst in ihrer bis jetzt erreichten höchsten Vollendung aufgetreten ist. So nothwendig an und für sich und begründet in dem Gange der menschlichen Bildung diese Erscheinung auch sein mag, so darf sie doch durchaus keinen Maßstab zur Beurtheilung der M. selbst abgeben. Diese bleibt, mag sie auftreten, wie und wo sie will, ein Eigenthum und Erzeugniß nicht des Individuum, sondern des sich überall gleichen menschlichen Geistes, des Gefühls, des Herzens, und alle die verschiedenartigen Gestalten, in denen sie auftrat, sind eben nur Formen (erzeugt durch verschiedene Auffassung der Verhältnisse des Volkslebens, der Religion ꝛc.) und sollen das Wesen unverändert bestehen lassen. Darum gibt es nur in diesem Sinne eine Nationalmusik, die nun um so vollkommener erscheinen wird, je mehr sie ihren Zweck, die rein menschliche Ausbildung, befördert. Wie sich nach und nach die Tonkunst in eigenthümlich nationeller Form ausbildete, lehrt die Geschichte der M., welche an und für sich schon interessant als ein Theil der allgemeinen Culturgeschichte noch höhere Wichtigkeit erhält. — Geschichte der

M. bei den vorzüglichsten Völkern der Erde. Bereits oben ist angedeutet worden, daß Ort und Zeit der Erfindung oder ersten Ausübung der M. zu bestimmen durchaus unmöglich sei. Keines der ältesten Völker kann daher diese Ehre ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, weil auch die frühesten Nachrichten, die wir darüber besitzen, viel zu spät aufgezeichnet wurden, als daß sie auf die gewiß in die erste Zeit der Menschheit hinaufreichende Ausübung der M. hätten zurückgehen können. Die erste Nachweisung über M. und Instrumente erhalten wir von Moses in der Genesis (4, 21), wo Jubal als der genannt wird, von welchem Geiger und Pfeifer (nach Luther) hergekommen wären. Es leuchtet ein, daß Moses, der natürlich den Ursprung jeder Kunst und Erfindung nirgends anders als in seinem Volke suchen mußte, hier irgend eine uralte Tradition als wahr hingestellt habe. Damit ist aber eben nichts gewonnen als die Wahrheit, daß die M. sehr alt sei. Sicherer scheint es zu sein, Ägypten, den Mittelpunkt der ältesten bekannten Cultur, als das Land anzunehmen, von wo wenigstens die Verbreitung der M. ausgegangen sei. Gleichgültig ist es dabei, ob sie sich dort selbst ausgebildet, oder ob sie von äthiopischen Einwanderern und zwar von der gebildeten Priesterkaste mit dahin gebracht worden sei. Nähme man Letzteres an, so wäre der eigentliche Ursprung wohl in Indien zu suchen, denn jene in Ägypten in unbestimmter Vorzeit erscheinende Priesterkaste war der höchsten Wahrscheinlichkeit nach indischen Ursprungs. Und warum sollte man nicht eine so rein menschliche Kunst wie die Musik dorthin versetzen können, da ja überhaupt Asien als Völkerheerd und ursprünglicher Stamm- und Entwickelungssitz der Menschheit zu betrachten ist. Sei dem nun, wie ihm wolle, aus den wenigen Angaben, wenn sie auch nur Mythen sind, geht hervor, daß in den ältesten Zeiten schon in Ägypten musikalische Instrumente im Gebrauche waren, und zwar zuerst die Lyra und eine Art Flöte. Als Erfinder der erstern wird Hermes, der zweiten Osiris genannt. Ein drittes dort gebräuchliches Instrument war die Sister oder sogenannte ägyptische Klapper, deren man sich vorzugsweise zu kriegerischen Zwecken bediente. An eine höhere künstlerische Ausbildung der M. aber ist hier nicht zu denken und wahrscheinlich kamen eigenthümliche Tonzeichen erst weit später in Gebrauch. Während eines langen Zeitraums trieben nur die Priester M., nach und nach aber kam sie auch bei dem Volke in Gebrauch, obwohl hier nur in der einfachsten Gestalt. Gewiß ist es, daß die Zahl der bei den Ägyptern gebräuchlichen Instrumente später vermehrt wurde und alte in Gräbern gefundene Gemälde beweisen, daß man auch eine Art Harfe, mit 13—20 Saiten bezogen, kannte; Trompeten und Schellentrommeln waren ebenfalls im Gebrauche. Unter der Regierung der Ptolemäer ward sehr viel für M. gethan und die Anwendung derselben besonders bei öffentlichen Festen allgemeiner gemacht. Unter der Regierung des zweiten Ptolemäus erfand Ktesibius die Wasserorgel (Hydraule), ein Instrument, welches mittels Druckes des Wassers gespielt wurde; die Structur desselben kennen wir indeß nicht. Mit dem Verluste der Unabhängigkeit schwand das eigenthümliche nationelle Wesen der Ägypter und mit diesem auch das Charakteristische ihrer M. Dieselbe verschmolz mit der der Eroberer und ward zuletzt nur ein Gegenstand der geschichtlichen Erinnerung. — Offenbar haben die Hebräer ihre M. mit aus Aegypten gebracht; denn bis zur Einwanderung ihrer Stammväter und nach derselben wird keiner eigenthümlichen M. derselben Erwähnung gethan. Bei dem Auszuge aber in das Land Kanaan erscholl ein Gesang der durch den Untergang des pharaonischen Heeres geretteten Kinder Israel, bei welchem ein Männerchor mit einem Frauenchore abwechselte. Auch wurden Instrumente zur Begleitung gebraucht. In dem Gesetze, welches hierauf Moses der Nation ertheilte, wurde der Gebrauch der M. bei feierlichen Gelegenheiten und beim Gottesdienste förmlich verordnet, und aus vielen Stellen der Bibel geht hervor, daß man sie nicht minder

bei Gastmählern zur Erhöhung der geselligen Freude und bei andern Veranlassungen im gewöhnlichen Leben anwandte. Ihre nähere Beschaffenheit kennen wir freilich nicht und alle die aufgestellten Behauptungen von einer Art Notenschrift und mehrstimmigem Gesange u. a. m. sind zur Zeit unerwiesen. Ihre höchste Ausbildung erhielt die hebräische M. unter dem kunstliebenden Könige David, welcher insbesondere der gottesdienstlichen Feier einen höhern Glanz verlieh, indem er aus den Familien Gerson, Kahat und Merari 4000 Musiker und insbesondere noch aus den Familien Assaph, Jedithun und Heman 280 Sänger auswählte, die die M. im Tempel zu besorgen hatten. David's religiöse Oden wurden häufig bei der gottesdienstlichen Feier gesungen. Auch unter Salomo und seinen Nachfolgern erhielt sich die M. in ihrem Glanze und selbst während der babylonischen Gefangenschaft wurde sie nicht vernachlässigt. Esra führte sie bei der Herstellung des Tempeldienstes wieder ein und so erhielt sie sich, obwohl später wahrscheinlich ihre Charakterzüge durch fremden Einfluß (vielleicht griechischen) verwischt wurden, bis zur Vernichtung der jüdischen Nationalität. Die Instrumente der Hebräer waren, wie schon oben bemerkt, unbedingt ägyptischen Ursprungs. Die vorzüglichsten derselben, so weit wir sie aus der Bibel kennen, sind folgende: das Kinnor (Kithar — κίθαρις), ein nach Josephus' Angabe 10saitiges Saiteninstrument; Nebel (nablum), die eigentliche Harfe mit 10 oder 12 Saiten; Sselsselim, Becken; Schalischim, Triangel; Menanim, wahrscheinlich die Sister der Aegypter; Messiloth, Schellen; Tof, die im Morgenlande sehr gebräuchliche Handpauke; Chalil, Flöte, Pfeife; Ugab, Schalmei; Chassossra, Trompete; Schophar, Posaune oder ein hornähnliches Instrument. Außerdem kommen noch mehrere andere vor, deren Beschaffenheit aber völlig unbekannt ist. — Eine bei Weitem höhere Ausbildung erhielt die M. bei den Griechen. Auch hier waren die ersten Anfänge roh und unbedeutend, aber die glückliche, der geistigen Entwickelung ungemein günstige Gestaltung der volksthümlichen Verhältnisse, Lage, Charakter und Gemüthsart beförderte mehr wie bei andern Nationen die Pflege alles Schönen und früh schon begründeten die Musen ihre reizende Herrschaft. Wie überall, so sind auch hier die Erfinder musikalischer Instrumente mythische Personen; aus allen Andeutungen geht aber hervor, daß die erste Kenntniß der M. aus Asien und Ägypten herüberkam und zwar theils durch fremde Colonisten, theils mit den eigentlich hellenischen Stämmen selbst, welche (so viel ist gewiß) aus Asien einwanderten. Ob daher der Phrygier Hiagnis oder Harmonia, die Gemahlin des Kadmus (1493 vor Chr.), die Flöte erfunden habe, ob sie also phrygischen oder phönicischen (mithin ägyptischen) Ursprungs sei, ist von keiner Bedeutung. Dasselbe gilt von der Erfindung der Lyra, welche die Griechen ihrem Hermes zuschreiben; der Zusammenhang mit der ägyptischen Mythe ist zu offenbar, als daß man darauf etwas Zuverlässiges bauen könnte. Nach den griechischen Angaben verbesserte nun Apollo die Lyra, Marsyas erfand die Doppelflöte, Pan und Minerva werden ebenfalls erwähnt, Orpheus, dann Minos schon als ausübende Künstler genannt, desgleichen Musäos, Chiron und Amphion, Letzterer auch als Erfinder der lydischen Tonart. So erscheint bereits zur Zeit des trojanischen Krieges die M., vorzüglich der Gesang mit Instrumentalbegleitung, zugleich in Verbindung mit dem Tanze in unbezweifelter Anwendung bei dem religiösen Cultus sowohl, als bei öffentlichen Feierlichkeiten und im Kriege. Improvisirende Sänger (Rhapsoden), ähnlich den Barden der spätern nordischen Völker, hielten den Sinn für M. im Volke rege und belebten ihn durch das Besingen volksthümlicher Helden. Zweier derselben, des Demodokos und Thamyris, gedenkt Homer mit besonderm Lobe. In der nach dem trojanischen Kriege folgenden Periode schritt die Ausbildung der M. rasch vorwärts; Thaletes von Kreta (870 vor Chr.) zeichnete sich als Flötist und Sänger aus, desgleichen Eumelos

und Archilochus (700 vor Chr.). Letzterer soll zuerst gezeigt haben, wie man auf der Lyra Übergänge aus einem Rhythmus in den andern machen könne. Berühmter noch wurde sein Zeitgenosse Olympos der Phrygier, dessen Musik von Plato und Aristoteles sehr gepriesen wird und nach Plutarch's Zeugnisse alle bisher geübte Musik an Einfachheit und Ausdruck übertraf. Etwas später trat Terpander auf, nach der allgemeinen Annahme der Erfinder der Notenschrift und Componist mehrerer Tischlieder. Sein Zeitgenosse war der Sänger Tyrtäos. Außerdem gehören noch in diesen Zeitraum die Sänger Alcäos, Sappho, Ibykus, Arion, Bacchylides, Simonides, Kallistratus und vor Allen der feurige Odensänger Pindar (um 550 vor Chr.). Zur Förderung und Vervollkommnung der M. trugen jetzt die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele wesentlich bei und bei den pythischen Spielen insbesondere war sogar ein Preis für Instrumentalmusik ausgesetzt. Die glänzendste Periode der griechischen M. fällt in die Zeit von Pindar bis zur Unterjochung durch die Römer; denn in diesem Zeitraume entstand das Drama, wodurch ohne Zweifel die M. eine höhere Vollendung erhielt, indem sie in der Ausbildung des Chors ein wesentlicher Bestandtheil desselben wurde und um so mehr werden mußte, als die tragischen Dichter selbst zugleich Musiker waren und die Chöre in Scene setzten. Man kann daher annehmen, daß zu Perikles' Zeiten die griechische M. bereits ihren Höhenpunkt erreicht hatte und später vielleicht nur in einzelnen Theilen eine umfassendere Ausbildung erhielt. Unter den vielen trefflichen Musikern aus dieser Zeit stehen, nach dem Zeugnisse Plutarch's und anderer Schriftsteller, Damon, Timotheus, Ismenias, Epigones, Antigenides und Thelephanus oben an. Unstreitig war die M. damals schon theoretisch ausgebildet. Der erste, dessen als Theoretiker Erwähnung gethan wird, ist Lasus aus Hermione (548 v. Chr.). Gleichzeitig versuchte Pythagoras sein System, alle Verhältnisse durch Zahlen zu bestimmen, auf die M. anzuwenden. Er erfand das Monochord (s. d. Art.), berechnete die Intervalle und soll bereits aus der Vibration die Stärke und Höhe des Tons bestimmt haben. Auch nimmt man an, daß er schon eine Theorie der Fortpflanzung des Schalls gebildet habe. Später schrieb auch Aristoteles über M., mehr noch dessen Schüler Aristoxenus aus Tarent (394 v. Chr.), welcher der Meinung des Pythagoras entgegen das Gehör als einzigen Schiedsrichter bei Beurtheilung der Intervalle annahm. Demselben wird auch eine Vermehrung der Tonleiter zugeschrieben. Eigentlich wissenschaftlich wurde die M. zuerst von Euklid, dann von Ptolemäus und später von Aristides behandelt. Bei ihnen findet man eine vollständige Berechnung der Tongrößen nach allen Klanggeschlechtern. — Wichtig ist nun die Frage, welches eigentlich die Natur und Beschaffenheit der griechischen M. gewesen sei und ob dieselbe wohl eine Vergleichung mit unserer M. aushalte? Die Antwort würde leicht sein, wenn wir hinreichende Nachrichten besäßen und die wenigen Überreste, die auf uns gelangt sind, richtig zu entziffern und zu beurtheilen verständen. So aber wird diese Angelegenheit stets ein Meinungsstreit bleiben, dessen Entscheidung in das Reich der Unmöglichkeit gehört. Das musikalische System der Griechen bestand aus Tönen, Intervallen, Mutation, Melopöe und Rhythmopöe. Die wesentlichste, uns aber eben unerforschliche Eigenthümlichkeit liegt in dem Tonsysteme und der Rhythmopöe; Mutation ist dasselbe was Modulation, Melopöe so viel als Composition. Was nun das Tonsystem, die Klanggeschlechter und Tonarten betrifft, so wird darüber in den besondern Artikeln Tonart, Tonleiter und Tonsystem das Nöthige gesagt werden. Hier nur Einiges über die Rhythmopöe, d. i. die Lehre, Kunst des Rhythmus. Daß der Rhythmus der Griechen von dem unsrigen ganz verschieden war, ist keinem Zweifel unterworfen; er beruhte lediglich auf dem Sylbenmaße und hatte demnach keine andere Abwechselung als einfache Länge und Kürze. Allerdings

konnte hier bei der großen Zahl der Tonfüße eine ziemliche Mannigfaltigkeit hervorgebracht werden, allein die diesem Rhythmus zugeschriebene außerordentliche Kraft und Wirkung, wie sie besonders Aristides Quintilianus (kurz nach Chr. Geb.) in seinen Büchern „Περὶ μουσικῆς" rühmt, ist auf jeden Fall übertrieben. Gewiß blieb es immer ein Übelstand, daß die zwei Hauptzeiten, die kurze und lange, nicht in die verschiedenen möglichen Unterabtheilungen zerfällt wurden, woraus offenbar eine unnatürliche ermüdende Einförmigkeit hervorgehen mußte; darin stimmen aber alle alte Schriftsteller überein, daß sich die griechische M. durchaus an die festgesetzte Quantität der Sylben band. Es möchte daher wohl die Behauptung einiger neuern namhaften Gelehrten, daß der griechische Rhythmus als von allem Tactzwange frei weit größern Eindruck gemacht habe, als unserer durch den Tact seiner Wirkung beraubte Rhythmus, durchaus unbegründet sein, da überhaupt nicht einzusehen ist, wie der Tact die Wirkung des Rhythmus schwächen solle. Eher dürfte wohl anzunehmen sein, daß die Griechen eben so gut wie wir, einen gewissen Tact, welchen sie mit dem Rhythmus verbanden, gehabt haben, nur daß wir ihn nicht kennen; auch scheint es fast gewiß, daß in der spätern Zeit vielleicht zugleich mit der Abschaffung des chromatischen und enharmonischen Klanggeschlechts die alten verhältniß- und eindrucksloſen Rhythmen durch andere ersetzt wurden, welche zu den Römern und als wirklich brauchbar in die alten Kirchenmelodien des Mittelalters übergingen. Es dürfte daher der Verlust des alten griechischen Rhythmus wenig zu bedauern sein. Was übrigens die eigentliche Kunst des Satzes bei den Griechen betrifft, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß man darin nicht unbedeutende Fortschritte gemacht hatte. Kannten auch die Griechen schon wegen des geringen Umfangs ihrer Tonleiter die Harmonie nicht in der Vollendung, wie wir sie kennen, so verstanden sie doch zuverlässig die Zusammenstellung der Intervalle zu harmonischen Accorden und benutzten sie, wie sich mit Gewißheit annehmen läßt, sowohl in Instrumental- als Vocalsätzen. — Unter den wenigen Proben altgriechischer M., die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, sind 3 Hymnen an Kalliope, Apollo und die Nemesis und die 8 ersten Verse der 1. Ode des Pindar die bedeutendsten. Es läßt sich aber aus ihnen wenig lernen und man muß in ihrer Beurtheilung und Benutzung zu etwaigen Beweisführungen sehr vorsichtig zu Werke gehen, da erst bewiesen werden muß, daß es nicht einzelne aus dem Zusammenhange herausgerissene Stellen sind. — Die wichtigsten Instrumente der Griechen außer den bereits erwähnten, der Flöte, Lyra (mit ihren verschiedenen Arten, Phorminx, Cythare, Chelys, Magadis, Psalterion u. a.) und dem Monochord waren das Simikon (mit 35 Saiten), das Epigonion (mit 40 Saiten), das Trigonon, Barbiton, Sambyke (sämmtlich Saiteninstrumente); Blasinstrumente, der Syrinx und einige Trompeten- und Horngattungen; ferner das Tympanon (Pauke), das Krotalon (Klingel, Schelle), das Kymbalon (Becken, Cymbel) und mehrere Arten platter tambourinähnlicher Trommeln. — Als die letzten Reste der griechischen Unabhängigkeit durch die Römer vernichtet wurden, nahmen, wie dieß meist zu geschehen pflegt, die Eroberer, in so weit sie wenigstens dazu fähig und geneigt waren, Künste und Wissenschaften der Besiegten unter sich auf. Auch die M. fand jetzt einen Zufluchtsort in Italien, obwohl hierbei nicht vergessen werden darf, daß auch in Griechenland noch, so viel es die Verhältnisse zuließen, besonders aber in den griechischen Pflanzstädten Kleinasiens die Ausübung der M. ihren Fortgang und vielleicht länger als in Rom ihre ursprüngliche Gestalt behielt. Die ältere Culturgeschichte Italiens weiß von der Ausübung der M. wenig zu erzählen. Bei dem Einwandern fremder Colonisten wurden die bei diesen gebräuchlichen Instrumente mitgebracht, eine weitere Ausbildung aber in dieser Hinsicht wurde durch die volksthüm-

lichen Verhältnisse zu wenig begünstigt. Bei den Hetruriern findet man in den frühesten Zeiten verschiedene Saiten- und Blasinstrumente, welche durchaus auf ägyptischen Ursprung hindeuten, obwohl Einige morgenländischen Typus in ihnen erkennen wollen; auch in Rom wird schon in den ersten Zeiten der Könige der M. (Cymbeln, Flöten, tibiae) bei feierlichen Gelegenheiten gedacht, während im Kriege Blasinstrumente verschiedener Art (tuba, Trompete, cornu, Horn) im Gebrauche waren. Ob sie diese von Hetrurien oder irgend woher erhielten, ist von wenig Belang. In den ersten Zeiten der Republik blieb die M., wenn anders das rohe Geklingel einiger Instrumente so zu nennen ist, ausschließlich auf religiöse Feierlichkeiten und kriegerischen Gebrauch beschränkt und nur erst im III. Jahrh. v. Chr. kam sie auch beim Schauspiele in Anwendung. Höhere Bedeutung und allgemeinere Verbreitung erhielt sie jedoch erst nach der Eroberung Griechenlands; eine nationelle Selbstständigkeit aber nie, wenn man nicht eine allerdings in gewisser Hinsicht eigenthümliche Ausbildung der kriegerischen M. dahin rechnen will. Auch konnte davon keine Rede sein, da die Kunst überhaupt nur von Sklaven und Freigelassenen ausgeübt werden durfte. Unter der Regierung der ersten Kaiser wurde die M. ein Gegenstand des Luxus, besonders unter Nero, welcher gegen 5000 Musiker unterhielt und selbst öffentlich als Sänger auftrat. Nach seinem Tode indeß wurden jene Musikbanden aus Rom entfernt und mit schnellen Schritten näherte sich die M. seit dieser Zeit ihrem Verfalle. Bis zu ihrer Einführung in der christlichen Kirche bietet ihre Geschichte nichts Bemerkenswerthes mehr dar. — Hier endet der erste Abschnitt in der Geschichte der M. und ein zweiter beginnt, welcher uns ganz neue wesentlich von den vorigen verschiedene Erscheinungen vorführt. Das Alterthum mit seinen Völkern und Staaten, seiner Kunst und Wissenschaft sank in Trümmer, eine neue Zeit trat hervor, basirt auf der Christuslehre, die fortan als belebendes Princip alle Erscheinungen des materiellen wie des geistigen Lebens leitet und bedingt; denn so wie es nur einigermaßen festen Eingang gewann, so erglänzte auch die Morgenröthe einer jungen Cultur. Vorzüglich aber war es die M., die sich in und durch das Christenthum neu gestaltete. Daß die ersten Christen in ihren kirchlichen Versammlungen religiöse Hymnen und zwar nach den Mustern der griechischen, römischen und vielleicht auch der hebräischen sangen, ist erwiesen und nicht unberücksichtigt darf es bleiben, daß sich schon in den ersten Zeiten, besonders in den christlichen Gemeinden der asiatischen Städte, der Kirchengesang zu einer gewissen Eigenthümlichkeit heranbildete. Wie später auf diesen Grundlagen fortgebaut und besonders durch die Bemühung der römischen Bischöfe die kirchliche M. auch in technischer Hinsicht erweitert und außerhalb Italien verbreitet wurde, ist in dem Art. Kirchenmusik nachzulesen. Wir finden hier den natürlichen Übergang zur neuern M., wie sie sich ursprünglich basirt auf der Kirchenmusik (in älterer Bedeutung), als dem Mittelgliede zwischen ihr und der alten M., allmählig bei den wichtigsten Völkern Europas, welches jetzt der Mittelpunkt aller höhern menschlichen Cultur geworden war, ausbildete. Erscheint sie auch nothwendig in den ersten Zeiträumen überall fast in gleicher Gestalt, so treten doch später bei ihrer rasch fortschreitenden Entwickelung, zumal wo sie anfängt ihr Gebiet auf das äußere Leben zu erweitern, so viele Eigenthümlichkeiten in ihrer Auffassung bei den sie cultivirenden Nationen hervor, daß eine Übersicht nur möglich wird, wenn wir ihren Zustand bei den verschiedenen Völkern einzeln betrachten. Wir beginnen demnach mit der Geschichte der M. in Italien. Vom VI. bis zum XI. Jahrh. ist zuvörderst wenig Bemerkenswerthes anzuführen. Was die römischen Bischöfe für die Kirchenmusik thaten, ist in diesem Artikel bemerkt. Zu Ende des angegebenen Zeitraums erwarb sich der Papst Sylvester II. (Gerbert) wesentliche Verdienste um die M., unter andern auch um die Vervollkommnung

der Orgel; bei Weitem größern Einfluß aber gewannen die von Guido von Arezzo (s. d. Art.) herbeigeführten Veränderungen im musikalischen Systeme und bald darauf wurde auch die in Deutschland erfundene Mensuralmusik (s. d. Art.) in Italien eingeführt. Zwar konnte bei der ungünstigen Gestaltung der äußern Verhältnisse die M. immer nur langsam vorwärts schreiten, indeß geschah doch in der nächsten Zeit manches Erfreuliche und bereits zu Dante's Zeiten erscheinen verschiedene nicht kirchliche Gesänge wie die Canzone und Cantilena in allgemeinem Gebrauche. Auch wird damals bereits des Madrigals gedacht. Dante nennt zwei seiner Zeitgenossen, Caselli und Scochetto, als geschickte Musiker, doch wissen wir nichts Näheres von ihnen. Um die Mitte des XIV. Jahrh. blühte die M. vorzüglich in Florenz und Neapel, und insbesondere scheint sich damals die Instrumentalmusik durch Vermehrung und Verbesserung der Instrumente sehr gehoben zu haben (Boccaccio erwähnt Lautenschläger und Violinisten). Wie großen Eingang übrigens die Figuralmusik in dieser Zeit bereits gefunden haben mochte, beweist eine Bulle des Papstes Johannes XXII., in welcher ausdrücklich die unnöthigen Verzierungen in der Kirchenmusik, jedoch unbeschadet der Anwendung des Contrapunktes, verpönt wurden. Im XV. Jahrh. blieb Italien in der M. gegen die übrigen Länder sehr zurück; nur wenige Musiker von Bedeutung werden angeführt, unter ihnen ein gewisser Antonio (Degli Organi) als tüchtiger Organist, Marchetto Cara als Sänger und Heinrich Isaac (ein Deutscher) als Verfasser beliebter Carnevalslieder. In Neapel war außerdem im Jahre 1450 eine Schule für Gesang und Composition gegründet worden, welche einiges Gute leistete und auf die Verbreitung des beliebt gewordenen contrapunktorischen Gesangs mit einwirkte. Johann von Mantua und einige Andere schrieben theoretische Abhandlungen. Zu Anfange des XVI. Jahrh. begann ein regeres Leben. Um diese Zeit erschien in Italien bereits die Fuge; ob sie aber wirklich italienischen Ursprungs ist, kann nicht ausgemittelt werden; doch scheint es sicher, daß sie hier wenigstens vorzugsweise ausgebildet wurde; auch treten jetzt die Madrigale in einer vollkommnern Gestalt wie früher auf. Durch Palästrina endlich erhielt in dieser Periode die Kirchenmusik ihre moderne Gestalt und Gesualdo, Prinz von Venosa, verbesserte zu Ende dieses Zeitraums den Rhythmus und die Modulation. Aus den verschiedenen Musikschulen gingen viel treffliche Künstler hervor, unter denen Rocco Rodio, Costanza Parta (Vorsteher der lombardischen Musikschule), Joh. Caimo (Madrigalencomponist), Casoldi, Biffi, Cima, Pontio, Vechi, Festa, Giachetto, Striggio, Animuccia, Zarlino (ein geschickter Theoretiker) u. A. m. mit großem Lobe erwähnt werden. Überhaupt wurde in diesem Jahrhunderte die M. mehr wie früher ein Eigenthum des Volks und in jeder nur irgend bedeutenden Stadt der Gegenstand sorgfältiger Pflege. Rom, Venedig und Neapel indeß blieben der Hauptsitz und Mittelpunkt aller Bestrebungen. Bemerkenswerth ist es, daß sich jetzt die ersten Spuren der Concertmusik zeigen; der Herzog von Ferrara hatte eine Anzahl Musiker zu diesem Zwecke in seinen Diensten und Annibale Melane in Bologna schrieb bereits eine Abhandlung über diesen Gegenstand. Ferner kamen auch die Oratorien und geistlichen Dramen in Gebrauch; das erste Stück dieser Art wurde im Jahre 1545 zu Padua aufgeführt. Was die Kunst des Satzes betrifft, so hatte man darin zu Ende des XVI. Jahrh. nicht unbedeutende Fortschritte gemacht; vorzüglich waren es Monteverde (s. d. Art.) und später Viadana, welche hierin ihrer Zeit vorauszueilen suchten. Den entschiedensten Einfluß aber auf die eigenthümliche Gestaltung und Ausbildung der M. in Italien gewann die Oper, welche mit dem Anfange des XVII. Jahrh. in Gebrauch kam und seitdem fast ausschließlich die Thätigkeit der Musiker beschäftigte. Schon im XV. Jahrh. hatte man M. bei weltlichen Dramen in Anwendung gebracht und nach der allgemeinen Annahme

war Alfonso delle Viole, um 1540 Kapellmeister in Ferrara, der Erste, welcher bei Aufführung dramatischer Vorstellungen Gesang mit Declamation vereinte. Der modernen Oper ähnlicher war das im Jahre 1597 in einem Privatzirkel aufgeführte Drama „Daphne", componirt von Peri, in welchem bereits das Recitativ in der alten griechischen Declamationsweise angewandt erschien. Das erste Stück dieser Art, welches öffentlich auf der Bühne zur Aufführung kam, war die „Euridice" von Peri (zu Florenz im Jahre 1600). Die Ausbildung der Oper rückte von jetzt an rasch vorwärts (s. d. Art. Oper). Im XVII. Jahrh. entwickelte sich ein außerordentlich reges musikalisches Leben, unverkennbar hervorgerufen durch das Übergewicht, welches die weltliche M. allmählig erlangt hatte. Doch erhielt sich auch die Kirchenmusik noch einige Zeit in ihrer ursprünglichen Reinheit und tritt vorzugsweise in den Werken eines Carissimi und Allegri (s. d. Art.) auf das Glänzendste hervor. Um die Mitte dieses Jahrh. zeichnete sich Stratella als tüchtiger Gesangscomponist und Geiger rühmlich aus; Scarlatti erwarb sich um das Fortschreiten der dramatischen M. große Verdienste und Corelli gründete eine eigene Schule des Violinspiels. Gleichzeitig mit ihm blühten die tüchtigen Instrumentalisten Torelli, Valentini, Albinoni und später noch Pittoni, welcher das Accompagnement bei der Kirchenmusik wesentlich erweiterte. Als Componisten von Cantaten, welche um das Jahr 1620 in allgemeinen Gebrauch kamen, glänzen Romano, Spoleto, Stradella, Rossi, Bandini, Basquali, Lotti, Caldara, Marietto u. A. Als die glänzendste Zeit der italienischen M. aber ist unstreitig das XVIII. und XIX. Jahrh. zu betrachten. Ein berühmter Künstler folgte dem andern und gewiß erhielt in dieser Periode, wenigstens in einzelnen Zweigen, die italienische M. vor jeder andern das Übergewicht. Unter die ausgezeichnetsten Musiker dieser Zeit gehören: Bononcini, Geminiani (ein berühmter Geiger und Organist), Tartini (der erste Geiger seiner Zeit), Pergolese, Galuppi, Jomelli, Piccini, Sarti, Sacchini, Martini, Anfossi, Pozolini, Federici. Zum Theil dem XIX. Jahrh. gehören mit an Gulielmi, Paësiello, Cimarosa, ganz aber Rossini, welcher wesentlichen Einfluß auf die italienische M. gewann und unstreitig unter allen italienischen Componisten der neuesten Zeit den ausgebreitetsten Ruf genießt. Außerdem verdienen ehrenvolle Erwähnung Salieri, Zingarelli, Cherubini, Spontini, Caraffa, Generali, Niccolini, Paganini (der Geigenfürst), Mercadante, Paccini, Donizetti und der zu früh verstorbene Bellini. Zu bemerken ist übrigens, daß sich mehrere von den letztgenannten Componisten vom italienischen Style entfernt und mehr dem deutschen oder französischen genähert haben. Über die Gesangsausbildung s. d. Art. Singen. — Folgen wir aufmerksam dem Gange der Ausbildung der italienischen M., so ergibt sich das Resultat, daß hier mehr als irgend wo anders die Melodie das vorherrschende Element wurde. Der Grund davon liegt in dem Charakter des Italieners. Leicht erregbar und allem sinnlichen Reize huldigend mußte ihm auch die M. ein Mittel zur Befriedigung seiner Neigung werden, Alles auf das Gefühl zu beziehen und durch dasselbe zu bestimmen. Dem Ohre zu schmeicheln wurde daher die Hauptaufgabe seiner M. und die glücklichen Anlagen zum Gesange, die in Italien vorzugsweise angetroffen werden, erhielten nun durchaus eine lediglich auf diesen Zweck berechnete Ausbildung. Ohne Zweifel eilte hierin der Italiener den andern Nationen weit voraus und übertraf bei Weitem Alles, was in der Vervollkommnung der Stimme nur irgend geleistet wurde. Aber eben hier verfiel er auch am ersten in Mißbildung und Künstelei und betrachtete von dem Wege der wahren Kunst abweichend die möglichst größte technische Vollendung des Gesanges als den höchsten und alleinigen Zweck der M. Äußerer Glanz wurde ihm Alles; Tiefe und Gründlichkeit der Harmonie, Fülle der Instrumentation trat in den Hintergrund. Daß dessenungeachtet die italienische M. bei

den übrigen Nationen so allgemeinen Eingang fand, ist leicht erklärlich, da man Italien als den Sitz alles Schönen zu betrachten gewohnt ward. In neuerer Zeit hat man aber die großen Mängel derselben einsehen lernen und bestrebt sich mit sichtlichem Erfolge, ihren Einfluß in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Nur in Hinsicht der Ausbildung der Stimme gesteht man noch den italienischen Gesanglehrern ihre allerdings begründeten Vorzüge zu. — Musik in Frankreich. Schon die vorchristlichen Bewohner Frankreichs, die Gallier, hatten ihre eigenthümliche M. oder wenigstens Instrumente, welche nach Diodor's und anderen Berichten bei feierlichen Gelegenheiten, besonders beim Gottesdienste und im Kriege, in Gebrauch waren. Die Druiden und Barden pflegten die M., so weit es sich mit ihren Zwecken vertrug. Nach dem Eindringen der Römer verlor sich allmählig diese alte uns nicht mehr bekannte M. der Barden und die römische wurde einheimisch, jedoch nicht sehr verbreitet. Als hierauf die Franken in Gallien erschienen und sich festsetzten und Chlodwig zu Ende des V. Jahrh. Christ wurde, fand die alte christliche Kirchenmusik allmählig Eingang und zwar, wie man sagt, durch die Bemühung italienischer Gesanglehrer, welche Chlodwig vom Hofe Theodosius' des Großen kommen ließ. Später trug die Einführung der Orgel (um die Mitte des VIII. Jahrh.) viel zur Verbesserung des Kirchengesanges bei und mehr noch die Bemühungen Karl's des Großen, welcher durch die zwei römischen Sänger, Theodor und Benedict, Musikschulen gründen ließ, in welchen vorzugsweise in dem gregorianischen Kirchengesange Unterricht ertheilt wurde. Um diese Zeit schon zogen wandernde Musiker von Ort zu Ort und besangen die merkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse ihres Landes (chansons de gestes); doch standen sie damals noch in keinem besondern Ansehn. Unter den kriegerischen Liedern, die diese Sänger gewöhnlich zum Besten gaben, stand das Rolandslied, in welchem die Heldenthaten dieses fabelhaften Abenteurers gefeiert wurden, oben an; doch haben sich leider nur einige wenige Überreste desselben erhalten. Übrigens kann man annehmen, daß erst im X. Jahrh. in französischer Mundart gesungen wurde; nach dem X. Jahrh. wurden Liebeslieder in romanischer Sprache geschrieben und im folgenden Jahrh. wurde dieselbe allgemein. Bis auf die Zeit Guido's (d'Arezzo) zeichneten sich vorzüglich Rabanus, Heris, dessen Schüler, Remi d'Auxerre und Odon als tüchtige Musiker aus; auch datirt sich aus dieser Zeit die musikalische Abhandlung des Mönchs Aurelian und Hucbald's, in deren Werken sich bereits eine Spur von Harmonie (bestehend aus fortschreitenden Quarten, Quinten und Octaven) und ein Notensystem findet, nach welchem durch acht verschiedene Noten 2½ Octave notirt wurden. Mit dem XI. Jahrh. beginnt eine neue musikalische Epoche in Frankreich, indem sich von dieser Zeit an besonders in Languedoc und der Provence die eigenthümliche Gesangs- und Dichtungsweise der Troubadours (Trouvers) und Minstrels auszubilden anfängt. Das Nähere darüber in dem Art. Troubadour. Für die eigentliche kunstreiche Behandlung der M. aber wurde in diesem großen Zeitraume wenig gewonnen und noch zu Ende des XIV. Jahrh. hatte man in der Composition mehrstimmiger Sätze nur geringe Fortschritte gemacht; indeß scheint bereits 1364 bei der Krönung Karl's V. eine vierstimmige Messe gesungen worden zu sein, die aber wie alle andere Stücke dieser Gattung aus jener Zeit von Verstößen gegen die Harmonie wimmelt. Ein Jahrhundert später begegnet man schon manchen wesentlichen Verbesserungen in dem Notensysteme und der Harmonie und mehreren geschickten Musikern, z. B. Binchois, Busnois u. A. Unter Franz I. erhielt die M. neuen Aufschwung durch Claude de Servisy, Aurant, Jannequin, Jean Mouton und Brunnel, welche insbesondere in der Harmonie schon Treffliches leisteten. Unter ihren Nachfolgern zeichnete sich vor Allen Goudimel als Componist vier- und fünfstimmiger Gesänge und Claude le Jeune vortheil-

haft aus. Ein noch regeres Musikleben entwickelte sich unter Karl IX. und seiner kunst- und prachtliebenden Mutter Katharina von Medicis. Auf Veranlassung der letztern kam im Jahre 1581 mit Unterstützung italienischer Künstler das erste musikalische Drama zur Aufführung, welches Tanzmusiken und mehrere vierstimmige Gesänge enthielt, die großen Effect hervorbrachten. Daraus entwickelte sich nach und nach die Oper. Nach dieser Zeit trat ein ziemlich langer Stillestand in der M. ein und weder Heinrich's IV., noch Ludwig's XIII. Regierung war den Fortschritten derselben besonders günstig. Außer Eustache du Courray, Manduit und Cousteaux wird aus dieser Periode keines Musikers von Bedeutung gedacht. Doch entwickelte sich jetzt schon die Instrumentalmusik wenigstens in einzelnen Zweigen zu einer ziemlichen Vollkommenheit und es werden bereits zu Ende des XVI. Jahrh. einige geschickte Orgel- und Clavierspieler, Violinisten und Lautisten angeführt. Das königliche Orchester, aus 24 Mitgliedern bestehend, leistete indeß sehr wenig und stand den gleichzeitigen Instituten in Italien und Deutschland weit nach. Hier kann man füglich einen Abschnitt in der Geschichte der französischen M. machen, da von jetzt an eine ganz neue Epoche mit der Regierung Ludwig's XIV. ihren Anfang nimmt. Im Jahre 1645 ließ Mazarin durch eine Gesellschaft italienischer Sänger die ersten Opern (Orpheus und Euridice) zur Aufführung bringen, fand aber jetzt noch selbst bei Hofe wenig Anklang. Mehr schon war dieß der Fall, als er mehrere Jahre später den Versuch wiederholte, wodurch Lambert, Organist der Kirche St. Honoré, auf die Idee kam, die italienische Oper nachzuahmen und sich ein Privilegium für sein Unternehmen geben zu lassen. Die ersten Darstellungen der „Pomona" und der „Lust und Leiden der Liebe" gelangen (1671) und ein neues Hauptelement der französischen M., die Oper, welche seitdem sogleich ausgebildet wurde, hatte seine Begründung erhalten. Vorzüglich war es Lulli (s. d. Art.), welcher selbstständig auftretend die Bahn, auf welcher man fortschreiten mußte, zuerst ebnete und der französischen M. in ihren verschiedenenen Zweigen eine höhere Bedeutung und nationelle Gestalt verlieh. In seinem Sinne arbeiteten seine Schüler und Nachahmer Colasse (1687—1706), Charpentier, Coste, Destouches, Mouret, Bertin, Francoeur, de Blamont u. A. m. In der Kirchenmusik wurde in dieser Zeit ebenfalls Bedeutendes geleistet, besonders von Bernier und Nivers. Die Instrumentalmusik machte nicht minder erfreuliche Fortschritte. Als ausgezeichnete Künstler sind zu betrachten im Orgelspiele die drei Bournonvilles, Tommelin, der Abbé de la Barre, Couperin und Marchand; als Clavierspieler Fr. Couperin, Hardelle, d'Anglebert und Buret; als Violinspieler Marais, Forquerais, Senaillé und Leclair. Als tüchtiger Gesanglehrer galt Lulli's Schwiegervater Lambert. Dieß war der Stand der M., als Rameau (s. d. Art.) auftrat und trotz der heftigen Widersprüche der Anhänger Lulli's eine völlige Revolution hervorbrachte, indem er das ganze System der Tonkunst auf andere Principien basirte. Dazu entwickelte er als Componist eine bei Weitem höhere Kraft und verstand durch den Gebrauch reicher harmonischer Mittel erschütternde Wirkung hervorzubringen. Die bedeutendsten seiner Zeitgenossen, Mondonville, Berton, d'Auvergne und Trial, nahmen sein System an und dadurch besonders trat die Lulli'sche Schule in den Hintergrund. Doch geriethen die Anhänger Rameau's seit 1752 in heftigen Streit mit einer andern Partei, welche mit J. J. Rousseau an der Spitze für die damals in Paris befindliche italienische Oper den Schild erhob und überhaupt das Vorhandensein einer französischen M. läugnete. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführt und hatte endlich das Resultat, daß sich die Rameau'sche M., jetzt die classische französische genannt, in der großen Oper concentrirte, während die italienische in der eben errichteten „Opera comique" ihre Zuflucht erhielt.

Hier componirten Dunk, dann Philidor und Monsigny gern gehörte Opern und Gretry (s. d. Art.) endlich verstand es, die italienische M. auf eine dem Franzosen passende Weise zu behandeln und mit der französischen zu verschmelzen. Unstreitig kann schon er als der Vorläufer des bessern Geschmacks in der folgenden Periode gelten. Unterdessen hatte man bei der großen Oper die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der sogenannten classisch französischen M. lebhaft gefühlt und Gluck herbeigerufen. Welches der Einfluß desselben und seines Gegners Piccini gewesen ist, sehe man in diesen Artikeln. Ohne Zweifel aber war derselbe nur in einzelnen Beziehungen dauernd und einem höhern, welcher sich bald darauf geltend machte, untergeordnet. Wir meinen in diesem höhern Einflusse die Revolution. Wie sich damals Gesetze und Regierungsform änderten, so nahm auch die M. eine durch den revolutionairen Zeitgeist bedingte eigenthümliche Gestalt an, in welcher sie sich den herrschend gewordenen Ansichten über Kunst überhaupt anschloß. Als die ersten Repräsentanten dieser neuen Richtung erscheinen Mehul und Cherubini (s. d. Artt.), Beide trefflich gebildet durch das Studium der Werke Gluck's, Mozart's und guter Italiener; Lesueur und Berton folgten ihnen mehr oder weniger nach, auch Boyeldieu schloß sich der neuen Schule an. Durch die Gründung einer italienischen Oper fand jetzt auch die Kunst des Gesanges allgemeinern Eingang und besonders durch Garat in nationaler Auffassung sorgliche Pflege und die Errichtung des Conservatorium im Jahre IV der Republik wurde heilsam für alle Zweige der theoretischen wie praktischen M. Cherubini, Lesueur, Mehul, Gossec (Kirchencomponist), Gretry ertheilten den theoretischen Unterricht; Rhode, Kreuzer, Baillot wurden Lehrer für die Violine, Levasseur für Violoncell (auf welchem sich später Duport so sehr auszeichnete); für Clarinette Lefevre; für das Horn Duvernoy und Domnich; für die Flöte Hugo (später Drouet) ꝛc. So viel Herrliches auch unter solchen Umständen geleistet werden mußte, so erschien dennoch die M. damals nur zu häufig in einer stürmischen, pomphaften republikanischen Gestalt und entfernte sich immer mehr von der frühern edeln Einfachheit Gluck's und Cherubini's. Glücklicher Weise trat mit der politischen Reaction unter Napoleon auch eine musikalische ein. Der Geschmack änderte sich und kehrte zu der alten einfachen Wahrheit zurück. Della Maria in seinem „Gefangenen" gab den ersten Impuls; selbst Mehul änderte seine Manier und Boyeldieu in seinem „Chalifen von Bagdad", „Johann von Paris" u. a. trug ebenfalls zur festern Begründung der neuern Richtung wesentlich bei. In gleichem Sinne schrieben Kreuzer und Isouard; Catel, theoretisch nach Deutschen, besonders Kirnberger gebildet, drängte das Rameau'sche System durch seinen „Traité d'harmonie" in den Hintergrund und schrieb selbst mehrere treffliche Opern. So that sich im Allgemeinen ein für die Zukunft viel versprechendes Streben kund, bis der Italienisch-Rossini'sche Modegeschmack demselben abermals eine andere Richtung gab. Man gefiel sich darin, den Verfasser des „Barbiers von Sevilla" nachzuahmen und kam so fast in Gefahr, alles Nationalschöne darüber zu verlieren. Zu den Componisten, welche dieser Richtung besonders huldigten, gehört vor Allen Herold, weniger Auber, dessen M. in vieler Hinsicht ächt französischen Charakter an sich trägt. Von den übrigen neuesten französischen Musikern verdienen besonders Fetis, Gomis und Halevy rühmliche und Meyerbeer in sofern Erwähnung, als in seiner M. auch etwas von französischer sichtbar wird. Bereits oben sind mehrere der bedeutendsten Virtuosen auf verschiedenen Instrumenten erwähnt worden; hier bemerken wir noch, daß auch das Pianofortespiel gegenwärtig besonders zu Paris auf einer hohen Stufe der Vollendung steht. Hierher gehören vor Allen die zum Theil auch als Componisten rühmlich bekannten, Adam, Kalkbrenner, Chopin, Herz, Pixis und Liszt. — In der französischen M. tritt vor Allem glänzende Instrumentirung, Pracht

und Fülle in den Chören, ergötzliche Tanzmelodie und das Lied als charakteristisches Merkmal hervor. Die Tiefe und Erhabenheit der Deutschen, so wie der Gesang der Italiener fehlt, ihre Stelle ersetzen Effecte und oft gewaltsame Gegensätze und Verdrehungen der Harmonie. Kurz, die französische M. ist das wohlgetroffene Bild des Franzosen selbst. — M. der Deutschen. Gleich den Galliern hatten auch die Deutschen schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte eine eigenthümliche M., welche wie dort von den Druiden und Barden gepflegt wurde. Auch mochten ihre Instrumente jenen der Gallier ähnlich sein; wenigstens werden keine ihnen eigenthümliche in den vorhandenen Nachrichten angeführt. Mit dem Christenthume ward wie überall so auch hier die römische Kirchenmusik einheimisch, zu deren Verbreitung vorzüglich die von Karl dem Großen zu Fulda, Reichenau, Regensburg, Mainz und Trier angelegten Schulen sehr viel beitrugen. Über die Fortschritte aber, welche sie machte und von denen, die sie insbesondere beförderten, läßt sich in dem folgenden Zeitraume nur wenig historisch Sicheres angeben. Gewiß ist es indeß, daß sich neben der kirchlichen M. schon im X. Jahrh. bereits jener eigenthümliche, so innig mit dem mittelalterlichen Leben verbundene und durch dasselbe bedingte dem französischen Troubadourgesange ähnliche Minnegesang ausbildete, welcher bis zur Erlöschung des Ritterwesens der Typus der volksthümlichen M. blieb. Darüber siehe den Art. Minnesänger. — Durch Franco von Köln wurden um die Mitte des XI. Jahrh. zuerst die Versuche einiger seiner Vorgänger, das musikalische Zeitmaß zu reguliren, in ein regelmäßiges System und dadurch der Mensuralgesang in Aufnahme gebracht; eben so ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Guido's von Arezzo Erfindungen nicht ohne Einfluß auf Deutschland geblieben waren. Die eigentliche harmonische M. fing indeß erst im XV. Jahrh. an größere Bedeutung zu erhalten und hier war es auch vorzüglich das Nachbarland Deutschlands, Flandern, wo das Meiste in dieser Hinsicht geleistet wurde. Besonders erhielt die Schule Johann Okenheim's großen Einfluß, aus welcher der berühmteste Contrapunctist jener Zeit, Josquinus, hervorging. In seinen Werken finden sich bereits Spuren von wohlklingender Modulation. Treffliches leisteten gleichzeitig und zu Anfange des XVI. Jahrh. Hobrecht, der Lehrmeister des Erasmus, Philipp von Mons, Johann von Kerl u. A. m. Nicht unwichtig für den Kirchengesang wurden auch die schon früher geschehenen Verbesserungen der Orgel, besonders die Erfindung des Pedals durch Bernhard (im Jahre 1440); entschiedenen Einfluß aber gewann die Reformation, zumal da ihr Begründer und Leiter, Luther, selbst nicht nur ein Freund, sondern auch Kenner der M. war. Durch ihn wurde der Choralgesang verbessert, ein neues Rituale für den Chorgesang und das Erlernen der M. in den neu eingerichteten Schulen angeordnet. Hierbei unterstützten ihn, außer Melanchthon, die tüchtigen Musiker Walther und Senfel. Gleichzeitig fand die weltliche M. an Höfen und in den Städten (hier durch die Meistersänger [s. d. Art.]) ersprießliche Pflege, insbesondere auch die Instrumentalmusik, welche sich in den Kapellen der Fürsten, wie z. B. in München unter des berühmten Lasso (s. d. Art.) Leitung heranzubilden anfing. Selbst Spuren concertirender Vocalmusik finden sich und zwar zuerst an dem Hofe Karl's V., eines bekanntlich sehr großen Musikliebhabers. Daß die Militairmusik nicht zurückblieb, versteht sich von selbst. So erhielt sich im Allgemeinen der Stand der M. bis zu Ende des XVI. Jahrh. In der nächstfolgenden Periode trat dagegen ein augenblicklicher Stillestand ein, herbeigeführt durch die Unruhen des 30jährigen Kriegs. Nach demselben aber begann sich das musikalische Streben von Neuem um so erfreulicher zu entwickeln, da es von den Höfen aus die thatkräftigste Unterstützung erhielt. So berief Leopold I. eine italienische Operngesellschaft nach Wien, die unter der Leitung Santinelli's, Caldara's und

Anderer sehr viel zur Bildung und Läuterung des deutschen Geschmacks beitrug. Überhaupt wurde Wien, besonders was Instrumentalmusik betrifft, schon um diese Zeit der Mittelpunkt der Kunst und später übertraf die Kapelle des Kaisers Karl VI. fast alle anderen europäischen Institute dieser Art. Hatte in Wien und überhaupt in Süddeutschland damals die italienische M. vorzugsweise Eingang gefunden, so entwickelte sich dagegen im nördlichen Deutschland die eigentliche deutsche M. und zwar sowohl in der Oper als in der Kirchenmusik ganz selbstständig und in eigenthümlich nationalem Gewande. Schon in den alten Fastnachtsspielen hatten die Deutschen eine Art dramatischer M. besessen, begreiflicher Weise aber konnte diese dem vorgerückten Geschmacke nicht mehr genügen und wurde daher als auch zur weitern Ausbildung ihrer innern Natur nach untüchtig gänzlich abgeschafft. Dagegen widmete man vom Beispiele der Italiener angefeuert der dramatischen Bühnenmusik in der 2. Hälfte des XVII. Jahrh. eine erfolgreiche Thätigkeit und zwar zuerst in Hamburg, wo schon 1678 ein musikalisches Drama vom Kapellmeister Thiel und bald darauf die trefflichen Opern des berühmten Reinh. Kaiser (s. d. Art.) aufgeführt wurden. In der Kirchenmusik wurde gleichzeitig und im Laufe des XVII. Jahrh. gleich Erfreuliches und noch Größeres geleistet durch die Sachsen Bach, Händel, Hasse, Graue, Homilius, Hiller, Naumann, dann durch Wolf, Benda u. A. die Concert- und Kammermusik befördert und ausgebildet, durch Männer wie Kirnberger, Marpurg der theoretische Theil der M. angebaut und durch Virtuosen auf den verschiedenen Instrumenten, wie durch die schon genannten Bach und Händel auf der Orgel und dem Claviere, Quanz auf der Flöte u. A. die Instrumentalmusik für jetzt wenigstens technisch vervollkommnet. Waren auch damit für die höhere und umfassendere Ausbildung der M. im Grunde nur die Anfänge gegeben, so war doch damit schon viel gewonnen, zumal da der besonnene gründliche Sinn der Deutschen jeden fremden Einfluß von sich fern gehalten hatte. Jetzt erschien Gluck (s. d. Art.), mit ihm eine neue Epoche seiner Kunst, deren Grenzen er erweiterte, indem er zuerst den wahren Standpunkt zeigte, von welchem aus dramatische M. betrachtet und behandelt werden müsse. Kräftig und erhaben ebnete er die Bahn, auf welcher kurz nach ihm die Heroen deutscher Musik ihm gleich an Hoheit, aber gewaltiger noch durch den Alles umfassenden Reichthum ihrer Kunst die Anfangs- und zugleich wohl auch die Endpunkte der Glanzperiode deutscher M. in ihrem ganzen Umfange bezeichneten, Haydn, Mozart, Beethoven. In ihnen erhielt das Gesammtgebiet der Tonkunst seine höchste Vollendung; durch Mozart die Oper und die Kirchenmusik, durch Haydn und vorzüglich Beethoven die Instrumentalmusik in jenen gewaltigen Tonwerken, den Symphonien. Auch wurden und blieben sie fortan die Muster jedes nach dem Wahren strebenden Künstlers und in ihrer unantastbaren Größe gleichsam die Genien, welche die deutsche M. bis heute, wenn auch nicht vor Verirrungen, doch vor gänzlichen Verfalle in fremden Ungeschmack geschützt haben. — Betrachten wir, was nach jener Zeit des höchsten Glanzes in den verschiedenen Zweigen der M. bis in die neueste Zeit herab geschah, so ergibt sich bei nicht zu hoch gespannten Forderungen im Allgemeinen ein erfreuliches Resultat. In der Kirchenmusik möchte das Geleistete vielleicht am wenigsten genügen, da nicht zu verkennen ist, daß man der weltlichen M. einen Einfluß eingeräumt hat, welcher sich mit dem Ernste und der Würde der Kirche nicht verträgt. Dieß scheint indeß nur vorübergehend zu sein und je gewichtiger die Stimmen sind, welche sich gegen diesen Mißbrauch erhoben haben, um so erfreulicher ist es zu sehen, wie in der neuesten Zeit allgemein das Bestreben hervortritt, durch Vereine aller Art, Pflege des Gesanges in den Schulen und Aufführungen älterer Muster dieser Gattung zur ursprünglichen dem Wesen der kirchlichen Feier angemessenen Reinheit und Einfachheit zurückzu-

lehren. (Vergl. übrigens den Art. Kirchenmusik.) Was die Oper betrifft, so nennen wir hier die vorzüglichsten Componisten derselben, verweisen aber hinsichtlich ihrer innern Geschichte auf den besondern Artikel. Unter denen, die dem ächt deutschen Style am treuesten blieben, gebührt Karl Maria von Weber unbedingt die erste Stelle; ihm würdig zur Seite, doch verschieden von ihm in der künstlerischen Auffassung stehen Winter, Weigel, Spohr, Ritter Seyfried, Wenzel Müller, Kreuzer, Reissiger, Gläser, Lobe, Lindpaintner und vor Allen der treffliche Marschner. — Die Concertmusik ist ebenfalls und gerade in neuester Zeit zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit gelangt. In den vorzüglichsten Städten wird sie gepflegt und gilt mit Recht als eines der vorzüglichsten Bildungsmittel des Geschmacks, während die Virtuosen auf diese Weise Gelegenheit finden Proben ihrer Kunst abzulegen. In der That ist es erfreulich zu sehen, welche große Menge trefflicher ausübender Künstler Deutschland gegenwärtig besitzt, und es möchte kein Instrument mehr geben, auf welchem wir nicht wenigstens Virtuosen zu bewundern Gelegenheit gehabt hätten. Vorzugsweise hat sich das Pianofortespiel zu einem Grade der Vollendung erhoben, der noch zu Anfange dieses Jahrhunderts nicht geahnet werden konnte. Wir erwähnen nur die Namen Hummel, Moscheles, Mendelssohn-Bartholdy, Anderer nicht zu gedenken, die ebenfalls, wenn auch nur als Sterne zweiter und dritter Größe glänzen. — Was endlich den Zustand des Gesanges betrifft, so verweisen wir darüber auf den Artikel Singen. — Die Theorie der M. ist unstreitig in Deutschland gründlicher wie irgend wo anders ausgebildet worden, obwohl von einem Vorhandensein eines vollständigen Systemes immer noch nicht die Rede sein kann. Große Verdienste erwarben sich in dieser Hinsicht Marpurg, Kirnberger, Albrechtsberger, Chladni und in neuerer Zeit vorzüglich Gottfried Weber. Als Organe der musikalischen Kritik verdienen außerdem die verschiedenen musikalischen Blätter genannt zu werden, welche in neuerer Zeit an verschiedenen Orten Deutschlands erscheinen, besonders Rellstab's „Iris im Gebiete der Tonkunst", „Allgemeine musikalische Zeitung", in Leipzig jetzt unter Fink's Redaction; die „Cäcilie" und die viel jugendliche Frische zeigende „Neue Zeitschrift für Musik", welche seit einiger Zeit unter Leitung des auch als wackerer Componist bekannten R. Schumann ebenfalls in Leipzig herauskommt. — Zur Belebung, Erregung und Unterhaltung des musikalischen Sinnes sind übrigens in neuerer Zeit aller Orten Vereine zusammengetreten, welche je nach ihrem mehr oder minder umfassenden Zwecke die Ausbildung irgend eines Zweiges der M. sich zur Aufgabe gestellt haben. Hierher gehören die verschiedenen Gesangvereine, Akademien, Liedertafeln und zuletzt die in ihrer Idee wohl, nicht immer aber in der Ausführung großartigen Musikfeste. Über letztere s. den besondern Artikel. — Was endlich den Charakter der deutschen M. betrifft, so bezeichnen wir ihn ohne weitere Erörterung kurz mit dem Worte Harmonie und Fülle der Instrumentation. Damit ist zugleich ihr wesentlicher Unterschied von der französischen und italienischen M. gegeben. — Wenden wir unsern Blick auf den Zustand der M. in den übrigen Ländern Europas, so begegnen wir überall Untergeordneten. In England, wo die altgälische M., später die sächsische, wie überall der christlichen Kirchenmusik weichen mußte, wurde allerdings im Laufe des Mittelalters der Gesang ziemlich ausgebildet und zwar vorzüglich durch die Minstrels auch der Kirchengesang zur Noth gepflegt; doch aber tritt nirgends ein Musiker von höherer Bedeutung auf, der selbstschaffend die M. durch eine Erfindung wesentlich bereichert hätte. Später erscheinen mehrere Componisten von einiger Bedeutung, indeß konnte doch die englische M. zu keiner nationalen Selbstständigkeit gelangen und begnügte sich damit, das Treffliche anderer Nationen möglichst zu engliſiren. (Einige Namen von Bedeutung, wie Clementi, Cramer, Field (s. d. Artt.) gehören in Clementi

den Italienern.) Es ist daher wenig belohnend, den musikalischen Erscheinungen in England nähere Aufmerksamkeit zu widmen, um so mehr, da man außerdem noch einer Geschmacklosigkeit begegnet, die ein Musiker nur dem Engländer verzeihen kann. Das ganze Verdienst Englands besteht, wie sich ein namhafter Schriftsteller ausdrückt, darin, daß es das Gute anderer Nationen bewundert und — bezahlt. — In Spanien und Portugal könnte bei den glücklichen musikalischen Anlagen dieser beiden Völker die M. auf einer hohen Stufe stehen, wenn nicht geistiger wie körperlicher Druck von jeher jeden Aufschwung gehindert hätte. Dennoch hat sich bei der ungemeinen Neigung des Volkes zum Gesange dieser in einer höchst eigenthümlichen Manier ausgebildet und ist fast zur andern Natur wie des Spaniers so des Portugiesen geworden. Die Guitarre spielt dabei eine wesentliche Rolle und wird zum unzertrennlichen Gefährten des Armen und Reichen. Übrigens befinden sich in den größern Städten allerdings musikalische Institute, Opern und dergl., doch ist bis jetzt nur wenig Ersprießliches geleistet worden. — Was die M. der nordischen Nationen, der Schweden und Dänen, dann der Russen und und Polen betrifft, so läßt sich auch hier von einer ausgebildeten Nationalmusik nicht sprechen. Die erstern haben außer den auch ihnen eigenen Volksliedern meist deutsche M., die sie mit ziemlichem Erfolge pflegen, sind aber selbst productiv bis jetzt nicht aufgetreten; die letztern zeigen allerdings jene den slawischen Völkern eigene Neigung zur Musik und haben, was insbesondere die Polen betrifft, selbst auch einige Tonkünstler von Bedeutung hervorgebracht (wir erinnern an Lipinski, die Szymanoska u. A.); dessenungeachtet aber erblickt man einige Nationaltänze und bei den Russen, vielleicht die Hornmusik ausgenommen, nirgends eine höhere Ausbildung der M. in volksthümlicher Gestalt. — Der Typus der schweitzerischen M. ist das Alpenhorn und der Kuhreigen. — Die Niederlande endlich haben kaum eine Spur von Volksmelodie und begnügen sich mit dem, was sie aus Frankreich und Deutschland erhalten. — Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die M. außereuropäischer Nationen, so erregt zuerst in Asien die M. der Chinesen unsere Aufmerksamkeit, obwohl nicht durch ihre innere Vortrefflichkeit, sondern mehr durch das von den Chinesen ihr vindicirte Alter. Fo-hi, ein Zeitgenosse Noah's, gilt ihnen als der Erfinder der M., doch setzen einige ihrer Schriftsteller die Erfindung der Lyra wenigstens tausend Jahre vor Orpheus und sagen, daß sie Ling-ku gebühre. Man sieht, daß auch hier die Sage die Hauptrolle spielt. Der heutige Zustand der M. in China ist ziemlich kläglich; ein unerträgliches Geräusch von Schlag-, Schellen- und Blasinstrumenten der verschiedenartigsten Gestalt gilt den Chinesen als das Vortrefflichste, was je die Tonkunst hervorgebracht hat, und europäische M. ist ihnen ein Gräuel. Ihr Tonsystem beruht auf den Lu, d. i. den 12 halben Tönen der Octave, die sie in tiefe, mittlere und höhere theilen und durch deren Anwendung auf die 7 Töne der Octave sie 84 verschiedene Tonarten erhalten. Die Entwickelung der Tonreihe aus dem Grundtone geschieht durch Quintenfortschreitung. Übrigens ist die M. bei den Chinesen sehr beliebt und bei allen feierlichen Gelegenheiten im Gebrauche. — In Indien zeigen sich Spuren eines im Alterthume ziemlich ausgebildeten musikalischen Systemes und man hat allen Grund anzunehmen, daß in diesem geheimnißvollen Lande, welches wahrscheinlich der Sitz der ersten menschlichen Cultur war, die M. bereits auf einer hohen Stufe gestanden habe, als bei andern Völkern sich erst schwache Spuren derselben zu zeigen anfingen. Noch haben die Hindus 36 alte Melodien von eigenthümlicher Art, deren Entstehung als innig mit dem Göttermythus verwebt angegeben wird. Sie erinnern an das enharmonische Klanggeschlecht der Griechen und haben eine ganz besondere Modulation, ohne Tact und Cäsur. Das System der Hindus besteht übrigens jetzt noch aus 7 Noten, welche in ihrer allgemeinen Ton-

leiter wiederholt eine Folge von 21 Tönen geben. Gegenwärtig findet indeß die europäische M. aller Orten großen Eingang. — Welches die M. der alten Perser gewesen sei, ist wegen Mangel an Nachrichten nicht zu bestimmen. Aus der spätern Zeit wissen wir so viel, daß nach Unterjochung Persiens durch die muselmännischen Chalifen alle Kunst und Wissenschaft, mit ihnen die M., auf einige Zeit gänzlich vernichtet wurde. Erst in der folgenden Periode ward sie wieder gepflegt, aber nie bis zu einem nur erträglichen Grade von Vollkommenheit gebracht. Dasselbe gilt von der M. der Türken und Araber. Bei den erstern insbesondere erstreckt sich die Pflege der M nicht über das Spiel von Saiteninstrumenten und eine lärmende Kriegsmusik (sonst Janitscharenmusik, s. d. Art.). Bei den letztern spielt ein eigenthümlich nationaler Gesang und ein künstliches uns nicht bekanntes musikalisches Zahlensystem die Hauptrolle. — Die M. der afrikanischen Völker übergehen wir hier billig, da eigentlich keine dergleichen existirt. Nur die Abyssinier haben etwas Eigenthümliches in ihren Volksliedern und Kirchengesängen und zum Theil auch eine nicht ganz rohe Instrumentalmusik. In Ägypten findet jetzt durch Muhammed Ali's Bemühungen die europäische M, besonders Militairmusik großen Eingang. — Was endlich den Stand der M. in Amerika betrifft, so finden wir hier neben der Originalmusik der wilden Indianer, welche der anderer rohen Völker mehr oder minder ähnlich ist, in den civilisirten Staaten Nordamerikas sowohl wie Südamerikas europäische M. einheimisch, nirgends aber in einer eigenthümlichen Gestalt oder höhern selbstständigen Ausbildung. In Newyork ist in neuerer Zeit eine italienische Oper begründet worden und seitdem macht sich allerdings ein regeres musikalisches Streben bemerklich. — Vergl. Martini's „Storia della musica" (Bologna 1757—81. 3 Voll.); Marpurg's „Kritische Einleitung in die Geschichte der alten und neuern Musik" (Berlin 1754); Forkel's „Allgemeine Geschichte der Musik" (Leipz. 1790—1801. 2 Bde., unvollendet); Burney's „General history of music from the earliest ages to the present period" (Lond. 1776—89. 4 Voll.); dann das Werk von Fetis und Kiesewetter's „Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik" (Leipz. 1834). 29.

Musikfeste heißen die in neuern Zeiten in Gebrauch gekommenen großen Musikaufführungen, welche die allgemeinere Verbreitung der Musik und das Erregen eines höhern Interesse dafür zunächst bezwecken. In sofern dabei die Theilnahme jedes Künstlers von Belang nicht nur gestattet, sondern gewünscht wird, sind dergleichen musikalische Festlichkeiten allerdings geeignet etwas Großartiges zur Ausführung zu bringen, sobald nur der Zweck unverrückt im Auge behalten und für eine der Sache gewachsene Direction gesorgt wird. In Deutschland war der Musikdirector Bischof von Hildesheim der Erste, welcher die Idee zu einem Musikfeste in Anregung und zur Ausführung brachte (1804). Bald folgte man in verschiedenen Gegenden nach und besonders war es Thüringen, wo man sich vor Allem lebhaft für diese Angelegenheit interessirte. Seit 1825 endlich, wo die sogenannten Elbmusikfeste durch den Oberbürgermeister Franke in Magdeburg gegründet wurden, entstanden in allen Theilen Deutschlands Städtevereine dieser Art, welche alljährliche M. feierten. Hierher gehören vorzüglich die Rheinischen M. und der durch den Musikdirector Naue in Halle gestiftete „Thüringisch-Sächsische Verein." Auch in Wien finden ähnliche Feste in größerer Ausdehnung Statt. Die Verdienste, welche sich Spontini, Friedrich Schneider, Spohr, Rieß, Naue u. A. als Directoren dieser Vereine erworben haben, verdienen rühmliche Anerkennung. Übrigens ist man in der neuesten Zeit in Frankreich dem Beispiele der Deutschen gefolgt. In dieser Beziehung verdient vorzüglich ehrenvolle Erwähnung der congrès musical zu Toulouse. 29.

Musiv, Musivik, s. Mosaik.

Muskate, Muskatennuß, lat. nux moschata oder myristica; franz. muscadier; engl. nutmegtree, kommt, wenn sie ächt ist, von dem Muskatbaume (myristica aromatica Lamarck), welcher der Typus einer neuen natürlichen Ordnung, der man den Namen myristiceae gegeben hat und die zu Linné's dioecia monadelphia gehört, geworden ist. Auf den Molukken einheimisch wird er aber vorzüglich auf den Bandainseln, deren Schmuck und Reichthum er ausmacht, cultivirt. Indeß hat man ihn auch auf Isle de France und Bourbon, wo er im Jahre 1770 und 1772 hingebracht worden, vollkommen naturalisirt, so wie auch in Cayenne angebaut. Die Früchte der ächten Muskatnuß sind fleischig und bilden einen eirund länglichen, etwas abgerundeten, mit einem röthlichen Fellchen bedeckten, weißlichen, an der Spitze mit braunen Punkten besprengten Kern, welcher in einer harten, dünnen, braunen oder schwärzlichen, zerbrechlichen, überall unregelmäßig gefurchten Schale steckt, einen sehr angenehmen Geruch, einen brennenden, gewürzhaften und etwas fettigen Geschmack hat. Der Umschlag oder die zwischen der Nuß und der Schale liegende Hülle, Muskatenblüthen (lat. maces s. flores macidis, franz. macis, fleurs de muscade, engl. maco) genannt, ist eine lappige, gleichsam netzartige, dünne, knorpelige, halb durchsichtige, safrangelbe Haut von muskatähnlichem Geruche und Geschmacke. Die Muskatennuß enthält ein festes und ein flüchtiges Öl, welches man durch Auspressen erhält; letzteres ist scharf und aromatisch. Übrigens werden die Muskaten mehr in der Haushaltung als Gewürz wie als Arzneimittel angewandt. Einer kaufmännischen Berechnung zufolge sollen im Durchschnitte jährlich 200000 Pfd. Muskatennüsse und die Hälfte dieses Gewichts Muskatblüthen nach Europa gebracht werden. 21.

Muskeln, lat. musculi; franz. und engl. muscles, sind die im gewöhnlichen Leben mit dem Namen „Fleisch" bezeichneten weichlichen, rothen oder röthlichen Theile des menschlichen Körpers, die wesentlich aus Fasern eigener Art, aus Zellgewebe, Gefäßen und Nerven bestehen und unter allen Organen am meisten fähig sind sich zusammenzuziehen und dadurch die Bewegungen der einzelnen Theile und des ganzen Körpers zu veranlassen. Diese Zusammenziehung kommt jedoch nur den Muskelfasern zu, nicht aber ihren Flechsen (s. d. Art.), an welchen keine gleichzeitige Verkürzung bemerkt wird. Diese Bewegung ist mit dem Leben so eng verknüpft, daß sie mit diesem sogleich aufhört, jedoch nicht mit dem letzten Hauche. Denn man hat sie noch eine Stunde später mittelst des Galvanismus (s. d. Art.) in den menschlichen Leichen entdeckt, woraus zu ersehen ist, daß das Leben nicht auf einmal mit dem Athmen und mit dem Pulsschlage aufhört, sondern dieß nur allmählig geschieht. Übrigens hängt das Leben der M. von dem ununterbrochenen Zusammenhange mit dem Nerven- und Gefäßsysteme ab und vermöge dieses zeichnen sich eben die M., von den Nerven gereizt, vor allen andern Organen durch die Fähigkeit, ihr Volumen und ihre Gestalt abwechselnd zu verändern, sich zu verkürzen und zu verlängern, zusammenzuziehen und auszudehnen, aus, eine Eigenschaft, die man mit dem Namen Reizbarkeit (s. d. Art.) belegt hat, weil sie durch Beiwirkung von Potenzen, die in andern Organen keine Wirkungen hervorbringen, in Thätigkeit gesetzt wird. Merkwürdig ist diese Muskelzusammenziehung in verschiedenartiger Hinsicht; denn von ihr entstehen die Lagen und die Ortsveränderungen eines Theils oder der Gesammtheit des Körpers, die Geberde, die Stimme, die Sprache, die Bewegungen der Sinnesorgane u. dgl., die zur Ausführung der innern Verrichtungen beitragen. Von der Schwäche der Muskelzusammenziehung aber hängt das Zittern ab; ihre Vernichtung begründet die Lähmung und ihre fortwährende Thätigkeit bringt verschiedene Krämpfe hervor. Es liegt demnach in dem Organismus der M. zugleich ein Mechanismus, vermöge dessen die M. einer erstaunlichen Kraft-

äußerung fähig sind. Sie bewegen unsere Gliedmaßen nach den mechanischen Gesetzen des Hebels und die Hebel der M. sind die Knochen (s. d. Art.). Durch öftere Muskelbewegung wird den Muskeln mehr Kraft verschafft, der Kreislauf des Blutes, die thierische Wärme, so wie überhaupt die Ab- und Aussonderung der Säfte vermehrt, so daß sie demnach mit Recht als ein sicheres Mittel zur Erhaltung der Gesundheit angesehen werden kann. 21.

Muskete, s. Schießgewehr.

Muspilli (Weltverheerung, Weltende) ist ein althochdeutsches Gedicht aus dem IX. Jahrh., welches wahrscheinlich einen baierischen Dichter zum Verfasser hat. Schmeller entdeckte es in einer Handschrift der Münchner Bibliothek und gab es zuerst in Buchner's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" (I. Bd. 2. Heft. 1832), nachher gesondert heraus. Der Inhalt dieses alten theilweise alliterirenden Gedichts, worin einzelne poetische Ausdrücke noch an früheres Heidenthum erinnern, ist geistlich; der Dichter schildert den Untergang der Welt durch Feuer und ermahnt zur Buße; denn dann glühet der Himmel in Lohe, suilizôt lougiâ, brennt das Erdrund, prinnit mittilgart, dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo muspille, denne daz preita wasal allaz varprennit, enti viur enti luft allaz arfurpit, da vermag denn kein Freund dem andern zu helfen vor dem Feuer, wenn der breite Glutregen Alles verbrennt und Feuer und Luft Alles reinigt. Man vergleiche damit die Schilderung des jüngsten Gerichts von dem Dichter des Hêliant, welche manches in Form und Inhalt Übereinstimmende darbietet. S. J. Grimm „Deutsche Mythol." S. 466 ff. 83.

Musquetaires, Musketiere. Bei jeder Verbesserung oder Veränderung, welche man in der frühesten Zeit an den tragbaren Feuerwaffen anbrachte, gab man denselben neue Namen und so entstand unter Anderem aus der Arquebuse mit Luntenschloß die Muskete mit dem Radschlosse und diese wurde wieder, als das Feuersteinschloß erfunden war, durch die Flinte (fusil) verdrängt. Wie man nun die Truppen, welche Arquebusen trugen, Arquebusirer nannte, so erhielten diejenigen, welche mit einer Muskete, von dem französischen Worte: mouchet oder dem lateinischen muchetus, welches einen Sperber männlichen Geschlechts bedeutet, wahrscheinlich gebildet, bewaffnet waren, den Namen Musquetaires oder Musketiere, und, als endlich noch die Flinten hinzutraten, von dem Worte fusil, diejenigen Truppen, welche sie führten, den Namen Füsiliere. Der Herzog Alba gebrauchte die Musketen zuerst 1567 in dem Kriege gegen die Niederländer und nannte die Truppen, welche damit bewaffnet waren, Musketiere. Dieser Name hat sich bis auf den heutigen Tag noch in mehreren Armeen erhalten, wenn gleich die Waffe, die sie führen, nicht mehr dieselbe ist, sondern man bezeichnet mit ihm neben den Grenadieren die schwere Infanterie, obschon auch bei den Grenadieren ihre anfängliche Bestimmung, die ihnen den Namen gab, nämlich Handgranaten zu werfen, nicht mehr obwaltet, während zur leichten Infanterie Füsiliere, Schützen und Jäger gezählt werden. 61.

Musschenbroek (spr. Muskenbrük) (Peter van), einer der ausgezeichnetsten Physiker, ward den 14. März 1692 zu Leyden geboren, studirte daselbst Medicin, Mathematik und Naturwissenschaften, welche letztere er besonders seit 1717 unter s'Gravesande's Leitung fortsetzte, prakticirte seit 1715 als Arzt, ward 1719 Professor der Mathematik und Medicin zu Duisburg, 1723 zu Utrecht, wo er 1732 auch Professor der Astronomie ward, und 1739 zu Leyden, wo er den 19. Sept. 1761 starb. — Seine Verdienste um die Wissenschaften sind außerordentlich. Schon seine Doctordisputation „De aëris praesentia in humoribus animalium" (Leyden 1715) ist noch jetzt nicht ganz unentbehrlich gemacht; einen vorzüglichen Namen aber haben ihm seine Forschungen und Entdeckung in der

Physik erworben, die er in verschiedenen Schriften bekannt gemacht hat. Hierher gehören vorzüglich seine Naturforschungen über den Magnet und die Elektricität, seine Erfindung des Pyrometers und der Leydner Flasche so wie das Verdienst, die Experimentalphysik zuerst in den Niederlanden einheimisch gemacht zu haben. Seine vorzüglichsten Schriften sind „Elementa physicae“ (Utrecht 1726), zuletzt nach vielen Auflagen vermehrt unter dem Titel: „Introductio ad philosophiam naturalem“ (Leyden 1762. 2 Voll. 4.); „Dissertationes physicae experimentalis et geometricae (Utrecht 1729. 4.). Lobenswerth ist seine Vaterlandsliebe, welche ihn die vortheilhaftesten Anerbietungen Spaniens, Preußens, Dänemarks, Rußlands u. a. ausschlagen ließ. 86.

Mustâfa, türkische Sultane. — M. I., folgte seinem Bruder Ahmed I. 1617, zeigte sich aber zur Regierung ganz unfähig, indem er die tüchtigsten Staatsdiener unwürdig behandelte und unwürdige Subjecte mit Gnadenbezeugungen überschüttete, und ward bereits nach 6 Monaten wieder abgesetzt und eingesperrt, aber schon 1622 von den Janitscharen, die sich gegen seinen strengen Nachfolger, Osmân II., empört hatten, wieder auf den Thron gesetzt. Doch war er jetzt gänzlich wahnsinnig geworden, ward deßhalb 1623 von den Janitscharen selbst wieder eingekerkert und endlich 1639 erdrosselt. — M. II., Sohn Muhammed's II., folgte Ahmed II. 1695 und berechtigte als ein feuriger und unternehmender Mann zu guten Hoffnungen. Aber während er wegen der geleerten Staatscasse nichts für das Innere thun konnte, war sein Feldzug in Siebenbürgen (1695) von unbedeutenden Folgen und 1696 ward er von Eugen bei Zentha gänzlich geschlagen, welcher sogar in Bosnien eindrang, ja auch die Russen waren in Bulgarien eingedrungen. Deßwegen schloß M. gern den Frieden von Carlowitz (1699), dessen ihm Verlust bringende Stipulationen durch die 1695 gewonnene Insel Chios nicht aufgewogen wurden. Nun überließ sich aber M. der Ruhe und den Vergnügungen und erzeugte dadurch 1703 einen heftigen Aufstand, durch den er vom Throne gestoßen und in die 7 Thürme gesetzt wurde, worin er 1704 starb. — M. III. folgte seinem Vater Ahmed III. 1757 und bezeichnete seine Regierung mit vielen Verbesserungen, gerieth aber 1769 mit Rußland in Krieg, der jedoch sehr unglücklich geführt ward, indem die Krim, die Moldau und Walachei verloren gingen und viele Statthalter sich für unabhängig erklärten, und starb noch vor Beendigung desselben den 21. Jan. 1774. — M. IV. folgte seinem Vetter Selim III. den 29. Mai 1807, hob Selim's Einrichtungen wieder auf, dämpfte aber die Gährung selbst durch die Ermordung Selim's nicht; denn Mustafa Bairakdar zog mit der Armee gegen Constantinopel, setzte M. ab und erhob Mahmud II., den jetzt regierenden Sultan, auf den Thron (den 28. Juli 1808). Er selbst ward den 14. November desselben Jahres von Bairakdar ermordet. 37.

Mustafa (Kara), türkischer Großwesir, war der Sohn eines Sipahi, wurde vom alten Kiuperli erzogen und stieg allmählig bis zum Großwesir (den 7. Nov. 1676). Als solcher ließ er seinem Hasse gegen die Christen durch die schändlichsten Gelderpressungen, Übermuth gegen die fremden Gesandten und beständige Feindseligkeiten gegen die benachbarten Staaten freien Lauf, zeichnete sich aber auch in der innern Verwaltung nicht minder durch Härte und Grausamkeiten aus. Hatte er schon durch seinen Übermuth die Kosaken veranlaßt, sich von den Türken loszusagen und unter russischen Schutz zu treten (1681), ohne daß dem Sultane seine Ränke einleuchteten, so bereitete er sich seinen Sturz durch die grundlose Erneuerung des Kriegs gegen Östreich (1682). Denn obwohl er Ungarn verheerend mit einer ungeheuern Armee gegen Wien vordrang und dieses belagerte, so mußte er doch eine fürchterliche Niederlage vor dieser Stadt durch Sobiesky erleiden. Nachmals entging er zwar dem Falle, als er dem Pascha von Ofen, Ibrahim, den er

sogleich hinrichten ließ, die Schuld aufzuwälzen verstand; aber das fortdauernde Unglück der Türken erhob das Haupt seiner Feinde und er ward auf des Sultans Befehl den 25. Dec. 1683 zu Belgrad erdrosselt. Blos sein Geiz und sein Stolz hatte die Einnahme Wiens, das er zu seinem Paschasitze hatte machen wollen, verzögert, da die Stadt einem kräftigen Angriffe nicht lange hätte widerstehen können. 16.

Mustafa Bairakdar, türkischer Großwesir, ward um 1750 in Rasgrad als Sohn eines armen Bauers geboren, verließ aber das Geschäft seines Vaters, ward erst Roßhändler und nahm dann Kriegsdienste, zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus und ward, nachdem er eine Kriegsfahne gerettet hatte (daher sein Beiname Bairak dar, Fahnenhalter) erst Günstling, dann Nachfolger der Pascha von Rutschuk, als welcher er in Folge der unter Selim III. entstandenen Revolution Oberbefehlshaber des türkischen Heers ward. Da der Waffenstillstand mit den Russen seine kriegerische Thätigkeit hemmte, so zog er mit der Armee gegen Constantinopel, um Selim III. wiedereinzusetzen, hob, da dieser ermordet war, Mahmud II. auf den Thron (den 28. Juli 1808) und ward zum Großwesir ernannt. Als solcher machte er sich zwar um das türkische Reich durch vielfältige Verbesserungen sehr verdient, aber da er die Aufhebung der Janitscharen beabsichtigte und die nach europäischer Art disciplinirten Soldaten (Saimens) begünstigte, empörten sich erstere und überwanden die Saimens, und Bairakdar sah nun für sich keine andere Rettung, als nach Mustafa's IV. Ermordung sich in seiner Caserne in die Luft zu sprengen (den 15. Nov. 1808). 16.

Mustagh, Musdagh, Mussart (tatar. Eisberg), bei den Chinesen Thianschon (himmlisches Gebirge), heißt eine große die hohe Bucharei nördlich einschließende Bergkette, welche in der mittlern Breite von 42° vom Belurdagh aus, mit welchem sie einen rechten Winkel bildet, 300 Meil. weit in der Richtung von West nach Ost fortläuft und sich zuletzt in den großen Kobi verflacht. Über die Höhe dieses Gebirgs sind wir nicht genau unterrichtet; nur so viel wissen wir, daß es sich in dem Bogdo oola (heiliger Berg) in drei mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln am Höchsten erhebt. Übrigens ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der M. nordöstlich mit der Hochterrasse von Daurien und südöstlich mit dem Inschan zusammenhängt. 15.

Mutation (Veränderung) ist der gewöhnliche Ausdruck für die beim Eintritte der Pubertät sich zeigende Veränderung der menschlichen Stimme. Am Bemerklichsten ist dieser Wechsel bei dem männlichen Geschlechte, indem hier meist die frühere Höhe von der entgegengesetzten Tiefe ersetzt wird. Bei dem weiblichen Geschlechte erhält die Stimme um diese Zeit mehr Umfang, Metall und Kraft; der Uebergang geschieht aber allmählig, daher unmerklich. Während der M. müssen alle anstrengenden Singübungen eingestellt werden, besonders dann, wenn sich der Umfang der Stimme bis zu einer Octave zusammenzieht. Auch ist während dieser Zeit eine streng geregelte Lebensweise sehr anzurathen. — Über eine andere Bedeutung des Wortes M. s. d. Art. Solmisation. 1.

Muthung ist derjenige bergmännische Act, vermittelst dessen dem den Bergbau dirigirenden Beamten, dem Bergmeister, bekanntgemacht wird, daß man in einer bezeichneten Gegend eine gewisse Länge oder Größe von Grubenfeld auf irgend einer Lagerstätte zum Bergbaubetriebe *aufzunehmen* wünsche. Diese M. geschieht mit dem *Muthzettel*, in dem der Ort des gemutheten Gegenstandes, dieser selbst, die Größe des begehrten Feldes und einige andere historische Bemerkungen eingetragen werden müssen. Auf die M. folgt die *Bestätigung*, ein anderer bergmännischer Act im Eigenthumsrechte, welcher dem *Muther* sein gemuthetes Feld zugewährt. Die durch die M. erworbenen Rechte gehen nur durch den bergamtlichen Act des *Freifahrens* verloren. 76.

Mutis (Don Josef Celestino), ein berühmter Physiker und Naturforscher, geb. zu Cadix am 6. April 1732, studirte in seiner Vaterstadt Medicin, ward zu Sevilla Doctor und erhielt im Jahre 1757 eine Anstellung als Lehrer der Anatomie in Madrid. Hier widmete er sich mit außerordentlichem Fleiße dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Botanik, und trat in Bezug auf letztere mit Linné in Briefwechsel. Nach dreijährigem Aufenthalte zu Madrid folgte er dem Vicekönige Pedro Mesia de la Cerda in die südamerikanischen Colonien, hielt sich einige Zeit in Carthagena, Turbaco und Honda auf und ging später nach Santa Fé de Bogota, wo er zum Professor der Mathematik am Colegio Mayor de Nuestra Señora del Rosario ernannt wurde. Von hier aus unternahm er zu wiederholten Malen, unter andern in den Jahren 1777—1782, Reisen in bis dahin wissenschaftlich noch nicht durchforschte Gegenden Neugranadas, besuchte die Anden und bereicherte bei dieser Gelegenheit alle Zweige der Naturwissenschaften mit wichtigen Entdeckungen. So fand er z. B. außer vielen andern bis dahin unbekannten Pflanzen die Chinastaude, deren Vorhandensein dort nicht geahnet worden war, und verschaffte dadurch den Colonien einen äußerst einträglichen Ausfuhrartikel; ferner stellte er wichtige meteorologische, selbst astronomische Beobachtungen an und widmete nebenbei auch der Mineralogie seine Aufmerksamkeit. Als daher die Regierung im Jahre 1782 zu Mariquita ein (1790 nach Santa Fé verlegtes) Museum der Naturwissenschaften gründete, erkannte man seine großen Verdienste an, indem man ihn zum Director desselben ernannte. Seit dieser Zeit ließ er es sich angelegen sein, das ihm anvertraute Institut auf alle Weise zu heben und zu fördern und begründete jene höchst werthvollen Sammlungen, die selbst Humboldt's und Bonpland's Bewunderung erregten. Dieser höchst verdienstvolle Gelehrte starb den 11. Sept. 1808. — Leider sind seine höchst werthvollen Manuscripte bis jetzt noch nicht im Drucke erschienen und nur einiges Wenige, doch Werthvolle, findet sich (durch Linné) in den „Memoiren der königlichen Akademie zu Stockholm." 22.

Mutschelle (Sebastian), einer der vorzüglichsten katholischen Schriftsteller im Fache der Philosophie und Reformator des katholischen Schulwesens, wurde am 10. Jan. 1749 zu Alleshausen in Baiern geboren. Seine Bildung erhielt er in der Jesuitenschule zu München, trat 1765 selbst in den Orden seiner Lehrer und ging, als dieser aufgehoben wurde, nach Ingolstadt, um Theologie und Philosophie zu studiren, wurde hierauf (1776) Privaterzieher zu München und kurz hernach Wallfahrtsprediger zu Altöttingen, welche Stelle er bald mit dem Pfarrvicariate zu Mattighofen im (damals zu Baiern gehörigen) Innviertel vertauschte. In Folge der Anerkenntniß seiner Verdienste von Seiten seiner Vorgesetzten wurde er 1779 Kanonicus am Collegiatstifte zu St. Veit in Freisingen und Schulcommissarius. Unermüdet wirkte er in dem Kreise, welcher ihm angewiesen war. Ein neues Leben erwachte in den Schulen, die unter seiner Aufsicht standen. Er sorgte für bessere Lehrbücher und drang auf eine bessere Besoldung der Lehrer. Aber auf jedem Schritte, den er zur Erreichung des Bessern that, verfolgte ihn der Haß seiner Feinde und so sah er sich genöthigt seine Stelle aufzugeben. Zwar wurde sie ihm nach kurzer Zeit wieder übertragen, doch ähnliche Erfahrungen veranlaßten ihn abermals derselben zu entsagen und das Pfarramt zu Baumkirchen (Pamkirchen) bei München (1793) anzunehmen. Ohne sich von seiner Gemeinde zu trennen, nahm er den Ruf als Lehrer am Lyceum zu München an und starb am 28. Nov. 1800. — Von seinen theologischen und philosophischen Schriften, in welchen letztern er den Grundsätzen Kant's huldigte, erinnern wir an „Geschichte Jesu aus den vier Evangelien ꝛc." (München 1784), „Bemerkungen über die sonntäglichen Evangelien" (Ebd. 1786), „Über das Sittlichgute" (Ebd. 1788. 2. Aufl. 1794), „Kritische Beiträge zur Metaphysik

in einer Prüfung der stattlerisch-antikantischen" (Frankf. 1795. 2. Aufl. 1800), „Vermischte Schriften" (München 1793—1798. 4 Bdchn. 8. 2. Aufl. 1799). M.'s Leben hat uns Cajet. Weiller (München 1803. 8.) geschildert. 77.

Mutterkorn, lat. secale cornutum; franz. ergot; engl. cockspur, ist eine eigenthümliche Abnormität der Roggenkörner, welche vorzüglich in nassen Jahren zum Vorscheine kommt und darin besteht, daß das Korn anschwillt, in gekrümmter Gestalt aus der Hülse heraustritt und eine dunkelblaugraue Farbe annimmt. Das weißlichblaue Mehl des Mutterkorns schmeckt scharf und enthält weder Zuckerstoff noch Kleber, sondern ein übelriechendes phosphorsaures und öliges Stärkemehl, welches in gewisser Quantität unter das Brod verbacken äußerst nachtheilig ist. Das M. hat mit dem Brande (s. d. Art.) sehr viel Ähnlichkeit und ist wie dieser eine Art Staubpilz. 8.

Muttermal, lat. naevus maternus, congenitae notae; franz. envies, taches de naissance, signes; engl. mothes spots, marks etc., nennt man die Hautflecken, welche die Kinder mit auf die Welt bringen und die das ganze Leben hindurch fortbestehen. Es soll bei ihnen weniger eine organische Affection der Haargefäße, wie z. B. bei dem Feuermal (s. d. Art.), als vielmehr eine Veränderung in dem Pigmente oder der färbenden Materie eines Theils der Haut stattfinden. Diese Flecken können sehr ausgedehnt oder auch linsenförmig und umschrieben sein. In Rücksicht ihrer Farbe findet man sie verschieden, vom Hellbraun bis zum Russchwarzen. Bald sind sie glatt, bald mit einem filzigen Flaum oder mit Seidenhaaren oder mit einer Art harter und pinselförmiger Borste bedeckt. Die behaarten nennt man gewöhnlich Mäusemale. Die Alten schrieben ihre Entstehung dem Einflusse der Einbildungskraft der Mutter (z. B. dem sogenannten Versehen) auf das in ihrem Schooße befindliche Kind zu; allein es leidet wohl keinen Zweifel, daß es eine Krankheit des Hautgewebes ist, die ihren Sitz in dem Schleimkörper derselben und hauptsächlich in der Malpighi'schen Feuchtigkeit (s. Haut) hat. 14.

Mutterwitz, lat. sollertia naturalis; franz bon sens, esprit naturel; engl. mother-wit, nennen wir den angebornen, gleichsam von der Mutter geerbten Scharfsinn, welchen Menschen, die keine wissenschaftliche Bildung genossen haben, durch richtige Urtheile über gewöhnliche Lebensumstände an den Tag legen und stellen diesem den Schulwitz gegenüber, welcher in dem Aufstellen eingelernter Ansichten und Urtheile besteht. 77.

Muziano (Girolamo), ein trefflicher italienischer Maler, geb. 1528 im Mailändischen, kam jung nach Rom und bildete sich hier vorzüglich nach Michel Angelo. Anfangs beschäftigte er sich ausschließlich und zwar mit dem glücklichsten Erfolge mit der Landschaftsmalerei, später aber widmete er seine ganze Zeit dem historischen Genre und erlangte darin großen Ruf. Vor Allem gelang ihm die Darstellung von Einsiedlern und Büßenden. Außerdem erwarb er sich dauernde Verdienste um die Vervollkommnung der Mosaik und Kenner halten die Arbeiten, welche er in der gregorianischen Kapelle ausgeführt hat, für die schönsten dieser Gattung aus der christlichen Kunstzeit. Übrigens war M. auch der Begründer der Akademie St. Lucas zu Rom. Er starb im Jahre 1592. 36.

Mykale, ein Vorgebirge Kleinasiens, der Insel Samos gegenüber, ist in der griechischen Geschichte denkwürdig durch einen entscheidenden Sieg, welchen hier die vereinigte athenienſische und spartanische Flotte unter Leotychides und Xantippus über die Perser erfocht. Diese Schlacht, durch welche die Jonier zur Abschüttelung des persischen Jochs bewogen wurden, geschah am 25. September des Jahres 479 vor Chr., demselben Tage, wo das griechische Landheer gleich glorreichen Sieg bei Platää gegen Mardonius erfocht. — Auf dem Vorgebirge M. bei dem Tempel Neptun's war in den frühesten Zeiten

auch der allgemeine Versammlungsort der ionischen Städte, das sogenannte Panionium. 15.

Mylitta war eine weibliche Gottheit der Assyrer, welche als Liebes- und Geburtsgöttin mit der Venus der Römer, der Alitta der Araber und der Astarte der Syrer und Phönicier für identisch gehalten wird. Ihre Verehrung bestand darin, daß jede Frau, wie Herodot berichtet, einmal wenigstens in ihrem Leben in dem Tempel derselben erscheinen und sich daselbst einem Ausländer, wenn er eine Summe Geldes in ihren Schooß gelegt hatte, preisgeben mußte. 77.

Mylius (Christlob), ein namhafter deutscher Schriftsteller, ward 1722 in der Nähe von Kamenz geboren, studirte in Leipzig, wo er sich später ausschließlich der schönen Literatur widmete, gab mehrere Zeitschriften, unter andern den „Freigeist" (Leipz. 1746. 8.) heraus, machte verschiedene Reisen und starb zu London 1754. Seine „Vermischten Schriften," welche außer drei zu den besseren Erzeugnissen dieser Zeit gehörigen Lustspielen auch mehrere treffliche prosaische Aufsätze enthalten, gab Lessing (Berlin 1754. 8.) heraus. 16.

Myologie heißt der Theil der Anatomie, welcher sich im Besondern mit der Betrachtung der Muskeln (s. d. Art.) beschäftigt. 30.

Myops, s. Kurzsichtigkeit.

Myriade, eine Anzahl oder Menge von 10000, wird namentlich dann gebraucht, wenn man eine zahllose Menge bezeichnen will 35.

Myriagramm und **Myriametre**, s. Decimalsystem.

Myriorama (wörtlich Zehntausendschau) ist der Name einer Art landschaftlichen Kaleidoskops (s. d. Art.), wurde von Brès in Paris erfunden und von Clark in London vervollkommnet. Das M. besteht nämlich aus einer auf einem langen Streife in den buntesten Farben ausgemalten Landschaft, welche so in Theile zerschnitten worden ist, daß die Durchschnittslinien überall an einander passen und so die einzelnen gemalten Landschaftsstücke vielfach von Neuem zusammengesetzt werden können und dadurch mehrere tausend verschiedene Landschaften darstellen. Auch bezeichnet man unter M. ein pariser Kartenspiel mit 32 Blättern, von denen je 8 roth, blau, gelb und weiß numerirt sind. Man zieht aus diesen 4 Abtheilungen der Reihe nach 6 Blätter heraus, setzt sie von der linken zur rechten Hand zusammen und bildet daraus verschiedene Figuren. 26.

Myrmidonen, Einwohner der Insel Ägina, entstanden auf die Bitten des Äakus durch Jupiter aus einem Haufen Ameisen (μύρμηκες), da die Insel durch die Pest entvölkert worden war. Andere meinen, sie hätten den Namen erhalten, weil sie den Ameisen gleich Felsen durchwühlten, um sich anbauen zu können. Die beste Ableitung ihres Namens ist wohl von Myrmidon, dem Sohne des Jupiter und der Eurymedusa, dem Vater des Aktor, der dem Tautamides in der Herrschaft von Larissa gefolgt sein soll. Sie wanderten mit Peleus, dem Sohne des Äakus und Enkel des Aktor, in das thessalische Phthiotis. Sie sind berühmt geworden durch die Tapferkeit, die sie im trojanischen Kriege unter ihrem Anführer Achilles, dem Sohne des Peleus, bewiesen. 11.

Myron, einer der ausgezeichnetsten Bildhauer und Erzgießer des alten Griechenlands, der zu den Meistern des sogenannten hohen Styls gerechnet wird, blühte um das Jahr 430 vor Chr. und arbeitete größtentheils in Erz, doch auch in Holz und Marmor. Neben vorzüglichen und höchst gelungenen Darstellungen athletischer Figuren wurden auch ganz besonders seine Thierfiguren bewundert, unter denen vorzüglich seine säugende Kuh genannt zu werden verdient, deren Darstellung so gelungen war, daß noch 36 Epigramme der griechischen Anthologie ihrer rühmlichst Erwähnung thun. Ja selbst Stiere sollen sich dieser Kuh genähert haben, getäuscht durch die treue Nachahmung der Natur. Seine hohe Kunst beweist auch noch seine Statue des fallenden Fechters im capitolinischen Museum. 20.

Myrrha war die Tochter des Thias und der Arithyia oder, nach der gewöhnlichen Angabe, des Cinyras, Königs von Cypern, und der Kenchreis. Die Kenchreis behauptete, daß sie schöner sei als Venus, wofür diese Göttin die M. in ihren eigenen Vater, Cinyras, verliebt machte. Durch die Hülfe ihrer Amme genoß nun die M. die Umarmung ihres Vaters, der jedoch lange nicht wußte, daß seine eigene Tochter seine Geliebte sei. Einst aber, als er heimlich ein Licht mitgebracht hatte, erkannte er sie, gerieth in Wuth und wollte die Unglückliche tödten. Da wurde sie aber von der Venus in einen Myrrhenbaum verwandelt, worauf der Vater sich selbst erstach. Von jenen Umarmungen aber gebar die M. den Adonis (s. d. Art.). Nach einer andern Angabe verfolgte sie ihr wüthender Vater bis nach Arabien, wo dann ebenfalls jene Verwandlung vor sich ging. 20.

Myrte, lat. myrtus, eine zu Linné's 12. Classe icosandria monogynia gehörige Pflanze, hat einen fünfspaltigen Blumenkelch, fünf Blumenblätter, zwei- und dreifächrige vielsamige Beeren und gespitzte längliche Blätter, welche sehr gewürzhaft und magenstärkend sind. Unter den verschiedenen Arten nennen wir die gemeine M. (myrtus communis), in den wärmeren Ländern der gemäßigten Zone einheimisch, welche in verschiedenen Abänderungen in den Gärten gezogen wird und schon bei den Alten für das Sinnbild der Liebe, aber auch der Trauer galt. Die Blätter sind sehr gewürzhaft und die Beeren mit Wein übergossen geben ein kräftiges magenstärkende Mittel. — Die nägleinförmige M. (m. caryophyllata) mit rispenartigem Blumenstiele, ungetheiltem Kelche und eiförmigen Blättern wächst auf Ceylon und ihre Rinde (cortex caryophyllata) wird in den Apotheken wie die Gewürznelke benutzt. — Die pfefferartige M. (m. pimenta) in Westindien wächst zu einem hohen Baume, dessen Frucht unter dem Namen semen amomi in der Medicin gebraucht wird. 30.

Mysien war eine Landschaft Kleinasiens am Propontis (mare di Marmara), die durch die westlichsten Arme des Taurus, durch den Olympus (h. Anadoli Dagh) von Bithynien, durch den Temnus von Lydien und durch den Berg Ida von dem trojanischen Gebiete getrennt wurde. Die Alten nannten den westlichen Theil Kleinmysien, den nördlichen Großmysien und erwähnen in jenem Cyzicum (h. Artaki), das eigentlich auf einer von Alexander mit dem Festlande verbundenen Insel lag, und Lampsacus (wo h. Tscherlak), in diesem Hadrianotheras und andere als die wichtigsten Städte. In ersterem fließt auch der Granikus (Susughirli), durch die Schlacht Alexander's des Großen gegen die Perser berühmt. Die Mysier sind durch ihre Feigheit sprüchwörtlich geworden. Jetzt gehört M. zur türkischen Provinz Anadoli. 35.

Mysore, s. Indien.

Mysterien sind religiöse, in mancherlei Feierlichkeiten und Gebräuche eingehüllte Geheimlehren, die in dem Besitze der Priester waren und nur gewissen für geistig fähig Erachteten mitgetheilt wurden. In Griechenland gab es fast in jeder Stadt von irgend einer Bedeutung solche M.; aber sowohl Gründer, als auch Zeit der Gründung und überhaupt der Gegenstand derselben, d. h. was in denselben gelehrt wurde, unter welchen Ceremonien die Weihe, die Belehrung und die Feier der Versammelten geschah, ist uns gänzlich unbekannt; denn nach der Natur der Institute war tiefes Stillschweigen Bedingung der Einweihung, und als später der Eingeweihten eine so große Zahl wurde, daß auf Verschwiegenheit kaum mehr zu rechnen war, hatten sich die M. in Form und Inhalt gewiß so geändert, daß von ihnen auf die ächten der alten Zeit nicht mehr zu schließen ist. Spätere und meist christliche Schriftsteller erzählen uns von denselben; aber wer will glauben, daß jene die Wahrheit schreiben wollten, wenn sie selbst Eingeweihte waren? Sie durften es ja nach dem Gesetze der Weihe nicht. Waren sie aber nicht Geweihte davon, wie konnten sie durchaus Wahres berichten. Bei den christlichen

Schriftstellern kommt noch dazu, daß sie selten etwas Gutes aus der heidnischen Welt anerkannten. Den Ursprung der ältesten M. Griechenlands, der Eleusinien (s. d. Art.), verweist man in jene mythisch-historische Zeit, wohin überhaupt der Beginn alles Edeln, Großen und Erhabenen gestellt wird, dessen Entstehung nicht in der Nähe und in dem Lichte der Geschichte nachgewiesen werden konnte; daher als Gründer auch jene mythisch-historischen Personen genannt werden, deren Geistesgröße durch das Land gerühmt und gefeiert war, Musäus, Orpheus, Linus, Eumolpus ꝛc. Daß diese nun in gewisser Beziehung zu den M. standen, ist nicht ganz unwahrscheinlich und die Zeugnisse des Alterthums sind sämmtlich dafür; aber ob sie solche gestiftet haben, d. h. ob sie Gründer derselben nach Form und Inhalt waren, mag bezweifelt werden. Denn alle Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß eben jene M. fremden Ursprungs waren. Nach Griechenland wanderten bekanntlich aus Ägypten und Asien mehrere Colonien und was Weise der griechischen Vorzeit von ihnen gehört und gelernt hatten in Bezug auf Religion, mögen dieselben weiter durchdacht und in engen Kreisen mit Geistesverwandten besprochen haben, bis sich jene erhabenen Ansichten weiter verbreiteten, der Volksreligion gegenüber und vor dem Volke verborgen. Nach einer neuern Ansicht (K. O. Müller) ist das Entstehen der Geheimdienste in der Unterdrückung pelasgischer Volksstämme durch Achäer oder Dorer zu finden. Durch solche Überschwemmungen der Länder von fremden Stämmen geschah nämlich eine totale Umwandlung des Götterdienstes, wobei der der Unterworfenen sich im Geheimen neben der Religion der Sieger forterhielt, bis er mit der Zeit wieder hervortrat und Ansehen gewann. Ist nun weder wahrscheinlich, daß die M. Institute des Trugs und einer bloßen Geheimnißkrämerei waren, noch der Verdacht gegründet, daß bei den Mysterienfeiern die Geweihten unsittliche Handlungen getrieben haben, so ist doch auch nicht zu erweisen, daß man bei denselben eine reine und lautere Gotteslehre gelehrt habe. Von dem gewöhnlichen Glauben mochten sich die Mysterienlehren wohl vortheilhaft unterscheiden, oder sie knüpften sich an jenen und daher waren die M. durchaus nicht die Stätten, worin ein würdiger Monotheismus gelehrt und bewahrt wurde, sondern nur ein geläuterter Polytheismus, dessen Grundlage Göttergeschichten, besonders Erzählungen von der Geburt, der Erziehung, den Thaten, dem Tode ꝛc. der Götter, welche allegorisch erklärt wurden, bildeten und nur weil die einzelnen M. zumeist einzelnen Gottheiten gewidmet waren, konnte die Idee von monotheistischen Lehren in denselben erscheinen. Doch war dieß schon in den berühmtesten und verbreitetsten, den Eleusinien, nicht der Fall, da sie einem Götterpaare, der Ceres und dem Bacchus, gewidmet waren. Aber so viel scheint gewiß zu sein, daß die Überzeugung vom Falle des Menschen unter die Sünde, von dem nothwendigen Streite des Geistes gegen das Fleisch, des Guten gegen die Anfechtungen des bösen Geistes, von gerechter Vergeltung nach dem Tode, von einer Rückkehr des Lichtreichs nach der Vernichtung der Sinnenwelt ꝛc. in den M. ausgesprochen und befestigt wurde. Daher kam es wenigstens, daß bei der Ausbreitung des Christenthums die Mysterienpriester die Lehren des neuen Glaubens als längst in dem Innern ihrer Tempel gelehrt ausgeben konnten; es konnte dieß aber um so mehr geschehen, da beide wenigstens einerlei Quellen (im Oriente) hatten. Die Ceremonien, meist symbolische Handlungen, auf die Reinigung der Seele von irdischen Gesinnungen hindeutend, sind unter dem Art. Eleusinien nachzusehen. Es ist schon oben angedeutet worden, daß in Griechenland fast in jeder angesehenen Stadt solche M. waren und Eleusinien finden wir außer in Athen (wo sogar es deren größere und kleinere gab, in welche letztere auch Fremde eingeweiht werden konnten) noch in Sparta, Megalopolis, bei den Phliasiern, Pheneaten u. a. erwähnt; doch diese Verbreitung, wenn sie buchstäblich zu nehmen und nicht vielmehr nur auf ähnliche Geheimdienste in jenen Städten zu be-

ziehen ist, mag erst einer spätern Zeit angehören, da sie zu Anfange der Perserkriege außerhalb Attika noch nicht bekannt waren. Höher an Alter standen die orphischen M., deren Sitz Thracien war. Der höchste Gott dieser M. war Apollo, ihre Absicht war die blutigen Opfer zu verdrängen und dem Leben eine feste Haltung durch Bezähmung der Leidenschaften zu geben. Da man deßhalb die Lyra, als die harmoniereiche Erhalterin der Seelenruhe, zur täglichen Begleiterin wählte und die orphischen Priester durch Gesang lehrten, so hingen auch die orphischen M. mit dem Cultus der Musen zusammen. Das Religionssystem dieser orphischen M. hatte Anknüpfungspunkte mit dem hochasiatischen und indischen Sabäismus; zu ihm gesellte sich später der aus Phönicien oder Ägypten kommende Dionysosdienst (bacchische M.), der in seinem ersten Erscheinen zwar durch seine sinnlichen und rauschenden Orgien dem stillen und heiligen Ernste der alten Orphiker entgegenzustehen schien; da sich aber die Priester beider Gottesverehrungen mit einander verständigt hatten, wurden die orphischen und bacchischen M. vereint und in den Schoß der orphischen Lehre von reinem Lichtdienste wurde nun das Bedeutsamste der Bacchusmysterien, als von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens, von der Unsterblichkeit, von der Reinigung der Seele durch verschiedene Wanderungen ꝛc., gelegt. Die wilden Feste, welche dabei von dem Pöbel gefeiert wurden und in thierischen Vermummungen, rasenden Tänzen, unzüchtigem Umgange der verschiedenen Geschlechter bestanden, waren die Ursache, daß in späteren Zeiten diese M. verboten wurden, welches Verbot sich jedoch nur auf das Äußere bezieht; denn die den Orgien zu Grunde liegenden Lehren waren in dem Innern der Tempel gerettet und auch in den fortdauernden Eleusinien aufgenommen. Noch standen im Alterthume die samothrakischen M. in großem Ansehn, deren Ursprung auch orientalisch oder pelasgisch war; das höchste Wesen war nach diesen M. Axieros, der Schöpfer der Welt und der Götter; die Einweihung in dieselben gewährte außer dem Vortheile einer reinern Ansicht über Gott und Natur und moralischer Reinheit auch Sicherheit auf dem Meere (daher Orpheus den Argonauten rieth, auf Samothrake zu landen und sich initiiren zu lassen) und physische Gesundheit. Die Isismysterien in Ägypten hatten besonders die symbolische Erklärung der Mythen von der Isis (s. d. Art.) zum Gegenstande; das Volk feierte dabei ein Fest, welches mit Fasten und Enthaltung von aller Sinnenlust begangen wurde. Unter den Ausländern ahmten die Römer besonders diese M. nach, allein auf eine Weise artete sie dort aus, daß gerade die Festesfeier zu dem Veranlassung gab, was dabei gemieden werden sollte. Auch in dem walischen Bardenorden finden sich solche Geheimlehren (M. des Hu), zu deren Theilnahme man durch den heiligen Trank geweiht wurde; der Inhalt dieser M. war dem der vorhergenannten ziemlich gleich, Feststellung des Glaubens an einen Gott als Regierer und Vergelter der Menschen und ihrer Thaten und an eine Fortdauer nach dem Tode. — Auch im Christenthume begegnen uns M., doch in verschiedener Bedeutung, theils nämlich ebenfalls als geheimnißvolle Gebräuche, an welchen blos die Geweihten Theil nehmen durften, wie die Feier des Abendmahls (s. d. Art.); theils als Lehren der Offenbarung, welche die menschliche Vernunft nicht zu ergründen vermöge und daher im bloßen Glauben annehmen müßte. Erstere hatten jedoch nur eine temporäre Dauer, so lange nämlich die Christen den Verfolgungen ausgesetzt waren; letztere hingegen sind vorzüglich in der neuern Zeit mit Recht als dem Wesen des Christenthums eigenthümlich und dem Christen nothwendig anzunehmen bezweifelt worden, um so mehr, da sie meist nur Schwärmern zu Anhaltepunkten und zum Vorwande excentrischer Ideen gedient haben. — M. (Mystères) heißen in der französischen Literatur die Dramen, deren Stoff aus der biblischen Geschichte genommen war und welche von der sogenannten geistlichen Brüderschaft, später Passionsbrüderschaft (la con-

frérie de passion), aufgeführt wurden. Ihr Entstehen fällt in das Ende des XIV. Jahrh. und der Geschmack an diesen Aufführungen war so groß, daß, da sie die Polizei 1398 wegen der anstößigen Dramatisirungen der Bibel verbieten wollte, dieselben von dem Könige in Schutz genommen wurden, und so erhielten sich jene M. bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts. 6.

Mysticismus, ein Wort, mit welchem besonders in unserer Zeit großer Mißbrauch getrieben worden ist, bezeichnet eigentlich nach seiner griechischen Ableitung eine Geheimlehre. Auf dem Gebiete der Religion und Theologie ist der M. aber eine verkehrte Richtung des Glaubens, auf irgend eine Weise mit dem Göttlichen und der übersinnlichen Welt überhaupt in eine unmittelbare (substantielle) Verbindung gelangen zu können. Was nämlich nur Gegenstand des Denkens, Glaubens und Hoffens für den Menschen ist, das strebt der Mystiker in seiner Seele so wahrzunehmen, daß er dessen wirkliche Annäherung und Gemeinschaft in sich selbst erfährt. Daher die Definitionen des M. als einer Verwechselung der Vorstellung des Göttlichen mit dem Objecte selbst, welches man sich durch Selbsttäuschung eben so nahe denkt als den Gedanken von dem Göttlichen (nach Tzschirner), oder als einer der Ordnung unsers vernünftigen Bewußtseins widerstreitenden Einbildung; als ob eine übersinnliche und göttliche Causalität ein unmittelbarer Gegenstand unserer Erfahrung werden könne (nach Ammon). Die Quelle jedes M., der mit der Religion selbst fast gleiches Alter hat, ist das Gefühl, das in seiner Überspannung als gesetzlose Phantasie sich von aller ordnungsmäßigen Einwirkung und Zügelung der Vernunft lossagt und in schwärmerischen Vorstellungen, die oft ohne allen Zusammenhang kühn abwechseln, wie in ihrem Elemente lebt und schwelgt. Denn in der Seele des Mystikers ist die klar und deutlich bestimmende und leitende Kraft des Verstandes mit der nöthigen Besonnenheit und regelnden Schärfe so ohnmächtig geworden, daß an ihrer Stelle eine schwärmerische Phantasie herrscht, welche mit üppiger Fruchtbarkeit eine Menge lebendiger Einbildungen schafft, von deren Wahrheit und Ordnung sie keine Rechenschaft geben kann und will, das Ewige und Übersinnliche in eine mehr oder minder große Zahl von Bildern kleidet, welche bald durch ihre Schönheit blenden, bald in abenteuerlicher Schauerlichkeit abschrecken, jedesmal aber sinnlich aufregend sind und endlich in schnellem Sprunge der Gedanken das Bild vom Göttlichen mit diesem selbst verwechselt und in ihm selbst sich verliert. Solchen Bildern haucht nun der Mystiker bald das Leben ein, das er in sich selbst fühlt; Gott und die Geisterwelt hören auf etwas Äußerliches zu sein, sie werden vielmehr unmittelbar in sein eigenes Gemüth aufgenommen und hier mit himmlischer Entzückung oder convulsivischen Seelenbewegungen geschaut, empfunden und zum angeblich substantiellen Eigenthume des eigenen Geistes gemacht. Geht in solchen Stunden der seligen Begeisterung, wie gewöhnlich, das Bewußtsein verloren, so glaubt er sich selbst von dem Göttlichen verschlungen und pantheistisch in ihm versenkt zu sein. Bei diesem sinnlich-religiösen Hingeben an Gott ist zwar, wie seelenvolle Kraft und Innigkeit des Gefühls, so auch Reinheit des Sinnes und ein edles Streben nach Vereinigung mit Gott denkbar und es hat auch in solcher Gestaltung manche Mystiker gegeben; aber am Häufigsten hat es sich hier gezeigt, wie nahe eine überspannte Phantasie mit sinnlicher Leidenschaftlichkeit, namentlich mit der Wollust, verwandt ist. Daher kommt es, daß jene Schwärmereien des Mystikers auf feinere oder gröbere Weise sich endlich in wollüstigen Entzückungen und ekelhaft lüsterne Spielereien verlieren oder alle Seelenkräfte bis zum ungezügelt rohen Wahnsinne zerrütten oder den Geist an ein dumpfes Hinbrüten und schwermüthiges Träumen gewöhnen, von dem Allen, da der Geist in der kräftigsten Aufregung auf den Körper zerstörend einwirkt, ein gewaltsames und willkürliches Vernichten des irdischen Lebens nicht eben so fern ist. Man unterscheidet aber

einen contemplativen und einen praktischen M. Der contemplative Mystiker sucht die selige Vereinigung mit Gott und seinem Reiche in unmittelbarer Anschauung desselben. Er schwelgt in willkührlich geschaffenen Phantasiebildern von der höheren Welt, wobei er alle Kraft des Verstandes zu hemmen sich bemüht, um in ungestörter Ruhe die unmittelbare Berührung des göttlichen Geistes zu empfinden. Da geht in ihm ein höheres Licht auf, sein Herz wird voll vom überirdischen Glanze, er hört die Sphärentöne einer andern Welt, die mit seinem inneren Worte zerfließen, und an himmlischen Visionen ergötzt sich das Auge seines überschwenglich aufgeregten Geistes. So erscheint der M. bei den Hesychasten, Molinisten, Quäkern, Swedenborg u. A., von denen Manche ihr eigenes Wesen so in die unabsehbaren Tiefen des Göttlichen versenkten, daß es in ihm selbst aufging und mit einem entzückungsreichen Hinschmachten und Hinsterben eine gewisse persönliche Selbstvernichtung erfolgte (s. Quietismus, Nihilismus). Bei der zweiten Classe der Mystiker ist der thatkräftige Wille vorherrschend; sie suchen durch Askese oder gewaltsam harte Übungen des Körpers das fleischliche Princip, das sie an die Erde bindet, in sich zu ertödten und die Macht der Finsterniß und des Bösen zu bekämpfen und durch solche Läuterungen sich der Vereinigung mit Gott und den höhern Geistern fähig und empfänglich zu machen. Bald in mönchischer Zurückgezogenheit, bald öffentlich kreuzigten solche Mystiker ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden, d. h. sie unterzogen sich selbsterfundenen Kasteiungen, entnervenden Fasten, grausamen Geißelungen und Martern, künstlich abhärtenden und oft langsam tödtenden Peinigungen und nicht selten unwürdigen und geradezu ekelhaften Quälereien, an die sie sich bis zur Gefühllosigkeit gewöhnten. Bei solcher Askese dünkte ihnen, daß sich mit ihrer Kraft eine göttliche Macht unmittelbar vereinigt habe und sie wähnten sich von himmlischen Trieben und Kräften beseelt, so daß sie mit mystischem Fanatismus, der vom Feuereifer einer glühenden Begeisterung bis zur sinnlich tollen Wuth in mannigfachen Graden sich abstufte, ihre eigene Persönlichkeit vergötterten und Andere zur blinden Nachfolge mit sich fortzureißen trachteten. In den Katharern, Messalianern, Flagellanten, Choreuten und andern Gesellschaften, die sich von einem solchen erträumten Gottesgeiste getrieben fühlten, ist besonders dieser praktische M. in seinem grellsten Gewande erschienen und scheint in den Momiers und Muckern wiederaufleben zu wollen. Aber bei allen diesen Mystikern, so Viele von ihnen nicht in völligen Wahnsinn verfielen, konnte doch der Einfluß des abkühlenden Verstandes nicht gänzlich aufgehoben werden, und bei Mehreren, die entweder vorher oder nebenbei eine wissenschaftliche Bildung sich zu eigen machten, erhielt der schwärmerische Glaube an jene substantielle Gottvereinigung sogar eine systematische Form und wagte es sich selbst auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie einzubürgern. Dieser speculative M., der auch vorzugsweise der theoretische heißt, macht die phantastischen Bilder und Anschauungen zu Gegenständen des Denkens und Erkennens und sucht ihre innere Wahrheit durch Reflexionen, philosophische Sophismen, zuweilen auch durch blendende Floskeln und dunkle Redensarten nachzuweisen und zu rechtfertigen. Hierher gehören die mehr oder minder mystischen Systeme des Dualismus, Pantheismus, Idealismus und der Identitätslehre (s. d. Artt.), wie sie bei den Gnostikern, Montanisten, dem Dionysius Areopagita, Duns Scotus Erigena, Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von St. Victor, mehreren Neuplatonikern des XV. Jahrh. u. A. bis auf die neuesten Zeiten erschienen sind. Nicht immer aber hat die Speculation der Mystiker eine solche Höhe erreicht, sondern innerhalb der christlichen Kirche sich in die symbolischen Formeln der einzelnen Confessionen gekleidet und unter solchem Deckmantel erst geheimnißvoll, dann aber, wenn sich die kecke Freimüthigkeit dazu gesellte, auch öffentlich und mit widrigem Dünkel sein Wesen getrieben. Schwenkfeld,

Val. Weigel, Jakob Böhme, Gichtel, Wilh. Petersen, Basnage, die Mennoniten und Herrnhuther mit ihren Vorläufern und Nachfolgern in den verschiedensten Nuancen sind von diesem positivkirchlichen M. ausgegangen und sind aus der Kirche selbst endlich ganz hinausgeschwärmt. Sie gingen fast sämmtlich aus von den kirchlichen Dogmen, von der göttlichen Gnade, dem heiligen Geiste, den Sacramenten und dem jüngsten Gerichte, die sie nicht blos buchstäblich auffaßten, sondern auch mit einer Menge phantasiereicher Bilder verbrämten und verunstalteten und namentlich die Wirkungen der göttlichen Gnade an Ort und Zeit banden, so daß sie bald in erzwungener Passivität, bald in willkührlicher Aufregung des Gemüths und ascetischen Andachtsübungen sich einbildeten, das unmittelbare Einwirken Gottes oder höherer Geister auf sich herabzaubern zu können. Am edelsten verfuhren unter ihnen noch diejenigen, welche diesen Durchbruch der Gnade (wie man es zu nennen pflegt) durch Reinigung des inwendigen Menschen zu bewirken strebten und in der Unterdrückung aller Sinnlichkeit, einsiedlerischer Frömmelei und Verzichtleistung auf alle irdische Freuden des Lebens ihren Geist zu einer Wohnung des göttlichen Geistes umzugestalten trachteten. Selbst wenn sie dieß ohne Heuchelei thaten, so blieben und bleiben sie doch in der Regel nicht frei vom geistlichen Hochmuthe, da sie synergistisch sich selbst zu Tugendhelden stempeln und alle Andere als verlorene Weltmenschen verachten. Verwandt aber ist der M. mit den verschiedenen Arten und Äußerungen des Aberglaubens, der Gespensterseherei, Zauberei, Wunderthäterei und aller Magie mit ihren theosophischen und theurgischen Künsten. Selbst der falsche Anthropomorphismus (s. d. Art.) und Anthropopathismus, so wie die buchstäbliche Deutelei der biblischen Schriften haben mit dem M. in der nächsten Beziehung gestanden und ihn mächtig unterstützt. Auch der Pietismus, der einseitig im religiösen Gefühlsleben und in willkührlicher Verpönung mancher erlaubten Genüsse und Vergnügungen besteht, liegt von den mystischen Spielereien mit religiösen Gegenständen nicht fern. Aber alles dieß ist darum noch nicht M. selbst, sondern nur ein gebahnter Weg zu dieser Geistesverirrung. Bedenkt man endlich, daß alle Mystiker die heilige Schrift als das äußere oder todte Wort ihrem inneren lebendigen Worte, d. i. den göttlichen Offenbarungen, der sie in ihrer vermeintlichen Gottvereinigung theilhaftig geworden sein sollen, geradezu unterordnen, so sieht man deutlich ein, mit welchem Unrechte man jeden Supranaturalisten durch den Namen eines Mystikers verunglimpft hat. Dagegen ist und bleibt es eine historisch ausgemachte Thatsache, daß zu jeder Zeit, je mehr man sich abmühete die positiven Lehren des Christenthums der Verflachung und Skepsis preiszugeben, desto häufiger und stärker der M. hervorgetreten ist, um gewissermaßen die Rechte der menschlichen Natur und ihr unabweisbares und tiefes Bedürfniß nach Gemeinschaft mit Gott zu befriedigen. Endlich haben auch die Untersuchungen der Religionsweisen nichtchristlicher Völker gelehrt, daß bei ihnen die Ausgeburten des M. ungleich häufiger, widernatürlicher und verabscheuungswürdiger vorkommen. 2.

Mystificiren ist nach französischem Sprachgebrauche Jemanden durch allerhand Vorspiegelungen zu ganz anderer Ansicht über eine Sache bringen, als er bei ruhiger Betrachtung erhalten würde. 9.

Mythologie, lat. mythologia; fr. mythologie; engl. mythology. Als der Mensch zuerst inmitten der ihn umgebenden Natur zum Selbstbewußtsein erwachte, war er noch nicht, wie späterhin, mit derselben in Gegensatz und Kampf getreten, hatte sich noch nicht in sich und von sich selbst losgerungen, so daß er noch in einem innigen, tiefen Zusammenhange mit ihr stand, wonach er sie in ehrfurchtsvoller Scheu als seine heilige Mutter verehrte, sich aber selbst als ihr eingeborenes Kind empfand. Dieß Gefühl ließ ihn seine ganze Umgebung als etwas Höheres, Belebtes anschauen, und wenn er nun den Wind die Waldbäume

durchrauschen, das Wellengemurmel des Quells in tiefer Waldeinsamkeit, das Wogenbrausen des Meeres an der öden Felsküste, das Donnergeroll im Gewitter, das gewaltige Sausen des Orcans hörte, so ward ihm das eine bedeutsame heilige Sprache, die seine Seele unnennbar durschauerte und ihn die unmittelbare Nähe des Unsichtbaren, des Göttlichen fühlen ließ. Sah er den leuchtenden Blitz in finsteren, sturmgetriebenen Wolken, die grünenden Frühlingsfluren, die ernsten nebelbedeckten Gebirge, so wurden ihm dieß lauter beredte, vielsagende Zeichen, die das Dasein der allbelebenden Gottheit klar aussprachen. Seine ganze Umgebung, in ihren freundlichen wie ihren furchtbaren Wirkungen, ward ihm auf diese Weise die Verkörperung der allwaltenden Gotteskraft, deren Äußerungen eben so mannigfaltig als ihre Formen erschienen. Alles, was er dachte, was um ihn und durch ihn geschah, ward demgemäß mit diesem Grundtone seines Daseins, mit diesem religiösen Gefühle in die unmittelbarste Verbindung gesetzt, als nothwendige Folge jener Gotteskraft erkannt und dargestellt, und so bildete sich der Glaube eben so individuell und besonders gestaltet aus, wie die Natur ist, welche die verschiedenen Völker umgibt. Andrerseits aber mußte der Mensch jede Erscheinung in der Natur als von einer individuellen Kraft in derselben ausgegangen ansehn, so daß ihm nicht in der Natur und in deren verschiedenen Formen der Gott war, sondern diese verschiedenen Naturformen selbst für ihn verkörperte Gottheit wurden und er nur hinter einer Masse gleichartiger oder zusammenhängender Erscheinungen auch dieselbe personelle geistige Macht, als in ihnen offenbart, erblicken konnte. Eben so klar ist es, daß diejenigen Familien oder Stämme, welche in einer gewissen Örtlichkeit zusammenwohnten, die Gottheit, deren Schutzes sie sich vorzüglich erfreuten, als besonders an ihren Schicksalen theilnehmend, sie lenkend, für sie handelnd und versöhnend glaubten und auf diese Weise mit ihren Wohnsitzen und ihrer Gottheit alle ihre Gedanken und Geschicke so innig verknüpften, daß beide lediglich als Handlungen der Gottheit erschienen und alles Eigenthum der Menschen daran völlig verschwand. Und wie dem Menschen das Göttliche in der Außenwelt sich vornehmlich durch Ohr und Auge darstellte, so drückte er nothwendig für dieses beides die Gedanken und Empfindungen aus, welche ihn beseelten. Auf solche Weise entstand Mythus und Symbol zu gleicher Zeit; denn der Mythus ist nichts Anderes als ein gehörtes Symbol und dieses nur ein geschauter Mythus, und darum findet sich im Mythus Gedanke und Factum, Ideelles und Reelles, fast immer auf das Innigste verbunden. Später aber trat der Mensch als selbstthätiges individuelles Wesen immer schärfer und schärfer hervor, er lernte seine Gedanken als solche auffassen, hinstellen, durchschauen und verbreiten, seine Geschicke von seinen Gedanken trennen, und es trat eine Periode ein, in welcher die einzelnen Mythen, nachdem sie bereits sich vielfach durchkreuzt hatten, in ihren widerstrebenden Punkten ausgeglichen, gewissermaßen in Übereinstimmung gebracht wurden, woraus dann die M., wie sie uns vorliegt, hervorging und die am richtigsten als eine Geschichte der einzelnen Mythen gefaßt wird. Je selbstständiger sich nun die menschlichen Geisteskräfte entwickelten und bildeten, je loser ward auch der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Menschen, das gläubige Verständniß des Symbols und des Mythus immer schwächer, bis beides endlich durch Poesie oder Philosophie mannigfach verschönt und umgestaltet den Späteren nur durch Gewohnheit etwas Heiliges blieb und zuletzt ganz abstarb. Für uns, die wir Jahrtausende später gekommen sind, die wir in völliger Entzweiung mit der Natur im reinen Gegensatze aller Geisteskräfte unter sich leben, ist Mythus und Symbol eben solche Hieroglyphe geworden, wie den Nachkommen der Ägypter die den Obelisken eingegrabenen sind, und wir vermögen nicht anders als auf reinwissenschaftlichem und zwar mehr historischem Wege zur Wiedererkenntniß des

Mytheninhalts zu gelangen. Der urſprüngliche Begriff des Wortes μῦθος iſt ganz einfach Erzählung, dem jedoch ſpäter λόγος entgegengeſetzt ward, und dasjenige, was wir Mythen nennen, beſteht aus einer Maſſe Erzählungen von Einzelweſen, welche ihrem Zuſammenhange und ihrer Verflechtung nach insgeſammt eine frühere genau von der eigentlichen Geſchichte getrennte Zeit betreffen und deren Erklärung und Verſtändniß wir erſt aus ihnen ſelbſt gewinnen müſſen. Unterſtützt werden wir bei dieſem Geſchäfte durch Kenntniß der Sprache, des Landes, der Geſchichte, der Götterverehrung, der bürgerlichen Einrichtungen ꝛc. eines Volkes, weil die Mythen deſſelben auf alles dieſes eingehen und ſehr oft die Entſtehung dieſer Dinge darſtellen. Es iſt daher klar, daß in jedem Mythus ſich Zweierlei begegnet, Gedachtes und Factiſches, Ideelles und Reelles, welches oft ſehr tief mit einander verſchlungen erſcheint und namentlich bei den älteſten Mythen am Innigſten, ſo daß jeder Mythus ſelbſt gleichſam wieder als Perſon, als Einzelweſen erſcheint. In dem theogoniſchen Theile der M. nun treten ſogleich eine Menge Ideen ziemlich klar hervor, religiöſer, philoſophiſcher, phyſikaliſcher Natur, welchen man daher ſogleich vor dem übrigen Theile der M. ſondern kann. Anders aber iſt es mit den heroiſchen und localen Mythen beſchaffen. Dieſe, mit einzelnen beſtimmten Landſchaften zuſammengewachſen, ſprechen über die erſten Bewohner derſelben, die Heldenzüge der Landesheroen ꝛc. und hier darf man kein zuſammenhängendes Syſtem des Denkens und Wiſſens ſuchen wollen. Das Ideelle in dieſen Localmythen erſcheint als Götterverehrung und der Gehalt dieſer Erzählungen iſt offenbar Ausdruck des Glaubens an die Landesgötter, die Religion, ſo daß dieſe und Geſchichte als die Grundbeſtandtheile in der heroiſchen und localen Mythe hervortraten. An dieſe ſchloſſen ſich die erſten Gedanken über Sitte und Recht und in vielen anderen Mythen offenbar ein anderes Wiſſen ſehr mannigfaltiger Art, ſo daß man gewiß ſein kann, die M. in ihrer Geſammtheit überliefere uns das geiſtige Eigenthum einer gewiſſen Zeit eines Volkes in einer gewiſſen Vollſtändigkeit. Das Factiſche aber dreht ſich ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach in den heroiſchen Mythen beſtimmt um Leben, Thaten und Geſchicke einzelner, als Helden verehrter Stammhäupter, wodurch Alles Ton und Färbung erhält. Die Schriftſteller ſind die Mittelsperſonen, durch welche die Mythen uns überliefert worden ſind, ohne daß ſie jedoch als diejenigen angeſehen werden dürfen, von welchen die Mythen etwa herſtammen könnten. Sie ſind manchmal die Umbildner, manchmal die Anordner der Mythen und das erſte Geſchäft daher, dem ſich der Forſcher zu unterziehen hat, beſteht darin, das Mythenſyſtem, welches uns überkommen iſt, in diejenigen Theile zu zerlegen und aufzulöſen, aus welchen es durch die Bemühungen Einzelner zuſammengeſchmolzen ward und nur dasjenige bei einander zu laſſen, was ſich als urſprünglich zuſammengehörig ausweiſt. Die eigentliche Quelle aber der Mythen, welche dieſes Verfahren dem Auge des Forſchers zeigt, iſt die Volksſage, welcher denn auch eine höhere Auctorität, wie ein höheres Alter zukommt als dem Dichtermythus, wobei ſehr wohl zu beachten iſt, daß in der Volksſage ſelbſt nicht minder wie im Dichtermythus die innigſte Verkettung von Gedanken und Thatſache ſtattfindet, ſo daß dieſe nicht erſt durch den Dichter in den Mythus gebracht worden iſt. Und weil nun bei der Bildung des einzelnen Mythus, als dem Beſtreben das religiöſe Gefühl in einer gewiſſen Allgemeinheit auszudrücken, eine Art Nothwendigkeit und Unbewußtheit des Bildens vorherrſcht, ſo mußte dem Gemüthe derſelbe als etwas Wahres, Wirkliches erſcheinen und der Glaube an den Mythus begründet werden. Der Mythus entſtand ferner nicht auf einmal, ſondern wuchs in einer Reihe von Jahrhunderten erſt unter wechſelndem Einfluſſe verſchiedenartiger äußerer und innerer Zuſtände und Facten zu der Geſtalt empor, in der er uns vorliegt. Kann man nun dieſe allmählige Entſtehung

des Mythus nachweisen, das Gewebe desselben in seinen Urbestandtheilen darlegen, so hat man eben mit dieser Operation auch den Mythus erklärt und ist zu seinem Verständnisse gelangt. Zu einem solchen Resultate darf man aber nur dann zu kommen hoffen, wenn man eine genaue Kenntniß alles dessen besitzt, woran sich der Mythus angeknüpft hat, namentlich der Götterdienste, der heiligen Orte, der feierlichen Gebräuche, der Feste, Priesterthümer ꝛc. (denn besonders die Geschichte der Götterdienste ist eine Haupthülfswissenschaft) und niemals aus den Augen verliert, daß zuerst jeder Mythus, wo möglich, localisirt, sodann betrachtet werden müsse, ob die zuletzt geschichtlich bekannten Bewohner der gefundenen Örtlichkeit Schöpfer des Mythus sind, oder ob nicht ihr Mythus erst in dem früherer von ihnen verdrängter Volksstämme wurzele und endlich zu ermitteln ist, durch welche Bezugnahme auf einen bestimmten Gegenstand und das Bestreben diesen zu erklären sich der Mythus gebildet habe. Zuletzt müssen diese Erklärungsversuche selbst wiederum einer Prüfung unterworfen werden. Soll aber der Mythus auf seine Urform zurückgebracht werden, so muß man vor Allem dasjenige von ihm scheiden, was der Einzelne, sei er Dichter oder Philosoph, als das Seinige hinzugethan hat, die psychologische Motivirung der Begebenheit und die Übereinstimmung zwischen Charakter und Handlungsweise der Götter und Hauptheroen, von welcher die ursprüngliche Sage nichts weiß. Für diese Versuche muß man die Mythen wiederum in zwei Classen theilen, in solche, bei denen sich sehr mannigfache und verschiedenartige Stoffe zu einem Ganzen verbunden zeigen und in solche, die einen in sich weit gleichförmigern Charakter tragen. Diese letzteren sind jünger als die ersteren und später als die Götterdienste im Allgemeinen, mit denen jene auf das Genaueste verknüpft sind. Das Alter eines Mythus kann nur durch seine Erklärung und nach ihr bestimmt werden, und zur Erklärung des Mythus führt wiederum nur die Untersuchung, ob er direct oder indirect mit historischen Thatsachen zusammenhängt oder Eines aus dem Anderen entspringt. Durch solche Betrachtungsweise gelangt man zu der Einsicht, daß die Mythen früher entstanden als alle kunstmäßige Poesie und ihrer Mehrzahl nach in der Zeit, von welcher sie im Ganzen reden, d. h. im heroischen Zeitalter gebildet wurden, daß sie also die Auffassungs- und Darstellungsweise eben jenes Zeitalters selbst überliefern und daß die Thätigkeit der Mythenbildung aufhörte, so wie Philosophie und Geschichte selbstständig hervortraten und schriftliche Überlieferung die Stelle der mündlichen einnahm. Durchaus aber vernichtet wurde der Mythus durch die allmählig eintretende Veränderung religiöser Anschauung. Schon oben ward bemerkt, daß es in der Natur des Mythus liege Alles zu personificiren und daher ist es ein nothwendiges Bestreben, jeder M. Genealogien zu schaffen und unter dem Bilde der Geschlechtsverwandtschaft außerordentlich viel zu bezeichnen. Wenn schon die allgemeine Eintheilung aller mythischen Wesen in männliche und weibliche bedeutsam ist und keineswegs als willkührlich entstanden betrachtet werden darf, da der Mann gewöhnlich das thätige, gebende, die Frau das leidende, empfangende Princip ist, so sind es nicht minder alle die Verwandtschaftsverhältnisse, welche die M. aufstellt. So ist Zeugung ein Hauptbild der Mythen, wenn auch der Ort an sich nur dann hervorgehoben wird, wenn dadurch im Allgemeinen Leben und Segen in der Natur angedeutet werden soll, und der Phallus nur in den Fällen als Symbol gebraucht wird, wo an eine stete Befruchtung und Production durch die Götter geglaubt wurde. In der Heroensage aber wird Grund- und Hauptbedingung des Daseins sowohl als jeder besonders bedeutenden Eigenschaft unter dem Bilde von Vater und Mutter dargestellt. Eben so vielbeutbar ist das Verhältniß der Geschwister und dem der Gatten wird allemal der Grundgedanke der Vereinigung untergestellt, wenn es auch oft nur als Mittel dient, um andere Beziehungen auszudrücken. Die mythische Aus-

drucksweise für den Gegensatz zweier Wesen ist Kampf, wodurch indessen auch oft gesagt werden soll, daß ein gegenwärtiger Zustand an die Stelle eines früheren getreten sei. Nicht minder wichtige Ausdrucksarten für bestimmte Sachen sind gewisse Handlungen, welche besonders in theogonischen, oft aber auch in Heroenmythen gebraucht werden, z. B. Binden und Lösen, Verschlingen, Zerreißen, Wiederbeleben, Umherirren, Suchen, Spinnen und Weben ꝛc. Aus allem diesem sieht man, daß ein Mythus Alles bedeutet, wie Gottfried Müller sagt, und daher auch in Alles gedeutet werden muß, ein Geschäft, das um so schwieriger ist, je öfter später Mythen von ursprünglich symbolischem Gehalte auf die Heroensage übergetragen und dort in der Form gewöhnlicher Heldenabenteuer mehreren Heroen zugetheilt werden, und daß bei einem und demselben Gegenstande häufig verschiedene Seiten desselben bei seiner Symbolisirung hervorgehoben werden, wodurch es geschieht, daß nicht überall das einzelne Symbol dem einzelnen Begriffe völlig congruent erscheint. Dieß letztere wird um so mehr der Fall sein, sobald man zu durchaus von einander verschiedenen Völkern übergeht. Dann werden die Symbole für denselben Gegenstand, zum Theil mindestens, so lange ähnlich oder gleich erscheinen, als die äußere Naturumgebung dieser Völker gleich oder ähnlich ist, werden aber, sobald sich diese verändert, eine durchaus verschiedene oft entgegengesetzte Bedeutung gewinnen. Findet sich daher, daß bei sonst verschiedenen Völkern gleiche Symbole für denselben Gegenstand vorkommen, so dürfte man wohl nur nach der schärfsten Beweisführung Übertragung eines Mythus oder Symbols annehmen und in sonstigen Fällen die Ähnlichkeit besser aus ähnlicher Örtlichkeit und Naturumgebung erklären, als sofort auf Übertragung schließen, durch welche letztere Annahme der Willkühr so leicht Raum gegeben wird und ein bodenloses Durcheinanderwerfen alles Mythischen erfolgt. Mit nicht minderer Vorsicht hat man die Etymologie, freilich eine Haupthülfswissenschaft für den Forscher, in der M. anzuwenden, da auch sie verlockt unbekümmert um andere Verhältnisse und Rücksichten lediglich nach Namendeutung den Mythus zu erklären. Freilich kann jeder Name nur ein nomen proprium oder appellativum sein und gewiß sind letzteres alle kosmogonischen Wesen, alle wirklich ursprünglichen Götter, alle dämonischen Naturen, weil diese nur Namen haben können, welche in irgend einer Art, wenn auch noch so allgemein, ihren Begriff andeuten. Aber dennoch ist die Scheidung dessen aus nomen proprium oder appellativum so schwer, daß man nur mit der äußersten Vorsicht dabei verfahren kann. Die Namen indessen, welche durchaus bedeutungsvoll sein müssen, weil sie keine Wirklichkeiten bezeichnen, zerfallen unter sich wiederum ungefähr in dieselben Classen wie die Mythen. In der einen werden allgemeine Begriffe sehr direct und mit gangbaren Worten ausgedrückt. In der zweiten gibt die Erklärung der an sich schon weit dunkleren Namen keine so gerade und auffassende Begriffsbestimmung, und in der dritten Gattung, welche sich von beiden klar genug scheidet, ist gewöhnlich der allgemeine Gattungsbegriff im Sinne und in der Weise der Dichter personificirt. Bei aller etymologischer Deutung aber muß vor allen Dingen die vage Conjectur, das lose Spiel mit verwandten Lauten vermieden und nur solche Erklärung zugelassen werden, die durch Sprachspur und Analogie dargethan werden kann. Nach allen diesen Schritten und Arbeiten endlich wird man dem ideellen Gehalte des Mythus zugeführt und wird ihn nur dann gänzlich erfassen, wenn man den Mythus, in gewisser Art begeistert, reproducirt, während einzig die Combination allein das Faßliche eines Mythus herausbringen und den Werth der Sage für Thatsächliches zu bestimmen vermag. Soll also die M. in ihren Tiefen wahrhaft durchdrungen und in ihrer Bedeutsamkeit vollkommen dargestellt werden, so gehört ein Geist dazu, der jene beiden Eigenschaften ausgezeichnet und mit klarem Selbstbewußt-

sein in sich vereinigt. — Wenden wir uns nach diesen allgemeineren Betrachtungen zu den einzelnen vorhandenen Mythologien, so tritt uns aus grauem Alterthume das wunderbare Mythensystem der Hindu oder Inder vor allen bedeutsam entgegen. Indessen sind die Schwierigkeiten einer vollständigen Darstellung dieses wunderbaren Gebäudes für jetzt aus mehrfachen Ursachen unüberwindlich. Denn einmal ist es uns nicht vergönnt, die in mythologischer Beziehung überreiche Literatur Hindostan's vollkommen zu überblicken; dann sind auch die verschiedenen Zeitalter der Schriftfragmente, welche durch den Druck bekanntgeworden sind, lange noch nicht sorgsam genug untersucht, so daß es schwer fällt, Früheres oder Späteres zu trennen und den Gang der Entwickelung dieser Mythen genau zu erforschen; und endlich gestaltet sich die Lehre verschieden in den Veda's, wilder und sonderbarer in den Epopäen und Puranas, wiederum anders in den verwickelten Systemen der Philosophen, noch anders in der reichen Volksmythologie späterer Zeiten, und davon wieder verschieden in den populairen Ansichten, Ceremonien und Gebräuchen aller Jahrhunderte. Aller dieser gewiß bedeutenden Hindernisse ungeachtet aber ist es dennoch möglich gewesen, auf die einfachsten Grundzüge des ganzen mythologischen Gebäudes zurückzugehen und man findet diese so klar wie bei keinem andern Volke im Sabäismus (in der Verehrung von Naturgegenständen), welcher nach und nach vergeistigt ward. Neben diesem Sonnendienste, welcher sich bald in der Hand der Priester und Philosophen in reinen Monotheismus verwandelte, bei der Volksmasse aber sehr schnell seine ursprüngliche Reinheit verlor und mit anderen localen Religionsanschauungen verschmolz, bildete sich in Nordindien der Dienst des Siwa, des Feuergottes, und in Bengalen der mildere Cultus des Wischnu, welche mit dem ursprünglichen Sonnen- oder Brahmadienste zusammengeflossen endlich die dritte Gottesanbetung, den noch jetzt üblichen Brahmaismus hervorriefen. Es ist also klar, daß, um letzteren in seiner Wesenheit zu erfassen, man jene drei Bestandtheile von einander sondern und in ihrer Einzelnheit betrachten muß. Den Sonnendienst, den ursprünglichen Brahmaismus, brachten die Inder schon mit, als sie durch die nordwestlichen Engpässe aus den Hochebenen Asiens zu ihren jetzigen Wohnungen hinabstiegen. Dort war dieser Dienst des Brahma (des Leuchtenden) local und mild wie das Gestirn, welches man anbetete. Sie empfing das unblutige Homaopfer bei ihrem Aufgange und noch jetzt betet eine besondere Secte, die Sauras, einzig dieses Gestirn an. Wie die Mythe Alles als Person darstellt, so wurden auch die verschiedenen Veränderungen, welche die Urzeit im Sonnenlaufe bemerkte, ausgedrückt. Nach dem Mythus also wird die Sonne im Mittewinter aus der Nacht (nis) geboren, schläft die Zeit des winterlichen Regens hindurch und stirbt im hohen Sommer. Dieß Alles wird durch symbolische Festhandlungen dem Volke bezeichnet; das Epos faßt ihn gleichsam historisirt auf; die Thaten und Wanderungen des Sonnengottes, zum Heil der Menschen begonnen, werden Götterlegende und gestalten sich auf Heroen übertragen zur Heldensage. Andererseits aber bemächtigten sich Priester und Weise dieses Stoffes und bildeten ihn ihrer Weise um, nach welcher dann in den heiligen Vedas und den Gesetzbüchern Nordindiens gelehrt ward, wie Brahma als Sonne selbst aus Symbol und Emanation des Parabrahma (Urgroßen), der auch das Unerschaffene, Unsichtbare, durch sich selbst Seiende heißt, sei, welches niemals in den Mythus gezogen wird und dessen Manifestation eben nur Brahma und die anderen großen göttlichen Wesen wären, durch welche das große Es (tad), das Ich, die Seele, das Wesen (sat), wie Parabrahma genannt wird, diese materielle Welt regiert. Im Volke aber bildete sich zugleich durch Klima und Örtlichkeit Nordindiens hervorgerufen der Cultus des Siwa (des Verehrten) oder Mahädewa (des großen Gottes), der Feuerdienst, in seiner ganzen Härte aus; denn Siwa erscheint überall in der Mythe als Tyrann

und seine Verehrung erheischt blutige Opfer an die Naturkraft Bhâwanî. Bald aber wurden auch die Attribute Brahma's sehr natürlich auf den Feuergott Siwa übertragen und der Cultus des einen auf den andern angewandt. Nicht anders war es mit der Anbetung des Wischnu, ursprünglich gleichfalls eines localen Gottesdienstes an den Ufern des Ganges und in dem Flachlande Bengalens entsprungen, der Wasser und Luft als die Grundkraft des Daseins anschaute und seinen Gott deßhalb den Durchdringer nannte, während er später sich gleichfalls mit dem Sonnendienste, namentlich in Krischnas, vermischte und so den Brahmaismus im gewöhnlichen Sinne mitschuf, wie er noch besteht, während seine drei Grundformen noch als Secten, die früher einander in blutigen Fehden verfolgten, fortbestehen. Das Gebäude des sogenannten Brahmaismus nun, der eigentlichen Volksmythologie, ist ungeheuer und das reichste Götterpantheon der Welt. An die Spitze des ganzen Brahmaismus muß die berühmte Dreiheit, der Dreigestaltige (Trimurtis) gesetzt werden, welche aber eben auch wie alle indischen Volksgötter aus reinem Abstracten, Versinnlichungen der göttlichen Eigenschaften und aus der Verkörperung der Naturkräfte entsprossen sind. Brahmam (Brama) (s. d. Art.), männliche Schöpferkraft des Höchsten, führt meistens die Beinamen Pitâmahas (Urvater), Prajâpatis (Herr der Wesen), Dhâtra (Schöpfer), Lokakartâ (Weltenschöpfer), Sureswaras (Herr der Götter), Lokapûrwajas (aller Wesen Erstgeborner). Seine Farbe ist roth, als die Farbe der Sonne, und als Gattin ist ihm die Göttin der Weisheit und Rede, die Urvernunft, Wâch beigegeben, welche eine Emanation Brahma's selbst schon bei der Weltschöpfung war und später als Saraswati (Schützerin aller Künste, namentlich der redenden) wird. Wischnu (der Durchdringer) (s. d. Art.), stellt als Luft oder Wasser gedacht den thätigen oder wehenden Geist Gottes dar. Seine Farbe ist dunkelblau oder grün und unter seinen fast zahllosen Beinamen ist einer der gewöhnlichsten Narit, grün. Sein Bruder ist Aruna (die Morgenröthe). Siwas (s. d. Art.) endlich (der Verehrungswürdige) heißt auch Iswaras (der Herr), Sthanus (der Ewige, Beständige), Rugras und Udras (der Fürchterliche), am häufigsten Mahâdewa (der große Gott). Er wird selbst von Wischnu als der Erstgeborne der Götter anerkannt (Surânâm agrajas). Im allgemeinsten Sinne bezeichnet er blos das Feuer, welches mit der Natur (Bhâwani) Alles erzeugt, aber auch Alles verschlingt. Seine Farbe ist schneeweiß. Die Thätigkeit Siwa's ist seiner Natur nach, als Feuer, eine doppelte, eine erhaltende, zeugende und eine zerstörende. Die letztere wird am meisten emporgehoben. Seine Gattin ist Kali, die Zeit. Jedes dieser Götterwesen an sich ist unsichtbar, allein sie offenbaren sich von Zeit zu Zeit den Menschen in sichtbarer Gestalt, um dieselben zur Tugend und Wohlfahrt zurückzuführen und werden dann gewöhnlich von einer irdischen Jungfrau geboren. Besonders reden die mythischen Schriften der Inder von den zehn Verkörperungen Wischnu's, die beständig darauf abzielen, das Böse zu bekämpfen und die verschwundene Tugend zurückzuführen (s. Wischnu). Die Götter zweiten Ranges sind fast unzählbar und es sind daher nur die acht Welthüter (Lokapâlâs) besonders zu betrachten. Den Vorsitz führt Indras, der Mächtige, Gott des gesammten Himmelskreises mit allen seinen Gestirnen. Seine vielen Benennungen deuten alle auf seine Macht und seine erste Function als Sonnengott. Indras' Wohnung, Amarawati (die Unsterbliche), mit dem herrlichen Palaste Waijanta (siegreich) und Garten Nandana (lieblich) liegt im Osten und gilt als sinnliches Paradies (Swarga), wohin besonders im Kampfe gefallene Krieger und Fromme, Rechtschaffene, gelangen, bevor sie eine neue Seelenwanderung beginnen. Abgebildet wird Indras entweder mit seiner Gattin Indrani ruhend oder auf dem von zehntausend Rossen gezogenen, von Mutalis gelenkten, leuchtenden Donnerwagen fahrend oder auf seinem Elephanten, Airawati, reitend,

welcher zugleich Thürhüter des Himmels ist und zuweilen die Erde trägt. Indras spendet den fruchtbaren Regen und kämpft im Gewitter gegen die Asuras und ihren Fürsten Jamas, auf die er seine Pfeile mit dem gewaltigen Bogen abschießt, welchen er nach errungenem Siege den Menschen als Regenbogen zeigt. Im Südosten wohnt Agnis, der Feuergott, der Schnelle, auch der Opferesser genannt. Er hat einen dem Siwa ähnlichen Wirkungskreis und wird auf einem Widder reitend oder ihn im Banner führend abgebildet, mit zwei Gesichtern, den Symbolen des heiligen und irdischen Feuers, drei Beinen, um die drei geheiligten Feuer zu bezeichnen, nämlich das Braut-, Begräbniß- und Opferfeuer. Seine sieben Arme bedeuten die sieben prismatischen Farben, welche ihm gleichfalls als Strahlen vom Munde ausgehen. Unter seinen Attributen findet sich der Fächer und das Prisma. Jamas, der Bändiger, residirt in der niedern Region des Südens als Todtenrichter. Mit strenger Gerechtigkeit richtet er alle Todten und sendet sie entweder zum Paradiese (Swarga) oder zur Hölle (Naraka). Ehe man zu ihm gelangt, muß man den neunfach um die Unterwelt sich windenden Fluß Waitarani durchschiffen, und er kommt selbst nur zu einigen begünstigten Gottesfürchtigen und Frommen. Dann erscheint er mit lockigem Haare, schöngestaltet, aber rothäugig, schwarz und gelb, in rothem Gewande und einem Stricke in der Hand, womit er die Seelen bindet und davon führt. Häufig erscheint er auch dunkelgrün, auf einem Büffel reitend, in der Hand einen Scepter oder die rächende Keule haltend. Die Krokodile waren ihm heilig. Im Südwesten herrscht Nirritas, ein Geisterkönig, dessen Stelle als Welthüter Surias, die Sonne, einnimmt. Surias, der Göttliche, oder Arkas, der Leuchtende, von seinen Strahlen der Tausendhändige genannt, wird gebildet auf dem Sonnenwagen fahrend, den sieben Rosse ziehen und als Fuhrmann Arunas, die Morgenröthe, die als lahm und nur mit halben Beinen dargestellt wird, lenkt. Surias stieg oft zur Erde herab und zeugte hier ein Heldengeschlecht. Seine Gattin, Suwarna (Farbenpracht), konnte seinen Glanz nicht ertragen, floh und verbarg sich in die Gestalt eines Rosses, wurde aber dennoch als Stute von den Sonnenstrahlen geschwängert und gebar die Zwillingsbrüder Aswinau, die Götterärzte, und ward als Pferdehaupt unter die Gestirne versetzt. Ihrem Gatten hatte sie nur ein Trugbild hinterlassen, welches der Sonne als Châjâ, Schatten, seitdem ohne Unterlaß folgt. Eine andere Gattin des Surias ist Chandri, der Mond, welche auch als seine Schwester erscheint. Sonst erscheint der Mond auch doppelgeschlechtig; weiblich als Sawitrî (Hervorbringerin), wo sie dann eine Tochter Brahma's und Gattin Chandras', des Mondgottes, ist, oder männlich, als Puschan, Ernährer. Warunas, auch Apârpatis, Wasserfürst, genannt, ist der Gott des Oceans. Als Attribut hat er einen einfachen Strick, Symbol des erdumgürtenden Meeres, und reitet auf einem krokodilartigen Meerungeheuer, Makaras. Seine Wohnung ist im Westen. Im Nordwesten, von woher die heftigsten Stürme brausen, wohnt Pâwanas, der Reiniger, oder Wajus, der Wind, Gott des Windes und Anführer der Windgenien Marutas. Abgebildet wird er mit einem Schwerte in der Hand, auf einer Antilope reitend. Im Norden, auf den Hochebenen des Kaisasa wohnt in seiner prächtigen Stadt, Alaka, Kuweras, der Gott des Goldes, der Schätzespender, der Schutzpatron der Handelsleute. Er wird selten abgebildet, erscheint aber dann häßlich und von Pygmäen und übelgestalteten Erdgeistern, den Jakschas und Guhjakas, umgeben. Der letzte der Welthüter ist Chandras, der Leuchtende, oder Somas, der Zeugende, der Mondgott, der als solcher Sawitrî, die Sonne, zur Gattin hat. Die 28 Töchter des Dakscha, die Mondzodiacusstationen, sind seine Weiber und unter diesen Rohinî, die Hyadenconstellation, seine geliebteste Frau. Als sich darüber die anderen Töchter Dakscha's bei ihrem Vater beklagten, verfluchte dieser

den Chandras kinderlos zu bleiben und an der Auszehrung zu sterben, welches er späterhin so weit milderte, daß die Zehrung nur periodisch sein und der Gott seine Kraft stets wiedererlangen sollte. Abgebildet wird Chandras auf einem von Antilopen gezogenen Wagen und führt dieses Thier im Banner. Außer diesen Welthütern gibt es noch einen Götterboten, Narada, welcher die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weiß. Ferner kennt man einen Jahresgott, der zugleich als Kriegsgott und Gott der Diebe verehrt wird. Er war ein Sohn des Siwa und der Parwati, einer Tochter des Gebirges Himawan, wurde von den Krittikâs, den Plejaden, genährt und erzogen, woher er neben seinem Namen, Skauelas (der Vorwärtsschreitende), auch Kartikias heißt. Er wird mit sechs Gesichtern abgebildet und reitet auf einem Pfaue. Sein Bruder ist der Gott der Klugheit und weisen Ordnung, Ganesas, auch Wignesas, Überwinder der Schwierigkeiten genannt. Er wird abgebildet mit Elephantenkopfe und einer Ratte zur Seite. Seine Farbe ist roth und Schlange, Glocke und andere Instrumente sind seine Attribute in seinen vier Händen. Der Gott der Liebe, Kamâs, oder Manmathus (Herzerschütterer) wurde in Hainen und Tempeln verehrt. Er ist stets von tanzenden schönen Nymphen umgeben und vom Wasanthas (dem Frühlinge) begleitet. Er reitet auf einem Sperlinge, sein Bogen besteht aus Zuckerrohr, die Sehne bildet eine Reihe von Bienen und seine Pfeile sind fünf sinnbetäubende Blumen. Im Banner führt er einen Delphin. Einst wollte er übermüthig den Siwa selbst zur Liebe reizen, aber ein Blitz aus dessen Auge verzehrte seinen Körper und seitdem herrscht er mit dem Namen Anangas (körperlos) über die Gemüther der Menschen. Er ist ein Sohn der Maja (Täuschung) und seine Gattin heißt Rati (Freude). Die Gattinnen der Götter heißen Sakti (Kraft), sind erst gewöhnlich eine Emanation ihrer Gatten und haben dieselben Attribute und Macht wie diese. Ja sie führen eben daher denselben Namen, z. B. Indrani ꝛc. Zu den weiblichen Wesen der indischen M., welche hier zu nennen sind, gehören: Saraswati, Brahma's Gattin, Beschützerin der Wissenschaften, deren Attribut Wina, die Leier, ist und Schri oder Lakschmi, Wischnus' Gattin, die Segenspenderin, deren Erntefest fast in gleiche Zeit mit dem Feste der Kali, dieser zerstörenden Gottheit und Gattin des Siwa, in den Herbst fällt. Der Dienst der letzteren ist blutig, ihr wurden selbst Menschen geopfert, und sie wird mehrfach, je nachdem Siwa gedacht wird, als ein anderes Wesen betrachtet. So erscheint sie als Materie, welche das Feine durchdringt, als Siwa's Gattin und Schwester, unter dem Namen Prakriti (Natur) oder Bhâwani (Zeugerin) und wird dann mit vielen Brüsten abgebildet, und kämpft gegen ihre gröbere materielle Natur, welche sie in Gestalt eines Büffels bändigt. Als Berggöttin endlich heißt sie Parwati (Berggeborene) oder Durga (Schwerzugängliche) und dann wird sie am häufigsten dargestellt als im Kampfe mit einer schlangenumringten Figur, welche das feindliche Naturprincip und Grund aller Verschlechterung andeutet. Unter den Göttinnen ist ferner noch Ganga merkwürdig, die Segenbringende. Sie entstammt dem Haupte Siwa's und wird als zarte Wassernymphe mit Lotosblumen in der Hand gebildet. Das Übertreten des Ganges wird als Schwangerschaft der Ganga versinnbildlicht, nach welcher sie Segen und Überfluß gebiert und so weit die Überfluthung gereicht hat, geht ihr heiliges Bett. Auch die Erde, als Ackerland, ward personificirt als Prithimi, wie sie anstatt Lakschmi genannt wurde, als einst Wischnu sich in einen irdischen König, Namens Prithu, verkörpert hatte und mit ihr aus den Himmeln herabgekommen war. Sie wollte in dieser Gestalt den Menschen ihre Segnungen vorenthalten und dieser mußte sie züchtigen. Klagend wandte sie sich darauf nach dem Göttersitze Meru, in der Gestalt einer Kuh, ward aber abgewiesen und seitdem, heißt es in der Legende, muß man die Erde schlagen und zerreißen, will

man ihrer Schätze theilhaftig werden. Hier wollen wir, geleitet durch die Verwandlung Prithiwis in eine Kuh, etwas über die heiligen Thiere und Pflanzen der Inder im Allgemeinen und der Kuh insbesondere hinzufügen. Die Heiligkeit des Rindes beruht lediglich, als Localgesetz betrachtet, auf seinem Nutzen und der Sorgfalt für Erhaltung desselben als unentbehrlich für Nahrung und Ackerbau. Außerdem aber ist in Indien das Rindfleisch salzig, geschmacklos, lederartig und schwer verdaulich und der Genuß desselben erzeugt leicht gefährliche Krankheiten. Zu diesen beiden Motiven für die Verehrung der Kuh kommt aber noch ein drittes tiefer begründetes; denn die Kuh ist das Symbol der Göttin Lakschmi und dieser Glaube ist so fest gewurzelt, daß die Sprache sogar Erde und Kuh mit demselben Worte gâu bezeichnet. Dem Siwa, als dem fruchtbringenden Feuergotte, sind Stiere geweiht und werden heilig gehalten. Endlich weil in der Seelenwanderung die Kuh als die der Menschengestalt nächste Wandlung betrachtet wird, werden Leichen oft durch das Bild einer Kuh gezogen, oder in solchem begraben. Deßhalb hat auch die Kuh einen eignen Festtag, den 8. Tag des Kartika, wo sie bekränzt, ihr Fleisch aber eben so verabscheut wurde, als wäre es Menschenfleisch. Dennoch aber wurde vor Alters in Indien Rind geopfert und zwar theils zur Ehre eines Priesters, Fürsten oder Gastfreundes, theils bei Hochzeitsfeierlichkeiten, theils zu Ehren der Durga (s. oben) und anderer Gottheiten. Ferner sahen die Inder den Bären, Löwen, Wolf, das Krokodil, Katze, Ichneumon, Sperber, Kranich, Schlangen und Fische als verehrungswürdig an, weil sie theils unter Schutz der Götter und Göttinnen, denen sie als Symbol und Vehikel beigesellt sind, theils aber als ehrende Beinamen ihrer Helden gebraucht werden. Unter den Pflanzen war besonders der Lotos, der Beliebte, Begehrungswürdige, heilig und zwar die schöne Wasserrose (nelumbium speciosum), deren heiligste, die rosenrothe, sich mit Sonnenaufgang öffnet und einen lieblichen Zimmtgeruch verbreitet; dem Inder ist diese Pflanze Alles in Allem. Mit ihr wird jede Körperschönheit verglichen, auf ihr thronen die Götter und sie ist sogar das Bild der Erde. Über eine ganze Gattung von mythischen Wesen, die aus Göttern, Halbgöttern, allegorischen Gestalten oder heiligen Weisen der Vorzeit geschaffen worden sind, ist noch zu wenig Sicheres bekannt, als daß man sie Alle in ihrer Bedeutsamkeit aufführen könnte und es müssen daher nur die hauptsächlichsten derselben genannt werden. Unmittelbar von der Gottheit stammen die Brahmadikâs ab, sieben an der Zahl und von diesen die sieben Rischis oder Weisen, denen aber Manus (der Denkende) als Stammvater gegeben ist. Unter den Brahmadikâs ist vorzüglich Dakschas zu nennen, welcher den Himmel stützt und dessen Töchter die meisten Constellationen des Sternhimmels sind. Er hat mehrere Gattinnen und mit diesen 50 Töchter. Zwei Gattinnen des Dakschus, Dili und Aditi werden die Mütter der Asuras und Suras, der Dämonen und Götter, welche in steter Feindschaft leben. Von der Aditi stammen ferner die 12 Aditâs ab, die Sonnenconstellationen in Bezug auf die Bilder des Thierkreises. Der Rudras sind 11 und sie werden als Schicksalsvollstrecker genannt. Wasawas sind Götterschaaren, deren es 9 gibt und deren jede aus 8 Gottheiten besteht. Von den ersten Rischis (Weisen), deren es nachher 3 Cassen, Götter-, Brahmanen- und Königsweisen gibt, stammen die Pitris, halbgöttliche Wesen, heilige Patriarchen. Ferner gehören hierher: die Maranas (Wandelnde), Siddhâs (Frommen), die Gandharuâs, die himmlischen Sänger und Tänzer, unter denen alle Musenkünste stehen, die Aparasas, himmlische, meerentsprossene, schöne Jungfrauen, deren Zahl auf 600 Millionen angegeben wird, von denen aber nur fünf in der M. berühmt sind, Menaka, Sakuntala's Tochter, Urwasi, die Stammmutter der Puru, die Tillotama, Rambha und Alambuscha, deren Rollen in den Mythen immer verführerischer

Art sind. Alle diese Wesen wohnen in Indras' Paradiese. Die Jakschas sind Kobolde, wohnen, wo sich in den Bergen Erze befinden, und sind Diener des Kuweras. Die Rakschas sind bösartige Riesen und stete Götterfeinde. Die Kinnarâs, auch Pferdegesichter genannt, sind bloße Waldmenschen; die Balakilgâs sind aus Brahma's Körperhärchen entstandene Pygmäen, ungefähr fingerslang. Die Schlangen Nâgâs (Bergwandler) und Urâgâs (auf dem Bauche gehend) finden sich gleichfalls an Brahma's Hofe und zeugten einst mit den Halbgöttern das mächtige Affengeschlecht. In Wildnissen wohnen die Schreckgespenster, die Pisâchâs, die sich vom Blute der Lebenden nähren, und die Hundefüße Swapadâs, welche Satyren zu sein scheinen. Wir übergehen eine Masse mythischer Gestalten, um noch von einigen anderen wichtigen Mythen Indiens reden zu können, nämlich von der großen Auflösung Mahâpralaja's oder dem Zeitgotte Kala. Dieses Wesen, manchmal als Weib mit flatterndem Haar, öfter als Mann gebildet, erscheint als schwarz von Farbe, hat in der Hand ein Schwert und die Rolle des Schicksals. Auf seiner Zunge liegen ganze Städte, die es verschlingt, und zu seinen Füßen liegen die drei oberen Götter, die nach allen andern Körperwesen dasselbe Schicksal erdulden. Endlich verschlingt Kala sich selbst und nichts bleibt als die ewige Wesenheit Brahma's. Der Zeitpunkt der großen Auflösung wird verschieden angesetzt, nach einigen Mythen, wenn 12000 Jahre, nach andern, wenn 4320000000 Jahre verflossen sind, und noch Anderen genügt auch dieß nicht, da sie sagen, daß die völlige Zerstörung nach 100 Jahren beginnen werde, in denen jeder Tag 4320000000 irdische Jahre habe. Aus diesem Brahmaismus nun entsprang durch Vermischung der indo-persischen Lehre und philosophischer Betrachtung die Lehre des Gautamas oder Buddha, deren verschieden gestaltete Zweige sich über Tibet, die Mogolei, China ꝛc. erstrecken. Buddha selbst wurde als neunte Verkörperung Wischnu's angesehen und von der Maja, damals noch einer reinen Jungfrau, durch die rechte Seite geboren. Er ward Schutzpatron des Planeten Mercur und des vierten Wochentages und seine Lehre sagt: diese Welt sei, als die vorletzte, unter furchtbaren Stürmen aus den Wassern durch Zusammentritt der Atome entstanden. Die Gottheit selbst mischt sich nicht in die Weltregierung, welche durch ein unabänderliches Fatum bestimmt ist. Aus den feinen Partikeln des Raumes bildet sich die Welt der Erscheinungen und zwar dreifach, als farb- und gestaltlose ätherische Wesenwelt, als farbige, gestalthabende Welt und als die Welt alles Lebens, worin Brahma herrscht und welche die niedrigste ist, wo die aus Lüsternheit nach Erdspeise abgefallenen Geister ihre Reinigungswanderungen machen und sich durch mehrere Regionen bis zur höchsten Seligkeit, wo alle Wesenheit verschwindet, ohne die Individualität aufzuheben, erheben können. Die Bösen haben ewige Höllenstrafen, die Guten Seligkeit im Paradiese zu erwarten, und die ganze Lehre scheint ursprünglich auf eine milde Moral gegründet, aber durch Mißverstandenheit, zumal da Buddha selbst nichts Schriftliches hinterließ, mit Auswüchsen aller Art überladen zu sein. — Was die Kosmogonie der Inder überhaupt betrifft, so dachte nach ihr der Schöpfer Brahma: ich will Welten schaffen und sie waren vorhanden, blos durch sein Schöpferwort. Dieses aber, wie alle abstracten Eigenschaften des Höchsten, erscheint personificirt als Wach (Rede), als active Kraft des Brahma, als von ihm ausgehend, als höchste Weisheit. Alle Wesen durchdringend erzeugte sie erst den Brahma, den Weltschöpfer, ist aber eins mit dem großen Urwesen Parabrahma und erheischt von den Menschen Anbetung. Mit der Wach, nach Andern mit der Maja (Täuschung) spielend bringt Brahma Alles hervor, und an einer andern Stelle der Wedas wird von der Welterschaffung gesagt, daß im Anfange weder Sein noch Nichtsein gewesen sei, sondern Brahma, oder das große Es, habe sich erst zum Sein offenbart, wäh-

rend Maja als gestaltloser Nebel um ihn gehangen habe. Als aber nun das Urwesen so in Selbstanschauung sich versenkte, ward durch diese Contemplation die Finsterniß (Tamas) getheilt und die Liebe (Kamas) in ihm zur productiven Schöpferkraft. Dieß ist der eigentliche erste Keim des ganzen indischen Emanations-Pantheismus. Nach dem Upnekhat bildet sich die Welt aus einem Ei, aus dem zuerst Brahma als Mikrokosmus tritt in der Gestalt eines Menschen; zu seinem Körper gehören selbst die Götter, denn Alles ist Eins und wer ihn erkennt und versteht, ist selbst Gott. Der Urstoff der Schöpfung ist verschieden nach den verschiedenen Secten. Die Anhänger des Siwa halten das Feuer, die des Wischnu das Wasser dafür und Menu sagt Folgendes darüber: „Als der Ewige aus seiner eigenen göttlichen Substanz mannigfache Wesen hervorbringen wollte, schuf er zuerst durch einen Gedanken das Wasser, wo hinein er den Zeugungsstoff that. Hieraus entstand ein Ei, glänzend wie die Sonne, in ihm entwickelte sich Brahma, zertheilte nach einem Jahre blos durch den Gedanken das Ei, und die beiden Hälften desselben gestalteten sich zu Himmel und Erde." Die Anhänger Wischnu's endlich halten die Luft, den luftigen Äther für das Urprincip des Daseins. — Nach so möglichst weitläufiger Darstellung der indischen M. können wir viel kürzer die übrigen ihr verwandten betrachten, als welche sich vorzüglich die persische (s. Parsismus) und die ägyptische zeigen. In der persischen Lehre erscheint der Kampf des Guten und Bösen (Ormusd und Ahriman, als selbstständige gleichmächtige Wesen gedacht), dessen Schlachtfeld die gesammte geschaffene Körperwelt ist, weit schärfer als in der indischen. Alles ist indessen auch hier auf Naturdienst und Emanation gebaut und hiernach richtet sich der ganze Mythus und die ganze Lehre, in welcher sich ein vollkommener Dualismus in Schöpfung und Geschaffenem kund thut und in der, gleichwie in der indischen, die Seelenwanderung wesentlich ist. Das vorherrschende Element in der ägyptischen M. aber, die man, um sie vollkommen erklären zu können, als eine unmittelbare Tochter der indischen ansehen muß, ist Sterndienst, Thier- und Pflanzenverehrung, mit welchem Cultus sich durch Priesterthümer und tiefere Naturanschauung ein höherer Gottesdienst auf das Innigste verband, dessen symbolische Wurzeln aber erst in Indien sehr häufig gefunden werden. Ackerbau und Astronomie waren die beiden Hauptgrundlagen des höheren Mythensystemes, welches aber auch unter Osiris und Isis ꝛc. rein das höchste Wesen verehrte. Auch hier ist Alles Emanation des höchsten Wesens und nichts in der sichtbaren und unsichtbaren Welt ohne ihn. Aus ihm emanirten zuerst 8 reingeistige in stetem Gegensatze zu einander stehende Wesen und aus diesen erst die 12 Götter, 6 männliche und 6 weibliche. Diese sind Lenker der irdischen Welt und unter ihnen herrschen, aus ihnen gleichfalls emanirt, die guten und bösen Kräfte in dieser. Auch hier tritt der Reinigungskampf der gefallenen höheren Wesen mit der Materie durch ihre Einkerkerung in die Körperwelt hervor, mit der Seelenwanderung und einem Todtengerichte; auch hier erscheinen Osiris und Isis als die Erlöser des Menschengeschlechts und auch hier verzehrt ein Weltbrand nach dem großen Jahre von 36525 gemeinen Jahren das Bestehende und eine neue Ordnung der Dinge steigt daraus hervor. Ein eigentliches System der ägyptischen M. läßt sich aber nicht aufstellen, da die neuere Forschung mit hinlänglichen Gründen erkannt hat, daß nicht allein verschiedene mythologische Ursysteme in den drei abgesonderten Regionen Ägyptens geherrscht haben, sondern daß diese auch in verschiedenen Zeitaltern in einander geschmolzen sind, doch so, daß eine agrarische Volksreligion neben einer astronomischen Priesterreligion bestand, welche beide, obwohl im Ganzen übereinstimmend, doch das Mythensystem anders ordneten, außerdem aber auch der auswärtige Einfluß in verschiedenen Zeiten Manches zur Umgestaltung der einzelnen Mythen beitrug, welches Alles auch durch die Mythe dargestellt wird. Auf diese

Weise waren Osiris und Isis die Hauptgottheiten der alten und später noch der Volksreligion, auf welche Alles übergetragen ward, oder mit welcher sich Alles vereinigte, was andere Systeme, die von Amun, Thaaut, Phtha, Adonis ꝛc. ausgingen, Neues hinzubrachten, indem die Priesterkaste Alles mit dem alten Systeme zu vereinigen strebte, und so ward die ägyptische M. der Übergang zur griechischen. (Vergl. übrigens die einzelnen Götter unter den besondern Artikeln).— Auf einen ziemlich verschiedenen Boden treten wir, sobald wir uns der griechischen M. nähern. Auch die Mythen dieses Volkes bieten uns in ihrem Zusammenhange Gedanken über Entstehung, Erhaltung, Vernichung der Welt, über die Natur und Bestimmung des Menschen, über seine Verhältnisse zu einer höheren und zukünftigen Welt; aber doch ist dieses speculative Element keineswegs in solch einem Grade in die M. gedrungen, daß es absichtliche bewußte Grundlage aller Mythen geworden wäre und jene verschönende, mildernde Hand der Kunst gar nicht hätte aufkommen lassen, wie die indische Götterlehre; sondern hier wurde vielmehr das philosophisch-theologische Element kunstartig aufgefaßt und dargestellt. Alle Gestalten des griechischen Olymps gewinnen daher eine lebensvollere plastische Gestalt und verkehren auf viel mannigfachere und menschlichere Weise mit den Erdbewohnern, als es ihrer Natur nach die Götter Indiens konnten, ohne darum doch von ihrer Erhabenheit und Würde auch nur das Mindeste einzubüßen. Die olympischen Zwölfgötter werden von den Griechen am Höchsten gestellt und sie beherrschen das Weltall, deren Mythus und Bedeutung hier in kurzen Umrissen durchgegangen werden sollen. Alles Leben entspringt aus der Gäa, der Erde, welche aus sich geboren den Uranos zur Welt bringt, mit dem sie dann wieder die Titanen und deren Schwestern erzeugt. Dieser Zug schon stellt die ganze M. auf ein anderes Feld, wie die asiatischen und ägyptischen Lehren. Die erst unter die Erde verstoßenen Titanen, von der Mutter zur Empörung gereizt, entthronen den Vater und Kronos besteigt den Thron. Er zeugt mit der Rhea die Kroniden, welche er alle verschlingt, um dem Schicksale des Uranos zu entgehen; aber Zeus, von der Mutter durch List gerettet, beraubt ihn dennoch der Herrschaft, besiegt die Titanen und die Giganten in furchtbarem Kampfe und herrscht dann mit den Brüdern gemeinsam über die Welt, doch so, daß er als der höchste Gott dasteht. In der Natur herrscht er über die Oberluft und besonders über Donner und Blitz. Bei den Menschen erscheint er als Beschützer häuslichen Besitzthums, der Vereine und Stammgenossenschaften, der rettenden Nothleidenden und Fremden. Er als Schöpfer und Erhalter des Rechts, der Gesetze, der Ordnung verleiht den Königen das Scepter und schützt sie. Er ist überhaupt der Beschirmer des freien Bürgerlebens. Seine erste Gemahlin, Metis, verschlang er und gebar aus seinem eigenen Haupte die Pallas, die Göttin der Weisheit. Mit seiner zweiten Gattin, Themis, erzeugte er die Horen und Parzen und mit der dritten, der Hera, den Ares, die Hebe, den Hephästus. Mit mehreren Menschentöchtern zeugte er Heroen. — Die Hera, Gemahlin und Schwester des Zeus, besonders in Argos, Sparta, Elis und Arkadien verehrt, wird in den Mythen als stolzen, eifersüchtigen Charakters und feindselig gegen andere Götter gesinnt dargestellt. Sie ward als Ehestifterin und Helferin bei den Geburten verehrt. — Bei der Theilung der Weltherrschaft erhielt Poseidon zu seinem Antheile das innere Meer, ohne Beschränkung, so daß er selbst dem Zeus entgegentritt. Er erschüttert die Erde und die Berge, sänftigt aber auch wieder die empörte Fluth. Seine Gemahlin war Amphitrite, Tochter des Nereus und der Doris. Er schützte besonders Meerfahrer, Küsten- und Inselbewohner. — Aïdes oder Pluton, der andere Bruder des Zeus, erhielt die Unterwelt als sein Reich und die Mythe bezeichnet ihn als schrecklich, unerbittlich, unversöhnlich und Menschen und Göttern verhaßt. Er ist Herrscher

und Richter im Todtenreiche. Charon setzt in einem Nachen die Todten über den Styx. Er ist auch der Gott des Reichthums, Plutus; denn die Metalle gehören der Unterwelt. Seine Gattin ist Persephone, die jungfräuliche Tochter der Demeter. — Ein Sohn des Zeus und der Leto war Apollo. Er ist der Frühlingsgott, der den Winter mit seinen Schrecken vertreibt, jedoch ward Dienst und Glauben bald veredelt und er ward ein Gott, der die Stolzen vernichtet, die Guten schützt, ein Gott des Heils und der Ordnung. Er vereinigte durch Sühnopfer, beschwichtigte die Sünde durch Musik und seine Weissagungen deuteten auf eine höhere Ordnung der Welt. So tritt er als Gott des Lebens, des Ackerbaues und Hirtenstandes auf; denn unstreitig ward im Alterthume dem Letzteren die Kenntniß der Zukunft zugesprochen und der Pfeil als Schutzwaffe gegeben. Apollo ist der Geber dieser Gaben und Führer der Musen. — Helios oder Phöbus war kein Kronide, sondern ein titanischer Gott, den schon Homer kennt. Sein Dienst ist ächt griechischen Ursprungs und bildete sich in Rhodus vorzüglich aus. Sein Palast befindet sich bei den Äthiopen des Aufgangs und er fährt täglich den Sonnenwagen von Osten nach Westen zu dem Hesperidengefilde, von wo er blitzschnell auf einer goldenen Schale, die Hephästus gearbeitet hat, in seinen Palast zurückkehrt. — Artemis, die Tochter der Leto auf der schwimmenden Insel Delos geboren, eine jungfräuliche Göttin, des Apollo Schwester, weil sie ursprünglich seinen Gegensatz darstellte, die unversehrt Erhaltende; allein ganz folgerecht erscheint sie auch als Vernichterin, wie Apollo als Erhalter. Als verderbende Gottheit hieß sie Ἑκάτη und davon die Unglück weissagende Gottheit. Sie erscheint bald als kämpfend erlegende Göttin, als Jagdgöttin, bald als Leben- und Lichtbringerin, als frisches blühendes Naturleben Spendende für Vieh und Menschen. Es ist klar, daß sie so als Urheberin des plötzlichen Todes gedacht werden konnte und unter den Mythen dieser Art ist die der Niobe sehr merkwürdig. Später machte man sie zur Mondgöttin und als solche tritt sie im Mythus mit Endymion auf. Auch als Göttin der Unterwelt wurde sie unter dem Namen Hekate verehrt und war zum Symbol ihrer Macht im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt mit drei Leibern dargestellt. — Pallas entsprang aus dem Haupte des Zeus mittelst eines Hammerschlages des Hephästus. Ihr Wesen ist schwer zu ergründen und es scheint als würde sie, als geliebteste Tochter des Himmelsgottes, als Jungfrau aus ätherischer Höhe gedacht, welche bald Licht, Wärme und Leben schenkt, bald feindliche Wesen vernichtet. Sie wurde als Höhengöttin, als Schützerin der Städte, als Göttin der Künste, des Krieges, der Weisheit und Klugheit verehrt, wobei sich das Bild der Jungfräulichkeit ganz von selbst gab; denn nur aus der Reinheit entspringen Kunst und Weisheit. — Ares, der Kriegsgott, der Sohn des Zeus und der Here, wird im Mythus sehr bedeutungsvoll mit der Aphrodite zusammengestellt, ward aber von keinem griechischen Staate als Haupt- und Schutzgott angenommen. Sein Dienst scheint aus Thracien zu stammen. Wenn er ins Feld zieht, begleiten ihn seine Schwester Eris (Ἔρις, Zwietracht), und seine Söhne, Phobos und Deimos. — Aphrodite war ursprünglich die große Naturgöttin, deren Mythus auf Übertragung asiatischer Mythen nach Griechenland zu deuten scheint. Der Gedanke an die große Naturgöttin verwischte sich niemals völlig, deren Wesen sich besonders im stillen glatten Meere, welches den Himmel wiederspiegelt, auszudrücken schien, und es begegneten sich hier wohl zwei Vorstellungen, die der Herrschaft über das Meer, weßhalb sie auch Seefahrer anriefen, und der über die Seelen der Menschen durch die Liebe. Sie war auch Göttin der Hochzeiten und Ehen und Schützerin der Geburt und Pflege der Kinder. Ihr steter Begleiter ist Eros, die Liebe, ihr Sohn, und sie fährt in einem mit Tauben bespannten Wagen. — Hephästus wird schon in der ältesten Zeit mißgestaltet, als Hahnrei und Lustigmacher bei den Göttern dargestellt, ob-

ſchon auch als tüchtiger, kunſtvoller Meiſter in der Schmiedearbeit. Seine Gemahlin war der gewöhnlichen Erzählung nach Aphrodite, mit welcher er aber doch die Harmonia zeugte. Er ward neben der Athene beſonders im attiſchen Cultus verehrt. — Hermes, Sohn der Maja, war im urſprünglichen Cultus der Griechen eine chthoniſche Gottheit, der Segen und Früchte aus der Tiefe heraufſandte, der Geber alles Guten, welcher an allen Straßen, Äckern und Gärten in Form eines Pfahls mit bärtigem Kopfe und Phallus verehrt wurde. Später ward er zum ökonomiſchen, merkantiliſchen Gotte des Gewinnes und Handels, beſonders von den Herolden verehrt. Er iſt der Götterbote, Richter im Frieden und Kampfe, Lehrer der beſänftigenden Muſik, der humaniſirenden Athletik, Geber der Träume, Seelenführer ins Schattenreich und Gott des Landbaues und der Kaufleute. Vorzüglich verehrt wurde er in Arkadien. — Heſtia, eine Tochter des Kronos und der Rhea, erbat ſich vom Zeus ewige Jungfrauſchaft und erhielt dafür einen geheiligten Sitz am häuslichen Heerde. Sie galt als die Vornehmſte der Göttinnen und ſymboliſirte den Heerd, durch welchen ſich häusliches Leben, feſter Wohnſitz und geordneter Götterdienſt verbreiteten; daher ward auf dem Hausaltare, dem Heerde, ihr heiliges Feuer bewahrt. — Dionyſos zeigt ſich im Titanenkampfe als Held, wie auch im Kampfe gegen rohe Völker, welchen er Wein- und Landbau, Ordnung und Geſetze gab. Er iſt Lehrer und Pfleger des Weinbaues und ſein Cultus ward mit lauter Freude, am Vorzüglichſten und Prächtigſten in Athen gefeiert; er hat mehr als die übrigen den Anſtrich jenes Naturdienſtes behalten, der berauſchend die Seele aus ihrer Klarheit herausreißt und die ganzen Umgebungen des Gottes ſtellen dieß Naturleben in allen edleren und unedleren Abſchattirungen dar. — Demeter durchzog mit dem Triptolemos, ihre Tochter ſuchend, in einem drachenbeſpannten Wagen die Länder und lehrte den Menſchen den Ackerbau. Sie iſt daher die Göttin des Feldbaues, der geordneten Lebenseinrichtung, des Reichthums, und in dieſem Sinne berichtet die Mythe, ſie habe dem Jaſion aus Kreta die beiden Söhne, Plutos und Philomelos, geboren. Ihr Weſen iſt die nährende Natur als Mutter angeſchaut. Sie ward in Sicilien vorzüglich zu Enna und in Attika zu Eleuſis verehrt, wo ihrem Dienſte ſich Myſterien anſchloſſen. — Nach dieſen oberen Gottheiten erſcheinen als Götter niedrigeren Ranges: 1) Eos, welche ihrem Bruder Helios bei der anbrechenden Morgenröthe mit leuchtendem Vorgeſpanne voraneilt; 2) Selene, Schweſter der Eos, eine Lichtgöttin; 3) Iris, in den früheren Mythen die Götterbotin, bald des Zeus, bald der Hera, ſpäter auch anderer Götter, welche auf dem Regenbogen zur Erde ſteigt und auch Dienerin im Götterpalaſte iſt; 4) Leto, die Mutter der Artemis und des Apollo; 5) Eros, der mächtige Liebesgott, der Sohn der Aphrodite, der gewöhnlich in Gemeinſchaft mit Anteros, Gegenliebe, oder Pſyche, einer Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln, die aber auch als Schmetterling erſcheint, abgebildet wird; 6) Enyo, die Göttin des Krieges, deren Dienſt jedoch nicht ſehr hoch ſtand; 7) Hebe, des Zeus und der Juno Tochter, welche als Mundſchenkin der Götter durch Ganymedes erſetzt und die Gattin des Herakles ward; 8) Nike, die Göttin des Sieges und der Athena am meiſten verwandt; 9) Aſklepios, der Sohn des Apollo und der Nymphe Koronis, der Gott der Heilkunde, welcher als Gott verehrt, aber in der Poeſie ſtets als Heros genannt wird; 10) Eris, die Zwietrachtsgöttin, die Tochter der Nacht oder Schweſter des Mars, ein faſt allegoriſches Weſen, wie viele andere in der griechiſchen M., z. B. Momus, der Neidgott, auch ein Sohn der Nacht; Poene, Paläſtra, Agon, Polemos, Deimos ꝛc. Doch darf auch hier eben ſo wenig wie bei den anderen Mythen an eine eigentliche ſelbſtbewußte Allegorie gedacht werden; 11) Tyche, die Geberin des Schickſals, es ſei nun Glück oder Unglück; 12) Themis, Tochter des Uranos

und der Gäa, Mutter der Horen und Mören, welche Orakel und namentlich zu Delphi gab, früher als Apollo, dessen Lehrerin für Recht und Gerechtigkeit sie war und deren Tochter Dike, die Gerechtigkeit, ist; 13) Nemesis, beim Homer die Personification der nach Sitte geordneten Verhältnisse und des Unwillens über deren Störung, nach Hesiod eine vergeltende Göttin; 14) Ate, eine Tochter des Zeus, welche auf seinen Befehl die Menschen zu Thorheiten verleitet; 15) Ossa, das unsterbliche schnell dahinfliegende Gerücht; 16) Plutos, der Gott des Reichthums; 17) Hypnos (Schlaf) und Thanatos (Tod), Zwillingssöhne der Nacht, der Erstere ein vorzüglicher Freund der Musen und Herrscher über Götter und Menschen, und die Träume (Ὄνειροι), ebenfalls Kinder der Nacht, welche aus der Unterwelt durch zwei Thore kommen, ein hörnernes, durch welches die wahren, ein elfenbeinernes, durch welches die täuschenden gehen; 18) die Meergötter, unter denen vorzüglich zu bemerken sind: Okeanos, der Urgott des Wassers und Vater aller Götter; Nereus, Vater der Nereïden, unter denen Thetis, die Mutter Achill's, die berühmteste ist; Triton, von dem die Tritonen, und Phokys, von dem die Gräen, Gorgonen und der Drache stammten, welcher die goldnen Hesperidenäpfel bewachte; die Scylla an der trinakrischen Meerenge in einer Felshöhle wohnend; ihr gegenüber die Charybdis und unweit davon die Sirenen (Σειρῆνες), welche die Seefahrer mit ihrem Zaubergesange zu bethören suchen; 19) die Landgötter, deren vorzüglichster Pan, Erfinder der Kriegstrompete, deren schrecklicher Schall die Feinde schreckt, im Gefolge des Bacchus der Lustigmacher und bei den Nymphen der zudringlichste Liebhaber war. Ihm verwandt sind die Silene, Kinder des Sile, die Satyrn, die Mänaden und die Centauren, in sofern sie alle Wesen sind, in denen sich das sinnliche Naturleben symbolisirt und welche deßhalb dem Bacchus folgen; 20) die Winde (Ἄνεμοι), welche unter der unbedingten Herrschaft des Äolus stehen, der mit 6 Söhnen und 6 Töchtern die schwimmende Insel Äolia bewohnt und die Winde in einer Höhle bewahrt. Hierher gehören die Harpyien (gefährliche Winde), häßliche Ungeheuer, und Typhon, der Vater der schädlichen Winde, der mit der Echidna das Ungeheuer Chimära zeugte; 21) Erinnyes, Rachegöttinnen, welche Meineid, Verwandtenmord, die von Kindern verletzten Rechte der Eltern rächten und hervorbrachen, sobald der Fluch über den Verbrecher ausgesprochen war. Zu ihnen gehören die Poine, Bluträcherin, und die Dike, als strafende Gerechtigkeit; 22) die Moirä, Kinder der Nacht, beim Homer die allwaltenden unbeugsamen Schicksalsgöttinnen, denen auch Zeus unterworfen ist, und Κήρ, das unwandelbare Verhängniß, aber des gewaltsamen Todes und die Keren, Göttinnen dieser Art; 23) die Horen, Thürhüterinnen des Himmels, Dienerinnen der Hera und Athene und Herrinnen der Wolken und Schützerinnen der Gerechtigkeit; 24) Charitinnen oder Grazien, Dienerinnen der Aphrodite und Hera, von denen alle edlen Gaben der Freude und Wohlthätigkeit kommen; 25) die Musen, Schützerinnen des Gesanges und der Sänger. — Nächst diesen Göttermythen bildete sich in Griechenland vorzüglich die Heroensage aus, in welcher ganz unstreitig ein Theil der ältesten Geschichte ruht. Da jedoch die vielen Localbeziehungen und andere ihr beigemischte Nebenumstände die Deutung und Erklärung derselben höchst schwierig machen, so dürfte es sehr schwer werden, die geschichtlichen Fäden derselben darzustellen. Es genüge hier nur die Namen der wichtigsten anzuführen, über welche Genaueres unter den betreffenden Artikeln nachzulesen ist. Diese sind: Perseus, Bellerophon, Herakles, Theseus, die Argonauten, die thebanischen Helden, die Helden des trojanischen Kriegs und Prometheus mit dem Epimetheus. — Fast so, wie sich die ägyptische Mythe zur indischen verhält, nur noch weit weniger ausgebildet erscheint, gegen die griechische gehalten, die römische M.

Es ist sehr schwierig anzugeben, welche Götter ursprünglich italisch waren und welche nicht, da der später eingedrungene griechische Götterdienst alle Eigenthümlichkeit zu sehr vernichtet hat. Indessen ist gewiß, nach den Untersuchungen Otfr. Müller's in den „Etruskern", daß die Römer das hetrurische Göttersystem hatten, in welchem die dii superiores den höchsten Rath des Jupiter bildeten und involuti (Verhüllte) hießen, deren Namen aber unbekannt, mindestens sehr unsicher sind. Später wurden die Götter in dii majorum und minorum gentium geschieden und zwar so, daß die bekannten griechischen Zwölfgötter unter jenen die Consentes sind und Saturnus, Orcus, Bacchus, Janus, Genius, Sol, Luna, Tellus, Bona Dea, Selecti genannt werden. Alle Übrigen heißen dii minorum gentium. Die Selecti hatten keinen Dienst mehr. Ächt italische Gottheiten sind Jupiter, Juno, Neptunus, Dis und Orcus (beide später im Pluto vereinigt), Proserpina, Sol, Diana, Minerva, Mars, Venus, Vulcanus, Ceres, auf welche später der Mythus der verwandten griechischen Götter überging; die übrigen sind rein griechischen Ursprungs und ihr Mythus unverändert. Eigenthümlich blieben der römischen M. Bellona, die Kriegsgöttin; Genius, der Gott der Erzeugung; Libitina, die Göttin der Wollust; die Laren und Penaten, Vertumnus, Flora, Robigo, Picus, Faunus, Stercelus, Terminus und eine Anzahl von Personificationen, wie Fides, Pax, Pavor u. A., welche theils aus Alba longa, theils aus Hetrurien stammten. — Betrachten wir nun schließlich die eben neben einander gestellten Mythologien vergleichend, so werden wir leicht finden, wie eben in der indischen sich eine gleichsam despotische Naturanschauung aufzeigt, wo nichts aus der ihm angewiesenen Bahn weichen kann, sondern schonungslos darin verharren muß, während die griechische ein freieres Spiel der Geisteskräfte und Individualität herausstellt. Andererseits aber offenbart sich im Mythus der Inder allenthalben der tiefsinnige Gedanke des Ausganges von der Gottheit, des Mittelpunktes in der Gottheit, des Wiedereindringens zu derselben, während der Grieche das Erdenleben, das der Inder verachtete, als die Hauptsache, das Jenseits als einen leichten Schatten hinstellt, woher denn auch seine Götter so rein, so edel menschlich gedacht werden und der ganze Mythus in Kunstanschauungen aufgeht. Verschieden von beiden und beiden dennoch sich annähernd steht die Masse von Mythologien da, deren Betrachtung die jener beiden ergänzt, die nordischen. Die Natur, unter welcher den Bewohnern dieser Gegenden nach und nach ihre Gedanken über Gott, Sein und Zukunft aufgingen, ist eine ganz verschiedene von jener, unter welcher der Grieche und Inder zum Bewußtsein erwachten. Geheimnißvoll mußte sie dem Bewohner des Nordens auch erscheinen, allein weder so mild und freundlich, so heiter und kindlich wie dem Griechen, noch so wundersam reich, so phantastisch und mährchenhaft wie dem Inder, sondern in ihrer ganzen wilden, furchtbaren, tiefsinnigen Großartigkeit. Hier wurde der Mensch mehr auf sich selber zurückgewiesen, er stand einsamer, betrachtete die Natur mit tieferer Ehrfurcht, und dieser Charakter ist es auch, welchen die ganze nordische Mythe offenbart. Aber je mehr eben die Außenwelt den Menschen gleichsam zurückwies, je inniger ward seine Sehnsucht nach dem Höheren und je selbstständiger seine Gedankenausbildung darüber und auch davon gibt der nordische Mythus, namentlich des germanischen Stammes, volles Zeugniß. Wie Alfadur an der Spitze alles Seins in reiner Vollkommenheit steht, so erscheint in Baldur die vollendete Güte und Liebe vermenschlicht. Gleich edel ist die Auffassung des Bösen, des Schicksals, der irdischen Naturkräfte und der Zukunft einer vollendeteren Welt, wenn gleich dabei andererseits sich überall die kühne abgerissene Großartigkeit der Örtlichkeit spiegelt, unter welcher Alles entstand. Die Heldensage nicht minder reich, wie die griechische und in vielem Bezuge viel zarter, namentlich in Rücksicht auf das Verhältniß des

Weibes gedacht, spielt in den mannigfachsten Lebensverhältnissen und zeigt ein nicht wenig gebildetes, an Kunst und Wissen, in Gesang und Sprache mannigfaltig ausgebildetes Volk. Aber ein ganz eigenthümlicher Bestandtheil des nordischen Mythus ist die Zauberei, jene Macht sich in jede Gestalt vermittelst äußerer Mittel zu verwandeln und Beschwörungen über die ganze Natur auszusprechen. Es ist wahr, auch in den Mythologien der Griechen, Ägypter und Inder finden sich zauberkundige Wesen, denen die Naturkräfte zu Gebote stehen; aber die Götter als solche wissen nichts von diesen Gaben, sie bedürfen ihrer nicht und wenn sie sich in irgend ein Wesen niederer Ordnung umwandeln, so geschieht es doch nicht auf die Weise, wie bei den Göttern des Nordens, welche immer ihrer Natur nach als mächtige Zauberwesen erscheinen. Nicht weniger bedeutsam und eigenthümlich erscheinen die Riesen in dieser Götterlehre, ein Geschlecht, welches die Asgarder nicht zu vernichten im Stande sind, obschon sie es stets bekämpfen und öfter sich mit ihnen durch Heirathen verbinden. Zwischen beiden stehen die Menschen und an der Spitze dieser gleichsam die Helden. Da das Wesentliche der Götterlehre des Nordens, in sofern die Edda solche lehrt, bereits in dem Artikel Asen gegeben worden ist, so verweisen wir hier auf denselben und in Bezug auf die übrigen mythologischen Entwickelungen auf den Artikel Alfen, Nornen, Riesen, Thursen, Walhalla, Wanen. — Die M. der alten Germanen war im Ganzen der nordischen gleich und nur in einzelnen Zügen von eigenthümlicher Auffassung, weßhalb wir eine Erörterung darüber füglich übergehen zu können glauben. Die Mythologien anderer Völker endlich sind theils zu wenig vollständig erfaßt, theils liegen sie unserm Zwecke zu fern, als daß wir ihrer weitläufiger gedächten. Aus der Menge der über M. im Allgemeinen und Besondern geschriebenen Werke erwähnen wir nur Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (2. Aufl. Leipz. und Darmst. 1819—21. 4 Bde. 8.); G. Hermann's „Briefe an Creuzer über das Wesen und die Behandlung der Mythologie" (Leipz. 1819); Baur's „Symbolik und Mythologie" (Stuttg. 1824. 2 Bde); Majer's „Brahma oder Religion der Indier" (Leipz. 1818); von Bohlen „Das alte Indien" (Königsb. 1830. 2 Bde.); Rhode „Über religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindu" (Leipz. 1827. 2 Bde. 8.); O. Frank's „Vjasa über Philosophie, Mythologie, Literatur und Sprache der Hindu" (München und Leipz. 1826 ff.); Jak. Grimm's „Deutsche Mythologie" (Göttingen 1835). 82.

N.

N, der 13. Buchstabe der abendländischen Alphabete, bildet sich durch Anlegen der Zunge an die Zähne, so daß man ihn mehr durch die Nase spricht, obwohl man fälschlich ihn dann Nasenton nennt, wenn man die Nase dabei ebenfalls verschließt und so den Laut gewissermaßen verschluckt. Er wird zu den flüssigen Consonanten oder Halbvocalen gerechnet, mit denen er sich meist auch assimilirt. — N. N. als Abkürzung bedeutet nomen nescio (den Namen weiß ich nicht), d. h. eine Person, deren Name hier gleichgültig ist. 9.

Nabathäer waren einst das Hauptvolk des steinichten Arabien. Über die Ausdehnung ihres Landes, Nabathäa, finden sich schon unter den Alten verschiedene Meinungen. Josephus nimmt den Euphrat und den elanitischen Meerbusen, Strabo das rothe Meer und den persischen Meerbusen zur Grenze desselben. Vielleicht hatte es im Wechsel der Zeit einen geringern oder größern Umfang. Zu den wichtigsten Städten gehörte Elana (in der Bibel Elath, h. Ailah oder Akaba), das seit Salomo den Juden zum Haupthafen diente, Phara

(h. Fara), Eziongeber, später Berenice, gleichfalls am elanitischen Meerbusen. Petra (h. Karak) war die Hauptstadt. Die N. lebten größtentheils von Viehzucht, Handel und Jagd, theilten sich nach Ptolomäus in mehrere Stämme und standen in den spätern Zeiten mit den Juden in einem freundschaftlichen Verhältnisse (1 Marc. 5, 25. 9, 35). Den Namen sollen sie von Nabajoth, dem Erstgeborenen Ismael's, erhalten haben. 77.

Nabe, fr. moyeu; engl. nave, stock, ist am Wagenrade der ausgehöhlte Klotz, welcher zunächst um die Achse liegt und aus welchem die Speichen nach den Felgen führen. 30.

Nabel, lat. umbilicus; fr. nombril, umbilic; engl. navel, nennt man die in der Mitte des Unterleibes gelegene runde, mehr oder weniger vertiefte Narbe, die von dem Abschneiden des Nabelstranges herrührt. Die Gegend drei Querfinger breit über und eben so viel unter dem N. heißt die Nabelgegend. Den N. umschließt ein dicker, sehr fester Rand, der Nabelring, welcher von der allmähligen Verengerung der weiten Öffnung herrührt, die in der Basis des Nabelstranges enthalten war. Wo diese erste Öffnung bei der Geburt nur unvollkommen geschlossen ist und sich ein Theil der Bauchorgane außerhalb der Bauchhöhle befindet, macht dieß die angeborene Eventratio aus (womit man gewisse Arten von Bauchbrüchen bezeichnet), die man nicht mit Nabelbrüchen verwechseln darf, obgleich sich diese ebenfalls oft durch den mehr oder weniger erweiterten Ring selbst oder durch Risse, die im Umkreise dieser Öffnung vorhanden sein können, bilden. — Nabelstrang oder Nabelschnur, lat. funiculus umbilicalis; fr. cordon umbilical; engl. navel string oder umbilical chord, nennt man das schnurförmige, verschiedene Windungen, Anschwellungen, Knoten, ja selbst Verschlingungen darbietende, die Frucht mit dem Mutterkuchen (placenta) verbindende und sich daher von diesem letztern bis zum Bauche des Kindes erstreckende Organ. Er verlängert sich in dem Maße, als der Embryo wächst und sich von seinen Eihüllen entfernt, bis er endlich eine Länge von 18 bis 24 Zoll erreicht. Im neunten Monate besteht derselbe aus einer Blut- und zwei Schlagadern, aus einer diese Gefäße umgebenden weichen und gallertartigen Substanz, aus dem Harnstrange und endlich aus der diese Theile umgebenden Nabelstrangscheide, welche eine Fortsetzung des Amnion (Schooßhaut, die den Fötus zunächst umgibt) ist. Nabelstrang und Mutterkuchen vermitteln demnach den Zusammenhang zwischen dem mütterlichen und kindlichen Organismus. In der erwähnten Nabelstrangscheide befindet sich im Anfange der Schwangerschaft ein durchsichtiges, mehr oder weniger rundliches Bläschen, das Nabelbläschen (auch Dotter- oder Darmbläschen) genannt, welches unmittelbar am untern Theile der vordern Fläche des Embryo liegt und von den meisten Physiologen für analog mit dem Dottersacke des Huhns gehalten wird, so daß es anfänglich dem Embryo zur Nahrung dient und wahrscheinlich der erste Theil des Eies ist. — Nabel nennt man in der Botanik auch die Kelchnarbe von den Früchten, wo nämlich der abgefallene Kelch gesessen hat. 14.

Nabob oder **Nawaub** ist der Titel der indischen kleinen Fürsten und bedeutet eigentlich Statthalter. Wie aber in großen Staaten überhaupt, wenn die Regenten schwach werden, die einzelnen Großen sich unabhängig machen, so auch hier, als das Reich des Großmoguls durch Nadir Schah erschüttert ward. Doch stehen die Nabobs jetzt sämmtlich als tributpflichtig unter der britischen Verwaltung und der Name ist seitdem allgemeiner geworden und wird mit einem reichen Prasser synonym gebraucht. 30.

Nabonassar war nach Ptolomäus der erste König von Neubabylon. Mit dem Antritte seiner Regierung begann er eine neue Zeitrechnung (aera Nabonassarea). Diese fängt mit dem 26. Febr. des julianischen Kalenders 746 v. Chr.

an und ein Jahr derselben zählt 365 Tage und 4 Stunden. In der Bibel soll N. unter dem 2 Kön. 20, 12 erwähnten Baladan zu verstehen sein. 77.

Nachahmung, lat. imitatio; franz. und engl. imitation, ist im Allgemeinen jedes Handeln nach dem uns vorschwebenden Thun eines Andern. Wir betrachten hier die N. nur in Beziehung auf die schönen Künste. Unter den verschiedenen Principien, welche Ästhetiker aufgestellt haben, um daraus ihre Theorien für die ästhetischen Künste herzuleiten, ist der Grundsatz der N. einer der einflußreichsten und zugleich dadurch, daß man seine wahre Bedeutung verkannte, einer der verwirrendsten geworden. Eben so alt als natürlich ist die Frage, worin ist das Vergnügen, welches jedes gelungene Kunstwerk erweckt, begründet? Aristoteles findet den Grund in der Vollkommenheit der Nachahmung. „Das größere oder geringere Vergnügen", meint er, „welches nur ein schönes Nachbild macht, liegt in der mehr oder minder gelungenen Ähnlichkeit, die es mit dem Urbilde hat". Spätere Kunstrichter glaubten des Aristoteles Ausspruch richtig zu ergänzen, wenn sie als Gegenstand der N. die Natur setzten und die Nachahmung der Natur als Princip annahmen. Batteux setzte endlich dadurch dem Ganzen eine französische Krone auf, daß er die Nachahmung der schönen Natur als höchstes Gesetz aller ästhetischen Künste aufstellte. Eben so weit entfernt aber von der N. und dem Studium der Natur verächtlich zu sprechen oder den Dichtern, welche die scharfen Gebote der Wirklichkeit nicht genehm finden und sich lieber in die Öde der Phantasterei versteigen, die, wie Jean Paul sagt, den Äther in dem Äther mit Äther malen, das Wort zu reden, als denen, welche die Natur treu copiren zu können und zu müssen glauben, dieses aber so wenig vermögen, als Affen Menschen zu sein, beistimmen zu wollen; glauben wir das Wesen der Poesie in die N. einer doppelten Natur setzen zu müssen, nämlich in die N. der inneren und äußeren Natur, die sich beide wechselseitig in einander spiegeln, oder mit einem andern Ausdrucke, in die Darstellung der Ideen durch Naturnachahmung. So kommt es, daß das poetische Abbild mehr enthält, als das Urbild, und sogar das Widerspiel gewährt, wie ein gedichtetes Leiden, Lust. Die äußere Natur wird in jeder inneren eine andere und das Genie unterscheidet sich eben dadurch, daß es die Natur reicher und vollständiger sieht. — Eine andere Art der N. ist die schon vorhandener Meisterwerke im Gebiete der Kunst. In dieser Beziehung kann man eine freie und eine sklavische N. unterscheiden. Der freie (geniale) Nachahmer wird sich nur das Wesentliche, ewig Gültige in seinem Vorbilde zum Muster nehmen und sein Werk selbstständig ausbilden; der sklavische Nachahmer aber wird das Wesentliche von dem Zufälligen und Persönlichen seines Vorgängers nicht zu unterscheiden wissen und nie ein kräftiges Product seiner geistigen Individualität zu Tage fördern. Nachahmer der letztern Art fallen nicht selten ins Kindische und Läppische; man erinnere sich nur an die faden Tändeleien unserer sogenannten Anakreontiker. — „Nachahmungen in der Musik", sagt Sulzer's Theorie, „sind melodische auf einander folgende Sätze, die mehr oder weniger Ähnlichkeit unter einander haben. Insgemein werden sie nach dem lateinischen Ausdrucke Imitationen genannt. Man bringt sie sowohl in einer, als in mehrern Stimmen, bald mit strengerer, bald mit weniger genauer Ähnlichkeit an und nennt sie deßwegen strenge oder leere Nachahmungen. Jene kommen meistens in Fugen und fugirten Sachen, diese in allen figurirten Tonstücken vor". 67.

Nachbar, lat. vicinus; fr. voisin; engl. neighbour, ist auf den Dörfern ein jeder mit einem freien Wohngebäude, welches nicht von einem Hauptgute abhängig ist, angesessener Grundstücksbesitzer. Hält derselbe zugleich Zugvieh, so heißt er Nachbar und Anspänner, außerdem blos „Nachbar". Nur die Nachbarn, d. h. Besitzer von Nachbargütern, werden als Gemeindeglieder

angesehen und genießen das Nachbarrecht. Häuser, welche von einem andern Gute abgebaut sind, gehören nicht zu den Nachbarstellen und haben keinen Antheil an den Gemeindenutzungen und Lasten. Ihre Besitzer gehören gemeinhin zu den Einwohnern und sind nur zu den diesen obliegenden Lasten, z. B. zur Unterhaltung von Kirchen und Schulen, pflichtig. Auch versteht man, wenn von Dienstbarkeit die Rede ist, unter Nachbarn die angrenzenden Grundstücksbesitzer, unberücksichtigt, ob die Besitzungen in Feldgütern oder Häusern bestehen. Ihre Güter heißen jedoch nicht Nachbargüter, sondern benachbarte. Blos benachbarte Güter können zu Dienstbarkeiten geeignet sein. 17.

Nachdruck oder Büchernachdruck, franz. contrefaction; engl. reprinting, findet statt, wenn Jemand bereits vorhandene Bücher, Musikalien, Kupferstiche, Steindrucke u. a. mittelst der Druckpresse ohne Bewilligung des Herausgebers in gleicher Form und gleichem Inhalte vervielfältigt und buchhändlerisch verbreitet. Daß der N. in dieser Gestalt für den Herausgeber des Werks höchst benachtheiligend sei, so wie, daß ein Verfahren der Art, wie der Nachdrucker sich unterfteht, bei einem höhern Culturzustande durch die Sitte gemißbilligt werde, leidet keinen Zweifel. Die Schädlichkeit des Unternehmens vom Nachdrucker hat ihren Grund in dem buchhändlerischen Vertriebe in vervielfältigten Exemplaren, deren Menge weder Maß noch Ziel kennt. Es handelt sich dabei nicht etwa blos um die nachtheilige Concurrenz, die der rechtmäßige Verleger, dem seine Originalauflage weit höher zu stehen kommt, mit dem Nachdrucker zu bestehen hat; sondern es wird vielmehr seine Unternehmung von demselben unmittelbar feindlich angegriffen. Der Nachtheil verbreitet sich über das ganze Geschäft, indem demselben ein bedeutender Theil des Fonds durch die vom Nachdrucker zu Grunde gerichtete Unternehmung entzogen wird. Ein noch nicht fest begründetes Unternehmen kann dadurch gestürzt werden; in jedem Falle aber wird der Herausgeber um den Lohn seiner Auslage, Mühe und Arbeit gebracht. Umfassende Unternehmungen können daher nicht gewagt werden. Den Autor trifft ein gleiches, bisweilen noch härteres Loos. Die folgenden rechtmäßigen Auflagen, auf deren Honorar er hingearbeitet hat, bleiben aus und mithin auch die Früchte des bereits verwendeten Fleißes. Dabei kommt er nicht selten, wie in den jüngsten Zeiten besonders fühlbar geworden ist, in die Gefahr, daß sein für ein ganz anderes Publicum geschriebener, unter ganz anderen Umständen und Bedingungen in Druck gegebener Aufsatz durch die vom Nachdrucker unternommene rücksichtslose Verbreitung in ein ganz anderes Licht gestellt wird. Bringen doch schon unpassend oder gehässig angebrachte Auszüge die unangenehmsten Berührungen hervor. Das Publicum endlich entbehrt die Fortschritte, welche der Wissenschaft in den Verbesserungen der folgenden Auflagen, die nun ausbleiben, zu Gute gekommen sein würden. Für das allgemeine Wohl ist das Unternehmen des Nachdruckers benachtheiligend, indem derselbe nicht, wie Andere, seine Kräfte und sein Vermögen zur Hervorbringung neuer, nutzbarer Gegenstände verwendet und dadurch zum Nationalwohlstande das Seinige beiträgt; sondern nur das Vorgefundene mechanisch vervielfältigt, meist verschlechtert und den Wohlstand des Mitbürgers untergräbt. Selbst der Staat kann in den Fall kommen, durch die Rücksichtlosigkeit des Nachdruckers im Auslande compromittirt zu werden. Der besondere Grund, weßhalb der N. durch die Sitte eine allgemeine Mißbilligung erhält, besteht in der Anmaßung des Nachdruckers, der sich über Alles hinwegsetzt, unbekümmert, was für Schaden er anrichtet und ob man ihn verachtet, wenn er nur ohne Mühe, ohne Risico und ohne Talent gewinnt; ferner in dem Gemeinen, welches in dem Unternehmen liegt, daß er, anstatt durch eigene Kraft etwas hervorzubringen oder zu veranstalten, erst es ablauert, bis ein Anderer durch sein Talent und seine Betrieb-

ſamkeit etwas hervorgebracht hat, und dann gleich der Raubbiene hervorbricht, um den Gewinn mit dem Unternehmer zu theilen. Von dieſem Standpunkte ausgegangen dürften die Gründe wider den N. hauptſächlich aus dem Zwecke des Staatsverbandes, daß einem jeden einzelnen Mitgliede gleichförmiger Schutz der Bedingniſſe ſeiner Exiſtenz gewährt werde, alſo aus dem öffentlichen Rechte herzunehmen ſein und als Pflicht des Staats erſcheinen, im Innern die Seinigen gegen Anmaßung zu ſchützen, bei auswärtigen Staaten aber den Schutz der Ihrigen zu bevorworten. In der That hat man auch in Deutſchland (Bundesacte Art. 18) den Schutz des Buchhandels gegen N. bereits zur allgemeinen Angelegenheit gemacht. Da, wo man bei den Verſuchen, die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks privatrechtlich zu demonſtriren, von dem letztern Verhältniſſe abgegangen iſt und ſich nur mit der Frage abgegeben hat: „ob es überhaupt erlaubt ſei, dem Andern ſeine Gedanken nachzubilden und ſolche durch die Druckpreſſe zu vervielfältigen?“ hat es nicht fehlen mögen, daß man auf verſchiedentliche Schwierigkeiten geſtoßen iſt. Man hat daher dem römiſchen Rechte den Vorwurf, daß es keine Hülfe gegen den N. in ſeinen Einrichtungen biete, mit Unrecht gemacht. Denn obgleich nach des Cicero Buche vom Weſen der Gottheit (de natura deorum) die Zuſammenſetzung einzelner Buchſtaben zum Ausdrucke von Gedanken nicht unbekannt war, ſo war es doch nicht die Vervielfältigung in Abdrücken durch die Preſſe und der buchhändleriſche Vertrieb. Die Mehrſten haben ſich bei ihren Verſuchen auf ein Eigenthum bezogen, welches dem Schriftſteller an ſeinen Geiſtesproducten zuſtehe. Man hat in dieſer Rückſicht den N., der in dieſe Rechte ſtörend eingreift, bald für Diebſtahl (furtum usus), bald für Fälſchung erklärt, bald als einfache privatrechtliche Störung im Eigenthumsgenuſſe angeſehen wiſſen wollen und daraus ſogar ein Übergangsrecht auf die Erben ꝛc. gebildet; allein der Satz beweiſt zu viel. Es iſt dagegen eingewendet worden, daß ſich an einmal ausgeſprochenen, alſo zur abſolut herrenloſen Sache gewordenen Gedanken ein Eigenthumsrecht nicht mehr denken laſſe. Wir vermögen es nicht, ein ſolches Recht (jus excludendi tertii) an Dinge zu denken, auf welche eine ausſchließende Einwirkung unmöglich iſt. Man hat in der Formirung der Gedanken (im Ausdrucke) eine Art Beſitz für den Schriftſteller finden wollen. Allein er würde den Beſitz, wenn ja ein ſolcher denkbar iſt, aufgegeben haben, ſo wie er den Gedanken bekannt werden ließ und ihn zum Gemeingute für Alle machte. Wieder Andere führen, wie es ſcheint, mit mehr Glück an: „der Nachdrucker führe aus, was nur der Perſon des Schriftſtellers auszuführen zukomme“ und betrachten die Sache nach der Rechtsähnlichkeit der römiſchen Injurie im weitern Sinne als Anmaßung (ὕβρις), welche die Perſönlichkeit des Andern verachtet. In ſofern man aber dem Nachdrucker vorgeworfen hat, daß er ſich in die Geſchäfte des Andern eindränge, oder indem man ihn mit dem Betrüger verglichen hat, ſo iſt dem entgegengeſetzt worden, daß derſelbe vielmehr offenbar nur ſeine eigenen, nicht aber fremde Geſchäfte führe und mehrentheils aus der Art ſeines Gewerbes gar kein Hehl mache. Ein Anderes würde es ſein, wenn er den N. für Original ausgäbe. Dieß wäre jedoch ein beſonderes Verbrechen. Endlich hat man ſich auf das obligatoriſche Verhältniß bezogen, welches zwiſchen dem Autor und dem Verleger ſtattfinde. Allein es gibt aus dem obligatoriſchen Rechte keine Wirkung gegen den Dritten, der nicht mit contrahirt hat. Es zeigt ſich hier auch das Unzulängliche des Vorſchlages: daß der Verleger bei einem jeden Exemplare, welches er ausgibt, den Abkäufern die Bedingung (lex venditionis) ſtellen und ſogar vordrucken ſolle, daß ſolches nicht dürfe nachgedruckt werden. Denn der Nachdrucker wird nicht verfehlen, ſich das Exemplar zu ſeinem Gebrauche aus dritter Hand zu verſchaffen, wenn er ja ſo bedenklich ſein ſollte, um eine Beſchönigung für nöthig zu erachten. Am Faßlich-

sten dürfte vielleicht der Nachdrucker auch privatrechtlich zu widerlegen sein, wenn man auf seine eigenen Gründe für seine Rechtfertigung eingeht und die Unzulänglichkeit derselben darstellt. Der rechtmäßige Herausgeber hat auf alle Fälle die Prävention, welche sich auf ein vom Schriftsteller erworbenes Recht gründet. Der Nachdrucker aber verletzt ihn und seinen Vordermann, den Schriftsteller, darin. Das darf er aber nicht; denn die Regel: „wer sich seines Rechts bedient, verletzt Keinen", kann er für sich nicht anführen, da er kein Recht hat und durch sein eigenes Factum kann er sich bekanntlich keine Rechte selbst ertheilen. Vergebens wird er sich auf den Erwerb durch Hervorbringung neuer Formen (Specification) oder durch Erzeugung von Früchten oder auf Lohn von Arbeiten beziehen, indem er etwas Neues nicht hervorbringt und kein fruchtbringendes Unternehmen bearbeitet, sondern nur das von Anderen Hervorgebrachte mechanisch vervielfältigt. Noch weniger würde er sich auf das Recht der Nachbildung, welches in anderen Gegenständen, z. B. Kunstwerken, Fabrikerzeugnissen ꝛc., Keinem zu bestreiten ist, oder auf das ewige Fortbilden der Menschheit, indem immer Einer auf der von dem Andern vorbereiteten Stufe fortschreitet, berufen dürfen. Denn gerade umgekehrt ist sein Verfahren das entgegengesetzte. Nichts von dem, was er nachdruckt, hatte er sich zu eigen gemacht, geschweige denn daß er sich einer höhern Stufe zu nähern strebte. Er druckt mechanisch blos dasselbe nach, was er vorgefunden hat, wenn er es nicht noch verschlechtert. Nicht einmal die Mühe des Nachahmens würde man ihm zugestehen können. Mehr Schwierigkeiten scheinen die Bestimmungen zu unterliegen. A. In wie weit ist ein von der Originalausgabe abweichender, ihr aber doch nahe kommender Abdruck für N. zu halten? und B. in wiefern ist die Aufnahme und Verbreitung, selbst von gleichförmigen Wiederabdrücken unverboten? Es gibt nämlich eben sowohl Aufsätze, die zur allgemeinen Verbreitung unmittelbar bestimmt sind, als solche, gegen deren Wiederabdruck Niemand ein Interesse hat, wie Zeitungsnachrichten, öffentliche Bekanntmachungen, Aufsätze in Wochenblätter; ferner absolut herrenlose Werke. Dahin gehören die Werke der Alten und solche, deren Verfasser oder Herausgeber unbekannt sind (der Reichsabschied vom Jahre 1750 §. 156 verordnet jedoch, daß Autor und Verleger sich nennen); ferner in fremden Ländern erschienene Schriften, Kupferstiche ꝛc., die kein besonderes Schutzprivilegium haben. Auf diese würde die Anwendung der erwähnten Grundsätze wider den N. an sich nicht passen. Es gibt aber auch unveränderte Abdrücke, die, weil sie in anderer Stellung und anderer Beziehung vorkommen, doch dasselbe nicht enthalten, was in der eigentlichen Auflage besteht. Dahin gehört die wörtliche Aufnahme ganzer Sätze in andere Werke zu Belegen. So kann es sogar vorkommen, daß selbst verbotene Aufsätze in die Herausgabe der darüber ergangenen Acten aufgenommen werden. Es gehört ferner dazu der Wiederabdruck gewisser Stellen in veranstalteten Auszügen, so wie die Aufnahme einzelner Aufsätze in Sammlungen, die nach besonderen Zwecken eingerichtet sind. (Von solchen Sammlungen, die nur zum Scheine den Namen führen, indem die besonderen Abtheilungen unter eigenen Titeln einzeln daraus abgelassen werden, kann hier, da solches dem Betruge angehört, so wenig die Rede sein, als von dem Mißbrauche der Firma des rechtmäßigen Verlegers oder dem Fälschen, wenn der Nachdrucker sein Unternehmen für Originalauflage ausgeben sollte, weil dieses besondere Verbrechen bilden würde.) In allen jenen Fällen ist jedoch die Rechtmäßigkeit des Wiederabdrucks hin und wieder bald zugestanden, bald in Zweifel gezogen worden. Noch mehreren Schwierigkeiten scheint die Beurtheilung der Fälle zu unterliegen, da es streitig gemacht wird, ob bei einem Druckwerke, Kupferstiche u. a. die dabei angebrachte Veränderung von der Bedeutung ist, um das Product aus der Classe der beziehungslosen, blos mechanischen Vervielfälti-

gungen herauszuheben und für etwas eigenes Selbstständiges zu erklären. Die Regel: daß die Nachbildung unverwehrt sei, indem ihr zum Grunde liege, daß der Bildner die vorgefundene Idee sich zu eigen gemacht habe und nun gewissermaßen aus sich selbst etwas Neues hervorbringe, während dem der N. nur das Nämliche mechanisch vervielfältige, entscheidet den Streit gerade dann nicht, wenn es zweifelhaft ist, ob die Bestandtheile des Begriffs der Nachbildung oder des Nachdrucks vorliegen? Die Verschiedenartigkeit der Gegenstände, wenn nämlich beim Druckwerke der Gedanke, beim Kupferstiche aber die Form ꝛc. in etwas verändert worden ist, wird nicht selten die Bedenken vervielfältigen, ob der andere Herausgeber das Vorgefundene wirklich sich zu eigen gemacht und wie viel er von dem Seinigen dazu gethan habe? Je vielfältiger aber die Abweichungen und Schattirungen sich denken lassen, desto schwieriger dürfte die Feststellung positiver Sätze darüber sein; desto wandelbarer müssen dieselben von Zeit zu Zeit werden und daher den jedesmaligen Ansichten des Zeitalters unterzustellen sein. Hier also scheint der Fall vorzuliegen, wo der Ausspruch über das „Schuldig" oder „Nichtschuldig" des Nachdruckes, vorzugsweise von Geschwornen zu erwarten stehen möchte. 10.

Nachdruck, lat. vis; franz. und engl. emphase, bezeichnet in den schönen Künsten die besondere Art des Ausdrucks, bei welcher dem Zeichen der darzustellenden Idee eine größere Kraft gegeben und gewissermaßen bildlich ein stärkerer und längerer Druck darauf angewendet wird. Daher folgt aber, daß schon der Wortbedeutung nach der N. nur bei den Künsten der Töne, in der Rede und der Musik, vorkommen kann. In jedem Falle ist er eine Verstärkung des Ausdrucks zur Hervorbringung eines besondern Effects, auf welchen der Geist des Hörers gerichtet werden soll und kann sowohl in einzelnen Worten und Tönen wie in ganzen Sätzen und Passagen angewendet werden (s. Betonung). Die Mittel zu der letztern Art sind Gegenstand der Rhetorik und werden unter den Figuren (s. d. Art.) begriffen, deren geschickte Anwendung jederzeit einen N. bezeichnet und nie ohne Effect bleibt. 9.

Nachfolger, lat. successor. Man bedient sich des Ausdrucks besonders vom ordnungsmäßigem Eintritte des Nachfolgenden in die Rechte und Verbindlichkeiten des abgegangen Vordermannes und unterscheidet dabei die Gesammtfolge (universalis successio) von der in den Besitz einzelner Gegenstände oder Rechte (singularis successio). Jene findet statt beim Erben, welcher in alle Rechte des Verstorbenen so gut, wie in alle Verbindlichkeiten desselben, in sofern solche nicht als von der Person unzertrennbar anzusehen sind und mit dem Ableben erlöschen, eintritt. Die Erbfolge oder das Erbfolgerecht enthält daher eine allgemeine Succession. Zu den besonderen Nachfolgern gehören die Annehmer gewisser Ämter, Stellen oder Besitzungen, namentlich die Lehnsfolger, Käufer gewisser Rechte ꝛc. Bei ihnen gilt die Regel: daß sie nur in solche Verbindlichkeiten eintreten, welche entweder mit dem Besitze der Sache verbunden oder von ihnen besonders übernommen worden sind. Beim Wechsel der Regierung eines Landes ist es daher zur Beurtheilung der Verhältnisse des Nachfolgers von besonderer Wichtigkeit zu unterscheiden, ob derselbe vermöge eines allgemeinen Rechtes zur Regierung berufen war oder aus einem besondern Grunde dazu gelangte. 3.

Nachgeborene sind Kinder, denen ältere Geschwistere vorgehen, besonders solche, die nach des Vaters Tode erst zur Welt kamen. Letztere nennt man Posthumi (wörtlich: nach der Beerdigung folgende). In den Abendländern hat die frühere oder spätere Geburt in der Regel keinen Einfluß auf Vermögensrechte; nur in Ansehung gewisser Arten von Besitzungen finden besondere mit denselben verbundene Abweichungen statt. Bei der Erbfolge in sogenannte Primogeni-

turen unter Privatleuten hat der Erſtgeborene den Vorzug. Bei Sterbelehnen überläßt man zwar das Gut am liebſten dem jüngſten Sohne, allein es iſt blos rathſam dieß zu thun, nicht aber nothwendig. Bei Regentenhäuſern kommt dem jedesmaligen älteſten Sohne die Regierungsfolge im Lande zu. Die nachgeborenen Kinder werden durch ausgeſetzte Apanagen abgefunden, daher nachgeborene Prinzen ſo viel als Apanagirte. Die nach des Vaters Ableben erſt zur Welt gekommenen Kinder ſind eben ſo rechtmäßige (legitime), als die, welche bei deſſen Lebzeit geboren werden, in ſofern nur bei der Mutter die geſetzliche Zeit der Schwangerſchaft zutrifft, d. h. daß die Niederkunft nicht ſpäter erfolgt, als mit Ablauf des 10. Monats nach dem letzten Tage, da der Gemahl noch lebte. Im gemeinen Leben verurſacht der Fall, wenn eine ſchwangere Wittwe hinterlaſſen worden, weiter keine beſondere Umſtände; allein wo beſondere Succeſſionsrechte zu berückſichtigen ſind, da, wo der Anfall der Verlaſſenſchaft an die Seitenverwandten auf dem Spiele ſteht, endlich bei der Regentenfamilie, wenn noch kein Prinz vorhanden war, würden die nächſten Anverwandten und im letztern Falle auch die Stände das Recht ſo wie die Verpflichtung haben, die Wittwe mit derſelben Sorgſamkeit und Pflege während der Schwangerſchaft zu bedienen, als wenn der Verſtorbene noch unter ihnen zugegen wäre, um den Sprößling zu erhalten und die Legitimität deſſelben zu ſichern (Tit. 25. 4.). Es kann daher auch über die Regierungsfolge, die Erbtheilung oder den Eintritt in die Primogenitur ꝛc. vor der Hand, bis die Niederkunft erfolgt, noch nichts Entſcheidendes verfügt werden. 17.

Nachhut oder **Nachtrab** (Arrièregarde). Um ein in der Nähe des Feindes marſchirendes Truppencorps vor Neckereien kleiner feindlicher Abtheilungen zu bewahren und um demſelben zugleich von der Annäherung ſtärkerer feindlicher Trupps zeitig Kunde und ſonach Zeit zu verſchaffen, ſich zum Empfange des etwa anrückenden Feindes in angemeſſene Verfaſſung zu ſetzen, werden beſondere Detachements entſendet, welche die Marſchcolonne von allen Seiten umgeben und gleichſam eine ſchützende Kette um ſelbige bilden. Haupttheile dieſer ſchützenden Kette ſind 1) die Avantgarde oder das Detachement, welches vor der Spitze (tête) der Colonne marſchirt (ſ. d. Art. Vorhut); 2) die zur Seite der Colonne marſchirenden Detachements, welche Seitendeckungen oder Seitentrupps heißen, und 3) derjenige Theil, welcher hinter der Colonne (an der queue) folgt und Arrièregarde genannt wird, welche alſo im Allgemeinen die Beſtimmung hat, den Rückzug zu decken. Die Zuſammenſetzung und Stärke der Arrièregarde richtet ſich im Allgemeinen nach der Stärke des Hauptcorps; bei kleinen Corps beträgt dieſelbe etwa $\frac{1}{3}$ des Gros, bei größeren $\frac{1}{4}$, bei ganzen Armeen $\frac{1}{5}$. Die Entfernung der Arrièregarde von dem Hauptcorps richtet ſich dagegen wie die Waffenarten, aus denen ſie zuſammengeſetzt wird, nach der Beſchaffenheit des Terrains. Ganz ohne Cavallerie darf dieſelbe niemals ſein, ja unter Umſtänden wird die Cavallerie zur entſcheidenden Waffe. Reitende Artillerie thut vorzügliche Dienſte bei der Arrièregarde, allein auch 12 Pfünder können es, wenn die Wege gut ſind, und beſonders wenn der Feind dieſes Caliber an der Spitze ſeiner Verfolgung führt. Gewöhnlich zieht die Arrièregarde bei Nacht ab, maskirt den Abmarſch des Corps und macht hinter einem günſtigen Terrainabſchnitte wieder Front, damit das Gros einen Vorſprung bekommt. Sie formirt in ſich wieder eine kleine Nachhut, Nachtrab, mit einer Blänkerlinie und Zwiſchenpoſten, und kleine Patrouillen hängen ſich mit Vorſicht an den Feind; denn es iſt eine unabänderliche Regel denſelben nicht aus den Augen zu laſſen. Die Arrièregarde folgt genau dem Wege, den die marſchirende Colonne genommen hat und ſorgt noch dafür, daß alle etwa zurückgebliebene Mannſchaften derſelben geſammelt, auch Fuhrwerke, Geſchütze ꝛc., wenn dergleichen liegen geblieben ſein ſollten, wo möglich mit fortgeſchafft werden. Wenn der Transport der letztern nicht ausführbar ſein ſollte, ſo ſucht man

dieſelben unbrauchbar zu machen oder gänzlich zu verderben. Um der Verbindung mit dem Hauptcorps gewiß zu bleiben, muß der Führer der Arrièregarde ſich mit der Marſchdirection deſſelben und mit den Namen der zu paſſirenden Ortſchaften genau bekannt machen. 61.

Nachrichter, ſ. Scharfrichter.

Nachſchlag, franz. note de complément; engl. note of complement; ital. nota di compimento, heißt in der Muſik eine Manier, welche darin beſteht, daß der Hauptnote eine oder mehrere Nebennoten angehängt werden. Bei dem Triller iſt der N. weſentlich. In neuerer Zeit ſchreibt man den N. oft aus. 29.

Nach Sicht, ſ. Auf Sicht.

Nachſteuer, lat. census detractionis; franz. surtaxe, taillon; engl. re-assessment, unterſcheidet ſich vom Abzugsgelde (ſ. d. Art.), mit welchem es im gleichen Verhältniſſe ſteht, blos darin, daß ſie vom Fremden entrichtet wird, welcher eine angefallene Erbſchaft ins Ausland bezieht. Indeß findet man beide Ausdrücke bisweilen willkührlich genommen, der Abzug wird hier wie dort zu 5, bisweilen auch mehreren Procenten berechnet. Erben in auf- und abſteigender Linie ſind in der Regel von der N. frei. Um den Ausländer nicht unſanft zu berühren, hat man die Forderung faſt überall abkommen laſſen und dafür den allgemeinen Erbſchaftsſtempel eingeführt, welcher die Erben auf- und abſteigender Linie mehrentheils auch frei läßt. 17.

Nacht, lat. nox; franz. nuit; engl. night, iſt 1) der Zeitraum, während deſſen die Sonne unter dem Horizonte verweilt oder die Zeit vom Untergange bis zum Aufgange der Sonne. So wird N. in der Aſtronomie verſtanden. 2) Da die Strahlenbrechung den Aufgang der Sonne um einige Minuten beſchleunigt, ihren Untergang aber eben ſo viel verzögert, ſo iſt klar, daß der aſtronomiſche Zeitraum N. dadurch etwas verkürzt wird und nun N. in phyſiſcher Hinſicht heißt, unter der man alſo wirkliche N. oder Finſterniß verſteht, deren Dauer und Beſchaffenheit ſich auch überdieß noch nach der Beſchaffenheit der Atmoſphäre richtet. Endlich verſteht man 3) im bürgerlichen Leben unter N. die Zeit, welche in den meiſten europäiſchen Ländern von 10 Uhr Abends an bis früh Morgens, da es hell zu werden beginnt, gerechnet wird. 13.

Nacht (Mythol.) iſt dasjenige mythologiſche Weſen, welches in der Urzeit als Grundurſache aller Dinge betrachtet wurde. So nennt Homer die N. die mächtigſte Göttin, vor der ſich ſelbſt Zeus beugt. Bei Heſiod dagegen iſt ſie nicht mehr erſte Grundurſache der Dinge, ſondern eine Tochter des Chaos, aus dem ſie mit ihrem Gemahle Erebus hervorgeht. Er nennt ſie ferner die Mutter des Tages und des Äthers und aus ſich ſelbſt gebiert ſie nach ſeiner Angabe das Schickſal, den Tod, den Schlaf, die Träume, die Mühſeligkeit, die Hesperiden, die Parzen, die Strafgöttinnen, die Nemeſis, das Alter, die Zwietracht, den Neid ꝛc., oder alle diejenigen Dinge, deren Urſprung unbekannt, deren Daſein aber den Menſchen ſchädlich iſt. Nach der Angabe deſſelben Schriftſtellers wohnt die N. im Tartarus in einem ſchaudervollen Palaſte, der von düſtern Wolken umhüllt iſt und wo ſich der Tag und die N. begrüßen. Die bildende Kunſt ſtellt ſie dar als eine ſchöne Jungfrau, umhüllt mit einem langen ſchwarzen Gewande und einem ſchwarzen Schleier, fahrend auf einem zweiſpännigen Wagen, mit der rechten Hand den Schleier, mit der linken eine Fackel haltend, die ſie gegen die Erde kehrt, um ſie zu verlöſchen. 20.

Nachtbogen wird der Bogen genannt, den die Sonne durch ihren täglichen Lauf während der Nacht an der unter unſerm Horizonte befindlichen Hälfte des Himmels beſchreibt. Der N. macht mit dem Tagebogen (ſ. d. Art.) zuſammen den ſcheinbaren Weg der Sonne am Himmel binnen 24 Stunden aus und iſt folglich im Sommer am kleinſten, im Winter am größten. 13.

Nachtgleiche, s. Äquinoctium.

Nachtigall, lat. luscinia; franz. rossignol; engl. nightingale, ein Singvogel (Motacille), nichts weniger als ansehnlich von Gestalt und Farbe, aber hinsichtlich ihres herrlichen Gesangs die Königin aller andern Vögel, lebt während des Frühlings und Sommers in den gemäßigten Gegenden Europas, Asiens ꝛc. und zieht mit Eintritt des Herbstes zu der wärmern Zone. Die Nachtigallen halten sich vorzugsweise in Feldhölzern und überhaupt an ebenen buschreichen Örtern auf. Höhere Gegenden und Nadelholz meiden sie. Die Zeit ihres Gesangs (Schlags) (nur das Männchen singt) dauert kaum drei Monate, im Zimmer jedoch, zumal wenn sie jung gefangen sind, wohl sechs und darüber. Vorzüglich schätzt man die, welche des Nachts singen (Nachtschläger); überhaupt aber zieht man die ungarische N., den sogenannten Sprosser, wegen der größern Kraft ihres Gesanges der deutschen vor. Die Nahrung der N. besteht in Insecten, später, wenn sie ziehen, auch in Hollunder- und andern Beeren; in dem Zimmer giebt man ihnen Mehlwürmer, Ameiseneier, gekochtes Rinderherz, frische Möhren, auch Semmel mit Milch vermischt u. dgl. m. — Die Brutzeit der N. dauert 14 Tage. 8.

Nachtmahl, s. Abendmahl.

Nachtmahlsbulle. Mit diesem Namen wird die bekannte Bulle: „In Coena Domini“ belegt, welche alle Ketzer und Gegner der Vorrechte der Hierarchie, besonders aber der päpstlichen und des Supremats derselben über alle Länder und deren Beherrscher verdammt. Diese solenne Bannformel ging vom Papste Urban V. (1361—1370) und Martin V. (1417—1431) aus und erhielt im Laufe der Zeit die nöthigen Zusätze. Papst Paulus III. zählt z. B. 1536 zuerst die Lutheraner zu den Ketzern. Pius V. (1564—1572) gab ihr gleichfalls eine neue Gestalt und verordnete, daß sie an jedem Gründonnerstage in den Kirchen öffentlich vorgelesen werden solle. Doch wurde dieß in den meisten Staaten untersagt, wie in Frankreich und in der Republik Venedig, von Kaiser Rudolph II. und dem Erzbischofe von Mainz; in Neapel hatte diese Verordnung sogar bürgerliche Unruhen zur Folge. Dessenungeachtet ließ sie Urban VIII. (1627) von Neuem erscheinen und erst Clemens XIV. (1769—1774) ertheilte eine Suspension, sie zu promulgiren, nachdem dieselbe schon 1768 von mehreren Ländern für Hochverrath erklärt worden war. Vergl. (Le Bret) Pragmatische Geschichte der Bulle „In Coena Domini“ und ihrer fürchterlichen Folge für Staat und Kirche (Leipzig 1769. 4 Tble.). 77.

Nachtrab, s. Nachhut.

Nachtstücke heißen die Gemälde, welche Gegenstände darstellen, wie sie sich beim Dunkel der Nacht und im Scheine des Mondes oder des künstlichen Lichts ausnehmen und wobei der Maler theils die künstliche schwache Beleuchtung selbst, theils den eigenthümlichen Widerschein vorzüglich zu berücksichtigen hat. Das vorzüglichste Gemälde dieser Art ist „die Nacht“ von Correggio. — In tropischer Bedeutung bezeichnet N. jede düstere und schaudererweckende Darstellung. 30.

Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Somnambulismus.

Nachzügler, s. Marodeur.

Nackt, lat. nudus; franz. nu; engl. naked, d. i. von Kleidern entblößt, ist in der Malerei in sofern von der größten Bedeutung, als sich in seiner Darstellung ebensowohl die eigentliche Kunstfertigkeit des Malers wie sein tiefes Studium des menschlichen Körpers offenbart. Hier kommt es nämlich nicht nur auf die richtige Darstellung der menschlichen Hautfarbe (s. Carnation), sondern vielmehr auch auf die ästhetische Auffassung der Umrisse des Körpers und den treffenden Ausdruck der Muskeln in ihrer harmonischen Verbindung zu einem künstlerischen Ganzen an. Daher muß aber der Maler auch bei der Draperie stets auf

das Nackte Rücksicht nehmen, um die Gewänder richtig und geschmackvoll an den Körper sich anschließen zu lassen, so daß die darzustellende Form in wohlgefälliger Art sich zeigt. Der Bildhauer hat die äußere Form des Körpers noch mehr zu berücksichtigen, obwohl ihm der Farbenreiz nicht zu Gebote steht, und muß die Körperformen in schönster Harmonie darzustellen suchen. Für Beide ist daher das Studium des menschlichen Körpers, besonders in Bezug auf Anatomie, eine unerläßliche Bedingung, da durch dasselbe allein die Mittel einer vollendeten Darstellung des Nackten gegeben werden; jedoch würde ohne eine gewisse Idealisirung eine naturgetreue Darstellung den künstlerischen Eindruck nur schwach erreichen. 30.

Nadel, lat. acus; franz. aiguille, épingle; engl. pin, needle, ist ein bekanntes längliches, unten meistentheils spitzes, oben aber bald mit einem Knöpfchen oder Öhre ꝛc. versehenes Werkzeug, welches theils zum Zustecken der Kleidungsstücke und anderer Gegenstände, theils zum Nähen und theils auch noch zu anderem Zwecke gebraucht wird. Ihrer verschiedenartigen Bestimmung nach hat man sie daher von Messing, Stahl, Eisen, Silber, Gold, Elfenbein ꝛc. verfertigt. Sie heißen **Nähnadeln**, wenn sie an dem einen Ende spitzig und an dem andern mit einen Öhre zum Aufnehmen eines Fadens versehen sind. Die großen heißen **Packnadeln** und die gekrümmten mit schneidenden Ecken versehenen **Ahlen** (s. d. Art.); **Stecknadeln**, wenn sie an dem einen Ende zugespitzt und an dem andern Ende mit einem runden Knöpfchen versehen sind; die schwarz angelaufenen heißen **Trauernadeln**; **Haarnadeln**, wenn sie in Gestalt eines ∩ umgebogen sind, gewöhnlich schwarz oder blau angelaufen; **Stricknadeln**, sehr dünne gerade Stängelchen von Eisen, Stahl und Holz ꝛc. zum Stricken; **Spicknadeln**, lange gerade oder auch an der Spitze gebogene und oft zweigetheilte Nadeln mit und ohne Öhr zum Spicken des Fleisches; **Busen-** oder **Vorstecknadeln**, mit verschiedenen Verzierungen versehen; **chirurgische Nadeln** und allerlei Professionsnadeln, wodurch die Nadelfabrication ein ansehnliches Gewerbe ausmacht und ihr Betrieb um so stärker und sicherer ist. Erst um das Jahr 1370 findet man in Nürnberg die ersten Nadelfabrikanten und in Augsburg ums Jahr 1406. Gegenwärtig werden die besten Steck- und Nähnadeln in England, vorzüglich in Warwickshire, aber auch in Frankreich zu Aigle, Troyes, Francheville und Bourg, in den Niederlanden zu Vaels bei Aachen und in Deutschland zu Fürth, Nürnberg, Wienerischneustadt, Iserlohn, Schwabach, Karlsbad ꝛc. verfertigt. 26.

Nadelgeld, franz. épingles; engl. pin-money, ist Geld oder diejenige Rente, welche der Mann vom Stande und Vermögen im Ehevertrage der jungen Frau außer dem nothwendigen Aufwande der Ehe zu ihren willkührlichen Ausgaben, besonders zu Putz und Vergnügungen (wovon der Name) aussetzt. In manchen Ländern sind die Unterthanen verpflichtet bei der Vermählung des Erb- oder Landesherrn der jungen Gebieterin (ähnlich der Prinzessinsteuer) gewisse Nadelgelder auszusetzen. 17.

Nadelholz, s. Holz.

Nadelstich, s. Acupunctur.

Nadir oder **Fußpunkt** ist derjenige Punkt, welcher durch die, unterwärts bis an die unsichtbare Hälfte der Himmelskugel verlängerte senkrechte Richtung an diesen getroffen wird, folglich dem Scheitelpunkte oder Zenith entgegengesetzt und bildet den untern Pol des Horizonts. Da nun jeder Ort seinen eigenen Horizont hat, so hat er auch sein eigenes N. und Zenith. 13.

Nadir Schah, ein berüchtigter Eroberer und König von Persien, 1688 in einem Dorfe bei Mesdsched, der Hauptstadt Chorasans, geboren, widmete sich von früher Jugend an dem Kriegshandwerke und benutzte die Schwäche der persischen Regierung, um ein eigenes Heer um sich zu sammeln, mit welchem er sich eine

große Strecke Landes unterwarf und sich zu so hohem Ansehen hinaufschwang, daß es der rechtmäßige Thronerbe Schah Thahmasp, welcher damals von der Regierung verdrängt war, für gut fand, sich ihm zu nähern und seines Beistands zu versichern. N. zeigte sich sehr ergeben und wurde 1726 zum General der persischen Armee ernannt. Thahmasp besiegte mit N.'s Hülfe seine Feinde, sah aber bald mit großem Mißtrauen die immer steigende Macht des kühnen Kriegers und suchte sich dessen auf jede mögliche Art zu entledigen. N., gewarnt, ergriff die Offensive und zwang seinen Herrn ihn wieder zu Gnaden anzunehmen. Seit dieser Zeit führte er den Namen Thahmasp Kuli (Sklave des Thahmas) und ward zum Chan, der höchsten Würde in Persien, erhoben. Er führte den Monarchen, nachdem er allenthalben die Afghanen geschlagen hatte, in seine Hauptstadt Ispahan zurück und brachte die in steter Empörung begriffenen Provinzen in Ruhe. Thahmasp, über diese wichtigen Dienstleistungen mehr erschrocken als erfreut, suchte N. zu verderben, als dieser plötzlich vor den Thoren Ispahans erschien, den Schah entthronte, dessen unmündigen Sohn als König ausrufen ließ und sich selbst zum Reichsverweser bestimmte (1732). Seine Feldzüge gegen die Türken, die einen Theil Persiens besetzt hatten, endeten durch die glänzenden Siege bei Akderbend (1733) und bei Eriwan (1735) glorreich und trugen nicht wenig dazu bei, daß er nach dem Tode des jungen Prinzen von den Großen des Reiches zum Könige ausgerufen wurde (20. März 1736). Die Liebe des Volks und der Soldaten besaß er in sehr hohem Grade, aber die Priesterkaste war ihm sehr entgegen; er ließ deßwegen ihre Güter confisciren und das Geld in den öffentlichen Schatz fließen. Seine siegreichen Züge gegen die Afghanen (1737), gegen den Großmogul (1739) und gegen die Usbeken (1740) sind Beweise seines Feldherrntalents, welches er aber durch die abscheulichste Grausamkeit entehrte. Sein beispielloser Blutdurst, seine unersättliche Habsucht und seine religiöse Verfolgungssucht raubten ihm nach und nach die Liebe des Volks und der Soldaten und machten ihn endlich zum Gegenstande des allgemeinsten Hasses. Auf Anstiften seines Neffen Ali Kuli Chan ward er am 20. Juni 1747 von seinen Generälen ermordet. Sein einziger übrig gebliebener Sohn wurde nach Semlin gebracht, wo er getauft wurde, und trat unter dem Namen Baron von Semlin in russischen Kriegsdienst. Nach dem siebenjährigen Kriege nahm er als Major seinen Abschied und zog sich nach Mödling zurück, wo er auch starb. (Vgl. J. Fraser's „History of Nadir Schah or Kule Khan, emperor of Persia", Lond. 1742. 8.) 66.

Näfels, ein großes Dorf an der Linth im Canton Glarus, ist denkwürdig wegen der entscheidenden Schlacht den 9. April 1388, in welcher die Freiheit des Cantons erfochten ward. Um nämlich Glarus wieder zum Gehorsame zu bringen, rückte ein über 8000 Mann starkes östreichisches Heer heran, stürmte diquer über das Thal gezogene Mauer, nahm N. und zündete es an. Der kleine Haufen Glarner zog sich zurück, kehrte aber bald in größerer Anzahl zurück, griff die Feinde an und schlug sie nach einem fünfstündigen mörderischen Gefechte in die Flucht. Die Eidgenossen hatten 163 Todte, die Östreicher 2700 Mann, darunter 200 Ritter, verloren. Zum Andenken dieses Siegs wird noch alljährlich eine große Procession (die näfelser Fahrt) am 2. Donnerstage des Aprils gehalten, an welcher aber die protestantischen Bewohner seit einem 1654 dabei vorgefallenen Zwiste mit den Katholiken nicht mehr Theil nehmen, sondern das Fest nur kirchlich begehen. 37.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Näherrecht, **Nähergeltung**, **Näherkauf**, lat. jus retractionis; fr. droit de retrait; engl. prior right, das Recht beim Verkaufe unbeweglicher Güter gegen Erlegung des gleichen Preises, den ein Anderer gibt, der Nächste

dazu zu sein, kommt in verschiedenen einander ähnlichen Gestalten vor. 1) Als altdeutsche Gewohnheit steht solches in verschiedenen Orten zu, a) persönlich, den nächsten Anverwandten; b) den Besitzern einer und derselben Feldmark oder Gemarkung unter sich, gegen den Fremden; c) als Gespilde oder Gespilderecht, den Besitzern gespaltener Grundstücken, um solche wieder zusammen zu bringen. 2) Als römisches Recht, congrui jus, von den Worten: congruit aequitati etc. l. 4 C. de locat. praed. civ., welches mit dem Gespilderechte so ziemlich übereinkommt; den Besitzern solcher Grundstücken, die eigentlich zusammen gehören, nicht aber entlegenen, unter sich. 3) Vermöge besonderen Vertrages. Hier nennt man es den Vorkauf (jus retractus), vermöge dessen der dazu Berechtigte, gegen Erlegung des Kaufpreises das verkaufte Grundstück dem neuen Eigenthümer abfordern kann. Als persönliches Recht begründet es jedoch keine Vindication. Da, wo Dismembrationen im Steuerfache üblich sind, wird der Vorkauf gewöhnlich dem Hauptgute vorbehalten. 17.

Nänie, Nenie (Naenia) war eine Göttin der Römer, welche den Leichen und Begräbnissen, besonders alter Leute, vorstand und zu Rom vor dem viminalischen Thore einen Tempel hatte. Ferner nannte man das Klagegeheul, welches bei Begräbnissen von gedungenen Weibern erhoben wurde, Nänia. Weil dieses gewöhnlich ganz sinnlos und ohne Zusammenhang war, so nannte man auch ein kindisches Lied oder einen Wiegengesang Nänia. In der neueren Zeit versteht man unter N. gewöhnlich überhaupt einen Klagegesang oder ein Trauerlied. 66.

Nävius (Cnejus), ein Campanier von Geburt und einer der ältesten römischen Dichter, blühte zur Zeit des Livius Andronicus im Jahre der Stadt 519 oder v. Chr. 235. Wie sein Zeitgenosse Livius durch griechische Literatur gebildet bearbeitete er griechische Trauerspiele und Lustspiele und schrieb ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg, das von den Grammatikern in 7 Bücher getheilt wurde (vergl. Suet. de gramm. 2. Vossius de hist. lat. p. 7 sqq.). Ungeachtet seiner rauhen Schreibart fehlte es doch seinen Schriften nicht an Geist und Witz, da namentlich in seinen Komödien, nach dem Beispiele der alten griechischen, die römischen Vornehmen, insbesondere den P. Scipio und die Metelle so hart traf, daß N. aus Rom verbannt wurde und sein Leben in Utika beschließen mußte. Fragmente seiner Poesien finden sich in der „Scriverischen Sammlung der ältern römischen Tragiker", herausgegeben von Voß (Leyden 1610). 20.

Nagelfluhe, s. Molasse.

Nagler (Karl Ferdinand Friedrich von), preußischer Generalpostmeister und Gesandter am deutschen Bundestage, ward um 1768 zu Anspach geboren, machte treffliche Studien und trat zeitig in die Dienste des Markgrafen. Bald erregte er die Aufmerksamkeit des Ministers Hardenberg, ward von diesem nach Berlin berufen und im fränkischen Departement angestellt. Hier fand er Gelegenheit sich neben der vollkommnen Zufriedenheit seines Chefs auch die besondere Gunst des Königs zu erwerben, in welcher er sich vorzüglich dadurch noch befestigte, daß er nach dem unglücklichen Feldzuge von 1806 der königlichen Familie nach Königsberg folgte. Die spätere Veränderung des preußischen Cabinets, herbeigeführt durch den Willen Napoleon's, welcher Hardenberg nicht leiden mochte, hatte für N. keine nachtheiligen Folgen; er behielt seine Functionen bei und gewann selbst höhern Einfluß, als sein Schwager, der Freiherr von Altenstein, in das Ministerium eintrat. Im Jahre 1809 begleitete er die königliche Familie als Vicegeneralpostmeister nach Petersburg und ward bald darauf zum geheimen Staatsrathe ernannt. Nach dem Wiedereintritte Hardenberg's im Jahre 1810 indeß nahm er weniger Theil an der Staatsverwaltung; erst im Jahre 1821 erhielt er die Präsidentschaft des Generalpostamts und, da er dieselbe zu höchster Zufriedenheit

verwaltet hatte, wurde er im April 1823 zum Generalpostmeister ernannt. Über seine ausgezeichnete Wirksamkeit in diesem so wichtigen Amte ist nur eine Stimme. Mit seltener Umsicht und Sachkenntniß hat er alle Zweige des preußischen Postwesens bis zu einer großen Vollkommenheit erhoben. Während er den Geschäftsgang neu organisirte, jeder der verschiedenen Behörden, Expeditionen ꝛc. ihren festbestimmten Wirkungskreis anwies und für geschickte Beamte sorgte, gab er zugleich den Postcoursen eine bei Weitem umfassendere Ausdehnung und wechselseitige Verbindung, vermehrte und verbesserte die Postwagen, regelte die Verhältnisse des Postgeldes, sorgte für die Einrichtung guter Passagierstuben und begründete überhaupt ein Postsystem, welches sowohl seiner Zweckmäßigkeit als auch seiner Rechtlichkeit wegen allgemeine Anerkennung gefunden hat. Für die außerordentliche Thätigkeit dieses hochverdienten Mannes gibt ferner der Umstand einen neuen Beleg, daß er neben seinen ausgedehnten Geschäften als Generalpostmeister noch den Gesandtschaftsposten bei der Bundesversammlung in Frankfurt annehmen konnte. Dieß geschah im Jahre 1824, seit welcher Zeit er seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Frankfurt genommen hat. Außerdem gebührt noch den Verdiensten N.'s um Kunst und Wissenschaft ehrende Anerkennung. Seine Sammlungen gehören ihrem Inhalte nach zu den ausgezeichnetsten Privatinstituten dieser Art und enthalten besonders Treffliches aus dem Gebiete altdeutscher Kunst, Zeichnungen, Glasmalereien, Schnitzwerke u. a. m. Auch ist N. ein gründlicher Kenner der altdeutschen, besonders der mittelhochdeutschen Sprache und besitzt selbst viele kostbare Manuscripte und seltne Drucke. Kürzlich ist er mit Beibehaltung seines Verwaltungszweigs zum Staatsminister ernannt worden. 22.

Naharro (Bartholomè Torres), der Vater des spanischen Lustspiels, zu Torre, einem Städtchen an der portugiesischen Grenze, geboren, blühte in den ersten Decennien des XVI. Jahrh. und scheint sich dem geistlichen Stande gewidmet zu haben. Nach mehrfachen Abenteuern, in welche ihn ein Schiffbruch verwickelt hatte, kam er nach Rom, wo er an dem Papste Leo X. einen großen Gönner fand. Später lebte er zu Neapel, wo auch seine dramatischen Werke wahrscheinlich zuerst aufgeführt wurden. Seine acht Lustspiele, die unter dem sonderbaren Titel: „Propaladia" mehrmals (Napoles 1517. Fol. Sevilla 1520 und 1533. 4.) gedruckt sind, müssen als die ersten Vorspiele des später so bedeutend gewordenen spanischen Dramas gelten. Sinnreiche Verwicklung einer Intrigue muß den Mangel aller Charakterschilderung und jedes anderen dramatischen Interesses ersetzen. Der Dialog kann schon der metrischen Form dieser Stücke nach nicht sehr fließend sein; denn sie sind alle in Redondilien geschrieben. 67.

Nahl (Johann August), einer der berühmtesten deutschen Bildhauer des vorigen Jahrh., geb. 1710 zu Berlin, erhielt den ersten Unterricht in der Bildhauerei von Schlüter, besuchte Frankreich und Italien und ließ sich später nach mehrjährigem (seit 1741) Aufenthalte zu Berlin, während dessen er in Charlottenburg und Potsdam mehrere namhafte Arbeiten ausführte, im Schweitzercantone Bern nieder. Hier befindet sich in der Kirche zu Hindelbank von seiner Hand ein Grabmal, welches er der Gattin seines Freundes, des Pastors Langhans, errichtete. Im Jahre 1755 kehrte er nach Deutschland zurück und ward Professor der Bildhauerei an der Akademie der Künste zu Cassel. Unter die ausgezeichnetsten Arbeiten, welche er dort ausführte, gehört die auf dem Friedrichsplatze befindliche colossale Marmorstatue des Landgrafen Friedrich's II. (1778). N. starb im Jahre 1785. — Sein Sohn, Johann August N., geb. 1752, gest. 1825, war Director der Classe der Malerei an der casseler Akademie und hat sich als tüchtiger Künstler dauerndes Verdienst erworben. 36.

Nahrung, Nahrungsmittel, lat. alimentum, nutrimentum; franz. aliment, nourriture; engl. aliment, nourishment, nennt man die Substan-

zen, welche des Menschen Ernährung (s. d. Art.) begründen. Vermöge seiner Organisation ist der Mensch sowohl auf Thier- als Pflanzenkost hingewiesen. Schon seit Hippokrates haben aber viele Schriftsteller untersucht, ob es nicht in den Nahrungsmitteln einen einzigen ernährenden Grundstoff gebe, der vorzugsweise den Namen Nahrungsmittel verdiene. Hippokrates scheint den Nahrungsstoff in der ganzen Natur für einen und denselben zu halten; eine Meinung, die mit ihm Galen, Oribasius, Aëtius und Becher getheilt haben. Stahl bezeichnete sogar den gährungsfähigen Schleim als den nährenden Bestandtheil des Nahrungsmittels. Auch Lorry hegt eine ähnliche Meinung. Die Chemie hat uns indeß bewiesen, daß die N. des Menschen zum wenigsten stets aus den 3 Grundstoffen, Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff, bestehen. Wenn die Nahrungsmittel von guter Beschaffenheit sind, in mäßiger Quantität und zu rechter Zeit genommen werden, so erfüllen sie ihre Bestimmung ohne eine Empfindung zu erregen; im Gegentheile erzeugen sie Müdigkeit, Schwäche, Übelbefinden oder Aufregung. Kurz nach einem mäßigen Essen bemerkt man, daß das Athemholen häufiger und mit erhöhterer Kraft von Statten geht, daß dieß hingegen weniger stattfindet und die Haut eine größere Wärme zeigt, wenn die Nahrungsmittel aus dem Magen in den Zwölffingerdarm übergegangen sind, und daß man endlich zu Anstrengungen des Kopfes und der Muskeln weit weniger sich geeignet fühlt, wenn die Nahrungsmittel sich im Magen befinden, als wenn sie von hier in die Gedärme übergegangen sind. Im Übermaße genommene Nahrungsmittel verursachen ein Gefühl von Schwere und Überladung im Magen. Dieser ist dann so angespannt und ausgedehnt, daß er platzen zu wollen scheint und hindert die Respiration, indem er das Zwerchfell und die Lungen nach oben drängt; er verhindert die Thätigkeit der Muskeln und des Gehirns, so daß auf die Mahlzeit Erschlaffung, Müdigkeit, bisweilen auch Schlaf folgt. Wer gewohnt ist viel zu essen, bei dem erlangt der Magen eine Energie und wirkliche Oberherrschaft über alle Organe, besonders aber über die, welche vermöge ihrer Verrichtungen mit ihm in Beziehung stehen. So verlieren die Sinne, das Gehirn und die Muskeln des Vielessers ihre Thätigkeit und bleiben auf der bisherigen Stufe ihrer Ausbildung stehen; denn alle diese Organe scheinen des erregenden Princips zu ermangeln, weil in der That dieses letztere gänzlich auf den Magen concentrirt ist. Auch wird der Vielesser bald nach vollendeter Mahlzeit gewöhnlich von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse zu schlafen ergriffen. Die Fortsetzung einer solchen Gewohnheit bringt aber einen größern Ersatz hervor, als der Verlust beträgt, den der Körper durch Consumption seiner Säfte erlitten hat und gibt dadurch Gelegenheit zur Vollblütigkeit, zu einer übermäßigen Körperfülle, besonders in der Gegend des Bauches. — Wo die Gewohnheit viel zu essen keine solche Wohlbeleibtheit hervorbringt, da zerstreut sich im Körper der Überschuß auf verschiedenen Wegen, besonders bei Individuen, die ein sehr bewegtes Leben führen oder, wie z. B. Schmiede, Zimmerleute ꝛc., schwere Arbeiten zu verrichten haben, oder durch ihren Beruf allen Einflüssen der Witterung unterworfen sind. Im Allgemeinen muß daher die Menge der zu gebrauchenden Nahrungsmittel mit den Verlusten an Stoffen, welche die Organe erfahren haben, mit der Kraft des Magens und besonders mit dem Gefühle des Bedürfnisses in einem angemessenen Verhältnisse stehen. — In Bezug auf die Qualität der Nahrungsmittel haben hinlänglich verbürgte Erfahrungen bewiesen, daß die animalischen Nahrungsmittel den Hunger mehr und für längere Zeit beschwichtigen, auch weit mehr geeignet sind, von den Verdauungsorganen angegriffen zu werden und im Verdauungscanale weit länger verweilen als die vegetabilischen. Die Kochkunst wirkt auf die Nahrungsmittel in sofern, als sie die Cohäsion derselben vermehrt, ihren Geschmack und Geruch verändert und ihnen gewisse auflösliche bittere, scharfe oder gif-

tige Grundstoffe entzieht, deren Einführung in dem Körper Schaden bringen würden. In Bezug auf die anzuwendenden künstlichen Beimischungen hat sich zwar ergeben, daß stimulirende Nahrungsmittel schneller assimilirt werden und allen Functionen unseres Körpers eine gleichmäßige Thätigkeit geben; schwache aber die Schleimhaut des Magens nicht so reizen, als zur Entwickelung ihrer Assimilationskraft nothwendig ist; im Allgemeinen läßt sich jedoch behaupten, daß die am wenigsten zubereiteten Nahrungsmittel die Verzehrung der Lebensflamme am meisten aufhalten. Die Veränderung, welche die Nahrungsmittel aber selbst und ohne unser Zuthun erfahren, ist, wenn sie in den richtigen Schranken erhalten wird, ein sehr wirksames Zubereitungsmittel, um sie verdaulicher, aber auch zugleich weniger nahrhaft zu machen; weßhalb wir das Fleisch gewisser Thiere bis zu dem ersten Schritte der alkalischen Gährung (Fäulniß) gelangen, wie den zum Brode bestimmten Teig gähren, endlich den Käse einen hohen Grad von fauler Gährung annehmen lassen. Dasselbe ist der Fall bei den Getränken. — In der neuesten Zeit hat die medicinische Chemie folgende Classen von Nahrungsmitteln aufgestellt: 1) Faserstoffhaltige Nahrungsmittel, deren Basis Faserstoff (fibrina) ist, welcher in dem Chylus (s. d. Art.), dem Blute und den Muskeln angetroffen wird. Das Nahrungsmittel, welches diesen Stoff zur Grundlage hat, ist das Muskelfleisch ausgewachsener Thiere, worin der Faserstoff mit thierischem Leime, Osmazom (s. d. Art.), Bleiweißstoff ꝛc. verbunden ist. Es ist, besonders wenn es Osmazom enthält, unter allen Nahrungsmitteln das reizendste und nährendste. Die meisten faserstoffhaltigen Nahrungsmittel passen daher für weiche, schlaffe Constitutionen, für lymphatische Temperamente, für solche Gewerbe, welche heftige Muskelanstrengungen erfordern, so wie für die Bewohner kalter Klimate. Durch die verschiedenen Aufbewahrungsarten des Fleisches, z. B. durch Einpökeln, Räuchern ꝛc., verliert aber dasselbe einen großen Theil der Eigenschaften, die es im frischen Zustande besaß und wird zu einem außerordentlich stimulirenden Nahrungsmittel. Solches Fleisch bringt im Allgemeinen weniger günstige, ja oft sogar nachtheilige Wirkungen hervor und ist nur den Bewohnern feuchter Länder, wo eine sehr niedrige und feuchte Temperatur herrscht, oder nur den Bewohnern solcher Klimate, wo die außerordentlich hohe Temperatur die Kräfte aufzehrt, zuträglich. Verdorbenes Fleisch kann unter keinerlei Umständen als N. gelten. — 2) Gallerthaltige Nahrungsmittel, deren Grundstoff die Gallerte (gelatina) ist, welche sich in dem Muskelfleische, der Haut, den Bändern, Sehnen, Flechsen, Membranen, Knochen, in den Eingeweiden der Thiere, dem Gekröse ꝛc. vorfindet. Besonders bietet das Fleisch der jungen Thiere ein gallerthaltiges Nahrungsmittel dar. Es beschleunigt, was seine Wirkungen betrifft, keine Function, bringt in den Organen gar keinen Reiz hervor und ist, mit dem faserstoffhaltigen verglichen, ein wirkliches Besänftigungsmittel; daher sein Genuß vorzüglich für Personen mit galligem Temperamente, für solche, die keine schweren Arbeiten zu verrichten haben, so wie für die, welche gemäßigte Himmelsstriche bewohnen, geeignet ist. Diese Classe von Nahrungsmitteln wird man am Besten im Frühjahre gebrauchen können. — 3) Eiweißstoffhaltige Nahrungsmittel enthalten als Grundmittel Eiweißstoff (albumen), der sich im Blute, im Weißen vom Ei und in verschiedenen thierischen Theilen findet. Zu den Nahrungsmitteln, in welchen dieser Stoff vorherrscht und die wir am meisten gebrauchen, gehören die Eier der Hühnerarten und die Fischeier, Austern, Muscheln, Thiergehirn, Leber, Kalbskröschen ꝛc. Diese Nahrungsmittel verweilen um so kürzere Zeit im Magen, je weniger sie gekocht worden sind. Die, welche zugleich stimulirende Eigenschaften haben, wie z. B. die Austern, eignen sich besonders für Personen mit schwachen Verdauungskräften, so wie die, welchen, wie z B. Eiern und Thiergehirn,

jene Eigenschaften abgehen, besonders reizbaren Magen und solchen Genesenden, die viel Wiederersatzstoffe bedürfen, ferner Greisen, Weibern und Gelehrten zuträglich sind. — 4) Nahrungsmittel, in welchen die vorerwähnten 3 Stoffe in fast gleichen Mengeverhältnissen mit einander verbunden sind. Zu diesen gehören die Fische, die sich von den Säugethieren und Vögeln nur durch Mangel an Osmazom unterscheiden. Die Fische entwickeln während des Verdauungsprocesses wenig thierische Wärme und nähren ohne zu reizen; sie passen daher besonders für gallige Temperamente, für Personen, die wohl Ersatzstoffe, aber dabei keines Reizes bedürfen. Alle Fische müssen so frisch als möglich genossen werden. Der Roche, der ein zäher Fisch ist, dürfte hiervon allein eine Ausnahme machen. — 5) Satz- oder stärkemehlhaltige Nahrungsmittel enthalten als Grundstoff Satz- oder Stärkemehl (faecula amylacea), einen Stoff, der sich in den Körnern oder Samen aller Hülsenfrüchte und grasartigen Pflanzen, in den Palmen, Maronen, Kastanien, Erdäpfeln, den Arons-, Zaunrübenwurzeln und in mehrern Arten von jatropa, orchis etc. findet. Die Hauptzubereitung dieser Classe von Nahrungsmitteln ist das Brod (s. d. Art.), welches, so wie alle andere stärkmehlhaltige Zubereitungen, die thierische Ökonomie reich an Nahrungssäften macht, ohne dabei den Gang des Lebens so sehr zu beschleunigen, wie dieß die faserstoffhaltigen Nahrungsmittel thun; hingegen aber auch nicht so wie diese letztern geeignet ist, dem Menschen die Kraft zu großen Anstrengungen zu geben und seinen Körper gegen die Einflüsse einer niedrigen Temperatur zu stählen. — 6) Schleimige Nahrungsmittel enthalten Schleim (mucus) oder eigentlich Gummi als Grundbestandtheil; doch ist dieser in ihnen stets noch mit irgend einem bittern, zuckerhaltigen Stoffe, mit einem scharfen oder sauern ꝛc., verbunden. Das schleimige Nahrungsmittel entwickelt aber wenig thierische Wärme, ist wenig nährend, bringt eine große Erschlaffung aller Gewebe hervor und vermindert merklich die Energie aller Functionen. Ungeachtet des grünen Stärkemehls, das es bisweilen enthält, kann es doch nur dann zur N. dienen, wenn es mit einer mehligen Speise verbunden ist oder mit Brod genossen wird. Zu dieser Classe von Nahrungsmitteln gehören z. B. Möhren, rothe und weiße Rüben, Steckrüben, Pastinake, Erdartischocke, Kohl, Spargel, Lattich, Cichorie, Spinat, Blumen-, Spargelkohl, Sauerampfer, Radieschen, grüne Bohnen und Erbsen, Kürbisse, Gurken, Melonen und die meisten Früchte. Sie eignen sich, mit stärkmehlhaltigen Stoffen verbunden, besonders sehr gut für Personen mit galligem und nervösen Temperamente. — 7) Öllig-stärkmehlhaltige Nahrungsmittel. Schon ihr Name zeigt ihre Hauptgrundstoffe an. Sie würden übrigens dieselben Wirkungen haben, wie die stärkmehlhaltigen, wenn sie das Öl nicht etwas schwerer machte. Jedoch enthalten einige von ihnen einen bittern Nebenstoff, nämlich die Blausäure, welche ihre Verdauung erleichtert; allein es wird von ihnen nur wenig Gebrauch gemacht. Die gebräuchlichsten unter ihnen sind die Bucheicheln, süßen Mandeln, Haselnüsse, welschen Nüsse, Cocusnüsse, der Cacao. Personen, deren Respirationsorgan sich nur einigermaßen in einem reizbaren Zustande befinden, dürfen sie nicht genießen. — 8) Käsige Nahrungsmittel begreifen die Milch in den verschiedenen Zubereitungen, wie Käse, Butter, in sich, welche nebst ihren Wirkungen Jedermann hinlänglich bekannt sind. 7.

Nahrungslosigkeit, lat. quaestus jacens; franz. manque de ressources; engl. hardness. Als man anfing, die eigentlichen Nahrungsmittel mit der Fähigkeit sich dergleichen zu verschaffen in Verbindung zu bringen, so entstand damit der Begriff der sogenannten „bürgerlichen Nahrung" und ihrer verschiedenartigen Zweige. N. bedeutet daher s. v. a.

die Schwierigkeit, den hinlänglichen Unterhalt durch die gewöhnlichen Erwerbsmittel zu erlangen. So verschiedenartig diese Erwerbsmittel sein können, z. B. Einsammeln der Urproducte und Beförderung der Erzeugnisse des Bodens mit deren Veredelung, dann Hervorbringen neuer Gegenstände und endlich Gewinn beim Vertriebe und Handel bis zu dem bloßen Steigern eingebildeter Preise, so verschiedenartig wird sich auch der Mangel dieser Erwerbmittel als Störung des Lebensunterhaltes und der Nahrung ausweisen. Es kann derselbe seinen Grund haben theils in der Unbehülflichkeit, in Anwendung der bekannten Erwerbsmittel (Kindheit der Cultur), theils im Mißverhältnisse des einen Erzeugnisses gegen das andere (unvollkommene Vertheilung der Kräfte), theils endlich stö r e n d in den verschiedenartigen Hemmungen der Production und des freien Verkehrs durch Beschränkungen des Eigenthumes und der Fähigkeiten, durch Monopole, Zunftzwang und Anderes, aber auch und ganz hauptsächlich, durch Mißbrauch der Menschen selbst, sobald es dahin kommt, daß es in einem Lande blos zwei Classen der Gesellschaft gibt, nämlich ganz Reiche und ganz Arme. 17.

Naiv heißt das Natürliche, sobald es mit dem Künstlichen im Contraste steht und dieses beschämt. „Könnte man", sagt Schiller, „einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sei, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen ꝛc. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst. Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir nie wieder sein sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Cultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen. Da die Natur entweder wider Wissen und Willen der Person oder mit mit völligem Bewußtsein derselben den Sieg über die Kunst davontragen kann, so muß auch das Naive ein doppeltes sein, entweder das Naive der Überraschung, welches belustigt, oder das Naive der Gesinnung, welches rührt. Nur bei dem Menschen, welcher nicht mehr reiner und unschuldiger Natur ist, findet das Naive der Überraschung statt, das Naive der Gesinnung setzt die Bewahrung dieser reinen Natur in dem Herzen voraus. Der Mensch, bei welchem das Naive der Überraschung hervortritt, will dieses nicht, sondern schämt sich sogar der Äußerung desselben, wenn er wieder zur Besinnung kommt; der Naivgesinnte wird dagegen seiner Naivität gar nicht bewußt sein und nicht anders, als wie er wirklich handelt und wie es mit der Natur übereinstimmt, zu handeln wissen. Das Naive der Denkart kann also nie eine Eigenschaft verdorbener Menschen sein, sondern wird nur Kindern und kindlich Gesinnten zukommen. Auch das wahre Genie muß demnach naiv sein, denn nur dadurch wird es zum Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Die Dichter sind die Bewahrer der Natur und können sie, durch den Einfluß willkührlicher und künstlicher Formen

gehindert, dieſes nicht ganz mehr ſein, ſo werden ſie als die Zeugen und Rächer der Natur auftreten; ſie werden entweder Natur ſein oder ſie werden die verlorene ſuchen; im erſtern Falle ſind ſie naive, im andern ſentimentale Dichter. Homer und Shakeſpeare repräſentiren die erſtern, zu den andern gehören faſt alle Dichter der neuern und neueſten Zeit". — Kann man auch Schiller's Anſicht nicht unbedingt beiſtimmen, ſo bleibt ſie doch faſt unter allen andern Definitionen des Naiven, welche von älteren und neueren Äſthetikern aufgeſtellt wurden, bei Weitem die verſtändlichſte. Der Grund, warum man über die Begriffsbeſtimmung des Naiven nicht recht einig werden kann, ſcheint nur darin zu liegen, daß man es entweder in zu allgemeiner oder in zu beſchränkter Bedeutung genommen hat. Des Wortes Urſprung iſt von dem lateiniſchen „nativus" (in mittelalterlicher Verderbtheit „naivus"), welches „natürlich, freimüthig, offenherzig" bedeutet, herzuleiten. In dieſer Bedeutung hat es einen ſehr weiten Umfang und iſt von dem, was wir eigentlich „naiv" nennen, ſehr verſchieden. Dieſes Naive in engerer Bedeutung iſt von dem Begriffe des Unerwarteten, Überraſchenden, welches aus einer natürlichen Offenherzigkeit entſpringt, unzertrennlich. Eine noch ſo natürliche Sprache iſt deßwegen noch nicht naiv, ſie wird es erſt, wenn dieſe Natürlichkeit mit dem, was in unſerm geſellſchaftlichen Leben als feſtſtehender Typus des Benehmens und als verſtändige Klugheit gilt, einen Contraſt bildet und dadurch überraſcht. Iſt dieſe Natürlichkeit, im Gegenſatze mit dem, was man Convenienz nennen mag, eine fortgeſetzte und ſich ſelbſt unbewußte, ſo iſt ſie das wahrhaft Naive (ſo wäre ein unſchuldiger arkadiſcher Schäfer in einem pariſer Salon eine gewiß höchſt naive Erſcheinung); einen einzelnen unbewußten Ausbruch dieſer Natürlichkeit aber bei einem Charakter, der ſonſt nicht gegen das Hergebrachte und Angenommene verſtößt, mag man mit den Franzoſen eine Naivität nennen. Von dieſer Art iſt die Antwort einer Frau an ihren ſterbenden Mann, der ihr einen Andern beſchreibt, den ſie nach ſeinem Tode heirathen ſoll. „Nimm ihn", ſpricht er, „Du wirſt ſehr wohl daran thun." „Ach", antwortet ſie, „das hab' ich auch ſchon gedacht." Betrachten wir alſo das Naive aus dem Geſichtspunkte des Äſthetiſchen, ſo iſt es das Schöne, in ſofern es in der reinen Natürlichkeit des Menſchlichen zur Erſcheinung kommt und als ſeine unerläßlichſten Bedingungen ergeben ſich: unmittelbares Bewußtſein des Reinmenſchlichen, Unbefangenheit der Lebensdarſtellung, gleich fern von roher Natur, wie von reflectirter und eigentlich conventioneller Cultur, Lauterkeit des Sinnes und Abſichtsloſigkeit. Daß das Naive in Gedanken, im Ausdrucke, in Empfindungen, in Sitten, Manieren und Handlungen ſich äußern könne, bedarf wohl keiner nähern Auseinanderſetzung. 67.

Najaden (Najades, von dem griechiſchen *ναεῖν*, fließen, *Ναϊάδες* oder *Ναΐδες*) waren die Göttinnen der Brunnen, Quellen, Seen und Flüſſe. Wie überhaupt die griechiſche Mythologie Alles von Göttern und Göttinnen belebt dachte, ſo ſaßen auch die ſchönen N. mit ihren Waſſerkrügen mit Kränzen aus Schilf ſich ſchmückend in den einſamen Mittagsſtunden an den Quellen und ließen mit ſanftem Murmeln die klare Fluth des Baches hinſtrömen. — Gefährlich aber waren die Liebkoſungen der N.; ſie umarmten den ſchönen Hylas, des Hercules Liebling, und zogen ihn zu ſich in den Brunnen hinab; Hercules ſah ihn nie wieder. Die Sagen von den N. ſind hierin und in mancher andern Hinſicht denen ähnlich, welche man von unſern Waſſernixen erzählt. 11.

Name, lat. nomen; fr. nom; engl. name, iſt die ſprachliche Bezeichnung eines individuellen Gegenſtandes, welche ihn als ſolchen vor allen übrigen unterſcheiden läßt, und von **Benennung** wie die Art von der Gattung verſchieden. Denn während im Allgemeinen eigentlich jedes Wort der Sprache eine Benennung iſt, pflegen wir den Ausdruck N. nur von der Benennung ſelbſtſtändiger

Gegenstände zu gebrauchen; doch hat hier der Sprachgebrauch der lateinischen Grammatik, welche unter nomen die gesammten Substantive und Adjective zusammenfaßt, die Begriffe etwas verwirrt, indem dadurch die Eintheilung in nomen substantivum und nomen adjectivum und des erstern in nomen proprium und nomen appellativum und beider wieder in verschiedene Unterarten nöthig ward. Unter Namen können wir aber nur die nomina propria verstehen, welche wieder allgemeinerer und besonderer Art sind. Wie nämlich mit dem Entstehen der menschlichen Gesellschaft die Nothwendigkeit eintrat, jedem Gegenstande eine Bezeichnung zu geben, so mußten auch die Menschen sich selbst und den mit ihnen in Berührung kommenden Individuen charakteristische Benennungen zutheilen. So entstanden die ersten Namen, willkührlich aus allerhand entsprechenden Umständen gewählt und man begnügte sich in der ersten Zeit mit dieser einfachen Bezeichnung, welche mit dem Hinscheiden des Individuum auch wieder verschwand. Doch die nirgends ausbleibenden aristokratischen Bestrebungen und Absonderungen führten bald die Sprößlinge eines Stammes näher an einander und ließen neben dem besondern Namen eines Jeden noch einen Geschlechtsnamen entstehen, dem sich dann wieder einzelne Familiennamen unterordnen mußten. So entstanden dreierlei Namen, von denen aber im Alterthume, wie noch jetzt in den außerchristlichen Staaten, blos der besondere Name des Individuum gebraucht wurde, während man zur Unterscheidung von Andern mit gleichem Namen den des Vaters, Ahns oder auch, wie bei den Arabern noch jetzt, den des berühmten Sohnes ꝛc. hinzufügte. Erst die Römer vereinigten alle drei Namen, indem sie den individuellen Namen (praenomen) voranstellten, hierauf den Geschlechtsnamen (nomen), dann den Familiennamen (cognomen) folgen ließen und hierzu auch wohl noch einen Beinamen (agnomen) als Ehrentitel fügten, wie Publius Cornelius Scipio Africanus, die Adoptivkinder aber den vollständigen Namen ihres Adoptivvaters nach ihrem praenomen setzten und ihren Familiennamen mit der Endung —anus daranfügten, wie der Kaiser Augustus dann, als Adoptivsohn des Julius Cäsar, Cajus Julius Caesar Octavianus Augustus hieß. Die germanische Welt oder das Mittelalter gebrauchte fast ausschließlich nur den Vornamen, welche, wie bei den Juden mit der Beschneidung, so zugleich mit der Taufe beigelegt zu werden pflegten; nur die Großen und Edeln nannten sich später nach ihren Burgen (daher das von) und berühmte Männer nach ihrem Geburtsorte. Endlich fühlte man aber die Nothwendigkeit der Familiennamen immer mehr und seit dem XV. Jahrh. vorzüglich entstanden dieselben im Bürgerstande theils von dem Schildern der Häuser, theils durch Fortpflanzung irgend eines Beinamens, theils durch Anhängung des Wortes Sohn (son, sen) an den Vornamen des Vaters oder nach griechischer Redeweise von den Gelehrten durch den Gebrauch des Genitivs von dem latinisirten Vornamen des Vaters, theils durch die Annahme des Namens des Geburtsortes oder wenigstens des gentilitium (Nürnberger ꝛc.), theils endlich durch willkührliche Bildung einer Benennung selbst. Die Juden blieben am längsten bei ihrer einfachen Benennung, doch haben sie in allen europäischen Staaten seit dem vorigen Jahrhunderte auf Befehl der Regierungen auch Familiennamen einführen müssen. Die Geschlechtsnamen sind auf diese Weise zu bloßen Familiennamen geworden; nur die ausgebreitetern adeligen Familien pflegen häufig noch zu ihrem Stammnamen einen besondern Familiennamen hinzuzufügen (wie Schulenburg-Betzendorf, Schulenburg-Vitzenburg, Schulenburg-Burgscheidungen ꝛc.). — Übrigens ist zu bemerken, daß rechtlich selbst die geringste ohne vorhergegangene Anzeige an die Behörde gemachte Änderung in der Schreibart des Namens von den Erbschaften ausschließt. 9.

Namenlose Gesellschafter sind im Geschäftsleben solche, welche in einem

Geschäfte für ihre Person gegen das Publicum gar keine Verbindlichkeit übernehmen und nur in Ansehung des eingelegten Capitals gehalten sind. Dieß findet vorzüglich statt bei den Mitgliedern einer Actiengesellschaft (Actionairs). Diese können aber in Ermangelung persönlich verpflichteter offener Theilhaber ihre Geschäfte nur durch gewählte Verwalter (Directoren) führen lassen, welche aus den Actienbesitzern gewählt und aus dem allgemeinen Fonds besonders entschädigt werden. Solche Gesellschaften sind nun zwar wegen der Menge der Actieninhaber manchen Unbequemlichkeiten unterworfen; allein die Sache vereinfacht sich dadurch, daß die Leitung des Geschäfts nur einigen Directoren zusteht. Dagegen ist eine solche Gesellschaft gegen andere Beschwerlichkeiten von Außen gesicherter als jede andere. Sie kann durch die Privatverhältnisse der Actionairs, z. B. Todesfälle, Vormundschaften u. a. nicht belästigt werden, weil auch sie zu etwas Weiterem, als zu Gewährung des Actienwerthes nebst der Dividende gegen den, welcher sich legitimirt hat, nicht verbunden ist. Ferner genießt dieselbe schon um deßwillen ein ausgebreitetes Zutrauen, weil jeder einzelne Actionair nur mit einem kleinen Theile seines Vermögens betheiligt ist, mithin vom allgemeinen Verluste nur wenig berührt wird. Endlich macht der umfassende Einlagefonds die Gesellschaft vorzüglich zu umfassenden Unternehmungen geeignet, für welche die Kräfte des Einzelnen oder einer Commandite nicht ausreichen würden. Was die Verhältnisse zum Publicum betrifft, so sind die von den Directoren der Gesellschaft geschlossenen Contracte eben so bindend, als andere; auch können die erstern unmittelbar in Rechtsanspruch genommen werden, indem sie aus der Mitte der Gesellschaft gewählte Organe derselben sind. Allein wenn es zur Execution kommt, so sind die Theilhaber für ihre Personen gar nicht, sondern nur in Ansehung ihres Vermögens auf Höhe ihrer Einlage (der Actie) verantwortlich. Es gibt solcher Gesellschaften, deren Mitglieder sich nicht persönlich verpflichten, viele und bei den Briten fast unzählbare, von den sogenannten geschlossenen, dergleichen die unter Privatpersonen zu blos gemeinschaftlichen Zwecken bestehen, bis zu den verschiedenartigen Versicherungsanstalten und endlich den ost- und westindischen Handlungscompagnien; ja man hat sogar zu einzelnen Zwecken ein solches Zusammentreten von Unternehmern gesehen. Bei den größern derselben stand man früher in der Meinung, als ob solche außer dem Schutze, den jedes rechtliche Unternehmen vom Staate zu erwarten hat, noch besondere Bevorzugungen bedürften; die umfassenden Verhandlungen der britischen Parliamente über die Aufhebung oder das Fortbestehen der Privilegien der ostindischen Compagnie haben jedoch solches für jetzige Verhältnisse als Irrthum berichtigt. 24.

Namur, s. Belgien.

Nanci (spr. Nangsi), ehedem die Hauptstadt Lothringens, jetzt des französischen Departement der Meurthe, ist geschichtlich denkwürdig durch eine Schlacht zwischen den Schweitzern und Karl dem Kühnen von Burgund am 6. (5.) Jan. 1477. — Die beiden Tage von Granson und Murten (1476) zu rächen war der Herzog Karl abermals mit einer Heeresmacht von 22000 Mann in Lothringen eingebrochen; die Schweitzer gleich stark rückten ihm unter Anführung Wilhelm Herter's, des Helden von Murten, Oswald's von Thierstein, des Herzogs Renatus von Lothringen u. A. bis N. entgegen. Bei dem Dorfe Jarville nahmen beide Heere Position. Der Kampf wüthend begonnen blieb lange unentschieden; endlich aber umgingen die Schweitzer, vom Schneegestöber begünstigt, die rechte Seite des Feindes und stürzten sich von einer das Schlachtfeld beherrschenden Anhöhe auf den Feind. Um die Verwirrung der Burgunder zu vergrößern zündete bald darauf die Besatzung von N. ihr Lager im Rücken an und jetzt wandten sie sich zur Flucht. Alles Gepäck, Geschütz und Fahnen fielen in die Hände

der Sieger. 8000 Mann Burgunder bedeckten das Schlachtfeld und der Herzog selbst mit dem Kerne des Adels war gefallen. Mit diesem Tage erlosch die burgundische Herrschaft für immer. 15.

Nanini oder Nanino (Giovanni Maria), ein namhafter italienischer Musiker des XVI. Jahrh., Freund Palestrina's, war päpstlicher Sänger und erwarb sich sowohl durch seine Compositionen als auch durch die Gründung einer Musikschule zu Rom große Verdienste um die Musik. Sein Todesjahr ist unbekannt. Man hat von ihm unter andern fünfstimmige Madrigale (Veneb. 1581), welche sehr geschätzt werden. — Sein jüngerer Bruder oder Verwandter Giovanni Bernardo N., gest. 1608, war ebenfalls päpstlicher Sänger und tüchtiger Componist. 36.

Nankin oder Kiang-ning-fu (d. i. Hof des Südens), die alte Hauptstadt des chinesischen Reichs, jetzt die zweite Stadt Chinas, liegt unter 32° 4' 30" N.Br. und 136° 26' 4" L. nahe am Jang-tse-kiang in der Provinz Kiang-su, dessen Hauptstadt sie ist. Ihre Gestalt gleicht einem unregelmäßigen Dreiecke; sie ist hügelig und hat einen Umfang von 7 Stunden. Eine hohe dreifache Mauer schließt denselben ein. Aber die ehemalige Pracht ist verschwunden, die alten Paläste und Tempel liegen in Trümmern und nur der sogenannte Porzellanthurm (Pao-ling-tsa), 9 Stockwerke (200 Fuß) hoch, mit seinen weißglänzenden Ziegeln (schwerlich Porzellan) und Glöckchen an den Karniessen, 884 Stufen und goldglänzendem Knopfe erinnert an die einstige Pracht Nankins. Dessenungeachtet beläuft sich die Bevölkerung noch auf einige Hunderttausend (nach Andern auf 1 Million), noch blühen Handel, Gewerbe und Wissenschaften zwischen den Mauern Nankins. Aber ihr Verfall nimmt schnell zu und zwar um so mehr, als der Hafen der Stadt, mit ihm die Hauptquelle ihres Wohlstandes, gegenwärtig verstopft ist. — N. ist übrigens der Sitz des Vicekönigs von Ngae-hoei, Kiang-su und Kiang-si. 15.

Nanking, s. Baumwollenzeuche.

Nannini (Agnuolo oder Angelo), bekannter unter dem Namen Firenzuola, ein beliebter italienischer Dichter des XVI. Jahrh., am 28. Sept. 1493 zu Florenz geboren, machte seine juristischen Studien zu Siena und Perugia, wo er sich mit dem berüchtigten und ihm geistesverwandten Pietro von Arezzo befreundete, und lebte dann als Advocat zu Rom. Da er aber auf diesem Wege sein Glück nicht zu begründen vermochte, ging er in sein Vaterland zurück, trat in die Congregation von Vallombrosa und stieg bald zur Würde eines Abts und Comthurs. Viele glauben nicht zugeben zu dürfen, daß der frivole N. dem geistlichen Stande angehörte, ohne zu bedenken, daß sich damals mit dem Stande eines Geistlichen in Italien Alles vertrug. Unter Clemens VII. hielt sich der Dichter in Rom auf, zog sich aber nach dem Tode dieses Papstes, bei welchem er in hohem Ansehen stand, nach Prato zurück, wo er im Jahre 1548 starb. N.'s Ruhm gründet sich hauptsächlich auf seine lyrischen Poesien, in welchen er sich Petraca zum Muster nahm, und auf seine burlesken Versuche, worin ihm Berni zum Vorbilde diente. Eine bei einem so frivolen Geiste nicht zu vermuthende Zartheit, Witz und sehr lebendige Darstellung erfreuen den Leser noch jetzt. Seine acht Novellen verrathen einen gewandten Erzähler, sind aber, wie auch sein „Dialogo delle bellezze delle Donne", sehr anstößigen Inhalts. Seine Fabeln („Discorsi degli animali") nach Bidpai und die Nachbildung des „goldnen Esels" von Apulejus in Versen waren zu ihrer Zeit sehr berühmt und viel gelesen, sind aber jetzt eben so wie seine derb komischen Lustspiele: „I Lucidi" und „La Trinuncia" fast vergessen. „Opere complete" (Milano 1802. 5 Voll. 8. Pisa 1816. 6 Voll. 18.). Die früheren Ausgaben sind weniger vollständig. 67.

Nantes (Edict von), s. Edict.

Napäen waren den Griechen eine besondere Art Nymphen, welche ihren Aufenthalt in den engen Bergthälern unter blühenden Gesträuchen, vorzüglich in Lustwäldchen (νάπαι) hatten. Man glaubte, daß sie vorzüglich die Ziegenlämmer schützten und nährten und die Hirten in Arkadien brachten ihnen deßhalb häufige Opfer. 23.

Naphta, lat. petroleum; franz. naphte; engl. mineral oil, eine Varietät des Erd-, Berg- oder Steinöls, welche wasserhell, gelb bis gelblichbraun von Farbe, durchsichtig bis durchscheinend, tropfbar- und dünnflüssig ist. Sie führt außerdem den Namen Bergnaphta, Bergbalsam. Dunkler braungefärbte Steinöle werden Erdöl schlechthin und mit Bitumen verunreinigte gelblich- bis schwärzlichbraune, undurchsichtige, zähflüssige Arten Bergtheer, Maltha, Pisaphalt genannt. Alle Erdöle sind schwimmend (spec. Gewicht 0,7—0,9), leicht zu verflüchtigen, von eigenthümlich bituminösem und das N. von durchdringend aromatischem Geruche, sehr leicht brennbar unter Entwickelung ihres Geruches und sie bestehen aus Kohlenstoff und Wasserstoff. N. entquillt dem Boden in der Nähe von Steinkohlen- und Steinsalzgebirgen, entweder zugleich mit dem gemeinen Erdöle oder ohne dasselbe. Häufig sind beide Arten des Erdöls in Asien, am Kaukasus und kaspischen Meere, zu Baku und Schiras, in Arabien, Ostindien, China und Japan. Außerdem aber auch in Dalmatien, zu Mianco bei Parma, zu Girgenti in Sicilien, in Modena, in Frankreich, zu Bechelbrunn im Elsaß und in Nordamerika. Man benutzt das N. und Erdöl als Medicin, zum Firnißsieden, als Theer, Kitt, zur Bereitung von schwarzem Siegellacke. Ehedem diente N. den Ägyptern zum Einbalsamiren der Mumien. — N. nennt man auch im gemeinen Leben eine höchst flüchtige und sehr leicht brennbare Flüssigkeit. In der neueren Chemie aber gilt dieser Begriff nicht mehr, man theilt die früher unter dem Namen N. rubricirten Flüssigkeiten in zwei Reihen, Äther (s. d. Art.) und N. Die letztere enthält die eigentlichen Naphten und davon gibt es Essig-, Salpeter-, Phosphor-, Sauerklee-, Arsenik-, Benzoënaphta ꝛc. Diese unterscheiden sich aber von dem Äther wesentlich, daß sie noch von der Säure, aus welcher sie vermittelst Schwefelsäure und Alkohol bereitet wurden, Antheile enthalten, nicht so flüchtig und brennbar sind und einige sogar farbig und schwerer als Wasser vorkommen. 76. 5.

Napier, richtiger Neper (John), Baron von Merchiston, der Erfinder der Logarithmen, 1550 auf seinem Stammgute Merchiston bei Edinburg geboren, machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise durch verschiedene Länder Europas und widmete sich nach seiner Heimkehr, statt an dem ihm leicht zugänglichen Hofe sein Glück zu suchen, den Wissenschaften. Nachdem er sich eine Zeit lang mit unfruchtbaren theologischen Untersuchungen abgemüht hatte, warf er sich mit glänzenderem Erfolge auf die Mathematik und wurde allmählig zur Erfindung der Logarithmen hingeführt, einer Entdeckung, welche für die Fortschritte der Astronomie, der praktischen Geometrie und der Schifffahrtskunde von unberechenbarem Vortheile war. Auch die Erfindung der nach ihm benannten arithmetischen Stäbchen, an deren jeder Seite ein Stück des Einmaleins steht und wodurch das Multipliciren und Dividiren sehr abgekürzt wird, blieb in den mathematischen Wissenschaften nicht ohne Nutzen. N. starb am 3. April 1617 auf seinem Stammgute. Seine mathematischen Untersuchungen und Entdeckungen hat er in folgenden Schriften niedergelegt: „Mirifici logarithmorum canonis descriptio ejusque usus“ (Edinb. 1614. 4.), worin er sein System noch nicht völlig enthüllte, welches er erst in dem nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegebenen Werke: „Mirifici logarithmorum canonis constructio et eorum ad naturales ipsorum numeros habitudines“ (Edinb. 1618. 4.) geschah; „Rabdologiae seu numerationis per virgulas libri II“ (Edinb. 1617. 8.) und

„Arithmetica seu logarithmorum chiliades centum“ (ed. II. aucta per A. Vlacq. Goudae 1628. Fol.). Seine tiefsinnigen Auslegungen der Offenbarung Johannes' („Commentarius in apocalypsin“, Edinb. 1593 u. ö.), welche zu ihrer Zeit in großem Ansehen standen, sind jetzt vergessen. (Vgl. M. N.'s „Memoirs of John Napier of Merchiston, his lineage, life and times, with a history of the invention of logarithms“, Lond. 1834. 4.) 66.

Napier (spr. Neper) (Charles), ein in der neuesten Geschichte berühmt gewordener Seemann, hatte sich bereits im Jahre 1813 durch die kühne Wegnahme des Forts auf der Insel Ponza, weßhalb er auch Carlos de Ponza genannt wird, glänzenden Ruhm erworben, als er im Jahre 1833 in Dom Pedro's Dienste trat und das Commando der Flotte übernahm. Daß dieselbe kräftig auftreten konnte, war größtentheils sein Verdienst, auch rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen durch den entscheidenden Sieg, welchen er am 5. Juli 1833 bei Cap San-Vincent über die miguelistische Flotte davon trug. Nach der bald darauf erfolgten Eroberung von Lissabon durch Dom Pedro bemühte er sich mit dem glücklichsten Erfolge die Küsten von den Resten des Feindes zu säubern und brachte mehrere der wichtigsten Plätze in die Gewalt der Regierung. Ehrenvoll mit der Würde eines Viceadmirals entlassen kehrte er zu Ende des Jahres 1834 nach England zurück, wo er gegenwärtig einen Sitz im Unterhause eingenommen hat. — Eben so hat ein Lord N. in der neuesten Zeit Aufsehen gemacht. Derselbe war im Juli 1834 als englischer Consul in China eingetroffen und hatte sich, ohne vorher die Erlaubniß der chinesischen Behörde einzuholen, nach Kanton begeben, um daselbst gewisse Unterhandlungen zu betreiben. Da sich indeß die Chinesen weigerten mit ihm zu verkehren und ziemlich beleidigende Maßregeln ergriffen, so suchte N. mit Gewalt seinen Zweck zu erreichen, mußte sich aber, zu schwach, um etwas ausrichten zu können, auf Makao zurückziehen. Hier starb er im August desselben Jahres. Der in Folge des Benehmens N.'s befürchtete gänzliche Bruch zwischen den Engländern und Chinesen wurde zwar durch Nachgiebigkeit von Seiten der erstern verhütet, es scheint indeß, als sei dadurch der Trotz der letztern nur gesteigert worden. In einer kürzlich von den in China ansässigen englischen Kaufleuten an ihre Regierung erlassenen Bittschrift wird darüber bitter geklagt und die Überzeugung ausgesprochen, daß Lord N. der erste Engländer gewesen sei, der den Ton getroffen habe, in welchem man mit den Chinesen sprechen müsse, um ihren Stolz zu demüthigen. 22.

Napoleon, s. Buonaparte.

Napoleonsd'or, Zwanzig-Frankstück, französische Goldmünze von 1808—1814 hält 133⅓ holl. Aß und 21⅓ Karat fein Gold. 40$\frac{2}{3}$ Stück gehen auf die kölnische Mark fein. Man hat 2-, 1-, ½- und ¼fache N. oder 40-, 20-, 10- und 5-Frankenstücke. Die einfachen haben einen Werth von 4 Thlr. 20 Gr. 7$\frac{9}{10}$ Pf. Gold. 26.

Napoli di Romania, s. Nauplia.

Narbe, s. Wunde.

Narbonne-Lara (Louis, Graf von), Kriegsminister unter Ludwig XVI., geb. im Jahre 1755 zu Colorno im Herzogthume Parma, kam in seinem 5. Jahre nach Paris, erhielt eine treffliche Erziehung und erwarb sich, da seine Mutter als Ehrendame der Prinzessin Adelaide in großem Ansehen stand, in Kurzem die Gunst der königlichen Familie. Später trat er in die Armee und avancirte bald zum Chef des Regimentes Piemont. Beim Ausbruche der Revolution schloß er sich an die Partei der constitutionellen Royalisten an, ward Commandant der Nationalgarden im Departement des Doubs und dämpfte als solcher mehr durch Überredung als durch Gewalt die in den dortigen Gegenden ausgebrochenen Unruhen. Im Jahre 1791 ernannte ihn die Nationalversammlung zum Marechal de Camp

und im December deſſelben Jahres der König zum Kriegsminiſter. Er bereiſte hierauf ſogleich die Küſtenfeſtungen und die Grenze gegen Deutſchland, organiſirte drei Armeen und übertrug das Commando derſelben an Rochambeau, Luckner und Lafayette; überhaupt entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit, hatte aber den Verdruß zu ſehen, wie ſeine Feinde in der Nationalverſammlung und ſelbſt der Marineminiſter Bertrand-Moleville ihm überall Hinderniſſe in den Weg legten. Unter ſolchen Umſtänden hielt es der König für gerathen das Miniſterium zu ändern und N. bekam am 10. März 1792 ſeine Entlaſſung. Nach dem 10. Aug. wurde er denuncirt; es gelang ihm indeß nach London zu entkommen, von wo aus er ſeine Vertheidigung an den Convent einſchickte. Später begab er ſich in die Schweitz, dann nach Schwaben und zuletzt nach Sachſen. Von hier ging er im Jahre 1800 nach Frankreich zurück, blieb aber ohne Anſtellung bis 1809, wo er Generallieutenant wurde. Als ſolcher war er eine Zeit lang Gouverneur von Raab, dann von Trieſt und ſpäter fungirte er als Geſandter am baieriſchen Hofe. Dem Feldzuge von 1812 wohnte er als Adjudant Napoleon's bei, war 1813 Geſandter in Wien, betrieb dann die Unterhandlungen zu Prag und erhielt nach ſeiner Rückkehr von dort eine Sendung nach Torgau. Hier ſtarb er am 17. November 1813. 22.

Narciſſe, lat. narcissus; franz. narcisse; engl. daffodist, ein Blumenzwiebelgewächs, zu Juſſieu's narcisseae und Linné's hexandria monogynia gehörend, hat ihren Namen entweder von *νάρκη*, Schläfrigkeit (weil die Blumen ihres oft ſehr ſtarken Geruchs wegen träg und ſchläfrig machen ſollen) oder von dem Narciſſus (ſ. d. Art.) und iſt wegen ihres angenehmen Geruchs und ihrer ſchönen, zeitigen Blüthe ſehr beliebt; daher ſie auch als Zierblume in unſeren Gärten gezogen wird. Die im Freien dauernden und die gelben gefüllten Narciſſen (narcissus poëticus und n. bulbo codinus), ſo wie die gelbe Jonquille und die größere Tazette ſind die bekannteſten und beliebteſten Arten. Die Niederländer erziehen die ſchönſten, und die beſten Abarten erhält man aus den in Käſten geſäeten Samen, woraus man nachher im zweiten Jahre die Zwiebeln verſetzt. Uebrigens hat der Dr. Loiſeleur-Deslongchamps dargethan, daß die Zwiebeln von n. poëticus, n. tacetta, n. odorus, n. pseudonarcissus und einigen andern einheimiſchen Arten getrocknet und in der Gabe von 24—40 Gran genommen reichliches Erbrechen verurſachen. Die nämliche Eigenſchaft beſitzen auch die Blüthen, beſonders von n. pseudonarcissus, die ein ſehr reizendes Gift enthalten, ſo daß nach Orfila 2—3 Drachmen derſelben den Tod durch Vergiftung herbeiführen ſollen. 21.

Narciſſus (Myth.), ein Sohn des Flußgottes Cephiſſus und der Nymphe Liriope oder Liriopeſſa, ſollte nach dem Ausſpruche des Tireſias ein hohes Alter erreichen, wenn er ſich ſelbſt nicht kennen lernen würde. N. war aber von ausgezeichneter Schönheit, weßhalb die Nymphe Echo ſich in ihn verliebte und da ſie unerhört blieb, ſich bald zur bloßen Stimme verzehrte, dabei jedoch die Rache der Götter anrief. Als daher N. aus einer hellen Quelle trinken wollte, erblickte er zum erſten Male ſein Bild, ward von der heftigſten Leidenſchaft zu ſich ſelbſt ergriffen und allmählig verzehrt, aber doch noch von den ſich ſeiner erbarmenden Göttern in die Narciſſe mit gelben Blättern verwandelt. Dieß die Erzählung des Ovid in ſeinen Metamophoſen 3, 339—510. Angaben anderer Schriftſteller weichen zwar von dieſer Erzählung ab, geben aber am Schluſſe des Mythus daſſelbe Reſultat. Der ganze Mythus übrigens iſt ein Product der neuern Mythographen, von dem die ältern durchaus nichts erwähnen. 20.

Nardini (Pietro), ein berühmter italieniſcher Violinſpieler, geb. 1725 zu Livorno, erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung unter Tartini's Leitung, ging 1762 nach Stuttgart, wo er in der Kapelle eine Anſtellung erhielt, und kehrte 1769

nach Italien zurück, um seinen geliebten Lehrer auf dem Todtenbette zu pflegen, begab sich hierauf (1770) nach Florenz und trat als erster Violinist in die Dienste des Großherzogs. Er starb 1796. — N. zeichnete sich besonders im Adagio aus und liebte überhaupt weniger das Glänzende als das Ernste. Auch seine Compositionen, deren wir nicht wenige besitzen, tragen diesen Charakter. 36.

Narea mit Kaffa bildet den nordöstlichen und östlichen Vorsprung der äthiopischen Hochebene in Afrika und erstreckt sich als flaches hochliegendes Plateau westlich wahrscheinlich bis zu den Quellen des westlichen Nilarms (Bahr el Abiad) während das eigentliche N. nordöstlich zum Zeberstrom abfällt und Kaffa südlich von hohen Gebirgen umgrenzt ist. Sonst wissen wir von der örtlichen Beschaffenheit beider Länder wenig und von ihren Bewohnern nur so viel, daß sie die hellfarbigsten aller Äthiopier und körperlich wie geistig die vorzüglichsten sind. Seit der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. abyssinische Christen haben sie das Joch der abyssinischen Herrschaft abgeschüttelt und bis jetzt auch alle Anfälle der räuberischen Gallas abgeschlagen. Ihre Sprache ist eine ganz eigenthümliche. 15.

Narisci, auch Nabisci, Naristi, Varisci und Varistae genannt, waren ein altes deutsches Volk im südlichen Deutschland, deren Gebiet im Osten an das Land der Markomannen, im Norden an das der Hermunduren grenzte, also ungefähr die nördliche Hälfte des heutigen Baiern ausmachte. Sie fochten im markomannischen Kriege gegen die Römer und thaten sich durch Muth und Standhaftigkeit sehr hervor. Wohl nur wegen des ähnlich lautenden lateinischen Ausdrucks Variscia für Voigtland hat man die N. zu Herren des letztern gemacht, da es wahrscheinlicher ist, daß die Hermunduren im Besitze dieser Länder waren. 35.

Narkotisch (von ναρκη, Betäubung) nennt man die eigenthümlich betäubende Eigenschaft mehrerer Substanzen aus dem Pflanzenreiche, so wie vieler Pflanzen selbst, welche im Übermaße genossen als Gifte wirken. Es gibt auch in unsern Gegenden Pflanzen genug, die giftige Eigenschaften haben, z. B. Tollkraut, Nachtschatten, Schierling, Fingerhut, Bilsenkraut, Eisenhut ꝛc. Gewöhnlich ist es schon der widerliche Geruch, welcher sie vermeiden läßt, und dieser, so wie auch die Wirkung, welche sie auf den Organismus hervorbringen, heißt narkotisch. Von Pflanzentheilen und abgesonderten Stoffen aus ihnen, als Opium, Lactucarium ꝛc., sagt man ebenfalls, sie besitzen narkotische Eigenschaften, d. h. sie riechen betäubend, erregen, bei größeren Gaben eingenommen, Schwindel, Ekel, vergrößern die Pupille und können den Tod herbeiführen. 5.

Narr, lat. fatuus, stultus; franz. fou, sot, bouffon; engl. fool, fop, coxcomb, buffoon, ist im gemeinen Sprachgebrauche Jeder, der in seinen Reden und Handlungen von der angenommenen Regel abweicht. Wie es aber deßhalb auch nur vermeintliche Narren geben kann, die sich über den Ungeschmack ihrer Zeit erheben und von einer spätern erst erkannt werden, so kann die Narrheit auch theils eine wirkliche, theils eine verstellte sein. In der erstern Hinsicht gibt es aber viele Grade; denn wie man schon den einen Narren nennt, welcher einzelne nicht allgemein angenommene Ansichten hegt, so können diese sich zu fixen Ideen und demgemäßen Handeln und Reden steigern, oder die Narrheit vom Mangel am gesunden Menschenverstande bis zur völligen Geistesstörung aufsteigen. In der letztern Hinsicht bezeichnet N. einen Lustigmacher (s. Hofnarren). 9.

Narrenfest, lat. festum stultorum s. fatuorum; franz. la fête des foux, auch Decemberfreiheit, wurde ehemals ein Fest genannt, welches vom V. bis ins XVI. Jahrh. hinein fast durch das ganze christliche Europa zur Weihnachtszeit, namentlich am Tage der Erscheinung Christi, mit den obscönsten Liedern und üppigsten Tänzen gefeiert wurde. Eigentlich war es für die Subdiakonen bestimmt, welchen am Tage der Beschneidung oder Erscheinung Christi die alleinige Verrichtung des Kirchendienstes nebst Aufzügen überlassen wurde, daher es auch „Fest

der Subdiakonen" hieß, während jeder der drei übrigen Ordnungen des nichtbischöflichen Klerus ebenfalls einer der nächsten Tagen nach Weihnachten zu alleiniger Verwaltung des Gottesdienstes und zu festlichen Aufzügen vorbehalten war. Von den Diakonen nämlich wurde der Gedächtnißtag des Märtyrers und Diakonus, Stephanus, dann von den Presbytern der Gedenktag des Täufers Johannes (weil dieser aus dem Priestergeschlecht stammte), hierauf von den Chorknaben das sogenannte Festum innocentum (scil. Bethlehemiticorum) zum Andenken an die in Bethlehem ermordeten Kinder begangen; woran sich zuletzt das sogenannte Festum hypodiaconorum schloß. Das N. war, wie die übrigen eben erwähnten Feste, eine Nachahmung der heidnischen Saturnalien und sollte eine völlige Mischung und Umkehrung der Stände darstellen. Besonders wurde es in Frankreich (wo wahrscheinlich auch die erste Entstehung dieses Festes zu suchen ist), und namentlich in Paris, auf die schamloseste Weise durch die ausgelassensten Festspiele, Aufzüge und Tänze begangen. Die Franzosen nannten es la fête des sousdiacres und verstanden darunter spottweise soûls-diacres (die besoffenen Diakonen). Denn nicht blos muthwillige und liederliche Laien, sondern sogar Priester tanzten nackt auf den Straßen, in männlichen und weiblichen Klöstern, in den Kirchen und parodirten die heiligen Handlungen und Ämter der Kirche durch frivole Nachäffungen. Man wählte Narrenpäpste und Narrenbischöfe, die man unter den lächerlichsten Ceremonien zur Kirche führte und dort einweihte. Während darauf das Hochamt gehalten wurde, sangen vermummte Geistliche Zotenlieder, aßen vor den Augen des messelesenden Priesters Würste, spielten Karten und Würfel, warfen in das Rauchfaß Flecke von alten Schuhsohlen u. dgl. Man hatte eigene Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfest begangen wurde, die noch vorhanden sind. Endlich fand man doch dieses Fest anstößig, und besonders seit dem XV. Jahrh. ward es von einzelnen Fürsten, Bischöfen, französischen und spanischen Synoden, namentlich von dem kostnitzer Concil, verdammt und verboten. Allein die theologische Facultät in Paris nahm die Feier desselben in Schutz und erklärte (1444) in einem Umlaufschreiben: „Unsere Vorfahren, welche große Leute waren, haben dieses Fest erlaubt, warum soll es uns nicht erlaubt sein? Wir feiern es nicht im Ernste, sondern blos im Scherze und um uns nach alter Gewohnheit zu belustigen, damit die Narrheit, welche uns natürlich ist und angeboren zu sein scheint, dadurch wenigstens alle Jahre einmal ausdünste. Denn die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öffnete und ihnen Luft machte. Nun sind wir alte, übelgebundene Fässer und Tonnen, welche der Wein der Windheit zerplatzen würde, wenn wir ihn durch eine immerwährende Andacht und Gottesfurcht fortgähren ließen. Wir müssen ihm Luft machen, daß er nicht verdirbt. Wir treiben deßwegen einige Tage Possen, damit wir hernach mit desto größerem Eifer zum Gottesdienste zurückkehren können." Indeß wurde doch durch einen Parliamentsbeschluß zu Dijon 1552 dieses Fest gänzlich abgeschafft. Vergl. „Mémoires pour servir à l'histoire de la fête de foux, par M. du Tilliot (Lausanne 1740 et 1751); Allgem. Kirchenzeit. 1834. Nr. 65. 63.

Narrengesellschaft, s. Babinische Republik.

Narrenkappe und Narrenkolben, s. Hofnarren.

Narses war ein Verschnittener am Hofe des Kaisers Justinian I. von unbekanntem Vaterlande (wahrscheinlich ein Perser), der in kurzer Zeit dessen Günstling und in Folge dessen Kämmerling, kaiserlicher Privatschatzmeister, Quästor und Consul wurde. Als Feldherr erwarb er sich Ruhm durch die Besiegung der Gothen unter Totila und Tejas 552 und der Alemannen unter Buccellinus 554, wodurch er dem weitern Umsichgreifen dieser Barbaren in Italien für immer ein Ziel setzte. N. wurde nun Statthalter oder Exarch in

Italien, eine Stellung, die er gegen 15 Jahre behielt, bis er endlich, nachdem er sich durch schändliche Erpressungen verächtlich gemacht hatte, vom Kaiser Justinian II. abgesetzt wurde und an seine Stelle Cogninus kam. Aus Rache veranlaßte er nun von Neapel aus, wohin er sich 566 begeben hatte, die Longobarden in Italien unter ihrem Könige Alboin einzufallen. Indeß blieb N. nur kurze Zeit in Neapel, begab sich wieder nach Rom und starb daselbst in einem hohen Alter. 20.

Naruszewicz (spr. Naruschewitsch) (Adam Stanislaus), der bedeutendste Historiker Polens und beliebter Dichter, 1733 in Lithauen geboren, stammte aus einem adeligen Geschlechte und trat nach Beendigung seiner Studien auf der Universität Wilna in den Jesuitenorden. Von einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien, die er zu seiner weitern Ausbildung unternommen hatte, zurückgekehrt ward er zum Vorsteher des Adelscollegium der Jesuiten in Warschau ernannt. Seine Kenntnisse und seine Gewandtheit im Umgange hatten ihn bei den Großen und am Hofe beliebt gemacht, so daß er nach Aufhebung seines Ordens vom Könige Stanislaus August zum Coadjutor des Bisthums von Smolensk, bald darauf zum Secretair des Reichsraths und endlich zum Bischofe von Luck ernannt wurde. Nach der ersten Theilung Polens ward ihm der Auftrag, alles auf dieses wichtige Ereigniß Bezügliche aufzuzeichnen. Diese mit raschem Fleiße vollendete Arbeit erwarb sich den Beifall des Königs in so hohem Grade, daß dieser den Verfasser zur Bearbeitung einer vollständigen Geschichte Polens ermunterte und ihn dabei auf jede mögliche Weise unterstützte. N. gab sich nun ganz den historischen Studien hin und lieferte mehrere Meisterwerke. Noch Größeres hätte er sicher geleistet, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Er starb am 6. Juli 1796 zu Warschau. Das Unglück seines Vaterlandes brach ihm das Herz. Unter seinen historischen Arbeiten steht die Geschichte Polens („Historya narodu Polskiego," Warszaw. 1780—86. N. A. 1803—4. T. II—VII. 8.) unstreitig oben an und muß als ein ächtclassisches Werk und eine vorzügliche Zierde der polnischen Literatur gelten. Die sorgfältigste Benützung der Quellen ist nicht minder zu bewundern, als der kräftige, einfache, dem Lieblingsschriftsteller des Verfassers, Tacitus, den er auch meisterhaft ins Polnische übersetzte (Warschau 1772. 4 Bde. 8.), nachgebildete Styl. Leider ist sie unvollendet, denn sie umfaßt nur die Geschichte der Piasten vom Jahre 965 bis zum Jahre 1386; der erste Band, welcher die alte Geschichte Polens enthalten sollte, ist nicht erschienen; zwar ist eine Bearbeitung der von dem Verfasser hinterlassenen Materialien versucht worden (Warschau 1824. 2 Bde. 8.), die aber in keiner Art einen Vergleich mit den früher erschienenen Theilen aushält. Unter den übrigen Werken N.'s nennen wir nur noch die gelungene Biographie des lithauischen Feldherrn Karl Chodkiewicz („Historya Jana Karola Chodkiewicza," Warszaw. 1808. 2 Voll. 8.) und seine poetischen Versuche („Wiersze rózne," Warsz. 1804. 2 Voll. 8.), welche aber seinen Meisterwerken in Prosa weit nachstehen und nicht selten an Schwulst und übermäßigem Wortgepränge leiden, wenn man ihnen auch Kraft des Ausdrucks und der Gedanken nicht gänzlich absprechen kann. 67.

Narwa, eine Hafenstadt und Festung an der Narowa unfern vom finnischen Meerbusen im russischen Gouvernement Petersburg gelegen, ist denkwürdig durch einen Sieg, welchen der Schwedenkönig Karl XII. mit 8000 Mann über 80000 Mann Russen unter dem Herzoge von Croy erfocht am 30. Nov. 1700. — Schon 12 Wochen lang hatten die Russen vergeblich N. belagert, als Karl XII. ungestüm herbeieilte. Die Russen zogen sich sogleich in ihr Lager unweit des linken Ufers der Narowa zurück, sahen sich aber wider Erwarten während eines heftigen Schneegestöbers von dem kleinen Häufchen der Schweden angegriffen. Vergeblich war

ihr Widerstand; meist nur mit Keulen, Piken und Bogen bewaffnet diente ihre zehnfache Übermacht blos dazu, den Triumph der kriegskundigen Sieger zu erhöhen. Was nicht erschlagen wurde, gerieth in Gefangenschaft; doch Karl behielt nur den Herzog von Croy und die übrigen Officiere und entließ die übrigen in ihre Heimath. Nur 600 Mann hatte dieser Sieg gekostet, welcher dem Könige für den Augenblick wenigstens die Überlegenheit im Felde verschaffte. Ob er nicht besser hätte benutzt werden können, darüber s. d. Art. nordische Kriege. 15.

Nase, lat. nasus; franz. nez; engl. nose, ist der dem Menschen eigenthümliche hervorspringende Theil des Gesichts, welcher das Geruchsorgan (s. d. Art. Geruch) enthält, zwischen den beiden Augenhöhlen und Backen unter der Stirn und über der Lippe liegt. Die N. ist eine unregelmäßige Höhle, welche vorn höher, hinten niedriger, oben enger, unten breiter, zur Seite durch ansehnliche Vorsprünge unregelmäßig ist, tief im Gesichte mit den vordern (nares) und hinten im Schlundkopfe mit den hintern Nasenlöchern (choanae narium) sich öffnet. Durch eine Scheidewand (septum narium) wird sie in eine rechte und linke Hälfte getheilt, die sich in die Nebenhöhlen oder Anhänge (sinus, antra) fortsetzen. Der äußere Theil der N. ist dreieckig und besteht aus verschiedenen Muskeln, oben aus Knochen, unten aus Knorpeln; der obere in die Stirn übergehende Theil wird die Wurzel, die Mitte der Rücken, der untere Theil die Spitze und die zwei untern beweglichen Seitentheile die Nasenflügel genannt. Innen wird die ganze N. von einer dicken Schleimhaut, von ihrem Entdecker die Schneider'sche genannt, überzogen, welche mit den zahlreichsten und feinsten Blutgefäßen versehen ist. Ihre Nerven kommen vom ersten Gehirnnervenpaare oder den Geruchsnerven, die sich nebst einigen Fäden des zweiten Astes des fünften Hirnnervenpaars in die Substanz der Schleimhaut verlieren. Diese letztere sondert vielen Schleim ab, wovon sie nebst dem Nasendunste beständig feucht erhalten wird, damit sie bei dem beständigen Aus- und Eingange der Luft nicht so leicht austrocknen kann. Die in der N. befindlichen Härchen sollen dazu dienen, die schleimige Feuchtigkeit von dem stetem Abflusse und die Insecten von der N. abzuhalten, daß sie nicht mit eingeathmet werden. — Die Form der N. bietet, im Ganzen betrachtet, Verschiedenheiten dar, die sich auf drei Hauptvarietäten, die Adler-, Stumpf- und die aufgestülpte N., so wie deren Abarten, wie z. B. die römische, griechische, Habichts-, platte, eingedrückte N. ꝛc., beziehen. — Endlich ist die N., wie jeder andere Körpertheil, verschiedenen Krankheiten, wie z. B. Katarrhen, Geschwüren, Blutungen, Krebs, polypösen Auswüchsen ꝛc., unterworfen. — Die Operation oder die Kunst, eine verlorene N. wieder herzustellen, wird Rhinoplastik (s. d. Art.) genannt. 14.

Nashorn, s. Rhinoceros.

Nasiräer (נָזִיר) bezeichnet eigentlich einen Menschen, der sich von der menschlichen Gesellschaft oder der gewöhnlichen Lebensart abgesondert und der Gottheit geweiht hat (4 Mos. 6, 2. 12.). Insbesondere aber wurde bei den Israeliten derjenige ein N. genannt, welcher zu Ehren Jehovah's sich des Weines und aller berauschenden Getränke, so wie der Weintrauben und Rosinen enthielt, alle Verunreinigung vermied und das Haupthaar lang wachsen ließ, ohne es zu scheeren. Dieses Gelübde, welches von Männern wie von Frauen gethan werden konnte, dauerte entweder auf Lebenszeit, wie bei Simson (Richt. 13, 5), Samuel, (1 Sam. 1, 11.) und Johannes dem Täufer (Luk. 1, 15), welche von ihrer Geburt an dem Jehovah geweiht waren, oder nur auf eine gewisse Zeit, die ein Jeder bei Übernehmung des Nasiräats nach Willkühr bestimmen konnte. Im letztern Falle mußte nach Ablauf des Gelübdes ein dreifaches Opfer dargebracht werden, ein Lamm als Brandopfer, ein einjähriges Schaf weiblichen Geschlechts als Sündopfer und ein Widder als Dankopfer nebst einem Korbe voll ungesäuer-

ter, aus feinem Mehle gebackener Ölkuchen und dem nöthigen Trankopfer. Die abgeschorenen Haare aber wurden in das Feuer des Brandopfers geworfen. Hatte sich ein solcher der Gottheit Geweihter durch Berührung eines Todten verunreinigt, so ward dadurch das Nasiräat aufgehoben, jedoch nicht gelöst. Er mußte sich dann durch Darbringung von Opfern reinigen und die Haare abscheeren, worauf das Gelübde von Neuem begann. Zur Zeit Jesu war das blos auf gewisse Zeit unternommene und meist 30 Tage dauernde Nasiräat sehr gebräuchlich, besonders in Drangsalen und Krankheiten (Joseph. de bello jud. II., 15, 1.). Da es mit Unkosten verbunden war, so schossen die Reichen gewöhnlich das Nöthige vor und erhielten dadurch Theil am Gelübde. Ähnliche Gelübde, besonders in Bezug auf das Weihen des Haupthaars, finden sich bei den Ägyptern, Griechen und Römern. 63.

Nassadisten oder Tschaikisten bilden ein Bataillon der östreichischen Grenzwache, bewohnen die 16½ □ Meilen große mit 26000 Einw. bevölkerte Landspitze zwischen dem Zusammenflusse der Donau und Theiß und ihre Hauptstadt ist Titel. Sie sind blos mit Spießen und Tartschen bewaffnet und dienen nur als Bemannung der in dieser Gegend gebräuchlichen Donauschiffe (Nassaden oder Tschaiken, woher ihr Name). 37.

Nassau, ein zum deutschen Bunde gehöriges souveraines Herzogthum, grenzt nördlich und westlich an Preußen, südlich an das Großherzogthum Hessen und östlich an dasselbe, das frankfurter Gebiet, das Churfürstenthum Hessen und die preußische Grafschaft Wetzlar. Sein Flächeninhalt beträgt 103 □M. N. ist durchgängig ein Hügelland; im Norden erhebt sich der rauhe und unfruchtbare Westerwald in seinem höchsten noch hierher gehörigen Gipfel, dem salzburger Kopfe, bis auf 2600 F. und zieht bis in die Mitte des Landes südlich zur Lahn. Diesseits derselben beginnen die Vorhügel des Taunus oder der Höhe, deren Hauptrücken aus Hessen herübertretend von Nordost gegen Südwest (hier Rheingaugebirge genannt) hinläuft und das herrliche Rheinthal (Rheingau) bildet, welches mehrere M. lang seinen Erzeugnissen und seinem milden Klima nach völlig Süddeutschland angehört. Die bedeutendsten Höhen des Taunus sind hier der große und kleine Feldberg (2600 und 2460 F.) und der Altkönig (2420 F.). Unter den zahlreichen größern und kleinern Flüssen, welche das Land bewässern, stehen der Rhein, welcher einen Theil der südlichen und westlichen Grenze bildet, und der Main oben an; nächst ihnen ist die schiffbare Lahn, welche aus dem Wetzlar'schen hereintritt und ein reizendes Thal bildend das Land quer durchschneidet, der wichtigste; andere, wie die Wisper, Wied, Nidda, sind von weniger Bedeutung. Was die Producte betrifft, so gehört N. in dieser Hinsicht unter die gesegnetsten deutschen Länder. Außer hinlänglichem Getreide, trefflichem Obste (selbst Mandeln), wachsen hier die vorzüglichsten deutschen (Rhein-) Weine, welche nach den Orten, wo sie gezogen werden, benannt und unter diesen Namen überall bekannt genug sind. Wir erinnern nur an den hochheimer, rüdesheimer, markbrunner, johannisberger, steinberger, asmannshäuser u. a. m. Auch die Weine an der Lahn sind wegen ihrer Güte sehr hoch geschätzt. Überhaupt sind 15000 Morgen Land ausschließlich zum Weinbaue benutzt, der auch hier mit einem Eifer und einer Einsicht betrieben wird, wie nur wenige Länder von sich rühmen können. Außerdem baut man Hanf, Flachs, Hopfen, Tabak und allerlei Gemüse; auch Waldungen gibt es genug und treffliches Weideland (gegen 200000 Morgen). Die Viehzucht ist nicht unwichtig, besonders zieht man in einigen Gegenden treffliches Rindvieh; auch der Wildstand ist noch ziemlich bedeutend. In gleichem Verhältnisse steht der Reichthum des Mineralreiches; man findet Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Stein- und Braunkohlen, schönen Marmor, Thon und etwas Salz. Von größter Wichtigkeit aber für den mate-

riellen Wohlstand des Landes ist die außerordentliche Anzahl von Mineralquellen, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat. Unter ihnen gibt es Brunnen, welche zu den berühmtesten gehören; viele sind unbenutzt und nicht wenige Quellen mögen noch unentdeckt in den Schluchten des Taunus hervorsprudeln. Wir erinnern nur an die namhaftesten: Wiesbaden, Selters, Fachingen, Geilnau, Ems, Schwalbach und Schlangenbad. Die Bewohner Nassaus, jetzt 360000, sind zur größern Hälfte evangelischer Confession, die übrigen Katholiken; außerdem gibt es gegen 6000 Juden und 200 Mennoniten. Außer den bereits oben erwähnten Erwerbszweigen betreibt man auch Bergbau und Gewerbe aller Art. Der Handel mit Mineralwässern und Wein ist sehr wichtig und verspricht durch den in der neuesten Zeit erfolgten Anschluß an den großen Zollverband einen noch höhern Aufschwung zu erhalten. Was die wissenschaftliche und Volksbildung betrifft, so steht hierin N. keinem andern Staate nach; es gibt aller Orten höhere und niedere Erziehungsanstalten, Institute ꝛc.; eine eigene Universität hat N. nicht, doch gilt Göttingen als Landesuniversität. Die Verfassung Nassaus ist monarchisch, beschränkt durch Stände, welche in zwei Kammern zusammentreten. Dem Herzoge zur Seite steht ein Staatsrath. Die höchste verwaltende Behörde ist das Ministerium, dem die Landesregierung, das Generalcommando, die Rechnungskammer und die Generalsteuer- und Domainendirection untergeordnet sind. Die Staatseinkünfte betragen jährlich gegen $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler, die Schulden gegen 2400000 Thlr. Als Bundescontingent stellt N. zum 9. Armeecorps 4014 M. Im Pleno der Bundesversammlung hat der Herzog zwei Stimmen, im engern Ausschusse mit Braunschweig zusammen die dreizehnte. Die vorzüglichsten Ortschaften in den 28 Ämtern Nassaus sind folgende: in dem alten nassauischen Gebiete: Wiesbaden (Hauptstadt), Usingen, Weilburg, Idstein, Hadamar, Dillenburg, Herborn, Dietz, Rennerod, Nassau (Stammschloß), Kamberg; in den neuern Erwerbungen: Braubach, Ems, Schwalbach, Nastätten, Kaub, Königstein, Kronberg, Oberursel, Soden (Salzwerk), Hochheim, Flörsheim, Oberlahnstein, Lorch, Rüdesheim, Geisenheim, Johannisberg, Östrich, Hattenheim, Elfeld, Limburg, Montabaur, Selters, Niederlahnstein; in den Standesherrschaften und zwar in der Grafschaft Holzappel und Schaumburg, Holzappel und Geilnau; in der Grafschaft Westerburg mit Schadeck, Westerburg und Gemünden; in der Herrschaft Runkel die Stadt gleiches Namens, Marsain und Grenzhausen. Über die wichtigsten der genannten Orte, in sofern sie vorzüglich Badeorte sind, s. die besondern Artikel. — **Kurzer Überblick der Geschichte des Hauses N.** Nach der gewöhnlichen Annahme ist der Bruder des deutschen Königs Konrad I., Otto, Herr zu Laurenburg, zu Anfange des X. Jahrh. der erste Anherr des Hauses N. In Urkunden jedoch werden erst um das Jahr 1125 Ruprecht I. und Arnold I. als Grafen von Laurenburg angeführt. Unter zweien ihrer Nachkommen, Otto und Walram II., den Söhnen Heinrich's des Reichen, ward im Jahre 1255 eine Theilung vorgenommen, der zu Folge der Letztere die südlichen, der Erstere die nördlichen Besitzungen bekam. So entstanden die noch jetzt blühenden Linien des nassauischen Hauses, die ottonische und walramische. Über die ottonische Linie, welche durch Heirath im Jahre 1531 das Fürstenthum Orange (Oranien) im französischen Departement Vaucluse erhielt und in Wilhelm I. (im XVI. Jahrh.) in den Besitz der Niederlande kam, s. d. Art. Niederlande. Die walram'sche Linie, die uns hier allein interessirt, theilte sich in Adolph II. und Johann, den Enkeln Adolph's (s. d. Art.), des Sohnes Walram's II., wieder in zwei Linien, Idstein mit Wiesbaden und Weilburg. Die erstere erlosch im Jahre 1605, die letztere blühte fort und schon ihr Stifter Johann vergrößerte seine Besitzungen mit den Herrschaften Gleiberg, Mehrenberg, dem Amte Kirchberg und der Grafschaft

Saarbrücken, erhielt auch die Würde eines gefürsteten Grafen. Sein Sohn, Philipp I., erwarb später auch Reichelsheim, Polanden, Kirchheim und Stauf; dessen Söhne, Johann II. und Philipp II., aber theilten von Neuem und gründete Ersterer die saarbrück'sche, der Letztere die weilburg'sche Linie. Von diesen erlosch die saarbrück'sche im Jahre 1574 und ihre Besitzungen, zu denen unter Johann Ludwig Lahr und Saarwerden gekommen waren, fielen an die weilburg'sche Linie, welche nun in Ludwig II. nach dem Aussterben der oben angeführten idstein'schen und wiesbadenschen Linie im Jahre 1605 auf kurze Zeit sämmtliche Besitzungen der walram'schen Hauptlinie vereinigte. Die drei Söhne Ludwig's II. indeß nahmen abermals eine Theilung vor; Wilhelm Ludwig stiftete die saarbrück'sche, Johann die idstein'sche und Ernst Kasimir die weilburg'sche. Die idstein'sche erlosch 1721; die saarbrück'sche theilte sich 1735 wieder in zwei Nebenlinien, Saarbrück-Usingen und Saarbrück-Saarbrück, von denen die letztere 1797, die erstere mit Friedrich August im Jahre 1816 ausstarb. So vereinigte nun Wilhelm (August Heinrich Belgicus) von der weilburg'schen Linie, der noch jetzt regierende Herzog von N., alle walram'schen Länder aufs Neue. Schon 1738 hatte die walram'sche Linie das Recht der Erstgeburt eingeführt und ein im Jahre 1783 mit der ottonischen Linie abgeschlossener Haus- und Erbvertrag macht alle Theilungen für die Zukunft unmöglich. — Was den Besitzstand des herzoglichen Hauses N. betrifft, so hat derselbe erst in der neuern Zeit seine jetzige Gestalt und Umfang erhalten. Durch den luneviller Frieden hatte Nassau Weilburg die Herrschaften Kirchheim und Stauf, das Amt Alsenz und ⅓ von der Grafschaft Saarbrück; Nassau-Usingen das ganze Erbe Saarbrück-Saarbrück, die Herrschaft Lahr u. a. m. verloren. Durch den Reichsdeputationsschluß von 1803 indeß erhielten sie beträchtliche Entschädigungen, Weilburg einen Theil von Trier und Usingen mehrere mainzische, hessendarmstädtische und kölnische Ämter, die Grafschaft Sain-Altkirchen u. a. m. Der Beitritt N.-Weilburgs und N.-Usingens zum Rheinbunde ferner vergrößerte ihr Gebiet mit allen innerhalb ihrer Grenzen liegenden und daranstoßenden ritterschaftlichen Besitzungen und verschaffte dem Fürsten von N.-Usingen als Senior den Herzogstitel, worauf beide Linien noch in demselben Jahre ihre Besitzungen als ein untheilbares Herzogthum erklärten. Im Jahre 1815 endlich vertauschte N. den nördlichen von Ehrenbreitenstein bis an die Sieg gehenden Theil ihres Landes gegen die Fürstenthümer Diez, Hadamar, Dillenburg mit Beilstein, Westerburg, Schadeck und die niedere Grafschaft Ellenbogen an Preußen. — Bereits im Jahre 1814 hatte N. eine landständische Verfassung erhalten, welche auf ziemlich liberalen Grundsätzen beruhend dem Lande eine sichere Bürgschaft für die Zukunft verlieh. Es zeigte sich indeß bald Zwiespalt zwischen dem Herzoge und den Ständen und zwar vorzüglich in Betreff der Domainen, welche der Herzog als ausschließliches Eigenthum in Anspruch nahm. Schon 1818 fanden in dieser Beziehung einige lebhafte Erörterungen statt, doch führten sie zu keinem Resultate. Im Jahre 1830 regte sich die Opposition lebhafter und verweigerte endlich selbst die Steuer, so daß der Herzog die Sitzungen der Stände im Mai 1831 vertagte. Bei der Wiedereinberufung im Oct. 1832 erklärten die Deputirten der zweiten Kammer, daß sie bei der damals vorgenommenen verfassungswidrigen Vermehrung der Mitglieder der Herrenbank (ersten Kammer) ihre Functionen nicht in Ausübung bringen könnten und versetzten selbst den Minister von Marschall in Anklagestand; allein ohne Erfolg; der Herzog ließ die Steuern durch die Herrenbank bewilligen und berief im März 1833 die zweite Kammer von Neuem. Als auch dießmal die Wahlen in früherm Sinne ausgefallen waren und 16 der anwesenden Deputirten die Erklärung von 1832 abgaben, so ließ sie der Herzog ausschließen und die Verhandlungen durch die übrigen 5 Mitglieder fortsetzen und nach seinem Willen beenden. Die Ausge-

schlossenen wurden in Anklagestand versetzt und bestraft. Seitdem hat sich keine Opposition mehr gezeigt und in den letzten Deputirtenversammlungen sind fast nur rein industrielle und commerzielle Gegenstände zur Sprache gekommen. 15.

Nassau-Siegen (Johann Moritz, Fürst von), einer der tapfersten Krieger seiner Zeit, 1604 geboren, war der Enkel des Grafen Johann von Nassau, genannt der Alte, welcher die Linie Dillenburg stiftete, verrieth schon von früher Jugend an ein rastloses Streben nach Ruhm und suchte jede Gelegenheit sich auszuzeichnen. Vom Prinzen von Oranien 1636 zum Gouverneur der holländischen Besitzungen in Brasilien ernannt schlug er sogleich nach seiner Landung die Portugiesen und nahm ihnen mehrere wichtige Plätze. Nicht zufrieden ihnen die bedeutendsten Besitzungen in Brasilien zu entreißen, schickte er einen Theil seiner Mannschaft an die Küsten Afrikas, um ihre dortigen Colonien zu zerstören. Die Eingebornen Brasiliens erklärten sich für die Holländer und die Portugiesen wurden immer mehr zurückgedrängt, bis Johann Moritz bei der Belagerung von San-Salvador einen bedeutenden Verlust erlitt. Nach der Ankunft frischer Streitkräfte aus Holland (1638) wurde der Krieg mit immer steigender Erbitterung und großer Grausamkeit geführt, bis das Haus Braganza den spanischen Thron bestieg und Portugal sich mit Holland gegen Spanien verbündete. N.-Siegen blieb jedoch noch lange in Brasilien, um das Land und seine Producte zu untersuchen und die Angelegenheiten des Staats zu ordnen, und kam erst 1644 mit einer mit großen Reichthümern beladenen Flotte nach Holland zurück. Er ward mit großem Pompe empfangen und zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur von Wesel und zum Generale der holländischen Cavallerie ernannt. Später erhob ihn der Churfürst von Brandenburg zum Großmeister des deutschen Ordens und zum Statthalter im Herzogthume Cleve. Die Stadt Cleve, wo er am 20. Dec. 1679 starb, hat ihm prachtvolle Gartenanlagen zu verdanken. Auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich ein werthvolles Werk von seiner Hand über die Naturgeschichte Brasiliens mit vielen Zeichnungen, welches noch ungedruckt ist. 66.

Nassau-Siegen (Karl Heinrich Nikolaus Otto, Fürst von), ein nicht weniger durch seine Thaten, als durch sein abenteuerliches Leben berühmt gewordener Krieger, am 5. Januar 1745 geboren, stammte aus der katholischen Linie des Hauses Siegen und hätte auf bedeutende Güter seines Großvaters Emanuel Ignaz in Deutschland Ansprüche gehabt, wenn diese nicht durch den wiener Hof, der an seiner legitimen Abkunft großen Zweifel hegte, an einen Andern vergeben worden wären. Der junge Fürst, alles Besitzthumes beraubt, suchte sein Glück als Krieger zu begründen und trat schon in seinem funfzehnten Jahre als Freiwilliger in das französische Heer. Er hatte es bereits zum Dragonerrittmeister gebracht, als er den Entschluß faßte, den Seefahrer Bougainville auf seiner Reise um die Welt (1766—69) zu begleiten. Auf Otaheiti, wo er sich in den Armen der Königin von den Beschwerden der langen Seereise erholte, bewährte er sich nicht minder als rüstigen Helden als in den Wüsten Afrikas, wo er einen siegreichen Kampf mit einem Tiger bestand. Nach seiner Zurückkunft nach Europa nahm er von Neuem Dienste in dem französischen Heere und machte sich durch einen gewagten, aber auch mißlungenen Versuch, die Insel Jersey wegzunehmen (1779), bekannt. Bei der von den Franzosen und Spaniern gemeinschaftlich unternommenen Belagerung von Gibraltar befehligte er die von dem Ritter von Arçon erbauten schwimmenden Batterien, entging aber nach der Zertrümmerung derselben kaum dem Tode. Seine bei dieser Unternehmung bewiesene persönliche Tapferkeit wurde von dem Könige von Spanien durch ein großes Geldgeschenk, durch das Patent eines Generalmajors und durch die Erhebung zum Grande erster Classe anerkannt. Nach Beendigung dieses Krieges ging er

nach Rußland, wo ihn Katharina II., welche sich durch seine Großsprechereien leicht einnehmen ließ, zum Viceadmirale ernannte und ihm das Commando einer gegen die Pforte bestimmten schwachen Flotille auf dem schwarzen Meere übertrug. Kühn griff N.-Siegen 1788 die weitüberlegene türkische Flotte an und vernichtete sie in einigen Treffen. Bald darauf schickte ihn die Kaiserin, deren Vertrauen er in hohem Grade gewonnen hatte, nach Wien, Versailles und Madrid, um diese Höfe auf die Pläne Friedrich Wilhelm's gegen das polnische Gebiet aufmerksam zu machen. Nachdem er sich dieser Sendung zur Zufriedenheit seiner Gebieterin entledigt hatte, erhielt er den Oberbefehl über die russische Flotte in der Ostsee, mit welcher er das schwedische Geschwader an den Küsten Finnlands schlug und in den Golf von Viborg einschloß. Schon glaubte er seinen Gegner Gustav III. in Händen zu haben, als dieser ihn unvermuthet angriff und den allzusicheren Sieger mit großem Verluste völlig schlug. Dieses Mißgeschick sowohl als auch die Unlust, einer seinen Ansichten nicht entsprechenden Politik zu dienen, veranlaßte ihn dem Kriegshandwerke zu entsagen. Nach dem Tode Katharina's durchreiste er Europa und ließ sich, da ihm Paul I. nicht sehr gewogen war, nach dem Frieden von Amiens in Frankreich nieder, wo er einige Jahre später fast gänzlich vergessen starb. N.-Siegen war ein weder durch militairische, noch sonstige Kenntnisse ausgezeichneter, sondern nur seiner Verwegenheit und seinem Glücke blind vertrauender Kriegsmann, den man zu jenen Abenteurern, die nach einer kurzen Glanzperiode verdienter Vergessenheit anheimfallen, zählen muß. Seine Gemahlin, Charlotte Godzka, die Tochter eines reichen Woiwoden, bewies einen nicht minder abenteuerlichen Charakter, erwarb sich aber durch reichliche Unterstützung unglücklicher Polen den Dank ihres Vaterlandes. 66.

Nassauische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. In diesem Herzogthume rechnet man nach Gulden zu 60 Kreuzer im 24 Guldenfuße. Wirklich geprägte Münzen sind a) im Golde Ducaten zu 5 Fl. 40 Kr. von 23 Karat 8 Grän feinem Golde und auf die cölnische Mark fein gehen 67944 Stück; b) in Silber, Kronenthaler zu 2 Fl. 42 Kr. von 13 Loth 17 Grän fein, Conventions- oder Speciesthaler zu 2 Fl. 24 Kr. von 13 Loth 6 Grän fein, 24 Kreuzerstücke von 9 Loth 6 Grän fein, 12 Kreuzerstücke von 8 Loth fein, 6 Kreuzerstücke von 6 Loth fein, 3 Kreuzerstücke von 4 Loth 9 Grän fein und Kreuzerstücke von 3 Loth 12 Grän fein; c) in Kupfer 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Kreuzerstücke. II. Maß. a) Längenmaß, 1 Fuß = 10 Zoll = 221,648 par. Linien; 1 Ruthe = 10 Fuß; b) Flächenmaß, 1 Morgen = 100 Quadratruthen à 100 Quadratfuß; c) beim Holzmaße hält 1 Klafter 144 Cubikfuß und ein solcher Fuß ist = 10 Zoll = 132988 par. Linien. III. Gewicht. a) Handelsgewicht, 1 Centner = 106 Pfund, 1 Pfd. = 32 Loth = 9794,3 holl. Aß; 1 Pfd. Brod, Fleisch oder Butter = 34 Loth; b) Münzgewicht, 1 Mark = 4912 holl. Aß. 26.

Natalküste, Weihnachtsküste, heißt derjenige Theil der großen von den Kaffern (s. d. Art.) bewohnten Küstenstrecke des Ostrandes von Afrika, welcher sich als vorspringendes hohes Felsenland von der Grenze der Capcolonie von der ersten Natalspitze (Cap Natal) bis zur Da Lapoabai erstreckt. Sie ist überall wenig zugänglich, sonst aber reichlich bewässert, bewaldet und fruchtbar. Nordwestlich von der Da Lapoabai erheben sich hohe Bergketten; überhaupt scheint diese Küste schnell zum Hochlande emporzusteigen. 15.

Nathusius (Gottlob), berühmt durch seine ausgebreitete Betriebsamkeit, ward am 30. April 1760 zu Baruth von armen Eltern geboren, die ihm nur eine dürftige Erziehung und Unterricht geben konnten. N. kam darauf in die Lehre bei einem Kleinhändler in Berlin und war daselbst so fleißig und thätig und benutzte seine übrige Zeit so zur wissenschaftlichen Ausbildung in seinem Fache, daß er von dort aus als erster Buchhalter in dem angesehenen Handelshause Sengewald zu

Magdeburg kam und nach Sengewald's Tode als Compagnon und Dirigent eintrat. Durch glückliche Speculation und Anlegung einer Tabaksfabrik gewann er in Kurzem ein bedeutendes Vermögen und nachdem er nach dem Ableben seines kinderlosen Compagnons und dessen Wittwe alleiniger Inhaber des Geschäfts geworden war, kam er in solche Aufnahme, daß er mit den größten Handelshäusern wie mit verschiedenen Regierungen in Verbindung trat. Da beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. der Tabakshandel eine Veränderung erlitt, erhielt N. das Patent als Mitglied der königlichen Commission der neuen Tabaksregie mit dem Charakter eines Geheimraths, gab aber, unzufrieden über einzelne Maßregeln, das Patent wieder zurück. Unter der westphälischen Regierung verminderte sich sein Geschäft bedeutend und er kaufte deßhalb das Kloster Althaldensleben und das Gut Hundisburg, wo er höhere Ökonomie trieb, Fruchtbaumpflanzungen, Baumschulen, Gewächshäuser für fremde Sämereien und Hölzer anlegte und nach und nach durch Errichtung von Brauereien und Branntweinbrennereien, Öl-, Graupen-, Kartoffel- ꝛc. Mühlen, eine Zuckerfabrik, Obstkelterei ꝛc., welche Industriezweige er größtentheils durch eigene Kenntniß leitete, eine der großartigsten Unternehmungen der neuesten Zeit begründete. Er starb den 23. Juli 1835 allgemein geachtet und in großem Rufe. 26.

Nation und Volk werden im gemeinen Leben meist als gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht und national daher durch volksthümlich übersetzt; doch hat der feinere Sprachgebrauch nach Analogie des Unterschieds zwischen den lateinischen natio und populus beide so geschieden, daß der Begriff der N. sich auf die eigenthümlichen von der Natur bezeichneten Merkmale der Sprache und Abstammung, der des Volks hingegen auf die Einheit einer Menschenmasse unter einer bestimmten Staatsform bezieht, obwohl in gebräuchlichen Ableitungen auch hier noch oft Verwechselungen vorkommen. Je nach den Umständen kann daher eine N. in mehrere Staaten zerfallen, wie die deutsche, oder ein Staat mehrere Nationen in sich begreifen, wie der russische. Außerdem unterscheidet man aber noch den Volksstamm (gens) als die oberste Einheit mehrerer ursprünglich verwandter Nationen, wie den germanischen (Deutsche, Dänen, Schweden ꝛc.), slawischen (Russen, Polen, Böhmen, Wenden ꝛc.), semitischen (Hebräer, Araber, Syrer u. a.). Obwohl nun aber alle diese Unterschiede sich dem Begriffe Mensch unterordnen und die gemeinsamen Merkmale desselben aufstellen; so muß doch auch hier, wie bei verbreiteten Thiergattungen sich nach den verschiedenen Verhältnissen der Existenz eine große Verschiedenheit zeigen. Denn nicht allein die physische Natur, durch die Verschiedenheiten des Klima und der Lebensart bedingt, erzeugt bei den Menschen, wie bei den Thieren, auffallende Unterschiede in körperlicher Bildung und geistiger Anlage, sondern vielmehr und vorzüglich der Umstand, daß der menschliche Geist einer durch die umgebenden Verhältnisse erzeugten mannigfachen Richtung fähig ist und vermöge seiner Selbstständigkeit eigenthümlicher sich entwickeln kann, hat in einzelnen Gesammtheiten ein von andern verschiedenes Wesen hervorgebracht, welches in seinem ganzen Umfange als etwas Eigenthümliches dasteht und als Nationalität auftritt. Noch als rohe Söhne der Natur mögen die Menschen sich von einander getrennt und ihre eignen Pfade eingeschlagen haben; wie sie demnach sich selbst und den einwirkenden Ursachen überlassen an letztern heranbildeten, so erhielt einerseits der sich erweiternde Geist nicht allein verschiedene Begriffe und Ideen, sondern auch, da Alles von der Erfahrung ausging, eigenthümliche Formen der Einkleidung derselben, wodurch die Verschiedenheit der Sprachen entstand, anderntheils veranlaßten die überall anders sich gestaltenden Verhältnisse auch eigenthümliche Ansichten, Gebräuche und Sitten, während Boden, Klima und Lebensart auch in physischer Hinsicht zu besondern Eigenthümlichkeiten nicht wenig beitrugen. Doch wie wäre

es möglich, alle die einzelnen Ursachen in ihren mannigfachen Wirkungen nachzuweisen? Hatten sich aber anfänglich schon einzelne Familien gebildet, so wurden diese allmählig durch Erweiterung zu Stämmen und Nationen, wenn das abgesonderte Auftreten derselben noch in einer Zeit geschah, wo ein besonderer fester Typus des innern Lebens sich noch nicht gebildet hatte, sondern sich erst später entwickelte. Hierzu trug dann ein abgeschlossenes Staatsleben das Seine bei, welches durch seine bestimmten Formen die Nationalität noch fester begründete und durch Erweckung von Nationalstolz und Vaterlandsliebe den Geist zur unabhängigen Production aus sich selbst antrieb. So entstand der besondere Nationalcharakter, welcher körperlich durch nationale aus gewohnter Anschauung des Verwandten bei der Fortpflanzung hervorgegangene Physiognomien, geistig durch den die N. umschlingenden Ideenkreis, die besondern Richtungen und Interessen des Geistes sich kund gibt und bald mehr oder weniger scharf in sich selbst begrenzt hervortritt. Dieser wird sich freilich nur ganz rein entwickeln, so lange eine N. von fremdem Einflusse unberührt auf sich selbst beschränkt ist und in sich selbst den Weg und die Mittel suchen muß, um die gegebenen Verhältnisse nach ihren Bedürfnissen zu benutzen und aus ihnen Nahrung für eine weitere Entwickelung zu suchen; allein so Herrliches auf diese Weise sich entwickeln kann, so einseitig und unbehülflich wird sich dieser Entwickelungsgang zeigen. Denn es ist unumstößliche Wahrheit, daß der Geist sich nicht aus sich selbst bilden kann, sondern Stoff und Anregung stets in der Außenwelt finden muß, daß aber die Vorsehung diesen Stoff verschiedenartig vertheilt hat. Selbst die Bewohner der gesegnetsten Landstriche werden daher nur auf einen engen Kreis von Gegenständen beschränkt sein, in welchem sich ihr Ideenkreis bewegen und an welchem sich das Bedürfniß einer geistigen Entwickelung anhalten kann, und bald wird eine Grenze sich zeigen, über welche sie nicht zu schreiten vermögen. Wenn aber das Humane der ganzen Bestimmung der Menschheit gemäß weit über dem Nationalen steht, so dürfen wir die Nationalität nur als eine von den verschiedenen Formen betrachten, in welchen jenes auftritt, während der Stoff ihrer Entwickelung selbst meist von auswärts hergenommen sein kann. Und in der That bewährt es die Geschichte, daß alle Völker, welche nur einigermaßen auf der Leiter menschlicher Bildung emporgestiegen sind, unbeschadet ihrer eigenthümlichen Nationalität, erst dann diese wahrhaft ausgebildet haben, wenn sie in wesentliche Berührung mit dem Auslande getreten sind. Freilich gehört dazu schon eine gewisse selbstständige Ausbildung des Nationalcharakters, welcher von seinem Standpunkte aus das Empfangene aufnimmt und nach seinen Bedürfnissen umgestaltet, wenn nicht der fremde Stoff auch den fremden Geist einhauchen soll; aber die Nationalität selbst wird meist durch ihre vorzüglichste Begründung, die physischen Verhältnisse des bewohnten Landstriches und die natürliche Anhänglichkeit an denselben so wie an den eingeführten Sitten und Gebräuchen, festgehalten und vermöge derselben muß sich alles Fremde einer Umgestaltung und volksthümlichen Behandlung unterwerfen. Die Frage aber, ob die Nationalität etwas Nothwendiges sei? müssen wir unbedingt mit „Ja" beantworten; denn der Mensch kann sich nie von gewissen Formen lossagen und muß diese in den ihn umgebenden Verhältnissen suchen und finden; er kann sich im Allgemeinen nie zu einer universellen Anschauung erheben. Darum wird aber auch die Nationalität an sich einer höhern rein menschlichen Geistesentwickelung nie hindernd entgegentreten; denn sie ist und bleibt nur Form des Geistes, welche immer und überall etwas Einseitiges behalten muß, nur darf man das allgemein Menschliche, welches überall sich gleich bleibt, nicht mit den einzelnen besondern Zweigen menschlicher Bestrebungen verwechseln. Wir meinen hier den Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft. Erstere wird erst in der Nationalität ihre

Vollendung erreichen, letztere aber wird in den Schranken derselben stets unvollkommen bleiben; die Religion hingegen vereinigt beide Seiten und muß daher in ihren Lehren allgemein menschlich, in ihren Formen national sein, wenn sie dem Menschen das wahre Himmelslicht sein soll. Wenn daher auch denjenigen nicht ganz beizupflichten ist, welche einen Eingriff in die nationale Entwickelung eines Volks durch Übertragung einer bisher ihm unbekannten Religion oder fremder Staatsformen und Gebräuche für ein Vergehen an den höchsten Interessen derselben halten, da hierdurch, wenn nicht durch Gewaltschritte auch die ausländischen Formen unverändert mit aufgenommen werden oder die eigentliche Trägerin der Nationalität, die Sprache, plötzlich einer fremden weichen muß, die Nationalität durchaus nicht gefährdet sein kann; so müssen doch auch die getadelt werden, welche eine Nationalbildung, d. h. eine fortschreitende Entwickelung nach dem eigenthümlichen Geiste des Volks, durch eine allgemeine menschliche (humane) verdrängt wissen wollen; denn sie verwechseln die Form mit der Sache und bedenken nicht, daß die Natur, welche sich in der Nationalität ausspricht, durch die Kunst nie verdrängt werden kann und, wenn sie es könnte, nie ersetzt wird. Meist jedoch versteht man noch dazu unter dieser allgemeinen Bildung das hohle conventionelle Wesen, wie es sich in den Salons der sogenannten feinen Welt zeigt, ohne zu bedenken, daß dieses meist Unnatur und deßhalb nicht einmal rein menschlich ist. Es gibt aber in jedem Volke emporstrebende Geister, welche sich über die Form erheben und dem rein Menschlichen nachstreben, und dieß sind die eigentlichen Bildner ihrer N., welche diese unvermerkt zu höhern Interessen emporheben, ohne ihre Nationalität gänzlich zu verläugnen, welche in dem Innern der Geister ihren festgestellten Thron aufgeschlagen hat und den ernsten Engländer in seinem Vaterlande nie zu einem leichtfertigen Franzosen, den bedächtigen Deutschen nie zu einem glühenden Italiener ꝛc. machen wird. Wohl aber kann Versetzung in andere Erdstriche und Klimate die Nationalität allmählig verwischen, wie uns so viele Belege in der Erfahrung vor Augen liegen, wenn nicht, wie es bei den Juden der Fall ist, ein unbeugsamer Nationalstolz alles Fremde mit Widerwillen von sich weist. 30.

Nationalconvent, s. Frankreich.

Nationalfeste oder Volksfeste sind öffentliche Vergnügungen einer gemischten Menge, deren Quelle und Zweck die Religion, die Liebe zum Vaterlande, das lebendige Gefühl der Nationalkraft, glänzende Waffenthaten der Vorfahren, wichtige ganze Völker bewegende und zerstörende Ereignisse, die Natur mit ihren Veränderungen, Freude und Dank der ganzen Nation sind. Daher auch die große Menge der N. und ihre mannigfaltige Form. Je mehr sie aber aus der Volkseinheit, aus dem Nationalgefühle selbst hervorgehen und mit nationaler Begeisterung gefeiert werden, desto mehr verdienen sie im engern Sinne N. genannt zu werden. So waren die Kampfspiele der Griechen (s. d. Art.) wahre N.; denn sie waren das religiöse Band, welches alle Griechen, obgleich in mehrere kleine Staaten getheilt, zu Einer Nation vereinigte und fanden daher Anklang in dem individuellen Charakter des Volks, förderten die Cultur desselben in Bezug auf Religion, Wissenschaft und Kunst, erweckten edlen Gemeinsinn, gründeten fest ein lebensfrohes, thatkräftiges Volk und entflammten es für alles Schöne, Erhabene und Heilige. Schon weniger schön stehen die N. der ernsthaften, kriegerischen Römer da, welche, obwohl sie anfangs im Geiste der Nation kriegerische Tugenden erweckten, doch später zu bloßen Volksbelustigungen herabsanken und oft blutig und schädlich waren, indem sie auf dem Circus zu Rom und Constantinopel einen gefährlichen Parteigeist nährten. Auch Moses hatte durch N. die Israeliten vereinigt und einen Nationalcharakter gebildet, welcher nach Eroberung Palästinas durch strenges Festhalten an diesen National-

festen, besonders durch alljährliches Wallfahrten zum Osterfeste nach Jerusalem, immer neue Nahrung fand und selbst den widrigsten Schicksalen des Volks trotzend dessen politische Existenz und nationale Begeisterung überlebt hat; ja man kann behaupten, daß der Nationalcharakter derselben fortdauerte, weil ihre N. nicht aufhörten, obgleich ihre politische Existenz längst verschwand. Eine neue Ära der N. beginnt mit dem Siege des Christenthums über das Heidenthum. Es bildeten sich allmählig aus dem verworrenen Treiben der Völkerwanderung neue Nationen und das durch christliche Feste veredelte Nationalgefühl erwachte wieder, die Basis der N., doch nicht im Sinne der alten Welt, weßwegen die N. auch immer mehr theilweise Volksbelustigungen waren, entstanden aus alten vorchristlichen Festen, welche sich jetzt nach christlichen Ideen bildeten. So entstanden neben den Turnieren die Narrenfeste, der Carneval u. a. und die jedem Volke eigenthümlichen Nationalbelustigungen, wie in England die Hahnekämpfe, Pferderennen und Naumachien, in Portugal und Spanien die Stiergefechte, bei den Russen die Wasserweihe, eine religiöse Feierlichkeit, welche vom Metropoliten, oft in Gegenwart des Kaisers selbst, am 6. Januar verrichtet wird, das Schaukeln in der Osterwoche und die Eisberge, welche jährlich in der sogenannten Butterwoche oder zum Carneval auf der Newa errichtet werden. Die Franzosen, obgleich sie lebendiges Nationalgefühl durchdringt, haben doch vermöge ihres beweglichen Charakters, die kriegerischen Kampfspiele, die sogenannten Revuen abgerechnet, keine eigentlichen N. Denn das Nationalfest, welches den 14. Juli 1790 auf dem berühmten Champ de Mars in Gegenwart des Königs und der ganzen Nation begangen wurde, versprach zwar als ein feierliches Gelübde gegenseitiger Treue eine frohe Zukunft, wurde aber nur zu bald durch die darauf folgenden Greuelscenen der Revolution verdunkelt und vergessen. Das Julifest verdient kaum damit verglichen zu werden. Auch bei den Deutschen suchen wir vergebens N.; denn Revüen, Ordensfeste, der 18. Oct., das Jubelfest der Reformation im Jahre 1817, Constitutionsfeste, das Hambacher und Badenweiler Fest, die Gedächtnißfeier der Schlachten bei Lützen und Breitenfeld und andere Feste in einzelnen Städten und Ländern verdienen nicht N. genannt zu werden, da sie theils nur einzelne vorübergehende Erscheinungen sind, theils das Wesen der Nationalität nicht berühren, theils zu wenig allgemein deutschen Anklang finden. Als N. außerchristlicher Staaten nennen wir nur das Bairamsfest der Türken und das Wagenfest der Hindu. 73.

Nationalgarde heißt die in Frankreich bestehende Nationalbewaffnung, welche indeß zur Verfügung der Civilbehörden gestellt ist, daher eigentlich nur die Stelle des in vielen andern Staaten organisirten Landsturms einnimmt. Am 12. Juni 1790 wurde in Frankreich durch ein Decret der constituirenden Nationalversammlung dieselbe ins Leben gerufen und darin erklärt, daß nur derjenige auf die Rechte eines Staatsbürgers Anspruch machen könne, welcher der Pflicht Genüge geleistet habe, sein Vaterland zu vertheidigen. Bei der feierlichen Bildung dieser N., welche zu Ende des Jahres 1791 stattfand, wurde deren Stärke auf 216 Bataillons festgesetzt und nun noch näher bestimmt, daß sie nur zum Schutze und im Dienste der Nation innerhalb der Grenzen des Reiches verwendet werden dürfe, allein den Verfügungen der Civilunterbehörden unterworfen sein und das Recht haben sollte, die Officiere aus ihrer Mitte zu wählen. Waffen, Uniform und Sold wurden vom Staate gegeben. Jedoch nur kurze Zeit verstrich, so wurde die N. schon als Werkzeug der Eroberungssucht betrachtet und dieselbe von den republikanischen Gewalthabern, statt zum Schutze der Nationalfreiheit zu dienen, über die Grenzen des Landes hinausgetrieben zur Unterdrückung fremder Völker. Als sich nun noch am 3. Oct. 1795 die pariser N. gegen den Despotismus des Directorium auflehnte, verlor sie auch ihre Civilverfassung, ihr

Generalstab wurde aufgelöst und sie selbst dem Generale der Armee des Innern untergeordnet; indeß bei einer neuen Organisation derselben, welche im August des Jahres 1797 durch die beiden gesetzgebenden Corps des Reiches eingeleitet wurde, erhielt sie theilweise ihre Civilverfassung zurück, bis Napoleon ihre volksthümliche Tendenz ganz aufhob, sie von der Militairgewalt abhängig machte und zum Dienste innerhalb der Grenzen zwang, während er mit den Linientruppen auswärtige Kriege führte. Am 13. März 1812 wurde mittelst Senatsbeschlusses die waffenfähige Mannschaft des ganzen Reiches in 3 Nationalbanne getheilt und zu dem 1. diejenigen jungen Männer ausgehoben, welche in dem Alter von 20 bis 26 Jahren standen, zum 2. diejenigen bestimmt, welche 26 bis 40 Jahre alt waren, während zum 3. diejenigen genommen wurden, welche zwischen dem 40. bis 60. Lebensjahre standen. Von dem ersten Banne hob Napoleon 100000 Mann aus, theilte sie in 100 Cohorten und bestimmte sie zum Kampfe auf vaterländischem Boden, verwandte dessenungeachtet doch noch in demselben Jahre Viele zum Kriege in fremden Ländern. Nach dem Sturze Napoleon's wurde die N. anfangs unmittelbar den Verfügungen des Königs unterworfen und der Bruder desselben zum Obergeneral ernannt, indeß im Jahre 1818 willfahrte der König dem Wunsche des Volkes dahin, daß er den bisherigen Generalstab auflöste und sie wieder unter die Verfügung der Civilbehörden stellte. Eine neue Bedeutung hat sie später durch die Julirevolution erhalten. In dieser Art besteht außer in Frankreich noch in einigen andern europäischen Städten gegenwärtig eine N. auch unter dem Namen Communalgarde. 61.

Nationalgüter sind eigentlich s. v. a. Staatsgüter. Man bezeichnet jedoch in solchen Ländern, wo nach der Verfassung die Souverainetät dem Volke zugeschrieben wird, wie in Frankreich, die Staatsgüter mit diesem Namen, um sie von den der Regentenfamilie zugehörigen Domainen zu unterscheiden. In Frankreich, wo der Ausdruck aufkam, bestehen die Nationalgüter meist aus dem eingezogenen Vermögen der proscribirten Geistlichkeit und der Emigranten. Die aus der Verwaltung gezogenen Summen werden in das große Buch der Nation eingetragen. Den Römern scheint dieser Unterschied nicht unbekannt gewesen zu sein, indem sie zwischen dem praedium stipendiarium, welches dem Volke, und dem tributarium, das dem Kaiser gehörte, unterschieden. 17.

Nationalisiren heißt bei Personen s. v. a. solche in die Nation als deren Mitglied aufnehmen, von Sachen, solche den ursprünglichen Nationalgütern gleichstellen und ihnen gleiche Rechte zukommen lassen. Bei Personen, wo man es auch naturalisiren nennt, findet das Nationalisiren vorzüglich statt, um den Fremden gleiche Ansprüche auf die Rechte der ursprünglich Einheimischen zu ertheilen, z. B. das Wahlrecht bei Volksvertretungen, Stimmrecht in Gemeindeangelegenheiten, Besitz von Grundstücken u. a., welches bei den Briten nur dem im Lande Geborenen zukommen kann. In den amerikanischen Vereinsstaaten hat der Ankömmling sich zur Erlangung des vollen Nationalrechtes in seinem Staate zu melden und nur nach ununterbrochenem Aufenthalte von 5 Jahren ist es ihm verstattet, an den vollen Berechtigungen Antheil zu nehmen. 17.

Nationalliteratur, s. Literatur.

Nationalökonomie, s. Staatswirthschaft.

Nationalversammlung, s. Frankreich.

Nativität hieß in der Astrologie der Stand der Gestirne in der Geburtsstunde eines Menschen und **Nativität stellen** daher s. v. a. das Horoskop (s. d. Art.) stellen. 13.

Natoire (spr. Natoar) (Charles), ein französischer Maler, geb. den 3. März 1700 zu Nismes, war ein Schüler Fr. Lemoyne's (s. d. Art.), nahm aber die meisten Fehler desselben an und hatte höchstens vor diesem das Verdienst einer cor-

rectern Zeichnung voraus. Doch erwarb er sich durch die Gemälde, welche er im ersten Stocke des versailler Schlosses ausführte, den Beifall des Hofes und des Directorium der französischen Akademie zu Rom (1756). Dasselbe behielt er bis zum Jahre 1775, wo er zurückzutreten genöthigt wurde, da er sich durch übertriebene Strenge und Jesuitismus verhaßt gemacht hatte. Er starb im Aug. 1777 zu Castelgandolfo im Kirchenstaate. 36.

Natolien, Anadoli, das alte Kleinasien (von ἀνατολή, der Aufgang der Sonne), im Handel die Levante (s. d. Art.) genannt, bildet eine große vom Hauptkörper Vorderasiens auslaufende Halbinsel und von Osten nach Westen eine Ausdehnung von ungefähr 255 Meilen (60° — 43° L.). Seine größte Breite kann man zwischen 36° und 42° N.Br., den Gesammtflächenraum auf 10000 □ Meil annehmen. Nördlich bildet das schwarze Meer, südlich das Mittelmeer und westlich der Archipelagus die Grenze. Östlich liegt Armenien. Die ganze Provinz ist ein Hochland, gebildet durch den Taurus (Dschebel Kuran), welcher östlich aus Kurdistan herübertretend in seinem Hauptrücken immer nahe an der Südküste hinläuft, während er überall hin in das Innere Zweige aussendet. Im Norden ist die Hauptabdachung desselben, im Süden dagegen fällt er steil zum Meere ab. Im Innern gibt es wenig bekannte Hochebenen und Steppen, auch Spuren von Vulcanen zeigen sich an einigen Stellen. Unter den Flüssen, welche meist ins schwarze Meer gehen, sind der Kisil-Irmak (Halys) und der Tosan (Iris) die wichtigsten; die südlichen und westlichen Küstenflüsse, wie der Bujuk-Minaer, der Karasu, Göcksu, Sihan u. a., sind nicht von Bedeutung. Seen gibt es im Hochlande mehrere; doch ist keiner von großem Umfange. Das Klima ist außerordentlich mild, nur an der Südküste wird die Hitze drückend und im Hochlande mag wohl zuweilen winterliche Kälte angetroffen werden. Der Boden, besonders an der West- und Südküste, ist sehr ergiebig und bringt die meisten edlen Südfrüchte in Menge hervor (s. d. Art. Levante). Die Bewohner, Türken, Griechen, Armenier und im Innern nomadische Turkomannen, beschäftigen sich vorzüglich mit Handel, letztere ausschließlich mit Viehzucht. — N. steht unter türkischer Herrschaft und zerfällt in 6 Ejalets, welche wieder in Sandschakschaften getheilt sind. Der Statthalter des Ejalets Anadoli (im engern Sinne) ist ein Pascha von 3 Roßschweifen und führt den Titel Beglerbeg; die übrigen sind Paschas von 2 Roßschweifen. — Die bemerkenswerthesten Ortschaften sind folgende: 1) im Ejalet Trabosan (Trapezunt) die Stadt gleiches Namens mit lebhaftem Handel, großer Gewerbthätigkeit und 20000 Einw., Keresau am Meere mit 3000 Einw., Jriseh (Rhizäum) mit 4000 Einw.; 2) im Ejalet Merasch Albostan mit 10000 Einw., Malatia mit 6000 Einw., Aintab mit 20000 Einw.; 3) im Ejalet Siwas die Stadt gleiches Namens mit 6000 Einw., Tokat mit 100000 Einw., eine bedeutende Handelsstadt, Amasia mit 50000 Einw., Uskat mit 16000 Einw., Mersifun mit 10000 Einw., Kede-Kapra mit 20000 Einw.; 4) im Ejalet Adana (Idschil, Cilicien) die Stadt gleiches Namens mit 30000 Einw., Tarsus eben so groß, Selefkeh mit herrlichen Ruinen des alten Seleucia; 5) im Ejalet Karaman Konja mit 30000 Einw., eine Handels- und gewerbthätige Stadt, Kaisarieh mit 25000 Einw. und lebhaftem Handel, Karaman mit 10000 Einw., Akschehr; und 6) im Ejalet Anadoli (Natolien im engern Sinne) Kutahia, Sitz des Beglerbeg, bedeutend durch Manufacturen, mit 50000 Einw.; Brussa, Sitz eines Pascha, mit 100000 Einw., blühend durch Handel und Fabriken; Manissa, wichtig durch seine Industrie, mit 40000 Einw.; Suselhissar mit 30000 Einw; Angora mit 40000 Einw.; Taschköpre mit 50000 Einw.; Sinab (Sinope), Hafenstadt; endlich Ismir (Smyrna) mit 140000 Einw., die wichtigste Hafenstadt der Provinz und Sitz des levantischen Handels. — (Vergl. übrigens den Art. Kleinasien.) 15.

Natorp (Bernh. Ludwig Christ.), einer der um das Schulwesen verdientesten Männer, wurde 1774 zu Werden an der Ruhr geboren, bekleidete seit 1796 eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Elberfeld, wurde hierauf Prediger zu Hückeswagen im Bergischen, ging in gleicher Eigenschaft (1798) nach Essen in Westphalen und wurde 1809 als königlich preußischer Consistorialrath nach Potsdam versetzt, von wo er 1816 als Oberconsistorialrath nach Münster versetzt ward. Von seinen pädagogischen Schriften, in welchen sich ein heller Blick und bescheidenes Urtheil über fremde Ansichten vereinigt, erwähnen wir: „Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern in der Schule, von Jos. Lancaster", aus dem Engl. (Duisb. und Essen 1808), wodurch er nicht wenig zur Kenntniß der Bell-Lancaster'schen Lehrmethode beitrug, wie durch seine später erschienene Schrift: „Andreas Bell und Jos. Lancaster" (Ebd. 1817); „Kleine Bibel zunächst für die erwachsene Jugend" (Ebd. 1802. 2 Bde. 2. Aufl. 1823); „Kleine Schulbibliothek", eine Aufzählung und Schilderung der tauglichsten Werke für Lehrer in niedern Schulen (Ebd. 1802. 2 Bde. 5. Aufl. 1820); „Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen" (Ebd. 1804); „Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen", Abtheil. I. (4. Aufl. 1828), Abtheil. II. (2. Aufl. 1834. 4.); „Melodienbuch für den Gemeindegesang in evangelischen Kirchen" (Ebd. 1822); „Choralbuch für evangelische Kirchen, mit Keßler bearbeitet, vierstimmig gesetzt und mit Zwischenspielen von Rink" (1829. 4.); „Über Rink's Präludien" (1834). Aus früherer Zeit haben wir auch von ihm: „Predigten" (Essen 1803), „Entwürfe zu Predigten" (Ebd. 1806). 77.

Natrum, Natron, Mineralalkali, Soda, lat. natrum; franz. und engl. natron, ist zusammengesetzt aus Natrium und Sauerstoff und wurde so lange als ein unzerlegbares Alkali betrachtet, bis H. Davy die Alkalien und Erden in ihre Radicale und Sauerstoff schied. N. wird wie das Kali oder die Potasche gewonnen, nur daß bei der Potasche die Holzasche mit Wasser ausgelaugt wird und beim N. die Asche von Meerstrand- und Meerpflanzen, welche im Handel unter den Namen von Kelp und Varec vorkommt. Auch durch Kunst wird gegenwärtig eine große Menge Natron gewonnen. Man glüht nämlich Glaubersalz mit Kohle und Kreide oder Kochsalz mit Kali. Gereinigt und mehrere Male umkrystallisirt erscheint es in schönen Krystallen, die im Wasser leicht löslich sind und an der Luft und in der Wärme sich mit einem weißen Pulver überziehen und zerfallen. N. geht mit allen Säuren in Verbindung und bildet damit eine Reihe saurer, neutraler und basischer Salze, wovon viele als wichtige Arzneien, andere für die Technik und noch andere für die Haushaltungen von höchster Wichtigkeit sind. Als Arzneimittel sind doppelt-kohlensaures Natron, phosphorsaures, salpetersaures und schwefelsaures Natron sehr gebraucht; in den Seifensiedereien ist das kohlensaure Natron oder die Soda zur Bereitung der Ätznatronlauge unentbehrlich und in den Haushaltungen ist das Küchensalz, welches aus N. und Chlor besteht, im täglichen Gebrauche. 5.

Natter (Lorenz), ein ausgezeichneter Steinschneider des XVIII. Jahrh., geb. im Jahre 1705 zu Biberach, erlernte in Bern die Goldschmiedekunst und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Italien. Hier fand er jedoch Veranlassung zur ausschließlichen Ausübung der Steinschneidekunst, und zwar auf Anrathen des Baron Stosch, der ihn zu Florenz kennen und schätzen gelernt hatte. Mit regem Eifer widmete er sich jetzt dem Studium der Antike und besuchte einige Zeit lang die Akademie der Künste zu Rom. Bereits seine ersten Antiken erregten große Erwartungen und erwarben ihm selbst die Gunst des Papstes. Im Jahre 1732 ging er in Folge eines Rufes an den Hof des Großherzogs von Toscana, wo er bis 1735 mehrere ausgezeichnete Arbeiten lieferte, ging dann nach London, von hier im Jahre 1742 nach Holland, später nach Kopenhagen und Stockholm

und 1745 nach Petersburg. Von hier kehrte er nach zweijährigem Aufenthalte nach London zurück, machte aber in den folgenden Jahren zu wiederholten Malen Ausflüge nach Holland, Sachsen, Schweden ꝛc. Im Jahre 1762 endlich erhielt er eine nochmalige Einladung nach Petersburg, aber kurz nach seiner Ankunft daselbst starb er am 27. Oct. 1763. — Unter seinen Werken, deren viele der Antike so nahe kommen, daß sie selbst Kenner nicht von derselben zu unterscheiden vermögen, gelten als die vorzüglichsten: ein Bildniß der Statthalterin der Niederlande auf einer Cgmee, eine Schaumünze auf die Krönung des Königs Georg III., eine siegende Britannia auf einer Gemme, mehrere königliche Wappen und Siegel u. a. m. — Ein Werk über die antike Manier in Stein zu schneiden, welches N. im Jahre 1754 zu London herausgab, fand seines hohen Preises wegen so wenig Abnehmer, daß der Verfasser aus Verdruß die vorräthigen Exemplare verbrannte. Es gehört daher jetzt zu den Raritäten. Die Sammlungen N.'s wurden in Petersburg für 1100 Pfd. St. verkauft. 36.

Natur, lat. natura; franz. nature; engl. nature, ist 1) der Inbegriff aller erschaffenen Dinge, 2) die Gesammtheit der am Erdballe erkannten Dinge und begreift 3) die Gesammteigenschaften der Dinge im Allgemeinen und eines Dinges allein. Mit diesen Erklärungen hängen die Worte **natürlich** und ihr Gegensatz **unnatürlich** zusammen. **Übernatürlich** heißt, was unter dem Einflusse ungekannter, am Erdkörper nicht gekannter Kräfte geschieht und vorgeht. Vieles übernatürlich Scheinende erklären die neuesten Forschungen in der N., deren Fortsetzung die Bestimmung hat alles Ungekannte aufzuklären. Oft steht das Wort **natürlich** im Gegensatze mit **künstlich** in Beziehung auf Producte, von denen die ersterer Art in der Natur ohne Zuthun der Kunst, letztere hingegen durch Menschenhände entstanden sind. 76.

Naturalien bezeichnen im Allgemeinen die zur Aufsammlung bestimmten Körper der drei Naturreiche. Jede Art der N. ist ihrer Beschaffenheit zufolge auf besondere Weise in die Naturaliensammlungen einzubringen, daselbst zu bewahren und zu conserviren. Einige derselben verlangen dazu besondere Geschicklichkeit und Kunst, welche man von **Conservatoren** der Naturaliencabinette verlangt. **Lieferanten** von N. geben im Allgemeinen denselben die ersten rohen Bearbeitungen zur Aufbewahrung. In den Sammlungen selbst sind dieselben **naturgemäß** aufzustellen, was namentlich an N. aus dem Thierreiche erfordert wird. Es gibt besondere Schriften, welche sich mit Regeln über Einsammlung, Zubereitung und Aufbewahrung der N. beschäftigen. Bekannt sind: Linné's „Abhandlung von Naturaliencabinetten", aus dem Lat. übersetzt von Meidinger (Leipzig 1772); v. Turgot's „Abhandlung von Naturaliencabinetten", aus dem Franz. übersetzt von Jäger (Nürnberg 1761); J. Jak. Römer, „Anleitung nach Donavan's Instruction alle Arten von Naturalien zu sammeln ꝛc." (Zürich 1797); G. Gf. Zinke, „Die Kunst allerhand natürliche Körper zu sammeln und auf leichte Art aufzubewahren" (Jena 1802); J. F. W. Koch's „Mikrographie oder Anleitung mikroskopische Objecte der drei Naturreiche zu sammeln" (Magdeburg 1803); Ph. Ch. Stein's „Handbuch der Zubereitung und Aufbewahrung der Thiere" (Frankf. a. M. 1802); J. Hedwig's „Belehrung die Pflanzen zu trocknen und zu ordnen" (Gotha 1801). **Naturaliencabinette**, welche Producte aller drei Naturreiche enthalten, sind schätzbare Hülfsmittel zum Studium der Naturgeschichte. Systematische Beschreibungen von denselben gewähren nicht nur Übersicht von der Größe und dem Reichthume derselben, sondern auch Anleitung N. selbst systematisch zu ordnen. 76.

Naturalisiren, s. Nationalisiren.

Naturalismus nennt man gewöhnlich diejenige philosophische Ansicht, welche die Natur für das einzige und letzte Princip aller Erscheinungen hält. Und

zwar betrachtet man hier gemeiniglich die Natur nicht als den unendlichen Organismus harmonischer Kräfte, sondern als das Vernunft- und Lebloſe, als die todte, nur mechanischen Gesetzen gehorchende Materie, in welche erſt durch einen übernatürlichen Geiſt Leben und Ordnung kommen könnte. Nach dieſer niedrigen und beſchränkten Vorſtellung von der Natur geſchieht es nun, daß man den N. als einen rohen Materialismus und frevelhaften Atheismus verſchreit, da doch eigentlich die Natur, als eine Totalität von Formen und Kräften, mit immanenten Geſetzen des Lebens und der harmoniſchen Entwickelung das einzige uns gegebene Object unſerer Speculation iſt, die daher urſprünglich als naturaliſtiſch erſcheinen muß, wie denn auch geſchichtlich die Anfänge des Philoſophirens im N. wurzeln. — Vergl. den Art. Materialismus. 10.

Naturdichter nennt man gewöhnlich ſolche Dichter, welche ohne vorhergegangene gelehrte Bildung oder ohne Kenntniß anderer poetiſcher Muſter und nur von einem natürlichen Gefühle getrieben irgend eine Gattung der Dichtkunſt anbauen. Eigentlich iſt jeder wahre Dichter ein N.; denn der Dichter wird geboren. Eine unläugbare Wahrheit iſt es jedoch, daß die Hervorbringung eines bedeutenden Kunſtwerkes nicht nur natürliche Anlagen, ſondern auch genügende Ausbildung derſelben fordert und daß ein größeres Genie ohne gediegenes Wiſſen von einem weit geringern, welches, was ihm von der Natur verſagt iſt, durch die Kunſt erſetzt, oft überflügelt wird. Auch ſtreift das rohe Naturgenie gewöhnlich ins Excentriſche, Ungeheure oder gar Unnatürliche. Ein ausgezeichneter Dichter wird alſo eben ſo wenig des ihm von der Mutter Natur in größerem oder geringerem Maße zugetheilten Genies als der ſorgfältigſten und gediegenſten Ausbildung deſſelben entbehren können. Es ergibt ſich aus dem Geſagten leicht, was unter dem Ausdrucke Naturpoeſie eigentlich zu verſtehen ſei; man hat ihn jedoch oft in engerer Bedeutung gebraucht und damit die Poeſie jedes Volkes in der Periode ſeiner erſten Entwickelung, wo noch keine Reflexion oder eigentliche Kunſtrichterei auf das Genie nachtheilig einwirkte, bezeichnet. (Vergl. d. Art. Dichtkunſt). 66.

Naturell heißt überhaupt die jedem lebenden Weſen ſeiner Natur nach eigenthümliche Grunddiſpoſition oder Anlage, welche die Äußerungen ſeiner Thätigkeit bedingt und leitet. Man gebraucht den Ausdruck zwar meiſt von den Thieren, wo er ſowohl ihre phyſiſche als geiſtige Beſchaffenheit begreift, trägt ihn aber auch oft auf den Menſchen über und bezeichnet damit zwar auch ſeine körperliche Beſchaffenheit, mehr jedoch das, was wir bezeichnender unter dem Ausdrucke Charakter (ſ. d. Art.) verſtehen. 9.

Naturerſcheinungen, Naturbegebenheiten, Phänomene, latein. phaenomena; franz. phénomènes; engl. phenomenes, kommen den Sinnen und der Erkenntniß durch den Zuſtand und die Veränderungen deſſelben an den Körpern in der phyſiſchen Welt. Erſtere enthalten die aufzufaſſenden körperlichen Dinge in bewegungsloſem, letztere in bewegtem Zuſtande. Beide haben ihren Grund in den Eigenſchaften der Körper und in den auf dieſelben einwirkenden Grundurſachen oder Kräften der Natur. Dieſelben ſind Gegenſtände der Aufmerkſamkeit, Beobachtung und Beurtheilung der Naturforſcher. Ihre Entdeckung bereichert die Naturforſchung und ihre Erklärung wird zum Probleme der Naturlehre. 76.

Naturforſchung hat den Zweck Kenntniſſe aus der Natur und über die Natur einzuſammeln. Zu derſelben werden jedoch auch die Bemühungen der Naturforſcher gerechnet, welche dahin ſtreben, die Erſcheinungen der Natur, welche bemerkt wurden, aus allgemeinen Urſachen abzuleiten. Der Erfolg dieſes Strebens bildet Naturgeſetze (ſ. d. Art.) oder Regeln, deren Ausſprüchen gemäß die Erſcheinungen aus dieſen aufgefundenen Urſachen erfolgen. Seit den

ältesten Zeiten galt N. für das höchste wissenschaftliche Streben des Menschen; in demselben Maße ist es in den neuesten Zeiten befördert worden, theils durch das Streben einzelner Staaten, theils durch Vereine von Privaten. Am wichtigsten zur Unterstützung wahrer und gründlicher Naturforschungen sind nächst den von den Staaten und ihren Regierungen gegründeten Lehrstühlen für Naturwissenschaften jeder Art auf Akademien und Universitäten die von Einzelnen und Mehreren auf öffentliche und Privatkosten bestrittenen naturwissenschaftlichen Reisen, Expeditionen und Commissionen für einzelne Zwecke. Nicht weniger förderlich sind die von Staatswegen bestehenden oder von gelehrten Männern unterhaltenen Akademien, Societäten und Gesellschaften, deren Zweck ist, die N. in ihrer größten Richtigkeit aufrecht zu erhalten, dieselbe nach Kräften zu unterstützen und den Sinn dafür möglichst zu verbreiten. Zu den bekanntesten Instituten dieser Art, welche selbst durch gelehrte Schriften ihre Thätigkeit für N. gezeigt haben, gehören in Europa die kaiserl. königl. Akademien der Wissenschaften zu Wien und Prag, die kaiserliche zu Petersburg; die königlichen Akademien der Wissenschaften zu Berlin, zu Paris, zu London, zu Edinburg, zu Dublin, zu Stockholm, zu Upsala, zu Kopenhagen, zu München, im Haag, zu Madrid, zu Turin, zu Neapel, zu Padua, zu Lissabon, zu Göttingen; ferner die Société académique de Savoye, die Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, die zu Dijon, die Société des naturalistes de l'université de Moscou, die Gesellschaft für physikalische Wissenschaften zu Lausanne, die Société de physique et d'histoire naturelle de Genève, die naturforschenden Gesellschaften zu Danzig, Leipzig, Dresden, Görlitz, Halle; die fürstlich jablonowski'sche Gesellschaft zu Leipzig, die wetterauische naturforschende Gesellschaft, die leopoldinisch-karolinische Akademie der Naturforscher in Bonn, die Akademie der Wissenschaften und Künste zu Siena, die Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, die Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaft zu Marburg, die naturforschende Gesellschaft zu Zürich, die kurländische Gesellschaft der Wissenschaften. Zu ihnen gehören mehrere außereuropäische philosophische Gesellschaften, welche auch im Fache der N. thätig sind, z. B. die amerikanische philosophische Gesellschaft zu Philadelphia, die amerikanische Akademie der Wissenschaften und Künste zu Boston, die literarische Societät zu Newyork, die Society of Bengal in Calcutta, die Literary Society of Madras. Endlich sind noch einige Gesellschaften zu erwähnen, welche in einzelnen Zweigen der N. besondere Thätigkeit zeigen. Zu ihnen gehören ökonomische, polytechnische, medicinische, botanische, zoologische, mineralogische, geologische, geographische Gesellschaften, Akademien und Apothekervereine. Alle diese Gesellschaften ertheilen die Mitgliedschaft durch Diplome. Der größten Theilnahme haben in neuester Zeit die freien Zusammenkünfte der Naturforscher zuerst in Deutschland, dann in Frankreich und in England sich zu erfreuen gehabt. In Deutschland fand die erste Vereinigung dieser Art den 18. Septbr. 1822 zu Leipzig statt; sie genoß der Theilnahme von Naturforschern aller Länder Europas und wiederholte sich zum Theil mit dem höchsten Glanze, den die Theilnahme einzelner Monarchen und ihrer Familien gewähren konnten, in jedem Monate September der folgenden Jahre in andern Städten und Hauptstädten Deutschlands. Die vierzehnte Vereinigung fand im Jahre 1835 in Bonn am Rheine statt. Von weniger Umfange, jedoch von demselben Zwecke belebt, persönliches Kennenlernen der Naturforscher zu befördern, sind die monatlichen oder ¼jährigen Zusammenkünfte von Naturforschern und N. liebenden und unterhaltenden Männern einzelner Länder an nach Beendigung einer Vereinigung zu bestimmenden Orten im Lande, zu dem die Glieder der Vereinigung sich rechnen. Gleichen Schritt mit den Gesellschaften zur Beförderung der N. halten die Schriften, Acten und Zeitschriften, welche jährlich eine Masse neuer

Beobachtungen, Verfeinerungen älterer, neue Entdeckungen, neue Theorien und Behandlungen, neu erfundene Hülfsinstrumente ꝛc. veröffentlichen. Vorzüglichen Ruf in Verbreitung von N. haben sich einige neue Journale, deren Inhalt naturwissenschaftlich ist, erworben. Von den neuesten derselben sind außer den Acten der kaiserlichen, königlichen und anderer Akademien der Wissenschaften die „Zeitschriften für Physik und Chemie" von Poggendorf (die Fortsetzung der physikalischen Annalen von Gilbert), von Baumgartner, die „Annales de Chimie et de Physique", von Gay-Lussac und Arago, das „Bulletin des sciences naturelles", die Zeitschrift „Isis", das „Archiv für Chemie und Meteorologie" von Kastner, außer andere Zeitschriften und Magazine über einzelne Zweige der gesammten Naturwissenschaften zu nennen. 76.

Naturgeschichte, lat. historia naturalis; fr. histoire naturelle; engl. natural history, ist diejenige Wissenschaft, welche uns mit den natürlichen Dingen am Erdkörper bekannt macht. Da die genaue Kenntniß sorgfältige Angabe aller Eigenschaften der Dinge verlangt, welche in systematischer Ordnung wiedergegeben sein müssen und dieß der Charakter der Beschreibung ist; so hat man dieselbe auch Naturbeschreibung genannt. Von den Dingen überhaupt werden jedoch diejenigen am Himmel, die Veränderungen, welche mit denselben vorgehen, die Beschaffenheit und Veränderung der Oberfläche der Erde, die Betrachtung der einfachen Bestandtheile der Dinge im Voraus von dem Bereiche der N. ausgeschlossen, indem erstere eine besondere Wissenschaft, die Geschichte des Himmels und die Astronomie begreifen, die zweiten in der Geologie oder Geogenie und in der Atmosphärologie oder Meteorologie behandelt werden und die dritten der Chemie zur Untersuchung überlassen worden sind. Nach Absonderung dieser Theile verbleibt der N. alles dasjenige zur Betrachtung, Aufzählung und Beschreibung, was auf der Erde von der Natur als besondere und bestimmte Individua hervorgebracht worden ist und wird, was eine längere oder kürzere Zeit daselbst erhalten, endlich aber wieder aufgelöst und zu andern Erzeugungen und Veränderungen benutzt wird. Diese besondern Individuen sind entweder organischer Art, oder solche natürliche Körper, in denen sich flüssige Theile in festen Gefäßen bewegen, verändern und durch Assimilation in die Substanz des Körpers übergehen, oder unorganische. Die organisirten werden im Allgemeinen auf zweierlei Art unterschieden. Die eine Art ist voll von Empfindung, Leben und freier Beweglichkeit; die andere empfindungslos und beschränkt beweglich. Die erste Abtheilung begreift die Thierwelt, die zweite die Pflanzenwelt. Unter den unorganisirten Körpern werden Mineralien verstanden. Der Umfang jeder dieser Abtheilungen wird ein Naturreich genannt und der N. ist somit das Gesammtgebiet der drei Naturreiche unterworfen. — Jede Naturbetrachtung in der N. muß sich aber durch einen eigenthümlich philosophischen Gang auszeichnen oder durch eine Methode der Betrachtung, mit welcher alles dasjenige geleistet werden kann, was der Gegenstand selbst zur Anforderung an die Wissenschaft verlangt. Da Kenntniß eines Gegenstandes nur aus Kenntniß der Eigenschaften derselben möglichst und eben durch dieselben die Möglichkeit des Wiedererkennens dieses Körpers und die Beurtheilung der Regelmäßigkeit desselben, der Ähnlichkeit und des Unterschiedes mit und von andern Körpern möglich ist, so erfordert jede Methode zuvor eine genaue Auseinandersetzung der Eigenschaften der zu betrachtenden Dinge. Diese Eigenschaften sind äußere und innere, wenn sie entweder nur aus der Beschaffenheit des Körpers im Äußern oder auch aus ihrer innern Structur und Zusammensetzung hergenommen worden sind. Gemäß der Bestimmung ihrer Auffassung zur Erkennung der Naturkörper heißen die methodisch, d. i. in logischer Ordnung, aus physikalischen Gründen richtig entwickelten Eigenschaften derselben ihre Kennzeichen, welche wieder in

äußere und innere unterschieden werden. Diejenige Abtheilung der Betrachtung eines Naturreiches, welche sich über die Bezeichnung der Kennzeichen verbreitet, heißt die Terminologie. Ein zweites Geschäft der naturhistorischen Methode ist die Gründe aufzusuchen, welche Ähnlichkeit der Körper bestimmen, vermöge deren mehrere derselben von verschiedenen Eigenschaften dennoch zu einander gerechnet oder einander gleichgesetzt werden müssen. Die Methode bestimmt hierdurch den Begriff von Naturspecies oder von abgeschlossenen, als Individualität in der Natur zwar nicht vorhandenen, aber in seiner Selbstständigkeit sogleich aufzufassenden Ganzen aus verschiedenen Individuen, welche die höchste Ähnlichkeit in ihren Eigenschaften besitzen und vermöge der Abänderungen derselben in einander übergehend gefunden werden. Da jede Kenntniß einzelner Dinge übersichtlicher wird, wenn sie größere Abtheilungen umfaßt, so vereinigt die Methode zweitens die Naturspecies in Naturgeschlechter, welche Gruppen im höchsten Grade ähnlicher Naturspecies enthalten. Die Geschlechter werden wieder in Familien und Ordnungen und diese auf dieselbe Weise in Classen geordnet. Aus sämmtlichen Abtheilungen erfolgt die Begründung des Natursystemes (s. d. Art.). Den Inbegriff dieses Verfahrens entwickelt die Methode im Hauptabschnitte der Systematik. Sie enthält daher zugleich die Philosophie der Classification. Die Art und Weise, die einzelnen Naturkörper mit Namen zu belegen, um sie durch Sprache bezeichnen zu können, gibt die Methode in der Nomenclatur. Es untersucht dieselbe ferner diejenigen Eigenschaften der Naturkörper, welche denselben specifisch eigenthümlich und durch deren Inbegriff dieselben unter einander unterscheidbar sind. Diese Inbegriffe unterscheidender eigenthümlicher Eigenschaften nennt dieselbe die Charaktere der Naturspecies. Der wissenschaftliche Theil der N., welcher dieselben entwerfen lehrt und sie in systematischer Ordnung aufgestellt enthält, heißt die Charakteristik. Die völlige Beschreibung der einzelnen Naturkörper wird durch die Methode in die Physiographie oder Physiologie eingeschlossen. Jede Naturspecies erhält darin ein Schema, in dem die sämmtlichen Eigenschaften und die Abänderungen derselben in einer gewissen Ordnung angegeben sind. Demselben sind Bemerkungen beigefügt, welche sich auf die Species beziehen und aus dem Kreise anderer wissenschaftlicher und natürlicher Verhältnisse herrühren. — Vielfach um Begründung der Philosophie von naturhistorischer Methode haben Linné in seiner „Philosophia botanica“ und Mohs in seinem „Grundrisse der Mineralogie“ sich verdient gemacht. 76.

Naturgesetze, lat. leges naturae; franz. lois de la nature; engl. laws of nature, sind die Regeln, nach welchen sich die Veränderungen und Erscheinungen in dem Zustande der Körper erklären lassen, und enthalten die Angabe der Grundbedingungen, welche die Naturforschung für jede Naturerscheinung und Naturbegebenheit in der Natur vorhanden annehmen muß. Mittelst der N. erklärt man die Naturerscheinungen und führt umgekehrt alle Naturerscheinungen auf ihre Ursachen, die N., zurück, um ihren Ursprung, Zusammenhang mit andern Erscheinungen aufzufinden. N. sind Hypothesen, wenn sie vor der Untersuchung und Zurückführung der Erscheinungen auf den ersten Grund zur Erklärung derselben angewendet werden. Wenn eine solche Hypothese an sich nichts Widersprechendes, noch etwas gegen völlige Wahrheiten und Erscheinungen Streitendes enthält und alle Verhältnisse einer Erscheinung aus derselben vollständig und folgerichtig erklärt werden können, so kann sie dem N. mit Recht gleich geachtet und für dasselbe angenommen werden, mindestens so lange, bis fernere Erfahrungen und erweiternde Entdeckungen dasselbe ungenügend und ungültig erscheinen lassen, und zwar aus dem Grunde, weil durch dasselbe Zusammenhang der Erscheinungen für den Geist ermittelt wird, ein Umstand, der zur

Vollkommenheit der Technik einer Wissenschaft an und für sich und zur ferneren Anwendung derselben nöthig ist. 76.

Naturkunde, Naturwissenschaft, lat. scientia naturalis; fr. science naturelle; engl. natural philosophy, ist im Allgemeinen die Wissenschaft, welche sich überhaupt mit der Natur beschäftigt und von welcher Naurgeschichte, Naturlehre, Chemie, Meteorologie, Astronomie, Geologie, Medicin, Anatomie, Physiologie, Naturphilosophie, mathematische Naturlehre u. s. w. Unterabtheilungen sind. Die Naturwissenschaft in ihrem allgemeinsten Theile gibt die Anleitung zur Naturforschung, vermittelt den Standpunkt des forschenden Individuum, der zu betrachtenden Gegenstände in ihrer höchsten Allgemeinheit und die Verhältnisse, welche zwischen beiden vorhanden sind, gibt die Kunst richtig zu beobachten, ferner den Umfang des zu erforschenden und bestimmt im Voraus den Grenzpunkt, bis zu dem sich diese Forschungen erstrecken sollen. Einige dieser Gegenstände werden von einzelnen philosophischen Schriftstellern theils in der Metaphysik, theils in der Naturphilosophie entwickelt. Bei andern erstrecken sich beide sogenannte Wissenschaften über andere Zweige des Forschens. 76.

Naturlehre, s. Physik.

Naturphilosophie, s. Philosophie.

Naturrecht, s. Recht.

Naturreich, lat. regnum naturae; franz. regne de la nature; engl. realm of nature, heißt jede der drei großen Abtheilungen der selbstständigen, individualisirten Körper auf der Erde. Das eine begreift das Thierreich, das zweite das Pflanzenreich, das dritte das Mineralreich. Jedes dieser Reiche wird in einer besondern Naturwissenschaft abgehandelt, welche gemäß dem betreffenden Gegenstande einen besondern Namen führt. Die Zoologie behandelt das Thierreich; die Botanik das Pflanzenreich, die Mineralogie das Mineralreich. 76.

Naturstand, lat. status naturae; franz. état naturel; engl. natural state, nennen wir in Bezug auf den Menschen im Allgemeinen den Zustand, in welchem er sich nach Schlüssen der Analogie befinden mußte, nachdem er aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war und ehe er zu irgend einem Grade socialer und geistiger Entwickelung gelangte. Doch da wir hierüber auf dem Wege der Erfahrung und der Geschichte, welche einzig die Wahrheit geben könnten, wegen gänzlichen Mangels an Nachrichten kein Resultat finden können und selbst über die Grenzen, wo dieser N. aufhört, so schwankende Begriffe haben, daß wir dabei blos auf dem Pfade der Vermuthung zu wandeln vermögen; so sind die verschiedenartigsten Hypothesen darüber aufgestellt worden, theils in Bezug auf die Seite der Betrachtung, theils in Rücksicht auf den Standpunkt des Betrachtens, welche der Natur der Sache nach sich häufig geradezu widersprechen. Wer diesen N. von der anthropologischen Seite betrachtet, muß nach verschiedenem Standpunkte entweder einen völligen Mangel an materiellem Wissen und Bildung, bei welchem die menschlichen Fähigkeiten schlummerten, oder wenigstens nur das Vorhandensein der angebornen Ideen oder endlich das Übergewicht der Begierden über die Erkenntnißkräfte als sein Wesen bezeichnen; der Theolog dagegen wird entweder in ihm den Zeitpunkt des Vorhandenseins des göttlichen Ebenbildes oder den des Verlustes desselben finden und der Politiker ihn als den Zustand schildern, in welchem kein Staatsverband, kein Gesetz die einzelnen Menschen vereinigte und diesen entweder als einen Zustand der höchsten Rohheit und des rein thierischen Lebens oder der höchsten Sittenreinheit und Unschuld anerkennen. Daß alle diese Ansichten einseitig und befangen sind, leuchtet von selbst ein; doch möchte sich, wie schon gesagt, ein festes Urtheil darüber schwer aufstellen lassen. Jedenfalls aber enthält jede dieser Ansichten etwas Wahres; denn wenn wir auch nicht

wiſſen, in welchem Grade der ihn über die Thiere ſtellenden höhern Ausbildung der Menſch ſogleich nach ſeiner Schöpfung daſtand, ſo läßt uns doch das Rückwärtsſchließen in der Geſchichte, welche uns die allmählige Entwickelung des Menſchengeſchlechts lehrt, bis auf einen Punkt gelangen, an welchem Alles, was jetzt als Product der Menſchheit daſteht, noch nicht da war und die Vergleichung mit allen den Äußerungen des Willens und der ſinnlichen Triebe, welche wir jetzt noch unter den Menſchen der verſchiedenartigſten Bildung finden, eine Analogie auch in dem N. der Menſchheit erkennen. Merkwürdig nur iſt, daß die Mythen aller Völker dieſen N. als die glücklichſte Daſeinsperiode der Menſchheit aufſtellen, welche ſie das goldene Zeitalter nennen, und daß ſich überall eine Sehnſucht nach demſelben zurück ausſpricht. Im Allgemeinen aber müſſen wir wohl dieſen N. als den Stand der Unſchuld bezeichnen, in welchem die Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Böſe noch nicht zum Bewußtſein gekommen waren und jeder handelte und lebte, wie der Augenblick es mit ſich brachte, ähnlich dem früheſten Alter des einzelnen Kindes; ob aber dieſer Zuſtand wirklich der glücklichſte geweſen ſei und der Menſch Urſache habe, ſich in ihn zurückzuſehnen, wie J. J. Rouſſeau meint, iſt eine Frage, deren Grund wohl einzuſehen iſt, wenn man nur die Schattenſeiten des Staatslebens hervorzuheben ſucht, welche aber in ihrem Widerſpruche gegen die höhere Beſtimmung der Menſchheit unbedingt eine verneinende Antwort verdient. 30.

Naturſyſtem, lat. systema naturae; franz système de la nature; engl. systeme of nature, enthält die Species, Geſchlechter, Ordnungen und Claſſen oder noch höheren Abtheilungen eines Naturreichs in einer gewiſſen Ordnung, welche die der naturgemäßeſten Folge iſt. Die Reihung der Körper in demſelben auf einander iſt zunächſt durch diejenigen der oberſten Claſſen bedingt, welche ſo allgemeine Charaktere erlangt haben müſſen, daß eine Ähnlichkeitsbeziehung oder Verwandtſchaft unter denſelben ſchwer zu entdecken ſein wird. Die Folge zweier Claſſen im Syſteme wird den meiſten Beifall erwecken, wenn die entfernteſt kleinſten Unterabtheilungen der Claſſen oder die extremen Glieder derſelben, welche wegen Anſchließung der Claſſen an einander auch neben einander nur durch die Claſſenabſchnitte getrennt erſcheinen müſſen, die größere naturhiſtoriſche Verwandtſchaft mit einander beſitzen, ohne jedoch als Glieder einer Claſſe aufgeführt werden zu können. Daſſelbe Verhältniß beſtimmt die Reihung der Ordnungen und Geſchlechter an einander. Je ärmer ein Naturreich an einzelnen Naturſpecies iſt, um ſo befriedigender wird ſich ein Syſtem in der Gleichmäßigkeit von Stufenfolge dieſer Art darſtellen laſſen. Je reicher daſſelbe iſt, um ſo gehäufter werden Ähnlichkeitsbeziehungen zu finden ſein und mindeſtens in der Anordnung die ſcheinbare Stetigkeit der Reihenfolge der unterſten Abtheilungen verſchwinden müſſen. Die erſten Glieder eines Syſtemes müſſen mit den letzten deſſelben auf gewiſſe Weiſe oder aus gewiſſen Gründen Übereinſtimmendes völlig in der Art wie an einander grenzende Glieder von Hauptabtheilungen beſitzen. Denn da das Syſtem ein völlig geſchloſſenes Ganzes ausdrückt, ſo müſſen auch die Grenzpunkte deſſelben zuſammenführende Eigenſchaften beſitzen, da ſie ſelbſt an keinen andern außerhalb des Syſtemes ſich anſchließen. Man unterſcheidet natürliche und künſtliche Syſteme. Sie ſind durch natürliche und künſtliche Methoden gegründet. Erſtere ſind auf die Kenntniß aller Eigenſchaften der zu claſſificirenden Körper gegründet und durch Zuziehung derſelben das Syſtem von ſeinen unterſten Stufen ausgebildet. Im natürlichen Syſteme beſteht der Begriff der Species zuvor vor jeder andern Abtheilung, die in demſelben möglich iſt. Künſtliche Syſteme theilen das Naturreich vermöge einzelner allgemeiner Eigenſchaften der Körper zuerſt in die höchſten Claſſificationsſtufen und nach Gefallen ſodann in die nächſtfolgenden oder in die unterſten je nach der Wahl der Eigenſchaften,

auf welche die Eintheilung sich gründen soll. Beide Arten von Systemen haben ihre Vorzüge und beide Methoden finden sich häufig in der Naturgeschichte gebraucht. Die systematisch vollständigere Kenntniß der Naturkörper, welche überhaupt durch Bildung von Systemen, als der Unterstützung des Gedächtnisses, hervorgebracht werden soll, geben unstreitig die natürlichen Systeme. Von dieser Art ist die Behandlung Cuvier's vom Thierreiche; die von Jussieu vom Pflanzenreiche, die von Mohs vom Mineralreiche. 76.

Naturwissenschaft, s. Naturkunde.

Naubert (Christiane Benedicte Eugenia), eine der vorzüglichsten deutschen Schriftstellerinnen, am 13. Sept. 1756 geboren, war die Tochter des bekannten Professors der Arzneikunde J. E. Hebenstreit zu Leipzig und erhielt nach dem Tode ihres Vaters von ihrem Stiefbruder, dem Professor der Theologie, Hebenstreit, eine völlige gelehrte Bildung. Er unterrichtete sie in der Geschichte und Philosophie, so wie in der griechischen und lateinischen Sprache; die Kenntniß des Französischen, Englischen und Italienischen verdankte sie ihrem eigenen Studium. Dabei war sie in allen weiblichen Arbeiten ungewöhnlich geübt und spielte meisterhaft Pianoforte und Harfe. Sowohl ihre erste Ehe mit L. Holderieder, als auch ihre zweite mit J. G. Naubert, der so wie ihr erster Gatte Handelsgeschäfte trieb, waren sehr glücklich. Die Pflichten der Hausfrau versäumte sie nie über den Arbeiten der Schriftstellerei. Lange waren ihre Romane beliebt und gepriesen, ehe man den Namen der Dichterin wußte; selbst ihrem Gemahle blieben die Werke ihrer Phantasie verborgen. In ihren spätern Jahren verlor sie fast gänzlich den Gebrauch ihrer Augen und starb am 12. Jan. 1819 zu Leipzig, wohin sie von ihrem Wohnorte Naumburg, um sich zu einer Operation ihrer Augen vorzubereiten, gekommen war. Ihre sämmtlichen Romane, fast ausschließend historischen Inhalts, zeichnen sich durch vielfarbige Phantasie, klare Besonnenheit, treffliche Darstellung, gebildete Sprache und die größte sittliche Reinheit aus. Man hat ihr Lob nicht übertrieben, wenn man sie die fruchtbarste und geistreichste Romanschriftstellerin Deutschlands genannt hat. Ihre gelungensten und bekanntesten Werke sind: „Thekla von Thurn" (Leipzig 1788. 2 Thle. 8.), worin nicht selten ächt dichterische Kraft und treffende Schilderung der Charaktere überraschen; „Herrmann von Unna" (Leipzig 1788. 2 Thle. 8.), nur manchmal etwas unheimlich schauerlich, und die köstlichen „Neuen Volksmährchen der Deutschen" (Ebend. 1789—93. 5 Thle. 8.), worin sie eine zu ihrer Zeit noch sehr seltene Kenntniß der altdeutschen Zeit und Literatur beurkundet, wenn auch manchmal der richtige Ton des Mährchens nicht getroffen ist. Von ihren übrigen sehr zahlreichen Romanen nennen wir hier nur noch „Emma und Eginhard" (Leipzig 1785. 2 Thle. 8.); „Die Ruinen" (Ebend. 1786. 3 Thle. 8.); „Walther von Montbarry" (Ebend. 1786. 2 Thle. 8.); „Conradin von Schwaben" (Ebend. 1788. 2 Thle. 8.); „Hatto, Bischof von Mainz" (Ebend. 1789. 8.); „Barbara von Blomberg" (Eberd. 1790. 2 Thle. 8.); „Werner Graf Bernburg" (Ebend. 1790. 2 Thle. 8.); „Alf von Dülmen" (Ebend. 1790. 2 Thle. 8.); „Philippine von Geldern" (Ebend. 1792. 2 Thle. 8.); „Ulrich Holzer" (Ebend. 1792. 2 Thle. 8.); „Aline" (Ebend. 1793—97. 5 Thle. 8.); „Friedrich der Siegreiche" (Ebend. 1795. 2 Thle. 8.); „Eudocia" (Ebend. 1805—6. 2 Thle. 8.); „Azaria" (Ebend. 1814. 8.); „Rosalba" (Ebend. 1816. 8., in welchem sie zuerst ihren Namen nannte); „Alexis und Luise" (Ebend. 1819. 8.); „Turmalion und Lazorta" (Ebend. 1820. 2 Thle. 8.) und die „Letzten Originalromane" (Ebend. 1827. 5 Thle. 8.). 67.

Naucydes, ein griechischer Bildhauer, Sohn Mothon's und Zeitgenosse des Kanachus und Patrokles, blühte um 410—390 vor Chr. und war einer von denen, die nach dem peloponnesischen Kriege die Bildhauerkunst zuerst wie-

der in Aufnahme brachten. Er hatte sich vorzüglich nach Phidias und Polyklet gebildet und arbeitete wie diese meist in Metall und Elfenbein. Unter seinen zahlreichen Arbeiten werden besonders die Statuen der Hebe, der Hekate, der Dichterin Korinna, dann ein Mercur und ein Discuswerfer als Meisterwerke angeführt. 36.

Naumachien, s. Kampfspiele.

Naumann (Johann Amadeus), ein berühmter deutscher Componist, geb. 1741 zu Blasewitz bei Dresden, besuchte bis zu seinem 14. Jahre eine Schule zu Dresden, ging hierauf im Jahre 1758 bereits mit trefflichen musikalischen Vorkenntnissen ausgerüstet mit einem schwedischen Hofmusikus, der das Talent des jungen N. höherer Ausbildung werth hielt, nach Italien und fand zu Padua in Tartini einen trefflichen Lehrer. Von hier begab er sich im Jahre 1761 nach Neapel, dann nach Bologna, wo Hasse's und Martini's Bekanntschaft sehr nützlich für ihn wurde, und zuletzt nach Venedig, wo er einige Opern unter großem Beifalle zur Aufführung brachte. Nach achtjährigem Aufenthalte in Italien kehrte er nach Dresden zurück und ward im Jahre 1765 auf Verwendung der Churfürstin Maria als Componist bei der churfürstlichen Kapelle angestellt. Nicht lange nachher reiste er abermals nach Italien, brachte in Palermo und Venedig die Opern: „Achilles in Scyros" und „Alexander" zur Aufführung und kehrte 1769 nach Dresden zurück, wo er die Oper: „La Clemenza di Tito" componirte. Die Jahre 1772—1774 brachte er wieder in Rom zu, ward hierauf nach seiner Rückkehr nach Dresden zweiter Kapellmeister und lieferte seitdem mehrere Opern für den schwedischen und dänischen Hof, auch in Berlin war er zu wiederholten Malen anwesend. Von allen Seiten wurden ihm glänzende Anerbietungen gemacht, er zog es jedoch vor mit einem Gehalte von 3000 Thlr. als erster Kapellmeister (seit 1786) in Dresden zu bleiben. Hatte er sich früher ausschließlich mit der dramatischen Musik beschäftigt, so war dieß in der spätern Zeit mit der Kirchenmusik der Fall und nur die Oper: „Acis und Galatea" gehört noch in diese Periode. Sein Tod erfolgte am 23. Oct. 1801. — Unter den zahlreichen Arbeiten dieses trefflichen Componisten sind, was zuerst die Opern betrifft, außer den schon genannten noch „Amphion", „Cora", Gustav Wasa", „Tutto per amore" und „La dama soldato" zu erwähnen. Sie haben sich indeß sämmtlich nicht auf dem Repertoir erhalten, obwohl sie den Forderungen des damaligen Geschmackes vollkommen genügten. Bei Weitem vorzüglicher sind die Kirchencompositionen N.'s, deren wir nicht wenige und unter ihnen im „Vater unser" u. a. unvergängliche Meisterwerke besitzen. Außerdem schrieb N. auch mehrere Concertsachen für das Clavier und einige Sonaten für die Harmonika, die er selbst mit bewunderungswürdiger Vollendung spielte. — Im deutschen Merkur von 1803 befinden sich interessante Notizen über N. von Wieland. 36.

Naumann (Karl Friedrich), der älteste Sohn des Vorigen, geb. 1798, ist gegenwärtig Professor der Mineralogie zu Freiberg und hat sich durch mehrere Schriften, wie: „Versuch einer Gesteinslehre" (Leipz. 1824); „Grundriß der Krystallographie" (Leipz. 1825); „Lehrbuch der Mineralogie" (Berlin 1828) und „Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie" (Lpz. 1830. 2 Bde.) wohlverdienten Ruf erworben. 36.

Naumann (Moritz Ernst Adolph), Sohn des berühmten Kapellmeisters N. zu Dresden und daselbst am 7. Oct. 1799 geboren, besuchte die Kreuzschule seiner Vaterstadt und darauf, um Medicin zu studiren, seit 1816 die Universitäten Leipzig und Berlin, promovirte hierauf 1820 zu Leipzig, trat daselbst 1824 als Privatdocent auf, kam aber 1825 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Berlin, von wo er 1828 als ordentlicher Professor nach Bonn versetzt wurde. Außer mehreren Journalaufsätzen und kleinen, die Physiologie und Pathologie

betreffenden Schriften hat er sich vorzüglich durch sein „Handbuch der Klinik" (Berl. 1829) ausgezeichnet. Es sind von demselben bis jetzt bereits 7 starke Bände erschienen und sind noch mehrere zu erwarten. Der Verfasser trägt in diesem Staunen erregenden Werke mit der größten Sorgfalt die Erfahrungen alter und neuer Schriftsteller zusammen und ordnet und beurtheilt sie streng nach ihrem wahren Werthe; es kann daher dieses Buch die Stelle einer zahlreichen Büchersammlung vertreten. 39.

Naumburg am Bober, ein freundliches Städtchen, in dem Regierungsbezirke Liegnitz der preußischen Provinz Schlesien, 2½ M. von Sagan gelegen, hat eine in neuerer Zeit (seit 1827) in Aufnahme gekommene Badeanstalt. Dieselbe benutzt zwei eisenhaltige Schwefelquellen und ist ziemlich bequem eingerichtet. Man hat die Heilkraft dieser Quellen, von denen die eine 8,5° R. hat, vorzüglich bei Lähmungen, Gicht, gestörter Blutcirculation, Verschleimungen, Nervenschwäche und mehreren weiblichen Übeln als bewährt gefunden. 15.

Nauplia oder Napoli di Romania, die Hauptstadt des Departements Argolis und Korinth im Königreiche Griechenland, liegt auf der äußersten Spitze einer kleinen Halbinsel in dem Meerbusen gleiches Namens, hat einen trefflichen Hafen und ist so stark befestigt, daß die Stadt mit offener Gewalt zu nehmen rein unmöglich ist. Der überdieß enge Zugang von der Seeseite ist durch die Citadelle Albanitika gedeckt und ein anderes Fort, Palamidi, beherrscht die ganze untere Stadt, zu welcher von der Landseite überhaupt nur ein schmaler felsenbedeckter Weg führt. Im Jahre 1383 kamen die Venetianer in den Besitz Nauplias und behaupteten es im folgenden Jahrhunderte tapfer gegen alle Angriffe der Türken; im Jahre 1539 aber mußten sie die Stadt abtreten und erst im Jahre 1686 ward sie durch General Morosini wieder in Besitz genommen, bis sich endlich im Jahre 1715 die Türken durch Verrätherei sich abermals derselben bemächtigten. Seitdem blieb sie Sitz des Statthalters von Morea. Nach Ausbruch des griechischen Freiheitskampfes ward sie als die wichtigste Stadt des Peloponnes zuerst durch die heldenmüthige Bobelina von der Seeseite blokirt und am 12. Dec. 1822 durch Capitulation gewonnen. Was sich von dieser Zeit an innerhalb ihrer Mauern zutrug, darüber s. d. Art. Griechenland. Seit der Sitz der Regierung von N. nach Athen verlegt worden ist, hat N. allerdings an Bedeutung verloren, dennoch aber gehört es immer noch unter die Städte ersten Ranges und bleibt als Festung für Griechenland stets von großer Wichtigkeit. 15.

Nautik, s. Schifffahrtskunde.

Navarino oder Neokastron, das alte Pylos, eine feste Seestadt im Departement Messenien des Königreichs Griechenland, liegt an der Westküste des Peloponnes der südlichen Spitze der Insel Sphakteria oder Sphagia gegenüber. Der Hafen, gebildet durch die Bai von Navarino, ist 3 Stunden lang und 1 Stunde breit, dabei tief genug für die größten Kriegsschiffe und faßt über tausend Fahrzeuge des ersten Ranges. Der Eingang zu demselben ist bequem aber sehr leicht zu vertheidigen, da sich die quer vorliegende Insel Sphagia nördlich und südlich dem festen Lande so weit nähert, daß nur 2 Schiffe auf einmal den Durchgang passiren können. Die nördliche Einfahrt insbesondere vertheidigen die Felsen von Altnavarino. In diesem Hafen war es, wo während des peloponnesischen Kriegs die athenienſische Flotte unter Demosthenes im Jahre 425 vor Chr. die spartanische gänzlich vernichtete; hier war es ferner, wo eine der berühmtesten Seeschlachten der neuern Zeit geschlagen wurde, die bekannte so folgenreiche zwischen der vereinten englisch-französisch-russischen Flotte und der türkisch-ägyptischen am 20. Oct. 1827. — Nach der Verwerfung des von den drei Mächten am 6. Juli 1827 abgeschlossenen Pacificationsvertrags von Seiten des Sultans hatten sich die Geschwader der drei Mächte vereinigt und erschienen sofort vor N., von Ibrahim

Pascha Einstellung der Feindseligkeiten fordernd. Allein es erfolgte keine Antwort und man beschloß daher sie in der Bai von N. selbst zu holen. Das englische Geschwader unter Codrington bestand aus 4 Linienschiffen, 4 Fregatten, 1 Corvette und 3 Briggs; das französische unter Rigny aus 3 Linienschiffen, 2 Fregatten und 2 Schonern und das russische unter Heyden aus 4 Linienschiffen und 4 Fregatten. Die türkisch-ägyptische Flotte unter Ibrahim Pascha war weit stärker und zählte 110 Schiffe, darunter 3 Linienschiffe, 23 Fregatten, 24 Corvetten, 14 Briggs und 6 Brander. Am 20. Oct. Nachmittags um 2 Uhr rückte die verbündete Flotte unter Codrington's Oberbefehle mit rascher Vorbeiziehung der Batterien in den Hafen ein und fand hier die feindliche in drei halbmondförmigen Linien vor Anker. Alsbald stellte auch sie sich in zwei Linien in Schlachtordnung, ohne indeß die Iniative ergreifen zu wollen. Bald aber bemerkte man in der türkischen Flotte verdächtige Bewegungen und Codrington schickte jetzt ein Boot ab, um eine definitive Erklärung zu verlangen, als plötzlich von einem Brander ein Musquetenfeuer auf die Unterhandelnden eröffnet und bald darauf von einem ägyptischen Schiffe ein Kanonenschuß auf ein französisches Schiff abgefeuert wurde. Dieß war das Signal zur Schlacht. Mit einer beispiellosen Erbitterung warf sich die verbündete Flotte auf den weit überlegenen Feind, der seinerseits ebenfalls mit ungewohnter Tapferkeit focht. Doch der Sieg schwankte nur kurze Zeit. Die türkisch-ägyptische Flotte ward vollständig vernichtet und nur 1 Fregatte und 14 kleinere Fahrzeuge konnten noch See halten, während 74 Schiffe entweder genommen oder in den Grund gebohrt oder in die Luft gesprengt waren. 6000 Mann hatten ihr Leben eingebüßt. Der Verlust der Verbündeten war verhältnißmäßig nur gering. — Über die wichtigen Folgen dieser Schlacht vergl. den Art. Griechenland. 15.

Navarra, s. Frankreich und Spanien.

Navigationsacte (Schifffahrtsacte), heißt die unter der Königin Elisabeth vorbereitete, von Cromwell 1650 zum Grundgesetze erhobene Bestimmung, unter welcher die fremden Schiffer zu den englischen Häfen zugelassen werden. Es war eigentlich gegen die Holländer gerichtet, welche in der Stille die Stuarts unterstützt hatten. Sie hatten den Zwischenhandel fast ausschließend an sich gerissen und betrieben ihn sogar auf gemietheten Schiffen. Diesem entgegenzuwirken soll nach der Schifffahrtsacte ein fremdes Schiff blos Erzeugnisse seines Landes nach England und dessen Colonien einführen und keine Rückfracht nehmen dürfen; der Capitain soll ein geborner Engländer, das Schiff in England gebaut sein und die Mannschaft wenigstens zu $\frac{3}{4}$ aus Briten bestehen. Da der Brite seine Verfassung nie zerstückelt oder in solche eingreift, so besteht das Gesetz noch und wird blos in neueren Zeiten bald modificirt, bald vorkommenden Falles suspendirt, so daß jetzt nur wenig von der alten Strenge mehr vorhanden, aber für jeden Fall die Möglichkeit darauf wieder zurückzukehren verblieben ist. 38.

Naxos, s. Cykladen.

Nazaräer (Nazarener) und **Ebioniten** sind die Namen von zwei Secten judaisirender Christen, welche zwar Christum für den Messias hielten, aber keinen wesentlichen Unterschied zwischen seiner Lehre und dem Mosaismus oder Judaismus anerkannten. Sie hatten sich bereits im apostolischen Zeitalter gebildet und traten besonders seit der ersten Hälfte des II. Jahrh. hervor. Die milder gesinnten Nazaräer (welchen Namen anfänglich alle Christen, als Anhänger Christi des Nazareners, führten) beobachteten für sich selbst das mosaische Gesetz und zwar ohne die Satzungen und den Ceremoniendienst der Pharisäer, drangen es jedoch nicht auch den Heiden auf, deren Zulassung zum Messiasreiche sie unter den milderen Bedingungen für die Proselyten des Thors gestatteten. Daher sie auch den Apostel Paulus als einen Lehrer göttlicher Weisheit anerkannten. Die

strengere Partei der Ebioniten (vom hebräischen אֶבְיוֹנִים, d. i. Arme und Bedrängte, welche die nächsten Ansprüche auf das messianische Glück haben) dagegen, die allgemeine Nothwendigkeit des Gesetzes behauptend, gestatteten nur den Nationaljuden und den heidnischen Proselyten der Gerechtigkeit, welche das Gesetz mit allen Zusätzen der Pharisäer beobachteten, die Theilnahme am Messiasreiche und verwarfen durchgängig den Apostel Paulus als einen vom Gesetze Abtrünnigen. Über die Person Jesu hatten beide die gewöhnliche jüdische Ansicht von der Natur des Messias, als eines bei der Taufe mit der auf ihn sich herabsenkenden Kraft oder Herrlichkeit Gottes ausgerüsteten Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß die N. eine übernatürliche Zeugung desselben annahmen, die E. aber eine solche läugneten. Als Religionsquelle gebrauchten beide neben dem alten Testamente ein sogenanntes Evangelium der Hebräer (εὐαγγέλιον κατ' Ἑβραίους), welches dem Evangelium des Matthäus am meisten verwandt gewesen sein soll und bald Evangelium secundum Nazaraeos, bald Evang. secundum Ebionaeos genannt wird. Übrigens werden beide Classen von Judenchristen durch die erwähnten Namen erst zu Ende des IV. Jahrh. unterschieden; denn Origenes erwähnt nicht N., sondern zwei Classen der Ebioniten, und Irenäus unterschied selbst nicht die zwei Classen, wahrscheinlich weil in dieser frühern Zeit der innere Unterschied dieser judaisirenden Christen noch nicht genauer erkannt war. Erst, seitdem dieß der Fall war, behielten die milder Gesinnten bei den Heidenchristen den ursprünglich von den Heiden allen Judenchristen gegebenen Namen Nazaräer (Apostelg. 24, 5) und wurde der Name Ebionäer auf die strengeren eingeschränkt, welche neben dem Gesetze auch die jüdische Tradition bewahrten. Meist auf Palästina beschränkt verschwinden die E. seit dem IV. Jahrh. Die N. dagegen finden sich bis ins VII. Jahrh. unter den Juden in der Zerstreuung und zwar so in Liebe verbunden, daß sie unter die höchsten Verbrechen setzten, des Bruders Geist zu betrüben, und für unrecht hielten, sich zu freuen ohne das Bewußtsein dieser Liebe. Allein von Juden wie Christen gleich verfolgt erlangten sie nie ein geordnetes Kirchenwesen. 63.

Nazareth, s. Palästina.

Neander (Michael), eigentlich Neumann, ein berühmter Philolog und Schulmann aus dem Zeitalter der Reformation, wurde im Jahre 1525 zu Sorau in der Niederlausitz geboren. Nachdem er seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht in seiner Vaterstadt und dann auf dem Gymnasium zu Goldberg im Fürstenthume Liegnitz erhalten hatte, bezog er, kaum 17 Jahre alt, die Universität Wittenberg, wo er vorzüglich Luther und Melanchthon fleißig hörte. Gegenstände seines Studium waren Theologie, Philosophie und besonders Physik. Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges, als Wittenberg belagert ward und in kaiserliche Hände kam, verließ N. mit vielen Andern diese Stadt und kam später als Conrector und Lehrer der Kinder des Bürgermeisters Erasmus Schmid nach Nordhausen. Von da ging er im Jahre 1550 an die neugestiftete Schule zu Ilfeld, welche unter ihm herrlich aufblühte und eine seltene Berühmtheit erlangte. Bis kurz vor seinem Tode hatte N. keinen Collegen. Er war also seinen Schülern, gleich den Patriarchen der Vorzeit, Alles, Vater, Lehrer, Freund und Gebieter. Sie speisten an seinem Tische, wohnten in seinem Hause, lernten in seiner Schule. Es war Alles ein Herz und eine Seele. Erst als seine Kräfte bedeutend abnahmen (1595), berief er seinen Schüler, Johann Cajus, zu seinem Collegen, welcher auch sein Nachfolger wurde. Er starb kurz vor Ostern des Jahres 1595 im 70. Jahre seines Alters. N. gehört zu den trefflichsten und berühmtesten Schulmännern jener Zeit. Mit nicht geringem Talente begabt zeichnete er sich auch durch Tugend, Arbeitsamkeit, Gemeinnützigkeit, Liebe für seine Schule und große Geschicklichkeit im Unterrichte aus. Ungeachtet seines schwäch-

lichen Körpers besaß er doch eine bewundernswürdige Thätigkeit, wovon die Menge seiner Schriften zeugt. Weniger Kritiker war er doch ein vorzüglicher Grammatiker, wie auch ein großer Kenner der morgenländischen Sprachen, namentlich der arabischen. Er hatte die meisten arabischen Chemiker gelesen. Sein Lobredner (Volborth) sagt von ihm: „Ganz Europa, so weit es sich um Literatur bekümmerte, sah auf Neandern, wie in Absicht auf Religion auf Luthern und Melanchthon". N. hat eine große Anzahl Schriften, meist Schulbücher, hinterlassen. Sie bestehen aus lateinischen, griechischen und hebräischen Grammatiken, griechischen Chrestomathien, von denen besonders das sogenannte „Opus aureum et scholasticum", eine Sammlung verschiedener kleiner Schriften des Alterthums (Basel 1559. 4. Leipz. 1577), geschätzt war, aus Lehrbüchern der Poetik, Dialektik und Rhetorik, Mathematik und Physik, Ethik und Religion, endlich aus mehrern Werken über Welt- und Kirchengeschichte. Vergl. Joh. Karl Volborth „Lobschrift auf Mich. Neander, mit historischen Beilagen begleitet" (Göttingen 1777. 4.). 18.

Neander (Christoph Friedrich), ein geschätzter deutscher Kirchenliederdichter, am 26. Dec. 1724 zu Ekau in Kurland geboren, widmete sich zu Halle der Theologie und wurde, nachdem er einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers versehen hatte, als Prediger auf dem Rittergute Kabillen angestellt (1750). Kurz darauf erhielt er einen Ruf als Professor nach Halle, den er aber aus Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinen Untergebenen, deren Bildung ihm vor Allem am Herzen lag, ausschlug. Später nahm er jedoch die einträgliche Pfarrei zu Gränzhof in Kurland an (1755) und wurde 1775 Probst der doblenischen Diöces. Ohne ein höheres Amt anzunehmen suchte er die Pflichten seines engen Wirkungskreises nach Kräften zu erfüllen und starb am 21. Juli 1802. Seine „Geistlichen Lieder" (1766. Neue Aufl. Riga 1779. 8. Zweite Sammlung, Ebend. 1774. 8) zeichnen sich durch Kraft, Einfachheit, Rührung und Herzlichkeit aus und sind größtentheils in die neueren Gesangbücher übergegangen. (Vergl. Elisa von der Recke „Über Neander's Leben und Schriften", Berl. 1804. 8.). — Noch ist ein anderer Kirchenliederdichter dieses Namens, Joachim N. (1610 zu Bremen geboren), zu nennen. Er war zuerst Rector der reformirten Schule zu Düsseldorf und dann Pfarrer an der St. Martinskirche zu Bremen, wo er am 31. Mai 1680 starb. Seine „Bundeslieder" (Bremen 1679. 8. Auswahl in Müller's „Bibliothek der Dichter des XVII. Jahrhunderts", Bd. XI.), von welchen das bekannte: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" am Berühmtesten geworden ist, sind sehr ausdrucksvoll und klingen, trotz einiger prosodischer Mängel, sehr melodisch; der Vorwurf der Mystik ist ihnen mit dem größten Unrechte gemacht worden. 67.

Neander (Daniel Amadeus), Bischof der evangelischen Kirche, erster Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg, wirklicher Oberconsistorialrath und Director des königlichen Consistorium der Provinz Brandenburg, Probst und Pfarrer an der Petrikirche zu Berlin, ward zu Lengefeld im Königreiche Sachsen am 17. Nov. 1775 geboren. Vorbereitet durch den Geistlichen seiner Vaterstadt bezog er das Gymnasium zu Chemnitz, welches damals in seiner schönsten Blüthe stand. Von da begab er sich nach Leipzig, wo er Theologie studirte. Nach Beendigung seiner Studien ward er in Dresden eine Zeit lang Hauslehrer und erfreute sich hier vorzüglich der Gunst Reinhard's, welcher ihn ermunterte, sich in Wittenberg dem akademischen Lehramte zu widmen. Doch nahm er 1805 das Pfarramt zu Flemmingen bei Naumburg an. Im Jahre 1817 wurde er Pfarrer und Stiftssuperintendent in Merseburg, zugleich Consistorialrath und Vorsteher des theologischen Seminars daselbst. Einen noch weitern und höhern Wirkungskreis erhielt er 1823, wo er als wirklicher Oberconsistorialrath und Mit-

glied der ersten Abtheilung im Ministerium des Cultus, wie auch als Probst und Pfarrer an Hanstein's Stelle nach Berlin berufen ward. Schon 1829 zum ersten Generalsuperintendenten der Provinz Brandenburg und zum Director des Consistorium ernannt, erhielt er im folgenden Jahre die Würde eines Bischofs der evangelischen Kirche und ward bald darauf Mitglied des Obercensurcollegium (Nov. 1830) und (1831) des Staatsrathes. Bei diesen vielfachen Berufsgeschäften konnte er nur wenig Zeit zu literarischer Thätigkeit verwenden. Wir besitzen von ihm außer mehrern einzelnen Casualpredigten folgende Werke: „Die erste merkwürdige Geistererscheinung des XIX. Jahrhunderts" (Dresden 1804) und „Predigten über auserlesene Texte der heil. Schrift" (Berl. 1826. 2 Thle.). Auch gibt er mit Bretschneider und Goldhorn das „Journal für Prediger" heraus. 63.

Neander (Johann August Wilhelm), ordentlicher Professor der Theologie zu Berlin und Consistorialrath im königlichen Consistorium der Provinz Brandenburg, gehört zu den ausgezeichnetsten Kirchenhistorikern und trefflichsten akademischen Lehrern der neuern Zeit. Geboren zu Göttingen am 16. Jan. 1789 verlebte er den größten Theil seiner Jugendzeit in Hamburg, wo er auch auf dem Gymnasium und Johanneum seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt. Nachdem er kurz zuvor das Judenthum verlassen hatte und zum Christenthume übergetreten war, bezog er im Jahre 1806 die Universität Halle, vollendete seine Studien zu Göttingen und habilitirte sich 1811 in Heidelberg als Privatdocent durch Vertheidigung seiner Schrift: „De fidei gnoseosque ideae, qua ad se invicem atque ad philosophiam referatur, ratione, secundum mentem Clementis Alexandrini" (Heidelb. 1811). Bereits im nächsten Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie daselbst ernannt und gab seine ausgezeichnete Monographie „Über den Kaiser Julian und sein Zeitalter" (Leipz. 1812) heraus. Mitten unter den Stürmen des Krieges folgte er 1813 einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität zu Berlin. Jetzt erschien seine zweite Monographie: „Der heilige Bernhard und sein Zeitalter" (Berlin 1813). Ihr schloß sich eine Reihe anderer trefflicher Monographien an, als: „Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme" (Berlin 1818); „Der heilige Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orient, in dessen Zeitalter" (Berl. 1821 ff. 3 Bde. 2. Aufl. 1832); „Antignostikus, oder Geist des Tertullian und Einleitung zu dessen Schriften" (Berl. 1825). Ein umfassenderes Werk begann er in den „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens" (Berl. 1822. 3 Bde. 2. Aufl. 1825), welche jedoch nur bis in die Zeiten des Ansgarius gehen. Sein Hauptwerk aber ist die „Geschichte der christlichen Religion und Kirche", dessen ganz aus den Quellen entnommener Stoff mit religiösem Sinne und Geiste durchdrungen ist. Die Aufgabe, die er sich dabei gestellt hat, bezeichnet er selbst in den Worten: er wolle die Kirchengeschichte darstellen als „einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch die Jahrhunderte hindurchtönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen." In einem besondern Buche hat er ausführlicher den Entwickelungsgang der christlichen Religion und Kirche im apostolischen Zeitalter dargestellt, nämlich in seiner „Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel" (Hamburg 1832 und 1833. 2 Bde.). Was N.'s theologische Denkart betrifft, so steht er auf dem supranaturalistischen Standpunkte, ist aber vom Geiste des Christenthums durchdrungen, weit entfernt, die entgegenstehende theologische Richtung zu verketzern. Als daher im Jahre 1830 in der evangelischen Kirchenzeitung eine Denunciation gegen zwei hochgeachtete akademische Lehrer zu Halle (Gesenius und Wegscheider) erschien,

um ein Einschreiten der Staatsbehörden gegen dieselben zu veranlassen, war der ehrwürdige N. einer der Ersten, welcher seine Stimme gegen einen so ungebührlichen Ausbruch des religiösen Fanatismus erhob. Sie hatte um so mehr Gewicht, weil von ihr am Entschiedensten aller Verdacht von parteilicher Eingenommenheit durch entgegengesetzte theologische Ansichten entfernt bleiben mußte, da N. seiner religiösen Überzeugung nach der in der evangelischen Kirchenzeitung nahe befreundet ist und sonach nur der reinmenschliche, sittliche und rechtliche Gesichtspunkt sein Urtheil bestimmen konnte. In seiner „Erklärung über seine Theilnahme an der evangelischen Kirchenzeitung" (Berl. 1830), welcher bald eine „Rechtfertigende Erörterung" folgte, sprach er die entschiedenste Mißbilligung gegen jenen und andere Artikel der evangelischen Kirchenzeitung von ähnlichem Charakter aus, sagte sich bestimmt von aller Theilnahme an dieser Zeitschrift, als deren Mitarbeiter er früher sich genannt hatte, los und sprach mit siegender Kraft für freie, geistige Entwickelung der religiösen Wahrheit gegen die von Hengstenberg vertheidigte Ketzermacherei und gegen den Lehrzwang. — Außer den bereits genannten Schriften haben wir von N. noch eine Sammlung „Kleiner Gelegenheitsschriften" (3. Aufl. 1829), welche meist exegetischen, historischen und praktischen Inhalts sind. 63.

Neapel, lat. Napoli; fr. Naples, (Br. 40° 50′ 15″, L. 31° 54′ 55″) von den Griechen gegründet und Parthenope (die Jungfräuliche), später Neapolis genannt, mit dem Beinamen Fidelissima (die Getreueste), trotz der vierzig Empörungen, oft bei den Alten auch Otiosa (die Faule) genannt, die Hauptstadt des Königreiches beider Sicilien, Residenz des Königs, Sitz eines Erzbisthums, der höchsten Centralbehörden beider Sicilien, des obersten Justizhofes und eines großen Civilgerichtshofes des Festlandes, eines Criminalgerichts und eines Provinzialtribunals, so wie eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, ist die größte und schönste Stadt von ganz Italien und nach London, Paris, Constantinopel und St. Petersburg die volkreichste in Europa, indem sie 370000 Einw. zählt (worunter 40000 Lazzaroni, d. i. der eigenthumlose nur mit Hemd und Beinkleidern versehene Pöbel der Stadt, welcher unter den Portalen der Kirchen und Häuser sich aufhält, aus Tagelöhnern, Schiffern, Lastträgern ꝛc. besteht und ein höchst kärgliches Leben führt). Berge und Hügel drängen die ungeheure Stadt in ein tiefes Thal zusammen, welches den im Hintergrunde nach ihr benannten Golf umgibt; amphitheatralisch erhebt sie sich gegen den vor ihr liegenden Klosterberg, im W. sieht man den Hügel von Posilippo, im O. den Vesuv, der etwa ¼ M. entfernt und als ein stolzer schrecklicher Coloß über Portici und den Gräbern römischer Städte dasteht. Sie hat einen Umfang von 5 M. und theilt sich in die Stadt selbst und in die Vorstädte; erstere ist auf der Landseite zum Theil mit einer Mauer umgeben, die aber blos noch auf der Ostseite steht; nach der See zu ist sie offen. Die Vorstädte, als: S. Giovanni Teduccio im O., Pietra Bianca im S., Capo di Monte im N., Arenella im N.-W., Fuori Grotte, Posilippo und Chiaja, die schönste dieser Vorstädte, im S.-W., dehnen die Stadt nach allen Seiten aus und werden mit der Stadt, die mit den Vorstädten gegen 50000 aus Tuffsteinen massiv gebaute und meistens mit flachen Dächern versehene Häuser zählt, in 12 Viertel getheilt. N. ist zwar nicht regelmäßig, doch ziemlich schön gebaut und enthält meist enge, finstere, schmutzige, und mit Lava gepflasterte Straßen. Die vornehmsten Straßen sind: die fast ½ Stunde lange Strada di Toledo; sie ist schnurgerade, schön gepflastert und beleuchtet, mit Palästen und prächtigen Gebäuden geziert, immer voll Menschen und eine beständige Messe darbietend; dann folgen die Riviera die Chiaja, Santa Lucia, Monte Oliveto, Carbonare, Foria und Palazzata. Die Chiaja ist ein großer Quai und zugleich einer der schönsten und besuchtesten Spaziergänge, mit

Anpflanzung von drei Baumreihen, Statuen, Rasenplätzen, Lustſtücken und Orangenbäumen, reich beſetzt mit Terraſſen, Caſinos, Caffee- und Billardhäuſern. Seit einigen Jahren hält man daſelbſt die Juliusmeſſe. Eine andere nicht minder ſchöne Straße iſt die Strada Palazzata, welche eine lange Reihe ſchöner Paläſte und Gärten enthält und größtentheils von fremden Großen bewohnt wird. Die öffentlichen Plätze (Larghi, Breite, genannt) ſind beinahe alle unregelmäßig; die ſchönſten ſind: Largo del Caſtello bei dem königlichen Palaſte, mit 2 Fontänen, der Mittelpunkt alles Lebens in Neapel und welcher in Kurzem mit den zwei bronzenen Reiterſtatuen Karl's III. und Ferdinand's I. geſchmückt ſein wird; der Platz degli Studj und der Spirito Santo-Platz; die größten ſind: der Caſtellplatz und die Plätze Pigne, Fontana Medina, Monte Calvario, Trinità maggiore, Arcivescovado, San Lorenzo, San Domenico, Carità und der Mercato (Marktplatz), keineswegs ſchön, aber der vom Volke beſuchteſte und in der Geſchichte berühmt, da auf ihm der letzte Sprößling aus dem Hauſe Hohenſtaufen, Conradin, enthauptet wurde. Im Verhältniſſe der Größe hat Neapel, wenn es mit den andern großen Städten Italiens verglichen wird, wenige merkwürdige Gebäude; die Kirchen, im Innern mit Vergoldungen, Gemälden großer Meiſter und Verzierungen überladen, empfehlen ſich wenig durch Größe und Bauart, was man faſt auch von den Paläſten und den andern öffentlichen Gebäuden ſagen kann. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind merkwürdig: das königliche Schloß und die gewöhnliche Reſidenz des Königs, wegen ſeiner Größe, Architektur des Frontiſpice, ſeiner prächtigen Treppe, der Schönheit und des Reichthums ſeiner Gemächer, zu deſſen Linken ſich der Palaſt des Prinzen von Salerno erhebt, deſſen geſchmackvolle Zimmer und große Gärten ſeine vorzüglichſte Schönheit ausmachen, und rechts ein anderes zur Wohnung fremder Fürſten beſtimmtes Prachtgebäude; der Palaſt S. Nicandro; der Palaſt der Königin Johanna, welcher nie ausgebaut wurde; der Palaſt Francavilla; der 1826 vollendete Finanzpalaſt, den man nebſt dem Theater San Carlo, das nach dem Brande 1817 neu aufgebaut iſt, für die beiden ſchönſten Gebäude Neapels hält; der königliche Palaſt Capo di Monte, welcher die Stadt beherrſcht und zu welchem der neue Weg des Capo di Monte durch eine prächtige, kühn über die Häuſer der Vorſtadt Sanità gebaute Brücke führt. Ganz in der Nähe befindet ſich eine Caſcina, eine ländliche Anlage, wo man ſeit einiger Zeit eine prächtige Flora nach dem Muſter derjenigen, welche der letzte verſtorbene König zu Bocca die Falco, in der Nähe von Palermo, angelegt hat, aufſtellt; der kleine königliche Palaſt von Chiaromone, wegen ſeiner reizenden Lage und ſeines hängenden Gartens bemerkenswerth; der erzbiſchöfliche Palaſt; das große Gebäude der Studj, wo ſich die bourbon'ſche Bibliothek, die Schule der Künſte und die Muſeen befinden; das Univerſitätsgebäude; das Recluſorio oder Armenhaus; das Hospital der Unheilbaren; das Hospital Annunziata, mit dem das reiche Findelhaus verbunden iſt; das Zeughaus; das Theater San Ferdinando, in Hinſicht der Bauart für das ſchönſte unter den Theatern Neapels geltend; die Vicaria oder Caſtel Capuano, ehemalige Wohnung der Könige, jetzt von den Tribunalen eingenommen; das allgemeine Archiv, theilweiſe in Gefängniſſe verwandelt. Von den zahlreichen Klöſtern, welche N. enthält, verdienen genannt zu werden: das Kloſter der heiligen Clara, wo gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 350 Nonnen gezählt wurden; die Klöſter Santa Maria, der Carmeliter, der Dreieinigkeit, des St. Dominicus des Großen, des Mont Oliveto und das Carthäuſerkloſter, jetzt als Invalidenhaus eingerichtet, ein großes und reichverziertes Gebäude in einer herrlichen Lage. Von der Höhe ſeines Thurmes überblickt man die Stadt nebſt ihren zwei Meerbuſen in ihrer ganzen Ausdehnung. Unter den mehr als 200 Kirchen und Kapellen zeichnet ſich nur eine durch äußere

Schönheit, aber viele durch innere Pracht aus. Jene ist die Kathedrale il Domo, ein altes gothisches Gebäude, dessen Gewölbe von 110 antiken Marmorsäulen getragen wird, mit 2 Kapellen, der Kapelle Tesoro und der runden Kapelle, wo man in 2 Flaschen das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt, das vor den Verwüstungen des Vesuvs schützt, wie vor jeder andern Noth, und jährlich dreimal, am 6. Mai, 19. September und 16. December, flüssig wird; zu diesen gehören: die neu erbaute Kirche des heiligen Franz de Paula, dem Pantheon in Rom nachgebildet, deren colossaler Vorhof, an den sich zwei auf 48 Säulen ruhende bogenförmige Peristyle anschließen, dem königlichen Palaste zugekehrt ist; die Kirche de Gesu Nuovo, eine der schönsten Neapels; die Kirche des Klosters Santa Clara mit der königlichen Gruft, aber mehr einem Ballsaale als einem Tempel gleichend; die Kirche Maria del Carmine, worin Conradin von Hohenstaufen und sein Waffenbruder, Friedrich, begraben liegen; die Kirchen San Domenico, San Philippo Neri, San Paolo maggiore, San Martino, die Carthäuser- und die Apostelkirche. Unter den Privatpaläſten verdienen in Hinsicht der Bauart vorzüglich die Paläſte Bisignano, Orsini oder Gravina, Colonna oder Stigliano, Imperiali oder Francavilla, Ferandina, Filomarino oder della Torre, Doria oder Angri, San Buono, della Riccia, Tarsia, letzterer mit einer dem Publicum geöffneten Bibliothek, genannt zu werden. Berühmt sind in N. die Katakomben (s. d. Art.). Unter den wissenschaftlichen Anstalten, wovon einige mit den vorzüglichsten der größten Hauptstädte wetteifern, sind die bemerkenswerthesten: die 1224 gestiftete Universität, ohne theologische Facultät, mit 45 Lehrstühlen, 1 Bibliothek von 30000 Bänden, 1 anatomischen Theater, 2 Sternwarten (1 von Miradois und 1 der Marine zu San Gandioso); das Lyceum del Salvatore; die Schule der Paläographie, mit dem allgemeinen Archive des Königreichs verbunden; die Schule bei dem Hospitale degli Incurabili mit 8 Professoren; das Istituto oder die Schule der Maler- und der Bildhauerkunst und die Anstalt zum Aufrollen und Entziffern der zu Herculanum entdeckten Manuscripte (officina di papiri); das Militaircollegium; die Militairschule; die Marineakademie; die Thierarzneischule; das medicinisch-chirurgisch-pharmaceutische Collegium; die polytechnische Schule; das Taubstummeninstitut; die Blindenanstalt; die 2 großen Töchterschulen zu Miracoli und San Marcellino; die Musikcollegien, für das männliche Geschlecht zu San Pietro a Majolla, für das weibliche zu Concordia; das königliche Armenhaus (Real albergo di poveri), wo die Regierung mit einem jährlichen Aufwande von 500000 Franken an 6000 Kindern Unterricht in allen Künsten und Handwerken ertheilen läßt; Lehrstühle der Klinik, der Entbindung, der Ophthalmie und der Chirurgie, die mit großen Hospitälern verbunden sind; das topographische Bureau mit einer reichen Sammlung von Feldmeßinstrumenten; die 4 öffentlichen Bibliotheken, worunter die Borbonica, mit 150000 Bänden, eine der reichsten in Europa ist; 7 Gymnasien; 1 Ritterakademie; herculanische Akademie; 1 Collegium junger Chinesen; das Institut der Aufmunterung; die Gesellschaften Pontaniana und Seberia; die Bourbon'sche Akademie (Accademia Borbonica) mit einer reichen Gemäldesammlung in 8 Sälen und einem Schatze von Alterthümern, unter andern aus Herculanum und Pompeji (1828), 551 Arbeiten in Marmor, 3480 in Erz, 480 in Gold und Silber, 1180 in Glas, 2058 Vasen, über 1600 geschnittene Steine, die große Bibliothek bei der Kirche Angelo a Nilo ꝛc. Diese Akademie ist in 3 Sectionen getheilt, als: die Accademia Ercolanense oder der Alterthümer, die der Wissenschaften und die der Künste, und von dem Könige mit einer jährlichen Summe von nahe an 60000 Franken bedacht. Manufacturen und Fabriken sind nur wenige vorhanden und meistens nur in einzelnen Werkstätten; dabei ist N. doch der Mittelpunkt des Handels und der Fabriken des Staats, obgleich

ersterer sich in den Händen der Fremden befindet. Es hat zu diesem Behufe eine Börse, eine Bank mit einem Capitale von 1 Mill. Ducati und einen Hafen mit einem langen Molo eingefaßt, welcher den ganzen Tag von einer großen Menge Menschen besucht wird und auf welchem man Tanz und Panoramen sieht und Musik und Improvisatoren hört, welche durch das Recitiren von Gedichten das Volk dahinziehen. Diesen Molo ziert überdieß noch ein Leuchtthurm und ein schöner Brunnen. Der Hafen ist nicht ganz sicher gegen Stürme und nur für mittlere Schiffe tief genug; die größeren liegen auf der Rehde. Zur Vertheidigung Neapels dienen 5 Forts: S. Elmo, eine regelmäßige sechseckige Sternschanze auf einem Hügel über der Stadt, mit in Felsen gehauenen Graben, Minen, Casernen, unterirdischen Gewölben, 1 Pfarrkirche und 1 großen Cisterne; del Ovo auf einer Erdzunge im Meere auf einem Felsen und durch eine 200 Schritte lange Bank mit der Stadt verbunden; Torre di St. Vicenzo auf einer Erdspitze; Castello nuovo am Hafen bei dem königlichen Palaste, das der alten Bastille ähnlich sieht, sich durch einen Marmorbogen auszeichnet, das Zeughaus und 3 Kirchen enthält; Torrione del Carmine im Südosten am Meere. Die Umgegend Neapels ist über alle Beschreibung schön. Kein Ort in der Welt ist so reizend von der Natur ausgestattet, keiner erfreut sich eines so herrlichen Klimas, einer so gesunden Luft, keiner bietet dem Naturforscher und Alterthumskenner und jedem Gebildeten so viel Merkwürdigkeiten dar. Westlich erblickt man in diesem, schon im März mit Wein und Südfrüchten prangenden Panorama, den Berg Posilippo (s. d. Art.) und in der Nähe den Prachtsitz, die Villa Florida. Prachtvoll liegen vor dem nie gesättigten Auge die Inseln Capri und Ischia; überall erblickt man im Vorder- und Hintergrunde das hohe Meer; bald ist es hell, bald dunkel, bald grün, bald bläulich, bald ein ruhiger Spiegel, bald wieder wälzen sich hellleuchtend seine Wellen gegen die Ufer und im Osten droht der ernste, finstere, fast immer rauchende Vesuv; so daß es vollkommen wahr ist: „Napoli vedere e poi morire“ („Neapel sehen — und dann sterben“). Weiter trifft man dann den See Agnano mit der Hundsgrotte und den Schwitzbädern des heil. Januarius von St. Germano, das Kloster der Camaldulenser mit der unvergleichlichen Aussicht über Land und Meer; eine Viertelstunde davon das Thal Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), dessen Boden überall warm, auch hier und da heiß ist; die berühmte Grotta del Cane mit der 1807 entdeckten Höhle, in welcher ein siedend heißes Wasser hervorsprudelt; die Pisciatelli, die Fledermaushöhle, die Seilergrotte ꝛc. 71.

Neapel (Königreich), s. Sicilien (Königreich beider).

Nearchus, ein alter Geograph aus Kreta gebürtig, zur Zeit Alexander's des Großen, auf dessen Veranlassung er den indischen Ocean befuhr, wofür er zur Belohnung eine goldene Krone erhalten haben soll. Er segelte den Indus hinab, längs der südlichen Küste von Persien bis in den persischen Meerbusen hinauf und schrieb über diese Reise ein Tagebuch, das uns bei Arrianus in seiner Beschreibung Indiens erhalten worden ist. Die Fragmente dieser Schrift gab der Engländer Vincent heraus, unter dem Titel „The voyage of N. illustr. by W. Vincent“ (Lond. 1797. 4., französisch übersezt von Billecocq. Paris 1800. 4. 3 Bde.). Vergl. Bredow „Untersuchung über alte Geschichte“ St. 2. 20.

Nebel, lat. nebula; franz. brouillard; engl. fog, mist, nennt man das in der niedern freien Luft in solchem Maße Trübende der Dunstbläschen, daß uns mäßig entfernte Gegenstände undurchsichtig erscheinen. Der N. besteht aus im ungewöhnlichen Maße vermehrten Wassergase und lufteinschließenden Dunstbläschen. Man unterscheidet 1) die gewöhnlich sehr dichten Meeresküsten-, Landseen- und Flußnebel; 2) die noch dichtern Polarnebel; 3) die weniger dichten auch flockigen Waldnebel; 4) die horizontal begrenzten Wiesennebel; 5) die feinen gerundeten Fruchtlandnebel oder sogenannten Nebelmeere.

Die Fluß- und Landseenebel sind öfters, wegen der im Wassergase mit verflüchtigten, mehr oder minder mit in die Hüllensubstanz der Dunstbläschen eingezogenen fauligen, thierischen und pflanzenmoderartigen Substanzen, stinkend; besonders zeigt sich dieß bei den herbstlichen Frühnebeln. Der N. hat eine bläuliche oder weißlichgraue, seltener ins Bräunliche spielende Farbe. Alle N. werden in der atmosphärischen Luft aus dem in ihr enthaltenen Wasserdampfe, welcher aus der Oberfläche der Erde aufgestiegen ist, gebildet. Nach gemachten Beobachtungen nimmt man allgemein an, daß der N. entweder fällt oder steigt und dadurch die bekannte Witterungsregel begründet, daß der fallende N. heiteres und der aufsteigende Regenwetter verkündet. Im Sommer sind die N. nicht so gewöhnlich als im Winter, weil die Dünste sich immer gegen den kältern Ort bewegen und im Winter der Erdboden sehr kalt ist, und sie erfüllen alsdann die unterste Luftgegend und schweben nahe an der Erde; im Sommer aber, wo die Erde von den Sonnenstrahlen stark erwärmt ist, müssen sie in die Luft hoch emporsteigen. Auf ähnliche Art erklärt sich auch, warum man den N. besonders des Morgens und des Abends wahrnimmt. Außer den hier genannten Nebeln, die unter den allgemeinen Namen feuchte N. gebracht werden können, gibt es auch solche, die aus höchst feinen, dem Rauche von verbrannten Substanzen ähnlichen Theilchen bestehen und durch welche das Sonnenbild mehr oder weniger hellglänzend, zugleich aber matt oder bläulich weiß oder bräunlichroth erscheint. Dergleichen N. nennt man Höhrauch, Höhenrauch, Heerrauch, Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, Haiderauch, trockene N., franz. brouillard sec, engl. dry fog. Man unterscheidet vier Arten, nämlich 1) den vulcanischen Sonnenrauch; 2) den Haiderauch; 3) den Gewitterrauch und 4) den kosmischen Höhenrauch. Man erklärt sich den trockenen N. aus dem Rauche und dem Dunste verbrannter oder durch Höhe verflüchtigter Substanzen als die größern von vulcanischen Ausbrüchen und die geringern vom Rauche. Am häufigsten und dichtesten ist der trockene N. in den Ländern, welche den großen Moorgegenden und England am nächsten liegen. 26.

Nebelflecke, Nebelsterne nennt man die Gegenstände, welche man bei genauer Betrachtung des Himmels an diesem theils schon mit bloßem Auge, noch mehr aber mit dem Fernrohre wie Wölkchen von verschiedener Lichtstärke wahrnimmt. Diejenige N., die sich durch Fernröhre in Sternen auflösen lassen, sollten mit Recht Sternhaufen und nur die N. genannt werden, welche selbst durch die stärksten Fernröhre betrachtet ihr nebliges Ansehen nicht verlieren, z. B. der N. in der Andromeda. Nach Herschel's spätern Mittheilungen darf man also wohl zwei wesentlich von einander verschiedene Arten von N. annehmen, alle andere Gegenstände aber, die zu keinen dieser beiden Arten zu gehören scheinen, von zweifelhafter Natur betrachten. Erwähnte zwei Hauptarten sind 1) die N., welche man deutlich oder doch wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit für Sternhaufen erkennt, und 2) die eigentlichen Lichtnebel oder milchigen Nebel, die durch stärkere Fernröhre sich nicht so zeigen, daß man sie für Sterne halten könnte, sondern die aus einer gleichförmig vertheilten leuchtenden Materie zu bestehen scheinen. — Die Sternhaufen nun sind sowohl nach ihrer Gestalt, als auch nach ihrer Größe und ihrem Glanze, selbst nach ihren Entfernungen, welche letztere nur sehr ungefähr geschätzt werden können, ungemein verschieden. Was die zweite Art, die eigentlichen Lichtnebel betrifft, so bleibt es allerdings oft zweifelhaft, ob nicht vollkommenere, erst zu erfindende Fernröhre den milchigen Nebel in einen auflösbaren Nebel verwandeln würden. Aber in manchen Fällen ist es doch wohl ganz unbezweifelt, daß man in den milchigen Nebeln eine ganz andere Materie sieht, über deren Beschaffenheit sich nur unvollkommene Muthmaßungen erzeugen können. Denn eine sehr schwach leuchtende, vermuthlich nicht sehr verdich-

tete Materie, welche oft bedeutend große Räume einnimmt, welche öfters mit Sternen in Verbindung steht, kann man in diesen Nebelmassen wohl erkennen; nur bleibt ihre nähere Bestimmung im Weltraume für jetzt unmöglich. — Noch schließen sich an diese beiden Hauptarten die höchst merkwürdigen planetarischen N. an, welche eine fast ganz gleichförmig helle Scheibe von ½ bis 1 Bogenminute im Durchmesser darbieten, oft noch mit einigem Nebel umgeben sind und so gesehen werden, als ob sie bereits einen bestimmten Grad von Festigkeit erlangt hätten, wobei sie sich jedoch stets noch von Sternen durch ein viel matteres Licht und einen größern Durchmesser unterscheiden. Doch scheint über diese Verdichtung zu planetarischen Nebelflecken hinaus immer noch ein höherer Grad der Verdichtung möglich zu sein, bei dem der Nebel in der Mitte einen Stern, nur noch mit Strahlen und mit einer nebeligen Hülle umgeben, darstellt. Endlich scheinen auch andere Nebel sich so an den Sternen anzuschließen, als wollten sie sich eben mit den bereits völlig ausgebildeten Sternen verbinden; die Nebelmasse hüllt einen Stern ein oder liegt zwischen zwei Sternen oder geht in mehreren Zweigen von einem Stern aus u. s. w. — Wer sich über die Natur, Größe und Entfernung dieser Gegenstände, welche zu den allermerkwürdigsten des gestirnten Himmels gehören, ausführlicher belehren will, dem führen wir an „Herschel's sämmtliche Schriften, 1. Bd., über den Bau des Himmels" (deutsche Ausgabe. Dresden und Leipzig 1826); W. Herschel „Über den Bau des Himmels" (3 Abthlg. aus dem Englischen übersetzt; nebst einem Auszuge aus Kant's „Allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels"; mit Kupfern. Königsberg 1791.); „Gehler's Physikalisches Wörterbuch" (neue Ausgabe. 7. Bd. 1ste Abtheilung. 1833. Art. Nebelflecke). 13.

Nebenius (Karl Friedrich), ein hoch verdienter badischer Staatsmann, geb. den 29. Sept. 1784 zu Rhode bei Lindau, studirte zu Tübingen die Rechte und Staatswissenschaften, ward dann Advocat beim Hofgerichte in Rastadt und erhielt bereits im Jahre 1807 das Amt eines Secretairs beim großherzoglichen Finanzdepartement. Nach seiner Rückkehr von einer zur Prüfung der französischen Verwaltung nach Paris unternommenen Reise wurde er im Jahre 1810 Kriegsrath zu Durlach, im folgenden Jahre Finanzrath und 1819 geheimer Referendar. Seine umfassenden Kenntnisse und sein politischer Scharfblick bewährten sich in demselben Jahre noch während der Verhandlungen des ersten Landtages, an welchen er als Regierungscommissair Theil nahm. Dem Principe einer vernünftigen Freiheit huldigend erwarb er sich die Achtung aller Parteien. Daß er übrigens, wenn nicht der alleinige Schöpfer der badischen Verfassung, doch wenigstens einer der thätigsten Theilnehmer bei ihrer Ausarbeitung gewesen, ist bekannt. In der neuern Zeit sprach N. entschieden für den Anschluß Badens an den deutschen Zollverband und zeigte sich überhaupt der Idee einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Handelsfreiheit sehr günstig. Dafür zeugt insbesondere seine Schrift: „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft" (Karlsr. 1835). Außer diesem Werke schrieb er bereits 1818 eine treffliche Abhandlung unter dem Titel „Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht" (Karlsr. 1818). Gleich ausgezeichnet ist eine andere Schrift „Über die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits ꝛc." (Karlsr. 1820. 2. Aufl. 1829.). 22.

Nebenplaneten, Monde oder **Trabanten der Hauptplaneten** sind Weltkörper, die sich um einen Hauptplaneten, ihn auf seiner Reise um die Sonne begleitend, herumbewegen und in derselben Zeit sich einmal um ihre Achse drehen. Man kennt bis jetzt 18 N., nämlich 1 der Erde, 4 des Jupiters, 7 des Saturns und 6 des Uranus. Man sehe auch Planeten. 13.

Nebensonnen, lat. parhelia; franz. parélies; engl. parhelions, mock-suns, und **Nebenmonde**, lat. paraselenae; franz. paraselènes; engl. pa-

raselenes, mock-moons, sind glänzende Lufterscheinungen, die darin bestehen, daß neben, über oder unter der Sonne oder dem Monde, oder auch ihnen gerade gegenüber ein glänzender Fleck, beinahe eben so groß wie diese Gestirne, sich mehr oder minder deutlich zeigt. Der Glanz der N., die oft zwei- oder mehrfach zu gleicher Zeit sich zeigen, gleicht meistens blos dem Glanze der weißen Wolken und ist fast stets farbig. Am häufigsten kommen die mit Höfen und Ringen um die Sonne verbundenen N., weniger noch drei andere Arten vor. Die erste einer Spiegelung ähnliche Art (Luftspiegelung) kann nur höchstens etwas mehr als 1 Grad über dem Horizonte (daher auch blos auf dem Meere sichtbar) entstehen, nämlich bei Auf- oder Untergang der Sonne und wird durch die Strahlenbrechung vollständig erklärt. Die zweite Art, eine Verdoppelung der Bilder oberwärts zeigend, entsteht, wenn die untere Luft kälter als die obere ist, zeigt aber niemals zugleich auch eine N. unterhalb der wahren. Die dritte Art endlich, welche Fallows beobachtet hat, zeigt 4 Nebensonnen an der einen, 3 an der andern Seite der Sonne, etwa um einen Durchmesser der Sonnen von einander abstehend. Diese beiden letztern Arten sind von den Physikern noch nicht genügend erklärt worden. — Was die Nebenmonde, welche die alten Naturforscher bereits kannten, betrifft, so entstehen sie fast alle auf dieselbe Weise wie die Nebensonnen; nur glaubt Brandes, daß in manchen Fällen, wo man beim Monde einen Nebenmond zu sehen glaubte, dieß wohl nur eine Täuschung, durch abgestumpfte oder gereizte Augen erzeugt, gewesen sein könnte und erwähnt zugleich, daß bis jetzt keine Beobachtungen von Nebenmonden vorhanden sind, die der oben angeführten zweiten oder dritten Art von Nebensonnen entsprächen. — Man kann über diese interessanten Naturerscheinungen nachlesen: Plinius, „Hist. natur. II. 32“; „Berliner astronomisches Jahrbuch“ (1812, S. 265); Brandes „Beobachtungen über die Strahlenbrechung“ (Oldenburg 1807. S. 126); Frauenhofer's „Theorie der Höfe“ (in Schuhmacher's astron. Abhdl. 3. Heft. S. 80 ff.); Poggendorf's „Annalen“ II. 440; „Mém. de l'académie de Paris pour 1722. Hist. 13. 13.

Nebukadnezar, Nebukadrezar, Nebuchodonosor, Sohn Nabopolassar's oder Nabukadnezar's I., folgte seinem Vater, dem Gründer des neubabylonischen Reichs, 606 vor Chr., in der Regierung und dehnte die Grenzen seines Landes bis nach Ägypten aus. Auf seinem Zuge nach Ägypten besiegte er 606 den König Necho von Ägypten bei Karchemisch (Circesium) und dessen Vasallen, Josia von Juda, eroberte Jerusalem und führte einen Theil seiner Bewohner nach Babylonien. Dasselbe wiederholte er unter der Regierung Jojakim's, als dieser ihm den Tribut verweigerte, so wie 11 Jahre später unter Zedekiah, welchen er zum Könige eingesetzt hatte. Der Rest der Juden ward jetzt (588) ins babylonische Exil geführt. Erst nach einer 13jährigen Belagerung ergab aber sich ihm (573) Tyrus und mit großen Reichthümern kehrte er von seinem Eroberungszuge aus Ägypten zurück. Babylon erhob N. durch seine Bauten zu einer der schönsten Städte dieser Zeit. Er starb 562. Gegen das Ende seines Lebens soll er in Wahnsinn verfallen sein. 77.

Necho, Sohn des Königs Psammetich von Ägypten und seit 614 vor Chr. Nachfolger desselben, war der erste, der durch phönicische Schiffer Afrika umsegeln ließ. Während seiner ganzen Regierung begünstigte er den Verkehr Ägyptens mit dem Auslande, erweiterte die Grenzen desselben bis nach Syrien, schlug den König von Juda, Josia, bei Megiddo, machte dessen Nachfolger, Jojakim, tributpflichtig, verlor aber (606) seine eroberten Länder durch die unglückliche Schlacht gegen Nebukadnezar bei Karchemisch (Circesium). N. starb nach Einigen 601, nach Andern 597 vor Christo. 77.

Neckar (lat. Nicer, Nicarus), ein Nebenfluß des Rheins, entspringt auf

freiem Felde 2148 Fuß über der Meeresfläche in der sogenannten Baar am Fuße des Schwarzwaldes, in der Nähe des würtembergischen Dorfes Schwenningen, durchströmt anfangs nordöstlich, dann nordwestlich fast ganz Würtemberg, berührt hier namentlich die Städte Rotweil, Rothenburg, Tübingen, Eßlingen, Marbach, Heilbronn, tritt bei Wimpfen ins badensche Gebiet, fließt bei Heidelberg vorbei und ergießt sich bei Manheim in den Rhein. Bei seinen vielen Krümmungen hat der N. eine Länge von 53 Meilen und erreicht bei Kannstadt, wo er kleinere Fahrzeuge trägt, eine Breite von 100 Fuß, bei Heilbronn, schon für größere schiffbar, von 200 Fuß und an seiner Mündung von fast 400 Fuß. Sein Flußgebiet, das über 200 □ Meilen beträgt, führt ihm rechts die Fils, Rems, den Kocher und die Jaxt, links die Enz und Nagold zu. Vergl. Jäger's „Handbuch für Reisende in den Neckargegenden, von Kannstadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde" (Heidelb. 1824, mit Kpfrn.). 35.

Necker (Jacques), Finanzminister unter Ludwig XVI., am 30. Sept. 1732 zu Genf, wo sein Vater Professor des Staatsrechts war, geboren, stammte aus einer irländischen, religiöser Verfolgungen wegen unter der Königin Maria nach Deutschland geflüchteten Familie und widmete sich, nachdem er seine classischen Studien vollendet hatte, dem Handelsstande. Zu Paris bildete er sich bei dem reichen Banquier Vernet zu einem tüchtigen Geschäftsmanne und wußte sich die Liebe und Achtung seines Principals in so hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieser zu seinem Associé annahm und ihm, als er sich 1763 aus dem Geschäfte zurückzog, einen bedeutenden Fonds hinterließ, um ihn in den Stand zu setzen, mit Thelusson ein Handelshaus zu gründen, welches bald als das erste in Frankreich angesehen werden mußte. Die Finanzen des hart gedrückten Landes geriethen in immer größere Zerrüttung und der Hof sah sich genöthigt zu N.'s Credit seine Zuflucht zu nehmen. Dadurch sowohl als durch seine Ernennung zum Ministerresidenten seiner Vaterstadt in Paris (1768) kam der betriebsame Speculant mit der Regierung in nähere Verbindung und erwarb sich die Freundschaft des damals allmächtigen Ministers Choiseul. Seine Bemühungen, der ihrem Untergange nahen ostindischen Compagnie wieder aufzuhelfen, müssen, obschon sie an den böswilligen Anschlägen der Regierung, welche die gänzliche Auflösung der Gesellschaft herbeiführten, scheiterten, mit Dank anerkennt werden. Er kämpfte bei dieser Gelegenheit gegen die Ökonomisten an, welche vollständige Handelsfreiheit verlangten und sich entschieden und mit vollem Rechte gegen alle Corporationen erklärten. Die Verdienste, welche sich die Compagnie um die Regierung und den Handel erworben hatte, wurden freilich von N. hervorgehoben, mußten aber vor den Vortheilen, die man durch ihre Aufhebung zu gewinnen dachte, in den Hintergrund treten. Nachdem N. noch einmal durch seinen Reichthum und durch seinen Credit dem Schatze aus der größten Verlegenheit geholfen hatte, gab er 1772 die Handelsgeschäfte, weil ihm diese Art Arbeit, die ihm nichts Anziehendes, nichts Neues mehr darbot, zum Ekel geworden war, auf und widmete sich dem Studium der Wissenschaften und den Vergnügungen des geselligen Lebens. Seiner Lobrede auf Colbert („Eloge de Colbert" Par. 1778. 8. Deutsch, Dresden 1781. 8.), welche sich durch Würde des Styls und leichtfaßliche Behandlung der wichtigsten Fragen der Nationalökonomie auszeichnet, worin er aber zugleich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht und seine Lust nach dem Finanzministerium blicken läßt, wurde von der Akademie der Preis zuerkannt. Noch größeres Aufsehen erregte sein „Essai sur la législation et le commerce des grains," (Par. 1775. 8., Deutsch, Dresden 1777. 8.), worin er sich gegen die Physiokraten und deren Haupt, den Minister Turgot, welche völlige Freiheit des Getreidehandels herbeigeführt hatten, erklärte und auf die moralischen und physischen Hindernisse, welche dieser an sich sehr lobenswerthen

Maßregel in Frankreich im Wege ſtanden, aufmerkſam machte. Die Hülfsquellen des Staates waren erſchöpft und der Credit faſt gänzlich zernichtet, als der erſte Miniſter Maurepas, „der alte Fuchs," welcher ſich ſonſt mit anerkannt untauglichen Collegen zu umgeben pflegte, in der höchſten Noth ſeine Zuflucht zu N. nahm und ihn, weil er als Proteſtant nicht wirklicher Staatsminiſter werden konnte, am 22. Oct. 1776 zum Generaldirector des königlichen Schatzes ernannte. N. nahm die Stelle nur unter der Bedingung, daß er ſeine Dienſte unentgeldlich leiſte, an und ſuchte ſogleich in allen Zweigen der Verwaltung Erſparniſſe einzuführen. Mißbräuche aller Art, Sinecuren, Penſionen, Gratificationen und Steuerbefreiungen, welche jedes Jahr eine ungeheure Summe der Staatseinkünfte verſchlangen, wurden nach und nach vermindert, die Stellen der Finanzintendanten, welche nur Verwirrung in die Geſchäfte brachten, aufgehoben und ein mit den nöthigen Verwaltungskenntniſſen verſehener Comité dafür zuſammengeſetzt, dem Getreidemangel im ſüdlichen Frankreich durch vernünftige Maßregeln geſteuert, die directen Auflagen gerechter vertheilt, die läſtigſten Steuern gemildert oder aufgehoben, ein Leihhaus für die Armen errichtet (1777), Voranſtalten zur Errichtung der Provinzialverſammlungen getroffen (1778), viele Hof-, Finanz- und Gerichtsſtellen, die ſich bis zur Ungebühr vermehrt hatten, aufgehoben (1780), größere Ordnung in dem Geſchäftsgange eingeführt, eine Discontobank in Paris errichtet, das ſogenannte Recht der todten Hand, ein barbariſches Überbleibſel der Feudalherrſchaft, außer Wirkſamkeit geſetzt, die unzähligen Zölle im Innern Frankreichs vermindert (1779), die Hospitäler und Gefängniſſe beſſer eingerichtet und eine neue Organiſation der Pachtungen und Verwaltungen (fermes et règles), wodurch der Schatz allein 14 Millionen Einkünfte gewann, zu Stande gebracht. Alles wurde mit der ſtrengſten Rechtlichkeit und mit der möglichſten Schonung durchgeführt, aber N. mußte ſich dadurch nothwendig den Haß des trägen Adels und der Hofleute zuziehen. Dagegen wußten die Verſtändigen im Volke ſeine Verdienſte beſſer zu würdigen, denn der geſunkene Credit war ja durch ihn allein wieder emporgehoben worden, mehrere Anleihen (zuſammen 530 Millionen betragend) waren ohne Schwierigkeit zu Stande gekommen; der Krieg, worein Frankreich durch den Befreiungskrieg der nordamerikaniſchen Staaten verwickelt worden war, wurde mit dieſem Gelde auf eine der Nation würdige Weiſe geführt, ohne daß eine neue Auflage geſchaffen werden mußte. Aber gerade dieſe Verdienſte waren es, welche N., der zu mächtig zu werden ſchien, ſeinem früheren Gönner Maurepas und der Hofparthei verhaßt machten. Als er endlich gar in ſeinem „Compte rendu au roi" (Par. 1781., Deutſch von Molius, Berlin 1781. 4.) den Zuſtand der Finanzen offen darlegte und die früheren Mißbräuche zur allgemeinen Kenntniß brachte und als Anerkennung ſeiner ſeitherigen Bemühungen Eintritt ins Miniſterconſeil und andere unzweideutige Zeichen des königlichen Beifalls verlangte, erhob ſich die Cabale gegen ihn mit aller Macht; man verweigerte ihm ſeine Forderungen unter dem Vorwande, daß die Staatsgeſetze nicht geſtatteten, dieſe einem Proteſtanten zuzugeſtehen, und zwang ihn dadurch, um ſeine Entlaſſung zu bitten, welche er am 12. Mai 1781 auf eine ſehr gleichgültige Weiſe erhielt. Man hat ihm die Abdankung in dieſer gefahrvollen Periode zum Vorwurfe gemacht und dieſem Umſtande mit allzugroßer Übertreibung den Ausbruch der Revolution zugeſchrieben. Wollte N. aber ſeine Ehre wahren, ſo konnte er nicht anders handeln. Nach ſeiner Abdankung zog er ſich nach St. Ouen und 1784 in die Schweitz zurück, um den Druck ſeines mit großer Vorliebe für den Gegenſtand ſelbſt ausgearbeiteten Werks „De l'adminiſtration des finances" (Lausanne 1784. 8., Deutſch, Lübeck 1785. 3 Thle. 8.) zu leiten. Der innere Gehalt ſowohl als die Leichtigkeit der Darſtellung erwarben ihm einen ungemeſſenen Beifall und es wurden trotz des Verbotes und der

Gegenmaßregeln der Regierung in wenig Tagen über 80000 Exemplare abgesetzt. Die Finanzen Frankreichs geriethen bald wieder durch die untauglichen Minister Joly de Fleury, d'Ormesson und besonders durch den niederträchtigen Calonne in noch schlimmere Zerrüttung als früher. Calonne wagte sogar die Verwaltung und die Rechnungsablage N.'s anzugreifen; dieser kehrte aber nach Paris zurück und machte seinen Gegner in einer trefflichen Denkschrift (1787) gänzlich zu Schanden. Diese Freimüthigkeit hatte seine Verbannung aus der Hauptstadt zur Folge, wohin er jedoch nach einigen Monaten zurückkehren durfte. Von Neuem angegriffen deckte er in seinen „Nouveaux éclaircissemens sur le compte rendu" (1788) die Blöße und Schändlichkeit Calonne's, welcher unterdessen von dem Ministerium entfernt und aus Frankreich verwiesen worden war, schonungslos auf. Während seiner Zurückgezogenheit hatte er auch das beachtungswerthe Werk „Sur l'importance des opinions religieuses" (Par. 1788. 8., Deutsch von J. J. Ströhlin, Stuttg. 1788. 8.) vollendet, welches die Ansichten seiner Zeit über die Religion bekämpfte und diese als eine nothwendige Grundlage der Gesellschaft darstellte. Später entwickelte er seine religiösen Ideen noch klarer und bündiger in dem „Cours de morale religieuse" (Par. 1800. 3 Voll. 8.). Die Nation ward indessen immer mehr durch die schlechte Finanzverwaltung Fourqueux's und Brienne's erbittert und verlangte laut die Versammlung der Generalstaaten und die Zurückberufung N.'s. Beides mußte bewilligt werden. N. trat am 26. Aug. 1788 von Neuem mit dem Titel eines Generaldirectors der Finanzen, welcher nach der Eröffnung der Generalstaaten in den eines ersten Ministers der Finanzen umgeändert wurde, ins Ministerium. Der Credit stieg augenscheinlich und man hoffte wieder Alles; aber schon war es zu spät und N. konnte sich nur darauf beschränken, die empfindlichsten Übel abzuwenden. „In keiner anderen Periode seiner Verwaltung," sagt ein sonst nicht sehr günstig für ihn gestimmter französischer Schriftsteller, „hat N. so viel Muth, Gewandtheit, Klugheit und Tugend gezeigt. Seine geschickt und richtig berechneten Unternehmungen und der Erfolg, den sie hatten, grenzen ans Wunderbare und doch ist gerade diese Periode seiner Verwaltung nicht der vorzüglichste Gegenstand des Lobes seiner Verehrer gewesen, weil die Menschen weit mehr von dem Guten, welches man ihnen erzeigt, ergriffen und zur Dankbarkeit bewegt werden, als von den Übeln, die man von ihnen abwendet, selbst wenn dieser Dienst auch noch so groß ist." Einige Inconsequenz kann man jedoch in dem Benehmen N.'s, welcher bei der Zusammenberufung der Generalstaaten die vorgeschlagene und von ihm nicht gebilligte Verdoppelung der Deputirtenanzahl aus dem dritten Stande dem Ermessen der Notabeln anheimstellte und doch, als diese sich dagegen aussprach, den König zur Ausführung dieses Vorschlags bestimmte, nicht hinwegläugnen, ohne daß man dadurch die Billigkeit und den Vortheil dieser Maßregel in Abrede stellen dürfte. Die Zeit war gekommen, wo die Forderungen des Volks berücksichtigt werden mußten. N.'s Stellung war eine sehr gefährliche; der Nationalversammlung verdächtig, weil er übertriebenen Forderungen entgegen war, und dem Hofe verhaßt, weil er den König zur dringend nöthigen Nachgiebigkeit zu bewegen suchte, konnte er sich nicht lange in der Mitte der Parteien behaupten. Er erhielt am 11. Juli 1789 seine Entlassung mit dem Bedeuten, schleunig und ins Geheim Frankreich zu verlassen, und eilte unter fremdem Namen nach Brüssel und von da nach seinem Landgute Coppet bei Basel. Die Folgen seiner Entlassung, die Erstürmung der Bastille und die Einsetzung einer städtischen Regierung, sind bekannt und der König sah sich bald durch den Nationalconvent und das immer unruhiger werdende Volk genöthigt, den verabschiedeten Minister zurückzuberufen. N. zögerte lange und als er sich endlich durch die drohende Gefahr des Vaterlandes bewogen nach Paris zurückbegab, glich seine Reise einem Triumphzuge; allent-

halben kamen ihm die Ausbrüche der begeisterten Freude entgegen. Statt von diesen berauscht zu werden, beschäftigte sich N. nur damit, die Gemüther zu beruhigen, Achtung gegen das Eigenthum zu empfehlen und der siegreichen Partei Gerechtigkeit und Mäßigung gegen die Besiegten zu predigen. Die Amnestie, welche er am 30. Juli bewirkte, wurde leider schon nach wenigen Tagen auf Mirabeau's Betrieb von der Nationalversammlung widerrufen und von jetzt an war seine öffentliche Laufbahn nur eine ununterbrochene Reihe von Leiden, durch Haß und Undank herbeigeführt. Es lag nicht mehr in seiner Macht einen regelmäßigen Gang der Geschäfte zu verfolgen; er mußte sich einzig und allein darauf beschränken, der Regierung von Tage zu Tage das Leben zu fristen. Als er endlich einsah, daß der unverbesserliche Hof seinem Verderben unaufhaltsam entgegengehe, als ein höchst nöthiges Anlehen an der Unfügigkeit der Deputirten scheiterte und als ihm die Schaffung des Papiergeldes den Ruin alles Credits herbeizuführen schien, forderte er seine Entlassung, die ihm mit der bereitwilligsten Schnelligkeit und ohne die geringste Anerkennung seiner Verdienste gegeben wurde. Kaum gelang es ihm auf seiner Reise nach Basel der Wuth des Pöbels zu entgehen und fast nirgends erhielt der noch vor Kurzem so hochgefeierte Minister Zeichen der Theilnahme. N. beobachtete die politischen Bewegungen Frankreichs seit 1790 von der Schweitz aus mit der größten Aufmerksamkeit. Die Fehler der Constitution beleuchtete er in seinen Schriften „Sur l'administration de M. Necker par lui même" (Par. 1791. 8., Deutsch von E. A. C. Strasser, Hildburgh. 1792. 8.) und „Du pouvoir exécutif dans les grands états" (Par. 1772., Deutsch von G. W. v. Petz, Nürnb. 1793. 2 Thle. 8.) mit großer Klarheit, indem er sie mit den politischen Einrichtungen Englands und Amerikas verglich. Den unglücklichen König vertheidigte er in seinen „Réflexions présentés à la nation française" (Par. 1792. 8., Deutsch, Passau 1793. 8.), welche die Einziehung seiner Güter zur Folge hatten. Nach dem Sturze des Convents, als rechtliche Männer wieder Gehör fanden, gab er seine treffliche Schilderung der französischen Revolution „De la révolution française" (Par. 1796. 4 Voll. 8., Deutsch, Zürich 1797. 2 Thle. 8.) heraus und scheute sich nicht, als der erste Consul nach dem Kaiserthrone strebte, die Grundsätze der wahren Republik in seiner gehaltreichen Schrift „Les derniers vues de politique et de finances" (Par. 1802. 8.) gegen diesen zu vertheidigen. Seine letzten Jahre verflossen in der Ruhe und Würde, die dem Alter ziemt. Das Drängen seiner Freunde konnte ihn nicht vermögen, noch einmal nach Paris zurückzukehren. Er starb auf seinem Landgute Coppet am 9. April 1804. Mag auch N. als Staatsmann manchen Tadel verdienen, als Mensch und Gatte glänzt er in untadeliger Reinheit. „Die Nachwelt," sagt Lally Tolendal, „wird ohne Zweifel N. in die Reihe jener Staats- und Privatmänner, die sich stets und überall als streng tugendhaft erwiesen, in die Reihe der gewandtesten und uneigennützigsten Finanzminister stellen; sie wird ihn sicher jenen Schriftstellern beizählen, welche durch Tiefe der Gedanken, Gemeinnützigkeit, Reinheit der Gesinnung und Gediegenheit und Schönheit der Darstellung sich auszeichnen. Die Nachwelt wird von seinem ersten Ministerium sagen, daß es den Ruhm des Fürsten und das Glück des Volkes auf die höchste Stufe gehoben hätte, wenn es nicht unterbrochen worden wäre; von dem zweiten aber wird sie mit Recht behaupten, daß N. dem zu spät an das Krankenbette eines mit dem Tode Ringenden gerufenen Arzte glich, dem von der trauernden Familie die Schuld, welche doch allein an dem Übel lag, zugeschoben wird." „Oeuvres complètes de J. Necker, publiés par le baron de Stael" (Par. 1821—22. 15 Voll. 8.). Vergl. A. de Staël-Holstein's „Notice sur M. Necker" (Par. 1820. 8., Deutsch in den „Zeitgenossen." Neue Reihe. Leipzig 1821. Bd. I. Heft 2. und 3.).

66.

Necker (Suſanne), die Gemahlin des Vorhergehenden, war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern und erhielt von ihrem Vater eine ſo gelehrte Erziehung und einen ſo gründlichen Unterricht, wie dieſe vielen Männern, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, ſelten zu Theil werden. In ihrem 25. Jahre verſtand ſie die alten und viele neuere Sprachen und erfreute ſich ihrer Schönheit und ihres Geiſtes wegen einer ſehr hohen Achtung. Der große engliſche Hiſtoriker Gibbon bot ihr ſeine Hand; da ſie aber ſeine Geſinnungen nicht theilen konnte, zog ſie es vor ihrer Freundin Vermenoux als Lehrerin ihres Sohnes in der lateiniſchen Sprache nach Paris zu folgen. Durch dieſe lernte ſie Necker, welcher damals noch Kaufmann war, kennen und ſie ward 1764 ſeine Gemahlin. Sie verſammelte bald die bedeutendſten Männer des Jahrhunderts, worunter ſich Thomas, Buffon, Saint-Lambert und Marmontel befanden, in ihrem Hauſe und ſoll den Ehrgeiz ihres Gatten zur Betretung der politiſchen Laufbahn angefacht haben. Während den beiden Miniſterien Necker's vermehrte ſie deſſen öffentliche Achtung durch ihren Wohlthätigkeitsſinn; viele Mißbräuche in den Gefängniſſen wurden durch ihre Vermittelung abgeſtellt und die Hospitäler zweckmäßiger eingerichtet. Sie gründete ſogar ein Spital zu Paris, deſſen muſterhafte Verwaltung ſie ſelbſt anordnete und das noch ihren Namen trägt. Anſpruchslos und liebevoll übte ſie nie einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Gatten und benutzte deſſen Zuneigung nie, um fremdes Intereſſe zu fördern. Im Glück und Unglück war ſie ſtets an Necker's Seite und ſtarb 1794 zu Coppet. Ihre „Réflexions sur le divorce“ (1790) behandeln dieſen Gegenſtand mit ungewöhnlichem Zartſinn und verrathen eben ſo wie ihr „Mémoire sur l'établissement des hospices“ und ihre Abhandlung „Des inhumations précipitées (1790) ihre große Herzensgüte und die reinſte Moral. Die nach ihrem Tode von ihrem Gatten herausgegebenen „Mélanges tirés des manuscrits de Mdme. Necker“ (Par. 1798. 3 Voll. 8. Deutſch, Chemnitz 1799—1800. 2 Thle. 8.) und die „Nouveaux mélanges“ (Par. 1801. 3 Voll. 8. Deutſch von Gubitz, Gießen 1804. 2 Bde. 8) geben über das geiſtige und geſellſchaftliche Treiben jener ſtürmiſch bewegten Zeit manche beachtenswerthen Aufſchlüſſe. 66.

Nedſched, ſ. Arabien.

Neeffs, zwei namhafte niederländiſche Maler, Vater und Sohn. Der Vater, Peter N., geb. um 1560 (1580) zu Antwerpen, malte vorzüglich Architektur und Perſpectiven, insbeſondere aber zeigte er eine vollendete Meiſterſchaft in der Darſtellung des Innern von Kirchen altdeutſchen Styls und zwar häufig mit nächtlicher Beleuchtung. Ein Meiſterſtück dieſer Art, das Innere der Hauptkirche von Antwerpen, beſitzt die wiener Gallerie. Auf dieſem Stücke ſind die Figuren von einem der Franck gemalt. Das Todesjahr N.'s iſt nicht bekannt. — Peter N., der Sohn, von dem wir ebenfalls weder Geburts- noch Todesjahr kennen, arbeitete ebenfalls mit vieler Auszeichnung in ſeines Vaters Genre, doch mit weniger Genauigkeit. Auch im Helldunkel ſtand er jenem bedeutend nach. 36.

Neer (Arend oder Arthus van der), ein berühmter niederländiſcher Landſchaftsmaler, geb. 1619 zu Amſterdam, fertigte mit leichtem gefälligem Pinſel vortreffliche Landſchaften mit Mondlicht, Winterlandſchaften und ausgezeichnete Waſſerpartien. Er ſtarb 1683. — Sein Sohn, Eglon Heinrich van der N., geb. 1643, hat ſich ebenfalls als Landſchafts- und Hiſtorienbildnißmaler großen Ruf erworben. Man rühmt insbeſondere ſeine Vordergründe, wo er verſchiedene Pflanzen, Thiere u. dergl. m. meiſterlich anbrachte, und außerdem auch einige ſeiner Geſellſchaftsſtücke in Terbourg's Geſchmack. Sein Colorit iſt ſehr angenehm, die Ausführung äußerſt fleißig. Er war Hofmaler des Königs von Spanien und ſtarb im Jahre 1703 zu Düſſeldorf. 36.

Neergaard (Tönnes Chriſtian Bruun, Baron von), Kunſtkenner und

Reisender, geb. den 26. Nov. 1776 auf Seeland, machte treffliche Studien und unternahm nach Vollendung derselben Reisen in die wichtigsten Länder des Continents, wobei er vorzüglich seinem Geschmacke für Naturwissenschaften nachgebend alles Merkwürdige und Interessante in dieser Hinsicht einer besondern Aufmerksamkeit widmete. Die Ruhepunkte, welche er sich nach seinen verschiedenen Wanderungen gestattete, brachte er entweder auf seinen Gütern, meist aber zu Paris zu, wo er auch im Jahre 1824 starb. Unter seinen Schriften erregen vorzügliches Interesse: „Journal du dernier voyage de C. Dolomieu dans les alpes“ (Par. 1801) und „Voyage historique et pittoresque du nord d'Italie“ (Par. 1812-1815. 2 Voll.). 22.

Neerwinden, ein Dorf in der Provinz Lüttich des Königreichs Belgien, ist berühmt durch zwei Schlachten. Die erste derselben, auch die Schlacht bei Landen genannt, geschah am 29. Juni 1693 zwischen den Holländern unter ihrem Könige Wilhelm und dem französischen Heere unter dem Marschalle von Luxemburg. Der Sieg blieb Letzterem, hatte aber, einige unbedeutende Eroberungen ausgenommen, nur wenige Folgen. Wichtiger war die zweite am 18. März 1793 zwischen den Franzosen unter Dumouriez und den Östreichern und Preußen unter dem Prinzen von Coburg. — Das siegreiche Gefecht bei Tirlemont am 16. März 1793 hatte viel dazu beigetragen den durch den Verlust bei Aldenhofen (am 1. März) gesunkenen Muth der französischen Armee von Neuem zu beleben und Dumouriez beschloß daher durch einen Hauptschlag den Feldzug zu entscheiden. Die östreichische Armee war zwischen Tongern, St. Tron und Landen bereits wieder vorgerückt und hatte zwischen letzterm Orte und Leau hinter einem Bache, der kleinen Gette, Position genommen. Dumouriez muthmaßte, daß der linke Flügel der Östreicher, welcher seine Anhaltepunkte in den drei Dörfern Middel-, Over- und Neerwinden hatte, wegen der Zufuhrstraßen von Mastricht und Lüttich am stärksten sei, und richtete deßhalb hierher seinen Hauptangriff. Das Centrum sollte denselben unterstützen und sein linker Flügel gegen das Dorf Orsmael vorrücken, dann Leau besetzen und so die Feinde an einer möglichen Überflügelung verhindern. Der Kampf begann am 18. Vormittags früh zwischen 7 und 8 Uhr. Der französische rechte Flügel unter dem General Valence rückte gegen Lande vor, nahm dann, da er hier keinen Widerstand fand, seinen Marsch gegen Middelwinden, bemächtigte sich der dieses Dorf beherrschenden Höhe und vereinigte sich dann mit dem Centrum unter dem Herzoge von Chartres (Ludwig Philipp), um N. zu stürmen. Aller Widerstand der Östreicher war hier vergeblich. Auf dem linken Flügel war unterdeß der General Miranda zum Sturme des Dorfes Orsmael vorgegangen, als sich plötzlich, wie man sagt, durch Emissaire der Jacobiner (die, um die Pläne Dumouriez unschädlich zu machen, den Verlust der Schlacht wünschten), der Ruf: „Sauve qui peut“ vernehmen ließ. Alles wandte sich jetzt aller Anstrengungen Miranda's ungeachtet zur Flucht und der rechte Flügel der Östreicher fand jetzt Gelegenheit seinem schon geschlagenen linken zur Hülfe zu kommen. Die Höhe vor Middelwinden ward wieder genommen und Dumouriez zum Rückzuge gezwungen. Ein Versuch, am folgenden Morgen sich wieder zu setzen, scheiterte und eben so ein zweiter bei Löwen, am 22. März. — In Folge dieser Niederlage, welche den Besiegten 4000 Mann und 29 Kanonen kostete, verloren die Franzosen die Niederlande, die sie durch die Schlacht bei Jemappe gewonnen hatten, in kurzer Frist wieder. (Vergl. übrigens d. Art. Dumouriez.) 15.

Nees von Esenbeck (Christian Gottfried), bekannter Botaniker, ward am 14. Febr. 1776 geboren, besuchte das Pädagogium zu Darmstadt, wo sich schon seine Hinneigung zu den Naturwissenschaften ausbildete und bezog hierauf die Universität Jena, um da Medicin und Naturwissenschaften, vorzüglich Botanik, zu studiren. Hierauf ließ er sich zu Frankfurt a. M. als praktischer Arzt

nieder und gab gleichzeitig mehrere botaniſche Schriften heraus. Dadurch in der literariſchen Welt bekannt geworden wurde ihm die Redaction der „Nova Acta physico-medica Acad. caesar. Leopoldino-Carol. natur. Curiosorum“ übertragen, die vom Thl. 9—16. Bd. 1. ſeit 1818 bis jetzt unter ſeiner Leitung erſchienen ſind; gleichzeitig erhielt er auch eine Anſtellung als Profeſſor zu Erlangen und ſpäter als Profeſſor der Botanik zu Bonn, mit welcher Stelle er zugleich die eines Präſidenten der kaiſerlichen leopoldiniſchen Akademie der Naturforſcher vereinigte. Im Jahre 1831 ward er nach Breslau verſetzt. Um die Univerſität zu Bonn hat er ſich vorzüglich durch die in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder beſorgte Anlage des botaniſchen Gartens verdient gemacht. Als ſeine vorzüglichſten Schriften bezeichnen wir: „Die Algen des ſüßen Waſſers“ (Bamberg 1814); „Handbuch der Botanik“ (Nürnb. 1820 f. 2 Bde.); „Vorleſungen zur Entwickelungsgeſchichte des magnetiſchen Schlafs und Traums“ (Bonn 1820); „Genera et species Astercarum“ (Nürnb. 1833); „Naturgeſchichte der Lebermooſe“ (Berl. 1833 ff.); „Hymenopterorum Ichneumonibus affinium monographiae etc.“ (Stuttg. 1833—34. 2 Bde.); „Syſtem der Pilze und Schwämme“ (Würzburg 1816. 4. m. Kpfrn.); „Amoenitat. botanic. Bonens.“ (Fasc. I. et II.); mit Biſchof und Rothe gemeinſchaftlich „Die Pflanzenſubſtanz phyſiologiſch, chemiſch und mathematiſch dargeſtellt“ (Erlang. 1819. 4.); mit Hornſchuch und Sturm beſorgte er „Bryalogia germanica“ (Nürnb. 1823—31. 2 Bde.); im Vereine mit Weihe „Beſchreibung der deutſchen Brombeerſträucher“ (Bonn 1822 ff. Fol. mit 60 Kupfertaf.). — Sein Bruder, Theodor Friedrich Ludwig, iſt Profeſſor und Inſpector des botaniſchen Gartens zu Bonn und hat ſich ebenfalls als Botaniker rühmlichſt ausgezeichnet. Wir nennen nur: „De muscorum propagatione“ (Bonn 1820); „Plantae medicinales“ (Düſſeldorf 1821—34. 32 Lieferung. Fol.); „Genera plantarum florae germanicae etc.“ (Bonn 1833 ff. bis jetzt 6 Hfte.). 39.

Negation heißt derjenige Act unſeres Bewußtſeins, durch welchen daſſelbe irgend Etwas von ſeiner Einheit, d. h. von dem Complexe der Vorſtellungen ausſchließt, welche es in ſich als verbunden befaßte. Entweder nun kann eine Vorſtellung nur von einem beſtimmten Kreiſe von Vorſtellungen, einer beſtimmten Bewußtſeinseinheit, ausgeſchloſſen werden — und erſcheint dann als relative N. — auch blos N. genannt, als die gewöhnlichſte Art derſelben, oder von aller Bewußtſeinseinheit, ſo daß ſie auf gar keine Weiſe gedacht werden ſolle — abſolute N., abſolutes Nichts. — Wir denken alſo durch eine N. nie einen beſtimmten Gegenſtand an und für ſich, ſondern blos mit Bezug auf eine Poſition die Abweſenheit einer ſolchen an einem Gegenſtande. Dieſe Beziehung eines Begriffs auf einen andern, wodurch dieſer andere von ihm ausgeſchloſſen iſt, heißt die negative Beſtimmung eines Begriffs, und der andere Begriff, der ſo ausdrücklich von ihm ausgeſchloſſen wird, ſein negatives Merkmal. Durch negative Merkmale wird demnach nie Etwas poſitiv erkannt, ſondern nur eine irrige Beſtimmung eines Begriffs verhütet. Daher kann ein Begriff auch nie aus blos negativen Merkmalen beſtehen, denn ſonſt wäre er ein ganz leerer, die abſolute N. — Die Beſtimmung des Weſens Gottes per negationem hat denſelben Grund; man nimmt aus dem Begriffe Gottes alle endlichen Poſitionen weg, um ihn auf ſolche Weiſe wenigſtens von jeder irrigen unvollkommenen Vorſtellung rein zu erhalten, wenn auch eine poſitive Idee dadurch noch nicht möglich iſt. 80.

Neger oder Aethiopier, franz. nègres; engl. negros, nennt man die Menſchenrace, welche ſich durch eine ſchwarze Hautfarbe, eine feine heulende Stimme, ſchwarzes Wollhaar, platt gedrückte und aufgeſtülpte Naſe, eine flache und zurückgedrängte Stirn, aber ſehr weit hervorſtehende Backenknochen und Kinnladen, dicke, aufgeworfene Lippen charakteriſirt. Die Frauen bei den Negern haben ſo breite Bek-

kenknochen, daß bei ihnen die Hüften monstruös hervorstehen. Nach Sömmerring ist das Gehirn der N. viel schmäler als das unsrige, die Nerven dagegen sind an ihrem Ursprunge weit dicker. Blut, Muskeln, Galle und alle Säfte sind dunkler, der Schweiß riecht übler und färbt die Leinwand; die Brüste der Weiber sind sehr lang, herabhängend; die Negerinnen gebären vom 11., 12. Jahre an, wo die Menstruation eintritt, abortiren aber wegen der Weite ihres Beckens sehr häufig. Die N. sind im Allgemeinen träge, unvorsichtig, gleichsam gedächtniß- und gedankenlos, mit Wenigem zufrieden; die Weiber sehr wollüstig und untreu, doch wird bei manchen Negernationen Untreue mit Lebendigbegrabenwerden bestraft. Die N. sollen nicht so lange leben als andere Menschen und nach dem 60. Jahre, wo ihre Haare grau werden, schon ganz abgelebt sein. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Räubereien unter ihnen vervielfältigte. — Die wirklichen N. (die man nicht mit den Mohren oder Mauren der Nordküste Afrikas verwechseln darf, welche nicht zu der äthiopischen Race gehören) bewohnen die ungeheure Strecke Afrikas zwischen dem 16° N.Br. bis zum 16° S.Br. Am Besten bekannt sind in den beiden Guineas die Fullah's, Dolossi's, Sousou's, Mandingo's, Aschantie's, die N. von der Küste von Ardra und Benin, die Bewohner der Küste Gabon und die etwas mehr civilisirten Nationen von Loango, Kongo, Angola und Benguela. Im Innern Afrikas, das fast gar nicht bekannt ist, sind die Neger bis Abyssinien und Nubien, auf der andern Seite aber bis in den Westen von Madagaskar vorgedrungen. 7.

Negerhandel, s. Sklavenhandel.

Negrillo's oder **Papu's**, eine von den Nationen der Insel Borneo, sind von kleiner Statur (höchstens 5 Fuß hoch) und schwarzbrauner Farbe, haben eine vorstehende Nase, rothe Augen, geringeltes Haar und leben als Naturmenschen in kleinen Gesellschaften auf Bergen und in den unzugänglichsten Wäldern. Von Bildung kann daher bei ihnen gar nicht die Rede sein. 35.

Negroponte, s. Griechenland.

Negus (von nagasa, herrschen) ist der einheimische Titel des Königs von Abyssinien, gewöhnlich auch der Großnegus genannt; N. (spr. Nigos) dagegen ist ein aus rothem Weine, Wasser, Citronensaft, Zucker und Muskatennuß bereitetes Getränk, welches von seinem Erfinder, dem englischen Oberst Negus, den Namen hat. 30.

Nehemiah, der zweite Gründer des hebräischen Staats, war der Sohn eines im Exile lebenden Juden, Hachalja, und Mundschenke des persischen Königs Arthaschasta (Artaxerxes Longimanus). Von dem traurigen Zustande seiner nach Palästina und Jerusalem zurückgekehrten Landsleute benachrichtigt, bewirkte er sich (444 vor Chr.) durch seine Gunst beim Könige die Erlaubniß, als Statthalter nach Palästina gehen zu dürfen. Der Hindernisse ungeachtet, welche ihm hier von Seiten der Samaritaner und anderer fremden Völker entgegengestellt wurden, erreichte er doch den Anbau und die Befestigung der Stadt Jerusalem und gab dem jungen Staate eine neue Einrichtung. Kaum war N. aber nach Persien zurückgekehrt, so schlichen Unordnungen in den gottesdienstlichen Verordnungen ein. Um diese zu entfernen ging er daher in gleicher Eigenschaft nach Jerusalem zurück und starb 432 vor Chr. Die Data dieser Ereignisse finden wir in dem nach ihm benannten und zum Kanon gerechneten Buche Nehemiah, das als eine Fortsetzung des Buchs Esra anzusehen ist, aber durch eine spätere Hand wohl mehrere Zusätze erhalten haben mag. 77.

Nehrungen (Niederungen) heißen in Preußen die durch Anhäufung des Sandes entstandenen schmalen Landzungen, welche das frische und kurische Haff von der Ostseeseite einschließen und deßhalb mit den Namen der frischen und der kurischen Nehrung bezeichnet werden. 30.

Neid, lat. invidia; franz. envie; engl. envy, grudge, ist die Gemüthsstimmung, vermöge welcher Jemand darüber Unmuth empfindet, daß ein Anderer irgend ein Gut besitzt, und tritt als Mißgunst auf, wenn er aus dem Gedanken entspringt, daß dieser desselben nicht würdig sei, und als eigentlicher N., wenn der Wunsch des eigenen Besitzes damit verbunden ist. Sein Grund ist stets der Egoismus (s. d. Art.), der sich aber hier noch mit dem Gefühle der eigenen Schwäche paart und er wird dadurch eine um so üblere Leidenschaft, als die Anregung nach Gleichem zu streben dabei verloren geht. Daher wird der N. nur rückwirkend auf den Neidischen selbst sein, indem er entweder in verzehrenden Gram übergeht oder zu übeln Handlungen anspornt, welche jenen Besitz zu zerstören suchen. Eine Abart des Neides ist die Eifersucht, welche aber den eigenen Besitz voraussetzt und nur gegen die Theilnahme Anderer davon anstrebt (s. Liebe). 9.

Neigung, lat. inclinatio; franz. und engl. inclination, ist in der Mathematik derjenige Winkel, welchen entweder zwei gerade Linien oder zwei Ebenen mit einander bilden und durch den Kreisbogen (nach Graden, Minuten ꝛc) von 0^0 — 180^0 gemessen wird, der zwischen diese beiden geraden Linien oder Ebenen fällt. — In der Astronomie versteht man unter N. der Bahn (inclinatio orbitae) den Flächenwinkel, welchen die Ebene einer Planeten- oder Kometenbahn mit der Ebene der Ekliptik bildet, oder den Winkel, den an dem Knoten (s. d. Art.) der Bahn diese mit der Ekliptik macht und wird ebenfalls in Graden, Minuten ꝛc. von 0^0 — 90^0 ausgedrückt. Aber der Astronom spricht nicht nur von den Neigungen der Hauptplaneten- und Kometenbahnen (welche letztere alle mögliche Neigungen gegen die Ekliptik haben können), sondern auch noch in Bezug auf die Bahnen der Nebenplaneten und auf den Saturnsring von einer N. gegen die Ebene der Bahn des Hauptplaneten. — In geistiger Beziehung ist N., franz. penchant; engl. propension, das Hingezogenwerden zu irgend einem Gegenstande, welches aus dem Gefühle einer wirklichen oder nur scheinbaren Verwandtschaft mit demselben oder wenigstens der Angemessenheit für irgend ein Bedürfniß hervorgeht und ist daher nebst ihrer Steigerung, dem Hange, mehr passiver Art, während der Trieb Thätigkeit verlangt. Ob eine N. angeboren ist oder nicht, beruht daher überhaupt auf der Frage, ob der menschliche Geist von Natur eine Nothwendigkeit in sich trage zu einzelnen Gegenständen sich besonders hinzuwenden; wenn wir aber dieß im Allgemeinen läugnen müssen, da es sich durchaus nicht bestimmt nachweisen läßt und überall, wo es stattzufinden scheint, äußere Gründe hinlängliche Erklärung haben, so möchten wir doch einen Unterschied darin machen, ob die N. sich auf körperliche oder geistige Gegenstände bezieht. Denn bei ersteren können wir nur eine Gewohnheit als Grund der N. annehmen, welche sich daher erst spät entwickelt; bei letzteren hingegen ist gewiß eine natürliche Disposition dazu vorauszusetzen, welche sogleich sich ergriffen fühlt, sobald der Gegenstand der N. sich offenbart, und welche sich durch das Geheimniß der Erzeugung bedingt. Denn nur so läßt es sich erklären, wie manche N. Charaktersache wird und sich oft schon in dem zartesten Kinde Neigungen entwickeln, welche den Pfad der Geistesrichtung durch das ganze Leben bezeichnen; man denke nur an die sogenannten Wunderkinder. — Übrigens ist N. auch häufig gleichbedeutend mit Zuneigung und bezeichnet dann einen niedern Grad der Liebe. 13. 9.

Neisse, Stadt und Festung am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses an der Mündung der Biele in denselben, im Regierungsbezirke Oppeln der preußischen Provinz Schlesien gelegen, war sonst die Hauptstadt des dem Bischofe von Breslau gehörigen Fürstenthums Neisse und ist jetzt noch der Sitz der fürstbischöflichen Regierung. Sie hat 10500 Einw., ein Schloß, ein katholisches Gymnasium, eine Hauptartilleriewerkstätte und treibt starken Bret- und Getreidehandel. Die Festungswerke sind sehr weitläufig und besonders stark durch Über-

schwemmungsschleußen und Wassergraben. Als Außenwerk ist die im Jahre 1742 erbaute und durch zwei Forts geschützte Friedrichsstadt links der Neisse zu betrachten. — N. ist dreimal erobert worden, im Jahre 1642 durch die Schweden, im October 1741 durch die Preußen und im Juni 1807 durch die Franzosen unter General Vandamme. 15.

Neïth, Neïtha, Neïthe, griech. *Νηίθη*, eine jüngere ägyptische Gottheit, die man gewöhnlich Athene der Griechen nennt, wurde vorzüglich zu Sais verehrt. Vielleicht kam ihr Cultus aus dem ältern Memphis und ist nur eine Umwandlung des Phthadienstes, der als Mannweib verehrt wurde. Sie war die Vorsteherin aller Künste, beförderte alle Zeugungen und zeigte sich als die Alles bewegende Kraft. Plutarch behauptet daher auch, sie sei später mit der Isis, der Weisheit der Alles schaffenden Natur, vereinigt worden. An ihrem Tempel zu Sais befand sich die Überschrift: „Ich bin das All, was war, was ist, was wird; kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier; die Sonne war mein Kind." Ihr Oberpriester hieß Panteneïth; ihr Symbol war das Schaf. Ihr zu Ehren wurde ein Fest gefeiert, bei welchem unter freiem Himmel Opfer dargebracht und durch ganz Ägypten vor den Häusern Lampen angezündet wurden. 11.

Nekrolog (Todtenregister) bezeichnet ursprünglich ein Verzeichniß der Verstorbenen, dergleichen manche Zeitschriften zu gewissen Zeitabschnitten zu geben pflegen; neuerlich hat sich auch der Begriff einer Biographie irgend eines Verstorbenen damit verbunden. Als Sammlungen von Nekrologen sind zu nennen: Schlichtegroll's „Nekrolog" (1790—1806. 23 Bde.) und der noch bestehende „Nekrolog der Deutschen" (seit 1824. Ilmenau). 30.

Nekromantie oder **Todtenbeschwörung** ist eine Art der Zauberei, durch welche die Schatten und Geister der Todten aus der Unterwelt gerufen wurden, um befragt über die Zukunft zu berichten; sie konnte daher nur bei den Völkern stattfinden, welche ein Verweilen der Todten in dem Schattenreiche annahmen, bei Juden, Griechen, Ägyptiern, Chaldäern u. a. Aber schon in Mos. 18, 11 wird sie streng verboten; dessenungeachtet ward sie nach 1 Sam. 28, 8 ff. von der Hexe von Endor getrieben. Bei den Griechen war sie sehr gewöhnlich und schon Homer gedenkt ihrer; die Chaldäer zählten sie mit zu ihren geheimen Künsten. Der Ritus dieser Gaukelei war zwar meist sehr einfach und bestand in einem bloßen Opfer, das in dem Tempel verrichtet ward; aber der Aberglaube führte dabei später zu häufigen Grausamkeiten, indem vorzüglich das Blut unschuldiger Menschen oder Alles, was aus Gräbern oder vom Richtplatze kam, als besonders wirksam dabei ausgegeben wurde, weßhalb auch in dieser Hinsicht selbst die Regierungen oft zur Einschreitung genöthigt wurden. 30.

Nekrose, Knochenbrand. Dieser schon den Alten bekannten, am besten aber von Weidmann und Troja beschriebenen, fast an allen Knochen, am häufigsten aber am Schienbeine, am Schenkel, am Oberarmknochen u. a. m. vorkommenden Krankheit liegt ein Absterben des Knochen zum Grunde, das die meiste Ähnlichkeit mit dem trockenen Brande in den Weichtheilen hat und bald durch äußere Veranlassungen, eine Quetschung, Fall, Verwundung, bald durch gewisse Krankheiten, als die Syphilis, die Skropheln, die Gicht und durch andere auf die Knochen versetzte Krankheitsstoffe erregt wird. Die N. nimmt bald einen ganzen Knochen, bald nur eine einzelne Stelle desselben ein, hat ihren Sitz bald auf der äußern Fläche des Knochen, bald in der innern Höhlung desselben, bald in seiner ganzen Substanz. Hat sie die äußere Fläche des Knochen ergriffen, so entsteht an der afficirten Stelle ein dumpfer Schmerz, die darüber liegenden Theile bilden eine Geschwulst, die sich nach einiger Zeit eröffnet und Eiter ergießt. Diese Absceßöffnung schließt sich nicht, sondern erweitert sich, der darunter liegende Knochen ist trocken, schwarz oder graulich und gibt mit der

Sonde angeschlagen einen eignen Ton, schmerzt bei der Berührung. Bald erhebt sich das abgestorbene Stück (der Sequester), stößt sich ganz los (exfolirt sich) und gelangt durch das Geschwür nach Außen. Der unter ihm liegende gesunde Theil des Knochen ist mit Fleischwärzchen bedeckt, die nunmehr zu einer festen Narbe verwachsen; ein anderes Mal werden die über dem kranken Knochen liegenden Abscesse fistulös, welche Fisteln so lange offen bleiben und Eiter ergießen, bis der Sequester aus ihnen herausgestoßen ist. Ist der innere Theil des Knochen nekrotisch, so sind alle Zufälle viel heftiger; es bilden sich in den Weichtheilen eine Menge Fisteln und der Sequester ist vom gesunden Theile des Knochen gleich einer Röhre umgeben, so daß er nicht als ein fremder Körper nach Außen geschafft werden kann. In diesem Zustande verursacht er heftigen Reiz; es sammelt sich Eiter an; dieser zerstört endlich zum Theil die gesunde Knochenwand, so daß nun, aber nach langer Zeit und nach vielen ausgestandenen Schmerzen, der Sequester stückweise und von Eiter zerfressen, durchfurcht und durchlöchert durch die Fistelgänge nach Außen gelangt, oder er wird vom Eiter aufgelöst oder verursacht, wenn er sich keinen Weg durch den gesunden Knochen bahnen kann, Zehrfieber und Tod. Ist der Knochen in seiner ganzen Substanz nekrosirt, so verkürzt sich die Gliedmaße nach vollendeter Heilung um so viel, als der Substanzverlust an Länge betrug. Die N. ist eine sehr langwierige Krankheit, die indessen häufiger in Genesung als Tod übergeht. Nur wenn sie Gelenke angreift, ist sie sehr gefährlich, so daß dann der Kranke häufig blos durch die Amputation zu erhalten ist. — Von der N. wesentlich verschieden, jedoch häufig mit ihr verwechselt ist der **Knochenfraß**, lat. caries; franz. carie; engl. caries. Wie jene der Brand, so ist dieser das Geschwür im Knochen; auch er ist schon von den Alten gekannt, in neuerer Zeit aber unter Andern vorzüglich sorgfältig von J. L. Petit und Monro beschrieben. Der Knochenfraß kommt in allen Knochen, am häufigsten aber in denen von schwammiger Textur vor. Wie die N. kann er von denselben äußern und innern Ursachen veranlaßt werden. Indem ihm Knochenentzündung vorhergeht, entstehen an der Stelle, wo er seinen Sitz hat, tiefliegende heftige Schmerzen; auch hier bildet sich in den Weichtheilen eine Geschwulst, die sich endlich an mehrern Stellen eröffnet und ein dünnes, graues, übelriechendes Eiter ergießt, und die Öffnungen bilden sich zu lange offenbleibenden Fisteln um. Ist das Knochengeschwür groß oder sind mehrere im Körper vorhanden, so zehrt der Kranke ab, verfällt in schleichendes Fieber und stirbt endlich; geht dagegen das Übel in Heilung über, so bedeckt sich die Knochenfläche, die sich vorher rauh, uneben, oder weich, speckig mit der Sonde anfühlte, mit Fleischwärzchen; mit dem Eiter gehen Knochenspitzen ab; das Geschwür reinigt sich; die Fisteln fallen zu und der Kranke erholt sich schnell. Der Knochenfraß erleidet nach den Theilen, wo er seinen Sitz hat, mancherlei Verschiedenheiten in seinem Verlaufe. Von großer Wichtigkeit ist der in den Wirbelbeinen, indem von ihm in vielen Fällen die Deformität des Rückgrats abhängt. 39.

Nektar (wahrscheinlich von ἄτερ, ohne, und νεκύς, sterblich) heißt der süße, wohlduftende Göttertrank, der aus den Wohlgerüchen der Räucherungen bereitet wurde und die Götter in ewiger Jugend und Schönheit erhielt. Zeus ließ ihn anfangs durch seine Tochter Hebe, später durch Ganymedes sammeln und bewirthete damit die Götter, wenn sie ihm einen Besuch im Olymp abstatteten. Bei uns nennt man bisweilen wohlschmeckende Getränke N. und ein süßer Wein, welcher auf der Insel Skios aus getrockneten Trauben gewonnen wird, führt vorzugsweise diesen Namen. 35.

Nelke, lat. dianthus; fr. oeillet; engl. gilliflower, pink, nennt man eine Gewächsgattung, welche zu Jussieu's Familie der caryophylleae und Linné's decandria digynia gehört und deren botanische Kennzeichen, nament-

lich aber ihre schönen, geruchvollen Blumen Jedermann bekannt sind. Die zu dieser Gattung gehörenden Pflanzen sind Halbsträuche oder krautartig, perennirend oder jährig und haben gegenüberstehende, ganze, meist sehr schmale, fast grasartige Blätter und endständige, gehäufte oder einzelne Blüthen, wegen deren schönen Ansehn mehrere in Gärten gezogen werden. Man kennt bis jetzt über 100 Arten derselben, von denen sich die meisten in Europa, ungefähr 40 in Asien, 7 in Afrika und eine einzige in Amerika befinden; von ungefähr 12 Arten ist das Vaterland gar nicht bekannt. Linné brachte sie in 4 Abtheilungen: 1) Arten mit gehäuften, 2) mit einzelnen, aber zu mehreren von einem ästigen Stengel getragenen Blüthen; 3) mit einblumigem, krautartigem Stengel; 4) Sträuche. Von diesen 4 Abtheilungen nennt Seringa die beiden ersten armeriastrum, die beiden letzteren caryophyllum. Zu jenen gehören dianthus carthusianorum (Feld-, Carthäuser-, Acker-, Blut-, Margarethennelke), die in Deutschland, vorzüglich in Thüringen, am gewöhnlichsten ist, hingegen in der Schweitz, Frankreich, Italien an Ackerrändern, auf Grasplätzen und andern trockenen Stellen wild wächst. Sie unterscheidet sich durch den dünnen, etwas rauhen Stengel, schmale, pfriemige, steife Blätter und durch den gekerbten, oben fein behaarten Saum der rothen Blumenblätter von d. barbatus (Bart-, Stauden-, Sammetnelke), mit welcher man sie öfters verwechselt und welche roth- und weißbunte Blüthen hat. Diese wächst an trockenen, unfruchtbaren Stellen im südlichen Frankreich, Italien und auch in verschiedenen Gegenden wild, wird aber bei uns häufig in Gärten gezogen, wo sie mehrere sehr schön gezeichnete Blüthen bekommt. Noch weit häufiger findet man aber die Gartennelke (d. caryophyllus), welche zu Seringa's 2ter Abtheilung gehört. Sie wächst wild in Italien, im südlichen Frankreich und Deutschland, in Spanien und in der Schweitz. Durch Cultur hat man über tausend Varietäten, die sich durch die mit mannigfaltig bunten Zeichnungen prangenden Blüthen auszeichnen, gewonnen, welche von den Blumisten 1) nach dem Baue und dem äußern Ansehn der Blume und 2) nach der Färbung derselben eingetheilt werden. So verdienten auch die Haidenelke (d. deltoides), welche schön brennend rothe Blumen hat und auf Rainen und sonnigen Anhöhen wild wächst, so wie die hier und da in Wäldern anzutreffende sehr wohlriechende Prachtnelke (d. superbus) in Gärten gezogen zu werden. Außerdem werden in diesen auch häufig die gefüllten Varietäten der Federnelke (d. plumarius), die man zu Einfassungen der Beete benutzt, und die Chinesernelken (d. chinensis) gezogen. 21.

Nelli (Pietro), bekannter unter dem Namen Andrea da Bergamo, einer der besten Satyriker Italiens, von dessen Lebensumständen fast nichts mehr bekannt ist, als daß er zu Siena geboren war und in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. blühte. Er bildete seine Satyre nach altrömischen Mustern und nach Ariosto, streifte aber auch nicht selten in die burleske Manier Pietro's von Arezzo hinüber. Leichtigkeit und Witz zeichnen seine Invectiven, die er besonders gegen die Geistlichkeit und die Advocaten richtet, vor den meisten ähnlichen Versuchen seiner Zeitgenossen aus. Bald kräftig und drollig, bald platt und bitter, auch den gemeinsten Ausdruck nicht verschmähend gab er seinen Satyren, welche unter dem Titel: „Il primo e secundo libro delle satire alla Colonna" (Vened. 1546. 8. N. E. 1566. 2 Voll. 8.) erschienen, jene pikante Popularität, die von den italienischen Lesern über Alles geschätzt wird. — Ein anderer Dichter dieses Namens, Jacopo Angelo N., lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und ist der Verfasser einer nicht geringen Anzahl von Lustspielen („Commedie", Milano 1762. 5 Voll. 8.), die zu ihrer Zeit großen Beifall fanden, jetzt aber fast gänzlich vergessen sind. 67.

Nelson (Horatio, Lord Viscount), der berühmte Seeheld, war der dritte Sohn des Rectors und Predigers zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, geb. zu Burnham am 29. Septbr. 1758. Bereits 1770 nahm ihn sein Oheim, Capitain Suckling, auf sein Schiff the raisonnable und 1772 machte N. eine Seereise nach Westindien mit, diente dann wieder unter den Augen seines Oheims auf der königlichen Marine und strebte dem Ziele, ein ganz vollkommener Seeman zu werden, mit der Kraft seines ganzen Jugendfeuers nach. Er galt bereits als Meister in der Steuermannskunst, als er die von der Regierung (1773) angeordnete Entdeckungsreise nach dem Nordpole als Bootsmann und später die Reise nach Ostindien mitmachte, ward nach seiner Rückkehr Fregattenlieutenant, ging 1777 mit nach Jamaika und erhielt bald darauf das Commando des zu seiner Fregatte gehörigen Schoners. Schon 1778 ward er dritter Officier von Parker's Admiralschiff Bristol, im December desselben Jahres Befehlshaber der Brigg Badger mit dem Auftrage die Küste von Muskito und die Hondurasbai gegen die Freibeutereien der amerikanischen Kaper zu beschützen, 1779 Postcapitain und erhielt kurz darauf das wichtige Commando der Batterien von Port-Royal anvertraut, wo er so wie kurz darauf bei Fort Juan ungewöhnliche Thätigkeit, Umsicht und Unerschrockenheit zeigte. Aber die Beschwerden unter jenem Himmelsstriche griffen seine Gesundheit so an, daß er nach England zurückkehren mußte. Doch kaum einigermaßen wiederhergestellt übernahm er das Commando des Albemarle (August 1781) und segelte mit einer Convoy nach Newfoundland und Quebec und im October 1782 nach Newyork, wo er sich mit der englischen Flotte unter Lord Hood vereinigte und mit dieser nach Westindien ging. 1784 kreuzte er als Commandeur des Boreas von 28 Kanonen zwischen den Inseln unter dem Winde zur Aufrechthaltung der Navigationsacte (s. d. Art.) und zog sich zwar durch sein strenges Verfahren den Haß aller Parteien und Anklagen zu, erhielt jedoch nach vollendeter Untersuchung die Billigung der Regierung. Im März 1787 verheirathete er sich, reiste nach England zurück und zog sich auf das Pfarrhaus Burnham zurück. Der Ausbruch des Kampfes zwischen Großbritannien und Frankreich rief ihn jedoch wieder auf den Kriegsschauplatz (1793) und er zeichnete sich als Commandant des Agamemnon von 64 Kanonen in den Unternehmungen gegen Bastia und Calvi auf der Insel Corsica (22. Mai 1794), wo er sein rechtes Auge verlor, und in dem Treffen mit der französischen Flotte am 13. und 14. März 1795 rühmlichst aus, eroberte und zerstörte (26. Aug.) bei Alassio ein Convoy von 11 Schiffen, welches Waffen und Munition dahin gebracht hatte, und sammelte sich Lorbeern bei der Blokade von Livorno, bei der Einnahme von Porto-Ferrajo ꝛc. Er ward jetzt zum Commodore (April 1796) erhoben und nachdem er (19. Dec.) von zwei spanischen Fregatten die eine in den Grund gebohrt, die andere erobert und in der Seeschlacht auf der Höhe von St. Vincent (14. Febr. 1797) tapfer gefochten hatte, indem er zwei von den feindlichen Kanonenbooten und ein Kriegsschiff sammt dem Anführer der feindlichen Flotte, Admiral Cordova, mit dem Beistande einiger anderen Barken enterte und mit sich fortführte, wurde er mit dem Bathorden decorirt und zum Contreadmiral erhoben. Bei dem Angriffe der Stadt Santa Cruz auf Teneriffa verlor er aber den rechten Arm durch eine Stückkugel, kehrte, um seine Wunden zu heilen, nach England zurück und ward für seine ausgezeichneten Dienste von der Regierung reichlich belohnt und von der Stadt London mit dem Bürgerrechte beehrt. Nach seiner Wiederherstellung stieß er am 19. Dec. 1797 vor Cadix zum Admiral Jervis, von dem er zur Beobachtung der touloner Flotte ausgesendet ward. Da diese bereits ausgelaufen war, eilte er ihr, 13 Linienschiffe und 2 Fregatten führend, nach, suchte sie vergebens in den corsischen, in den neapolitanischen Gewässern, und als er hier die Kunde von Maltas Fall erhielt, auch in

jenen von Ägypten. Da aber Buonaparte, um die Briten zu täuschen, auf dem Umwege über Kandia nach Alexandrien gesegelt war, kam N. den Tag vor Buonaparte's Ankunft daselbst an und steuerte von da weiter gegen Karamanien, hierauf zurück, an Kandia vorüber, nach Sicilien. Hier zog er bestimmtere Kunde ein und flog nochmals gegen die ägyptischen Küsten. Am 1. Aug. 1798 endlich erblickte er den Hafen von Alexandien von den französischen Frachtschiffen starrend und die Kriegesflotte weiter östlich in der Bucht von Abukir, nahe am Ufer in gedrängter Schlachtordnung, und sogleich begann die Schlacht, welche mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen endigte. Dieser so glorreiche und folgenreiche Sieg (v. 1. bis 3. Aug.) machte Europa nach der Kunde davon jauchzen. Dem Danke beider Häuser, der Erhebung zur Pairswürde mit dem Titel: Baron Nelson vom Nil und Burnham-Thorpe (in der Grafschaft Norfolk) folgten bedeutende Geschenke der ostindischen Compagnie, Belohnungen des Großherrn, des Kaisers von Rußland und anderer europäischer Fürsten. Am 22. Sept. landete N. in Neapel und führte den König Ferdinand IV. bei der Annäherung eines französischen Heeres unter Championnet nach Palermo und als die Franzosen genöthigt waren Neapel zu verlassen, wieder nach Neapel zurück (Juli 1799). Der König beschenkte ihn reichlich und belehnte ihn mit dem Herzogthume Bronte in Sicilien, dessen Einkünfte man auf 3000 Pfund schätzte. Inzwischen hatte er den Commodore Trowbridge mit einem Theile der Flotte gegen Civita-Vecchia gesandt, wo der bedrängte französische General Grenier unter den ihm angebotenen vortheilhaften Bedingungen mit den Engländern die Übereinkunft zur Räumung des Kirchenstaates schloß. In seinem Vaterlande, wohin N. jetzt durch Deutschland abgegangen war, wurde er mit dem größten Enthusiasmus empfangen. Er unterließ aber nicht sich abermals um ein Commando zu bewerben, das er auch erhielt. Das Schiff St. Joseph von 110 Kanonen, eins von denen, die er selbst beim Kap St. Vincent erobert hatte, ward bestimmt seine Flagge zu führen, er selbst am 1. Jan. 1801 zum Range eines Viceadmirals von der blauen Flagge erhoben und erhielt bald den Auftrag, als der Zweite im Commando, den Bund der nordischen bewaffneten Neutralität zwischen Rußland, Dänemark und Schweden zu sprengen. Deßhalb erschien N. unter dem Admiral Sir Hyde Parker mit 47 Schiffen im Kattegat und griff die dänische Flotte im Hafen von Kopenhagen an; allein 7 Blockschiffe, 2 Fregatten und 6 kleinere Fahrzeuge bestanden unter Fischer's Anführung einen so ehrenvollen Kampf mit dem Sieger von Abukir, daß er selbst zuerst am Nachmittage des blutigen Tages den Waffenstillstand anbot. N. ward hierauf (19. Mai) zu der Würde eines Viscounts des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland erhoben und erhielt, da jetzt Frankreich angestrengte Rüstungen längs seiner Küsten machte, den Oberbefehl über den Canal von Portsmouth bis an die Meerenge von Dover und weiter bis an die nördliche äußerste Grenze der Insel mit ausgedehnter Vollmacht. Ein Geschwader von 16 Fregatten, sammt allen dazu gehörigen Kanonen- und Schifferbooten wurde seinen Befehlen untergeordnet; aber trotz dieser Macht verunglückten seine Angriffe auf die Flotille von Boulogne (4. und 15. Aug.) gänzlich. Der nun eintretende Friede zu Amiens machte seinen Kriegsoperationen vor der Hand zwar ein Ende, aber kaum hatte der König im Parliamente den Bruch mit Frankreich angekündigt, so wurde ihm der Oberbefehl über die Flotte des mittelländischen Meeres übertragen, wohin er am 20. Mai 1803 absegelte und wo er die ganze Linie der italienischen, französischen und spanischen Küsten streng blokirte. Doch ließ er sich 1805 von den Franzosen täuschen. Es lief nicht nur ein französisches Geschwader von Rochefort aus und plünderte ungestört die westindischen Inseln, auch der Admiral Villeneuve verließ der Wachsamkeit der Engländer ungeachtet mit 11 Linienschiffen und

2 Fregatten den Hafen von Toulon, welchen N. in der Richtung nach Ägypten verfolgen zu müssen glaubte. Unterdessen kehrte aber Villeneuve von der entgegengesetzten Fahrt nicht nur sicher nach Toulon zurück, sondern vereinigte sich auch, nachdem er abermals diesen Hafen verlassen hatte, zu Cadix mit 6 spanischen Linienschiffen unter dem Admiral Gravina (7. April). Diese unangenehme Nachricht erhielt N., als er in den Gewässern Siciliens kreuzte. Rastlos verfolgte er mit 13 Segeln den Feind nach Madera, Barbados, Martinique, Trinidad, kam von diesem Zuge, den Feind überall nur einige Tagereisen vor sich habend, am 20. Juli vor Gibraltar an, nahm, wie vorher, seine Stellung bei St. Vincent und kehrte kurz darauf nach England zurück, ward aber bald nachher zum Oberbefehlshaber der Seemacht mit so unbeschränkter Vollmacht ernannt, wie nie ein Admiral vorher. Am 7. Sept. 1805 von Portsmouth auf seinem Admiralschiffe Victory abgegangen vereinigte er sein Geschwader mit der Flotte bei Cadix (22. Sept.), ließ die feindliche Flotte, 33 Linienschiffe stark, aus dem Hafen von Cadix auslaufen, stürzte dann beim Vorgebirge Trafalgar mit nur 27 über sie her und zertrümmerte sie (21. Oct. 1805), indem er durch ein Manoeuvre, die schiefe Schlachtordnung, gegen sie attakirte. N. selbst fiel in dem Augenblicke, da er den Sieg erlangte. Eine Musketenkugel von der Kreuzstange des Besammastes des französischen Linienschiffes Retoutable abgeschossen war dem Admirale, der sich seit dem Beginne der Schlacht auf dem obern Verdecke befand, durch die linke Schulter in den linken Lungenflügel gedrungen und hatte sich bis in den Rücken herabgesenkt. Am folgenden Tage ward sein Körper in Weingeist gelegt, auf dem Victory nach Gibraltar geführt, daselbst einbalsamirt, nach England gebracht (2. Dec.) und mit einer Feierlichkeit, die Alles übertraf, was jemals bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen worden war, in der St. Paulskirche am 9. Jan. 1806 beigesetzt. Seine Verwandten erhielten Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seinen Bruder über. 25.

Nemeische Spiele, s. Kampfspiele.

Nemesianus (Marcus Aurelius Olympius), ein lateinischer Dichter, aus Carthago gebürtig, lebte in der zweiten Hälfte des III. Jahrh. n. Chr. Er soll „Halieutica", „Nautica" und „Cynegetica" geschrieben haben, doch ist nur von letzterem ein Bruchstück (325 Verse enthaltend) auf uns gekommen. Die 4 Eklogen (übersetzt von Müller, Leipz. 1832), für deren Verfasser er sonst gehalten wurde, schreiben neuere Kritiker seinem Zeitgenossen Calpurnius Siculus zu. Daß N. das Gedicht über die Fische, welches sich in dem Fragmente bei Ovid's Werken vorfindet, verfaßt habe, wird von Vielen behauptet, so wie von Andern, daß er Verfasser des Gedichtes „De aucupio" und „Laus Herculis" sei. N. zeichnet sich hinsichtlich der Reinheit der Sprache vor seinen Zeitgenossen aus. Ausgaben seiner Gedichte besitzen wir von Paul Manutius (Ven. 1538), Barth (Hanau 1613), Kempher (Leyd. 1728). Vergl. ferner Burmann's „Poetae lat. minores (Vol. I.) und Wernsdorf's „Poetae lat. minores (Vol. I. et IV.). 77.

Nemesis ist eine der herrlichsten und bedeutungsvollsten Dichtungen der griechischen Mythologie, die sich bei der Menge der Ideen, die sie umfaßte, erst nach und nach bildete. Bei dem Homer finden wir sie noch nicht als personificirte Göttin, wohl aber zeigt der oft vorkommende Ausdruck „οὐ νέμεσις" (das ist kein Tadel, darüber wird sich Niemand erzürnen), daß der Dichter schon die Bedeutung dessen, was später durch die Göttin bezeichnet wurde, genugsam empfand. Hesiod in der Theogonie dichtet sie als Plage- und Rachegöttin, so daß sie mit der Ate, der Eris und den Eumeniden verwandt erscheint, dagegen in den Ἔργ. V. 198 verläßt sie mit der Scham die Welt, als die Schlechtigkeit der Menschen den höchsten Gipfel erreicht hatte; mit weißen Gewändern angethan steigen beide

Göttinnen zum Himmel empor. Nach einer besondern Sage ist sie Mutter der Helena, welche sie mit dem Jupiter erzeugte, der sie in Gestalt eines Schwans verfolgte. Ihren Namen leitet man ab von νέμειν vertheilen und νεμεσάειν zürnen, woraus sich auch ihr Doppelwesen erklärt. Ihr Grundbegriff ist Vertheilen nach Gerechtigkeit, woraus der des Zürnens über ungerechte Vertheilung abgeleitet wurde. Beide Begriffe wurden verwechselt und so erschien die N. als Tochter der Nacht, Göttin der Rache, aber auch als Tochter der Gerechtigkeit (Dike), die untrüglich über die Vertheilung des Rechts entscheidet. Nach Aristoteles in seiner Ethik II., 7 ist N. der Unwille, den die Menschen über das Glück der Unwürdigen oder über dessen unwürdigen Gebrauch empfinden, und steht als Tugend zwischen dem Neide und der Schadenfreude. Da die Unwürdigen leicht Übermuth bei ihrem Glücke zeigen, das Glück aber veränderlich und das Schicksal dem Menschen neidisch erscheint; so ward die N. die mißbilligende Göttin des Übermuths, eine Feindin alles Übermaßes in menschlichen Dingen, die strenge Aufseherin und Bezähmerin der Begierden; sie vertreibt den Neid, indem sie allen beleidigenden Übermuth haßt und die Anmaßungen der Menschen im Zaume hält. In rohen Gemüthern allerdings bricht sie mit Gewalt hervor und wird zur Tochter der Nacht und vereinigt sich mit dem Zanke und der Schadenfreude, in edlen dagegen wird sie eine unbestechbare Richterin der Wahrheit und Tugend, eine strenge aber edle Beurtheilerin der Fehler. Auch über die den Verstorbenen schuldige Ehrenbezeigung wacht die N., daher ihr zu Ehren ein jährliches Fest, Nemesia, gefeiert wurde. Wie hoch die Verehrung dieser Göttin bei den Griechen war, zeigen die vielen Tempel und Statuen, die ihr errichtet wurden, ihre Bildnisse auf Gemmen und Münzen und die Hymnen, die man ihr sang. Sie hat den Beinamen Adrastea vom Adrastos, der ihr im troischen Gebiete oder in Cycicum den ersten Tempel errichtete; ferner Rhamnusia von dem attischen Flecken Rhamnus, wo sie einen Tempel mit einer Bildsäule hatte, die zu den herrlichsten des Alterthums gehörte. Alkamenes nämlich und Agorakritus, erzählt die Sage, hatten unter Leitung des Phidias an einer Bildsäule der Venus für die Athenienser gearbeitet; da diese die Arbeit des Alkamenes vorzogen, verwandelte Agorakritus die seinige in eine Statue der N. mit der Schönheit und den Attributen der Venus. Sie trug auf dem Haupte eine Krone, in der linken Hand den Zweig eines Apfelbaumes, in der rechten eine Schale mit den Bildnissen von Äthiopiern, bei welchen die Götter so gern als Gäste verweilten. In Sarzana hatte sie ebenfalls einen Tempel und eine Bildsäule; in Rom wurde sie auf dem Capitole in einem Tempel verehrt; überhaupt war ihr Cultus in Griechenland, Kleinasien und Italien weit verbreitet. Auf den Gemmen erscheint sie geflügelt, in den Busen blickend, um anzuzeigen, daß sie auch ins Verborgene schaue, oder sie beugt den Arm zur Brust zurück, um das Maß vom Finger bis zum Ellenbogen auszudrücken; oft ist auch das Glücksrad unter ihren Füßen, mit einem Greife, der die rechte Pfote auf das Rad setzt, und in der linken hält sie bald einen Zaum, bald einen Ehrenzweig. Im Vaticane zu Rom steht noch jetzt eine antike Bildsäule derselben. 11.

Nemetes, Nemetae, waren ein altes deutsches Volk, von dem sich eine große Anzahl in dem Heere Ariovist's befand, als dieser von den Sequanern im Kriege gegen die Äduer zur Hülfe gerufen wurde. Auf solche Weise kamen sie nach Gallia belgica, ließen sich daselbst nieder und behaupteten ihre Wohnsitze, auch nachdem Ariovist besiegt worden war. Zwar führt sie Cäsar nicht mit Namen auf, scheint sie aber mit mehreren Nachbarvölkern derselben unter dem Namen der Tribocci zu verstehen und nach den Bestimmungen des Plinius und Tacitus zu schließen, hatten sie die Gegend um Speier inne, das daher auch civitas Nemetum hieß. Auch gehörte das heutige Bergzabern zu ihrem Gebiete. 35.

Nemours, eine Stadt mit 4000 Einw. im französischen Departement der

Seine und Marne, gehörte im Mittelalter den Herren von N., kam aber im Jahre 1403 durch Kauf in den Besitz des Königs Karl IV., wurde mit dem dazu gehörigen Gebiete zum Herzogthume erhoben und Karl III. von Navarra überlassen. Im Jahre 1425 indeß zog die Krone das Herzogthum wieder an sich, bis im Jahre 1461 Jakob von Armagnac damit belehnt wurde. Nach dem Tode Louis d'Armagnac's, dessen Sohns, kam N. in Besitz Gaston's de Foix, 1515 erhielt es Julian von Medicis und 1528 Philipp von Savoyen. Dessen Nachkommen blieben hierauf in Besitz desselben bis zum Jahre 1656, wo es nach dem Tode Heinrich's II., des Letzten aus dieser Linie des Hauses Savoyen, an die Krone zurückfiel. Jetzt führt den herzoglichen Titel von N. Ludwig von Orleans, der zweite Sohn des Königs Louis Philipp, geb. den 25. Oct. 1814. — Geschichtlich denkwürdig ist übrigens die Stadt N. durch einen Vertrag, genannt das Edict von N., welchen hier König Heinrich III. mit der Ligue abschloß, worin er derselben die Auslieferung zehn fester Plätze und die Hugenotten zur Herausgabe der ihrigen zu zwingen versprach. 15.

Nenndorf auch **Groß-Nenndorf**, ein churhessisches Dorf mit einem Lustschlosse in dem Antheile an der Grafschaft Schaumburg, ist als Badeort bekannt. Die Quellen wurden schon im XVI. Jahrh. von Georg Agricola beschrieben. Die jetzige Einrichtung, die schönen Gebäude und öffentlichen Anlagen sind aber erst gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts entstanden. Man bedient sich des Wassers von den 3 Quellen, das bei der größten Kälte nicht gefriert und schon durch seinen Geruch einen reichen Schwefelgehalt vermuthen läßt, zum Baden und Trinken und es wurde bisher bei Hautausschlägen, Brustübeln, Gicht, Bleichsucht, Hämorrhoidalbeschwerden, mangelhafter Verdauung mit Erfolg angewendet. Auch findet man hier Sool-, Douche-, Dampf-, Schlamm- und Gasbäder. Die Umgegend ist angenehm und nicht ohne alle Sehenswürdigkeiten. Besonders zieht der Wasserfall bei Langenfeld, der Hohenstein und Felsenberg die Aufmerksamkeit auf sich. S. v. Wurzer „Über die Schwefelquellen zu Nenndorf" (Leipz. 1824.). 35.

Nenner, s. Bruch.

Nennwerth, s. Werth.

Neologie ist **Neuerung in der Lehre** und steht der durch das Alterthum geheiligten Ansicht, der **Paläologie**, entgegen. Beide kommen vorzüglich in Bezug auf den Glauben und das Staatsleben in Betracht, bei welchem man gern das Alte als das allein Richtige und Wahre, das Neue hingegen als das Falsche und Gefährliche bezeichnet. Die goldene Mittelstraße ist aber auch hier die rechte. Denn das jetzt Alte war ja auch einmal ein Neues und wir können es seines Alters wegen noch nicht für das allein Wahre halten, wenn wir nicht dem Fortschreiten der Menschheit zum Trotze die Vorfahren für klüger ansehen wollen, als die Nachkommen; es ist aber auch nicht geradezu verwerflich, wenn es auch den jetzigen Ansichten nicht mehr ganz gemäß sein sollte und wir müssen es ehren, weil es so vielen vor uns als das Rechte gegolten hat. Im Gegentheile ist zwar das Neue größtentheils Product der Zeitansichten und Bedürfniß einer weitern Fortschreitung; aber es kann auch eben so gut aus einer falschen Zeitansicht hervorgegangen und höchst einseitig sein. Ein freudiges unbedingtes Annehmen des Neuen kann daher eben so verwerflich sein, als ein starres und blindes Festhalten an dem Alten, nicht mehr Passenden, und darum ist überall eine weise Mäßigung anzuempfehlen, die das Gute nur aufnimmt, das Unnütze und Unpassende fahren läßt, mag es alt oder neu sein. — **Neologien** in der Sprache haben auch von jeher einen großen Streit erregt, es gilt aber von ihnen dasselbe. Die Sprache soll sich aus sich und an andern bilden und bedarf für neue Begriffe neuer Wörter und neuer Formen. Diese müssen aber dem Ge-

genstande entsprechend und dem Geiste der Sprache angemessen sein. Je bildsamer eine Sprache ist, desto mehr wird sie zu neuen Formen geneigt sein und wir erkennen hier einen bedeutenden Unterschied zwischen den germanischen und den romanischen Sprachen. Letztere, wie vorzüglich die französische, sind abgeschlossen und Neologien darin Verstöße; erstere hingegen sind einer beständigen Fortbildung fähig und wachsen daher täglich an Reichthum. Doch hat die neuere Zeit oft sich Übertreibungen erlaubt und gewaltsam in das Sprachgebäude eingegriffen, indem man Wörter und Formen bildete, welche zwar aus Urbestandtheilen der Sprache hervorgegangen, nichts desto weniger aber gegen den Geist derselben sind. Wir erwähnen nur die Versuche von Wolke und seiner Anhänger und das durch Deutschthümelei erzeugte Haschen nach Purismen. 9.

Neophyt (Neugewordener, Neugezeugter), ist überhaupt jeder, in welchem eine große Umwandelung seines geistigen Lebens vorgegangen ist; vorzüglich aber pflegt man den Ausdruck von denen zu gebrauchen, welche sich dem unbedingten Glauben in die Arme werfen. Er ist hergenommen von der christlichen Idee der Wiedergeburt aus dem Glauben, wird aber meist nur ironisch gebraucht, da diejenigen, welche sich derselben rühmen, meist in einer großen Selbsttäuschung begriffen sind und ihre Träumereien für die wahren Lehren des Christenthums halten. 23.

Neoptolemus, s. Pyrrhus.

Neorama ist die von dem Franzosen Allaux erfundene, durch Gruppen und Erleuchtung belebte Darstellung des Innern eines großen Bauwerkes, wobei der Zuschauer seinen Standpunkt in der Mitte selbst erhält. Der Erfinder selbst hatte in Paris 1827 das erste N., darstellend das Innere der St. Peterskirche zu Rom mit geöffneten Thüren und Aussicht in die Ferne, aufgestellt und gezeigt. 26.

Nepal, Nipal, Nepaul, heißt das große über 2000 □ Meilen umfassende Alpenhochthal, welches den südlichen Abfall des Himalajah bildend die Übergangsstufe Hochasiens zum Flachlande von Bengalen ausmacht. Südlich von Aude, Delhi, Behar und Bengalen, westlich von Kumaon, nördlich von dem höchsten Kamme des Himalajah in Tibet und östlich von Sikkim begrenzt, hat es in seiner Normalrichtung von Ost nach West eine Länge von 60 Meilen. Die Beschaffenheit des Landes ist bereits in dem Art. Himalajah genügend angegeben worden. Was die Bewohner betrifft, so sind dieselben theils Hindus (Radschputen), theils mogolischen Ursprungs und in den nördlichsten Gebirgsthälern Gorkha's. Ackerbau und Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Nepalesen, doch treibt man allerlei Gewerbe mit ziemlichem Erfolge. Die Sprache ist ein in viele Idiome zerfallender Dialekt der Hindusprache. Der Beherrscher des Landes, ein Radscha aus dem Stamme der Radschputen (nach Andern der Gorkha's), regiert unabhängig von den Engländern, doch mußte er im Jahre 1815 in Folge eines unglücklichen Kriegs im Süden ein ansehnliches Gebiet abtreten. Auch ist nur das eigentliche N. (der östliche Theil) seiner Herrschaft unterworfen. Hier unter 27° 42′ N. B., 162° 34′ L. liegt 4484′ hoch in einer trefflich angebauten von Riesenbergen umsäumten Gegend die Hauptstadt Katmandu mit 50000 Einw. Nächst ihr verdient noch Lalita-Patam mit 24000 Einw. als Manufactur- und Handelsstadt Erwähnung. Westlich vom eigentlichen N. liegen 24 kleine Gebiete mit Radscha's der Gorkha's, wo Gorkha die Hauptstadt ist. Noch westlicher sind andere Gebiete, die aber wenig bekannt sind. Südlich ist der District Mukwangur von der meisten Bedeutung. Vergl. Kirkpatrik's „Account of the Kingdom of Nepaul" (London 1811; Deutsch unter dem Titel: „Nachrichten vom Königreiche Nepaul" Weimar 1818); ferner Fr. Hamilton's „Account" etc. (Edinb. 1819) und Walt. Hamilton's „Description of Hindoostan." 15.

Nephēle (*Νεφέλη*, Mythol.), erste Gemahlin des Königs Athamas (s. d. Art.) und Mutter des Phryxus und der Helle, entführte nach dem Mythus ihre beiden Kinder auf einem vom Mercur erhaltenen Widder mit einem goldenen Felle, weil sie von ihrer Stiefmutter Ino geopfert werden sollten. Die weitere Erzählung des Mythus s. unter Athamas und Ino. Diese Fabel selbst aber gehört unstreitig in den Kreis alter Physik. 20.

Nephtys oder Nephte, ein ägyptischer dunkler Mythos. Nach Diodor war N. die Tochter des Zeus und der Here; nach Plutarch des Kronos und der Rhea, Schwester des Osiris und der Isis und Gemahlin des Typhon. In der Ehe mit Typhon unfruchtbar erzeugte sie mit Osiris den Anubis. Aus Furcht vor ihrem Gemahle suchte sie das Kind zu verbergen, bis es Isis zu sich nahm und erzog. Plutarch versteht unter diesem Mythos das dem Meere abgewonnene Land und zwar den ägyptischen Uferrand am mittelländischen Meere. Nach Andern ist sie das Symbol der 5 Kalendertage, welche zu dem ägyptischen Jahre von 360 Tagen als Schalttage angehängt wurden, daher diese 5 Tage ihre 5 Kinder, nämlich Osiris, Arueris, Typhon, Isis und Nephthys hießen, welche sie vom Hermes, Helios und Kronos zu gleicher Zeit empfing. 11.

Nepomuk (Johann von), Johann Nepomucenus, eigentlich Johann Hasil, ist der Name eines berühmten Volksheiligen und Schutzpatrons des Königreichs Böhmen. Geboren um das Jahr 1320 zu Nepomuk, einem böhmischen Städtchen, erhielt er seine Bildung auf dem Gymnasium zu Saatz und auf der 1347 durch Karl IV. gestifteten Universität zu Prag, wo er auch Magister und Doctor des kanonischen Rechts wurde. Wegen seiner großen Rednertalente ernannte man ihn zum Prediger an der Kirche am Teyn in der Altstadt. Ein Bisthum anzunehmen verschmähte er aus christlicher Demuth und Bescheidenheit und war in der Folge Domherr des Metropolitancapitels, königlicher Almosenier und Beichtvater der Königin Johanna. Als die eheliche Treue der letztern dem Könige Wenzeslaus von einigen Hofleuten verdächtig gemacht worden war, verlangte der König von N. die Entdeckung dessen, was ihm seine Gemahlin gebeichtet. Allein N. verweigerte standhaft, solchem Ansinnen Genüge zu leisten. Selbst das Gefängniß konnte ihn nicht bewegen, die Geheimnisse des königlichen Beichtkindes zu verrathen. Und so geschah es, daß der Tyrann ihn an Händen und Füßen gebunden am 16. Mai 1383 in den Moldaustrom werfen ließ. N. wurde seitdem in ganz Böhmen als Märtyrer verehrt, im Jahre 1720 aber unter Papst Innocenz XIII. eine Untersuchung veranstaltet, welche zur Folge hatte, daß N. von Rom aus als Heiliger anerkannt ward. Die förmliche Kanonisation wurde auf Kaiser Karl's IV. Antrag von Benedict XIII. 1729 vollzogen und sein Gedächtnißtag auf den 16. Mai festgesetzt. Dieser Tag wird in Böhmen als ein heiteres Volksfest begangen. In großer Anzahl wallfahrtet man an demselben zu der prachtvollen Domkirche zu Prag, in welcher das Grabmal des heiligen N. sich befindet, dessen Überreste in einem schönen silbernen Sarge ruhen. Man pflegt ihn übrigens gegen Verläumdungen anzurufen. — Der Umstand, daß derselbe König Wenzeslaus im Jahre 1393 den Generalvicar des prager Erzbischofs, Namens von Pomuk, ebenfalls ertränken ließ, weil er wider seinen Willen den klattauer Abt in seinem Amte bestätigt hatte, ferner das Stillschweigen der gleichzeitigen Chronisten von dem ersteren Johann von N., hat in neuerer Zeit Veranlassung gegeben, die Existenz eben dieses Heiligen in Zweifel zu ziehen und jene Erzählung von der Beichte für eine Fabel zu halten. Vergl. hierüber Fr. Pubitschka „Unusne an duo ecclesiae metropolit. Pragens. canonici Joa. de Nepom. nomine Wenceslai IV. jussu de ponte Prag. in subjectum Moldav. flumen proturbati fuere“? (Prag 1796); Derselbe, „Ehrenrettung des heiligen Johann von Nepomuk“ (Prag 1791); Effenberger,

„Legende des heiligen Johann von Nepomuk" (Leitmeritz 1829); Wenzel Neumann, „Hundertjährige Jubelfeier der Heiligsprechung des heiligen Johann von Nopomuk" (Prag 1829). 63.

Nepos (Cornelius), s. Cornelius Nepos.

Nepos (Flavius Julius), seit 474 römischer Kaiser, entriß auf Veranlassung des Kaisers Leo von Byzanz dem Glycerius die Regierung, überließ bei einem Friedensvertrage den Gothen Auvergne und wurde (schon 475) von Orestes, seinem Nachfolger, genöthigt Italien zu verlassen, und 5 Jahre später in Dalmatien ermordet. 77.

Nepotismus nennt man das Verfahren der Mächtigen, bei Vertheilung von Ämtern und Würden vorzüglich ihre Anverwandten (oder Günstlinge) zu berücksichtigen, unbekümmert darum, ob sie deren würdig sind oder nicht. Der Name stammt von den Päpsten her, welche ihre Anverwandten (nipoti), darunter häufig ihre unehelichen Söhne, oft auf Kosten Anderer zu bereichern und zu erheben suchten, und ist später als allgemeiner Ausdruck gebräuchlich geworden. Es ist freilich etwas sehr Natürliches und Verzeihliches, daß Jeder für diejenigen zunächst sorgt, welche ihn am Nächsten angehen; doch stehen die Interessen des Staats den Privatinteressen jederzeit weit voran und jeder Staatsbürger muß ein gleiches Recht zu Auszeichnungen haben, wenn er sich ihrer würdig macht. Durch den N. aber wird das Interesse der Gesammtheit kleinlicher Rücksichten aufgeopfert, dem Talente der Weg zu Verdiensten versperrt, an die Stelle eines redlichen Strebens feile Kriecherei gesetzt, der Muth der Edeln, welche sich einer Protection nicht erfreuen, niedergedrückt, in das ganze Geschäftswesen ein Geist der Nachlässigkeit und des Leichtsinns gebracht und das Vertrauen des Volks zur Regierung untergraben. Am meisten wurzelt aber der N. da, wo sich leicht eine Aristokratie ausbilden kann, in den absolut monarchischen Staaten und den Republiken, am wenigsten wird er sich unter einer constitutionellen Monarchie entwickeln können, wo die Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Staatsbürger als Grundlage des Staatslebens gilt; doch wird er trotz dem überall noch einigen Raum zu gewinnen suchen, wenn ihm nicht, wie in Preußen und neuerlich auch in andern deutschen Staaten, durch strenge Prüfung der Würdigkeit der künftigen Staatsdiener ohne Unterschied der Geburt und des Ranges strenge Fesseln angelegt sind. — 30.

Nepotianer hießen die Anhänger des frommen und gelehrten Bischofs Nepos in Nomos Arsenoites in Ägypten, welcher zur Zeit des Origenes lebte und viele Kirchenlieder verfaßte. Ein eifriger Anhänger des sinnlichen Chiliasmus (s. d. Art.) schrieb er zur Vertheidigung desselben gegen die allegorisirende alexandrinische Schule, welche die sinnlichen Vorstellungen vom tausendjährigen Reiche bekämpfte, ein Buch unter dem Titel: „Ἔλεγχος τῶν ἀλληγοριστῶν" („Widerlegung der Allegoristen"), in welchem er wahrscheinlich eine Theorie des Chiliasmus nach seiner antiallegoristischen Entzifferungsmethode der Apokalypse entwarf. Dieses Buch fand unter Geistlichen und Laien in jener Gegend vielen Eingang. Man meinte hier große Mysterien und Aufschlüsse über die Zukunft zu finden und verketzerte diejenigen, welche die chiliastischen Meinungen nicht theilen wollten. Ja es kam so weit, daß ganze Gemeinden von der Gemeinschaft mit der alexandrinischen Mutterkirche sich deßhalb losrissen. Nach des Nepos' Tode stellte sich ein Landpfarrer, Namens Korakion, an die Spitze dieser Partei. Endlich begab sich der Bischof Dionysius von Alexandrien im Jahre 255 nach jenen Gemeinden. Er ließ die Pfarrer, welche die Meinungen des Nepos vertheidigten, zusammenkommen, disputirte mit ihnen drei Tage von Morgen bis Abend über den Inhalt des von Nepos verfaßten Buches und widerlegte siegreich ihre Ansichten aus der Schrift, so daß selbst Korakion in Gegenwart Aller seine

früheren Meinungen widerrief und sich von der Richtigkeit der entgegengesetzten überzeugt erklärte. Auf solche Weise gelang es dem Dionysius die Glaubenseinheit unter seinen Gemeinden wiederherzustellen. 63.

Neptun, griech. *Ποσειδῶν, Ποσειδάων, Ποσειδάν*, eine der 12 Hauptgottheiten, deren Mythus im griechischen so wie im römischen Alterthume weit verbreitet war. Nach der Angabe des Herodot verehrten die Lybier auf der nördlichen Küste Afrikas zuerst den Poseidon und von daher erhielten zuerst die Pelasger diesen Gott. Auch Homer scheint diesen fremden Cultus zu kennen. Mit dem Namen Poseidon aber vereinigte man (wie aus der Erzählung des Mythus hervorgehen wird) insonderheit drei Begriffe, die man später auch auf den römischen N. übertrug: Beherrscher des Meeres, Urheber der Erdbeben und Schöpfer der Pferde. Er selbst galt für den Sohn des Saturn und der Rhea, ward von seinem Vater ebenfalls verschlungen, aber nach genommenem Brechmittel wieder herausgegeben, obgleich die Arkadier behaupteten, Rhea habe, als sie ihn in einen Schafstall verborgen und unter den Lämmern aufziehen lassen, dem Kronos statt des Knaben ein Füllen gegeben, das sie geboren zu haben vorgab. Er nahm dann an dem Kriege gegen die Titanen Theil, wobei er den Dreizack zum Geschenke erhielt, und bekam nach Beendigung dieses Krieges durch das Loos die Herrschaft über das Meer. Als Herrscher des Meeres aber war Poseidon einer der ersten, der sich gegen Jupiter auflehnte; daher er sich mit dem Apollo verband, den Jupiter zu fesseln. Zur Strafe dafür wurde er dem Laomedon, König von Troja, auf ein Jahr dienstbar und mußte die Mauern von Troja erbauen (s. Laomedon). Beim Homer hat Poseidon seinen Palast bei Ägä auf dem Grunde des Meeres, doch nennt dieser auch das benachbarte Helike als einen seiner Lieblingssitze. Ganz besonders thätig erscheint er aber im trojanischen Kriege, wo er eine Schutzgottheit der Griechen ist. Als er daher seine Freunde selbst innerhalb ihrer Verschanzungen bedrängt sieht, eilt er nach Ägä, spannt seinen Wagen an, fährt so schnell über die Meeresfluthen, daß nicht einmal die Achse benetzt wird, feuert die Griechen an, begibt sich, nachdem er erfahren hat, daß Jupiter schlummere, selbst in die Schlachtordnung und bringt die Trojaner zum Weichen. Da erwacht aber Jupiter und Poseidon muß vom Kampfe abstehen. In dem berühmten Göttergefechte nennt ihn Homer den Erderschütterer, dessen Gewalt den Ida, Troja und die Schiffe der Griechen wanken macht. So treibt er, als Herr des Meeres, die Gewölke zusammen, bewegt mit seinem Dreizacke das Meer und erregt die Winde und Stürme, die unter seinen Befehlen stehen. Endlich ist auch noch die Sage zu erwähnen, wonach Poseidon als Schöpfer der Pferde gedacht wurde. Poseidon's Vaterland, die heutige Berberei, war das Vaterland der Rosse (vgl. Böttiger, „Andeutungen zur Kunstmythologie des Neptun", S. 155 ff.). Von dort brachten daher wohl die Phönizier zuerst mit dem lybischen Wassergotte selbst die Pferde an die Küste Griechenlands und das feuchte Weideland Thessalien ward dadurch das älteste griechische Reiter- und Pferdeland. Dieses Factum aber bildeten die einzelnen Staaten Griechenlands in verschiedenen mythischen Erzählungen aus, z. B. die Athener erzählten, Poseidon habe beim Wettstreite mit der Athene, um die Benennung ihrer Stadt, das Roß erschaffen; nach einer andern Sage schlug Poseidon ohne Wettstreit in Thessalien, der Heimath griechischer Pferdezucht, das erste Roß Skyphios aus einem Felsen u. a. m. Zahlreich ist die Nachkommenschaft des Poseidon. Mit der Nymphe Thoosa, die schon Homer erwähnt, zeugt er in einer Höhle auf Sicilien den Polyphem; mit der Periböa, Tochter des Eurymedon, den Nausithous, König der Phäakier; mit der Tyro den Pelias und Neleus. Nach Hesiod pflog er Liebe mit der Gorgone Medusa, die durch ihn den Pegasus und Chrysaor gebar. Mit der Demeter zeugte er das Wunderroß Arion, mit meerblauer Mähne, das

den Abraſt vor Theben das Leben rettete. Außerdem werden noch eine Menge Kinder von ihm genannt, die wir jedoch hier übergehen. Hauptorte ſeines Cultus waren in Achaia, Ägä, Helike, Orcheſtus in Böotien, Theben, beſonders aber die Landenge von Korinth, wo ihm zu Ehren die iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden, und Trözen. Dem griechiſchen Poſeidon nun entſpricht der Neptunus der italiſchen Völker. Man hat dieſen Namen verſchieden erklärt, hat jedoch zu keinem entſcheidenden Reſultate kommen können; indeß ſcheint die Vorſtellung vom Waſſer oder Meere immer zum Grunde zu liegen. Libyer, die im höchſten Alterthume die Alleinherrſchaft auf dem Mittelmeere ausübten, mögen den Cultus des Poſeidon in die römiſchen Länder verpflanzt haben. Auch hier an der Tiber tritt im Neptunusdienſte das Pferd hervor und der Gott heißt ſelbſt Equeſtris oder Conſus (deus consiliorum, βουλαῖος). Unter ſeiner Ägide verſammelten ſich die Völkerſtämme Latiums, um über gemeinſame Angelegenheiten ſich zu berathen. Am 18. Aug. feierte man ihm daher zu Ehren das Feſt der Conſualien und am 23. Juli das der Neptunalien. Übrigens erhielt N. als Beherrſcher des Meeres unter den Römern erſt dann eine ausgebreitetere Verehrung, als ſie eine bedeutende Seemacht erhalten hatten. Die Stoiker, die die einzelnen Gottheiten für Kräfte des einen Weltgeiſtes hielten, meinten, N. ſei der Geiſt oder der verſtändige Hauch, der durch das Meer verbreitet ſei (vgl. Cic. N. D. 3, 25). Was die Beinamen des N. anlangt, ſo beziehen ſie ſich theils auf die Orte ſeiner Verehrung, theils auf die ihm zugeſchriebenen Eigenſchaften, z. B. Iſthmius, Orcheſtius, Ägäus, Ennoſichthon, Ennoſigäus ꝛc. Sein Hauptattribut iſt der Dreizack; Homer gibt ihm wie allen Meergöttern bläulichte Haare. Nach den älteren Mythographen fährt er auf einem mit gewöhnlichen Pferden beſpannten Wagen, nach den neueren auf einer Muſchel, die von Meerpferden gezogen wird und um welche die Tritonen, Nereiden, Delphine ꝛc. ſchwimmen. Übrigens ward er immer nackt abgebildet und hat den Charakter einer mit Wildheit gepaarten Stärke. Treffliche Statuen des N. befinden ſich noch in Rom in der Villa Medicis und im Vaticane. 20.

Neptunismus, ſ. Geologie.

Nereus (Νηρεύς), eine alte Meergottheit, der Fabel nach der älteſte Sohn des Pontus (Meer) und der Gäa (Erde), ein gefälliger, milder Greis, ein Wahrſager und heilbringender Rathgeber, vermählte ſich mit der Doris, der Tochter des Oceanus, mit der er 50 Töchter zeugte, wohnte im ägäiſchen Meere und konnte ſich in verſchiedene Geſtalten verwandeln. Deſſenungeachtet aber ſuchte ihn Hercules auf, band ihn, während er ſchlief, und zwang ihn den Aufenthalt der Hesperiden ihm zu nennen. Was aber ſeine Töchter, die Nereiden, anlangt, ſo beſaßen ſie, gleich ihrem Vater, die Gabe der Weiſſagung, werden ſchwarzäugige, keuſche, im Abgrunde des Meeres wohnende Nymphen genannt, wandeln ausgelaſſen ſcherzend über den Wellen und fahren auf den Wagen der Tritonen über die Fluthen dahin. Nicht ſelten waren auch dem N. an den Seeküſten Griechenlands Tempel erbaut. 20.

Nerita oder Julia iſt ein anderer Name für die neuentſtandene Inſel Ferdinandea (ſ. d. Art.). 15.

Nero (Cajus Domitius Ahenobarbus), ein durch ſeine Laſter und Schandthaten berüchtigter römiſcher Kaiſer, welcher vom Jahre 54—68 nach Chr. regierte, der Sohn des im Jahre 42 die Würde eines Conſul bekleidenden Cajus Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, einer Tochter des Germanicus, wurde den 15. Dec. 37 nach Chr. zu Antium geboren. Im Jahre 54 folgte er dem Kaiſer Claudius, welcher die Agrippina, N.'s Mutter, geheirathet und ihn ſelbſt unter dem Namen Claudius Cäſar Domitianus Druſus Germanicus adoptirt hatte, in der Regierung. Agrippina ließ ihren Sohn durch den aus der Verban-

nung zurückgerufenen Philosophen Marcus Annäus Seneca nebst der Philosophie in den schönen Wissenschaften und durch den Obersten der kaiserlichen Leibwache, Afranius Burrhus, in der Kriegs- und Staatskunst auf das Sorgfältigste unterrichten, um ihn zu der Regierung, die sie ihm zu verschaffen strebte, würdig vorzubereiten. Bald darauf erhielt N. den Ehrentitel eines princeps juventutis, welchen nur die Söhne der Kaiser zu führen pflegten, und wurde mit der Octavia, einer Tochter des Claudius und der Messalina, vermählt. Agrippina ließ den Claudius durch ein Gericht vergifteter Pilze tödten, als er wiederholt geäußert hatte, daß er seinen Sohn Britannicus (s. d. Art.) zu seinem Nachfolger wünsche. Da durch dieses Verbrechen dem N. der Weg zum Throne gebahnt worden war und Agrippina auch Soldaten und Bürger für ihren Sohn zu gewinnen gewußt hatte, bestieg er denselben im 18. Jahre, um ihn bald durch die niedrigsten Ausschweifungen, durch Wollust, Grausamkeit und Blutdurst auf das Schnödeste zu entweihen und seinen Namen im Andenken der Menschen für immer zu schänden. Der Anfang seiner Regierung berechtigte zwar zu den schönsten Hoffnungen, welche die Erwartung, die man von einer solchen Bildung hegte, noch zu übertreffen schien, da er nicht nur die in Rom herrschende Schwelgerei und Raubsucht durch Gesetze einzuschränken suchte, sondern sogar bei Unterschreibung eines Todesurtheiles den Wunsch äußerte, nicht schreiben zu können; allein nur zu bald brachen die durch Erziehung und Beispiel bisher zurückgehaltenen Leidenschaften im Gefühle unumschränkter Freiheit und ungezügelter Herrschermacht zum Entsetzen Aller hervor. Er begann die Reihe seiner Verbrechen mit Vergiftung seines Stiefbruders Britannicus, dessen Leben seinen Thron gefährtete, und mit Ermordung seiner Mutter im Jahre 59, deren Herrschsucht und harte Ermahnungen ihm lästig wurden. Zu letzter Schandthat wurde er besonders durch seine Leidenschaft zur Poppäa Sabina, der Gemahlin des Otho, bewogen, welche den Einfluß auf den Kaiser nicht mit der Mutter desselben theilen mochte. Um sie heirathen zu können, opferte er seine frühere Gemahlin Octavia auf, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verstieß und nach der Insel Pantelaria verbannte, wo er ihr bald darauf die Adern öffnen ließ. Eben so grausam wüthete N. gegen seine beiden Lehrer. Seneca, dessen Reichthümer auch in seiner Zurückgezogenheit die Habgier der Schmeichler N.'s erregt hatten, öffnete sich, da ihm sein ehemaliger Zögling die Wahl der Todesart gelassen hatte, die Adern und Burrhus starb im Jahre 62 mit dem Verdachte durch vergiftete Arzneien getödtet worden zu sein. Gleiches Loos hatte der Dichter Lucanus und endlich auch die Poppäa Sabina, welche ihn nebst seinem Freigelassenen Narcissus und einem Heere anderer Schmeichler und Verführer zu den meisten Schandthaten angetrieben hatte. Sein Grundsatz war: „Mag man mich hassen, wenn man mich nur fürchtet." Seinen Vorfahren machte er den Vorwurf, daß sie die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht genau gekannt und ausgeübt hätten. Um sich ein deutliches Bild von dem Brande Trojas zu machen ließ er im Jahre 64 Rom anzünden und die Christen als angebliche Urheber dieses Frevels auf das Grausamste verfolgen und tödten. Bei dem neuntägigen Brande der Stadt gingen die schönsten Denkmale der Künste und Wissenschaften zu Grunde. Um die unermeßlichen Kosten seiner prächtigen Bauten, unter denen der sogenannte goldene Palast (domus aurea) besonders berühmt ist, bestreiten zu können, beraubte er Tempel, Götterbilder und öffentliche Gelder. Seine Verschwendung in Kleidung und Jagdgeräthe trieb er bis ins Sinnlose, so wie seine Freigebigkeit gegen die niederen Volksclassen in Rom, welche er auf Kosten der Provinzen, die unter dem Drucke der Abgaben fast erlagen, durch die übertriebensten Geschenke bereicherte. Bis ins Lächerliche steigerte sich seine leidenschaftliche Liebe für Wettrennen und Kämpfe, für Schauspiel, Musik und Gesang, da er in allen diesen Künsten sich selbst für den größten Mei-

ster gehalten wissen wollte und mit einem großen Gefolge von Tonkünstlern und Schauspielern die vorzüglichsten Städte Griechenlands durchzog, um sich in denselben bei den feierlichen Spielen öffentlich die goldenen Kronen als erste Siegespreise zuerkennen zu lassen. Meistentheils befahl er ausgestellten Soldaten Zuhörer und Zuschauer genau zu beobachten, um diejenigen, welche seine Darstellungen mißbilligten oder nicht stürmisch genug lobten, zur Strafe zu ziehen. Er verkleidete sich bald als Frau und heirathete den Pythagoras und später den Doryphoros, bald vermählte er sich als Mann mit dem jungen Sphorus, den er verstümmeln ließ, um ihn seiner neuen Rolle angemessener zu machen. Um die Erfüllung unglückdrohender Wunderzeichen, Kometen und anderer Erscheinungen von seiner Person abzuwenden, beschloß er die Ermordung des ganzen Senates. Als dieser aber seinem Vorhaben durch eine Verschwörung zuvorzukommen suchte und diese vor ihrem Ausbruche entdeckt wurde, ließ er die edelsten Senatoren aus den ältesten Geschlechtern Roms, unter ihnen den Piso, ermorden. Um die Masse des Volks bei solchen Unthaten sich geneigt zu erhalten, unterhielt er es mit den prächtigsten und kostspieligsten Schauspielen und ließ den König der Armenier, Tiridates, unter großem Gepränge in Rom krönen. Allein in mehreren Provinzen brachen Verschwörungen aus. In Gallien wurde Jul. Vindex und in Spanien der Statthalter Sev. Sulpic. Galba von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Ersterer wurde bei Besançon geschlagen und fiel in der Schlacht, allein für Letzteren erklärte sich nicht nur Otho, der Statthalter von Lusitanien, sondern selbst der Senat. N. entfloh aus Rom und ließ sich, als er keine Rettung vor Gefangenschaft mehr sah, von seinem Freigelassenen Epaphroditus im Jahre 68 tödten. Mit ihm starb das Geschlecht des Julius Cäsar aus, obgleich der Name desselben als Ehrentitel von den folgenden Kaisern beibehalten wurde. Wie groß auch im Allgemeinen die Freude über den Tod dieses Wütherichs war, so fanden sich doch unter dem Volke und den Soldaten Viele, welche ihn zurückwünschten, bewunderten, ja vergötterten, da sie durch seine verschwenderische Freigebigkeit bereichert worden waren, und selbst Betrüger, die für den entflohenen Kaiser gelten wollten, kräftig unterstützten. 81.

Nerva (Marcus Coccejus), römischer Kaiser von 96—98 nach Chr., nach Einigen von der Insel Kreta, nach Andern aus Narni in Umbrien gebürtig, war einer der trefflichsten Männer seiner Zeit und der Vorläufer einer Reihe würdiger Regenten Roms. Er machte sogleich durch seine weisen Verordnungen den Bedrückungen, welche sein Vorgänger Domitian über das Land verhängt hatte, ein Ende, schenkte den Verbannten, unter denen sich auch der Evangelist Johannes befunden haben soll, ihre Freiheit wieder, übte Großmuth gegen seine Feinde und unterstützte mit väterlicher Sorgfalt die Armen. Nur Schade, daß er schon zu alt war, um kraftvoll genug für die Verbesserung der äußeren Verhältnisse seines Landes zu wirken und schon (nach Einigen in seinem 66., nach Eutrop in seinem 72. Lebensjahre) 98 starb, nachdem er Trajan zu seinem Thronfolger bestimmt hatte. 77.

Nerven, lat. nervi; franz. nerfs; engl. nervs, nennt man die weißen oder weißlichen, durch das eine Ende mit den Centraltheilen des Nervensystems (Gehirn und Rückenmark) und durch das andere mit den Sinneswerkzeugen, den Muskeln, den Gefäßen und der Haut in Verbindung stehenden Stränge oder Bündel, welche aus sehr feinen Fäden zusammengesetzt sind. Eine jede Nervenfaser besteht aus dem Marke und einer eigenen, aus Schleimgewebe gebildeten Scheide oder Röhre, worin das Mark enthalten ist und welche Nervenhülle (neurilema) heißt, die an den Anfängen der N. mit der Gefäßhaut des Gehirns zusammenhängt. Der ganze Nerv wird zunächst von einer aus Neurilem gebildeten Scheide umgeben, worin sich die zahlreichsten Blutgefäße verbreiten. Die Form

der N. ist im Allgemeinen rund, cylindrisch. Sie nehmen nach und nach in ihrem Verlaufe an Umfang zu, so daß ihre Unterabtheilungen zusammengenommen einen stärkern Strang bilden, als der Stamm, von dem sie ausgehen. Die N. verzweigen sich in ihrem Verlaufe vielfach, indem sich die Stämme in Äste, diese in Zweige ꝛc. theilen, welche meist unter spitzigen Winkeln abgehen. Doch sind die Stränge stets schon weit oben in dem Stamme von einander getrennt, ehe sie wirklich noch von demselben abgehen, durch welche Anordnung sich das Nervensystem von dem Gefäßsysteme unterscheidet, so wie auch noch dadurch, daß oft die großen N. eine ansehnliche Strecke durchlaufen, ohne Zweige abzugeben. Die Art und Weise, wie sich verschiedene N. mit einander verweben und verbinden, geschieht 1) durch die Anastomose oder Schlinge (ansa), indem sich einzelne, ziemlich gleich große Zweige verschiedener N. unter spitzigem Winkel verbinden, wie z. B. der Ellenbogen- und Mittelarmnerv in der Hand, die Rückenmarksnerven kurz nach ihrem Austritte aus dem Rückenmarkscanale ꝛc., wodurch auch, wenn sie in einen Bogen zusammentreten, Schlingen um Gefäße gebildet werden, entweder durch zwei Zweige eines und desselben N., z. B. des Stimmnerven, oder wo zwei Äste verschiedener N. zusammenkommen, z. B. zwei Rückenmarksnerven; 2) durch das Geflecht (Nervengeflecht, plexus), welches eigentlich nur eine vielfach verzweigte Anastomose zwischen den verschiedenen Strängen eines oder mehrerer N. ist, wodurch sich die Bündel des einen mit denen des andern so durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne gewaltsame Trennung nicht aufgehoben werden kann; dergleichen Nervengeflechte findet man vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröse, dem Herzen ꝛc. 3) Endlich geschieht die Verbindung der N. unter sich durch Knoten oder Ganglien (s. d. Art.). — Die Endigung der N. ist sich nicht überall gleich. So endet z. B. der Sehnerv im Auge als eine markige Haut; der Gehörnerv auch als eine dünne, doch mehr geflechtartige Ausbreitung, die sich im Gehörorgane in eine breiartige, mit Feuchtigkeit umgebene Masse verliert; der Geschmacksnerv endet in Wärzchen, eben so auch die Gefühlsnerven in den Fingerspitzen; bei den meisten aber, welche in die Substanz der Organe treten und sich mit ihnen zu verbinden scheinen, ist ihre Endigung nicht deutlich zu bemerken; doch hat man so viel ermittelt, daß ihre feinsten Verzweigungen sehr weich werden und dennoch ihre Hüllen ablegen und dadurch zur Aufnahme der innern und äußern Eindrücke geschickt gemacht werden. Es ist wahrscheinlich, daß die N. eine Atmosphäre haben, in welcher sich ihre Wirkung über ihre Substanz hinaus erstreckt; denn nur auf diese Art läßt sich erklären, wie nervenlose und daher unempfindliche Theile krankhafte, selbst sehr schmerzhafte Empfindungen veranlassen. — Nicht alle Organe und nicht alle in gleichem Grade bekommen N. So erhalten z. B. Zellgewebe, seröse Häute, Knochen, Knorpel, fibröse Theile, Oberhaut, Nägel, Haare, im Auge die Hornhaut und Krystalllinse, so wie alle Theile des Eies keine N. Die Eingeweide der Brust- und Unterleibshöhle erhalten die kleinsten und wenigsten N.; mehr aber das Arteriensystem; beträchtlicher sind die N. der Muskeln; doch die meisten erhalten die Sinnesorgane. Die Gefäße der N. sind äußerst zahlreich, verbreiten sich in der Substanz des Neurilems und der neurilematischen Canäle und gelangen bis zu dem Neurilem der Nervenfäden. — Das, was man unter dem Namen Nervensystem (lat. systema nervorum; franz. système nerveux; engl. nervous system) begreift, besteht aus dem innern oder Centraltheile, dem Gehirne (s. d. Art.) und dem Rückenmarke (s. d. Art.), und aus dem äußern oder peripherischen Theile, den N., die sich von dem 1. Theile aus, mit welchem sie durch ihre Centralenden zusammenhängen, durch den ganzen Körper, zwischen den übrigen Organen, verbreiten und mit ihren äußersten

Enden in die Structur der meisten von ihnen wesentlich eingehen. Die mit dem Gehirne verbundenen werden Hirn- oder Schädelnerven und die mit dem Rükkenmarke verbundenen Rückenmarksnerven genannt. Die Eindrücke, welche auf das peripherische Ende dieser N. geschehen, werden zu dem Gehirne, als dem Centralpunkte geleitet und dadurch Empfindungen oder Vorstellungen bewirkt. Eben so wirkt das Gehirn auf die Organe, zu welchen sich die N. dieses Systems begeben, zurück und bringt Bewegung und Bildungsabänderung hervor. Man nennt dieses Nervensystem auch das animalische. Ein dritter Theil des Nervensystems ist das Ganliensystem (s. Ganglien). — Das Nervensystem enthält ansehnliche Blutgefäße, so daß sich, nach Berechnungen, beim Menschen ungefähr $\frac{1}{5}$ der ganzen Blutmasse zum Gehirne begibt. Die Nervensubstanz besitzt in einem gewissen Grade Ausdehnbarkeit, Contractilität und Elasticität. Die Empfindlichkeit (Sensibilität) des Nervensystems ist im hohen Grade in dem peripherischen Theile desselben oder in den eigentlichen N. In dem Gehirne fehlt sie in der Rindensubstanz, dagegen ist sie in der Marksubstanz zugegen. Die Substanz des N. ist nicht blos ein vortrefflicher Leiter der Elektricität, sondern ist, wenn sie mit abwechselnden Lagen von Fleisch in Berührung kommt, auch sogar fähig einen schwachen Galvanismus (s. d. Art.) zu erregen. Wird diese Substanz in dem Rückenmarke und in den N. verletzt, so erregt sie heftigen Schmerz, Zuckungen der Muskeln; jedoch geschieht dieß Alles nicht, wenn sie an manchen Theilen des Gehirns mechanisch gereizt wird. Im hohen Alter wird das Gewebe der Nervensubstanz fester und vermindert sich auch im höchsten Alter dem absoluten und specifischen Gewichte nach etwas. Dieß ist aber nicht in abzehrenden Krankheiten der Fall. Aus der Nervensubstanz des Gehirns entspringen 12 Nervenpaare: 1) der Geruchsnerv, auf jeder Seite einer (was auch bei den folgenden der Fall ist), dessen Zweige sich in der Nasenhöhle verbreiten und für die Ausdünstungen empfänglich sind; 2) der Sehnerv, welcher durch eine Oeffnung in den hintern knöchernen Augenhöhlenrand in die Augenhöhle dringt, dann zwischen den Muskeln des Augapfels zu dessen hintern Umfange geht, die sclerotica und choroidea (s. Auge) durchbohrt und sich in der Nervenhaut (retina) des Auges, die er größtentheils bildet, endigt; 3) der Augenmuskelnerv, von welchem alle in der Augenhöhle gelegenen Augenmuskeln Zweige erhalten, mit Ausnahme derjenigen Muskeln, welche 4) von dem Rollmuskelnerven und 5) dem dreiastigen N. ihre besonderen Zweige bekommen. Dieses 5. Nervenpaar hat aber noch außerdem sehr viel Veräſtelungen, welche sich in den Thränendrüsen, in dem Ohre, dem innern Munde, namentlich der Zunge, verbreiten, indem sie hier den Sinn des Geschmacks bilden; 6) der äußere Augenmuskelnerv geht ebenfalls nach den Augen, um einigen Muskeln derselben Leben und Kraft zu ertheilen; 7) der Gesichtsnerv gibt Zweige an das Trommelfell und die Trommelhöhle und wieder andere Zweige an einige Muskeln des Kopfes, des Halses, besonders aber des Gesichts; 8) der Gehörnerv, welcher durch einen knöchernen Canal in die wunderbaren Höhlen des Schlafbeins gehen und zum Gehöre dienen; 9) der Schlundzungennerv, dessen Name schon die Theile bezeichnet, wohin er seine meisten Zweige sendet; 10) der herumschweifende Nerv, auch Stimm- oder Lungenmagennerv genannt, welcher den inneren Halstheilen Zweige abgibt und in die Brusthöhle herabsteigt, wo Zweige desselben sich tief in die Substanz der Lungen hinein veräſteln; sodann gelangt er mit dem Speisecanale durch das Zwerchfell in die Bauchhöhle herab, wo er an der vordern und hintern Fläche des Magens 2 Geflechte bildet, deren Zweige sich nicht blos zum Magen, sondern auch zu den Netzen, der Milz, der Bauchspeicheldrüse, der Leber und Gallenblase verbreiten, indem sie sich mit den Eingeweidenerven verbinden. Dieser Nerv dient hauptsächlich mit zur Bildung der Stimme und zur Beförderung des

Respirationsacts und in Beziehung auf den Verdauungsapparat soll seine Hauptverrichtung darin bestehen, daß er den Bewegungen des Magens vorsteht; 11) der Beinerv oder der obere Respirationsnerv des Stammes ist mit dem vorigen bei seinem Heraustritte aus dem Schädel genau verbunden; nachdem er aber aus dem fibrösen Canale, der beide umfaßt, herausgetreten ist, trennt er sich von ihm in 2 Zweige, die auf ihrer Seite in den Muskel, den man Kopfnicker nennt, eintreten, nachdem sie zuvor den Zweig für den Pharynx mit bilden helfen. Beide gehen alsdann vom Halse herab, wo sie sich in 4—5 Zweige theilen, die sich in den Mönchskappenmuskel verbreiten und von hier aus sich in eine große Menge kleinerer Zweige zertheilen, die sich anastomosirend zu den N. der Zunge, des Schlunds und des Kehlkopfs verbreiten; 12) der Zungenfleischnerv ist ein Nervenpaar, das zum Theil unter der Zunge liegt und hauptsächlich für die Muskeln dieses Organs bestimmt ist. In Bezug auf die aus dem Rückenmarke entspringenden N. sehe man Rückenmark. — Die N. haben die Function, die Eindrücke, welche auf ihr äußeres Ende geschehen, zu dem Centralpunkte, dem Gehirne, zu leiten, so daß sie demnach mittelbare Bedingungen zur Hervorbringung geistiger Erscheinungen abgeben, woran jedoch das Gehirn unmittelbaren Antheil nimmt. Indeß erscheint das Nervensystem nicht blos als Organ der geistigen Thätigkeit, sondern auch als das, von welchem aus alle Organe belebt werden. In dem ganzen untern und hintern Theile des Gehirns und Rückenmarks befindet sich aber unstreitig die Bildungsstätte der lebenserhaltenden Kraft des Nervensystems, daher die Integrität aller dieser Theile zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig ist. Überdieß erscheint es auch als das Organ der Sympathie oder Mitleidenschaft, indem es den innigsten Zusammenhang aller Organe so vermittelt und diese so unter einander verknüpft, daß Veränderungen in einem Organe nicht nur im Hirne und Rückenmarke wahrgenommen, sondern auch in den anderen Organen Veränderungen veranlaßt werden. Die N. haben daher eine ganz besondere Erregbarkeit, nämlich das Vermögen, den Zustand eines Organs einem andern Organe desselben Körpers mitzutheilen, folglich die Erregung eines Organs in ein anderes zu leiten. Diese Mittheilung oder Leitung nennen wir im Allgemeinen Empfindung (sensatio), jene besondere Erregbarkeit der N. aber Empfindlichkeit (sensibilitas). Die Wirkung der N. auf die reizbaren Fasern (wie Muskeln) ist für diese ein Reizmittel, das Zusammenziehung in ihnen hervorruft, so daß demnach Nerv und Muskel in gleichem Verhältnisse zu einander stehen, wie Silber und Zink, und auf diese Weise mit Hülfe des stets in ihnen enthaltenen Wassers selbst eine galvanische Kette bilden. Der Ort, wo die äußeren Eindrücke zusammenkommen und aus welchem die inneren Eindrücke in alle Theile unseres Körpers verbreitet werden, wird das allgemeine Sensorium genannt. Man kann das Sensorium, in welchem die Eindrücke mit Bewußtsein reflectirt werden, das Seelensensorium und das andere, wo dieß ohne Bewußtsein geschieht, das körperliche Sensorium nennen. Der Sitz des ersteren ist vorzüglich das Gehirn und der des letzteren das Rückenmark, und vielleicht auch die Nervengeflechte und Ganglien. 21.

Nervenkrankheiten, Neurosen, stellen eine Krankheitsclasse dar, die, wenn wir hierüber auf die Stimme der Nichtärzte achten wollen, von keiner andern an Zahl der Krankheiten, so wie an der Häufigkeit des Vorkommens derselben übertroffen wird; hören wir ja doch von nichts öfter, als von Nervenschwäche, Nervenzufällen, Nervenfiebern, Nervöswerden der Krankheiten, von Krämpfen u. dergl. m. Strenger verfahren zwar hierin die Ärzte, doch gehen auch viele noch zu weit, indem sie Krankheiten dahin zählen, die ein Leiden des Nervensystems allerdings zu erkennen geben, eigentlich aber von einer Affection anderer Systeme und Organe bedingt werden, als von Entzündungen, von Congestio-

nen, Leiden des nervösen Systems, von organischen Defleren, die im Nervensysteme selbst, aber auch in anderen Gebilden ihren Sitz haben können. Wollte man in diese Ansichten eingehn, so könnte man mit vollkommnem Rechte alle Krankheiten N. nennen und zwar wegen der innigen Theilnahme, in der die Nerven mit allen Organen und ihren Erkrankungen stehen. Um dieß zu vermeiden, haben in neuerer Zeit die französischen Ärzte, namentlich Broussais, die Behauptung aufgestellt, daß es eigentlich gar keine ursprünglichen N. gebe, sondern daß dieselben blos der Reflex gewisser Entzündungen seien. Es würde zu weit führen, den Irrthum dieser Behauptung nachzuweisen; wir gehen daher sogleich zur Begriffsbestimmung über, die man von N. gibt. Hiernach verstehn wir darunter jene Nervenübel, bei denen das Nervensystem und dessen Functionen, nämlich Bewegungs- und Empfindungsfähigkeit, zunächst und hauptsächlich leiden, wobei wir bei unserer Unkenntniß der innern Thätigkeit des Nervensystems allerdings nicht angeben können, worin diese Leiden bestehen und welche ihre eigentliche innere Ursache sein mögen. Die hauptsächlichsten Zeichen, durch die sich diese Übel zu erkennen geben, sind, daß sie von langer Dauer, nicht sehr gefährlich, intermittirend, fieberlos, schwer heilbar sind, daß sie trotz ihrer Gefahrlosigkeit häufig sehr gefährlich scheinende und mit Ungestüm auftretende Erscheinungen, als Krämpfe, Ohnmachten, Geistesabwesenheiten, Schmerzen aller Art u. dgl. m., darbieten, daß sie endlich nach dem Tode wenige oder gar keine Veränderungen in den Organen, die sie eingenommen hatten, zurücklassen. Die Krankheiten, die am füglichsten mit dem generellen Namen der N. belegt werden können, sind: periodische Kopfschmerzen, Hypochondrie und Hysterie, die Katalepsie, der Veitstanz, die Epilepsie, das nervöse Asthma, wahrer Magenkrampf, der Keuchhusten, die Nevralgien (Schmerzen nervigter Theile), gewisse Arten von Lähmungen, von Sinnesfehlern u. m. a. Die Anlage zu den N. wird häufig angeboren, so daß solche Kranke ein schwaches, reizbares Nervensystem als Erbtheil erhalten haben, öfter aber wird sie erworben durch eine Menge von äußeren Schädlichkeiten, deren Anzahl die gesteigerte Cultur und die dadurch vermehrten Bedürfnisse um Vieles vermehrt haben. Als die wichtigsten jener Schädlichkeiten erwähnen wir das ganze Heer der moralischen und physischen Einflüsse, denen der Mensch ausgesetzt ist, in sofern diese von ihrer der Gesundheit zuträglichen Beschaffenheit abweichen, als übermäßiges Studiren, sonstige leidenschaftliche Überspannung, andererseits geistige und körperliche Erschlaffung, Aufgaben aller Selbstständigkeit und Willenskraft, ferner Übermaß in Speisen und Getränken, vorzüglich, was letztere betrifft, des Branntweins; Ausschweifungen in der Liebe, häufige Wochenbetten und langes Stillen; öftere Nachtwachen, oder auch zu langes Schlafen und viele andere Veranlassungen mehr. — Die Heilung dieser Übel fällt der Kunst häufig sehr schwer und fast unmöglich, hauptsächlich darum, weil einestheils die veranlassenden Ursachen selten weggeschafft werden können, anderntheils die Kranken auch selten denselben entsagen wollen. Da aber, ohne daß dieser Umstand erledigt werde, vom Gebrauche der Medicamente nichts zu erwarten ist, so hat man sich wohl zu hüten, Kranke dieser Art mit einer Menge von Medicamenten zu überfüllen, die ihnen unter diesen Umständen mehr schaden als nützen. Gleichwohl sind es gerade diese Kranken, die wie keine andern nach beständiger ärztlicher Pflege verlangen, sich aber, weil sie mißtrauisch und veränderlich sind, beständig von einem Arzte zum andern begeben, Bäder aller Art aufsuchen und selbst Pfuscher und Wunderthäter nicht verschmähn. Indem aber alles Neue und Ungewöhnliche auf ihre leicht zu erregende Einbildungskraft einen heftigen und darum häufig günstigen Eindruck macht, so finden sich unter ihnen die enthusiastischesten Vertheidiger aller neuen, wenn auch noch so absurden ärztlichen Lehren. 39.

Nervii, ein altes deutsches Volk im belgischen Gallien, das gewöhnlich zu den an der Saar, Maas und Mosel wohnenden deutschen und cimbrischen und unter dem allgemeinen Namen der Tungri bekannten Stämmen gerechnet wird. Nach Cäsar wohnten sie aber westlicher, nämlich an beiden Seiten der Sabis (Sambre), also in dem heutigen Norddepartement von Frankreich, in den belgischen Provinzen Namur und Hennegau und leisteten ihm den heftigsten Widerstand, als er in ihr Gebiet einfiel, wofür sie von ihm fast gänzlich vernichtet wurden. Ihre Hauptstadt war Bagacum (h. Baray). 35.

Nessel, lat. urtica; franz. ortie; engl. nettle, ist eine besondere Gewächsgattung, welche Jussieu's Familie der urticeae begründet und zu Linné's monoecia tetrandria gehört. Zu den bekanntesten Arten derselben gehören: 1) die gemeine oder große N. (urtica dioica L.) mit einander gegenüberstehenden herzförmigen Blättern, paarweisen Blumentrauben und grünlichen Blüthen; es ist ein Unkraut, wie die übrigen Arten, das durch ganz Europa an Zäunen, Mauern, Feldrainen ꝛc. wächst, jedoch als ein gutes Futterkraut für Melkkühe und Schafe benutzt werden kann, wenn man es unter den Häcksel mengt. Ihre ersten Keime liefern einen guten Salat und die Stengel in holzarmen Gegenden ein Brennmaterial, so wie überhaupt ein faseriges Wesen, das so brauchbar als Hanf oder Flachs ist und woraus die Wogulen am Twodafluſſe in Sibirien, die Baschkiren, Samojeden und Tataren ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke bereiten. Nesselgarn, Nesselzwirn, ja sogar Papier stellte man früher auch in Deutschland und der Schweitz daraus her. Mit Wasser gibt das Kraut einen grünlichen Absud, der das Tuch ohne Zusatz grünlichgelb färbt. Stahl im Safte von Nesseln abgelöscht soll denselben weich und zum Verarbeiten geeigneter machen. 2) Die kleine Brenn- oder Eiternessel (urtica urens L.) hat einen ästigen Stengel, eirunde, tiefgezähnte und, wie die vorige, mit sehr stechenden Haaren besetzte Blätter, welche Haare unter dem Vergrößerungsglase als Röhrchen erscheinen, an deren unterstem Ende ein Bläschen befindlich ist, dessen Feuchtigkeit vermuthlich bei dem Nesselstiche das Brennen und die Blasen verursacht, was man aber durch Baumöl lindern kann. Sie hat im Übrigen mit der großen N. gleiche Eigenschaften, nur wird sie vom Viehe, besonders von Schafen, nicht gefressen. 3) Die pillentragende oder römische N. (urtica pilulifera L.), eine Pflanze des südlichen Europa mit entgegengesetzten eirunden, gesägten Blättern und kugelrunden Samenkätzchen, die Pillen gleichen, ist ebenfalls zu Gespinsten benutzt worden. 4) Die japanische N. (urtica japonica L.), mit abwechselnd stehenden herzförmigen, wolligen Blättern und geballten kopfförmigen Blüthen, dient in Japan zur Bereitung grober Schiffseile. 5) Die schneeweiße N. (urtica nivea L.), mit abwechselnd stehenden eirunden, scharf zugespitzten und unten weißen, wolligen Blättern, wächst in Indien, besonders in Japan, wo sie wie die vorige benutzt und aus den Samen ein scharfes Öl gepreßt wird. In der ehemaligen Pfalz dauert sie im Freien aus und verdient wegen ihren schön aussehenden Blüthenvarietäten als Zierblume in Gärten gezogen zu werden. 21.

Nesselausschlag, Nesselfieber, Nesselsucht, lat. urticaria; franz. urticaire, fièvre ortiée; engl. nettlerash, ist ein Hautausschlag, der bald mit Fieber, bald ohne dasselbe vorkommt. Im erstern Falle zeigen sich Fieberfrost und Hitze, Kopfschmerzen; Übeligkeiten; hierauf entstehen nach 2 Tagen auf der Haut unter vorgängigem heftigen Jucken Quaddeln wie von Brennnesseln, die am obern Theile weiß, aber von einer weit verbreiteten Röthe umgeben sind. Dieser Ausschlag erscheint und verschwindet auf unregelmäßige Weise an verschiedenen Theilen des Körpers und kann durch starkes Kratzen wieder hervorgerufen werden; meistentheils verbleicht er am Tage und kommt Abends wieder zum Vor-

scheine. So steht er ungefähr eine Woche und zwar wegen des Juckens und der Schlaflosigkeit, die er verursacht, unter vielem Ungemache für den Kranken; nach seinem Verschwinden schält sich die Haut ganz leicht ab. Ursache des Nesselausschlags ist bei Kindern Zahnreiz und Störung der Verdauung, bei Erwachsenen sehr oft Magenverderbniß, durch übermäßige Genüsse der Tafel herbeigeführt. Bekannt ist es, daß er zuweilen durch den Genuß mancher Schaalthiere, als Hummern, Krebse, Krabben, am häufigsten aber der Muscheln herbeigeführt wird; auch Pilze, Honig, Mandeln, Himbeeren, Erdbeeren rufen ihn bei manchen Individuen hervor. Ansteckend ist er nie. — Der chronische N. gleicht ganz dem fieberhaften, nur daß er ohne Fieber auftritt und mit kurzen Unterbrechungen zuweilen mehrere Monate dauert. Auch er hängt offenbar von zu großer Reizbarkeit des Magens ab oder von gewissen Idiosynkrasien, so daß er bei Einigen bald durch Malzgetränke oder durch Branntwein, Essig, Zucker, Fische hervorgerufen wird. 39.

Nesselrode (Joh. Franz, nach Andern Karl Robert, Graf von), russischer geheimer Rath, Staatsminister für die auswärtigen Angelegenheiten und Vicekanzler des Reichs, der Sohn des Grafen Max. Julius Franz, Grafen von N., russischen Gesandten am preußischen Hofe, wurde am 2. Sept. 1755 in Liefland geboren. Schon frühzeitig widmete er sich der diplomatischen Laufbahn, in welcher er sich bald das Vertrauen des Kaiser Alexander erwarb, so daß er im Auftrage desselben zur Ergänzung des kalischer Vertrags nebst dem Baron von Stein am 19. März 1813 den zu Breslau mit dem preußischen Minister von Hardenberg und mit Scharnhorst, und am 15. Juni 1813 den Subsidienvertrag zu Reichenbach in Schlesien mit dem Lord Cathcarth abschloß, so wie er die Grundlagen des am 9. Sept. desselben Jahres zu Teplitz zwischen Rußland und Östreich geschlossenen Bündnisses mit dem Fürsten Metternich feststellte und die darauf bezüglichen Verträge mit Preußen zu Stande brachte. Nachdem er den Kaiser Alexander im Jahre 1814 nach Frankreich begleitet hatte, unterzeichnete er am 1. März dieses Jahres die sogenannte Quadrupelallianz zwischen Rußland, Östreich, Großbritannien und Preußen zu Chaumont und unterhandelte in der Nacht vom 30. auf den 31. März nebst den Grafen Orloff und Paar mit dem Marschall Marmont wegen der Übergabe der Stadt Paris. An der Abfassung der von den vereinigten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen hatte er den wichtigsten Antheil, so wie er auch am 30. Mai 1814 den Frieden von Paris mit unterzeichnete. Als kaiserlicher russischer Bevollmächtigter auf dem Congresse zu Wien im Jahre 1814 und 1815 unterstützte er besonders die Abschaffung des Sklavenhandels und die Bildung des deutschen Bundes und verfaßte die Note, in welcher der russische Hof die Abtretung der Hälfte Sachsens an Preußen verlangte. Am 13. März 1815 unterzeichnete er russischer Seits die Achterklärung gegen Napoleon und erneuerte am 25. März den Vertrag zu Chaumont. An den Monarchen- und Ministercongressen der heiligen Allianz zu Aachen (1818), zu Troppau (1820), zu Laibach (1821) und zu Verona (1822) nahm er den thätigsten Antheil. Als im Jahre 1821 der Graf Capo d'Istrias wegen der griechischen Angelegenheit aus dem russischen Ministerium trat, übernahm N. die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, welche er noch im Jahre 1830 mit Ruhm und Geschicklichkeit in den verwickeltsten Verhältnissen, besonders mit der Türkei, führte, die er durch den am 8. Juli 1833 zu Chunkiar Iskelessi geschlossenen Vertrag ganz an das russische Interesse fesselte. Er genießt seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, welcher ihm im Jahre 1826 ansehnliche Güter mit einer großen Anzahl von Leibeignen verlieh, das Vertrauen desselben in eben so hohem Grade, wie das Alexander's. Zur dankbaren Anerkennung seiner großen Verdienste um ihre Höfe haben ihn auch auswärtige Fürsten mit den ersten Orden Europas geschmückt. 81.

Neſtel, franz. aiguillette, lacet; engl. point, lace, nennt man ſowohl die neſtförmig gelegten Haare der Frauen als auch den zum Einſchnüren dienenden dünnen ledernen Riemen oder Band, welches am Ende mit einem Stückchen Blech verſehen iſt. Der N. werden in Nürnberg viele gemacht und verſandt. Unter Neſtelknüpfen aber verſteht man den ſich in die älteſten Zeiten verlaufenden Aberglauben, vermittelſt Herſagung gewiſſer Zauberformeln und Knüpfung deren Knoten an einem heiligen Orte oder Leichenſteine einen Mann zum Beiſchlafe untüchtig zu machen. 26.

Neſtor, ein in den homeriſchen Geſängen gefeierter Held, Sohn des Neleus und der Chloris, wurde in Gerene in Meſſenien erzogen, folgte ſeinem Vater, den Hercules ſammt ſeinen Kindern, außer den N., umbrachte, in der Regierung über Pylus und erhielt auch nach dem Tode des Idas und Lynkeus, der Söhne des Aphernus, die Regierung von Meſſenien. Schon in ſeiner früheſten Jugend zeichnete er ſich durch Tapferkeit und Klugheit aus. So ſoll er z. B. den Keulenträger Ereuthalion, dann den Ilymoneus getödtet haben und von den Lapithen wegen ſeiner weiſen Rathſchläge zu ihrem Streite mit den Centauren geholt worden ſein. Schon Greis entſchloß er ſich zur Theilnahme am Zuge gegen Troja und führte die Einwohner von Pylus, Arene, Thryon, Kyparyſſes, Ptelea ꝛc. in 20 Schiffen vor Troja. Seine Thaten hier ſind mehr Thaten des Geiſtes als der körperlichen Kraft; Homer nennt ihn einen weiſen und klugen Rathgeber, einen verſtändigen Redner, aus deſſen Munde die Worte wie Honig fließen. Er tritt daher oft in Verſammlungen auf und hält Reden, ſucht den Achill und Agamemnon zu verſöhnen, feuert die Helden zum Zweikampfe mit dem Hektor an und räth dabei zum Looſe, das den Ajax trifft. Nach der Einnahme von Troja ſegelte er mit dem Menelaus zuerſt ab und erreichte glücklich ſeine Heimath, wo in kurzer Zeit Telemachus erſchien, um über ſeinen Vater Odyſſeus Nachricht zu erhalten. Seine Gemahlin war nach der Angabe Homer's Eurydice, die älteſte Tochter der Klymene, nach Andern aber Anaxibia, die Tochter des Kratikus. Nach Homer durchlebte er 3 Menſchenalter, d. i. 99 Jahre und ſtarb ruhig in Pylus, wo man noch zu Pauſanias' Zeiten ſein Haus und ſein Grab zeigte. 20.

Neſtor, der Vater der ruſſiſchen Geſchichte, 1056 im ſüdlichen Rußland geboren, trat in früher Jugend in einen Mönchsorden und lebte in dem Höhlenkloſter zu Kiew, wo er um das Jahr 1116 ſtarb. In ſtiller Zurückgezogenheit arbeitete er eine „Chronik des ruſſiſchen Volks" in ſeiner Mutterſprache aus. Er benutzte dabei gleichzeitige und frühere byzantiſche Schriftſteller, die ihm bei dem damals ſtattfindenden lebhaften Verkehre zwiſchen Conſtantinopel und Kiew leicht zugänglich waren, alte Traditionen und andere uns jetzt unbekannte Quellen. Die Chronik beginnt mit Noah und ſchließt mit dem Jahre 1116. Später wurde ſie von Silveſter, Abt von St. Michael zu Kiew (bis 1123) und von zwei ungenannten Mönchen bis 1203 fortgeſetzt, aber zugleich auch ſo arg interpolirt und überarbeitet, daß man jetzt über ihre urſprüngliche Geſtalt und den Werth derſelben kein ſicheres Urtheil fällen kann; doch ſcheinen alle Entſtellungen nicht vermögend geweſen zu ſein, die urſprüngliche Einfachheit und Würde des Styls zu verwiſchen. Die beſte, aber unvollendete Bearbeitung dieſer wichtigen Geſchichtsquelle lieferte A. L. Schlözer unter dem Titel: „Ruſſiſche Annalen in ihrer ſlavoniſchen Grundſprache. Verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichſt gereinigt, erklärt und überſetzt" (Götting. 1802—1809. 5 Bde. 8.); zu dieſer nur bis zum Jahre 980 reichenden Ausgabe kann man als Ergänzung und Berichtigung J. Müller's „Altruſſiſche Geſchichte nach Neſtor" (Berl. 1812. 8.) beifügen. Eine frühere Überſetzung von J. B. Scherer (Leipz. 1774. 4.) iſt ohne allen Werth. Auch Neſtor's „Leben der Mönche ſeines Kloſters" („Vitae

Sanctorum venerabilium et Patrum nostrorum Peczericorum", Kiew 1661. Mosk. 1759. Fol.) sind nicht ganz unbedeutend für die russische Geschichte. 67.

Nestorius, seit dem Jahre 428 Bischof in Constantinopel, der in Antiochien einen hohen Grad von Gelehrsamkeit erlangt hatte und mit ihr einen gewandten Scharfsinn verband, brachte eine neue Lehre von der Person Christi zu solchem Ansehn, daß sie trotz aller öffentlichen Verdammungsurtheile einer neuen und fortdauernden Secte den Ursprung und Anhaltepunkt gewährte. Er glaubte in einigen gangbaren Vorstellungen von dem Erlöser, besonders wie sie die Anhänger des Apollinaris (s. d. Art.) hegten, den Wahn von einer Veränderlichkeit der Gottheit Christi durch seine Vermenschlichung zu finden, namentlich mißfiel ihm die häufige Benennung der Maria als Gottgebährerin (θεοτόκος), die er nur Christusgebährerin (χριστοτόκος) genannt wissen wollte, weil alles von dem Heilande ausgesagte Menschliche nur seine Menschheit, nicht seine Gottheit, die in jener gleichwie in einem Tempel gewohnt habe, betreffen dürfe. Hierdurch gerieth er in den Verdacht, daß er eine lockere, mehr äußerliche und moralische Verbindung (συνάφεια) des Göttlichen und Menschlichen in Christo lehre und die eine Person desselben in zwei zerspalte (χριστόλυσις). Da er nun, dem man ohnedieß als einem Fremdlinge die Erhebung zum Bischofe mißgönnte, und sein Hausgeistlicher Anastasius diese Lehre von der Kanzel herab zur Sache des Volks machte und sogar ägyptische Mönche in bedenklicher Anzahl beipflichteten, so erhoben sich Proklus und der herrschsüchtige Cyrillus in Alexandrien gegen den neuen Irrlehrer. Der Letztere suchte in einem scharfen Briefwechsel seinen Widerspruch vergebens geltend zu machen und verbündete sich dann mit dem römischen Bischofe Cölestinus, den N. durch Aufnahme mehrerer aus dem Abendlande vertriebenen pelagianischen Bischöfe gereizt hatte. Zu Rom ward sofort in einer Synode N. verdammt, wenn er nicht innerhalb 10 Tagen widerrufe und Cyrillus mit der Execution vorläufig beauftragt. Dieser erließ schleunig 12 Anathematismen, in denen eine physische Einheit (ἕνωσις φυσική) der göttlichen und menschlichen Natur in dem Erlöser vorgetragen war (430). Dagegen erschienen von N. ebenfalls 12 Anathematismen, welche die Ketzerei des Alexandriners, wofür sie auch bei allen Unparteiischen galt, nicht minder nachdrücklich verfluchten. Um die Ruhe wiederherzustellen beriefen nun die Kaiser Theodosius II. und Valentinianus III. eine ökumenische Kirchenversammlung nach Ephesus (431). Tumultuarisch erzwangen mit ihren Freunden Cyrillus und Memnon, Bischof von Ephesus, die Verdammung und Absetzung des N., der vergebens von Johannes, Bischof von Antiochien, und der morgenländischen Geistlichkeit geschützt sich in ein syrisches Kloster zurückzog, dann nach Arabien verwiesen ward und endlich in Ägypten seinen Drangsalen erlag (st. 439). Aber auch seine Anathematismen mußte Cyrillus, der darauf das ihm von Paulus von Emesa vorgelegte Glaubensbekenntniß unterschrieb (433), verurtheilt sehen, wiewohl er sich in seinem Amte erhielt. Die öffentliche Lehrnorm bestimmte man nun dahin, daß man annahm, daß Christus mit Gott und den Menschen gleiches Wesens, beide Naturen aber in einer Person auf das Innigste verbunden gewesen seien. Die Maria hieß nun wieder Gottesgebährerin. Während nun aus dem römischen Reiche alle Nestorianer vertrieben und selbst in den morgenländischen Provinzen nach abwechselnden Schicksalen immer weiter ostwärts gedrängt wurden, flüchteten sie sich über den Tigris, wo sie allein und mit Ausschluß aller andern Christen der persische König Pherozes als getreue Unterthanen aufnahm (462). Thomas Barsumas und nach seinem Tode (485) Babäus gaben diesen christlichen Colonisten eine bestimmte kirchliche Verfassung. Man erwählte Babäus zum Bischofe von Seleucia und nachher (496) zum Katholikus (Jazelich, Fazelich) der persischen Kirche, welcher Name auf seine Nachfolger als Oberhäupter in derselben fort-

erbte. Im Jahre 499 erklärte sich feierlich die ganze persische Kirche auf einer Synode zu Seleucia zu der Lehre des Christenthums, wie sie vor der Kirchenversammlung zu Ephesus gewesen, und erkannte besonders Diodorus von Tarsus, Theodorus von Mopsuestia, Nestorius und Ibas von Edessa als rechtgläubige Väter an. Auch wurde bestimmt, daß alle Bischöfe, Priester und Mönche verheirathet sein müssen. Ungehindert breitete sich nun die persische Kirche im östlichen und nordöstlichen Asien, wie in der großen Tartarei, aus und noch jetzt finden sich in jenen Gegenden chaldäische oder Thomaschristen, wie sie sich nennen, welche mitten unter nichtchristlichen Völkerschaften wenigstens ein dankenswerthes Andenken an die christliche Religion erhalten und manchem Missionair zum folgereichen Stützpunkte gedient haben. 2.

Netscher (Caspar), ein berühmter deutscher Maler des XVII. Jahrh., geb. im Jahre 1639 zu Heidelberg, erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei einem Glasmaler, arbeitete dann eine Zeit lang unter der Aufsicht des Vögelmalers Koster und begab sich zuletzt in die Niederlande, wo er unter Terbourg und Douw seine Ausbildung vollendete. Er nahm im Haag seinen Aufenthaltsort und lieferte außer Gesellschafts- und kleinern historischen Stücken auch Portraits. Sein Tod erfolgte im Jahre 1684. — Die Arbeiten N.'s stehen hinsichtlich der Zeichnung denen Terbourg's wenigstens gleich; hinsichtlich der Ausführung aber übertreffen sie dieselben bei Weitem. Vorzüglich bewundert man die täuschende Nachahmung der Stoffe, besonders des Sammets und des Atlasses und den Faltenwurf der Gewänder. Die Figuren sind höchst anmuthig und das Colorit sehr verschmolzen, kräftig und wahr; kurz Alles trägt das Gepräge der Vollendung. Dabei wählte N. seine Sujets nicht, wie so viele der damaligen niederländischen Künstler, aus einer niedern Sphäre, sondern benutzte gewöhnlich edlere Situationen und Scenen zu seinen Darstellungen. — Unter seinen Schülern erwarben sich seine Söhne, Constantin und Theodor N., als Portraitmaler einigen Ruf. 36.

Nettelbeck (Joachim Christian), ein durch seine Vaterlandsliebe ausgezeichneter deutscher Bürger, wurde im Jahre 1738 zu Kolberg geboren. Von früher Jugend an widmete er sich aus vorzüglicher Neigung dem Seedienste und befuhr zuletzt als Schiffscapitain bis zu seinem 45. Jahre nicht nur alle europäischen Meere, sondern auch die afrikanischen Küsten von Guinea und besuchte Westindien zu wiederholten Malen. Nachdem er in zahllosen Gefahren stets Entschlossenheit, Thatkraft und Muth gezeigt hatte, lebte er in seiner Vaterstadt als Branntweinbrenner und wurde daselbst durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Repräsentanten derselben so wie später zum Rathsherrn ernannt. Schon im siebenjährigen Kriege hatte er als Bürgeradjutant und Steuermann während der Belagerung Kolbergs durch die Russen wichtige Dienste geleistet, aber noch gefeierter wurde sein Name durch die Anstrengungen, denen er sich während der im Jahre 1807 von den Franzosen begonnenen Belagerung der Stadt unterzog. Obschon er damals fast 70 Jahre alt war, so verdankte man es doch größtentheils seiner unermüdeten Thätigkeit und seinem ausharrenden Muthe, der durch seinen Freund Schill noch unterstützt wurde, daß Kolberg ungeachtet der Schwachherzigkeit seines damaligen Commandanten, des Obersten von Loucadou, dennoch nicht, wie die übrigen preußischen Festungen, in die Hände der Franzosen fiel, sondern bis zur Ankunft eines neuen Commandanten, des Major von Gneisenau, wacker aushielt, wofür ihm der König von Preußen die goldene Verdienstmedaille schickte und ihm die Erlaubniß ertheilte, die Admiralitätsuniform zu tragen. Als freiwilliger Bürgeradjutant des neuen Commandanten, dessen Sendung besonders N. durch schriftliche Gesuche beim Könige ausgewirkt hatte, leistete er zur Erhaltung der Festung die wesentlichsten und vielseitigsten Dienste.

Bald leitete er bei ſtürmiſchem Wetter, wenn kein anderer Seemann ſich auf das Meer wagte, als Lootſe ein hülfebringendes Schiff glücklich in den Hafen, bald wies er dem ſchwediſchen Kriegsſchiffe diejenige Stelle an, von welcher es den Belagerern den meiſten Schaden zufügen konnte, bald ſetzte er ſich bei entſtandener Feuersbrunſt an der Spitze der Löſchenden den Verheerungen der feindlichen Kugeln am kühnſten aus, bald führte er bei unternommenen Ausfällen den Fechtenden Kriegsbedürfniſſe und Stärkungsmittel zu und brachte die Verwundeten in Sicherheit, bald ſorgte er durch Ankauf des Brot- und Fleiſchvorraths der Stadt vor Allem für den Unterhalt der Vertheidiger der Feſtung, bald ſuchte er durch Anſtimmung patriotiſcher Lieder den geſunkenen Muth derſelben zu beleben oder ſchlichtete die Reibungen zwiſchen der Beſatzung und den Bürgern, ſo daß dieſe mit faſt nie geſehener Eintracht handelten und willig die härteſten Entbehrungen und die ſchwerſten Verluſte ertrugen. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, in welcher man ſeine Hülfe bedurfte, war er gleich bereit dem Vaterlande zu dienen, wo und wie er nur konnte. Den Leitungen der Überſchwemmungen und den Löſchanſtalten, welche unter ſeiner Aufſicht ſtanden, widmete er ſeine uneigennützigſten Anſtrengungen und großmüthigſten Aufopferungen, bis er ſeine Bemühungen durch den Abſchluß des tilſiter Friedens am 9. Juli 1807 endlich gekrönt ſah, als eben die Belagerten ihre letzten Kräfte erſchöpft hatten und nach Einnahme der wichtigſten Außenwerke bei einem allgemeinen Sturme die Franzoſen eben im Begriff waren ſich der Feſtung zu bemächtigen, während eine nicht mehr zu bekämpfende Feuersbrunſt im Innern der Stadt jede längere Vertheidigung unmöglich machte. Vom Jahre 1817 an gewährte der König dem Greiſe, deſſen Vermögensumſtände geſunken waren, bis zu ſeinem am 19. Jan. 1824 zu Kolberg in einem Alter von 86 Jahren erfolgten Tode einen Jahrgehalt von 200 Thlr. Noch kurz vor ſeinem Ende belebte ein kräftiger Geiſt und lebendiger Gemeinſinn ſeinen durch das Alter kaum geſchwächten Körper. Auch in der von ihm verfaßten Selbſtbiographie (Leipz. 1824. 3 Bde.) zeigt er ſich als einen wahrheitsliebenden, freimüthigen, gewandten und kraftvollen Charakter. 81.

Nettelbladt (Daniel), königlich preußiſcher geheimer Rath, Director der Univerſität zu Halle und berühmter Rechtslehrer, war der Sohn eines Kaufmanns und Rathsherrn zu Roſtock, wo er am 14. Jan. 1719 geboren ward. Im 14. Jahre fing er ſchon an theologiſche Collegien zu hören, änderte aber, nachdem er ſchon gepredigt hatte, ſeinen Vorſatz und trieb die Rechtswiſſenſchaft. 1739 ging er nach Schwerin und übernahm die Führung zweier junger Herren von Mecklenburg, worauf er Oſtern 1740 nach Marburg und 1741 auf des großen Philoſophen Wolf Verwenden, welcher ſein Anverwandter war, nach Halle kam. Nachdem er hier 1744 Doctor der Rechte geworden war, erhielt er 1746 eine ordentliche Profeſſur der Rechte mit Sitz und Stimme in der Juriſtenfacultät ſo wie den Hofrathscharakter. Durch den Abgang ſeiner ältern Collegen rückte er nach und nach höher und zu Ende des Jahres 1765 erhielt er den Charakter eines königlich preußiſchen geheimen Raths, ward 1776 Director der Univerſität, erſter Profeſſor der Rechte und Ordinarius der Juriſtenfacultät. Als ſolcher ſtarb er am 4. Sept. 1791. In allen Gerichten des Königreichs ſo wie in den oberſten Staatsämtern fand man Schüler von ihm und bei ſeinem Tode beſtand die ganze juriſtiſche Facultät aus Männern, die von ihm unterrichtet worden waren. Er arbeitete beſtändig von Morgens 4 Uhr bis zum Mittag und dann wieder ununterbrochen bis 8 Uhr. Sein Ausdruck in Schrift und Sprache war kernigt, beſtimmt und ſcharf, ſeine Beurtheilungskraft treffend und eindringend. Auch im Auslande wurde er bald (1745) durch ſein „Systema element. jurisprud. positivae universae“ bekannt. Seine Schriften findet man in Meuſel's „Lexikon“, X. S. 52—61 verzeichnet. 25.

Netto, fr. net, justement; engl. neat, clear, heißt bei den Kaufleuten der Zustand der Gegenstände, welcher nach Abzug alles Außerwesentlichen unverändert bleibt. Daher ist Nettogewicht das reine Gewicht einer Sache nach Abzug der Emballage, Tara; Nettopreis der Preis, von welchem kein Abschlag, Rabatt, mehr stattfindet. In der Ökonomie ist Nettoertrag der reine Ertrag nach Abzug aller Unkosten. Das Gegentheil ist überall Brutto (s. d. Art.). Im Rechnungsfache ist N. das Nichtvorhandensein kleinerer oder Bruchtheile. 30.

Netz, lat. delineatio; fr. châssis; engl. graticule, nennt man in der Mathematik die in einer Ebene gezeichnete Figur, welche die Oberfläche eines Körpers darstellt und so beschaffen ist, daß sie um den Körper gelegt genau denselben einschließt. Es sind aber nur Netze für solche Körper zu entwerfen, dessen Oberflächen sich abwickeln lassen, als: das Tetraëdrum, das Hexaëdrum oder den Cubus, das Oktaëdrum, das Dodekaëdrum, das Ikosaëdrum, das Parallelepipedon, das Prisma von irgend einer Zahl von Seitenflächen, die Pyramide, den Cylinder, den Kegel, die Krystallkörper. 2) Die auf Landcharten sich durchkreuzenden Parallel- und Meridiankreise so wie die auf Zeichnungen in gleichen Entfernungen und sich rechtwinkelig durchschneidenden gezogenen geraden Linien, um sich dadurch das genaue Zeichnen zu erleichtern. 3) In der praktischen Geometrie bei der Land- und Feldmeßkunst die im Innern einer aufzunehmenden Gegend wo möglich mit zuverlässigen Instrumenten genau bestimmten Punkte und ihre Entfernungen von einander. 4) In der Perspective die gezogenen concentrischen Kreislinien und schiefen Linien, welche letzteren als Radien zu betrachten sind. 40.

Netz, lat. omentum, epiploon; franz. épiploon; engl. caul, werden einige Falten des Bauchfelles, der innern Überkleidung der Bauchhöhle, genannt, die aus membranösem Zellengewebe bestehen und mit vielen Blutgefäßen und Fett versehen sind. Die eine dieser Falten, das große N., entspringt vom Magen und Dickdarme und hängt frei vor dem Dünndarme, das kleine N. verbindet Magen und Leber mit einander. — Bei den nicht selten vorkommenden Netzbrüchen, lat. epiplocele, befindet sich ein Theil des Netzes im Bruchsacke; derselbe fühlt sich weich und teigig und weniger elastisch an; Einklemmungen dieser Brüche sind weniger gefährlich als die der Darmbrüche. 39.

Netzhaut, s. Auge.

Neualbion war ehedem die allgemeine Benennung für die englischen Besitzungen an der Westküste Nordamerikas. Jetzt versteht man denjenigen Küstenstrich des zu dem Gebiete der vereinigten Staaten gehörigen Territorium Oregan darunter, welcher sich vom Flusse Columbia südlich bis Neucalifornien erstreckt. 15.

Neubeck (Valerius Wilhelm), einer der besten deutschen Lehrdichter, am 29. Jan. 1765 zu Arnstadt in Thüringen, wo sein Vater Hofapotheker war, geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung in der Schule seiner Vaterstadt und auf der Ritterakademie zu Liegnitz und widmete sich dann zu Göttingen und Jena den medicinischen und physikalischen Wissenschaften. Nachdem er sich einige Zeit als praktischer Arzt zu Liegnitz aufgehalten hatte, erhielt er die Stelle eines Kreisphysikus zu Steinau in Niederschlesien und später den Hofrathscharakter. Unter N.'s Werken steht sein Lehrgedicht: „Die Gesundbrunnen" (Bresl. 1795. 4. Neue Aufl. Leipz. 1809. 4.) unstreitig oben an. Mit großer Leichtigkeit besingt er in wohlklingenden Hexametern den Nutzen der Mineralquellen; eine schöne Fülle von klarer Erkenntniß der Natur, liebende Sorgfalt für die leidende Menschheit, Vermeidung alles Widrigen und Trockenen und meisterhafte Beherrschung des Stoffes stellen dieses Gedicht an die Seite der besten philosophisch-didaktischen

Erzeugnisse aller Nationen. Manches Anerkennungswerthe enthalten auch seine kleineren „Gedichte" (Liegnitz 1792 8.) und sein erster didaktischer Versuch: „Die Zerstörung der Erde nach dem Gerichte" (Liegn. 1785. 8.). Das Trauerspiel: „Sterno" (1792) ist unbedeutend und fast gar nicht bekannt geworden. 67.

Neuber (Friederike Karoline), eine hoch verdiente deutsche Schauspielerin, geb. im Jahre 1701 zu Reichenbach in Sachsen, ging in ihrem 18. Jahre angeblich wegen übler Behandlung, die sie von ihrem Vater, dem Advocaten Weißenborn, erfuhr, mit ihrem Geliebten, dem Gymnasiasten Neuber, ihrem spätern Gatten, zu einer Schauspielertruppe, welche damals in Weißenfels spielte. Hier entwickelte sich ihr Talent äußerst schnell; insbesondere wußte sie die tragischen Rollen so treffend und geschmackvoll darzustellen, daß sich ihr Ruf bald durch ganz Deutschland verbreitete. Ihre mannigfaltigen Kenntnisse und die Übersicht, welche sie in ihrem Fache gewonnen hatte, setzte sie in den Stand selbst eine Gesellschaft zu bilden und mit derselben in Leipzig aufzutreten. In die Ideen Gottsched's eingehend trug sie hier vorzüglich zur Verbannung des Hanswurstes bei und führte überhaupt manche wesentliche Verbesserungen ein. Nach ihrem Abgange von Leipzig trat sie mit gleichem Beifalle in mehreren der wichtigsten Städte Deutschlands auf und blieb überall nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Theaterwesens. In den letzten Jahren ihres Lebens indeß gerieth sie, da sie an das Sparen nie gedacht hatte, in großes Elend und mußte froh sein, daß ihr der Bauer Georg Mahle zu Laubegast bei Dresden Dach und Fach gab. Hier starb sie am 30. Dec. 1760 und wurde auf einem Schiebkarren nach Leuben zu Grabe gefahren. 16 Jahre später setzten ihr einige Kunstfreunde zu Laubegast ein Denkmal, da man es auf dem Kirchhofe zu Leuben nicht dulden wollte. 36.

Neubraunschweig, eine zu den britischen Besitzungen in Nordamerika gehörige Provinz, umfaßt einen Theil der östlich von Canada gelegenen Gebiete und grenzt nördlich an Untercanada, westlich an den nordamerikanischen Staat Maine, südlich und südöstlich an die Fundybai und östlich an Neuschotland und die Gewässer des Lorenzobusens. Der Flächeninhalt Neubraunschweigs beträgt etwas über 1300 □M. Die Küste hat überall viele Buchten (im Norden die große Chaleurbai), Einschnitte und Vorgebirge; das Innere ist von verschiedenen Zweigen des Albanygebirges durchzogen (höchste Höhe nicht über 3000 F.), mit dichten Waldungen bedeckt und nur an wenigen Stellen angebaut. Boden, Klima und Erzeugnisse sind dieselben wie in Canada (s. d. Art.). Unter den Flüssen, die das Land bewässern, ist der St. John, welcher auf seinem Laufe einen See bildet und in der Fundybai mündet, der bedeutendste; ihm am nächsten kommt der St. Croix, Grenzfluß gegen Maine. Die Bewohner Neubraunschweigs, deren Zahl 1830 auf 110000 gestiegen war, sind meist Engländer; doch finden sich auch Deutsche, Franzosen und ungefähr noch 1500 Chipewyerindianer, welche mit dem Christenthume europäische Gesittung angenommen haben. Viehzucht und Fischerei und in den neuesten Zeiten auch Ackerbau sind die Haupterwerbsquellen. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, der seinen Sitz zu Frederikstown (1000 Einw.) im Innern hat. Wichtige Hafenstadt St. John an der Mündung des gleichnamigen Flusses. 15.

Neubritannien, s. Australien.

Neubruch, Neuland, Neureid, Rodeland, Röder, fr. novale; engl. novale, fresh land, nennt man in der Ökonomie die Landstücke, welche aus Holzgrund in Ackerland oder Wiesen verwandelt worden sind. 30.

Neucaledonien, eine über 300 □M. große, östlich vom Australcontinente unter $20\frac{1}{2}^0$ — $22\frac{1}{2}^0$ S. und 182^0 — 185^0 O. gelegene Insel, wurde zuerst von Cook im Jahre 1774 betreten und im Jahre 1792 nochmals vom französischen

Admiral d'Entrecasteaux zum Theil wenigstens untersucht. Sie ist wie die meisten in ihrer Nähe gelegenen Inseln vulcanisch-corallischen Ursprunges, hat steile nur an wenigen Stellen leicht zugängliche Küsten und im Innern nackte und unfruchtbare Berge, deren Höhe man nicht genau kennt. Die Erzeugnisse des in den Thälern ziemlich fruchtbaren Bodens sind mit wenigen Ausnahmen die der übrigen Inseln des großen Oceans; auch das Thierreich ist im Allgemeinen dasselbe, merkwürdig aber, daß man weder Hunde noch Schweine findet. Die Bewohner Neucaledoniens, etwa 10000 an der Zahl, sind Papuas, stark und kräftig gebaut, von brauner Farbe, arm und roh, kriegerisch und mißtrauisch gegen Fremde, zeichnen sich übrigens auch dadurch vor andern Australiern aus, daß sie außer Menschenfleisch Insecten und selbst eine Art Speckstein verzehren. Ihre Sprache ist eine ganz eigenthümliche. Als Waffen bedienen sie sich nur der Lanzen und einer Art Streitkolben, von dem Gebrauche des Bogens aber fand sich keine Spur. 15.

Neudietendorf, ein Herrnhuterdorf im gothaischen Amte Wachsenburg, an dem Flüßchen Apfelstädt, ist regelmäßig und schön gebaut, gut gepflastert und des Nachts erleuchtet, hat 1 Kapelle, 1 Brüder- und Schwesternhaus, 38 Häuser, in welchen Reinlichkeit und Ordnung herrscht, mit 500 Einwohnern, welche sich durch Industrie auszeichnen, und viele Fabrikanstalten, als: in Seife, Licht, Buntpapier, Federn, Fischbeinwaaren, Wollen- und Baumwollenzeuchen, Siegellack, Strümpfe ꝛc., eine Fischbeinreißerei, eine Schönfärberei, eine Flanelldruckerei ꝛc. unterhalten. 1742 siedelte sich hier eine Colonie der evangelischen Brüdergemeinde an, welche auch 1764 von dem Herzoge Friedrich III. eine förmliche Zusicherung des landesherrlichen Schutzes erhielt. 71.

Neuengland war ehedem die allgemeine Benennung für die nordamerikanischen Staaten Vermont, Massachusets, Maine, New-Hampshire, Rhode-Island und Connecticut. Die beiden letztern und Massasuchets waren die ersten Niederlassungen, welche sich unter diesem Namen im Jahre 1640 zu gemeinschaftlicher Vertheidigung vereinigten. 15.

Neufchatel oder **Neuenburg**, ein Canton in der Schweitz und souveraines preußisches Fürstenthum, grenzt nördlich an Bern, östlich an dasselbe und den Neuenburger See, südlich an Waadt und westlich an das französische Departement des Doubs. N. besteht aus dem eigentlichen Fürstenthum N. und der im Jahre 1579 mit diesem vereinigten Grafschaft Valangin, hat 10 □ Meilen Flächeninhalt und 55000 meist protestantische Einw. Der Jura durchzieht das Land der Länge nach in mehreren Ketten; seine höchsten hierher gehörigen Punkte sind der Chasseral (4950 Fuß), der Tourne (4200) und der Tête de Rang (4296 Fuß). Ebenen gibt es nirgends. Bewässert ist der Canton durch die Reuse, die Zihl und den Seyon; an der nordwestlichen Grenze fließt der Doubs. Die Producte sind nicht sehr mannigfaltig; man baut Obst, Wein, etwas Hanf und Flachs; auch Waldungen gibt es genug, aber Getreide bei Weitem nicht hinlänglich. Wichtiger ist die Viehzucht, besonders Rindviehzucht, höchst bedeutend aber die Industrie, die als Hauptquelle des Wohlstandes dieses Ländchens zu betrachten ist. Dieselbe beschäftigt sich vorzugsweise mit der Verfertigung von Uhren, Gold- und Silberwaaren, Spitzen, Baumwollenzeugen, Handschuhen, Liqueuren (Wermuthextract), Lederwaaren, stählernen Werkzeugen u. a. m., sämmtlich Artikel, mit denen ein bedeutender Handel nach dem Auslande getrieben wird. Die Verfassung, welche der Canton im Jahre 1814 bei dem Rückfalle an Preußen erhielt, ist constitutionell monarchisch. Die Landstände aus 75 Mitgliedern bestehend haben die gesetzgebende Gewalt und werden theils vom Könige, theils von den Castellaneien gewählt. Ein Gouverneur (jetzt General von Pfuel), dem ein Staatsrath zur Seite steht, steht an der Spitze der Regierung.

Zur Bundesarmee der Schweitz ſtellt N. 950 Mann, für den König von Preußen 400 Mann Garde. Eintheilung in 91 Caſtellaneien und Mairien. Die bemerkenswertheſten Orte ſind: N. oder Neuenburg, die Hauptſtadt des Cantons, liegt in einer reizenden Gegend an der Mündung des Seyon in den Neuenburger-See, hat 5000 Einw., iſt hübſch gebaut und blühend durch Handel und Gewerbe. Unter den Gebäuden verdienen Bemerkung das Rathhaus, das alte Schloß (Regierungsgebäude), das Waiſenhaus und Bürgerſpital, beides Stiftungen des in Liſſabon verſtorbenen Neuenburgers David Pury, welcher ſeiner Vaterſtadt 1 Million zu gemeinnützigen Zwecken ſchenkte; ferner das von Pourtales im Jahre 1810 geſtiftete Hospital; die im X. Jahrh. erbaute Hauptkirche u. a. m. Die Unterrichtsanſtalten ſind zahlreich und in trefflichem Zuſtande, auch die Bibliothek iſt ſehenswerth. Außer N. erwähnen wir noch: La Chaux de Fond (ſ. d. Art.), Locle mit 4400 Einw. und bedeutenden Uhr- und Spitzenfabriken (in der Nähe unterirdiſche Mühlen); Cortaillod ein Dorf am See mit wichtiger Kattundruckerei; das Thal Val Travers (ſtarke Induſtrie); Aux Brenets, ein Dorf mit einem ſchönen Waſſerfalle des Doubs in der Nähe, endlich der Flecken Valangin in dem wildromantiſchen Rüzthale. — In frühern Zeiten bildete N. einen Theil des burgundiſchen Königreichs, ſpäter ſtand es unter eigenen Grafen und in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. kam es als deutſches Lehn an das Haus der Fürſten von Oranien. Nach mancherlei Streitigkeiten, an welchen Frankreich gewöhnlich thätigen Antheil nahm, blieben die Herren von Longueville in dem Beſitze Neufchatels bis zum Jahre 1707, wo die Familie derſelben in Maria, Herzog von Nemours, erloſch. Unter den zahlreichen Prätendenten, die ſich jetzt zu dem Erbe meldeten, wurden die Anſprüche des Königs von Preußen, als Erben des Hauſes Oranien, von den Ständen Neufchatel's anerkannt und im Utrechter Frieden (1713) beſtätigt. Preußen blieb bis jetzt im Beſitze Neufchatel's bis zum Jahre 1806, wo es in die Abtretung an Napoleon, der es dem Marſchall Berthier verlieh, willigen mußte. Erſt 1814 fiel das Fürſtenthum an Preußen zurück, worauf es in demſelben Jahre noch in die Eidgenoſſenſchaft trat. In der neueſten Zeit wurden von der Bewegungspartei in der Schweitz Verſuche gemacht, auch N. ihr Treiben hineinzuziehen; alle ihre Bemühungen indeß hatten, einige Unruhen ausgenommen, weiter keine Folge, als daß das Land zwiſchen N. und der Schweitz täglich lockerer wurde. Mit Bewilligung des Königs machten die Stände Neufchatel's der Tagſatzung auch wirklich den Antrag, ſie aus dem Bunde zu entlaſſen, ſie wurden jedoch ohne Weiteres mit der Erklärung zurückgewieſen, daß der Austritt aus der Eidgenoſſenſchaft aus hinreichenden Gründen nicht ſtatuirt werden könne. 15.

Neufchateler oder Neuenburger See in der Schweitz, dehnt ſich in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt zwiſchen den Cantonen Neufchatel (zu dem er größtentheils gehört), Waadtland, Freiburg und Bern aus und iſt 9 Stunden lang, 2 Stunden breit und 400 Fuß tief. Er liegt 1320 Fuß über dem Meere, alſo 180 Fuß höher als der Genferſee. Nordöſtlich ſind ſeine Ufer etwas ſumpfig, und öſtlich ſteiler als weſtlich, wo ſie wie auch ſüdlich mit ſchönen Wieſen, Weinbergen und Obſtpflanzungen umgeben ſind. Südlich nimmt er die Orbe in ſich auf und nördlich ſteht er durch die Thiele (Zihl) mit dem 3 Stunden langen, 1 Stunde breiten und 217 Fuß tiefen fiſchreichen Bieler See, durch dieſen mit der Aar und demnach mit dem Rheine in Verbindung. Von Oſten her ferner bekommt er durch die Broye die Gewäſſer des Murtenſees. Unter den Flüſſen endlich, die in ihn münden, ſind die Reuß und der Seyon die bedeutendſten. 15.

Neuffer (Chriſtian Ludwig), ein geſchätzter deutſcher Dichter und Überſetzer, am 23. Jan. 1769 zu Stuttgart geboren, erhielt von ſeiner würdigen Mutter eine vortreffliche Erziehung und kam, nachdem er ſeine Vorſtudien auf dem Gym-

nasium seiner Vaterstadt beendigt hatte, 1786 in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er sich aber mehr mit der classischen Literatur der alten und neueren Zeit, als mit den theologischen Wissenschaften beschäftigte. Zum Hülfsprediger (1791) und bald darauf zum Waisenhausprediger zu Stuttgart ernannt nahm er sich mit wahrer Liebe der ihm Anvertrauten an und gründete eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die segensreiche Früchte trug und in dem Katharinenstifte noch fortlebt. Um den von Frankreich her hereinbrechenden Stürmen zu entgehen zog er 1803 mit seiner jungen Gattin als Diaconus nach Weilheim an der Teck, nahm aber bald darauf die Pfarre zu Zell unter Aichelberg an, wo er seinen Berufsgeschäften und der Poesie ruhig lebte, bis er 1819 als Stadtpfarrer am Münster und Schulinspector nach Ulm berufen wurde. N. verrieth schon in früher Jugend Anlagen zur Poesie, welche er später sorgsam ausbildete. Seine idyllischen Gedichte „Die Herbstfeier" (1802 N. A. Leipz 1828. 8.) und „Ein Tag auf dem Lande" (1802. N. A. Leipz. 1828. 8.), für dessen Verfasser man anfangs Voß hielt, beurkunden hinlänglich seinen Beruf zu dieser Gattung der Poesie, wenn man ihnen auch keine Originalität und ungewöhnliche Phantasie zugestehen will. Auch unter seinen lyrischen Versuchen („Vermischte Gedichte," Stuttg. 1805. 8.; „Lyrische Gedichte," Leipzig 1827. 8.) findet sich manches Vorzügliche; weniger gelungen ist sein episches Gedicht „Günther" (Reutlingen 1816. 8.) zu nennen. Seine Übersetzungen der „Äneis" Virgil's (Leipzig 1815. N. A. 1830. 2 Thle. 8.) und der Werke Sallust's (Reutl. 1819) blieben nicht ohne lobende Anerkennung. Eine Sammlung seiner „Poetischen Schriften" (Leipzig 1828. 3 Thle. 8.) wurde von ihm selbst besorgt. 67.

Neufundland, engl. Newfoundland [spr. Njufaundlend]; franz. Terre neuve), eine zu den britischen Besitzungen in Nordamerika gehörige, im Jahre 1497 von Cabot entdeckte Insel, liegt zwischen 46° 50′ und 51° 38′ N. B. und 35° — 42° W. L., östlich von Labrador (s. d. Art.) von welchem es durch die Straße Bellisle getrennt ist und schließt somit nordöstlich den großen Lorenzobusen. Die Küsten dieser gegen 1700 □ Meilen großen Insel sind besonders im Norden und Osten sehr gerissen und bilden eine große Anzahl Buchten und sichere Ankerplätze. Zwei dieser Baien, die Placentia- und Trinitybai, dringen so tief in das Land hinein, daß der östlichste Theil des Landes zur Halbinsel (Avalon) wird und nur durch einen 1 Meile breiten Landstrich mit dem Übrigen verbunden bleibt. Namhafte Punkte sind außerdem noch die Caps Bonavista Norman, St. John u. a. N. ist rauh und öde, bedeckt mit Felsen, Seen, Waldungen und sumpfigen Thälern, daher wenig geeignet zum Anbau. Nur Rüben, Kohl und Kartoffeln und außerdem verschiedene Sorten von Beeren gedeihen zur Noth. Von Hausthieren findet man Schaafe, Rindvieh, Pferde und eine besondere durch Gelehrigkeit, Treue und Stärke sehr hoch geschätzte Hundegattung. Auch Wild, besonders Pelzwild gibt es in Menge. Die größte Wichtigkeit dieser Insel aber beruht in dem in ihrer Nähe betriebenen Fischfange. Derselbe gibt vorzüglich auf den um N. sich herumziehenden Sandbänken, unter denen die große Bank (zwischen 41—50° B., 130 M. lang und 15 M. breit) am merkwürdigsten ist, eine höchst beträchtliche Ausbeute und zwar vorzugsweise an Kabeljauen, welche in so großer Menge gefangen werden, daß sich ihr Werth jährlich auf mehrere Millionen Thaler beläuft. Außerdem fängt man auch Seehunde, Wallfische, Biber, Ottern, Lachse, Häringe u. a. m. Das Recht der Fischerei haben außer den Engländern nur die Amerikaner (durch den Frieden von 1783) und Franzosen (seit dem XVI. Jahrh., dann im Frieden von Utrecht 1713, im Pariser 1783 und später bestätigt). Letzteren sind zu diesem Behufe die an der Westseite gelegenen Inseln Miquelon, Pierre und die Fischerinseln eingeräumt. Die große Bedeutsamkeit des Fischfanges kann man daraus abnehmen, daß jährlich oft gegen

2000 Schiffe der drei genannten Nationen dabei beschäftigt sind. — Die Bewohner Neufundlands, ungefähr 90000, bestehen jetzt nur aus europäischen Colonisten; die Ureinwohner, die Bötiksindianer, sind ausgestorben. — Hauptstadt und Sitz der Behörden ist St. Johns an der Ostküste mit einem trefflichen Hafen und 12000 Einw., die sich vorzugsweise mit dem Trocknen des Kabeljaus beschäftigen. Außerdem ist noch Placentia an der Südküste als Hafenstadt von Bedeutung. Südwestlich von N. liegt die 120 □ Meilen große aber unbewohnte Insel Anticosti. 15.

Neugeorgien oder Salamonsarchipel, eine Inselgruppe im Australocean, liegt östlich von Neuguinea unter 172° — 180° L. und 5 — 11½° S. Br. und besteht aus mehr als 70 Inseln, die eine Linie von Nordwest nach Südwest bilden. Die bedeutendsten derselben sind die Insel Ysabel oder N. (durch einen Canal in zwei Theile getrennt), die Bougainvilleinsel, Guadalcanar und St. Cristoval, die übrigen sind nur unbedeutend und führen noch die besonderen Namen der Widerwärtigkeitsinseln und Schatzinseln. Die südlichste der Gruppe ist die Pittsinsel, die nördlichste Buka. Die Ehre ihrer Entdeckung gebührt wahrscheinlich Mendana, näher untersucht wurde sie erst durch Bougainville (1768), Shortland, Surville und d'Entrecasteaux. Die meisten dieser Inseln sind vulcanischen oder coralliſchen Ursprungs, dicht bewaldet und zum Theil mit hohen Bergen bedeckt, übrigens auch gut angebaut und fruchtbar. Man findet selbst Zuckerrohr, Caffee und mehrere Südfrüchte. Die Bewohner, Papua's, kupferfarbig und stattlichen Ansehens, sind weniger roh wie die meisten der übrigen Bewohner Australiens, wohnen in Hütten, Dörfern beisammen und verfertigen meisterhaft gearbeitete Kähne, Bogen, Pfeile und Lanzen. Sie leben in beständigen Fehden und werden von völlig unumschränkten Königen beherrscht. — Den Namen N. führt auch ein den Engländern gehöriges Gebiet an der Westküste Amerikas am Charlottensund mit 1700 □ Meilen Flächenraum; ferner eine im Jahre 1819 von Parrey entdeckte Inselgruppe im Lancastersund und endlich eine Inselgruppe im Südpolarmeere. (Über letztere siehe den Art. Südpolarländer.) 15.

Neugranada, s. Colombia.

Neugriechen, Neugriechisch, s. Griechenland.

Neuguinea, nächst Neuholland die größte Insel Australiens, liegt unter 149° — 166° L. und von 12° S. Br. bis fast zum Äquator, stößt im Nordwesten hart an die Molukken (Dschilolo) und ist östlich durch die Dampierssstraße von Neubritannien und südlich durch die Torresstraße von Neuholland getrennt. Im Nordosten läuft N. in zwei Halbinseln aus, welche nur durch einen schmalen Isthmus unter sich und mit dem übrigen Lande in Verbindung stehen. Hier ist auch die große Geelvinkbai. Von dem südöstlichen Theile, Louisiade, ist es noch nicht ausgemacht, ob er wirklich mit dem Hauptlande zusammenhängt; überhaupt sind die Nachrichten, welche wir bis jetzt über N. erhalten haben, sehr unvollständig und betreffen meist nur einzelne Punkte der Küste. Entdeckt wurde die Insel im Jahre 1545 durch den Spanier Bernhard della Torre, dann wiederholt 1688 von Dampier, 1768 von Bougainville, 1770 von Cook und 1793 von d'Entrecasteaux besucht. Aus den Angaben derselben läßt sich der Flächenraum wenigstens auf 10000 □ Meilen annehmen, obwohl ihn Andere auf mehr als 12000 □ Meilen schätzen. Im Innern scheinen ansehnliche Gebirge zu sein, die aus der Beschaffenheit der Küsten und umliegenden Inseln zu schließen meist vulcanischer Natur sein mögen. Im Übrigen ist die Temperatur ziemlich mäßig und der Boden äußerst productiv. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs unterscheiden sich wahrscheinlich von denen der Molukken nur wenig; was das Thierreich betrifft, so kennt man vorläufig nur Hunde, Schweine und verschiedene Vögelarten, unter

ihnen den Paradiesvogel. Das Meer ist hier außerdem reich an Schildkröten und einer Art Molusken, welche die Chinesen als Leckerbissen unter dem Namen Tripang von der Küste abholen. Die Bewohner, deren Zahl nicht gering zu sein scheint, sind theils Papuas an der Küste, theils Horaforas im Innern, welche malayischen Stammes und gebildeter sind als jene, theils endlich Budscha, Küstenansiedler von den indischen Inseln eingewandert, ein Fischervolk. Bei diesen scheint auch der Fodienst einigen Eingang gefunden zu haben; die Religion der übrigen Bewohner kennen wir nicht — In der Tritonbai an der Westküste besteht seit 1828 eine niederländische Niederlassung, die sich aber bis jetzt nur wenig befestigt zu haben scheint. — Nahe an der Südostküste liegt die Inselgruppe Louisiade mit den Eilanden d'Entrecasteaux, Rossel u. a., südlich die Arrowinseln und nordwestlich und nördlich die Inseln Waigiu (Hafen Offak), Mysol und Schoutens. 15.

Neuhäusel, eine Stadt mit 5800 Einw. im neitraer Comitate des Königreichs Ungarn, am rechten Ufer der Neitra gelegen, war in dem XVII. Jahrh. als Festung von großer Wichtigkeit. Sie bildete nach ihrer ersten Befestigung zu Ende des XVI. Jahrh. ein regelmäßiges Sechseck, war durch Außenwerke, Bastionen und Schanzen, so wie von der einen Seite durch den Fluß hinlänglich gedeckt und überdieß von leichter Annäherung eines Feindes durch sumpfige Niederungen ziemlich geschützt. Im Jahre 1604 kam sie durch Verrath in die Hände des Fürsten Botschkai von Siebenbürgen und 15 Jahre später bemächtigte sich Bethlen Gabor derselben, verlor sie jedoch schon 1621 wieder an Matthias von Ungarn. Nach Ausbruch des Kriegs zwischen Östreich und den Türken im Jahre 1661 gerieth N. im September 1663 in die Gewalt der letztern und blieb ihnen auch in dem das Jahr darauf abgeschlossenen Frieden. Am 19. Aug. 1685 ging sie nach 40tägiger Belagerung durch Sturm wieder an die Östreicher über, bis sich im Jahre 1701 Ragotzy in derselben festsetzte. Nach mehreren in den Jahren 1708 und 1709 gemachten Versuchen sie wiederzugewinnen gelang es endlich am 23. Sept. 1710 sie durch Hunger zur Übergabe zu bringen. 15 Jahre später wurden die Festungswerke geschleift. 15.

Neuhebriden, s. Hebriden.

Neuhof (Theodor, Baron von), König von Corsika, wurde um das Jahr 1680 in Altena bei Münster, wo sein Vater Hauptmann der bischöflichen Garde war, geboren. Nachdem er im Collegium der Jesuiten erzogen worden war, studirte er in Köln, von wo er aber, nachdem er einen jungen Mann aus vornehmer Familie in einem durch Eifersucht veranlaßten Duell getödtet hatte, nach dem Haag entfloh, wurde durch Empfehlung des dortigen spanischen Gesandten als Lieutenant bei einem in Oran stehenden spanischen Regimente angestellt und wegen seiner Tapferkeit bald darauf zum Hauptmanne und Generaladjutanten befördert, aber bei einem Ausfalle gefangen genommen und an den Dey von Algier verkauft, bei dem er 18 Jahre lang als Dolmetscher in Diensten und großer Gunst stand. Als die Corsen im Jahre 1735 sich vom Joche Genuas befreiten und die Deyen von Tunis und Algier um Hülfe gebeten hatten, sandten ihnen dieselben zwei Regimenter unter Anführung N.'s, 1 Mill. Zechinen und Kriegsbedürfnisse aller Art zu. N. wurde von den Corsen mit großem Jubel empfangen, eroberte bald die ganze Insel und wurde im Jahre 1736 mit einem Lorbeerkranze feierlich zum Könige der Insel unter dem Namen Theodor gekrönt. Er ernannte nun Hofämter und Großwürdenträger, ließ Kupfer- und Silbermünzen schlagen und stiftete den Ritterorden des Erlösers. Als er aber von den Genuesern in mehreren Treffen überwunden worden war und diese noch Hülfe von Frankreich erwarteten, verließ er im Nov. 1736 heimlich die Insel, um auswärtige Unterstützung zu suchen, und begab sich nach Amsterdam, wo er anfangs wegen früherer Schulden

festgesetzt, bald aber auf Eidgelöbniß entlassen und selbst von mehreren Handelshäusern mit Kriegsbedürfnissen unterstützt wurde, da er ihnen vortheilhaften Alleinhandel mit Corsikas Baumöle versprochen hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Lissabon und Malaga kehrte er im September 1738 nach Corsika zurück. In demselben Jahre unterwarfen die Franzosen den Genuesern die Insel wieder und der König sah sich genöthigt abermals zu entfliehen, da er an die Genueser, welche einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, ausgeliefert zu werden fürchtete. Er begab sich nach Neapel, wurde hier festgesetzt und bald darauf über die Grenze gebracht. Nun durchreiste er in den nächsten Jahren incognito Deutschland, die Schweitz, Italien und Frankreich und stand mit seinen Verwandten und Freunden in Köln fortwährend in Briefwechsel. Als die Franzosen im Jahre 1741 Corsika wieder verlassen hatten, entstanden dort neue Unruhen. N. landete mit zwei englischen Schiffen, deren Eigenthümer er zu seiner Unterstützung vermocht hatte, bei Isola Rossa auf Corsika, mußte sich aber unverrichteter Sache, wie bei einem neuen Versuche im Jahre 1744, wieder einschiffen. Obgleich ihn seine Anhänger noch in demselben Jahre aufs Neue als König anerkannten, konnte er sich doch gegen die Genueser und seine Feinde unter den Corsen nicht behaupten. Nachdem er sich an mehreren Orten umhergetrieben hatte, begab er sich im Jahre 1749 nach England, wo er von seinen Lieferanten Schulden halber verhafter wurde und bis zum Jahre 1755 in Kingsbench gefangen saß. Im Jahre 1756 sammelte der Minister Walpole und Garrick, aus Theilnahme an seinem Schicksale bewogen, Geldbeiträge, womit er seine Gläubiger befriedigte und durch eine Parliamentsacte aus seiner Haft entlassen wurde, aber noch im December desselben Jahres in Mangel und Gram starb. Seine Freunde ließen auf sein Grabmal die Aufschrift setzen: „Das Glück gab ihm ein Königreich und versagte ihm im Alter Brod.“ — Über seine Jugendgeschichte bis zu seinem Auftritte in Corsika im J. 1735 sind aber noch zwei abweichende Nachrichten vorhanden, zu denen hauptsächlich die verschiedenen Namen beigetragen haben mögen, die er sich als Abenteurer gab, indem er sich bald Baron von Nachoer, bald von Smitberg, von Smibaer, bald von Nissen nannte und absichtlich über seine Person ein geheimnißvolles Dunkel verbreitete. Am Meisten beglaubigt ist jedoch die angeführte. 81.

Neuholland, s. Australien.

Neujahr, lat. novus annus; franz. nouvel an; engl. new-year, der erste Tag eines Jahres, dessen Eintritt übrigens bei jedem Volke sich theils nach seiner astronomischen Ansicht, theils nach der Länge des Jahres überhaupt richtet, gilt überall für einen Tag der Freude und hatte im Alterthume schon wie in der neuesten Zeit die Sitte im Gefolge sich gegenseitig Glück zu wünschen und Geschenke zu geben, beides als Zeichen der Freundschaft. Das Geschenkegeben, überhaupt eine morgenländische Sitte bei jeder Gelegenheit, mußte an solchen Tagen dort vorzüglich in Anwendung kommen; auch die alten Deutschen kannten sie. In Rom hatten besonders die Clienten die Pflicht auf sich, ihren Patronen an diesem Tage Geschenke zu bringen und die Kaiser forderten späterhin diese als eine Schuld. Die Christen behielten diese Sitte, verlegten sie aber meist auf Weihnachten; nur in Frankreich blieben die Neujahrsgeschenke (étrennes) üblich. Ein Mißbrauch, Kundleuten und Dienstboten derselben Neujahrsgeschenke zu geben, kommt in neuerer Zeit wegen mancher Übertreibungen immer mehr ab. — Die Neujahrwünsche dagegen sind eine fortwährende übliche Sitte, die zwar auch manchen Mißbrauch veranlaßt und selbst zum Erwerbmittel benutzt wird, wobei von einem herzlichen Wunsche nicht die Rede sein kann; doch vereinigt sie meist an diesem Tage sich freundlich gesinnte Menschen zu heiterer Begrüßung und macht den Anfang des Jahres überall zu einem frohen Familienfeste. 30.

Neukirch (Benjamin), einer der ersten Reimer aus der wässrigen deutschen Dichterschule am Ende des XVII. Jahrh., am 27. März 1665 zu Reinke in Schlesien geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf den Schulen zu Bojanowa, Breslau und Thorn und bezog 1684 die Universität Frankfurt an der Oder, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach Beendigung seiner Studien lebte er eine Zeit lang als Advocat in Breslau, ging aber, da er dieser Beschäftigung keinen Geschmack abgewinnen konnte, 1691 nach Frankfurt und 1693 nach Halle, um über Poesie und Beredsamkeit Vorlesungen zu halten. Später begleitete er mehrere Adelige auf Reisen, bis er endlich (1703) bei der neuerrichteten Ritterakademie zu Berlin als Professor angestellt und nach Aufhebung dieses Instituts als Lehrer des Erbprinzen an den anspachischen Hof berufen wurde. Er starb am 15. Aug. 1729 zu Anspach. N. versuchte sich in fast allen Gattungen der Poesie, keine gelang ihm aber vorzüglich; ein arger Geist der Armuth und Mittelmäßigkeit oder gar der Plattheit durchweht seine Oden, galanten Briefe, Satyren, Elegien, Schäfergedichte und andere Poesien. Einzelne erträgliche Gedanken und Leichtigkeit des Reims verschafften ihm in einer phantasiearmen Zeit Beifall. Anfangs war er ein Bewunderer und Nachahmer des Lohenstein'schen Schwulstes, später wandte er sich von diesem ab und suchte sein Heil in verständiger Nüchternheit, welche er für Natur hielt. Sein Bestreben wurde von gleichzeitigen und spätern Kritikern gepriesen und zur Nachahmung empfohlen, besonders von Gottsched, welcher auch seine „Auserlesene Gedichte" (Regensb. 1744. 8.) mit einer wässrigen Vorrede herausgegeben hat. Seine Übersetzung von Fenelon's „Telemach" (Ansp. 1727—50. 3 Thle. Fol.) in eintönigen Alexandrinern ist eben so geschmacklos und fad als seine devote Trauerrede auf die Königin Sophie Charlotte von Preußen (Berlin 1705. Fol.). 67.

Neukomm (Sigismund), ein berühmter Componist der neuern Zeit, geb. den 10. Juli 1778 zu Salzburg, erhielt zeitig Unterricht im Orgelspielen und machte bald so bedeutende Fortschritte, daß er bereits im Jahre 1793 eine Organistenstelle in seiner Vaterstadt erhielt. Entschlossen sich ausschließlich der Tonkunst zu widmen, nahm er Unterricht bei Michael Haydn, ging hierauf im Jahre 1798 nach Wien und blieb hier 6 Jahre lang Schüler des großen Haydn. Im Jahre 1804 reiste er mit Empfehlungen versehen nach Petersburg, wurde hier Director der deutschen Oper und fand in seinen Compositionen, deren er hier mehrere zur Aufführung brachte, großen Beifall. Später verließ er Petersburg und begab sich nach Paris, wo er durch Talleyrand in die angenehmsten Verhältnisse kam und selbst am Hofe und bei dem Herzoge von Orleans (Louis Philipp) Zutritt erhielt. Im Jahre 1816 unternahm er auf Talleyrand's Veranlassung eine Reise nach Brasilien, ward sogleich Kapellmeister Johann's VI. und Lehrer Dom Pedro's, ging mit jenem später nach Portugal zurück und von hier wieder nach Paris, von wo aus er zu wiederholten Malen Reisen in verschiedene Länder Europas unternahm. Im Jahre 1830 begleitete er Talleyrand nach London. Hier lebt er gegenwärtig noch, obwohl seit einiger Zeit in ziemlich kränklichen Umständen. — Die Compositionen N.'s sind meist kirchlichen Styls, zeichnen sich vor den meisten dieser Gattung durch einfache Größe, Fülle und Kraft aus und beurkunden eine gründliche Kenntniß der Harmonie und Instrumentirung. Die bekanntesten derselben sind: die Cantate „Der Ostermorgen", 5 Oratorien („Christi Grablegung", „Auferstehung" und „Himmelfahrt", „Die zehn Gebote" und „David"), ferner mehrere Tedeum, Psalmen und Messen mit und ohne Accompagnement, ein Requiem auf die Todtenfeier Ludwig's XVI. u. a. m. Außerdem hat man von N. eine Musik zu Schiller's „Braut von Messina", eine Oper „Alexander am Indus", Intermezzi, mehrere Phantasien für Clavier und Orchester, Märsche, Ouverturen und Symphonien. 36.

Neumark (Georg), ein nicht unbedeutender deutscher Lyriker des XVII. Jahrh., am 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen geboren, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Schleusingen und lebte dann ohne Amt und in sehr drückender Armuth zu Hamburg, bis er durch seine Gedichte dem schwedischen Residenten in dieser Stadt, von Rosenkranz, bekannt wurde, der ihn zu seinem Secretair annahm und seinem Elende ein Ende machte. Seine Noth war so groß gewesen, daß er sein Liebstes, was er besaß, seine Viola di Gamba, auf welcher er Meister war, hatte versetzen müssen. Er löste sie jetzt wieder ein und in dieser freudigen Stimmung soll sein bestes geistliches Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," welches auch in die meisten Gesangbücher überging, entstanden sein. Später kam er durch die Verwendung seines Gönners als geheimer Archivsecretair und Bibliothekar nach Weimar und wurde zum Pfalzgrafen erhoben. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Sprossende, in dem Blumenorden führte er den Namen Thyrsis. Er starb am 8. Juli 1681 zu Weimar. Seine geistlichen Lieder sind das Vorzüglichste, was er leistete, doch erfreuen auch die weltlichen durch Leichtigkeit des Styls und gefälligen Versbau. An Gedanken sind freilich alle Werke N.'s nicht sehr reich, aber in allen herrschen sanfte Gefühle und anspruchslose Gutmüthlichkeit. Seine Gedichte erschienen unter folgenden Titeln: „Poetisches musikalisches Lustwäldlein" (Hamb. 1652. 12.), „Poetisch-historischer Lustgarten" (Erfurt 1666. 12.), „Perlenkrone" (Jena 1672. 8.), „Geistliche Arien" (Weim. 1675. 12.) und sind in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrhunderts", Bd. XI., im Auszuge gesammelt. Außerdem sind noch zu nennen: „Gründliche Anweisung zur deutschen Verskunst" (Jena 1667. 4.); „Der neusprossende deutsche Palmbaum" (Nürnb. 1688. 8.), eine Geschichte des Palmenordens, und „Keuscher Liebesspiegel" (Thorn 1649. 12.), ein unbedeutendes Schauspiel. 67.

Neumeister (Erdmann), ein geschätzter deutscher Liederdichter, am 12. Mai 1671 zu Uchteritz bei Weißenfels geboren, machte seine Vorbereitungsstudien auf der Schulpforte und bezog dann die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen. Neben seiner Fachwissenschaft beschäftigte er sich fleißig mit der deutschen Dichtkunst, welche er auch später, als er 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in Thüringen und 1698 Pastor und Adjunct der eckartsbergischen Superintendentur ward, nicht vernachlässigte. Zum Hofprediger zu Weißenfels ernannt (1704) leitete er die Erziehung der einzigen Prinzessin des regierenden Herzogs und folgte, als diese starb und eine Schwester des Herzogs sich mit dem Grafen von Promnitz vermählte, einem Rufe nach Sorau in der Niederlausitz als gräflich promnitzscher Oberhofprediger und Consistorialrath (1706). Nachdem er mehrere ihm angebotene Stellen ausgeschlagen hatte, ging er 1715 als Hauptpastor an die St. Jakobskirche nach Hamburg, wo er am 18. Aug. 1756 starb. N. gehört zu den rüstigsten theologischen Polemikern seiner Zeit, ist aber nicht selten gegen Andersdenkende höchst ungerecht und von einer unbegreiflichen Einseitigkeit befangen. Seine geistlichen Lieder, welche in den Schriften: „Der Zugang zum Gnadenstuhle Jesu Christi" (Weißenf. 1705. 12.); „Geistliche Cantaten" (Halle 1705. 8.); „Evangelischer Nachklang" (Hamb. 1718. 8.); „Fünffache Kirchenandachten" (Leipz. u. Hamb. 1716—25. 2 Thle.); „Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder" (Hamb. 1755. 8.) und „Poetische Gedenksprüche" (Hamb. 1754. 8.) gesammelt sind, können nur zum Theil gelungen genannt werden; die meisten sind ohne Phantasie, ohne Gefühl und Herzlichkeit. Der Dichter zeigt sich fast durchweg starr, oder wildschnaubend, oder matt prosaisch. Zu bemerken ist noch, daß er zuerst das Wort „Cantate" in der jetzigen Bedeutung brauchte. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften, größtentheils theologischen Inhalts, nennen wir nur noch das „Specimen dissertationis historico-criticae de poetis ger-

manicis hujus seculi praecipuis“ (1694), welches beinahe vierhundert Dichter namhaft macht und beurtheilt und für die Geschichte der deutschen Nationalliteratur im XVII. Jahrh. manche gute Andeutung enthält. 67.

Neumond, s. Mond und Phasen.

Neunauge, lat. petromyron; franz. lamproie; engl. lamperey, ist der Name eines zu den Knorpelfischen (cartilaginei) gehörigen Fischgeschlechtes. Demselben eigenthümlich sind 7 Luftlöcher (Kiemen) an jeder Seite des Halses, die man sonst irriger Weise für Augen hielt (daher der Name N., weil man nämlich statt 7 9 zählte), ferner 2 Rückenflossen, runder dicker Kopf und ein saugrüsselähnliches Maul, mit welchem sich die hierher gehörigen Fische an Steine festsaugen, weßhalb sie auch Steinsauger genannt werden. Die vorzüglichsten Gattungen der Neunaugen sind: die Lamprete (petrom. marinus), das eigentliche N. (p. fluvialis) und der Kiefernsauger (p. branchialis). Die erstere gleicht in Gestalt und Geschmack dem Aale und lebt in der See, geht aber zur Begattungszeit meilenweit in die Flüsse aufwärts. Sie wird 3 Fuß lang. Die zweite, auch vorzugsweise Bricke genannt, lebt in allen Flüssen Europas und Amerika, wird 1 Fuß lang und ist wie jene sowohl frisch als geräuchert und gesalzene in schmackhaftes wohlbekanntes Gericht. Der Kiefersauger endlich, ungefähr 8 Zoll lang, wird am Häufigsten in den nördlichen Gegenden an den Mündungen der Flüsse gefunden. Hier trifft man ihn bisweilen festgesaugt an den Kiefern größerer Fische, besonders des Kabeljaus. 8.

Neuplatoniker ist der Name für eine philosophische Secte, deren Umfang, Anhänger und Lehren nicht genau bestimmt und abgegrenzt sind, deren gemeinschaftliches charakteristisches Merkmal aber eine, mehr schwärmerische als philosophische, Ausbildung des platonischen Systems ist. Als nämlich in den Zeiten des gänzlichen Verfalls des classischen Lebens kurz vor und nach Christi Geburt auch der selbstständige Geist des Philosophirens verloren gegangen war, versuchte ein synkretistischer Eklekticismus durch Verschmelzung orientalischer Elemente mit Lehren der altgriechischen Philosophie das Bedürfniß nach einem wissenschaftlichen Glauben zu befriedigen. Zu einer solchen Durchdringung mit den tiefsinnigen phantasiereichen Bildern der morgenländischen Religionslehren, mit denen durch Alexander's Züge und die Schule von Alexandria die Griechen bekannt worden waren, war nun aber keine Philosophie geeigneter, als die Ideenlehre Plato's, die schon in ihrer authentischen Gestalt jenen mystischen Geist des Orients athmete. So wurden denn verschiedenartige Versuche gemacht auf den Grund der platonischen Lehren ein selbstständiges System zu errichten; der Hauptsitz dieser neuen Philosophie war Alexandria, daher man denn auch wohl zum Unterschiede gleichzeitiger und späterer Systeme, die ebenfalls eine Erneuerung der platonischen Philosophie zum Zwecke hatten, diese Secte die alexandrinischen N. nannte. Die Reihe derselben nun beginnen Viele (s. Bouterweck) schon mit dem Juden Philo, dessen Lehre allerdings den Charakter des Platonismus trägt (s. d. Art. Philo); allein gewöhnlich beschränkt man doch diesen Namen auf eine spätere von Ammonius Sakkas 193 n. Chr. gestiftete Schule, welcher außer diesem als die Bedeutendsten noch Longinus, Plotinus — der Berühmteste unter den Neuplatonikern —, Porphyrius, Jamblichus, Proklus, so wie die Kirchenväter Origenes, Synesius und in gewisser Weise auch Augustinus zugezählt werden. — Das oberste Princip aller Dinge ist nach den Neuplatonikern das Eine, Einfache, das Sein für sich, das nur durch sich, als das Allgenugsame, Prädicatlose erkannt wird, nicht ein Etwas, nicht Object des Denkens, auch nicht denkend, sondern das Denken selbst und das Sein selbst. Solcher ist Gott, der dann auch wohl als Urlicht vorgestellt wird. Er wird nicht erkannt durchs Denken; die Dialektik ist nur eine Vorbereitung; erst die unmittelbare, einfache Anschauung,

da die Seele ganz bei Gott iſt, als ein Theil deſſelben (die παρουσία durch ἔπλωσις), enthüllt uns ſein Weſen. Aus dem ewigen Urlichte floſſen alle Dinge, zuerſt die Intelligenz (der νοῦς), die das Eine anſchauend, durch dieß ihr Anſchauen die in dem Einen enthaltene Möglichkeit der Dinge zur Wirklichkeit macht, alſo durch ihr Denken der Grund alles Realen iſt; — ihr Product, als der bildende Gedanke, iſt die Weltſeele (ψυχή oder λόγος); ſo bilden dieſe drei die göttliche Trias. Die Weltſeele nun bringt wieder durch ihre nach Außen gerichtete Anſchauung (θεωρία) andere Seelen hervor, deren Anſchauung theils auf das Eine hin, theils von dieſem weggerichtet iſt, in welchem letztern Falle ſie dann der Materie oder ihrem Körper als einem Unbeſtimmten, Finſtern, begegnete, gleichſam dem Letzten in der Reihe der Productionen, wo das ſchaffende Licht aufhört. Die Seele nun bildet dieſe Materie, indem ſie ihr Form gibt durch ihre Gedanken. Allein die Materie iſt zugleich das Böſe, weil ſie des Urlichtes nicht theilhaftig iſt, und darum muß die Seele ſie abzuſtreifen und ſich nur mit jenem zu vereinen trachten (ἕνωσις durch κάθαρσις). Es gibt eine Verſtandeswelt und eine Sinnenwelt, beide in Parallelismus als Urbild und Nachbild. Durch die ganze Welt geht ein Leben, eine Vernunft, wodurch Alles mit Nothwendigkeit verknüpft iſt. — Dieß ſind die Hauptlehren des Neuplatonismus, wie ſie beſonders von Plotinus vorgetragen wurden, — in denen ſich platoniſche, ariſtoteliſche, ſelbſt pythagoreiſche Ideen mit orientaliſcher Myſtik auf eine phantaſtiſch-abenteuerliche Weiſe durchdrangen. Daß eine ſolche Philoſophie allen Schwärmereien, der Magie, Mantik ꝛc. und einer gräßlichen Aſcetik, einer Ertödtung des Fleiſches, bald durch Selbſtpeinigung, bald durch Ausſchweifungen Vorſchub leiſtet, fällt in die Augen, und in dieſem Sinne wurde ſie von ihren Anhängern zum großen Theile angewendet. — Ihre Lehren tauchten zu verſchiedenen Malen wieder auf, nicht nur im Mittelalter, ſondern auch in der Neuzeit, ja ſie ſpielen noch heute in gewiſſen Syſtemen keine unbedeutende Rolle trotz ihres Mangels an wahrhaft ſpeculativem Gehalte und philoſophiſcher Beſonnenheit. Vgl. Fülleborn's „Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie" (III. St. No. 3. S. 70 f.); Meinert's „Beiträge zur Geſchichte der Denkart der erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, in einigen Betrachtungen über die neuplatoniſche Philoſophie" (Leipz. 1782. 8.); Im. Fichte, „De philosophiae novae platonicae origine" (Berol. 1818. 8.); Fr. Bouterweck's „Philoss. Alexandrinorum ac Neoplatonicorum recensio accuratior. Comment. in Loci Gott. habita", 1811. 4. (Vgl. „Göttinger gelehrte Anzeigen," 166.—167. St. 1821.) 80.

Neurologie, Nervenlehre, ſ. Nerven.

Neuſchottland (ehemals mit Neubraunſchweig Acadien genannt), ein zu den engliſchen Beſitzungen in Nordamerika gehöriges Gouvernement, bildet eine von Nordoſt nach Südweſt hingeſtreckte Halbinſel und hängt durch eine ungefähr 8 Stunden breite Halbinſel im Weſten mit Neubraunſchweig (ſ. d. Art.) zuſammen. Schon Cabot entdeckte dieß Land im Jahre 1493. Verſuche zu Niederlaſſungen machten aber die Engländer erſt zu Ende des folgenden Jahrhunderts, obwohl ohne Erfolg. Die Franzoſen dagegen gründeten 1598 eine Colonie auf der Sandinſel und 1604 auf dem feſten Lande, wo ſie Port Royal (Annapolis) erbauten. Bald darauf ſahen ſie ſich aber von den Engländern angegriffen und wurden vertrieben. Zehn Jahre lang blieb jetzt N. ohne Niederlaſſung, bis im Jahre 1623 eine Anzahl Schotten eine dauernde Colonie gründete. Von jetzt an blieb das Land ein Gegenſtand des Kampfes zwiſchen Frankreich und England, aus welchem endlich letzteres im Frieden zu Utrecht (1713) ſiegreich hervorging. — Der Flächenraum Neuſchottlands beträgt 670 □Meilen, die Zahl der Bewohner (unter ihnen Franzoſen und einige hundert Mickmacksindianer) gegen 155000. Die Küſten, an denen merkwürdiger Weiſe die Fluth oft bis auf

60 Fuß steigt, haben viele Buchten und Einschnitte, die vortreffliche Ankerplätze abgeben, das Innere ist waldig und stellenweise auch gebirgig, doch ziemlich fruchtbar. Seen und Flüsse gibt es sehr viele. Das Klima ist milder als in Neubraunschweig und im Sommer selbst heiß, dabei aber sehr veränderlich und mit furchtbaren Stürmen im Winter. Die Producte sind von denen Neubraunschweigs nicht verschieden. Neben der Landwirthschaft treibt man besonders Herings- und Kabeljaufang, Viehzucht, Jagd und Schiffsbau. Auch Holz macht einen wichtigen Ausfuhrartikel. — An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, der wie in Neubraunschweig ein Ober- und Unterhaus neben sich hat. Eintheilung in 10 Grafschaften. Hauptstadt ist Halifax an der Südküste mit 20000 Einw., wichtigem Hafen und Arsenal, Admiralitätsgericht für das ganze britische Nordamerika, Hauptstation der englischen Flotte. Annapolis, Hafen an der Fundybai; Picton, Lüneburg, Digby, Shelburn, Hafenstädte. — Zu diesem Gouvernement gehört noch die im Nordosten gelegene Insel Cap Breton (Isle royal), welche 1763 in englischen Besitz kam. Sie ist durch die Canostraße von N. getrennt und enthält 112 □Meilen. Im Westen hat sie viel Gebirge, im Osten dagegen ist sie ziemlich fruchtbar. Die Bewohner, ungefähr 24000 (Franzosen und Schotten), treiben Stockfischfang und gewinnen Steinkohlen. Louisburg und Sidney sind die Hauptörter. 15.

Neuseeland, zwei große Inseln im Australoceane unter 34° — 46° 45′ S. B. und 184° — 196° Ö. L., wurden im Jahre 1642 von dem Holländer Tasman entdeckt, aber erst von Cook in den Jahren 1769, 1773, 1774 und 1777 und später von d'Entrecasteaux und d'Urville genauer untersucht. Dessenungeachtet haben wir nur von den Küstenstrichen nähere Kenntnisse; das Innere ist zur Zeit noch so gut wie unbekannt. Die nördliche Insel Paheinomauwe, von der südlichen, Tawai Poenamu, durch die Cooksstraße getrennt, enthält einen Flächenraum von 1850 □M., die letztere 2500 □M. — N. ist ein wahres Alpenland; ein zusammenhängendes mit ewigem Schnee bedecktes, also über 10000 F. hohes Gebirge durchzieht beide Inseln und erhebt sich in dem Pic Egmont an der Westküste der nördlichen Insel auf 15000 F. Zahlreiche, zum Theil schiffbare Flüsse und Bäche steigen von den Höhen herab und winden sich oft Kataraktен bildend in anmuthigen Biegungen durch die wildromantischen Felsenthäler. Auch Seen mögen im Innern häufig angetroffen werden. Die nördliche Insel ist reich an Buchten und Vorgebirgen, dicht bewaldet und bei Weitem milder und reizender als die südliche, wo die Küsten felsig und steil nach dem Meere abfallen, Stürme wüthen und im Innern ein ewiger Winter auf den Schneegebirgen zu herrschen scheint. Von Vegetation trafen hier die Seefahrer nur wenige Spuren. Die Erzeugnisse beider Inseln sind nur zum Theil bekannt. Man findet in den Waldungen die über 100 F. hohe und 6 F. dicke Bergfichte, ein treffliches Schiffsbauholz; ferner eine Art Flachs (phormium tenax), Kartoffeln, Kürbisse, Sandelholz, eine Art Farrenkraut (Lieblingsnahrung der Bewohner), Mais, Getreide (seit der Anwesenheit der Europäer), Obst und Gemüsekräuter. Das Thierreich scheint nicht sehr zahlreich zu sein; man bemerkte nur Hunde, Ratten, Fledermäuse, verschiedene Vögelarten und Seehunde; jetzt sind auch Pferde, Schweine und Rindvieh einheimisch geworden. Das Mineralreich bietet unter Anderem eine Art Nephrit, Jade, aus welchem die Einwohner ihre Waffen verfertigen; auch hat man Spuren von Eisen gefunden. Die Bewohner, deren Zahl man auf der nördlichen Insel auf mehr als 120000 anschlägt, sind theils zum Neger-, theils zum Malaienstamme gehörig, von hellblauer Farbe und sprechenden Gesichtszügen, stark und bis auf die Schenkel wohlgebaut, kühn, gelehrig und gegen Freunde redlich, gegen ihre Feinde aber, an denen es ihnen bei ihrer Fehdelust nie mangelt, grausam und unerbittlich, ja

selbst Menschenfresser. Sie leben in auf Anhöhen liegenden befestigten Dörfern und treiben Ackerbau, Fischerei und Jagd. Ihre Canots sind sehr künstlich gearbeitet, nicht minder ihre Waffen, die aus Lanze, Keule und Streitart bestehen. Die Häuptlinge, deren es sehr viele gibt, herrschen fast unumschränkt. Auch Religionsgebräuche fand man, obwohl sehr einfache. In neueren Zeiten aber haben sich Missionaire mit ziemlichem Erfolg bemüht, dem Christenthume Eingang zu verschaffen und es scheint, als könne bei den guten Anlagen der Neuseeländer dieß schöne Land bald der europäischen Cultur gewonnen werden, vorausgesetzt, daß man mit der erforderlichen Klugheit zu Werke geht. Der Sitz der Mission (seit 1814) ist in der Wangaroabai auf der nördlichen Insel. — Vergl. vor Allem das treffliche Werk d'Urville's: „Voyage de la corvette l'Astrolabe autour du monde pendant les années 1826—1829" (5 Bde. Paris 1832—1834). 15.

Neusiedler See (Ferrö), zwischen den ungarischen Comitaten Wieselburg und Ödenburg an der Grenze von Niederösterreich, ist 5 M. lang, gegen 2 M. breit und hat eine Tiefe von 9—15 F. Sein Wasser ist salzreich, namentlich an Glaubersalz, einigen Theilen Küchensalz und Soda; bisweilen findet man auch Natron. Der Geschmack desselben ist daher höchst unangenehm und sein Genuß hat gewöhnlich Erbrechen zur Folge; sehr heilsam soll es dagegen sein, wenn man es zu Bädern verwendet. Das Vieh soll es gern saufen und dadurch von der Viehseuche verschont bleiben. Auf der Nord- und Westseite des Sees erheben sich sanfte aufsteigende Ufer, welche größtentheils mit Weinreben besetzt sind; auf der Südostseite aber schließt sich der Hanság an, ein Sumpf, der gleichen Umfang mit dem neusiedler See hat und einer 3 F. dicken Erdlage gleicht, die auf dem Wasser schwimmt, nur Schilf, Rohr, Buchen und einige Sträucher hervorbringt und niedersinkt, wenn man auf sie tritt. An seiner Stelle sollen früher 14 Dörfer gestanden haben. Der Fürst Esterhazy hat zwischen beiden einen 10400 F. langen Damm aufführen lassen, so daß sie nur durch einen Kanal mit einander in Verbindung stehen. Noch erwähnen wir, daß der neusiedler See einen Abfluß in die Raab hat und sehr fischreich ist. 35.

Neustadt-Eberswalde, eine Stadt in dem Regierungsbezirke Potsdam, der preußischen Provinz Brandenburg, an der Finow, mit 3500 Einw., hat in seiner Umgebung eine Trink-, Molken und Badeanstalt. Das Wasser der dazu benutzten Quelle ist ein erdig-salinisches Stahlwasser, das einen der Dinte ähnlichen Geschmack und einen schießpulverartigen Geruch hat, und mit gutem Erfolge bei Gicht und Rheumatismus angewendet worden ist. Die ältesten Nachrichten über die Mineralquelle N. stammen aus der 2. Hälfte des XVI. Jahrh. — S. Leonhardi, „Neustadt-Eberswalde, seine Fabriken, Alterthümer, Heilquellen und Umgebungen" (3 Bde.). 35.

Neustrelitz, die Hauptstadt des Großherzogthums Meklenburg-Strelitz, Residenz des Großherzogs und Sitz der obersten Regierungsbehörden, liegt in angenehmen Umgebungen am zierker See, ist erst 1730 gegründet und in Form eines Sternes gebaut, von dessen Mittelpunkte, dem Markte, 8 Hauptstraßen auslaufen. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind das großherzogliche Schloß mit Bibliothek (50000 Bände), Kunst- und Alterthümersammlungen, und das Collegienhaus. N. hat ein Schullehrerseminar und ein Gymnasium und einige Fabriken. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6000. 15.

Neustrien, s. Frankreich.

Neusüdshetland, s. Südpolarländer.

Neusüdwales, s. Australien.

Neutralisation ist in der Chemie die Arbeit, zwei chemisch verschiedene Körper, welche ihre Bestandtheile gegen einander vollkommen oder theilweise auszu-

tauschen im Stande sind und deren einer eine saure, deren andere eine alkalische Beschaffenheit zeigt, so zu verbinden, daß aus diesen beiden Körpern ein dritter entstehet, welcher von den dazu angewandten Körpern gar keine, sondern ganz eigenthümliche Eigenschaften besitzt. Das Product der N. ist das Neutralsalz oder Mittelsalz, wenn dieses weder saure, noch alkalische Reaction zeigt. Thut es das erstere, d. h. röthet die Auflösung blaues Lackmuspapier, so heißt es saures Salz; thut es das letztere, d. h. macht die Auflösung geröthetes Lackmuspapier blau, so heißt es basisches Salz. 5.

Neutralität (vom Lateinischen neutrum, keines von beiden) bezeichnet die Selbstständigkeit des Dritten zwischen zwei streitenden Parteien, indem er sich weder an die eine derselben anschließt noch von ihr abhängig macht. Die N. erhält die vorzüglichste Bedeutendheit im Kampfe zweier Staaten für den mit beiden in Verbindung stehenden Dritten und bezweckt die Erhaltung friedlicher Verhältnisse mit beiden. Ihr Streit geht den Neutralen unmittelbar nichts an; er nimmt daran keinen Antheil und mag die Drangsale des Krieges nicht theilen, sondern will die Früchte des Friedens genießen und so viel wie möglich aus dem Kampfe der Andern noch Vortheil ziehen. Die eigene Existenz wird ihn aber bestimmen, von Keinem etwas zu dulden, was seine Selbstständigkeit gefährden kann. Dabei wird es nicht selten vorkommen, daß über die zuzugestehende N. für minder mächtige Staaten sogar besondere Bedingungen, besonders über die Zulassung des gegenseitigen Verkehres, vertragsweise festgesetzt worden, die jedoch niemals blos den einen Theil allein bevorzugen oder den andern benachtheiligen sollen. Der neutrale Staat hat sowohl Rechte als Verpflichtungen, welche sich gegenseitig erläutern. Zu den letztern gehört: daß er nicht allein als Staat sich aller Unterstützung an Waffen, Munition und Verproviantirung, bei Seefahrern auch der Zufuhr von Schiffsbaumaterialien ꝛc. an einen der Kriegführenden selbst enthalte, sondern auch seinen Unterthanen solches nicht zulasse; ferner, daß er von keiner Seite eine Verletzung der angenommenen N., besonders die Verletzung seines Gebietes durch Bewaffnete (die die Waffen noch nicht abgelegt haben) dulde. Zu den Rechten des Neutralen gehört das Verlangen: daß die Kriegführenden sein Land als ein friedliches, in keiner Beziehung zu ihrem Streite stehendes, unantastbares achten und sich aller Feindseligkeiten unter einander auf seinem Gebiete enthalten. Was auf neutralem Gebiete vorfällt und was daselbst betroffen wird, das wird nach seinen Gesetzen, also civilrechtlich gerichtet und entschieden. Selbst Flüchtlinge, Ausreißer, sobald sie die Waffen abgelegt haben, sogar die dem einen Theile abgenommene Beute, sind daselbst von andern als bürgerlich rechtlichen Ansprüchen der Kriegführenden frei, indem letztere gegen die Neutralen nur als Privaten angesehen werden. Es wird das Vermögen neutraler Unterthanen in einem jeden der kriegführenden Lande, so wie das der Unterthanen der letztern im neutralen Lande eben so sicher sein, als ob es zu Hause wäre. Doch bleiben frühere Unterthanenverhältnisse bei Immobilien und Lehnen unverändert. Selbst die Unterthanen beider kriegführenden Mächte würden sich in friedlichen Absichten auf neutralem Gebiete treffen und mit einander freundschaftlich verkehren können; ja sie würden sich nicht einmal einander beleidigen dürfen, ohne als Ruhestörer nach den Gesetzen des neutralen Landes bestraft zu werden. Der unverdächtige Verkehr der Neutralen mit den Kriegführenden wird nicht unterbrochen, vielmehr zum Zwischenhandel zwischen beiden Kriegführenden benutzt werden können; die zur Existenz der N. erforderlichen Beschränkungen werden sich jedoch auf dem Festlande, welches deutlich begrenzt ist und worauf sich der Unterschleif eher entdecken läßt, weit leichter sichern lassen als auf dem Meere, welches auf Kanonenschußweite vom Lande frei und allen Nationen gemein ist. Auf dem Meere wird der Kriegführende wie der Befreundete und

Neutrale mit gleichem Rechte neben dem Andern betroffen; es gibt da für Keinen eine Grenze. Hierdurch entstehen für die Seemächte folgende Besonderheiten. A. Der von den amerikanischen Vereinsstaaten und übrigen Seemächten, außer den Briten, allgemein angenommene, von den letztern aber im Kriege nur als Ausnahme zugelassene Satz; „die Flagge decke die Ladung" und „freie Flagge mache freies Gut." Man hat nämlich zur See den Grundsatz aufgenommen, daß die Flagge einer jeden Nation die Nation repräsentire und daß sonach das Gut, welches ein Schiff am Bord habe, der Nation gehöre, deren Flagge das Schiff führt; daß also das auf neutralem Schiffe befindliche Gut neutrales sei. So oft auch die Briten in ihren Seekriegen sich veranlaßt gefunden haben, diese an sich untadelhaften Grundsätze aus besonderen Rücksichten zuzulassen, so haben sie doch es nie unterlassen, da wo eine besondere Begünstigung des Andern vorleuchtete, oder wo den Grundsätzen einer reinen N. zuwider gehandelt wurde, von dem stärkern Rechte der eigenen Sicherstellung gegen Jeden, der ihnen feindselig in den Weg getreten war, Gebrauch zu machen. Dieß geschah vorzüglich, indem ihre Kriegsschiffe sich erlaubten, die ihnen begegneten Neutralen anzuhalten, ihre Papiere durchzusehen, Schiff und Ladung zu durchsuchen und beim entdeckten Unterschleife beides zu confisciren. Die Verstattung der N. wird in diesem Falle als Ausnahme behandelt und die eigene Sicherstellung zur Regel angenommen, wie sie bei mehreren Debatten ausdrücklich erklärten. B. Die sogenannte bewaffnete N. zur See, welche zuerst 1780 durch Katharina II. veranlaßt und nachher von allen nordischen und mehreren anderen Mächten durch Beitritt bestätigt wurde. Da zunächst die Verstöße einzelner Handelsschiffe gegen eine parteilose N. nur Sache der Privaten war und dergleichen Visitationen sonach keinen unmittelbaren Angriff auf den neutralen Staat zu enthalten schienen, so glaubte Katharina die Visitationen dadurch niederschlagen zu können, indem sie diese Angelegenheit zu einer öffentlichen machte. Es wurden von ihr die zur Zufuhr an die Kriegführenden unzulässigen Artikel öffentlich bekannt gemacht und ihren Unterthanen die Zufuhr an dieselben verboten, die Kauffahrer auch beim Auslaufen aus diesseitigen Häfen mit Certificaten über die Untadelhaftigkeit ihrer Ladungen versehen und mit Kriegsschiffen begleitet, welche die Richtigkeit bestätigen mußten. Auch hier gaben die Briten aus besonderen Rücksichten blos nach, ohne den Grundsatz der eigenen Sicherstellung aufzugeben. Die Sache war übrigens nicht vollständig ausführbar. Denn entweder mußten die neutralen Schiffe blos in Flotten zusammen reisen, oder es kam dem Einzelnen die Begleitung so hoch zu stehen, daß kein Gewinn zu machen war. Es konnte daher nichts weiter geschehen, als daß in beiden Fällen die Parteien sich ihre Grundsätze vorbehielten. 17.

Neutralsalze, s. Neutralisation.

Neuwales heißt die wohl 40000 □M. große Ländermasse im nördlichen Amerika, welche sich von Obercanada und der Hudsonsbai westlich in unbestimmter Begrenzung ausdehnt. Man unterscheidet Neusüdwales, d. i. das Land südlich von der Hudsonsbai, bis zum Churchillflusse und Neunordwales, das von da an sich westlich und nördlich ausdehnende Binnenland. Dieser ganze ungeheure Landstrich ist rauh und kalt, dicht bewaldet und von zahlreichen Flüssen und Seen durchschnitten. Nur in Neusüdwales ist der Boden hier und da noch zum Anbaue fähig. Der einzige Reichthum des Landes besteht in Wild, besonders Pelzwild, dessen Fang einen einträglichen Handelszweig der Hudsonsbai abgibt. Die Bewohner des Landes sind Indianer vom Stamme der Chippiwyer und Knistineaux (ungefähr 180000); im Norden wohnen Eskimos. Englische Niederlassungen finden sich vorzüglich in Neusüdwales, z. B. York, Albany, Moosefort u. a. m. In Neunordwales sind nur einzelne Stationen mit Block-

häusern zum Schutze gegen die streifenden Indianer. Hierher gehören z. B. Frederikshouse, Providence, Gerry u. a. m. — N., entdeckt von Hudson, gehört seit 1713 den Engländern und steht unter dem Gouverneur von Untercanada. 15.

Neuwied (Maximilian Alexander Philipp, Prinz von), der Bruder des regierenden Fürsten August von Wied-Neuwied, bekannt als Reisender, wurde am 23. Sept. 1782 zu Neuwied geboren. Er erhielt eine wissenschaftliche höchst umfassende Ausbildung, trat in preußische Kriegsdienste und faßte später, von unbezwinglicher Neigung getrieben, den Entschluß eine Reise nach Südamerika zu unternehmen, in der Überzeugung, daß gerade hier ein weites Feld für Forschungen offen stände. Von England aus schiffte er sich im Jahre 1813 nach Brasilien ein, landete in Rio Janeiro und trat nun vom Cap Frio aus seine Reise in die nördlichen von wilden Indianern durchstreiften Gegenden an. Über San Salvador ging er den Paraibal überschreitend in das Land der Purisindianer und passirte hierauf den Doce, um die Gebiete der Botocudos und Patachos zu durchforschen, ward aber durch Feindseligkeiten der Letztern genöthigt seinen Weg nach Dicoza an der Küste zu nehmen. Von hier aus begab er sich nach Caravellas, überschritt dann den Belmonte und drang weit in nordwestlicher Richtung vor, oft in großer Gefahr und genöthigt sich durch die dichten Wälder einen Weg zu bahnen. Nach manchen glücklich überstandenen Mühseligkeiten zwang ihn endlich seine wankende Gesundheit zur Rückkehr nach Bahia, von wo aus er im Jahre 1817 nach Lissabon zurückkehrte. Er beschäftigte sich seitdem mit dem Ordnen und der Herausgabe seiner Reisebemerkungen, bis er im Jahre 1833 eine neue Forschungsreise nach Nordamerika unternahm. Das Ergebniß derselben ist indeß noch nicht bekannt. Seine die erste Reise betreffenden Werke sind von großer Wichtigkeit und haben über Vieles bis dahin Unbekannte genügenden Aufschluß ertheilt. Es sind folgende: „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817" (Frankf. 1819—1820. 2 Bde. mit Atlas); „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (Weimar 1823—1831. 15 Liefer.) und „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens" (Weim. 1824—1833. 4 Bde.). 22.

Newa, ein Fluß im russischen Gouvernement Petersburg, bildet den Abfluß des Ladogasees (s. d. Art.), aus dem sie bei Schlüsselburg heraustritt, ist 8½ M. lang und fällt bei Petersburg in mehreren Armen in den finnischen Meerbusen. Sie wird 1200 F. breit und 12—18 F. tief, ist daher für große Flußschiffe befahrbar. Außerdem ist sie wegen ihres klaren vortrefflichen Wassers, welches gutes Trinkwasser abgibt, für Petersburg von großer Wichtigkeit, oft aber auch bei heftigen Stürmen, wie z. B. im November 1824, höchst gefährlich. — An ihren Ufern geschah im Jahre 1241 eine blutige Schlacht zwischen dem Großfürsten Alexander Newskoi und dem Heere der mit den deutschen Rittern verbündeten Schwertbrüder, in welcher Ersterer einen vollständigen Sieg errang. 15.

Newcastle (spr. Njucáßl), die Hauptstadt der englischen Grafschaft Northumberland, am Tyne gelegen, hat ohne die Vorstadt Gadeshead (spr. Gehtshed) mit 12000 Einw., welche zur Grafschaft Durham gehört, 50000 Einw. und ist vorzüglich berühmt durch die in der Nähe gelegenen Steinkohlengruben, die wichtigsten Englands. Die Ausbeutung derselben beschäftigt über 6000 Menschen und der Vertrieb der Steinkohlen nach Außen ist so bedeutend, daß jährlich in dem Hafen von Shields an der Mündung des Tyne mehrere tausend fremde Schiffe einlaufen und Ladungen einnehmen. Aus den Bergwerken selbst werden die Kohlen auf Eisenbahnen bis zur Tyne und dann auf kleinen Flußfahrzeugen (Kerls) weiter zum Hafen befördert. — Dieser Kohlenreichthum hat in und um N. zur Anlegung zahlreicher Fabriken Veranlassung gegeben, von denen be-

sonders die Seifen-, Segeltuch-, Pech-, Theer-, Vitriol- und Glasfabriken von großer Wichtigkeit sind. — In der Nähe von N. beginnt auch der sogenannte Pictenwall, ein altes Römerwerk, von dem man noch jetzt bis in die Gegend von Carlisle unverkennbare Spuren findet. 16.

Newjersey, s. nordamerikanischer Freistaat.

Newton (spr. Njūtn) (Isaak), der Schöpfer der mathematischen Physik, am 25. Dec. 1642 zu Woolsthorpe in der Grafschaft Lincoln geboren, war in seiner ersten Kindheit so schwächlich, daß man an seiner Erhaltung zweifelte, erholte sich aber bald und wurde in die Schule seiner Vaterstadt und später in das Collegium nach Gratham geschickt. Schon hier beschäftigte er sich fast ausschließend mit physikalischen und mechanischen Versuchen und seine kleine Wohnung bei einem Apotheker war eine Werkstätte, worin er die Maschinen, die er in der Umgegend seines Aufenthaltes angewendet sah, im Kleinen nachahmte. Ungern verließ er diese ihm allein angenehmen Beschäftigungen, um dem Verlangen seiner Mutter, welche ihn zum Ökonomen bestimmen wollte, Genüge zu leisten. Stets mit mathematischen Untersuchungen beschäftigt versah er mit Widerwillen und ohne Geschick die ihm angewiesenen Arbeiten, bis einer seiner Anverwandten das große Talent des Jünglings erkannte und seine Mutter bewog ihn von Neuem nach Gratham zu schicken, wo er seine nöthigen Vorstudien vollendete und 1660 die Universität Cambridge bezog. Hier fand er an dem gelehrten Mathematiker Barrow einen eben so trefflichen als liebevollen Lehrer, der ihn durch eignen Unterricht so wie durch Hinweisung auf die bedeutendsten Leistungen der Koryphäen seines Faches in die Tiefen seiner Wissenschaft einführte. N. beschäftigte sich hauptsächlich mit den Werken Saunderson's, Kepler's, Descartes' und besonders mit Wallis' „Arithmetica infinitorum", welche ihn zur Erweiterung des Binomium (theorema binomiale) und zur Entdeckung der Fluxionslehre hinleitete. Der binomische Lehrsatz, die wichtigste Grundlage des Gebäudes der Analysis, war zwar schon vor N. bekannt, aber nur für ganze positive Exponenten; dieser erfand zuerst die Formel, welche irgend eine (die n te) Potenz $(a \pm b)$ darstellt und allgemein anwendbar ist, der Exponent n mag nun eine ganze, gebrochene, positive oder negative Zahl sein. Die Erweiterung dieses Lehrsatzes erlaubte ihm ein allgemeines Princip, welches darin besteht, aus dem Modus des allmähligen Anwachsens der Größen auf definitiven Werth zu schließen und welches kein anderes ist, als das unter dem Namen der Methode der Fluxionen und als Grundlage der Newton'schen Analysis des Unendlichen so berühmt gewordene in Anwendung zu bringen. Eilf Jahre später machte Leibnitz dieselbe Erfindung unter einer andern Form, welche jetzt unter der Benennung des Differentialcalculs angewendet wird. Die Vortheile, welche aus dieser Entdeckung der mathematischen Analysis und der Physik erwachsen sind, lassen sich kaum berechnen. Alles dieses hatte N. vor seinem 23. Jahre geleistet; seine Erfindungen legte er in einer Schrift: „Analysis per aequationes numero terminorum infinitas" nieder, welche er aber, entweder aus allzugroßer Bescheidenheit oder, weil er schon mit der Anwendung des Gefundenen auf die Physik beschäftigt war, jetzt noch nicht herausgab, sondern erst weit später (Lond. 1711. 4.) von fremder Hand zum Drucke besorgen ließ. Um der damals herrschenden Pest zu entgehen, verließ er 1665 Cambridge und zog sich nach Woolsthorpe zurück, wo er sich ungestört seinen Speculationen hingeben konnte. Als er hier eines Tages unter einem Apfelbaume saß, ward er durch einen herabfallenden Apfel auf die natürliche Kraft, welche die Körper nach dem Mittelpunkte der Erde mit immer zunehmender Schnelligkeit hinzieht, aufmerksam gemacht und fand bei weiterer Ausbildung dieser Idee und von einer durch Kepler gemachten Entdeckung (daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalten wie die Cubus ihrer mitt-

leren Entfernungen von der Sonne) ausgehend, daß die ſich um die Sonne bewegenden Planeten durch das Geſetz der Schwere, welches ſie nach der Sonne hintreibt, in ihren Bahnen gehalten werden. Warum ſollte dieſes nicht auch mit dem Monde in ſeinem Verhältniſſe zur Erde der Fall ſein? N. fing an zu rechnen, gelangte aber, da noch keine genaue Meſſung der Erde vorhanden war und alſo die Entfernung ihrer Oberfläche zu ihrem Centrum nicht ermittelt werden konnte, zu keinem befriedigenden Reſultate. Die Peſt hatte unterdeſſen aufgehört und N. kam nach Cambridge zurück (1666), ohne ſeine Entdeckungen laut werden zu laſſen. Erſt zwei Jahre ſpäter, als der deutſche in England lebende Geometer Mercator in ſeiner „Logarithmotechnia“ mit ähnlichen Reſultaten ſeines Nachdenkens hervortrat, theilte N. die von ihm früher gemachten und niedergeſchriebenen Unterſuchungen ſeinem erſtaunten Lehrer mit, ohne ſehr großen Werth darauf zu legen, denn er war ſchon wieder mit anderen wichtigen Entdeckungen beſchäftigt. Die Brechung des Sonnenlichtes durch das Prisma hatten ihn zur Überzeugung gebracht, daß dieſes keine einfache Subſtanz, ſondern aus einer unzählbaren Menge von verſchiedenfarbigen und ſich verſchieden brechenden Strahlen zuſammengeſetzt iſt. Nachdem ihm Barrow 1669 ſeinen Lehrſtuhl abgetreten und ihn in die königliche Societät der Wiſſenſchaften zum Mitgliede aufgenommen hatte, legte er dieſer ſeine Theorie über die Spaltung des Lichtes vor und fand damit ungemeinen Beifall; nur ein Mitglied, Robert Hooke (ſ. d. Art.) widerſprach und ſuchte eigene nicht haltbare Hypotheſen geltend zu machen. Durch dieſen Streit ſowohl als durch die oberflächlichen Anfeindungen der Phyſiker Pardies, Linus und Huyghens bewogen, bildete N. ſeine Theorie des Lichtes weiter aus, machte aber, als Hooke 1675 Secretair der königlichen Societät ward, nichts mehr bekannt, ſondern beſchäftigte ſich im Stillen mit anderen Beobachtungen. Erſt als er 1679 mit Hooke wegen eines über ein aſtronomiſches Syſtem abzuſtattenden Berichtes in briefliche Verbindung treten mußte, machte er den Vorſchlag, durch ein directes Experiment, welches darin beſtehen ſollte, daß man Körper von einer bedeutenden Höhe herabfallen laſſe und ſehe, ob ſie einer genau verticalen Richtung folgen, die Bewegung der Erde zu beſtimmen. Er ſchloß richtig, wenn die Erde ſich drehe und alſo die Centrifugalkraft dieſer Körper an der Stelle, wo man ſie herabwerfe, größer ſei als am Fuße der Verticale, ſo müſſe es ſich ergeben, daß die Körper von der verticalen Linie nach Weſten abwichen, daß ſie aber dieſer Linie genau folgen müßten, wenn die Erde ſich nicht drehe. Hooke, welcher von der Akademie mit der Realiſirung dieſer Experimente beauftragt wurde, war in Vielem anderer Meinung und ſuchte, wie immer, ſeine Einwendungen geltend zu machen. Unterdeſſen hatte der franzöſiſche Mathematiker Picard eine neue genaue Meſſung eines Grades des Meridians vorgenommen; N. eilte ſogleich nach der ihm gewordenen Mittheilung des Reſultats nach Hauſe und nahm ſeine früheren Berechnungen über die Bewegung des Mondes wieder vor, und ſiehe da, mit unausſprechlicher Freude fand er die zweifelloſe Beſtätigung ſeiner früheren Vermuthung. Sein Gravitationsgeſetz, das Geſetz der Welten, ſtand nun feſt und mit ganzer Seele widmete er ſich jetzt der weitern Ausbildung deſſelben. Als der große Aſtronom Halley ihn 1684 beſuchte, um ihn über einige wichtige phyſiſche Fragen zu Rathe zu ziehen, konnte er dieſem bereits ſeine Unterſuchungen über die Bewegung vorlegen, welche er jetzt erſt auf Antrieb Halley's in ſeinem Werke: „Philosophiae naturalis principia mathematica“ (Lond. 1687. N. E. 1726 4. N. Ed. perpetuis commentariis illustrata communi studio Th. le Seur et F. Jacquier, Genev. 1760. 4 Voll. 4. Engl. von Motte, Lond. 1803. 3 Bde. 8.) vollſtändig bekannt machte. „Man wird ſich“, ſagt der ſachverſtändige Biot, „von der Tiefe dieſes Werkes und von der Größe ſo wie der Neuheit der darin enthaltenen Entdeckungen und

Ansichten einen Begriff machen können, wenn man bedenkt, daß unter Newton's Zeitgenossen vielleicht nur drei oder vier es zu fassen vermochten und daß mehr als funfzig Jahre vergingen, ehe diese großen physischen Wahrheiten, ich will nicht sagen folgereich gemacht und weiter entwickelt, sondern nur von der Mehrzahl der Gelehrten begriffen wurden." Mit welcher Festigkeit N. im Leben auftreten konnte, bewies er durch seine Opposition gegen den Befehl des Königs, welcher den Benedictinermönch Francis, ohne daß dieser den herkömmlichen Eid gegen die katholische Religion zu leisten habe, zum Magister gemacht wissen wollte. Der glückliche Erfolg dieser Widersetzlichkeit bewog die Universität Cambridge ihn zu ihrem Repräsentanten im Parliamente, welches Wilhelm auf den Thron rief, zu wählen. In der Hauptstadt wurde er C. Montaigu, dem Grafen von Halifax, bekannt und gewann dessen Achtung und Freundschaft in so hohem Grade, daß dieser ihn, als er 1696 ins Finanzministerium trat, zu der einträglichen und ehrenvollen Stelle eines Münzwardeins beförderte. N. leistete in diesem Amte treffliche Dienste, denn neben seinen mathematischen und physikalischen Studien hatte er sich stets mit großer Vorliebe mit der Chemie beschäftigt. Er machte sie jetzt zum vorzüglichen Gegenstande seiner Untersuchungen und soll zu sehr bedeutenden Resultaten gelangt sein; leider aber gingen die Papiere, in welchen sie niedergelegt waren, durch einen von seinem Hunde in seiner Studirstube veranlaßten Brand zu Grunde. Sein Schmerz darüber war so groß, daß er nicht nur auf seine Gesundheit höchst nachtheilig einwirkte, sondern auch eine temporäre Verwirrung seines Verstandes zur Folge gehabt haben soll. Sein Ruhm hatte sich unterdessen allenthalben verbreitet und von allen Seiten her empfing er die lautsprechendsten Zeichen der öffentlichen Achtung. Seine vielfachen Verdienste wurden durch die Ernennung zum Münzdirector (1699), zum Präsidenten der königlichen Societät zu London (1703) und durch die Erhebung zum Ritter (1705) anerkannt und belohnt. Sich endlich einer ruhigen, sorgenlosen Stellung erfreuend entschloß er sich seine Werke nach und nach herauszugeben; aber nur die „Opticks or a treatise of the reflexions, refractions, inflections and colours of light" (Lond. 1704. 4. Lateinisch von S. Clarke, Lond. 1706. 4.), worin er die Theorie des Lichtes entwickelt, besorgte er selbst zum Druck. Dieser waren die Abhandlungen: „De quadratura curvarum" (Englisch von J. Stewart, Lond. 1745. 4.) und „Enumeratio linearum tertii ordinis" (Neue Aufl. von J. Stirling, Paris 1797. 8. Engl., Lond. 1737. 8.) beigefügt. Ohne sein Wissen und seine Einwilligung gab Whiston die „Arithmetica universalis" (Lond. 1707. 4. N. E. cum commentariis J. Castillionei, Amst. 1761. 2 Voll. 4.) heraus; mit seiner Zustimmung übergab ein Anderer die „Analysis per quantitatum series, fluxiones ac differentias" (Lond. 1711. 4.) der Öffentlichkeit. Erst nach seinem Tode erschienen die „Lectiones opticae" (Lond. 1729. 4.). Mancher analytische Schatz wurde durch den Streit zwischen N. und Leibnitz, welcher die nämliche Erfindung unter einer andern Form (den Differentialcalcul) gemacht hatte, zu Tage gefördert. Die wichtigen Briefe, worin Jeder das frühere Dasein seiner Erfindung behauptet und die jetzt dem unbefangenen Leser die Gewißheit geben, daß beide unabhängig von einander auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultate gelangten, sind in dem „Commercium epistolicum" (Lond. 1712. 4.) gesammelt. Wir haben N. als einen der größten Mathematiker und Physiker betrachtet, wir müssen nun auch einige kurze Bemerkungen über seine Leistungen in anderen Fächern hinzufügen. Seine chronologischen Untersuchungen („The chronology of ancient kingdoms amended", Lond. 1728. 4. Deutsch, Hildburgh. 1745. 8.) ruhen auf keinen festen Grundlagen und fanden vielen Widerspruch; von eben so geringer Bedeutung sind seine metaphysischen Hypothesen, die fast alle von einer todten Mechanik ausgehen.

(Vergl. Pemberton's „A view of Newton's philosophy", Lond. 1726. 4. Deutsch von Maimon, Berl. 1793. 8.). Man hat sich gewundert, wie N.'s klarer Geist auch in das Feld theologischer Träumereien hinüberstreifen und eine mit sonderbaren Conjecturen ausgestattete Erklärung der Offenbarung Johannes' („Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes"), die erst nach seinem Tode erschien (Lond. 1736. Fol.), versuchen konnte, ohne zu bedenken, daß solche theologische Studien dem Geschmacke jener Zeit sehr zusagten und fast keinem Gelehrten fremd blieben. Wollte man, wie wohl von Manchen geschehen ist, daraus auf eine Lähmung des Geistes N.'s in seinen späteren Jahren schließen, so müßte man gänzlich seine scharfsinnigen Abhandlungen über Temperatur und über das Problem der Linie des kürzesten Falles (Brachistochrone) in den „Philosophical transactions", welche in dieser Periode seines Lebens entstanden, aus den Augen lassen. Bekannt ist auch, daß er noch 1716 eine schwere analytische Aufgabe, welche Leibnitz den englischen Mathematikern, um ihnen den Vorzug seines Differentialcalculs über die Fluxionslehre zu zeigen, oder, wie er sich ausdrückt, „um ihnen den Puls zu fühlen", vorlegte, an demselben Abend, an welchem sie ihm mitgetheilt wurde, löste. Von dieser Zeit an jedoch gönnte N. seinem Geiste, welcher durch große Anstrengungen ermüdet, aber nicht geschwächt war, Ruhe. Seine Gesundheit fing an abzunehmen und er vertraute sich ganz der Pflege seiner Nichte an. Verheirathet war er nie, da immer Dinge höherer Art seine Gedanken in Anspruch nahmen. Er starb nach kurzem Krankenlager am 20. März 1727. Sein Leichenbegängniß wurde mit großem Gepränge gefeiert und seine Familie, welcher er ein sehr bedeutendes Vermögen hinterließ, setzte ihm ein seiner würdiges Monument, mit der Inschrift: „Congratulentur sibi mortales tale tantumque exstitisse humani generis decus" („Die Sterblichen mögen sich Glück wünschen, daß eine solche und so große Zierde des menschlichen Geschlechtes lebte"). Eine andere von Pope gedichtete Grabschrift: „Nature and all her works lay hid in night, — God said, let Newton be, and all was light," ist eben so bekannt als berühmt. N. hatte ein angenehmes Äußeres, ein gutmüthiges Gesicht, aber einen lebhaften und durchdringenden Blick; im Umgange war er sanft, ruhig, bescheiden, einfach, gesprächig und Jedem freundlich. Streit haßte er über Alles und ohne Bedenken hätte er seinen Ruhm, wenn er nur durch Kampf hätte erworben werden können, der Ruhe geopfert. Die einzige bis jetzt vorhandene von S. Horsley besorgte Sammlung seiner Werke („Opera quae extant omnia," Lond. 1779—1785. 5 Voll. 4.) ist bei weitem nicht vollständig und kann auch durch die früher herausgegebenen „Opuscula" (Lausann. et Genev. 1744. 3 Voll. 4.) nicht genügend ergänzt werden. (Vergl. Pemperton's „Life of J. Newton" Lond. 1728. 4. D. Brewster's „Life of J. Newton", Lond. 1831. 4. Deutsch von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes, Leipz. 1833. 8. und J. B Biot's trefflichen Artikel „Newton" in der „Biographie universelle", XXXI. 127—194). 66.

Newyork (spr. Neujork), früher Neuamsterdam, dann Neustockholm genannt, ist die bedeutendste Stadt des nordamerikanischen Staates N. und überhaupt die größte und bevölkertste der vereinigten Staaten. Sie liegt unter 40° 42′ 40″ N. B. und 74° 1′ 8″ W. L. v. Gr. auf der Insel Manhattam oder der Mündung des Hudson, ist im Ganzen regelmäßig und nett gebaut und hat gegenwärtig eine Bevölkerung von fast 250000 Menschen. Wie beispiellos schnell sich dieselbe immer noch vermehrt, geht daraus hervor, daß man im Jahre 1800 nur 60000 Einw., 1820 schon 123000 und 1830 213000 Einw. zählte. N. hat 135 Kirchen, unter denen sich die Dreieinigkeits- und Paulskirche besonders auszeichnen, und außerdem eine große Menge ansehnlicher Gebäude, z. B.

den Palast des Gouverneurs, das Stadthaus (city hall), die Börse (bei dem letzten Brande mit vernichtet), das Gebäude der gesetzgebenden Versammlung, das große Hospital, das Theater u. a. m. Man trifft hier wissenschaftliche Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten in großer Anzahl und zweckmäßige Einrichtung u. a., das Columbia-Collegium, ein Institut, welches die Stelle einer Universität vertritt, mit Bibliothek, botanischem Garten und trefflichen Sammlungen, eine Akademie der Künste, Athenäum, 14 öffentliche Schulen, Taubstummenanstalt, Hospital, Unterstützungsvereine für Auswanderer, eine Acker- und Gartenbaugesellschaft, einen Verein für Literatur und Philosophie, eine Gesellschaft für Mechanik und Technologie, eine Gesellschaft für Kirchenmusik, eine deutsche und naturforschende Gesellschaft und eine Bibelgesellschaft u. a. m. Außerdem findet man in N viele Buchhandlungen (35) und Druckereien, auch wird jährlich eine Buchhändlermesse gehalten. Der wichtigste Erwerbszweig der Bewohner ist der Handel, sowohl See- als Binnenhandel. Der erstere, begünstigt und gehoben durch Banken (29), Assecuranzgesellschaften (34) und den trefflichen mit Werften und Docken wohl versehenen Hafen beschäftigt sich mit der Ausfuhr inländischer Erzeugnisse nach Europa, den Antillen, China, Ostindien u. s. w. und mit der Spedition der von fremden Nationen hergebrachten Waaren, deren Werth sich jährlich auf 80 Mill. Thaler beläuft. Durch Dampfschifffahrtsverbindung mit Europa, Mexico u. s. w. wird die Schnelligkeit des Verkehrs überdieß bedeutend befördert. Nicht minder wichtig ist der Binnenhandel, indem N. den westlichen Staaten längs der canadischen Seen, des Ohio, Mississippi, Missouri u. a. alle Bedürfnisse zuführt und dafür ihre Erzeugnisse mittelst zahlreicher Dampfboote bezieht, welche den Hudson bis Albany und den Eriecanal bis Buffalo am Eriesee auf- und abwärts befahren und die Fahrt von N. bis Buffalo in 3—4 Tagen vollendet. — In N. wurde am 5. Oct. 1807 das erste von Fulton erbaute Dampfboot von Stapel gelassen. — Durch den großen Brand, welcher in der Nacht vom 15. zum 16. Dec. 1835 gegen 700 Gebäude, unter ihnen viele reiche Waarenniederlagen verheerte, erlitt N. einen großen auf 25 Mill. Dollars angeschlagenen Verlust, der indeß auf die Handelswelt keinen wesentlichen Einfluß geäußert hat. Es läßt sich erwarten, daß die außerordentlichen Hülfsquellen N 's die etwaigen momentanen Nachtheile bald ersetzen werden. Vergl. „New-York as it is, in 1838." 15.

Ney (Michael), Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, war am 10 Jan. 1769 zu Saarlouis im Moseldepartement geboren und der Sohn eines Handwerkers. Bereits 1787 trat er als Gemeiner in ein französisches Husarenregiment, durchlief schnell alle Grade und zeichnete sich im Feldzuge 1793 in den Niederlanden bei Neerwinden, Löwen, Valenciennes rühmlichst aus. General Kleber entdeckte sein militairisches Talent und nahm ihn zu sich als Generaladjutant; N. übertraf bald dessen Erwartungen, erzwang den Übergang über die Regnitz (Aug. 1796) und nahm Forchheim. Hierauf ward er zum Brigadegeneral ernannt. Er focht an der Spitze eines Husarencorps tapfer bei Neuwied (1797), ward aber nach verzweifelter Gegenwehr blos mit einem Stücke seines zerbrochenen Degens gefangen genommen. Nach seiner baldigen Auswechselung ward er 1798 zum Divisionsgeneral erhoben, drang 1799 kühn mit 150 Mann in Manheim ein, nahm den Platz und zeichnete sich außerdem in mehrern andern Gefechten, vorzüglich bei der Schlacht bei Hohenlinden, aus (3. Dec. 1800). Hierauf ward er 1802 Gesandter bei der Helvetischen Republik, übernahm 1803 das Commando des im Lager von Boulogna stehenden sechsten Armeecorps, ward nach der Krönung Napoleon's zum Marschall ernannt und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Glänzend eröffnete er den Feldzug (1805) gegen Östreich und erfocht einen voll-

kommenen Sieg bei Elchingen (18. Oct.). Zwei Jahre ſpäter ward er zum Danke für dieſe Waffenthat zum Herzoge von Elchingen ernannt. Mit 30000 Mann drang er in Tyrol und Kärnthen vor. Der presburger Friede hemmte aber ſeinen Siegeslauf. Er bewährte auch ſein Feldherrentalent in den Feldzügen 1806 und 1807 und erwarb ſich in der Schlacht bei Friedland den Beinamen: der Tapferſte der Tapfern. 1808 und 1809 bedeckte er ſich mit Ruhm in Spanien und Portugal. Beim Ausbruche des Krieges gegen Rußland erhielt er das Commando des dritten Armeecorps, trug das Meiſte zum Siege bei Moſaisk, wo er das Centrum der franzöſiſchen Armee befehligte, bei und hier ernannte ihn ſein Kaiſer zum Fürſten von der Moskwa. Sein Rückzug ſeit dem Brande bis an die Berezina übertrifft noch ſeine früheren Großthaten. Nachdem er die Armee reorganiſirt hatte (1813), ſchlug er bei Lützen und Budiſſin, nahm Breslau und dachte erſt während des nun geſchloſſenen Waffenſtillſtandes an die bei Lützen erhaltenen Verwundungen. Nach den wieder ausgebrochenen Feindſeligkeiten drang er mit 70000 Mann gegen Berlin vor, ward aber von Bülow bei Dennewitz geſchlagen. Er focht darauf in den Schlachten bei Leipzig und Hanau und in Frankreich ſind Brienne, la Rothiere, Champ Aubert, Montmirail, Chalons ſur Marne glänzende Namen in N.'s kriegeriſchen Laufbahn. Sehr nachdrücklich ſprach er für die Nothwendigkeit der Abdankung des Kaiſers, verließ ihn aber erſt nach derſelben und ſchien den Bourbons ganz ergeben zu ſein. Er ward zum Pair von Frankreich ernannt und erhielt das Ludwigskreuz, den Oberbefehl über die Cuiraſſiere, Dragoner, Chaſſeurs und Chevauxlegers-Lanciers; auch genoß er die größte Auszeichnung bei Hofe. Als Napoleon an der franzöſiſchen Küſte gelandet war (1. März 1805), traf er die nachdrücklichſten Veranſtaltungen zur Vernichtung deſſelben, aber die reißenden Fortſchritte, die Napoleon machte, der Abfall des Heeres vom Könige und deſſen Abreiſe von Paris wirkten mächtig auf ihn. Er hielt die Sache der Bourbons für verloren und trat auf Napoleon's Zuruf zu Lyon am 13. März auf die Seite deſſelben, nachdem er zuvor an ihn geſchrieben: es geſchehe dieß nur aus Liebe für Frankreich, keineswegs aus perſönlichem Intereſſe, und er beſchwöre ihn, Frankreich glücklich zu machen. Er erhielt nun von Napoleon im Feldzuge gegen die Verbündeten (1815) den Oberbefehl über den linken Flügel und focht am 16. Juni bei Quatre-Bras gegen die Engländer. In der Schlacht bei Waterloo war er beſtimmt das Centrum zu durchbrechen, was aber gänzlich mißlang; 5 Pferde wurden unter ihm getödtet und er war der letzte auf dem Schlachtfelde; ſeine Kleider waren von Kugeln durchlöchert. Ihm ward ſpäter die Schuld an dem unglücklichen Feldzuge beigemeſſen, was aber Gamot mittelſt Abdrucks der an N. ergangenen ſchriftlichen Befehle widerlegt hat. Nach der zweiten Abdankung Napoleon's und der Rückkehr der Bourbons entging N. der Verordnung vom 24. Juli 1815 nicht und ward in dem Schloſſe eines ſeiner Freunde bei Aurillac in Oberauvergne (5. Aug.) verhaftet. Er konnte entfliehen, allein er glaubte nicht an ſeine Verurtheilung; ſeine Abſichten waren rein. Man ſtellte ihn in Paris vor ein Kriegsgericht, welches ſich am 10. Nov. für incompotent erklärte. Nun kam ſein Prozeß vor die Pairskammer (22. Nov.). Aus der Unterſuchung ergab ſich, daß er den Tod wenigſtens nicht verdient habe, und dennoch ward er mit 169 gegen 17 Stimmen zum Tode verurtheilt, da der Miniſter, Herzog von Richelieu, ſeine Beſtrafung dringend verlangte und Wellington erklärte, daß man den 12. Art. der Capitulation von Paris vom 3. Juli 1815, welcher Amneſtie zuſicherte, nicht wie man wolle anwenden könne. Er ward am 7. Dec. 1815 Morgens 9 Uhr im Garten des Luxembourg erſchoſſen. Als man ihm die Augen verbinden wollte, rief er: „Habt ihr vergeſſen, daß ich 26 Jahre unter Kugeln geſtanden habe" und ſagte zu den Soldaten gewendet: „Ich erkläre im Angeſichte Gottes und der

Menschen, daß ich niemals mein Vaterland verrathen habe," legte die Hand aufs Herz und rief mit fester Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!" Er hinterließ 4 Söhne. 25.

Niagara, ein Strom in Nordamerika, bildet den Abzugscanal der Gewässer des Eriesees in der Ontariosee und auf seinem nur 7 Meilen langen Laufe einen der berühmtesten Wasserfälle der Erde. Ungefähr 8 Stunden von seinem Austritt aus dem Eriesee theilt sich der Strom durch die Irisinsel in zwei Hälften, deren östliche zu Amerika gehörige gegen 2000 Fuß, die westliche englische (canadische) aber ungefähr 800 Fuß breit ist; beide Arme stürzen sich hier mit ungeheurer Gewalt in eine senkrechte Tiefe von 164 Fuß hinab und zwar so, daß das Wasser 50 Fuß vorwärts eine Wölbung bildet, ehe es in dem Abgrunde ankommt. Der Anblick dieses Kataraktes, besonders des canadischen Theiles, ist imposant und gewährt einen über alle Beschreibung erhabenen Genuß. Aus der Tiefe steigen dichte Nebelwolken empor und das fürchterliche Getöse hört man in einer Entfernung von mehr als 2 Meilen. Übrigens wirkt die Gewalt des Wassers äußerst zerstörend auf die Felsen, die häufig ihrer Basis beraubt von den Ufern in das Becken hinabstürzen. Gewiß ist es, daß der Fall in 50 Jahren gegen 140 Fuß zurückgegangen ist. — An der Mündung des N. in den Ontario liegt das Fort Niagara und diesem gegenüber am linken Ufer die Stadt gleiches Namens, auch Newark genannt. 15.

Nibelungenlied, ein ächt deutsches Nationalepos aus dem Anfange des XIII. Jahrh., wird in Verbindung mit der etwas jüngeren „Klage" gewöhnlich als das bedeutendste Denkmal der altmittelhochdeutschen Poesie betrachtet. Der Inhalt ist in kurzen Worten folgender: Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund in den Niederlanden, schon in seiner frühen Jugend durch tapfere Thaten berühmt, hat auf seinen abenteuerlichen Zügen in einem fremden Lande zwei Königssöhne, Schiblung und Nibelung, mit der Theilung eines großen Schatzes (Nibelungen-Hortes) angetroffen und wurde von diesen zum Schiedsrichter erwählt. Da sein Spruch ihnen aber nicht genügte, geriethen sie in einen heißen Kampf, in welchem Siegfried die Königssöhne und ihre Freunde erschlug und auf diese Weise zum Besitze des Schatzes und eines unsichtbarmachenden Gewandes (Tarnkappe) gelangte. Darauf tödtete er einen Lindwurm und badete sich in dessen Blute, wodurch seine ganze Haut so hart wie Horn wurde. Nach diesem Abenteuer ritt er mit einem prächtigen Gefolge nach Worms, wo Chriemhilde mit ihren Brüdern, den burgundischen Königen Gunther, Gernot und Giselher Hof hielt. Seine Sehnsucht, die schöne Maid zu sehen, wurde aber erst nach Jahresfrist und nachdem er ihren Brüdern den Sieg über den sächsischen König Lüdeger errungen hatte, befriedigt. Ihr Besitz wird ihm nur unter der Bedingung zugesichert, daß er König Gunther zum Besitze der Brunhilde verhilft. Brunhilde ist eine Königin auf Isenland, fern über See, eben so schön als stark; jeden Freier, der sie nicht in drei Wettkämpfen besiegt, tödtet sie. Gunther zieht nun mit Siegfried, der sich für seinen Dienstmann ausgibt und mit den Helden Dankwart und Hagene, zwei Brüdern, nach Isenland, wo ihm Siegfried, in seine Tarnkappe gehüllt, den Sieg über Brunhilde verschafft. Alle ziehen nach Worms zurück, wo eine doppelte Hochzeit, Gunther's und Brunhilde's, und Siegfried's und Chriemhilde's gefeiert wird. Brunhilde, entrüstet, daß die Königstochter Chriemhilde dem vermeintlichen Dienstmanne Siegfried zur Gemahlin gegeben wird, forscht bei ihrem Gemahle nach der Ursache; da dieser ausweichend antwortet, verweigert sie ihm ihren Besitz, bindet ihm, als er sie in der Hochzeitsnacht dazu zwingen will, Hände und Füße und hängt ihn an einem Nagel an der Wand auf, wo er bis zum lichten Morgen hängen muß. Siegfried, welchem er seine Noth klagt, schleicht sich am zweiten Abend in das

Brautgemach, besteht, in sein Zaubergewand gehüllt, einen schweren Kampf mit Brunhilde, die endlich überwunden sich dem unterdessen heimlich herbeigekommenen Gunther hingibt. Siegfried nimmt ihr, ehe er weggeht, unvermerkt Ring und Gürtel und schenkt sie seiner Gemahlin, mit welcher er freudig nach den Niederlanden, wo ihm sein Vater die Herrschaft überläßt, heimzieht. Nach zehnjährigem peinigenden Nachsinnen über das wahre Verhältniß Siegfried's zu Gunther beredet Brunhilde, um sich Überzeugung zu verschaffen, ihren Mann, Siegfried und Chriemhilde nach Worms einzuladen. Diese treffen auch aus der Nibelungenburg zu Norwegen, wo sie sich aufhalten, ein und bald gerathen die beiden Frauen über ihren Vorrang in so heftigen Streit, daß Chriemhilde Siegfried's Thaten, wodurch Brunhilde bezwungen wurde, dieser unvorsichtig verräth. Die Ehre der Familie ist verletzt; Gunther, Gernot, Ortwin von Metz und besonders der Dienstmann Hagene, welchem das Leid seiner Königin sehr zu Herzen geht, verschwören sich gegen Siegfried. Hagene entlockt Chriemhilden listig das Geheimniß, wo ihr Gemahl verletzbar (nicht hörnern) ist und ermordet diesen auf einer Jagd zwischen dem Rheine und dem Odenwalde. Nach vierjähriger Trauer versöhnt sich Chriemhilde mit ihren Brüdern und läßt sogar Siegfried's unermeßlich reiche Morgengabe, den Nibelungenhort, aus dem Nibelungenlande nach Worms bringen. Als sie aber in ihrer Freigebigkeit allzu verschwenderisch mit dem Schatze umgeht, versenkt ihn Hagene, der ungern sieht, daß sie sich dadurch viele Freunde erwirbt, mit alleinigem Wissen seines Herrn in den Rhein. Um dieselbe Zeit wirbt der mächtige Hunnenkönig Etzel (Attila), dessen Gemahlin gestorben ist, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechelare um Chriemhilde's Hand. Die Aussicht auf Rache, die sie sich durch Rüdiger zuschwören läßt, bewog sie zur Einwilligung und sie zieht wohlgemuth nach Etzelnburg, der Hauptstadt des hunnischen Landes. Nachdem das „langräche" Weib hier sieben Jahre hochgeehrt gelebt hat, läßt sie durch ihren Gemahl ihre Brüder und Hagene zu sich einladen; diese ziehen auch nach langem Widerstreben und obschon ihnen ihr Untergang vorausgesagt wird, nach Hunnenland, wo sie von Dieterich von Bern, der sie nochmals warnt, empfangen und an Etzel's Hof geführt werden. In dem Speisesaale werden die Burgunden, oder Nibelungen wie sie, seitdem der Nibelungenhort in ihr Land gebracht worden war, gleich oft genannt werden, auf Chriemhilde's Antrieb von unzählbaren Schaaren der Hunnen angegriffen und nach langem, tapferem Kampfe, in welchem auch Rüdiger mit seinen Bechelaren erliegt, erschlagen; nur Gunther und Hagene bleiben übrig. Diese greift Dieterich von Bern, durch den Tod seines geliebten Heergesellen Rüdiger erbittert, an, besiegt sie und übergibt sie Chriemhilden. Diese fordert von Hagene den Schatz der Nibelungen; so lange sein Herr lebe, erwiedert Hagene, werde er dieß nicht verrathen. Darauf läßt Chriemhilde ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und trägt es selbst zu Hagene, der aber jetzt noch weniger sein Geheimniß verräth, worauf ihn Chriemhilde ergrimmt mit Siegfried's Schwert ermordet. Sie selbst wird von dem alten ehrlichen Hildebrand, Dieterich's Gefährten, erschlagen.

„Ine chan iv niht bescheiden, waz sider do geschach,
Wan ritter vnd vrowen weinen man da sach,
Dar zv di edeln knehte ir lieben frivnde tot.
Da hat daz mære ein ende, diz ist der Nibelvnge not."

So endet das N. Etzel und Dieterich heben jetzt die Klage um die Gefallenen an. Die metrische Form ist die vierzeilige Stanze, die Zeilen reimen paarweise und jede hat in der Mitte einen Einschnitt, der sich manchmal mit dem Einschnitte des folgenden Verses reimt; die Klage ist in kurzen Reimpaaren gedichtet. Das N. zeichnet sich vor den übrigen Ritterepopöen des Mittelalters hauptsächlich dadurch

aus, daß dem Ganzen ein bestimmter Gedanke zu Grunde liegt, der sich sogleich beim Beginne des Gedichts ankündigt und am Ende in voller Klarheit hervortritt. Wie durch beleidigten Stolz eines Weibes der tapferste, edelste Ritter fällt, wie die Liebe desselben Weibes zur Rachsucht wird, die nicht ruht, bis sie dem Andenken des ermordeten Gatten die Unschuldigen mit dem Schuldigen fürchterlich geopfert hat — dieser Gedanke ist das Princip der Einheit des Gedichts, welches mit Genie und großem Kunstverstande ausgeführt ist und nicht selten an Homer's Ilias erinnert. Es zerfällt in zwei Theile; der erste schließt mit Etzel's Brautwerbung und erzählt Siegfried's Schicksal, der zweite enthält Chriemhilde's Rache. Die Darstellung ist naiv und anspruchslos und doch edel in den gelungenen Partien; das Ganze ist kräftig gehalten, die Zeichnung der Charaktere ist bestimmt und natürlich und so Vieles auch an dem Gedichte mit Recht getadelt werden mag, so wird es doch stets den unbefangenen Leser zur Bewunderung hinreißen. Den Namen des Dichters zu erforschen hat man sich vergebens bemüht. Einige haben Heinrich von Ofterdingen, Andere Klinsor ohne hinreichenden Grund dafür gehalten. Die Ansicht Lachmann's, als sei das N. ein aus alten, romanzenartigen Liedern durch mehrmalige Überarbeitungen entstandenes Ganzes, erinnert zu sehr an Wolf's Ansicht über Homer und bedarf einer nähern Begründung. Unter den zahlreichen Ausgaben des Nibelungenliedes nennen wir die von F. H. von der Hagen (Berlin 1810. 8. N. A. Breslau 1820. 8.), von A. Zeune (Berlin 1815. 12.) und von K. Lachmann (Berlin 1826. 4.) als die besten. Übersetzungen ins Neudeutsche versuchten J. von Hinsburg (München 1812. 8.), A. Zeune (Berlin 1814. 8.), J. G. Büsching (Leipzig 1815. 8.) und K. Simrock (Berlin 1827. 12.). Wer den Geist der alten Dichtung richtig erfassen und sich an ihrer eigenthümlichen Färbung erfreuen will, muß sich an das Original halten. Vergl. G. P. D. Giesecke „Über der Nibelungen Liet" (Hamburg 1795. 4.); F. J. Mone's „Einleitung in das Nibelungenlied" (Heidelberg 1818. 8.); C. W. Göttling „Über das Geschichtliche im Nibelungenliede" (Rudolstadt 1814. 8.); Desselben „Nibelungen und Gibellinen" (Rudolstadt 1816. 8.); F. H. von der Hagen's „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer" (Breslau 1819. 8.) und K. Lachmann „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Not" (Berlin 1816. 8.). 67.

Nicäa, s. Bithynien und Kirchenversammlung.

Nicephorus, der Name von drei byzantinischen Kaisern. 1) N. I. mit dem Beinamen Logotheta, war unter Leo IV. von Byzanz und dessen Gemahlin Irene Schatzmeister. Als Letztere ihren Plan, sich mit Karl dem Großen zu verehelichen und eine Wiedervereinigung des morgen- und abendländischen Reichs zu bewerkstelligen, bekannt machte, so wurde N. vom Volke, um dieses Vorhaben der Kaiserin zu vereiteln, zum Kaiser ausgerufen. Die wenigen Jahre seiner Regierung vergingen unter fortwährenden Kriegen mit den Arabern, deren Chalifen Harun al Raschid er tributpflichtig wurde, und den Bulgaren, von welchen er 811 zur Nachtzeit im Lager überfallen und getödtet wurde. 2) N. II. oder Phokas, seit 963 Kaiser, ein trefflicher Feldherr, vertrieb die Saracenen aus Syrien, Cilicien und von der Insel Cypern und machte sich durch seine Macht allen Grenzvölkern furchtbar. Bei einem Aufstande, den das Volk wegen seiner Habsucht und Treulosigkeit (die er auch an Otto I. von Deutschland bewies, als er die Abgesandten desselben gefangen nehmen ließ, welche nach Calabrien abgegangen waren, um des N. Tochter Theophania als Vermählte des Prinzen Otto II. zu empfangen) erregte, wurde er 969 ermordet. 3) N. III., Botoniates zubenannt, gelangte 1078 durch den Beistand der Saracenen auf den Thron, mußte aber schon denselben 1081 an seinen Feldherrn Alexius Komnenus abtreten. 77.

Niceron (spr. Niſerong) (Jean Pierre), ein ausgezeichneter Literator, ward den 11. März 1685 zu Paris geboren, ging aus Liebe zu den Wiſſenſchaften 1703 in das Barnabitenkloſter daſelbſt, ward bald darauf Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und ſpäter der Philoſophie und 1708 zum Prieſter geweiht. Da er aber ſah, daß die Kanzel nicht ſein Wirkungskreis war, beſchäftigte er ſich ſeit 1716 einzig mit Literaturgeſchichte, wozu ihm ſeine große Sprachkenntniß, die reiche pariſer Bibliothek und mehrere von 1712—1716 gemachte Reiſen, ſo wie ſein beharrlicher Fleiß und großer Scharfſinn vorzüglich geeignet machten. So entſtand ſein berühmtes Werk: „Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres“ (Paris 1729—45. 43 Voll., Deutſch zum größern Theile. Halle 1746—77. 24 Bde.), welches durch ſeine Gründlichkeit, Genauigkeit, Unparteilichkeit und Vollſtändigkeit für den Literator einen unſchätzbaren Schatz enthält. 16.

Nicholſon (ſpr. Nitſchĕls'n) (William), ein geſchätzter engliſcher Naturforſcher und Chemiker, 1753 zu London geboren, hatte ſchon in ſeinem 16. Jahre ſeine Studien vollendet und machte im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie bis zum Jahre 1773 drei Reiſen nach deren Beſitzungen. Bald nach ſeiner Heimkehr gab er die Kaufmannſchaft auf und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften. Eine Schule, welche er 1775 in London eröffnete, hatte den günſtigſten Erfolg, eben ſo wurden ſeine Kenntniſſe in der Mechanik mehrfach in Anſpruch genommen. So machte er den Plan zu den hydrauliſchen Arbeiten in Weſt-Middleſex und zu den Maſchinen, welche Portsmouth, Gosport und Southwark mit Waſſer verſahen. Seine Erfindungen und Verbeſſerungen phyſikaliſcher Inſtrumente ſind den Kennern wohl bekannt und verſchafften ihm große Achtung, trugen ihm aber ſo wenig ein, daß er noch in ſeinem Alter in den Schuldenthurm wandern mußte, aus welchem ihn der Ertrag der von ihm herausgegebenen „British Cyclopedia“ (London 1809. 6 Voll. 8.) wieder befreite. Er ſtarb am 12. Juni 1815 zu London. Die bedeutendſten ſeiner Werke ſind: „Journal of natural philosophy, chimistry and the arts“ (Lond. 1797—1800. 5 Voll. 4.); „Introduction to natural philosophy“ (1787. N. A. London 1805. 2 Voll. 8., Deutſch von A. F. Lüdeke, Leipzig 1787—93. 3 Bde. 8.); „Dictionary of chemistry“ (London 1795. 2 Voll. 4.); „Dictionary of chemistry with its application to the arts and manufactures“ (London 1808. 8.) und „First principles of chemistry“ (London 1789. 8, Deutſch von C. H. Spohn, Riga 1791. 8.). 66.

Nichtigkeitsklage und **Nullität** ſteht wie Urſache und Wirkung in gegenſeitigem Verhältniſſe. Unter Nullität, Nichtigkeit, verſteht man jede gleich anfangs vorhandene, nicht erſt durch eine nachher entſtandene Urſache herbeigeführte Ungiltigkeit eines Rechtsgeſchäfts, mag dieſelbe Folge eines Mangels weſentlicher Erforderniſſe deſſelben in Form und Inhalt, oder dieſe Wirkung der Nichtigkeit geſetzlich vorgeſchrieben, oder eine Strafe darauf geſetzt ſein oder nicht. Man unterſcheidet die abſolute und relative Nichtigkeit; auf jene kann ſich jeder beim Geſchäfte rechtlich Intereſſirte, auf dieſe nur eine beſtimmte Perſon beziehen. Übrigens kann nach dem Grundſatze: „utile per inutile non vitiatur,“ die Ungiltigkeit eines Theils oder Abſchnittes das Übrige des Rechtsgeſchäftes nicht aufheben, ſofern dieſes Übrige nur getrennt beſteht und giltig iſt. Beſondere Fälle der Nichtigkeits- (Nullitäts-) klage (querela nullitatis) ſind unter andern, wenn der Erblaſſer gegen die in Novella 115 angegebene Vorſchrift den Erbberechtigten enterbt hat und der hierdurch Verletzte auf Nichtigkeitserklärung des Teſtaments mit Erfolg klagen kann und wenn auf den Fall, daß die vom Gericht ertheilte Entſcheidung, Verurtheilung, Reſolution und das Verfahren zum Nachtheile des Antragenden aus einem weſentlichen Fehler ungiltig

ist, diese für nichtig erklärt, aufgehoben und als nicht gegeben, ertheilt und abgehalten von dem erkennenden höhern Richter rescindirt wird. Die näheren Erfordernisse zu einer solchen Nullitätsquerel lehren die in den einzelnen Landen gangbaren Rechtsbücher, besonders in Sachsen Curtius „Handbuch des in Sachsen geltenden Civilrechts" Bd. II. S. 959 (wo besonders auf das Röm. Recht Bezug genommen ist) und Bieneri „Systema processus" (§. 206 u. folg.). 64.

Nichts, griech. οὐδέν, τὸ μὴ ὄν; lat. nihil, nihilum; franz. rien, néant; engl. nothing, ist eigentlich ganz gleichbedeutend mit Negation (s. d. Art.), das Gegentheil des Seins, das Nichtsein, also ebenfalls ein bloßer Verhältnißbegriff, der erst unter Voraussetzung eines positiven Begriffs Anwendung findet. Weil man indeß bei der Negation mehr an das Gedachtwerden, beim N. mehr an das reelle Sein der Dinge denkt, kommt es wohl, daß man letzteres selbst für ein Ding nimmt, sich von ihm als von einem Selbstständigen eine Vorstellung macht; so z. B. bei der Schöpfung aus dem N., wo man leicht sich unter dem N. eine Öde oder auch wohl ein förmliches Chaos vorstellt. Wie die Negation ist auch das N. entweder das Gegentheil eines einzelnen Dinges — relatives N., was also immer noch ein Positives ist, nur mit dem Mangel gerade dieser Position, daher auch privatives N. oder die Verneinung aller Dinge und aller Sinne, absolutes N. — Die älteste naturphilsophische Schule hatte den Grundsatz: aus N. wird N. und zu N. wird N., weil sie es unbegreiflich fand, wie Etwas aus seinem Gegentheile, dem N., entstehe, oder in N. sich auflösen könnte. Sie ließ darum ein Sein aus dem andern entstehen, half sich also mit dem relativen N. Allein man wies ihr sehr richtig nach, daß das Werden aus dem relativen N. eben so unerklärlich sei, als das aus dem absoten, weil das einzelne Ding doch aus seinem Gegentheile entstehe. Wegen dieser Nothwendigkeit, alles Sein aus seinem Entgegengesetzten, dem N., entstehen zu lassen, machten andere Philosophen geradezu das N. zum Principe alles Seins, z. B. Hegel und die religiösen Vorstellungen der Buddhisten. Dasselbe ist es mit der in dem mosaisch-christlichen Glauben behaupteten Schöpfung aus dem N., die man auch zu erklären und zu deuten versucht hat, indem man statt des absoluten ein relatives N., etwa eine formlose Materie, ähnlich der Platonischen, die hier auch ein μὴ ὄν genannt wird, unterschob. — Es drängt sich nämlich hier stets die obenerwähnte Vorstellung ein, als sei das N. etwas wirklich Bestehendes, als gebe es einen Zustand, worin N. sei, und dann einen, worin Etwas sei, und dieß findet man natürlich unbegreiflich. Allein in der Erfahrung gibt es weder ein absolutes N. noch ein absolutes Sein, sondern blos ein relatives Sein, welches, eben weil es durch ein anderes bedingt ist, zugleich als relatives N. erscheint. Eine bloße Operation unseres Bewußtseins also ist es, welche Etwas bald als ein selbstständiges, positives Sein bestehen läßt, bald als ein bloßes Product unendlicher Relationen, also als an sich N., betrachtet. In dieser zweiten Beziehung sieht die Philosophie besonders die Dinge an, sofern sie Erkenntnißobjecte sind, denn so sind sie das Gegentheil des blos Vorgestellten, also für unser Vorstellen N. In diesem Betrachte ist denn auch die Philosophie, als Idealismus, Nihilismus, aber nicht absoluter, sondern blos relativer. — 80.

Nickel, 1751 von Kronstädt in Kupfernickel nachgewiesen, ist ein festes, graulich silberweißes, sehr geschmeidiges und schwerflüssiges Metall, wird in der Luft und dem Wasser nicht zerstört und oxydirt sich lebhaft bei der Rothglühhitze. Sein specifisches Gewicht ist 8,379, gehämmert 8,666. Man findet es gediegen in Oktaëdern und haarförmigen Krystallen von messinggelben Farben, aber sehr selten, bei Siegen in Westpreußen und bei Joachimsthal; nach Anderen soll dieses Metall jedoch in 100 mit 35,2 Theilen Schwefel vererzt sein. Es ist in der Nickelschwärze, im Kupfernickel, welches kein Kupfer enthält, aber kupferrothe

Farbe besitzt und zwar 39,94 Th. N. mit 48,8 Th. Arsenik, 0,16 Th. Kobalt, 8,0 Th. Spießglanz, 2,0 Th. Schwefel; im Nickelglanze 24,42 Th. N., 45,9 Th. Arsenik, 10,46 Th. Eisen, 12,36 Th. Schwefel; im Nickelantimonglanze 25,25 Th. N., 47,75 Th. Antimon, 11,75 Th. Arsenik, 15,25 Th. Schwefel; im Nickelocher 36,2 Th. Nickeloxyd, 36,8 Th. Arsenikſäure, 0,25 Th. Kobaltoxydul, 25,5 Th. Waſſer. Im Meteoreiſen ſind immer einige Theile, 1,5 bis 8,59 in 100 von N. enthalten. Das N. wird nicht benutzt. 76.

Nicolai (Chriſtoph Friedrich), ein betriebſamer Buchhändler und rüſtiger, aber ſeichter Schriftſteller, der nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die deutſche Literatur blieb, am 18. März 1733 zu Berlin, wo ſein Vater eine einträgliche Buchhandlung beſaß, geboren, mußte, nachdem er zu Berlin und Halle die gewöhnliche Schulbildung genoſſen hatte, zu Frankfurt an der Oder den Buchhandel erlernen und dann in das Geſchäft ſeines Vaters eintreten (1752). Die wenigen Stunden, welche ihm die ihm langweilige Berufsarbeit übrig ließ, verwendete er zur Erlernung der griechiſchen, lateiniſchen und engliſchen Sprache und zum Studium der Mathematik, Philoſophie, Geſchichte und Literatur. Beſondern Fleiß widmete er den ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt und der deutſchen Poeſie. Als der Streit Gottſched's und Bodmer's allgemeines Aufſehen erregte, erklärte ſich N. in ſeinen „Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften" (Berlin 1755. 8.) gegen Beide, vermochte aber nichts Beſſeres zu zeigen oder zu geben. Doch verſchaffte ihm dieſe Schrift die Freundſchaft Leſſing's und Mendelsſohn's, mit welchen er ſich zur Herausgabe der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" (Leipzig 1757—60. 4 Bde. 8) und der „Briefe, die neueſte Literatur betreffend" (Berl. 1761—66. 24 Thle. 8.) verband. Treffliches wurde darin von Leſſing, Leidliches von anderen Mitarbeitern geleiſtet; was er ſelbſt gab, zeigte ſchon damals von unphiloſophiſchem und unpoetiſchem Geiſte. Die Buchhandlung, welche er 1757 aufgegeben hatte, mußte er nach dem Tode ſeines ältern Bruders (1758) wider ſeinen Willen von Neuem übernehmen. Jetzt führte er einen längſt gehegten Plan aus, die Gründung der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek," welche er von 1765 bis 1792 (107 Bde.) und von 1800—1805 (62 Bde.) ſelbſt redigirte und die einen bedeutenden Einfluß auf die deutſche Literatur übte. Er geberdete ſich dabei nicht anders, als habe er die geſammte geiſtige Cultur Deutſchlands unter ſeine Oberaufſicht bekommen und als ſei er dazu berufen, ſeine Zeitgenoſſen auf einer von ihm vorgeſchriebenen Bahn zu leiten und Jeden, der davon abirrte, ſtreng zu beſtrafen. Freilich ließen ſich Viele das Gängelband nicht anlegen; die lutheriſchen Orthodoxen, welche arg mißhandelt wurden, griffen zuerſt zu den Waffen, wurden aber dafür in dem ſatyriſchen Romane „Leben und Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker" (Berlin 1773—76. 3 Thle. 8.), welchen man ſogar vieler Nachahmungen und Wiederlegungen würdigte, noch derber gezüchtigt. Unheilvoller wurde für ihn ſein Ankämpfen gegen Göthe, deſſen Genialität er nicht zu faſſen vermochte und den er mit dem Romane „Freuden des jungen Werther's; Leiden und Freude Werther's des Mannes" (Berlin 1775. 8.) gänzlich niederzuſchlagen gedachte. Göthe ſchwieg und ließ das Publicum urtheilen, welches bald die Lächerlichkeit N.'s einſah und ſeinen Roman nicht las. Noch einſeitiger erſchien der proſaiſche Mann, als er gegen die durch Bürger angeregte Vorliebe für die Volkslieder den „Feynen kleynen Almanach Vol ſchönerr echterr ljblichterr Volcksljder" (Berlin 1777—78. 2 Bde. 12.) vom Stapel laufen ließ, um damit „den ſeynwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben." Er ſpielte ſich aber dadurch ſelbſt den ärgſten Streich; denn die in dem Almanach befindlichen ſeltenen und trefflichen Volkslieder wurden von den Freunden wahrer Poeſie mit Dank und Freude aufgenommen. Um ſich von dem Zu-

ſtande ſeines, wie es ihm ſchien, immer mehr der Zurechtweiſung bedürftigen Vaterlandes zu überzeugen, machte er 1781 eine Art Inſpectionsreiſe durch Deutſchland und die Schweitz. In der Beſchreibung dieſer Reiſe (Berlin 1783—96. 12 Bde. 8.) trieb er ſeinen Übermuth auf die höchſte Stufe; die verdienſtvollſten Männer, wie Schiller, wurden ohne Scheu angegriffen; die religiöſen Inſtitute Süddeutſchlands auf die verkehrteſte Weiſe getadelt und Alles, was nicht ſeinen Anſichten entſprach, unbarmherzig gehudelt. Seine Verblendung ging am Ende ſo weit, daß er nach ſeiner Heimkehr Kant und deſſen Philoſophie, zu deren Verſtändniß ihn ſeine Beſchränktheit unmöglich gelangen ließ, in ſeiner „Geſchichte eines dicken Mannes" (Berlin 1794. 2 Thle. 8.) und in dem Romane „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutſchen Philoſophen" (Berlin 1798. 8.) angriff und dadurch das ganze Moralſyſtem mit Inbegriff der Perfectibilitätslehre gänzlich zertrümmern zu können wähnte. Dieſe unvollſtändigen Anfeindungen ſowohl, als der Streit, in welchen er um dieſe Zeit mit Fichte und Schelling und mit der romantiſchen Schule und ihren Repräſentanten, Schlegel, Tieck und Novalis, gerieth, gaben ſeinem ohnehin nur noch geringen Einfluſſe auf die Literatur völlig den Todesſtoß. Er mußte es am Ende ſeiner Tage erleben, daß man faſt nur ſpottend von ihm ſprach. Als Menſch und Bürger war er dagegen höchſt achtungswerth und erfreute ſich in dieſer Beziehung bis zu ſeinem Tode (8. Jan. 1811) der allgemeinſten Achtung. Nichts ſchmerzte ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens mehr als das Unglück ſeines Vaterlandes. Außer den ſchon erwähnten Schriften nennen wir noch: „Beſchreibung der königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam" (N. A. Berlin 1786. 3 Bde. 8.); „Verſuche über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden" (Berlin 1782. 2 Thle. 8.); „Einige Bemerkungen über den Urſprung und die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freimaurer" (Berlin 1806. 8.); „Anekdoten vom König Friedrich II. von Preußen" (Berl. 1788—92. 6 Hefte. 8.); „Ehrengedächtniß Th. Abbt's" (Berl. 1767. 4.); „Leben J. Möſer's" (Berlin 1797. 8.); „Gedächtnißſchrift auf J. J. Engel" (Berlin 1806. 8.) und „Gedächtnißſchrift auf W. A. Teller" (Berl. 1807. 8.). In allen dieſen Werken erſcheint N. wenigſtens als fleißiger Sammler. Vergl. ſeine Selbſtbiographie in Lowe's „Bildniſſen jetzt lebender Berliner Gelehrten" (Bd. III.); J. G. Fichte's „F. Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen" (Tübingen 1801. 8.) und „F. Nicolai's Leben und literariſcher Nachlaß, herausgegeben von L. F. G. von Göckingk" (Berlin 1820. 8.). 67.

Nicolai (Karl), ein nicht talentloſer deutſcher Romanſchriftſteller, am 24. Juni 1779 zu Alsleben geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Vorbereitungsſtudien auf dem Pädagogium zu Magdeburg beendigt hatte, auf der Univerſität Halle der Jurisprudenz und lebte hierauf als Advocat zu Magdeburg, wo er ſpäter Criminalrath wurde. Durch Unglück herabgekommen ging er nach Blankenburg; als er ſich aber auch da durch ſeine juriſtiſche Praxis nicht aufzuhelfen vermochte, ließ er ſich 1813 zu Halberſtadt nieder, wo ſein Einkommen auf ſchriftſtelleriſchen Erwerb beſchränkt war und wo er am 30. Nov. 1819 ſtarb. N. konnte bei trefflichen Anlagen nichts Vorzügliches leiſten, weil er ſtets um Brod zu ſchreiben gezwungen war. Seine Romane (wie „Franz von Werden," „Maria und Jerome," „Joachim's Abenteuer," „Die Familie von Sternfels," „Robert von der Oſten" u. v. a.), ſo wie ſeine Erzählungen („Sonntagsnovellen" u. ſ. w.) ſind freilich keine Meiſterwerke, laſſen ſich aber doch noch immer ohne Langeweile leſen. Beſſer ſind ſeine didaktiſchen Schriften „Über Selbſtkunde, Selbſtkenntniß und den Umgang mit Menſchen" (N. A. Quedlinburg 1818. 2 Thle. 8.); „Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geſchlechts" (Quedlinb. 1816. 2 Thle. 8.) und „Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtun-

gen" (Magdeburg 1818. 2 Thle. 8.); vorzügliche Beachtung verdient aber seine „Theorie des Romans" Quedlinb. 1818. 2 Thle. 8.), worin er sich als scharfsinnigen Ästhetiker bewährt. 67.

Nicolay (Ludwig Heinrich, Freiherr von), ein mittelmäßiger deutscher Dichter, am 29. Dec. 1737 zu Straßburg geboren, machte seine Studien in seiner Vaterstadt, ward daselbst französischer Gesandtschaftssecretair und später Professor der Logik an der dortigen Universität. Sein Glück begründete er aber erst in Rußland. Als Lehrer des Großfürsten Paul nach Petersburg berufen (1769) ward er 1770 dessen Cabinetssecretair und Bibliothekar, 1796 Staatsrath, 1797 Ritter des Annenordens, 1798 Director der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und 1801 geheimer Rath. Nach dem Tode des Kaisers Paul legte er seine Stellen nieder und zog sich auf sein Landgut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück, wo er am 18. Nov. 1820 starb. N. hat sich fast in allen Fächern der Dichtkunst, im romantischen Rittergedichte, in der Erzählung, Elegie, Fabel, Epistel und bis zum Epigramme herab versucht, ohne in irgend einem etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Man kann ihm höchstens eine leichte, natürliche Sprache und fließende Versification nachrühmen und aus seinen „Vermischten Gedichten und prosaischen Schriften" (Berlin 1792—1810. 8 Bde. 8.), so wie aus seinen „Theatralischen Werken" (Königsb. 1811. 2 Thle. 8.) ersehen, daß ihm Wieland stets als höchstes Muster vorschwebte und daß er diesem mannichmal nicht ohne Glück, meist aber ohne originellen Geist und ohne alle Phantasie nachtritt. Am leidlichsten sind noch seine komischen Erzählungen und Fabeln gelungen. Seine Berühmtheit war eigentlich eine von den Recensenten, die dem hochstehenden Manne gern etwas Schmeichelhaftes sagen mochten, künstlich gemachte und deßwegen schnell vorübergehende, wie wir denn mit Bestimmtheit behaupten zu können glauben, daß seine Werke jetzt nur von Wenigen gekannt und noch weniger gelesen werden. Vergl. P. von Gerschau „Aus dem Leben des Freiherrn H. Ludw. von Nicolay" (Hamb. 1834. 8.). 67.

Nicolo, s. Isouard.

Nicot, s. Tabak.

Niebuhr (Karsten), ein berühmter Reisender des vorigen Jahrhunderts, am 17. März 1733 zu Lüdingsworth im hanöverischen Gebiete geboren, verlor seine Eltern, ehrliche Bauersleute, sehr früh und wurde von seinen eigensinnigen Vormündern an der Ausbildung seines Talents gehindert; nur durch Zufall kam er in den Besitz einiger mathematischen Kenntnisse. Als er nach seiner Mündigwerdung (1753) sein geringes Erbtheil in die Hände bekam, ging er nach Hamburg und holte auf dem dortigen Gymnasium das Versäumte wieder ein. Nach Beendigung der nöthigen Vorstudien bezog er 1757, um sich in den mathematischen Wissenschaften weiter auszubilden, die Universität Göttingen, sah sich aber durch die völlige Erschöpfung seines Vermögens genöthigt, in das hanöverische Ingenieurcorps zu treten. Als die dänische Regierung im Jahre 1758 auf des Orientalisten Michaelis Antrag eine Gesellschaft Gelehrter zur näheren Erforschung des Landes nach Arabien schickte, wurde N. der Antrag gemacht, als Mathematiker die Reise mitzumachen. Er war sogleich bereit. Die Expedition, welche nebst ihm aus dem Orientalisten von Haven, dem Naturforscher Forskål, dem Maler Baurenfeind und dem Arzte Cramer bestand, ging am 7. Januar 1761 von Kopenhagen ab und reiste über Constantinopel und Kahira nach Arabien. Von Haven starb zu Mokka und Forskål zu Dscherim (1763); die Übrigen besuchten Jemen und schifften sich dann nach der Küste Malabar ein. Auf dem Wege starb Baurenfeind und bei der Landung zu Bombay auch Cramer. Weit entfernt sich durch diese Unfälle entmuthigen zu lassen, setzte N. allein die Reise fort, sah Elephanta, Surate, Maskat, Buschir, Schiras, Persepolis,

Bassora, Bagdad und Aleppo, ging über Cypern, Jerusalem, Damaskus und Kleinasien nach Constantinopel zurück und kam am Ende des Jahres 1767 nach Kopenhagen zurück, wo er mit großer Auszeichnung aufgenommen ward. Zuerst gab er seine „Beschreibung von Arabien" (Kopenh. 1772. 4.), die noch immer zu den wichtigsten Quellen dieses Landes gehört, die aber nicht mit dem verdienten Beifalle aufgenommen wurde, und seine „Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern" (Kopenhagen 1774—78. 2 Bde. 4. 3. Bd. 1836. 4.), welche sich durch Gründlichkeit, Wahrheit und Reichthum des Inhalts auszeichnet, heraus und besorgte dann seines Reisegefährten P. Forskål (s. d. Art.) naturhistorische Werke zum Drucke. Des dänischen Militairdienstes und des Aufenthalts in Kopenhagen müde nahm er 1778 eine Administratorstelle zu Meldorf in Ditmarschen an, wodurch er von seinen orientalischen Studien fast gänzlich abgezogen und zum Betriebe der Landwirthschaft hingeführt wurde. Nur noch zwei Abhandlungen: „Über das Innere von Afrika" und „Über den politischen und militairischen Zustand des türkischen Reichs" (beide im „Deutschen Museum", 1789 und 1790) machte er später bekannt. Das französische Institut nahm ihn 1802 zum Mitgliede auf und auch bei seinem Könige fanden seine Verdienste durch die Ernennung zum Etatsrathe und durch die Ertheilung des Danebrogordens Anerkennung. Er starb am 30. Apr. 1815. (Vergl. seines Sohnes B. G. Niebuhr, „Karsten Niebuhr's Leben", Kiel 1817. 8.). 66.

Niebuhr (Barthold Georg), ausgezeichnet als Archäolog, Philolog und Geschichtforscher, der Sohn Karsten Niebuhr's, wurde im Jahre 1777 zu Meldorf in Holstein geboren. Als Director der Bank in Kopenhagen erwarb er sich gründliche Kenntnisse im Finanzwesen und leistete dem preußischen Staate in Geldgeschäften wichtige Dienste. Im Jahre 1816 wurde er zum preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe ernannt und beschäftigte sich während seines Aufenthaltes in Rom zugleich mit archäologischen und wissenschaftlichen Untersuchungen. Nach seiner Rückkehr von dort lebte er kurze Zeit in Berlin und ging dann an die Universität nach Bonn, wo er am 2. Jan. 1831 starb. Außer einzelnen archäologischen und geschichtlichen Aufsätzen im „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 2.) und in den „Deutschen Blättern" verfaßte er die Flugschriften: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" (Berlin 1814) und „Über geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation" (Berl. 1815). Vor Allem aber beurkundete seine „Römische Geschichte" (Berl. 1811—1832. 3 Bde. 2. Aufl. 1827. Bd. 1 und 2. 4. Aufl. 1834. Bd. 1.) tiefe Forschung, genialen Blick und kräftige Darstellung. Während seines Aufenthaltes in Rom entdeckte er 2 noch ungedruckte Bruchstücke des Cicero und gab sie unter dem Titel: „M. Tull. Ciceronis orationes pro Fontejo et pro C. Rubirio fragmenta" heraus; auch veranstaltete er eine Ausgabe des von Majo entdeckten Werkes: „M. Frontonis reliquiae" (Berlin 1816). In demselben Jahre erschien zu Kiel: „Karsten Niebuhr's Leben" und darauf „T. Senecae fragmenta" (Rom 1820). Zu „F. G. Gau's neuentdeckten Denkmälern von Nubien" (Tübingen 1821. Fol.) lieferte er den Text. In der Bibliothek zu St. Gallen entdeckte er unter den codicibus rescriptis das Fragment des römischen Dichters, Redners und Feldherrn Marobaudes, welches er unter dem Titel: „Reliquiae" (St. Gallen 1823) herausgab. Auch besorgte er seit dem Jahre 1828 eine neue Ausgabe der „Scriptores historiae Byzantinae" und eine Sammlung seiner „Kleinen historischen und philologischen Schriften" (Bonn 1828). Im Leben zeigte er sich eben so wahr und treu, als kraftvoll und geistreich in seinen Schriften. Er besaß eine Geschichts- und Sprachkenntniß von seltenem Umfange; nur ist seine Schreibart oft hart und dunkel, welches aus seiner großen Vorliebe für die englische Sprache hervorging, die mit seinem Geiste gleichsam verwachsen war.

Auch besaß er die gründlichsten praktischen Vorkenntnisse der Staatskunde und der damit verbundenen Fächer. Unterstützt ward er dabei von einer höchst seltenen Stärke des Gedächtnisses. 81.

Niederländische Literatur. Die niederländische Literatur beginnt mit der Ausbildung der niederländischen Sprache zum schriftstellerischen Gebrauche im XIII. Jahrh. Obgleich nur in einzelnen Fächern der Wissenschaft Vorzügliches und in der Poesie mit wenigen Ausnahmen nur Erträgliches geleistet wurde, so sollten wir doch dem uns nahe verwandten Nachbarlande eine weit größere Aufmerksamkeit schenken, als ihm seither zu Theil geworden ist. Kann diese kurze Skizze sich auch nicht über alle wissenschaftliche und poetische Leistungen Hollands verbreiten, so soll sie doch in Hauptumrissen ein klares Bild dieser fast gänzlich vernachlässigten und nicht selten bespöttelten Literatur zu geben versuchen. Zur besseren Übersicht lassen wir den zu behandelnden Stoff in zwei Abtheilungen, von denen sich die erste mit der schönen Literatur, die andere mit den Wissenschaften beschäftigen wird und diese wieder in drei, durch wichtige Zeitereignisse bedingte Perioden zerfallen. I. Schöne Literatur. In der Poesie Hollands offenbart sich von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten eine didaktische Richtung. Glühende Vaterlandsliebe und rechtlicher Bürgersinn lassen uns besonders die Dichtwerke des XVII. Jahrh. lieb gewinnen und müssen uns für den freilich fast durchaus fühlbaren Mangel an Phantasie entschädigen. Erste Periode. Von dem XIII. Jahrh. bis gegen das Ende des XVI. Im XIII. Jahrh. gleichzeitig mit den deutschen Minnesängern und den französischen Troubadours erscheinen in den Niederlanden mit einigen Reimchroniken die ersten Spuren der Nationalliteratur. Die Liebe zu der Muttersprache wurde durch die wachsende Macht der Gemeinden, durch den mit unermüdlicher Anstrengung erworbenen Reichthum und den immer reger werdenden Freiheitssinn der Mittelclasse geweckt und genährt. Der Druck der hennegauischen Regierung und die unaufhörlichen blutigen Fehden seit dem Beginne der baierischen bis zur burgundischen Herrschaft vermochten den rasch fortschreitenden Geist des Volks nicht zurückzuhalten. Unter Philipp dem Guten (1433) und den Nachfolgern aus seinem Hause wurden zwar französische Sitte und Sprache am Hofe, bei der Verwaltung und bei den höheren Ständen eingeführt, aber doch der Nationalliteratur der Schutz der Herrscher nicht versagt. Gelehrte Gesellschaften, bekannt unter dem Namen der Kammern der Rhetorik (Rederijkkamers) bildeten sich allenthalben und besonders in Flandern und Brabant regte sich ein erfreulicher Sinn für vaterländische Sprache und Dichtkunst. War auch Karl V. kein gütiger Regent, so wurde er doch von seinen niederländischen Unterthanen, deren Handel durch sein Ansehen und seine Macht sehr gefördert wurde, geliebt; als aber sein despotischer Sohn, Philip II. (1555), die mit dem Volksleben innigst verwebten Institutionen des Landes in leichtsinniger Verblendung angriff und dem mit hoher Begeisterung ergriffenen Protestantismus mit Feuer und Schwert entgegentrat, erwachte der Nationalgeist besonders in den nördlichen Provinzen und ein grausamer Kampf begann, aus welchem das Volk siegreich hervorging. Die Zeit des Kampfes selbst wirkte zwar störend auf die Nationalliteratur, aber der tapfer errungene Friede hob sie auf die höchste Stufe, welche sie bis jetzt erreichen konnte. — Als die ältesten holländischen Dichter gelten J. van Maerlant (st. 1300) uud Melis Stoke (um 1305); ihre Reimchroniken sind wichtige Geschichtsquellen und Sprachdenkmäler, können aber nicht den geringsten Anspruch auf poetischen Werth machen. Von noch geringerer Bedeutung sind die gereimte „Geschichte des Herzogs Johann I. von Brabant" von J. van Helu und die „Astronomie" („Starrekunde") von Gerard van Lienhout. Die Ritterromane „Karl und Elegast", „Walewein", „Die Kinder von Limborch", „Fergut und Galiene",

„Florys und Blanseflоer" und „Seghelyn von Jerusalem" sind nur nicht sehr gelungene Nachbildungen französischer Originale. Der werthvollste poetische Überrest aus dem XIII. Jahrh. möchte wohl die unter dem Namen „Esopet" bekannte Sammlung äsopischer Fabeln sein. Unter den Dichtern des folgenden Jahrhunderts sind nur Claes Willem („Der Minnenloep"), Jan de Clerc's „Laienspiegel" („Lekenspieghel") und W. van Hildegaertsberch zu nennen. Ihre Werke sind sämmtlich didaktischen Inhalts. Ehe wir zur Nennung der späteren Dichter schreiten, müssen wir aber einige nöthige Bemerkungen über die sogenannten „Kammern der Rhetorik", welche mit den deutschen Meistersängerschulen große Ähnlichkeit haben, vorausschicken. Unter Rhetorik (kunst van rhetoryke) verstand man in Holland während des XIV. und XV. Jahrh. die Dichtkunst und die Dichter nannte man Rhetoriker (rhetorijkers, rederijkers). Die zunftmäßigen Vereinigungen der Dichter, welche sich an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten versammelten und sich nach und nach manche Privilegien zu erwerben wußten, bildeten die weniger auf die holländische Literatur als auf die politische und religiöse Gesinnung des Volks einflußreich gewordenen Kammern der Rhetorik, welche sich nach von ihnen selbst entworfenen Statuten constituirten und eigene Wappen führten. Die berühmteste war die Kammer zu Antwerpen (mit der Devise: „In liefde bloeijende"). Die Rhetoriker versuchten sich fast in allen Arten der Poesie, am liebsten aber in kleinen lyrischen Stücken („Liedekens", „Refereynen"); von ihren Verdiensten um das Theater wird weiter unten die Rede sein. Unter der spanischen Zwingherrschaft wurden die Kammern sehr gedrückt; ihr Ende fanden sie aber im Laufe des XVIII. Jahrh. durch eigensinniges Festhalten an alter Geschmacklosigkeit. — Den ziemlich ärmlichen Vorrath an Geisteserzeugnissen aus dieser Periode nach den Dichtungsarten ordnend nennen wir unter den Lyrikern die mit ihrer Zeit ungewöhnlicher Phantasie begabte Dichterin Anna Byns („Konstighe refereynen"), den trockenen, uncorrecten M. Casteleyn, den patriotischen, aber poesiearmen D. Volkertszoon Coornhert, Philipp von Marnix (welchem man das berühmte Volkslied „Wilhelmus van Nassouwen" gewöhnlich zuschreibt) und den flachen Karel van Mander. Die Mehrzahl aller dieser Poesien sind geistlichen Inhalts. — Das Epos blieb völlig unangebaut, man müßte denn die Übersetzungen Homer's von Coornhert und Mander und Virgil's von C. van Ghistele hieher rechnen wollen. Die sogenannten Balladen („Baladen van Doornycke") von M. Casteleyn sind nichts weiter als eine langweilige Geschichte dieser Stadt in Reimen. Die Fabeln von Eduard de Deene sind einem lateinischen Originale nachgebildet. — Didaktisch-moralisch-allegorische Gedichte bilden den Hauptbestandtheil der holländischen Literatur dieses Zeitraumes; ohne Geist und Phantasie predigen sie entweder eine gewöhnliche hausbackene Moral oder vertheidigen politische und religiöse Meinungen. Dirk's van Munster „Heilandsspiegel" („Kerstenspyeghel") und Gerard Roelant's „Jugendspiegel" („Spyeghel der jonghens") aus dem XV., J. B. Houwaert's „Liebeshandel" („Handel der Amoureusheid"), P. Heyn's „Weltspiegel" (Spieghel der Werelt"), Roemer Visscher's „Allegorische Bilder" („Zinnepoppen") und H. L. Spiegel's „Herzspiegel" („Hertspiegel") aus dem XVI. Jahrh. sind gleich unbedeutend und erheben sich nur selten über die Mittelmäßigkeit; Reinheit der Sprache kann jedoch einigen nicht abgesprochen werden. Das bekannteste didaktische Werk aus dem XV. Jahrh. ist der durch witzige Satyre ausgezeichnete „Reinecke Fuchs" („Reintje de Vos"). Das Epigramm wurde von R. Visscher nicht ohne glücklichen Erfolg versucht. — Das holländische Drama verdankt seinen Ursprung den sogenannten Sprechern (sprekers) des XIII. Jahrh.,

welche das Land durchzogen und an den Höfen der Fürſten, ſo wie in den Schlöſſern des Adels dialogiſch eingerichtete moraliſche Maximen, Sprüche (spreuken) genannt, aufführten. Auch mögen die franzöſiſchen Myſterien Eingang gefunden haben, wie das zu Utrecht zu Anfange des XV. Jahrh. aufgeführte Stück „Herodes und ſeine Laſter", zu beweiſen ſcheint. Die erſten Spuren des profanen Dramas und eines eigentlichen Theaters finden ſich im XVI. Jahrh. und zwar in den Kammern der Rhetorik. Die Rhetoriker ſchufen ein nationales Drama und gaben ihm ein entſchieden ſatyriſches Element. Weniger bedeutend ſind die allegoriſchen Darſtellungen („Sinnespelen"), von welchen wir nur den „Raub der Proſerpina" („Meyspel amoureus, daer Pluto Proserpina ontscaect") als das bekannteſte nennen, als die luſtigen Stücke („Esbatementen") und ächt volksthümlichen Poſſen („Kluiten", „Zottekluiten"). Unter den Dichtern dieſer Periode, welche ſich im Drama verſuchten, ſind zu bemerken M. Caſteleyn („Pyramus ende Thisbe"), Colyn van Ryſſele („Spiegel der minnen") und K. van Mander („Noach", Dina", David"), alle ohne wahrhaft dramatiſches Talent. — Die holländiſche Proſa bildete ſich im XV. Jahrh. durch Überſetzungen lateiniſcher Werke, im XVI. wurden ſchon geſchichtliche Verſuche gewagt, die der Beachtung nicht unwerth ſind, größere Bedeutſamkeit hat aber nur der Satyriker Ph. van Marnix, welcher in ſeinem „Bienenkorb der heiligen römiſchen Kirche" („Byencorf der h. roomsche kercke", 1569), worin er die Päpſtlichen mit derbem Spotte überſchüttet, ein Muſter reiner und zierlicher Sprache aufſtellte. Außer dieſem Meiſterwerke möchten vielleicht noch K. van Mander's „Biographien der Maler" erwähnt zu werden verdienen. — Zweite Periode. Die Blüthezeit der holländiſchen Literatur während des XVII. Jahrh. Durch die grauſame Zwingherrſchaft der Spanier aufs Äußerſte gebracht vereinigten ſich die nördlichen Provinzen Hollands zu Utrecht (1579) und bildeten ſich, während die ſüdlichen Provinzen unter oft wechſelnden fremden Regierungen politiſch unbedeutend und in der Nationalcultur vernachläſſigt blieben, nach Abſchwörung des fremden Herrſcherſtammes (1581) zur föderativen Republik (1588). Durch die in Folge dieſer Erklärung nothwendig gewordenen ungewöhnlichen Anſtrengungen mußten alle Geiſteskräfte geweckt und geſpannt, durch das Gelingen der heiligen Sache des Vaterlands der Sinn für das Große, Edle und Schöne, welcher durch die nähere Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken Griechenlands und Italiens geweckt war, genährt werden. Die Denkfreiheit, welche durch die in den Niederlanden mit Enthuſiasmus aufgenommene Reformation bewirkt wurde, war der Entwickelung großer Talente nicht minder günſtig. Der Ruhm des Vaterlandes begeiſterte die Dichter, der Schutz, welchen die Republik den Anſichten und Meinungen jeder Farbe angedeihen ließ, ermuthigte die Gelehrten zu tiefen und ſcharfſinnigen Unterſuchungen. Mit dem weſtphäliſchen Frieden (1648), welcher dem Kampfe ein Ende machte, erwachte aber die unſeligſte Parteiſucht, die der Nation unheilbare Wunden ſchlug und den Grund zu dem ſpätern Unheile legte; die aus allen Welttheilen zuſtrömenden Reichthümer, der Umgang mit verfeinerten Nationen weckten den bald unaufhaltſam um ſich greifenden Hang zum Luxus und zur Üppigkeit und allmählig einſchleichende Immoralität verdarb den biedern Volkscharakter. Die Poeſie und die Künſte fingen ſchon an von ihrer Höhe herabzuſinken, als ihr Ruin durch die Einwanderung der durch die Widerrufung des Edicts von Nantes (1685) aus ihrem Vaterlande vertriebenen Proteſtanten völlig entſchieden wurde. Wurden auch durch dieſe Emigranten Arbeitſamkeit und Induſtrie gefördert, ſo brachten ſie doch fremde Sitten, Modeſucht und franzöſiſche Oberflächlichkeit mit ſich. Die an ihren vorelterlichen Gewohnheiten und Gebräuchen ſo ſtarr feſthaltenden Niederländer, die bis dahin ſelbſtſtändigſte Nation Europas, ließen ſich durch die Geſchmeidigkeit und Eleganz

der Fremdlinge beſtechen und folgten ihrem Beiſpiele. Franzöſiſche Sprache und Literatur gewannen bald einen überwiegenden Einfluß, die Nationalliteratur wurde immer mehr in den Hintergrund gedrängt und beſchränkte ſich bald faſt ausſchließend auf die Nachahmung ſogenannter Meiſterwerke aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Das Steigen und Fallen der ſchönen Literatur Hollands wird ſich am Deutlichſten an den einzelnen Leiſtungen in den verſchiedenen Gattungen der Poeſie darthun laſſen. — In der Lyrik nennen wir zuerſt den auch in andern Dichtungsarten ausgezeichneten Peter Corneliszoon van Hooft, welcher nach römiſchen und italieniſchen Muſtern gebildet ſeiner Mutterſprache eine feſte Regelmäßigkeit gab und durch Kraft und Reichthum der Gedanken, Kühnheit und Fülle der Bilder, Tüchtigkeit der Geſinnung und Originalität weit über ſeinen Zeitgenoſſen ſteht, wenn man ihn auch nicht ganz von dem ſchlechten Geſchmacke und dem Schwulſte, welche damals die italieniſche Literatur verunzierten, freiſprechen kann. Unter ſeinen lyriſchen Verſuchen, welche in Hinſicht der Metrik nicht ſehr zu loben ſind, können die durch Leichtigkeit und Anmuth ſich empfehlenden Liebeslieder und leichte Tändeleien als die gelungenſten gelten. Nach ihm verdienen zunächſt Jooſt van den Vondel, ausgezeichnet durch künſtleriſche Mannigfaltigkeit und Beſtimmtheit des Versbaues, tiefes Gefühl und Neuheit der Anſichten, und Jakob Cats, weniger kräftig und gediegen als ſeine Vorgänger, aber unübertroffen an Leichtigkeit, Natürlichkeit und Heiterkeit, genannt zu werden. Außer dieſen erwähnen wir den gewandten Gelegenheitsdichter P. Schryver, den Hymnenſänger D. Heinſe, die beiden geiſtreichen Schweſtern Maria und Anna Niſſcher, welche den Dichterruhm ihres Vaters verjüngten, den lieblich-ſanften Laurens Reael, den luſtigen G. A. Bredero, den frommen Kirchenliederdichter Dirk Rafelszoon Kamphuyzen, den kenntnißreichen, aber nicht ſelten allzugeſchmückten und unklaren Conſtantyn Huyghens, den Erotiker J. Heemskerk, J. van Weſtenbaen, unermüdlich in der Verbreitung des dichteriſchen Ruhmes ſeiner Landsleute, den Friesländer Gysbert Jacobs, den gefühlvollen Jeremias de Decker, den zärtlichen Dan. Joneklys, den patriotiſchen Sänger J. Oudaen, den ihm geiſtesverwandten Heyman Dullaert, Jan van Broekhuizen, den correcten Jan Antonides van der Goes und die minder bedeutenden, nur in einzelnen Leiſtungen lobenswerthen Antonis de Hubert, Adr. Hoffer, Jan de Brune, J. Revius, J. van der Veen, W. van der Elſt, S. Ampzing, C. Goddäus, welcher zuerſt alte Versmaße, aber ohne Erfolg, verſuchte, J. H. Krul, Six van Chandelier, P. de Groot, H. Bruno, J. van Someren, J. Vollenhoven, A. Monen, P. Pluimer und die Dichterin C. Lescaille. In der Elegie verdienen beſonders Vondel, J. van Sevecote, J. Heemskerk und nach dieſen J. de Decker, J. Vos und J. van Geel Auszeichnung. — In der epiſchen Gattung wurde gar nichts geleiſtet; vielleicht könnte man Vondel's „Joannes de poetgezant" hier erwähnen. — Beſſer wurde die didaktiſche Poeſie bedacht; doch möchte nur das beſchreibende Gedicht „Ystroom" von Antonides, welches jedoch nicht ganz frei von Überladung und Schwulſt iſt, ein claſſiſches Anſehen verdienen; Vondel's religiösdidaktiſche Gedichte, Cats' zahlreiche Verſuche in dieſer Gattung (wie „De Ouderdom", „Hofgedachten", „Buytenleven", „Doodkist voor levendigen" etc.), Hugo de Groot's „Rewijs van den waren godsdienst", Elias Berckman's „Der zeevaert lof" und Reinier Anslo's „Peſt in Neapel" enthalten einzelne treffliche Partien, können aber mit den didaktiſchen Leiſtungen anderer Nationen keinen Vergleich aushalten. Großes Talent für die Satyre bewies Vondel in ſeinem „Roskam;" geringeren Gehaltes ſind J. de Decker's „Lof der Geldzucht" und W. Meermann's „Bootmanspraatje," worin die raſtlos ſtreitenden reli-

giösen Parteien in der Sprache der Seeleute lächerlich gemacht werden. Im Epigramme leistete nur C. Huyghens und G. Brandt Erträgliches. — Die beachtenswerthesten Fortschritte machte in dieser Periode das Drama. Die Tragödie wurde von Sam. Koster kunstgerecht ausgebildet und bald von großen Meistern zu einer ziemlich hohen Stufe der Vollendung gebracht. Koster's Trauerspiele („Iphigenia", „Isabella", „Itys", „Polyxena" und „De ryke man"), größtentheils Mustern des classischen Alterthums nachgebildet, sind regelmäßig angelegt und durchgeführt, aber ohne bedeutenden poetischen Werth. Größere Kraft und Gedankenfülle zeigen Hooft's nach dem griechischen Theater gemodelte vaterländische Stoffe: „Gerard van Velsen" und „Bato"; Vondel's Tragödien: „Palamedes", „Lucifer", „Die batavischen Brüder", „Joseph" und „Jephta", mit herrlichen Chören durchflochten, stehen in Holland in wohlverdientem hohem Ansehen; sein „Gysbrecht van Amstel" ist auch im Auslande rühmlichst bekannt. Sevecote's „Belagerung von Leyden" muß ein sehr mittelmäßiges Machwerk genannt werden, welches nur mit W. van den Nieuwlandt's schwachen Leistungen („Saul", „Nero", „Livia", „Cleopatra", „Sophonisbe" und „Salomon") einen Vergleich auszuhalten vermag. Nicht ohne kräftigen Schwung der Phantasie, aber grausenhaft und ans Ungeheure streifend sind J. Vos' Tragödien: „Aran und Titus" und „Medea", welche von seinen Zeitgenossen mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurden. J. Oudaan wählte seine Stoffe aus der neueren Geschichte und gab ihnen politische Bedeutsamkeit. „Der Mord der Brüder de Witt" („De Haagsche broedermoord") ist seine werthvollste und bedeutendste Leistung; weit tiefer stehen seine übrigen Stücke („Die Verbannung des Hauses Eli", „Johanna Grey" und „König Konradin und Herzog Friedrich"), obgleich reich an sittlich politischer Belehrung. Antonides bewies in seinem „Trazil of overrompeld Sina" ein beachtenswerthes Talent für das Trauerspiel. Von den übrigen Tragödiendichtern führen wir noch an: Jan Six („Medea"), Jan de Paffenrode („Den Ondergang van Willem van Arkel"), R. Anslo („De Parijsche Bruiloft") und P. Verhoek („Karl der Kühne"). Was Koster für die Tragödie that, leistete G. A. Bredero für das Lustspiel, welches sich in Holland fortwährend in den niederen Ständen bewegte und ein ächt nationales Ansehen bewahrte. Bredero's Lustspiele und Possen, worunter „De Spaansche Brabander Jerolimo" und sein Terenz nachgebildetes „Moortje" die vorzüglichsten sein mögen, geben ein treues Bild der Bewohner Amsterdams und erfreuen durch ihre Lebendigkeit, die freilich nicht immer von unsittlichem Schmutze frei ist. Jan Vos trieb den obscönen Witz bis zum Übermaße und erwarb sich dadurch den Beifall des Pöbels. Hooft's Komödien („Warenar met de pot" und „Granida") stehen seinen Trauerspielen weit nach. Unter den anderen Lustspieldichtern möchten noch zu nennen sein S. Koster („Teeuwis de boer", „Menjuffer Grevelinckhuysen" und „Tyske van dev Schilde"), W. Ogier („De seven hooftsonden", „Belachelyk misverstand ofte Boere-geck" und „Don Ferdinand"), J. de Paffenrode („Hopman Ulrich" und „Van S. Filibert of Oud-mal") und W. van Focquenbroch („Die Riesenschlacht" und „Die Liebe im Lazareth"). — Die Prosa gewann in dieser Periode durch Übersetzungen und Nachbildungen des classischen Alterthums, ohne sich jedoch einer dem Reichthume der holländischen Sprache angemessenen künstlerischen Ausbildung zu erfreuen. Hooft's Geschichtsstyl, nach Tacitus gebildet, ist schön und kräftig, aber nicht selten dunkel und unnatürlich. Vondel's und Cats' Sprache ist leicht und klar, ohne gediegen zu sein. In der historischen Prosa steht G. Brandt am Höchsten, obgleich sein Styl zu breit und ohne Wärme ist. Denselben Fehler verrathen K. Brandt, van Balen, J. van Heemskerk, J. de Brune und W. Meer-

mann, ohne ſich der Vorzüge G Brandt's zu erfreuen. Die wiſſenſchaftliche Proſa bildeten der Mathematiker S. Stevin, der berühmte Juriſt Grotius und der Arzt J. van Beverwyck weiter. Die politiſche und gerichtliche Beredſamkeit blieb wider Erwarten gänzlich vernachläſſigt; doch läßt ſich dieſe Erſcheinung leicht durch das Vorherrſchen der ariſtokratiſchen Partei, welche eben ſo wenig als eine monarchiſche Regierung die Öffentlichkeit liebt, erklären. Auch die Kanzelredner Jan Vollenhoven, Gaspard, Gerard und Jan Brandt und Kamphuizen ſind völlig bedeutungslos. — Dritte Periode. Vom Beginne des XVIII. Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit. Franzöſiſcher Einfluß wird immer fühlbarer und wirkt immer nachtheiliger. Überſetzungen mittelmäßiger franzöſiſcher Originale gelten als Meiſterwerke, trockene Regelmäßigkeit und Correctheit der Verſe werden für vollendete Kunſt gehalten. Durch den langen Frieden von 1713—1780 erlahmte die Thatkraft der Nation, welche ruhig und ſorgenlos der ſchnell ſteigenden Macht ihrer gefährlichſten Nebenbuhler nicht achtete; übermäßiger Reichthum erzeugte Üppigkeit und wiegte das ſo energiſche Volk in einen lethargiſchen Schlummer. Die Poeſie war nicht mehr Erhebung der Seele, nicht mehr Sporn zu tapferen Thaten und feurige Äußerung der Vaterlandsliebe, ſondern Zeitvertreib müßiger Dilettanten, welche gewöhnliche Alltagsproſa mühſam zu glatten Reimen drechſelten und für ihre Tagelöhnerarbeit die Unſterblichkeit in Anſpruch nahmen. Kann man nicht läugnen, daß die Sprache und Verſification in der erſten Hälfte dieſer Periode an Feinheit gewann und daß man das Weſen der einzelnen Dichtungsarten beſſer begriff, ſo muß man das allmählige Verſchwinden der Poeſie um ſo mehr betrauern. Fortwährendes Unglück von 1780 an durch Krieg und Waſſernoth zerſtörte allmählig den Wohlſtand der Nation. Fremde Heere tummelten ſich in dem durch Parteiungen zerriſſenen Lande und ſchienen den Muth der Bevölkerung völlig erdrücken zu wollen. Doch durch den ſtets unleidlicher werdenden Druck regte ſich die Vaterlandsliebe von Neuem, die Erinnerung an die großen Zeiten der Väter wirkte zuerſt ſchmerzbringend und dann anfeuernd; die Dichter ſagten ſich von inhaltsloſer Reimerei los und ſuchten mit feuriger Begeiſterung den Nationalgeiſt zu wecken und aufrecht zu erhalten. Die Wirkungen dieſes Beſtrebens zeigten ſich erſt recht deutlich nach dem Frieden von 1813 und Künſte und Wiſſenſchaften ſind ſeitdem im Fortſchreiten begriffen; ſchlichte Hellſinnigkeit und Empfänglichkeit für das Wahre haben ſich durch alle Stände verbreitet, Geiſtesthätigkeit wird in allen Verhältniſſen des Lebens nach Gebühr gewürdigt und der beſonnene Rückblick der Nation auf ihre vergangene Herrlichkeit und die verjüngte Liebe dafür laſſen wachſende Veredelung für die Zukunft hoffen. Das Geſagte kann jedoch nur von den nördlichen Provinzen gelten, denn Belgien iſt franzöſiſchem Einfluſſe ganz anheimgefallen; religiöſer Obſcurantismus ſpukt noch in den meiſten Theilen des Landes und eine eigenthümliche Heranbildung des vernachläſſigten Volkes wird keine leichte Aufgabe der neuen Regierung ſein. — Nach dieſer kurzen Darlegung des Geiſtes dieſer Periode gehen wir zu den Leiſtungen in den einzelnen Dichtungsarten über. In der lyriſchen Poeſie offenbart ſich ſchon ſogleich beim Beginne dieſer Periode franzöſiſche Oberflächlichkeit und Seichtigkeit in L. Rotgans', ſonſt durch Leichtigkeit und Correctheit der Sprache ausgezeichneten, kleinen Gedichten; am Bekannteſten iſt ſeine ſehr gelungene „Boerenkirmis.“ Unbedeutend ſind ſeine Nachahmer F. van Halma, die Brüder van Hoogſtraten und A. Bogaert; dagegen erinnern J. Zenus und der begeiſterte Vaterlandsſänger L. Schermer an die frühere beſſere Zeit. Meiſter im leichteren Liede und in der Epiſtel iſt der Naturdichter Hubert Corneliszoon Poot, welchem der nicht ſelten geſchmackloſe P. Langendijk, der ſich in derſelben Gattung der Poeſie verſuchte, und die geiſtloſen Reimer Snakenburg, L. Stevensloot, J. Goeren, H. van den

Burg, F. van Greenwood, W. van Swaanenburg und M. Gergon unendlich weit nachstehen. A. Hoogvliet's kleinere Gedichte sind zwar besser als die seiner Zeitgenossen J. Targier, van Bracht, J. van Braam und vieler Andern, aber doch ziemlich phantasiearm. S. Feitama's lyrische Versuche können nur als gelungene Nachahmungen französischer Originale gelten; origineller, aber voll theologischen Unsinns, ist H. Schim, wie denn die strengen Religionsformeln in Holland überhaupt einen nachtheiligen Einfluß auf das geistliche Lied äußerten, wie B. de Bosch's, B. van Leuvenig's, L. Trip's, J. E. Voet's und R. Schutte's Versuche genugsam zeigen. In dem leichteren, fröhlichen Liede werden P. Zweerts, H. G. van Vrijhoff, G. Muyser, L. Pater, J. Sper und A. de Haen häufig genannt, können aber mit dem gefühlvollen D. Smits und den originellen Brüdern van Haren keinen Vergleich aushalten. Von den übrigen Lyrikern dieser Periode nennen wir noch E. W. Hight, J. Macquet, S. Styl, Juliana Cornelia de Lannoy, J. B. Kleyn, den frommen van Alphen, J. Bellamy, ausgezeichnet im Liede und in der Erzählung, den zu frühe hingeschiedenen talentreichen P. Nieuwland, den patriotischen Helmers, J. Kantelaart, J. de Kruyff, J. Feith, P. H. Bekker, Elizabeth Bekker, Agathe Deken, den vielseitigen W. Bilderdijk, H. Tolens, C. Loots, J. Immerzeel, A. Loosjes, B. H. Lulofs, Barend, Spandow, Borger, P. van Winter, J. Meermann, van Walven, Wiselius, Schenk, Messchert, Witser-Geysbek, van Halmael, van's Gravenweert, Thöne, Mithuis, Isaak da Costa und J. van Lennep. Als Elegiker ist besonders A. Simons hervorzuheben. — Die epische Poesie will in den Niederlanden nicht gedeihen. Rotgan's „Wilhelm III." ist ein mit heidnischer Mythologie unglücklich durchflochtenes, auf Stelzen pomphaft daherschreitendes Machwerk; erträglicher, aber nur nicht als Epopoe zu betrachten, ist A. Hoogvliet's „Abraham" (1727); Feitama's gelungene Nachbildungen des „Telemach" Fenelons und der „Henriade" Voltaire's können natürlich keinen Anspruch auf Originalität machen und haben auf die holländische Literatur mehr nachtheilig als ersprießlich eingewirkt. Als die besten, von den Holländern stets mit reichlichem Lobe überschütteten Epopöen müssen Onno Zwier van Haren's „Gevallen van Friso" (1741) und seines Bruders Willem van Haren's „Geuzen" (1776) gelten. Erträglich mag man noch Wilhelmine van Merken's „David" nennen, aber völlig bedeutungslos sind F. van Steenwyck's „Gedeon" und „Claudius Civilis." Die Idylle wurde von J. B. Wellekens, C. J. de Wit, L. Schermer und besonders von A. Loosjes nicht ohne alles Glück versucht. Als Fabeldichter wissen wir nur N. S. van Winter zu nennen. Die holländische Romanliteratur hat fast nur Übersetzungen oder Nachahmungen fremder Meisterwerke aufzuweisen; am Bekanntesten sind im Auslande die durch treffende Charakterzeichnung und lebendige Darstellung ausgezeichneten moralischen Erzählungen der Dichterinnen E. Bekker u. A. Deken („Sara Burgerhart", 1782; „Willem Levend", 1784; „Abr. Blankaart", 1787; „C. Wildschut", 1793) geworden. Nach ihnen wurde der Roman von El. Maria Post, A. Loosjes („Zedelyke Verhalen", 1804; „Sus. Bronkhorst", 1806; „Maurits Lynslager", 1806) u. A. mit glücklichem Erfolge versucht. — Die didaktische Poesie wurde nicht mehr so emsig gepflegt wie in der vorigen Periode, doch ist die Anzahl der didaktischen Dichter nicht gering; als die bedeutendsten führen wir an D. Smits („Rottestroom"), F. de Haes („Verherrlykt en vernederd Portugal"), S. van Winter („Amstelstroom"), seine Gemahlin L. W. van Merken („Nut der Tegenspoeden", 1762) und H. van Alphen („Sterrenhemel"). — An

Tragödien iſt in dieſer Periode kein Mangel, aber leider begegnen wir faſt nur Mittelgut. Man hielt ſich an die franzöſiſche Kunſtſchule und überſah gleichgültig die früheren beſſeren nationalen Leiſtungen. Rotgans' beide Trauerſpiele „Äneas und Turnus" und „Sulla" ſind völlig unbedeutend; S. Feitama überſetzte nur aus dem Franzöſiſchen; B. Huydecoper's „Arſazes" und „Achilles", ſo wie D. J. van Haren's „Agon" und „Wilhelm I." und N. S. van Winter's „Monzoego" und „Menzikof" hat man oft über Gebühr gelobt. Außer den angeführten ſind noch zu nennen: R. Feith („Thirza", „Joh. Gray", „Ines de Caſtro"), Bilderdijk, W. H. Jels, J. Nomsz, H. Tollens („Lucretia", 1805) und A. Loosjes („Renau Hasselaar", 1808). Das Luſtſpiel liegt noch ärger darnieder, nur P. Langendijk's Leiſtungen empfehlen ſich durch Laune und lebendige Charakterzeichnung. Weit tiefer ſtehen J. Nomsz's und S. Styl's komiſche Verſuche. — Die Proſa blieb nach Brandt's Meiſterwerken lange vernachläſſigt, bis J. van Eſſen durch ſeine engliſchen Muſtern nachgebildeten Wochenſchriften „De Misanthrope" (1714) und „De hollandsche spectator" (1731) die Liebe zu einer ſchönen Darſtellung wieder weckte; doch fand er nur in D. J. van Haren und J. Wagenaar würdige Nachtreter. Am Ende dieſer Periode wurde die Proſa fleißiger angebaut und weiter gebildet; in dieſer Beziehung haben ſich beſonders verdient gemacht S. Styl, A. Hulshoff, J. F. Hennert, die Geſchichtſchreiber J. Meermann und M. Stuart, van Hamelsveld, A. Kluit, H. Muntinghe, Bilderdijk, J. H. van der Palm, M. Siegenbeek u. v. a. — „Überall," ſagt Wachler, „offenbart ſich jetzt friſche Regſamkeit und zu kräftig fortſchreitender Veredelung der jetzt in ihrer Vollwichtigkeit erkannten und tief erfaßten Nationalliteratur geſchieht ſo viel, daß die erfreulichſten Hoffnungen für das geiſtige Leben des heranwachſenden Geſchlechts gerechtfertigt ſind." (Vergl. J. Vries' „Proeve eener Geschiedenis der nederduitsche Dichtkunde", Amst. 1810. 2 Voll. 8.; J. F. Willems' „Verhandeling over de nederduytsche Taal en Letterkunde", Antwerp. 1819. 8.; M. Siegenbeek's „Précis de l'histoire littéraire des Pays-bas, trad. par J. H. Lebrocquy", Gand 1827. 12.; J. Bowring's „Sketch of the Language and Litterature of Holland", Amst. 1829. 8.; D. L. B. Wolff's „Die ſchöne Literatur Europas in der neueſten Zeit", Leipz. 1832. 8. S. 386—432). — II. Wiſſenſchaften. Der biedere, wahrheitliebende Sinn, die unermüdliche Geiſtesthätigkeit der Niederländer in ihrer Glanzperiode laſſen ſchon vorausſetzen, daß Kunſt und Wiſſenſchaft bei ihnen freundliche Heimath und Pflege fanden, und welchem Gelehrten iſt der große Einfluß der Niederländer auf die literariſche Cultur der übrigen Nationen Europas unbekannt? Altclaſſiſche und morgenländiſche Philologie, die Naturkunde, die Medicin (beſonders die Anatomie), die Mathematik, die Geſchichte und das römiſche Civilrecht fanden geiſtreiche und gründliche Bearbeiter, die jetzt noch als Muſter gelten dürfen. Vor der Trennung der Niederlande von dem deutſchen Reiche gegen Ausgang des XIV. Jahrh. iſt aber keine eigenthümliche Richtung des Geiſtes zu bemerken; auch ſind die wenigen Verſuche des Mittelalters ſo dürftig, daß wir billig unſere Darſtellung erſt mit dem Ende deſſelben beginnen laſſen. Erſte Periode. Von dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften im XV. Jahrh. bis gegen das Ende des XVI. Die Vereinigung faſt aller Niederlande durch Philipp den Guten von Burgund in der erſten Hälfte des XV. Jahrh. wirkte vortheilhaft auf Wiſſenſchaft und Literatur. Der Handel, mit erfolgreicher Thätigkeit betrieben, und blühende Fabriken bereicherten die Städte; Brüſſel ward bald ſeiner Pracht und ſeines Luxus wegen durch ganz Europa berühmt und bewundert. Die Buchdruckerkunſt fand, wenn man ſie auch nicht als eine holländiſche Erfindung anſehen darf, doch eifrige Pflege. — Zwei

Unterrichtsanstalten, das St. Aduardskloster in Gröningen und die Schule zu Bedun, verbreiteten zuerst die classische Gelehrsamkeit im Norden Europas und erzogen die berühmten Sprachkenner W. Gansfort, R. Agricola, der zu Heidelberg die starren Formen des Mittelalters zerstörte und zur Bildung eines reineren Geschmacks nach Kräften beitrug, und A. Hegius, welcher die 1370 von G. Groot gegründete Schule zu Deventer zur höchsten Blüthe brachte. Als Lehrer dieser großen Männer darf der treffliche Thomas a Kempis nicht unerwähnt bleiben. Unter den zahlreichen Schülern des Hegius zeichneten sich besonders aus Murmellius, Hermann von Busche (Beide durch ihren Kampf gegen die Verfechter der alten Barbarei und Dummheit zu Köln und durch ihr segenreiches Einwirken auf das Schulwesen Deutschlands unvergeßlich), der Papst Adrian VI., Karl's V. Lehrer, und vor Allen der vielseitig gebildete und vielgereiste D. Erasmus, dessen Einfluß auf die europäische Bildung bei Weitem der bedeutendste war. Noch größere Fortschritte hätte in Holland die Philologie gemacht, wenn man sie nach der Reformation nicht fast ausschließend auf Theologie bezogen und als Waffe bei kirchlichen Streitigkeiten gebraucht hätte. In der Ausbildung der lateinischen Grammatik erwarben sich Regner Rädin, in dessen Schule sogar Italiens und Polens lernbegierige Jugend strömte, J. Sartorius, Crocus und P. Nannius großen Ruhm; Jakob van Horn und Adr. Junius versuchten sich in der griechischen Lexikographie. Aristoteles, Plutarch, Demosthenes und Ptolomäus wurden durch D. Erasmus, Aristophanes von Hortensius von Montfort (1546), Hesiodos von Rateller (1546), Plutarch, Eunapius und Hesychius von Milet von Junius, Moschus und Bion von Adolph von Meetkerke (1560), Nonnus von Falckenburg (1569) bearbeitet und übersetzt. Sind diese Versuche auch durch spätere Arbeiten weit übertroffen worden, so zeigt sich doch in ihnen ein seltener Scharfsinn, verbunden mit richtigem Tact. Vorzüglicheres wurde in der römischen Literatur geleistet; Erasmus gab den Curtius (1517), mehrere Werke Cicero's (1519), den Plinius (1525), Livius (1531) und Terenz (1532), Longolius den Phädrus (1530), Ägidius von Delft Ovid's „Remedium amoris“ (1495), Junius den Plautus, Seneca, Virgil, Horaz und Plinius, C. de Langhe einige Werke Cicero's (1563), Carrion den Valerius Flaccus (1566), St. Pighius den Val. Maximus (1557) und Popma den Vellejus Paterculus (1569) heraus. Auch die Übersetzungen einiger Classiker, des Boëthius (1466), Livius, des Cicero, Seneca und der Odyssee von Coornhert sind beachtungswerth. Die orientalischen Sprachen blieben noch vernachlässigt, nur Agricola, Gansbein und Erasmus beschäftigten sich mit dem Hebräischen. Mancher schöne Keim wurde gegen das Ende dieser Periode durch die Barbarei der Spanier und durch Alba's Grausamkeit erstickt; vor dem Geräusche der Waffen entflohen die friedlichen Musen. Der Besuch ausländischer, nichtkatholischer Universitäten wurde unter Strafe des Exils und der Confiscation verboten und in den Niederlanden durften nur zwei streng an dem Alten haltende hohe Schulen, Löwen (seit 1426) und Douai, bestehen. — Wie nachtheilig dieser Stand der Dinge auf das Studium der Geschichte, welches ohne Freiheit und Unbefangenheit nicht gedeihen kann, wirken mußte, ist sehr leicht zu begreifen. Nehmen wir die Geschichte der Niederlande („Fasciculus temporum“) von W. Rolefink (1474), fortgesetzt von J. Veldenaer (1480), die geographisch-statistischen Arbeiten des Cornelius von Gouda und des H. Junius („Batavia“), welche sich auf die Provinz Holland beschränken, und Heda's „Utrechter Chronik“ (1521) aus, so begegnen wir in diesem Zeitraume keinem einzigen nennenswerthen Versuche. Die mathematische und politische Geographie gewann an G. Mercator (1541), welcher die neue Projectionsmethode,

nach der Karten mit wachsenden Meridian- und unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet wurden, erfand, einen tüchtigen Bearbeiter. Ortelius benutzte die Handelsverbindungen seiner Vaterstadt Antwerpen, um das Ausland näher kennen zu lernen und zu beschreiben. — Die mathematischen Wissenschaften lagen sehr im Argen und nur der Friese Gemma wird in diesem Fache namhaft gemacht. Die Astronomie war noch nicht geschieden von der Astrologie, welche nicht nur bei dem ungebildeten Volke, sondern auch bei den Großen in hohem Ansehen stand; Popma (1569) war der Erste, welcher die Anfangsgründe der Astronomie mit vielem Fleiße, aber wenig Geist bearbeitete. — Die Philosophie schien durch das Studium des Alterthums gedeihen zu wollen, schon hatte Agricola in seinem Werke „De inventione dialectica" die logischen Begriffe zu läutern und D. Erasmus den gesunden Menschenverstand durch sein Ankämpfen gegen festgewurzelte Thorheiten, gegen Unwissenheit und Aberglauben zu Ehren zu bringen gesucht, als der religiöse Fanatismus der spanischen Herrscher jede Frucht des freien Geistes im Keime zu ersticken sich bemühte und das alte scholastische Unkraut von Neuem nach Lust wuchern ließ. — Die Naturwissenschaften erfreuten sich im Allgemeinen nur einer sehr geringen Pflege; doch sind J. Isaac's Bemühungen, die fast gänzlich vergessene Chemie wieder herzustellen (1440), und R. Dodoens' „Kräuterbuch" (1550), obgleich voller Irrthümer, mit Dank anzuerkennen. — Die berühmtesten Ärzte dieser Zeit waren zugleich Philologen und folgten mehr der Auctorität der Alten, als eigener Erfahrung und Forschung; wir nennen zur Stütze dieser Behauptung nur H. Junius, H. Cruser, welcher den „Galen" herausgab (1532), und Giselin von Brügge, die sämmtlich in wenigen Fächern des Wissens unbewandert waren. In der Anatomie brach A. Vesalius (st. 1564) Bahn. Er schob zuerst die Bedenklichkeit, ob es erlaubt sei, einen menschlichen Körper zu zergliedern, auf die Seite, lehrte mit großem Ruhme seine Wissenschaft zu Padua, ward Leibarzt Karl's V. und legte in seinem Werke: „De humani corporis fabrica" einen Schatz der reichsten Entdeckungen, worauf spätere Anatomen gebaut haben, nieder, fand aber in dieser Periode bei seinen Landsleuten keinen würdigen Nachfolger. — Das in den Niederlanden übliche Recht war das römische und fand schon frühe Bearbeiter, die freilich mit den berühmten Juristen jener Zeit in andern Ländern nicht verglichen werden können. Philipp von Leyden, der am Ende des XIV. Jahrh. blühte, gibt über die Staatsform und die Geschichte seiner Zeit wichtige Aufschlüsse. Vigilius van Zuychem van Aytta (1570), ein geachteter Staatsmann, erläuterte einen Theil der Institutionen, und sein Freund J. Hopperus (1566), Verfasser der berühmten Criminalverordnung Philipp's II. von 1570, vernachlässigte über seinen Ehrenstellen nicht die philosophische Rechtslehre. Außer diesen sind noch zu nennen N. Everardi, Boetius Eppo, H. Agyläus und Elbert Leoninus. — Die Theologie lag noch in schwer zu lösenden Fesseln; zwar hatten Thomas a Kempis und seine Schüler durch ihre Sprachkenntnisse ein gründlicheres Studium der Bibel, die schon 1477 in einer holländischen Übersetzung verbreitet wurde, vorbereitet, aber die Mönche der Niederlande waren die unwissendsten Europas und fanden in ihrem Hasse aller Aufklärung eine mächtige Stütze an den bigotten Regenten. Der aufgeklärte W. Gansfort mußte sein ganzes Leben hindurch den hartnäckigsten Kampf gegen die Dummheit und Bosheit fanatischer Pfaffen führen; Erasmus hielt sich schüchtern in der Mitte der Parteien, erwarb sich aber unbestreitbares Verdienst durch die Herausgabe des Neuen Testaments (1516) und vieler Kirchenväter, so wie durch die allmählige Verbreitung einer reineren Moral. — Zweite Periode. Von den letzten Decennien des XVI. Jahrh. bis in die ersten des XVIII. Durch die Verbindung der nördlichen Pro-

vinzen Hollands zu einer föderativen Republik (1588) war der Sieg der Lange-unterdrückten gegen die ſpaniſche Zwingherrſchaft entſchieden und ein feſter Grund zur Größe der Nation gelegt. Die Vaterlandsliebe, die Begierde jedes Einzelnen, etwas zum Ruhme der Republik beizutragen, ſchuf in allen Fächern des Wiſſens große Männer, die ſich durch Kraft und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes auszeichneten und bald durch ganz Europa mit anerkennender Achtung genannt wurden. Während des Befreiungskampfes fand auch die Reformation in den Niederlanden Eingang und förderte, obſchon durch fanatiſche Köpfe manche gewaltige, nicht ſelten blutige Auftritte veranlaßt wurden, durch die errungene Denk- und Gewiſſensfreiheit die Wiſſenſchaften auf erfreuliche Weiſe. Dem Scharfblicke der Machthaber entgingen nicht die kaum berechenbaren Vortheile, welche durch eine vernünftige Toleranz dem jungen Staate zuwachſen mußten. Die heftigen Streitigkeiten und Unruhen der Remonſtranten und Contreremonſtranten (1618) und der unmittelbar darauf folgende nicht lange währende Gewiſſenszwang waren bei dem kräftigen Aufſchwunge, den die Nation genommen hatte, nicht mehr vermögend, den Flug des freien Geiſtes zu hemmen. Nachtheiliger wirkte nach dem weſtphäliſchen Frieden (1648) die unſelige Parteiſucht der Oranier und Antioranier, welche bald zur hellen Flamme aufloderte und das Glück des Landes untergrub. Die Ruhe von Außen erzeugte Erſchlaffung, der übermäßige erworbene Reichthum Üppigkeit und Gleichgültigkeit und die immer zunehmende Seemacht Englands und Frankreichs verſetzte bald dem holländiſchen Welthandel einen unheilbaren Streich. Den nachtheiligen Einfluß der franzöſiſchen Emigranten auf Kunſt und Wiſſenſchaft haben wir ſchon oben geſchildert und bemerken nur noch, daß von dieſer Zeit an bei den holländiſchen Gelehrten die franzöſiſche Sprache in die Rechte der lateiniſchen trat. Bayle, Leclerc, Basnage u. A. gaben dieſes verderbliche Beiſpiel nicht nur in ihren Schriften, ſondern auch in den von ihnen herausgegebenen Journalen und gelehrten Zeitſchriften, von welchen wir hier nur die „Nouvelles de la Republique des lettres“ (Amst. 1684—1718. 38 Voll. 12.), die „Histoire des ouvrages des sçavans“ (Rotterd. 1687—1709. 24 Voll. 12.), die „Bibliothèque universelle et historique“ (Amst. 1686—1693. 25 Voll. 12.) und die „Bibliothèque choisie“ (Amst. 1703—1713. 27 Voll. 12.) als die berühmteſten nennen und welche durch den überlegenen Geiſt ihrer Redacteurs und Mitarbeiter die in holländiſcher Sprache geſchriebene gelehrte Zeitung „De Boekzaal van Europe“ (Rotterd. 1692—1701. 19 Voll. 8. fortgeſetzt unter den Titeln: „Tweemandelyke Uyttreksels“, 1701—1704. 8. und „De Boekzaal der geleerde werreld“, Amst. 1705—1708. 8 Voll. 8.) kaum aufkommen ließ. Die Behandlung der Wiſſenſchaften gewann durch die franzöſiſche Manier an Popularität, verlor aber bedeutend an Gründlichkeit. Durch die Wiedereroberung der ſüdlichen Provinzen durch die Spanier am Beginne dieſer Periode wurden auch die beiden Univerſitäten Douai und Löwen, welche jedoch nie die Wiſſenſchaften ſehr gefördert hatten, von Holland getrennt und die Republik ſtiftete die Univerſität Leyden (1575), welcher bald die Univerſitäten Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648) nachfolgten. Außerdem können die akademiſchen Gymnaſien (illustre scholen) zu Deventer (1630) und zu Middelburg, ſo wie das Athenäum zu Amſterdam (1632) als vortreffliche Unterrichtsanſtalten gelten. Die ſüdlichen Provinzen ſanken unter ſtetem Geiſtesdruck immer tiefer und faſt alle durch Genie und Kenntniſſe ausgezeichnete Männer (wie Marnix, D. Heinſe, J. Lipſius u. A.) zogen ſich nach dem nördlichen Holland zurück. — Die Philologie erhob ſich in dieſer Periode zu einem hohen, noch jetzt nicht erloſchenen Glanze. Um die griechiſche Sprache machten ſich Papius durch die Herausgabe des „Muſäus“ (1575) und des „Dionyſius Alexan-

drinus", Bonav. Vulcanius durch die Bearbeitung der „Feldzüge Alexander's von Arrian" (1599), Bertius durch eine Recension des Ptolomäus (1591) und Arcer durch die Auslegung des Jamblichus und durch seine Aufmunterung zum Studium der griechischen Philosophie zuerst verdient. D. Heinsius gab eine alte Paraphrase der Ethik des Aristoteles (1607), Cunäus den Nonnus, J. Vossius den Periplus des Scylax (1639), Grotius den Aratus (1600), Stobäus (1623) und die Anthologie, Pasor den Hesiodos (1632), J. Gronovius den Polybius (1670) und Arrian (1704), A. Tollius den Appian (1670), van Almeloveen den Strabo (1681), Blanchard den Arrian (1668) und Epictet (1683), P. Maaswyck den Polyän (1691) und L. Küster den Aristophanes (1710) heraus. Die griechische Grammatik bearbeiteten J. Vossius und L. Bos (über die Ellipsen, 1698) mit Glück. C. Feith (1600) widmete sich den homerischen, J. Meursius den attischen Alterthümern; J. Gronov sammelte mit mehr Fleiß und Gelehrsamkeit als richtigem Tact in der Auswahl in seinem unentbehrlichen „Thesaurus antiquitatum graecarum" (Lugd. Batav. 1697—1702. 13 Voll. Fol.) die Resultate früherer Forschungen auf diesem Felde. Als der geistreichste Archäolog dieser Zeit muß Ezech. Spanheim gelten. In der lateinischen Sprache und Literatur überragten sie in dieser Periode alle Nationen Europas. An die neugestiftete Universität zu Leyden wurden die vorzüglichsten Gelehrten, von welchen wir nur J. Scaliger, A. Saumaise, J. Dousa und J. Lipsius nennen wollen, gezogen und die meisten lateinischen Classiker fanden treffliche Bearbeiter, Sueton und Horaz an Torrentius (1578, Martianus Capella, Tacitus, Statius und Lucan an H. Grotius, Cicero an Gruter, Eutropius an Merula, Vegetius und Martial an P. Scriver, Solinus und die Geschichtschreiber der Kaiserzeit an Saumaise, Horaz an Rutgers (1613), Tacitus, Plautus und D. Cato an M. Z. Borhorn (1645), Catull, Tibull und Properz an Scaliger, Tacitus und Seneca an Lipsius (1632), Sallust, Livius, Seneca, Quintilian und Gellius an J. F. Gronovius (1637), Pomponius Mela an J. Vossius (1647), Vellejus Paterculus an G. Vossius und Ovid an N. Heinsius; C. Schrevel (1632) machte zuerst Auszüge aus den Commentaren seiner Vorgänger und brachte die Ausgaben „Cum notis variorum" in Gang; J. Min-Ellius (1650) und Ed. von Zurck (1693) verflachten noch mehr diese Auszüge und machten ihre Ausgaben des Ovid, Horaz, Virgil und Sallust zu Eselsbrücken. Doch entstanden neben diesen oberflächlichen Leistungen noch manche treffliche Arbeiten; wir erinnern nur an die Ausgaben des Petronius und Ausonius von Gabbema (1654), des Cicero von G. Grävius, des Livius, Tacitus, Cicero (1692), der alten Geographen (1697), des Suetonius (1698), Phädrus (1703), Gellius (1706) und Minucius Felix (1709) von J. Gronovius, des Frontin von Keuchenius (1661), des Ausonius von J. Tollius (1671), der lateinischen Mythographen von T. Muncker (1676), des Tibull und Properz von Bröckhuizen (1684), des Livius von J. Leclerc, des Phädrus, Horaz und Ovid von P. Burmann (1698—1727) und des Curtius von Pitiscus (1685). Dem Studium der römischen Alterthümer leistete G. Grävius durch seinen „Thesaurus antiquitatum romanarum" (Traject. ad Rh. 1694—99. 12 Voll. Fol.) sehr großen Vorschub. Auch um die orientalischen Sprachen erwarben sich die Gelehrten dieser Periode bedeutende Verdienste; L. de Dieu schrieb eine brauchbare hebräische Grammatik (1626) und Fr. Raphelengius ein arabisches Wörterbuch. Die Universität Leyden erkaufte einen großen Schatz arabischer Handschriften und erleichterte dadurch dieses Studium. Die gründlichsten Kenner und berühmtesten Lehrer der asiatischen Sprachen in diesem Jahrhunderte waren unstreitig Th. Er-

penius und J. Golius, welcher ein arabiſches und ein perſiſches Wörterbuch herausgab. Außer ihnen ſind noch zu nennen W. Coddäus, P. Golius, Lävin Warner, H. Witſius und Perizonius. — Das Feld der Geſchichte wurde mit vielem Fleiße angebaut; Grotius erzählte in lateiniſcher Sprache die Schickſale der Gothen, Vandalen und Longobarden (1655), Hooft in der Mutterſprache das Unglück des mediciäiſchen Hauſes und die Geſchichte Heinrich's IV.; van Dale zog die alte Zeit vor und unterſuchte das Weſen der Orakel (1683); P. Bayle ſichtete das verſchiedenartigſte hiſtoriſche Material in ſeinem kritiſchen Wörterbuche. Mit beſonderer Vorliebe wendete man ſich jedoch zur Geſchichte des eigenen Landes. Douza ſchrieb die erſte holländiſche Geſchichte (1601), Grotius ſeine Annalen des ſpaniſch-niederländiſchen Krieges, ſeine Unterſuchungen über das Alter der batariſchen Republik und ſeine Vergleichung der atheniſchen, römiſchen und niederländiſchen Republik, und K. Barläus ſeine Geſchichte von Braſilien (1647) in lateiniſcher und A. Witquefort ſeine wichtige Geſchichte der Niederlande (1672) in franzöſiſcher Sprache. Das Landesidiom wählten zu ihren Darſtellungen des Befreiungskampfes der genaue P. Boor, E. van Meteren, Reyd, der Alle an Unparteilichkeit, Kraft und Wahrheit der Darſtellung überſtrahlende, dem Auslande viel zu wenig bekannte Hooft, der etwas zu weitläufige G. Brandt („Geſchichte der Rechtspflege Joh. van Oldenbarneveldt's", 1708, und „M. de Ruiter's Leben", 1687) und ſein Sohn K. Brandt („Leben des Grotius"). Außer dieſen möchten noch anzuführen ſein: Lieuwe van Aitzema, wichtig wegen der großen Menge von ihm mitgetheilter Actenſtücke („Zaken van Staaten Oorlog", 1650), Pars, Alting und der mancher Verfälſchung verdächtige Altemade. In der Kirchengeſchichte arbeiteten Uitenbogaart zu Gunſten der Remonſtranten, Trigland für die Gomariſten, Voſſius über die Pelagianer ohne glänzenden Erfolg. Das Beſte leiſtete noch G. Brandt in ſeiner freilich bis zum Verzweifeln gedehnten „Historie der Reformatie" (1657). In der Literaturgeſchichte gelten J. Lipſius und G. Voſſius als große Kenner, die ſich aber nur auf das claſſiſche Alterthum beſchränken. Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften erfreuten ſich (die von den Holländern nie großer Beachtung werth gehaltene Genealogie, in welcher nur Bockenberg und Schmallegange ſchwache Verſuche wagten, etwa ausgenommen) einer gedeihlichen Pflege. In der Chronologie machte Scaliger's Meiſterwerk „De emendatione temporum" (1583) Epoche. In der Numismatik leiſteten der auch in andern Theilen der Archäologie nicht unbewanderte G. Cuipers, J. Dudaan und L. Smits Erträgliches. Am meiſten gewann die Geographie durch die Handelsverbindungen der Holländer. In dem durch Portugal vermittelten Handel nach Amerika und Oſtindien durch den unpolitiſchen Haß des ſpaniſchen Hofes gehemmt, umſegelten jetzt ihre eigenen Schiffe das Cap und verſuchten ſogar, als ihnen durch die Portugieſen faſt unüberſteigbare Hinderniſſe entgegengeſtellt wurden, eine nordöſtliche Durchfahrt, deren Unmöglichkeit endlich Heemskerk einſah. Blieb auch der Verſuch einen Weg auf der Nordſeite Amerikas zu finden erfolglos, ſo wurden doch auf dieſer Reiſe von H. Hudſon die nach ihm benannte Bai und die Provinz Neu-Niederland entdeckt. Tasman fand Neuholland und Neuſeeland, van Diemen die Küſte, welche noch ſeinen Namen trägt. Braſilien, Oſtindien, Ceylon und das Cap fielen nach und nach in die Hände der Holländer und wurden durch ihre Reiſenden unterſucht. Nieuhof beſchrieb Braſilien und Sina (1655), Valentyn Oſtindien, Baldäus Ceylon, W. Schouten Malabar, Koromandel, Bengalen und Arrakan, Le Bruin den Archipel, Kleinaſien, Ägypten, Perſien (wo er treffliche Zeichnungen der Ruinen von Perſepolis fertigte) und Rußland, der unkritiſche Dapper Morea, Afrika, Syrien und Oſtindien, N. Witſen, holländiſcher Legations-

secretair in Moskau, die Tartarei und Bosmann die Küste von Guinea (1701). Die Gebrüder W. und J. Blaeu in Amsterdam fertigten in der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. vortreffliche Erdkugeln und Charten. — Die Mathematik, Mechanik und Physik mußten durch die rege Industrie gewinnen. Ludolf van Keulen, welcher das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Zirkels bestimmte, R. Snellius (1610) und sein Sohn W. Snellius treten uns hier zuerst entgegen; der Letzte maß zuerst einen Bogen des Meridians zwischen den Parallelen Bergen op Zooms und Alkmaars; Ch. Huyghens zerarbeitete sich an dem Problème der Quadratur des Zirkels (1651), berechnete den möglichen Gewinn im Spiele (1657) und erfand eine neue brauchbare Pendeluhr (1658), ein für die Anwendung der Bewegungsgesetze höchst wichtiger Schritt. C. Drebbel's Geschicklichkeit in der Anfertigung mechanischer Kunstwerke (eines tauchenden unter dem Wasser fahrenden Schiffes, einer Art von perpetuum mobile ꝛc.) wurde von seinen Zeitgenossen angestaunt. Die Gewandtheit der Niederländer überhaupt in der Mechanik läßt sich schon an ihren vortrefflichen Papier-, Wasser- und Austrockenmühlen, an der dauerhaften Construction ihrer Dämme und an der Vorzüglichkeit ihrer Fabricate abnehmen. In der Hydraulik, Hydrostatik und Schiffbaukunst übertrafen um diese Zeit die Niederländer alle Nationen, obgleich nur S. Stevin und N. Witsen (1690), welchen Peter der Große mit seiner Freundschaft beehrte, über dieses Fach Theorien aufstellten. In der theoretischen und praktischen Kriegskunst verdient Menno von Coehoorn (1695) den größten Namen an die Seite gestellt zu werden. Die Astronomie wurde durch wichtige neue Erfindungen gefördert; Z. Jansen erfand das Fernrohr (1590), welches J. Metius und J. Laprei verbesserten. Die Physik erhielt durch die cartesische Philosophie und durch mikroskopische Beobachtungen großes Licht. C. Drebbel vervollkommnete das von dem jüngern Jansen erfundene Mikroskop und fertigte den ersten Thermometer. Leeuwenhoek und Hartsoeker machten mit Hülfe des Mikroskops große Entdeckungen; der Letzte beobachtete zuerst die Samenthierchen und erregte durch die auf diese Entdeckung gestützte Theorie von dem Ursprunge des Lebens großes Aufsehen. Seine Hypothesensucht förderte jedoch nicht wenig Unhaltbares zu Tage und verwickelte ihn in stete Streitigkeiten mit anderen Naturforschern seiner Zeit. Huyghens stellte scharfsinnige Untersuchungen über das Licht an (1690), erfand eine Maschine zur Erläuterung der Planetenbahnen, einen Mikrometer für den Diameter der Sterne und entdeckte einen neuen Satelliten des Saturn (1679); Swammerdam stellte über die Respiration (1667) und über den inneren Bau der Insecten (1669) erfolgreiche Nachforschungen an. Eine neue Luftpumpe wurde von Burchard de Volder erfunden und von Seegwerd und s'Gravesande verbessert. Die physikalischen Entdeckungen seiner Zeit sammelte B. Nieuwentyt und verband damit religiöse Zwecke. — Große Vorliebe zeigten die Holländer für die Naturgeschichte. Für die Zoologie waren T. Clutius (über die Bienen), A. de Heide (Würmer und Frösche), Leeuwenhoek (Insecten), Swammerdam (Frösche, Insecten, Bienen) und H. Bidloo (Insecten, Würmer) besonders thätig. Dem Studium der Botanik waren die häufigen Seereisen der Holländer und die Sorge der amsterdamer Regierung den vorzüglichen Pflanzengarten dieser Stadt mit ausländischen Gewächsen zu bereichern sehr günstig. Die Werke J. Commelin's („Hortus Malabaricus", Amst. 1678—1703. 12 Voll. Fol. „Hortus Amstelodamensis", Amst. 1697—1701. 2 Voll. Fol.), C. Commelin's („Flora malabarica", Lugd. Batav. 1696. Fol.) und A. Nuntinck's („Nauwkeurige Beschreyving der Aardgewassen", 1696, und „Ware Oefening der Planten", 1672) sind als die vorzüglichsten botanischen Leistungen dieses Jahrhunderts bekannt und berühmt. — Die Philoso-

phie schmachtete zu Anfange dieser Periode noch in den Fesseln der Scholastik und erst durch Descartes, welcher nur in Holland die ihm genügende Denkfreiheit finden konnte, wurde der Forschungsgeist der Niederländer geweckt. B. de Spinoza, ein amsterdamer Jude, erstieg den Gipfel des Idealismus und machte in der Geschichte der philosophischen Geistesentwickelung Epoche. P. Bayle wirkte durch seinen in allgemein verständlicher Sprache dargelegten Skepticismus wohlthätig auf die Gesammtbildung und regte zur eigenthümlichen, vorurtheilsfreien Forschung an. Von den niederländischen Philosophen vor Descartes nennen wir nur den Mathematiker Stevin („Dialectike ofte Bewysconst"), den Philologen Lipsius, welcher die alte Stoa wieder zu Ehren zu bringen suchte, F. Bargersdijk („Dialectica" und „Ideae oeconomicae et politicae doctrinae") und den in vielen Fächern ausgezeichneten H. Grotius. Die Philosophie Descartes' fand in Holland eine so günstige Aufnahme und so viele Anhänger, daß ihr Einfluß noch bis auf den heutigen Tag zu verspüren ist. A. Heereboord, A. Geulinx, Burchard de Volder und B. Becker, welcher Letztere besonders in seinem Werke: „De betoverde Weereld" gegen allen Aberglauben ernstlich zu Felde zog, können als die eifrigsten Verbreiter seiner Ideen gelten. Der lange als Atheist verfluchte und erst in neuerer Zeit gebührend gewürdigte Spinoza fand wenig Anhänger; auch L. Velthuysen's Versuche, die Lehren des englischen Philosophen Hobbes zur Anerkennung zu bringen, scheiterten. Gegen Hobbes und Spinoza kämpfte s'Gravesande in seiner „Introductio ad philosophiam, metaphysicam et logicam" mit dem meisten Glücke. — In der Medicin fing man allmählig an den blinden Glauben an die Auctorität der Alten aufzugeben. Helmont und Joh. Antonides van der Linden erklärten sich energisch gegen den Wust angeerbter Vorschriften, der Letztere lehrte schon eine auf eigene Erfahrung gestützte Physiologie und Theorie der Fieber; große Verdienste um die Semeiotik erwarb sich P. Forestus, welcher auch so wie später Tob. van Diemerbroek, wichtige Beobachtungen über die Pest anstellten. J. Heurnius hielt sich an Hippokrates, welchen er commentirte. In der Mitte dieses Jahrhunderts entstand durch F. de la Boe Sylvius eine neue pathologische Schule, welche Gesundheit, Krankheit und Genesung für Wirkungen der Gährung und Destillation erklärte und nach dieser Annahme verfuhr. Bontekoe und Blankaart vertheidigten diese Theorie mit voller Überzeugung gegen ihre heftigsten Widersacher Drelincourt, la Mort, Piteaunes, Schoock und Broen. Die bedeutendsten Fortschritte machte die Anatomie durch F. Ruysch's rastlose Forschungen. Er entdeckte zuerst eine bisher unbekannte Pulsader in der Lunge, das Periosteum der Gehörknorpel und eine unendliche Menge verschlungener Gefäße im Gehirne; seine Wahrnehmungen über die Haut und das Hautnetz, über das Brustbein, das Auge und die Blutgefäße waren neu und haben sich durch die Zeit bestätigt. Nicht minder erfolgreich waren die Nachforschungen R. de Graaf's, welcher durch die Erfindung der Einspritzungsmethode die Zerlegung des Cadavers erleichterte und nicht wenig zur nähern Kenntniß der Zeugungsorgane beitrug, Th. Kerckring's (1670), der die valvulae conniventes zuerst sah, N. Tulp's, des Entdeckers der Chylusgefäße, H. Lyson's, N. Hoboken's (1675), J. von Home's, Drelincourt's, der die Eingeweide näher untersuchte, J. Walaus', A. Nück's, der die Drüsenlehre bearbeitete, und Bidloo's. Die Chirurgie blieb dadurch, daß die Ärzte sie den Badern überließen, vernachlässigt; doch waren J. J. Rau und J. Denys durch ihre Geschicklichkeit in der Operation des Steins weit berühmt. Außer ihnen zeichneten sich noch C. Stalpaert van der Wiel, R. Roontruizen, J. Muuniks, F. Dekkers und A. Cyprian durch gelungene Operationen aller Art aus. Die Entbindungskunst mußte durch Ruysch's Entdeckung, daß

die Gebärmutter ſelbſt die nöthige Kraft zur Austreibung der Nachgeburt habe, gewinnen. — Für die Jurisprudenz in Holland war dieſer Zeitraum die Glanzperiode. Das römiſche Recht, welches als Ergänzung der verſchiedenen Landrechte gelten mußte, wurde von A. Vinnen, den beiden Matthäus, A. Saumaiſe, J. J. Wiſſenbach, S. van Leeuwen, van Eck, van Sande, Bijkershoek, J. Voet („Commentarius ad Pandectas"), L. Th. Gronovius, G. Noodt („Probabilia") und A. Schulting („Jurisprudentia antijustinianea", „Notae ad Digesta") fleißig bearbeitet. Das Landrecht ward von Grotius („Inleiding tot de hollandsche Regtgeleerdheid"), Grönewegen, A. Matthäus und U. Huber meiſterhaft dargeſtellt. Das Staatsrecht erfreute ſich durch H. Grotius' Muſterwerke: „De jure belli et pacis" und „Mare liberum", durch U. Huber („De jure civitatis"), J. Voet, Matthäus und P. R. Vitriarius einer gedeihlichen Pflege. Das kanoniſche Recht fand an van Espen einen vorzüglichen Bearbeiter. — Die Theologie überſchritt allmählig die ihr ſeither geſteckten engen Grenzen; die Reformation gab Veranlaſſung zur freieren Schrifterklärung und zu einer hartnäckigen, aber manche gute Früchte tragenden Polemik. Auch hier brach der treffliche Grotius (von deſſen theologiſchen Schriften wir hier nur das vielberühmte Buch „De veritate religionis christianae" nennen wollen) Bahn und ſah ſich durch die freiſinnigen Gelehrten Koornhert, H. Düishuis und Druſius unterſtützt, bis der unſelige Streit Gomar's und Armin's über die Prädeſtinationslehre von Neuem die Gemüther erhitzte und zu einem der Religionswiſſenſchaft höchſt verderblichen Kampfe anfachte, in welchem die Gomariſten die Oberhand behielten und ihre toleranteren und kenntnißreicheren Gegner Grotius, S. Epiſcopius u. A. nicht nur verketzerten, ſondern auch möglichſt hart drückten. Weniger bedeutend war der Streit zwiſchen den Coccejanern, welche überall Allegorien und Typen ſahen, und den ſyſtematiſch-praktiſchen Voetianern. Coccejus und Heiden, Beide Anhänger der carteſiſchen Philoſophie, und ihre Schüler H. A. Roell, R. Andula u. A. ſuchten durch dieſe auch der Theologie mehr Gehalt zu verſchaffen, Limborch ſtellte ein ſehr freiſinniges Syſtem der Dogmatik auf und B. Bekker ſuchte den Teufel mit ſeinem ganzen Spuke aus der Kirche zu entfernen. Trommius unterzog ſich mühevollen Arbeiten zur Erklärung der Bibel. An fanatiſchen Schwärmern (wie van Hatten und der aus Frankreich herübergewanderte Labadie) fehlte es auch in dieſem Jahrhunderte nicht. — Dritte Periode. Von den erſten Decennien des XVIII. Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit. Sank auch die Nationalliteratur zu Anfange dieſes Zeitraumes durch den verderblichen Einfluß des franzöſiſchen Geſchmacks tief herab, ſo war doch der lange Friede der Entwicklung der Denkkraft und der Weiterbildung derjenigen Wiſſenſchaften, welche nur in ununterbrochener Ruhe gedeihen können, ſehr erſprießlich. Die griechiſche und orientaliſche Sprachforſchung erhielt durch T. Hemſterhuis und A. Schultens, die Medicin durch H. Boerhave eine ganz neue Geſtalt und die Univerſität Leyden, wo dieſe Männer lehrten, ward bald die erſte des XVIII. Jahrhunderts und von Studirenden aller Länder beſucht. Mit dem Ausbruche des unglücklichen, durch die nordamerikaniſche Revolution veranlaßten Krieges gegen England (1780) ſchien das Glück Holland auf immer den Rücken kehren zu wollen. Innerer Zwiſt und mehrere feindliche Einfälle zerſtörten nach und nach den Handel und die Induſtrie. Die Staatsſchuld wurde ungeheuer groß, der Credit immer kleiner und der Bürger, dem ſtete Unruhen allen Muth zu Unternehmungen jeder Art raubten, ſchien für die emſige Pflege der Wiſſenſchaften verloren. Der Mangel an großen Männern verminderte das Zuſtrömen der Fremden nach den holländiſchen Univerſitäten,

welche bald von ähnlichen Anſtalten des Auslandes (wie z. B. Göttingen) weit überflügelt wurden. Durch die Reibung mit den benachbarten Ländern wurden zwar viele Vorurtheile hinweggeräumt, manche neue Ideen geweckt und durch die franzöſiſche Revolution die drückende Religionsherrſchaft aufgehoben, aber mit der alten holländiſchen Art und Weiſe ſchwand auch die gewohnte Gründlichkeit und alle Originalität wurde durch die unzählbaren ſchlechten Überſetzungen oberflächlicher Machwerke der Franzoſen und Deutſchen erſtickt. Die Univerſitäten Franeker und Harderwyk wurden, die erſte 1809, die andere 1811, aufgehoben, dagegen nahm der Beſuch der übrigen, beſonders Utrechts und Leydens, durch Ausländer in der neueſten Zeit wieder zu und die Gymnaſien und Athenäen zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwyk, Amſterdam, Maſtricht und Luxemburg ſtehen in wohlverdientem Anſehen. Außer den vorzüglichen Militairſchulen zu Amſterdam und Delft, den Schifffahrtsſchulen zu Amſterdam und Helvoetſluys, der Taubſtummenanſtalt zu Gröningen und vielen Privatanſtalten zählt Holland an viertauſend Elementarſchulen. Gelehrte Geſellſchaften finden ſich zu Amſterdam („Nederlandsch institut van wetenschappen, letterkunde en schoone kunsten"), Haarlem („Hollandsche huishondelyke maatschappij," eine 1752 geſtiftete gelehrte Geſellſchaft), Gröningen (eine juriſtiſche, eine naturforſchende Geſellſchaft), zu Arnheim (eine phyſikaliſch-literariſche Geſellſchaft), Zütphen (ein phyſikaliſcher Verein), Utrecht (eine Societät der Künſte und Wiſſenſchaften), Amſterdam („Maatschappijtot nut van't Algemeen," eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft, ein mediciniſcher, ein mathematiſcher Verein und die Societät „Eene onvermoeide arbeit komt alles te boven"), zu Rotterdam (die Geſellſchaften „Verscheidenheid en Overeenstemming," „Proefondervindelijke wisbegeerte," ein theologiſcher und ein naturforſchender Verein), Leyden (die Geſellſchaft der niederländiſchen Literatur, die Societät der freien Künſte und Wiſſenſchaften), Middelburg (die ſeeländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine naturforſchende Geſellſchaft), zu Zierikzee (ein phyſikaliſcher Verein), Luxemburg (eine Ackerbaugeſellſchaft) u. ſ. w. Die Zahl der in Holland erſcheinenden politiſchen Zeitungen und gelehrten Journale iſt nicht gering, aber nur wenige werden dem Auslande bekannt. Die werthvollſten Zeitſchriften dieſer Periode möchten folgende ſein: „Het republyk der Geleerden" (Amst. 1710—1748. 78 Voll. 8.), „Maendelyke Uyttreksels" (Ebend. 1715—1748. 66 Voll. 8.), „Histoire critique de la république des lettres" (Utrecht 1712—1718. 15 Voll. 12.), „Journal littéraire" (à la Haye. 24 Voll. 8.), „Nouvelles littéraires" (Ebend 1715—1720. 11 Voll. 8.) „L'Europe savante" (Ebend. 1718—1720. 12 Voll. 8.), „Bibliothèque raisonnée des ouvrages des savans de l'Europe" (Amst. 1728—1753. 50 Voll. 8.), „Vaterlandsche Letteröffeningen" (Amst. 1761—1835. 138 Voll. 8.) und „Allgemeene Kunst-en Letter-Bode" (Haarl. 1788—1835. 96 Voll. 4.). Belgien blieb in der Geiſtescultur ſtets weit hinter Holland zurück; die Univerſität Löwen hing an dem alten Schlendrian und widerſetzte ſich den heilſamſten Neuerungen mit wüthendem Eifer. Wie wenig die Bevölkerung zum Beſſeren reif war, bewies zur Genüge der durch Joſeph's II. gutgemeinte Verbeſſerungen hervorgerufene allgemeine Aufſtand, und was vermochte die franzöſiſche Regierung durch Aufhebung der alten Univerſität und durch Stiftung der Athenäen zu Brüſſel, Lüttich, Gent und Brügge? War nicht der Jubel bei der Wiederherſtellung der Jeſuiten (1814) allgemein? Und iſt der Abfall Belgiens von Holland in der neueſten Zeit nicht größtentheils dem fanatiſchen Obſcurantismus der Pfaffen zuzuſchreiben? Hatte der König der Niederlande nicht Alles zur Verbeſſerung der Unterrichtsanſtalten gethan? Zu der Univerſität Löwen kamen noch Gent und Lüttich (1816); die Gymnaſien zu Brüſſel, Brügge, Doornik, Namur und

Antwerpen waren im blühenden Zuſtande und über zweitauſend Schulen organiſirt; die gelehrten Geſellſchaften zu Brüſſel, Antwerpen, Gent, Lüttich und an andern Orten erfreuten ſich der Unterſtützung und Aufmunterung der Regierung, als durch die Revolution Alles in das frühere Chaos zurückgeſchleudert wurde. Ob es dem neuerrichteten Königthume gelingen wird, das Volk ſeiner abergläubiſchen Dummheit zu entreißen, wird die Folgezeit lehren. Neue Univerſitäten wurden 1834 zu Mecheln (wo die Jeſuiten ihren Sitz aufgeſchlagen haben) und zu Brüſſel (wo ſich ein freieres Streben beurkundet) geſtiftet und das unverbeſſerliche Löwen 1835 aufgehoben. Allenthalben macht ſich aber franzöſiſche Bildung breit und wie Brüſſel zur Nachdruckfabrik franzöſiſcher Geiſteswerke geworden iſt, ſo möchte man ganz Belgien einen ſchlechten Nachdruck Frankreichs nennen. — Von allen Wiſſenſchaften erfreute ſich die Philologie während dieſes Zeitraumes in den Niederlanden der größten Pflege. Die griechiſche Grammatik wurde von T. Hemſterhuis zuerſt philoſophiſch behandelt und ihre Erlernung dadurch bedeutend erleichtert. Er machte ſich allmählig von der ſeither faſt ausſchließend getriebenen Wortkritik los und drang mehr auf die richtige Auffaſſung des Geiſtes der Alten. Seine Ausgaben des Pollux (1706), Lucian (1743), des Plutus des Ariſtophanes (1744), des Xenophon von Epheſus, Heſychius und Thomas Atticiſta werden immer noch geſchätzt. An ſeiner Seite ſtehen würdig St. Bergler, der treffliche Herausgeber Homer's und gründliche Kenner der alten Philoſophie, P. Weſſeling, berühmt durch ſeine trefflichen Bearbeitungen Diodor's von Sicilien (1745) und Herodot's (1763), Duker, der ſcharfſinnige Ausleger des Thucydides (1731), Valckenaer, der zuerſt einen lesbaren Text einiger Stücke des Euripides und des ganzen Theokrit (1779) lieferte, und Ruhnken, der zuerſt die homeriſche Hymne an die Ceres (1782) herausgab und in den Bearbeitungen des Heſychius, des Longin (1776) und des platoniſchen Wörterbuchs von Timäus einen reichen Schatz tiefer Bemerkungen niederlegte. Um die Herausgabe und Erklärung der griechiſchen Claſſiker haben ſich ferner verdient gemacht: de Pauw (Hephäſtion, Horapollo 1727, Anakreon 1732, Q. Kalaber 1734, Theophraſt, Ariſtänet 1737, Phrynichus 1739 und Äſchylus 1745), Haverkamp (Flavius Joſephus 1726), Burmann (Ariſtophanes 1760), Schrader (Muſäus 1748), d'Orville (Chariton), Lennep (Coluthus, Phalaris), Pierſon (Möris Atticiſta), Krenn (Korinthus), Abreſch (Äſchylus 1743, Thucydides 1763 und Ariſtenät), Röver (Muſäus), Wyttenbach (Plutarch 1795, Plato's Phädon 1809), H. Tollius (Apollonius 1788), E. Waſſenbergh (Homer 1783) u. v. A. Reitz verglich die niederländiſche und griechiſche Sprache („Belga graecissans" 1790); Alberti war ein eben ſo großer Sprachkenner als ausgezeichneter Theolog; Hoogeveen leiſtete Vorzügliches in der griechiſchen Grammatik; überhaupt beſaß Holland in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts eine größere Anzahl Helleniſten, als die übrigen Länder Europas zuſammengenommen, und auch in der neuern Zeit haben kenntnißreiche und geiſtvolle Männer den Ruhm zu behaupten geſucht. Wir nennen nur noch den zugleich in der Mathematik ausgezeichneten Nieuwland, Jeronymo de Boſch, Luzac („Lectiones atticae"), Sluiter („Lectiones Antocideae"), van Lynden, va'n Heusde und Bake. Auch die lateiniſche Sprache gedieh weiter und das Studium der römiſchen Claſſiker wäre vielleicht ſogar durch den franzöſiſchen Einfluß vorherrſchend geworden, wenn nicht Hemſterhuis und ſeine Schüler dieſem oberflächlichen Streben entgegengearbeitet hätten. Von den zahlreichen Herausgebern und Bearbeitern römiſcher Schriftſteller wollen wir hier nur anführen den gelehrten Drakenborch (Livius 1720 und Silius Italikus), Duker (Florus 1731), Verburg (Cicero 1724), A. Gronovius (Juſtin 1722, Pomponius Mela und andere Geographen), den uner-

mühlichen Oudendorp (Julius Obsequens 1728, Lucan 1731, Frontin 1737, Cäsar, Sueton 1751 und Apulejus 1786), den weniger gediegenen S. Haverkamp (Lucrez 1725, Eutropius 1729, Orosius 1738), den unkritischen A. Torrenius (Valerius Maximus), den nicht viel bedeutenderen Wopkens, den trefflichen Staveren (Cornelius Nepos), Arntzenius (Dionysius Cato 1735), P. Burmannus Secundus (Claudian 1760, Cicero), D. Ruhnkenius (Vellejus Paterculus, 1779, Rutilius Lupus 1768) und L. van Santen (Properz 1780). Gegen das Ende dieser Periode wurden die Ausgaben durch den Verfall des holländischen Buchhandels immer seltener und manche Gelehrte sahen sich gezwungen ihre Werke im Auslande drucken zu lassen. Die größten Philologen Hollands im XIX. Jahrh. möchten Goudoever, Geel, Lenting, Bergmann, Groen van Prieſterer, Brouwer, Carſtens, D. van Lennep, Peerlcamp und der auch im Auslande berühmte Archäolog Reuwens ſein. Der lateiniſche Styl fand bis auf die neueſte Zeit in Holland die ſorgfältigſte Pflege und noch jetzt ſchreiben die niederländiſchen Philologen ein ſo reines Latein, wie es bei den Gelehrten der übrigen Länder nur ſelten angetroffen wird. Als die vorzüglichſten Lehrer und Meiſter des lateiniſchen Styls gelten D. Ruhnkenius und D. Wyttenbach, deſſen „Bibliotheca critica“ (Lugd. Batav. 1779—1809. 3 Voll. 8.), eine vortreffliche Zeitſchrift füe die alte Literatur, hier nicht unerwähnt bleiben darf. Das Studium der orientaliſchen Sprachen wurde dadurch, daß man ſie unter einander verglich und gleichzeitig anbaute, ſehr gefördert. A. Schultens erwarb ſich durch die Andeutung und das Einſchlagen dieſes am ſicherſten zum Ziele führenden Weges unſterblichen Ruhm. Welche Vortheile durch dieſe Methode zu erlangen waren, zeigte er ſelbſt durch ſeine Bearbeitung des Buches Hiob und der Sprüche Salomon's. Sein Sohn J. J Schultens ging auf dem gebahnten Pfade weiter und N. W. Schröder legte die Reſultate dieſer Forſchungen in ſeinen allbekannten „Institutiones ad fundamenta linguae hebraeae“ nieder. Die Schüler dieſer verdienten Männer E. Scheidius, Hamelsveld, van Vloten, H. Muntinghe, van der Palm haben ſich ihrer Lehrer würdig zu zeigen geſucht. In der arabiſchen Literatur glänzten nach A. Schultens ſein Enkel H. A. Schultens (Herausgeber der arabiſchen Anthologie des El Nawaby, 1772, und des „Specimen proverbiorum Meidani“, 1773), Vriemont, der ſich durch eine gutgeordnete arabiſche Grammatik große Verdienſt erwarb, E. Scheidius, der nach Schröder's Methode eine Sprachlehre ausarbeitete, Rau, Tydeman, Willmet und in der neueſten Zeit Pareau, Hamaker, Roorda, Weyers, Juynboll und Uylembroek. — Weniger umfaſſend und glücklich waren die Holländer in der Bearbeitung der Geſchichte. Am Schwächſten ſind ſie in der allgemeinen Geſchichte. Suiker's, Verburg's, Leuscius' und Martinet's Verſuche ſind unbrauchbare Compilationen und wurden ſtets durch Überſetzungen der Meiſterwerke anderer Nationen verdrängt. Muntighe's „Geſchiedeniss der Menschheid“ (1803) iſt das gelungenſte Werk dieſer Art. Stuart's weitläufige römiſche Geſchichte („Romeiusche Geschiedenissen“, Utr. et Amst. 1792—1810. 30 Voll. 8.) wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen, obſchon ſie nur von Seiten der Darſtellung Lob verdient. Auch Hamelsveld's „Geſchichte der Juden“ (1805) gilt als ein ſehr unterhaltendes Buch. Die vaterländiſche Geſchichte hatte in dieſem Zeitraume durch die Compilationen G. van Loon's („Alöude hollandsche historie“, 1734), Alkemade's, Scheeling's, S. J. van der Vynckt's und P. Leclerc's faſt noch gar nichts gewonnen, als Jan Wagenaar in ſeiner „Vaterlandsche historie“ (Amst. 1749—59. 21 Voll. 8.) ein Meiſterſtück ſtrenger Kritik, gewiſſenhafter Unparteilichkeit und richtigen Blicks lieferte und in S. Styl „Opkomst en Bloei

der Vereenigde Neederlanden", 1774) und J. W. te Water („Der Bund des niederländiſchen Adels zu Brüſſel im Jahre 1566") zwei würdige Nachfolger fand. Martini und van Wyn (Verfaſſer der reichhaltigen „Historische Avondstonden", 1800, und des „Huiszittend Leven") ſetzten Wagenaar's Werk fort, blieben aber weit hinter ihrem großen Muſter zurück. Am Tiefſten iſt vielleicht Kluit in ſeiner „Historie der Hollandsche Staatsregeering" (Amst. 1802—1805. 5 Voll. 8.) und in ſeiner „Historia critica comitatus Hollandiae et Zeelandiae" (Medioburg. 1772—1782. 2 Voll. 4.) in den Geiſt und das Weſen der Geſchichte ſeines Vaterlandes eingedrungen. J. Meermann's „Geschiedeniss van Graf Willem van Holland, Roomsch Koning" (Gravenhage 1783—1797. 4 Voll. 8.) ſteht dieſen Meiſterſtücken würdig zur Seite. In der neueſten Zeit hat ſich Bilderdyk durch ſeine „Historie des Vaterlands" (10 Voll. 8.), worin er den Geiſt der Zeit noch meiſterhafter als Wagenaer entwickelt, unſterblichen Ruhm erworben. Außer dieſen anerkannt wichtigen Hiſtorikern möchten noch zu erwähnen ſein Engelberts („Über den uralten Zuſtand von Holland), Martinet, Metelerkamp, van Haſſelt, van Spaen, van der Palm, Scheltema, van Kampen, Boſſcha, van Capelle und de Jonge. Die Biographie und die Literärgeſchichte wurden durch die materialienreichen, obſchon ſehr unkritiſch zuſammengeworfenen „Lebensbeſchreibungen niederländiſcher Männer und Frauen" (10 Bde. 8.), durch eine ähnliche Compilation von Kok (1781. 30 Bde.), durch Saxe's „Onomasticon", Scheltema's „Staatkundig Nederland", H. Bakker's meiſterhaft geſchriebene Biographie Wagenaar's und D. van Hoogſtraten's Lebensbeſchreibungen älterer Dichter bereichert. In der Kirchengeſchichte war durch die ſtreng bewachten dortrechter Kanones jede freiere Forſchung unmöglich gemacht. Erſt in der neueren Zeit wagte ſich der freigegebene Forſchungsgeiſt auf dieſes gefährliche Feld; Wagenaar's „Geſchichte der chriſtlichen Kirche in den erſten Jahrhunderten" iſt ein gründliches allgemein beliebtes Werk; mit großer Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Sachkenntniß iſt Ypey's „Geſchichte der chriſtlichen Kirche im XVIII. Jahrhundert" gearbeitet, Hamelsveld's „Allgemeene Geschiedeniss der christelyke Kerk" (21 Voll.) leidet an allzugroßer Gedehntheit und Oberflächlichkeit. Außer dieſen ſind noch Dermont's und Brocs' Schriften zu erwähnen. Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften wurden mit Eifer gepflegt; S. Haverkamp, van Loon und van Mieris gelten als große Numismatiker, E. Holthon und Barbeyrac als vorzügliche Diplomatiker. Die Erdkunde wurde zwar nur wenig durch Seereiſen bereichert, denn die Macht und der Eroberungsgeiſt des Handelsſtandes hatte aufgehört, deſto mehr geſchah aber für die Geographie überhaupt. Lulof's „Phyſiſche und mathematiſche Erdbeſchreibung" (1750) iſt zwar kein Meiſterſtück, muß aber immer als ein für jene Zeit ſehr gründliches und lehrreiches Werk angeſehen werden. Wagenaar's „Allgemeine Geographie" („Tegenwoordige staat van alle Volkeren") leiſtet nur in Bezug auf die Niederlande Gediegenes, zeugt aber doch von weit größerem Geiſte als Janicon's „Statiſtik der niederländiſchen Republik" (1736) und Bachiene's „Heilige Geographie." In der neueren Zeit kann nur Stuart's treffliche Völkerkunde („De mensch, zoo als hy voorkomt op den bekenden Aardbol", 1802) auf allgemeine Anerkennung Anſpruch machen. Von den zahlreichen Reiſebeſchreibern nennen wir nur Braam („Geſandtſchaftsreiſe nach China"), J. Meerman („Berigten omtrent het noorden en noordosten van Europa", Gravenh. 1804—1806. 6 Voll. 8.), Willigen („Reiſe nach Frankreich", 1804), Patter (nach England, 1805), Bougardt (nach Deutſchland, 1806), den etwas abenteuerlichen Haafner („Reize van Madras naar Zeylon", 1807, „Reize in eene Palanquin", 1808), Corn. de Jong und P. F. v. Siebold („Beſchreibung von

Japan", 1832). — In den Staatswiſſenſchaften hatten während des XVII. Jahrh. J. Althuſen („Politica methodice digesta") und H. Grotius (beſonders in ſeinem „Parallelon rerum publicarum") zwar Vorzügliches geleiſtet, wurden aber im XVIII. durch E. Luzac's Meiſterwerk: „Hollands Rykdom" (1780. 4 Voll. 8.) weit übertroffen. Seine Nachahmer können durchaus nicht mit ihm verglichen werden, am Höchſten ſteht unter ihnen K. van Hogendorp. — Die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften wurden immer noch mit großer Vorliebe gepflegt. 's Graveſande ſtellte ſcharfſinnige Unterſuchungen über die Elaſticität der Körper an und machte wichtige Entdeckungen in der Hydroſtatik. Fahrenheit, ein geborener Danziger, verbeſſerte in Holland die Thermometer. Die Kraft und Eigenſchaft des Magnets, ſo wie die ſpecifiſche Schwere des Waſſers und die Elaſticität der Luft wurden von Muſſchenbroek, das Weſen des Feuers und des Froſtes von Boerhave näher erörtert. Überhaupt bewährt ſich die Liebe der Holländer zu der Naturkunde in dieſer Periode durch die Stiftung zahlreicher phyſikaliſcher Vereine, durch deren Mitglieder die Wiſſenſchaft weiter gefördert wurde. De Lüc, Hennert, van Swinden, Stratingh, Moddermann, Müller, Doornik, Bikker, Delabarre, Cuthberſon, van Marum, Steringa Kupper, van Swinderen und Brugmans ſind Namen, welche auch von den Phyſikern des Auslandes mit Achtung genannt werden. Die früher vernachläſſigte Chemie wurde durch die ſogenannten amſterdamer Chemiker Deiman, Bondt, Nieuwland, Paats van Trooſtuyk und Lauwerenburgh durch wichtige Entdeckungen zu Ehren gebracht. Außer ihnen ſind noch zu nennen van Marum, Cuthberſon, Verfertiger vortrefflicher Elektriſirmaſchinen, Ingenhouß und Krayenhoff. Die Naturgeſchichte verdankt Holland manche Bereicherung. P. Camper machte ſich um die Naturgeſchichte des Menſchen und der Affen, J. Baſter durch gründliche Unterſuchung mehrerer Inſectenarten, Temmink um die Ornithologie verdient. A. Trembley bemerkte zuerſt (1740) die Reproduction der zertheilten Armpolypen und Lyonnet die doppelte Zeugungsweiſe der Blattläuſe. Houttuin und Allamand bearbeiteten die allgemeine Naturgeſchichte (1761), Le Francq von Bakhey beſchränkte ſich auf Holland. Für allgemeinere Verbreitung der Naturkenntniß ſorgten Martinet, de Vries, Buys und Uilkens durch ihre populären Bearbeitungen erfolgreich. Die Botanik wurde, ſo lange die auswärtigen Beſitzungen der Holländer blühten, nie vernachläſſigt. A. und D. Royen und Boerhave beſorgten den leydner, die beiden Burman (auch durch mehrere Werke über die indiſche und afrikaniſche Flora berühmt) den amſterdamer Pflanzengarten. Thunberg, ein Schüler Linné's, machte auf Koſten der Regierung eine botaniſche Reiſe nach dem Cap, Batavia und Japan, de Gorter und J. Kops beſchrieben die Flora Belgiens und Hollands. — In der Philoſophie blieben die Holländer am Weiteſten zurück. Ihre allzugroße Bedächtigkeit hindert ſie an kühner, origineller Speculation und ihre Philoſophen ſind faſt ausſchließend nur Eklektiker. Der jüngere Hemſterhuys hielt ſich an Plato, Petſch war ein Anhänger, Allart Hulshoff ein Gegner der Leibnitz'ſchen Philoſophie. F. Hemert ſuchte philoſophiſche Anſichten des Auslandes ſeiner Nation populär darzuſtellen; Wyttenbach und van de Wynpreſſe ſchrieben brauchbare Compendien. Schädlich wirkte gegen das Ende des XVIII. Jahrh. die Oberflächlichkeit der Encyclopädiſten auf das Studium der Philoſophie und hemmte die ruhige Forſchung nach Wahrheit. Durch Hemert fand die kantiſche Philoſophie in Holland Eingang und an Kinker, Servaas, Deiman, Le Roy und van Boſch eifrige Vertheidiger und Verbreiter. Eine Widerlegung der kritiſchen Philoſophie verſuchten Wyttenbach, Feith und van der Wynpreſſe ohne Glück. Fichte's, Schelling's und Hegel's Phi-

loſophie fand in Holland nur ſehr wenig Anklang. Unter den nicht ſehr zahlreichen niederländiſchen Philoſophen machen wir noch namhaft H. C. Eras, Browe, Nyhoff, Engelhardt, Kemper, van der Voort, E. Luzac, Ockerſe, Borger, Heusde und Schröder. — In der Medicin nennen die Holländer mit Stolz den weltberühmten H. Boerhave, einen der größten praktiſchen Ärzte und einflußreichſten Lehrer der Medicin. Seine „Institutiones medicae“ zeugen von ſeinem ſeltenen Forſchungsgeiſte und ſeiner vielſeitigen Gelehrſamkeit. Unter ſeinen zahlreichen Schülern ſind G. van Swieten, H. D. Gaubius (ausgezeichnet in der Pathologie), J. Oſterdyk (der unerbittlichſte Feind aller mediciniſchen Charlatanerie), A. de Haen (bekannt durch ſeine claſſiſche „Ratio medendi“), Trouchin, der zuerſt in Holland die Blattern einimpfte (1748), worin ihm Bilker, Camper, G. van Doeveren, Davids und C. J. Thomaſſen a Thueſſink mit Eifer folgten, Paradys und Bleuland die berühmteſten. In der neueſten Zeit haben ſich Bernard, Pruys van der Hoeven, Broers, van Maanen, Cuypers, de Rank, a Roy, van Stipriaan Luiscius und Ontyd einen ausgebreiteten Ruf erworben. Der erſte Anatom ſeiner Zeit war B. S. Albinus, der beſonders die Muskeln und den Knochenbau zum Gegenſtande ſeiner höchſt genauen Darſtellungen wählte. Einige ſeiner Nachfolger, P. Camper, F. B. Albinus, F. Winter, J. de Gorter, G. Forſten Verſchum, L. Bilker und J. J. van den Boſch, kamen ihm nach, keiner aber gleich. In der neueren Zeit verdienen van Geuns, A. Bonn, J. Bleuland, G. Sandifort und ſein Sohn J. Sandifort ehrenvolle Erwähnung. Für Chirurgie und Geburtshülfe leiſteten P. Camper, M. S. du Pui, A. Bonn, J. van der Haar, D. van Geſſcher, G. G. ten Haaf und Imkulder Bedeutendes. Unter den jetzigen Chirurgen werden Kluyskens, Logger, Wachter und Hendrickz mit Auszeichnung genannt. In der Pharmacie erwarben ſich Brugmans („Pharmacopoea batava“), Drieſſen und Brolick bleibende Verdienſte. — Die Rechtsgelehrſamkeit ſchien ſich am Beginne dieſer Periode allzuſehr nach der philoſophiſchen Seite hinzuneigen, doch wurde bald von einflußreichen Männern dieſer Richtung entgegengearbeitet. Cornelius van Bynkershoek verband in der Behandlung des römiſchen Rechts mit durchdringendem Scharfſinne kauſtiſchen Witz; J. Ortwin Weſtenberg's Handbücher blieben lange im Gebrauche und waren jedenfalls gediegener als die Compilationen des Vielſchreibers E. Otto; Z. Huber und B. Voorda bearbeiteten mit Vorliebe das frieſiſche Recht, G. Meermann und H. J. Arntzen waren fleißige Sammler. Für das Staatsrecht waren E. Luzac, van der Marck, W. Peſtel, Schröder, Kluit und L. P. van de Spiegel thätig. In der zweiten Hälfte dieſer Periode änderte ſich mit der Politik auch das beſtehende Recht und neue Geſetzbücher traten an die Stelle der alten; doch arbeiteten J. de Rhoer, D. G. van de Keeſſel, M. Tideman, H. C. Eras, D. Meyer, Kemper, Twiſt, Meerman, J. Valckenaar, C. W. de Rhoer, J. van der Linden, Bilderdyk und W. Scholten immer noch mit großer Gründlichkeit in ihrem Fache. — Die Theologie machte noch keine Fortſchritte; von den feſtgeſetzten Glaubensformeln durfte, wer nicht als Ketzer verfolgt ſein wollte, kein Haar breit abgewichen werden; ſprach doch Hofſtede noch 1767 allen Heiden die Seligkeit ab! Anerkennung verdienen allerdings Wetſtein's große Verdienſte um die bibliſche Kritik, ſo wie J. Alberti's, Venema's, Vitringa's und Verſchuir's Bemühungen um die Exegeſe, aber erſt gegen das Ende des XVIII. Jahrh. machte ſich die Theologie aus den langgetragenen, drückenden Feſſeln los. Kirche und Staat wurden 1795 getrennt und die Verfolgungsſucht hörte auf. Auf die Wiſſenſchaft ſelbſt wirkte das Bekanntwerden mit den gehaltreichen Schriften der deutſchen Theologen vortheilhaft;

Schultens, van Vloten, T. Bosveld und van der Palm gingen muthig voraus und fanden bald noch kühnere Nachfolger. In der Dogmatik ſchritten Heringa, van Voorſt, Muntinghe und Regenbogen raſch zum Beſſeren; in der Exegeſe gingen Verſchuir, Bosveld, Greeve, de Perponcher, Heſſelink und van der Kemp von freieren Principien aus, ohne ſich in unhaltbare Hypotheſen zu verwickeln. Von den übrigen Theologen aus dieſer Periode nennen wir noch die Homileten E. Hollebeck, Rau und Broes, den alle Wunder und Weiſſagungen keck läugnenden Konynenburg und die aufgeklärten Katholiken Schouten, Schrant und Lerius. (Vgl. A. Pars' „Index Batavicus of Naamrol van de Batavise en Hollandsche Schrijvers", Leyd. 1701. 4.; J. F. Foppens' „Bibliothoca belgica", Bruxel. 1739. 2 Voll. 4.; J. Noel Paquot's „Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des dix-sept provinces des Pays bas", Liège 1763—1770. 8 Voll. Fol. oder 18 Voll. 12. und J. G. Eichhorn's „Geſchichte der Literatur", Götting. 1812. 8. Bd. III. S. 880—1102.) 67.

Niederländiſche Münzen, Maße und Gewichte ſind ſeit 1816, wie in Frankreich, in Decimaltheile eingetheilt. I. Münzen. Hier rechnet man nach Gulden, welcher früher 20 Stüver à 12 und 16 Pfennige galt, jetzt aber 100 Cents oder 20 Stüver à 5 Cents gilt. Wirklich geprägte Münzen a) in Golde: 10 Guldenſtücke von 21 Karat 7⅓ Grän fein von 139,96 holl. Aß Schwere, 38,6149 Stück auf eine Mark fein; 5 Guldenſtücke nach Verhältniß; Ducaten von 23 Karat 7 Grän fein halten 72,67 holl. Aß und auf eine cöln. Mark fein gehen 68,1134 Stück; b) in Silber: 3 Guldenſtücke von 14 Loth 5,18 Grän fein; auf eine cöln. Mark fein 8,109 Stück. 1 Guldenſtücke zu 100 Cents und ½ Guldenſtücke zu 50 Cents nach Verhältniß. ¼ Guldenſtücke zu 25 Cents von 9 Loth 1,87 Grän fein; 97,31 Stücke auf eine cöln. Mark fein. 1/10 Guldenſtücke zu 10 Cents und 1/20 Guldenſtücke zu 5 Cents nach Verhältniß. Silber, Ducaten oder Thaler von 13 Loth 16 Grän fein, 9,5948 Stück auf eine cöln. Mark fein und Silber- Ruyder oder Ducaten von 14 Loth 17¾ Grän fein gehen 7,6649 Stück auf eine cöln. Mark fein; c) in Kupfer, ganze und halbe Centsſtücke. II. Längenmaße. 1 Elle (mètre) = 10 Palm (décimètre) = 100 Duim, Däume oder Zolle (centimètre) = 1000 Streep oder Linien (millimètre) = 443,2929 par. Linien. 1 Roede, Ruthe (décamètre) = 10 Ellen. 1 Meile, myle (kilomètre) = 100 Ruthen. III. Flächenmaß. 1 □Elle (centiare oder □mètre) = 100 □Palm à 100 □Duimen à 100 □Streepen. 1 □Roede (care) = 100 □Ellen und 1 Bunder (hectare) = 100 □Ruthen. IV. Cubikmaß. 1 Cubikelle (cubicmètre oder stère) = 1000 Cubikpalmen (litres oder decistères) = 1000000 Cubikduimen (centistères) = 1000000000 Cubikſtreepen (millistères) = 29,17385 par. Cubikfuß. V. Getreidemaß. 1 Laſt = 30 Mudden oder Zakken (hectolitres) à 10 Shepels (décalitres) à 10 Koppen (litres) à 10 Maatjes (decilitres). VI. Flüſſigkeitsmaß. 1 Vat oder Faß, Tonne (hectolitre) = 100 Kannen (litres) = 5041,24 par. Cubikzoll. 1 Kan = 10 Maatjes (decilitres) = 100 Vingerhoede (Fingerhut, centilitres) = 50,412416 par. Cubikzoll. VII. Gewicht. 1 Pond (Pfund, kiliogramme) = 10 Onſen (Unzen, hectogrammes) = 10000 Korrels (Grän, décigrammes) = 20806 holl. Aß. 1 Stein = 3 Pfd. Gold, Silber, Perlen, Edelſteine werden nach dem Wigtje (gramme) gewogen. Das Arznei- und Medicinalgewichtspfund = ⅔ Pfund = 7802 holl. Aß = 12 Onſen = 96 Dragmans = 288 Scrupels = 5260 Greinen. 33.

Niederländiſche Sprache. Unter niederländiſcher Sprache verſteht man die niederdeutſche Mundart, welche während des Mittelalters in Flandern, Bra-

bant und Holland blühte und im XIII. Jahrh. zum ſchriftſtelleriſchen Gebrauche ausgebildet wurde. Sie iſt eben ſo gut, als die ſächſiſche und weſtphäliſche Mundart, ein Zweig des großen germaniſchen Sprachſtammes, gedieh aber durch frühe Handelsverbindungen des Volks, welches ſie ſprach, durch reinere und reichere Quellen und durch mannigfache Berührungen theils mit dem hochdeutſchen, theils mit dem frieſiſchen Dialecte zur größeren Vollendung. An den Höfen von Flandern und Brabant während des XIII. und XIV. Jahrh. ausgebildet und in dieſen Ländern allgemein gebräuchlich war ſie unter dem Namen der flämiſchen Mundart bekannt, bis ſie nach der Revolution Hollands und nach der Präponderanz dieſer Provinz mit dem Namen der holländiſchen Sprache beehrt wurde. In den Niederlanden ſelbſt nannte man ſie bis zum Ende des XV. Jahrh. deutſch (duitsch, duytsche tale). Durch die Herrſchaft des Hauſes Burgund wurde zwar die franzöſiſche Sprache Hofſprache, aber das Volk blieb ſeiner Mutterſprache getreu und alle Verordnungen und öffentlichen Bekanntmachungen mußten im flämiſchen Dialecte abgefaßt werden. Noch jetzt ſprechen zwei Fünftheile der Bevölkerung Belgiens flämiſch und in dieſer Sprache wird in den Schulen gelehrt und in den Kirchen gepredigt und ſelbſt während der langen Herrſchaft der Franzoſen über dieſes Land konnte man ſie nicht von den Gerichten entfernen; ob dieſes endlich dem immer zunehmenden franzöſiſchen Einfluſſe gelingen wird, kann nur die Folgezeit lehren; merkwürdig bleibt immer die Erfahrung, daß das ſogenannte Walloniſche, ein Patois, das zwar romaniſchen Urſprungs, aber eben ſo wenig von den Franzoſen als von den Deutſchen verſtanden wird, gerade in den mit Deutſchland in näherer Berührung ſtehenden Provinzen (Brabant, Hennegau, Lüttich und Limburg) vorherrſchend iſt, während in den mehr unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtehenden Theilen der Niederlande bis nach Dünkirchen hin das Flämiſche nicht zu verdrängen iſt. Daß dieſe niederländiſche Sprache (nederlandsche tale) in den früheren Jahrhunderten die in den niederdeutſchen Ländern allgemein übliche war, beweiſen die früheſten Denkmäler des deutſchen Sprachſtammes, von welchen wir hier nur den Siegsgeſang bei Gelegenheit des Sieges Ludwig's III. über die Normannen aus dem IX. und Notker Labeo's Pſalmenüberſetzung aus dem XI. Jahrh. als die älteſten nennen wollen. Ohne von der Ähnlichkeit der Sprache, welche in den Reimchroniken Maerlant's, Melis Stoke's und Jan von Helu's aus dem XIII. Jahrh. in ihrer Reinheit erſcheint, mit dem Niederdeutſchen weiter zu ſprechen, machen wir nur auf die ſichere Thatſache aufmerkſam, daß viele Kaufleute zu Bremen und Hamburg die Briefe ihrer niederländiſchen Correſpondenten Plattdeutſch beantworten, ohne die geringſte Gefahr von dieſen mißverſtanden zu werden befürchten zu müſſen. Sprachforſcher theilen das Niederländiſche gewöhnlich in fünf Mundarten: 1) das Holländiſche, welches ſtets in den nördlichen Provinzen vorherrſchend war und gegen das Ende des XV. Jahrh. zur Bücherſprache erhoben wurde; 2) das Bauernfrieſiſche, ein Überbleibſel des in den älteſten Zeiten in Friesland üblichen Angelſächſiſchen; 3) das Geldriſche oder ſogenannte Niederrheiniſche, welches noch weit über die Grenzen Hollands hinaus an den Rheinufern verſtanden wird; 4) das Gröningiſche und 5) das Flämiſche, welches früher als Schriftſprache gebraucht wurde, jetzt aber immer mehr in Abnahme kommt. — So lange die lateiniſche Sprache von den Gelehrten zur Darſtellung ihrer Ideen gebraucht wurde, konnte die Mutterſprache keine großen Fortſchritte machen; dazu kam noch, daß unter den burgundiſchen Fürſten das Franzöſiſche am Hofe und bei den höheren Ständen Eingang fand und ſich nach und nach ſo ſehr in das Holländiſche einſchlich, daß dieſes zu einem abſcheulichen Gemiſche halbdeutſcher Wörter mit franzöſiſchen Endungen ward. Die rhetoriſchen Kammern, welche nur an Reimgeklingel Wohlgefallen fanden, förderten auch nicht ſonderlich die Mutter-

ſprache. Bemerkenswerth iſt jedoch gegen das Ende des XV. Jahrh. van der Schueren's „Verſuch eines niederländiſchen Wörterbuchs" („Teuthonista", „Duitschlender", Köln 1477. Fol.), welches aber von C. Kilian's „Etymologicum teutonicae linguae" (Antv. 1588. 8.), das jetzt noch ſeinen Werth nicht verloren hat, weit übertroffen wird. Die politiſche Erhebung der Nation gegen das Ende des XVI. Jahrh. und das glückliche Zuſammentreffen zweier Genies, wie Hooft und Vondel, regten immer mehr die Liebe zur Nationalſprache an und ließen Herrliches hoffen. Die fremden Zuſätze und Eindringlinge, welche den urſprünglich reichen Wortſchatz beinahe unkenntlich gemacht hatten, wurden ſtreng verwieſen und durch geiſtreiche Schriftſteller endlich dem niederländiſchen Idiom Würde, Anmuth, Harmonie und Fülle verliehen. Kann man es auch von einer gewiſſen übertriebenen Naivetät in manchen Ausdrücken, worüber Ausländer ſtets lachen müſſen, nicht frei ſprechen, ſo muß es doch im XVII. Jahrh. als ein ſchönes, wohlgeordnetes und geſchmeidiges Ganzes gelten. Des berühmten Buchdruckers Ch. Plantin, „Niederdeutſcher Sprachſchatz" („Schat der nederduytscher spraken", 1573), mit lateiniſchen und franzöſiſchen Erklärungen war für die Sprachkenntniß von claſſiſchem Werthe. Weniger bedeutend iſt Pontus de Heuiter's „Nederduytsche orthographie" (1581). Nach Hooft und Vondel ſuchte man die Sprache immer gewandter und geſchmeidiger zu machen, verdarb aber dadurch Manches an ihrer früheren Jugendkraft. Als endlich gar in dem Zeitalter Ludwig's XIV. franzöſiſcher Einfluß überwiegend ward, begann ein kleinliches Feilen, wodurch die größten Schönheiten ungeſtraft zerſtört werden durften, wenn nur ſtrenger Gehorſam gegen angenommene Regeln wahrzunehmen war. Zwar wurde Sprachforſchung in der erſten Hälfte des XVIII. Jahrh. Lieblingsſtudium der Nation; zwar drang Lamb. ten Kate mit philoſophiſchem Scharfſinne in das Weſen der Sprache ein („Aanleiding tot te kennisse van het verhevene deel der nederlandsche sprake", Amst. 1723. 2 Voll. 4.) und B. Huydecoper ſuchte in ſeiner „Proeve van taal-en dichtkunde" (Amst. 1730. 4.) auf die alte Kraft des vaterländiſchen Idioms aufmerkſam zu machen; aber die blinde Vorliebe für franzöſiſche Glätte und Eleganz war ſchon zu allgemein geworden, als daß vernünftiger Rath hätte Eingang finden können. Erſt gegen das Ende des XVIII. Jahrh. wurde der Sinn für das Beſſere wieder rege. Man ſetzte eine gleichförmige Orthographie und unveränderliche Regeln für die Sprache feſt und gab ſich alle Mühe, ihre frühere Reinheit wieder herzuſtellen. Unter den Sprachforſchern der neuern Zeit ſind beſonders Pieterſon, Clignett, Steenwinkel, van Lelijveld, M. Siegenbeek („Verhandeling over dc nederduytsche Spelling", Amst. 1803. 8. „Woordenboek voor de nederduitsche Spelling", Amst. 1806. 8.), F. Helmers, J. Kinker, G. Heſſelink, P. Weiland („Nederduitsche Spraakkunst", Amst. 1806.), Ypey und Willems („Verhandeling over de nederlandsche taal-en letterkunde", Amst. 1820—1824. 2 Voll. 8.) mit großem Lobe auszuzeichnen. Von den zahlreichen Sprachlehrern nennen wir nur noch die von M. Kramer (1716. N. A. von A. A. von Moerbek, Leipz. 1778. 8.) als die in Deutſchland beliebteſte und bekannteſte; von den Lexikographen führen wir M. Kramer („Niederländiſch-deutſches Wörterbuch", 1719. N. A. von A. von Moerbek, Leipz. 1787. 2 Bde. 4.), C. F. Weidenbach („Handwörterbuch", Leipz. 1803. 2 Bde. 8.) und den alle Vorgänger übertreffenden P. Weiland („Nederduitsch taalkundig Woordenboek", Amst. 1799—1812. 12 Voll. 8.) als die vorzüglichſten an. — Beſonders reich und ausgebildet erſcheint die niederländiſche Sprache in den zuſammengeſetzten Wörtern, wodurch ſie, ſo wie durch ihre zahlreichen Synonymen, Fülle und redneriſche Kraft gewinnt, dagegen hat ſie manches Fehlerhafte in den Abkürzungen,

Declinationen und Zeitwörtern. (Vergl. A. Ypey's „Beknopte geschiedeniss der nederlandsche tale", Utrecht 1812. 8. und Westreenen de Tiellandt's „Recherches sur la langue nationale de la majeure partie du royaume des Pays-Bas", Amst. 1830. 8.) 67.

Niederlande, Königreich der, franz. Pays pas; engl. Netherlands, unter 50° 45′—53° 30′ N., grenzt westlich und nördlich an die Nordsee, östlich an Hanover und die preußischen Rheinprovinzen und südlich an Belgien. Sein Flächenraum beträgt jetzt noch und zwar ohne Luxemburg (s. d. Art.) 570 □M. (540), die Einwohnerzahl 2700000. Das Land ist seiner physischen Beschaffenheit nach durchgängig Flachland und eine Fortsetzung der großen norddeutschen Ebene, deren Abdachung sich hier so sehr verflacht, daß die Küstenstriche selbst niedriger liegen als der Spiegel der Nordsee. Nur in einigen Gegenden findet man Erhebungen des Bodens, die aber höchst gering sind und kaum den Namen der Hügel verdienen. Hierher gehören die veluwischen Hügel in Geldern und die Anhöhen und Landrücken in Utrecht und Overyssel. Was die geognostischen Verhältnisse des Bodens betrifft, so finden sich im Ganzen nur Schichten loser Erdarten, vorzüglich Lehm und Sand, hier und da mit Gerölle, dann sich fortwährend erzeugend Torf und nur höchst selten Kalk. In den Küstenprovinzen Holland, Seeland, Friesland und Gröningen liegen die Uferstriche, wie schon bemerkt, zum Theil niedriger als der Meeresspiegel oder wenigstens in gleichem Niveau mit diesem, so daß man da, wo das Meer nicht selbst durch Aufwerfung von Dünen (s. d. Art.) die Mühe erspart hat, nur durch hohe oft höchst kostspielige Dämme das Eindringen des Wassers verhüten kann, obwohl auch diese von den Fluthen bisweilen durchbrochen werden. Um das Versumpfen dieser Gegenden, welches trotz der Dämme unausbleiblich erfolgen müßte, zu verhüten, hat man eine Menge Abzugecanäle angelegt, in welche das Wasser mittels Schöpfräder und anderer hydraulischer Maschinen abgeleitet wird. Die durch dieß Verfahren gewonnenen, überdieß noch durch Dämme geschützten Marschländer heißen Polder, welche zu Wiesen- und Ackerland benutzt werden und äußerst fruchtbar sind. Der größte und schönste derselben, der Beemster in Nordholland, umfaßt gegen 8000 Morgen Land. Die Abdachung des Landes zeigt sich allenthalben nördlich und nordwestlich, deßhalb geht auch der Lauf der Flüsse durchaus in dieser Richtung. Die Hauptgewässer sind der Rhein, die Maas und die Schelde. Wie sich diese, besonders die beiden erstern nach ihrem Eintritte in Holland bis zu ihrer Mündung in viele verschieden benannte Arme theilen und nach allen Richtungen hin Canäle und Verbindungsstraßen bilden, siehe in den besonderen Artikeln; hier nur die Bemerkung, daß dieses eigenthümliche Flußsystem, in Verbindung mit den Fluthen der See, dem Lande seine jetzige Gestalt gegeben hat und fortwährend noch Veränderungen derselben hervorruft. Offenbar ist die eigenthümliche Küstenbildung, die Menge von Inseln, Sandbänken, Buchten und Einschnitten, welche sich bis Deutschland um die ganze Küste herumziehen, ein Ergebniß jener in Wechselwirkung stehenden Thätigkeit der Flüsse und der Meeresfluthen. Unter den Busen ist der 60 □M. große zuyder See der bedeutendste. Mit ihm steht das 3 □M. große haarlemer Meer, welches sich seit Jahrhunderten immer mehr vergrößert hat, durch das Y und den Pampus in Verbindung. Außerdem gibt es noch viele andere minder bedeutende Binnen- und Strandseen und zwar vorzüglich in den Provinzen Holland und Friesland. Das Klima ist meist feucht, daher im Allgemeinen nicht eben gesund, obwohl die Eingebornen weniger davon berührt werden, als die Fremden. Die Winter sind indeß nicht so streng wie in Norddeutschland und auch die Sommer minder drückend. Die Producte, im Ganzen denen Norddeutschlands ähnlich, sind weder mannigfaltig noch zahlreich und nur im Einzelnen von besonderer Güte. Außer den gewöhnlichen Getreide-

arten, die jedoch, besonders der Roggen, noch immer nicht in hinlänglicher Quantität gebaut werden, findet man Buchweizen in den nördlichen Heidegegenden, Hanf, Krapp, Flachs und Tabak in den meisten Provinzen, außerdem Kleesamen, Carden, Hülsen- und Gartenfrüchte, Cichorien, auch Obst, dann in großer Menge und vorzüglicher Qualität Blumen, unter ihnen Tulpen und Hyacinthen, wichtige Ausfuhrartikel. Holz mangelt fast gänzlich. Das Thierreich bietet vorzügliches Rindvieh, starke, kräftige Pferde (in Friesland), Schafe, Schweine, viel wildes Geflügel, besonders Sumpf- und Wasservögel, Fische in unendlicher Menge, Seehunde, Austern, Muscheln, in den inneren Heidegegenden auch Bienen. Weit unbedeutender ist das Mineralreich; man findet nichts als Torf, an einigen Stellen Bruchsteine, Thon und Raseneisenstein; selbst Kochsalz hat man nicht. — Die Bewohner der N. sind theils germanischen Stammes, wie die Holländer und Friesen, theils Wallonen; doch beläuft sich die Zahl der letzteren höchstens auf 300000. Der Holländer, welcher das Gros der Bevölkerung ausmacht, ist Nachkomme der alten Bataver und Franken und hinsichtlich seiner physischen Bildung wie seines Charakters dem Deutschen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß er noch ernster und bedächtiger wie dieser erscheint. Er ist geborner Kaufmann, fest und beharrlich, dabei bieder und aufrichtig, etwas ceremoniös und liebt Ordnung und Reinlichkeit bis zur Übertreibung. Seine Freiheits- und Vaterlandsliebe ist bekannt, doch auch seine Verachtung des Auslandes, besonders seines Schwesterlandes Deutschland. Die herrschende Sprache ist die holländische und friesische, erstere, die Schriftsprache, ein verbildetes Idiom der plattdeutschen, letztere ein Gemisch von Altsächsisch und Altfriesisch. Die Wallonen sprechen wallonisch, ein im höchsten Grade verdorbenes Französisch. Staatsreligion ist die reformirte, zu welcher sich das Gros der Bevölkerung bekennt; außerdem gibt es fast 400000 Lutheraner, gegen 250000 Katholiken, über 100000 Mennoniten und über 50000 andere Confessionsverwandte. Die Zahl der Juden schlägt man auf 50000 an. Hauptnahrungszweige der Bewohner der N. sind Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handel und Gewerbe. Über den erstern ist bereits oben das Nöthige gesagt. Was die Viehzucht betrifft, so ist diese in den Marschländern von großer Wichtigkeit, da hier das schönste Wiesenland angetroffen wird. Butter- und Käsebereitung gibt dort einen namhaften Erwerbszweig. Die Fischerei beschäftigt sich vorzüglich mit dem Fange von allerlei Fluß- und Seefischen, unter Anderem auch des Hummers, Kabeljaus, Lachses u. a. m. Von besonderer Wichtigkeit ist der Wallfisch- und Heringsfang, welcher an Schottlands Küsten und in den nördlichen Meeren betrieben wird. Die Industrie, obwohl nach dem Verfalle der ehedem so berühmten Wollfabriken, nicht mehr so bedeutend wie früher, ist indeß immer noch wichtig genug. Sie beschäftigt noch eine Anzahl schwunghafter Fabriken, besonders Leinwand-, Papier-, Tabak-, Thonpfeifen- und Stärkefabriken. Auch die Zuckersiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien sind nicht unwichtig und die niederländischen Farbenwaaren, Öl, Ziegelsteine, Siegellack ꝛc. behaupten immer ihren eigenthümlichen Werth. Was endlich den Handel betrifft, so zerfällt derselbe in den innern und äußern. Der erstere ist äußerst lebhaft und wird durch die leichte mittels unzähliger Canäle hergestellte Communication sehr befördert. Außer den zu doppeltem Zwecke dienenden oben schon erwähnten Abzugscanälen, welche durch kleinere Fahrzeuge, Treckschuyten genannt, und unzählige Boote befahren werden, gibt es auch größere Canäle, welche lediglich zur Beförderung des Verkehrs angelegt sind und die bedeutendsten Handelsstädte wie Amsterdam, Haarlem, Leyden, Rotterdam, Gröningen u. a. mit einander verbinden. Unter ihnen sind der große nordholländische Canal, welcher Amsterdam mit dem Hafen Helder am Texel verbindet und die größten See-

selbst Kriegsschiffe trägt (s. Amsterdam), dann der lange Canal, welcher über Gröningen, Dokkum, Leeuwarden und Franeker nach Haarlingen führt und somit die Ems mit dem Zuydersee verbindet, die bedeutendsten. Der auswärtige Handel, obwohl von seiner Höhe im XVI. und XVII. Jahrh. herabgesunken, ist wegen der glücklichen Lage des Landes immer noch von großer Bedeutung. Er ist theils Zwischenhandel, indem hierher der Waarenzug von England nach Deutschland (zum Theil auf dem Rheine) geht, theils selbstständiger Handel nach den verschiedenen Ländern Europas (besonders Spanien, Italien und Portugal), Asiens und Amerikas. Was den Verkehr mit Amerika und zwar mit den vereinigten Staaten betrifft, so ist derselbe nur gering und wenig einträglich; auch mit Südamerika hat er nach dem Verluste Guyanas bedeutend abgenommen. Wichtiger ist der ostindische Handel, besonders wegen Java, und der westindische; der chinesische ist kaum zu rechnen. Die Handelsverluste, welche Holland seit der französischen Revolution bis 1815 und dann auch durch die Bestimmungen des wiener Congresses erlitten hatte, schienen durch die belgische Revolution noch gesteigert zu werden und man befürchtete, daß Hollands Verkehr durch diesen Schlag vollends vernichtet werden würde. Allein es hat sich bis jetzt gerade das Gegentheil ergeben und eine bedeutende Zunahme des Handels herausgestellt. Die Einfuhr betrug im Jahre 1834 in 5600 Schiffen gegen 652000 Tonnen (43 Mill. Thlr. an Werth), die Ausfuhr in 5700 Schiffen 632800 Tonnen Werth, während im Jahre 1826, dem blühendsten Jahre der Vereinigung mit Belgien, die Einfuhr nur auf 560000 Tonnen (36 Mill. Thlr. an Werth) stieg und selbst in den glänzendsten Jahren des vorigen Jahrh. 1775—1789 die durchschnittliche Bewegung der Häfen nicht über 5000 Schiffe betrug. Übrigens läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß Holland, wenn es nur liberale und energische Maßregeln hinsichtlich der so wichtigen Rheinschifffahrt trifft, seine Handelswichtigkeit ungeschwächt erhalten werde. — Die Verfassung der N. ist constitutionell-monarchisch; an der Spitze der Regierung steht der König, jetzt Wilhelm I., aus dem Hause Nassau-Oranien, ihm zur Seite ein Staatsrath, welcher aus 24 Mitgliedern bestehen kann. Die Krone erbt auf die männliche Descendenz und erst nach Erlöschen derselben auf die weibliche und zwar stets nach dem Rechte der Erstgeburt. Der Kronerbe führt den Titel Prinz von Oranien. Dem Könige steht nach der Verfassung das Befugniß zu, Krieg zu erklären, Frieden und Verträge abzuschließen; er hat das Recht der Begnadigung, besetzt alle Civil- und Militairämter und kann die Anträge der Stände genehmigen oder verwerfen. Auch steht ihm die oberste Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in der Colonialverwaltung zu. Dagegen darf er keine fremde Krone annehmen und keinen Theil des Reichs und der Colonien veräußern. Die Gesetzgebung theilt er mit den Ständen der Generalstaaten, welche aus einer ersten und zweiten Kammer bestehen. Die erste Kammer zählt wenigstens 40, höchstens 60 Mitglieder, die der König auf Lebenszeit ernennt, die zweite 55 (sonst 110), die von den Provinzialständen auf 3 Jahre gewählt und jährlich um $\frac{1}{3}$ erneuert werden. Die Generalstaaten versammeln sich jährlich einmal und verhandeln über die Vorschläge des Königs, die dieser zuerst an die zweite Kammer einsendet. Die ordentlichen Ausgaben werden stets auf 10 Jahre bewilligt. Das jährliche Budget beträgt ungefähr 53 Mill. Gulden, wovon auf die Civilliste des Königs 1425000 Gulden und die des Kronprinzen 100000 (nach seiner Verheirathung 200000) kommen. Die Staatsschuld beträgt gegen 200 Mill. Thaler, die aufgehobene aber über 300 Mill. — Die Kriegsmacht der N. ist trotz der Trennung von Belgien in einem achtunggebietenden Zustande. Die Landtruppen belaufen sich auf mehr als 100000 M.; außerdem ist eine 25000 M. starke Nationalmiliz (Schutters) activ, die zu Kriegszeiten ebenfalls auf 100000 M. gebracht wer-

den kann. Die Seemacht besteht gegenwärtig aus 76 Segeln mit 2296 Kanonen und 7000 M. Bemannung. — Das ganze Land ist in 10 Provinzen getheilt, die wieder in Bezirke und Cantons zerfallen und von Gouverneuren verwaltet werden. 1) Nordholland mit den Ortschaften: Amsterdam (s. d. Art.), Haarlem mit 22000 Einw., prächtiger Hauptkirche, wichtigen Fabriken und Handel; Zaaredam, großes Dorf mit 11000 Einw., das Dorf Broek, berüchtigt durch seine Reinlichkeit; Edam am Zuydersee mit wichtigem Käsehandel; Alkmaar mit 9700 Einw., Hoorn und Enkhuyzen, Häfen am Zuydersee; der Zygerwerder, berühmt durch seine Schafzucht. Hierher gehören auch die Inseln Texel, Vlieland, ter Schelling und Wieringen. — 2) Südholland. Orte: S'Graavenhaag oder der Haag, die Haupt- und Residenzstadt (s. d. Art.); Scheveningen, großes Fischerdorf mit einem Seebade; Noordwyck mit starkem Arzneipflanzenhandel; Leyden mit 36000 Einw. und einer berühmten Universität; Rotterdam, große Handelsstadt mit 75000 Einw.; Gouda mit 14000 Einw. und wichtigen Fabriken; Delft mit 15000 Einw.; Dortrecht mit 20000 Einw. und wichtigem Rheinhandel; Gorkum, 6000 Einw.; Briel, Festung auf der Insel Voorne; Helvoetsluys an der Maas, Überfahrt nach England. Hierher gehört auch die Insel Flakkee mit der Stadt Goeree. — 3) Seeland, besteht aus den Inseln Walchern, Nord- und Südbeveland, Schouwen und Tholen und aus einigen Theilen des alten Flandern. Orte: auf Walchern die befestigte Stadt Middelburg mit 16000 Einw.; Vliessingen, Hafen und Festung an der Westerschelde mit 8000 Einw.; auf Südbeveland Goes mit 5200 Einw.; auf Schouwen Zierickse und auf Tholen die gleichnamige Stadt mit wichtigem Flachsbaue und Spinnerei. In Flandern liegen Sluys, Biervliet, Hulst und Axel. — 4) Nordbrabant. Orte: Herzogenbusch (den Bosch), starke Festung mit 21000 Einw. und wichtigen Fabriken; Tillborg an der Leye mit 12000 Einw., bedeutende Tuchfabriken; Breda, Festung mit 14000 Einw.; Bergen op Zoom, starke Festung mit 8000 Einw.; Oosterhout mit 8000 Einw.; Gertrudenburg, Findhoven, Helmont, Valkenswaard. Der östliche Theil dieser Provinz bildet einen großen Moraſt, de Peel. Zu Nordbrabant gehört der dem Königreiche der N. als Entschädigung für Luxemburg zugesprochene Theil von Limburg, ungefähr 51 □M. enthaltend, mit den Städten Roermonde, Venloo und Mastricht. — 5) Utrecht. Orte: Utrecht, 45000 Einw., Fabriken, Universität; Amersfoord, 12000 Einw., starke Bücklingsbereitung; Soest, Rheenen, Yſſelstein. — 6) Geldern. Orte: Arnhem, Festung mit 15000 Einw.; Nymwegen, Festung mit 18000 Einw.; Nieuwkerk, 6400 Einw.; Thiel, 5000 Einw.; Wageningen, 4000 Einw.; Bommel, 4000 Einw.; Kuilenburg, 4500 Einw.; Dresburg, Festung mit 3500 Einw.; Zütphen, 11000 Einw.; Harderwyk am Zuydersee, 5000 Einw.; Elburg. — 7) Oberyſſel. Orte: Zwolle, Festung und gewerbthätige Fabrikstadt mit 16000 Einw.; Kampen, 9000 Einw.; Deventer, 14000 Einw.; Vollenhoven, 2400 Einw.; Almelo, 5000 Einw.; Hardenberg, 2700 Einw., in der Nähe große Torfstrecken und Moor; Oldenzaal, 5000 Einw.; Ryssen, 4000 Einw.; Enschede, 4000 Einw., starke Weberei; Ortmarsum, 4700 Einw. — 8) Drenthe. Orte: Assen, 2300 Einw.; Wilhelmsoord und Frederiksoord, Armencolonien, welche sich in trefflichen Umständen befinden und bereits gegen 10000 Colonisten zählen; Meppel, 5800 Einw.; Hoogeven, 5000 Einw.; Koeverden, Festung, 2700 Einw. — 9) Gröningen. Orte: Gröningen, Universitäts- und Handelsstadt mit 32000 Einw., guten Erziehungsanstalten und einem berühmten Taubstummeninstitute; Winschoten, 3000 Einw.; Apingadam, 3000 Einw.; Delfzyl, Festung mit 3000 Einw. — Hierher gehört auch die Insel Rottum vor der Mündung der Ems. — 10) Friesland. Orte: Leuwar-

den, 21000 Einw.; Franeker, 4700 Einw.; Dokkum mit 3500 Einw. und beträchtlichem Butter- und Käschandel; Sneek, 6600 Einw., am gleichnamigen See; Workum, Hafen, am Zuydersee, 3200 Einw.; Harlingen, Hafen- und Handelsstadt an der Ostsee mit 8000 Einw. Hierher gehören auch die Inseln Schiermonigkoog und Ameland, letztere mit 3400 Einw. — Die auswärtigen Besitzungen der N. umfassen über 4500 □M. mit mehr als 6½ Mill. Menschen. Zu ihnen gehören in Amerika die Colonie Surinam (s. d. Art. Guyana) und die Antille Curaçao nebst anderen kleineren Inseln; in Afrika eine Anzahl Plätze, zusammen 150 □M. mit 15000 Einw. in Guinea (s. d. Art.); in Asien endlich die wichtigen Niederlassungen auf den sundischen Inseln und den Gewürzinseln (s. d. Art.). — Geschichte der N. Zur Zeit der Römer waren die N., unter denen wir in dieser Darstellung auch Belgien mit begreifen, da sich dasselbe nicht gut von dem übrigen Niederlande trennen läßt, von Belgiern (südlich und westlich), Batavern und den ihnen verwandten Canninefaten (in Holland und dem Innern) und Friesen (höher im Norden) bewohnt und gehörte zum Theil zu Gallia belgica, zum Theil wurde es zu Deutschland gerechnet. Wie sich in einem Zeitraume die Verhältnisse zwischen den genannten Völkern zu den Römern und später zu den Franken gestalteten, sehe man unter den Artt. Bataver, Friesen und Belgien. Kaiser Karl der Große brachte durch den Vergleich zu Selz im Jahre 803 mit den Sachsen auch die Friesen, die einzigen Bewohner der N., die sich bis jetzt noch der Herrschaft der Franken mit Erfolg widersetzt hatten, zur Unterwerfung, so jedoch, daß denselben völlige Befreiung von geistlicher und weltlicher Lehnsherrschaft zugestanden werden mußte. Im übrigen Niederlande bestand schon die der Franken so beliebte Eintheilung in Grafschaften; doch lassen sich für diese Zeit weder Lage, noch Ausdehnung und Grenzen mit Gewißheit bestimmen. Durch den Vertrag zu Verdun im Jahre 843 kam der nördliche Theil der N. an Ludwig den Deutschen, der südliche an Lothar und bildete somit einen Theil des lotharingischen Reiches. Zu Ende dieses Jahrh. vereinigte nach dem Erlöschen von Ludwig des Deutschen Stamm Karl der Einfältige auf kurze Zeit die südlichen N. mit seinem Reiche; allein Heinrich der Vogler erwarb Lothringen durch den Vergleich von Bonne und seit dieser Zeit verblieben die N., d. i. Niederlothringen und Friesland, dem deutschen Reiche. In diesem Zeitraume erfuhren die N. bei dem häufigen Herrscherwechsel, den blutigen Fehden und den räuberischen Einfällen der Normannen mancherlei Ungemach, doch regte sich schon damals die Handelsthätigkeit der Bewohner und eine vielversprechende Betriebsamkeit, in ihren ersten Anfängen hervorgerufen durch das Bedürfniß, das Land vor dem zerstörenden Eindringen des Wassers zu schützen. Im Auslande begriff man damals und bis in das X. Jahrh. die N. unter der allgemeinen Benennung Friesland. Bereits ehe noch das südliche Niederland an Deutschland fiel, hatte ein vornehmer Franke, Dietrich (Dieck) von Karl dem Einfältigen eine große Landstrecke zwischen Maas, Rhein und Ems zu Lehn erhalten und den Namen eines Grafen von Friesland (obwohl er von Friesland nur wenig besaß) angenommen. Seine Nachkommen nannten sich aber bald Grafen von Holland (Holzland? oder von Hel, einer Waalmündung). Während sich diese auf der einen Seite unabhängig von Lothringen zu erhalten suchten, bestrebten sie sich andererseits ihre Herrschaft auf das eigentliche Friesland auszudehnen und gleichzeitig die Anmaßungen der Erzbischöfe von Utrecht in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Mit den Friesen waren sie zwar weniger glücklich, dagegen gelang es schon dem Grafen Dietrich III. um 1018 sich vom Reichsgrafen zum unabhängigen Fürsten zu erheben und seine Würde erblich zu machen. Derselbe gründete die Stadt Dortrecht, legte Zollstätten an und schlug den Vasallen des Reichs, Herzog Gottfried II. von Niederlothringen,

in entscheidender Schlacht. Mit demselben Glücke kämpfte sein Nachfolger Dietrich IV. gegen Kaiser Heinrich III. und die vereinigten Bischöfe von Utrecht, Köln und Lüttich. Zu Ende dieses Jahrh. konnte sich indeß sein Neffe, Dietrich V., nur mit Mühe in dem Besitze Hollands behaupten. Im nächst folgenden Jahrh. entwickelte sich hier wie allerwärts ein außerordentlich reges Städteleben; Handel und Industrie erhielten einen bisher nicht gekannten Aufschwung und der Adel gerieth in heftigen Streit um seine von allen Seiten angetasteten Privilegien, konnte es aber nicht verhindern, daß die Städte, begünstigt von den ihren Vortheil schlau berechnenden Großen von Holland, schon jetzt mit zu den Berathungen der Stände gezogen wurden. Der Einfluß der Kreuzzüge war auch hier, wie überall, sichtbar. Die Wahl des Grafen Wilhelm I. von Holland zum deutschen Kaiser im Jahre 1246 gibt, wenn sie auch keine wichtigen Folgen hatte, doch wenigstens einen Beweis von der mächtigen Stellung Hollands nach Außen. Übrigens stand dieser Wilhelm in geringem Ansehen und fiel bald darauf in einem jener vielen unglücklichen Versuche, die Friesen zu Paaren zu treiben. Mit Johann I., seinem Enkel, erlosch im Jahre 1299 der Stamm der Grafen von Holland, worauf Johann von Hennegau, dem ausgestorbenen Hause verschwägert, mit Bewilligung des Adels und der Städte die Regierung antrat. Unter ihm und mehr noch unter Wilhelm III., seinem Nachfolger, gelangte Holland zu großer Blüthe und wurde stark durch die Vereinigung mit Hennegau und Seeland; selbst die Friesen erkannten mit Vorbehalt ihrer Freiheiten Wilhelm's Herrschaft an. Wilhelm IV. unternahm hierauf, um letztere zu befestigen, einen Heereszug nach Friesland, ward aber mit der Blüthe seines Adels im Jahre 1345 von den friesischen Bauern erschlagen. Da mit ihm der Mannsstamm des Hauses Hennegau erloschen war, ward Margaretha, seine Schwester, Gemahlin des Kaisers Ludwig des Baiern, mit den Besitzungen in den Niederlanden belehnt und von den Ständen willig anerkannt. Jetzt beginnt ein höchst unglücklicher Zeitraum für die N. Wilhelm, Margarethens zweiter Sohn, zu ihrem Nachfolger bestimmt, machte sich noch vor ihrem Tode durch seinen Ehrgeiz so sehr verhaßt, daß sich eine starke Partei gegen ihn zu bilden begann, deren Widersetzlichkeit bald zum Ausbruche ernstlicher Feindseligkeiten Veranlassung gab. Zwar wurden dieselben im Jahre 1355 auf einige Zeit beigelegt, entbrannten aber bald von Neuem und um so heftiger, als sich die beiden Parteien, die der Kabbeljauer (Anhänger des Herzogs Wilhelm) und der Hoeken (Angeln; Feinde des Grafen), gleich den Welfen und Gibellinen nach und nach förmlich ausgebildet und organisirt hatten. Adel und Städte nahmen für und wider Partei und wütheten gegen einander mit aller jenen Zeitraum charakterisirenden Grausamkeit. Dieser unselige Streit verwüstete das Land 150 Jahre lang, als lange schon die eigentliche Veranlassung dazu nicht mehr vorhanden war. Herzog Wilhelm selbst starb im Wahnsinne und sein Bruder Albert (seit 1396), statt dem innern Unheile zu steuern, erfocht mit 100000 Streitern ruhmlose und vergebliche Siege gegen die um mehr als $\frac{1}{3}$ schwächeren Friesen. Zwar regierte Wilhelm VI., Albert's Sohn, im Allgemeinen löblicher, vermochte aber doch nicht die unruhigen Großen zu bändigen, was ihn um so besorgter für die Zukunft machen mußte, da er nur eine Tochter, Jakobine, als Erbin hinterließ, deren Gemahl Johann Herzog von Tourain und Graf von Ponthieu überdieß bereits im Jahre 1415 mit Tode abging. Auch erwachten nach seinem Tode (1418) die Parteikämpfe mit erneuter Wuth; Jakobine von ihrem zweiten Gemahle, dem stumpfsinnigen Johann von Brabant, und später von dem Herzoge von Gloceſter, ihrem dritten Gemahle, ohne Hülfe gelassen, mußte ihren Oheim, den ländergierigen Herzog Philipp von Burgund, als Erben anerkennen und sich verpflichten, sich ohne seine Einwilligung nicht wieder zu vermählen; da sie dieß aber dennoch that und

Frank von Borſelen, den Statthalter von Holland und Seeland, heirathete, ward ſie der Regierung für verluſtig erklärt und zu einer Entſetzungsacte gezwungen. Sie ſtarb 1434. So fiel Holland an das Haus Burgund, welches nun, da es bereits Brabant, Limburg, Luxemburg und Namur beſaß, 10 anſehnliche niederländiſche Provinzen (außer den genannten Artois, Hennegau, Holland, Seeland, einen Theil von Friesland, Antwerpen und Mecheln) unter ſeiner Herrſchaft vereinigte. Der Zuſtand dieſer Provinzen zeigt ſich in dieſem Zeitraume ziemlich erfreulich. Der Handel mit England und den Oſtſeeländern wurde die Quelle eines unverſiegbaren Reichthums und die Verbindung von 16 der vornehmſten Städte mit der Hanſa die Grundlage zu der ſpäter ſo gefürchteten Seemacht der Holländer. Als beſonders wichtig gehört hierher auch die ſeit der erſten Hälfte des XIV. Jahrh. in Aufnahme gekommene Häringsfiſcherei. — Was die Verhältniſſe der N. zu den Nachbarländern betrifft, ſo ſtellt ſich jetzt ſchon eine entſchiedene Hinneigung der ſüdlichern Provinzen (Belgiens) zu Frankreich heraus, während in den holländiſchen Niederlanden ſchon wegen gemeinſamer Abſtammung und der Begrenzung der Nordſeeküſten die Berührung mit Deutſchland fortwährend lebendig erhalten wurde. Daraus entwickelte ſich in den jetzt unter einem Scepter vereinigten Provinzen eine gewiſſe Spannung, die mehr als einmal, ſo auch in der neueſten Zeit in völlige Trennung ausartete. An einen eigentlichen Verband mit dem deutſchen Reiche übrigens war ſo wenig bei den ſüdlichern wie bei den nördlichern Provinzen zu denken und wenn auch die Grafen von Holland die deutſchen Kaiſer als Oberlehnsherren anerkannten, ſo leiſteten ſie ihnen doch nie weder Heeresfolge, noch geſtatteten ſie denſelben Abgabenerhebung. Der Kaiſer Sigismund konnte daher, auch wenn er gewollt hätte, die Beſitzergreifung der nördlichen N. von Seiten Burgunds nicht hindern; nur die Frieſen blieben als unmittelbare Vaſallen des deutſchen Reichs anerkannt. Holland und Seeland mußten bald die Hand des neuen Herrſchers ſchwer fühlen; gegen das reiche betriebſame Flandern und die übrigen ältern Beſitzungen Philipp's zurückgeſetzt ſeufzten ſie unter ſchwerem Abgabendrucke und büßten die blutigen Verſuche, ſich zu befreien, mit dem Verluſte ihrer alten Privilegien. Ärger noch wüthete Philipp's Sohn, Karl der Kühne, der aber zum Glücke für die N. im Jahre 1477 nach zehnjähriger Regierung gegen die Schweitzer ſein Leben einbüßte. Seine Erbtochter Maria, von den mächtigen Gentner Bürgern beſchützt und in den Mauern ihrer Stadt zurückbehalten, vermählte ſich hierauf im Jahre 1478 mit Maximilian von Öſtreich, der auch ſofort, nachdem er zuvor alle Privilegien des Adels und der Städte beſtätigt hatte, von ganz Holland und Seeland anerkannt wurde. Burgund, Artois und Franche Comté waren als Mannslehen von Frankreich eingezogen worden. Maria ſtarb bereits im Jahre 1482 mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Philipp, für den als Erben ſein Vater Maximilian die Vormundſchaft übernahm. Eine ſtarke Partei in Flandern aber ergriff die Waffen und hielt Maximilian in Brügge ſogar in gefänglicher Haft (1488), wurde jedoch im Jahre 1491 nach blutigem Kampfe von dem Statthalter, Herzog Albert von Sachſen, überwältigt; ein durch große Theuerung herbeigeführter Aufſtand des Landvolks wurde in demſelben Jahre ebenfalls durch blutige Strenge unterdrückt. Im Jahre 1493 übernahm nun Philipp, genannt der Schöne, ſelbſt die Zügel der Regierung, lebte aber ziemlich unthätig und ſtarb ſchon im Jahre 1506. Sein Nachfolger war Karl (V.), an deſſen Statt, da er noch minderjährig war, Margaretha von Savoyen, die Tochter Kaiſer Maximilian's, die Regentſchaft führte. Sie vermochte aber eben ſo wenig wie Philipp den ſchon mehrere Jahre dauernden Krieg mit dem Herzoge Adolph von Geldern zu beendigen und focht auf der andern Seite auch unglücklich gegen die Frieſen. Damals litt vorzüglich Holland außerordentlich. Im Jahre 1515 endlich ergriff

Karl selbst die Zügel der Regierung, so jedoch, daß Margaretha die Statthalterschaft behielt. Wurde dem Bestreben Karl's, unumschränkt zu herrschen, schon in dem beharrlichen Widerstande der Städte, besonders Gents, ein wirksamer Widerstand, so sollte bald darauf die außerordentliche Theilnahme, welche die Reformation besonders in den holländischen Provinzen fand, noch gefährlicher für Karl's weit aussehende Entwürfe werden und zwar um so mehr, als jetzt die Religion den Vorwand für minder heilige Zwecke abgeben mußte. Vergebens brachte die Statthalterin die strengen Verordnungen Karl's in Anwendung, vergebens bluteten zu Brüssel und anderwärts zahlreiche Opfer für ihre Überzeugung; das Lutherthum fand dennoch allerwärts Eingang; selbst die Wiedertäufer setzten sich fest und konnten trotz aller Mordscenen nicht gänzlich ausgerottet werden. Diese religiösen Unruhen und die fortdauernden Fehden mit Geldern abgerechnet herrschte damals im Allgemeinen ziemliche Ruhe; der Wohlstand blühte wie sonst nirgends; Ackerbau, Handel und Gewerbe waren in Schwung und die Städte, vorzüglich Antwerpen, wurden Sitze des Reichthums, der Wissenschaft und Kunst. Karl V. fühlte auch die Wichtigkeit seiner niederländischen Städte nur zu sehr und hütete sich wohl, sie, die Religion ausgenommen (und hier auch mit Vorsicht), in ihren Freiheiten und Rechten zu beeinträchtigen, zumal da sie allein zu den Kriegen gegen Franz I. von Frankreich 40 Millionen Gulden beigesteuert hatten. Dabei wußte er dennoch durch Politik seine Macht immer mehr zu befestigen. 1515 erwarb er das Recht auf Friesland, 2 Jahre später Oberyssel und die Utrecht'schen Stiftslande und 1538 wurde er auch von Gröningen uud Geldern anerkannt. So vereinigte er nun 17 Provinzen unter seinem Scepter, als Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Artois, Hennegau, Flandern, Holland, Seeland, Antwerpen, Zütphen, Namur, Friesland, Gröningen, Oberyssel, Utrecht und Mecheln, vereinigte sie förmlich mit Spanien und stellte sie zu gleicher Zeit als burgundischen Kreis unter den Schutz des deutschen Reichs, jedoch unbeschadet ihrer Untheilbarkeit und Unabhängigkeit. Ein Aufstand der Gentner Bürger wurde damals mit blutiger Strenge gedämpft. Bereits im Jahre 1531 hatte Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, Schwester Karl's V., an der verstorbenen Margaretha Statt die Statthalterschaft über die gesammten N. erhalten, jedoch mit Ausnahme Hollands und Frieslands, welche in den Grafen von Nassau-Oranien besondere Statthalter hatten, erhalten. So war im Allgemeinen die Lage der N. damals, wenn auch nicht vollkommen befriedigend, doch wenigstens nicht beunruhigend, und nur ein Philipp gehörte dazu, um jene so blutigen Veränderungen herbeizuführen, die für ihren Urheber selbst verderblich, für die N. aber die Grundlage künftiger Größe und der Anfangspunkt einer neuen Epoche ihrer Geschichte werden sollten. Allerdings hatte schon Karl reichlich den Samen der Empörung ausgestreut und durch Verletzung der Privilegien wie der Gewissensfreiheit den noch in der Asche glimmenden Funken bereits zum Flämmchen angefacht. Sein Sohn Philipp, bigott und menschenfeindlich, seit 1555 zur selbstständigen Regierung der N. gelangt, wollte das Werk der Tyrannei vollenden und entzündete so jene Flamme zu großem unheilvollem Brande. Gleich anfangs lud er durch grausame Schärfung der Strenge des Inquisitionsgerichts, dessen Einführung seinem Vater unkluger Weise gestattet worden war, den Haß der Provinzen auf sich und, als er im Jahre 1559 bei seiner Rückkehr nach Spanien seine Halbschwester, die Erzherzogin Margaretha von Parma, zur Regentin und den schlauen Cardinal Granvella zum Mitgliede des Staatsraths ernannte, mit dem gemessenen Befehle, jeden Keim von Freiheitsgefühl zu ersticken, in den festen Plätzen die spanischen Garnisonen beizubehalten, die Ständeversammlungen so selten wie möglich einzuberufen und gegen die Ketzer die Strenge der Gesetze walten zu lassen, erhob sich einstimmig die Stimme der Provinzen, um Abstel-

lung ihrer nur zu gerechten Beschwerden bittend. Die Errichtung neuer Bisthümer im folgenden Jahre vermehrte die Unzufriedenheit und die Regentin sah sich genöthigt, vorläufig nachzugeben, um so mehr, da selbst der Prinz von Oranien als Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, ferner der Graf von Egmont, Statthalter von Artois und Flandern, und der Großadmiral Graf von Hoorn laut ihre Unzufriedenheit mit Granvella bezeugten. Margaretha selbst theilte diese Abneigung und bewog endlich im Jahre 1564 den König Philipp, Granvella zurückzuberufen. Jetzt erhoben kühner als je seine Gegner ihr Haupt. Die drei genannten Männer, obwohl sonst in ihren Plänen vielleicht einander fremd, stimmten doch in der Hauptsache, daß die Freiheit der N. und Gewissensfreiheit erhalten werden müsse, überein, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen und stifteten bereits im Jahre 1565 das sogenannte Compromiß, ein Bündniß, welchem die Vornehmsten von Adel, z. B. der Herr von Brederode, von St. Aldegonde, Ludwig von Nassau, Graf von Kuilemburg u. A. beitraten, obwohl sich die drei Stifter selbst öffentlich nicht dazu bekannten. Dieses Bündniß, deren Mitglieder den Namen Gueusen (Bettler), den ihnen ein Höfling gegeben hatte, als Ehrentitel annahmen und zur allgemeinen Benennung machten, brachte augenblicklich eine große Aufregung unter dem Volke hervor und verursachte ernstliche Widersetzlichkeiten gegen die Inquisition. Die Regentin von dem Bunde zur Abstellung aller Beschwerden aufgefordert gab nothgedrungen Versprechungen, sah sich aber bald aus allen Provinzen von Forderungen bestürmt, die sie, auch wenn sie gewollt hätte, des Königs wegen nicht erfüllen konnte. Überdieß erhoben jetzt von Neuem die Anhänger der Reformation ihr Haupt, die calvinistischen Prediger fingen an öffentliche Predigten auf dem Felde und vor den Thoren der Städte zu halten und mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich die neue, den politischen Ansichten der Menge bequeme Lehre in Staat und Land. Vielleicht hätte die gute Sache ohne größeres Blutvergießen enden können; denn selbst Philipp neigte sich einen Augenblick zur Nachgiebigkeit; da geschah aber im August 1566 der Bilderſturm (s. d. Art. Bilderstreit), in dessen Folge ein Vergleich mit der Regentin geschlossen wurde, worin diese die Aufhebung der Inquisition und Amnestie versprach. Dieß erbitterte den König Philipp und befestigte in ihm den Entschluß, die N. zu züchtigen. Einige der namhaftesten Mitglieder des Compromisses durch Wilhelm von Nassau gewarnt, schritten, wie Brederode, Johann von Marnix, zu Gewaltsmaßregeln, endeten aber, überall geschlagen, meist unrühmlich und beschleunigten dadurch die Auflösung des Compromisses. Alles mühsam Errungene ging jetzt wieder verloren. Wilhelm von Oranien, stark compromittirt, flüchtete nach Deutschland und Alba erschien (1567) als Statthalter mit einem starken siegsgewohnten Heere, um das Werk der Unterdrückung zu vollenden. Ein Rath der Unruhen, ein wahrer Blutrath, wurde das Organ seiner Tyrannei; durch ihn fielen die edelsten Häupter der Niederländer, unter ihnen Egmont und Hoorn. Alles zitterte, denn kein Tag verging, wo nicht die grausamsten Hinrichtungen geschehen wären, weder Leben noch Eigenthum waren mehr sicher; alle Freiheit, alles Recht wurde mit Füßen getreten. Die Versuche Wilhelm's von Oranien in Brabant festen Fuß zu fassen und die gleichzeitigen seines Bruders Ludwig in Friesland scheiterten an der überlegenen Kriegsmacht Alba's (1568). Von Neuem fühlten jetzt die flanderschen und brabantischen Städte die schwere Hand Alba's, aber die Tausend, die zähneknirschend ihre Heimath verließen, suchten sich eine Heimath auf dem Meere und fingen an als Meergueusen einen Vertilgungskrieg gegen Alles, was spanischen Namen trug, zu führen. Ihnen gelang es im Jahre 1572 sich der Stadt Briel am Ausflusse der Maaß zu bemächtigen; bald folgte Vließingen und ganz Seeland, kurz darauf das

östliche Friesland und die Mehrzahl der holländischen und geldrischen Städte in allgemeinem Abfalle nach. Wilhelm von Oranien, der sich vergeblich bemüht hatte die südlichen Provinzen für den Aufstand zu gewinnen, ging in demselben Jahre noch nach Holland und übernahm hier vermöge des Vertrags zu Dortrecht (15. Sept. 1572) als Statthalter die Regierung. Doch Alba zögerte nicht und sandte kriegskundige Schaaren gegen die empörten noch unorganisirten Provinzen. Auch geriethen diese bald in große Gefahr. Viele Städte kamen wieder in spanische Hände, selbst Haarlem im Juli 1573; nur das täglich steigende Übergewicht der Holländer zur See, welches sich zuerst in dem glorreichen Siege auf dem Zuydersee beurkundete, so wie die Zurückberufung Alba's konnte einige Hoffnung gewähren. Der neue Statthalter, Requesens, mild und menschenfreundlich, hätte, wenn er nicht einem Alba gefolgt wäre, vielleicht dem Blutvergießen steuern mögen; allein der spanische Name war ein Gegenstand des Abscheues geworden und friedliche Ausgleichung unmöglich. Der Kampf ward fortgesetzt und schien in der Eroberung Middelburgs, herbeigeführt durch einen Seesieg über die Spanier (Januar 1574), den Niederländern günstigen Erfolg zu versprechen; aber die Niederlage Ludwig's von Nassau bei Nimwegen im April desselben Jahres verdunkelte den Horizont von Neuem. Indeß wurde doch das hart belagerte Leyden durch den Heroismus seiner Bewohner und das Durchstechen der Dämme gerettet (October 1574) und mit Ausnahme Haarlems und Amsterdams ganz Holland von den Spaniern gesäubert. Das Jahr 1575 verging zum Theil unter nutzlosen zu Breda gepflogenen Unterhandlungen; der Tod des Statthalters Requesens aber, welcher im folgenden Jahre sehr zur Unzeit für die spanischen Angelegenheiten erfolgte, gab der Sache der Freiheit einen neuen Impuls, indem sich die Stände von Flandern, Brabant, Hennegau und den meisten übrigen südlichen Provinzen, geschreckt durch die Barbareien der zügellosen spanischen Soldateska mit Holland und Seeland in dem Vertrage zu Gent zu gemeinsamer Vertreibung der Spanier verbanden. Hierdurch erhielt der Aufstand neue Kräfte und in dem Reichthume der katholischen Städte, wie Utrecht, Amsterdam, Gröningen u. a., nachhaltende Hülfsmittel (1577). Vergebens suchte jetzt Philipp durch Don Juan d'Austria den Sturm zu beschwören; nur Luxemburg und Namur blieben treu; übrigens herrschte, zumal in den belgischen Provinzen, die grenzenloseste Verwirrung und verschiedene theils zu Oranien und dem Erzherzoge Matthias von Östreich, theils zu Frankreich sich hinneigende Parteien vermehrten nur die allgemeine Noth, statt sie zu lindern. Unter solchen Umständen fruchtete auch das Einrücken einer französischen Hülfsarmee unter dem Herzoge von Anjou im Jahre 1578 nur wenig. Im October desselben Jahres starb Don Juan d'Austria und der große Alexander Farnese, Herzog von Parma, erschien jetzt als Statthalter in den Niederlanden. Was seinem Vorgänger nicht gelungen war, die Beruhigung der übrigen 10 südlichen Provinzen, gelang seiner schlauen Politik (1529); gleichzeitig aber schlossen unter Wilhelm's von Oranien Vermittelung die fünf nördlichen Provinzen, Geldern mit Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und die friesischen Ommelande die berühmte Union von Utrecht, welche diese Provinzen in die Reihe der selbstständigen Staaten einführte und auch in der Folge das Staatsgrundgesetz der vereinigten Niederlande blieb (23. Jan. 1579). Der Krieg dauerte fort und zwar meist zum Vortheile der Spanier. Mastricht ward erstürmt, Gröningen erobert (1588) und selbst Breda konnte Wilhelm von Oranien nicht retten. Dennoch suchte Spanien zu unterhandeln, machte aber den Bruch durch die Ächtung des Prinzen von Oranien, der geheimen Einflüsterungen kein Gehör gegeben hatte, immer unheilbarer und beschleunigte so die Unabhängigkeitserklärung der verbundenen Provinzen, welche am 26. März 1581 in feierlicher Sitzung zu Amsterdam er-

folgte. Kurz zuvor war, um das letzte Band mit Spanien zu zerreißen, der Herzog von Anjou zum Herzoge von Brabant ausgerufen worden. Derselbe erschien auch mit einem ansehnlichen Heere; nicht aber, um für die niederländische Freiheit zu kämpfen, sondern um zu plündern, sah sich daher schon im März 1583 zur Rückkehr nach Frankreich genöthigt. Einen großen Verlust erlitten ein Jahr später die N. durch den Meuchelmord Wilhelm's von Oranien; leider fehlte dem an seiner Statt mit der Regierungsgewalt bekleideten Staatsrathe die nöthige Einheit und so geschah es, daß die wichtigsten Städte, wie Gent, Brüssel, Nimwegen, Mecheln und nach 13monatlicher harter Belagerung auch Antwerpen (17. Sept. 1585) in die Hände Alexander's von Parma geriethen. In dieser Bedrängniß bot der Staatsrath erst dem Könige von Frankreich und, als dieser es ausgeschlagen hatte, der Königin Elisabeth von England die Souverainetät über die N. an. Diese verstand sich, wenn auch nicht zur Annahme der Souverainetät, doch wenigstens zur Sendung eines Hülfscorps von 6000 Mann unter dem Grafen Leicester, welcher mit der Würde eines Oberstatthalters bekleidet wurde. Allein es schien, als sollte die Freiheit nur durch eigene Kraft und Ausdauer errungen werden; denn auch Leicester machte sich bald verdächtig und wurde endlich selbst auf heimlichen Unterhandlungen mit den Spaniern ertappt, worauf man ihn ebenfalls zur Räumung der N. nöthigte (1587). An seiner Statt übernahm Moritz von Nassau (s. d. Art.) als Statthalter die oberste Leitung der Angelegenheiten. Gleich groß, wie Wilhelm, sein Vater, gelang es ihm die weiteren Fortschritte Farnese's aufzuhalten und in einem Zeitraume von 10 Jahren nicht nur die meisten Plätze der vereinigten Provinzen wieder zu erobern, sondern auch zur See ein vollkommenes Übergewicht über die spanischen Flotten zu erkämpfen. Der Friede zwischen Frankreich und Spanien im Jahre 1598 und der in demselben Jahre erfolgte Tod Philipp's änderte in der Lage der Dinge wesentlich nichts; wichtig aber war der Umstand, daß Philipp III. den niederländischen Schiffen die spanischen Häfen verschloß (1602); denn dieß erzeugte die Idee, die Waaren, welche man sonst aus den spanischen Plätzen bezogen hatte, aus Indien selbst zu holen, und gab die naheliegende Veranlassung zur Stiftung der ostindischen Handelscompagnie. Das Übergewicht der holländischen Marine über die spanische ward dadurch für immer entschieden. Während zu Lande Moritz gegen Spinola mit wechselndem Glücke kämpfte, eroberte die ostindische Compagnie die Gewürzinseln (1605) und erwarb sich dadurch das Monopol des Gewürzhandels, ein Umstand, der auf das Glück der N. von unendlichem Einflusse wurde. Zwei Jahre später erfocht der Admiral Heemskerk bei Gibraltar einen entscheidenden Sieg über die spanische Flotte, wodurch endlich der Stolz des madrider Cabinets gebeugt wurde. Man schritt zu Unterhandlungen, deren Resultat ein 12jähriger Waffenstillstand (1609) und die Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit der N. war. So endete ein 40jähriger, verheerender mit einer beispiellosen Erbitterung geführter Krieg zuletzt doch mit der für unmöglich gehaltenen Niederlage der Tyrannei, und Holland, bewundert von allen cultivirten Nationen, hatte sich nicht nur das kostbare Palladium der Freiheit errungen, es stand auch zu Ende des Kampfes bereits stark und mächtig in der Reihe der ersten Seemächte Europas. Leider wurde kurz nach Abschluß des Friedens die innere Ruhe durch die Streitigkeiten der Mennoniten und Arminianer (s. d. Artt.) getrübt und mit einer Leidenschaftlichkeit für und wieder Partei genommen, welche die theologischen Zänkereien des XVII. Jahrh. nur zu häufig auch anderwärts hervorriefen. Leider wurde aber die religiöse Meinung oft nur der Deckmantel politischer Zwecke, wofür Oldenbarneveld's Tod einen traurigen Beweis liefert. — Nach Ablauf des Waffenstillstandes im Jahre 1621 begann der Krieg von Neuem, doch hatte derselbe jetzt eine andere Gestalt und Deutschland zum Schauplatze. Die Generalstaaten fühl-

ten sehr wohl die Nothwendigkeit die protestantischen Fürsten mit Geld und gewaffneter Hand zu unterstützen; auch erschien Prinz Moritz mit einem Heere in Belgien, richtete jedoch nur wenig aus. In düstere Melancholie versenkt hatte er die vorige Thatkraft verloren und lebte nur dann auf Augenblicke wieder auf, wenn es galt seine politischen Widersacher zu verderben. Er starb 1625. Sein Nachfolger wurde sein Bruder Friedrich Heinrich von Nassau. Der Krieg dauerte unentschieden fort, wurde jedoch zur See mit Glück geführt. Peter Hein eroberte einen Theil Brasiliens und die große spanische Silberflotte (1628), auch wurden in den folgenden Jahren im Landkriege große Vortheile errungen. Maestricht ging über (1632), später Breda (1637) und der Sieg des Admirals Tromp im Jahre 1638 verschaffte den Niederländern von Neuem das entschiedenste Übergewicht. Auch fielen später alle festen Plätze Flanderns und Brabants in des Statthalters Hände. Wir übergehen hier die einzelnen Vorfälle dieses verheerenden Krieges, der endlich im westphälischen Frieden sein Ende erreichte. Siegreich gingen die Niederländer aus diesem Kriege hervor. Ihre Souverainetät ward anerkannt; sie behielten alle im Laufe des Krieges gemachten Eroberungen, bekamen freien Zutritt zu den spanischen Häfen und wurden von allem Lehnsverbande mit dem deutschen Reiche förmlich befreit. — Damals schon standen sich zwei politische Parteien einander gegenüber, die oranische und die republikanische. Hatten die Statthalter bereits während der kriegerischen Unruhen vielfache Versuche gemacht, die Freiheit der Verfassung zu untergraben, so gab jetzt der Friede um so mehr Gelegenheit Pläne dieser Art wieder vorzusuchen. Wilhelm II. faßte wirklich den Entschluß die Landesverfassung umzustürzen und suchte sich zu diesem Zwecke Amsterdams zu bemächtigen, allein das Vorhaben ward entdeckt und durch die Entschlossenheit der Bürger vereitelt. Zum Glücke für die niederländische Freiheit starb Wilhelm schon im Jahre 1650. Jetzt, um künftige Eingriffe zu verhüten, ward eine allgemeine unter dem Namen der großen Versammlung bekannte Ständeversammlung zusammenberufen, welche alle der Freiheit gefährliche Neuerungen der Statthalter aufhob, sich die Besetzung der Civil- und Militairämter vorbehielt, die bewaffnete Macht unter die Obrigkeiten der einzelnen Provinzen stellte und die Rechte und Befugnisse der Provinzialstände näher bestimmte. Ein besonderes Gesetz übrigens gab die Bestimmung, daß die obrigkeitliche Verwaltung von jeder Einmischung der Generalstaaten und des Statthalters frei sein solle. Somit hatte die republikanische Partei den Sieg errungen. Bald darauf (1652) brach ein Krieg mit England aus, während dessen zweijähriger Dauer sich die holländischen Admirale Tromp, Ruyter, de Witt, Johann van Galen u. A. unvergängliche Lorbeern erwarben. Die republikanische Partei, an deren Spitze jetzt der berühmte Rathspensionair von Holland, Johann de Witt, stand, beschleunigte den Frieden, indem sie die von Cromwell gewünschte Erlassung der Ausschließungsacte des Hauses Oranien durchsetzte; einige Unruhen, welche in Folge derselben entstanden, wurden gedämpft und das Volk bald mit dem Regierungssysteme dieser Partei ausgesöhnt. Die holländische Flagge herrschte jetzt auf allen Meeren; Portugal und Schweden, die sie beleidigt hatten, wurden gedemüthigt; selbst Frankreich mußte ihr Übergewicht anerkennen. Bei Weitem gefährlicher aber ward ein neuer durch die geheimen Anreizungen Ludwig's XIV. und die oranische Partei herbeigeführter Krieg mit England seit 1664. Von beiden Seiten geschahen die größten Anstrengungen und wieder war es Ruyter, der die Ehre der niederländischen Flagge aufrecht erhielt. Entschiedenen Vortheil aber errang keiner der kriegführenden Theile und man entschloß sich daher im Jahre 1667 zum Frieden. In demselben Jahre noch setzte de Witt die Annahme des ewigen Edicts durch, dem zu Folge die Statthalterwürde für immer abgeschafft wurde, auch brachte derselbe ein Bündniß mit Schweden und England zu Stande,

welches den Zweck hatte, die Absichten Ludwig's XIV. auf die N. zu hintertreiben. Allein Letzterer wußte England zu gewinnen und Schweden wenigstens neutral zu erhalten, so daß es nun Holland allein mit so mächtigen Feinden aufzunehmen hatte. Der gewaltige Ruyter erfocht gleich anfangs einen Sieg zur See (1672), allein gleichzeitig war Ludwig mit einem Heere von 200000 M. in die Niederlande eingefallen und hatte trotz alles Widerstandes die republikanischen Heere überall zurückgeschlagen. Zum Unglücke erregte jetzt die oranische Partei einen gefährlichen Aufstand; die Generalstaaten sahen sich zum Nachgeben genöthigt und Wilhelm III. von Oranien ward von allen Provinzen wieder als Statthalter anerkannt (4. Juli 1672), die republikanische Partei aber mit ihren Häuptern Cornelius und Johann de Witt vernichtet. Während dessen dauerte der Krieg mit Frankreich, mit dem sich jetzt auch Schweden förmlich verbündet hatte, ohne Unterbrechung fort. Zur See meist glücklich für die N., zu Lande aber unglücklich, litt er nur eine kurze Unterbrechung in dem Frieden zu Nymwegen (1678), entbrannte dann aufs Neue im Jahre 1683 und nach einem 6jährigen Waffenstillstande zum dritten Male im Jahre 1690, bis der Friede von Ryswick im Jahre 1697 dem Kampfe abermals ein Ende machte. War auch Holland aus diesen verheerenden Kriegen ehrenvoll genug hervorgegangen, so hatte doch der Handel und die Seemacht bedeutend gelitten und die Freiheit durch den mächtigen Einfluß des Statthalters bedrohliche Eingriffe erfahren, letzteres um so mehr, als Wilhelm nach der Besteigung des englischen Thrones (1688) die Interessen der N. nur zu oft denen Englands aufopferte. Wilhelm III. starb im Jahre 1702 und alsbald ward zuerst von Holland, dann auch von den übrigen Provinzen die Statthalterwürde abermals auf einige Zeit abgeschafft. Die Generalstaaten erhielten die höchste Gewalt und ein Groß- oder Rathspensionair (jetzt Heinsius, s. d. Art.) die Leitung der politischen Angelegenheiten. Ein Jahr früher schon war der spanische Erbfolgekrig ausgebrochen und Holland nahm an demselben gegen Ludwig XIV. thätigen Antheil. Über den Verlauf desselben siehe d. Art. Erbfolgekriege. Der Friedensschluß zu Utrecht brachte Holland keinen wesentlichen Vortheil, denn das Recht, einige feste Plätze der an Östreich gefallenen spanischen Niederlande zu besetzen (s. d. Art. Barrière), war doch nur ein geringer Ersatz für die unendlichen Opfer, die dieser Krieg gekostet hatte, und wurde sogar später Ursache zu wiederholten Zwistigkeiten. Unbezweifelt aber behauptete Holland damals noch seine imposante Stellung in der Reihe der Großmächte. Die doppelte Allianz mit England (wo besonders durch Hollands Hülfe Georg von Hanover den Thron bestiegen hatte) und Frankreich, zu der 1719 auch Östreich trat (Quadrupelallianz) hatte besonders die Vereitelung der Versuche des von Spanien unterstützten Hauses Stuart zum Zwecke und erreichte auch denselben vollkommen. Dessenungeachtet fand doch die oranische Partei Mittel und Gelegenheit, dem jungen, kaum siebenjährigen Prinzen von Oranien zur Statthalterschaft von Gröningen zu verhelfen, wozu nach Heinsius' Tode im Jahre 1720 noch die von Geldern und Drente kam. Der drohenden Gefahr zu entgehen verbanden sich hierauf die übrigen Provinzen aufs Neue zur Aufrechterhaltung der republikanischen Verfassung (1732) und setzten 10 Jahre später den wichtigen Beschluß durch, daß künftighin die Statthalter der abgesonderten Provinzen vom Staatsrathe ausgeschlossen bleiben sollten. Insgeheim aber wirkten die Anhänger des Prinzen von Oranien, der im Jahre 1733 der Schwiegersohn Georg's II. von England geworden war, eifrig dahin, die Generalstaaten in den Krieg gegen Kaiser Karl VI. zu verwickeln, in der festen Überzeugung, daß sie dann die Oberhand gewinnen würden. Zwar wurde dießmal noch ihr Plan durch die Beharrlichkeit der Generalstaaten vereitelt, bei dem Ausbruche des östreichischen Erbfolgekriegs aber drangen sie durch und Holland erklärte durch Truppensendungen an Maria Theresia mit-

telbar wenigstens seine Theilnahme an dem Kriege. Den Verlauf desselben s. in dem Art. Erbfolgekriege. Die oranische Partei erreichte ihren Zweck vollkommen. Das Glück der französischen Waffen und die geheimen Machinationen der Oranisten reizte das Volk zum Aufruhre, in welchem die Provinzialstände größtentheils ihrer Würde beraubt wurden. Die neu ernannten, zuerst die von Seeland, riefen hierauf den Prinzen von Oranien zum Statthalter aus; Holland folgte nach und bald darauf auch Utrecht und Overyssel. So wurde Wilhelm IV. der erste Generalstatthalter der Union und zwar mit einer weit ausgedehntern Gewalt, als irgend einer seiner Vorfahren (1747), ja auf den Vorschlag einiger Provinzen wurde die Statthalterschaft sogar in der weiblichen Descendenz erblich gemacht und nur Gröningen und Friesland leisteten diesem Beschlusse einige Zeit erfolglosen Widerstand. Übrigens wußte die oranische Partei jeden Widerstand, der sich etwa noch in den Städten zeigen mochte, durch klug erregte Pöbelaufstände zu unterdrücken und zu gleicher Zeit unter dem Vorwande, daß nur so der allgemeinen Verwirrung gesteuert werden könne, den Generalstaaten nach und nach ihre wichtigsten Rechte, wie z. B. die Verwaltung Flanderns u. a., zu entziehen, so daß es endlich in der ganzen Union keine Corporation mehr gab, die nicht dem Einflusse des Statthalters unterworfen gewesen wäre. Die Folgen zeigten sich in ihrer ganzen Nacktheit erst nach dem Tode Wilhelm's IV. im Jahre 1751. Die Wittwe desselben, Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, opferte seitdem das Interesse der Staaten stets dem englischen auf, übertrug den Oberbefehl über die Armee dem Herzoge von Braunschweig und zog eine Menge dem Interesse der Niederlande fremde Personen in Staatsdienste. Der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs zeigte bald die Folgen dieses Verfahrens, indem jetzt Holland, zu einer unthätigen Rolle verdammt, durch die Eingriffe Englands in seine Handelsfreiheit unendliche Verluste erlitt. Dieß und die Willkühr, welche besonders in Geldern und Gröningen ausgeübt wurde, erweckte den republikanischen Geist von Neuem, aber schon war die alte Macht Hollands gebrochen und die glänzenden Zeiten des XVII. Jahrh. für immer verloren. Zwar stand immer noch der Handel in großer Blüthe, noch war Amsterdam die Geldcasse von Europa und in allen Meeren wehte noch die holländische Flagge, aber das Monopol der Küstenschifffahrt war verloren und Frankreich wie England und die nordischen Mächte hatten bedenkliche Fortschritte gemacht und concurrirten mit Glück in mehreren Zweigen des Welthandels. — Die Wittwe Wilhelm's IV. starb allgemein gehaßt im Jahre 1759 und die Generalstaaten übernahmen die Vormundschaft des jungen Prinzen, während der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl über die Armee behielt. Die Plackereien von Seiten Englands führten jetzt ernstliche Mißhelligkeiten herbei, doch wurde ein Ausbruch noch durch Nachgiebigkeit des londoner Cabinets verhütet; im Allgemeinen aber blieb das Regierungssystem dasselbe und erlitt im Wesentlichen auch dann keine Veränderung, als Wilhelm V. im J. 1766 volljährig geworden war. Die lebhaften Besorgnisse der republikanischen Partei zeigten sich indeß täglich gegründeter, besonders aber seit dem Beginne des amerikanischen Freiheitskriegs, wo England geradezu wenigstens die Neutralität Hollands verlangte und, als die Generalstaaten dennoch eine Flotte, obwohl nur zur Vertheidigung ihrer Handelsflagge, aufstellten, dieselbe sogar aufbringen und in die englischen Häfen führen ließ. Dieß beschleunigte endlich im Jahre 1781 den Ausbruch des Kriegs; die Patrioten erhoben sich und zwangen 1782 den Herzog von Braunschweig den Haag zu verlassen; überall wurde eine höchst bedenkliche Aufregung sichtbar. Zwar gelang es dem Statthalter den Frieden mit England zu vermitteln, aber die inneren Unruhen nahmen dessenungeachtet ihren Fortgang. Die Patrioten schlossen 1785 einen Vertrag mit Frankreich, während auf der andern Seite der Statthalter auf die Unterstützung Englands und des mit ihm verschwä-

gerten preußischen Hofes rechnend die alte Verfassung Hollands umzustoßen bemüht war. Endlich im Jahre 1787 kam es zum offenen Kampfe; die Patrioten machten alle nur erdenklichen Anstrengungen, aber ein preußisches Heer gab den Ausschlag und die Republikaner, überdieß auch von dem oranisch gesinnten Pöbel angegriffen, mußten unterliegen. Die Macht des Statthalters wurde unumschränkter als je wiederhergestellt. So blieb die Lage Hollands bis zum Jahre 1795, wo das Einrücken der französischen republikanischen Heere von Neuem die Hoffnungen der Patrioten aufregte. Auch war jeder Widerstand des durch ein englisches Hülfsheer verstärkten Statthalters vergeblich, er mußte flüchten und im Mai 1795 hatten die Patrioten die Freude, ihr Vaterland als neuerrichtete batavische Republik begrüßen zu können. Doch dauerte diese schnell errungene Herrlichkeit nur kurze Zeit, oder vielmehr sie nahm je nach den Veränderungen in Frankreich eine andere Gestalt an. So folgte hier wie dort Directorialregierung; dann im Jahre 1805 eine Consularregierung in der Einführung des Großpensionarats (Schimmelpennink), bis es zuletzt dem Kaiser Napoleon beliebte, aus der batavischen Republik im Jahre 1806 ein Königreich für seinen Bruder Louis zu bilden. Die Lage Hollands in dieser ganzen Periode war über alle Beschreibung kläglich; genöthigt an den Kriegen Frankreichs Theil zu nehmen verlor das unglückliche Land die letzten Reste seines Wohlstandes; die Schulden wuchsen zu einer unerschwinglichen Höhe, die Colonien gingen meist an England verloren und der Handel, einen schwachen Schmuggelhandel mit England ausgenommen, lag gänzlich darnieder und erhielt den letzten Stoß durch das unselige Continentalsystem. Im Jahre 1810 endlich wurde das ohnmächtige Land, dem der gutmüthige König Louis nicht helfen durfte, Provinz Frankreichs. In dumpfer Betäubung gehorchte das gedemüthigte Volk der Nothwendigkeit, erhob sich aber im Jahre 1813, als der Freiheitsruf erscholl, um so kräftiger zur Wiederherstellung seiner Nationalität. Im November des genannten Jahres landete der Erbstatthalter mit 4000 Engländern in Schevelingen; überall wurde er mit der größten Begeisterung aufgenommen und noch im December desselben Jahres als souverainer Fürst anerkannt. In dem wiener Congresse endlich erhielt Holland gegen Abtretung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und Guyanas an England seine übrigen Colonien von England zurück und bildete seitdem mit Belgien (s. d. Art.) vereint ein souveraines Königreich unter dem Namen Königreich der Niederlande. Wilhelm I. wurde von allen Mächten als König anerkannt. — Gewiß hatte kein Land den Frieden so nöthig als die N., denn es bedurfte, um die tiefen Wunden, die so langjähriges Unglück geschlagen hatte, nur einigermaßen zu heilen, fürwahr keiner gewöhnlichen Thätigkeit und in Betracht der verschiedenen Interessen, die Belgien und Holland fortwährend zu entzweien drohten, einer weisen Umsicht und Mäßigung von einer Regierung, die, von den Ereignissen fast aufgedrungen, erst volksthümlich werden mußte. In wiefern hierin gefehlt wurde und welches die Folgen dieses Irrthums waren, ist bekannt; auch vergl. man darüber die Artt. Aufstände der neuesten Zeit und Belgien. Ob aber wirklich die Trennung Belgiens von Holland für beide und insbesondere für letzteres ersprießlich sein werde, ist jetzt um so weniger zu bestimmen, als sich die Folgen dieser gewaltsamen Trennung bei Weitem noch nicht in ihrem ganzen Umfange herausgestellt haben. Es scheint sich indeß, wie wir auch oben bereits angedeutet haben, Handel und Industrie beider Länder seit dem Jahre 1830 um Vieles gehoben zu haben und somit müßte im Grunde die Trennung durchaus nur als ein glückliches Ereigniß für Belgien wie Holland angesehen werden; eine andere nur von der Zukunft zu lösende Frage aber ist es, ob dieselbe auch in politischer Hinsicht die gehegten Hoffnungen nicht täuschen werde. 15.

Niederlausitz, s. Lausitz.

Niedernau, eine Badeanstalt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, liegt in einem romantischen Thale, von der Katzbach bewässert, 1 Stunde von Rothenburg. Das Wasser der 3 Quellen, von denen die eine zum Baden, die zwei anderen zum Trinken benutzt werden, sind reich an Erdharzöl und zeigen sich höchst heilsam bei Bleichsucht, Blutverlust, Entkräftung ꝛc. Die Frequenz dieses Badeortes ist bedeutend. S. Walz, „Chemische Untersuchung des Sauerbrunnens zu Niedernau" (Tübing. 1827). 35.

Niederrhein, s. Preußen und Deutschland.

Niedersachsen, s. Deutschland und Sachsen.

Niederschlag, lat. praecipitatum; franz. précipité; engl. precipitate, entsteht bei chemischen Arbeiten, wenn zwei Flüssigkeiten zusammengemischt werden und die darin aufgelösten Theile derselben sich so verbinden, daß ein Körper als unauflöslich ausgeschieden wird. Dieser ausgeschiedene Körper ist vermöge seiner Feinvertheiltheit in der Flüssigkeit schwebend, nach und nach aber setzt er sich zu Boden und in diesem Zustande nennt man ihn N. — N. oder Thesis, franz. frappe; ital. abassamento di mano, ist in der Musik die gute Zeit des Tactes. In den einfachen Tactarten fällt er stets auf das erste Viertel des Tactes, in den zusammengesetzten auf das erste und dritte. (Vergl. die Artt. Aufschlag und Rhythmus.) 5. 29.

Niederschlagung, lat. abolitio; franz. und engl. abolition, eines Rechtshandels besteht in der Erklärung Seiten des Staats, daß die Acten über gewisse Verhandlungen zurückgelegt werden sollen, um solche nie wieder aufzunehmen. In solchen Fällen nämlich (meistens fiscalischen und Untersuchungssachen), wenn sich im Verlaufe des Verfahrens ergeben hat, daß solches zu keinem erwünschten Resultate führen werde, pflegt der Staat die Fortsetzung der Bemühungen als unnöthig oder unrathsam zu untersagen. So wird eine Untersuchung niedergeschlagen, wenn sich solche Umstände ereignen, welche selbst nach erlangtem Straferkenntnisse die Begnadigung bewirken würden, oder wenn sich übersehen läßt, daß man auf eine Strafbarkeit gar nicht gelangen werde. Untersuchungskosten werden beim Fiscus niedergeschlagen, wenn man einsieht, daß es billig sei sie zu erlassen oder unmöglich sie beizutreiben. 10.

Niederung, lat. regio humilis; franz. lieu bas, partie basse; engl. low land, moor, nennt man die im flachen Mittel- und Niederlande ausgespülten Gründe mit schmalen Grundrändern, scharfen Säumen und breiten Grundböden von der 5- bis 20fachen Breite des in ihnen sich in vielen schlangenförmigen Windungen langsam hinfließenden Wassers. Man unterscheidet: 1) trockene N. von 5- bis 10facher Breite des Flusses, wobei ihr Boden mit Wiesen, Laubholz, Äckern und Wohnungen bestanden ist; 2) nasse N. mit noch schmälern Rändern und 10- bis 20facher Breite des Flusses, dabei jährlich mehrere Monate unter Wasser oder doch in anhaltender Feuchtigkeit und daher mit Wasserkräutern und Erlen und Weiden bewachsen. Sie heißen ferner Strom-, Fluß-, Bach- und Fließniederungen, je nachdem ein Strom, Fluß, Bach oder Fließ in ihnen hinläuft. 26.

Niellaarbeit, franz. email noir, nennt man das Eingraben von Figuren mit dem Grabstichel auf goldene, silberne, vergoldete, versilberte oder andere Metallplatten, und dann das Ausfüllen der gemachten Vertiefungen mit einer schwarzen glänzenden Masse, um dadurch die gemachte Zeichnung deutlicher hervorzuheben. Die N., welche wahrscheinlich auf die Kupferstecherkunst führte, ist sehr alt und wurde vorzüglich im Mittelalter betrieben, von welcher Zeit sich viele Kunstwerke dieser Art in Kunstcabinetten herschreiben. 26.

Niemcewicz (spr. Niemzewitsch) (Julian Ursin), einer der vorzüglichsten polnischen Dichter und Historiker der neuesten Zeit, um 1756 geboren, zeichnete

sich schon als Nuntius von Liefland auf dem Reichstage 1788—1792 durch die kraftvolle Vertheidigung des Bürgerstandes aus und suchte mit allen Kräften die Constitution vom 3. Mai 1791 aufrecht zu erhalten. Den Kampf für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen die Russen (1794) kämpfte er als Adjutant Kosciuszko's mit und wurde mit diesem in dem Treffen bei Maczicjowicze gefangen und zu Petersburg in enger Haft gehalten, bis Paul I. nach seiner Thronbesteigung (1796) den gefangenen polnischen Generalen die Freiheit schenkte. N. folgte seinem Feldherrn nach Nordamerika, wo er sich häuslich niederließ und fast ausschließend den Musen lebte. Das Verlangen, seine Familie und sein Vaterland zu sehen, trieb ihn 1802 nach Warschau, von wo aus er eine Reise nach Paris machte und dann, nachdem er eine ihm von Petersburg aus angebotene Anstellung ausgeschlagen hatte, nach seinem Asyl zurückkehrte (1804). Die Hoffnung, sein Vaterland durch französischen Einfluß befreit zu sehen, bewog ihn von Neuem Amerika zu verlassen (1807) und nach Warschau zu gehen, wo er Senatssecretair und Castellan wurde, sich aber bald, um ganz den Wissenschaften zu leben, auf sein von der Hauptstadt nicht weit entferntes Landhaus Ursinow zurückzog. Nach der Vereinigung Polens als Königreich mit Rußland wurde er zum Präsidenten des mit der Entwerfung einer Constitution beauftragten Comité's ernannt und übte auf die Redaction der Verfassungsurkunde einen bedeutenden Einfluß. Nach dem Ausbruche der polnischen Revolution im Jahre 1830 ward er Mitglied des Administrationsrathes und suchte vergebens im Senate die erbitterten Parteien, welche den Untergang Polens schneller, als es die feindlichen Waffen vermocht hätten, herbeiführten, zu versöhnen. Nach dem Übergange der Russen über die Weichsel verließ er sein Vaterland und begab sich nach Paris, wo er, von der Amnestie ausgeschlossen, lebt. Das größte Verdienst hat N. als Lyriker; seine geschichtlichen Lieder („Spiewy historyczne z Muzyka i Ryciami", Warsz. 1816. 8. Deutsch von Gaudy, Leipz. 1833. 8.), worin er die Großthaten der Helden seines Vaterlands feiert, zeichnen sich durch Phantasie, Originalität und glühenden Patriotismus aus und leben in dem Munde des Volkes. Auch sein Schauspiel: „Kasimir der Große" (1792) gehört zu den besten dramatischen Leistungen seiner Nation und seine „Fabeln und Erzählungen" („Bayki i powiesci", Warsz. 1817. N. A. 1820. 2 Bde. 8.) enthalten viel Treffliches. Dagegen sind seine Romane: „Levi und Sara" (deutsch, Berl. 1825. 8.), ein Gemälde jüdischer Sitten, und „Johann von Tenczyn" (deutsch, Berl. 1828. N. A. 1834. 3 Bde. 8.) weniger gelungen. Seinen historischen Versuchen, worunter sich die Geschichte Sigismund's III. („Dzieje panowania Zygmunta III, Króla Tolskiego", Warsz. 1819. 3 Voll. 8.), vorzüglich auszeichnet, ist die verdiente Anerkennung geworden. 66.

Niemen, s. Memel.

Niemeyer (August Hermann). Dieser um die praktische Theologie, Pädagogik und geistliche Poesie hochverdiente Mann wurde zu Halle an der Saale am 1. Sept. 1754 geboren. Nachdem er seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem königlichen Pädagogium seiner Vaterstadt erhalten hatte, widmete er sich auf der dortigen Universität den theologischen Wissenschaften und habilitirte sich nach Beendigung seiner Studien als Privatdocent. Der Beifall, welchen seine Vorlesungen fanden, bewirkte, daß er 1780 zum außerordentlichen Professor der Theologie und zum Inspector des theologischen Seminarium ernannt ward. Seitdem durchlief er allmählig alle akademischen Würden. Im Jahre 1784 wurde er ordentlicher Professor und Aufseher des königlichen Pädagogium, 1785 Mitdirector des Pädagogium und des hallischen Waisenhauses, 1787 Director des pädagogischen Seminarium, 1792 Consistorialrath und 1794 Doctor der Theologie. Im August desselben Jahres, in jener Zeit, wo die berüchtigte Examinationscom-

miſſion (Hermes, Hilmer und Woltersdorf) hemmend in die Glaubens- und Lehrfreiheit eingriff und bereits N.'s „Lehrbuch der populären und praktiſchen Theologie" als ein ſehr anſtößiges Buch denunciirt hatte, erhielt er zugleich mit ſeinem Freunde Nöſſelt (ſ. d. Art.) ein königliches Reſcript, das ihn mit Caſſation bedrohte, wofern er nicht den „neologiſchen Principien" in ſeinen dogmatiſchen Vorleſungen entſagen würde. Furchtlos und freimüthig antwortete darauf N. und es blieb bei der Drohung. Im Jahre 1800 wurde er Director des Almoſencollegium und 1804 wirklicher Oberconſiſtorialrath und Mitglied des berliniſchen Oberſchulcollegium. Da traf das Unglück, welches 1806 über Preußen hereinbrach, auch ihn; er ward nebſt mehreren andern angeſehenen Hallenſern als Geißel nach Frankreich deportirt. 1808 kehrte er zurück und wurde zum Mitgliede der Reichsſtände im Königreiche Weſtphalen, ſo wie zum Kanzler und Rector perpetuus der Univerſität Halle ernannt. Als Napoleon 1813 die Univerſität wegen ihrer den Verbündeten bewieſenen patriotiſchen Geſinnungen auflöſte, verlor N. dieſe Würde, ward aber 1814 bei Wiederherſtellung der Univerſität wieder eingeſetzt. Doch legte er bald darauf die Stelle eines Kanzlers nieder, wurde 1816 Conſiſtorialrath und auswärtiges Mitglied des Conſiſtorium zu Magdeburg und erhielt 1817 den rothen Adlerorden. Im Jahre 1820 unternahm er eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach England und am 18. April 1827 feierte er ſein funfzigjähriges Jubiläum, bei welcher Gelegenheit der König von Preußen der Univerſität 40000 Thaler zur Erbauung eines von N. früher erbetenen Univerſitätsgebäudes ſchenkte. Er ſtarb den 7. Juli 1828. — N. gehört unter die Heroen in der Wiſſenſchaft, welche mächtig auf ihr Zeitalter eingewirkt haben. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat er als leuchtendes Beiſpiel der Gelehrſamkeit und des regſten Eifers für die Wiſſenſchaft die Univerſität geziert und durch den ächt praktiſchen Gehalt ſeiner Vorleſungen wie ſeiner Schriften ungemein ſich verdient gemacht. In der Theologie, welche er eben ſo wenig wie irgend eine andere Wiſſenſchaft als in ſich vollendet und abgeſchloſſen betrachtete, war ſein Hauptbeſtreben ſtets auf die Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe gerichtet. Die größten Verdienſte aber hat er ſich um die Erziehungswiſſenſchaft erworben, welche von E. Föhliſch in ſeinen „Erinnerungen an D. A. H. Niemeyer als Pädagogen" (Wertheim 1834. 8.) trefflich dargeſtellt worden ſind, und mit Recht wurde er eine lange Zeit der allgemeine praeceptor Germaniae genannt. Die vorzüglichſten Schriften N.'s ſind folgende: „Charakteriſtik der Bibel" (Halle 1775—1782. 5 Bde. 5. Aufl. 1794—1795. 6. Aufl. 1830); „Philotas oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden" (Leipz. 1779—1791. 3 Thle. 3. Aufl. 1808); „Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Chriſten" (Leipz. 1784. 2 Thle. 2. Aufl. 1789); „Handbuch der populären und praktiſchen Theologie" (Halle 1790—1792. 2 Thle. 6. Aufl. 1827); „Briefe an chriſtliche Religionslehrer" (Halle 1796—1799. 3 Thle. 2. Aufl. 1803); „Leitfaden der Pädagogik und Didaktik" (Halle 1803. 2. Aufl. 1814); „Anſichten der deutſchen Pädagogik und ihrer Geſchichte im XVIII. Jahrhunderte" (Halle 1801); „Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner" (Halle 1796. 3 Thle. 8. Aufl. 1825. 9. Aufl. 1834.); „Originalſtellen griechiſcher und römiſcher Claſſiker über die Theorie der Erziehung" (Halle 1813); „Lehrbuch der Religion für die obern Claſſen in Gelehrtenſchulen" (Halle 1801. 15. Aufl. 1828); „Geſangbuch für höhere Schulen" (Halle 1785. 10. Aufl. 1825); „Feierſtunden während des Kriegs" (Halle 1808. 2. Aufl. 1809); „Religiöſe Gedichte" (Halle u. Berl. 1814); „Beobachtungen auf Reiſen"; 1. u. 2. Bd.: „Reiſe nach England" (Halle 1820. 21. 2. Aufl. 1823), 3. Bd.: „Reiſe durch einen Theil von Weſtphalen und Holland" (1823. 2. Aufl. 1824.), 4. Bd.: „Deportationsreiſe nach Frankreich im Jahre

1807" (Halle 1824. 2. Aufl. 1825—1826). (Vgl. J. H. Fritsch, „Über des verewigten A. H. Niemeyer's Leben und Wirken" (Halle 1828); Jacobs und Gruber, „A. H. Niemeyer; zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken" (Halle 1831).) 63.

Niemojowsky (Vincenz), ein ausgezeichneter Literator der Polen und Mitglied der Nationalregierung zur Zeit der Revolution, ward geboren am 5. April 1784 zu Slupia im Bezirke Vielun, studirte, nachdem er seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause erhalten hatte, seit 1798 in dem Piaristencollegium zu Warschau, ging dann nach Deutschland (1800), wo er sich in Halle und Erlangen dem Rechtsstudium widmete und übernahm darauf ein Ehrenamt bei der Regierung zu Kalisch (1803), von dem er sich aber nach der Organisirung des Herzogthums Warschau (1808) auf seine Güter zurückzog und nun ganz den Staatswissenschaften lebte. Doch ward er (1818) zum Landboten beim Reichstage des neuen Königreichs Polen erwählt, als welcher er 1820 sich auf das Bestimmteste gegen die verfassungswidrigen Schritte der Regierung erklärte und mit seinem Bruder, Bonaventura N., die Anklageschrift der Minister verfaßte. Von der Zeit an suchte man ihn auf alle nur mögliche Weise aus der Kammer zu entfernen und als er daher einen in die neapolitanische Revolution verwickelten und deßhalb angeklagten polnischen Officier vor dem nächsten Reichstage in Schutz zu nehmen versprach, wurde er (7. Mai 1825) an den Barrieren von Warschau von Gensd'armen angehalten und auf sein Gut in Arrest gebracht, wo er das Bekenntniß gethanen Unrechts verschmähend bis zum Ausbruche der polnischen Revolution blieb. Am 3. Dec. 1830 in Freiheit gesetzt ward er von Chlopicki ins Ministerium berufen, erhielt nach Errichtung der Nationalregierung (den 30. Jan. 1831) das Departement des Innern und brachte durch seinen Einfluß die Gesetze vom 19. und 26. Febr. zur Abstimmung, welche die Nationalversammlung im Auslande anordnen und sicher stellen. Seine politischen Ansichten waren die des Benjamin Constant, weßhalb ihm und seinen Freunden häufig der Name Benjaministen oder Doctrinaire beigelegt wurde. Mit der Art des Kriegführens nicht zufrieden trug er nach der Schlacht bei Ostrolenka auf die Versetzung Skrzynecki's in den Anklagestand an, zog sich aber nach Auflösung der Nationalregierung (den 17. Aug. 1831) von den Geschäften zurück, begleitete nach dem Falle von Warschau das Heer nach Modlin und war entschlossen nach Frankreich zu gehen. Aber 2 Stunden von der preußischen Grenze wurde er von 16 herumschwärmenden Tscherkassen gefangen genommen, nach Warschau gebracht und eingekerkert. Die lange Zeit seiner Gefangenschaft soll er mit Übersetzung des Tasso und Alfieri in polnische Verse zubringen. Von ihm sind erschienen: „Theorie der repräsentativen Verfassung" (2 Bde.) und ein Theil seiner auf dem Reichstage gehaltenen Reden; seine Gedichte kennen nur seine Freunde, einen Theil davon publicirten die Journale, die auch viele seiner polemischen Aufsätze enthalten. 25.

Niemojowski (Bonaventura), Bruder des Vorigen, Minister der Justiz, dann des Innern und endlich Präsident der Nationalregierung Polens, ward geboren am 4. Sept. 1787. Nach Beendigung seiner Rechtsstudien auf der Universität zu Erlangen arbeitete er bis zum Jahre 1811 in den Kanzleien des Justizministerium des Herzogthums Warschau und bereiste sodann Deutschland, Italien, Frankreich und England. Auf seiner politischen Laufbahn sah man ihn zuerst als Landbote von Wielun auf dem Landtage von 1820 auftreten, wo er als trefflicher Patriot und kräftiger Redner mit seinem Bruder zur Opposition gehörte und sich dadurch den Haß der Regierung zuzog, welche ihn auch durch Erregung eines Processes gegen ihn vor dem Zuchtpolizeigerichte wegen angeblichen Ungehorsams gegen die höchste Gewalt von der Sitzung des Reichstages (1825) ausschloß. Obgleich freigesprochen und fast einstimmig wieder als Landbote und zum

Mitgliede des Bezirkscreditvereins gewählt, wurde er doch 1827 ohne Rücksicht auf seinen Charakter als Landbote, unter dem Vorwande den bei seinem damals gefangenen Bruder wachthabenden Posten beschimpft zu haben, arretirt, jedoch bei der Krönung des Kaisers wieder freigelassen. Eine Adresse an den neuen Monarchen in Bezug auf die unaufhörlichen Beeinträchtigungen der constitutionellen Charte des Königreichs und mehrere Schritte von ihm, wegen Freilassung seines Bruders Vincenz, blieben ohne Erfolg; auch sah er sich aus der im folgenden Jahre zusammenberufenen Kammer ausgeschlossen. Seinem Patriotismus und seinem Talente eröffnete aber der Ausbruch der Revolution vom 29. Nov. 1830 ein weiteres Feld. Am 6. Dec. in Warschau angekommen übernahm er am folgenden Tage auf dringendes Bitten des Dictators Chlopicki das Portefeuille der Justiz und (den 3. Febr.) das des Innern. In Folge eines Zwistes zwischen ihm und dem Stellvertreter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Gustav Malachowski (5. Mai), gab er aber seine Entlassung ein, kehrte in die Kammer als Landbote von Wartha zurück und zeichnete sich hier unter den Antireformisten aus (Juni 1831), welche es durchsetzten, daß die Form der Fünfherrschaft beibehalten wurde. Später ward er Vicepräsident des executiven Verwaltungsraths, organisirte denselben und wies die Clubbisten, welche sich der höchsten Macht zu bemächtigen drohten, in ihre Schranken zurück. Seinen Bemühungen hatte die Hauptstadt bald wieder reichliche und bequeme Verproviantirung zu verdanken, es ward den Truppen Kleidung und Sold gesichert, die Polizei und die Sicherheitswache, welche anerkannten Patrioten übertragen wurden, boten neue Bürgschaften für die äußere und innere Sicherheit dar, endlich belebte nach zweimonatlicher Unthätigkeit der Sieg bei Miedzyrzec aufs Neue die Hoffnung des Heeres. Auf den Vorschlag des Vicepräsidenten unterzeichnete Krukowiecki den Abend vor dem Sturme auf Warschau (5. Sept.) die an den Feldmarschall Paskewitsch erlassene muthvolle Antwort, als aber am Morgen des 7. Septembers Krukowiecki aus eigenem Antriebe beschloß, einen Parlamentair an den Feind zu schicken, so gab N. seine Entlassung ein und setzte es noch an diesem Tage in den Kammern durch, daß die Capitulation verworfen wurde. Als nun am Abende Krukowiecki der Präsidentschaft entsetzt ward, wählte der Landtag N., als den Muthvollsten, zum Präsidenten der Nationalregierung. In diesem Augenblicke hatten aber die polnischen Truppen auf Anordnung des vorigen Präsidenten ihren Rückzug schon angetreten, weßhalb er nicht mehr auf Vertheidigung der Hauptstadt selbst bedacht sein konnte, wohl aber gelang es ihm in der Zeit von nur einigen Stunden die Cassen der Regierung und der Bank, so wie die Staatsarchive nach Modlin zu retten. Doch die Ereignisse drängten zu heftig. Nachdem daher N. die öffentlichen Cassen, welche nahe an 7 Millionen betrugen, unter den Schutz der woywodschaftlichen Commission zu Plock gestellt hatte (24. Sept.), überschritt er die preußische Grenze und kam im October in Paris an, wo er am 15. Juni 1835 starb. 25.

Nieren, lat. renes; franz. reins; engl. kidnies, nennt man die zwei drüsigen, zur Absonderung des Harns bestimmten Organe, welche bei dem Menschen, durch die Wirbelsäule von einander getrennt, in der Lendengegend, hinter dem Bauchfelle auf dem Lendentheile des Zwerchfelles liegen. Sie sind von einer feinen Haut (der eigentlichen Nierenhaut) genau umzogen, über dieser aber noch von einem sehr lockern, gewöhnlich mit vielem Fette angefüllten Zellgewebe (Kapsel der Niere) umgeben, wodurch sie zugleich an den benachbarten Theilen angeheftet werden. Sie haben eine bohnenförmige Gestalt und im Allgemeinen gleiche Größe; doch ist nicht selten auch die eine größer wie die andere. Beim Fötus erscheinen sie noch gleichsam in mehrere kleine getheilt, welches bei einigen Säugethieren, wie z. B. beim Bär, bleibend ist. Beim Erwachsenen sind sie gewöhnlich gegen 4 Zoll

lang, 2 Zoll breit, in ihrem innern Theile 1 Zoll dick, wiegen zwischen 3—4 Unzen und haben eine röthliche Farbe. Der äußere gewölbte Rand sieht gegen das Zwerchfell und die Bauchmuskeln, der innere ausgehöhlte Rand gegen die großen Gefäßstämme und hat hier einen tiefen länglichen Spalt, in welchen die Nerven und Blutgefäße der N. und hinter diesen das Nierenbecken liegen, welches die Form eines etwas gekrümmten Trichters hat, indem es sich nach oben von unten allmählig zuspitzt und in eine ungefähr 2 Linien weite Röhre, Harnleiter genannt, fortsetzt, welche bis in die Beckenhöhle herabgehend sich hier in die Harnblase einmündet, so daß durch sie der aus den N. abgesonderte Harn beständig in die Blase herabtröpfelt. Die N. bestehen aus zwei verschiedenen Substanzen, der äußern Rinden- und innern Röhrensubstanz. Erstere bildet den ganzen äußern Umfang der N., senkt sich zwischen der zweiten Substanz ein und besteht vorzüglich aus Blutgefäßen und drüsenartigen Körperchen, welche auch als Gefäßbüschelchen angesehen werden, die den feinsten Arterienzweigen anhängen. In dieser Substanz ist der Sitz der Harnabsonderng, indem nämlich die aus der nahe liegenden Aorta entspringende Nierenarterie in den Nierenspalt hereingeht, sich in unzähligen Zweigen zunächst auf der Oberfläche der Nieren verästelt, die Rindensubstanz bildet, so wie die Röhrchen abgibt, welche die Nierenwärzchen bilden, und sich zum Theil wieder in zurückführende Zweige vereinigt, welche in die Venen übergehen, die an der Oberfläche der N. ein sehr schönes und feines Netz bilden und von da sich allmählig in eine Vene zusammenmünden, die ihr Blut der untern Hohlader übergibt. Die Röhrensubstanz entsteht aus der Rindensubstanz; sie besteht vorzüglich aus harnführenden Gängen, in welchen sich besonders der Sitz der Harnaussonderung befindet, und sie bildet eine Sammlung von ungefähr 15 kegelförmigen Körpern, welche mit ihrer Basis nach außen, mit der stumpfen Spitze nach innen gegen den Nierenspalt gerichtet und von der Rindensubstanz bis auf einen kurzen Theil, der Nierenwarze, welche in den Nierenkelch frei endet, umgeben sind. Die Nierenkelche sind Zweige der zwei oder drei großen Äste des Nierenbeckens. Dieser Zusammenhang wird am Deutlichsten, wenn man weiß, daß bei der Bereitung des Harns in den N. aus den Blutgefäßen der Rindensubstanz Wasser mit gewissen anderen Substanzen in die Röhrchen der Röhrensubstanz übergeht, worauf der Harn aus den kleinen Mündungen der Nierenwärzchen, die sich an jedem solchen Röhrchen befinden, in die Nierenkelche sickert, aus diesen aber in das Nierenbecken und so durch die Fortsetzung dieses letztern (den Harnleiter) in die Harnblase hinabfließt. Die Nerven der N., welche dieses Organ mit dem ihm eigenthümlichen Leben begaben, kommen aus einem die Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz begleitenden Nervennetze, welches von mehreren Fäden der Unterleibsnerven gebildet wird. Im Übrigen vergl. Harn. — An dem obern Ende jeder Niere und mit ihr durch Zellgewebe verbunden liegt eine Nebenniere, welche eine kleine dreieckige und flache Drüse vorstellt. Beide sehen gelblich, bestehen aus Läppchen und Körnern wie andere Drüsen und haben in ihrer Mitte eine zusammengepreßte Höhle, deren Wände mit einer schwarzbraunen Substanz überzogen sind und durch ein feines Zellgewebe zusammenhalten. Sie sind verhältnißmäßig bei dem Fötus größer als bei dem Erwachsenen und ihr Nutzen ist noch unbekannt; indeß scheinen sie vermöge ihrer Verbindung mit den N. die Verrichtung der letzteren auf eine uns unbekannte Art zu unterstützen. 14.

Nierenkrankheiten. Die Lage und die anatomischen Verbindungen der Nieren, ihre Mitleidenschaft bei den natürlichen Verrichtungen der thierischen Ökonomie und bei den diese letzteren betreffenden Krankheiten, ihre parenchymatöse und äußerst zusammengesetzte Textur, so wie die wichtige natürliche Function (s. Niere), zu der sie selbst bestimmt sind, gehören sämmtlich zu den Umstän-

den, durch welche ſie häufig zahlreichen Krankheiten, deren Erkennung oft ſehr dunkel und deren Heilung noch weit öfter allen Hülfsmitteln der ärztlichen Kunſt widerſteht, ausgeſetzt werden können. Abgeſehen von den Nerven, den arteriellen und venöſen Gefäßen, welche in den Nieren ſelbſt verlaufen und der Sitz von Nierenſchmerzen, Nierenkoliken, Nierenblutungen ꝛc. ſein können, ſind es vorzüglich auch die Rinden- und Röhrenſubſtanz, welche gleichzeitig oder für ſich allein von acuten und chroniſchen Entzündungen ergriffen werden, von Entzündungen, die bisweilen zu nachfolgenden Eiterungen (Abſceſſen, Fiſteln, Geſchwüren) und einer Menge organiſcher Degenerationen, wie z. B. Hypertrophie (ſ. d. Art.), Krebs, Tuberkeln (ſ. d. Art.), Steatome (ſ. d. Art.) Veranlaſſung geben. Höchſt wichtig ſind aber die normwidrigen Veränderungen, welche die Nieren als Organ der Secretion in Bezug auf dieſe letztere erleiden und wodurch jene Zuſtände, die man mit dem Namen Harnruhr (ſ. diabetes), Harnverhaltung (ischuria) ꝛc. bezeichnet, herbeigeführt werden. Aber auch die Producte dieſer Secretion ſelbſt werden bisweilen ſo verändert, daß jenes Übel erzeugt wird, welches man den Nierenſtein nennt. Die Nierenſteine gehören den Ausſcheidungscanälen der Nieren an und liegen in der Regel in den Kelchen oder Verzweigungen des Nierenbeckens, deren Form und Dimenſionen ſie annehmen, weßhalb ſie Sternkorallen gleichen und korallenförmige Steine genannt worden ſind. Wenn ſie nicht — was jedoch meiſtens der Fall — durch den Harn bis in das Nierenbecken oder den Harnleiter und von hier aus bis in die Blaſe mit fortgenommen werden, bewirken ſie, vermöge des durch ſie fortwährend unterhaltenen Reizes, die Entzündung der Niere, ihre Eiterung und Zerſtörung. Wenn ſie in dem Harnleiter ſtecken bleiben, verurſachen ſie beſonders Harnverhaltung; gelangen ſie aber in die Blaſe, ſo werden ſie entweder durch den Harn hinausbefördert oder bilden den Kern von Blaſenſteinen (ſ. d. Art. Steinkrankheit). 21.

Nierenſtein, auch Nierſtein, ein durch ſeinen Weinbau berühmtes Dorf mit 2200 Einw. in dem Großherzogthume Heſſen nahe bei Oppenheim am Rheine, hat auch einen Brunnen, aus dem Schwefelwaſſer ſprudelt. Daſſelbe iſt hell und durchſichtig, unterliegt aber vielfach dem Einfluſſe der Atmoſphäre, ſo daß es oft eine ſchwärzliche Farbe annimmt. Eine Beſchreibung dieſes Brunnens ſ. in der Schrift: „Der Sivenenbrunnen" (Mainz 1829), unter welchem Namen er allgemein bekannt iſt. 35.

Nieſen, lat. sternutatio; franz. éternument; engl. sneezing, iſt eine ſtarke, plötzliche und mit einem Schalle verbundene Ausathmung (der eine tiefe Einathmung vorausgeht) und die mehr durch die Naſe als den Mund geſchieht. Wenn nämlich die in der Schleimhaut der Naſenhöhle ſich ausbreitenden und faſt ganz blos liegenden Fäden des Geruchsnerven (vergl. Nerven) von irgend einer Urſache gereizt werden (daher häufiges N. faſt immer den Eintritt eines Schnupfens ankündigt), ſo verurſachen ſie durch ihre Verbindung mit den Nerven des Zwerchfelles eine krampfhafte Bewegung in demſelben, vermöge welcher die eingezogene Luft ſchnell und mit einem ſtarken Drucke durch die Höhlungen der Naſe und des Mundes auf einmal ausgepreßt wird, wodurch zugleich die übrigen dabei mitwirkenden Unterleibsmuskeln und das ganze Nervenſyſtem in Bewegung und der Körper in eine Erſchütterung verſetzt wird, womit außerdem noch viele andere kurz dauernde krampfhafte Bewegungen verbunden ſind. Hieraus geht hervor, daß das N., wenn es zu lange anhält, keineswegs dem Körper zuträglich, ſondern ihm vielmehr (z. B. durch Entſtehung von Brüchen, Gefäßzerreißungen ꝛc. in Folge der ſtarken Erſchütterung) ſehr ſchädlich werden kann, obgleich es in mäßigem Grade oft der Geſundheit dienlich iſt. Der beim N. übliche Wunſch „zur Geſundheit" ſcheint entweder aus dadurch verurſachten übelen Wirkungen hervor-

gegangen oder bei Krankheiten entstanden zu sein, wo das N. die gefährliche Krisis derselben andeutete. Diese Sitte ist übrigens sehr alt und herrschte schon zur Zeit des Aristoteles, der indeß ihren Ursprung auch nicht anzugeben wußte. 7.

Nießbrauch, Nutznießung, lat. ususfructus; franz. und engl. usufruit, ist die einer Person zustehende Berechtigung, die Nutzungen (worunter der Gebrauch und die Früchte mit begriffen sind) von einer fremden Sache zu beziehn. Wegen dieses letztern Verhältnisses wird der N. mit den Dienstbarkeiten verglichen und als persönliche Servitut angesehen. Die fremde Sache darf blos Nutzend bringend sein, nicht aber durch Gebrauch verderben oder aufgezehrt werden; denn nach Erlöschung des Rechts soll sie dem Eigenthümer frei und unversehrt wieder zufallen. Der Nutznieser hat daher selbige wirthschaftlich zu benutzen, im gehörigen Stande zu erhalten, die Oblasten davon zu tragen und in gewissen Fällen wegen gehöriger Rückgabe Caution zu machen. Das Nießbrauchsrecht kann seinen Grund haben theils unmittelbar im Gesetze, theils in Bestellung, durch Verträge und letztwillige Verordnungen oder Verjährung. Gesetzlich steht solches zu dem Vater im Vermögen der Kinder, so lange solche in väterlicher Gewalt befindlich sind, und dem Ehemanne im Vermögen der Frau während der Ehe. Nach älteren Rechten suchte man den Grund dazu in einer Art Eigenthum, welches dem Vater an den Kindern, dem Manne an der Frau zuständig sein solle, wobei man das Vermögen für eine Zubehör ansah. In neueren Zeiten ist dieser Grund weggefallen, die Sache aber nutzbarerweise geblieben. Man wechselt nur die Grundsätze und läßt den N. beim Vater zur Erziehung der Kinder, beim Manne zur Erhaltung des Hauswesens (ad sustinenda matrimonii onera sagen die Juristen) bestehen. Allein in der Anwendung kommt es wieder anders. Die Gläubiger des überschuldeten Mannes, welcher die Frau selbst nicht mehr zu ernähren im Stande ist, nehmen nun den N. an ihrem Vermögen für sich in Beschlag und überlassen ihr und ihren Kindern blos spärlich taxirte Alimente daraus, wenn sie nicht vorsichtig genug gewesen war, sich noch vor der Ehe durch einen besondern Ehevertrag zu decken. Für die Französinnen ist jedoch im Napoleon'schen Gesetzbuche gesorgt. 10.

Nieswurz oder Nieswurzel, lat. elleborus, helleborus, melampodium oder veratrum; franz ellébore; engl. hellebore, ist der Name einer Gewächsgattung, welche zu Jussieu's ranunculaceae, Linné's polyandria polygynia gehört und von der bis jetzt 9 Arten bekannt sind. Die Hauptarten davon sind folgende 3: 1) Schwarze Nieswurz (helleb. niger), von manchen Gärtnern auch die Weihnachtsrose genannt, weil man sie zu dieser Zeit, vom December bis zum Februar und März, stets blühend findet. Sie hat lederige, glatte, fußförmige Wurzelblätter und 1—2 große, rosenröthlich-weiße, von Deckblättern geschützte Blüthen und wächst in gebirgigen holzreichen Gegenden des südlichen und mittlern Europa. Man hat deren mehrere Abarten, worunter eine (helleb. praecox) schon im November und eine andere (helleb. serotinus) bis zum März blüht. Die Wurzel, welche außen schwarz oder braun, innen weiß ist und einen widrigen Geruch hat, ist bitter, scharf, blasenziehend, purgirt heftig und wirkt als Gift. Sie wird besonders als Haarseil für das Vieh gebraucht und vertritt in den Officinen die Stelle des helleb. orientalis, welcher bei den Alten ein sehr berühmtes Arzneimittel war und noch jetzt am Fuße des Olymps wächst. Sie wurde häufig gegen den Wahnsinn als Purgirmittel gebraucht. Es ist dieselbe, womit, wie Pausanias sagt, Nebrus von Kos den Fluß Plistus vergiftete, dadurch der belagerten Stadt Kirrha das Trinkwasser ungenießbar machte und sie so zur Übergabe nöthigte. 2) Grüne N. (h. viridis), welche im Mai und Juni blüht und deren schwarzbraune, faserige, scharfe Wurzel ebenfalls als Haarseil gebraucht wird, so wie auch 3) die der stinkenden N.

(h. foetidus), deren Kraut heftig purgirend und giftig wirkt. Endlich bezeichnet man mit dem Namen weiße N. der Apotheken, auch weißer Germer genannt (h. albus, veratrum album), eine zu Jussieu's colchicaceae und Linné's polygamia monoecia gehörende Pflanze, deren Wurzel walzig, stumpf, 1—2 Zoll lang, bisweilen über Daumen stark, mit zahlreichen Fäserchen versehen, außen aschgrau oder röthlich, innen weißlich ist, einen etwas bittern, brennenden, widerlichen Geschmack und einen sehr unangenehmen Geruch hat, welcher sich aber durch Trocknen verliert. Sie enthält nach Pelletier und Caventou ein Alkaloid, das Veratrin, in welchem ihre Wirksamkeit liegt. Theophrast sagt, daß die Weinberge, wo die weiße N. wächst, einen Wein liefern, welcher harntreibend wirkt. Von allen Nießwurzarten erregt das Pulver der getrockneten Wurzel heftiges Niesen. Vergl. Schnabel „Dissert. inaug. de effectib. veneni radicum veratri albi et hellebori nigri" (Tubing. 1817). 21.

Niethammer (Friedrich Immanuel), Philosoph, wurde 1766 zu Beilstein im Würtembergischen geboren, erhielt 1793 eine außerordentliche Professur der Philosophie zu Jena, ward ebenda 1797 Doctor und außerordentlicher Professor der Theologie, 1804 ordentlicher Professor der Theologie und Consistorialrath zu Würzburg und 1807 Central-, Schul- und Studienrath in München. Als Philosoph schloß er sich der Kant-Fichte'schen Richtung an. Mehr fast als durch seine Schriften ist er bekannt durch die Herausgabe eines philosophischen Journals (Jena 1795—1796), dem später auch Fichte beitrat (Jena 1797—1798). Als dieß Journal den Vorwurf des Atheismus sich zugezogen hatte, mußte auch N. sich auf die deßhalb gegen die Herausgeber gerichteten öffentlichen Anklagen vertheidigen; seine Verantwortungsschrift findet sich in den von Fichte herausgegebenen Verantwortungsschriften (Jena 1799. 8. S. 121 ff.). — Seine übrigen Werke sind: „De vero revelationis fundamento, diss. II." (Jenae 1792. 4.); „Über den Versuch einer Kritik aller Offenbarung" (Jena 1792. 8.); „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft" (Jena 1793. 8.); „Über Religion als Wissenschaft, zur Bestimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden" (Neustrel. 1795); „Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens" (Leipz. und Jena 1798. 8. Deutsche Bearbeitung der lateinischen Inauguralschrift: „Doctrina de revelatione"); „Über Pasigraphik und Ideographik" (Nürnb. 1808. 8.); „Der Streit des Philanthropismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit" (Jena 1808. 8). 80.

Nifen (Gottfried von), ein deutscher Minnesänger, lebte im XIII. Jahrh. und führte 1240 mit seinem Bruder Heinrich einen Krieg gegen den Bischof von Kostnitz. Seine (51) Lieder (in der „Manesf. Samml. I. 22—23") verrathen mehr Gefühl als Phantasie. Große Kunst zeigt er in der mannigfachen Verschlingung des Reimes. 67.

Niger, s. Afrika und Länder.

Nigidius Figulus (Publius), ein gelehrter Römer, Zeitgenosse und Freund des Cicero und berühmter Astrolog, war pythagoräischer Philosoph, stieg im Staatsdienste zum Prätor und war ein treuer Vertheidiger des Cicero gegen Catilina, mußte aber später als Anhänger des Pompejus bei Cäsar's Alleinherrschaft ins Exil wandern und soll 45 v. Chr. gestorben sein. Seine Schriften werden von den Alten häufig citirt, doch haben sich nur Fragmente davon erhalten. 16.

Nigritien, s. Sudan.

Nihilismus ist die religiöse Denkart, nach welcher der Mensch mit seinem Geiste sich so in das innere Anschaun Gottes versenkt, daß er seine Individualität gänzlich aufgibt und sich gewissermaßen als ein Nichts betrachtet. Er ist die höchste

Stufe des Quietismus. — Nihilianismus hingegen soll eine im XII. Jahrh. herrschende Sectenmeinung gewesen sein, nach welcher geläugnet worden, daß Christus Etwas sei und für deren Urheber Abailard ausgegeben wird. Doch beruht das Ganze wohl nur auf einem Mißverständnisse. 23.

Nikander, aus Kolophon gebürtig um 160 v. Chr., war ein gelehrter Arzt, Grammatiker und Dichter, dessen Dichtungen es aber an ächtem poetischen Geiste fehlt und fehlen muß, da er zu seinen Dichtungen Gegenstände (Lehren der Medicin) wählte, die keiner dichterischen Behandlung fähig sind. Von seinen zahlreichen Schriften haben sich noch 2 Lehrgedichte erhalten: „*Θηριακὰ*“ (von giftigen Thieren und Mitteln gegen ihr Gift) und „*Ἀλεξιφάρμακα*“ (über Mittel gegen Gift). Die erste Ausgabe davon erschien bei Aldus (Venedig 1499. Fol.), als Appendix zum Dioskorides; dann „Cum scholiis interpret. et annot. Jo. Gorraei“ (Paris 1557. III. 4.). Von jedem Gedichte lieferte eine besondere Ausgabe: J. Gl. Schneider, „Alexiph.“ (Hal. 1792. 8.) und „Theriac.“ (Lips. 1816. 8.). — Vergl. „Mus. crit. Cant. III et IV.“ (cum not. Bentleii) und „Fabric. B. Gr. T. IV. p. 344. 20.

Nikias, Nicias, Name mehrerer ausgezeichneter Männer des griechischen Alterthums, von denen wir jedoch nur den historisch wichtigsten namhaft machen, dessen Leben und Wirken in die Zeiten des peloponnesischen Krieges fällt. Er war der Sohn des Nikeratos, zeichnete sich durch Klugheit, Einsicht und ächt griechischen Sinn aus und ward dadurch einer der besten Demagogen und Feldherrn Athens. Durch seine Vermittelung kam im Jahre 422 v. Chr. zwischen den Athenern und Spartanern ein Waffenstillstand auf 50 Jahre zu Stande, der indeß von keiner Dauer war, da schon 420 durch des Alcibiades dringendes Anrathen jene unglückliche Unternehmung gegen Sicilien erfolgte, wogegen N. auf das Eindringlichste gesprochen hatte und wodurch jener Friedensschluß gebrochen wurde. Doch wurde ihm neben dem Alcibiades und Lamachus die Anführung der Flotte anvertraut. Er starb vereint mit dem tapfern Demosthenes den Tod eines Helden, wozu ihn nach einer unglücklichen Schlacht in eben demselben Feldzuge die Syrakusaner verurtheilten, im Jahre v. Chr. 413. Eine gelungene „Biographie des N.“ liefert uns Plutarch in seinen Lebensbeschreibungen. 20.

Nikolaiten. Bei der mehrfachen Religionsmischung im I. christl. Jahrh. konnte es nicht fehlen, daß auch Viele zwischen gemein heidnischen und christlichen Ansichten schwankten und sogar die Theilnahme an den Götzenopfern der Heiden wie der dabei üblichen Unzucht für gleichgültig ansahen. Für Indifferentisten solcher Art hielt man die N., deren in der Offenbarung Johannis (Cap. 2, 6 ff.) Erwähnung geschieht, und fand um so mehr Veranlassung diese zu den christlichen Secten zu zählen, da Irenäus, Clemens von Alexandrien und mehrere Kirchenväter eine Secte gleiches Namens kennen und den Nikolaus von Antiochien, einen der 7 Diakonen zu Jerusalem (Apostelgesch. 6, 5), zu deren Stifter machen. Seine Ermunterung nämlich, das Fleisch zu mißbrauchen (*παραχρῆσθαι τῇ σαρκὶ*), d. h. die Sinnlichkeit zu unterdrücken, sollen sie von einer Ertödtung durch Sinnengenuß verstanden haben und auf solche Weise zu christlichen Cynikern herabgesunken sein. Es sind aber vielfache Zweifel über das wirkliche Bestehen dieser Secte, welche sich nach der Erzählung bald über Syrien und Kleinasien verbreitete, erhoben worden und Einige vermuthen nicht mit Unrecht, daß der Ausdruck N. in der Offenbarung Johannis blos eine Übertragung des gleichbedeutenden Wortes „Bileamiten“ (בִּלְעָם, verderben und עַם, das Volk), mithin eine nähere Bestimmung der vorhergehenden Worte sei, ohne dabei an eine abgesonderte christliche Secte denken zu müssen. Die späteren N. aber führten wohl nur wegen verähnlicher Grundsätze diesen Namen, und wenn sie als Secte bestanden, so dauerte dieß nur kurze Zeit und sie gingen bald in anderen unter.

Später nannte man Priester, die sich verheiratheten, und zuletzt die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai N. 77.

Nikolaus, einer der Hauptheiligen der griechischen Kirche, war zu Patera in Lycien von vornehmen Eltern geboren und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch große Wohlthätigkeit gegen die Armen aus, an welche er nach und nach sein ganzes Vermögen verschwendete. Als das Bischofsamt zu Myra in Lycien erledigt worden war, beschloß man denjenigen zu wählen, welcher des Morgens zuerst in der Kirche erscheinen würde. N. war der Erste, welcher die Kirche betrat, und wurde zu dieser Würde erhoben. Zur Zeit der Christenverfolgungen unter den Kaisern Diocletianus und Maximinianus war er vielen Martern und Qualen ausgesetzt, weil er lieber sterben, als von Christo abfallen wollte. Erst unter Constantin dem Großen soll er aus dem Kerker befreit worden und dann gegen die Arianer auf der Kirchenversammlung zu Nicäa aufgetreten sein. Sowohl anderer Ursachen wegen, als besonders weil er in den Geschichtswerken jener Zeit nirgends erwähnt wird, nehmen Einige an, daß er erst im V. Jahrh. gelebt habe. Nachdem er bereits mehrere Jahrhunderte hindurch im Oriente und selbst im Occidente als Heiliger verehrt worden war, stahlen im XI. Jahrh. einige italienische Kaufleute aus Bari seinen Leichnam aus einem Kloster auf dem nahe bei Myra gelegenen Berge Sion und brachten ihn in ihre Vaterstadt, wo er in der Kirche zum heiligen Stephan beigesetzt wurde. Der Sage nach floß lange Zeit aus seinen Gebeinen ein Öl, welches große Heilkraft besaß. Jetzt scheint zwar jene Quelle ausgetrocknet zu sein, noch nicht aber das Andenken seiner Tugenden, welches durch viele Kirchen und Schulen, die seinen Namen führen (Nikolaikirche, Nikolaischule), erhalten worden ist. Sein Gedächtnißtag ist der 6. December. 63.

Nikolaus, Päpste. — N. I. der Große (858—867), ein geborener Römer, früher Subdiakonus und Diakonus zu Rom, folgte 858 auf Benedict III. Mit ihm, dem ersten als Fürstbischof gekrönten Papste, tritt im Abendlande der Pontificat des Mittelalters zuerst entschiedener hervor, besonders in der Stellung zu den weltlichen Mächten und auswärtigen Kirchen. Mehrere Päpste nach einander von seiner Fähigkeit und seinem unternehmenden Geiste würden Europa einige Jahrhunderte früher, als es Gregor VII. von 1073 an und Innocenz III. von 1198 an thaten, zu einer geistlichen Monarchie gemacht haben. In seinen Briefen behauptete N. schon dreist, daß die Unterthanen Königen, die den Willen Gottes nicht thäten, keinen Gehorsam schuldig wären. Auf einer Synode zu Rom (863) verwarf er den Beschluß lothringischer Provinzialsynoden, welche die Ehescheidung Lothar's II. von Lothringen für gültig erklärt hatten, und entsetzte die beiden Erzbischöfe von Trier und Köln. Ihre Protestation wider solche Verletzung der Rechte des gesammten Provinzialklerus blieb erfolglos. Der König mußte sich demüthigen und das Versprechen geben, seine verstoßene Gemahlin, Teutberge, wieder anzunehmen, weil die Gerechtigkeit der übernommenen Sache dem Papste die öffentliche Meinung erwarb, indem er als ein Rächer der unterdrückten Unschuld gegen einen wollüstigen König und seine knechtischen Bischöfe auftrat, überdieß auch die eigennützige Politik der weltlichen Machthaber gegen Lothar bereit war des Papstes Drohungen zu vollziehen. Gleichzeitig entsetzte er auf einer römischen Synode den Erzbischof Johann von Ravenna, welcher von seinen Untergebenen bei N. angeklagt worden war. Erst nach völliger Unterwerfung erhielt er seine Würde zurück. Dagegen nahm er sich des Bischofes Rothad von Soissons an, welcher vom Erzbischofe Hinkmar zu Rheims auf einer Synode zu Soissons (863), wahrscheinlich ungerecht und ungeachtet seiner Appellation nach Rom, abgesetzt worden war. Im Streite hierüber forderte er jetzt nicht mehr blos das auf dem Concile zu Saodica (344) dem Römerbischofe verliehene Recht der commissarischen Untersuchung auswärtiger bischöflicher Processe

innerhalb der betreffenden Provinzen im Fall an ihn ergangener Appellation, sondern ausschließliche höchste Entscheidung derselben in Rom, wobei er sich, um solchen rechtswidrigen Anspruch zu begründen, zum ersten Male auf untergeschobene Decretalen berief und die allgemein verbindende Kraft aller Decretalen aus jeder Zeit behauptete. Die gallicanischen Bischöfe ließen sich, obgleich Hinkmar die Rechtsgültigkeit dieser Decretalen für Frankreich läugnete, die erste Anwendung solches pseudoisidorischen Anspruches auf römisches Obergericht gefallen, weil es ihnen vortheilhafter schien, dem fernen auswärtigen Papste, als dem nahen Metropoliten zu gehorchen. Wirklich ward auch der verfolgte Bischof wiederhergestellt. Mit weniger glücklichem Erfolge machte N. seinen Oberprimat in der griechischen Kirche geltend. Der Patriarch Ignatius in Constantinopel war durch die Regierung seiner Würde entsetzt und statt seiner ein gelehrter Laie, Photius (s. d. Art.), auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben worden (857). Zur Beilegung einer Kirchenspaltung, die hierdurch entstand, wandte sich der kaiserliche Hof an den römischen Bischof. N. I. sandte Legaten nach Constantinopel, welche von Photius gewonnen sich für ihn erklärten. Aber N. vernichtete ihre Beschlüsse und sprach den Bannfluch über den Photius, mißbilligend die unmittelbare Erhebung eines Laien zum Bischofe als widerstreitend mit den römischen Kirchengesetzen. Dennoch aber blieb Photius für jetzt Patriarch, weil der Hof es wollte. Die gegenseitige Erbitterung wurde noch erhöht durch einen kirchlichen Grenzstreit, indem der Papst die neue von griechischen Priestern gegründete bulgarische Kirche zu seinem Gebiete ziehen wollte. So geschah es, daß auf einer Synode zu Constantinopel unter Photius (867) N. abgesetzt und gebannt wurde. Die Trennung der lateinischen und griechischen Kirche ward dadurch begründet. Am 13. Nov. desselben Jahres starb N. Durch seinen Eifer für die Machterhöhung des apostolischen Stuhles hat er sich den Beinamen „des Großen" und die Ehre eines Heiligen erworben. — N. II. (1058—1061), früher genannt Gerhard, und Erzbischof von Florenz, wurde im December 1058 nach Stephan's IX. Tode unter des Legaten Hildebrand Einflusse zum Papste erwählt. Der Herzog Gottfried von Lothringen führte ihn nach Rom, worauf sich der von dem römischen Adel und einer Partei des Klerus gewaltsam als Benedict X. auf den Thron erhobene Bischof von Veletri unterwarf. Besonders zwei für die nachfolgende päpstliche Wirksamkeit erfolgreiche Handlungen sind es, welche diesen Papst merkwürdig gemacht haben: zuerst eine neue Papstwahlordnung, wodurch eine rein geistliche Papstwahl begründet wurde. N. übergab nämlich (1059) die eigentliche Wahl auf immer den römischen Cardinalbischöfen (d. i. den 7 Bischöfen in der Nähe Roms) mit Zuziehung der Cardinalkleriker (d. i. der Presbyter, Archidiakonen und Diakonen an den Hauptkirchen zu Rom). Das Volk zu Rom behielt nur das Recht der Acclamation. Die vorbehaltene Nothwendigkeit der kaiserlichen Zustimmung aber verlor dadurch an Kraft, daß hinfort dieses Recht erst vom apostolischen Stuhle selbst jedem einzelnen Kaiser persönlich zuerkannt werden sollte. Gleichzeitig stellte N. eine weltliche Schutzmacht dem deutschen Oberherrn, wie dem römischen Adel in den Normannen entgegen, indem er mit denselben in ein Bündniß trat und den Herzog Robert Guiscard mit Apulien, Calabrien und Sicilien gegen einen jährlichen Zins und die Verpflichtung zum Schutze der römischen Kirche belehnte. N. starb im Jahre 1061. — N. III. (1277—1280), ein vornehmer Römer und Cardinaldiakon, hieß ursprünglich Johann Cajetan Orsini und wurde nach Johann's XXI. Tode, nach sechsmonatlicher Vacanz, am 25. Nov. 1277 auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Ein staatskluger Mann wußte er den deutschen Kaiser Rudolph von Habsburg zu bewegen, dem römischen Hofe die Schenkungen der alten Kaiser, insbesondere den Exarchat von Ravenna, zu bestätigen. Dem Könige von Sicilien, Karl von Anjou, mit dem er sich

entzweit hatte, nahm er die Würde eines Reichsverwesers und Statthalters von Rom, sie auf sich selbst übertragend und verordnend, daß sie nie wieder einem ausländischen Fürsten zufallen solle. Auch war er geheimer Bundesgenosse der Verschwörung der Sicilianer gegen ihren Tyrannen, Karl von Anjou. Die Versuche des griechischen Kaisers, Michael Paläologus, zu einer Versöhnung beider Kirchen scheiterten an des Papstes Hartnäckigkeit. Übrigens wird N. von den Geschichtschreibern seiner Zeit eben so als Freund und Beförderer der Wissenschaften gerühmt, als des Nepotismus beschuldigt. Er starb zu Soriano bei Viterbo im Jahre 1280. — N. IV. (1288—1292) war vor seiner Erhebung Cardinalbischof von Präneste und Minoritengeneral und hieß Hieronymus von Ascoli. Er gelangte zur päpstlichen Würde am 15. Febr. 1288, nachdem seit Honorius IV. der päpstliche Stuhl wegen der Pest 10 Monate unbesetzt geblieben war. N. IV. krönte den König Karl den Lahmen zum Könige von Sicilien und erneuerte den Bann wider dessen rechtmäßigen König Jakob und gegen die ihm getreuen Insulaner. Nach China, Dalmatien, Slavonien und zu den Tartaren schickte er Franciscanermönche, die er überhaupt sehr begünstigte, als Missionaire. Die Bekehrung der Tartaren gelang theilweise; aber das dem Papste vom Chan derselben gegebene Versprechen, Jerusalem wieder zu erobern, blieb unerfüllt, obgleich es das Hauptbestreben des N. war, das Morgenland dem Christenthume zu retten. Als die letzte Besitzung der Kreuzfahrer, Ptolemais (Akka), vom ägyptischen Heere erstürmt worden war (1291), suchte er vergeblich den König von Frankreich, Philipp den Schönen, und andere Fürsten zu einem neuen Kreuzzuge zu bewegen. Ohne seinen liebsten Wunsch erfüllt zu sehen starb er 1292. — N. V. (1447—1455, Thomas von Sarzana), Nachfolger Eugen's IV. im März 1447, war früher Cardinalbischof von Bologna. Llorente („Die Päpste als Fürsten ꝛc. Bd. 2. S. 198") rechnet ihn unter „die heiligsten und besten Päpste, welche die Kirche gehabt hat," und fragt, warum man diesen nicht kanonisirt habe. Er war ein wackerer Gelehrter und Beschützer der Wissenschaften. Durch ihn fanden die 1453 von Constantinopel nach Italien geflüchteten Griechen bereitwillige Aufnahme und Beförderung. Die Bibliothek des Vatican vermehrte er um 3000 Bände, wobei er, besonders im Ankaufe von Manuscripten griechischer und lateinischer Schriftsteller, keine Kosten scheute. Bei allem Jähzorne seines Charakters zeichnete sich doch seine Regierung durch Milde und Friedensliebe aus. Die päpstliche Spaltung suchte er durch gütliche Verhandlungen beizulegen. Vermöge eines Vertrages mit dem Synodalpapste Felix V. (s. d. und d. Art. Kirchenversammlung — zu Basel 1431—1443) legte dieser die Papstwürde unter guten Bedingungen nieder, worauf auch die basler Väter N. V. anerkannten. Derselbe hob nun Alles auf, was Eugen IV. wider Felix und überhaupt wider das Concilium zu Basel verhängt hatte, und alle Handlungen der Synode wurden von ihm in einer Bulle bestätigt. Im Jahre 1448 schloß er unter Vermittelung des Äneas Sylvius mit dem Kaiser Friedrich IV. die sogenannten aschaffenburger oder wiener Concordate, wodurch die deutsche Kirche die durch die basler Reformationsdecrete gewonnenen Rechte größtentheils wieder verlor. 1450 feierte er ein Jubeljahr und 1452 krönte er Friedrich IV. nebst dessen Gemahlin, Eleonora von Portugal, zu Rom als König von Italien und als Kaiser. Seine letzten Tage trübte der Schmerz über die Eroberung Constantinopels. Eine auf eigene Kosten ausgerüstete Flotte, die er dem griechischen Kaiser zu Hülfe sandte, kam zu spät. Er starb 1455, nachdem er noch kurz zuvor eine Verschwörung gegen sich und seine Cardinäle entdeckt hatte. 63.

Nikolaus aus Damaskus gebürtig, daher Damascenus genannt, ein gelehrter Philosoph (Peripatetiker), Geschichtsforscher, Dichter und Redner zur Zeit des Kaiser August und von diesem sehr begünstigt, schrieb eine allgemeine

Geschichte (ἱστορία καθολική) in 142 Büchern, eine dem K. Herdes gewidmete συναγωγὴ παραδόξων ἠθῶν, περὶ τῶν ἐν τοῖς πρακτικοῖς καλῶν, Tragödien (Σωσαννίς), Komödien (Παρασῖτοι, wovon ein Bruchstück von 44 V. bei Joannes Stob.) u. a. m. Jedoch haben sich von seinen zahlreichen Schriften meist nur Fragmente erhalten, welche gesammelt sind in: Nic. Cragii „Resp. Lacedaemoniorum" (Genev. 1593. 8.); in H. Valesii „Excerpta Peiresc." (Paris 1634. 4.); verm. c. not. Vales. al. et suis ed. J. Conr. Orelli. (Lips. 1804. 8.); Supplem. c. not. Coray, Creuzeri, J. Schweighaeuseri al. (Lips. 1811. 8.); ed. Ad. Coray c. Aeliano (Paris 1805. 8.). Vergl. Fabric. „Bibl. Graec." (P. III. p. 500). 20.

Nikolaus von Pisa, s. Pisano.

Nikolaus I., Pawlowitsch, Kaiser von Rußland, geb. am 7. Juli 1796, der dritte Sohn Paul's I. von dessen zweiter Gemahlin Maria Feodorowna (vorher Sophia Dorothea Augusta), Prinzessin von Würtemberg, erhielt unter den Augen seiner eben so geistreichen als klugen Mutter vom General Lamsdorf die sorgfältigste Erziehung und machte unter der Leitung des Collegienrathes Storch und des Staatsrathes Adelung in der Geographie, Statistik, den Staatswissenschaften, in den Sprachen und der neuern Literatur die glücklichsten Fortschritte; außerdem beschäftigte er sich eifrig mit den Kriegswissenschaften. Nach dem allgemeinen Frieden besuchte er die meisten Länder Europas, durchreiste vorzüglich Rußland, um sich genau von dem Zustande und den Einrichtungen der verschiedenen Provinzen des Reichs zu unterrichten, vermählte sich hierauf zu Petersburg (13. Juli 1817) mit der Prinzessin Friederike Louise Charlotte Wilhelmine von Preußen, die vorher zur griechischen Kirche übergegangen den Namen Alexandra Feodorowna annahm, und lebte seitdem fern von den Staatsgeschäften zu Petersburg im Genusse eines häuslichen Glückes. Vorzüglich beschäftigte er sich mit Musik. Nachdem der Kaiser Alexander den 1. Dec. 1825 gestorben war, leistete er zwar sogleich seinem zweiten Bruder Constantin die Huldigung, doch als sich die Urkunden der Verzichtleistung Constantin's auf den Thron (vom 14. Jan. 1822) und deren Bestätigung durch Alexander (16. Aug. 1823), welche versiegelt bei dem Staatsrathe und gleichlautend bei dem dirigirenden Senate, der heiligen Synode und der Kathedrale zu Moskau niedergelegt waren, sich vorgefunden hatten, bestieg er den 26. Dec. 1825 den Thron, verordnete aber seine Regierung mit dem 1. Dec. zu datiren. Der Tag der Huldigung war auf den 26. Dec. angesetzt; hier aber brach eine längst im Stillen vorbereitete Verschwörung aus. Bereits hatten die sämmtlichen Garderegimenter in St. Petersburg dem Kaiser N. Treue gelobt, als sich bei der Artillerie Widerspenstigkeit zeigte; das Regiment Moskau verließ seine Fahnen und rief den Großfürst Constantin zum Kaiser aus. Immer drohender schwoll der Haufen der Aufrührer an; aber N. zeigte an der Spitze der Garden, mitten unter den Aufrührern, einen persönlichen Muth und eine Umsicht, die viel zur Unterdrückung des Aufstandes beitrugen. Er begab sich zuerst selbst unter die Aufrührer; als er sie aber vergeblich zu ihrer Pflicht zurückzuführen gesucht und sie den General Miloradowitsch, der sie besänftigen wollte, durch einen Pistolenschuß getödtet hatten, da ließ der Kaiser Geschütze und Reiterei gegen sie anrücken, welche die Rebellen in wenigen Augenblicken zerstreuten. Ähnliche aufrührerische Bewegungen auf andern Punkten des Reiches wurden gleichfalls unterdrückt. Eine besondere Untersuchungscommission kam zu dem Resultate, daß der durch ganz Rußland verbreitete Bund den Sturz der herrschenden Dynastie und der bestehenden Verfassung zur Absicht gehabt hatte. Nur an den fünf Häuptern der Verschwörung ließ N. die Todesstrafe vollziehen, die übrigen wurden nach Sibirien abgeführt und die in die Verschwörung verflochtenen Regimenter nach

dem Kaukasus verlegt. Inzwischen kamen dadurch, daß sich N. alle wichtigen Papiere der vornehmsten Verschwornen hatte vorlegen lassen, viele Gebrechen in der Verwaltung zu dessen Kunde, daher war seine nächste Aufmerksamkeit nach der stattgefundenen Krönung zu Moskau (11. Aug. 1826) zunächst auf Verbesserung der Finanzen, der Gesetzgebung und der Gerechtigkeitspflege gerichtet. Der Kaiser fing bei seiner eigenen Hofhaltung die Ersparungen an. Die Reichsausgaben wurden (seit 1826) von 99 Millionen auf 67½ Millionen Rubel verringert; der Kaiser brachte neue Thätigkeit in die Gesetzgebungscommission, vereinigte diese mit seiner eigenen Kanzlei und ließ sich in kurzen Zeiträumen über ihre Fortschritte genau berichten. Diesem ähnlich verfuhr er in Hinsicht der innern Verwaltung. Zeitgemäße Reformen erfuhren die russische Heeresmacht und die Kriegsmarine; auch die Militaircolonien erhielten neue Statuten, welche namentlich den Wirthen der angesiedelten Soldaten große Erleichterung verschafften; dem Marinecorps gab N. (1. Jan. 1827) eine neue Organisation und sanctionirte (22. Juni 1826) ein sehr ausführliches Censurreglement. In Hinsicht der Angelegenheiten nach Außen bot N. willig die Hand zur Pacification in der türkisch-griechischen Angelegenheit und schloß mit dem vom Ministerium Canning deßhalb abgesendeten Herzoge von Wellington den Vertrag vom 4. April 1826, und entsagte sogar dem Protectorate über Griechenland, sobald England den dadurch erlangten überwiegenden Einfluß Rußlands scheuen sollte; aber die britische Politik scheiterte an N.'s Festigkeit, als auch die Streitigkeiten, namentlich in Bezug auf die Moldau und Walachei mit der Pforte, zur Sprache kamen, indem er diese Angelegenheit als eine rein russische Frage betrachtet wissen wollte. Inzwischen hatten am Kaukasus, von den Türken und Persern angezettelt, verschiedene Raubhorden einen Aufstand erregt, welcher zwar durch den General Yermelow bald gedämpft ward, doch fielen hierauf die Perser selbst, indem sie den schimpflichen Frieden mit Rußland (15. Sept. 1814) rächen wollten, ohne Kriegserklärung in Rußland ein, wurden aber bei Chamborah (14. Sept.) und Elisabethenpol (25. Sept.) von den Russen geschlagen und Paskewitsch nahm Eriwan, die Hauptstadt Armeniens (19. Oct.), worauf die Friedensunterhandlungen angeknüpft und endlich, nachdem von den Persern die Feindseligkeiten erneuert worden waren, Urmia gefallen (Jan. 1828) und Graf Suchtelen gegen Ardobil vorgedrungen, ein für Rußland vortheilhafter Friede zu Turkmanschaï (22. Febr. 1828) zu Stande kam, wodurch Westpersiens Macht völlig gebrochen und außer andern noch das folgenreichste Resultat herbeigeführt ward, daß seitdem zwischen dem russischen und dem englisch-ostindischen Staatencolosse gar keine Mittelmacht von einiger Bedeutung mehr existirt. Auch erhielt das kaukasische Armeecorps eine freie Wirksamkeit zu den entscheidensten Operationen gegen die asiatische Türkei. Obgleich nämlich zwischen Rußland und der Pforte der Vertrag zu Akjerman, wo diese fast alle Forderungen Rußlands zugestand, endlich abgeschlossen worden war (25. Sept. 1826), so nöthigte doch nach dem Ereignisse der Schlacht von Navarin der Sultan Mahmud, besonders durch einen Hatischerif vom 20. Dec. 1827 an die Pascha's seiner gesammten Provinzen, worin er sich die härtesten Ausdrücke und Beschuldigungen gegen Rußland erlaubte, den Kaiser N. zu der Kriegserklärung vom 28. April 1827 gegen die Pforte, worin aber zugleich ausgesprochen ward: Rußland führe den Krieg unabhängig von der griechisch-türkischen Sache. Am 7. Mai erfolgte der Übergang der Russen über den Pruth; an demselben Tage verließ N. Petersburg, wohnte dem Übergange über die Donau (7. Juni) bei und kam in diesem Feldzuge mehrmals in persönliche Gefahr. Es fielen die türkischen Festungen Braila, Matschin, Tultscha u. a. m.; während der Belagerung Kiustrenza's aber ging N. nach Odessa zu diplomatischen Verhandlungen ab, wobei sein Schiff einen heftigen Sturm auf dem schwarzen Meere

aushalten mußte, und war dann wieder bei der Belagerung von Varna zugegen, welches im October in die Hände der Russen fiel. Siegreich hatten während dem die Russen in Kleinasien gegen die Türken gekämpft. Nach der Einnahme Varnas ging N. nach Petersburg zurück, um sich zu dem Kampfe mit der Türkei von Neuem zu rüsten, den Paskewitsch in Asien, wo er bis Erzerum vordrang (9. Juli), und Diebitsch, welcher Adrianopel besetzte (20. Aug.), zur Entscheidung brachten. Da die Schwäche des türkischen Reichs im europäischen Staatensysteme nach diesen Ereignissen nicht verkannt werden konnte, so überraschten um so mehr die gemäßigten Bedingungen, unter welchen Kaiser N. den Frieden mit der Pforte schloß (14. Sept. 1829). Auch von der Contribution, die den Frieden bedingte, ist einer nach Petersburg geschickten Gesandschaft Ansehnliches erlassen worden. Während dieser Kriegsereignisse ließ sich N. dennoch die Verwaltung der inneren Angelegenheiten eifrig angelegen sein; besonders faßte er das Kirchenwesen ins Auge. Staatsklug und mild regierte er die nicht zum Ritus der griechischen Kirche sich bekennenden Religionsparteien. Bereits am 29. Sept. 1826 wurde allen Heiden und Muhamedanern, welche sich zur christlichen Religion bekehrten, drei Jahre Steuerfreiheit gewährt, auch sollten die Kinder der Neubekehrten bis zu ihrer Großjährigkeit von allen Steuerzahlungen frei bleiben und der Militairpflicht enthoben sein. 1828 wurde ein pädagogisches Centralinstitut in Petersburg gegründet, welche Einrichtung die Verbesserung der Dorfschulen bezweckte; so nahm der Kaiser auch nach dem Tode seiner Mutter (6. Nov. 1828) die von ihr gestifteten Erziehungsanstalten unter seinen besondern Schutz. Auch blieb die Volksbildung nicht unberücksichtigt. Es ward in Odessa eine Schule für die morgenländischen Sprachen gegründet und auf dem Gymnasium zu Symferpol werden die Söhne tartarischer Geistlichen auf Kosten der Krone unterrichtet. In Moskau ward (1830) eine Schule für Seeleute, in Petersburg eine Lehranstalt für Wundärzte und 1833 eine neue Universität zu Kiew mit zwei Facultäten errichtet. N. suchte den Culturzustand durch großartige Unternehmungen zu erhöhen, indem er während des Krieges mit Persien die von Paskewitsch besetzten Provinzen und die später von den Russen eingenommenen türkischen Landestheile wissenschaftlich untersuchen ließ. Freigebig unterstützte er Alexander von Humboldt, als dieser das östliche Rußland bis Sibirien bereiste, und in demselben Jahre (1829) kehrten zwei russische Schiffe von einer Erdumseglung, welche ähnliche Zwecke verfolgt hatten, mit vielen naturhistorischen Schätzen zurück. Wenn aber andere Schritte der Regierung mit solchem Bestreben in offenbaren Widerspruch zu treten schienen, so geschah dieß, um das Aufstreben des gefährlichen Freiheitsgeistes gewisser Stände der aus so verschiedenen Menschenracen zusammengesetzten Unterthanen nicht zu begünstigen. So erklärt sich das Schließen der Lehrstühle für die philosophischen Disciplinen auf den russischen Universitäten (1827) und die wiederholten Schärfungen der Censur. In Bezug auf Agricultur suchte man die Schafzucht in den Ostseeprovinzen durch Anlegung von Stammschäfereien zu heben (seit 1827). Es ward ein Comité niedergesetzt, um den kaufmännischen Schiffbau uud die Schifffahrt in größere Aufnahme zu bringen. Aber die Politik Rußlands nahm seit der Julirevolution eine andere Richtung an und die Ereignisse in Belgien schienen die kriegerische Stimmung der Regierung zu erhöhen. Da brach, fast zu gleicher Zeit mit den unruhigen Bewegungen in Petersburg, die Revolution in Polen aus (Ende Nov. 1830). Am 24. Dec. erschien des Kaisers Aufruf an die Russen zur Unterdrückung des Aufruhrs, welcher nach einem heldenmüthigen Kampfe des polnischen Volkes mit der Einnahme Warschaus (7. Sept. 1831) gestillt ward. Seitdem verfolgte N. streng das System der russischen Politik, welches er auch bei den verwickelten Verhältnissen der Pforte mit dem Vicekönige von Ägypten in Anwendung brachte. Der Regierung N.'s

war es vorbehalten, das seit Peter I. angelegte Gesetzbuch zu vollenden (1832). In 15 Bänden gedruckt hat es nach einer Verordnung vom 31. Jan. 1833 mit dem Anfange des Jahres 1835 Gesetzeskraft erlangt. N. selbst war 1833 in Berlin und zu einer Unterredung mit dem Kaiser von Östreich und dem Könige von Preußen in Münchengrätz in Böhmen, 1834 im November abermals in Berlin, nachdem er 17 preußische Officiere und 38 Soldaten, welche den Feldzug von 1813–1815 mitgemacht hatten, als Zeugen der Enthüllung der Alexandersäule (den 11. Sept. 1134) gastlich aufgenommen hatte, wohnte dann persönlich dem großen Manoeuvre der russischen und preußischen Truppen bei Kalisch bei (im Aug. 1835), wo sich eine große Anzahl fürstlicher Personen einfanden, hatte hierauf eine neue Zusammenkunft mit dem Kaiser Ferdinand von Östreich und dem Könige von Preußen zu Teplitz und legte gemeinschaftlich mit diesen den Grundstein zu einem Denkmale für die russischen Truppen auf dem Schlachtfelde bei Kulm (den 29. Sept.), begleitete den Kaiser Ferdinand nach Prag und besuchte ihn in Wien, hielt bei seiner Durchreise durch Polen an die zu ihm gekommene polnische Deputation in Warschau eine kräftige Strafrede und kehrte unter dem Jubel seiner Unterthanen in seine Hauptstadt zurück. 25.

Nikomachus aus Gerasa in Arabien lebte gegen den Anfang des II. Jahrh., war pythagoräischer Philosoph und stand als Mathematiker in so großem Ansehen, daß ein guter Rechner sprüchwörtlich ein N. genannt wurde. Von seinen griechisch geschriebenen Schriften sind jedoch nur erhalten: „Isagoge arithmetica“ (zuerst gedruckt Paris 1538. 4.), welche unter den Alten von Jamblichus (s. d. Art.), unter den Neuern von J. Camerarius commentirt worden ist; ferner „Manuale harmonices,“ eine Theorie der Musik, wovon Meibomius (in den „Antiquae musicae auctores septem“ (Amsterd. 1652. 4.) und Meursius (Leyden 1618. 4.) Ausgaben besorgt haben. Vergl. Fabric. „Bibl. Graec.“ (II. p. 873. und IV. p. 2.). 16.

Nikopŏlis (Siegesstadt), ist der Name mehrerer geschichtlich berühmter Städte. Wir nennen von ihnen 1) N. in Epirus von Augustus erbaut (s. Actium, Akarnanien und Epirus); 2) N. in Bulgarien an der Donau der Mündung der Aluta gegenüber, vorzüglich bekannt durch die Niederlage, welche daselbst der König Sigismund von Ungarn den 28. Sept. 1396 durch Bajasid I. erlitt und wobei über 20000 Christen blieben. 37.

Nil, s. Ägypten und Afrika.

Nilpferd, s. Flußpferd.

Nimbus hieß ursprünglich bei den Römern die Kopfbinde, mit der Frauen große Stirnen zu verbergen suchten; sodann auch eine Art Wetterdächer, welche man über dem Haupte der Götterbilder befestigte, um sie vor Regen und Staub zu schützen. An letztern brachte man bald auch Strahlen an, die anfangs wohl nur zur Verzierung dienten, später aber als Strahlenkranz, Heiligenschein galten und gleichfalls N. hießen. Mit dergleichen Strahlenkränzen bildete man später auch Kaiser ab und sie wurden in der christlichen Welt auch bald auf Christus-, Marien- und anderen Heiligenbildern sichtbar. Den Ursprung dieser Sitte, in dem Strahlenkranze etwas Göttliches zu finden, will man bei den Ägyptern nachweisen, welche in der Cirkelfigur wegen ihrer Vollkommenheit Göttliches fanden. Die Pracht und den Glanz, von dem Jemand umgeben ist, nennt man bei uns auch N. 77.

Nimrod, nach 1. Mos. 10, 8 ff. Sohn des Chusch, der Stifter des babylonischen Reichs und ein gewaltiger Jäger, ist übrigens eine mythische Person, welche die verschiedenartigsten Sagen und Erklärungen verursacht hat. Man hält ihn gewöhnlich für den Belus der Alten, leitet seinen Namen theils von einer semitischen Wurzel, wo er Empörer bedeutet, theils von dem persischen

nemurd, unsterblich, her und bringt mit ihm den Thurmbau zu Babel in Verbindung. Man erzählt nämlich, er habe versucht in den Himmel zu steigen und deßhalb einen hohen Thurm bauen lassen, während die spätere morgenländische Mythe ihn auf einen mit vier Lämmergeiern bespannten Wagen zur Bekämpfung Gottes aufsteigen, ihn 1000 Jahre leben, aber zur Strafe für seinen Frevel durch eine ihm ins Gehirn gekommene Mücke wahnsinnig werden und 300 Jahre in diesem Zustande bleiben läßt. 23.

Nimwegen (Frieden zu), s. Friedensschluß.

Ninias auch Ninyas, um das Jahr 1980 vor Chr. König von Assyrien, war der Sohn des Ninus. Wollust und Sorglosigkeit um den Zustand seines Reichs sind seine Charakterzüge. In der Bibel (1. Mos. 14, 1 ff.) soll er unter dem Namen Amraphel zu verstehen sein. 77.

Ninive (bei den Griechen Ninus), die Hauptstadt des assyrischen Reichs, von Ninus oder Assur erbaut, wird Jonas 3, 3 als eine ungeheure Stadt von 3 Tagreisen Länge geschildert, was durch Diodorus Siculus, der ihre Länge zu 150 Stadien (4 Meilen), die Breite zu 90 Stadien (2½ Meile) und somit den Umfang zu 12 Meilen angibt, bestätigt wird und bei der ungeheuren Ausdehnung der orientalischen Bauart nichts Unmögliches ist. Sie wurde von Arbaces um 730 vor Chr. (nach Herodot um 623 durch Nabopolassar) zerstört und lag seitdem wüste, obwohl Tacitus und Ammianus Marcellinus und selbst Barhebräus noch eines Castells N. erwähnen. Spuren ihrer Lage sollen sich nach Niebuhr bei dem Dorfe Nunias an der Ostseite des Tigris finden. 37.

Ninon de Lenclos (spr. Ninong de Langclo) (eigentlich Anna de Lenclos), eine durch Geist und Schönheit nicht minder wie durch ihre Liebeshändel berühmte französische Dame, geb. den 15. Mai 1616 zu Paris, erhielt von ihren Eltern eine zwar glänzende aber auf wahre sittliche Bildung durchaus nicht berechnete Erziehung und wurde überdieß im 15. Jahre schon Waise. Im Besitze eines hinlänglichen Vermögens lebte sie seitdem in nur zu gefährlicher Unabhängigkeit und ward so bald eine Beute ihrer heißen Sinne. Ihre seltene Liebenswürdigkeit versammelte einen zahlreichen Hof von schmachtenden Rittern um sie, aus denen sie, wie es gerade ihrer Laune oder vorübergehenden Neigung beliebte, den Favorit sich erwählte. Dabei wußte sie jedoch immer wenigstens den äußern Anstand zu behaupten und in ihr ganzes Benehmen eine gewisse Würde zu legen, die selbst angesehene Frauen veranlaßte, ihre Freundschaft zu suchen. Übrigens war ihre Neigung nie käuflich und nie verrieth sie einen Begünstigten, sondern sagte ihm stets, wenn sie ihn durch einen andern ersetzen wollte, mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, daß er ihre Neigung verloren habe und sich mit ihrer Freundschaft trösten solle. Unter denen, die ihr Herz zu Zeiten besaßen, waren die berühmtesten Namen, wie Condé, Coligny, Sevigné, d'Estrées, Larochefoucauld, d'Albret, la Châtre u. A., und selbst Molière, Scarron, St. Evremont und Fontenelle verschmähten es nicht, ihre geistreiche Unterhaltung zu genießen und sie bei ihren literarischen Arbeiten um Rath zu fragen. Ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Lust und Freude; nur einmal wurde sie hart berührt, als einer ihrer Söhne (von Villarceaux) eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt hatte und nach gemachter Entdeckung, daß sie seine Mutter sei, sich ermordete. Ein zweiter Sohn, la Boissière, ward Schiffscapitain und starb 1732. — Übrigens gefiel sich N. noch im hohen Alter in den gewohnten Intriguen, und Voltaire, der von ihr bedeutend unterstützt wurde, sagt selbst, daß sie im 70. Jahre ihre letzte Thorheit begangen habe. Sie starb 90 Jahre alt zu Paris am 17. Oct. 1706. — Die unter ihrem Namen erschienene „Correspondance secrète entre Ninon de Lenclos, M. de Villarceaux et Madame de Maintenon“ (Paris 1789), ist erwiesener Maßen unächt; dagegen wird ihr mit einiger Wahrscheinlichkeit ein

kleines Schriftchen: „La Coquette vengée“ zugeschrieben. Mehrere ihrer höchst interessanten Briefe finden sich außerdem in St. Evremont's Werken. 22.

Ninus, unbegründeten Nachrichten zu Folge Sohn und Nachfolger des Belus auf dem assyrischen Throne um 2000 vor Chr., soll fast ganz Asien und Afrika erobert, die Semiramis, Gemahlin seines Statthalters Medon, geheirathet und Ninive erbaut haben. Manche halten ihn mit dem in der Bibel erwähnten Assur für eine Person. Einige lassen ihn von der Semiramis getödtet werden, Andere im Kriege gegen die Baktrier umkommen. 77.

Nipon, s. Japan.

Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, gebahr ihrem Gemahle Amphion, Könige von Theben, sieben starke Söhne und sieben schöne Töchter und erhob sich im mütterlichen Stolze über die Latona, da diese nur einen Sohn (Apollo) und eine Tochter (Diana) geboren habe. Latona reizte dafür ihre Kinder zur Rache auf und Apollo tödtete die Söhne, Diana die Töchter mit Pfeilen; selbst Amphion mußte fallen. N. irrte nun von unbeschreiblichem Schmerze getrieben in starrem Hinbrüten durch Länder und Meere und konnte erst in Phrygien bei den Gedanken an die Cybele zu Thränen gelangen; endlich erbarmte sich jedoch Zeus ihrer und verwandelte sie in einen Felsen am Berge Sipylus in Lydien, der aber immerfort Thränen des Schmerzes ausschwitzte. Der Sinn der Mythe ist jedenfalls ein allegorischer und drückt die Idee der Strafe der Götter für zu großen Stolz auf irdisches Glück und die Verzweiflung aus, welche nach Verlust desselben, wenn der Geist nun keinen Anhaltepunkt mehr hat, sich der Menschen bemächtigt. — Die Poesie und Kunst hat aber diesen Stoff sehr häufig zu ihren Gebilden benutzt, von denen wir nur der sogenannten Gruppe der N. gedenken, 14 zusammengehöriger Statuen, welche 1583 bei der Porta di Laterano in Rom ausgegraben durch den Cardinal Ferdinand von Medicis in der Villa Medici aufgestellt, 1772 vom Großherzoge Leopold nach Florenz gebracht und, nachdem sie von Vincenzo Spinazzi restaurirt worden waren, 1777 in der Rotonda la Tribuna aufgestellt wurden und vermuthlich dieselben sind, von denen schon Plinius spricht. Aber weder der Bildhauer (Einige nennen den Praxiteles, Andere den Skopas), noch die Zusammenstellung, noch die wahre Bedeutung mehrerer derselben, noch die Vollständigkeit der Gruppe sind bekannt und ihre Anordnungen von verschiedenen Alterthumskennern beruhen daher auf bloßen hypothetischen Annahmen. Vrgl. Fabroni „Diss. sulle statue di Niobe“ (Florenz 1799). 23.

Nisam (Nizam) ist der Titel, welchen sich der Radscha von Haiderabad in Indien beilegt. Der Name bedeutet Anordner und ist gleichbedeutend mit Subha (Statthalter) und ein Überbleibsel von der ehemaligen Stellung der einzelnen indischen Fürsten zu dem Sultane von Dehli. 30.

Nisami oder **Nidhami** (eigentlich Dschemaleddin Abu Mohammed Jussuf ben Moawije Nisammeddin), einer der ausgezeichnetsten persischen Dichter im VI. Jahrh. der Hedschrah, ist der Verfasser von fünf großen Gedichten, welche in einem Chamse (Fünfer) oder Pendsch kendsch (fünffacher Schatz) gesammelt sind. Sie sind: „Magsen elasrar“ (Magazin der Geheimnisse), ein moralisches Gedicht; und die vier romantischen Epopäen „Schosru und Schirin;“ „Medschnun und Leila;“ Iskender-nameh“ (Buch von Alexander dem Großen) und „Hest peigher“ (sieben Gestalten), die Liebesgeschichte des Königs Behramgur und seiner sieben Geliebten, in welchem letztern er als unerreichtes Muster dasteht. Nur das „Iskender-nameh“ ist gedruckt (Calcutta 1812. 4.), so wie einige Auszüge aus dem „Magazin der Geheimnisse.“ Zahlreiche Proben seiner Dichtungen gibt J. v. Hammer in der „Geschichte der schönen Redekünste Persiens.“ N. starb 1180 nach Chr. in seiner Vaterstadt Kandscheh. 16.

Nische, s. Blende.

Nithart (Herr), ein deutscher Minnesänger, soll eigentlich von Rüwenthal geheißen und gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts gelebt haben. Vielleicht stand er im Dienste des Kaisers Friedrich. Sein Grabmal befindet sich noch am Eingange der Stephanskirche zu Wien. N. ist der Verfasser muthwilliger und lustiger Lieder (42 an der Zahl, in der Manesf. Samml. II. 71—86), welche sich oft durch große Anmuth empfehlen, aber auch von platten Späßen nicht frei sind. 67.

Nitrum, s. Salpeter.

Nitzsch (Karl Ludwig), einer der geachtetsten Theologen neuerer Zeit, welcher sich vorzüglich durch eine neue Theorie der Offenbarung berühmt gemacht hat, wurde zu Wittenberg am 6. Aug. 1751 geboren. Nachdem er auf der Fürstenschule zu Meißen seine humanistische Bildung erhalten hatte, bezog er im Jahre 1770 die Universität zu Wittenberg, um Theologie zu studiren, und ward 1775 Baccalaureus derselben. Allein die Zweifel, welche der damalige Zustand der Theologie in ihm erzeugte, bewogen ihn, sich mehr dem Schulfache zu widmen. Vergebens jedoch bewarb er sich um ein Rectorat und so sah er sich genöthigt, eine Hauslehrerstelle beim Kammerherrn von Bodenhausen auf Brandis bei Leipzig anzunehmen. Dieser ernannte ihn 1781 zum Pfarrer in Beucha. Seine Gelehrsamkeit und treffliche, durch Zollikofer's persönlichen Einfluß gebildete, Predigtweise aber bewirkten bald, daß er zu höheren Ämtern und Würden berufen ward. Schon im Jahre 1785 wurde er Superintendent in Borna, 1787 Stiftssuperintendent und Consistorialis zu Zeitz, und 1790 Generalsuperintendent und Professor der Theologie zu Wittenberg. Hier gewann er (nach dem eigenen Geständnisse eines Zuhörers im „Journal für Prediger" Juli und August 1835. 1. St. S. 33 ff) auf die Theologie Studirenden den stärksten Einfluß durch seine dogmatischen und moralischen Vorlesungen, so wie durch seine Predigten. Diese flößten eine vernunftgemäße Ansicht des Christenthums und innige Verehrung der Offenbarung ein; sie leiteten auf einen offenbarungsgläubigen Rationalismus hin. Nicht allgemein dagegen wollten seine exegetischen Vorlesungen behagen. Man glaubte, er trage seine philosophischen Ansichten in die Bibel hinein. Hatte er bisher in der Theologie und Predigtweise an Spalding's und Zollikofer's Ansichten sich angeschlossen, so ging ihm, seitdem er Kant's Schriften kennen gelernt hatte, die Idee einer neuen Theologie auf. Da ihm jedoch Kant's Lehren nicht völlig genügten, so betrat er, ungeachtet mancher äußeren Hindernisse, von Grundsätzen der kritischen Philosophie ausgehend, einen eigenen Weg und bildete allmählig jene Theorie der Offenbarung aus, die zu den durchdachtesten und folgerichtigsten der neuern Zeit gehört und in seiner Schrift: „De revelatione religionis externa eademque publica" (Lips. 1808) niedergelegt ist. Hier faßt N. die Offenbarung als die göttliche und wundersame Promulgation der moralischen Religion auf, die durch heilige Geschichte begründet und durch das perfectible öffentliche Bekenntniß derselben vollendet und immer fortgesetzt werde, die also als das äußere öffentlich geltende Wort Gottes bestimmt sei, das innere Wort Gottes aufzuwecken und zu beleben. — Nach Aufhebung der wittenberger Universität (1813) der akademischen Wirksamkeit enthoben suchte er in mehreren durch die einfallenden Jubelfeste veranlaßten Gelegenheitsschriften seine Gedanken über Religion und Offenbarung zu verdeutlichen und in ihrer Anwendung auf die Zeitfragen der Kirche zu empfehlen. Er starb am 5. Dec. 1831, nachdem er noch kurz zuvor sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert hatte. Von seinen Schriften sind noch folgende zu bemerken: „De judicandis morum praeceptis in N. T. a communi omnium hominum ac temporum usu alienis" (11 Programme. Wittenb. 1791—1802.); „De Antinomismo Jo. Agricolae" (Viteb. 1804.); „Neuer Versuch über die Ungültigkeit des mosaischen Gesetzes und den

Rechtsgrund der Eheverbote" (Wittenb. 1800.); „Über das Heil der Welt, dessen Begründung und Förderung" (Wittenb. 1817); „Über das Heil der Kirche" (Wittenb. 1822); „Über das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck" (Wittenb. 1830); „De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae" (II Fasc. Viteb. 1830). Vergl. Hoppe „Denkmal des verewigten Dr. K. L. Nitzsch" (Halle 1832). 63.

Nitzsch (Karl Immanuel), des Vorigen Sohn, Consistorialrath, Doctor der Theologie und ordentlicher Professor in der evangelisch-theologischen Facultät und Universitätsprediger zu Bonn, ward geboren zu Borna den 21. Sept. 1787. Durch Privatunterricht vorbereitet empfing er seine Schulbildung auf der Fürstenschule zu Pforte, wo er mit Liebe den classischen Studien sich widmete, welche er anfangs auch auf der Universität zu Wittenberg unter Lobeck fortsetzte, bis er durch Heubner's treffliche encyklopädische Vorlesungen für das Studium der Theologie bestimmt ward. Schon im zweiten Jahre seiner akademischen Laufbahn schrieb er eine Abhandlung „De apocryphorum evangeliorum in explicandis canonicis usu et abusu" (Viteb. 1808), wodurch Reinhard veranlaßt wurde, den Verfasser zur Vorbereitung auf das akademische Lehramt aufzumuntern. Gleichzeitig vertheidigte er gegen Grohmann die Offenbarungstheorie seines Vaters in einer Reihe Briefen, welche 1809 im wittenbergischen Wochenblatte erschienen. Nachdem er in demselben Jahre die Candidatenprüfung bestanden hatte, habilitirte er sich 1810 als Privatdocent und schrieb zu diesem Zwecke die „Commentatio critica de testamentis duodecim patriarcharum libro V. T. pseudepigrapho." Im Jahre 1811 wurde er Diakonus an der Schloßkirche zu Wittenberg; 1813, wo seine Vorlesungen mit der Schließung der Universität aufhörten, trat er in das Pfarrministerium daselbst, und 1817 beehrte ihn die theologische Facultät zu Berlin mit der Doctorwürde. Um dieselbe Zeit erhielt er ein ordentliches Lehramt am neu errichteten Predigerseminarium zur rhetorischen Interpretation classischer Reden und zur Vorlesung über die Geschichte des kirchlichen Lebens. Einige Jahre darauf (1820) ward er Propst und Superintendent zu Kemberg; schon 1822 jedoch erfolgte seine Berufung nach Bonn mit der Bestimmung, die systematische und praktische Theologie vorzutragen und dem Universitätsgottesdienste und einem homiletischen Seminarium vorzustehen. 1835 wurde ihm das Prädicat eines Consistorialraths beigelegt. Was die theologische Denkart dieses ausgezeichneten Theologen betrifft, so schloß er sich allmählig seit seiner Bekanntschaft mit Daub's und Schleiermacher's Schriften der von diesen Männern ausgegangenen neuen dogmatischen Schule an, welche die Tendenz hat, die Dogmatik in gemüth- und geistvoll deutender Fassung der blos gelehrten und dialektischen Aufstellung zu entrücken und den Glaubenslehren auch in der wissenschaftlichen Form den Ausdruck des religiösen Sinnes als ihrer Quelle zu bewahren. Von diesem Standpunkte aus ist namentlich sein „System der christlichen Lehre für akademische Vorlesungen" (Bonn 1829. 2. Aufl. 1831. 8.) bearbeitet, in welchem er zuerst wieder die christliche Glaubens- und Sittenlehre zu verbinden gesucht hat. Außerdem hat N. noch folgende Schriften und Aufsätze verfaßt: „Predigten, größtentheils während der Belagerung der Stadt zu Wittenberg gehalten" (Wittenb. 1814); „Theologische Studien" (1. St. Wittenb. 1816); „Predigten in den Kirchen Wittenbergs gehalten" (Berlin 1819); „Über den Menschenmörder vom Anfang Joh. 8, 46" (in der berliner Zeitschrift für Theologie, 1821, 3. Hft.); „Über den Text und Sinn der heiligen Einsezzungsworte, gegen Dr. Schultheß" (in den „Analekten" von Tzschirner, 4. Bd.); „Vom gemeinen Gottesdienste in der deutschen evangelischen Kirche" (in Gieseler's und Lücke's „Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche" 1823. 1. Bd. 2. St.); „Über Dr. Feßler's liturgisches Handbuch, eine Verwahrung

der evangelischen Kirche gegen ihr angedichtete liturgische Grundsätze" (in Tzschirner's „Magazin für christliche Prediger", 1824. 2. Bd. 2. St.); „Theologisches Votum über die preußische neue Agende" (Bonn 1824). Zugleich mit Lücke und Sack schrieb er „Über das Ansehn der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche" (Bonn 1827). Seit 1828 gibt er in Verein mit Ullmann, Umbreit, Lücke und Gieseler die „Theologischen Studien und Kritiken" heraus, eine Zeitschrift, für welche er namentlich kritische Übersichten der neuesten Literatur über die praktische Theologie liefert. Besonders abgedruckt aus dieser Zeitschrift sind folgende Aufsätze von N.: „Über den Religionsbegriff der Alten" (Hamburg 1832); „Eine protestantische Beantwortung der Symbolik Dr. Möhler's" (Hamb. 1835. 8.). Endlich hat man von ihm: „Predigten aus der Amtsführung der letztvergangenen Jahre" (Bonn 1833). 63.

Niutschen hieß ein Theil der seit dem XII. Jahrh. im nördlichen China herrschenden Tatarenstämme (die östlichen Tataren), welche später nebst den Leaotong durch Dschingis-Chan bedeutend geschwächt und durch Oktai, dessen Sohn, endlich völlig vernichtet wurden (1234). Nachkömmlinge von ihnen finden sich noch unter dem Namen Solonen in der Mandschurei, westlich vom Nun und von dessen Zuflüssen. Sie sind ungefähr 10000 Familien stark und leben von Jägerei und Viehzucht. 15.

Nivelliren, Abwägen, Wasserwägen, lat. libellatio, libratio aquarum; franz. nivellement; engl. levelling, zusammenhängend mit niveau (spr. niwo), die horizontale Oberfläche des stehenden Wassers, nennt man die Untersuchung, um wie viel ein Ort höher als ein anderer liegt. Es besteht demnach in dem Abvisiren von dem einen Punkt zu einem andern nach einer horizontalen Visirlinie und durch Messen der Höhe, in welcher diese Linie sich über den beiden Punkten befindet. Man kann dieses entweder unmittelbar von dem einen Punkte zu dem andern, deren Höhe über einander zu bestimmen ist, verrichten, oder vermittelst einer Reihenfolge von Zwischenpunkten, wobei immer die Höhe des einen Punktes über oder unter dem vorhergehenden bestimmt wird. Das N. ist von großer Wichtigkeit bei allen Wasserleitungen, Stromregulirungen, Entwässerungen, bei Schleußen- und Mühlenbau, beim Chausseebau ꝛc. und daher auch ein sehr bedeutender Gegenstand für den Geometer. Hierzu gebraucht man verschiedene Instrumente, von denen die am Meisten anwendbaren sind: 1) die Canalwage. Sie besteht aus einer communicirenden Röhre mit winkelrechten Aufsätzen, in welche zwei gläserne Cylinder von gleichen Durchmessern eingesetzt sind. Füllt man nun das auf seinem Stative aufgestellte Instrument mit gefärbtem Wasser, so wird der Wasserspiegel in der einen gläsernen Röhre mit dem Wasserspiegel, in der andern gläsernen Röhre in einer horizontalen Ebene liegen und man wird über diese beiden Spiegel in einer horizontalen Richtung sehen. Da das Wasser aber an den Wänden der gläsernen Röhren etwas ansteigt, so hindern die dadurch über den Wasserspiegel sich bildenden kleinen Ringe das unmittelbare Hinwegsehen über dem Wasserspiegel und man kann mit diesem Instrumente keine sonderliche Genauigkeit erreichen. 2) Die Quecksilberwage, von gleicher Construction, nur mit Quecksilber gefüllt. Dieses Instrument ist auf kurze Distanzen anwendbar und zeigt die Nachtheile des vorigen Werkzeuges nicht. 3) Die Setzwage, welche aus einem hölzernen rechtwinklig gleichschenkligen Dreiecke besteht, mit einer vom rechten Winkel auf die Hypotenuse eingerissenen senkrechten Linie, über welche ein in der Nähe des Scheitels des rechten Winkels befestigter, unten mit einem Gewichte (einer bleiernen Flintenkugel) beschwerter Faden einspielen muß, wenn die Hypotenuse horizontal steht, und es läßt sich vermittelst dieser Vorrichtung eine Unterlage (Richtscheit) horizontal richten. 4) Das Ni-

vellirlineal, welches sich von einem gewöhnlichen Diopterlineale dadurch unterscheidet, daß bei demselben in den Fenstern der beiden Diopter sich ein viereckiger Rahmen hinauf- und hinabschieben läßt, in welchem ein horizontaler und verticaler Faden gespannt sind. In der Mitte des Lineals ist eine Röhrenlibelle vermittelst Schrauben befestigt und an der untern Fläche des Lineals ist ein Ansatz angebracht, der sich in einer mit drei Schraubenöffnungen versehenen Scheibe endigt, welche auf die ähnlich gestaltete Scheibe des Stativs aufgesetzt und mit Schrauben befestigt wird. 5) Die Sisson'sche Wage. Sie besteht aus einer mit einem achromatischen Fernrohre, in dessen Brennpunkte sich ein Kreuzfaden angespannt befindet, verbundenen Libelle, die auf einem festen Stative ruht. Man bedient sich besonders dieses Instruments bei Abwägung weiter Distanzen. Zum N. gebraucht man auch noch 8 Fuß lange, viereckige, unten mit eisernen zugespitzten Schuhen versehene und aufwärts in Fuße und Zolle eingetheilte Stäbe, an welchen sich noch besonders ein auf- und abwärts bewegliches, halb weiß und schwarz mit Ölfarbe angestrichenes Bretchen in jedem Punkte durch eine Stellschraube festhalten läßt. Die näheren Anleitungen darüber findet man in Picard's „Abhandlung vom Wasserwägen, mit Beiträgen von Lambert" (Berlin 1770); Hogreve's „Praktische Anweisung zum Nivelliren" (Hanover 1800); Gilly's „Praktische Anleitung zur Anwendung des Nivellirens in den bei der Landescultur vorkommenden Fällen" (Berlin 1801); Puissant, „Traité de Topographie, d'Arpentage et du Nivellement" (Paris 1807); Joh. Tobias Mayer's „Gründlicher und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie" (Thl. III. Cap. 33); Wölfer's „Gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Forst- und Feldmeßkunde" (Leipz. 1828); F. v Mitis, „Das Nivellement mit einem neuerfundenen Instrumente" (Wien 1831); Umpfenbach's „Praktische Geometrie" (Frankf. a. M. 1834. 1. Thl.). 40.

Nixen, auch **Wassernixen**, sind nach der Volksmeinung weibliche Wesen, welche sich in Gewässern aufhalten und sich vielfach in die Angelegenheiten der Menschen mischen. Namentlich sollen sie sehr thätig in Liebesverhältnisse eingreifen und sich an Beleidigern dadurch rächen, daß sie denselben in den Fluthen ein Ende machen. Der Name ist wahrscheinlich aus Nikken entstanden, womit in der nordischen Mythologie eine Art Alfen bezeichnet werden. 77.

Noah (Nōăch), Sohn des frommen Lamech, ist nach 1 Mos. 6 ff. der Stammvater des sämmtlichen spätern Menschengeschlechts. Denn als nach der biblischen Darstellung Gott das gänzlich verdorbene Menschengeschlecht, welches sich selbst nach Ablauf der gestellten Frist nicht gebessert hatte, zu vertilgen beschloß, befahl er dem allein frommen N. sich ein Schiff (Arche, Kasten) zu bauen und darein mit seiner Frau, seinen 3 Söhnen nebst deren Weibern und einem Paar von jeder Art lebender Wesen zu gehen, worauf eine ungeheure Wasserfluth (Sündfluth) alle lebenden Wesen auf der Erde vertilgte. N.'s Schiff ließ sich beim Verlaufen des Wassers auf dem Gebirge Ararat (s. d. Art.) nieder und von da aus verbreiteten sich, nachdem die Erde wieder trocken geworden war, seine Nachkommen so, daß die Nachkommen seines ältesten Sohnes, Sem, die Umgegend einnahmen, die des zweiten, Ham, nach Afrika zogen und die des dritten, Japhet, Europa bevölkerten (vergl. die Völkertafel 1 Mos. 10). Er pflanzte hierauf zuerst den Weinstock, fühlte aber auch zuerst die Folgen des daraus erhaltenen Getränkes und verfluchte seinen Enkel Kanaan, Ham's Sohn, der über die dadurch veranlaßte unzüchtige Lage des Großvaters gelächelt hatte. Er starb endlich 350 Jahre nach der Fluth in einem Alter von 950 Jahren. — Diese mosaische Erzählung hat nun vielfache Erklärungsversuche veranlaßt, ohne daß man zu einem sichern Resultate hat gelangen können; gewiß ist, daß die Sage von einer großen Fluth, aus welcher nur ein Menschenpaar gerettet worden sei, nicht

allein bei den Griechen (Deukalion), Chaldäern, Indern und selbst in Tibet, sondern sogar in der alten mexikanischen Religion sich vorfindet und auf ein wirkliches Factum schließen läßt, das nur von jedem Volke eigenthümlich gemodelt worden ist, indem ein jedes, wie auch die Hebräer, die Abstammung ihres Volkes damit in Verbindung brachte. Hierbei muß aber ferner beachtet werden, daß die Hebräer bei der Erklärung des Unterschieds der verschiedenen Volksstämme zugleich ihre feindselige Absonderung von andern Völkern rechtfertigen wollten, merkwürdig aber ist, daß der Name Japhet mit dem griechischen Japetus, dem Vater des Prometheus, des Schöpfers der Menschen, und Ham mit Chemi, dem einheimischen Namen für Ägypten, zusammenstimmt; denn daß die 1 Mos. 10 gegebene Stammliste der Völker nicht ganz genau mit der durch Forschungen aus der Sprachähnlichkeit gefundenen übereinstimmt, läßt deutlich eine besondere Absicht dieser Zusammenstellung erkennen. Erklärungen aber, welche die Sage aus einem ägyptischen Mythus in Bezug auf die Nilüberschwemmungen herleiten (Buttmann, „Über den Mythus von der Sündfluth", Berl. 1812. 2. Ausg. 1819), oder den N. mit dem Bacchus (Dionysos) in Verbindung bringen, werden nie einen befriedigenden Aufschluß gewähren. 23.

Noblesse, s. Adel.

Noailles (spr. Noalj) (Antoine de), 1504 geboren, ist der erste in der Geschichte Frankreichs berühmt gewordene Mann aus dieser alten, mehrere Jahrhunderte hindurch am Hofe beliebten Familie. Nachdem er mehrere Staatsämter bekleidet hatte, machte er den zweiten Feldzug Franz's I. gegen Karl V. mit und zeichnete sich in der Schlacht von Cerisoles (1544) durch seine Tapferkeit aus. Unter Heinrich II. ging er als Gesandter nach England und brachte den fünfjährigen Frieden zu Vaucelles (1556) zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zu Stande. Er starb 1562 als Gouverneur von Bordeaux. — Sein Bruder, François de N., 1519 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und war bereits Bischof von Aqs geworden, als ihn Heinrich II. 1558 als Gesandten nach Venedig schickte, wo er seinem Könige Achtung zu verschaffen wußte. Das Botschaftertalent scheint überhaupt dieser Familie angeboren gewesen zu sein. Eben so glücklich war er auch auf seinen Posten zu London, zu Rom und zu Constantinopel; es gelang ihm sogar den Frieden zwischen der Pforte und Venedig herzustellen, wodurch er sich die Achtung der größten Staatsmänner erwarb und bei seinem Könige in hohe Gnade kam. Er starb 1585 zu Bayonne. (Vergl. „Ambassades de M. de Noailles", Par. 1763. 5 Voll. 12.) — Louis Antoine de N., Cardinal und Erzbischof von Paris, am 27. Mai 1651 geboren, widmete sich ebenfalls dem geistlichen Stande und gelangte durch den Einfluß seiner Familie schon sehr frühe zu wichtigen Ehrenstellen. Vor seinem 28. Jahre ward er Bischof von Cahors (1679) und ein Jahr später Bischof von Chalons-sur-Marne. Das Erzbisthum von Paris nahm er nur mit Widerstreben an (1695). In die Streitigkeiten über den Quietismus verwickelt trat er auf Bossuet's Seite und wurde 1700 durch Ludwig's XIV. Vermittelung Cardinal. Durch die Begünstigung Quesnel's in einen langwierigen Streit mit den Jesuiten verwickelt zeigte er einen wenig consequenten Charakter. Die Bulle „Unigenitus," welche durch seine Widersacher gegen ihn bewirkt wurde, nahm er jedoch erst nach langem Zögern 1728 an. Er starb 1729. — Anna Jules de N., der Bruder des Vorhergehenden, 1650 geboren, trat schon in früher Jugend in Militairdienst und machte den Feldzug nach Holland (1672) mit. Ausgezeichnet durch Klugheit und Tapferkeit erwarb er sich das Vertrauen Ludwig's XIV., der ihm bei den harten Maßregeln gegen die Protestanten das schwierige Commando in Languedoc übertrug und seine Wahl durch den Erfolg gerechtfertigt fand. In dem Kriege gegen Spanien erwarb er sich den Marschallstab

(1693) und gewann die folgenreiche Schlacht am Tar (27. Mai 1694). Der Feldzug endete jedoch aus Mangel an hinreichender Unterstützung nicht glücklich und N. nahm seinen Abschied. Er starb am 2. Oct. 1708. — Sein Sohn, Adrien Maurice de N., 1678 zu Paris geboren, widmete sich ebenfalls dem Kriegshandwerke und diente schon in dem Kriege gegen Spanien mit Auszeichnung. Durch die Vermählung mit der Nichte der Frau von Maintenon ward ihm der Zugang zu allen Ehrenstellen geöffnet. Nachdem er mit wenigen und schlechtunterhaltenen Truppen sich bis zu dem Frieden von Utrecht in Catalonien behauptet hatte, wurde er während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. von dem Regenten zum Präsidenten des Finanzconseils ernannt, sah sich aber, nachdem er durch viele Verbesserungen und Ersparungen dem Schatze nicht wenig genützt hatte, durch Law's abenteuerliche Projecte gezwungen, seine Entlassung zu nehmen (1718). Nach dem Ausbruche des Krieges mit dem deutschen Reiche (1733) betrat er wieder seine frühere Laufbahn, erstürmte die Linien von Ettlingen, nahm Worms und eroberte, nachdem er an die Stelle des gefallenen Marschalls Berwick gekommen war, Philippsburg (1734). Im nächsten Jahre befehligte er die Armee in Italien und hatte bereits dem Feinde bedeutenden Abbruch gethan, als ein Waffenstillstand und kurz darauf der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser zu Stande kamen. In dem östreichischen Erbfolgekriege erhielt N. ein Commando, verlor aber durch einen wider seinen Willen und gegen seine Anordnungen gewagten Angriff die Schlacht bei Dettingen und diente später unter Moriz von Sachsen, als dessen Adjutant er viel zu dem Siege bei Fontenoi beitrug (1745). Im folgenden Jahre ging er als außerordentlicher Gesandter nach Madrid, um den König von Spanien, welcher mit dem Benehmen des französischen Hofes unzufrieden war, zu versöhnen. Nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, zog er sich seiner schwächlichen Gesundheit und seines Alters wegen immer mehr von den Geschäften zurück und starb am 24. Juni 1766 zu Paris. Er war ein im Cabinet, wie im Felde sehr brauchbarer Mann, wenn er auch eben so wenig wie sein Vater zu den großen Generalen gerechnet werden darf. (Vgl. Millot's „Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV, composées sur les pièces originales recueillies par Adr. Maurice, Duc de Noailles", Par. 1777. 6 Voll. 12.) — Sein Enkel, Louis Marie Vicomte de N., 1756 geboren, diente mit Auszeichnung in dem nordamerikanischen Befreiungskampfe und ward bei dem Ausbruche der Revolution vom Adel zu Nemours zum Deputirten gewählt. Als solcher hielt er sich stets zur linken Seite und stimmte in der Nacht vom 4. Aug. 1789 für die Aufhebung aller Adelsprivilegien. Nach dem Ausbruche des Krieges (1792) befehligte er die Vorposten des Lagers von Valenciennes, zog sich aber bald, da ihn seine Geburt verdächtig machte und ihm auch die neuen Machthaber mißfielen, zuerst nach England und dann nach den vereinigten Staaten von Nordamerika zurück. Erst unter dem Consulate trat er wieder in Dienst und ging 1803 als Brigadegeneral nach St. Domingo, wo er sich tapfer gegen die Engländer hielt und ihre Pläne durchkreuzte. Bei der kühnen Hinwegnahme einer englischen Corvette tödtlich verwundet, endete er am 9. Jan. 1804 sein Leben. — Sein Sohn, Alexis Graf von N., am 1. Juni 1783 zu Paris geboren, hatte während der Revolution seine meisten Anverwandten durch die Guillotine verloren und wurde von Napoleon, der ihn des Einverständnisses mit dem Papste verdächtig hielt, 1809 verhaftet, nach Jahresfrist aber, da man die Anklage als unwahr befunden hatte, wieder in Freiheit gesetzt und ihm Dienste angeboten, die er jedoch entschieden ablehnte. Unter dem Ministerium Savary's mußte er Frankreich verlassen und sich in die Schweiz zurückziehen, von wo aus er im Interesse der vertriebenen Königsfamilie mehrere Reisen nach Deutschland, Rußland, Schweden und England machte. Als Ad-

jutant des Kronprinzen von Schweden leiſtete er den Alliirten in der Schlacht bei Leipzig wichtige Dienſte und kam mit den fremden Truppen nach Frankreich zurück. Nachdem er den Schlachten bei Brienne und la Fère-Champenoiſe beigewohnt hatte, begab er ſich zu dem Prinzen von Artois nach Veſoul und kam mit ihm nach Paris, wo er zu ſeinem Adjutanten ernannt wurde. Nach der Reſtauration ging er als bevollmächtigter Miniſter auf den wiener Congreß und eilte während der hundert Tage zu dem Könige nach Gent. Kaum wieder in Paris angelangt ward er zum Deputirten erwählt und von Ludwig XVIII. zum Staatsminiſter ernannt. In der Kammer beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit dem Erziehungs- und Unterrichtsweſen und leiſtete Louis Philipp den Eid der Treue. In ſeinen letzten Jahren widmete er ſeine Thätigkeit den Taubſtummen- und Blindenanſtalten und ſtarb am 14. Mai 1835. 66.

Nodier (ſpr. Nodië) (Charles), einer der vorzüglichen franzöſiſchen Dichter und Gelehrten der neueren Zeit, am 29. April 1783 zu Beſançon geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulſtudien zu Straßburg beendigt hatte, den Naturwiſſenſchaften und erwarb ſich ſchon in früher Jugend durch ſeine „Dissertation sur l'usage des antennes dans les insectes et sur l'organe de l'ouïe dans les mêmes animaux“ (Besançon 1798. 4.) und ſeine „Bibliothèque entomologique“ (Par. 1809. 12.) den Beifall der Sachkundigen. Sein Aufenthalt in Paris verwickelte ihn bald in politiſche Händel und er geſellte ſich, obgleich Republikaner, aus Anhänglichkeit an ſeine Freunde zu den Royaliſten, welche während der Republik und der Kaiſerzeit die Oppoſition bildeten. Nachdem er ſich durch den düſteren, aber wohlgeſchriebenen Roman: „Stella, ou les Proscrits“ (Par. 1802. N. E. 1820. 12.) und „Les essais d'un jeune Barde“ (Par. 1802. 12.) auf dem Felde der ſchönen Literatur mit Beifall verſucht hatte, trat er mit ſeiner berühmten Ode „La Napoléone“, worin er Napoleon's Streben nach der Alleinherrſchaft bitter beſpottet, hervor, wurde aber, ſobald er ſich als Verfaſſer bekannt hatte, in Sainte-Pélagie eingeſperrt und erſt, nachdem er viele Gefängniſſe durchwandert hatte, nach Beſançon exilirt. Von Neuem eines Anſchlags gegen den erſten Conſul verdächtig ward er ſchon auf ſeiner Reiſe zu Troyes wieder feſtgenommen. Glücklich entſprang er ſeiner Haft und flüchtete nach dem Juragebirge, wo er lange Zeit den Nachforſchungen ſeiner Verfolger zu entgehen wußte und ſich eifrig mit dem Studium der Naturwiſſenſchaften beſchäftigte. Endlich wurde ſein Schlupfwinkel errathen, die Polizei erhaſchte ihn, aber die Bauern, deren Zuneigung er ſich erworben hatte, befreiten ihn wieder. Um weiteren Nachſtellungen auszuweichen ging er nach der Schweitz, wo er als Corrector in einer Druckerei und durch Kupferſtichilluminiren ſein Leben friſten mußte. Tief betrübt über den Tod ſeiner Geliebten zog er ſich bald darauf in ein Trappiſtenkloſter in Frankreich zurück und glaubte hier ungeſtört ſeinem Kummer leben zu können, als die Regierung ſeine Auslieferung befahl. Krank und elend entfloh er wieder in die Gebirge, wo er ſein Brot bettelnd herumirrte, bis ihn das Verlangen, ſein Vaterland wieder zu ſehen, bewog ſich einer Truppe italieniſcher nach Frankreich wandernder Maueranſtreicher anzuſchließen, mit welcher er ſich bis zur Aufhebung des gegen ihn erlaſſenen Verhaftungsbefehles unſtet herumtrieb. Er hielt nun zu Dole Vorleſungen über ſchöne Wiſſenſchaften und erwarb ſich bald einen ſo bedeutenden Namen, daß ihm die Univerſität eine Lehrerſtelle übertrug. Da dieſe aber von der Regierung nicht beſtätigt wurde, verließ er von Neuem ſein Vaterland und durchſtreifte einen großen Theil Europas, bis ihn einer ſeiner Gönner nach Laybach zog, wo er zum Stadtbibliothekar ernannt wurde und durch Junot und Fouché die Redaction des „Télégraphe illyrien“ erhielt. Nach der Reſtauration ging er nach Paris und ward ein thätiger Mitarbeiter an dem „Journal des debats“. Während der hundert Tage mußte er ſich von Neuem

verbergen und erst nach der Wiederherstellung des Friedens fand er Ruhe von seinen vielfachen Mühseligkeiten. Ludwig XVIII. gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion und erhob ihn in den Adelstand. Später ward er Bibliothekar beim Arsenal und wurde 1834 in die Akademie aufgenommen. N. hat sich in dem naturhistorischen Fache, in der Grammatik, in der Geschichte und in der schönen Literatur mit großem Glücke versucht. Außer den schon angeführten naturwissenschaftlichen Schriften nennen wir noch den mit A. Pichot herausgegebenen „Essai critique sur le gaz hydrogène" (Par. 1823. 8.). Seine „Souvenirs, épisodes, portraits pour servir à l'histoire de la révolution" (Par. 1831. 2 Voll. 8.) zeigen ihn als gewandten Historiker, so wie er in seinen grammatischen Schriften („Dictionnaire des Onomatopées de la langue française", Paris 1808. N. E. 1828. 8.; „Examen critique des dictionnaires de la langue française", Par. 1829. 8.; Dictionnaire universelle de la langue française", Par. 1822. 2 Voll. 8. und „Eléments de linguistique", Par. 1834. 8.) ungewöhnlichen Scharfsinn kund gibt. Von seinen zahlreichen Poesien und Romanen, die sich alle durch Geist und treffliche Darstellung auszeichnen, wollen wir nur anführen: „Le peintre de Saltzbourg" (1803); „Jean Sbogar" (1818. 2 Voll.); „Thérèse Aubert" (1819); „Smarra" (1821); „Trilby ou le lutin d'Argoil" (1822); „Le roi de Bohême et ses sept châteaux" (1830) und „Poésies diverses" (1827). 66.

Nördlingen, eine Stadt mit 6000 Einw. im baierischen Rezatkreise an der Eger gelegen, ist merkwürdig durch eine Schlacht im dreißigjährigen Kriege zwischen den Kaiserlichen unter dem Erzherzoge Ferdinand (III.) und dem schwedisch-deutschen Heere unter Bernhard von Weimar und General Horn. — Letztere, 24000 M. stark zum Entsatze des nachdrücklich belagerten N. herbeigeeilt, fanden das 35000 starke feindliche Heer auf einer Anhöhe fest verschanzt. Wider Horn's Rath, welcher die Ankunft einer mit Zuverlässigkeit zu hoffenden Verstärkung abzuwarten rieth, griff Bernhard am 6. Septbr. 1634 die feindliche Stellung an, fand aber den entschlossensten Widerstand und mußte endlich den mörderischen Wirkungen des Geschützes weichen. Die Östreicher brachen hierauf aus ihren Verschanzungen hervor und verwandelten den Rückzug der Besiegten in wilde Flucht und gänzliche Auflösung. Während die Sieger nur 2000 Todte und Verwundete zählten, hatten die Schweden 12000 Todte und Verwundete, mehrere tausend Gefangene, unter ihnen Horn, 4000 Wagen, 300 Fahnen und Standarten und 80 Kanonen eingebüßt. In Folge dieses großen Sieges gewannen die Kaiserlichen, zumal in Süddeutschland, die Oberhand und nur die vereinigten Anstrengungen Frankreichs und Bernhard's von Weimar vermochten diesen Nachtheil wieder zu ersetzen. — Eilf Jahre später (3. Aug.) wurden in der Nähe Nördlingens, bei dem Dorfe Allersheim, die Baiern unter Mercy von dem französischen Heere unter Turenne geschlagen, und 1647 errangen hier die Schweden einen obwohl weniger wichtigen Sieg über die Baiern, welche kurz vorher die Stadt heftig bombardirt hatten. 15.

Nösselt (Johann August) ward am 2. Mai des Jahres 1734 zu Halle geboren, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war. Vorbereitet auf der lateinischen Schule des Waisenhauses bezog er im Jahre 1751 die Universität und machte nach Beendigung seiner Studien (1755) eine Reise durch einen Theil von Deutschland, der Schweitz und Frankreich. Zurückgekehrt (Ende 1756) entschied er sich für die akademische Laufbahn. Nachdem er seine Inauguraldissertation „Über die Zeitfolge der Schriften Tertullian's" gegen Michaelis mit großem Beifalle vertheidigt hatte, eröffnete er im October 1757 seine ersten Vorlesungen, zunächst über Cicero's Bücher vom Redner und Erneſti's Rhetorik. Doch fing er schon im nächsten Jahre den exegetischen Cursus über das ganze neue Testament

an, welchen er ununterbrochen bis an das Ende seines akademischen Lebens fortgesetzt und in der Regel in zwei Jahren geendet hat. Im Jahre 1760 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Der Beifall aber, womit N. las, bewirkte, daß er schon 1764 einen Ruf nach Göttingen erhielt. Indeß bestimmte ihn das Curatorium zu Berlin in Halle zu bleiben und ertheilte ihm die ordentliche Professur der Theologie, welche durch den eben damals verstorbenen E. B. Michaelis erledigt war. Als der damalige Curator der Universität, Freiherr von Fürst, der Facultät im Jahre 1766 den Auftrag gab öffentliche Vorlesungen zu veranstalten, welche eine bündige Darstellung der Vortrefflichkeit der christlichen Religion zum Hauptzwecke hätten, fiel die Wahl einstimmig auf N., und so ist seine „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion" (Halle 1766. 5. Ausg. 1783. 8.) entstanden. Im Jahre 1767 erwarb er sich die theologische Doctorwürde durch eine gelehrte Untersuchung „Über den biblischen Begriff des innern Zeugnisses des heiligen Geistes." Bald darauf erhielt er mehrere ehrenvolle Rufe nach Helmstädt, Gießen, Göttingen u. a., die er jedoch sämmtlich ablehnte. 1779 erhielt er die Direction des theologischen Seminars, welche er bis an Semler's Tod (1791) ganz unentgeldlich verwaltete, und 1791 ward er Senior der theologischen Facultät und Ephorus der königlichen Freitische. Schmerzlich berührten ihn um diese Zeit die Erscheinungen im Religionswesen seit Friedrich Wilhelm II., wie das Wöllner'sche Religionsedict (1788), die projectirte Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus (1790), worüber er ein freimüthiges Gutachten ausstellte, die Errichtung einer Immediat-Examinationscommission (1792), bestehend aus den geistlichen Räthen Hermes, Hilmer und Woltersdorf, und Anderes. Er selbst ward in einem seine Neologie betreffenden königlichen Rescripte mit Cassation bedroht. Muthig aber widersetzte er sich allen solchen Eingriffen, die man in Glaubens- und Gewissensfreiheit zu thun versuchte, und mit Wärme vertheidigte er die Rechte protestantischer Lehrer und die Aufrechthaltung theologischer Gelehrsamkeit. Groß war seine Freude, als nach dem Regierungsantrittte Friedrich Wilhelm's III. eine glücklichere Epoche für die Universität anbrach. Dieser Monarch zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle (1803) persönlich als denjenigen Mann aus, „welcher der Lehrer einer so großen Anzahl geschickter und würdiger Männer in der ganzen Monarchie sei." Bald darauf ward auch N.'s Gehalt erhöht und ihm der Charakter eines geheimen Rathes beigelegt (1805). Mit um so größerer Trauer erfüllte ihn das Schicksal seines Vaterlandes im Jahre 1806. Nur kurze Zeit überlebte er es. Er starb den 11. März 1807. Höchst segensreich hat dieser als Gelehrter wie als Mensch gleich ausgezeichnete Mann auf sein Jahrhundert gewirkt, nicht blos durch seine Vorlesungen, welche wissenschaftlicher Geist, Gründlichkeit und sichere Gelehrsamkeit auszeichneten, sondern auch durch gehaltvolle Schriften und mittelbar durch die Bildung so vieler überall zerstreuten Schüler. Wenn er — sagt sein Biograph — in der Wissenschaft, welcher er vorzüglich lebte, nicht unter den originellen Köpfen, nicht unter den Reformatoren zu nennen ist, so gehört er desto mehr zu ihren Pflegern und Conservatoren, die eine unverwandte Aufmerksamkeit auf Alles, was sie fördern oder ihr nachtheilig werden kann, eigenes rastloses Arbeiten an der Vervollkommnung und kräftiger Widerstand gegen jeden Versuch, zur Unwissenheit, zur blinden Auctorität oder zur bodenlosen Schwärmerei zurückzuführen, auszeichnet. Die Tiefe und Sicherheit seiner Kenntnisse, die Ruhe und Unpartheilichkeit seines Urtheiles, das warme Interesse an der Wissenschaft ist von allen Parteien anerkannt und man hat sich eben daher, besonders im Fache der Schrifterklärung, der Geschichte und der Literatur, oft auf seine Entscheidung als eine Auctorität berufen, obgleich er sich selbst diese nie angemaßt hat. Eben so wahr als ehrenvoll ist Lessing's Urtheil über N.: „Das ist doch

noch ein Theologe, wie er sein soll!" Seine vorzüglichsten Schriften sind außer den bereits genannten folgende: „Über den Werth der Moral, der Tugend und der späteren Besserung" (Halle 1777. 2. Aufl. 1783); „Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in allen Theilen der Theologie" (Leipz. 1779. 4. Aufl. 1799); „Anweisung zur Bildung angehender Theologen" (Halle 1786—1789. 3 Thle. 2. Aufl. 1791); „Opusculorum ad interpretationem sacrarum scripturarum (Hal. 1771. Fasc. I. Ed. II. 1785. Fasc. II. 1787); „Exercitationes ad sacrarum scripturarum interpretationem" (Hal. 1803) u. a. Vergl. A. H. Niemeyer, „Leben, Charakter und Verdienste Joh. Aug. Nösselt's" (Halle und Berlin 1809. 2 Abth. 8.). 63.

Noëtianer hießen die Anhänger des Noëtus aus Smyrna, eines Presbyters wahrscheinlich in Ephesus, welcher wegen seiner vom katholischen Glauben abweichenden Lehren von Gott und Christus gegen das Jahr 230 n. Chr. von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde. Sein Princip war nämlich der Monarchianismus oder die Lehre von einer göttlichen Person, mit welcher die Lehre von einem anderen Gotte neben dem einem Gott, dem Vater, nämlich die von dem göttlichen Logos (θεὸς ὁ λόγος), unvereinbar sei. Demnach erkannte er zwar in Jesu den Sohn Gottes, den Christus und Herrn wirklich an, der von einer Jungfrau geboren worden, gelitten habe und zum Heile der Menschen gestorben sei; läugnete aber, daß Jesus Gott gewesen sei, und hielt ihn für einen bloßen Menschen seiner Natur nach, in welchem aber die Fülle der Gottheit sich geoffenbaret habe; denn das Göttliche in Jesu war nach Noëtus Gott selbst in seiner sich selbst offenbarenden Äußerungsform. Dieses des Leidens unfähige Göttliche in Jesus unterschied er aber genau von Jesus selbst. Die Anhänger des Noëtus waren übrigens sehr zahlreich und unter ihnen am berühmtesten ein gewisser Kallistus. 63.

Nogaier, ein tatarischer Volksstamm, kriegerisch, treulos und träge, durchwandern mit ihren Heerden die Wolgasteppe unter Astrachan bis an den Terek hinab. Seit längerer Zeit haben sie sich mit mogolischen Horden vermischt und unterscheiden sich nur durch eine weniger gefällige Gestalt und Gesichtsbildung von andern tatarischen Stämmen. 35.

Nollendorf, s. Kulm.

Nollet (Jean Antoine), ein um die Verbreitung physikalischer Kenntnisse in Frankreich sehr verdienter Gelehrter, 1700 zu Pimpré geboren, widmete sich zuerst der Theologie, ward aber bald gänzlich zu den Naturwissenschaften hingezogen. Viel gewann er durch den Umgang mit den Naturforschern Dufay und Réaumur und durch seine Reisen nach England und Holland. Nach seiner Zurückkunft hielt er zu Paris Vorlesungen über Physik, welche mit großem Beifalle aufgenommen wurden und ihm 1739 die Thüren der Akademie der Wissenschaften öffneten. Nachdem er seine Vorträge zu Turin, Bordeaux und Versailles auf vielfaches Verlangen wiederholt und sich bedeutende Freunde erworben hatte, ward er 1749 vom Könige nach Italien geschickt, um sich von dem Standpunkte der Wissenschaften in diesem Lande zu überzeugen. Er entledigte sich seines Auftrages mit so gutem Erfolge, daß Ludwig XV. 1756 für ihn einen Lehrstuhl der Experimentalphysik im Collegium von Navarra errichtete und ihn zum Lehrer der königlichen Prinzen in der Physik und der Naturgeschichte ernannte. Unermüdlich thätig versammelte er um sich eine große Anzahl von Schülern, die ihn alle achteten und liebten. Die meisten und erfolgreichsten Untersuchungen stellte N. über die Elektricität an. Er starb am 24. April 1770. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Leçons de physique expérimentale" (Par. 1759. 6 Voll. 12. Deutsch, Erfurt 1748—1772. 9 Bde. 8.); „Recueil des lettres sur l'électricité" (Par. 1753. 3 Voll. 12.) und „L'art des expériences" (Par. 1770. 3 Voll. 12. Deutsch, Leipz. 1771. 3 Bde. 8.). 67.

Nomaden (vom griechischen *νέμω*, ich weide) oder Hirtenvölker heißen diejenigen Völker, welche sich nur von Viehzucht nähren. Da sie aber deßhalb genöthigt sind immer nach den Orten zu ziehen, an denen sie hinlängliche Weide finden; so haben sie keine festen Sitze und sind wegen bloßer vielfacher feindlicher Berührung mit anderen ähnlichen Völkern zur Annahme einer höhern Cultur nicht geeignet, welche nur feste Wohnsitze und geordnetes Staatsleben hervorrufen. Daher sind die N. meist die rohesten Völker und umgekehrt ist die unterste Stufe der menschlichen Bildung das Nomadenleben und alle Völker erst N., ehe sie Ackerbauer werden. 37.

Nomen (pl. nomina), Nennwort, nennt man in der Grammatik diejenige Wörterclasse, welche die Benennung der Gegenstände an sich begreift und in n. substantivum und n. adjectivum zerfällt. Diese Benennung ist aber nur dann richtig, wenn man als Eintheilungsmerkmale der Wörter das allgemeine Wesen der Dinge (nomen), die Lebensäußerung derselben (verbum) und die Verknüpfungsmittel (particulae) annimmt; so wie man aber mehrere Redetheile spaltet und einander coordinirt, ist der Begriff des N. für 2 vereinte Wörterclassen zu weit und Substantivum und Adjectivum (s. d. Artt.) müssen als besondere Redetheile dastehen. 9.

Nomenclatoren waren bei den Römern eine besondere Art Sklaven, denen es oblag, die Namen aller der Personen, welche mit ihren Herrn in Berührung kommen konnten, zu wissen. Denn da es Sitte war, alle Begegnenden mit Nennung ihres Namens zu begrüßen, so mußten diese Sklaven den Herrn beständig begleiten und ihm die Namen der Entgegenkommenden zu wissen thun. — Davon ist Nomenclatur ein Namenverzeichniß von Gegenständen ohne weitere Beschreibung (Register). 30.

Nominal ist Alles, was sich auf den Namen einer Sache bezieht und steht dem Realen, Wirklichen, was das Wesen desselben angeht, entgegen. 9.

Nominalisten, s. Scholastiker.

Nonae, s. Kalender.

Nonconformisten, s. Conformisten.

None in der Musik ist ein Intervall von neun Stufen und gehört unter die Dissonanzen. An und für sich als Intervall betrachtet ist sie weiter nichts als die Octave der Secunde der Tonica; im harmonischen Gebrauche aber ist sie von der Secunde verschieden, indem sie hier in einer Oberstimme meist als Aufhaltung einer Octave gegen die Grundstimme dissonirt, während bei der Secunde die Tonica selbst gegen die zunächst darüber liegende Stufe dissonirt. Da die N. eine Dissonanz ist, so muß sie vorbereitet und aufgelöst werden. Letzteres geschieht meist in die Octave, außerdem aber auch in die Terz, Sexte, reine und verminderte Quinte, in die Septime und Secunde. — Der Nonenaccord besteht aus Grundton, Terz, Quinte und N., und wird im Generalbasse mit 9 beziffert. Läßt man die Quinte aus und behält dafür die Septime bei, so erhält er den Namen Nonenseptimenaccord. Zu bemerken ist übrigens, daß viele der neueren Theoretiker keinen besondern Nonenaccord statuiren, sondern denselben blos für eine Aufhaltung der Octave und somit die N. selbst nur für eine unwesentliche Zugabe zum Hauptseptimenaccord erklären. 29.

Nonius oder Vernier, lat. nonius; franz. le vernier; engl. the vernier, bezeichnet diejenige Einrichtung an Maßstäben und Winkelmaßinstrumenten, vermittelst welcher man kleinere Theile derselben abmessen kann, als die gewöhnlichen Maßstäbe und Winkelmeßinstrumente angeben. Der N. besteht aus einem an einem Maßstabe oder Winkelmeßinstrumente angebrachten Schieber, auf welchem stets n Theile desselben in $(n + 1)$ oder in $(n - 1)$ Theile eingetheilt sind. Bei der Eintheilung in $(n + 1)$ Theile sind die Theile des N. stets vorwärts, d. h.

vom Nullpunkte des Maßstabes abwärts und bei der Eintheilung in $(n-1)$ Theile sind die Theile des N. stets rückwärts, d. h. dem Nullpunkte des Maßstabes entgegen abzuzählen. Die durch den N. zu erlangende Theilung findet man: 1) wenn man den Werth eines Theiles des Maßstabes untersucht; 2) wie viel Theile des Maßstabes der N. enthält und 3) die Anzahl Theile zählt, in welche dieser Umfang getheilt ist. Dividirt man nun mit der Zahl Theile des N. in den Werth eines Theiles des Maßstabes, so gibt der Quotient den Werth der durch den N. zu erlangenden Theilung an. Beträgt z. B. ein Theil des Maßstabes $= \frac{1}{24}$ Zoll und sind 32 solche $\frac{1}{24}$ Zoll auf den N. entweder in 33 oder in 31 Theile getheilt, so gibt der N. im ersten Falle $\frac{1}{24 \times 33} = \frac{1}{792}$ und im letzteren Falle $\frac{1}{24 \times 31} = \frac{1}{744}$ Zoll. Nuñez, lat. Nonius, ein Portugiese, hat sich schon 1542 ähnlicher Mittel bedient, sich genauere Winkelabmessungen zu verschaffen, den beweglichen Theil neben der Scale aber hat Vernier (Petrus Vernerius) zuerst eingeführt, daher verdient diese Vorrichtung mit mehr Recht den Namen Vernier oder Werner als N. 40.

Nonjurors (spr. Nandschjurers) hießen seit 1688 in Großbritannien die Anhänger der Stuart's (von Jakob II. auch Jakobiten genannt), weil sie sich weigerten, der neuen Dynastie den Huldigungseid zu leisten und in der Kirche für dieselbe zu beten. Mit dem Aussterben der Stuarte haben sie sich aber bedeutend vermindert und mögen wohl nur noch einzeln als solche vorhanden sein, welche dem Hause Hanover ungünstig sind. 37.

Nonnen nennt man der Ehelosigkeit geweihete Jungfrauen, welche zu gemeinsamer Lebensweise in Klöstern wohnen und an die Gelübde derselben gebunden sind. Der Name wird aus dem Koptischen, wo er rein und heilig bedeutet, oder von dem Lateinischen „non nupta", d. i. eine Unverheirathete, hergeleitet. Die N. entstanden gleichzeitig mit den ehelosen Asceten (nonni) und Mönchen und zwar aus Nachahmung derselben, mit denen sie auch fast alle Schicksale theilten. Schon im II. Jahrh. n. Chr. finden sich in großer Anzahl dergleichen der Ehelosigkeit geweihete Jungfrauen (virginis canonicae), gewöhnlich jetzt noch ungetrennt von ihren Familien, bisweilen aber auch schon in besonderen Vereinen, namentlich in Ägypten. Seit der Mitte des IV. Jahrh. wurden auch Frauenmünster oder Nonnenklöster gestiftet. Lange folgten die N. der Regel des heiligen Basilius von Neocäsarea, bis in der Folgezeit allmählig die verschiedenartigsten Mönchsorden hervortraten, von denen jeder bald auch seine eigene Nonnenart erhielt, welche sich der Regel ihres männlichen Ordens anschloß. So entstanden z. B. die N. des Benedictinerordens (Benedictinerinnen), Carthäuserinnen, Cistercienserinnen, unter welchen die N. des Klosters Portroyal des Champs am Berühmtesten geworden sind, Clarissinnen u. a. Anfangs trug man kein Bedenken, den N. einen männlichen Vorsteher zu geben, bis sie endlich Äbtissinnen und Priorinnen erhielten, über welche aber der männliche Ordensvorsteher die Aufsicht führte. Außer den gewöhnlichen Haus- und anderen Arbeiten bestand ihre Beschäftigung in Beten, frommen Betrachtungen und dem Chordienste. Doch hatten einige Nonnenvereine, wie die Ursulinerinnen, die barmherzigen Schwestern, die Bernhardinerinnen, noch gewisse besondere Zwecke, als Krankenpflege, Erziehung des weiblichen Geschlechts u. dergl. Das Nachtheilige, welches die große Anzahl der Nonnenklöster für die bürgerliche Gesellschaft hatte, so wie das unglückliche, oft in die widernatürlichsten Ausschweifungen übergehende Leben ihrer Bewohnerinnen, welche man oft wider Willen und in zartem Alter in jene Wohnungen der Abgeschiedenheit brachte, — bewirkte, daß in der neueren Zeit der Vermehrung der Nonnenklöster von den Regierungen

Schranken gesetzt wurden, wie es denn fast in allen Staaten verboten ist, vor erreichtem 24. Lebensjahre die Klostergelübde abzulegen. 63.

Nonnus, geb. zu Panopolis in Ägypten, daher Panopolitanus genannt, lebte um 410 n. Chr. und ist der Verfasser mehrerer den Sachen und der Sprache nach gelehrter Gedichte. Er hatte durch ein den Geist erfassendes Studium der classischen Werke der Alten sich gebildet und wurde der Wiederhersteller des Hexameters (vergl. „Hermanni Orphica p. 690. Elem. doctr. metr. [1816] p. 333"). Aber durch übertriebene Künstelei und schlechte Ausführung werden seine Poesien geschmacklos. Von seinen nähern Lebensverhältnissen wissen wir nichts Gewisses, daher es auch dahin gestellt bleiben muß, ob er sein erstes Werk: „*Διονυσιακὰ*" oder „*Βασσαρικὰ*" (48 Bde.), ein sehr gelehrtes und alle Bacchusmythen umfassendes, aber in Anlage und Ausführung beinahe ganz verunglücktes Epos, noch geschrieben habe, bevor er zur christlichen Religion übertrat. Als Christ aber schrieb er eine metrische „Paraphrase des Evangelium Johannis", der es zwar ebenfalls nicht an Gelehrsamkeit und Deutlichkeit, aber dabei auch an wahrem poetischen Geiste fehlt. Seine „Dionysiaca" gaben heraus Ger. Falkenburg (Antv. 1597. 4. Hanov. 1605. 1610. 8.) — suis et al. conj. em. et ill. Frid. Graefe (Lips. 1819. 1826. 2 Bde.); seine „Paraphrase" aber Franc. Nansius (Lugd. Bat. 1599. 8.), Frid. Sylburg (ap. Comm. 1596. 8.) und neuerlich Fr. Passow (Leipz. 1834); vergl. „Fabric. Bibl. Gr. T. VIII. p. 601" und „N. von Panopolis, der Dichter"; ein Beitrag zur „Geschichte der griechischen Poesie" von Duwaroff (Petersb. 1814. 4.). 20.

Non plus ultra (nicht weiter), eine gebräuchliche lateinische Redensart, bezeichnet überhaupt das Höchste, was in einer Sache geleistet werden kann. 9.

Nonpareille, s. Schriftarten.

Noot (Heinrich Nikolaus van der), einer der Haupträdelsführer bei dem Aufstande der östreichischen Niederlande gegen Joseph II., 1750 zu Brüssel, wo sein Vater Polizeiamtmann war, geboren, widmete sich auf der Universität Löwen der Jurisprudenz und spielte in seiner Vaterstadt die Rolle eines mittelmäßigen Advocaten, bis ihm die Revolution Belgiens Gelegenheit gab, sich eine größere Bedeutsamkeit zu erwerben. Joseph's II. wohlgemeinte, aber zur ungelegenen Zeit zur Ausführung gebrachte Verbesserungsversuche scheiterten an dem Starrsinne der reichen fanatischen Geistlichkeit und an dem Eigensinne des an seinen alten Feudalrechten festhaltenden Adels. Einige vorgeschlagene Änderungen im theologischen Unterrichte und eine projectirte bessere Organisation der Universität Löwen waren das Signal zum allgemeinen Aufruhre. Zwar sah sich N., welcher den Kaiser in einer Schmähschrift angegriffen hatte, gezwungen, nach Holland zu flüchten, kehrte aber mit den Unzufriedenen, welche sich um ihn versammelt hatten, nach dem siegreichen Eindringen der von dem tapfern Generale van der Mersch geführten revolutionairen Armee in Belgien sogleich zurück und ward zum Präsidenten des Nationalcongresses zu Brüssel ernannt. Bald aber lag seine Untauglichkeit zu einer solchen Stelle offen am Tage und er und das Land wurden durch den schlauen, heimtückischen Priester van Eupen beherrscht. Der Klerus und der Adel befestigten sich in allen ihren Vorrechten, der Bürgerstand war mehr gedrückt als je und sah sich in seinen Erwartungen um so bitterer getäuscht, als er wahrnehmen mußte, daß die Revolution in Frankreich einen ganz der ihrigen entgegengesetzten Gang nahm. Die Unzufriedenheit aller Redlichgesinnten und die Ausgelassenheit des von der Geistlichkeit aufgehetzten Pöbels entzogen der neuen Republik alle Unterstützung der enttäuschten Nachbarstaaten und die Östreicher rückten mit bedeutender Heeresmacht von allen Seiten in das Land. Die entmuthigten Truppen des schlecht unterstützten van der Mersch zerstreuten sich und die Provinzen mußten nach und nach ihren früheren Herrn wieder anerken-

nen. Van der N. entfloh unter dem Schutze der Nacht (2. Dec. 1790) aus Brüssel und verbarg sich in Holland, wo er in Dürftigkeit lebte und dadurch wenigstens den Vorwurf, große Summen unterschlagen zu haben, widerlegte. Seine Berühmtheit war vorüber und selbst die Manifeste, wodurch er die Belgier aufforderte, sich mit Frankreich zu vereinigen (1792), blieben nicht nur ohne Erfolg, sondern verdienten ihm auch so wenig den Dank der französischen Republik, daß diese ihn durch ihre Behörde 1796 zu Bergen-op-Zoom festnehmen, aber nach Jahresfrist wieder als einen völlig unschädlichen Abenteurer in Freiheit setzen ließ. Seitdem lebte er in Brüssel und zuletzt in Stroombeek, wo er am 13. Jan. 1827 gänzlich vergessen und vernachlässigt starb. 66.

Nordamerika, s. Amerika.

Nordamerikanischer Freistaat oder vereinigte Staaten von Nordamerika (united states of Nord America). Dieses große durch seine materielle wie geistige Entwickelung in der neuern Zeit zu so großer Bedeutsamkeit gelangte Ländergebiet, vor 50 Jahren noch unmächtig und einflußlos, jetzt bereits achtunggebietend und fast unantastbar unter die mächtigsten der cultivirten Staaten der Erde gehörend, umfaßt zwischen dem britischen Nordamerika, Mexico und dem atlantischen Oceane einerseits und dem Australoceane andererseits mitten inne liegend einen Flächenraum von mehr als 112000 (115—127000) □M. Südöstlich erstreckt sich das Territorium Florida bis $24\frac{1}{2}^0$ N. Br., während die nördlichste Grenze über 52^0 hinausgeht, obwohl das englische Gebiet, so wie auch das mexicanische fast bis 42^0 in die vereinigten Staaten eingreifen. Östlich sind 311^0 und westlich ungefähr 250^0 die Grenzpunkte. Was insbesondere die Grenzen gegen Canada betrifft, so sind darüber trotz mehrerer Verträge, z. B. vom Jahre 1818, die Bestimmungen bis jetzt noch schwankend; man läßt jedoch englischer wie nordamerikanischer Seits die Streitigkeiten ruhen und begnügt sich damit, den gegenseitigen Mißbrauch angeblicher Rechte zu verhüten. Gegen Mexico bildet wenigstens den größten Theil der Grenze der Arkansos, der Sabina und der rothe Fluß (Red River). Die größte Länge von Süd nach Nord beträgt etwas über 250 M., die Breite vom atlantischen bis zum Australoceane wenigstens 500 M., die Küstenausdehnung längs des atlantischen Meeres mit Inbegriff des mexicanischen Meerbusens, welcher den südlichen Theil der Staaten bespült, ungefähr 600 M., und längs des Australmeeres gegen 115 M. Die Küsten sind mit theilweiser Ausnahme des Nordostens nirgends sehr zerrissen, bilden aber dennoch eine große Anzahl Busen und Buchten, die zum Theil treffliche Häfen und Rheden abgeben. Der stille Ocean hat deren außer dem Busen von Georgia, dem Pugetssund und der Mündung des Oregan keine aufzuweisen, desto mehr aber finden sich an den Küsten des atlantischen Oceans, hier u. a. Die Baien von Pennobsoot, Massachusetts, Narangasett, Long-Island, Delaware, Chesepeak, Albemarle, Pamlico, Charlestown, Savannah; im mexicanischen Meerbusen die kleinen Baien Chattam, Apallache, Pensacola, Mississippi u. a. m. Unter den Vorgebirgen sind am atlantischen Meere die Caps Ann, Cod, May, Henry, Hatteras, Cookout, Fear, Sable und St. Blas, am stillen Oceane die Caps Orford, Foulweather und Flattery die bekanntesten. Übrigens bemerkt man nirgends an den Küsten eine vorherrschende Halbinselbildung, nur Florida und Delaware, wiewohl letzteres in noch viel kleinerem Maßstabe, als jenes erscheinen entschieden als Halbinseln. — Das ganze Gebiet der vereinigten Staaten ist durch die Natur in drei große Ländermassen getheilt, deren jede ihr besonderes Wassersystem hat. Diese eigenthümliche Gestaltung des Landes wird durch die beiden Hauptgebirgszüge, die Apalachen und das Felsengebirge (rocky mountains) hervorgebracht. Jene, die Apalachen (s. d. Art.) mit den Alleghany und anderen verschieden benannten Zweigen bilden den östlichen und südlichen Küsten-

abfall des Landes und senden ihre Flüsse theils zum atlantischen Oceane, theils (mit Ausnahme derer, welche zum Mississippigebiete gehören) unmittelbar in den Meerbusen von Mexico. Die meisten der hierher gehörigen Gewässer haben eine südöstliche in den nördlicheren Gegenden, zum Theil auch eine directe Richtung von Nord nach Süd. Unter ihnen ist der ungefähr 110 M. lange Susquehanna der bedeutendste; nächst ihm verdienen bemerkt zu werden: der Schoodiak, der Penobscot, der Hudson mit dem Mohawk, der Delaware, der Connecticut, der Potowmak, der Rappahanoc, der James, der Roanoke, der Tar, Fear, Santer, Savannah, Ogechee, Altamaha, Satilla, St. John, Apalachicola mit dem Flint, der Alabama mit dem Tallupoosa und Tombigbee und der Mobile. Dieser ganze durch die Apalachen und ihr Wassersystem gebildete östliche Hauptheil der vereinigten Staaten ist ein nach den Küsten wellenförmig abfallendes Hügelland, fruchtbar und wohl angebaut. Nur das äußerste Küstenland, besonders im Süden, ist dürrer Sandboden und in Georgien und Florida zum Theil moraſtig. Überhaupt aber ist der südliche und südöstliche Theil flacher als der nördliche und nordöstliche, wo die Gebirge mehr zusammenrücken und näher an das Meer treten. — Die zweite Hauptländermasse ist das Mittelland von dem Westabfalle der Apalachen bis zum Felsengebirge, welches in seiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung gegen Westen dem Stromgebiete des Mississippi und Missouri (s. d. Artt.) angehört. Es hat eine Normalsenkung nach Süden, während nördlich vom Felsengebirge aus ein an den meisten Stellen schmaler Landrücken quer durch das Land zu den canadischen Seen hinläuft und den rothen Fluß so wie die canadischen Seen von dem Flußgebiete des Mississippi trennt. Diese ganze ungeheure Landstrecke, die man auch in das östliche und westliche Mississippigebiet theilt, ist größtentheils ein fruchtbares Hügelland, welches sich östlich von den Apalachen und westlich von dem Felsengebirge her immer mehr verflacht, bis es im Innern jene unendlichen mit dichten Waldungen bewachsenen grasreichen Ebenen bildet, welche unter dem Namen Savannen bekannt sind. Hier findet man auch große den Anbau hindernde Moraſtstrecken und nur selten auf einigen höher liegenden Theilen der Ebene sandigen oder steinigen Boden, nirgends aber die nördlich vom Mississippigebiete so häufigen Seen. — Die westliche Grenze des Mississippilandes ist, wie oben schon bemerkt wurde, das Felsengebirge, welches aus Mexico hereintretend die Fortsetzung der Andenzweige, Grulla und des Schneegebirges, bildet. Seine Richtung ist, die einzelnen Biegungen abgerechnet, eine nördliche, während die Höhe desselben im Long Pic (12726 F.), James Pic (10788 F.) und dem spanischen Pic (10500 F.) die Schneelinie übersteigt. Zwischen diesem Gebirge und dem längs der Westküste streichenden Höhenzuge, wo sich noch Spuren von Vulcanen finden, breitet sich die dritte Hauptländermasse der vereinigten Staaten aus, das Stromgebiet des Columbia, ein dicht bewaldetes, aber fruchtbares und ziemlich mildes Hügelland, doch bis jetzt noch ohne alle Cultur. Der Columbia oder Oregan selbst, dem Felsengebirge entspringend, vereinigt alle übrigen von dem Westabhange desselben kommenden Gewässer, durchbricht das Küstengebirge und fällt bei Astoria in den westlichen Ocean. — Von den Seen, welche nördlich vom Mississippigebiete in so großer Menge angetroffen werden, gehören der obere, der Huron-, Erie- und Ontariosee nur zum Theil hierher, ganz aber der mit dem Huron durch die Straße Michilimatzkinak verbundene 744 □M. große Michigan. Außer diesem verdienen noch Bemerkung der Waldsee, nordwestlich vom obern See, der Devilssee, dann im Columbiagebiete der Flot-, Bow-, Eardbots-, Otchenonkane- und Printed-Heartssee. Im Nordosten endlich ist der Champlain der einzige von Bedeutung. — Daß das Klima in einem Staate von solcher Ausdehnung höchst verschieden sein müsse, versteht sich wohl von selbst. Mit Ausnahme des südlichen Theiles,

besonders Floridas, wo schon tropisches, und des äußersten nördlichen, wo bereits canadisches Klima herrschend wird, gehört das Land im Allgemeinen der gemäßigten Zone an; bemerkenswerth aber ist es, daß im Osten vom Alleghanygebirge der Winter selbst strenger ist und länger dauert als in Europa, so daß oft noch unter 35° Br. der Orangebaum erfriert. An den östlichen und südlichen Küstengegenden ist die Luft, besonders da, wo es Sümpfe gibt, häufig sehr ungesund, indem die mit der Wärme verbundene Feuchtigkeit fast jährlich das verderbliche gelbe Fieber erzeugt. Hier sind auch furchtbare Gewitter nicht selten. Im Innern und an der Westküste hat man fast gar keinen Winter und hier ist auch das Klima, einige wenige Orte ausgenommen, überall gesund. — Was den Productenreichthum der vereinigten Staaten betrifft, so erscheint derselbe schon jetzt, wo er bei Weitem noch nicht gekannt und benutzt ist, als höchst bedeutend und mannigfaltig. Das Pflanzenreich bietet je nach Lage und Klima vorzugsweise Getreide, darunter Weizen und Mais, Baumwolle, Zucker (Ahornzucker), Tabak, Obst, Südfrüchte, Wein (wild wachsend und schlecht), Hanf, Flachs, Kartoffeln, Arznei- und Zierblumen in großer Menge, in den Waldungen eine Menge der verschiedenartigsten Nadelhölzer, Eichen, Buchen, Ahorn, Esche, Nußbaum, Akazie, Maulbeerfeigenbaum, Cypresse, Ulme, Platane, Sumach, Bohnenbaum, Tulpenbaum u. a. m. Das Thierreich, außer den Nordamerika (s. d. Art. Amerika) überhaupt eigenthümlichen Thieren, insbesondere den Bison, Moosthier, Jaguar, Kuguar, Waschbär, Antilope, Beutelthier, Schlangen verschiedener Gattungen, unter ihnen die Klapperschlange, Schildkröten und im Mississippigebiete eine ungeheure Menge wilder Pferde; ferner an den Küsten und in den Flüssen Fische aller Arten, eine Menge zahmes und wildes Geflügel, darunter Kolibris und Papageien. Auch die Seidenraupe gedeiht. Was endlich die Mineralien betrifft, so scheint wenigstens das Vorhandensein der meisten und nützlichsten keinem Zweifel unterworfen zu sein; obwohl in ihrem Ausbeuten theilsweise nur erst geringe Anfänge gemacht worden sind. Man findet Eisen, Blei, Zink und Kupfer, auch Silber und Gold (von letzterem 1834 für 898000 Doll.); ferner Steinkohlen in Menge, Koch- und Steinsalz, Schwefel, Vitriol, Farbenerden, Marmor, mehrere Edelsteingattungen und die meisten der gewöhnlichsten Stein- und Erdarten. — Die Bewohner der vereinigten Staaten, im Jahre 1835 über 14 Mill. (1790 = 3930000; 1800 = 5306000; 1810 = 7240000; 1820 = 9638000; 1830 = 12866000), sind theils Europäer, besonders Engländer, Deutsche, Niederländer und Franzosen, theils Ureinwohner, Farbige und Neger. Die Zahl der Weißen steigt über 11 Mill., ist also bei Weitem überwiegend und es dürfte daher, auch wenn sich die Neger so wie bis jetzt fortvermehren sollten (gegenwärtig gibt es deren über 2 Mill.), von dieser Seite durchaus keine Gefahr zu befürchten sein. Der größte Theil der Neger ist noch Sklav; denn wenn auch der Sklavenhandel selbst schon längst verboten ist, so ist dennoch, besonders in den südlichen Staaten, das Sklavenwesen noch sehr beliebt, wofür der Grund wohl in dem dort vorherrschenden Plantagenbaue zu suchen sein möchte. Die Zahl der freien Farbigen beträgt im Ganzen ungefähr ½ Mill. und die der Indianer gegen 300000. Letztere bestehen aus verschiedenen Stämmen, unter denen die Cherokesen, Kreeks, Chippewyer, Sioux und Seminolen die namhaftesten sind, und leben in die westlichen Mississippiländer zurückgedrängt meist noch in wildem Zustande; nur wenige Stämme haben mit dem Christenthume europäische Cultur angenommen. Übrigens ist man in den einzelnen Staaten, welche viele Indianer zählen, gegen dieselben oft sehr unbillig und bricht ohne Weiteres die bestehenden Verträge, zumal da die Gesammtregierung selbst in solchen Fällen selten rechtlich verfährt und lieber durch neue Verträge, die meist nur Auswanderungen der Indianer aussprechen,

zu vermitteln sucht. Freilich werden dadurch häufig Kriege erregt, die aber stets zum Nachtheile der Indianer ausschlagen und die gänzliche Vernichtung derselben allmählig herbeiführen. Wie blutig indeß dieselben oft werden können, beweist der im März 1836 noch dauernde Kampf mit den Seminolen (in Florida), deren Häuptling Oseola oder Powell eine ungewöhnliche Tapferkeit und Umsicht beurkundet. — Außer diesen bis jetzt angeführten Bestandtheilen der Bevölkerung Nordamerikas findet man endlich auch noch Juden, theils zerstreut lebend, theils in einer Colonie auf einer Insel des Niagara. Sie beschäftigen sich, wie überall, mit dem Handel, machen aber wenig Geschäfte von Bedeutung. — Für das fortdauernde Wachsthum der Bevölkerung sind die jährlich immer mehr zunehmenden Einwanderungen von großer Wichtigkeit; denn während dieselben in den Jahren 1812 — 1821 durchschnittlich bis auf 8000 und 1834 auf 35000 gestiegen waren, belief sich nach der vielleicht etwas übertriebenen Schätzung der amerikanischen Blätter die Zahl der Einwanderer im Jahre 1835 auf 150000 (darunter die meisten aus England, Frankreich, Deutschland und der Schweitz), so daß jetzt die Fremden den 20. Theil der Bevölkerung ausmachen. Übrigens läßt es sich mit Gewißheit voraussehen, daß nach Ablauf eines Zeitraumes von 25 Jahren die Bevölkerung um das Doppelte gestiegen sein wird. — Die herrschende Sprache ist die englische; nächst ihr wird das Deutsche am meisten gesprochen, doch bemerkt man, daß es in den großen Städten nach und nach verdrängt wird, und überdieß scheint es, als wolle sich aus der allmähligen Vermischung des Englischen mit dem Deutschen und dem Französischen eine eigenthümliche Sprache bilden, die vielleicht in einem spätern Zeitraume als amerikanische Sprache das ganze nördliche Amerika beherrschen wird. Was die Religion betrifft, so findet man hier friedlich und ohne irgend eine Bevorzugung neben einander alle christliche Confessionen, und selbst Nichtchristen ist freie Übung ihres Cultus gestattet. Eine eigentliche Staatsreligion kann es schon, dem herrschenden Grundsatze einer umfassenden vollkommnen Freiheit gemäß, nicht geben. Die Mehrzahl bekennt sich zur presbyterianischen Kirche, nächst ihnen zählen die Methodisten, Katholiken (in Maryland vorzüglich), Lutheraner, Reformirten und Baptisten die meisten Bekenner. Unter den übrigen bemerkt man Harmoniten, Herrenhuter, Quäker, Socinianer, Unitarier, Mennoniten u. a. m. Die Sonntagsfeier wird sehr streng, fast strenger noch als in England gehalten. Über den Charakter der Bevölkerung etwas Genügendes und allgemein Gültiges zu sagen, ist in sofern nicht wohl möglich, da sich ein eigentlicher Nationalcharakter in allen Beziehungen bis jetzt noch nicht ausgebildet hat. Je nach der Abstammung behielt jeder die Eigenthümlichkeiten seiner Nation mehr oder weniger bei; zu verkennen ist indeß nicht, daß das Bewußtsein, einem freien Lande anzugehören, verbunden mit dem aus dem materiellen Wohlstande entspringenden Selbstgefühle, einen gewissen Nationalcharakter hervorgerufen hat, der sich zur Zeit zwar oft noch mit zu großer Eitelkeit ausspricht, in der Zukunft aber gewiß ein kräftigeres edleres Gepräge erhalten wird. Übrigens sind die Bewohner der Küstenländer wegen des hier vorzugsweise herrschenden Handelsgeistes (mit seinem Gefolge, der Gewinnsucht, Geiz, Betrug und Unredlichkeit) ohne Zweifel die Verderbtesten, während man in der westlichern Gegend im Allgemeinen nur auf ehrenwerthe Charaktere stößt. Unter den herrschenden Fehlern steht unmäßiges Branntweintrinken oben an; doch wird demselben in neuerer Zeit durch die Mäßigkeitsvereine (s. d. Art.) mit Erfolg gesteuert. Was die Bildung betrifft, so stellt sich hier im Allgemeinen ein günstiges Resultat heraus. Insbesondere hat die Volkserziehung seit 10 Jahren höchst bedeutende Fortschritte gemacht und steht mit Ausnahme der südlichen und westlichen Provinzen der besten europäischen wenigstens gleich. Im Elementarschulwesen herrscht in sehr vielen Gegenden die Lancaster'sche Methode.

Obgleich übrigens die Einrichtung des Schulwesens nur von dem Beschlusse der Gemeinden und der Ansicht des häufig nicht streng geprüften Lehrers abhängt, so zeigt sich doch die Wirkung des Unterrichts in der Volksmasse durchaus bedeutender, als dieß in Europa der Fall ist, und selten wird ein in Amerika geborener und erzogener Mann mittlen Alters gefunden werden, der nicht lesen, rechnen und schreiben könnte und die nöthigsten Kenntnisse über Geographie, Verfassung und Geschichte seines Vaterlandes besäße. Dazu kommt noch die allgemeine Verbreitung der 1000 verschiedenen Zeitungen und überhaupt eine Begierde sich zu unterrichten, welche dort gleichmäßig bei allen Ständen angetroffen wird. Auf einer noch um Vieles niedrigern Stufe steht die gelehrte Bildung; denn wenn man auch in den meisten, zumal den östlichen, Staaten zu diesem Zwecke Universitäten und Schulen antrifft, so kann dieselbe dennoch weder in Quantität noch Qualität z. B. der deutschen gleichgestellt werden. Auch läßt sich nicht gut annehmen, daß die vereinigten Staaten hierin je etwas Ausgezeichnetes leisten werden, so lange wenigstens gewiß nicht, als der Amerikaner fortfährt seinen größten Ruhm ausschließlich in Handels- und Gewerbthätigkeit zu setzen und, wie es jetzt geschieht, die geistigen Interessen den materiellen unterzuordnen. Aus demselben Grunde sind auch die schönen Künste zur Zeit noch in ihrer Kindheit geblieben. Nur die Baukunst, weil diese vorzugsweise doch praktischen Nutzen gewährt, hat sich einer ersprießlichen Pflege zu erfreuen. Wir erinnern nur an die zahlreichen Brükkenbaue, unter denen einige, wie z. B. die hölzerne Montezumabrücke, die Newburyportbrücke u. a. m., Meisterstücke der Baukunst sind. Bekanntlich ist auch das Dampfboot eine amerikanische Erfindung. Das gesellschaftliche Leben ist etwas steif und, da man in den meisten Cirkeln nur von Speculationen und anderen materiellen Gewinn oder Verlust betreffenden Gegenständen spricht, meist höchst langweilig, besonders für den, welcher die europäischen Salons so eben verlassen hat. Desto ansprechender ist das Familienleben, als dessen größte Zierde die häuslichen und wohlerzogenen Frauen zu betrachten sind, welche hier bei ihrem öffentlichen Erscheinen daher mit einer Achtung behandelt werden, welche durch ihre Wahrheit und Herzlichkeit sehr vortheilhaft gegen die in Europa gewöhnliche übertünchte Chevalerie absticht. — Die mächtigsten Hebel und Träger des Volkslebens in den amerikanischen Freistaaten sind der Ackerbau (zugleich mit dem Plantagenbaue), Handel und Gewerbe. Was den erstern betrifft, so lassen sich bei dem Mangel an genauen Angaben von den meisten Staaten nur approximative Bestimmungen geben. Wie wichtig er aber sein müsse und wie sehr er fortwährend zunehme, geht daraus hervor, daß der Werth der allein zur Ausfuhr gekommenen agricolischen Producte im Jahre 1834 auf 67 Mill. Dollars stieg, während er 1830 noch 47 Mill. betrug. Dasselbe ist der Fall mit den Erzeugnissen der Industrie, deren Werth im Jahre 1835 weit über 200 Mill. Dollars betrug, obwohl davon nur für 7 Mill. ungefähr zur Ausfuhr kamen. Die Baumwollenspinnerei allein beschäftigte in 12 Staaten der Union im Jahre 1835 350 Mühlen, welche 1½ Mill. Spindeln in Bewegung setzten und 35000 Weberstühle und 60000 Arbeiter in Thätigkeit erhielten. Ihr Capital schätzte man auf 45 Mill. Doll. Der Handel endlich ist von einer Alles umfassenden Wichtigkeit und steht gegenwärtig nur dem englischen noch nach. Er zerfällt in Binnen- und Seehandel. Der erstere muß schon bei oberflächlicher Berücksichtigung der Menge der Producte und der Bedürfnisse einer so ungeheuern Ländermasse als höchst bedeutend erscheinen; mehr aber ist dieß noch der Fall, wenn man bedenkt, daß hier der Verkehr von jeder hindernden Fessel frei sich willkührlich nach jeder Richtung hin bewegen kann, daß kein Schlagbaum, keine Zollstätte den Waarenzug aufhält oder zurückschreckt, daß Canäle, wie der Erie- und Westcanal, die nebst den übrigen eine von Dampfboten befahrene Strecke von 2900 M. bilden,

das atlantische Gebiet mit dem Süden und Westen verbinden, daß dasselbe durch die große Menge von Eisenbahnenlinien bewirkt wird, welche sich jetzt schon über einen Raum von 675 M. erstrecken und in nicht langer Zeit das ganze Land wie ein Netz bedecken werden. Ferner tragen unbedingt die Banken, deren es außer der Unionsbank mit ihren Filialbanken über 500 gibt, sehr viel zur Belebung des Verkehrs bei, obwohl nicht zu verkennen ist, daß durch das große Mißverhältniß, welches sich zwischen den ausgegebenen Bankscheinen und der wirklich vorhandenen klingenden Münze herausstellt*), häufig große Schwankungen und gefährliche Krisen hervorgebracht werden. In wiefern und ob in dieser Hinsicht in Zukunft Änderungen vorgehen werden, steht zu erwarten, wann mit dem März 1836 das Privilegium der Unionsbank zu Ende gegangen sein wird. Eng mit dem Binnenhandel verbunden, denselben befördernd und gleichzeitig von ihm gehoben erscheint der Seehandel mit dem Auslande. Die Ausfuhr (Getreide, Reis, Mehl, Baumwolle, Tabak, Häute, Holz, Potasche, Theer, Pelzwerk, Fische, Fischbein, Thran, Farbe- und Nutzhölzer, Terpentin u. a. m) belief sich im Jahre 1835 auf 104337000 Doll., während die Einfuhr (Zeuche aller Art, Thee, Kaffee, Zucker [jetzt nur noch unbedeutend], Eisen- und Stahlwaaren, Bijouterien, Holz- und Spielwaaren, Wein, gebrannte Wasser ꝛc.) 126500300 Doll. betrug. Im Jahre 1830 hatten die vereinigten Staaten 12256 Schiffe mit 1261000 Tonnengehalt und 67744 Matrosen, und die Häfenbewegung belief sich im Jahre 1832 auf 412100 fremde und 972200 einheimische Schiffe. Unter den einheimischen ist hier auch die bedeutende Menge der blos mit dem äußerst regen Küstenhandel sich befassenden Küsten und Binnenwasserfahrzeuge mit inbegriffen. Übrigens gewinnt der äußere Handel jährlich noch an Umfang, indem der Amerikaner seine Zwecke mit einer Ausdauer und Umsicht verfolgt, die selbst den Engländer zu überflügeln droht, zumal da sie zugleich den jenem eigenen Stolz dem Vortheile, wie z. B. in China, aufzuopfern sich nicht scheut. Auch wird jetzt gewiß kaum irgend ein Winkel des Meeres aufgefunden werden, wo nicht neben den europäischen Flaggen meist mit Glück rivalisirend die amerikanischen erschienen. Unter den zahlreichen Häfen der vereinigten Staaten gelten als die wichtigsten Newyork, Boston, Philadelphia, Newbedford, Neworleans, Portland, Baltimore, Bath, Salem und Nantucket. — Die Verfassung der vereinigten Staaten ist demokratisch und besteht in einer Union oder einem Staatenbunde, welcher durch einen Generalcongreß zu einem politischen Ganzen vereinigt dennoch entschieden die völlige Unabhängigkeit des einzelnen Staates anerkennt. Jeder Staat hat ein Ober- und Unterhaus mit einem auf bestimmte Zeit gewählten Gouverneur, übrigens auch jeder seine besondere Gesetzgebung. Nirgends aber findet man hier im Einzelnen eine gewisse Norm oder Übereinstimmung, im Allgemeinen aber das demokratische Element mehr oder minder vorherrschend. Die Gesammtheit aller repräsentirt der Generalcongreß. Derselbe besteht aus dem Senate, dessen Mitglieder alle zwei Jahre um $\frac{1}{3}$ erneuert werden, und dem Hause der Repräsentanten. Zu jenem sendet jeder Staat 2 Abgeordnete auf 6 Jahre, die wenigstens 30 Jahre alt und 9 Jahre Bürger der vereinigten Staaten gewesen sein müssen, zu diesem jeder Staat von 40000 Seelen, und wenn auf diese Weise die Zahl der Repräsentanten 200 betragen sollte, von 50000 Seelen einen Abgeordneten auf 2 Jahre, der wenigstens 25 Jahre alt und 7 Jahre im Staate ansässig gewesen sein muß.

---

*) Im Jahre 1830 rechnete man den Betrag der umlaufenden klingenden Münze auf 10 Mill. Dollars, die umlaufenden Bankscheine auf 54 Mill. und die Bankcredite auf 55 und zur Auslösung dieser 109 Mill. Doll. hatten die Banken nicht mehr als 22 Mill. in Cassa.

Die Wahl beider, der Staatsmitglieder und der Repräsentanten, geschieht nach der entweder von dem Congresse oder der Gesetzgebung der einzelnen Staaten bestimmten Norm durch Stimmenmehrheit der wahlfähigen Bürger und zwar in den meisten Staaten districtweise. Der Congreß, welcher sich alljährlich im December in der Bundesstadt Washington versammelt, hat die gesetzgebende Gewalt. Er bestimmt alle das Gemeinwesen des Bundes betreffende Angelegenheiten, als Abgaben, Anleihen, Zölle, Taxen, Handelsgesetze, Münze, Maß und Gewicht, Postwesen, entscheidet über Krieg und Frieden, schließt Verträge, ernennt Tribunale und Schiedsgerichte bei den Streitigkeiten der einzelnen Staaten u. a. m. Der Geschäftsgang ist bei den Verhandlungen so bestimmt, daß alle Vorschläge von der Repräsentantenkammer ausgehen und gehörig motivirt an den Senat gebracht werden, welcher dieselben seinerseits nun entweder verwirft oder bestätigt. Die zweite Staatsgewalt, die vollziehende, hat ein Präsident, welcher jedesmal auf 4 Jahre von dem Senate gewählt wird, wenigstens 35 Jahre alt und 14 Jahre ansässig sein muß und einen Gehalt von 25000 Dollars erhält. Er hat das Recht, den Congreß einzuberufen, die genehmigten Bündnisse abzuschließen und die in der Zwischenzeit der Sitzungen offen werdenden Stellen zu besetzen, ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht und leitet die Verwaltung der öffentlichen Gelder. Auch erhält er die in dem Congresse angenommenen Gesetzesvorschläge zur Bestätigung und hat dabei ein suspensives Veto; doch wird, wenn er innerhalb 10 Tagen die Bill nicht zurücksendet, oder wenn die Genehmigung derselben von $\frac{2}{3}$ des Congresses nochmals stattfindet, auch ohne seine Unterschrift der fragliche Entwurf zum Gesetze. Ihm zur Seite steht ein Vicepräsident, welcher zugleich Vorsitzer im Senate ist und 5000 Dollars Gehalt bekommt, und unter ihm leiten 4 verantwortliche Staatssecretaire oder Minister die verschiedenen Zweige der Verwaltung. — Gänzlich getrennt von der gesetzgebenden sowohl wie von der vollziehenden Gewalt erscheint die Justizpflege und dieß ist auch fast das einzige, obwohl höchst wichtige Merkmal, wodurch sich diese wesentlich von der englischen Gerichtsverfassung unterscheidet. Ein oberster Gerichtshof ist gültig für alle Staaten, außerdem gibt es 7 Kreis- und 24 Districtsgerichte, welche zu bestimmten Zeiten und an gewissen Örtern ihre Sitzungen halten. Jede Grafschaft (County) hat einen vom Gouverneur ernannten obersten Sheriff, unter dem die Untersheriffs stehen; in den Gemeinden (Townships) entscheiden die vorkommenden Fälle von geringerm Belang die Friedensrichter, welche überhaupt einen höchst wichtigen Wirkungskreis haben, da ihnen zunächst der Ausspruch über streitige Fälle und zugleich die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung obliegt. Ein Makel ist aber das sogenannte Lynchgesetz (Lynch law), von dem Ersten, an welchem es in Anwendung gebracht wurde, so genannt, zufolge dessen eine Anzahl Menschen es sich herausnimmt, wenn sie Jemand bei einer unerlaubten Handlung ertappen, ihn sogleich zu richten und auf der Stelle die Strafe an ihm zu vollziehen; denn der rohe Haufen folgt dabei meist nur seinen befangenen Ansichten und der Vorgang ist häufig mit Grausamkeiten und der höchsten Ungerechtigkeit verbunden. So sind in der neuern Zeit selbst Geistliche sogleich aufgeknüpft worden, weil sie zu Gunsten der Sklavenemanicipation gepredigt hatten. — Betrachtet man nun aufmerksam den innern Organismus des gesammten amerikanischen Staatslebens, so stellen sich (nach Tocqueville) folgende Charakterzüge desselben heraus: Jeder Bürger ist ein Theil, aber ein selbstständiger, des gemeinen Wesens; er nimmt, ohne sich dem Ganzen zu unterwerfen, stets Rücksicht auf dasselbe, da er weiß, daß er seine persönlichen Interessen ohne die allgemeinen nicht fördern kann. Diese Verbindung der eigenen Interessen mit den gemeinsamen beruht auf der Obliegenheit des Volks, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen oder sie durch gewählte Stellvertreter besorgen zu

lassen; letztere aber können die überdieß nur auf kurze Frist geschehene Wahl nicht ablehnen und selbst dann noch, wenn 10 Gemeindeglieder es verlangen, müssen sie eine Versammlung der Gemeinde berufen. Als unwandelbare Stütze dieses Gemeinsinns aber erscheinen die Geschwornengerichte, deren Einfluß hier mehr wie irgendwo anders in größtmöglichster Wirkung sichtbar wird. Was endlich die Verhältnisse des Congresses und des Präsidenten zu den einzelnen Staaten betrifft, so hat man die hier unvermeidlich vorkommenden Collisionen als Beweis von der Unmöglichkeit einer Vereinigung der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten mit dem Unionsbegriffe betrachten wollen und deßhalb eine frühere oder spätere Auflösung der Union als nothwendig prophezeit. Bei näherer Beleuchtung indeß erscheint die Lage der Dinge anders. Allerdings müßte der Staatenbund bei dem ersten Conflict aufgelöst werden, sobald die Centralregierung mit den Regierungen der einzelnen Staaten auf einen Streit über die Grenze der Gewalten einginge; allein dieß geschieht nicht; jede Auctorität handelt, ohne die andere zu berücksichtigen; jeder Richter, der Unionsrichter wie der Specialrichter in seinem Kreise, gibt nach seiner Ansicht Erkenntnisse ab; aber nie wird zwischen den Staatsgewalten über das Princip der Constitutionalität gestritten und den Zwiespalt zwischen Justiz und Regierung macht man dadurch unschädlich, daß man den Widerstreit in den Erkenntnissen nicht achtet. Aus dem eben Angeführten geht auch hervor, daß selbst die notorische Meinungsverschiedenheit, welche sich zwischen den nördlichen und südlichen Staaten rücksichtlich der Negersklaverei allerdings etwas schroff herausstellt, nicht gefährlich werden könne, da die Besonnenen, und ihrer ist die Mehrzahl, schwerlich eine allgemeine Freilassung der Neger, sondern eher eine Auswanderung in Masse in einen neuen Staat unterstützen werden. Aus demselben Grunde, um nicht Anlaß zu Zwiespalt zu geben, verschiebt man auch die zum Bedürfnisse gewordene Revision des Privatrechts und sucht überhaupt eher zu vermitteln, als gewaltsam zu reformiren. — So geben im Allgemeinen die Verhältnisse der Union nur geringe Besorgniß für die Zukunft, um so mehr als ein weises umsichtiges Verwaltungssystem auch die finanzielle Lage des Staates, welche so oft anderwärts bedenkliche Irrungen hervorruft, höchst glücklich zu gestalten gewußt hat. Im Jahre 1834 betrug die Gesammteinnahme der Union 32500000 Doll. und die Ausgabe 26000000 Doll., so daß sich im Jahre 1835 ein Überschuß von 6 Mill. Doll. in Cassa befand, da die Schuld, welche sich 1816 noch auf 127335000 Doll. betrug, in demselben Jahre getilgt war. Die Haupthülfsquelle der Schatzkammer ist nächst den Douanen, welche $\frac{4}{5}$ der Einnahme bilden, der Verkauf der Ländereien, deren die Gesammtregierung seit 1776 gegen 262 Mill. Morgen angekauft hat und nun, da sie bei wachsender Bevölkerung immer mehr im Preise steigen, mit großem Vortheile wieder verkauft. — Die Streitkräfte der Union erscheinen, was die Landmacht betrifft, auf den ersten Anblick kaum der Rede werth; denn die regulaire Armee beläuft sich seit ihrer im Jahre 1830 um ein Drittel geschehenen Vermehrung auf nicht mehr als 8221 Mann; allein dazu kommen noch 1500000 Mann, zum Theil trefflich geübte Milizen, die im Falle der Noth zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit sind; diese Verpflichtung währt vom 16. bis zum 45. Jahre. Gleich imposant ist die Seemacht. Dieselbe besteht gegenwärtig aus 12 Linienschiffen mit 888 Kanonen, 14 Fregatten ersten Ranges mit 616 Kanonen, 3 Fregatten zweiten Ranges mit 152 Kanonen, 15 Kriegssloops mit 282 Kanonen und 7 Schoonern mit 75 Kanonen. Außerdem können auf den 7 großen Schiffswerften unmittelbar noch 20 große Schiffe ausgerüstet werden. Auch die wichtigsten Punkte der Küsten sind hinlänglich befestigt. — Gegenwärtig besteht die Union aus 24 Staaten und mehreren Gebieten (Territories), d. i. solchen Niederlassungen, die nicht unter 5000 (die, welche

noch nicht 5000 haben, werden von einem Unionsgouverneur verwaltet), aber eben so wenig 60000 Bewohner haben, als in welchem Falle sie erst in die Reihe der unabhängigen Staaten aufgenommen werden, obwohl sie dann bereits eine Generalassembly zu bilden das Recht haben. — Die einzelnen Staaten sind folgende: 1) Maine, der nordöstlichste von allen zwischen Neubraunschweig und Neuhampshire, trennte sich 1819 von Massachusetts und gab sich seine jetzt noch gültige Verfassung; Hauptstadt Portland mit Hafen an der Cascobai mit 12000 Einw. 2) Newhampshire mit einer Verfassung von 1792; Hauptstadt Concord am Merrimack, 3500 Einw. Portsmouth, wichtiger Hafen und Handelsstadt mit 10000 Einw. Von N. trennte sich schon 1790 3) Vermont. Hauptstadt Montpellier, 3000 Einw. 4) Massachusetts gab sich seine letzte im puritanischen Geiste abgefaßte Verfassung im Jahre 1821; Hauptstadt Boston mit 75000 Einw. Salem 20000 Einw., wichtiger Handel; Charlestown, Schiffswerfte und Arsenal. 5) Rhode-Island mit der Hauptstadt Newport auf der Insel Rhode, 10000 Einw. 6) Connecticut hat seit 1818 eine neue Verfassung. Hauptstadt Hartford, 6000 Einw.; Newhaven, Handelsstadt, 125000 Einw. 7) Newyork mit einer Bevölkerung von 2174517 Einw. (Verfassung von 1793); größte Stadt Newyork (s. d. Art.), Hauptstadt Albany mit 30000 Einw. 8) Newjersey (Verfassung von 1770) mit der Hauptstadt Trenton, 7000 Einw. 9) Pennsylvanien (Verfassung von 1790 mit Zusätzen vom Jahre 1829). Hauptstadt Philadelphia (s. d. Art.). Pittsburg, 22000 Einw. 10) Delaware. (Neueste Verfassung von 1831). Hauptstadt Dover mit 1000 Einw. 11) Maryland, seit 1781 Mitglied der Union. Hauptstadt Annapolis mit 3000 Einw.; wichtige Hafen- und Handelsstadt Baltimore mit 100000 Einw.; zum Theil in Maryland, zum Theil in Virginien liegt der 1791 abgetretene District Columbia, Unionsgebiet mit der Bundesstadt Washington (s. d. Art.). 12) Virginien (letzte Verfassung von 1830). Hauptstadt Richmond am James mit 20000 Einw.; Norfolk, 16000 Einw. 13) Nordcarolina (Verfassung von 1776). Hauptstadt Raleigh, 3400 Einw., Hafen Wilmington. 14) Südcarolina (Verfassung von 1816). Hauptstadt Columbia am Congaree, 5300 Einw.; Charlestown, bedeutende Hafen- und Handelsstadt mit 35000 Einw. Hamburg, Baumwollenhandel. 15) Georgien (Verfassung von 1798). Hauptstadt Milledgeville, 4000 Einw.; Savanna, 13000 Einw., blühender Seehandel. 16) Alabama, früher (bis 1802) ein Theil Georgiens, gab sich 1819 eine Verfassung; Hauptstadt Tuscaloosa (neu gegründet). Mobile mit 6500 Einw., Seehandel. 17) Mississippi (Verfassung von 1817). Hauptstadt Monticello. Natchez, Handelsstadt mit 4500 Einw. 18) Louisiana, seit 1812 Mitglied der Union; Hauptstadt Donaldsonville. Neworleans mit 54000 Einw., wichtiger Handel. 19) Missouri (Verfassung von 1820). Hauptstadt Jefferson. St. Louis 6500 Einw. 20) Tenessee (Verfassung von 1796). Hauptstadt Murfreesborough. Nashville, Handelsstadt mit 6500 Einw. 21) Illinois (Verfassung von 1818). Hauptstadt Vandalia 1813 gegründet. 22) Kentucky (Verfassung von 1799). Hauptstadt Frankford, 5000 Einw. Louisville, 6500 Einw., blühender Handel. 23) Indiana (Verfassung von 1816). Hauptstadt Corydon mit 3000 Einw. 24) Ohio (Verfassung von 1802). Hauptstadt Columbus, 3000 Einw. Cincinnati, 32000 Einw., starker Schiffbau. — Gebiete: 1) Die Halbinsel Florida, der südlichste Ausläufer der vereinigten Staaten, zerfällt in die drei Districte Mittelflorida, Ostflorida und Westflorida. Die Bevölkerung mag sich jetzt auf 18—20000 Einw. belaufen. Städte: Talahasser, Pensacola, trefflicher Hafen, und St. Augustin. 2) Arkansas, zwischen Louisiana und Missouri, ist noch wenig

bevölkert, aber ſehr mild und fruchtbar. Hier ſtreifen Indianerſtämme. Orte: Arkopolis, Hopefield, Fort Gibſon u. a. 3) Michigan, zwiſchen dem Michigan-, Huron- und Eriſee und den Staaten Ohio und Indiana iſt fruchtbares Wieſenland und gut bewaldet. Detroit an der Straße gleiches Namens, Sitz des Gouverneurs. 4) Das nordweſtliche Gebiet umfaßt den Länderſtrich, nordweſtlich von dem vorigen, ungefähr 6500 □ Meilen. Es iſt wichtig wegen des Pelzhandels. 5) Das große Miſſourigebiet weſtlich vom Miſſiſſippi umfaßt mehr als 40000 □ Meilen und iſt noch Eigenthum der Indianer. Doch haben die vereinigten Staaten eine Poſtenkette (22 Poſten) gegen dieſelben aufgeſtellt und ſuchen ſie immer weiter zurückzudrängen. Auch wird wahrſcheinlich der Plan, eine große Straße mitten durch das Gebiet bis zur Weſtküſte fortzuführen, in den nächſten Jahren zur Ausführung kommen. 7) Oregan, der weſtlich vom Felſengebirge bis zur Küſte ſich ausdehnende Länderſtrich. Nördlich bilden die engliſchen Beſitzungen die Grenze, ſüdlich Neucalifornien. Flächenraum mehr als 15000 □ Meilen. Die Nordamerikaner haben jetzt an der Mündung des Columbia die Niederlaſſung Aſtoria. — Kurze Überſicht der Geſchichte der vereinigten Staaten. Faſt ein Jahrhundert blieb die Entdeckung der Nordoſtküſte von Nordamerika durch Giovanni Cabot (im Jahre 1497) unbenutzt; denn edle Metalle hatte man geſucht, nicht aber undurchdringliche Wildniſſe und Mühſeligkeiten. Erſt 1560 gründeten Franzoſen eine Anſiedelung in Carolina (dem Könige Karl IX. zu Ehren ſo genannt), aber weder dieſe noch eine ſpätere im Jahre 1584 von Walter Raleigh in Virginien gegründete engliſche Niederlaſſung hatte Beſtand. Wiederholte Verſuche, z. B. in den Jahren 1587 und 1590, ſcheiterten ebenfalls an den natürlichen Schwierigkeiten und dem Widerſtande der wilden Urbewohner. Im Jahre 1606 indeß lenkte der König Jakob I. von England durch Ertheilung großer Freiheiten, unter andern des Eigenthumsrechts für etwaige Unternehmer, von Neuem die Blicke auf jene Gegenden und ſchon 1607 gründeten Barthol. Gosnold und Thomas Gates in Virginien eine neue Colonie, Namens Jamestown, welche bald feſten Beſtand gewann, bis endlich ſeit 1609 zwei mit bedeutenden Privilegien verſehene Geſellſchaften, die londner und plymouther, jene Carolina, Virginien und Pennſylvanien, dieſe Neuengland (ſ. d. Art.) zu coloniſiren anfingen. Männer, wie Lord Baltimore, der Gründer Marylands, Clarendon u. A., trugen viel zum baldigen Emporblühen dieſer Colonien bei, am Meiſten aber das Einwandern einer Maſſe von Engländern, die hier, wie z. B. die Puritaner, freie Religionsübung ſuchten und fanden, die man ihnen in ihrem Vaterlande verweigerte. Gleichzeitig mit den Engländern hatten auch die Franzoſen, die Holländer und Schweden (in Delaware) an verſchiedenen Punkten feſten Fuß zu faſſen verſucht; aber noch im Laufe des XVII. Jahrh. wurden die beiden letzteren vertrieben und nur die Franzoſen behaupteten ſich in ihren Beſitzungen. Durch die Navigationsacte Cromwell's vom Jahre 1650 war in dem ferneren Wachsthume der Colonien, die bereits 1634 ein der Verfaſſung des Mutterlandes nachgebildetes Repräſentativſyſtem erhalten und ſich 1643 zum Theil wenigſtens zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung vereinigt hatten, ein momentaner und für die Zukunft Beſorgniß erregender Stilleſtand eingetreten; nach der Wiedergelangung Karl's II. zur Herrſchaft Englands aber geſtalteten ſich die Verhältniſſe glücklicher als je, nicht zwar durch Karl's Verdienſt, ſondern vielmehr durch ſeine Zwangsmaßregeln, die zahlreiche Auswanderungen (unter andern die Penn's [ſ. d. Art.] nach Pennſylvanien) hervorriefen, und andere glücklich zuſammenwirkende Umſtände. Auch konnten keine Unglücksfälle, wie z. B. der blutige, verheerende Krieg mit den Indianern (1675—1678), die jetzt und beſonders ſeit Wilhelm's III. Regierungsantritte (1688) ſchnell ſich entfaltende Blüthe der jugendlich kräftig emporſtreben-

den Colonien ferner mehr hindern. Die Dienſte, welche ſie dem Mutterlande in dem Kriege gegen England leiſteten, verſchafften ihnen von Seiten der Regierung anſehnliche Vortheile und Freibriefe, ſo z. B. einigen Provinzen bereits das Recht der Selbſtbeſteuerung und Antheil an der Verwaltung; ferner benutzten ſie die in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ihnen dargebotene Gelegenheit trefflich zu anſehnlicher Bereicherung und wußten ſich nicht minder in den fortdauernden Kriegen mit den Indianern zu ſchützen und allmählig zu vergrößern. Großen Vortheil brachte ihnen endlich der Friede zu Utrecht (1713), wo ſie durch Abtretung Acadiens, Neufundlands und der Hudſonsbai von Seiten Frankreichs einen läſtigen Nachbar weniger erhielten. Innern Halt und Zuwachs an Bevölkerung verſchafften die in der erſten Hälfte des XVIII. Jahrh. beſonders häufig werdenden Einwanderungen aus Holland, Irland (Georgien 1732 gegründet) und Deutſchland, auch bewieſen die Provinzen ihre ungewöhnliche Erſtarkung ſichtlich in dem Kriege gegen die Franzoſen, Spanier und Indianer in den Jahren 1740 — 1748 und mehr noch in dem achtjährigen Kampfe von 1755 — 1763, welcher in letzterm Jahre mit einem Frieden endete, in welchem die Franzoſen alle ihre noch übrigen Beſitzungen in Nordamerika abtreten mußten. Die Coloniſten in dem Bewußtſein weſentlich mit zur Vertreibung derſelben beigetragen zu haben und in dem ſtolzen Selbſtgefühle, des Mutterlandes nicht mehr zu ihrer Vertheidigung zu bedürfen, hoben ſeitdem ihr Haupt höher. Obwohl im Allgemeinen mild und billig behandelt und glücklich durch eine in ihren Grundzügen wenigſtens rechtliche und freiſinnige Verfaſſung, mochten ſie doch kaum noch ohne Unwillen irgend eine beengende Feſſel mehr ertragen und fingen ſchon an das Band, welches ſie an das Mutterland feſſelte, unnatürlich zu finden, zumal da ihr Handel einige Beſchränkungen dulden mußte und endlich die Regierung auch anfing Abgaben aufzulegen, die, obwohl ſie mit Recht wohl verlangt werden konnten, da ſie zur Deckung des durch den vorigen Krieg herbeigeführten Aufwandes dienen ſollten, dennoch wegen ihrer Neuheit und auch wohl wegen der Art, wie ſie erhoben wurden, allgemeines Mißvergnügen erregten. Man verhehlte ſich nicht, daß, ſobald man der Regierung einmal die Befugniß zur Auflage neuer Taxen und Abgaben zugeſtanden habe, in Zukunft ein endloſer Mißbrauch entſtehen würde, zumal da die Regierung die Forderung der Colonien, die von ihnen zu bewilligenden Abgaben nach eigener Schätzung zu erheben, entſchieden zurückwies. Ein anderes Geſuch um Vertretung im Parliamente fand natürlich ebenfalls kein Gehör. Das Grenville'ſche Miniſterium that endlich alles Widerſpruchs ungeachtet den erſten vorbereitenden Schritt zur Durchführung ſeines angenommenen Zwangſyſtems dadurch, daß es auf mehrere Einfuhrartikel in Amerika eine Abgabe legte und ſpäter im März 1765 die Einführung des Stempelpapiers verordnete. Wie zu erwarten ſtand, ſo zeigte ſich allgemeiner Widerſtand und ein von Maſſachuſetts zu Stande gebrachter Congreß der Provinzen erklärte im October deſſelben Jahres, daß England die Provinzen nicht willkührlich beſteuern könne. Es folgten gewaltſame Ausbrüche der Volkserbitterung und die Regierung ſah ſich genöthigt im Mai 1766 die Stempelacte zurückzunehmen. Allein darin, zumal da die Regierung ihre angeblichen Rechte damit ausdrücklich nicht aufgab, erkannte man nur das Beſtreben, Zeit zu gewinnen, und ſchöpfte neuen Verdacht. Auch ermunterte die Theilnahme der Whigs im engliſchen Parliamente und die Annahme, daß nur Furcht die Zurücknahme der Stempelacte erzeugt habe, zu neuem Widerſtande. Übrigens beſtätigte ſich bald der gefaßte Argwohn, denn ſchon 1767 erſchien eine neue Parliamentsacte, welche auf Papier, Thee, Bleiweiß, Farbe und einige andere Gegenſtände eine Abgabe legte. Alsbald erklärten einſtimmig alle Provinzen die Acte für null und nichtig und begannen ſogar ſich zu rüſten. In dieſer Verwirrung nahm das Parliament 1770 die Acte zurück, ließ jedoch die Beſtim-

mungen derſelben hinſichtlich des Thees in Kraft. Die Provinzen, feſt entſchloſſen auch dieſe obwohl nur geringen Abgaben zu verweigern, da es galt den Grundſatz der Beſteuerung durchaus nicht anzuerkennen, erklärten, daß ſie keinen beſteuerten Thee ferner annehmen würden, und Jeden, der es thäte, für ehrlos. Eine bedeutende Ladung (Eigenthum der oſtindiſchen Compagnie), die deſſenungeachtet im October 1773 vor Boſton anlangte, wurde hierauf von dem erbitterten Volke ins Meer geworfen, in Folge deſſen aber von dem engliſchen Parliamente mehrere harte Beſchlüſſe getroffen, wie unter andern, daß den Provinzen ihre Privilegien genommen, alles Regierungsrecht der Krone übertragen und der Hafen von Boſton, bis der oſtindiſchen Compagnie Genugthuung gegeben wäre, geſchloſſen werden ſolle. Da trat am 5. Sept. 1774 ein allgemeiner Congreß von 12 Staaten in Philadelphia zuſammen, durch welchen die Aufhebung alles Verkehrs mit England beſchloſſen und eine allgemeine Vertheidigung angeordnet wurde. Der engliſche General Gage beſchleunigte den Ausbruch durch die verſuchte Aufhebung der Provinzialverſammlung zu Concord am 18. April 1775. Es kam an dieſem Tage bei dem Dorfe Lexington zu einem blutigen Gefechte, welchem am 17. Juni bei Buntershill ein zweites folgte, das eben ſo wie das erſtere zwar nicht entſchieden günſtig für die Amerikaner ausfiel, aber doch den Engländern die Gewißheit gab, daß der Kampf in Zukunft kein leichter ſein werde. Unterdeß war der Congreß wieder zuſammengetreten und hatte in Waſhington (ſ. d. Art.) der Sache der Freiheit einen eben ſo muthigen als umſichtigen und erfahrenen Führer gegeben. Waren auch die Waffen der Freiheitskämpfer anfangs nicht aller Orten (wie z. B. in Canada unter Montgommery's und Arnold's Commando) ſiegreich, ſo wurde dennoch aus Virginien und Carolina bald Alles, was engliſch war, vertrieben und ſchon ſandte Frankreich, obwohl jetzt noch im Geheimen durch Franklin (ſ. d. Art.) dazu bewogen, Unterſtützung. Neuen Schwung und eigentlichen Zweck endlich erhielt der Kampf durch die am 4. Juli 1776 erfolgte Unabhängigkeitserklärung von 13 vereinigten Staaten und die Gründung einer Föderativverfaſſung am 6. Aug. deſſelben Jahres. Jetzt aber verdoppelte England ſeine Anſtrengungen. Auch erlitt Waſhington anfangs ſchwere Verluſte, Newyork und Jerſey gingen verloren, bald darauf Philadelphia und Delaware; aber die Schlacht bei Saratoga, in welcher Gates das engliſche Heer unter Bourgoyne zur Capitulation zwang (16. Oct. 1777), gab den Angelegenheiten der Amerikaner eine entſcheidende günſtige Wendung. Denn nicht nur daß der Muth der Freiheitskämpfer ſelbſt neu belebt wurde, auch Frankreich (1778) und ſpäter Spanien und Holland traten jetzt offen, wiewohl zu anderen Zwecken, feindlich gegen England auf. Der Krieg erhielt durch dieſe Wendung eine viel größere Ausdehnung und war überall für England entſchieden günſtig, nur in Amerika nicht. Anfangs war das Kriegsglück zwar ſchwankend, ſpäter aber erklärte es ſich nach gewaltigen Anſtrengungen entſchieden für die vereinigten Staaten. Die Gefangennehmung des engliſchen Generals Cornwallis bei Yorktown am 19. Oct. 1781 verſetzte den Engländern einen tödtlichen Stoß und führte im Frieden zu Verſailles (1783) die Beſtätigung der bereits am 24. Sept. 1782 von England ausgeſprochenen Unabhängigkeit der vereinigten Staaten herbei. — Das erſte Geſchäft des heldenmüthig errungenen Friedens war hierauf die Sicherſtellung und Begründung der Föderativverfaſſung, welche am 17. Sept. 1787 beendigt und den 4. März 1789 zu allgemeingültiger Wirkſamkeit eingeführt wurde. Der Retter Waſhington war der erſte Präſident. Ungemein ſchnell entwickelte ſich von jetzt an ein freies, reges Volksleben und wenn auch die beiden Parteien, der Föderaliſten, welche ein engeres Band der einzelnen Staaten mit einem uneingeſchränkten Congreſſe forderten, und der Demokraten, welche für Unabhängigkeit der Staaten kämpften, manchen ernſten Zwieſpalt hervorriefen, ſo wurde doch größerem Unheile

durch weise Besonnenheit vorgebeugt, auch trugen die Demokraten im Jahre 1801 durch die Wahl Jefferson's (s. d. Art.), der im Sinne seines Vorgängers John Adams' (s. d. Art.) zu wirken fortfuhr, den Sieg davon. Durch wiederholtes Hinzutreten neuer Staaten gewann die Union immer mehr an innerer Kraft und Handel und Schifffahrt und somit eine Ausdehnung, die die Eifersucht Englands fortwährend rege erhielt. Beeinträchtigungen, die die amerikanische Flagge von der englischen erdulden mußte, nöthigten endlich die Union im Jahre 1806 ernstere Maßregeln zu brauchen und die Einfuhr britischer Fabrikate zu verbieten, und als durch die Repressalien Englands im Jahre 1807 der ganze neutrale Handel Amerikas vernichtet wurde, selbst den britischen Schiffen die Häfen der Union zu versperren; auch brachte der Präsident Maddison (s. d. Art.) im Jahre 1809 die Nonintercourseacte in Anwendung. Noch wurde der Ausbruch des Krieges verhütet, aber endlich drang die denselben wünschende föderalistische Partei durch und er begann mit England im Jahre 1812. Der Verlauf desselben bietet nicht eben Erfreuliches dar. Während die Amerikaner zur See meist siegreich waren und besonders der Handelsflagge der Engländer ungeheure Verluste zufügten, führten diese zu Lande den Krieg meist glücklich, aber wenig ehrenvoll, meist nach Räuberart; den Beweis liefert die vandalische Zerstörung Washingtons am 24. Aug. 1814. Der Friede, geschlossen zu Gent am 24. Dec. 1814, brachte Alles auf den status quo. Der Präsident Maddison und nach ihm Monroe, seit 1817, verwandten hierauf ihre ganze Thätigkeit auf die Heilung der in diesem Kriege geschlagenen Wunden. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hob sich der Handel von Neuem; Verträge mit den meisten der seefahrenden Nationen sicherten frische Abzugsquellen; der innere Haushalt wurde geordnet, neue Gebiete erworben und das Band der Union fester als je geknüpft. Mit gleicher Umsicht leitete Quincy Adams (s. d. Art.) seit 1825 und Jackson (s. d. Art.) seit 1829 bis jetzt die Verwaltung und befestigten sowohl im Innern wie nach Außen die Macht der Union. Nur in der neuern Zeit schien der äußere Friede unterbrochen werden zu können, indem wegen einer Entschädigungssumme von 25 Mill. Franken ernstliche Mißhelligkeiten mit Frankreich entstanden. Doch ist es englischer Vermittelung gelungen einen unfehlbar für beide Theile verderblichen Krieg zu verhindern. — Als den wahrscheinlichen Nachfolger Jackson's in der Präsidentenwürde nennt man Van Buren. — (Vergl. Sanford's „Hist. of the United states before the revolution“ (Philad. 1819); Sidons' „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihren politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen“ (Tüb. 1827. 2 Thle.); Pitkin's „Polit. and civil hist. of the United states from 1763 to 1797“ (Newhaven 1828. 2 Voll.); „Die Verfassungen der vereinigten Staaten Nordamerikas“ (2 Thle. aus dem Franz. Frankf. 1834) und „De la démocratie en Amérique,“ par A. de Tocqueville (Par. 1835. 2 Voll.).) 15.

Nordamerika, Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** Hier rechnet man jetzt allgemein nach Dollars (der englische Name für Piaster) à 100 Cents nach folgendem Verhältnisse: 1 Dollar = 10 Disms = 100 Cents = 1000 Milles = 1 Thlr. 8 Gr. 11 Pf. Conv.-Courant und 9,3273 Dollars gehen auf die kölnische Mark. Die wirklichen, seit 1790 ausgeprägten Münzen sind folgende: a) in Golde: Eagles, Units oder Adler zu 10 Dollars; half Eagles oder halbe Adler zu 5 Dollars; Quater-Eagles oder Vierteladler zu 2½ Dollars; 1 Eagle = 331,85 holl. Aß = 13 Thlr. 20 Gr. Conv.; 21 Karat 10,51 Grän fein Gehalt; 13,359 Stück gehen auf die kölnische Mark rauh und 14,6564 auf die feine kölnische Mark; b) in Silber: Dollars zu 10 Dismes oder 100 Cents von 1795 = 560,98 holl. Aß, 14 Loth 6,58 Grän fein; von 1798 = 564,31 holl. Aß, 14 Loth 6 Grän fein; von 1802 = 563,67 holl.

Aß, 14 Loth 1,76 Grän fein und die neueren = 560,98 holl. Aß, 14 Loth 4,22 Grän fein; ganze und halbe Dismes zu 10 und 5 Cents; erstere halten 58,66 holl. Aß, 14 Loth 9,52 Grän fein und letztere 29,33 holl. Aß und 14 Loth 6,21 Grän fein; c) in Kupfer: ganze und halbe Cents, 1 Cent = 208 Grän Kupfer. II. Maße und Gewichte wie in England. 33.

Norden (Friedrich Ludwig), ein berühmter Reisender, am 22. Oct. 1708 zu Glückstadt in Holstein geboren, widmete sich der Marine und bekam seiner ungewöhnlichen Talente wegen von Christian VI. eine Pension, um sich auf Reisen weiter auszubilden. Nachdem er sich in den Häfen Hollands, Frankreichs und Italiens mit Allem, was die Schiffsbaukunst angeht, bekannt gemacht hatte, erhielt er den Auftrag nach Ägypten zu reisen und die alten Monumente dieses Landes zu zeichnen. Er ging 1737 nach Alexandrien unter Segel, durchreiste Ägypten und einen Theil von Nubien und kehrte 1738 über Italien und durch Deutschland nach Kopenhagen zurück. Der König nahm ihn mit großer Zufriedenheit auf und ernannte ihn zum Schiffscapitain. Nach dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Spanien (1740) trat er als Freiwilliger in englische Dienste und wohnte dem erfolglosen Seezuge gegen Carthagena bei. Kaum nach London zurückgekehrt fühlte er eine schnelle Abnahme seiner Gesundheit und begab sich, um sie wieder herzustellen, nach Paris, wo er aber am 22. Sept. 1742 starb. Seine „Voyage d'Egypte et de Nubie" (Copenh. 1755. 2 Voll. Fol. N. Ed. par Langlès, Par. 1795 — 98. 3 Voll. 4. Deutsch von J. F. E. Steffens. Berl. 1779. 2 Thle. 8.) war bei manchen kleineren Fehlern bis zur französischen Expedition nach Ägypten das vorzüglichste und zuverlässigste Werk über dieses jetzt freilich besser bekannte Land. 67.

Norderney, das einzige Dorf auf der gleichnamigen zu Hanover gehörigen, in der Nordsee fast 2 Stunden von der Küste Ostfrieslands gelegenen Insel, mit 700 Einw., besitzt seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts eines der berühmtesten Seebäder Deutschlands. Wegen des starken Wellenschlags der Nordsee leistet es treffliche Dienste und wird daher jährlich von 5 — 600 Menschen besucht. Die Natur läßt es hier nicht an Gelegenheit zu Vergnügungen fehlen. Namentlich sind es die in Staunen setzende Aussicht in das endlose Meer und die Besuche auf den Nachbarinseln Wangeroog, Helgoland, Borkum ꝛc. (Vergl. Richter, „Die Seebäder Norderney, Wangeroog und Helgoland", Berl. 1833.) 35.

Nordische Mythologie, s. Asen und Mythologie.

Nordischer Krieg. Diesen Namen führt jener langjährige, an erschütternden Katastrophen und Wechselfällen so reiche Kampf, welcher in dem Jahre 1700 im Nordosten Europas entbrannte und nebst dem gleichzeitigen spanischen Erbfolgekriege die politische Gestalt Europas wesentlich mit veränderte, indem durch ihn die Macht Schwedens gebrochen und die Präpotenz Rußlands begründet, auch Polen zum Spielball seiner begehrlichen Nachbarn herabgedrückt wurde. Die Suprematie Schwedens, durch den westphälischen Frieden, wie durch die späteren Friedensschlüsse zu Oliva, Röskild, Kopenhagen und Kardis (s. d. Art. Friedensschlüsse) begründet, schien Karl XI. (s. d. Art.) durch weise Sparsamkeit und Vermehrung der Streitkräfte auf die Dauer befestigt zu haben. Allein es hätte dazu eines weniger kriegslustigen und mehr politisch klugen Nachfolgers bedurft, als Karl XII., sein Sohn, war. Zwar ist diesem der Beginn des Kriegs nicht zur Last zu legen, wohl aber der Vorwurf, daß er nicht zum Frommen des Reichs im Laufe seiner Siege anhielt und das, was er erkämpft hatte, der ungewissen Hoffnung noch größern Gewinnes vorzog. Karl's XI. Ableben schien den drei Mächten, Dänemark, Rußland und Polen, die schönste Gelegenheit, dem unmündigen Sohne das zu entreißen, was dem Vater zu nehmen nicht gelungen sein würde. Dänemark wollte seine Entwürfe auf das Haus Holstein-Gottorp ausführen,

Rußland war nach einem Hafen im baltischen Meere begierig und König August von Polen, durch den Frieden zu Carlowitz des Türkenkriegs ledig, glaubte, es sei nun an der Zeit Liefland wieder zu erobern. Eng verbunden fielen die drei Mächte fast gleichzeitig, zum Theil ohne Kriegserklärung, über Karl XII. her (März 1700). Die Dänen rückten in Schleswig ein und belagerten Tönnigen, aber Karl, unterstützt durch die Seemächte und den niedersächsischen Kreis, eilte herbei, schlug sie und verwehrte ihnen fernere Theilnahme am Kampfe im Frieden zu Travendahl (Aug. 1700). Unterdessen hatte der Czaar Peter Ingermannland überschwemmt und lagerte vor Narwa. Blitzschnell sah auch er sich überrascht und bei Narwa (s. d. Art.) entscheidend geschlagen (Novbr. 1700). Jetzt hätte Karl XII. den Krieg wohl beenden mögen, wenn er diesen Sieg verfolgend unaufhaltsam vorgerückt wäre, um den Frieden in Moskau zu dictiren; aber theils schätzte er den so leicht geschlagenen Feind zu gering, theils trieb ihn die Erbitterung gegen seinen gehaßtesten Gegner, August von Polen. Auch ward dieser, der in Liefland eingerückt war und Riga bedrängte, an den Ufern der Düna im Juli 1801 schwer getroffen und zur Räumung ganz Livlands, Kurlands und Litthauens gezwungen, bald darauf auch in Polen angegriffen. Die Parteiungen schlau benutzend faßte Karl bald festen Fuß, zog im Mai 1702 in Warschau ein, eroberte nach einem Siege über die Sachsen bei Clissow (9 Juli) auch Krakau (1703), später Danzig, Thorn, Elbingen und Lemberg und setzte, jetzt Polens völlig Herr, seinen Lieblingsplan, den König August zu entthronen, durch, indem er Stanislaus Leszinsky zum Könige wählen ließ (Juli 1704). Damit nicht zufrieden folgte er dem Könige August, welcher nach Sachsen zurückgekehrt war, auch dahin (1706) und zwang ihn hier in dem Frieden zu Altranstädt zur Entsagung Polens. Unterdessen aber hatte Peter mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit den Verlust von Narwa auszugleichen versucht, Flotte und Heer verstärkt und geübt und in der Überzeugung, daß seine Russen nur durch Niederlagen siegen lernen könnten, bereits wieder die Offensive ergriffen. Seit 1702, wo Scheremetoff die Schweden schon zu wiederholten Malen besiegte, behielt er in Kurland, Liefland und Ingermannland die Oberhand, eroberte die Festung Nienschanz, 1704 Narwa und entsendete zu gleicher Zeit Hülfsvölker nach Polen. Fest entschlossen ferner seine Eroberungen zu behaupten begann er bereits im Jahre 1703 an dem Ausflusse der Newa in den finnischen Meerbusen die Gründung von Petersburg und vertheidigte auch die neue Stadt siegreich gegen alle Angriffe der Schweden, die zu spät die Gefahr, welche ihnen von hier aus drohte, einsahen. Endlich im Jahre 1707 eilte Karl XII. persönlich aus Sachsen herbei, mit nichts Geringerem im Sinne, als den Czaar zu entthronen. Durch Litthauen vordringend erfocht er im Sept. 1708 den Sieg bei Hollowtschin und rückte in Rußland ein, that dann den vergeblichen Zug in die Ukraine und lagerte sich hierauf im Frühjahre 1709 vor Pultawa, um die daselbst befindlichen Magazine in seine Gewalt zu bekommen. Aber vergeblich waren seine Angriffe und schon eilte der Czaar mit einem starken Heere zum Entsatze heran. Die Schlacht geschah am 27. Juni und endete mit dem vollständigen Siege der Russen (s. d. Art. Pultawa). Von allen Seiten stürmte jetzt das Unglück auf das hartbedrängte Schweden ein; verlassen von seinem hartnäckigen zu den Türken geflüchteten Könige sah es sich von Neuem von Dänemark, dann auch von Preußen und Hanover feindlich angegriffen. Zwar erfocht Steenbock mehrere Siege gegen die Dänen (1710), aber Stade, Bremen und Verden gingen verloren (1712) und bald darauf gerieth auch ganz Pommern in feindliche Hände. Gleichzeitig war der Czaar in Polen, wohin König August zurückgekehrt war, siegreich und hatte in Esthland, Liefland und Finnland festen Fuß gefaßt; denn die von Karl XII. erregten Türkenkriege hemmten seine Fortschritte im Allgemeinen nur wenig. So

war die Lage Schwedens faſt hoffnungslos, als Karl XII. im November 1714 aus der Türkei zurückkam. Die drohende Stellung, welche derſelbe alsbald gegen Niederſachſen annahm, veranlaßte Preußen und Hanover offen an dem Kampfe Theil zu nehmen und ihre Truppen mit den däniſchen zur Belagerung Stralſunds zu vereinigen. Letzteres fiel den 21. Dec. 1715 und bald darauf auch Wismar (April 1716). So wurde die Lage Schwedens immer verzweifelter; doch würde Görz (ſ. d. Art.) durch ſeinen auf das Zerwürfniß der Feinde gebauten Plan vielleicht Rettung gebracht haben, wenn nicht der Tod Karl's XII. vor Frederikshall (December 1718) den Unterhandlungen deſſelben ein Ende gemacht hätte. — Die neue Regierung ſchloß jetzt Frieden mit England, Hanover, Dänemark und Polen im Jahre 1719, mit Rußland aber, welches einen Raub- und Verheerungskrieg noch einige Zeit fortſetzte, erſt im Jahre 1721. — Wie Schweden geſchwächt und gedemüthigt aus dieſem verheerenden Kampfe heraustrat ſ. man in dem Art. Friedensſchlüſſe. 1.

Nordlicht, Nordſchein, Polarlicht, lat. aurora borealis; fr. aurore boréale, lumière boréale; engl. northern light, northern streamers, nennt man die ſich in unſern Gegenden faſt immer am nördlichen Theile des Himmels zeigende merkwürdige Lufterſcheinung, welche aus einem mehr oder minder hellen Lichtſcheine beſteht, der ſich vor der Abenddämmerung im Winter durch ſeinen Ort, im Sommer aber durch die Stärke des Lichtes, ſeine Weiße, meiſtentheils aber durch einen ihm zugehörigen Lichtbogen unterſcheidet. In den Polargegenden ſieht man dieſes Licht in allen Gegenden des Himmels und häufiger als bei uns, bald mit einer weißen, bald mit einer rothen, zuweilen auch mit einer violetten und einer grünen Lichterhellung. Das N. iſt in den nördlichen Gegenden zuweilen auch mit einem Geräuſche verbunden beobachtet worden, in unſeren Gegenden aber ſtets ohne Laut. Die ſich uns darbietenden Lichterſcheinungen des Nordlichtes ſind ſehr verſchieden. Oft ſieht man des Abends am nördlichen Theile des Himmels ein röthliches oder weißliches, oft wallendes und zitterndes Licht, welches zuweilen heller leuchtet als der volle Mond und ſich beſtändig verändert. Oft fahren Strahlen von verſchiedenen Farben vom nördlichen Horizonte bis in den Scheitelpunkt und noch weiter. Sie ſind durchſichtig, zuweilen unterbrochen und ſenkrecht auf dem Horizont, bilden zuweilen im Scheitelpunkte ein helles Wölkchen oder eine Art von Krone, die im ſchönſten rothen, blauen und grünen Feuer glänzt, ſind von keiner großen Zeitdauer und zertheilen ſich zuletzt in helle Wölkchen. Dieſe Strahlen kommen gewöhnlich aus einem dunkeln Nebel oder Gewölke am Horizonte, das oft den Abſchnitt eines Kreiſes bildet und oben mit einem oder mehreren, zuweilen gefärbten Bogen eingefaßt iſt. Dieſer Bogen ſteht, wenn er ganz iſt, in Oſten und Weſten auf, ſeine Mitte aber weicht von Norden nach Weſten ab. Er hat zuweilen einen dunkeln undurchſichtigen Bogen mit gefärbten Rändern oder mit Riſſen, durch welche das Licht ſchimmert, unter ſich und das Segment des Himmels unter dieſem Bogen iſt oft dunkel oder ſchwacherleuchtet und durchſichtig, oft auch ſchwarz und undurchſichtig. Die Nordlicher erſcheinen am meiſten um die Zeit der Nachtgleichen und im Winter häufiger als im Sommer. Sie fangen gewöhnlich bald nach dem Untergange der Sonne an und dauern zuweilen gegen eine bis mehrere Stunden, oft die ganze Nacht, ja wohl gar mehrere Nächte nach einander, in welchem letzteren Falle ſie aber allmählig ſchwächer werden. Die Nordlichter zeigen ſich vom 45ſten Breitengrade an deſto ſeltener, je weiter man ſich von den Polen entfernt. Die Höhe des Nordlichtes wird ſehr verſchieden angegeben. So fanden Franklin und Hood die im nördlichſten Amerika vom Auguſt 1820 bis zum Mai 1821 beobachteten 1½ Meile von der Erde; jedoch ſind auch die früheren Beſtimmungen in Betreff der Höhe der Nordlichter über 100 Meilen nicht zu verwerfen, wohl

aber unsicher. Unter neueren Beobachtern haben in England Dalton und Farquharson die Höhe der Nordlichter über 20 Meilen angegeben. Die Erklärung dieser Erscheinung hat von jeher die verschiedenartigsten Hypothesen erzeugt, welche wir hier übergehen; nach den neuesten Ansichten aber ergibt sich, daß das N. eine leuchtende magnetische Erscheinung ist, die offenbar mit dem Magnetismus der Erde in Verbindung steht, da sie auf unsere Magnetnadeln so wirkt, wie es magnetische Säulen in großer Entfernung thun können, deren eigentliche Natur aber uns noch sehr räthselhaft ist. 40.

Nordpol, s. Pol.

Nordpolexpeditionen, s. Entdeckungsreisen. — Zu diesem Artikel bemerken wir nur noch, daß sich ein vollständiges übersichtliches Verzeichniß derselben in des Capitain Roß „Zweiter Entdeckungsreise" (Deutsch, Leipz. 1835) befindet.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordsee oder **deutsches Meer**, lat. mare germanicum; fr. mer de nord; engl. north-sea, wegen seiner nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland so genannt, ist der Theil des atlantischen Oceans zwischen Norwegen, Jütland, Deutschland, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, Großbritannien und den shetländischen Inseln und bildet südlich den Dollart und Zuydersee, östlich den Skager-Rak zwischen Jütland und Südnorwegen und die Meerbusen von Christiania, Rukke und Bergen in Norwegen. Die N. ist unstreitig für Deutschlands Handel und Schifffahrt das wichtigste Meer, da sie die Elbe, den Rhein, die Weser und Ems empfängt und die Verbindung mit den wichtigsten Handelsstaaten öffnet. Ihr Flächeninhalt wird auf 10000 □M. geschätzt; sie hat salzigeres Wasser als die Ostsee, welches häufig einen Glanz hervorbringt, und Ebbe und Fluth, vorzüglich an den Küsten von Holland und England, indem sie hier am stärksten eingeschlossen ist. 71.

Nordsternorden (Nordstjerneorden), ein schwedischer Orden, dessen Stifter man nicht mehr anzugeben weiß, wurde von Friedrich I., König von Schweden, am 17. April 1748 erneuert. Er ist für wohlverdiente Diener des Staates, mögen sie weltliche oder geistliche sein, bestimmt und das Ordenszeichen, ein achtspitziges, weißemaillirtes Kreuz mit goldenen Knöpfen, zwischen dessen Flügeln eine Krone und in dessen Mitte ein runder Schild mit dem fünfstrahligen Polarsterne auf blauem Felde geschmückt befindlich ist, der die Umschrift: Nescit occasum (er geht nie unter) hat, wird von den zwei Ordensclassen an einem schwarzen Bande getragen, welches vermittelst einer Königskrone mit dem Ordenszeichen verbunden ist. 77.

Noricum hieß bei den Römern derjenige Strich Landes, welcher zwischen Rhätien, Vindelicien, Germanien, Pannonien und Italien mitten inne lag, und erstreckte sich vom Aenus (h. Inn) im Westen bis an den Mons Celius (h. Kahlenberg) und herauf bis zu den Quellen des Savus (h. Sau) im Osten, und von der Donau im Norden bis an die Alpen im Süden, welche davon die norischen hießen. Demgemäß umfaßte es ungefähr das heutige Ober- und Niederösterreich, Steyermark und Kärnthen. Zur Zeit der Römer wurde es in zwei Theile getheilt; den nördlichen nannte man N. ripense, den südlichen N. mediterraneum. Die wichtigsten Städte waren Lauriacum (h. Lorch) und Juvavia (h. Salzburg), vom Kaiser Hadrian erbaut. Einige zählen auch Vindobona (h. Wien) unter den Städten von N. auf. Die Einwohner sollen früher von Thauriscus, einem ihrer Könige, Thaurisci geheißen haben, aber von Noricus, dem ältesten Sohne des deutschen Königs Alleman, mit dem Beinamen Hercules, dem es nach des Vaters Tode zufiel, Norici und ihr Land N. genannt worden sein. Andere meinen, er sei römischen Ursprungs, noch Andere leiten ihn

von der Stadt Noreja, über deren Lage man höchst zweifelhaft ist, ab. Während der Regierung Augustus' unterlagen sie der Macht der Römer, und seine Nachfolger, vorzüglich Aurelius, Claudius und Aurelian, hatten immer hartnäckige Kriege mit ihnen zu bestehen. Der Eisenreichthum Noricums war damals schon bekannt und namentlich wurden die norischen Schwerdter (enses norici) sehr geschätzt. S. Muchtar „Das römische Noricum, oder Östreich, Steyermark, Salzburg, Kärnthen und Krain unter den Römern" (Grätz 1825. 2 Bde. mit Charten). 35.

Normale, Normallinie nennt man diejenige gerade Linie, die eine andere gerade Linie, wo sie eine krumme Linie berührt, rechtwinkelig durchschneidet. Apollonius von Perga handelt in seinem fünften Buche über die Kegelschnitte von der N., die durch einen gegebenen Punkt an die Kegelschnitte gezogen werden können. 40.

Normaljahr ward im westphälischen Frieden das Jahr 1624 genannt, weil der Besitzstand der beiden Religionsparteien in Bezug auf die geistlichen Güter am 1. Jan. 1624 dabei als Norm der Ausgleichung angenommen ward. 37.

Normalschulen, s. Schulen.

Normandie, s. Frankreich.

Normannen oder **Normänner** (Nordmänner) ist der allgemeine Name der Bewohner des alten Skandinavien, welches Schweden, Norwegen und Dänemark in sich begreift. Sie sind weniger in der Geschichte ihres eigenen Landes, als durch ihre Raub- und Eroberungszüge bekannt. Nicht allein durch die geringe Ergiebigkeit ihres Landes, sondern auch durch einen diesem Volke eigenthümlichen Hang zu Abenteuern bewogen verließen sie zu Anfange des IX. Jahrh. ihre Heimath und überließen sich auf gebrechlichen Fahrzeugen den Wogen des Meeres. Sie landeten nur, um zu plündern und erfüllten bald die Küstenbewohner Englands, der Niederlande, Deutschlands und Frankreichs mit banger Furcht. Den größten Schrecken verbreiteten sie in dem letztgenannten Lande und in den Kirchen betete man: „Erlöse uns von den Normannen." Alle Versuche ihren Verheerungen Einhalt zu thun blieben erfolglos und unter den schwachen Regierungen Karl's des Kahlen und Karl's des Dicken plünderten sie sogar Paris. Um sie von weiterem Vordringen abzuhalten und sie gegen sich selbst zu bewaffnen, räumte Karl der Einfältige 911 dem berühmten Seeräuber Rolf (Rollo), der, um nicht unter Harald Schönhaar's Oberherrschaft zu stehen, Norwegen verlassen hatte, den Landstrich, welcher später die Normandie hieß, ein und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Rolf ließ sich mit seinen Gefährten taufen und nahm den Namen Robert an. Die neuen Herrscher kümmerten sich im Gefühle ihrer Kraft wenig um den König, sondern führten eine eigene Staatsverfassung ein. Die Geistlichkeit ward sehr begünstigt und auch dem Adel wurden große Vorrechte eingeräumt, die jeder Herzog bei seinem Regierungsantritte beschwören mußte. Erst unter Philipp August wurde die Normandie wieder mit Frankreich vereinigt. (Vergl. Depping's „Histoire des expéditions maritimes des Normands et le leurs établissements en France", Par. 1826—1835. 4 Voll. 8. und Licquet's „Histoire de la Normandie", Par. 1835. 2 Voll. 8.). Nach mehreren vergeblichen Versuchen unter früheren Anführern brachten die N. unter Wilhelm dem Eroberer (1066) ganz England unter ihre Herrschaft und standen nun Frankreich um so drohender gegenüber. Ihre stets wachsende Macht würde dieses Land leicht ins Verderben gestürzt haben, wenn nicht nach und nach innerer Zwist, welchen die französischen Könige emsig zu unterhalten suchten, jedes kräftige Wirken nach Außen verhindert hätte. (Vergl. Thierry's „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours", 3. Ed. Par. 1830. 4 Voll. 8.). Der Trieb zu

Abenteuern und Kriegszügen blieb den N. eigen; nicht nur in Frankreich und England gründeten sie neue Reiche, sondern auch in Unteritalien und auf Sicilien. (Vergl. Gaultier d'Arc's „Histoire des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce, 1016—1085", Par. 1830. 8.) Weniger glücklich waren sie in Deutschland, wo sie nach einigen kühnen Einfällen geschlagen und zum Rückzuge gezwungen wurden. (Vergl. Lautenschläger's Schrift: „Die Einfälle der Normänner in Deutschland", Darmst. 1827. 4.) Der bedeutende Einfluß der N. auf die Cultur Frankreichs, Englands und Siciliens ist anerkannt und öfter erörtert. (Vergl. d. Artt. Französische und Englische Literatur.) 66.

Normen heißen in der nordischen Mythologie drei Jungfrauen, Töchter der Riesen aus Jokunheim, mit Namen Urd, Verthandi (Verdandi) und Skuld. Sie hatten große Macht und wußten alle Schicksale der Welt, daher sie verehrt wurden als die Göttinnen der Zeit (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), als die Schicksalsgöttinnen, da ihnen sogar der Götter Geschick bekannt war, und als Weissagerinnen. Ihren Sitz hatten sie in Asgard an dem Urdbrunnen; alle Tage schöpften sie aus dem Brunnen Wasser und besprengten damit die hohe Yggdrasill, daß sie nicht verwelkte. Als Schicksalsgöttinnen theilten sie auch, unter dem Titel der Schutzgeister, den Menschen bei ihrer Geburt ihr Loos zu. 6.

North (Friedrich, Graf von Guilford, Lord), ein berühmter englischer Staatsmann, am 13. April 1732 zu London geboren, widmete sich nach einem sorgfältigen Vorunterrichte auf der Universität Oxford den Staatswissenschaften und trat noch sehr jung, aber mit glänzendem Erfolge in den Kammern der Gemeinen auf, was seine baldige Ernennung zum Lord der Schatzkammer (1759) zur Folge hatte. Mit seiner Erhebung zum Kanzler der Schatzkammer (1767) begann er seine lange politische Laufbahn, welche in der Geschichte Großbritanniens stets als eine Periode des Unglücks betrachtet werden wird. Der Unabhängigkeitsgeist der Nordamerikaner hatte angefangen sich zu regen und N. unternahm es ihn zu beschwichtigen. Durch die von der Majorität angenommene Bill, wodurch alle nach Amerika gehende Waaren, den Thee ausgeschlossen, von den seitherigen Abgaben befreit wurden (1770), gelang ihm sein Vorhaben; die Ruhe war für einige Jahre hergestellt und der Kanzler hatte sich die Achtung des Volkes in sehr hohem Grade erworben. Als er aber 1773 in Gefolge der Maßregeln, welche er zur Abstellung der durch die indische Compagnie eingeschlichenen Mißbräuche nahm, dieser die Einführung des Thees nach Nordamerika ohne Abgaben erlaubte, entstand zuerst in Massachusets eine schnell um sich greifende Gährung und die Bevölkerung von Boston warf im ersten Eifer die aus Ostindien angelangten Theeladungen ins Meer. Überstrenge Gegenmaßregeln, welche N. nehmen ließ, veranlaßten einen Congreß der amerikanischen Provinzen zu Philadelphia, auf welchem sie ihre Freiheiten als verletzt erklärten und gemeinsamen Widerstand gegen jeden Gewaltstreich Englands beschlossen. Der Aufruhr brach darauf von allen Seiten los und das englische Parliament entschied, trotz der Opposition Chatham's und des geheimen Widerwillens und der Versöhnungsvorschläge des Kanzlers selbst gegen diesen allzuraschen Schritt, die Unterwerfung der empörten Colonien durch Waffenmacht. Bekannt ist der schnelle Erfolg der nordamerikanischen Insurrection durch Washington's Geschick und Glück. Nach der Niederlage der Engländer bei Saratoga (1779) machte N. von Neuem Friedensanträge; der Congreß verwarf sie aber mit Unwillen und erklärte sich nur dann zu Unterhandlungen bereit, wenn England die Unabhängigkeit Nordamerikas anerkennen würde. Die Verlegenheit des Kanzlers erreichte durch die Kriegserklärungen Frankreichs, Spaniens und Hollands, so wie durch das Unglück des Lord Cornwallis, welcher sich 1781 mit seiner Armee den nordamerikanischen Truppen

ergeben mußte, den höchsten Gipfel und er sah sich bald von allen Seiten durch eine starke Opposition gedrängt. Lord Cavendish und der Graf von Surrey verlangten mit Kraft die Auflösung des Ministerium und N. sah sich endlich gezwungen seine Entlassung zu nehmen (1782). Während der Administration des Marquis von Rockingham und des Lord Shelburne trat N. auf die Seite der Opposition und widersetzte sich mit Fox, obwohl vergebens, der Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerikas (1783). Beiden Staatsmännern, welche übrigens von völlig verschiedenen Grundsätzen ausgingen, gelang es indeß das Ministerium zu stürzen und sich selbst an die Spitze der Verwaltung zu stellen (20. April 1783). N.'s und Fox's Ministerium, wegen seiner unnatürlichen Zusammensetzung gewöhnlich das Coalitionsministerium genannt, konnte sich nicht lange halten und wurde schon in demselben Jahre (18. Dec. 1783) bei Gelegenheit der von Fox vorgeschlagenen berüchtigten Bill über die Verwaltung Indiens wieder aufgelöst. Pitt übernahm die Leitung des Staates. N., durch fast völlige Erblindung abgehalten, erschien von jetzt an nur selten im Parliamente, doch vertheidigte er noch 1787 mit Energie und Erfolg die Gerechtsame der anglikanischen Kirche und widersetzte sich 1789 aus allen Kräften, obwohl vergebens, Pitt's Vorschlage eine Regentschaft zu ernennen, da der König an Geisteszerrüttung litt. Nach dem Tode seines Vaters, des Grafen von Guilford, ward N. Pair von England (1790), nahm aber an den Staatsgeschäften keinen Antheil mehr. Er starb am 5. Aug. 1792. N. verband mit tiefen Kenntnissen in der Geschichte und Politik einen feinen Geschmack, eine ungewöhnliche Gewandtheit im Umgange und ein großes Rednertalent. Als Finanzmann entwickelte er, wie selbst seine Gegner eingestehen müssen, große Talente und wäre die Zeit seiner Verwaltung eine ruhige gewesen, so hätte sich Englands Staatsschuld gewiß bedeutend vermindert. Als Staatsmann verdient er weniger Lob; seine Politik war veränderlich und ohne festen Charakter. Zu Versöhnungsmaßregeln von Natur geneigt nahm er sie stets zur unrechten Zeit und verdarb es dadurch, daß er Jedem zu gefallen suchte, mit Allen. 66.

Norwegen, s. Schweden.

Nosologie (von νόσος, Krankheit, und λόγος, Lehre), die Lehre von den Krankheiten, ist eigentlich dasselbe, was Pathologie (s. d. Art.). Allein man verstand darunter früher mehr eine methodische Classification der Krankheiten. Dergleichen Nosologien stellten auf Sauvages, Cullen, Sagar, Vogel, Linné, Selle, Pinel u. A., doch ist man seit Bichat von ihrer Methode immer mehr abgegangen, da die Erfahrung das Unzuverlässige derselben gelehrt hat. 7.

Nossairier oder Nassairi heißen eigentlich bei den Muhammedanern die Sabier oder Johannischristen (Nazarener), dann aber auch eine eigenthümliche schiitische Secte der Muhammedaner, welche den Ali für eine Incarnation der Gottheit halten und dasselbe von einigen andern berühmten Männern glauben, im Übrigen aber mit den Druſen und Ismaeliten übereinstimmen, nur daß sie die Seelenwanderung noch gröber ausgeprägt haben. Ihr Name wird entweder als Schimpfname gedeutet, weil die Muhammedaner behaupten, sie hätten ihre Incarnationslehre von den Christen (Nasrani) angenommen, oder von dem Flecken Nossraja bei Kufa abgeleitet, wo ihr Stifter Schamalgani (welcher 934 als Ketzer verbrannt wurde) geboren sein soll. Sie bewohnen gegenwärtig einen großen Theil des Libanon, sind fleißig, redlich, gastfrei, mitleidig, aber äußerst fanatisch. Ihre Sitten sind roh und ein Gemisch heidnischer, christlicher und muhammedanischer Gebräuche, unter andern gestatten sie an gewissen Tagen einen allgemeinen willkührlichen Genuß der Weiber, obwohl sie dieselben sonst mehr achten, als die Morgenländer, und Vielweiberei hassen. 37.

Nostitz und Jänckendorf (Gottlob Adolph Ernst von), als Dichter unter

dem Namen Arthur von Nordstern bekannt, ein verdienter Staatsmann und trefflicher Dichter, am 21. April 1765 auf seinem väterlichen Gute See in der Oberlausitz geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und widmete sich nach Beendigung seiner Schulbildung auf der Universität Leipzig der Jurisprudenz. Kränklichkeit und die Sorge für die Verwaltung seiner Güter bewogen ihn sich aus dem Staatsdienste, welchen er als Finanzrath begonnen hatte, in sein Geburtsland zurückzuziehen. Zum Landesältesten des Markgrafthums Oberlausitz ernannt (1792) wirkte er sehr viel Gutes und erwarb sich besonders als Oberamtshauptmann (1804) die Achtung und Liebe seiner Mitbürger. Mit lobenswerthem Eifer ordnete er das Armenwesen und legte seine reichhaltigen Ideen über diesen Gegenstand in seiner wichtigen Schrift: „Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern" (Görlitz 1801. 8.) nieder. Nachdem er als Oberconsistorialpräsident (1806) an einer Revision der Verfassung der Universität Leipzig gearbeitet hatte, wurde er 1809 zum wirklichen Conferenzminister ernannt und trat in das geheime Conseil des Königs. Er führte in dieser Eigenschaft den Vorsitz bei der zur Ausgleichung der Kriegsentschädigungen bestimmten Commission und bei der Redaction des Strafgesetzbuches für das sächsische Heer (1821). Auch in seiner jetzigen Stellung wirkte er mit rastlosem Eifer für die Verbesserung der Armenanstalten; die Irrenheilungsanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna und die Landeswaisenanstalt zu Bräunsdorf bei Freiberg (1824) verdanken seiner väterlichen Fürsorge ihre Entstehung. Auf einer Reise durch Süddeutschland, die Schweitz, Oberitalien, Kärnthen und Ungarn (1822) erholte er sich von seinen zahlreichen Berufsarbeiten und wirkte dann erfolgreich zur Begründung der neuen constitutionellen Verfassung des Königreiches Sachsen mit. Nach Auflösung des geheimen Rathes ward er mit Beibehaltung seines früheren Titels und Ranges zum Ordenskanzler ernannt und erhielt die erste Stelle in dem neubegründeten Staatsrathe. Als Dichter hat er sich vorzüglich in der lyrischen und epischen Gattung ausgezeichnet. Reiche Phantasie, tiefes Gefühl und seltene Zartheit sind die Hauptvorzüge seiner Leistungen. Viele seiner Lieder, von berühmten Meistern in Musik gesetzt, leben in dem Munde des Volkes; nach diesen sind seine trefflichen Romanzen in einer edlen, wohlklingenden Sprache am bekanntesten geworden. Von seinen poetischen Werken führen wir hier an: „Preis der Dichtkunst" (Leipz. 1793. 8.); „Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude" (Dresd. 1802. 8.); „Valeria, romantisches Gedicht nach Florian" (Ebend. 1803. 8.); „Liederkreis für Freimaurer" (Dresd. 1810—1828. 2 Thle. 8.); „Irene" (Leipz. 1818. 8.); „Sinnbilder der Christen" (Leipz. 1818. 4.); „Gemmen" (Ebend. 1818. 8.); „Kreis sächsischer Ahnfrauen" (Ebend. 1818. 8.) und „Erinnerungeblätter eines Reisenden im Spätsommer 1822" (Leipz. 1824. 8.). Unbedeutend ist „Georg, ein Roman nach zwölf gegebenen Worten" (Leipz. 8.). Von seinen übrigen Schriften möchten noch zu nennen sein: „Anregungen für das Herz und das Leben" (Leipz. 1825. 8); „Neunmal drei Ansiedelungserfordernisse" (Dresd. 1826. 8.); „Beschreibung der königl. sächsischen Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein" (Ebend. 1829. 3 Bde. 8.) und „Blicke der Vernunft in das Jenseits" (Dresd. 1838. 8.), so wie die gelungenen Übersetzungen von Demoustier's „Lettres à Emilie sur la mythologie" (Dresd. 1803—1804. 6 Thle. 8.) und von Byron's „Gjaour" (Edd. 1820. 8.). 67.

Nostradamus, eigentlich Notredame (Michael), ein berüchtigter Astrolog, am 14. Dec. 1503 zu Saint-Remi geboren, stammte aus einer jüdischen, zum Christenthume übergetretenen Familie und widmete sich, nachdem er sich gute Schulkenntnisse erworben hatte, zu Montpellier der Arzneiwissenschaft. Mit gutem Erfolge arbeitete er anfangs gegen die zu seiner Zeit herrschenden ansteckenden Krankheiten, gab sich aber später müßigen Studien, um die Zukunft zu er-

forschen, hin. Seine in Versen abgefaßten Wahrsagungen erregten bald großes Aufsehen. Die abergläubische Katharina von Medicis zog ihn an den Hof und Heinrich II. überhäufte ihn mit Wohlthaten; Karl IX. ernannte ihn zu seinem Arzte. Von seiner nächsten Umgebung vielfach angefeindet und als Betrüger erklärt genoß N. fern von seiner Heimath eines glänzenden Ruhmeu. Er starb am 2. Juli 1566 zu Salon, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. (Vergl. Astrologie.) 66.

Nota (Alberto), einer der beliebtesten italienischen Lustspieldichter der neuesten Zeit, 1775 zu Turin geboren, widmete sich, nachdem er einen gründlichen Unterricht in den Schulwissenschaften erhalten hatte, der Jurisprudenz und wurde in seinem 18. Jahre Advocat. Später (1803) wurde er bei der Generalprocuratur zu Turin angestellt und 1811 zum stellvertretenden kaiserlichen Procurator bei dem Gerichtshofe zu Vercelli ernannt. Sowohl diese Anstellungen als auch die vielfach bewegte Zeit gaben ihm hinreichende Gelegenheit sich die in seinen Werken bewunderte große Menschenkenntniß zu sammeln. Schade, daß zu sehr die düstere Seite des Lebens ihm zugekehrt wurde und häuslicher Verdruß seine Laune trübte, wodurch seinen dramatischen Dichtungen ein mehr düsterer und nachdenkender als heiterer und spöttischer Charakter aufgedrückt wurde. Das erste Lustspiel N.'s, welches Aufsehen erregte, war: „I primi passi al mal costume“ (1808); diesem folgten rasch nach einander: „Il progettista“, „Il nuovo rico“ (1809); „L'ospite francese“ (1810) und „I litiganti“ (1811). Seinen Ruhm begründete er unstreitig durch die sehr gelungene Komödie „Il filosofo celibe“ (1811). Der schmeichelhafte Beifall des berühmten Dichters Monti und des Präsidenten Paradisi, so wie politische Überzeugung zogen ihn um diese Zeit nach Mailand; als aber das Königreich Italien fiel, wurde er in die Folgen der Restauration verwickelt und seines früheren Amtes beraubt. Er begann 1816 seine richterliche Laufbahn von Neuem, ward Armenadvocat bei dem Senate zu Turin, 1818 Intendant in Nizza, 1820 Intendant der Provinz Bobbio und 1823 Intendant in der Provinz San-Remo. Von seinen Amtsgeschäften erholte er sich durch treffliche Arbeiten für die Bühne, welche mit stets wachsendem Beifalle aufgenommen wurden und von denen wir noch folgende namhaft machen wollen: „L'ammalato per immaginazione“ (1813); „Il benefattore e l'orfana“; „La donna ambiziosa“ (1817); „La lusinghiera“ (1818); „La costanza rara“; „La Fiera“ (1826) und „Torquato Tasso“ (1827). Seine Lustspiele zeichnen sich besonders durch Regelmäßigkeit, durch treffliche Auflösung des kunstreich geschürzten Knotens, feinen Witz, gewandten Dialog, herrliche an die alten Muster erinnernde Sprache und sittlichen Ernst aus. Das Einzige, was ihnen fehlt, um Meisterstücke zu sein, ist die komische Kraft. „Commedie“ (Torino 1818. 4 Voll. 8. Milano 1819. 4 Voll. 12. und Firenz. 1828. 7 Voll. 8.). 67.

Notabeln (les notables) nannte man in Frankreich eine Art von Ausschuß aus den Reichsständen (états-généraux); sie unterscheiden sich von diesen hauptsächlich dadurch, daß sie der König nach freier Willkühr ernannte. In der älteren Geschichte Frankreichs werden sie öfters berührt, aber erst 1558 hielten sie eine Versammlung, die bedeutendere Folgen hatte. Die französische Nation war seit langer Zeit von allem Antheile an den öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen worden; seit dem Jahre 1614 hatte man keine Reichsstände, seit 1624 keine N. zusammenberufen. Als aber unter der Finanzverwaltung Calonne's die Noth aufs Höchste gestiegen und der Staatscredit völlig erschöpft war, suchte sich die Regierung durch eine ihr jedoch nicht sehr angenehme Versammlung der N. aus der Schlinge zu ziehen. Es wurden ihrer 143 (7 Prinzen, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requeten-

meiſter, 11 Erzbiſchöfe, 37 Oberrichter, 12 Abgeordnete der Provinzialſtädte, der Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Perſonen aus dem ganzen Lande) am 29. Dec. 1786 zuſammenberufen und, um den Einfluß des Hofes auf ſie zu ſichern, vorſichtig in ſieben Bureaux abgetheilt. Die Verſammlung ward am 22. Febr. 1787 zu Verſailles eröffnet und ſchien anfangs allen Wünſchen der Regierung zu entſprechen. Die Abſchaffung der inneren Landeszölle, der Getreideſperre, der Salzſteuer, der Frohndienſte bei dem Straßenbaue wurde von dem Könige vorgeſchlagen und mit allgemeinem Beifalle aufgenommen; als aber die Frage auf die Finanzverwaltung kam und Calonne ſeine Vorſchläge, das Deficit durch eine Stempeltaxe und eine Grundſteuer von allem Grundeigenthume ohne Ausnahme zu decken, zu Tage förderte, änderte ſich plötzlich die Sprache der Verſammlung und ward ſo energiſch, daß ſich der König gezwungen ſah Calonne zu entlaſſen. Nachdem ſich die N. noch durch manche Beſchlüſſe (wie die Einführung der Provinzialſtände nach einer von ihrer feſtgeſetzten Form, die Umgeſtaltung des Finanzrathes und die Veröffentlichung ſeiner Arbeiten, die Boniſicationen in allen Provinzen und ſorgfältige Erſparungen, die nicht unter 4 Millionen betragen ſollten, eine jährliche Anleihe von 50 Millionen und zur Deckung derſelben eine eben ſo große Auflage auf ſolche Gegenſtände, wodurch das Volk am wenigſten gedrückt würde, Erſparungen im Hofſtaate der Königin und der Prinzen und endlich durch die Verordnung, daß die Provinzialſtände keine neuen Auflagen bewilligen ſollten, ehe die Erſparungen auf 40 Millionen gebracht ſeien) den Dank der Nation, aber keineswegs die Zufriedenheit des Hofes erworben hatten, wurden ſie am 25. Mai 1787 aufgelöſt. Eine zweite Zuſammenberufung der N. wurde am 6. Nov. 1788 auf den Vorſchlag Necker's veranſtaltet, um dem Könige zu rathen, wie der nothwendig gewordene Reichstag einzurichten ſei. Nachdem man entſchieden hatte, daß die Zahl der Abgeordneten des dritten Standes der der beiden höheren Stände zuſammengenommen gleich ſein ſolle, die Art und Weiſe die Stimmen zu zählen aber den Ständen ſelbſt überlaſſen hatte, wurden am 14. Jan. 1789 die Reichsſtände einberufen. 66.

Notarius (judex chartularius, tabellio). Es iſt der Fall nicht ſelten, daß man über gewiſſe *nicht gerichtliche* Verhandlungen dennoch eine der gerichtlichen ähnliche ſofort glaubhafte Beſcheinigung bedarf. Um dergleichen zu erlangen hat man ſeit der Römer Zeiten die Notarien als der Geſchäfte kundige Perſonen Seiten des Staats in beſondere Pflicht genommen; abweichend von der Function der eigentlichen Gerichte, welche darin beſteht, in den *Grund der Sache* einzudringen (causam cognoscere) und darnach zu entſcheiden, hat ſich der Notar an Ort und Stelle, wohin er gerufen (requirirt) worden iſt, blos von der Richtigkeit der vor ihm und zweien von ihm zugezogenen Zeugen vorzunehmenden außergerichtlichen Handlung zu überzeugen und ſolche ſo, wie ſie ohne Unterbrechung vorgenommen worden iſt, in ein zu haltendes fortlaufendes Actenſtück (Notariatsprotocoll) zu verzeichnen. Es ſoll die Regiſtratur (das Protocoll) die genaue Angabe der Zeit und Stunde, des Orts und der Perſonen nebſt der treuen Erzählung des Vorgegangenen oder Befundenen enthalten und von den zugezogenen Zeugen mit unterzeichnet werden. Nach der Notariatsordnung vom Kaiſer Maximilian (Köln 1512) ſoll der Notar nicht nach eines Andern Sage, ſondern nach der Empfindung ſeiner leiblichen Sinne die Sache aufzeichnen, auch ſein Protocoll ſelbſt machen und extendiren, den Betheiligten von Wort zu Wort vorleſen, mit Bedacht und ehrlich protocolliren, das einmal angenommene Siegel nicht weiter ändern, nicht mit Ziffern und Zeichen oder mit Abkürzungen und dunkeln Worten ſchreiben ꝛc. Aus dieſem Protocolle und bezüglich auf die Beſtätigung ſeiner Zeugen (Inſtrumentszeugen) hat der Notar eine förmliche Urkunde (Notariatsinſtrument), bei kürzeren Verhandlungen aber ein

amtliches Zeugniß zu ertheilen, aus welchem nicht blos, daß die Verhandlung wirklich vorgegangen, sondern auch daß sie unter Beobachtung der gesetzlichen Formen vorgenommen worden ist, hervorgehen soll. Es liegt auf der Hand, daß die Instrumente und Atteste der Notare blos als einseitige zu betrachten sind, ihnen für die Person aber, da sie nicht Richter sind (die causae cognitio nicht haben), eine executive Gewalt nicht zustehen kann. Man bedient sich derselben zu vielfältigen Beglaubigungen, z. B. zum Beweise eines mündlich ausgesprochenen letzten Willens, eines abgeschlossenen Vertrages, eingelegten Protestes oder sonstigen Vorbehaltes, zu Versicherungen, bei Abschriften von der Übereinstimmung mit dem Originale, bei Auctionen von der Sicherheit der Gebote, bei Untersuchung und Taxirung von Waaren, von der Wahrhaftigkeit des Ausspruches der Sachverständigen ꝛc. Die Notare stehen in allen den Ländern, die unter der frühsten Herrschaft der Römer gestanden haben, wie Spanien, Portugal u. a., am höchsten im Ansehn; je mehr sich jedoch der Stand der Gerichte in einem Lande ausgebildet hat, desto mehr sucht man sich derselben als der sicherern zu bedienen. Immatriculirte Notare sind die in die öffentlichen Verzeichnisse ihres Landes Eingetragenen. In Sachsen ist es den Notaren nicht verstattet, über Darlehne, ingleichen über Anerkenntnisse von Namensunterschriften Verhandlungen aufzunehmen und zu attestiren. 31.

Noten, lat. notae musicae; franz. notes; engl. notes; ital. note, in der Musik sind die Schriftzeichen, durch welche die Töne in der Tonschrift dargestellt werden. Bei den Griechen bediente man sich der Buchstaben dazu und zwar theils in ihrer natürlichen Gestalt, theils in verschiedenen Stellungen, Abänderungen und Verbindungen; auch scheint man in gewissen Fällen die Accente mit in Anwendung gebracht zu haben. So gekünstelt und schwierig dieses Notensystem auch gewesen zu sein scheint, so ist doch wohl die Annahme, daß man über 1600 (nach Andern nur 990) verschiedene musikalische Zeichen gehabt habe, übertrieben und neuere Forscher haben gezeigt, daß sich die Griechen mit höchstens 145, muthmaßlich aber nur mit 90 begnügt haben. Diese Zeichen blieben bis zu Ende des VI. Jahrh. gebräuchlich, wo sie Gregorius d. Gr. abschaffte und an ihrer Stelle für die sieben ersten tiefen Töne die Buchstaben A B C D E F G, für die sieben folgenden die kleinen a b c ꝛc. und für die sieben hohen Töne aa, bb ꝛc. einführte. In den nächsten Jahrhunderten bediente man sich einer unbestimmten Anzahl Linien, auf welche man die Buchstaben zu besserer Übersicht setzte (s. d. Art. Tabulatur), bis später angeblich zuerst durch Guido von Arezzo (s. d. Art.) die Buchstaben ganz abgeschafft und statt deren bloße Punkte (oder Quadrate) angewandt wurden, die man auf und zwischen ein Noten- oder Liniensystem (Notenzeile) von 5 Linien setzte. Die Buchstaben dienten jetzt nur noch als Schlüsselzeichen (s. d. Art. Schlüssel). Jean de Mûrs, oder wie man mit mehr Wahrscheinlichkeit annimmt, schon Franco von Köln (s. d. Art.) gab den N. die Form von Quadraten und je nach der verschiedenen Gestalt derselben eine bestimmte Zeitdauer. Mouton endlich, Kapellmeister unter dem Könige Franz I. von Frankreich, brachte im XVI. Jahrh. die laufenden N. und die Zergliederung derselben in N. von geringerer Geltung in Aufnahme. So hat sich das heut noch übliche Notensystem in seiner jetzigen Gestalt ausgebildet und keine vorgeschlagene Neuerung, wie z. B. Zifferschrift u. a. hat es bis jetzt, da es wirklich seinen Zweck vollkommen und am Besten erreicht, verdrängen können. Die verschiedene Gestalt der N. dient, wie schon angedeutet ist zur Bestimmung ihrer Geltung. Dieselbe ist folgende: , maxima, Größe (franz. maxime; ital. massima); , longa, lange (franz. longue; ital. lunga); oder , brevis, kurze (franz. brève oder carrée; ital. breve); , semibrevis, halbe kurze (franz.

semibrève, blanche; ital. semibreve); 𝅗𝅥 minima, kleinſte (franz. minime, demi-blanche; ital. minima); ♩, semiminima, halbe kleinſte (franz demiminime oder noire; ital. semi-minima oder un quarto); ♪, fusa oder unca, geſtrichene (franz. croche; ital. fusa oder unca); 𝅘𝅥𝅯, semifusa oder bis unca, zweimalgeſtrichene (franz doublecroche; ital. semicroma oder un sedecimo); 𝅘𝅥𝅰, subremifusa oder ter unca, dreimal geſtrichene (franz. triplecroche; ital. biscroma). Die 𝅘𝅥𝅱 nennen die Franzoſen quadruple-croche, die Italiener semibiscroma. Nach der modernen deutſchen Benennungsart nimmt man bekanntlich 𝅝 als Einheit oder ganze Note an und nennt nun 𝅗𝅥 eine halbe ꝛc. — Was den Druck der N. betrifft, ſo geſchah derſelbe früher nach Art des Holzſchnittes mit ganzen Holztafeln oder Platten. Die älteſten Notendrucke dieſer Art ſind vom Jahre 1473 und in dem von Schöffer 1490 herausgegebenen mainziſchen Pſalter findet man Pſalmenmelodien auf dieſe Art gedruckt. Später bediente man ſich der Kupferplatten und im XVIII. Jahrh. der Zinnplatten, bis Breitkopf (ſ. d. Art.) im Jahre 1755 die bereits im XVII. Jahrh. von Sanlecque in Paris erfundenen beweglichen Notentypen zu einem hohen Grade von Vollkommenheit und allgemein in Aufnahme brachte. Übrigens verdient wohl unbedingt der Notenſtich auf Kupferplatten den Vorzug vor dem Zinnſtiche und dem in neuerer Zeit ſo beliebt gewordenen Steindrucke. — Noch gedenken wir endlich der ſogenannten Notenſchreibmaſchine (Phantaſiermaſchine, Notenſetzer, Extemporirmaſchine) als einer höchſt intereſſanten Erfindung. Schon im Jahre 1747 hatte der engliſche Geiſtliche Creed den Vorſchlag zur Erbauung einer Maſchine gemacht, welche an einem Inſtrumente angebracht von ſelbſt Alles, was geſpielt würde, in N. ſetzen ſollte. Merkwürdiger Weiſe verfiel etwas ſpäter, ohne etwas von Creed's Entwurf zu wiſſen, der Bürgermeiſter Unger zu Eimbeck auf die nämliche Idee und legte dieſelbe im Jahre 1752 der berliner Akademie zur Prüfung vor. Euler intereſſirte ſich dafür und übertrug dem Mechanikus Hohlfeld die Ausführung. Indeß es beſtätigte ſich die Erfindung nur zum Theil und gerieth daher in Vergeſſenheit. 29.

Noth, lat. necessitas; franz. necessité, peine; engl. need, necessity, iſt die Lage eines Individuum, in welcher ſeine Exiſtenz völlig auf dem Spiele ſteht; der Eintritt derſelben in einzelner Art iſt der Nothfall. Da nun ein Jeder den Trieb der Selbſterhaltung hat und dieſer mit Allgewalt auf ihn wirkt, ſo daß er in der N. jedes ihm ſich darbietende Mittel ergreift, um ſich daraus zu retten, ſo gilt die N. in jeder Hinſicht als ein Entſchuldigungsgrund für Handlungen, welche in anderen Fällen Unrecht ſein würden. Wer aus Hunger einem Andern Nahrungsmittel entwendet oder als Schiffbrüchiger einen Andern von dem rettenden Balken hinwegſtößt, um ſich zu erhalten ꝛc., kann nicht als Dieb oder Mörder beſtraft werden. Doch hat die Moral hierbei Manches zu erinnern und der Begriff der N. darf nicht ſo weit ausgedehnt werden, als wenn in der N. Alles erlaubt wäre; denn die N. gibt noch Niemandem ein Recht zu ſtrafwürdigen Handlungen und das Sprüchwort „Noth hat kein Gebot" bedeutet nicht eine abſolute Geſetzloſigkeit, ſondern iſt nur eine Erklärung der durch die N. erzeugten Handlungsweiſe, zu welcher der innere unwiderſtehliche Antrieb treffend mit einem andern Sprüchworte: „Noth bricht Eiſen", welches die Größe deſſelben darſtellt, bezeichnet wird. Der Begriff der N. wird aber immer ein ſchwankender bleiben, da ihre Grade verſchieden ſind, und es kann viele Fälle geben, wo ſich Handlungen mit der N. entſchuldigen laſſen, welche nur ſcheinbar dadurch veranlaßt wurden. Jedenfalls muß es auf das Gefühl deſſen, der ſich in N. fühlt, an-

kommen, ob er seine Handlungsweisen als nothgedrungen gethan vor seinem Gewissen verantworten kann oder nicht. 9.

Nothadresse. Wird die Erfüllung des auf dem Wechsel ausgesprochenen Gesuchs (Adresse, s. d. Art.) durch irgend etwas unterbrochen, so ist der Nothfall zur Ergreifung anderweiter Maßregeln vorhanden. Für diesen Fall pflegen vorsichtige Giranten (seltener der Aussteller), um die außerdem bevorstehende Regreßnahme zu vermeiden, noch eine andere Person auf dem Wechsel zu bezeichnen (N. zu stellen), an welche man sich der Befriedigung halber zu wenden habe. Es geschiehet solches ungefähr mit den Worten: „nöthigen Falls" oder „im Falle", ingleichen „im Nothfalle sich an N. zu wenden", ohne weitere Namensunterschrift. Diese Person erhält dann gehörigen Avis, der Inhaber des Wechsels aber hat durch die beim Bezogenen wegen „Mangels an Acceptation" und rücksichtlich „Mangels an Zahlung" aufgenommenen Proteste beim Adressaten zu bescheinigen, daß Nothfall wirklich vorhanden gewesen sei, und darauf von diesem gegen Aushändigung der Proteste (unter Protest) die Acceptation und Zahlung zu erlangen. 10.

Notherben sind diejenigen nächsten Anverwandten eines Familienmitgliedes, denen beim Ableben desselben nothwendigerweise ein gewisser von den Gesetzen bestimmter Theil der Verlassenschaft als Erben gelassen werden muß. Es sind solches nach römischem Rechte zunächst die Verwandten in absteigender Linie, als Kinder, Enkel ꝛc., und wenn dergleichen nicht vorhanden sind, dann die in aufsteigender Linie, Eltern, Großeltern ꝛc. Diesen gebührt der sogenannte Pflichttheil (legitima pars). Bei Errichtung letztwilliger Verordnungen sind dieselben wenigstens als Erben zu erwähnen, es sei der ihnen ausgesetzte Theil auch noch so gering; oder aber es ist die gesetzliche Enterbungsursache genau anzuführen. Ist weder das Eine noch das Andere geschehen, so nimmt man an, der Testirer habe diese Personen, seinen Pflichten gegen sie uneingedenk, vergessen und nennt solches Testament ein pflichtwidriges (inofficiosum). Die vergessenen oder nicht rechtmäßig enterbten N. haben das Recht, die Erbeinsetzung als pflichtwidrig (inofficios) anzufechten und die Intestaterbfolge zu verlangen, wobei jedoch die Legate als Fideicommisse gelten. Ist der ihnen beschiedene Erbtheil blos zu gering, so haben sie die Klage auf Erfüllung des gesetzlichen Quantum (suppletoria actio) zu erheben. Auch ein Nachgeborener, welcher nach Errichtung des Testaments erst zur Welt kam, ist dasselbe anzufechten berechtigt, wenn nicht die Clausel darin enthalten ist, daß ein jeder Notherbe, der sich finden würde, den Pflichttheil als Erbe haben solle. Nach Ähnlichkeit dieser Grundsätze rechnet man in neueren Zeiten auch diejenigen zu den N., welchen eine statutarische oder gesetzlich bestimmte Erbportion zukommt, deren Gewährung sie aus dem übrigen Nachlasse zu verlangen berechtigt sind. Es sind solches die Ehegatten. 3.

Nothlüge, s. Lüge.

Nothtaufe, s. Taufe.

Nothwehr, Vertheidigungsrecht, Selbstvertheidigung, lat. moderamen inculpatae tutelae; franz. défense forcée; engl. defense for life, heißt das Recht, eine begonnene Rechtsverletzung durch Gewalt zu unterbrechen, so daß sie nicht bis zur gänzlichen Ausführung kommt. Dieses Zwangsrecht dauert so lange, bis der Angreifende abläßt einzudringen, daher der Name N., weil der Angegriffene so lange in Noth sich befindet. Natürlich muß sie in den Grenzen wahrer Vertheidigung bleiben, ohne Ausartung in Angriff, wodurch sie sich von der Selbsthülfe unterscheidet. Übrigens steht die Ausübung der N. jedem Staatsbürger nur unter folgenden Bedingungen zu: es muß ein unvermutheter, unrechtmäßiger und in offenbare Gefahr setzender Angriff auf ein Recht ge-

schehen, dabei unmöglich sein, dem Rechtsverluste ohne Gewalt zu entgehen oder doch Schadenersatz dafür zu erhalten; ferner muß der angewendete Zwang mit der Größe des Angriffs übereinstimmen, obgleich dieß in einzelnen Fällen eine Ausnahme gestattet, wie z. B. bei der Nothzucht, die rechtlicher Weise sogar mit Tödtung des Angreifenden abgewehrt werden kann. Auch brauchen die gegen einander gebrauchten Waffen einander nicht gerade gleich zu sein. Immer ist es schwer das moderamen festzuhalten und die nicht erfolgte Überschreitung zu beweisen. 64.

Nothwendigkeit, lat. necessitas, necessarium; franz. necessité; engl. necessariness, ist die Eigenschaft des Seins, welche auf einem zwingenden Grunde beruht, der Begriff des Müssens. Sie ist aber entweder eine logische, wenn das formale Denken das Gegentheil davon verwerfen muß, oder eine reale, wenn sie sinnlich als solche aufgefaßt wird, und in beider Hinsicht wieder entweder eine absolute, wenn der Grund des Seins in dem Gegenstande selbst liegt, oder eine bedingte, relative, wenn dieser Grund außerhalb desselben sich befindet. Der ganze Begriff steht aber unter dem Gesetze der Causalität und wird durch dieselbe bedingt. Ob das Sein an sich etwas absolut oder nur bedingt Nothwendiges sei, ist der beständige Streit der Philosophen gewesen; doch läßt sich dieses nur von Gott behaupten, während alle Dinge ihren Grund in ihm finden. Anders ist das Sein in Bezug auf seine Erscheinung; denn was auch die Skepsis dagegen einzuwenden haben möge, so läßt sich doch keine Erscheinung ohne ein vorausgehendes Sein denken, welches also dazu absolut nothwendig ist, wiewohl die Phantasie selbst aus vorhandenen Gegenständen wieder andere sich bilden kann, ohne daß diese Realität haben und der Zusammenhang zwischen Realität des Dings und Begriff ist durchaus kein nothwendiger. Die Art des Seins hingegen unterliegt der unbedingten N., wenn sie zum Begriffe des Dings gehört, z. B. daß ein Kreis rund ist; denn durch das Gegentheil wird die Sache selbst aufgehoben. 9.

Nothzucht, lat. stuprum violentum; franz. viol, violement; engl. violation, racishment, besteht in der Ausartung des Mannes, welcher, den Charakter der Großmuth verläugnend sich unterfängt, eine Frauensperson zur Verstattung der Unzucht zu zwingen. Man setzt strafrechtlich dieses Verbrechen, dessen moralische Verworfenheit in dem thierischen Beginnen zu suchen ist, in die Gewaltthat gegen die Person und in den unmittelbaren Frevel gegen die Grundvesten des Geschlechtsverbandes, dessen Zweck zunächst die Sicherstellung der Person und dann erst das Vermögen betrifft, und der Verlust des Lebens ist nach den ältern sächsischen Gesetzen (L. R. III. art. 1.) die Strafe für den Thäter. Andere Rechtslehrer wollen dagegen das Merkmal des Verbrechens darin suchen, daß der Frevel eine ehrbare Frauensperson, nicht aber eine von zweideutigem Rufe betroffen habe, wodurch jedoch dem Thäter allemal die Reservation, daß letzteres der Fall gewesen sei, vorbehalten wird. 3.

Notker, mit dem Beinamen Labeo (Großlippe), ein Mönch zu St. Gallen, welcher sich um die Ausbildung der deutschen Sprache große Verdienste erwarb und außerdem in vielen Fächern des Wissens bedeutende Kenntnisse besaß, starb 1022 in seinem Kloster an der Pest. Sein bekanntestes Werk ist die fränkische Übersetzung des Psalters (in Schilter's „Thesaur. antiq. germ. Vol. I. Pars I.), welche, was die Kraft des Ausdrucks betrifft, wohl alle späteren Übertragungen und Nachbildungen übertreffen möchte. Sie bindet sich nicht mehr so genau, wie frühere Bearbeitungen lateinischer Originale, an die lateinische Wortfolge, sondern bewegt sich freier, natürlicher und harmonischer. N.'s übrige Arbeiten (Übersetzungen des Boëthius, des Aristotelischen Organons, des Martianus Capella, des Buches Hiob u. s. w.) sind noch ungedruckt. 67.

Notturno, s. Serenade.

Noūmen, Noumenon Gedankending, ist ein jedes Ding, sobald wir es von der erfahrungsmäßigen Anschauung gesondert ganz für sich denken. Es wird so entgegengesetzt dem Phänomenon, dem Dinge in der Erscheinung. Kant brauchte vorzugsweise jenen Ausdruck für das uns unbekannte Substrat der Erscheinungen, was als solches nie in die Erfahrung tritt, sondern einzig von uns gedacht wird, als die Grenze der Wahrnehmung, als ein Negatives, Leeres, in Bezug auf diese. (Vergl. den Art. Kriticismus.) 80.

Novalis, s. Hardenberg.

Novatianer hießen die Anhänger des römischen Presbyters Novatianus, welcher um die Mitte des III. Jahrhunderts nach Chr. lebte und wahrscheinlich Verfasser der Schrift „De trinitate s. regula fidei" (ed. Welchmann. Oxon. 1724. 1728), einer Übersicht des Wesentlichen der Glaubenslehre, ist. Er beurtheilte die sogenannten Gefallenen, welche, um sich bei den Christenverfolgungen zu retten, Christum verläugnet hatten, sehr streng und verwarf die Wiederaufnahme derselben. Als daher die mildere Mehrzahl nach dem Tode des Fabian in Rom einen Presbyter Cornelius zum Bischofe gewählt hatte, stellte die strengere Partei (251) in dem Novatianus einen Gegenbischof auf. Die so entstandene Separatgemeinde der N., welche allmählig in ihrem Rigorismus immer weiter gingen, verbreitete sich auch über Italien hinaus und dauerte einige Jahrhunderte hindurch fort. Sie schlossen alle Todsünder, d. i. die des Abfalls, Mordes, Ehebruchs Schuldigen, von der Kirche, als einer Gemeinde der Heiligen und Reinen (daher ihr Name καθαροὶ), hoffnungslos aus, hoben die Gemeinschaft mit der katholischen Kirche auf und tauften die von derselben zu ihnen Übertretenden von Neuem. Diese Secte, in Phrygien mit den Montanisten vermischt, erhielt sich bis ins V. Jahrhundert. 63.

Novation heißt im weitern Sinne jede Veränderung an einer festbestimmten Verbindlichkeit; im engern Sinne und nach dem römischen Rechte die völlige Tilgung einer Obligation durch Eingehung einer neuen an die Stelle jener tretenden Verbindlichkeit. Eine solche N. geschieht entweder ohne Veränderung des Schuldners oder dadurch, daß ein anderer Schuldner eintritt und der ursprüngliche ganz frei wird, und wird in beiden Fällen novatio privativa genannt. Ihr wird die novatio cumulativa entgegengesetzt, durch welche, ohne daß die Hauptverbindlichkeit aufgehoben ist, nur Zusätze und Veränderungen derselben bewirkt werden. Eben so theilt man die novatio in voluntaria und necessaria ein, je nachdem sie nach freier Willkühr der Interessenten eintritt oder nicht, ein Fall der letztern ist der der Litiscontestation. Die Erfordernisse der N. hier aufzuzählen scheint ungehörig; nur so viel sei noch erwähnt, daß die Form derselben nach römischem Rechte die Stipulation war, jetzt aber jede Übereinkunft genügt, wenn nur der animus novandi bestimmt erklärt ist. 64.

Novelle ist der engsten Wortbedeutung nach eine „Neuigkeit," eine Anekdote, ein Schwank, eine auffallende kleine Geschichte; in der Ästhetik nennt man N. eine Mittelgattung zwischen dem Märchen und dem Romane. Ist das Märchen mehr symbolischer Art, so hält sich die N. enger an die Geschichte und beschäftigt sich mit den Schicksalen und Abenteuern, mit der Charakterschilderung eines Individuum. Von dem Romane unterscheidet sie sich durch ihren kleinern Umfang und durch ihre thatsächliche Einzelheit; der Roman umfaßt die Lebensgesammtheit und somit alle Beziehungen und Verhältnisse derselben, die N. hat nur ein individuelles Interesse. So geringfügig demnach das Wesen in der N. erscheinen möchte, so schwer ist die Hervorbringung einer gelungenen. Sie soll sowohl durch Geist und Neuheit des durchziehenden Grundgedankens, als auch durch ihre poetisch-künstliche Abrundung erfreuen; die Gestalten sollen anziehend und bedeutend, der Plan soll einfach, die Verwickelung leicht und doch

effektvoll, die Darstellung natürlich und schmucklos sein. Der Dichter wird seine Meisterschaft bewähren, wenn er in räumlicher Kürze sich fassend mit kräftig sicherem und gleichmäßigem, unübereiltem Schritte das Ziel erstrebt. Weder allzugroße Breite, Episoden und lange Schilderungen dürfen den Leser ermüden, noch dürfen die Begebenheiten unklar über einander berstürzen; die Katastrophe, mag sie sich heiter oder tragisch lösen, darf nicht drückend auf das Gemüth wirken, sondern eine wohlthuende Behaglichkeit zur Folge haben. Die Form soll sinnreich und anmuthig sein, die Darstellung die rechte Mitte zwischen lyrischem Schwunge und prosaischer Kälte halten. Die N. soll uns so angenehm berühren wie eine geistreiche und erheiternde Unterhaltung im gesellschaftlichen Leben. Ein tüchtiger Novellendichter müßte also das Geheimniß einer in angenehmer Leichtigkeit bedeutsamen Unterhaltung, große Weltkenntniß, ausgedehntes, aber keineswegs sich breit machendes Wissen, Geist, Witz, eine glückliche Phantasie und eine künstlerisch ausgebildete Darstellungsgabe besitzen. Ob sich für die N. nur ausschließend die Prosa eignet, wollen wir hier nicht untersuchen; die meisten Kunstrichter sind dieser Ansicht und sie möchten, wenn man doch einmal die N. mit gesellschaftlicher Conversation vergleichen will, leicht Recht behalten. Eben so wird es sich nach dieser Ansicht mit der Ablehnung alles Wunderbaren verhalten, obschon man manchmal (wie Grazzini in früherer und Tieck in der neuesten Zeit) durch Einführung desselben sich dem lediglich als Spiel zu betrachtenden Märchen zu nähern gesucht hat. Meister in der N. sind die Italiener und unter ihnen steht G. Boccaccio am höchsten. Außer ihm sind F. Sacchetti, M. Bandello, Geraldi Cinthio, Masuccio, G. F. Straparola und G. Casti zu nennen; F. Sansovino kann nur als Sammler gelten. (Treffliches über die italienische N. und eine Auswahl nebst Erläuterungen gab C. F. von Rumohr in seiner „Sammlung für Kunst und Historie," Hamb. 1816—24. 8.) Bei den Spaniern gelten Cervantes und Montalvan; bei den Franzosen Frau von Lafayette, Scarron und Florian; bei den Engländern Defon und H. Walpole als die vorzüglichsten Novellisten. Unter den Deutschen führen wir außer den großen Meistern in dieser Gattung, Tieck, H. v. Kleist und Göthe, nur noch Zschokke, W. Alexis (Häring), Arnim, Steffens und L. Schefer an. Eine schätzenswerthe Sammlung italienischer, spanischer, französischer, englischer und deutscher Novellen ist E. von Bülow's „Novellenbuch" (Leipzig 1834—35. 2 Thle. 8.). Wie wenig die zahllosen sogenannten jedes Jahr in Deutschland auftauchenden Novellen dem Begriffe der eigentlichen N. entsprechen, braucht kaum bemerkt zu werden. — Novellen, (juriſt.), ſ. Corpus juris. 66.

Noverre (Jean George), der Reformator des Ballets in Europa, 1727 zu Paris geboren, wurde von seinem Vater, einem alten Soldaten, zum Kriegshandwerke bestimmt, ließ sich aber durch keine Gewalt von der Musik und Tanzkunst abwendig machen und trat, nachdem er in der letztern bei dem berühmten Tänzer Dupré gründlichen Unterricht erhalten hatte, zum ersten Male in Fontainebleau mit großem Beifalle auf. Durch den großen Friedrich und den Prinzen Heinrich, welche für französischen Tand unheilbar eingenommen waren, nach Berlin beschieden, trug er einige Jahre sein Scherflein zu den Vergnügungen des Hofes bei, kam aber schon 1749 nach Frankreich zurück, wo er sich bald durch seine Ballette einen bedeutenden Namen erwarb. Nachdem er sich in England auf Garrik's Bühne und durch dessen meisterhaftes Spiel im Ausdrucke der Charaktere ausgebildet hatte, ließ er sich in Lyon nieder und brachte durch die neuen Ansichten über seine Kunst, welche er in seinen „Lettres sur la danse et sur les ballets" (Lyon 1760. 8. N. L. Par. 1807. 2 Voll. 8., deutsch von J. E. Bode, Hamb. und Bremen 1769. 8.) niederlegte, die ganze Tänzerwelt

gegen sich auf. Besser als sein Vaterland wußte der Herzog von Würtemberg seine Verdienste zu schätzen und behielt ihn mehrere Jahre zur Verschönerung der Hoffeste bei sich. Bei der Vermählung der Erzherzogin Karoline von Östreich mit dem Könige von Neapel wurde er nach Wien berufen und von der Kaiserin Maria Theresia, welche ihn mit Wohlthaten überschüttete, zum Balletmeister ernannt. Später folgte er dem Erzherzoge Ferdinand nach Mailand, wo seine Vorstellungen mit großem Beifalle aufgenommen wurden, und machte, nachdem er durch die Aufhebung des Hoftheaters zu Wien seine Stelle verloren hatte, eine zweite Reise nach England. Von der Königin Marie Antoinette als erster Balletmeister nach Paris berufen glänzte er in der Hauptstadt mit seiner Kunst, bis ihn die Revolution, welche ihn auch seines bedeutenden Vermögens beraubte, zwang, nach London zu flüchten. Unter dem Kaiserreiche lebte er ruhig und in mittelmäßigen Glücksumständen zu Saint-Germain-en-Laie, wo er am 19. Nov. 1810 in einem sehr hohen Alter starb. N. hatte von seiner Kunst einen sehr hohen Begriff und forderte von einem guten Balletmeister außer der Tanzkunst auch noch mannigfache Kenntnisse aus der Mathematik, Anatomie, Malerei und Poesie. „Oeuvres" (Petersb. 1803. 4 Voll. 4.). 67.

Novi, eine Stadt in der Provinz Genua des Königreichs Sardinien, ist denkwürdig durch einen Sieg der Östreicher und Russen unter Kray und Suwarow über die Franzosen unter Joubert und Moreau am 15. Aug. 1799. — Das hart bedrängte Tortona, nächst Coni und Genua noch der einzige in französischen Händen befindliche Rest der Napoleon'schen Eroberungen, zu entsetzen war der jugendlich kühne Joubert mit seinem den Gegnern bei Weitem nicht gewachsenen Heere herbeigeeilt und bereitete sich auf den Höhen von N. zum baldigen Angriffe. Sein rechter Flügel lehnte sich an die Scrivia, der linke dehnte sich bis zur Mündung des Lemmo in die Orba bei Basaluzzo aus und das Centrum stand bei N. selbst. In dieser Stellung sah er sich plötzlich angegriffen. Zuerst wurde sein linker Flügel von den Östreichern unter Kray hart bestürmt, doch widerstand er mit Erfolg, da auch das Centrum die verzögerten und überdieß matten Angriffe Suwarow's tapfer abschlug. Allein der rechte Flügel vermochte nicht den hartnäckigen Anlauf des östreichischen linken unter Melas zurückzuweisen; er wurde zurückgedrängt und zuletzt umgangen. Heftig verfolgt trat hierauf Moreau, denn dieser hatte an Joubert's Stelle, der gleich anfangs geblieben war, das Commando übernommen, den Rückzug durch den Engpaß Bocchetta an, nicht ohne bedeutenden Verlust an Mannschaft und Kanonen zu erleiden. Die Alliirten hatten 8000 Mann eingebüßt, die Franzosen das Doppelte. In Folge dieser Niederlage fiel Tortona und bald auch Coni in die Hände der Sieger und nur Genua blieb noch den Franzosen. 15.

Novius (Quintus), von unbekannter Abstammung, wahrscheinlich im Anfange des VII. Jahrh., ein römischer Dichter, war nebst L. Pomponius der Erste, der die Atellanen (s. d. Art.), die zu den ältesten scenischen Spielen der Römer zu gehören scheinen, mit gutem Erfolge erneute; doch ist uns nichts von seinen poetischen Erzeugnissen erhalten worden. 20.

Novizen (novicii) heißen diejenigen Personen, welche in einen geistlichen Orden eintreten wollen, während der Probezeit, die sie vor ihrer wirklichen Aufnahme zu bestehen haben. Die Dauer des Noviziats beschränkt sich gewöhnlich auf ein Jahr. Der Zweck dieser Probezeit ist, den Candidaten zu prüfen, ob er für den Orden, in welchen er aufgenommen sein will, auch tauglich sei. Er muß daher die geistlichen Übungen und den Kirchendienst des Ordens erlernen, die niedrigsten Klosterdienste verrichten, großentheils Stillschweigen beobachten, dem Novizenmeister, welcher über die Neulinge die Aufsicht führt, von allen, auch den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und harten Strafen sich un-

terwerfen, wenn er nur das geringste Versehen begeht. Doch wird zuweilen aus Rücksichten die Strenge bei Behandlung der N. gemildert. Nach Beendigung des Probejahres steht es dem N. frei, wieder auszutreten oder nun förmlich die Ordensgelübde abzulegen. Ist derselbe nach überstandenem Noviziate ausgetreten und sucht späterhin abermals um die Aufnahme nach, so kann er zur Gelübdenablegung oder zum Profeß zugelassen werden, ohne das Noviziat wieder bestehen zu müssen. 63.

Nowaja-Semlja, eine zum russischen Gouvernement Archangel gehörige Insel, die größte aller Inseln des nördlichen Eismeers, umfaßt einen Flächenraum von mehr als 4000 □ Meilen und wird durch die Straße Matotschnoi in zwei ungleiche Hälften getheilt. Ihr bis jetzt bekannter nördlichster Punkt ist nach den Bestimmungen Lütke's, welcher sie von 1821—1824 viermal untersuchte, 76° 45′ Br., allein ob es wirklich der nördlichste sei, ist immer noch nicht entschieden, da Lütke durch Eis an weiterm Vordringen von dem angegebenen Punkte aus gehindert wurde. Auch die neueste Expedition, welche im Jahre 1832 auf Kosten Archangel'scher Kaufleute nach N. unternommen wurde, gab keine neuen Resultate. Die nakten Berge dieser Insel sind mit Schnee und Gletschern bedeckt; die Vegetation ist nur gering und besteht höchstens in Moosen, Beeren und einigen Zwergbäumen; auch hat sich die uralte Sage von dem Silberreichthume der Insel bei genauer Untersuchung nicht bestätigt gefunden. Desto wichtiger ist der Reichthum an Thieren, besonders an Rennthieren, Seekälbern, Robben, Füchsen, weißen Hunden, Fischottern, Eisbären, Schildkröten u. a., auch Möven und Adlern. Es wird daher die Insel von Jägern häufig besucht; eine beständige Niederlassung aber ist zur Zeit noch nicht gegründet worden. 15.

Nowgorod-Weliki (Groß-Nowgorod), die Hauptstadt des russischen Gouvernements Nowgorod, liegt zu beiden Seiten der Wolchow am Ausflusse derselben aus dem Ilmensee und hat jetzt noch 10000 Einwohner. Einst aber war sie die größte Stadt Rußlands und zur Zeit ihrer Verbindung mit der Hanse im XIV. und XV. Jahrh. als Handelsstadt und Stapelplatz des nordischen und morgenländischen Verkehrs von hoher Wichtigkeit. Die nach Wladimir's Tode herrschenden Unruhen benutzend hatte sie sich unabhängig gemacht und bald solche Macht erlangt, daß das Sprüchwort gewöhnlich wurde: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!" Damals zählte sie 400000 Einwohner. Als aber Parteisucht und Bürgerzwist einriß, auch der Handel durch äußere Verhältnisse an seinem frühern Umfange verlor, welkte schnell die vorige Blüthe; die Stadt ward 1478 eine Beute des Großfürsten Iwan Wasiljewitsch und ihre Größe hundert Jahre später bei einem verunglückten Versuche zum Aufstande für immer vernichtet. Noch jetzt als Schattenbild des alten N. bietet sie immer noch einen eigenthümlichen Anblick dar, besonders durch ihre 62 Kirchen, deren viele vergoldete oder versilberte Kuppeln tragen. Die merkwürdigste dieser Kirchen ist die Kathedrale der heil. Sophia im Kreml, welche im XI. Jahrh. erbaut wurde. Berühmt ist die kunstvoll aus Bronze gegossene Hauptthüre derselben, deren zwei Flügel, unter dem Namen der korsun'schen oder cherson'schen Thüren bekannt, mit Darstellungen von 48 Gegenständen aus der biblischen Geschichte und der russischen Legende in erhabener Arbeit bedeckt sind. Man hält dieselben so wie die sogenannte schwedische Thür an derselben Kirche für ein Werk deutscher Kunst. Im Innern der Kirche ist die Kapelle des heil. Iwan von N., zu welchem häufige Wallfahrten geschehen. — Jetzt ist N. der Sitz eines Metropoliten. 15.

Nowosilzoff (Graf von), russischer Staatsminister, Mitglied des Reichsraths, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, betrat jung die diplomatische Laufbahn und hatte bereits mehrere Sendungen zur Zufriedenheit seines Hofes beendigt, als er 1805 dem zwischen England und Rußland (11. April)

geschlossenen, sogenannten Concerttractate gemäß von der russischen Regierung als Vermittler des Friedens zwischen Frankreich und England abgesendet ward. Als er aber bei seiner Ankunft in Berlin von den in Italien vorgefallenen Veränderungen benachrichtigt ward, erklärte er in einer Note an den preußischen Hof, daß nach diesen Vorgängen seine Sendung überflüssig sei, worauf er (18. Juli) Berlin, wo er den König von Preußen nicht zu einer Kriegserklärung hatte bewegen können, wieder verließ. Glücklicher war er in Bezug auf Östreich, welches durch den Grafen von Stadion den Concerttractat in Petersburg (9. Aug.) unterzeichnen ließ. Bereits zum geheimen Rathe ernannt ward er 1814 Mitglied der russischen provisorischen Regierung des Königreichs Polen und bald darauf an die Spitze der Commission gestellt, welche Alexander zur Entwerfung eines Gesetzbuches für seine Staaten niedergesetzt hatte. Als der Ruf der demagogischen Umtriebe in Deutschland auch nach Litthauen drang, ward ihm, da er als erster Demagogenfeind galt, die Oberaufsicht über die Universität Wilna übergeben, nachdem der Fürst A. Czartoryski entfernt worden war. Außerdem ernannte ihn der Kaiser bald nachher zu seinem Generalcommissair im Königreiche Polen. Wegen seiner Strenge war der Name N. hier sehr gefürchtet. In Warschau, wo er dem Range nach auf den Großfürsten folgte, umfaßte seine geheime Kanzlei Alles, was in geistiger Beziehung sowohl Polen als Rußland betraf. Nach dem Ausbruche der polnischen Revolution (29. Nov. 1830) kehrte er nach Petersburg zurück, wo ihm Nikolaus Sitz und Stimme im Reichsrathe verlieh. Gegenwärtig steht er an der Spitze der höchsten Staatsbehörde, des Reichsrathes. 25.

Novaden, s. Carrier.

Nubien, ein etwa 15000 □Meil. großes breites Stufenland zwischen Hoch- und Tiefafrika, umfaßt in weiterm Sinne den ganzen Mittellauf des Nilstroms von seinem Hervorströmen aus der Kolla bis zu seinem Eintritte in Ägypten (von 13° — 24° 10′ N. Br.) und zerfällt von Süden nach Norden in drei Stufen, welche durch Berggüge von einander getrennt erscheinen. Die östliche Grenze ist der arabische Golf, die südliche Abyssinien, die westliche theils Kordofan, theils weiter nördlich die Sahara und die Nordgrenze Ägypten. Die erste oder südliche Stufe heißt Sennaar, wo die beiden Nilströme zusammentreffen und den Takasse mit dem Mareb aufnehmen. Hier liegt auch das Zweistromland Meroe (s. d. Art.), Schendy und Damer. Die Natur dieser Länder ist trefflich, die Vegetation außerordentlich üppig, das Klima mild; auch findet man, um Damer zumal, Alles herrlich angebaut. Die zweite Stufe, Dongola, bildet ein weites Thal, weidereich und fruchtbar und gleich der ersten Stufe reich an allen Producten Hochafrikas, auch hin und wieder trefflich angebaut. Nur an einigen Stellen wird das Hereintreten der großen Wüste bemerkbar. Die dritte Stufe endlich, N. im engern Sinne (Nuba und Kenus), bildet in ihrem östlichen Theile eine große unfruchtbare Wüste, während westlich die große Sahara liegt. Nur das Nilthal erscheint als fruchtbare Oase. Die Bewohner Nubiens, deren Zahl man auf 1 Mill. anschlagen kann, sind theils Araber, theils eigentliche Nubier (Nuba, Sennari und Kenus), ein Gemisch von Arabern und Sudannegern, oder wie die Nuba im Innern Neger aus Bertât, schwarz und wollhaarig, doch mit milden Gesichtszügen. Sie sind sämmtlich Muhammedaner und treiben mit wenig Ausnahmen Ackerbau, nur in der Wüste finden sich noch Nomaden. — Seit 1822 ist N. im Besitze des Vicekönigs von Ägypten, ein späterer Aufstand indeß machte das Reich Sennaar ziemlich unabhängig, obwohl es immer tributpflichtig blieb. (Vergl. Rüppel's und Burkhardt's „Reisen".) 15.

Nürnberg (L. 28° 45′, Br. 49° 27′ 8″), größte Stadt des Rezatkreises und nach München die größte Stadt des Königreichs Baiern, Sitz einer Polizeidirection, eines Stadt- und Handelsgerichts, eines Handelsappellationsgerichts,

eines Oberpostamts, Forst- und Rentamts, so wie einer der Schuldentilgungscassen des Königreichs, liegt in einer sandigen, aber höchst angebauten Ebene an der Pegnitz, die sie in zwei Theile, die Sebalder- und Lorenzerseite, theilt, ist unregelmäßig und im Ganzen altmodisch gebaut, mit einer innern Mauer, einem Zwinger, einer äußern Mauer und einem Stadtgraben umgeben, innerhalb derselben ihr Flächeninhalt 15331008 □ Fuß enthält, hat 79 innere und 40 äußere Thürme, 5 Haupt- und 3 kleinere Thore, wird in 8 Viertel und 122 Gassenhauptmannschaften eingetheilt und enthält außer den Vorstädten, die 843 Häuser in sich fassen, 3290 Häuser mit 41000 Einwohnern, unter denen 3700 Katholiken, 5 öffentliche Plätze, 190 Straßen, die meistens breit und gut gepflastert sind und zum Theil sich an der Anhöhe anlehnen und zur Nachzeit erleuchtet werden, 5 lutherische Pfarrkirchen, 3 andere lutherische, 1 reformirte, 1 katholische Kirche, 10 Hospitäler, 4 Siechhäuser, 1 Waisenhaus, 1 Hospital für Kranke mit ansteckenden und 1 für venerische Kranke, 1 allgemeines Krankenhaus, 1 Arbeitshaus, 1 Glasschleiferei im Fetthause, 1 Kindbetterinnenhaus, 11 Kornhäuser, 1 Salzmagazin, 1 Fleischbank an der Pegnitz, 60 Gasthöfe, 400 Bier- und Meth- und 14 Weinschenken. Merkwürdig sind: die alte Reichsfeste, ehemaliger Sitz der Burggrafen von Nürnberg, mit 1 Bildergallerie, dem 300 Fuß tiefen Brunnen, dem Heidenthurme, wahrscheinlich aus dem X. Jahrh., und einer von Heinrich's II. Gemahlin gepflanzten 700 Jahre alten Linde; das 275 Fuß lange schöne Rathhaus; das über einen Arm der Pegnitz erbaute Hospital zum heiligen Kreuz; das Zeughaus; die Hallgebäude; die St. Sebalduskirche mit 2 Thürmen, dem berühmten Grabmale des heil. Sebaldus, welches 15 Fuß hoch und aus 120 Centnern Metall gegossen und mit 12 bronzenen Apostelfiguren, jede fast 1 Elle groß, geziert ist und über 80 kleinere Figuren von Peter Vischer, viele Glasmalereien und andere Kunstwerke enthält; die Lorenzkirche, die größte in N., mit dem Sacramentshäuschen, vielen alten deutschen Gemälden und mit 2 kühn erbauten hohen Thümen; die Kirche des neuen Spitals zum heiligen Geist, worin seit 1424 die jetzt in Wien befindlichen Reichskleinodien aufbewahrt wurden; die Klarenkirche mit der ältesten Glasmalerei; die Ägydienkirche; die Frauenkirche; die Jakobskirche; die unvollendete Deutschhauskirche (jetzt Caserne) und die Johanniskirche, auf deren Hofe die Grabmäler mehrerer berühmten Nürnberger, Albrecht Dürer's (st. 1528), Hans Sachs' (st. 1576), Martin Behaim's (st. 1506), B. Pirkhaimer's u. A., sich befinden; das große heilige Geist-Hospital auf Gewölben über der Pegnitz; das grundherrische Haus, in welchem die goldene Bulle 1356 abgefaßt wurde; das Schauspielhaus; das gräflich nassauische, das tucherische, das Ball- und Mauthgebäude. Die Stadt wird noch durch einige Höfe, als durch den Dillinghof und durch die Peunt oder den Bauhof, durch viele öffentliche Springbrunnen, unter denen der 60 Fuß hohe schöne Brunnen mit 16 vier Fuß hohen Figuren, der Albrecht Dürer's Brunnen und die Fontaine auf dem Marktplatze sich auszeichnen, und durch 2 Brücken, als durch die Fleischbrücke, nach dem Muster des Ponte Rialto in Venedig erbaut und mit einem 97 Fuß weiten Bogen versehen, und durch die 1824 erbaute Kettenbrücke geziert. N. hat viele Unterichtsanstalten, als: 1 Gymnasium mit 6 Classen und mit Melanchthon's Bildsäule, 3 kleinere lateinische Schulen, 1 Schullehrerseminar, 1 Maler- und Zeichnungsakademie, 1 Real-, 1 höhere Töchterschule, 18 Zahl- und Frei-, 1 katholische und 1 Waisenhausschule, 1 Museum, 1 Conservatorium der Alterthümer, 1 Handlungsinstitut, 1 polytechnische Schule; Kunst-, Münz-, Naturalien und andere Sammlungen; 1 Stadtbibliothek mit 80000 Bänden und 6 andere öffentliche Bibliotheken; dann Albrecht-Dürers-Verein, dessen Versammlungen in Dürer's Hause gehalten werden; eine Gesellschaft des pegnesischen Blumenordens seit 1644; 1 Industrie- und Cultürverein; 1 naturhistorische

und chemisch-physikalische Gesellschaft; 1 Centralbibelgesellschaft; 1 Archiv; 1 Arbeitshaus; 1 Irrenanstalt; 1 Blindeninstitut und andere ausgezeichnete milde Anstalten und Gesellschaften. Auch verdienen die Landcharten-, Kunst-, Papier- und Buchhandlungen Nürnbergs einer ehrenwerthen Erwähnung; denn es gibt 15 Buchhandlungen, 3 Bücherantiquarien, 9 Kunst- und Landchartensammlungen, worunter Fembo mit der ehrwürdigen Firma Homann, Frauenholz und Weigel, 2 pädagogische Cabinette, 4 Papierhandlungen und 1 Handlung mit farbigem Papier aus eigener Fabrik. N. besitzt 487 Manufacturen und Fabriken mit 4300 Meistern, welche die mannigfaltigsten Artikel, als: Metall-, Holz- und Hornwaaren, Bleistifte, Cichorien, Pfefferkuchen, vorzüglich die sogenannten nürnberger kurzen Waaren und Spielsachen, die jedoch zum Theil auf dem Thüringerwalde und anderwärts gemacht und in die entferntesten Theile der Erde versendet werden, liefern. Nebenbei ist der Eigen-, Speditions- und Wechselhandel noch immer sehr bedeutend. Überhaupt sind aus dieser Stadt, die sich schon vor dem XIV. Jahrh. durch den Kunstsinn und die Industrie ihrer Bewohner auszeichnete, viele Künstler und wichtige Erfindungen hervorgegangen. Wir nennen davon nur den berühmten Behaim, Erfinder des Globus, Hieronymus Resch, einen geschickten Formschneider, Peter Vischer, einen berühmten Künstler in der Gelbgießerei, Rudolph, den Erfinder der Drahtziehplatte, Heinrich Traxdorf, welcher das Pedal erfand und eine damit versehene Orgel zu St. Sebald erbaute, Peter Hele, den Erfinder der Taschenuhren, Hans Meuschel, der große Vortheile im Posaunenmachen entdeckte, Erasmus Elsner, den Erfinder des Messings, Hans Lobsinger, den Erfinder der Windbüchse und der Pressen, um Figuren in Metall zu drucken, Christoph Denner, den Erfinder der Clarinetten, und einen Unbekannten, Erfinder des ersten Feuerschlosses. In den Umgebungen Nürnbergs wird starker Gemüse-, Tabaks- und Hopfenbau getrieben. Unter den nahen Vergnügungsorten sind der Dutzendteich, der Kraftshof mit dem schönen Irrhaine ꝛc. die anziehendsten. Auf der Petershaide findet ein jährliches Nationalfest statt. — N. hatte unter allen freien Reichsstädten in Deutschland das größte Gebiet, das auf 23 □Meil. etwa 70000 Menschen enthielt, und welches sich 1797 vergebens dem Könige von Preußen anbot. Den 12. Juli 1806 wurde die Stadt, durch den 17. Artikel der rheinischen Bundesacte, dem Könige von Baiern übergeben, der es auch als Souverain aus den Händen der französischen Behörde am 15. Sept. 1806 in Besitz nahm. 71.

Nürnberger Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Rechnungsmünzen: Reichsgulden zu 60 Kreuzer à 4 Pfennige. Der Zahlwerth ist entweder die Waarenzahlung nach dem 24 Guldenfuße oder die Courantvaluta nach dem 20 Guldenfuße. Die wirklich geprägten Münzen sind: a) in Golde: Ducaten zu $4\frac{1}{2}$ Fl. Cour. oder $5\frac{2}{5}$ Fl. Münze, Goldgulden zu $3\frac{1}{6}$ Fl. Cour. oder $3\frac{4}{5}$ Fl. Münze; nach dem Reichsfuße b) in Silber: Conventionsspecies zu 2 Fl. Cour. oder $2\frac{2}{5}$ Fl. Münze, halbe und Viertelspecies nach Verhältniß, Kopfstücke zu 20 Kreuzer Cour. oder 24 Kr. Münze, halbe und Viertelkopfstücke nach Verhältniß; nach dem Conventionsfuße ausgemünzt 3 Kreuzerstücke und 1 Kreuzerstücke als Scheidemünze. II. Längenmaße. Der bekannte Artilleriefuß hält 129,8 pariser Linien und wird in 12 Zoll à 12 Linien à 12 Punkte oder auch in 10 Zoll à 10 Linien à 10 Punkte eingetheilt. 1 Fuß oder Schuh = 12 Zoll à 12 Linien hält 134,75 par. Linien; 1 Elle = 291 par. Linien; 1 kleine Ruthe = 12 Fuß, 1 große Ruthe = 16 Fuß. III. Flächenmaße. 1 □Fuß = 144 □Zoll; 1 kleine □Ruthe = 144 und 1 große □Ruthe = 256 □Fuß; 1 Morgen oder Tagewerk = 200 große □Ruthen = 44802 par. □Fuß. 1 Acker = kleinen □Ruthen = 20160 par. □Fuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubikfuß = 1728 Cubikzoll = 1414,3 par. Cubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Simra

oder Simer hartes oder glattes Getreide = 2 Malter = 16 Metzen à 1002 38 par. Cubikzoll; 1 Simra rauhes Getreide = 4 Malter = 32 Metzen à 926,88 par. Cubikzoll; 1 Malter = 8 Metzen = 32 Diethaufen = 64 Diethäufla = 128 Maß. VI. Weinmaß. 1 Fuder = 12 Eimer; 1 Eimer = 64 Visir- oder 68 Schenkmaß; 1 Maß = 2 Seidel = 4 Schoppen; 1 Visirmaß = 57,73 und 1 Schenkmaß = 54,372 par. Cubikzoll. 1 Stückfaß Rheinwein hält 950 — 1000 Visirmaß. VII. Gewicht. a) Handelsgewicht: 1 Schiffspfund = 3 Centner à 100 Pfund, 1 Pfund = 2 Mark = 4 Vierling = 16 Unzen = 32 Loth = 128 Quent = 512 Pfennig = 10613,7 holl. Aß und ist dasjenige, wornach früher und zum Theil noch jetzt in mehreren Ländern die Artillerie die Schwere ihrer Geschützstheile ꝛc. berechneten; b) Gold-, Silber- und Geldgewicht: 1 Mark = 8 Unzen = 16 Loth = 64 Quent = 256 Pfennige = 4972 holl. Aß; c) Medicinal- und Apothekergewicht: 1 Pfund = ¾ Pfund des Handelsgewichtes = 12 Unzen = 96 Drachmen = 288 Scrupel = 864 Grän = 7960,275 holl. Aß. Die neueren Münzen, Maße und Gewichte sind die im Königreiche Baiern gesetzlich vorgeschriebenen. 33.

Null, franz. zero; engl. null, nullo, zero, ist in der Arithmetik das Zeichen 0, welches an und für sich keinen Werth hat, aber dazu dient, um die Stelle der Einheiten irgend einer Ordnung einzunehmen, die in einer Zahl fehlen, damit die übrigen mit ihr verbundenen Ziffern den ihnen gehörigen Rang oder Stellenwerth erhalten. Bei Decimalbrüchen bedient man sich der N. (0) noch außerdem, um damit die Abwesenheit der Ganzen zu bezeichnen. 40.

Nullität, s. Nichtigkeitsklage.

Numa Pompilius, aus Cures stammend, zweiter König des alten Roms, wurde nach einjährigem Interregnum als ein Mann, der sich durch Weisheit und Frömmigkeit auszeichnete, einstimmig von den Römern zum Könige erwählt (715 v. Chr.). Die ganze Zeit seiner Regierung vollbrachte er in Frieden und suchte das verwilderte Volk an mildere Sitten und Künste des Friedens zu gewöhnen; um aber seinen neuen Einrichtungen göttliche Abstammung aufzuimpfen, soll er von sich die Nachricht verbreitet haben, daß er geheimen Umgang mit der Nymphe Egeria pflege, die ihn in der Herrscherweisheit unterrichte. Seine ersten Regierungsthaten waren die Vertheilung königlicher Ländereien an besitzlose Bürger und die Erweiterung des Umfangs der Stadt durch den quiriniſchen Hügel. Dann beschäftigte er sich vorzüglich mit der Götterverehrung und dem Ceremonialgesetze und stiftete die Priestercollegien, deren er acht einrichtete: 1) das der Curionen, 2) der Flamines, 3) der Celeres oder der königlichen Leibwache, 4) der Augurn, 5) der vestaliſchen Jungfrauen, 6) der Salier, 7) der Fecialen, 8) der Pontifices (s. diese einzelnen Artt.). Was aber das Verdienst des N. noch erhöhte war die Sorge für die Verbreitung des Ackerbaues. Er vertheilte daher das Ackerland um Rom in bestimmte Bezirke (pagi), weihte, um jedem Bürger den Besitz seines Feldes zu sichern, alle Grenzsteine (termini) dem Jupiter Terminalis und stiftete das Fest der Terminalien (s. d. Art.); erbaute ferner der öffentlichen Treue (fides publica) einen Tempel und hob durch diese alle Römer betreffende religiösen Einrichtungen den bis zu seiner Zeit nachtheiligen Unterschied zwiſchen Sabinern und Römern in Rom gänzlich auf. Endlich aber theilte N. auch das Volk nach Künsten und Handwerken in Zünfte (collegia): Flötenspieler, Goldarbeiter, Zimmerleute, Färber, Schuster, Gerber, Schmiede und Töpfer. Nicht gering ist auch N.'s Verdienst um die römiſche Zeitrechnung, da er ein neues Jahr von 355 Tagen anordnete. In seinem 43. Regierungsjahre soll er als Greis an Entkräftung gestorben sein. Seine Leiche wurde in einen steinernen Sarg gelegt, in einen andern seine Schriften. Diese beiden Särge fand man 490 Jahre darauf, 182 v. Chr., zufällig wieder auf; der eine war

leer, in dem andern befanden sich zwei Rollen. Beide, eine in lateinischer, die andere in griechischer Sprache, bezogen sich auf die Aufhebung des bestehenden Cultus, da N. als Feuerdiener eine Verehrung der bildlosen Gottheit verlangte und die vielfältigen menschlichen Götterbilder der Hellenen verwarf. Auf Veranlassung des damaligen Prätors, der beide Rollen las, wurden sie öffentlich verbrannt. Die neueren Geschichtsforscher finden durch die Etymologisirung aller römischen Königsnamen in dem Vornamen Numa (verwandt mit νόμος), der sich übrigens in den Zeiten der römischen Republik nie wiederfindet, nur das Wesen eines Gesetzgebers, wogegen sie den Gentilnamen Pompilius (aus der gens pompilia oder popilia) mit dem Worte popa (i. e. Priester) für verwandt halten, da es bei der Gründung von Tempeln und anderen religiösen Einrichtungen Princip des N. gewesen sei, die einzelnen, zu seiner Zeit noch getrennten Völkerschaften Roms zu einem Volke zu vereinigen. 20.

Numantia, eine durch ihren tapfern Widerstand gegen die römischen Waffen berühmte Stadt und Hauptort der Arevaker im tarraconensischen Hispanien in der Nähe des heutigen Fleckens Almarayl, am Flusse Durius (i. Duero) auf einer steilen, nur von einer einzigen Seite zugängigen Anhöhe. Nachdem die Römer am Ende des zweiten punischen Krieges Herren der punischen Städte in Spanien geworden waren und viele Völker unterworfen hatten, fingen die Proconsuln, die jährlich in dieses Land geschickt wurden, an die Bewohner dieser Städte nach römischer Weise zu bedrücken. Daher brach schon im Jahre 153 v. Chr. ein heftiger Aufstand der Celtiberier aus; indeß mißglückte dieser Versuch sich die Freiheit wiederzuerkämpfen; der größte Theil der Celtiberier kehrte zur Ruhe zurück, nur die Arevaker leisteten tapfern Widerstand, erlitten aber dennoch einigen Verlust und zogen sich nach N. zurück. Der römische Consul Q. Fulvius Nobilior führte zwar sein Heer vor die Stadt, wurde aber zurückgeschlagen. So dauerte der Krieg der Römer mit den celtiberischen Völkerschaften, denen auch die Lusitanier sich beigesellt hatten, fort, bis im Jahre 150 der Prätor Galba durch eine List eine beinahe zahllose Menge dieser Feinde ermorden ließ. Unter denen aber, die diesem Blutbade entkamen, befand sich auch Viriathus, ein kühner Landgutsbesitzer, der sich nun an die Spitze seines Volkes stellte und furchtbare Rache an den Römern nahm. Dennoch erlag auch er endlich, nur N. vertheidigte sich noch mit dem besten Erfolge; weder der Prätor Pompejus Aulus (138 vor Chr.) noch der Consul Hostilius Mancinus konnten etwas gegen die tapfere Stadt ausrichten, ja Letzterer mußte sich sogar zu einem schimpflichen Vergleiche verstehen. Endlich aber erschien der Zerstörer von Carthago, der Consul Cornelius Scipio, vor N., stellte unter den römischen Soldaten die vernachlässigte Kriegszucht wieder her, ließ große Belagerungsmaschinen bauen und Schanzen aufrichten, schnitt den Belagerten alle Zufuhr ab und fing die Belagerung der Stadt von Neuem an. Zwar versuchten 400 kühne Jünglinge aus einer benachbarten Stadt N. zu befreien, fielen aber dem Scipio in die Hände und wurden auf das Grausamste bestraft. Nachdem endlich die Hungersnoth, in der die Numantiner sogar Leder und Menschenfleisch kochten und verzehrten, ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, ergab sich endlich N. im Jahre 133 v. Chr. dem Scipio. Nicht wenig Bürger aber hatten sich schon vor der Übergabe, um nicht in die Gefangenschaft der grausamen Römer zu kommen, selbst ermordet; von den noch Lebenden nahm Scipio 50 zu seinem Triumphzuge, die übrigen wurden als Sklaven verkauft. Die Stadt selbst ward zerstört und erstand nicht wieder, wenigstens nicht in der vorigen Größe aus seinen Trümmern. Scipio endlich erhielt von dieser Einnahme den Beinamen Numantinus. 20.

Numeration, Numeriren, lat. numeratio; franz. numéroter, nombrer; engl. to nomber, lehrt das Zählen, das Lesen oder Aussprechen der mit Zif-

fern niedergeschriebenen Zahlen und das mit Ziffern Aufschreiben der ausgesprochenen Zahlen und ist also eine Vorbereitung zum Rechnen. Das Zählen geschieht, indem immer zu dem schon Gezählten eine Einheit hinzugefügt wird; man muß sich aber einüben, sogleich zwei und mehrere Einheiten hinzunehmen zu können. Das Zahlenschreiben und Zahlenlesen gründet sich auf die Art und Weise des Zählens; gewöhnlich zählt man bis auf zehn und wiederholt dann. Man hat daher auch nur zehn Zeichen, welche Ziffern (s. d. Art.) heißen, eingeführt (s. Zahlensystem). Um nun nach dem decadischen Zahlensysteme eine durch eine beliebige Anzahl Ziffern ausgedrückte Zahl aussprechen oder lesen zu können, theilt man sie von der rechten nach der linken Hand in Abschnitte, jeden zu drei Ziffern (Einer, Zehner, Hunderter), und gibt jedem Abschnitte der Reihe nach folgende Namen: Einheiten, Tausende, Millionen, tausend Millionen, Billionen, tausend Billionen, Trillionen, tausend Trillionen, Quadrillionen, tausend Quadrillionen, Quintillionen, tausend Quintillionen, Sextillionen, tausend Sextillionen ꝛc. Jeden Abschnitt spricht man so aus, als wenn er für sich allein dastände, und am Ende jedes Abschnittes fügt man die Benennung desselben hinzu. Umgekehrt, um eine in Worten gegebene Zahl mit Ziffern zu schreiben, denke man sich die verschiedenen Abschnitte als leere Fächer, welche ausgefüllt werden sollen. 40.

Numerianus (Marcus Aurelius), römischer Kaiser, war der Sohn des Kaisers Carus und widmete sich mit solchem Fleiße den Wissenschaften, daß er als Dichter und Redner in sehr hohem Rufe stand. Im Jahre 282 von seinem Vater zum Cäsar und 283 zum Augustus ernannt begleitete er diesen im Feldzuge gegen die Sarmaten und ward hier zum Kaiser ausgerufen, als Carus plötzlich starb; aber da er sich aus Schmerz über den Tod seines Vaters durch heftiges Weinen ein Augenübel zugezogen hatte und sich in einer Sänfte forttragen ließ, wurde er von seinem Schwiegervater, Arius Asper, der nach der Herrschaft strebte, ermordet (284). Doch die Soldaten rächten diesen Mord und Diocletian ward an N.'s Stelle Kaiser. Der römische Senat hatte ihm eine Statue mit der Inschrift setzen lassen: „Oratori temporibus suis potentissimo"; doch ist von seinen von Vopiscus erwähnten Schriften nichts vorhanden. 37.

Numerisch nennt man das sich auf bestimmte Zahlen Beziehende, so hat man: numerische Algebra, in welcher die Aufgaben und Beweise in bestimmten Zahlen angegeben werden; numerische Buchstaben, welche als Zahlzeichen gebraucht werden, und numerische Figuren oder Zeichen sind die Ziffern (s. d. Art.), welche ihren Classenwerth durch die Stellen, in welchen sie stehen, erhalten. Eben so gelten in der Philosophie die numerische Einheit, der numerische Unterschied, die numerische Identität ꝛc. in Bezug auf das Zählen der Gegenstände. 40.

Numĕrus (Zahl) ist in der Grammatik der durch bestimmte Formen ausgedrückte Unterschied, ob man von einem oder mehreren Gegenständen spricht. Die Sprachen unterscheiden meist nur in doppelter Hinsicht, die einfache Zahl (singularis), wenn man nur von einem Gegenstande spricht, und die mehrfache (pluralis), wenn von zwei oder mehreren Gegenständen die Rede ist; mehrere Sprachen haben auch eine zweifache Zahl (dualis), welcher vorzüglich von paarweise vorkommenden Gegenständen gebraucht wird. So folgerichtig und angemessen dem denkenden Geiste die Verschiedenheit des N. erscheint, da die Sprache eben durch die Beugung der Wörter die verschiedenen Verhältnisse zu bezeichnen pflegt, in welchen die Gegenstände dem Betrachter erscheinen; so findet sich in ungebildeten Sprachen doch häufig nur die Verdoppelung des Worts für den Plural, um gewissermaßen den Begriff der Mehrheit zu versinnlichen. — In der Rhetorik nennt man N. das in der gehörigen Vertheilung der Worte und gefälligem

Sylbenwechsel bestehende und Concinnität der Gedanken, Wohlklang des Ausdrucks und Anpassung der Klänge an den behandelten Gegenstand bezweckende Verhältniß der Wörter und Sätze einer Periode zu einander, also gewissermaßen der rhetorische Tact; in der Poetik die Anzahl der Versglieder einer Versart. 9.

Numidien, einst ein mächtiges Königreich in Afrika, lag am mittelländischen Meere zwischen den Flüssen Mulacha (h. Malubscha) und Tuska (h. Wadel-Berber), grenzte also an Mauritanien und das eigentliche Afrika und umfaßte sonach einen geringen Theil des heutigen Tunis und die östliche Hälfte von Algier. Der östliche Theil, der bis an einen Fluß, Namens Amsaga oder Ampsaga, gereicht haben soll, hieß von seinen Einwohnern N. Massyliorum, der westliche N. Massäsylorum. Die berühmtesten Städte waren Hipporegius (h. Bona) und Cirta (h. Constantina). Das Reich N. hatte in der späteren Zeit seine eigenen Könige. Wir erinnern an Masinissa, Micipsa, Jugurtha und Juba. Unter dem Letztern wurde es durch Cäsar (46 v. Chr.) römische Provinz und größtentheils der Mauretania Caesariensis einverleibt. Die Numidier, eine rachsüchtige, grausame und treulose Nation, zeichneten sich als leichte Reiter aus und hießen, weil sie gewöhnlich ohne Zaum und Sattel ritten, bei den Römern infraeni (Zügellose). 35.

Numismatik, s. Münzkunde.

Nuñez (Pedro), lat. Nonius oder Nonnius, ein berühmter Arzt und Mathematiker, 1492 zu Alcador do Sol in Portugal geboren, später Erzieher des Königs Emanuel, dann dessen Kosmograph und zuletzt Professor der Mathematik zu Coimbra, wo er 1577 starb, ist der Verfasser mehrerer wichtiger mathematischer Werke und gilt als Erfinder des Nonius (s. d. Art.) und der loxodromischen Linie (s. Curve), so wie er auch schon schätzbare Untersuchungen über die Lehre vom Größten und Kleinsten, über die Dauer der Dämmerung ꝛc. angestellt hat. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: „Petri Nonii Salaciensis opera“ (Basel 1592. 4.). 16.

Nuntius ist seiner eigentlichen Bedeutung nach **Bote**, **Abgesandter** in jeder Beziehung, daher häufig bei Behörden der Diener, welcher die nöthigen äußern Besorgungen über sich hat, so genannt wird. Vorzugsweise heißen so die päpstlichen Gesandten an den einzelnen Höfen, wenn sie nicht Cardinäle sind, wo sie dann **Legaten** heißen. 30.

Nuß, lat. nux; franz. noix; engl. nut, nennt man in der Botanik den Steinkern mehrerer Baumfrüchte, wenn derselbe mit einem hartschaligen Gehäuse umgeben ist, welches meist in zwei Nähten aufspringt (pyrena) und außen mit einer weichen fleischartigen Hülse (putamen) umgeben ist, z. B. bei der Kirsche, Pfirsiche, Pflaume ꝛc. Außerdem hat man noch Cokosnüsse, Muskatnüsse, myristicae, Stachel- oder Wassernüsse der trapa natans, Erdnüsse von banium bulbocastanum oder cyperus esculentus ꝛc.; besonders aber versteht man darunter die kleinere Haselnuß (coryllus avellana) und die Wall- oder welsche Nuß (nux juglans). Erstere sind mit einer becher- oder napfförmigen Hülle umgeben, haben keine Nähte und springen auch nicht von selbst auf, weßhalb sie in der Botanik zur Eichel gerechnet werden. Der Kern der Wallnüsse ist unregelmäßig gestaltet und enthält unter einer schmutzig strohgelben bittern Haut ein öliges süßlich wohlschmeckendes Mark. Äußerlich ist derselbe mit einer harten hellbraunen, aus zwei Hälften bestehenden Schale eingeschlossen, welche mit einer grünen, fleischigen hautartigen Schale umgeben ist. Man unterscheidet mehrere Sorten von Wallnüssen, z. B. die gemeinen, die doppelten, die hartschäligen oder Steinnüsse, die dünnschäligen oder Grübelnüsse, die Blutnüsse, deren Kern inwendig röthlich ist, und die großen Pferdenüsse, welche auch Schaf- oder Polternüsse genannt werden. Aus den Kernen preßt man da, wo sie in Menge zu haben sind, z. B. in Langue-

doc, Anjou und der Dauphiné ein gutes und wohlschmeckendes Öl, das sowohl in Speisen als auch wegen seiner austrocknenden Eigenschaft von den Malern zum Anmachen der Farben häufig verbraucht wird. Die unreifen Nüsse werden mit Zucker und Gewürzen eingemacht als Confect genossen. Der Handel mit diesen Nüssen ist durch ganz Deutschland gemein, besonders liefern sie Mähren, Kärnthen, das Braunschweigisch-Lüneburgische, im nördlichen Europa Schonen, Polen und einige andere Länder. Auch Frankreich, Spanien und Italien schikken ganze Schiffsladungen zum Handel. — In der Technologie führt den Namen N. gemeiniglich eine metallene Kugel, welche sich in einer mit ihr concentrischen Hülse nach allen Seiten frei bewegen, jedoch durch angebrachte Schrauben in jeder beliebigen Stellung festhalten läßt. Bei den meisten Meßinstrumenten ist eine dergleichen N. auf dem obern Ende des Stativs angebracht, um dasselbe nach allen Richtungen hinzudrehen. 40.

Nutation ist eine von James Bradley 1728 entdeckte periodische Schwankung, durch welche die Weltpole ein wenig von dem Kreise, den sie um die Pole der Ekliptik beschreiben, verrückt werden. Die Dauer der N. ist die nämliche Zeit, in welcher die Knoten der Mondbahn (s. Knoten) um den ganzen Himmel herumkommen, und folglich liegt beiden Phänomenen, wie die physische Astronomie streng nachweist, dieselbe Ursache, nämlich die Anziehungskraft des Mondes, zum Grunde. Da durch die N. die Lage der Fixsterne in Beziehung auf den Äquator mehr oder weniger geändert wird; so haben die Astronomen wegen leichterer Ortsbestimmung der Fixsterne Nutationstafeln; die neuesten und besten stehen in Bessel's „Tabulae Regiomontanae". 13.

Nutzen, lat. utilitas; fr. utilité, profit; engl. utility, profit, ist die Vermehrung irgend eines Besitzes aus einem gewissen Gegenstande und kann körperlich und geistig sein, je nachdem die nützenden Gegenstände körperliche oder geistige Interessen gewähren. Daß die Gegenstände des Lebens N. gewähren und wir dieselben benutzen sollen, geht sowohl aus ihrer Fruchtbarkeit, als aus dem menschlichen Bedürfnisse und dem Laufe der Dinge, in welchem die Benutzung der einen die Vervollkommnung der andern bedingt, hervor; nichts desto weniger aber ist die Ansicht, welche vorzügliche neuere Pädagogen begünstigt haben, zu verwerfen, daß man überall nur das Nützliche berücksichtigen müsse; denn alle Kunst und Wissenschaften, welche zu ihrem Zwecke nur sich selbst haben, würden dabei unvermeidlich vernichtet, während sie in der That ungesucht einen vielfachen N. gewähren. 9.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nyerup (Erasmus), ein geschätzter dänischer Gelehrter, 1759 auf Fünen geboren, widmete sich zu Kopenhagen der Philologie und Geschichte und ward nach Beendigung seiner Studien an der königlichen Bibliothek angestellt. Später ging er zu dem Lehrfache über und ward Professor an der Universität und Bibliothekar. Seine Schriften sind sehr zahlreich, wir können aber hier nur seiner Beschreibung von Kopenhagen, seiner Geschichte Christian's IV., seines mythologischen Wörterbuches, seiner Statistik von Dänemark so wie der Untersuchungen über die Literaturgeschichte seines Landes und über die noch vorhandenen Runensteine Erwähnung thun. N. starb am 28. Jan. 1829. 66.

Nymphen (νύμφαι, nymphae) waren in der Mythologie der Griechen und Römer Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen. Für ihren gemeinschaftlichen Vater galt Oceanus, wiewohl die Abkunft der einzelnen N. sehr verschieden angegeben wird (s. Meergötter). Alle N. aber sind halb Göttinnen, halb Menschen; als Götter leben sie von Ambrosia, nehmen Theil an den Tänzen der Götter und werden vom Merkur und von den Silenen besucht; mit den Menschen dagegen haben sie den Tod gemein, obgleich ihr Leben weit länger dauert und sie eben

so alt werden als eine Eiche, daher sie auch ἰσόδενδροι genannt werden. Den neugeborenen Äneas erzogen sie zum Jünglinge und überhaupt gelten sie für die Erzieherinnen der göttlichen Jugend, so z. B. des Bacchus. Nach der 50sten orphischen Hymne sind sie fähig sich sichtbar und unsichtbar zu machen und keusch; fröhlich scherzend und leichtfüßig irren sie gaukelnd über Wiesen und Thäler, duftend von Wohlgerüchen, triefend von Thau und sich freuend des Frühlings. Mit dem Pan tanzen sie auf Bergen und Felsen und befördern das Wachsthum des Viehes; des Bacchus und der Ceres Gaben schütten sie über die Erde ꝛc. An vielen Orten Griechenlands wurden die N. göttlich verehrt und in Rom hatten sie einen besondern Tempel, den Clodius wegbrannte; die Opfer aber, die man ihnen brachte, bestanden aus Öl, Milch und Lämmern. Abgebildet werden sie gewöhnlich in Gesellschaft von Frauen, tanzend und leicht bekleidet, oft auch als Dienerinnen der Venus, die sie putzen, bisweilen auch in Gesellschaft der Diana. Die Wassernymphen tragen auch oft Krüge und Urnen. 20.

Nystadt (Friede zu), s. Friedensschluß.

O.

O, der 14. Buchstabe der abendländischen Alphabete, ein Vocal, der zwischen A und U mitten inne steht und für eine Verdumpfung des ersteren oder eine Verfeinerung des letzteren angesehen werden kann. Daher die in manchen Dialekten an O anstreifende Aussprache des A wie des schwedischen Å und die neuere Aussprache des langen A bei den Morgenländern, worauf auch schon das hebräische Kamez Katuph hinweist, so wie die Erscheinung, daß die feinere Sprache häufig o hat, wo in der älteren und härteren u steht; in manchen Sprachen, wie den semitischen, ist o sogar erst aus u entstanden. Aus Obigem erklärt sich auch die Aussprache des Au im Französischen und der gemeinen deutschen Umgangssprache wie O. — Vor irländischen Namen ist O' s. v. a. das schottische M', Mac (Sohn), ô aber gleich dem deutschen von als Bezeichnung des Adels. 9.

Oannes, auch Oes genannt, eine Gottheit der Babylonier, wird als Fisch mit zwei Füßen abgebildet. Er brachte, jeden Morgen aus dem Meere nach Babylon kommend, den Einwohnern treffliche Gesetze und Einrichtungen, unterrichtete sie in nützlichen Gewerben und Wissenschaften, führte bessere Sitte und Ordnung bei ihnen ein und gab ihnen Religion, namentlich den Dienst der Götter Belos (Baal) und Omorka (Homoroka). Abends kehrte er ins Meer zurück, um für den folgenden Morgen neue Weisheit zu sammeln. Eubadnes in Hygins Fabeln ist vielleicht derselbe. Einige haben sich unter dieser Gottheit civilisirte Seefahrer vorgestellt, was die wahrscheinlichste Deutung sein mag, Andere haben an astronomische Zeichen gedacht (Fische, Wassermann). 11.

Oase, ein ursprünglich koptisches Wort, arab. Wah, vielleicht Insel, bedeutet einen einzelnen fruchtbaren Landstrich mitten in einer Sandwüste, dergleichen sich vorzüglich in der libyschen Wüste und der Sahara befinden. Die berühmteste von allen ist die Oase Siwah in der libyschen Wüste als Sitz des alten Ammondienstes. Vergl. „Journey to the oases of upper Egypt“ (Lond. 1823.). 30.

Ob (Obi), einer der Hauptflüsse Asiens, entsteht aus der Vereinigung der beiden auf dem Altai entspringenden Flüsse Tschulischman, der durch den Telezkoisee fließt, und Katunka unterhalb der Stadt Bijsk (103° L. 53° N. Br.) und durchströmt Sibirien, in dem er erst in verschiedenen Krümmungen nördlich, dann unter 59° N. Br. von 102—85° L. ziemlich westlich und unter 61° N. Br. wieder nördlich fließt, bis er sich unter 67° N. Br. zu den obischen Meerbusen er-

weitert und in das Eismeer wälzt. Seine Stromlänge ist 460 Meilen, die gerade Linie zwischen Quelle und Mündung 280 Meilen. Auf diesem Wege nimmt er eine große Anzahl Flüsse auf, östlich außer vielen kleinern aus dem kolywanschen Gebirgen kommenden Gewässern den im sajanischen Gebirge entspringenden Tom, welcher nach einem Laufe von 85 M. unterhalb Tomsk (102° 49′ 36″ L. 56° 29′ 39″ N. Br.) 360 Fuß breit in ihm mündet, den beträchtlichen Tschulim (58° N. Br.) und die eben so beträchtlichen Tschaus, Ket, Tim, Wach, sämmtlich mit vielen Nebenflüssen, westlich anfänglich nur unbedeutende Flüßchen; dann aber unterhalb Samarowo (85° L. 61° N. Br.) den am großen Altai entspringenden Irtisch, welcher in nordwestlicher Richtung ihm zuströmt und außer vielen kleinen Flüssen östlich den Om bei Omsk (91° 40′ L. 54° 58′ 5″ N. Br.), westlich den breiten Ischim, den Wagai und bei Tobolsk (85° 45′ 43″ L. 58° 11′ 43″ N. B.) den breiten Tobol aufnimmt. Der O. ist einer der gewaltigsten Ströme der Erde. Bei seinem Entstehen ungefähr 600 Fuß breit wächst er durch die vielen Zuflüsse so an, daß er bei seiner Mündung über 6000 F. breit ist. Beim Einflusse des Irtisch, wo er viele Inseln bildet, ist er 1 Meile breit und tritt bei hohem Wasserstande meilenweit über seine Ufer in die niedrigen Steppen Sibiriens. Sein Flußgebiet beträgt 63800 □M. 37.

Obduction ist die anatomische Zergliederung eines animalischen Körpers, um dadurch auf die Erkennung des wahrhaften Zustandes hinzuführen. Die O. wird angewendet bei zugefügter Verletzung oder Tödtung, um den Thatbestand zu ermitteln. Es ist daher erforderlich, daß dieselbe entweder von einem dazu bereits in Pflicht stehenden oder für den besondern Fall verpflichteten Chirurgen in Gegenwart des Gerichts verrichtet und darüber ein Protocoll in gesetzlicher Form aufgenommen werde, welches zum Beweise der Thatsachen sowohl, als der Gesetzmäßigkeit der Verhandlung dient. Der Zergliederer gibt darauf eine wissenschaftliche Darstellung des Ergebnisses daraus (Fundbericht, Obductionsbericht, visum repertum) zu den Acten, welcher für das Gericht zum Beweise im Wesentlichen gebraucht wird, jedoch aber (zur Entlassung des Beschuldigten) das auf die vorliegenden Thatsachen gegründete Urtheil anderer Sachverständigen nicht ausschließt. 3.

Obedienz werden in den katholischen Klöstern alle diejenigen Ämter genannt, welche von den Oberen an die Untergebenen zur Verwaltung ertheilt werden, ohne daß diese Emolumente davon haben. Obedientiarii heißen daher diejenigen, welche dergleichen Ämter verwalten, und Pfarren dieser Art führen den Namen Obedienzpfarren. 63.

Obelisken (vom griech. ὀβελίσκος, Spießchen) heißen die der alten ägyptischen Baukunst angehörigen vier- und mehrseitigen Kegel, welche auf einem mehrere Fuß hohen und etwas dickeren Postamente ruhen, nach der Spitze zu etwas verjüngter werden und oben einen pyramidalen Aufsatz haben. Meist sind sie mit Hieroglyphen beschrieben, doch gibt es deren auch ganz glatte. Über den Zweck derselben ist man noch nicht ganz im Klaren. Nach Herodot waren sie zu Ehren des Sonnengottes errichtet, woraus man ihre Bestimmung als Sonnenzeiger zu erkennen geglaubt hat, wozu sie auch später wenigstens oft benutzt wurden. Sie waren meist aus einem einzigen Granitblocke gehauen, bis gegen 150 Fuß hoch, wogen mehrere tausend Centner (wie der in Rom vor der Peterskirche stehende 10000 und der vor dem Lateran 13000 Centner wiegt) und standen gewöhnlich rechts und links einer an den Eingängen zu den Tempeln. Nach der Eroberung Ägyptens durch andere Völker wurden viele dieser O. fortgeschafft, besonders später nach Rom. Die bekannte Nadel der Cleopatra zu Alexandria steht seit 1820 auf dem Waterlooplatze zu London. Vergl. Zoëga „De origine et usu obeliscorum“ (Rom 1797). 30.

Oberbergamt ist diejenige Behörde beim Bergwesen, welche mehreren Bergämtern vorgesetzt ist und die obersten Anordnungen beim Bergbau unter Mitwirkung der höchsten Staatsverwaltungsministerien trifft, verfügt und leitet. Es sind in demselben meistens ein Oberberghauptmann oder ein Berghauptmann Vorsitzende und Bergräthe oder Bergcommissionsräthe Assessoren. Der Chef des Bureauwesens wird Oberbergamtsverwalter genannt, dem außer den benöthigten Copisten zuweilen ein Oberbergamtssecretair und ein Oberbergamtsschreiber beigegeben ist. Getrennt vom Oberbergamte ist die Oberberghauptmannschaft und die Berghauptmannschaft, deren Functionen fast gar nicht in praktischen Betrieb eingreifen, sondern nur Vertretung in allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen der Gesammtindividualität des Bergwesens betreffen können. 76.

Obereigenthum. Da persönliche Verpflichtungen nur den betreffen, welcher Theil daran genommen hat, oder seinen Erben, nicht aber den Dritten, so ist es, besonders bei Immobilien, für den Eigenthümer eben so gefährlich, seine Sache in dritte Hand gelangen zu lassen, als solche dem Andern unter einem Vorbehalt oder einer Bedingung anzuvertrauen, indem sich das von Letzterem erhaltene Zugeständniß nicht auf den weiteren Besitzer erstrecken würde. Diese Klippe zu umschiffen bildete man im Mittelalter die schon den Römern nicht unbekannte Gewohnheit aus, dem Andern nur das Benutzungsrecht an der Sache zuzugestehen, das Eigenthum aber sich vorzubehalten. In solchem Falle nehmen die Juristen bei der besondern Äußerung der Proprietät als Herrschaft (dominium) den Unterschied von unmittelbarer Herrschaft (dominium directum) oder O., Eigenthum an der Sache, und mittelbarer Herrschaft (dominium utile) nutzbarem Eigenthum, Eigenthum am Benutzungsrechte. Ersteres behalten der Lehns- und Erbzinsherr sich vor und überlassen an den Vasallen und den Erbzinsmann nur das letztere. 10.

Obergericht. In wie fern man den Ausdruck „Gericht" bald auf den Ort, wo Recht gesprochen und ausgeführt wird, bald auf die Person, welche letzteres verrichtet, und endlich auf das Befugniß dazu (Gerichtsbarkeit) anwendet, so wird solches auch auf die Begriffe Obergericht und niederes Gericht bezogen. Als Befugniß enthält daher das O. entweder die zweite Instanz oder die Gerichtsbarkeit für höhere Fälle. In letzterer Beziehung versteht man darunter am gewöhnlichsten die peinliche oder Criminalgerichtsbarkeit und nennt das O. auch Halsgericht. Zu den Obergerichtsfällen gehören die schweren Verbrechen und zur Gesetzmäßigkeit der Verhandlungen letzterer Art wird die Besetzung einer vollständigen Gerichtsbank von einer Person, die als Richter verpflichtet ist, und wenigstens zwei Beisitzer (Schöppen) erfordert. Dem O. setzt man in dieser Beziehung das Erbgericht entgegen, welches sich nur mit Verhandlung bürgerlicher Rechtssachen, ingleichen der Polizei und geringer Vergehungen befaßt und letztere summarisch entscheidet. 3.

Oberhaus, s. Parliament und England.

Oberkamp (Christoph Philipp von) wurde im Jahre 1738 zu Weißenburg im Markgrafthume Ansbach geboren, lebte aber bis zu seinem 19. Jahre in Aarau, wo sich sein Vater als Kattundrucker niedergelassen hatte, ging in jenem Alter nach Paris und von da in das Thal Jouy, wo er mit einem Vermögen von kaum 24 Louisd'or die erste Kattundruckerei in Frankreich errichtete. Obgleich er anfangs die Geschäfte des Zeichnens, Formenstechens, Druckens und Malens selbst versah, so gedieh seine Anstalt doch in kurzer Zeit, ungeachtet er sich selbst kaum in der Landessprache auszudrücken vermochte und ein Protestant war, so weit, daß er tausend Arbeiter, unter denen die geschicktesten seine eignen Schüler waren, beschäftigen und das morastige, fast wüste Thal in ein vollkommen ange-

bautes und bewohntes Land verwandeln konnte. Durch die Begünstigung des Hofes, dem er durch die Ökonomisten, besonders durch den Abbé Morellet empfohlen worden war, war er im Stande sein Geschäft immer mehr zu erweitern und in England und Deutschland Theilnehmer zu unterhalten, welche ihn mit den neuesten und zweckmäßigsten Kunstvortheilen sogleich bekannt machten. Selbst durch Verbindung mit Indien und Persien suchte er in Bezug auf Färberei seine Erzeugnisse zu vervollkommnen. Ludwig XVI. erhob ihn als den Begründer einer neuen Art des Kunstfleißes in den Adelstand. Sowohl die Errichtung einer Ehrensäule als auch die Aufnahme in den Senat verbat er sich. Zu Essone bei Corbeil errichtete er eine Baumwollenspinnerei. Als Napoleon das erste Mal O.'s Fabriken besuchte, schenkte er ihm das Kreuz der Ehrenlegion, welches er selbst an seiner Brust trug. Der Krieg im Jahre 1814 und 1815, besonders der Einbruch der feindlichen Armeen, welche jene Gegenden hart drückten, hemmte die Thätigkeit seiner Fabrik sehr. O. starb im Jahre 1815 und hinterließ einen Neffen als Erben seiner Besitzungen, welche durch dessen mechanische Fertigkeiten noch mehr vervollkommnet wurden. 81.

Oberlandesgericht bildet im preußischen Staate den obersten Gerichtshof für die Provinz, in welcher es besteht. Die Oberlandesgerichte besorgen die Bekanntmachung der Gesetze, in sofern solche die Berichtigung und Ergänzung des Land- und Provinzialrechtes, ingleichen die Gerichtsordnung betreffen; das Vormundschafts-, sowohl Privat-, Lehns- und Hypothekenwesen und die Abnahme verfassungsmäßiger Huldigungen, bei Besitzerwerbungen. Sie bilden zugleich die höheren Gerichte für eximirte Personen und Sachen, namentlich für die Geistlichen und Kirchendiener, so wie die zweite Instanz für die niederen Gerichte. In Untersuchungssachen wird der Thatbestand vor den Inquisitoriaten der Provinz erörtert, das Erkenntniß aber vom O. erhalten; zum zweiten Erkenntnisse gehen die Acten an ein auswärtiges O. Da verfassungsmäßig die Justiz von der Administration dort getrennt ist und die erstere über der letzteren steht, so ertheilen die Oberlandesgerichte in Justizsachen unmittelbare Erlasse an die höchsten Administrationsbehörden ihrer Provinz, selbst Verbote an die betreffenden Regierungen. Es hat daher in Steuersachen der Beklagte die Wahl, anstatt der summarischen Verhandlung seiner Sache vor den Steuerbehörden, den Justizgang im gewöhnlichen Processe nach Urthel und Recht vor dem O. eingeschlagen zu wissen. Die Oberlandesgerichte stehen unmittelbar unter dem Justizministerium und kein Departementschef (Minister), außer dem der Justiz, kann an dieselben verfügen. Blos die Generalcontrole kann, was das Formelle der Etats, ingleichen das Rechnungs- und Cassenwesen betrifft, Auskunft verlangen und im Falle eines Krieges, sobald der Feind die Landesgrenze überschritten hat, kann der Oberpräsident im Namen des Königs an dieselben wie an alle übrigen Behörden unmittelbar verfügen. Andere Departementsminister haben sich wegen bedürfender Auskunft an den Justizminister zu wenden. So ist die Unabhängigkeit der Justiz gegen allen fremdartigen Einfluß gesichert. 10.

Oberlausitz, s. Lausitz.

Oberlin (Jeremias Jakob), berühmter Philolog und Alterthumsforscher, ward den 7. Aug. 1735 zu Straßburg geboren, studirte daselbst seit 1750 zuerst Philosophie, dann Theologie und Philologie, besonders Alterthumskunde, wozu ihn der vertraute Umgang mit Schöpflin führte, unterstützte seit 1755 seinen Vater, Lehrer am Gymnasium, und später Schöpflin in seinen nicht zur Universität gehörigen Vorlesungen, bis er endlich 1764 Custos der Universitätsbibliothek und 1770 Professor am Gymnasium und Adjunct des Professors der Beredsamkeit an der Universität ward. Nun schrieb er mehrere schätzbare Leitfaden zum Behufe seiner Vorlesungen über alte Geographie, Alterthümer, Di-

plomatik und Geschichte, machte verschiedene Reisen durch mehrere Theile Frankreichs und ließ eine Menge trefflicher Schriften ans Licht treten. 1778 ward er außerordentlicher und 1782 ordentlicher Professor der Philosophie und 1787 Director des Gymnasiums und genoß eines solchen Vertrauens, daß er sogar Administrator von Straßburg und später des ganzen Departements des Niederrheins ward. Aber 1793 ward er verhaftet und nach Metz geschafft, jedoch nach einer harten Behandlung durch die Ereignisse des 9. Thermidor wieder befreit. Sogleich trat er seine Lehrämter wieder an, ward später noch Bibliothekar der Centralbibliothek des Departements des Niederrheins und starb den 10. Oct. 1806 zu Straßburg. — Seine literarische Thätigkeit umfaßte viele Zweige mit gleichem Glücke. Wir nennen von seinen Werken nur seine Untersuchungen über die Minnesänger, die Buchdruckerkunst und seine trefflichen Ausgaben des Ovid, Horaz, Tacitus, Justin und Cäsar. — Sein Bruder, Johann Friedrich O., geb. den 31. Aug. 1740, war seit 1766 Pfarrer im Ban de la roche (Steinthal) in den Vogesen, einer protestantischen Colonie, welche er durch die größte Ausdauer und den uneigennützigsten Fleiß aus einem ganz verwahrlosten Zustande zu der höchsten Blüthe einer Landgemeinde erhob, so daß ihm Ludwig XVIII. den Orden der Ehrenlegion ertheilte. Er starb als der Wohlthäter vieler tausend dankbarer Seelen allgemein tief betrauert den 1. Juni 1826. Vergl. Lutherot „Notice sur J. F. Oberlin“ (Paris 1826. Deutsch von Krafft, Straßburg 1826); Stöber „Vie de J. F. Oberlin“ (Strassb. 1831). 16.

Oberschlächtig, s. Mühle.

Obertribunal, geheimes, zu Berlin, ist das oberste Gericht für alle Theile des preußischen Staates, wo die preußische Gerichtsverfassung gültig ist. Es ward im Jahre 1703 eingesetzt und sollte als Oberappellationsgericht besonders dazu dienen, daß das Gerichtswesen möglichst vereinfacht und zu einer gewissen oft so schmerzlich vermißten Einheit gebracht werde. Nach der neuen ihm im Jahre 1748 durch Cocceji gegebenen Organisation gibt es mit Ausnahme gewisser fest bestimmter Fälle nur in solchen Streitsachen seine Entscheidung, wo es sich um einen summarischen Werth von 2000 Thlr. handelt; befaßt sich aber nie mit der Instruction und verweist daher in Fällen, wo noch Verhandlungen nöthig sind, an die betreffende untere Instanz; auch gibt es seine Entscheidung stets ohne Beifügung des Rechtsgrundes. Ihm untergeordnet sind das Kammergericht, 13 Oberlandesgerichte, das Hofgericht zu Arnsberg und das Oberappellations- und Hofgericht zu Greifswald. Der Einfluß des geheimen O. ist indeß nie bedeutend gewesen, da auch anderen Provinzialobergerichten die Entscheidung in dritter Instanz zusteht, und überdieß das Justizministerium in den meisten eignen wichtigen oder zweifelhaften Fällen die Entscheidung sich vorbehalten hat. 1.

Object, lat. objectum; fr. objet; engl. object, wird ganz passend ausgedrückt durch das deutsche: Gegenstand. Es ist nämlich O. oder Gegenstand ein Verhältnißbegriff, der ein Ding bezeichnet, auf welches die Thätigkeit eines Subjectes sich bezieht und gerade so, daß sie dadurch bestimmt wird. Das O. widersteht gleichsam unserer Thätigkeit und gibt ihr so eine bestimmte Form. So ist ein Ding O. des Denkens, Empfindens, Handelns ꝛc., indem das Denken ꝛc. sich darauf bezieht und durch dasselbe dieses bestimmte Denken ꝛc. wird. Ganz besonders kommt es in dieser Bedeutung vor in der Erkenntnißlehre; doch ist hier wohl zu unterscheiden zwischen dem Gebrauche, den die ältere scholastische Metaphysik von diesem Worte macht, und dem, welcher seit Kant gäng und gäbe geworden ist. Weil nämlich ein Ding blos dadurch O. wird, daß sich eine subjective Thätigkeit darauf bezieht, so steht das O. als solches mitten inne zwischen dem Dinge, wenn es für sich ist, und zwischen der subjectiven Thätigkeit, wie sie ebenfalls für sich, abgesehen von ihrer Beziehung auf ein Außending, beschaffen ist.

Beachtet man jenes erstere Verhältniß des Objectes zu dem Dinge an sich, so kann man wohl jenes als eine bloße abstracte Vorstellung von diesem ansehen und in diesem Sinne nannten die Scholastiker die Begriffe von den Dingen das Objective, was blos in uns sei, hingegen die Dinge in ihrem selbstständigen Bestehen das Subjective. Wenn wir aber letzteren Ausdruck nicht auf alles Selbstständige ausdehnen, sondern auf die höhere Selbstständigkeit des Bewußtseins beschränken, das O. aber in seiner Stellung zu diesem als das Äußerliche, also jenseits der bloßen Vorstellung Existirende erfassen, so ist das Subjective das blos Gedachte, der Begriff, dem aber die wahre Realität erst dadurch gegeben wird, daß wirklich ein Ding da ist, worauf er sich bezieht, dem er gleichsam angehört. So braucht Kant beide Ausdrücke und diese Bedeutung haben sie nach ihm behalten. Das Subjective gilt daher für das Ideelle, aber noch nicht an sich Wahre, das Objective erst für das Reelle, welches Grund und Bestätigung des Subjectiven abgibt. Daher denn die Begriffe: objective Wahrheit und objective Gründe, — selbst objectives Denken, womit man neuerdings ein Denken bezeichnet, welches nicht blos Combinationen von Ideen nach subjectiven Gesetzen, sondern die wirklichen, reellen Gegenstände darstellen soll. Ein richtiger, klarer, philosophisch begründeter Unterschied des Objectiven und Subjectiven und eine ausreichende Erklärung beider Begriffe ist übrigens noch immer nicht vorhanden. Eben so wenig ist in der Kunst, vorzugsweise der Poesie, wo ein solcher Unterschied ebenfalls gilt, die Grenze des Objectiven und des Subjectiven genau ermittelt. Mit dem Streite über naive und sentimentale, classische und romantische Dichtung kam auch der Gegensatz objectiver und subjectiver Darstellung zur Sprache und besonders wurde Göthe das Muster der objectiven Dichtungsweise, die man dann auch meist mit der classischen und plastischen identificirte. Objectiv kann man einen Dichter nennen, wenn er in unbefangener Anschauung das Leben auffaßt und darstellt, ohne erst seine Ideale und Reflexionen hineinzutragen. Wir sehen dann nur das Leben selbst, aber in seinem innersten Wesen, in dem Organismus seiner Kräfte, nicht aber aus dem besonderen Standpunkte eines Individuums; vielmehr verschwindet der Dichter ganz, als selbst nur ein Theil des großen Ganzen, das sich zwar in seiner Seele abspiegelt, doch ohne die Farbe seiner Seele anzunehmen. Objectivität ist darum Zeichen höchster Genialität, denn nur das Genie vermag ganz in die Tiefe der organischen Gestaltungen der Natur zu dringen, während das Talent die bloße Erscheinung faßt und nach seinen subjectiven Formen, Ideen, Gesichtspunkten modelt. — Indeß ist leicht zu sehen, wie auch hier eine durchgreifende Unterscheidung nicht möglich ist; denn so sehr auch der Dichter nach objectiver Anschauung strebt, kann er doch nie seine Individualität in dem Maße verläugnen, daß nicht seine Auffassungsweise einen besondern Standpunkt des Denkens und Fühlens repräsentirte. — Vorzugsweise subjectiv nennt man jetzt eine gewisse lyrische Dichtweise, welche blos der augenblicklichen Stimmung folgend nur das eigene Gemüth des Dichtenden skizzirt, ohne sich eigentlich um die Objecte seiner Gefühle sehr zu kümmern. Allein wenn auch diese Schule sich auf einen kleinen Theil des Lebens, — das Subject, in ihrer Anschauung beschränkt, so behandelt sie diesen doch vielmehr ganz plastisch und naiv, und es möchte ihr daher eher der objective Charakter, wenn auch nur in einem engen Kreise, zugesprochen sein. — Objectiviren nennt man das Verwandeln eines blos Subjectiven in ein Wirkliches, also einer Idee in eine gegenständliche Vorstellung durch Auffindung eines äußeren Substrats, eines Zweckbegriffes in eine reelle Handlung ꝛc. — Vergl. d. Art. Subject. 40.

Objectivglas, s. Fernrohr.

Oblaten (oblatae) nennt man kleine, dünne, runde aus feinem, ungesäuertem Weizenmehle gebackene Scheiben von verschiedener Farbe, welche, et-

was angefeuchtet und zwischen Papier gelegt, dasselbe fest zusammenkleben, daher sie statt des Siegellacks zur Versiegelung der Briefe gebraucht werden, indem diese, sind die O. trocken geworden, nicht leicht ohne Verletzung des Papiers geöffnet werden können. Vorzüglich aber heißen so die dünnen, runden, weißen Scheiben von ungesäuertem Weizenmehle, welche etwas größer, als die genannten Brief- oder Siegeloblaten, in der römisch-katholischen und lutherischen Kirche beim Abendmahle statt des Brodes gebraucht werden; wogegen die griechisch-orthodoxe Kirche nach dem Beispiele der älteren Christengemeinden noch jetzt des gemeinen gesäuerten Brodes sich bedient. Der Ausdruck O. stammt wahrscheinlich aus der ersten christlichen Kirche, in welcher die Reichern besonders auch für die Ärmern freiwillige Beiträge an Brod, Wein und anderen Lebensmitteln zu den sogenannten Agapen oder Liebesmählern in den Versammlungen darbrachten. Von diesen Gaben, welche man, zumal seitdem das Abendmahl als Opfer betrachtet wurde, Oblationen nannte, wurden auch die Elemente des Abendmahles, dessen Genuß stets an jene Liebesmähler sich anschloß, genommen. Die O. in ihrer jetzigen Form sind erst seit dem XI. Jahrh. üblich geworden. Sie sind mit verschiedenen Aufschriften und Figuren, z. B. dem Crucifixe und den Buchstaben J. N. R. J. verziert. Die Reformirten bedienen sich statt der O. runder, meist gesäuerter Brodkuchen, welche wegen der symbolischen Bedeutung bei der Ausspendung gebrochen werden, wie dieß auch in der unirten evangelischen Kirche eingeführt worden ist. 63.

Oblaten (oblati, d. i. Dargebrachte) hießen in der alten Kirche die von ihren Eltern dem Klosterleben geweiheten Kinder. Nach Benedict's Regel konnten nämlich auch unmündige, noch unverständige Kinder aufgenommen werden und lange Zeit nachher blieb noch diese verwerfliche Sitte. In solchen Fällen beobachtete der Vater alle für die Probation und Reception vorgeschriebenen Ceremonien im Namen des Kindes. Bei Ablegung des Ordengelübdes (professio) aber ward eine Hand des Kindes in das Altartuch gewickelt, wodurch es sich zur Entsagung der elterlichen Güter und zum lebenslänglichen Verbleiben im Kloster verpflichtete. Doch haben nachmals Particulargesetze Abänderungen in diesem Punkte getroffen. — O. und Donaten (donati, d. i. Geschenkte) wurden diejenigen Personen genannt, welche sich und ihr ganzes Besitzthum dem Dienste eines geistlichen Ordens widmeten, um der heiligen Verdienste desselben theilhaftig zu werden und dem Himmel näher zu kommen. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten in ihrem Wahne auf solche Weise in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu geistlichen Orden, ohne förmliche Glieder derselben zu werden. Der Stifter des Franziskanerordens gab diesem Verhältnisse zuerst dadurch eine bestimmte Form, daß er Laien, die sich mit seinen Mitbrüdern verbrüdern wollten, ohne Geistliche zu werden, in eine besondere Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. 63.

Oblation, das Anerbieten, Erbieten zu einer Sache, Darbringen, kommt bezüglich auf Rechtsverhältnisse vor a) beim Eide, indem sich derjenige, welchem der Eid angetragen worden ist, darüber, ob er ihn annehmen oder zurückgeben oder die Gewissensvertretung durch Beweis unternehmen wolle, binnen einer bestimmten Frist zu erklären hat, bei Verlust der Wahl; b) beim Vorkaufsrechte, wo der Berechtigte sich zur Erlegung der gleichen Kaufsumme zu erbieten hat (oblatio ad idem); c) im Lehnwesen die Lehnsauftragung und endlich d) unterscheiden die Juristen bezüglich auf den Unterschied zwischen der obligatio ex re seu ex facto und der obligatio ex promissione, die oblatio realis, wenn das Erbieten (wie bei der Niederlegung) mit der Erfüllung verbunden ist, von der verbalis, welche im blos wörtlichen Antrage besteht. 3.

Obligat (obbligato) in der Musik hieß ursprünglich jede gebundene Stimme,

die bei den früher meist fugenartig gearbeiteten Sätzen, eben weil sie Bindungen enthielt, des Zusammenhanges wegen nie weggelassen werden durfte. Daraus entwickelte sich die jetzige Bedeutung des Wortes, nach welcher man unter einer obligaten Stimme diejenige versteht, welche mit der Hauptmelodie eng verbunden nicht nur zur Ausfüllung der Harmonie dient, sondern selbst zuweilen die Hauptmelodie führt. Deßhalb darf sie auch nie weggelassen werden, zumal da sie oft eine förmlich concertirende Begleitung bildet. 29.

Obligation (obligatio), **Forderung**, bedeutet im Allgemeinen das Rechtsverhältniß zwischen zwei bestimmten Personen, deren eine, der Schuldner, debitor, der andern, dem Gläubiger, creditor, zu einer bestimmten Leistung verpflichtet ist; denn der von den Rechtslehrern früher aufgestellte engere Begriff, wonach nur die Verbindlichkeit obligatio genannt ward, welche eine actio erzeugt, ist jetzt nicht mehr anwendbar. Die Obligationen werden in selbstständige und accessorische (z. B. Bürgschaft), zweiseitige und einseitige, bestimmte und unbestimmte, theilbare und untheilbare, natürliche und bürgerliche, einfache und alternative eingetheilt. Der nächste Gegenstand jeder O. ist stets eine Handlung, die auf ein Geben, Thun oder Leisten (dare, facere, praestare) gerichtet ist; ist es mittelbar eine Sache, wie beim Kaufe, so muß sie im bürgerlichen Verkehre (in rerum commercio) sein, außerdem ist die O. ungültig. Im gewöhnlichen Leben nennt man O. die über eine Forderung, Verbindlichkeit, namentlich beim Darlehnsgeschäfte ausgestellte Urkunde, aus welcher auf Erfüllung der Verbindlichkeit des Ausstellers geklagt werden kann. Die neuesten Schriften über Obligationen, Obligationenrecht sind von Bucher, Kaufmann, Gans u. A. 64.

Obligo, aus dem Italienischen, die obligatio des römischen Rechts als persönliche Verpflichtung, dem Andern etwas zu geben oder zu leisten. Dann vorzüglich unter Kaufleuten das darüber ausgestellte schriftliche Bekenntniß, ein Schuldbrief, Wechsel. Dem Andern obligat oder in obligo sein so viel als sich ihm für die Person verpflichtet haben, ihm zu irgend etwas gehalten sein. 38.

Oblongum nennt man dasjenige Parallelogramm, dessen Winkel alle rechte, aber nur die gegenüberstehenden Seiten gleich sind. Auch drückt O. in der Mathematik die Ungleichheit zweier Dimensionen aus. 40.

Oboe, **Hoboe**, franz. hautbois; engl. hautboy; ital. oboe, ist der Name eines bekannten meist aus Buchsbaumholz verfertigten Blasinstrumentes, welches an die Stelle der veralteten Schalmey getreten ist und unter den Orchesterinstrumenten eine wichtige Stelle einnimmt. Sie besteht aus 3 Stücken, dem Kopfe, dem Mittelstücke und der Stürze, hat eine von der letztern nach dem Kopfstücke verjüngt zulaufende Bohrung und ist an den beiden oberen Stücken mit 6 Tonlöchern versehen, von denen das 3. des ersten Stücks aus 2 mit einem Finger zu deckenden kleineren neben einander gebohrten Löchern besteht. Außerdem befinden sich am Oberstücke sowohl, wie am Mittelstücke mehrere Klappen, welche je nach dem Tone oder der Tonleiter, zu deren leichtern Hervorbringung sie dienen, den Namen f-as-fis-es-Klappe ꝛc. führen. Der Tonumfang ist $\bar{c} - \bar{\bar{g}}$. Angeblasen wird die O. mittels eines Rohres, welches aus 2 ausgeschabten genau zusammengepaßten Stückchen Schilfrohr besteht und an eine kleine messingene Röhre (Stiefel) befestigt ist. Der Ton der O. ist dem der Clarinette ähnlich, aber heller und durchdringender; er wird deßhalb auch oft kreischend und höchst unangenehm, wenn der Vortragende die Behandlung des Instruments nicht versteht. Ist aber letzteres der Fall, so verdient allerdings die O. als stimmführendes Instrument eben wegen ihres eigenthümlichen Tones in gewissen Fällen sorgfältige Beachtung. Früher wurde die O. vorzugsweise bei der Feld- und Kam-

mermusik gebraucht und gab dadurch Veranlassung zu der Benennung Hautboisten. Außer der gewöhnlichen O. braucht man auch jetzt noch bisweilen die sogenannte oboe inglese. Über diese s. d. Art. Englisches Horn. Eine eigenthümliche Gattung der O. war die jetzt nicht mehr gebräuchliche oboe d'amore (hautbois d'amour; oboe luongo), welche eine Terz tiefer stand und eine kürzere mit einer engen Mündung versehene Stürze hatte. Ihr Ton war etwas schwächer und lieblicher als der der eigentlichen O., konnte aber selten rein intonirt werden. Auch die oboe di caccia (Jagdoboe) ist jetzt nicht mehr im Gebrauche. — Wer übrigens der Erfinder der O. gewesen, ist nicht bekannt. Verbessert wurde sie durch Tenner in Nürnberg und Hoffmann in Rastenberg. 29.

Obolus, eine griechische Silber- und Kupfermünze, war 6 χαλκοῦς werth, der sechste Theil einer Drachme (s. d. Art.), etwa 10½ Pfennige. Das Wort wurde ferner auch für kleine Münze überhaupt, Scheidemünze ꝛc. gebraucht. Nach der Angabe des Aristoteles war ὀβολὸς und ὀβελὸς (i. e. Spieß) ursprünglich Ein Wort und nur durch die ionische und attische Aussprache verschieden, indem man beim Tauschhandel zuerst kleine spitzige Kupfer- oder Eisenstücke, ὀβελοί, gebraucht habe, deren 6 eine Handvoll ausgemacht hätten; deren Name sei aber dann beibehalten worden, nachdem Gestalt und Materie längst verändert waren. Bemerkenswerth ist der O. auch noch in sofern, als die alten Griechen ihren Todten einen O. in den Mund steckten, wofür Charon, wie man glaubte, die abgeschiedene Seele über die Styx fuhr. 20.

Obotriten (Obotriti und Obetritae), ein wendischer Volksstamm, in dem westlichen Theile des heutigen Mecklenburg, entzogen sich gleich anderen Völkern nach dem Tode Karl's des Großen der Herrschaft des fränkischen Reichs und bildeten sich im Vereine mit anderen kleineren Nationen, den Polaben, Kyzinern, Warnuren, Wagriern und andern zu einem der angesehensten und mächtigsten Völker aus. Unter ihren Königen zeichneten sich Mistislaus, Gneus und Udo aus. Des Letztern Nachfolger Godeschalch mußte zwar der Macht des Herzogs von Sachsen, Bernhard, weichen (um 1030), kam aber durch Hülfe der Dänen wieder in den Besitz seines Landes und sein Sohn Heinrich genoß später selbst den Schutz des Sachsen Magnus bei den Unruhen, welche seine Begünstigung der christlichen Religion zur Folge hatten. Nach Heinrich's Tode, dessen Söhne beide im gegenseitigen Kriege über die Nachfolger umkamen, wurde Kanut, Herzog von Schleswig, von Lothar zum Könige ernannt; doch später machten Pribislav und Niclot, beide mit Heinrich verwandt, ihre Ansprüche auf den Thron geltend. Nur kurze Zeit aber vermochten sie sich zu halten; Pribislav's Besitzungen kamen an Ratzeburg und Wagrien und Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen, vertrieb Letztern und setzte des Erstern Sohn, Pribislav, als selbstständigen Regenten ein. Dieser ließ sich sogleich taufen und nahm den Titel als Fürst von Meklenburg an. 77.

Obrigkeit, zusammengezogen von „Oberherrlichkeit", bezeichnet als Sache 1) den vom Staate erhaltenen Antheil an der ihm zukommenden Gewalt, um diejenigen, welche die gesetzlichen Anordnungen vernachlässigen, zu deren Beobachtung gesetzlich anzuhalten; 2) die mit diesem Antheile an der Staatsoberherrlichkeit bekleidete Person. Da Niemand mehr Rechte haben kann, als ihm ertheilt worden sind, so wird von der O. verlangt, daß nicht nur das, was sie Namens des Committenden anordnet, an sich den Gesetzen gemäß sei, sondern daß auch sie selbst sich dabei innerhalb der gesetzlichen Formen bewege. Das Überschreiten des Einen wie des Andern würde in das Factische ausarten und das ihr zukommende Ansehn schwächen. Man bedient sich daher des Ausdrucks „Obrigkeit" vorzüglich von solchen Personen und Plätzen, wo das Recht gehandhabt wird und unterscheidet somit davon den Ausdruck „Behörde", d. h. die Per-

son, wohin die Angelegenheit blos der Verhandlung halber gehören würde, welches dann auch das Verwaltungs- und Cassenwesen mit umfaßt. 31.

Obrist, s. Officier.

Obscuranten (von obscurae, verfinstern, verdunkeln) nennt man solche Menschen, welche das Volk in Unwissenheit, namentlich rücksichtlich moralischer, religiöser und politischer Gegenstände und Angelegenheiten zu erhalten oder dahin zurückzuführen suchen, und Obscurantismus die Denkart oder das System derjenigen, welche auf solche Weise die Aufklärung (s. d. Art.) zu verhindern und zu unterdrücken sich bestreben. Der Obscurant ist also ein Feind des geistigen Lichts und liebt nur die geistige Finsterniß in Anderen. Der Grund solcher Lichtscheu kann ein dreifacher sein. Der Obscurantismus beruht nämlich entweder auf einem Vorherrschen und Überschätzen des Gefühls im Menschen und der darauf gegründeten Nichtachtung des Verstandes und seiner aufklärenden und trennenden Reflexion auf dem Gebiete der Vernunft; oder auf dem Glauben, daß es für die Menschen nachtheilig und schädlich sei, über jene Begriffe Aufklärung zu erhalten; oder endlich auf Selbstsucht und Herrschsucht, welche in Bezug auf sich selbst und ihre Befriedigung die Aufklärung für nachtheilig hält. O. der erstern Art sind die sogenannten Mystiker, welche selbst unaufgeklärt sind und lieber in dunkeln Gefühlen, als deutlichen Begriffen sich gefallen. Die O. der zweiten und dritten Art dagegen sind zwar meistentheils selbst aufgeklärt, mißgönnen aber aus Selbstsucht die Aufklärung Andern und meinen ihre Herrschsucht durch dieselbe gefährdet, indem die Herrschsucht um so sicherer ihre Absichten erreichen kann, je größer der Grad der Unwissenheit ist, welcher im Volke herrscht. O. jeder Art hat es von jeher und zu allen Zeiten gegeben, weil ein großer Theil der Menschen die Finsterniß mehr liebt, als das Licht. Namentlich hat der Obscurantismus auf dem Gebiete der Religion und der Politik stattgefunden; auf dem erstern vorzüglich in früherer Zeit, ausgehend von der Geistlichkeit und den Mönchen, welche den freiern Aufschwung des Geistes unter den sogenannten Laien zu hemmen und sie in Aberglauben und in der Bigotterie zu erhalten suchten, um sie nach Willkühr leiten und für ihre eigennützigen Zwecke benutzen zu können. Einen harten Schlag erlitten diese O. durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im XIV. und XV. Jahrh., und namentlich auch durch die sogenannten Briefe der O. („Epistolae obscurorum virorum", s. d. Art.). In neueren Zeiten bezog sich der Obscurantismus mehr auf die Politik und ging vorzüglich von den höheren Ständen, namentlich auch von Staatsmännern aus, welche in der Volksaufklärung die vorzüglichste Ursache der Revolutionen zu finden meinten und die Verminderung ihrer Macht und ihres Ansehns fürchteten, wenn das Volk über seine Rechte aufgeklärt würde. Doch ist solches Bestreben der O. eben so widernatürlich als vergeblich. Denn das Licht wird nimmer aus der Welt verschwinden, dieweil es von oben kommt, vom Vater des Lichts. 63.

Obsequens (Julius), lateinischer Schriftsteller aus dem IV. Jahrh. n. Chr., sonst unbekannt, ist der Verfasser eines zum großen Theile erhaltenen Werkes: „De prodigiis" (von wunderbaren Begebenheiten), wozu er den Stoff aus älteren Historikern, besonders aus Livius, Dionysius von Halikarnaß, Eutropius und Orosius entlehnt hat. Sein Styl ist für sein Zeitalter ziemlich rein und weniger schwülstig als der seiner Zeitgenossen. Es gibt eine Menge Ausgaben, von denen wir nur die „Princeps" von Aldus (Venedig 1508), Conrad Lykosthenes (Basel 1552), Oudendorp (Leyden 1720) und Kapp (Hof 1772) nennen. 16.

Obsequien (obsequia), Seelenamt, Todtenmesse, entstanden in der katholischen Kirche zufolge der Lehre vom Fegfeuer (s. d. Art.). Sie bestehen aus feierlichen Messen, wobei meist die Kirche schwarz ausgeschlagen, ein Katafalk

errichtet und eine Kirchenmusik aufgeführt wird, welche, weil dieselbe mit den Worten anfängt: Requiem aeternam (ewige Ruhe), Requiem heißt. — An und für sich betrachtet hat der Gedanke, für die verstorbenen Lieben irgend eine kirchliche Feier halten zu lassen, etwas sehr Zartes, denn sie bleiben doch immer noch die Unsern, auch wenn sie nicht mehr sichtbar unter uns weilen, und wir geben ja dadurch einen sichtbaren Beweis von Liebe, Achtung und Dankbarkeit gegen sie, und mit Recht hat man daher auch in vielen protestantischen Ländern, wie in Preußen und Sachsen, alljährlich an einen gewissen Sonntage, gewöhnlich an dem letzten Sonntage des Kirchen- oder auch des bürgerlichen Jahres, oder wohl auch selbst an dem letzten Tage des Jahres eine allgemeine Todtenfeier gesetzlich angeordnet, welche zweckmäßig gefeiert bei allen Kirchengemeinden vielen Anklang findet. 78.

Observanten oder mindere Brüder von der Observanz (Observantes, fratres de observantia, fratres minores s. Francisci regularis observantiae), ein besonderer Zweig des Franciskanerordens, welcher im Gegensatze der Conventualen auf die buchstäbliche Beobachtung der alten Ordensregel in ihrer ganzen Strenge drang und sich daher von diesen, welche der im Orden von den Päpsten bestätigten Milderung folgten, ausschied. Diese größere Spaltung des Ordens wurde durch den heiligen Paul von Foligni ums Jahr 1368 veranlaßt. Ungeachtet aller Verfolgungen von Seiten der Conventualen vermehrten sich doch die Brüder der strengen Observanz sehr schnell und wurden erst vom Papste, dann vom Concilium zu Constanz (1415) ihre Selbstständigkeit anerkannt, indem es ihnen ihre eigene Verfassung zugestand und Generalcapitel zu halten erlaubte. In demselben Jahre setzten sie sich auch in den Besitz des Stammklosters zu Portiuncula. Als der Papst Julius mit dem Beginne des XVI. Jahrhunderts die sämmtlichen neben diesen beiden Hauptgesellschaften bestehende kleineren Congregationen der Franciskaner aufhob und die meisten davon sich genöthigt sahen, den O. sich anzuschließen, so erhielten diese ein entschiedenes Übergewicht über die Conventualen auch an äußerem Umfange, welches sie in der Meinung des Volks schon längst besessen hatten. Ihr Triumph wurde vollständig, als Leo X. 1517 ihnen den Vorrang im Orden zugestand, daß von nun an nur aus ihnen und von ihnen der Generalminister des ganzen Minoritenordens gewählt werden durfte, bei welchem sogar die Conventualen die Bestätigung ihres Generalmagisters nachsuchen mußten. Im XVI. und XVII. Jahrh. traten unter den O. mehrere neue Formen in Bezug auf Armuth und Casteiung des Körpers hervor, zufolge deren sie sich nach den verschiedenen Graden der Verschärfung ihrer Regel in regulirte, strenge und strengste eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Stricktäger), in anderen Ländern Soccolanten (Sandalenträger, Barfüßer) oder Observantiner, wie in Italien, der Schweitz, der pyrenäischen Halbinsel und in Amerika, genannt. Zu den strengen O. gehören die Barfüßer in Amerika und (ehemals) Spanien, die Verbesserten (Riformati) in Italien und die früher in Frankreich bestehenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil sie blos dem stillen Nachdenken ergeben waren und durch ihre dienenden Brüder Almosen sammeln ließen. Die strengsten sind die Alcantariner, welche mit ganz entblößten Füßen gingen und in Spanien und Portugal in nicht geringer Anzahl sich vorfanden. Die gesammten Zweige der O. machen zwei Familien aus, welchen ein gemeinschaftlicher General vorsteht; die cismontanische, welche ehemals 66 Provinzen, in Italien, Oberdeutschland, Ungarn, Polen, Palästina und Syrien hatte; und die ultramontanische, die ehedem aus 87 Provinzen, in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen bestand. Die meisten der Provinzen sind in neuerer Zeit eingegangen; die übrigen finden sich größtentheils in Amerika, Asien, Afrika und den Inseln. 63.

Observanz, Gewohnheit (consuetudo, mos, auch jus non scriptum), heißt in der Rechtswissenschaft die aus mehrmaliger oder seit längerer Zeit geübten Handlungsweise hervorgehende gleichmäßige Fortsetzung derselben und, die juristische Gewohnheit als Rechtsquelle betrachtet, die rechtliche Verhältnisse bestimmende, aus bisheriger Anerkennung und Befolgung gesetzliche Kraft erlangende Norm. Der Inbegriff solcher Normen heißt das Gewohnheitsrecht einer Nation und ihr Grund ist das Herkommen, die bisherige Befolgung. Im gemeinen Rechte ist die consuetudo, observantia, ausdrücklich anerkannt und hat wie das geschriebene Recht Kraft und Wirksamkeit. Sie ist eine einführende, introductiva, constitutiva, und abändernde, abrogatoria, die wieder Entwöhnung, desuetudo im engern Sinne, oder entgegenstehende Gewohnheit, c. correctoria, ist. Eben so ist streng unterschieden O. oder Gerichtsgebrauch, als eine Unterart der Gewohnheit in Ansehung des Verfahrens und gerichtlicher Handlungen (formeller G.) oder in der Entscheidung der vorkommenden Fälle (materieller G.), welche letztere als eigentliche O., rerum perpetuo similiter judicatarum auctoritas, zu gleicher Entscheidung nur dann verpflichtet, wenn die Auslegung oder Anwendung eines Gesetzes zweifelhaft, eine Reihe gleichförmiger Entscheidungen vorhanden ist und das Gericht vor einer andern Interpretation sich nicht vollkommen überzeugt hat. (Vergl. auch Gewohnheit.) 64.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obsidian (empyrodoxer Quarz, Mohs), lat. obsidianus; franz. obsidienne; engl. obsidian, im Handel auch isländischer Achat, Glasachat, schwarze Glaslava, vulcanisches Glas, pierre de Gallinave genannt, ist ein Mineral, das in Gegenden brennender und ausgebrannter Vulcane auf Island, Kamtschatka, bei Tokay, Schemnitz in Ungarn, auf den Inseln Lipari, Stromboli, Vulkano, auf Milo, Teneriffa, Madagaskar, Bourbon, auf den Südseeinseln, in den Cordilleren Mittel- und Südamerikas vorzüglich häufig gefunden wird. Man schreibt seine Entstehung überhaupt der Schmelzung von Trachyten und anderen Gesteinen durch vulcanisches Feuer zu; es hat glasartiges Ansehen und dergleichen Glanz, ist unkrystallinisch, sehr spröde, nicht völlig so hart wie Quarz, leicht zersprengbar, sehr vollkommen muschlig und glatt auf den Bruchflächen und an den Kanten äußerst scharfkantig. Der O. einestheils ist sammt-, pech-, bläulich-, grünlich- und graulichschwarz, selbst schwärzlichgrau und größtentheils undurchsichtig, bis an den Kanten durchscheinend; andere, auch Marekawik genannt, sind braun, durchsichtig, und von grünen Farben ist der edle O., Pseudochrysolith oder Bouteillenstein genannt. Weder der eine noch der andere ist in Krystallen gefunden worden. Der schwarze O. bildet die Masse ganzer Berge und Lavaströme; auch wird er in Kugeln und Körnern lose auf dem Boden gefunden. Einige Obsidiane sind mit Feldspath porphyrartig, andere gehen gleichsam durch vulcanische Aufblähung in die bimsteinartige Structur (s. Bimstein) über. Der grünliche O. wird in sphäroidischen Geschieben bei Moldauthein in der Moldau gefunden. Er dient zu halbedelm Schmucke. Der schwarze O. wird zu Trauersteinen und größeren Gefäßen verarbeitet. In Mexiko ist der O. von den ehemaligen Einwohnern zu Schmiedewerkzeugen verarbeitet worden; man findet daselbst noch jetzt zahlreiche Überbleibsel ihrer Fabrication. Mit dem O. bilden Pechstein, Perlstein und Bimstein eine naturhistorische Species. Der O. wiegt 2, 1—2, und ist aus Kiesel- und Thonerde zusammengesetzt. — O. ist auch der englische Kunstausdruck für Blend- oder Dampfgläser in astronomischen Fernröhren (s. Dampfgläser). 76. 13.

Obst nennt man die genießbaren Früchte der Bäume und mancher Strauchgewächse, namentlich derer, welche in gemäßigten Himmelsstrichen besonders einheimisch sind. Es gehören hierher Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen

Aprikosen, Pfirsiche, Feigen, Datteln, Orangen, Weintrauben, Johannis-, Stachel-, Erd-, Him- und Brombeeren ꝛc. Diese Früchte bestehen im Allgemeinen aus Schleim, Pflanzengallerte, Zucker, Pfeffer, Äpfel-, Essig-, Citronen-, Weinstein-, Sauerklee- und Gallussäure. Einiges O. behält, wenn es auch reif ist, immer noch den herben Stoff, den es vor seiner Reife enthielt. Das O. ist um so nahrhafter, je reichlicher dasselbe mit Eigenschaften begabt ist, die vermögend sind ihren Aufenthalt im Magen zu verlängern. Zu den nahrhaftesten gehören die Feigen, besonders die getrockneten, die Datteln, die gebakkenen Pflaumen. Die am wenigsten nahrhaften sind: Orangen, Johannisbeeren, Kirschen, Erd- und Himbeeren, Pfirsichen. O. kann fast Jedermann genießen; doch ist dasselbe O. nicht allen Temperamenten zuträglich und unser Geschmack ist in diesem Falle ein fast unfehlbarer Führer. So dürften z. B. fade schmeckende, schleimige Früchte von Personen mit lymphatischem Temperamente, bei denen besonders eine schwache Verdauung vorherrscht, ohne Zuthat von Gewürzen nicht verdaut werden; doch haben solche Individuen schon von Natur einen Widerwillen gegen diese Früchte, während ihnen herbe Früchte nicht zuwider sind und auch besser von ihnen vertragen werden. So würde wieder reizbaren Personen das saure O. beschwerlich fallen, hingegen zuckerhaltiges schleimiges O. ihnen besser zusagen; während für Personen von sanguinischem und galligem Temperamente das säuerliche O. eine wahre Delicatesse und ihnen bei großer Hitze sehr zuträglich ist. O. vermag nicht allein den Menschen zu nähren, denn es hat zu wenig Nahrungssaft, um einen so wichtigen Organismus, wie der seinige ist, hinlänglich zu erhalten. Besonders aber darf es bei den Bewohnern nördlicher Gegenden, so wie bei Personen, die ihren Körper sehr anstrengen müssen, nur einen sehr kleinen Theil ihrer täglichen Mahlzeit ausmachen. — Das O. wird auch manchen Zubereitungen unterworfen, z. B. die übermäßige Säure der Früchte durch Zucker zerstört; eine Zubereitung, die besonders auf die Johannisbeeren und auch für solche schleimhaltige Früchte, die nicht schmackhaft genug sind, anwendbar ist. Die Härte des Fleisches der Früchte kann durch Kochen derselben, mit oder ohne Zucker, gehoben werden. Auf diese Weise werden namentlich Äpfel leichter verdaulich gemacht. Durch diese Zubereitungsart wird überdieß noch ihre Reife, obgleich in unvollkommenem Grade, ergänzt; denn das O., welches man vor seiner Reife gekocht genießt, ist immer geschmacklos, obgleich weniger schädlich, als wenn man es roh ißt. Das Nämliche ist auf die Herbigkeit manches Obstes anwendbar. Die im Alkohol oder Branntwein aufbewahrten Früchte, wie z. B. Kirschen, sind sehr schädlich. Ihr Fleisch wird dadurch verhärtet und mit den reizenden Eigenschaften jener Flüssigkeit durchtränkt. Oft giebt man dem O. Schuld, daß es Ruhren erzeuge. Vorausgesetzt, daß keine andere Ursache als das O. jene hervorgebracht hat, kann man alsdann nur der von kalten Sommern herrührenden Unreife des Obstes, so wie dem übermäßigen Genusse solches Obstes unter Körperumständen, die schon an und für sich zur Entwickelung jener Krankheiten geeignet waren, die Schuld beimessen. 14.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Obstwein ist im Allgemeinen der Name des weinartigen Getränks, welches aus Äpfeln, Birnen, Aprikosen, Pflaumen, Johannisbeeren, Stachelbeeren ꝛc. durch geistige Gährung gewonnen wird. Ist er aus Äpfeln bereitet, so kommt er auch unter dem Namen Äpfelwein, Cyder, vor. Bei vielen, vorzüglich den säuerlichen Obstsorten, ist ein Zusatz von Zucker nothwendig. Mit diesen ächten Weinen, welche gut bereitet den Traubenweinen sehr ähnlich sind, darf man nicht die unächten Fruchtweine, die durch Übergießen süßer oder wohlriechender Früchte, z. B. Ananas, mit Wein bereitet werden, verwechseln. 5.

Ocaña (spr. Ocanja), eine Stadt mit 12000 Einw., Mineralquellen und

einem Steinsalzwerke in der Provinz Toledo (Neucastilien) des Königreichs Spanien östlich von der Stadt Toledo gelegen, ist berühmt durch eine Schlacht zwischen den Spaniern und Franzosen am 19. Nov. 1809. — Die während des genannten Jahres erlittenen Unglücksfälle wieder gut zu machen war der spanische General Areſaga mit seinem 60000 Mann starken Heere aus der Sierra Morena durch la Mancha gegen Toledo vorgerückt, in der Hoffnung vielleicht noch vor Ankunft der frischen aus Östreich herbeieilenden französischen Schaaren einen glücklichen Schlag gegen Madrid auszuführen; auch erwartete er von den Engländern Unterstützung. Wider Vermuthen aber traf er das französische Heer unter Joseph Buonaparte (Soult, Mortier, Sebastiani) bereits bei Toledo schlagfertig, zog sich deßhalb rechts ab und nahm auf den steilen Höhen bei O. eine ziemlich feste Stellung. Hier sah er sich am 19. Nov. heftig angegriffen und mußte endlich nach dreistündigem Kampfe weichen. Auf der Flucht erlitt er durch die französische Reiterei so namhaften Verlust, daß er nach einem Vierteljahre nur erst den dritten Theil seines Heeres wieder gesammelt hatte. Die Sieger hatten 2000 Todte und Verwundete, während die Spanier 5000 Todte und Verwundete, 15000 Gefangene, 50 Kanonen und 300 Wagen eingebüßt hatten. 15.

Occam (Wilhelm von), so genannt nach seinem Geburtsorte Occam oder Ocham in der Grafschaft Surrey in England, einer der scharfsinnigsten und freimüthigsten Philosophen des Mittelalters, lebte im XIII. und XIV. Jahrh.; sein Geburtsjahr ist aber unbekannt. Er war Franciskaner und Schüler des berühmten Duns Scotus. Im Anfange des XIV. Jahrhunderts trat er als Lehrer der Philosophie und Theologie zu Paris auf, vertheidigte mit großer Kühnheit die Rechte des Königs Philipp des Schönen und später des Kaisers Ludwig von Baiern gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls, ward dafür zweimal in den Bann gethan, fand aber am Hofe des Kaisers 1339 eine sichere Freistatt und starb zu München 1443 oder 1447. Seine Gelehrsamkeit und Schärfe im Disputiren erwarb ihm, dem damaligen Gebrauche gemäß, die Ehrennamen eines Doctor singularis et invincibilis und eines Inspector venerabilis. Seine Schüler, Occamisten genannt, bildeten eine starke Secte, besonders im Gegensatze zu den Scotisten. — O. ist für die Geschichte der Philosophie von höchster Wichtigkeit, weil mit ihm eine neue Periode des Nominalismus beginnt, den er gegen den abstracten Realismus der herrschenden Philosophie mit starkem und hellem Geiste wieder geltend machte, daher sein Wirken im Zusammenhange mit den gleichzeitigen Richtungen der Philosophie erfaßt werden muß in der allgemeinen Darstellung der Scholastik (s. d. Art.). — Seine Schriften sind: „Quaestiones et decisiones in VI. libros sententiarum“ (Leyden 1495. Fol.); „Centiloquium theologium“ (Ibid. 1496. Fol.); „Summa totius logicae“ (Paris 1488, Oxford 1675. 8.). 80.

Occasionalismus nennt man das von Carteſius (s. d. Art.) durch seine Annahme einer göttlichen Beihülfe (concursus dei) zur Vermittlung der gegenseitigen Einwirkung von Seele und Körper vorbereitete, von seinen Anhängern, besonders dem Arzte Geulinx und dem Pater Malebranche (s. d. Artt.) in höchster Consequenz ausgeführte System, nach welchem jeder directe Einfluß eines Dinges auf das andere ausgeschlossen sein, vielmehr eine jede Wirkung unmittelbar von Gott ausgehen sollte, welcher nur durch ein anderes Ding veranlaßt würde, gleichsam Gelegenheit erhielt, jene Wirkung hervorzubringen. Darum gibt es also keine wirklichen Ursachen der erscheinenden Veränderungen, sondern nur Mitursachen oder gelegenheitliche Ursachen (causae occasionales). Natürlich fand diese Theorie vorzugsweise bei den Veränderungen Anwendung, bei welchen die unmittelbare Einwirkung des einen Dinges auf das andere unerklärlich schien; so ganz besonders bei den Vorstellungen. Der Körper kann nicht auf die

Seele wirken, sondern die in ihm geschehende Bewegung gibt Gott Veranlassung, die ihr entsprechende in der Seele hervorzubringen, so wie umgekehrt auf Anlaß einer Vorstellung in der Seele Gott die gleiche Veränderung im Körper erzeugt, so daß scheinbar die Seele den Körper bewegt. So wird auch der O. als eine der Theorien zur Erklärung der Zeugung aufgeführt, wonach also bei Gelegenheit der Begattung zweier Individuen Gott ein neues schaffen sollte. — Es ist leicht einzusehen, daß der O. kein wahrhaft philosophisches System, sondern nur ein Nothbehelf der Erklärung war. 80.

Occident (eigentlich sol occidens, die untergehende Sonne) ist im Allgemeinen die Gegend nach Westen, so wie Orient (sol oriens, die aufgehende Sonne) die Gegend nach Osten. Bei der Theilung des römischen Reichs unter Theodosius entstand aber der Unterschied eines occidentalischen und eines orientalischen Kaiserthums, dessen Grenzen das adriatische Meer und die Donau waren, und hiervon hat sich der Sprachgebrauch entwickelt, daß man unter O. das ganze christliche Europa, unter Orient hingegen die türkischen Länder in Europa, Asien (vorzüglich Süd- und Mittelasien) und Ägypten versteht. Occidentalisch ist daher so viel als europäisch, orientalisch so viel als asiatisch. 30.

Occupation (occupatio), heißt in der Rechtswissenschaft die Erwerbung des Eigenthums durch Besitzergreifung einer Sache, die herrenlos oder vom Gesetze als solche erklärt ist. Nach den Grundsätzen vom juristischen Besitze gehört dazu Absicht und ein genügendes factum apprehensionis, und zu den einzelnen Arten der O. rechnet man Jagd und Fischerei, Auffindung im Allgemeinen, besonders das Finden des Schatzes, Bemächtigung im Kriege (o. bellica), Cultur verlassener Ländereien, Specification ꝛc. 64.

Ocean (von oceanus, s. d. Art.) wird überhaupt das große Weltmeer genannt, welches über $\frac{2}{3}$ der Erdoberfläche bedeckt. Zur genauern Übersicht theilt man dasselbe 1) in den atlantischen O. zwischen Europa, Afrika, Amerika und den beiden Wendekreisen; 2) den großen O. zwischen Amerika, Asien und den Wendekreisen, die man jedoch häufig wieder in den Ostocean, nördlich vom Äquator, und den Südocean (Australocean), südlich vom Äquator, eintheilt; 3) den indischen O. zwischen Afrika, Asien, Neuholland und dem südlichen Wendekreise und 4) die beiden Eismeere innerhalb der Polarkreise. Alle übrigen Meeresabtheilungen gelten für Theile dieser größern. 30.

Oceaniden hießen die 3000 Töchter des Oceanus und der Tethys, oder die ganze weibliche Nachkommenschaft des Oceanus, von welchen sich die Nereiden, ebenfalls Meernymphen, dadurch unterscheiden, daß diese erst Töchter der Oceanide Doris sind. Die alten Maler stellen die O. gewöhnlich halb als schöne Jungfrauen und halb als Fische dar, dagegen die Dichter sie als ganz menschlich gestaltete Göttinen beschreiben, die Kränze von Meergras, Korallenschnüre und Muscheln halten und auf Delphinen reiten. 20.

Oceanien wird in der neuesten Zeit zuweilen Australien genannt.

Oceanus (Ὠκεανός), der Gott des Weltmeeres. Nach den alten philosophischen Ansichten leitete man Alles aus dem Elemente des Wassers her, aus welchem alle Dinge, selbst die Götter entstanden waren. Daher heißt O. bei dem Homer der Vater aller Götter. Nach andern Theogonien dagegen war O. der älteste Sohn des Uranos und der Gäa oder der älteste der Titanen. Mit seiner Schwester Tethys vermählt erzeugte er die vornehmsten Flüsse (nach Hesiod 25) und die große Menge der Oceaniden (nach Hesiod 40 und außerdem noch 3000, die in Sümpfen und Tiefen wohnen). Seinen Hauptsitz hat O. in den äußersten westlichen Gegenden. Auf alten Kunstwerken erscheint er als Greis, der auf dem Wasser sitzt, sich auf einen Wasserkrug oder ein Seeungeheuer stützt und einen

Stab in der Hand hat, den er nach Schiffen zu hält, die um ihn herfahren. Er war die Personification des großen Weltstroms, welchen die Alten als einen Gürtel um die Erde gehend vorstellten, dessen Wogen demnach immer in sich selbst zurückkehrten; die erweiterte geographische Kenntniß machte ihn zum Weltmeere und nun theilte man ihn in verschiedene Theile. 20.

Ocellus aus Lucanien in Großgriechenland (blühte um 496) wird als einer der bedeutendsten Pythagoräer und als unmittelbarer Schüler des Pythagoras genannt. Man hat noch eine Schrift unter seinem Namen, die den damals fast allen naturhistorischen Schriften gemeinsamen Namen führt: „*Περὶ τᾶς τοῦ πάντος γενέσεως* oder *φύσεως*" (Über den Ursprung oder über das Wesen des All). Sie enthält Betrachtungen über die Ewigkeit der Welt und einige moralisch-pädagogische Vorschriften. Bruchstücke daraus und aus einer andern Schrift desselben Philosophen hat Stobäus (Ecl. I. p. 338—340. 422. 8, ed. Heer.) aufbewahrt. Herausgegeben wurde jene Schrift von Gale (Opusce. myth., phys. et eth. p. 499—538), von Batteux (zugleich mit einer angeblichen Schrift des Timäus über die Weltseele) mit französischer Übersetzung und Anmerkungen (Paris 1768. 3 Bde. 8.), von d'Argens (Berlin 1792. 8.), von Rotermund (Leipzig 1794. 8.) und von A. F. W. Rudolphi (Leipzig 1801. 8.). Bardili gab in Fülleborn's Beiträgen (10. St. Nr. 1—3) eine Übersetzung derselben nebst einer Abhandlung über den Geist des Ocellus. 80.

Ocher, lat. ochra; franz. ocre; engl. ochre, bezeichnet im Allgemeinen Gesteinmassen von unmetallischem Ansehen, erdiger, unkrystallinischer Beschaffenheit, von großer Weichheit und Zerreiblichkeit, denen schwarze, braune, rothe, gelbe, grüne Farben eigen sind. Einige derselben sind oxydirte Metalle, andere Hydrate derselben, auch sind sie zuweilen mit Erden und geringen Antheilen von Säuren verbunden. Viele O. sind Bildungen neuerer Zeit, die durch Zersetzung krystallinischer Erze entstanden sind; andere sind jedoch auch ursprünglicher Entstehung und in gestörter Bildung entstanden. Bekannt sind als O. die Umber, die Kobaltocher (gelber, brauner, schwarzer, rother Erdkobalt), Spießglanzocher, Wolframocher, Uranocher, Molybdänocher, Zinkocher, Bleiocher (Mennige), Wismuthocher, Chromocher, brauner und rother Eisenocher, Manganocher, Nickelschwärze, Arsenikschwärze, Bleimulm, Silberschwärze, Kupferschwärze, Kupferocher (Ziegelerz). 76.

Ochlokrătie ist Pöbelherrschaft, diejenige Art der Republik, wo der große Haufen die Leitung der Angelegenheiten in den Händen hat, und demnach nicht viel besser als Anarchie. 30.

O'Connell (Daniel), der berühmte irländische Demagog, ward 1775 in der Grafschaft Kerry, wo seine Familie seit langer Zeit Besitzungen hat, geboren, machte im Jesuitencollegium zu St. Omer leidliche Studien, widmete sich später dem Studium der Rechte und trat seit 1798 mit vielem Glücke als Sachwalter in Dublin auf. Als Katholik und warmer enthusiastischer Freund seines Vaterlandes fühlte er tief die bedrängte Lage desselben und faßte allmählig einen glühenden Haß gegen England, dem es nach seiner Meinung einzig und allein seine Herabwürdigung verdankte. Nicht zufrieden mit den mancherlei Concessionen, welche Irland in jener Periode erhielt und erbittert über die Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen wurde er bald der eifrigste Vertheidiger aller vaterländischen Interessen. In den politischen Clubbs, deren Versammlungen er regelmäßig beiwohnte, erlangte er durch seine eindringliche Beredtsamkeit in kurzer Zeit einen überwiegenden Einfluß; auch war er es, der seit 1809 den katholischen Verein fast ausschließlich leitete und die demselben entgegengesetzten Vereine bekämpfte. Die allgemeine Aufregung des irischen Volkes benutzend und nährend erklärte er im Jahre 1825, als die Regierung alle Vereine verbot, offen, daß keine Parliamentsacte die Thä-

tigkeit des katholischen Vereins hindern werde, und bot Alles auf, um die Auflösung desselben zu hintertreiben. Auch gelang ihm dieß vollkommen, zumal da die Regierung aus guten Gründen gewaltsame Maßregeln nicht anwenden wollte. Unter Canning's und Goderich's Verwaltung nahm die Lage der Dinge in Irland vor der Hand wenigstens keine üblere Wendung, als aber Wellington an das Ruder kam, erkannte man die Nothwendigkeit, entschiedenen Widerstand zu leisten. O'C. trat an die Spitze der Bewegung, trug bei der Parliamentswahl über seinen Gegner Fitzgerald den Sieg davon und nahm, nachdem er auch in einer zweiten wegen seiner Eidsverweigerung nöthiggewordenen Wahl wieder erwählt worden war, im Februar 1830 seinen Sitz im Parliamente ein. Von diesem Augenblicke an bis auf den heutigen Tag blieb es seine einzige Aufgabe, Irland Recht zu verschaffen. Keine Gelegenheit ließ er vorbeigehen, wo er nicht mit derben oft nur zu bitteren Worten die Regierung bestürmte, Irlands Fesseln zu lösen und dem unglücklichen Lande durch Gleichstellung mit England, durch Abschaffung der drückenden Zehnten und anderer Übelstände Genugthuung zu geben. Die fast dictatorische Gewalt, die er über Irland ausübt und die ihm selbst eine jährliche freiwillige Steuer einbringt und täglich sich mehr befestigt, hat auch die Verwaltung, selbst die Torys, bewogen, den Mann zu schonen, auf dessen Wink Irland augenblicklich unter Waffen stehen würde. Übrigens hat er sich auf seinen Reisen in England und Schottland (z. B. 1835) selbst hier großen Anhang zu verschaffen gewußt und er ist daher jetzt als Mittelpunkt und Führer der demokratischen Partei zu betrachten. Dem jetzigen Ministerium scheint er aufrichtig ergeben zu sein, obwohl ihm alle bis jetzt von demselben in Irland ausgeführten Reformen noch nicht genug sind. Übrigens ist er demselben offenbar ein sehr gefährlicher Bundesgenosse, da er keine Discretion kennt und seinem Ehrgeize alles Andere aufopfert. Als Redner imponirt er außerordentlich und reißt unwillkührlich hin; aber stets geht er zu weit und verletzt geflissentlich Anstand und Höflichkeit. Als Beweis kann die erste beste seiner sprudelnden Reden gelten. 22.

Octant ist 1) ein veraltetes astronomisches Instrument; 2) ein dem Südpol des Himmels am nächsten stehendes Sternbild von 43 Sternen, durch Lacaille eingeführt. 13.

Octave, franz. und engl. octave; ital. ottava, in der Musik ist ein Intervall von 8 diatonischen Stufen. Da sie die vollkommenste Consonanz ist, denn sie entsteht bei der natürlichen Erzeugung der Töne mittelst Theilung einer Saite zuerst (s. d. Art. Accord), so muß sie bei der Temperatur der Töne in ihrer völligen Reinheit beibehalten werden; denn auch die geringste Abweichung würde hier dem Ohre auffallen, während sie bei anderen weiter von der Unität entfernten Intervallen nicht bemerkt wird. Übrigens ist die O. weiter nichts als die Wiederholung eines gegebenen Grundtones, nur in einer andern Größe, und es kann über sie hinaus kein neues Intervall geben, da sie selbst die Grenze aller Töne unseres Systems ist, somit alle über sie hinaus liegenden Töne nur als Wiederholungen zu betrachten sind. Obgleich die O. die vollkommenste Consonanz ist, so hat sie doch, weil keine wesentliche Verschiedenheit des Tons vorhanden ist, den wenigsten Reiz; es muß daher bei ihrer Anwendung mit Vorsicht zu Werke gegangen und ihr Gebrauch vorzüglich im guten Tactheile eines zweistimmigen Satzes und die unmittelbare Folge derselben in einerlei Stimmen (Paralleloctaven) vermieden werden. — Octavo heißt auch eine Flötengattung, welche um eine O. höher steht als die gewöhnliche. Auch führt ein Orgelregister den Namen O. — Octave bezeichnet in der katholischen Kirche die acht Tage währenden religiösen Gebräuche, welche sich auf irgend ein Hauptfest der Kirche, z. B. der Geburt und Auferstehung u. dergl. beziehen. Der Priester, welcher an diesen Tagen die Messe lieset, ist verbunden, auf diejenigen Formulare, welche sich hierzu in dem Meß-

buche befinden, Rücksicht zu nehmen. Auch bezeichnet O. den achten Tag selbst, mit welchem sie sich schließt. Vielleicht stammt hiervon die selbst noch in mehreren Gegenden protestantischer Länder gebräuchliche Benennung Kleinostern, Kleinpfingsten ab, welchen Namen man den Sonntagen nach Ostern und Pfingsten zu geben pflegt. 29. 71.

Octavia, Schwester des römischen Kaiser Augustus, ausgezeichnet durch Schönheit und Sittenreinheit, ward vom Cäsar an den Consular Marcellus und nach dessen Tode von ihrem Bruder aus Politik an Antonius verheirathet. Durch ihre Vermittlung ward das gute Einverständniß zwischen beiden Triumvirn lange erhalten oder wenigstens der Ausbruch der Feindschaft verhindert. Aber Antonius, durch die Reize der Cleopatra verführt, behandelte sie unwürdig und trotz ihrer Vermittlung brach jetzt der Bürgerkrieg aus, der sich für Antonius so unglücklich endete. Nichts desto weniger jedoch nahm sie sich der Kinder des Antonius mütterlich an und starb allgemein betrauert 742 n. E. R. (12 v. Chr.). Augustus selbst hielt ihr die Leichenrede und konnte nur mit Anstrengung verhindern, daß das Volk ihr göttliche Ehre erwies. — Eine andere Octavia, Schwester des Britannicus, war zuerst an den Enkel August's, Lucius Silanus, vermählt, später aber dem Kaiser Nero zur Frau gegeben. Dieser verstieß sie jedoch unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit und des Ehebruchs nach Campanien und heirathete die Poppäa, wurde aber durch das Volk zu ihrer Zurückberufung gezwungen, welches sie im Triumphe in Rom wieder einführte. Poppäa hingegen ruhte nicht und als auf Nero's Befehl Anicetus sich selbst angeklagt hatte, mit der O. in verbotenem Umgange gelebt zu haben, ward diese auf die Insel Pantellaria verbannt und nach kurzer Zeit daselbst ermordet. Sie ist der Gegenstand einer Tragödie von Seneca und einer andern von Alfieri. 16.

Octavianus, s. Augustus.

Octroy (spr. Octroa) ist s. v. a. die Concession oder der Bestätigungsbrief zum freien oder ausschließenden Handel mit gewissen Waaren oder auf bestimmte Plätze. Es kann das O. eben sowohl die bloße Befreiung oder Bevorzugung vor Andern, als auch ein Recht zum Alleinhandel mit Ausschließung des Dritten enthalten. Octroyiren heißt Jemanden mit einem solchen Monopole, Freibriefe oder Privilegium begünstigen und octroyirte Gesellschaften sind solche, die mit dergleichen ausgestattet sind. Man versteht daher auch darunter eine einregistrirte zünftige Handelsgenossenschaft, Handelsgilde, Kramerinnung. 31.

Ocularglas, s. Fernrohr.

Oculiren (Ängen, Ängeln), lat. inoculare; franz. inoculer; engl. inoculate, nennt man das Geschäft des Gärtners, bei welchem er die an den Baumrinden befindlichen Augen aushebt und in die Rinde eines andern Baums einsetzt. Nach der Zeit, in welcher man zu oculiren pflegt, unterscheidet man 2 Arten, das O. mit dem treibenden Auge, in den Monaten März und April, und das O. mit dem schlafenden Auge, im August und September. Das Verfahren dabei ist folgendes. Mit Hülfe des Oculirmessers, dessen kleine Klinge bisweilen rückwärts läuft und an seinem Hefte ein kleines Hornblättchen zum Ausheben des Auges hat, schneidet man ein ungefähr ein Zoll langes und möglichst breites Schild, in dessen Mitte das Auge steht, hebt es mit dem Blättchen am Oculirmesser aus und setzt es in die eben so groß geschnittene Stelle des andern Baums, so daß die Rinde des eingesetzten Auges sich eng an die Rinde des andern anschließt. Hierauf verbindet man die Spalten mit Bast oder bestreicht es auch vorher mit Baumwachs. Oculirt man im Frühjahre, so wählt man dazu das Auge eines im vorigen Jahre gewachsenen Zweigs und schneidet den obern Theil des oculirten bis auf 3 Zoll ab, um die Anhäufung des Saftes an diesem Punkte zu bewirken; im Herbste dagegen bedient man sich der Augen eines dießjährigen Schosses und

schneidet den übrigen Zweig erst im kommenden Frühjahre ab. Im Falle, daß die Oculation nicht sogleich erfolgen kann, schneidet man den ganzen Zweig mit den zu oculirenden Augen ab und bedeckt ihn mehrere Tage, ohne ihm dadurch zu schaden, mit Erde oder steckt ihn in frisches Wasser. — Anschilden oder Anplatten nennt man diejenige Art zu oculiren, wenn man Rinden mit mehreren Augen abzieht und frisch einsetzt. Das Verfahren dabei ist ganz dasselbe. — Der Zweck des Oculirens ist die Veredlung und Vermehrung der fruchttragenden Bäume. 35.

Odalik (von oda, Zimmer), nicht Odalisken, ist der Name der Haremmädchen in der Türkei, von denen sich die Asseki, welche einen Sohn geboren haben, und die Favoritinnen (Sultaninnen) unterscheiden. Da gewöhnlich die schönsten cirkassischen Mädchen für den großherrlichen Harem ausgewählt werden, so ist die Vorstellung von ausgezeichneter Schönheit, welche sich bei den Abendländern mit dem Begriffe der O. verbindet, sehr wohl gegründet; nichts desto weniger aber ist ihr Loos ein höchst trauriges, da sie nur zur Lust ihres Gebieters bestimmt in ewiger Abgeschiedenheit von der Welt ihr Dasein vertrauern müssen. 30.

Ode ist nach der Begriffsbestimmung neuerer Ästhetiker diejenige Gattung der lyrischen Poesie, worin sich das Gefühl am tiefsten und stärksten ausspricht, und man kann sie, wenn man in der Kunstsprache reden will, als den poetischen Ausdruck lyrischer Ideen (ohne Reflexion entstandener Vernunftvorstellungen nach ihrer lebendigen Gemüthserzeugung) definiren. Bewegt sich das Lied ruhig und leicht, oft sogar zart und weich, so schreitet die O. ernst und bedeutend einher. Starke, stürmische, erhabene Gefühle, welche die Seele gewaltig anschwellen und ungestüm mit sich fortreißen, sind ihr Inhalt. Eine schärfere Grenze zwischen O. und Lied (s. d. Art.) ziehen zu wollen wäre schon dadurch, daß der Unterschied zum Theil in dem Mehr oder Weniger des Gefühls liegt, sehr schwierig und würde auch von keinem erheblichen Vortheile sein. Die Alten faßten den Begriff der O. (ἀοιδή, eigentlich ein Gesang, ein zur Laute gesungenes Lied schlechthin) viel weiter und verstanden darunter alle Arten der lyrischen Poesie von der erhabenen pindarischen Siegeshymne bis zu dem scherzenden Liedchen Anakreon's. Es soll damit keineswegs behauptet werden, daß nach unseren Begriffen jede O. erhabenen und großartigen Inhalts sein müsse; denn die O. ist so mannigfaltig, als es Gegenstände gibt, welche die Erhebung des menschlichen Gemüths in das Gebiet höherer Ansichten und Gefühle auf natürliche Weise veranlassen oder gestatten, und alle Schattirungen des Tons von der schmetternden Trompete bis zur sanften Flöte fallen in ihren Bereich; eines tiefen kräftigen Gefühles und des höchsten Feuers der Begeisterung wird aber der Odendichter in keinem Falle ermangeln dürfen. „Man kann", sagt ein Ästhetiker der neuesten Zeit, „die O. mit dem Gesange der Lerche vergleichen, welche hoch in den Lüften in harmloser ruhiger Freudigkeit ihren Schöpfer preist; die weder jenen zärtlichen Schmelz, noch den erschütternden Sturm der Melodien mit Philomelen theilt; dagegen aber das reine wohlgestimmte Gefühl durch ihre kräftigen und würdevollen Laute desto mehr aufheitert und erquickt." — Hält man die oben angeführte Definition fest, so ergeben sich folgende unerläßliche Erfordernisse einer guten O. Wie jedes lyrische Gedicht heischt sie unmittelbare Gefühlsbewegung, welche nur durch individuelle, subjective Innigkeit und lebendige Kraft der Vorstellungen bedingt wird. Das Gemüth und die Gefühle des Dichters werden sich deßwegen stets in der O. klarer als in jeder andern Dichtungsart abspiegeln. — Eigenthümlich ist der O. ferner der höhere Standpunkt der Betrachtung, das Innewerden einer unendlichen Bedeutung im Endlichen. Daher wird bei dem Odendichter ein hoher Grad der Begeisterung vorausgesetzt und seine ganze Seele muß mit ihrer jedes-

maligen Hauptempfindung und deren Gegenstande innigst beschäftigt sein. — Es läßt sich aus dem Gesagten sehr leicht wahrnehmen, daß die O. an das Gebiet der Gedanken und an den Ton der Betrachtung anstreifen muß und daß hier die gefährlichste Klippe für den Odendichter verborgen liege, denn nicht selten läßt er sich verleiten in die Regionen der Reflexion und Speculation überzugehen. Ein Gedanke muß freilich aus dem andern entstehen, aber keineswegs durch methodisches Nachdenken und in logischer Ordnung, sondern wie sie die Phantasie in ihrer lebhaften Beweglichkeit aus dem reichen Ideenschatze herausgreift und verbindet. Oft beginnt der Dichter ganz allgemein mit lebhaften Empfindungen, deren Ursache wir nicht sogleich errathen können, und berührt nur beiläufig den Gegenstand, welcher diese Empfindungen veranlaßt hat; oft geht er von einer einzelnen Begebenheit aus, schweift aber sogleich von dieser ab und verliert sich in allgemeine Betrachtungen; nicht selten hält er aber auch fest an seinem Gegenstande, oder kehrt doch nach kurzen Abschweifungen immer wieder zu ihm zurück. — Durch die Erhebung in das Reich der Ideen und durch die Darstellung der Ahndungen höherer, über der bloßen Gegebenheit gelegener Beziehungen gewinnt die O. den Charakter der Würde und Erhabenheit. Dieser offenbart sich sowohl in den ausgesprochenen Gedanken, als in der ungewöhnlichen Art ihrer Verbindung. Kühn stellt der Odendichter das Höchste mit dem Kleinsten, das Nächste mit dem Fernsten zusammen. Dieses sind die sogenannten lyrischen Sprünge, die aber mit großer Sicherheit gewagt werden müssen, wenn sie nicht zum Falle bringen sollen. Eine Hauptempfindung muß die ganze O. zusammenhalten und alle Abschweifungen, so weit sie auch in die Ferne und in das Unerwartete gehen mögen, müssen sich auf diese zurückbeziehen. — Nicht selten überschreitet die O. in ihrem Fluge die Marke der gewöhnlichen Verständlichkeit und Klarheit, ohne aber deßwegen unverständlich werden oder Gedankenverwirrung verrathen zu dürfen. — In der O. waltet wie in der lyrischen Poesie überhaupt die Begebenheit nur als Gegenwart und die Zukunft nur als Empfindung. „Die Empfindung", sagt Jean Paul, „wird sich allein und unabhängig darstellen, ohne etwa wie im Epos alle ihre Eltern, oder wie im Drama ihre Kinder zu malen. Der verschlungene Plan der O. ist daher keine verlarvte Larve einer kleinen epischen Begebenheit; die geschichtlichen Einwebungen sind nur Ausbrüche des lyrischen Feuergusses, welcher überrinnend nach allen Seiten des Berges abläuft. Die Empfindung fliegt, ohne alle historische Weglinie zwischen Ende, Anfang und Mitte umher, nur von ihrer Überspannung und Ermattung wechselnd getrieben." — Die Erhabenheit der O. muß in ihrem inneren Wesen, in der ganzen Anlage und Ausführung begründet sein; der wahre lyrische Schwung muß sich durchaus kundgeben. Bloßer Wortschwall und falsches Pathos werden nicht selten mit dem Erhabenen verwechselt. Es ergibt sich daraus von selbst, daß die O. nicht sehr lang sein dürfe und rasch voran schreiten müsse; denn der Gemüthszustand, welcher bei dem Odendichter vorausgesetzt wird, kann seiner Natur nach nicht lange andauern; er wird schnell seinen höchsten Gipfel erreichen und, ehe er geschwächt wird, enden. In jedem andern Falle verliert er sich entweder ins Schwülstige, Überspannte und Gezierte, oder versinkt ins Matte, Gewöhnliche und Gemeine. — Mehr als in jeder andern Dichtungsart sind in der O. Sprache und Rhythmus freigegeben; ihre Gestaltung fällt dem Genie des Dichters anheim, der jedoch eben sowohl Gezwungenheit, Überladung und hohle Phraseologie im Ausdrucke als willkührliche Regellosigkeit und Künstelei im Versbaue zu vermeiden hat. Die Beobachtung eines bestimmten Sylbenmaßes und eines gleichförmigen Strophenbaues schließt die mannigfaltigste Verschlinguna der Abschnitte nicht aus. Vorzuziehen sind stets die voller tönenden, prächtigeren Sylbenmaße, die zugleich in ihren einzelnen Füßen weniger bestimmt sind und größere Freiheit zur Abwech-

selung lassen. Die alcäische und sapphische Strophe heben sich mit vorzüglich ansprechender Milde hervor, geben dem Ganzen edeln Halt und würdige Beschränkung und mildern den leidenschaftlichen Erguß der Empfindung durch Maß und Milde. Das es übrigens in dem Wesen der O. keinen Unterschied begründe, ob sie in gereimten oder reimfreien Versen gedichtet sei, braucht kaum berührt zu werden. Was den Ausdruck betrifft, so wird der Dichter meist die edelsten, prächtigsten und seltensten Wörter wählen, er wird aus dem Sprachschatze längst vergessene Formen und Constructionen hervorziehen, die bei dem Reize der Neuheit das Ehrwürdige des Alterthums haben, er wird eigene, ungewöhnliche Zusammensetzungen der Wörter, die auf den ersten Anblick oft kaum in der Analogie der Sprache begründet zu sein scheinen, wagen, er wird seine Ideen in neuen, kühnen und überraschenden Bildern und diese gern in kurzen, klangreichen Sätzen darzustellen suchen. — Man hat die O. wieder in Unterabtheilungen zu spalten gesucht und namentlich heroische Oden, in welchen die Thaten der Helden oder überhaupt große bewunderungswürdige Thaten gepriesen werden, philosophische oder moralische Oden, in denen der Dichter seine Empfindungen über die Schönheit der Tugend oder die Häßlichkeit des Lasters kundgibt, und in religiöse Oden oder Hymnen (s. d. Art.), welche der Verherrlichung des höchsten Wesens geweiht sind, unterschie-n; da aber diese Eintheilung nur von dem Gegenstande des Inhalts hergenom-en und keineswegs in dem Wesen der O. begründet ist, da sich sogar diese Unterschiede durch die Vermischung der verschiedensten Gefühle in einer und derselben O. aufheben, so hat sie auf die Theorie dieser Dichtungsart nicht den geringsten Einfluß. Eine besondere, zwischen der Hymne und der heroischen O. in der Mitte liegende Abart der lyrischen Gedichte ist der Dithyrambus (s. d. Art.), worin der Schwung der Phantasie sich bis zur Trunkenheit steigert. — Die Geschichte der lyrischen Poesie überhaupt und mithin auch der O. reicht fast bei allen Völkern hoch hinauf; doch dürfte es geschichtlich schwer zu ermitteln sein, ob der epischen oder lyrischen Poesie der Vorzug des höchsten Alterthums gebühre. Die ältesten Oden bietet wohl die hebräische Literatur, welche einzelne Abschnitte in den Büchern des alten Testaments, so wie viele der Psalmen als unübertroffene Muster aufstellen kann. Weniger reich sind die übrigen Völker des Orients, doch können die Perser ihre Dichter Saadi, Hafis und Dschami mit Stolz nennen, auch die Araber besitzen Treffliches, welches in den Moallakat und den beiden Hamâsa zerstreut ist. Die ältere griechische Lyrik hat mehr den Charakter der Hymne und des Liedes; zu den eigentlichen Odendichtern gehören Alcäus, Sappho, Stesichorus, Ibycus, Bacchylides, Simonides, Alkman, Anakreon und Pindar, die wir aber (die beiden Letzten ausgenommen) nur aus spärlichen Fragmenten beurtheilen können. Auch sind viele Chöre der griechischen Tragödien hierher zu rechnen. Die Römer waren, wie fast in allen Zweigen der Künste, nur Nachahmer der Griechen und selbst ihr gepriesenster und einziger Odendichter Horaz ermangelt der Originalität. Die O. der Alten unterscheidet sich von der der neueren Zeit außer dem eigenthümlichen Charakter des Alterthums überhaupt noch insbesondere dadurch, daß sie mehr das Gefühl durch die Gegenstände, welche es wecken, als das Gefühl selbst schildert. Unter den Neueren weisen sich die Italiener in der eigentlichen O. als Nachahmer der Alten aus. Petrarca, Guarini, Marino, Chiabrera, Testi, F. Zappi, Guidi, Redi, Fortiguerra, Frugoni und Metastasio möchten hier vorzüglich zu nennen sein. Noch weniger Bedeutung haben die spanischen Odendichter Garcilaso de la Vega, Quevedo, Vimente de Espinel u. A. Schwulst, Weitschweifigkeit und witzige Spielerei machen ihre Leistungen für Jeden, der Besseres kennt, fast ungenießbar. Die Franzosen zählen unter ihren Dichtern viele rühmlich bekannte Lyriker,

von welchen Ronsard, Campistron, J. B. Rousseau, Pompignan, L. Racine, Gresset, Chenier, Lebrun, Delisle, Beranger, de Lamartine und V. Hugo hierher gehören; doch tritt bei ihnen zu häufig leere Declamation an die Stelle der dichterischen Begeisterung. Bei Weitem gehaltreicher, obschon mit zu großer Vorliebe im didaktischen Tone befangen, sind die Engländer Cowley, Dryden, Pope, Collins, Gray, Penrose, Smart, Johnson, Logan, Warton, Mason, Miß Carter, Woolcot und Byron. Holland nennt Hooft, Vondel, Feith und Bilderdijk; Schweden Stenhammar, Bellmann, Atterbom und Tegner; Dänemark Baggesen, Thaarup, Guldberg, Ewald und Öhlenschläger als vorzügliche Lyriker. Die deutsche Literatur ist sehr reich an gelungenen Oden und eine große Anzahl von Dichtern hat sich mit mehr oder weniger Glück in dieser Gattung der Poesie versucht; wir führen nur Weckherlin, Opitz, Flemming, Cramer, Haller, Hagedorn, Uz, Lavater, Herder, Denis, Klopstock, Ramler, Stolberg, Voß, Schubart, Kosegarten, Arndt und unter den jüngsten A. von Platen als die vorzüglichsten und bekanntesten an. 66.

Odenathus, s. Zenobia.

Odenwald, ein Gebirge in Deutschland, erstreckt sich in einer Länge von 9 M und einer Breite von 5—6 M. und zwar in der Richtung von Südwest nach Nordost zwischen dem untern Neckar und dem Maine westlich bis zur Bergstraße (s. d. Art.) und östlich am Main aufwärts bis Miltenberg. Sein Hauptzug gehört dem Großherzogthume Hessen an, Nebenzweige fallen nach Baiern und Baden ab und treten in letzterem mit dem Schwarzwalde in Verbindung. Westlich nach dem Rheine zu, auch gegen den Neckar und Main fällt er steil ab, nördlich und östlich aber hat er weniger steile Abhänge. Er besteht aus Granit und zum Theil Urkalk, ist mit schönen allmählig sich senkenden Thälern durchschnitten und dicht bewaldet. Seine Gewässer, wie die Schwarzbach, Moldau, Weschnitz, Mümling, Gerspreez u. a., fließen theils zum Rheine, theils zum Neckar und Maine. Die bedeutendsten Höhen sind der Katzenbuckel (2200 F.), der Trumm (1800 F.) und der Melibocus (1700 F.). 15.

Odēon (ᾠδεῖον) war bei den Griechen und später auch bei den Römern ein öffentliches Gebäude, in welchem von Dichtern und Tonkünstlern Wettstreite gehalten wurden, indem jene ihre dramatischen Stücke vorlasen und sie so der öffentlichen Beurtheilung des Volkes vorlegten, diese musikalische Stücke aufführten. Auch wurden zuweilen Volksversammlungen und Gerichte in demselben gehalten und die Schauspieler und Chöre eingeübt. Die Odeen waren in Gestalt der Theater erbaut, nur kleiner und mit einem Dache versehen; die Sitze für die Zuhörer befanden sich im Halbkreise und stufenweise über einander. Der Platz, wo die Dichter und Tonkünstler auftraten, war unstreitig etwas erhöht, gleich dem Proscenium des Theaters, wie die zu Catanea aufgefundenen Trümmer zeigen; statt der Scene war dieser Ort wahrscheinlich von einer Mauer umschlossen, hinter welcher sich Zimmer für die aufzutretenden Künstler befanden. Das erste Gebäude dieser Art war das Odeon zu Athen, welches von Perikles erbaut wurde. Rings umher offen war es von Säulen umgeben und von einer ziemlichen Größe, da es 3000 Mann zu Fuß und Roß faßte; das Dach lief spitz zu, eine Erinnerung an das gleichgebildete Zelt des persischen Königs Xerxes. Es befand sich innerhalb der Ringmauern der Stadt an der südöstlichen Seite der Akropolis zwischen dem Theater des Bacchus und der Straße der Tripoden. Bei der Eroberung Athens durch Sulla wurde es von dem Athenienser Aristion angezündet, um den Römern den Weg nach der Akropolis zu versperren. Erst Ariobarzanes II. baute es wieder auf. Außerdem hatte Athen noch zwei Odeen, eins vom Pau-

sanias an der Stätte der früheren Pnyx und das andere von Herodes Atticus erbaut. Nächst den atheniſchen Odeen werden noch beſonders die zu Korinth und Patrá erwähnt. Zu Rom legte Domitian das erſte Odeum an, nach ihm Trajan. Von den Odeen zu Pompeji und Catanea auf Sicilien haben ſich noch bedeutende Überbleibſel erhalten. — In neuerer Zeit hat man Gebäude und Säle, die zu wiſſenſchaftlichen und muſikaliſchen Unterhaltungen beſtimmt ſind, z. B. in München, Paris u. m. a., Odeen genannt. 11.

Oder (Odĕra, Viadus, Viadrus), einer der Hauptflüſſe Deutſchlands und der bedeutendſte in dem öſtlichen Theile der preußiſchen Monarchie, von welcher ſie ganz Schleſien, die Mark Brandenburg und Pommern bewäſſert, hat ſ:.ie Quellen auf dem die Sudeten und Karpathen verbindenden Höhenzuge in der Nähe des mähriſchen Dorfes Koſel, 3 M. öſtlich von Olmütz gelegen, die den Namen des Libawawaſſer führen. Bis an die Grenze von Schleſien, in das ſie bei Oderberg eintritt, fließt ſie nach Nordoſt, wendet ſich dann bald nach Weſten und abwechſelnd nach Nordweſt. Bei Ratibor, wo ſie eine Breite von 100 F. erreicht, wird ſie für kleine Fahrzeuge ſchiffbar, und bei Oppeln, über 300 F. breit, trägt ſie ſchon Fahrzeuge mit 1000 Ctnr. Ladung. Unterhalb Breslau dehnt ſich ihr Waſſerſpiegel von 5—800 F. in die Breite und die ſchroffen und waldigen Ufer verflachen ſich allmählig. Auf ihrem ferneren Laufe, der von den Quellen bis zur Mündung 120 M. lang iſt, berührt ſie Großglogau, Croſſen, von wo an ſie mehrere Werder bildet, und Frankfurt, oberhalb deſſen ſie durch den Friedrich-Wilhelmscanal, auch Canal von Müllroſe genannt, mit der Spree in Verbindung geſetzt wird. In der Nähe des Dorfes Güſtebieſe unterhalb Küſtrin ſpaltet ſie ſich in zwei Arme, die das Oderbruch bilden. Der öſtliche Arm, eigentlich ein Canal, heißt die neue O., der weſtliche, im Sommer oft ganz waſſerleer, die alte O. In der Nähe von Oderberg verbindet ſie der Finowcanal mit der Havel und unter Gerz in Pommern theilt ſie ſich wieder in zwei Arme. Der weſtliche behält den Namen der O. und beſpült die Stadt Stettin; der öſtliche heißt die große Regelitz oder der Zollſtrom. Dieſe führt ihr Waſſer dem Dammerſee zu, der mit der eigentlichen O. durch kleine Canäle in Verbindung ſteht, und beide ſtrömen dem ½ M. breiten Papenwaſſer zu, das ſich in das friſche oder ſtettiner Haff oder Achterwaſſer, 15 □M. groß, ergießt. Wegen der Inſeln Uſedom und Wollin mündet daſſelbe in drei Armen in die Oſtſee, durch die Divenow, Swine und Peene. Das Flußgebiet der O., das als die weſtliche Abdachung der Oſtſee gelten kann, beträgt gegen 2074 □M. Die Flüſſe, welche ſie von dieſem Flächeninhalte in ſich aufnimmt, ſind links die Oppa, die ſchleſiſche Neiſſe, die Ohlau, die Weiſtritz, die Katzbach, der Bober und die lauſitzer Neiſſe; rechts die Olſa, Klodnitz, die Malapane, die Bartſch, die Wartha (mit 100 M. Länge und 831 □M. Areal) und einige unbedeutende. Das Gefälle dieſes fiſchreichen und reißenden Waſſers beträgt bis in die Gegend von Schwedt über 1200 F. und ſchwillt zur Zeit des Frühjahrs, wo der Bergſchnee ſchmilzt, ſo ſehr an, daß nicht ſelten Überſchwemmungen eintreten. In neuerer Zeit hat man denſelben durch Anlegung von Dämmen abzuhelfen geſucht. Übrigens erleichtert die O. die Handelsverbindungen zwiſchen den öſtlichen und mittleren Provinzen Preußens und iſt deßhalb von großer Wichtigkeit für daſſelbe. 35.

Odeſſa, die bedeutendſte Stadt des Gouvernements Cherſon und Sitz des Militairgeneralgouverneurs von Südrußland, in einer ungeſunden Gegend auf einer Anhöhe an einer Bucht des ſchwarzen Meeres, welche einen durch eine Citadelle und Batterien vertheidigten Hafen bildet, der durch Dämme in 3 Theile getheilt iſt und vor welchen eine große Rhede ſich befindet, hat mit ihren beiden Vorſtädten, Moldawanka und Pereſipp, 1600 meiſtens ſteinerne und zwei Stockwerk hohe Häuſer mit 50312 anſäſſigen Einwohnern, worunter ⅛ Juden und

ungefähr 10000 Fremde sind, deren Aufenthalt zeitweilig ist, schnurgerade, rechtwinkelige und jetzt mit herrlichem Pflaster versehene Straßen (Strada Chersona, Ribas, Richelieu), große öffentliche mit herrlichen Baumreihen gezierte Plätze, 17 Kirchen verschiedener Culte, 900 Laden, 546 Getreidespeicher, 4 große Gasthöfe, 1535 Keller, 40 große Magazine, einen großen Bazar (Kaufhof) mit 550 Buden, 10 Casernen, 3 Druckereien, 2 Buchhandlungen. Unter den vielen ausgezeichneten öffentlichen und Privatgebäuden sind die bemerkenswerthesten: die russisch-griechische Kathedrale, die im neuesten Style erbaute evangelische Kirche, der geschmackvolle Gouverneurspalast auf der neuen mit einem kostbaren Monumente des Herzogs von Richelieu geschmückten Promenade längs dem Meeresufer, der Palast des Grafen Woronzow, das Quarantainegebäude, das Schauspielhaus mit einem Säulengange dorischer Ordnung, das Admiralitätsgebäude, das Zollhaus, die Börse, das Hospital, das Lycealgebäude und das Clubbgebäude. Das Lyceum Richelieu, womit zwei Ergänzungsschulen für die Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, die Handlungswissenschaften und eine pädagogische Anstalt zur Bildung der Schullehrer verbunden sind, die Schifffahrtsschule, die Specialschule zur Erlernung der orientalischen Sprachen (unlängst mit dem Zwecke, Dollmetscher zu bilden, gestiftet), die kaiserliche Ackerbaugesellschaft Südrußlands, die Militairschule für 40 Zöglinge (1824 errichtet), das adelige Fräuleininstitut, der botanische Garten, die Stadtbibliothek und das Museum der Alterthümer Südrußlands, welches kürzlich mit mehreren Alterthümern und Münzen bereichert worden ist, die man neulich zu Sisipolis und anderen Städten Niedermösiens, Thraciens und Macedoniens gefunden hat, sind die wichtigsten wissenschaftlichen Anstalten. Von mildthätigen Anstalten hat O. blos drei. O. ist die Haupthandelsstadt des schwarzen Meeres, und der Hauptausfuhrort der Producte Südrußlands, besonders mit Getreide, womit es einen blühenden Handel treibt, und hat noch überdieß 30 Tuch- und Seidenmanufacturen und ein Handelstribunal. Der Hafen ist vom Jahre 1817 an auf 30 Jahre zum Freihafen erklärt worden. Man findet auch zu O. einen schönen öffentlichen Garten und 2 artesische Brunnen und will noch mehrere in der Stadt und ihrer Umgegend graben, um den Nachtheilen der Trockenheit des Bodens abzuhelfen. Diese Stadt wurde von Katharina II. an der Stelle gegründet, wo 1792 noch ein elendes tatarisches Dorf Hadschibei lag und der Herzog von Richelieu, der von 1803 bis 1814 hier Gouverneur war, trug durch seine Geschicklichkeit das Meiste dazu bei, O. in einen so blühenden Zustand, wie es jetzt ist, zu versetzen, weßwegen man ihm auch ein bleibendes Denkmal setzte. 71.

Odeurs, s. Parfums.

Odilon-Barrot (spr. Odilong-Barroh), ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann Frankreichs, am 10. Juli 1791 zu Villefort im Departement Lozère geboren, vollendete während des Kaiserreiches seine Studien zu Paris und trat 1814 in seinem 23. Jahre als Advocat am pariser Cassationshofe auf. Die vielbewegte Zeit seiner Jugend, die Zeit der großen Leidenschaften war nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Richtung seines Geistes vorübergegangen. Der unermüdliche Fleiß, womit er seine Processe durchführte, und die Vorliebe für seine von der Regierungspartei angeklagten Clienten verbreiteten bald den Ruhm seines Namens. Sein berühmtester Rechtshandel war die Vertheidigung der Protestanten, welche sich nicht zur Beobachtung katholischer Ceremonien wollten zwingen lassen; sie brachte die Frage über die herrschende Religion und über die Freiheit des Cultus von Neuem in Anregung und steigerte die Leidenschaftlichkeit beider Parteien zum höchsten Grade. O. erklärte jeden Zwang in Religionssachen als eine Verletzung der Charte und ging von dem Grundsatze aus, das Gesetz stehe neutral zwischen allen Religionssecten. „Das Gesetz ist also in Frankreich atheistisch!“

rief bei dieser Gelegenheit der Abbé de la Mennais aus. „Ja," erwiederte O., „es ist atheistisch und muß es sein, denn es soll alle Religionen beschützen und sich mit keiner identificiren." Seine Ansicht trug den Sieg davon. Andere Rechtshändel, wie die Vertheidigung des als Septembriseur angeklagten Regnault, Dumoulin's in der Pairskammer und des unglücklichen Carron stellten ihn immer höher in der öffentlichen Meinung und machten ihn bald zu einem der bedeutendsten Oppositionsmänner. Die Behauptung der persönlichen Freiheit gegen Pasquier's Ministerium zog ihm selbst eine Anklage zu, von welcher er jedoch freigesprochen wurde. Immer weiter auf dieser Bahn fortgerissen erschien sein Name bald bei allen Unternehmungen gegen das System der Restauration. Als Mitglied des Vereins für die Preßfreiheit wirkte er mit kräftigem Eifer bis zur Aufhebung der Censur, als Präsident der Gesellschaft „Hilf dir und der Himmel wird dir helfen," so wie als Theilnehmer an der Societät der moralischen und politischen Wissenschaften und als Vicepräsident der Wahlvereinigungen suchte er seine gemäßigten Ansichten mit consequenter Festigkeit durchzuführen, gerieth aber dadurch mit den Ultras aller Parteien in Conflict. In dem Restaurationssaale Vendanges de Bourgogne sprach er sich offen dahin aus, daß die gesetzlichen Wege zum Triumphe der Freiheit genügend seien und daß man dann erst, wenn diese Wege versperrt würden, zu dem bekannten Muthe der Bürger seine Zuflucht nehmen dürfe. Das verblendete Ministerium Polignac's, statt sich durch Nachgiebigkeit zu helfen und seine Feinde allmählig niederzuschlagen, versperrte wirklich durch einen Gewaltstreich diese Wege. Die Juliordonnanzen erschienen und der Muth der Bürger bewährte sich glänzend. Während der Revolution bewies O. ungewöhnliche Thätigkeit verbunden mit großer Mäßigung, drang auf die Bildung einer Municipalcommission und bezeichnete die Mitglieder derselben. Er selbst wurde von den Deputirten zum Secretair dieser Commission gewählt und trug nicht wenig zur Erhebung des Herzogs von Orleans bei. Freilich war das berühmte Stadthausprogramm eine Verbindung ganz entgegengesetzter Systeme, der Republik nämlich und der Monarchie. Man äußerte den Enthusiasmus der Revolution, konnte aber die Furcht vor der Revolution nicht unterdrücken und selbst Lafayette wußte sich nicht besser aus der Schlinge zu ziehen, als daß er den Herzog von Orleans als die einzige den Zeitbedürfnissen entsprechende Republik erklärte. O., so emsig bei der Schaffung der neuen Monarchie, erhielt den unangenehmen Auftrag, die alte Monarchie nach Cherbourg zu geleiten, und entledigte sich dessen mit Würde und solcher Gewandtheit, daß ihn der bereits verhaftete Polignac zu seinem Vertheidiger wählte, was er jedoch entschieden von sich ablehnte. Nach seiner Zurückkunft ward er zum Präfecten des Seinedepartements ernannt, welche Stellung ihn bald mit dem Ministerum Guizot und Périer in Collision brachte. Als er gar die Aufläufe des Volkes bei Vincennes während des Processes der Exminister und an dem Palais-Royal den unzeitigen Maßregeln des Ministerium zuschrieb, verlangten Guizot und Périer entweder die Absetzung des Präfecten oder ihre Entlassung; der König wählte das Letzte. O. fuhr fort in der Abstellung vieler Mißbräuche und in seinem hartnäckigen Kampfe gegen die Doctrinairs, welche ihrerseits kein Mittel unversucht ließen den einflußreichen Gegner zu stürzen. Endlich bot sich eine Gelegenheit. Man legte nämlich dem Präfecten zur Last bei den karlistischen Unruhen in der Kirche St. Germain l'Auxerrais im Februar 1831 keine hinreichenden Vorkehrungen zur Wiederherstellung der Ordnung getroffen zu haben und der Minister Montalivet bediente sich, als O. seine Vertheidigung in kräftiger Sprache führte, so manches beleidigenden Wortes, daß dieser seine Entlassung nahm und nur auf die persönliche Bitte des Königs im Staatsrathe blieb. Die Bemühungen seiner Gegner ihm die Botschafterstelle zu Constantinopel aufzudringen, um ihn aus der Hauptstadt zu entfernen

und seinen Einfluß zu vernichten, schlugen fehl; die ihm angebotene Präsidentschaft des Staatsrathes lehnte er ab und wurde die Hauptstütze der Opposition, als Périer zum Minister ernannt wurde. Als dieser die Association gegen die älteren Bourbons, welche O. unterzeichnet hatte, verbot, trat er lieber aus dem Staatsrathe, als daß er seine Unterschrift zurückgenommen hätte. Von vier Departements zugleich zum Deputirten gewählt eiferte er in einer trefflichen Rede gegen die Erblichkeit der Pairs, forderte die Wiederherstellung Polens, freisinnige Constitutionen für Deutschland und Italien und erklärte sich überhaupt gegen die halben Maßregeln der Regierung, von welcher er Energie und Kraft nach Innen und Außen verlangte. Als Anwalt vertheidigte er 1831 Carrel, den Redacteur des „National" und war in diesem so wie in mehrern anderen Processen gegen die Eingriffe in die Rechte des Bürgers siegreich. Nach dem Aufstande vom 6. Juni 1832 beschwor er den König das System der Doctrinairs aufzugeben und an den Grundsätzen der Julirevolution festzuhalten und trug durch seine Bemühungen nicht wenig zur Aufhebung des Belagerungszustandes von Paris bei. Die Gunst, welche er sich bei dem Volke erworben hatte, stieg, obschon er sich in der neuesten Zeit von der republikanischen Partei lossagte und gemäßigteren Gesinnungen zuwandte, immer höher und äußerte sich auf seiner Reise durch Südfrankreich auf eine ihm sehr schmeichelhafte Weise. Bei dem Attentate auf des Königs Leben (28. Juli 1835) erklärte er von Neuem alles Unglück daher, daß man die Grundsätze der Julirevolution aufgegeben habe. 66.

Odin ist der höchste und bedeutendste Gott, dessen Verehrung bei allen Völkern deutscher Zunge allgemein war. Sein Name enthält sowohl die Bedeutung der Weisheit, des Verstandes, als der Wildheit und des Zornes. Er ist der Sohn Börr's und Bertla's, Tochter des Riesen Bölthorn, und Enkel Buri's, den die Kuh Audhumbla geschaffen hat. Seine Brüder, welche nur bei der Weltschöpfungssage hervortreten, sind Wili und We. Aus dem Erdenstaube schuf O. die kunstreichen Zwerge und den beiden ersten Menschen Ask (Esche) und Embla (Erle), von welchen das Menschengeschlecht stammt, verlieh er Odem und Leben, während Wili ihnen Verstand und We warmes Blut und blühende Farbe gab. Seine Gattin ist Frigga, welche die in der Schlacht gefallenen Götter mit ihm theilt, denn O. ist nicht blos der weltenlenkende weise, kunstreiche Gott, sondern er ist auch der Ordner der Schlachten; daher sein Beiname: herfadir, valfadir. Die rühmlich gefallenen Helden nahm er in Walhalla herrlich auf, wo er an jedem Mittagsmahle zwar Theil nahm, aber sich mit dem Weine begnügte, welchen ihm Risia und Mista, seine Mundschenkinnen, spendeten, ohne die Speisen zu berühren, welche er den beiden Wölfen, Geri und Freki, überließ, die zu seinen Füßen ruhten. Zugleich saßen zwei Raben, Hugin und Mugin, auf seinen Schultern, welche stets die Welt durchflogen und ihm die Begebnisse ins Ohr flüsterten. Auf den Zinnen Walhallas ist sein Thron Hlidskialf, von welchem aus er die ganze Welt überblickt und den er nur mit Frigga theilt. Er war der Verleiher des Sieges und jeder höchsten Gabe. Daher er auch Sigfadir und Oski hieß. In seiner äußern Erscheinung wird er als einäugig dargestellt; denn als er aus dem Mimirsborn Weisheit zu trinken begehrte, ließ er sein anderes Auge daselbst zum Pfande. Zeigt er sich dem Menschen, so ist er alt, trägt einen breiten Hut, woher sein Beinahme sidhotti (der Breithutige). Seinen wundersamen Speer, Gûgnir, den kunstreiche Zwerge geschmiedet haben und der alle Feinde, über welche er dahinfliegt, dem Tode weiht, leiht er den Helden zum Siege. Sein wundersam schnelles achtfüßiges Roß heißt Sleipnir. Mit Frigga erzeugte er fünf Söhne: Baldur, Braga, Hermodr, Tyr und Hödur, mit der Jörd den Thor, mit der Rinda den Wali, mit der Wellenjungfrau den Heimdall, mit der Gridur den Widar. Ihm geheiligt war, wie mit Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist, das

Gestirn der große Bär, welches vermuthlich den Namen Odinswagen führte, und in Dänemark heißt noch ein kleiner Wasservogel Odensfugl und manche Berge und Orte erhielten lange seinen Namen auch unter dem christlichen Volke. Bei dem Weltbrande, dem Götteruntergange, streitet er, obschon unglücklich, gegen den Wolf Fenrir, welcher ihn verschlingt. Seine berühmtesten Thaten sind die Erringung des Dichterraths, die Gründung des Niebelungenhorts, die Fahrt zum Grabe der Wole, zum Riesen Wafthrudnir und zu dem Gothenkönige Geirröd. Unter seinen vielen Beinamen, deren schon oben einige erwähnt wurden, ist einer der merkwürdigsten Thridhi, wo er dann nicht in Gemeinschaft mit Thor und Freir, sondern neben Hâr und Jafnhâr (dem Hohen und Gleichhohen) erscheint, ein Beiname, der zu weitführenden Gedanken Anlaß gibt Er deutet auf tiefere Mythen von Alfadir, auch übrigens einen Beinamen O.'s, und zeigt sonderbar nach Osten und zu Mysterien hin. Andere Beinamen außer den schon genannten sind: Hnikar, Fiölnir, Hroptr, Fimbultyr, Völverk, Sigtyr ꝛc. Bildsäulen werden von ihm nicht gefunden, aber alle Königsgeschlechter des Nordens führen ihren Ursprung auf ihn zurück. Die Grundidee endlich, welche dem Odinsdienste unterlag, war wohl, daß er die allmächtige, allwissende, Gedeihen bringende, schaffende Kraft sei, und deßhalb tritt er überall am Meisten unter allen Göttern hervor. Die lateinischen Schriftsteller vergleichen ihn, wenn sie seiner erwähnen, allemal dem Mercurius. (Vergl. auch Wodan.) 82.

Odo von Clugny, s. Cluniacenses.

Odoacer, Odoacher, der Zerstörer des weström. Reichs, war Fürst des Volksstammes der Scyrren, mußte aber 465 nach einer verlorenen Schlacht gegen die Ostgothen flüchtig werden, streifte einige Zeit in Noricum umher und kam dann nach Italien, wo er Dienste in dem römischen Heere nahm und bald bis zum Oberbefehlshaber der fremden Miethstruppen sich emporschwang. Als solcher half er den Orestes den Kaiser Nepos vertreiben und dessen Sohn, Romulus Augustulus, auf den Thron setzen; da aber Orestes den ausbedungenen dritten Theil der Ländereien Italiens für die Miethstruppen verweigerte, erregte er einen Aufstand derselben, ließ den Orestes ermorden und den Romulus nach Campanien ins Exil gehen und ward von den Soldaten zum Könige von Italien ausgerufen (476), obwohl er sich mit dem Titel eines Patriciers begnügte. Nun gab er den Soldaten den dritten Theil der Ländereien, wodurch er den Ackerbau in Italien wieder hob, regierte aber auch sonst mit Weisheit und Milde, indem er die Gesetze, Sitten und Gebräuche der Römer unangetastet fortbestehen ließ und mehrere treffliche Gesetze gab. Auch im Kriege war er glücklich, hielt die barbarischen Völker vom Eindringen in Italien ab, besiegte die Rugier in Noricum und unterwarf Dalmatien. Da brachen aber plötzlich die Ostgothen unter Theodorich in Italien ein; bei Aquileja ward O. den 28. Aug. 489 zuerst, dann bei Verona und 490 an der Adda gänzlich geschlagen, worauf er sich in Ravenna verschanzte. Doch mußte er endlich den 27. Febr. 493 aus Mangel an Lebensmitteln capituliren und ward bald darauf treuloser Weise von Theodorich, der ihm die Hälfte Italiens versprochen hatte, bei einem Gastmahle ermordet. 37.

Odontolithen nennt man die versteinerten Zähne, welche zuweilen in Erdschichten gefunden werden. 30.

Odyssee (Ὀδύσσεια) heißt das zweite berühmte aus 24 Büchern bestehende epische Gedicht Homer's (s. d. Art.), welches neben der „Ilias" (s. d. Art.), die jedoch früher geschrieben zu sein scheint als die O., zu den besten Erzeugnissen der griechischen Muse gerechnet werden muß Das ganze Gedicht umfaßt einen Zeitraum von 40 Tagen, erzählt uns die Schicksale des Odysseus seit seiner Abfahrt von der Insel der Kalypso bis nach Ithaka und die Erlegung der um seine Gemahlin, Penelope, freienden Fürsten und ist ein treues Gemälde der Sitten und des

häuslichen Lebens der damaligen Zeit. Einfachheit, unschuldiger Sinn, Freimüthigkeit, treffendes Urtheil, reine Empfindung, treue Schilderung der Natur, Frömmigkeit und wahre Kunst sind die Farben, die durch das Ganze hindurchblikken. Wie schon bei dem Artikel „Iliade" erwähnt wurde, so lassen die neueren Untersuchungen auch bei der O. es ohne Zweifel, daß auch sie ursprünglich anders gestellt gewesen ist, als wie sie jetzt vor uns liegt, und daß manche Abschnitte Producte von Dichtern sind, die erst nach Homer lebten. Indeß schmälert dieß das Interesse nicht, das wir an der O. nehmen müssen, da sie und die Iliade mit vollkommenem Rechte für die größten Meisterwerke der epischen Dichtungsart gelten. 20.

Odysseus, s. Ulysses.

Oecolampadius (Johann). Dieser berühmte Schweitzerreformator, eigentlich Joh. Hausschein, aber nach damaliger Sitte griechisch genannt, wurde im Jahre 1482 zu Weinsberg in Franken geboren. Nachdem er die Schule zu Heilbronn besucht hatte, kam er in seinem 12. Jahre auf die Universität Heidelberg, wo er, 14 Jahre alt, den Grad eines Baccalaureus erhielt. Nach dem Wunsche seines Vaters ging er nun nach Bologna, um die Rechte zu studiren, kehrte aber, da das Klima seinem schwächlichen Körper nicht behagen wollte, nach Verlauf eines halben Jahres wieder in das Vaterhaus und von da nach Heidelberg zurück, wo er sich der Theologie widmete. Bald wurde der Landgraf Philipp von Hessen auf ihn aufmerksam gemacht und dieser erwählte ihn zum Lehrer der jüngeren Prinzen. Nach kurzer Zeit verließ er jedoch diese Stelle, um eine von seinen Eltern gestiftete Pfründe anzutreten. Hier bemerkte er aber noch manche Lücken in seinen Kenntnissen und um sie zu ergänzen wandte er sich wieder nach Tübingen und von da nach Stuttgart, wo er von Reuchlin die griechische und von einem Spanier die hebräische Sprache erlernte. In jener machte er solche Fortschritte, daß er selbst eine Grammatik herausgab. Nach Weinsberg zurückgekehrt trat er mit Beifall als Prediger auf und ward im Jahre 1515 auf seines Freundes Capito Empfehlung Prediger an der Hauptkirche zu Basel, wo er Erasmus kennen lernte, der sich seiner zur Herausgabe des neuen Testaments bediente. Schon im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Prediger nach Augsburg. Allein auch dieses Amt gab er bald auf und zog sich, die Ruhe des beschaulichen Lebens wünschend, in das benachbarte Brigittenkloster zurück mit dem Vorbehalte, es nach Belieben verlassen zu dürfen. Anfangs war seine Art zu leben und sich zu beschäftigen den Mönchen untadelhaft; als er aber Luther's Schriften zu lesen begann und nun über manche Lehren, z. B. von der Ohrenbeichte, frei sich äußerte, erklärte man ihn für einen Ketzer und er sah sich vielen Anfechtungen ausgesetzt. Als die Gefahr wuchs, floh er mit Hülfe seiner Freunde aus dem Kloster in die Freistätte, welche Franz von Sickingen auf seinem Schlosse Ebernburg verfolgten Gelehrten gewährte. Ö. wurde sein Schloßprediger. Nachdem er hier einige Jahre im Umgange mit Bucer, Aquila von Augsburg, Schwebel und Ulrich von Hutten vergnügt gelebt hatte, begab er sich 1523 wieder nach Basel, wo er Professor der Theologie und pastor substitutus an der Martinskirche ward. Unter dem Schutze des Raths entschied sich hier Ö. offen für die Reformation. Während er schriftlich und mündlich in mehreren theologischen Disputationen, wie zu Zürich und Basel, für dieselbe wirkte, entstand der unselige Abendmahlsstreit zwischen den schweitzerischen und sächsischen Theologen, an welchen auch Ö. Theil nahm. In seiner Schrift: „De vera et genuina verborum domini „„hoc est corpus meum"" expositione" (Bas. 1525) suchte er Zwingli's (s. d. Art.) Meinung philosophisch, exegetisch und patristisch zu erweisen und erklärte „Leib" für „Symbol des Leibes" („Brod und Wein sind Zeichen meines Leibes und Blutes"). Vierzehn schwäbische Prediger erhoben sich gegen ihn in einem von Joh. Brenz

verfaßten Syngramma und Luther in seiner Vorrede zu einer deutschen Übersetzung desselben. Ö. antwortete darauf in seiner Schrift: „Billiche Antwort J. Ekolampadie auff D. M. Luther's Bericht, des Sacraments halb, sammt einem kurzen Begriff auf etlicher Prediger in Schwaben Schrifft, die Worte des Herrn Nachtmals betreffend" (1526), in welcher Luther nicht geschont ward. Während der Streit fortdauerte, trugen des Ö. Bemühungen für die Reformation in Basel reichliche Früchte, obgleich die Gegenpartei Alles aufbot dieselben zu untergraben. Im Jahre 1529 wurde die neue Lehre in Basel öffentlich angenommen und eingeführt. Gleiches geschah durch Ö. zu Ulm im Jahre 1531. Aber die Freude über solchen glücklichen Erfolg ward ihm geraubt durch den Tod seines Freundes Zwingli. Der Gram über diesen Verlust verzehrte seine Kräfte und führte auch seinen Tod herbei. Der edle Streiter des Herrn, in seinem Charakter ein anderer Melanchthon, starb am 23. Nov. 1531. (Vergl. Sal. Heß, „Leben des Joh. Ökolampadius", Zürich 1793.) 63.

Oedĭpus (Οἰδίπους) ist der Name eines altgriechischen Helden, dessen wunderbare Schicksale den größten Dichtern Griechenlands bei ihren Poesien zum Stoffe gedient haben. Er war der Sohn des thracischen Königs Laios und der Jokasta, des Menökeus Tochter. Vor seiner Geburt aber ward dem Laios vorausgesagt, der Sohn, den er erzeugen werde, würde ihn ermorden und seine Gemahlin heirathen. Sobald daher Ö. geboren war, ließ ihn Laios, um dieser Verheißung zu entgehen, auf den Berg Kithäron aussetzen und zerstach ihm die Knöchel oder Fußsohlen. In diesem Zustande fanden das Kind einige Hirten des Königs Polybos von Korinth, dessen kinderlose Gemahlin, Merope, es an Kindesstatt annahm, ihn von seinen geschwollenen Füßen den Namen Ö. (von οἰδέω und πούς) gab und für seine Erziehung sorgte. So wuchs Ö. zum kräftigen Jünglinge heran, ohne zu wissen, woher er abstamme. Einst ward ihm diese Unbekanntschaft seiner Geburt zum Vorwurfe gemacht. Voll Schmerz darüber ging er nach Delphi und befragte das Orakel, erhielt jedoch hier die dunkle Antwort: „Er solle die Fluren seiner Heimath meiden, weil er sonst der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner Mutter werden würde." Korinth, wo er bisher gewesen war, für sein Vaterland haltend, wanderte er, um der Weisung des Orakels Folge zu leisten, nach Theben in Böotien. Ehe er jedoch daselbst anlangte, begegnete er in Phokis in einem Engpasse dem Laios. Trotzig gebot der Wagenlenker desselben ihm auszuweichen; Ö. weigerte sich; es kam zu Thätlichkeiten und sowohl Laios als dessen Wagenlenker fielen durch des Ö. Hand, worauf er nach Theben eilte. Hier aber wüthete gerade die Sphinx (s. d. Art.), deren dunkles Räthsel schon vielen Einwohnern den Tod gebracht hatte. Kreon, Sohn des Menökeus und Bruder der Jokasta, der sich nach des Laios Tode des Thrones bemächtigt hatte, setzte nun die Krone und die Hand seiner verwittweten Schwester für den zum Preise aus, der das Räthsel lösen würde. Ö. löste es, bestieg den Thron und vermählte sich, ohne es zu ahnen, mit seiner Mutter, mit der er darauf die Zwillingssöhne Eteokles und Polynikes und die Ismene und Antigone zeugte. Die Folge dieses Mordes aber und dieser Blutschande war eine fürchterliche Pest. Auch jetzt befragte man das Orakel, von dem man die Antwort erhielt, daß nur dann das Unglück von der Stadt weichen würde, wenn derjenige, der die Ursache davon sei, aus dem Lande entfernt werde. Ö. bot Alles auf, denselben zu entdecken, allein umsonst. Endlich aber offenbarte ihn der Seher Tiresias das ganze Geheimniß. In Verzweiflung erhängte sich Jokasta und Ö. stach sich beide Augen aus, um sein Elend nicht länger zu sehen. Auf seinen und seiner herrschsüchtigen Söhne Antrieb ward er dann aus Theben verstoßen. Fluchend seinen Söhnen und von bitterem Schmerze über sein hartes Geschick durchdrungen geleiteten ihn seine ihm treu anhängenden Töchter nach Kolonos in Attika. Beim Herannahen

seines Todes aber wünschte man ihn nach Theben zurückzubringen, weil das Orakel dem Lande Glück und Gedeihen verhießen hatte, das des Ö. Gebeine aufnehmen würde. Ö. widerstand jedoch dieser Aufforderung und starb ohne Schmerz und ohne Seufzer im Haine der Eumeniden. Zwar weichen die Angaben mehrerer Schriftsteller von dieser Erzählung ab, doch ist sie die gewöhnliche und gangbarste. Die Tragödien des Äschylus und Euripides, Ö. betitelt, sind leider verloren gegangen, doch haben sich noch zwei Stücke von Sophokles erhalten, von denen das eine: „Ödipus der König" und das andere: „Ödipus in Kolonos" die Geschichte des Ö. erzählen; indeß wird auch noch in unzählig vielen anderen Poesien des Alterthums dieses Mythus Erwähnung gethan. 20.

Oeffentliche Meinung, s. Meinung.

Oeffentlichkeit, Publicität, Veröffentlichung, lat. publicitas; franz. publicité; engl. publicity. Die dem Menschen von Natur eigene Wißbegierde nebst der aus dem gesellschaftlichen Zustande hervorgehenden Empfänglichkeit für allgemeine Interessen, endlich das Mißtrauen und der Argwohn, welche sich bei jedem über eine Sache verbreiteten Dunkel einschleichen, können nicht anders als ihn zuletzt dahin führen, daß das Verlangen, man solle offen mit ihm zu Werke gehen, es solle gegen ihn kein Geheimniß obwalten, um so bestimmter hervortritt, je mehr er sich seiner Stellung als vernünftiges Wesen bewußt wird. — Daher der allgemeine Drang in den jetzigen Zeiten nach Ö., so wie nach Veröffentlichung dessen, was bisher etwa im Dunkeln gehalten worden. Es zeigt sich dieß hauptsächlich: 1) in der öffentlichen Meinung oder den von der Mehrzahl der Gesellschaft unverholen an den Tag gelegten Urtheilen über ihre wichtigsten Angelegenheiten (s. Meinung). Diese wird zwar auf kurze Zeit können irregeleitet und durch Ränke verstimmt werden; allein dieser Zustand wird nicht lange anhalten, sobald 2) die Publicität oder die Veröffentlichung der vorhandenen Thatsachen zugelassen wird. Denn bald wird die Wahrheit in der Geschichte ihr Recht behaupten und den Irrthum verschwinden und die Lüge verstummen machen. 3) Unter Ö. (Publicität) versteht man endlich auch die Bekanntwerdung der von den Regierungen eines Landes und ihren Stellvertretern gethanen Schritte oder der von ihnen vorgenommenen Verhandlungen. In den frühesten Zeiten konnte und sollte in Angelegenheiten des Gesammtwohles Nichts geheim gehalten werden, sondern Alles öffentlich vorgehen. Deßhalb wurde bei den Alten das Öffentliche, als das die Gesellschaft unmittelbar Angehende, von der Privatsache oder den besonderen Angelegenheiten der Einzelnen unterschieden; weßhalb der Ausdruck „res publica", als Sache des allgemeinen Wohles, am Ende (als Republik) zu einem Eigennamen wurde. Der Familienvater durfte und sollte die blos ihn und die Seinigen betreffenden häuslichen Angelegenheiten auch im Schoße der Seinigen ordnen; das allgemeine Wohl aber sollte für Alle zur Theilnahme offen vorliegen. Hierzu aber gehörte ganz hauptsächlich die Rechtspflege. Denn bei ihnen wurde das geringste Unrecht, welches dem Einen widerfahren konnte, dafür angesehen und so tief empfunden, als ob es Allen widerfahren wäre. Der Drang nach Wiederherstellung jenes früheren Zustandes ist es daher, welcher in diesen Tagen so Viele beseelt, nicht Wenige aber in Unruhe versetzt hat. 17.

Oehlenschläger (Adam Gottlob), ein nicht unbedeutender Dichter der neueren Zeit, am 14. Nov. 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen geboren, verlebte seine Jugendjahre auf dem Schlosse Friedrichsberg, dessen Verwalter sein Vater war, und widmete sich zuerst (1799) dem Theater, welches er aber bald wieder (1800) verließ, um die Rechte zu studiren. Aber auch der Jurisprudenz vermochte er keinen Geschmack abzugewinnen und war sehr erfreut die Regierung bereitwillig zu finden, ihn eine Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien

machen zu lassen. Deutsche Art und Weise sprachen ihn vorzüglich an und bewogen ihn sich in der deutschen Sprache zu versuchen. Nach seiner Heimkehr (1809) ward er zum Professor der Ästhetik an der Universität zu Kopenhagen und zum Mitgliede der Theaterdirection ernannt und bemühte sich eifrig der romantischen Schule in Dänemark Eingang zu verschaffen, in welchem Bestreben er aber an Baggesen einen gewichtigen Gegner fand. Nach einer zweiten Reise durch Frankreich und Italien (1816) trat er in seinen früheren Wirkungskreis zurück und ward später Assessor des Consistorium der Universität. Seine Verdienste fanden durch die Ertheilung des Danebrogordens und des Nordsternordens von Seiten der Regierungen Dänemarks und Schwedens, welches er 1829 und 1835 durchreiste, Anerkennung. Am Glänzendsten bewährt Ö. sein Dichtertalent im Drama; besonders sind seine Trauerspiele: „Hakon Jarl", „Axel und Walburg" (1809), „Palnatoke" (1811), „Hugo von Rheinsberg" (1818), „Hagbarth und Signe" (1819), „Erich und Abel", „Starkother" (1821), „Tordenskiold", „Die Wöringer in Constantinopel" (1827) und vor allen der künstlerisch vollendete „Correggio" (1816) hervorzuheben; auch seine dramatischen Märchen: „Aladdin" (1808) und „Ludlamshöhle" (1818), so wie seine Schau- und Singspiele: „Freia's Altar" (1818), „Der Hirtenknabe" (1820), „Die Räuberburg", „Robinson in England" (1821), „Die Flucht aus dem Kloster", „Das Bild und die Büste" und „Die Übereilung" zeichnen sich durch phantasiereiche Lebendigkeit aus. Geringeren Werth haben seine kleineren Gedichte, Märchen und Erzählungen. Sein Roman: „Die Inseln im Südmeere" (Altenb. 1826. 4 Thle. 8.) ist der alten deutschen Erzählung: „Die Insel Felsenburg" nachgebildet. Auch verdanken wir ihm eine deutsche Übersetzung der Lustspiele Holberg's (Leipz. 1822. 4 Thle. 12.). „A. Öhlenschläger's Schriften, zum ersten Male gesammelt als Ausgabe letzter Hand", nebst des Verfassers Selbstbiographie (Breslau 1829—1830. 18 Bde. 12.). 66.

Oekonomie, s. Landwirthschaft.

Oekumenisch, von *οἰκουμένη*, nämlich *γή*, die bewohnte Erde, ist eigentlich, was die ganze bewohnte Erde betrifft; doch verstand man diesen Ausdruck vorzugsweise nur von dem römischen Reiche als der ganzen damals am Meisten bekannten Erde; daher der Ausdruck ökumenische Kirchenversammlungen (s. d. Art.). 9.

Oel, lat. oleum; franz. huile; engl. oil, nennt man im Allgemeinen alle Flüssigkeiten, welche leicht Feuer fangen, mit einer von Rauch und Ruß begleiteten Flamme brennen und mit dem Wasser allein nicht anders als vermittelst eines Schleims, Salzes oder einer Seife eine Verbindung eingehen. Ihre Mischungstheile sind: Wasserstoff, Kohlenstoff und verhältnißmäßig wenig Sauerstoff. Man unterscheidet flüchtige, ätherische, destillirte Öle und fette oder fixe. Die ersteren finden sich in allen drei Naturreichen, am Häufigsten jedoch im Pflanzenreiche. Man findet sie in den Wurzeln, in der Rinde, den Blättern, Blüthen, Früchten, auch in den Balsamen, den Schleimharzen, in einigen Harzen, in einigen secernirten thierischen Stoffen, als: im Moschus, Bibergeil, Ambra, Zibeth; im Mineralreiche als Steinöl, Bergöl oder Naphta. Man erhält sie meist durch Destillation, seltener durch Auspressen. Auch durch theilweise Zersetzung organischer, sowohl vegetabilischer als thierischer Stoffe wird ätherisches Ö. gebildet, welches den Namen brenzliches (empyreumatisches) Ö. führt und meist einen sehr unangenehmen Geruch besitzt. Auch das Steinöl oder die Bergnaphta, welche man besonders im Oriente oft auf Quellen schwimmend findet, scheint ein solches Zersetzungsproduct untergegangener Organismen zu sein. Die ätherischen Öle sind meist sehr flüchtig, verdampfen von freien Stücken an der Luft; im frischen Zustande sind sie meist farblos, erscheinen aber sehr bald in mancherlei Far-

ben, beſitzen einen durchdringenden, ſtarken, theils angenehmen, theils unangenehmen Geruch, einen ſcharfen brennenden theils ſüßlichen, theils kühlenden Geſchmack; ſie ſind meiſt ſpecifiſch leichter als Waſſer, einige jedoch ſchwerer, z. B. Zimmet-, Saſſafras-, Senf-, Kirſchlorbeeröl ꝛc. Im Waſſer ſind ſie wenig löslich, doch ertheilen ſie demſelben ſchon in geringer Menge ihren eigenthümlichen Geruch; ſolche Auflöſungen führen den Namen deſtillirte Wäſſer, z. B. Lindenblüthenwaſſer ꝛc.; im Alkohol löſen ſie ſich dagegen leicht auf, worauf die Bereitung der wohlriechenden geiſtigen Wäſſer des eau de Cologne, eau de Lavende ꝛc., ſo wie der Liqueure beruht. In niederer Temperatur erſtarren ſie größtentheils; viele laſſen ſich dabei in einen leichter und einen ſchwerer erſtarrenden Beſtandtheil trennen, welche beide man durch Auspreſſen zwiſchen Löſchpapier trennen kann. Den leichter erſtarrenden Theil nennt man Stearopten, den ſchwer erſtarrenden flüſſigen Theil Eläopten. Mit den fetten Ölen und dem thieriſchen Fette ſind ſie verbindbar, denen ſie ihren Geruch gleichfalls mittheilen und ſo die Pomaden bilden. Die fetten Öle werden aus den fetthaltigen Samen, aber auch aus Wurzeln (Erdmandelöl) mittelſt Auspreſſen gewonnen; daher heißen ſie auch ausgepreßte oder wegen ihres milden nicht reizenden Geſchmacks auch milde Öle. Sie ſind ſämmtlich ſpecifiſch leichter als Waſſer, laſſen ſich im Weingeiſt nicht, im Alkohol nur ſchwer auflöſen und erhalten beim Ranzigwerden einen beißenden brennenden Geſchmack und widrigen Geruch. Die verſchiedenen Arten deſſelben haben alle einen ſehr hohen Siedepunkt und fangen bei ihrer Siedehitze an ſich zu zerſetzen, wobei ſie viel ölbildendes Kohlenwaſſerſtoffgas geben. Manche von den fetten Ölen trocknen an der Luft zu einer harzartigen Maſſe aus oder verdicken ſich durch die Einwirkung des Sauerſtoffgaſes mehr oder weniger, andere dagegen bleiben ſchmierig. In dieſer Hinſicht unterſcheiden ſie ſich in ſogenannte ſchmierige, ranzig werdende und in trocknende Öle. Letztere werden vorzüglich in der Ölmalerei angewendet, indem man ſie durch Schütteln und Zuſammenſtellen mit Waſſer von anhängendem Schleime und anderen Unreinigkeiten befreit. Dergleichen trocknende Öle ſind: das Leinöl, das Hanföl, das Mohnöl ꝛc. Um ſie zu Firniſſen zu benutzen werden ſie mit Bleioxyd gekocht, welches Sauerſtoff an dieſelben abtritt und ihre trocknende Eigenſchaft bedeutend vermehrt. Nach Chevreul's Unterſuchungen beſtehen die fetten Öle aus zwei Arten von einfacher Fettmaterie, wovon die eine ölartig und flüſſig, die andere ſtarr und wie die erſtere geruch- und geſchmacklos iſt. Den flüſſigen Theil nennt er Elaine (von ἔλαιον, Oel), welchen Namen er ſpäter in Oléin umgewandelt hat, den feſten aber Stearine (von στέαρ, Talg). Bei niederer Temperatur wird das Stearin leicht feſt, während das Olein flüſſig bleibt und dieſes verſchiedene Verhalten beider gibt ein Mittel an die Hand ſie von einander zu trennen. Mit kauſtiſchen Alkalien und einigen anderen Metalloxyden verbinden ſich die feſten Öle vollkommen, wodurch ſie zugleich auch im Waſſer löslich werden und den Körper bilden, welchen wir Seife nennen. Die fetten Öle brennen meiſt mit lebhafter heller Flamme und unter bedeutender Wärmeentwickelung, bedürfen aber wegen ihrer geringen Flüſſigkeit eine ſehr hohe Temperatur, um angezündet zu werden, weßhalb ſie größtentheils nur mittelſt eines Dochtes brennen, der immer nur wenig Ö. auf einmal in die Flamme treten läßt. Da alles Ö. nach dem Auspreſſen faſt immer Schleimtheile und andere Unreinigkeiten in ſich enthält, welche das Ranzigwerden deſſelben ſehr befördern, ſo muß daſſelbe eine Zeit lang in zugedeckten Gefäßen ruhig ſtehen gelaſſen werden, wodurch ſich ein großer Theil nach und nach zu Boden ſetzt, von welchem daſſelbe abgeklärt werden muß. Erſt in neuerer Zeit ſind die Mittel erfunden worden, das Ö. von den Schleimtheilen ganz zu befreien und es ſo zu läutern (zu raffiniren), daß es ohne zu verderben Jahre lang erhalten werden kann. Am Einfachſten iſt die Ölläuterungsmethode Chaptal's. Man nimmt

nämlich Ö. und lauwarmes Wasser zu gleichen Theilen, schüttelt oder peitscht diese Flüssigkeiten in einem Gefäße tüchtig unter einander, läßt sie hierauf 24 Stunden lang in Ruhe stehen, wo sich dann das Ö. von dem Wasser absondert, welches letztere alle sich im Öle befindenden Schleimtheile an sich gerissen hatte. Einige bedienen sich zu diesem Zwecke des Kohlenpulvers, Andere der Kreide, am Meisten aber wurde bis jetzt die Methode Thenard's angewendet, wodurch das Ö. auch wirklich am Besten geläutert wird. 100 Theile Ö. werden nämlich mit 2 Theilen concentrirter Schwefelsäure vermischt und anhaltend geschüttelt, wodurch alle Beimischungen zerstört werden. Durch Zugießen von Wasser und sorgfältiges Auswaschen wird die Schwefelsäure sodann von dem Öle wieder entfernt. Filtrirt man es nun noch durch Baumwollenzeug oder Leinwand, so wird es ganz durchsichtig und krystallhell und brennt nicht nur sparsam und hell, sondern auch frei von Rauche. 33.

Oelbaum, s. Olive.

Oelmalerei, fr. peinture à l'huile; engl. painting in oil; ital. pittura a olio, eine besondere Gattung der Malerei, ist die Kunst in Öl zu malen und besteht darin, daß hier nicht die Farben trocken, wie bei der Pastellmalerei, oder durch Wasser flüssig gemacht, wie bei der Wassermalerei, sondern in Öl gerieben und aufgetragen werden. Die großen Vorzüge der Ö. vor der Wassermalerei lassen die etwaigen Nachtheile und Übelstände, die sie allerdings hat, in keinen Betracht kommen. Denn wenn auch der Glanz der Ölfarben je nach der Brechung des Lichtes blendet und so die Betrachtung des Gemäldes von allen Seiten hindert, wenn ferner die Farben bisweilen verbleichen, überhaupt auch viel von äußeren Einwirkungen zu leiden haben, so erscheinen dagegen die Ölfarben viel mehr als die Wasserfarben geeignet zur Hervorbringung des Helldunkels und der Luftperspective; ferner erlauben sie einen kräftigern Ausdruck der Umrisse und effectreichere Mittel- und Localtinten, auch gestatten sie eine Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Übermalens, welche bei den Wasserfarben schon wegen der gefährlichen Nothwendigkeit des Trocknenlassens nicht gut zu erzielen ist. Dazu gewähren sie einen Glanz, welcher jeder andern Gattung der Malerei abgeht. Die gewöhnlichsten Materialien, auf welche man in Öl malt, sind Holz, Kupfer und andere Metalle, Mauern ꝛc., am Meisten aber Leinwand. Das Verfahren ist kürzlich folgendes. Nachdem der erste Anstrich mit irgend einem die Poren des Stoffes bedeckenden Kleister geschehen und auf diesem ein gleichmäßiger Grund von einem mit Bleiweiß vermischten und in Öl geriebenen Ocker aufgetragen ist, wird dieses so zubereitete Malertuch aufgespannt und nun die Zeichnung mit Kohle oder Kreide entworfen. Hierauf werden die Farben zubereitet auf die Palette gesetzt, dann, wie sie der Maler bedarf, dünn aufgetragen neben einander gesetzt und verschmolzen. Ist dieses Untergemälde trocken, so folgt das Übermalen oder die eigentliche Verarbeitung und zuletzt das Nachhelfen und Bessern oder Retouchiren. Später, wenn das Gemälde trocken ist, überzieht man zur bessern Erhaltung und Hervorbringung der nöthigen Einheit das Ganze mit einem Firniß, am Besten mit Mastixfirniß. — Die Öle, welche man zur Einreibung der Farben (welches auf Porphyr geschieht) braucht, müssen so wenig fett wie möglich sein, da sie sonst leicht gelb werden, wodurch das Verbleichen oder Verdunkeln des Colorits ungemein befördert wird. Am Besten ist das Nußöl; auch braucht man gebleichtes Mohnöl; Leinöl aber kann seiner Fettigkeit wegen nur zu Gründen benutzt werden. Was die Farben betrifft, so bedient man sich gewöhnlich zu Weiß: Bleiweiß oder kremnitzer Weiß, auch geschlagenes Silber; zu Schwarz: Beinschwarz; zu Roth: Zinnober, Karmin, Mennige, Rothstein, Bolus, geschlagenes Kupfer, florentiner und Kugellack; zu Braun: Braunroth, dunklen Ocker, Umbra; zu Blau: Berlinerblau, Ultramarin, Indigo, Bergblau u. a.; zu Gelb: Bleigelb, Rauschgelb, Oper-

ment, Neapelgelb, lichten Ocker, geschlagenes Gold und Messing, auch Gummigutti; zu Grün: Berggrün, Grünspan, gebrannte grüne Erde. — Die Erfindung der Ö. gehört der christlichen Kunst. Wem sie aber gebühre, darüber hat man trotz aller Forschungen bis jetzt nichts Zuverlässiges aufstellen können. So viel ist gewiß, daß man bereits im XIII. und XIV. Jahrh. Spuren der Ö. findet. Bis zu Johann von Eyk aber blieb diese Gattung der Malerei sehr unvollkommen und dieser ist daher mit Recht wenigstens als der zweite Erfinder zu betrachten. — Vergl. Fiorillo im I., II. und V. Bande und Bouvier's „Anweisung zur Ölmalerei" (übers. von Prange, Halle 1828). 1.

Oelöten, s. Kalmücken.

Oelung (letzte), auch die Salbung der Kranken genannt, ist ein Sacrament der katholischen Kirche, welches der Priester gefährlichen Kranken, mit Öle sie salbend und über sie betend, ertheilt, zur Stärkung des Geistes, zur Genesung des Leibes und zur Vergebung der Sünden. Auf dem Concilium zu Florenz ward sie unter die sieben Sacramente gesetzt und das Concilium von Trient entschied förmlich und unter dem Anathema, „die letzte Ö. sei wahrhaft und eigentlich ein Sacrament, eingesetzt von Christus unserm Herrn und es ertheile Gnade, erlasse die Sünden, richte den Kranken auf und habe nicht aufgehört, als wäre es einst nur eine Heilungsgnade gewesen." Die entfernte Materie des Sacraments ist das vom Bischofe geweihte Öl, welches Oliven- oder Baumöl sein muß; die nächste Materie ist die Salbung selbst; die Form des Sacraments sind die Worte des Priesters: „Durch diese heilige Salbung und durch seine liebevollste Barmherzigkeit verzeihe dir der Herr, was du durch das Gesicht gefehlt hast;" und diese Form wird bei jedem andern Sinne, mit dessen Benennung, z. B. durch das Gehör, gebraucht. Das Subject dieses Sacraments ist nur der Getaufte, der je Vernunftgebrauch hatte. Unmündigen, Kindern oder solchen Erwachsenen, die stets ganz ohne Vernunftgebrauch waren, darf es nicht ertheilt werden, weil es hauptsächlich zur Sündenvergebung eingesetzt ist. Der Minister des Sacraments endlich kann nur der Priester sein. Die katholische Kirche gründet ihre Ansicht von der letzten Ö. auf eine Stelle des Briefes Jacobi 5, 14. 15. Auch die griechische Kirche nimmt dieses Sacrament an. Die Protestanten dagegen verwerfen es als nicht von Christo eingesetzt. Vergl. Alois Adalb. Waibel „Dogmatik der Religion Jesu Christi" (XXII. Abhdlg. Augsb. 1831). 63.

Oenomaus, s. Hippodamia.

Oenometer (von οἶνος, Wein, und μέτρον, Maß) ist ein von E. Tabarié erfundenes chemisches Instrument, vermittelst welches der Alkoholgehalt des Weines bestimmt wird. Die wesentlichen Bestandtheile eines Ö. bestehen in einem kleinen Destillirapparate, aus dem durch eine Weingeistlampe der Alkohol des Weines verflüchtigt, der dadurch entstandene Verlust durch Wasser ersetzt und das specifische Gewicht vor und nach dieser Operation mit einem sehr feinen Aräometer geprüft wird. 33.

Oenotrier (Oenotri, Oenotrii), werden ein Theil der ältesten Bewohner Italiens genannt. Sie waren wahrscheinlich pelasgischer Abkunft und wanderten unter ihrem Anführer Önotrus, einem der jüngsten Söhne Lykaon's, nach Unteritalien, wo sich ihr Gebiet über das spätere Lucanien von Tarent bis Pästum erstreckte. Von ihnen führt bei Dichtern ganz Italien den Namen Oenotria. 35.

Oersted (Hans Christian), einer der berühmtesten Naturforscher der neuesten Zeit, geboren den 14. Aug. 1777 zu Rudkiöping auf Langeland, erlernte bei seinem Vater die Apothekerkunst, studirte dann seit 1794 zu Kopenhagen Chemie und Physik, habilitirte sich 1799 und ward 1800 Adjunct der medicinischen Facultät. Vorzüglich beschäftigten ihn jetzt Untersuchungen über die Voltaische Säule und er machte mehrere neue Entdeckungen an derselben, bereiste von

1801—1803 Deutſchland, die Niederlande und Frankreich, machte nach ſeiner Rückkehr einige neue Verſuche über die Klangfiguren bekannt und ward 1806 ordentlicher Profeſſor der Phyſik, welches Amt er zum Ruhme der Univerſität und zum höchſten Nutzen der Wiſſenſchaft mit dem trefflichſten Fleiße nur durch zwei Reiſen (1812—1813 durch Deutſchland und 1822—1823 in Großbritannien) unterbrochen noch in den neueſten Zeiten verwaltet und in welchem er die Wiſſenſchaft mit trefflichen Entdeckungen bereichert hat; wir nennen nur den Elektromagnetismus (ſ. d. Art.), ſeine Entdeckung durch die voltaiſche Säule nicht nur Elektricität hervorzurufen, ſondern ſie auch zu einer außerordentlichen Stärke zu bringen, ſeine neue Methode der Zuſammendrückung tropfbarer Flüſſigkeiten, ſeine gelungenen Verſuche, Luftarten tropfbar flüſſig zu machen u. ſ. w. Von ſeinen Schriften erwähnen wir: „Anſichten der chemiſchen Naturgeſetze" (Berlin 1812); „Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam" (Kopenhagen 1821); „Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis scandinavico-germanis communis" (Kopenhagen 1813). — Sein Bruder, Anders Sandöe Ö., Rechtsgelehrter, geboren den 21. Dec. 1778 zu Rudkiöping, ſtudirte zu Kopenhagen vorzüglich die kantiſche Philoſophie und die Rechte, ward 1801 Aſſeſſor am Hof- und Stadtgerichte zu Kopenhagen, 1810 Aſſeſſor des höchſten Landesgerichts und 1813 Deputirter oder Rath am Juſtizcollegium, neben welcher Stelle er in der neuern Zeit noch die eines Generalprocurators und als ſolcher ſeit 1825 die Redaction der däniſchen Geſetzſammlung erhielt. Er gilt für einen der ausgezeichnetſten däniſchen Rechtsgelehrten, der durch ſeine zahlreichen und gründlichen Schriften die Wiſſenſchaft bedeutend erweitert und in mehrern Punkten feſter begründet hat. Vorzüglich dient ſein „Handbuch der däniſchen und norwegiſchen Rechtswiſſenſchaft" (Kopenh. 1821 ff.) als Hauptgrundlage des Studium der Rechte durch ganz Skandinavien; außerdem bemerken wir ſeine deutſch erſchienenen „Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral und Geſetzgebungstheorie" (Kopenh. 1813—1826. 3 Bde.). 16.

Oeſer (Adam Friedrich), ein namhafter Maler des XVIII. Jahrh., geboren 1717 zu Presburg von Eltern ſächſiſcher Abkunft, erhielt ſeine erſte Ausbildung auf der Wiener Akademie, arbeitete dann eine Zeit lang unter Raphael Donner's Leitung und ging im Jahre 1739 nach Dresden, wo Dietrich's, Mengs' und Winckelmann's Umgang ſehr vortheilhaft auf ihn einwirkte. Später hielt er ſich meiſt bei dem Grafen von Bünau zu Dahlen auf, bis er im Jahre 1764 als Director der Kunſtakademie nach Leipzig ging. Hier ſtarb er den 18. März 1799. — Von ſeinen zahlreichen Arbeiten, theils Öl-, theils Frescomalereien beſitzt Leipzig mehrere der vorzüglichſten, unter welchen den in der Nicolaikirche befindlichen der erſte Platz gebührt. Die nicht minder ſchönen im ehemaligen Concertſaale ſind vernichtet und durch nicht genug zu bewundernde (!) Stubenmalerei erſetzt worden. Hinſichtlich der Compoſition, der Zeichnung und des Ausdruckes verdienen die Werke Ö.'s alle Anerkennung; das Colorit dagegen läßt Manches zu wünſchen übrig und entbehrt unter Anderm häufig des Schmelzes. Helldunkel und Mitteltinten ſind ebenfalls nicht immer ohne Fehler. Als Bildhauer hat ſich Ö. nicht eben Ruhm erworben, denn das Denkmal Gellert's (in einem Leipziger Privatgarten), das der Königin Mathilde von Dänemark in Celle und die Marmorſtatue Friedrich Auguſt's auf der Esplanade zu Leipzig ſind höchſt ſchwache Producte. 36.

Oeſtreich, lat. Austria; franz. Autriche; engl. Austria. Die öſtreichiſche Monarchie, trotz ihrer verſchiedenartigen Beſtandtheile wohl organiſirt und feſt begründet, gehört unter die europäiſchen Staaten erſten Ranges, theils ſchon wegen ihres Umfanges und ihrer bedeutenden Einwohnerzahl, theils und zwar vorzugsweiſe wegen ihrer außerordentlichen innern Hülfsmittel, welche als die ſicherſte

Grundlage ihrer Macht und die dauernde Ursache ihrer kräftigen, immer mehr sich entwickelnden Blüthe anzusehen sind. Das Gesammtgebiet der Monarchie umfaßt 12102 $\frac{2167}{5859}$ □ Meilen (12265 □ Meilen) und zerfällt in die deutschen, italienischen, ungarischen und polnischen Provinzen. Was die ersteren betrifft, so haben wir es hier nur mit einigen zu thun, während auch den italienischen und ungarischen besondere Abhandlungen gewidmet sind. Zur allgemeinen Übersicht des ganzen Kaiserstaates indeß diene Folgendes. Ö. bildet ein überall zusammenhängendes wohlgeschlossenes Ganze, welches sich zwischen 42° und 51° N. Br. und 26° und 44° L. erstreckt und von Baiern, Sachsen, Preußen, Krakau, Rußland, der Türkei (Moldau, Walachei, Serwien), dem adriatischen Meere, dem Kirchenstaate, Modena, Parma, Sardinien und der Schweitz begrenzt wird. Als zu Deutschland gehörig werden betrachtet das Erzherzogthum Östreich, das Königreich Illyrien mit Kärnthen, Krain und dem größten Theile des Gubernium Triest, ferner Tyrol, Böhmen, Mähren, der östreichische Antheil von Schlesien und das Herzogthum Auschwitz und Zator in Galizien, zusammen ein Flächenraum von 3713 □ Meilen. Die ungarischen Erbstaaten umfassen 6172, die italienischen 853 und die galizischen (polnischen) 1526 □ Meilen. — Ö. ist mit weniger Ausnahme ein Gebirgsland, gebildet durch drei Hauptgebirge, die Alpen, die Karpathen und die Sudeten. Die erstern laufen in mannigfaltigen Verzweigungen von Graubündten aus als rhätische Alpen durch Tyrol, wo sie im Ortles (12060 Fuß) ihre höchste Höhe erreichen, ziehen sich dann als norische Alpen mit ihrem höchsten Gipfel, dem Großglockner (11990 Fuß), durch Kärnthen, Salzburg und Steiermark bis in die ödenburger Ebene, während ein anderer Zweig, die karnischen Alpen, Kärnthen von Italien trennend durch Krain nach Südsteiermark ausläuft. Ein anderer Zweig, die julischen Alpen, zieht sich im Süden der Sau durch Krain (höchster Punkt der Terglou 9067 Fuß) und tritt theils mit den dinarischen Alpen in Kroatien, welche längs des adriatischen Meeres hin in die Türkei übergehen, in Verbindung, theils fallen sie allmählig unter dem Namen Karst bis zum Meerbusen von Carnero ab (vergl. d. Art. Alpen). Das zweite Hauptgebirge Östreichs, die Karpathen, zwischen Theben und Presburg in Ungarn beginnend, gehört ganz zur östreichischen Monarchie; sie ziehen sich längs der ungarischen Grenze gegen Mähren, Schlesien und Galizien und laufen durch Siebenbürgen bis Orsowa, umschließen also Ungarn in einem über 160 Meilen langen Bogen auf der Nordwest-, Nord- und Ostseite bis zu dem Punkte, wo die Donau das Land verläßt. Ihre höchsten Punkte s. in den Art. Karpathen. Das dritte Hauptgebirge, die Sudeten, schließen sich durch eine an das Gebiet der Oder, Weichsel und Donau trennende Hochebene an die Karpathen und treten als Riesengebirge, Greinerwald, Mährisches Gebirge, Erzgebirge (zum Theil hierher gehörig) und Böhmerwald, Böhmen rings umschließend im Süden des letztern wieder mit Ausläufern der Alpen zusammen (s. d. Art. Sudeten). Ebenen finden sich nur in Ungarn, der Lombardei und Galizien. Die Hauptströme Östreichs sind die Donau (s. d. Art.) mit ihren Nebenflüssen zum Flußgebiete des schwarzen Meeres gehörend, die Elbe (s. d. Art.) zum Gebiete der Nordsee, die Weichsel (Grenze Galiziens) zum Gebiete der Ostsee, der Po (s. d. Art.), die Etsch, Tagliamento, Piave, Brenta u. a. zum Gebiete des adriatischen Meeres gehörend. Der Rhein bildet nur auf eine kurze Strecke die Grenze Tyrols gegen St. Gallen und die Oder gehört auch blos in sofern hierher, als sie ihre Quellen im östreichischen Schlesien hat. An Seen ist die östreichische Monarchie sehr reich. Die wichtigsten derselben sind in Italien der Lago maggiore (zum Theil), der Comersee, der Garda- und Luganersee; in Ö. und Salzburg der Hallstädter-, Traun-, Otter-, Mond- und Wallersee u. a. m.; in Kärnthen der Mühlstädter-, Ossiacher-, Wörth- und

Weisensee; in Krain der Cirknitzersee und in Ungarn der Neusiedler- und Plattensee. Außerdem gibt es auf den Centralkarpathen viele Gebirgsseen, wie z. B. den großen Fischsee und den grünen See; auch gehört der Bodensee zum Theil zu Ö. Sümpfe und Moräste finden sich ebenfalls nicht wenige, besonders in der Lombardei, in Ungarn, Dalmatien, Slavonien und Kroatien. Canäle ferner hat Ö. sehr viele aufzuweisen und zwar die wichtigsten in Italien, wie unter andern den Ticinello, den Addacanal, die Fossa Seriola, den Brentacanal, la Communia, den Naviglio Martisina, den Polaviciniſchen Canal u. a. m., welche alle entweder zur Unterstützung des Verkehrs oder ausschließlich zur Austrocknung sumpfiger Gegenden dienen. Außerdem sind noch mehrere Canäle in Ungarn, wie der Nagy-, Lucskaer-, Albrechts-, Karasicza-, der Begacanal, so auch der der Canal zwischen Wien und Neustadt zu erwähnen. Das Clima Östreichs ist im Allgemeinen mild und gemäßigt, nach der Lage aber sehr verschieden. In den hohen Alpen- und Karpathengegenden sind die Winter anhaltend und rauh, während in den tieferliegenden Provinzen, zumal den südlichen, überall Südfrüchte und Wein trefflich gedeihen. Die Mitte zwischen beiden hält das eigentliche Ö., Böhmen, Kärnthen und zum Theil Steiermark. Der Productenreichthum Östreichs ist außerordentlich, sowohl an Quantität als Qualität. Er umfaßt, was das Pflanzenreich betrifft, Alles, was nur die Länder dieser Zone in Europa hervorbringen, weßhalb wir auch hier, zumal da in den Artt. Deutschland und Italien das Allgemeine übersichtlich angegeben ist, nicht auf das Nähere eingehen. Vorzugsweise indeß zu erwähnen sind Wein, Getreide, Obst, Hanf, Flachs, Hopfen, Farbepflanzen und Südfrüchte. Das Thierreich bietet außer den allenthalben gewöhnlichen Gattungen besonders auch Schafe und Rindvieh, vieles und gutes Federvieh (Kapaunen, Fasanen u. a. m.) und zahlreiches Wild, darunter Bären, Wölfe und Gemsen. Eben so ergiebig endlich ist das Mineralreich, welches Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Quecksilber, Eisen, Steinkohlen, Salz, Alaun, Vitriol, Marmor, Schwefel, Edelsteine u. a. liefert. Auch Mineralquellen sind in großer Anzahl vorhanden, unter ihnen mehrere der berühmtesten Deutschlands und Europas (s. weiter unten). — Die Bewohner Östreichs belaufen sich nach einer wahrscheinlichen Berechnung gegenwärtig auf 34782000 und sind folgendermassen vertheilt: in Ö. unter der Ems 1324974, in Ö. ob der Ems 837075; in Steiermark 913810; in Kärnthen und Krain 734694; im Küstenlande (mit Triest) 435094; in Böhmen 3928341; in Mähren und Schlesien 2097505; in Galizien 4519585; in den Militairgränzen 1129948; in der Lombardei 2431443; in Venedig 2060615; in Tyrol 807938; in Dalmatien 350588; in Ungarn 11182624 und in Siebenbürgen 1926837. Diese Angaben sind indeß immer nur approximativ, da blos in den 9 ersten Provinzen, wo militairische Conscription stattfindet, der Stand der Bevölkerung genau ermittelt werden kann. Zieht man übrigens von der angegebenen Totalsumme der Bevölkerung das mit inbegriffene Militair ab, so verbleiben an Civilbevölkerung 34384617. — Außer dem russischen und dem osmanischen Reiche ist in Europa kein Staat, wo eine so bunte Mischung der verschiedenartigsten Völkerschaften bestünde, als in Ö. Doch zerfällt das Gros der Bevölkerung in 4 Hauptnationen, die sich durch Sprache, Sitte, Charakter und Cultur streng von einander scheiden; dieß sind die Deutschen, Italiener, Magyaren und Slawen. Die Deutschen, ungefähr $\frac{18}{100}$ der Gesammtbevölkerung, bewohnen mit wenigen Ausnahmen das Erzherzogthum Ö., Obersteiermark, einen großen Theil von Kärnthen und Krain, Tyrol (den südlichen Theil ausgenommen), die an Schlesien, Sachsen und Baiern grenzenden Theile Böhmens und die Grenzen Mährens gegen Ö. und Schlesien, einen Theil des östreichischen Schlesiens und hin- und wieder in Ungarn und Siebenbürgen (Sachsen), dann auch, obwohl

in geringer Anzahl, im lombardisch-venetianischen Königreiche. Die Italiener, nicht ganz ¼ der Bevölkerung ausmachend, bewohnen das lombardisch-venetianische Königreich und außerdem einen Theil der dalmatischen und illyrischen Küste und Tyrols. Die Magyaren ferner, ebenfalls nicht ganz ¼ der Bevölkerung ausmachend, haben ihre Wohnsitze in dem mittlern Theile Ungarns und im Norden und Westen Siebenbürgens. Ihnen stammverwandt sind die Kumanen, Jazygen und Szekler. Was endlich den vierten Hauptvölkerstamm Östreichs, die Slawen, betrifft, so machen diese ungefähr $\frac{46}{100}$, also fast die Hälfte der Gesammtbevölkerung aus. Sie wohnen in Böhmen, Mähren, Ungarn (von der Mündung der March bis jenseits Kaschau), Galizien, Untersteiermark, Civil- und Militairkroatien, Slavonien und in den Gebirgsgegenden Dalmatiens. Über sie wie über die Magyaren siehe die betreffenden Artikel. Außer den jetzt angeführten 4 Hauptnationen finden sich noch Juden (gegen 450000), Armenier, Griechen, Türken, über 100000 Zigeuner und Wlachen im östlichen Ungarn. Eine allgemein herrschende Sprache gibt es natürlich nicht; je nach der Abstammung wird deutsch, italienisch, slawisch in unendlich verschiedenen Dialekten, ungarisch, Küchenlatein (Wlacher) u. a. m. gesprochen. Herrschende Religion ist die katholische, zu welcher sich das Gros der Bevölkerung bekennt, doch genießen auch die Griechen (gegen 5 Mill.) und die Protestanten (über 2½ Mill.), Duldung. Unter den übrigen Secten zählen die Unitarier die meisten Bekenner. Was den Volkscharakter der Östreicher betrifft, so versteht sich wohl von selbst, daß hier von einem allgemein gültigen Nationalcharakter nicht die Rede sein kann. Der Deutsche ist Deutscher, der Slawe ist Slawe und so fort und bis auf den heutigen Tag hat die Vereinigung dieser verschiedenen Völker unter einem Scepter und zu gemeinschaftlichem Interesse die Stammverschiedenheit noch nicht verwischen können. Doch zeigen alle Bewohner des Staates etwas Gemeinsames in ihrer Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie und in 2 fast durchgängig anzutreffenden Charakterzügen, Gastfreundschaft und Thätigkeit, gepaart mit Lebenslust und Fröhlichkeit. Auch möchte hierher wohl eine gewisse Vorliebe zum Altherkömmlichen mit zu zählen sein. — Die Nahrungszweige der Bewohner Östreichs sind nach Maßgabe des Landes und der gerade vorherrschenden Neigung sehr verschieden. Ackerbau, überhaupt Agricultur wird fast in allen Provinzen getrieben und zwar in einigen mit großer Umsicht. Roggen, Gerste, Hafer und Mais gewinnt man überall, letztern vorzüglich in Ungarn, hier auch besonders Tabak und Wein in großer Menge und Güte; Obst besonders in Ö., Böhmen und in der Lombardei; Ölpflanzen, so wie Hanf und Flachs ebenfalls in bedeutender Menge; Reis in der Lombardei, Hopfen in Böhmen. Die Viehzucht ferner, besonders Rindvieh-, Schaf- und Federviehzucht, ist sehr wichtig, vorzugsweise in den deutschen Provinzen und der Lombardei; auch die Seidencultur in Italien und den südlichen Gegenden der deutschen Staaten gewinnt von Jahre zu Jahre an Bedeutung. Was die verschiedenen Zweige der Industrie betrifft, so sind mehrere derselben besonders durch die erfolgreichen Bemühungen Maria Theresia's und Joseph's II. in große Aufnahme gekommen und zwar vorzüglich in den deutschen Staaten und Italien. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Leinwand, Zwirn, Spitzen, Tuch, Leder, Seiden- und Baumwollenwaaren, Strohhüte, Papier, künstliche Blumen, Glaswaaren, Holzwaaren, Porcellan, musikalische Instrumente (Wien), Eisenwaaren, Wagen, Öl- und Talgseife u. a. m. Auch sind in neuerer Zeit die Zuckerraffinerien in große Aufnahme gekommen. Ein dritter höchst einträglicher Erwerbszweig ist der Bergbau. Derselbe liefert an Gold im Durchschnitte jährlich an 4000 Mark (Ungarn und Siebenbürgen), an Silber über 100000 Mark; an Kupfer über 65000 Cntr.; an Eisen 1300000 Cntr.; an Blei gegen 100000 Cntr.; an Quecksilber gegen 6000 Cntr.; an

Zinn 5000 Cntr.; an Steinkohlen 3½ Mill. Cntr.; an Salz über 5 Mill. Cntr. (deutsche Provinzen 1280000 Cntr.). Der Handel endlich ist allerdings nicht unbedeutend, doch bei Weitem nicht so wichtig, als er es bei den so außerordentlichen Hülfsmitteln des Staates sein könnte. Der Grund liegt theils in dem Umstande, daß weder das Meer (Italien ausgenommen) für den Handel günstig gelegen, noch auch die größeren schiffbaren Flüsse bis zu ihrer Mündung Eigenthum Östreichs sind, theils in dem strengen Absperrungssysteme, welches bis jetzt noch beibehalten wird, theils endlich auch in den Hindernissen, welche die physische Beschaffenheit des Landes einer freien Communication in den Weg legt. Dennoch wird der innere Handel durch gute Straßen, treffliche Postverbindung, die Flußschifffahrt (jetzt auch Dampfschifffahrt auf der Donau) und Eisenbahnen (Linzer) sehr befördert und selbst die durch die Alpen getrennten Gebietstheile sind durch kostspielige Straßen mit einander verbunden. Hierher gehören unter andern die Tauernstraße (5000 Fuß hoch), die Straße über den Semmering (4000 Fuß) und die über 8662 Fuß hohe 1831 vollendete tyroler-lombardische Straße über das Stilfser Joch, die am höchsten gelegene Europas. Der äußere Handel, zumal was den Seehandel betrifft, ist der trefflichen Häfen des adriatischen Meeres ungeachtet nicht eben bedeutend und zwar deßhalb, weil kein ansehnlicher Fluß in dieses Meer mündet, welcher die entfernt gelegenen mittleren Provinzen des Reichs mit demselben verbinden könnte. Am wichtigsten ist die Küstenschifffahrt, welche mehr als 1500 Schiffe beschäftigt, doch hat sich auch die Hochseefahrt (meist nach der Levante) in der neuern Zeit sehr gehoben und über 600 Fahrzeuge beschäftigt. Auch der Transito- und Speditionshandel ist durch mancherlei Begünstigungen zu ziemlicher Bedeutung gelangt, während die Dampfschifffahrt und Canalverbindung sehr viel zur Erleichterung des Verkehrs im Allgemeinen beigetragen hat. Es hat sich übrigens seit ungefähr 10 Jahren die Bilanz des auswärtigen Handels durchaus zu Gunsten Östreichs herausgestellt, vorzugsweise eine Folge der schwunghaften Industrie. — Die Volks- und wissenschaftliche Bildung in Ö. ist nach der Beschaffenheit der Umstände und besonders, wenn man die so große Verschiedenheit der nationellen Elemente in Betracht zieht, ziemlich genügend. Für die Ausbildung des Volks, vorzüglich was Realkenntnisse betrifft, sorgen zahlreiche Schulen und Anstalten aller Art und es dürfte der Vorwurf, den man der östreichischen Regierung gemacht hat, als hindere sie geflissentlich jede umfassendere Ausbildung, schwer zu beweisen sein. Es ist bekannt, wie viel Maria Theresia, Joseph II. und der Kaiser Franz in dieser Hinsicht gethan haben, und es möchte dabei überdieß wohl zu berücksichtigen sein, wie mannigfaltige Schwierigkeiten sich eben in der Heterogenität der Volksmasse selbst vorfinden müssen, zumal da mit Allem, was nur für das geistige Leben gethan werden mag und gethan werden könnte, das, wie die Erfahrung lehrt, so heilsame und weise Regierungsprincip, welches das östreichische nun schon seit langer Zeit festhält, in Einklang gebracht werden muß, wenn anders der erste Staatszweck, Ruhe und Ordnung, erreicht werden soll. Die wissenschaftliche Bildung steht allerdings der anderer Staaten nach, doch hat die Naturwissenschaft, Mathematik und Medicin den östreichischen Gelehrten Vieles zu verdanken. Von der Philosophie und Philologie gilt dieß nicht; überhaupt möchte wohl auf manche Zweige der Wissenschaften die etwas strenge Censur nicht eben vortheilhaft einwirken und es ist allerdings nicht zu verkennen, daß eine übertriebene Furcht vor revolutionairen Ideen auch der auf gesetzlichem Wege zu bewirkenden allmähligen Reform hindernd in den Weg getreten ist. Ob nicht aber vielleicht die aus diesen Maximen entspringenden Nachtheile von den Vortheilen, die sich im Übrigen herausstellen, überwogen werden, möchte dahin gestellt sein. In Bezug auf das Kunstleben in Ö. läßt sich nur Erfreuliches sagen.

Die Musik vor Allem wird hier wie fast nirgends gepflegt; wir erinnern nur an die gefeierten Namen Mozart, Haydn, Beethoven u. A. Auch die Malerei und Sculptur wird mit Eifer betrieben und auf mehreren Akademien und Schulen, unter denen die zu Wien, Mailand und Venedig besonders genannt zu werden verdienen, mit Erfolg gelehrt. — Die Verfassung Östreichs ist mit Ausnahme Ungarns und Siebenbürgens (s. d. Artt.) unbeschränkt monarchisch; an der Spitze des Staates steht ein Erbkaiser (jetzt Ferdinand I.), welcher stets nach dem Rechte der Erstgeburt succedirt. Doch ist auch die weibliche Linie successionsfähig. Im Falle eines Aussterbens haben die Stände von Ungarn und Böhmen das Recht, einen König zu wählen, während in den übrigen Ländern der letzte Kaiser seinen Nachfolger willkührlich bestimmen kann. Die Prinzen des kaiserlichen Hauses führen den Titel Erzherzog. In den einzelnen Provinzen bestehen ständische Einrichtungen. Doch haben die Stände blos eine berathende Stimme und an der Gesetzgebung keinen Theil. Die Verwaltung ist mit Ausnahme der ungarischen und siebenbürgischen Lande und der Militairgrenzen in allen Provinzen, so weit es die inneren Verhältnisse gestatten, ziemlich gleichförmig. Ihren Vereinigungspunkt haben die verschiedenen Verwaltungszweige in den Centralstaatsbehörden: dem Conferenz- und Staatsministerium, der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei für die auswärtigen Angelegenheiten, dem Hofkriegsrathe für das Kriegswesen, die Hofkammer und oberste Staatscontrole für das Finanzwesen, die Polizeihofstelle, die Generalhoftax- und Expeditionsdirection, die böhmisch östreichische Hofkanzlei mit der obersten Justizstelle und dem protestantischen Consistorium. An der Spitze der einzelnen Provinzen stehen Regierungen oder Gubernien (oberste Justizstellen) und unter diesen Kreisämter (Verwaltungs- und Justizbehörden). Für die Militairangelegenheiten bestehen Generalcommandos. Die Gesetzgebung und Gerichtsform ist durch das neue Criminalgesetz von 1804 und das bürgerliche Gesetzbuch von 1812 neu geordnet. Das peinliche Gesetzbuch besitzt viele Vorzüge über das bürgerliche Gesetzbuch, obwohl hier noch manches Schwankende anzutreffen ist, da die Erfahrung gelehrt hat, daß drei Tribunale in der nämlichen Sache und nach dem nämlichen Codex dreierlei Sentenzen geben. Als höchst lobenswerth aber ist in Bezug auf die Polizei zu erinnern, daß in vielen Zweigen derselben ziemliche Öffentlichkeit stattfindet. Was die äußere Form der Justizverwaltung betrifft, so gibt es im Allgemeinen 3 Instanzen, von denen die Stadt- und Patrimonialgerichte die unterste, die Landgerichte die zweite und die Appellationsgerichte (6) die dritte Instanz bilden. — Die Staatseinkünfte, welche aus der Grundsteuer, den Domainen, Regalien, Zöllen und Gefällen, der Consumtions-, Juden- und Gewerbsteuer fließen, belaufen sich auf 205400000 Gulden; die Ausgaben sind nicht genau zu ermitteln, doch bleibt ein ansehnlicher Überschuß, welcher zur Tilgung der Staatsschulden angewandt wird. Letztere betragen nach einer möglichst genauen Berechnung 793360000 Gulden. Zu ihrer Tilgung besteht ein von der östreichischen Nationalbank verwalteter Fonds, dessen Vermögen in der neuesten Zeit über 200 Mill. Gulden betrug. Die Einlösung der Staatsschuldpapiere, deren bereits über 300 Mill. außer Umlauf gesetzt worden sind, besorgt ebenfalls die Nationalbank, und offenbar ist das früher durch die Finanzpatente der beiden Minister, Grafen von Wallis und Stadion, so stark erschütterte Vertrauen der Handelswelt zum Theil wenigstens wieder hergestellt werden. — Die Kriegsmacht Östreichs besteht aus 397500 M., von denen 94822 M. mit 192 Kanonen die drei ersten Armeecorps der deutschen Bundesarmee bilden. Durch Erzherzog Karl sind viele der früher herrschenden Übelstände abgeschafft worden, doch dauert immer die Dienstzeit (in den deutschen Erbstaaten) noch 14 Jahre; auch finden in der Conscription noch mancherlei Ausnahmen statt, so daß z. B. der Adel gänzlich frei

vom Kriegsdienste ist. Die oberste Leitung des Kriegswesens hat der Hofkriegsrath zu Wien; unter ihm stehen zunächst 12 Generalcommandos, das Artilleriehauptzeugamt, das Hauptgenieamt und die übrigen Untermilitairbehörden. Eigentliche Festungen gibt es gegenwärtig im ganzen Umfange der Monarchie 26; feste Orte außerdem aber mehr als das Doppelte. Die Marine Östreichs, deren Flagge weiß und roth mit eingesticktem östreichischen Wappen ist, zählt, die Kanonierböte und Wachtschiffe abgerechnet, ungefähr 30 Fahrzeuge, darunter 9 Fregatten. Die Angelegenheiten derselben besorgt ein Marinecommando, welches unmittelbar unter dem Hofkriegsrathe steht. — Ö. zählt 7 Orden, nämlich den Orden des goldnen Vließes, der Sternkreuzorden für Damen, den Maria-Theresiaorden, den Elisabeth-Theresianischen Militairorden, den ungarischen St.-Stephansorden, den Leopolds-Verdienstorden und den Orden der eisernen Krone. Außerdem hat man noch Civil- und Militairehrenzeichen für die Kriegsjahre 1813 und 1814. — Wir gehen jetzt zu den einzelnen Provinzen über, lassen aber in ihrer Darstellung diejenigen hier unberührt, welchen besondere Artikel gewidmet sind. Es sind dieß Böhmen, Ungarn mit Slavonien und Kroatien, Siebenbürgen, Schlesien und Tyrol, da diese schon ihrer geschichtlichen Wichtigkeit wegen besonders abgehandelt zu werden verdienen. Dennoch bleiben uns das Erzherzogthum Ö., das Herzogthum Steiermark, das Königreich Illyrien, die Markgrafschaft Mähren, das Königreich Galizien, die Militairgrenze, Dalmatien und übersichtlich das lombardisch-venetianische Königreich übrig. — I. Erzherzogthum Ö. mit 709 □M. Dasselbe zerfällt in Ö. unter der Ens oder Niederöstreich und Ö. ob der Ens oder Oberöstreich. Ersteres besteht aus den 4 Kreisen unter und ob dem wiener Walde, und unter und ob dem Mannhartsberge. Städte: Wien (s. d. Art.), die Hauptstadt der ganzen Monarchie; Neustadt, St. Pölten und Krems. Ö. ob der Ens zerfällt in 5 Kreise, den Mühlkreis, Hausruckkreis, Traunkreis, Innkreis und Salzachkreis. Städte: Linz, Wels, Steier, Ens, Ischl und Hallstadt mit großen Steinsalzlagern, Ried, Salzburg (s. d. Art.), Hof-Gastein. II. Herzogthum Steiermark mit ungefähr 400 □M. Eintheilung in 5 Kreise, den grätzer, brucker, judenburger, marburger und cillier Kreis. Ortschaften: Grätz mit 40000 Einw., Bruck, Mariazell, berühmter Wallfahrtsort, Leoben, Judenburg, Marburg, Cilli. III. Königreich Illyrien (520 □M.). Es zerfällt in die 2 Gubernien, Laibach und Triest, und umfaßt das ehemalige Kärnthen, Krain, Friaul und den triester District. Im Herzogthume Kärnthen besteht die Eintheilung in den klagenfurter und villacher Kreis: Krain zerfällt in den laibacher, adelsberger und neustädtler Kreis und Triest in den triester, istrianer (Halbinsel Istrien) und görzer Kreis (Friaul). Ortschaften: Klagenfurt (20000 Einw.), Villach, Laibach, Neustädtel, Adelsberg, Idria (Quecksilbergruben), Triest (s. d. Art.), Görz, Monfalcone, Capo d'Istria, Pirano, Isola, Rovigno, Citta nuova, Montona, Dignano. Hierher gehören auch die Inseln Veglia, Cherso und Ossero mit den Ortschaften gleiches Namens. IV. Markgrafschaft Mähren (400 □M.) zerfällt in den ollmützer, znaymer, brünner, prerauer, iglauer und hradischer Kreis. Ortschaften: Olmütz, Brünn, Znaym, Iglau, Großmeseritsch, Teltsch, Trebitzsch, Kremsier, Weißkirchen, Leipnik, Neu-Titschein, Hradisch, Ungarisch Brod, Straßnitz. V. Das Königreich Galizien mit Lodomerien (1550 □M.) zerfällt in 19 Kreise: Kolomyia, Stanislawow, Tarnopol, Czortkow, Brzezany, Stry, Zolkiew, Zloczow, Sambor, Przemysl, Lemberg, Jaslow, Tarnow, Rzeszow, Sanok, Neusandecz, Bechina, Wadowice und die Bukowina (147 □M.), seit 1774 an Ö. abgetreten. Ortschaften: Kolomyia, Sninatyn, Zaleszczyki, Stanislawow, Stry, Halicz, Tarnopol (11000 Einw.), Brzezany, Zolkiew, Brody (20000 Einw.),

Zloczow, Lemberg (55000 Einw.), Drohobycz (12000 Einw.), Sambor (9500 Einw.), Brzozow, Jaroslaw (10500 Einw.), Przemisl (8500 Einw.), Krosno, Tarnow, Rzeszow, Altsandecz (5000 Einw.), Seusandecz (4500 E.), Bochnia (6000 Einw.), Wieliczka (s. d. Art.), berühmtes Steinsalzwerk, Wadowice, Kenty, Myslenicz, Oswieczim, Zator und Auschwitsch (Hauptorte der gleichnamigen zu Schlesien und dem deutschen Bunde gehörigen Fürstenthümer); Czernowitz, Suczawa, die beiden Hauptorte der Bukowina. VI. Die Militairgrenze. Dieselbe umfaßt einen ungefähr 860 □M. großen Landstrich zwischen der Türkei und Ö. vom adriatischen Meere bis zur Moldau hin und begreift die südlichen Theile Siebenbürgens, Ungarns, Slavoniens und Kroatiens in sich. Sie hat eine ganz eigenthümliche Verfassung, indem die Bewohner (meist Slaven, auch Wlachen, Magyaren und Deutsche) sämmtlich zum Kriegsdienste verpflichtet die Grenzen gegen die benachbarten räuberischen Horden zu beschützen haben, wofür ihnen statt des Soldes, den sie nur, wenn sie marschiren, erhalten, Ländereien angewiesen sind. Sie sind in Regimenter getheilt und von allen Abgaben frei, stehen auch nur unter Militairbehörden. Während des Friedens bleiben ungefähr 45000 in beständigem Dienste, da die Besetzung der einzelnen längs der Grenze stehenden Wachthäuser immer über 4000 M. erfordert. Die Militairgrenze zerfällt in die kroatische, slavonische, banatische (oder ungarische), zu welcher auch der 16 □M. große District der Schiffssoldaten (Nassadisten gehört) und die siebenbürgischen Ortschaften: Petrinia, Zengh, Karlstadt, Altgradiska, Vinkovicz, Mitrovicz, Brod, Semlin (8500 Einw.), Peterwardein, wichtige Festung, Carlowitz (Friede), Pancsowa, Weißkirchen, Karansebes, Mehadia, Titel, Kezdy, Vasarhely. VII. Dalmatien (270 □M.), seit 1797 und 1813 in Besitz Östreichs. Dieß schmale Küstenland zerfällt in die 4 Kreise: Zara, Spalato, Ragusa und Cattaro. Ortschaften: Zara (7000 Einw.), Sebenico, Spalato (10500 Einw.), Trau, Ragusa (8500 Einw.) mit dem trefflichen Hafen St. Croce in der Nähe, Ragno, Cattaro, trefflicher Hafen. Hierher gehören auch die Inseln Arbe, Pago, Grossa, Brazza, Lesina, Lissa (Stadt Lissa 3500 Einw., Hafen), Curzola, Lagosta und Meleda, endlich noch der District Poglizza (18 □M.) mit einer ziemlich freien Verfassung. VIII. Das lombardisch-venetianische Königreich (827 □M.). Vorläufig glauben wir bemerken zu müssen, daß das Geschichtliche, was über diese Provinz zu sagen ist, bereits in den Artikeln Longobarden, Mailand und Venedig (den beiden letzteren als Haupt- und sonst herrschenden Bestandtheilen dieser Provinz) gesagt worden ist. Daher hier nur die Eintheilung. Das Ganze zerfällt in 2 Gouvernements und diese wieder in Delegationen, und zwar das Gouvernement Mailand in die 9 Delegationen: Mailand, Como, Sondrio, Bergamo, Brescia, Mantua, Cremona, Lodi und Pavia; das Gouvernement Venedig in die 8 Delegationen: Venedig, Polesine, Padua, Verona, Vicenza, Belluno, Treviso und Udine. Ortschaften in Mailand: Mailand (s. d. Art.), Monza, Marignano, Como (16000 Einw.), Varese, Sondrio, Bormo, Chiavenna, Bergamo (33000 Einw.), Treviglio, Brescia (37000 Einw.), Chiari, Salo, Montechiaro, Mantua (28000 Einw.), Sabionetta, Castiglione, Cremona (30000 Einw.), Casal maggiore, Pizzighettone, Lodi (17000 Einw.), Crema, Pavia (245000 Einw.). In Venedig: Venedig (s. d. Art.), Mestre, Cavarzere, Palestrina, Rovigo (8000 Einw.), Adria (10500), Padua (50000 Einw.), Monselice, Montagnana (6500 E.), Abbano, Verona (67000 Einw.), Porte Legnano, Villa Franca, Erbese, Hauptort der 13 deutschen Gemeinden (52000 Einw.) im lessinischen Gebirge zwischen der Etsch und Brenta; Vicenza (34000 Einw.), Asiago, Hauptort von 7 deutschen Gemeinden neben dem tyrolischen Val Sugana; Bassano

(12000 Einw.), Montebello, Tiene, Lonigo, Cittadella, Belluno (10000 Einw.), Feltre; Treviso (14800 Einw.), Serravalle, Asolo, Ceneda, Udine (18000 Einw.), Sacile, Pordenone, Cividale, Passeriano, Palma nuova. — Kurzer Überblick der Geschichte der östreichischen Monarchie. Fast kein Staat Europas bietet in seinen Anfängen, seinem Wachsthume und allmähligen Fortschreiten, seinem innern Wirken und äußern Auftreten des Interessanten, Lehrreichen und Merkwürdigen so Vieles dar, als der östreichische; keiner begann mit geringeren Hoffnungen und keiner hatte größere Gefahren zu bestehen und mehr Unglück; dennoch steht er jetzt da, stark und mächtig, auch für die Zukunft, wenigstens wie es scheint, fest begründet. — Den Kern der Monarchie bildet das Erzherzogthum Ö.; an dieses reihten sich allmählig Staaten um Staaten an und zwar selten durch der Waffen Glück, meist durch consequente Politik, Heirathen, Erbschaft und Zusammentreffen der Umstände. — Welches die Lage des Landes Ö. vor der Römerzeit gewesen, ist in Dunkel gehüllt und höchstens ein Gegenstand unverbürgter Sagen; die geschichtliche Zeit beginnt mit dem Eindringen der Römer, welche nach 15jährigem Kampfe die Noriker und Taurisker, die Bewohner Östreichs und Steiermarks (deutschen Stammes) besiegten und ihr Gebiet im Jahre 8 n. Chr. in die Provinzen Noricum und Pannonia verschmolzen. Grenznachbarn waren nördlich Germanen (Markomannen), östlich Dacier, südlich Illyrier und westlich Rhätier. Seit dieser Zeit wurden römische Cultur, Sprache und Sitte hier einheimisch und die ursprünglichen Bewohner theils anders wohin versetzt, theils mit Gewalt romanisirt, so daß in den nächsten Jahrhunderten kaum noch eine Spur des frühern Zustandes zu erkennen war. Dieß dauerte bis zu Anfange des V. Jahrh., wo Barbarenhaufen auch von dieser Seite an dem römischen Colosse zu rütteln begannen. Zuerst erschienen der Scythe Radagais im Jahre 404, dann im Jahre 405 die Vandalen, Alles verwüstend und vertilgend; 409—420 die Westgothen, seit 425 die Scyrren, Rugier und Heruler, welche sich während und nach dem Vernichtungszuge Attila's eine Zeit lang erhielten, dem Lande den Namen Rugeland gaben und Wien (Faviana) zum Thronsitze machten; nach ihnen 491 die Ostgothen, dann 568 die Longobarden und, als diese nach Italien abzogen, die Awaren, welche sich behaupteten, aber zu Anfange des VIII. Jahrh. das Land mit Czechen, Wenden und Bojoariern, welche alle schon früher hier erschienen waren, theilen mußten. Unter den zuletzt genannten Völkern waren die Bojoarier diejenigen, welche als Anhänger des Christenthums und friedlicher Beschäftigung geneigt die Keime zur Wiedergeburt des Landes bewahrten und durch harte, aber glückliche Kämpfe gegen Slawen und Awaren gänzliche Verwilderung verhüteten. Allein zu Ende des VIII. Jahrh. wurde ihr Herzog Thassilo von Karl dem Großen der Herrschaft beraubt und das Land fränkische Provinz; bald darauf empfanden auch die Awaren die schwere Hand des fränkischen Siegers und wichen gedemüthigt bis an die Theiß zurück (810). Das ganze eroberte Gebiet erhielt jetzt Markgrafen, unter welchen der, welcher von der Ens bis zum Kahlenberge (später bis an die Leitha) gebot, der mächtigste wurde, damit er mit Erfolg gegen die Awaren und Czechen sich behaupten könnte. Völkerverpflanzung (Baiern und Sachsen) sollte die neu errungene Macht fester begründen. Unter der schwachen Regierung der Nachfolger Karl's des Großen jedoch hatten die Markgrafen Mühe sich zu behaupten; theils traten sie selbst, um sich unabhängig von den Königen zu machen, mit Swatopluk von Mähren in Verbindung und gaben dadurch Veranlassung zu dem unpolitischen Schritte des Königs Arnulph, die an der untern Donau lagernden Horden der Magyaren oder Ungarn zur Unterstützung herbeizurufen. Denn kaum war Arnulph todt, als unter seinem Nachfolger Ludwig dem Kinde die Magyaren die so nur langsam emporblühenden Marken verheerend durchstürmten

(901) und sich auf den Trümmern der christlichen Wohnplätze festsetzten. Bis 955 behaupteten sie ihre Eroberung, in dem genannten Jahre aber brach Otto der Große ihre Macht in der Vernichtungsschlacht auf dem Lechfelde; Ö. (orientalis provincia; Ostarrich) nebst Krain und Steiermark ward bald darauf zurückerobert und erhielt in Burchard von Regensburg seinen ersten Markgrafen; auch scheinen in Awarien und dem Wendenlande bis zum Jahre 983 bereits Markgrafthümer gegründet worden zu sein. Von jetzt an blieb das Land Ö. ohne Unterbrechung eng mit Deutschland verbunden und erhielt in Kurzem durch Mönchthum und Feudalwesen jene eigenthümliche in ganz Deutschland hervortretende Gestaltung, die aber hier vielleicht nur noch entschiedener als irgendwo anders hervortritt. Dieß zeigt sich vorzüglich seit dem Jahre 983, wo nach des obengenannten Burchard's Tode Leopold I. von Babenberg, der Erlauchte, zur markgräflichen Würde in Ö. gelangte. Er erst eroberte noch das Land von der Ens bis zum Kahlenberge, nahm den Magyaren ihren festen Platz Medelik (Mölk) und schlug hier seine Residenz auf. Am linken Donauufer ward Krems der wichtigste Punkt der Mark. Gleichzeitig hatte sich Ottokar I. aus dem Geschlechte der früh schon in diesen Gegenden ansässigen Grafen von Leoben und Kraubath in Steiermark zu einiger Macht im Traungau erhoben, doch herrschten neben ihm über drei Theile des Landes fortwährend einander befehdend die kärnther Herzöge, die Grafen von Eppenstein in der Mark an der Raab und die Grafen von Souneck in der wendischen Mark (Marburg, Cilli und Pettau). In Östreich folgte auf Leopold den Erlauchten sein Erstgeborener, Heinrich I. (994), ein streitbarer Fürst, welcher den Moravern und Czechen das linke Donauufer gänzlich abgewann und das Übergewicht der Deutschen bedeutend befestigte. Ihm gleich war sein Sohn und Nachfolger Albrecht I., der Sieghafte; derselbe erwarb in glücklichen Kriegen mit den Ungarn das Land vom Kahlenberge bis zur Leitha und erhielt es zu Lehen; auch vernachlässigte er nicht für das innere Gedeihen des Landes zu sorgen und baute Städte, Dörfer und Klöster. Nach seinem Tode im Jahre 1056 setzte sein Sohn Ernst I. der Tapfere oder Strenge das begonnene Werk fort, wenigstens in so weit es galt das Land mit dem Schwerte zu schützen und zu erweitern. Böhmen wurde mit Glück bekriegt und die Ungarn mußten bis Königsbrunn zurückweichen. Auch nahm er an dem damals zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste Gregor VII. ausgebrochenen Kampfe thätigen Theil und zwar für den Erstern, dem er für Ertheilung eines bedeutende Freiheiten und Rechte zusichernden Gnadenbriefes zu Danke verpflichtet war. Er zog selbst, nachdem er zuvor seine Mark gegen die päpstlich gesinnten steiermärkischen Traungauer sicher gestellt hatte, nach Deutschland und leistete dem Kaiser treffliche Dienste, fiel aber in der Schlacht an der Unstrut, deren glücklichen Ausgang er vorzüglich herbeigeführt hatte (1075). Sein Sohn Leopold II., der Schöne, ward hierauf dem Kaiser abtrünnig und zwar auf Einflüsterung des von den Kaiserlichen vertriebenen listigen Bischofes Altmann von Passau. In dem darüber entstandenen Kriege mit Heinrich IV. unterlag er, ward jedoch begnadigt; bald darauf aber, als er von Neuem sich auflehnte, der Markgrafschaft für verlustig erklärt. Mit einem starken Heere drang jetzt der an seiner Statt zum Markgrafen ernannte Herzog Wratislaw von Böhmen in Östreich ein, erfocht auch einen Sieg bei Mailberg; doch erhob sich Leopold mit Hülfe seiner Vasallen von Neuem, trieb die Böhmen zurück und behauptete sich, zuletzt, wie es scheint, mit dem Kaiser ausgesöhnt, in der angestammten Würde. Er starb 1096. Ihm folgte sein Sohn Leopold III., der Heilige, so genannt, weil er seine Schwäche zu büßen, mit welcher er in dem unnatürlichen Kriege Heinrich's V. gegen seinen Vater Letztern verließ, zahlreiche Klöster baute und die vorhandenen reich dotirte. Doch wußte er auch mannhaft das Schwert zu führen, erfocht bei Eisenburg (Vasvar) einen entscheidenden Sieg über die

Ungarn, hemmte, so viel ihm möglich war, die inneren Fehden, beförderte Anbau und Cultur und begünstigte bereits den Bürgerstand. Übrigens wurde seine Vermählung mit Heinrich's V. Schwester, Agnes, der Wittwe des Herzogs Friedrich von Hohenstaufen, für seine Familie von großer Wichtigkeit, indem dieselbe dadurch in die großen später entstehenden Streitigkeiten in Deutschland mitverwickelt wurde. Damals gelang es auch den Traungauern (Grafen von Steyer) in Steiermark, ihre Macht durch das Erbe der ausgestorbenen Grafen von Aflenz, Mürzthal und Eppenstein, so wie durch mehrere Gebietstheile der herabgekommenen Grafen von Pettau und Cilli (aus dem weimarischen und orlamündeschen Geschlechte) zu vermehren. Leopold der Heilige starb im Jahre 1136, worauf ihm sein drittgeborener Sohn, Leopold IV., der Freigebige, in der markgräflichen Würde folgte. Damals brach der Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen in offene Flamme aus; Leopold nahm natürlich daran Theil und erhielt dafür aus der Hand des Kaisers das dem Herzoge Heinrich dem Stolzen entrissene Herzogthum Baiern, welches er auch alsbald mit gewaffneter Hand in Besitz nahm, obwohl ihm die Behauptung desselben durch die Grafen von Schyren und Wittelsbach sehr erschwert wurde. Nach seinem Tode im Jahre 1141 suchte sich sein Nachfolger Heinrich II. Jasomirgott (sogenannt von seinem Lieblingsausdrucke „ja so mir Gott helfe") durch Vermählung mit der Wittwe Heinrich's des Stolzen, Gertrud, in der neuen Erwerbung zu befestigen; der Kaiser Friedrich I. indeß, Deutschland zu beruhigen, gab Baiern an Heinrich zurück (1156) und entschädigte den Markgrafen von Östreich, der sich indeß erst nach langem Sträuben dazu verstand, durch den berühmten (Friedericianischen) Freiheitsbrief, nach welchem die Mark Baiern zwischen Inn und Ens mit Ö. vereint und der Markgraf zum erblichen Herzoge erhoben wurde, allerdings eine Entschädigung des Opfers werth, wenn man bedenkt, wie unsicher immer der Besitz Baierns bleiben mußte. 21 Jahre noch waltete Jasomirgott mit Umsicht und Kraft; dann ereilte ihn der Tod in einer Fehde mit Böhmen und Steiermark. Nach Erbrecht und Erstgeburt folgte ihm sein Sohn Leopold V., der Tugendsame, ein tapferer Fürst, der schon seiner bedeutenden Macht wegen tief in die Zeitereignisse verwickelt werden mußte. Nach einem Rachekriege gegen die Böhmen unternahm er einen Zug in das gelobte Land und erwarb sich dort großen Ruhm, gerieth aber mit Richard Löwenherz in ernstes Zerwürfniß und kehrte daher bald zurück. Später rächte er sich für den in Palästina erlittenen Schimpf dadurch, daß er Richard bei seiner Durchreise durch Ö. gefangen nahm und an Kaiser Heinrich VI. auslieferte. Der päpstliche Bann war die Folge dieser viel angefochtenen und viel entschuldigten Maßregel, blieb indeß, obwohl im Einzelnen nachtheilig, doch im Ganzen ohne entschiedene Folgen. Vortheilhaft aber wurde dieß Ereigniß für den Herzog in sofern, als sich jetzt der Kaiser willig finden ließ, die durch Vertrag erworbenen Rechte Leopold's auf Steiermark, wo im Herzoge Ottokar VI. die Regentenfamilie erlosch, zu bestätigen. Dieß geschah im Jahre 1192, und Steiermark, schon vom Kaiser Friedrich I. zum Herzogthume erhoben, blieb seitdem für immer mit Östreich vereinigt. Bald darauf starb Leopold im Jahre 1194. Sein Sohn Friedrich I., der Katholische, glaubte dem allgemeinen Zuge in das gelobte Land folgen zu müssen, ward aber 1198 todt zurückgebracht. Auch Leopold VI., der Glorreiche, widerstand diesem Drange nicht (1208 und 1217), waltete aber übrigens im Innern wie nach Außen höchst rühmlich. So ertheilte er Wien, damals nächst Köln die erste Stadt Deutschlands, ein geschriebenes Stadtrecht, erweiterte, befestigte und verschönerte dasselbe und machte es zum Stapelplatze. Ferner säuberte er das Land von Räubern und Wegelagerern, baute Brücken und Straßen und förderte Ackerbau und Kunst. Wohlbefestigt übernahm aus seinen Händen Friedrich II., der Streitbare, sein Sohn (1230), die Regierung; doch

erfuhr während der Dauer derselben Ö. viel Ungemach; verheerende Kriege mit den Ungarn und Böhmen, innerer Aufruhr und die Acht, ausgesprochen vom Kaiser Friedrich II. (1236), stürzten das Land in große Verwirrung, deren der ritterliche, aber leidenschaftliche und zähzornige Herzog anfangs trotz der größten Anstrengung nicht Herr werden konnte. Einige Siege über die kaiserliche Partei und die Böhmen verschafften ihm indeß nicht lange nachher die Oberhand und machten auch den Kaiser zur Versöhnung geneigt. Rühmlich kämpfte hierauf Friedrich gegen die Mogolen, die bereits Ungarn überwältigt hatten, gerieth dann mit letzteren selbst in Streit, erfocht auch einen Sieg über den König Bela, bezahlte denselben aber mit seinem Leben (1246). Mit ihm erlosch der babenbergische Mannsstamm und Kaiser Friedrich II. betrachtete das schöne Erbe als eröffnetes Reichslehen und schickte zu einstweiliger Verwaltung Reichsstatthalter, in der Absicht, bei passender Gelegenheit das herrliche Land seinem Hause zuzuwenden. Unterdeß wurde Ö. eine Beute grenzenloser Verwirrung; noch machten Sprossen babenbergischen Stammes, aber weiblicher Linie, ihre Ansprüche geltend; so Constanzia, die Schwester Friedrich's des Streitbaren und Gemahlin Heinrich's von Meißen, für einen ihrer Söhne, so Gertraud, Gemahlin des Markgrafen Hermann von Baden, für sich selbst. Es bildeten sich Parteien und zum Unglück starb der Kaiser, der am Ersten noch den Streit hätte schlichten können, schon im Jahre 1250. Als daher die Stände nach nothdürftig getroffener Übereinkunft auf dem Tage zu Triebensee (1251) Abgeordnete an Heinrich von Meißen schickten, wurden dieselben auf ihrer Durchreise in Prag vom Könige Wenzeslav durch Drohungen, Bitten und Bestechung bewogen, den Sohn desselben, Ottokar, den östreichischen Ständen zu empfehlen. Auch gelang es diesem in der That die Einwilligung der Stände zu erhalten; doch Steiermark huldigte dem Kronprinzen Stephan von Ungarn und erst 1259 gewann Ottokar nach einem glücklichen insgeheim unterstützten Aufstande der Steiermärker auch hier die ersehnte Herrschaft. Die Belehnung über beides erhielt er vom Könige Richard im Jahre 1262. Kärnthen und Krain huldigte ihm ebenfalls im Jahre 1269 und mehrere glückliche Kriege mit Ungarn schienen seine Macht für immer befestigt zu haben. Allein der Mißbrauch derselben, Stolz und Ehrgeiz wurden sein Verderben. In Deutschland hatte im Jahre 1273 das Interregnum mit der Wahl Rudolph's von Habsburg sein Ende erreicht und dieser eben so kräftige als weise Fürst richtete bald seine Blicke auf Ö., da ihm Ottokar aus Übermuth den Huldigungseid verweigerte. Zwei seiner Vorladungen blieben unbefolgt; bei der dritten aber im Jahre 1275 benahmen sich Ottokar's Gesandte so übermüthig, daß mit allgemeiner Zustimmung des Reichstages die Acht über den halsstarrigen König von Böhmen ausgesprochen wurde. Sie zu vollziehen zog Rudolph mit Heeresmacht nach Böhmen, fand an den gedrückten Östreichern und Steiermärkern die gewünschte Unterstützung und brachte bald das ganze Land in seine Gewalt. Erschüttert von diesem Schlage trat Ottokar die beiden Herzogthümer ab und nahm Böhmen und Mähren von Rudolph zu Lehn. Allein bald gereute ihn seine Nachgiebigkeit und von Neuem griff er zu den Waffen, in der Hoffnung, in Ö., wo wegen aufgelegter Kriegssteuer Unzufriedenheit zu herrschen schien, Anhänger zu finden. Doch er täuschte sich bitter und die Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde bei Laa (26. Aug. 1278) kostete ihm Herrschaft und Leben. 4 Jahre später belehnte Rudolph seine beiden Söhne Albrecht I. und Rudolph nach erfolgter Zustimmung der Churfürsten mit den Herzogthümern Ö. und Steiermark nebst Krain. Kärnthen erhielt Graf Mainhard von Tyrol als Belohnung für seinen im Kriege mit Ottokar geleisteten Beistand. So gelangte das Haus Habsburg in Östreichs Besitz und blieb es fortan nicht nur, sondern unaufhaltsam wachsend an Macht und Größe. Die Geschichte Östreichs greift jetzt mehr

als früher in die deutsche ein, da in dem ersten Zeitraume schon einige und später die ununterbrochene Reihe der Kaiser Deutschlands aus dem Hause Habsburg hervorging. Wir können uns daher jetzt in der Darstellung der Geschichte Östreichs um Vieles kürzer fassen. Albrecht I. (sein Bruder Rudolph nahm an der Regierung keinen Theil), wie oben bemerkt, seit 1282 Herzog von Ö., verscherzte in Kurzem durch Strenge und Gewaltthätigkeit die Liebe des Volkes, die seinem Vater Rudolph so bald und allgemein zu Theil geworden war. Daher mehr wie einmal gefährliche Aufstände der Östreicher wie der Steiermärker, die er jedoch immer durch List oder offene Gewalt zu großem Nachtheile der Besiegten, denen er die meisten ihrer Freiheiten nahm, zu unterdrücken wußte. Härter noch empfand das unglückliche Land seinen schweren Arm, als er im Jahre 1291 nach dem Tode seines Vaters seine Hoffnung auf den deutschen Thron getäuscht sah, und Erleichterung, wenn auch nur geringe, mochte das Volk erst dann fühlen, als sein Peiniger im Jahre 1298 endlich doch über Adolph von Nassau triumphirte, das Land verließ und seinem Sohne Rudolph III. als Lehen übergab. Derselbe führte die Regierung nur bis 1300, worauf sie sein Bruder, Friedrich III., der Schöne (s. d. Art.), übernahm. Sanft von Gemüth und treu, dabei ein tapferer Streiter, gerieth dieser bald mit den alten Stammlanden in der Schweitz in ernstlichen Zwist, der indeß in der Schlacht bei Morgarten (s. d. Art) einen unglücklichen Anfang nahm und bekanntlich nach langer Dauer völlig zum Nachtheile Östreichs endete. Auch hatte das Haus Habsburg wichtige Interessen in seiner neu errungenen Stellung zu bewahren und mochte so mit geringerem Schmerze, als sonst wohl geschehen sein würde, die Schweitz aufgeben. Friedrich selbst hatte einen wichtigern Kampf mit Ludwig von Baiern zu bestehen, gegen den er von einigen Churfürsten als Gegenkaiser gewählt worden war. Er unterlag aber in der Schlacht bei Mühldorf (1322) und begnügte sich mit der Freundschaft seines Gegners und seinem Ö. Sein Tod erfolgte 1330. Ihm folgte sein Bruder Albrecht II., der Lahme oder Weise, der seiner Familie ein Hausgesetz mit Erstgeburtsrecht gab, Ö. und Steiermark mit seinen Stammlanden eng verband, den nutzlosen Kampf mit der Schweitz fortsetzte, aber Recht und Gewaltigkeit walten ließ, heilsame Gesetze gab und Kärnthen an sein Haus brachte. Sein Sohn Rudolph IV., der Sinnreiche (seit 1358), ein äußerst geistreicher und ohne Zweifel der gebildetste Fürst seiner Zeit, brachte Tyrol, dann die Grafschaften Görz und Gradiska an sich und erwarb sich, auch wenn er sonst nichts gethan hätte, dadurch ein unsterbliches Verdienst, daß er zu Wien nach dem Muster der Prager eine Universität stiftete. Auch gründete er eben daselbst an der Stelle der alten Pfarrei bei St. Stephan den Münster. Übrigens herrschte er mild und suchte durch Güte die in Ö. und Steiermark vorhandenen Keime der Empörung zu ersticken. Wenn ihm dieß nicht gelang, so trugen meist die Geistlichen die Schuld, welche seiner Aufklärung feind das unwissende Volk im Geheimen gegen ihn aufreizten. Zu früh für Ö. starb Rudolph schon im Jahre 1365. Seine beiden Brüder, zu ländergierig, um dem allgemeinen Interesse des Hauses ihr eigenes aufzuopfern, nahmen hierauf eine Theilung vor und zwar dergestalt, daß Albrecht III. mit dem Zopfe Ö. und Leopold III., der Biederbe, Steiermark und die übrigen Besitzungen erhielt. Der Erstere waltete nach den Umständen ziemlich umsichtig und bemühte sich vorzüglich die innere Ordnung wieder herzustellen; der Letztere, zu Kampf und Pracht geneigt, stritt unglücklich gegen die Schweitzer und fiel in der Schlacht bei Sempach (1386). In Ö. gelangte 1395 Albrecht IV., das Weltwunder, zur Regierung, ein bigotter Fürst, welcher barfuß nach Jerusalem wallfahrtete und ruhig zusah, wie die Türken anfingen festen Fuß zu fassen. Bei seinem Tode 1404 war sein Sohn Albrecht V., der Strenge, noch unmündig, während in Habsburg-Steiermark Leopold's des Biederben Söhne, Wilhelm der Ehrgeizige, Leopold der Stolze,

Friedrich mit der leeren Tasche und Ernst der Eiserne, wegen ihres Antheiles am Erbe in offener Fehde, oder wenn diese ruhte, mit den Schweitzern in fruchtlosem Kampfe begriffen waren. Seit 1411 trat Albrecht V. kräftig in Ö. auf, stellte das Ansehn der Gesetze wieder her, wies mit Energie die Anmaßungen seiner steiermärkischen Vettern zurück, förderte Handel und Gewerbe und zeigte sich auch als tüchtiger Politiker, indem er sich fest an den Kaiser Siegismund anschloß und dessen Tochter, Elisabeth, die Erbin von Böhmen und Ungarn, heirathete. Auch wurde es hohe Zeit, daß das habsburgische Haus seine Interessen zu wahren anfing; denn mit der Achtung, die es in dem Kampfe mit den Schweitzern sinken sah, hatte es auch durch Trennung einen großen Theil seiner Macht verloren. In Steiermark waltete Ernst der Eiserne (1411—1424) mit gewaltiger Hand und erhielt auch von seinem Bruder Friedrich (die beiden anderen Brüder waren gestorben) Tyrol, über welches, als mit dem Banne belastet, Edle und Gemeine hergefallen waren. Bald darauf, während Albrecht der Östreicher gegen die Hussiten kämpfte, schlug er die bis Steiermark vorgedrungenen Türken in entscheidender Schlacht (1418) und eilte dann, durch einen im Jahre 1417 geschlossenen Vertrag der habsburgischen Fürsten dazu verpflichtet, nach Böhmen, um bei der Belagerung Prags zu helfen. Er starb 1424 und seine Söhne, Friedrich IV., der Friedsame, und Albrecht VI., der Leichtgesinnte, theilten sich nicht ohne bittern Hader in die Herrschaft. Albrecht V. von Ö. unterdeß, die feste Stütze des Kaisers Siegismund, setzte mit Erbitterung den Kampf gegen die Hussiten fort, bis endlich im Jahre 1433 durch das Concilium zu Basel der Friede und die Anerkennung des Kaisers als König von Böhmen herbeigeführt wurde. Albrecht, allgemein gefürchtet und geachtet, erhielt hierauf nach dem Tode seines Schwiegervaters 1437 die Krone von Böhmen nebst der von Ungarn und bestieg zu gleicher Zeit den deutschen Thron (als Albrecht II.), der fortan bei dem habsburgischen Hause verblieb, da die deutschen Fürsten keinen Grund mehr hatten, die Hausmacht eines Kaisers zu fürchten, dieselbe vielmehr zur Aufrechthaltung der Würde des deutschen Reiches wünschen mußten. Leider herrschte er nur zwei Jahre und starb 1439, ohne bei der überall herrschenden Verwirrung etwas Erhebliches ausgerichtet zu haben. In der Kaiserwürde folgte ihm Friedrich V. (III.), der Friedsame, von Steiermark, der zugleich auch die Vormundschaft über seinen nachgeborenen Sohn Ladislaus, den präsumtiven Erben Ungarns und Böhmens, übernahm. Die östreichischen Erblande wurden sofort eine Beute der wüthendsten Parteikämpfe, indem Hunyad, der Gubernator von Ungarn, Podiebrad, der Generalcapitain von Böhmen, und Ulrich von Cilli, der Statthalter von Ö., nach der Vormundschaft des Posthumus begierig, mehr wie einmal den Kaiser mit gewaffneter Hand anfielen, bis Letzterer den 13jährigen Ladislaus nach Wien entließ. Die nächste Folge war eine Reihe von verheerenden Kämpfen zwischen dem Kaiser und den Östreichern, die erst der plötzliche Tod des Ladislaus (1457) endete. Mit ihm erlosch die ältere Linie des Hauses Ö. und ihr Besitzthum fiel an die steiermärkische, wodurch eine Reihe der blutigsten Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und seinem Bruder, Albrecht dem Leichtgesinnten, herbeigeführt wurde. Erst durch den Tod Albrecht's im Jahre 1463 erhielt Friedrich Ruhe und den ungestörten Besitz von ganz Ö. In Ungarn aber waren Matthias Corvinus und Georg Podiebrad zu Königen erwählt worden, ohne daß es Friedrich hätte verhindern können. Überhaupt aber brachte die Regierung des Letztern großes Unheil über Ö.; denn nicht allein daß er in schmachvollen oft wiederholten Kriegen mit Ungarn Ansehnliches verlor, auch gegen die Türken, die jetzt mit schreckendrohenden Einfällen jährlich wiederkehrten, vermochte er nichts auszurichten. Zum Glücke für Ö. besaß Maximilian I. (s. d. Art.), sein Sohn, alle die Eigenschaften, welche jetzt nöthig waren, um das Haus Habsburg vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Dieser, seit 1493 Herr von Ö. und Deutschlands Kaiser, verband mit Ö. und Steiermark auch Kärnthen, Krain, Litorale, Tyrol, sammt den Besitzungen in Schwaben, Breisgau und Elsaß, stellte die lange entbehrte Ruhe wieder her, erwarb durch seine Verheirathung mit der Erbin von Burgund, Maria, die siebzehn herrlichen Provinzen der Niederlande und sah auch, wie sein Sohn Philipp der Schöne durch Vermählung mit der Erbtochter von Castilien und Aragonien in Spaniens Besitz kam. Bei seinem Tode im Jahre 1519 wurden seine beiden Enkel Karl (V.), Kaiser von Deutschland und Ferdinand (I.) die Stifter der Spanisch-Habsburgischen und Deutsch-Habsburgischen Linie. Ferdinand (s. d. Art.), seit 1521 durch Vertrag in Besitz Östreichs, Steiermarks, Kärnthens, Krains und der übrigen Hausbesitzungen in Schwaben, Breisgau und Elsaß, waltete nicht unweise, ehrte auch die Landesfreiheiten und sorgte für Gedeihen und Wohlstand des Volks, konnte sich aber, eine Folge seiner spanischen Erziehung, nicht von dem mönchischen Wesen frei machen, welches als charakteristisches Merkmal seiner wie der nächstfolgenden Regierungen zu betrachten ist. Höchst wichtig aber wurde seine Regierung durch die Erwerbung Ungarns und Böhmens kraft der Erbrechte seiner Gemahlin Anna Jagella (1527). Beide Reiche blieben seitdem nicht ohne Widerstreit, doch sicher mit Ö. vereint. Auf der andern Seite indeß drohte größere Gefahr von Seiten der Türken, welche zu wiederholten Malen Ungarns wegen, welches sie Johann Zapolya von Siebenbürgen lieber gönnen mochten, verderbliche Einfälle thaten und selbst Wien in Furcht und Bestürzung versetzten. Auch konnte Ferdinand erst 1562 nach Zapolya's Tode und nur durch bedeutende Geldopfer zu dem gänzlichen Besitze Ungarns gelangen, während er schon 1534 Würtemberg, welches ihm anheimgefallen war, an den Herzog Ulrich wieder hatte abtreten müssen. Dazu kamen die bedenklichen Fortschritte der Reformation, die den Beherrscher Östreichs um so mehr in Furcht setzen mußten, als sie seiner Macht in Böhmen besonders höchst gefährlich werden mußten, da hier gerade des Zündstoffs genug verborgen lag. Zum Glücke für ihn ward der Schmalkaldische Krieg in Deutschland schnell beendigt und er wurde so in den Stand gesetzt, dem schon nahen Ausbruche in Böhmen durch einige Gewaltschritte zuvorzukommen. Die Ausübung des neuen Cultus in seinen Erblanden hatte er schon früher durch geeignete Maßregeln verhindert. Auch als Kaiser (seit 1556) behielt er das angenommene System bei. Nach seinem Tode (1564) theilten seine 3 Söhne so, daß Maximilian II. (auch Kaiser) Ö., Ungarn und Böhmen, Ferdinand Tyrol mit den Vorlanden in Schwaben, Breisgau und Elsaß, und Karl Steiermark mit dem innern Ö. bis ans Meer hinab erhielt. Maximilian, ein aufgeklärter, duldsamer und gerechter Fürst, war gegen die Türken in Ungarn glücklicher als sein Vater, konnte aber doch seine Entwürfe auf Siebenbürgen und Polen nicht zur Ausführung bringen. Dagegen hatte er die Freude, seinen ältesten Sohn, Rudolph II., zum römischen Könige erwählt zu sehen. Dieser (seit 1576) ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften, aber kein Regent, blieb ein Spielzeug seiner jesuitischen Gewissensräthe und trachtete vor Allem darnach, seine protestantischen Unterthanen mit Gewalt in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückzuführen, während er die allen Kraftaufwand erfordernden Türkenkriege mit Nachlässigkeit führte und durch unkluges Benehmen überall große Unzufriedenheit erregte. Um weiterm Unheile vorzubeugen, ward daher sein Bruder Matthias nach dem laut ausgesprochenen Wunsche der Stände und Familienschlusse zum Haupte des Landes und Hauses Ö. erkohren (1606). Derselbe erhielt Ungarn und ließ sich auch von den Östreichern huldigen (1609), wogegen er ihnen die berühmte Capitulationsresolution ertheilte. Die Böhmen hatte Rudolph schon früher durch den Majestätsbrief beschwichtigen müssen. Während dieses unseligen Bruderzwistes starb Rudolph 1612 und der schlaue Mathias, jetzt

Böhmens, Ungarns und Östreichs Herr (in Steiermark regierte der finstere Ferdinand II.), trat nun offener mit seinen Ansichten hervor und begann die Protestanten, denen er früher nur aus eigennütziger Politik sich günstig gezeigt hatte, von Neuem zu unterdrücken, während er auf der andern Seite einen allgemeinen Krieg gegen die Türken herbeizuführen suchte. Letzteres mißlang, doch erhielt er einen vortheilhaften Waffenstillstand; ersteres diente nur dazu, die so feindselig genug gesinnten Gemüther von Neuem zu erhitzen und ihn beiden Religionsparteien, den Katholiken dadurch, daß er nicht entschieden auf ihre Seite trat, verhaßt zu machen. So überraschte ihn bereits der Tod im Jahre 1619, ohne daß er etwas Anderes gethan, als die Verwirrung vermehrt hätte. Kurz vor seinem Verscheiden hatten die Unruhen in Böhmen, der erste Act des dreißigjährigen Kriegs, begonnen und der Charakter seines Nachfolgers, Ferdinand's II. (s. d. Art.), bürgte dafür, daß der Streit im Guten nicht beigelegt werden würde (man s. d. Art. dreißigjähriger Krieg). Auch wogte der Kampf noch bei seinem Tode (1637) und unter seinem Nachfolger Ferdinand III. bis zum Jahre 1648, wo der westphälische Friede (1648) dem beispiellosen Kriege ein Ende machte. Ö. hatte während desselben die Lausitzen an Sachsen verloren und mußte jetzt auch seine Gebiete und Rechte in Elsaß an Frankreich abtreten; doch hatte der Kaiser unerschütterlich die persönlichen Rechte des Hauses Habsburg bewahrt und die Befugniß behalten, hinsichtlich des Glaubens in seinen Erbstaaten mit Gutdünken verfahren zu können. Leopold I. (s. d. Art.), seit 1657 der Nachfolger Ferdinand's III., hatte gefährliche Kämpfe mit den Türken zu bestehen, bestand sie jedoch durch seine trefflichen Feldherren siegreich, bezwang das unruhige Ungarn und machte es zum Erbreiche (1687); aber gegen Frankreich, welches seit dem dreißigjährigen Kriege verderblichen Einfluß auf Deutschland gewonnen hatte und mit nichts Geringerm umging, als die Macht des habsburgischen Hauses zu zertrümmern, konnte er den Plan, seinem zweiten Sohne Karl die Erfolge in Spanien zuzuwenden, nicht durchsezzen. Noch während des spanischen Erbfolgekrieges (s. d. Art. Erbfolgekriege) starb er im Jahre 1705. Seine Nachfolger Kaiser Joseph I. und nach dessen Tode Karl VI. setzten den Krieg fort, der endlich im Frieden zu Rastadt und Baden (1714) beendigt wurde (s. d. Art. Friedensschlüsse). Kurz darauf sah sich Karl VI. in einen Krieg mit den Türken verwickelt und später, in Folge der pragmatischen Sanction, in einen neuen mit Spanien und Frankreich, welcher ihm in dem Frieden zu Wien 1737 (s. d. Art. Friedensschlüsse) bedeutende Opfer kostete, aber doch die Anerkennung der pragmatischen Sanction verschaffte. Er starb 1740 und hinterließ die Regierung seiner mit dem Großherzoge Franz Stephan von Toscana vermählten Tochter Maria Theresia. Wie diese in lange verheerende Kämpfe verwickelt wurde, wie sie mit Vergrößerung ihres Gebiets aus denselben hervorging, wie sie endlich als eine Zierde des Throns mit seltener Weisheit das Glück ihrer Völker zu befördern strebte, s. in d. Artt. Maria Theresia, Erbfolgekriege, siebenjähriger Krieg und Friedensschlüsse. Ihr gleich großer Sohn, Joseph II., (seit 1780) setzte das begonnene Werk fort, aber zu rasch und die wichtigen Hindernisse nicht bedenkend, die sich gewaltsamem Reformiren stets entgegenstellen, scheiterte er mit den meisten seiner großartigen und gewiß gut gemeinten Entwürfe. Er mußte sehen, wie sich die Niederlande von ihm losrissen, wie selbst Ö. und Steiermark in offenen Aufstand ausbrachen, und hatte überdieß noch einen meist unglücklichen Krieg mit den Türken zu führen. Von Sorgen bestürmt endete er sein mit Undank belohntes Leben im Jahre 1790. Leopold II., sein Nachfolger, söhnte sich mit der Pforte aus und versicherte sich Preußens, da es ihm eine Hauptaufgabe zu sein schien, der in Frankreich begonnenen Staatsumwälzung hemmend in den Weg zu treten. Noch ehe er aber den Anfang des Kampfes sah, starb er plötzlich im Jahre 1792. Franz II., sein Nachfolger und Zögling Jo-

seph's II., nahm die begonnenen Entwürfe auf und sah sich bereits im Jahre 1792 in den ersten Krieg mit Frankreich verwickelt. Es ist hier nicht der Ort, auf die Darstellung der politischen Ereignisse und der Kette von Kriegen, in welche Ö. unter der Regierung des Kaisers Franz gegen Frankreich verwickelt wurde, einzugehen. Das Nöthige darüber ist anderwärts erwähnt worden. Für Ö. selbst aber wurde es von großer Bedeutung, daß der Kaiser, gedrängt von den Ereignissen und das Kommende ahnend, im Jahre 1804 seine Länder unter dem Namen „Kaiserthum Östreich" vereinigte, sich selbst zum Erbkaiser von Ö. erklärte und als solcher, nach Niederlegung der deutschen Kaiserwürde (1806) den Namen Franz I. annahm. Hatte schon der unglückliche Krieg von 1805 bedeutende Opfer gekostet, so forderte der noch nachtheiligere von 1809 deren noch mehrere und bei Weitem schmerzlichere, so daß die Macht Östreichs für immer gebrochen und der Suprematie Frankreichs unterworfen zu sein schien. Das Jahr 1813 brachte Rettung. Eine weise obwohl vielfach und hart angefochtene Politik bestimmte den Kaiser Franz, die Bande des Blutes, mit welchen er an den Kaiser der Franzosen geknüpft war, nicht zu achten und sich dem allgemeinen Kampfe gegen denselben anzuschließen. Der Ausgang des Krieges belohnte die unermeßlichen Opfer, die er gekostet hatte, und stärker als je nimmt Ö. seit 1815 in der Reihe der europäischen Mächte den Rang wieder ein, der ihm gebührt. Der Kaiser Franz, voller Mäßigung, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Friedensliebe, unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, die seinem Volke durch langjähriges Unglück geschlagenen tiefen Wunden zu heilen und hielt es zu diesem Zwecke für angemessen, neben manchen heilsamen Verbesserungen vorzüglich darauf hinzuarbeiten, daß die innere sowohl wie die äußere Ruhe erhalten werde. Dem allzuraschen, allem Neuen und gewaltsamer Reform huldigenden Zeitgeiste feind suchte er demselben, in der Überzeugung, daß nur in dem Bestehenden Heil zu finden sei, so viel wie möglich hemmend in den Weg zu treten und in diesem Sinne ließ sich bei jedem bedeutenden Zeitereignisse die wichtige Stimme Östreichs vernehmen, vermittelnd und versöhnend, aber auch zurückweisend und drohend, einige Male handelnd, wenn es galt, den Gefahr drohenden Strom in sein Bett zurückzuführen. So hat sich Ö. bis heut in seiner Achtung gebietenden Stellung zu erhalten gewußt und steht da als eine feste Stütze der Besonnenen, als eine Bürgschaft des Friedens, als der Haltepunkt des Jahrhunderts und vielleicht als der lebensfrischeste Staat des europäischen Ländersystems. Auch der Regentenwechsel, welcher im Jahre 1835 erfolgte, wo Franz I. starb und Ferdinand I., sein Sohn, den Thron bestieg, hat im Wesentlichen keine Veränderung im Innern sowohl, wie in der äußern Politik herbeigeführt. Vergl. Schel's „Geschichte der Länder des östreichischen Kaiserstaates" (9 Bde. Wien 1819—27); Genersich's „Geschichte der östreichischen Monarchie" (8 Bde. Wien 1817) und „Östreich der Kaiserstaat unter der Regierung Kaiser Franz I. und der Staatsverwaltung des Fürsten Metternich" (Stuttgart 1836). 15.

Oestreichische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. In den gesammten östreichischen Staaten rechnet man nach Gulden zu 60 Kreuzern à 4 Pfennige im 20 Guldenfuße. Wirklich geprägte Münzen sind: a) in Gold: Reichsducaten zu $4\frac{1}{2}$ Gulden, 23 Karat 8 Grän fein, deren 67 Stück auf eine kölnische Mark gehen; ungarische oder kremnitzer Ducaten zu $4\frac{1}{2}$ Gulden, 23 Karat 9 Grän fein und 67 Stück wiegen 1 köln. Mark; Souverain'or, ganze zu $13\frac{1}{3}$ und halbe zu $6\frac{2}{3}$ Gulden, 22 Karat fein, $21\frac{1}{2}$ Stück auf die rohe und $23\frac{1}{16}$ Stück auf die feine köln. Mark; b) in Silber: Kronenthaler zu $2\frac{1}{5}$ Gulden, 13 Loth 16 Grän fein; Speciesthaler zu 2 Gulden; halbe Speciesthaler zu 1 Gulden und Viertelspeciesthaler zu 30 Kreuzer; ferner Stücke zu 20, 17, 15, 10, 7, 5, 3 und 1 Kreuzer; Polturacken zu $1\frac{1}{2}$ und Gröschel zu $\frac{1}{4}$ Kreuzer; c) in Kupfer:

Polturacken zu 1½ Gröschel zu ¾-Kreuzer; ferner 1-, ½-, ¼-Kreuzerstücke; endlich 30-, 15-, 3- und 1-Kreuzerstücke, die aber nur ⅓ ihres Nennwerthes gelten; d) Papiergeld: Banknoten von 5, 10, 25, 50, 100, 500 und 1000 Gulden, welche dem Silbergelde im 20 Guldenfuße gleich gelten; ferner in wiener Währungs- oder Einlösungsscheinen und in Anticipationsscheinen von 1, 2, 5, 10, 20 und 100 Fl. 25 Gulden dergleichen Scheine sollen gleich 10 Gulden in Silber sein. II. Längenmaß. 1 Fuß = 12 Zoll à 12 Linien à 12 Punkte hält 140,1269 par. Linien; 1 Klafter = 6 Fuß; 1 Ruthe = 10 Fuß à 10 Zoll à 10 Linien; 1 Meile = 24000 Fuß, also gehen circa 14⅔ Meil. auf 1 Grad; 1 Elle = 345,4128 par. Linien. III. Flächenmaß. 1 Jöch = 1600 □ Klafter. IV. Getreidemaß. 1 Muth = 30 Metzen; 1 Metze = 3100,33 par. Cubikzoll = 16 Maßel = 32 halbe Maßel = 64 Futtermaßel = 128 Becher. V. Flüssigkeitsmaß. 1 Maß = 71,3343 par. Cubikzoll; 1 Eimer = 40 Maß; 1 Weineimer = 41 Maß = 2924,71 par. Cubikzoll; 1 Biereimer = 42½ Maß = 3031,7 par. Cubikzoll. Als Weinmaß hat man ferner 1 Fuder = 32, 1 Dreiling = 30 und 1 Faß = 10 Eimer. VI. Handelsgewicht. 1 Pfund = 32 Loth = 128 Quentchen = 11652 holl. Aß; 1 Centner = 100 Pfund. VII. Gold-, Silber- und Münzgewicht. 1 Mark = 16 Loth = 64 Quentchen = 80⅔ Ducaten = 256 Pfennige = 4824 Mändelgewichtsgrän = 65536 Richtpfennigtheile = 5839 holl. Aß. VIII. Apothekergewicht. 1 Pfund = 12 Unzen = 96 Drachmen = 288 Scrupel = 5760 Grän = 24 Loth des Handelsgewichtes = 8739 holl. Aß. 40.

Oeta, eine thessalische Gebirgskette, die sich von den Thermopylen und dem maliakischen Meerbusen in westlicher Richtung nach dem Pindus und von da südwestlich nach der Bai von Ambrakia erstreckt. Sie wurde von den Öträern bewohnt; auch lag eine Stadt, Öta, auf derselben. Die höchste Spitze ist der Bergkegel Kallidromos, 800 Fuß hoch, am Meere, das aber hier untief ist. Auf dem Ö. endete Hercules, von seinem Sohne Hyllus unterstützt, seine Leiden durch den freiwilligen Feuertod. Er erhielt davon den Beinamen Öträus. 11.

Oetinger (Friedrich Christoph), einer der ersten Anhänger Swedenborg's in Deutschland, war Superintendent und nachher Prälat im Würtembergischen, wo er zuerst in folgender Schrift die Lehren Swedenborg's verbreitete: „Swedenborg's und Anderer irdische und himmliche Philosophie, zur Prüfung des Besten" (Frankf. u. Leipz. 1765. 8.). Er starb den 10. Febr. 1782, eine nicht geringe Anzahl Schriften hinterlassend, z. B. „Dreifache Sittenlehre" (Heilbr. 1753); „Das Wichtigste aus dem jus publicum divinum" (Stuttg. 1754); „Exegetisch-homiletische Erklärung der Psalmen" (N. A. Heilbr. 1756); „Casualpredigten" (Tübing. 1759); „Güldene Zeit oder Sammlungen wichtiger Betrachtungen" (Tübing. 1759—1761. 3 Thle.); „Die Philosophie der Alten, wiederkommend in den güldenen Zeiten" (Frankf. 1762. 2 Thle.); „Theologia ex idea vitae deducta" (Lips. 1765); „Inbegriff der Grundweisheit oder kurzer Auszug (aus Jak. Böhm's Schriften), in einen verständlichen Zusammenhang gebracht" (Frankf. u. Leipz. 1774); „Grundbegriff des neuen Testaments, in einem Jahrgange Predigten" (Frankf. 1777); „Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien" (Frankf. 1780. 2 Thle.). 63.

Ofen, s. Heizung.

Ofen (Buda), Hauptstadt des ungarischen Reichs, Sitz der königlichen Statthalterei und des Palatins, des Militairgeneralcommando von ganz Ungarn, so wie eines griechisch-nichtunirten Bisthumes, am rechten Ufer der Donau und mit Pesth durch eine 240 Klafter lange Schiffbrücke verbunden, liegt in einer der reizendsten Gegenden Ungarns, von Weinhügeln und Waldungen umschlossen. Der Haupttheil Ofens ist die sogenannte Festung der obern Stadt, mitten in der

Stadt auf dem Festungsberge gelegen, mit alten Mauern und Basteien umgeben, schön und regelmäßig gebaut; am Fuße des Berges breiten sich die 5 Vorstädte aus, nämlich die schöne untere oder Wasserstadt, die Landstraße, das Neustift, bis zum Marktflecken Altofen reichend, die Raizenstadt oder Taban, die größte und volkreichste unter den Vorstädten und zum Theil am Felsen hängend, und die Christinasstadt mit vielen Gärten und in dem Thale, welches das reizende Weingebirge von dem Festungswerke trennt, gelegen. O. hat einen Umfang von 2¼ Stunden, 2908 Häuser und (ohne Militair und Fremde) 29500 Einw. Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: das prächtige königliche Schloß, in dessen Hofkirche die Reichskleinodien aufbewahrt werden und wo in dem einen Flügel der Reichspalatin wohnt und die erzherzogliche Bibliothek sich befindet und welches auf drei Seiten von einem großen Garten umgeben ist; das Präsidialgebäude; die Hofkammer; das Generalcommando; das Zeughaus; die große königliche Universitätsbuchdruckerei; das geräumige Landhaus (Sitz der königlichen Statthalterei); das Rathhaus; das große Primatialgebäude und der schöne Sandor'sche Palast ꝛc. Unter den 13 Kirchen zeichnen sich am Meisten aus: die Hauptkirche zu Himmelfahrt Mariä, ein ansehnliches gothisches Gebäude; die Garnisonkirche; die Schloßpfarrkirche; die schöne Pfarrkirche St. Anna; die Capuzinerkirche; die Franciskanerkirche. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt O. 1 königliches Archigymnasium, 1 Hauptnormalschule, 1 Zeichnenschule, 1 Sternwarte, welche auf dem Bloks- oder Gerhardsberge (Szt. Gellen-Hegye) steht und welche zur pesther Universität gehört. Unter den Fabrikanstalten, die nicht bedeutend sind, ist die Stückgießerei bemerkenswerth; desto wichtiger ist der Weinbau und der Weinhandel. Auf den der Stadt gehörigen 6080000 □ Klaftern Weinland werden im Durchschnitte jährlich 237000 Eimer rother Wein gewonnen, wovon 173000 Eimer für den (freien) fremden Verkauf bleiben. Merkwürdig sind auch die öffentlichen warmen Bäder, die zum Theil von den Türken, unter deren Herrschaft die Stadt von 1541—1686 stand, prächtig erbaut worden sind und sich in den verschiedenen Theilen der Vorstädte befinden. Auf dem Flusse ist die reizende Margaretheninsel. 71.

Offenbach, eine freundliche, schöngebaute Stadt, Residenz des Fürsten von Isenburg-Birstein und zur Provinz Starkenburg gehörig, Sitz eines fürstlichen Consistorii, einer Rent- und Handelskammer, am südlichen Ufer des Mains, über dem eine Schiffbrücke (Wilhelmsbrücke genannt) führt, und 1 Meile von Frankfurt, hat 856 Häuser mit 7800 Einw., unter denen sich 1000 Katholiken befinden, 1 schönes fürstliches Schloß, 1 Progymnasium und 1 Buch- und Steindruckerei. Sie ist der Hauptfabrikort des Großherzogthums Hessen; denn sie hat mehr als 50 Fabriken, welche Strümpfe und Bänder, Seidenzeuge, Fayence, Tabaksdosen, Bijouterie, Wagen, Gold- und Silberarbeiten, Tabak, Wachslichter, Hüte, Papiermaché, Leder, Tapeten ꝛc. liefern. Mit diesen und anderen Manufacturen treibt die Stadt einen bedeutenden Handel und hält seit 1829 jährlich 2 Messen. Täglich geht von hier ein Marktschiff nach Frankfurt. In O. befindet sich auch die Meyer'sche Sammlung der Vögel Deutschlands, welche 7000 Exemplare enthält. 71.

Offenbarung, lat. revelatio; franz. und engl. revelation, ist ein Begriff, der in seiner allgemeinern Bedeutung als Mittheilung Gottes über sich selbst nicht nur in der heiligen Schrift, sondern auch bei den Profanscribenten häufig vorkommt. Der Mittelpunkt aller Offenbarungen, die immer als außerordentliche Einwirkungen Gottes zur Enthüllung religiöser Wahrheiten und zur Förderung des frommen Lebens beschrieben werden, ist nach dem alten Testamente das mosaische Gesetz, welches daher auch vorzugsweise O. (תורה) genannt wird; und diesem dienen alle andern entweder zur Vorbereitung oder weitern Begründung

und Erklärung. Als solche Offenbarungen werden aber angesehen Theophanien (Genes. 3, 8 f. Exod. 3, 2 ff.), oder Erscheinungen einzelner Engel (Genes. 18, 2. 2 Sam. 24, 17), himmlische Stimmen (Genes. 22, 11), Träume und Visionen (Genes. 28, 12); dann im Zeitalter der Propheten die Ekstase oder außerordentliche prophetische Begeisterung (Jes. 6, 1 ff. Ezech. 1, 1) und die Verleihung des göttlichen Geistes, mit welchem nicht nur die Propheten (Jes. 42, 1), sondern selbst auch Künstler, wenn sie für die Zwecke der Theokratie arbeiteten, ausgerüstet wurden (Exod. 31, 3. 35, 31). Außerdem kommt aber im alten Testamente auch noch eine allgemeinere, uneigentliche oder mittelbare O. vor, nämlich die durch die Natur (Ps. 19, 1) und durch die menschliche Vernunft (Deut. 30, 11 ff. Hiob 33, 4). — Die Offenbarungsbegriffe des neuen Testamentes stützen sich ganz auf die des alten Testamentes, lassen aber eine noch freiere Auffassung zu. Die schon von den Propheten der messianischen Zeit verheißene allgemeine Geistesmittheilung (Jes. 32, 15. 44, 3. Ezech. 36, 27) wird allen Gläubigen zugeschrieben (Apostelg. 2, 38. Röm. 12, 6. 1 Kor. 12, 4. Phil. 3, 15), weßhalb dieselben auch 1 Thess. 4, 9 θεοδίδακτοι (von Gott Belehrte) genannt werden; O. durch die Natur (Röm. 1, 19. Apostelg. 14, 17) und durch das menschliche Gemüth (Matth. 11, 25. Luc. 10, 21) findet sich, wie im alten Testamente, und daneben kommen die für O. gewählten Wörter oft blos in der Bedeutung des Darlegens und Bekanntmachens vor (Matth. 11, 27. Tit. 1, 3. Galat. 1, 16. Joh. 8, 12). Da sich nun O. stets auf etwas bisher Verborgenes (μυστήριον) bezieht, so ist der eigentliche Gegenstand der christlichen O., das Mysterium derselben, der durch Jesum ausgeführte göttliche Erlösungsplan. Die O. selbst wird in der ganzen Erscheinung Christi nachgewiesen (1 Timoth. 3, 16. Joh. 1, 14. 8, 19. Tit. 2, 11). Nach diesen biblischen Begriffen beruht also sowohl die mosaische als die christliche Religion auf göttlicher O., d. h. auf einer außerordentlichen und besondern Mittheilung Gottes über sich selbst, welche aber im neuen Testamente mit der Vernunft nur in sofern im Widerspruche dargestellt wird, als sich diese im Dienste philosophischer Schulen und im Vertrauen auf die Gültigkeit ihrer Trugschlüsse der christlichen Wahrheit zu widersetzen und das Bedürfniß einer Erlösung wegzuläugnen suchte (1 Kor. 2, 3—8. 2 Kor. 10, 5. Ephes. 2, 3. Kol. 2, 8). Der biblischen Idee von O. liegt also nicht sowohl die Voraussetzung einer gänzlichen Unfähigkeit der Vernunft, sich zur Religion zu erheben, zu Grunde, als vielmehr die Neigung des Alterthums Gott in allen Angelegenheiten, vorzüglich wenn sie die Erziehung des menschlichen Geschlechts zum Bessern betreffen, als das unmittelbar thätige Princip anzusehen. Ferner ist hierbei zu bemerken, daß in der heiligen Schrift die Theopneustie (Inspiration) mit der O. so ziemlich auf Eins hinausläuft; dagegen wurde aber jene in der christlichen Kirche, wie es früher auch von den Juden geschehen war, als ein besonderer Act der göttlichen Wirksamkeit von der O. unterschieden und statt einer Theopneustie (heiligen Begeisterung) der Männer eine Theopneustie (d. h. hier Inspiration, göttliche und wörtliche Eingebung) ihrer Schriften gelehrt. So wurde nun schon in den ersten 4 Jahrhunderten der christlichen Kirche, obschon unter mannigfachen Widersprüchen einzelner Lehrer, z. B. des Theodor von Mopsuestia, diese Lehre immer mehr hervorgehoben und vorzüglich im XVII. Jahrh. von den protestantischen Theologen mit philosophischer Spitzfindigkeit zu einem wichtigen Artikel der Dogmatik ausgebildet, nachdem die Reformatoren selbst die heilige Schrift als Gottes Wort, im engsten Sinne aber ohne weitere Bestimmungen gegen Tradition und fortgehende Inspiration der katholischen Kirche geltend gemacht hatten. O. wurde demnach von den orthodoxen Theologen diejenige allgemeine Wirksamkeit Gottes genannt, vermöge welcher er die Menschen auf übernatürliche und wunderbare Weise in Besitz religiöser Wahrheiten gesetzt hat, die ihrer

Vernunft verborgen, aber zu ihrem Frieden höchst nothwendig sind; und die Inspiration wurde davon unterschieden als derjenige besondere Act göttlicher Thätigkeit, vermöge welcher er die heiligen Schriftsteller beim Niederschreiben ihrer Bücher durch seinen heiligen Geist auf wunderbare Weise unterstützt, mit allen erforderlichen Kenntnissen ausgestattet und vor jeglichem Irrthume verwahrt hat (suggestio rerum, notionum et verborum). — Diese durch das Christenthum beurkundete O. heißt im Gegensatze der allgemeinen in der Natur und in dem menschlichen Geiste am Füglichsten eine besondere. Die religiöse Bedeutung dieses ganzen Lehrbegriffs liegt aber in dem durch denselben ausgesprochenen Gegensatze zwischen Vernunft und O., welcher dahin bestimmt wurde, daß die Vernunft im Allgemeinen und so wie sie vor dem Sündenfalle beschaffen gewesen, der Offenbarung zwar nicht widersprechen könnte, aber dieß wohl concret betrachtet, d. h. in ihrer durch den Sündenfall erlittenen Verfinsterung, thue, weßhalb man von ihr zwar zum Verstehen, aber nicht zum Beurtheilen der geoffenbarten Wahrheiten Gebrauch machen dürfe (usum rationis organicum, formalem, instrumentalem, non normativum, materialem, judicialem). Demnach wurde das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung lange Zeit als ein völlig untergeordnetes betrachtet, obschon es daneben immer Einige gab, die blos eine natürliche Religion kennen wollten und deßhalb Naturalisten genannt wurden, worunter man sich aber mehr Materialisten zu denken pflegte. Als aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Wissenschaften einen bedeutenden Umschwung erfahren und die philosophische Weltanschauung immer mehr erweitert hatte, versuchte es die Vernunft immer mehr gegen diese unbedingte Herrschaft der O. in den Kampf zu treten und es bildeten sich daher 2 theologische Ansichten, der Supranaturalismus und der Rationalismus, zu besonderen Systemen aus, durch die noch jetzt die theologische Welt in 2 große Hauptparteien getheilt wird. Der Supranaturalismus nämlich hält, bei der Unfähigkeit der Vernunft, sich zur wahren Religion zu erheben, eine übernatürliche O. für nothwendig und den Glauben an dieselbe für vernünftig; der Rationalismus unterwirft dagegen jede sogenannte besondere und übernatürliche O. dem Urtheile der Vernunft, weil diese als das Vermögen der Ideen oberste Richterin in Glaubenssachen sein müsse. Nach dieser letztern Denkart ist also die O. derjenige Act der göttlichen Weltregierung, vermöge dessen dieselbe die Entwickelung der religiösen Wahrheit durch die menschliche Vernunft begründet und vermittelt und durch zweckmäßige äußere Veranstaltungen fördert und verbreitet (vergl. Röhr, „Briefe über Rationalismus" 19 ff. „Krit. Pred. Biblioth." V, 1, 107.). — Was nun den Streit über diesen theologischen Lehrbegriff selbst anlangt, so beruht die Entscheidung desselben zunächst auf einer genügenden Beantwortung der 3 Fragen: ob eine besondere (wunderbare) O. im Christenthume möglich, nothwendig und wirklich sei? Die Offenbarungsgläubigen vertheidigen zuvörderst die Möglichkeit derselben und, wie man gestehen muß, mit überwiegenden Gründen. Sie behaupten nämlich nicht nur, daß der Begriff einer solchen O. keine widersprechenden Merkmale enthalte (logische Möglichkeit), sondern daß auch die physischen und moralischen Eigenschaften Gottes, so wie die geistige Natur des Menschen einer solchen nicht widerstreiten (reale Möglichkeit), und in der That kann die Vernunft nichts dagegen einwenden. — Wenn man sich aber 2) um die Nothwendigkeit der O. darzuthun, auf den beständigen Wechsel und Widerstreit der philosophischen Systeme und auf die Erfahrung beruft, daß es der Vernunft bis jetzt noch nicht gelungen sei ein solches aufzustellen, das von Allen für vollkommen gehalten werde; wenn man ferner sagt, daß keine natürliche Religion im Stande sei die Bedürfnisse des Volks zu befriedigen oder eine Kirche zu begründen, da diese stets einen historischen Grund und für ihre Lehren, Gebote und

Tröstungen eine göttliche Auctorität haben müsse: — so hat man damit nichts weiter, als das Bedürfniß einer positiven und historischen Religion erwiesen, die wegen der Vernunftmäßigkeit und also auch Göttlichkeit ihrer Wahrheiten und Gebote allgemeinen Glauben und unbedingten Gehorsam in Anspruch nehmen kann. Als solche Religion wird aber das Christenthum nach Grundsätzen des Rationalismus aufgefaßt und stets verherrlicht. Wir hätten es demnach nur noch 3) mit den Beweisen für die Wirklichkeit einer übernatürlichen O. zu thun. Diese werden für die biblische O. überhaupt aus der Bibel selbst und vorzüglich aus jenen Stellen entlehnt, in denen Engelerscheinungen, Visionen, Theophanien und dergl. als Merkmale einer besondern göttlichen Mittheilung erwähnt werden. Insonderheit soll sich aber das Christenthum als O. erweisen lassen: a) aus den Aussprüchen Jesu selbst, die deutlich auf einen göttlichen Ursprung seiner Lehre hinweisen; b) aus seinen wunderbaren Thaten und Schicksalen, welche zwar unter seinem Volke für Bedingungen seiner Anerkennung angesehen, aber von ihm selbst nicht zum Beweise der Göttlichkeit seiner Lehre angeführt wurden (Matth. 12, 39; Joh. 4, 48); c) aus der an Jesu unerklärlichen Bildung, der Vortrefflichkeit und Vollkommenheit seiner Lehre und dem göttlich Großen und Umfassenden seines Planes; d) aus der schnellen Ausbreitung des Christenthums unter den heftigsten Verfolgungen, so wie aus seiner Erhaltung durch die bedenklichsten Zeiten hindurch; e) aus der Vortrefflichkeit und Gotteswürdigkeit des Evangelium selbst. Obwohl nun aber aus allen diesen Gründen die Wirklichkeit einer übernatürlichen O. sich nicht erweisen läßt und dieselben durch eine große Anzahl Gegengründe leicht entkräftigt werden können, so wird dennoch Niemand sich weigern das Christenthum für göttliche O. anzusehen; denn göttlich wahr sind seine Lehren, göttlich untastbar seine Gebote und göttlich sind die Veranstaltungen, durch die es als höchste Vernunftreligion in die Welt eingeführt wurde. Man vergl. Röhr, „Briefe über den Rationalismus"; Böhme, „Über die Behauptung eines rationalen Supranaturalisten ꝛc." (Altenburg 1820); Desselben „Christliches Henotikon" (1827) und eine weitere Auseinandersetzung einer vernunftmäßigen Auffassung der O. in dem Artikel Rationalismus. 78.

Offertorium heißt in der römisch-katholischen Kirche 1) derjenige Haupttheil der Messe, bei welchem der Priester Brod und Wein opfert; 2) der Gesang, welcher während des Meßopfers unter Orgelbegleitung gesungen wird; 3) das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar gelegt wird. 63.

Official heißt seit dem XII. Jahrh. der Vicarius eines Bischofs in weltlichen Gerichtssachen, wo er anstatt des Bischofs den Vorsitz führt und Recht spricht. Der bischöfliche Vicarius in geistlichen und Kirchensachen dagegen wird gewöhnlich Weihbischof genannt. Nach den Beschlüssen des tridentinischen Concilium muß ein O. Doctor oder wenigstens Licentiat der Rechte sein. Principalis heißt er, wenn er in der Residenz des Bischofs selbst, foranus, wenn er nur im Bezirke desselben das Officialat oder die Officiales (d. i. das Amt eines O.) verwaltet. 63.

Officier, franz. officier; engl. officer, heißt überhaupt der Anführer einer Anzahl Soldaten. Man unterscheidet in absteigender Ordnung a) den Generalen chef oder Generalissimus, d. i. denjenigen General, dem der Regent das Obercommando seiner Armee anvertraut hat (bei großen Heeren sind ihm mehrere Armeecorps, zuweilen auch mehr als eine Armee untergeben); b) den Generalfeldmarschall, bei den Franzosen Marschall von Frankreich, den Commandanten einer aus mehreren Corps zusammengesetzten Armee; c) den General, in Östreich Feldzeugmeister, den Commandanten eines Armeecorps; d) Generallieutenant, in Östreich Feldmarschalllieutenant,

den Commandanten einer Division; e) den Generalmajor, während des französischen Kaiserthums Brigadegeneral genannt, den Commandanten einer Brigade; f) den Obrist, Oberst (franz. colonel), den Commandeur eines Regiments; g) den Obristlieutenant, ebenfalls Regimentscommandanten oder Stellvertreter der Obersten bei Krankheiten und anderen Fällen; h) den Major, Oberstwachtmeister, bei den Franzosen chef de bataillon, den Commandanten eines Bataillons; i) Capitain, Hauptmann, bei der Cavallerie Rittmeister, den Chef einer Compagnie; k) Premier- oder Oberlieutenant und l) Seconde-, Sous- oder Unterlieutenant; letztere beide unterstützen den Capitain in allen Dienstangelegenheiten und ihnen sind Theile der Compagnie untergeben. Hierauf folgen die Unterofficiere (s. d. Art.). Übrigens theilt man die Officiere ein in Stabsofficiere (abwärts bis zum Major) und Subalternofficiere (die übrigen). — Bei der Marine haben die Schiffscapitains den Rang eines Generalmajors und die ersten Lieutenants mit dem Obersten oder Oberstlieutenant der Landtruppen gleichen Rang. Ein Linienschiff, so wie eine Fregatte wird von einem Capitain und mehreren Lieutenants, ein Kutter ꝛc. nur von einem Lieutenant commandirt. 40.

Officinell ist jeder Gegenstand, welcher durch die Landespharmakopöe als in den Apotheken vorräthig sein sollend bezeichnet ist; er mag nun aus dem Thier-, Pflanzen- oder Mineralreiche entnommen oder aus den Naturkörpern zubereitet sein. 5.

Ofterdingen (H. von), s. Heinrich von Ofterdingen.

Oginsky. Aus diesem alten berühmten Geschlechte Lithauens gingen in neuerer Zeit zwei denkwürdige Männer hervor. 1) Michael Kasimir, Großfeldherr von Lithauen. Er wurde 1731 zu Warschau geboren und stellte sich, als die Russen 1771 in Polen einfielen, mit anderen Patrioten an die Spitze der Conföderirten, mußte aber nach dem unglücklichen Widerstande mit dem Verluste fast zwei Drittheils von seinem Vermögen sein Vaterland verlassen. Erst 1776 kehrte er wieder zurück, zog sich aber aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete seine Zeit den Künsten und Wissenschaften, besonders der Musik und Malerei, deren Meister er auf seinem Schlosse zu Slonim immer um sich zu versammeln wußte. Er starb 1803 in seiner Vaterstadt. Um sein Vaterland hat er sich durch den nach ihm benannten Oginsky'schen Canal verdient gemacht, den er seit 1768 auf seine Kosten graben ließ. Auch wird er von Vielen für den Erfinder des Harfenpedals ausgegeben. — 2) Michael Kleophas O., Neffe des Vorigen. Er wurde 1765 geboren, trat frühzeitig in den Staatsdienst ein, wurde später außerordentlicher Gesandter in Holland und seit 1793 Großschatzmeister von Lithauen. Er erkannte die Gefahr, in welcher sein Vaterland schwebte, als die russischen Truppen 1794 wieder einrückten, und rüstete deßhalb auf eigene Kosten ein Jägerregiment aus, mußte aber als Anführer desselben bei dem unglücklichen Ausgange des Kampfes des Landes flüchtig werden und beinahe sein ganzes Vermögen dem Feinde abtreten. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen, durch Vermittlung anderer Mächte die Selbstständigkeit seines Vaterlandes wieder herzustellen, wünschte er wenigstens dahin zurückzukehren. Die Erlaubniß dazu erhielt er 1802, wurde 1810 Senator und russischer geheimer Rath, legte aber 1815 sein Amt nieder und lebt seitdem in Italien, das er nebst Frankreich seit 1807 bereist hatte. Von seinen Tonstücken, die er componirt hat, sind namentlich seine Polonaisen bekannt; auch hat er: „Mémoires sur la Pologne et les Polonais, depuis 1788—1815“ (deutsch von F. Gleich, Leipz. 1827) (2 Bde. Paris 1826) geschrieben. 35.

Ogyges (Mythol.), der älteste König von Attika, um 1700 v. Chr. Sehr verschieden sind die Angaben von seiner Abstammung. Bei den Athenern sowohl,

als bei den Böotiern, die ihn auch König der Hektener, eines wilden Volksstammes in den böotischen Gebirgen, nennen, galt er für einen Eingeborenen; auch nennen ihn Einige einen Sohn des Poseidon und der Alistra. Ohne der Fabeln zu gedenken, die uns aus seinem Leben erzählt werden, z. B. die Erbauung Thebens oder des ogygischen Thores in Theben, erwähnen wir nur noch die Überschwemmung (ogygische Fluth), die unter seiner Regierung Attika verwüstet haben soll. Neuerdings hat man bei näherer Betrachtung der mythischen Erzählungen von O. die Vermuthung ausgesprochen, daß unter O. eine ägyptische Colonie nach Böotien gekommen und von da nach Attika gezogen sei. In der spätern Zeit des griechischen Lebens bedeutete das Wort ogygisch so viel wie uralt, barbarisch, wild. 20.

Ogygia, s. Kalypso.

Ohio (spr. Oheio), d. i. schöner Fluß, ein Nebenfluß des Mississippi in Nordamerika und zwar auf dessen östlichem Stromgebiete, entspringt im Staate Pennsylvanien aus mehreren kleinen Flüssen, namentlich dem Monongahely und Alleghany, die nach ihrer Vereinigung bei Pittsburgh in Pennsylvanien den Namen O. erhalten. Auf seinem nach Südwest gerichteten über 200 M. langen Laufe bildet er die Grenze der Staaten Ohio, Virginien, Kentucky, Indiana und Illinois, mündet über 1000 englische Yards breit oberhalb des Forts Jefferson in den Mississippi und trägt von Pittsburgh an schon größere Fahrzeuge. Sein Stromgebiet beträgt 9344 □M. und von den 40 Flüssen, welche ihm dasselbe zuführen sollen, sind rechts der Scioto und Wabash, links die Kenhawa, Liking und Tennesse die wichtigsten. 35.

Ohm, Ahm ist ein Flüssigkeitsmaß, dessen man sich in Dänemark, Deutschland, Esthland, Liefland, den Niederlanden, Schweden und in der Schweiz bedient. Es ist ebenfalls von sehr verschiedener Größe. Im Großherzogthume Baden ist 1 O. = 100 Maß = 7561,86 par. Cubikzoll; in Bremen = 45 Stübchen = 180 Quart = 8555,4 par. Cubikzoll; in Frankfurt a. M. = 80 alte Maß = 320 Scheppen = 7230,72 par. Cubikzoll; in Hamburg = 40 Stübchen = 80 Kannen = 160 Quartier = 7280 par. Cubikzoll; in Hanover = 40 Stübchen = 80 Kannen = 160 Quartier = 7902,84 par. Cubikzoll; im Großherzogthume Hessen = 80 Maß = 8066 par. Cubikzoll; im Churfürstenthume Hessen = 80 Maß = 8003,2 par. Cubikzoll; im Herzogthume Nassau = 80 Maß = 6734,72 par. Cubikzoll. 40.

Ohmacht (Landolin), ein namhafter Bildhauer, geb. 1761 in Thuningen bei Rotweil, erhielt den ersten Unterricht bei Melchior in Frankenthal, machte schnelle Fortschritte und ging später, nachdem er sich eine Zeit lang in Manheim und Basel aufgehalten hatte, zur Vollendung seiner Ausbildung nach Italien. Von dort zurückgekehrt brachte er an mehreren Orten Deutschlands verschiedene Werke zur Ausführung und nahm hierauf im Jahre 1801 einem ehrenvollen Rufe folgend seinen Wohnsitz zu Straßburg, wo er am 31. März 1834 starb. — Unter seinen zahlreichen Arbeiten, die sich eben so sehr durch geläuterten Geschmack als hohe technische Vollendung auszeichnen, verdienen vorzüglich Bemerkung: das Denkmal des Bürgermeisters Rodde im Dome zu Lübeck, zwei colossale Büsten Hans Holbein's und Erwin's von Steinbach, die Denkmale Oberlin's und Koch's in der Thomaskirche zu Straßburg, mehrere mythologische Figuren und eine Büste Klopstock's. 36.

Ohnmacht, lat. animi deliquium; franz. défaillance; engl. swoon, ist der schnell eintretende Verlust der Empfindung und Bewegung, der durch das Aufhören des Blutumlaufs herbeigeführt wird. — Die herandrohende O. kündigt sich durch Schwächegefühl und ein allmähliges Schwinden der Sinne an; dem Kranken wird es dunkel vor den Augen, bis die Sehkraft allmählig völlig

schwindet; dabei zeigen sich Ohrenklingen, fremdartige Empfindungen in der Herzgrube, Übelkeit, Neigung zum Erbrechen, Herzklopfen und zunehmende Kälte der Haut, wobei vorzüglich die Nasenspitze, Hände und Füße sich kalt anfühlen, Blässe des Gesichts, kleiner Puls, seltnes Athmen, Angst, wie bei herannahendem Tode; endlich schwinden die Kräfte schnell; das Gesicht bedeckt sich mit Schweiß; Herzschlag und Athem scheinen erloschen; die Züge sind entstellt, das Auge erloschen; der Mensch sinkt zusammen. Bei höheren Graden der O. gehen keine Vorboten voraus: im höchsten Grade ist Leichenstarre vorhanden, die Haut eiskalt, der Herzschlag verschwunden, das Bewußtsein völlig erloschen, das beim leichtern Grade noch dunkel zugegen ist. Läßt die O. nach, so erholt sich der Kranke unter Seufzern und Gähnen; Empfindung und Bewegung kehren allmählig zurück; der Puls wird fühlbar; doch bleibt noch längere Zeit eine gewisse Erschlaffung zurück. — Die O. entsteht durch die Unterbrechung des belebenden Einflusses des Bluts auf das Gehirn; sie wird daher durch alle jene Einwirkungen hervorgerufen, wodurch die Kraft des Herzens geschwächt und die Bewegung desselben sistirt wird. Solche Einflüsse kommen von mancherlei Art vor; zuerst sind es solche, die unmittelbar aufs Gefäßsystem wirken, als starke Blutverluste, krankhaftes Leiden des Herzens und der größeren Gefäßstämme, fehlerhafte Mischung des Bluts, wie im Skorbut, eine zu große Menge von Blut ꝛc.; dann können aber auch die Ohnmachten solche Eindrücke hervorrufen, die zunächst auf die Sinnesorgane, die Vorstellungskraft oder aufs Hirn- und Nervensystem im Allgemeinen wirken, und von da aus ihren schädlichen Einfluß aufs Herz äußern. Hierher gehören diejenigen Ohnmachten, die von Gemüthsbewegungen, Schreck, Zorn, Angst, durch Grausen erregende Anblicke, bei leerem Magen, leichten Verwundungen, nach großen geistigen oder körperlichen Anstrengungen, überhaupt bei sehr reizbaren Personen, daher sehr häufig bei hysterischen Frauen entstehen. — Sehr tiefe Ohnmachten gehören immer zu bedenklichen Erscheinungen; vorzüglich gefährlich sind sie im Wechselfieberfroste, bei Nervenfiebern, nach großen Blutentleerungen, häufig in Herzkrankheiten. — Tritt O. ein, so müssen die Kleidungsstücke gelöst, reine Luft herbeigeschafft werden (daher ist der Zudrang Neugieriger in ein Zimmer, wo ein Ohnmächtiger liegt, von Nachtheil); man besprenge Gesicht und Brust mit kaltem Wasser, mit Eau de Cologne oder Essig, reibe die Schläfe mit Naphtha, mit Wein, die Füße mit warmen wollenen Tüchern, mit Bürsten, gebe Salmiakgeist, scharfen Essig zum Riechen ꝛc. 39.

Ohr, s. Gehör.

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrenklingen, lat. tinnitus aurium; franz. tintement; engl. tingling in the ear, ist eine Verstimmung des Gehörs, bei dem man Geräusche vernimmt, die bald gar nicht vorhanden sind (falsches O.), bald im Innern des Kopfs oder Ohrs (wahres O.) vor sich gehen, nicht aber von Außen zum Ohre gelangen. Diese Geräusche ertönen bald in einem scharfen, hohen Tone (O), bald in einem dumpfen Tone, wo man sie Ohrensausen oder Brausen nennt. Das wahre O. kommt bald von Blutüberfüllung, bald von Ausdehnung der Gefäße im Ohre, bald von mechanischen Hindernissen, die die freie Circulation der Luft im Ohre hemmen, her; mit ihm ist gewöhnlich ein höherer oder niederer Grad von Taubheit verbunden. Das falsche O. ist Folge eines sehr starken Geräusches oder eine nervöse Affection, die bei Hypochondristen und Hysterischen häufig vorkommt, oder wird durch Verdauungsbeschwerden und organische Fehler im Unterleibe veranlaßt. Das Übel ist von sehr langer Dauer, sehr hartnäckig und schwer zu heben. Wenn nichts hilft, so will Itard, ein berühmter Schriftsteller über Ohrenkrankheiten, daß man das innere Geräusch durch ein äußeres ähnliches und gleichmäßig anhaltendes zu dämpfen versuche. 39.

Ohrenzwang, lat. otalgia; franz. mal d'oreille; engl. ear-ache, ist heftiger Ohrenschmerz, der bald von Entzündung des innern Ohrs, bald von fremden Körpern im Ohre herkommt, bald nervöser, bald rheumatischer Art ist. Wenn dieser Schmerz sehr heftig ist, so verbreitet er sich über die Nervenfäden des Gesichts und Schädels; es röthen sich die Augen und thränen; ja man will Irrereden und Convulsionen danach bemerkt haben. Seine Heilung richtet sich nach den Ursachen, die ihn hervorgerufen haben. 39.

Ohrt, s. Ahle.

Oïleus, s. Ajax.

Ojeda (Alphonso de), ein Reisegefährte C. Colombo's, bekannt durch seinen unternehmenden Muth und seine ungewöhnliche Stärke, ward von Colombo auf seiner zweiten Expedition (1493) mit der Aufsuchung der Goldminen von Cibao auf der Insel Hispaniola beauftragt und kam nach Erreichung seines Zweckes glücklich von der gefahrvollen Unternehmung zurück. Im folgenden Jahre bemächtigte er sich des unternehmenden Kaziken Caonabo durch List, indem er ihm Fesseln als bei den Spaniern gewöhnliche Ehrenzeichen an Hände und Füße legte, ihn zu sich aufs Pferd nahm und mit ihm nach dem Fort Isabella sprengte. Nach seiner Zurückkunft nach Spanien (1498) lebte er in großem Ansehen am Hofe, bis er als Anführer einer Expedition nach Amerika, bei welcher sich auch Amerigo Vespucci befand, ernannt wurde; er erreichte 1499 das feste Land und kam mit einer reichen Ladung Brasilienholz zurück. Auf einer zweiten Reise (1502) landete er in dem Golfe Uruba und eroberte nicht ohne große Grausamkeit gegen die unschuldigen Bewohner das Land, welches Neu-Andalusien genannt wurde. Später zerfiel er gänzlich mit seinen Gefährten, verlor nach und nach alle seine Leute und seinen Einfluß und starb so arm auf Hispaniola, daß man aus seinem Nachlasse nicht einmal die Beerdigungskosten bestreiten konnte. O. gebührt eben so wenig wie Amerigo Vespucci der Ruhm, das Festland Amerikas entdeckt zu haben; auch von dem Undanke gegen Colombo, den er auf alle ersinnliche Weise verfolgte, kann er nicht freigesprochen werden. 66.

Oken (Ludwig), der berühmte Naturforscher, wurde zu Offenburg in Baden den 2. Aug. 1779 geboren, studirte zu Würzburg Medicin, ward Doctor daselbst und lebte einige Zeit als Privatdocent in Göttingen, von wo er im Jahre 1807 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Jena berufen wurde, erhielt im Jahre 1810 den Titel eines großherzoglichen weimarischen Hofraths und im Jahre 1812 die ordentliche Professur der Philosophie und Naturgeschichte, legte diese Stelle aber, ungeachtet des großen Beifalls, welchen seine Vorlesungen fanden, im Jahre 1819 wegen Aufnahme mehrerer freisinnigen Artikel in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Isis" nieder, als ihm die Wahl zwischen der Aufgabe der Redaction derselben oder der Abgang von seinem Amte freigestellt worden war. Er lebte bis zum Jahre 1827 als Privatgelehrter in Jena und begab sich von hier als Privatdocent nach München, wo er im folgenden Jahre als ordentlicher Professor der Physiologie angestellt wurde. Als er aber 1833 von München nach Erlangen versetzt werden sollte, nahm er den Ruf an die neugestiftete Universität von Zürich an, wo er noch jetzt lebt. Obgleich er in Hinsicht seiner Naturphilosophie ein Schüler Schelling's ist, so hat er dieselbe doch in höchst eigenthümlicher Weise aufgefaßt und zuerst in einem vollständig durchgeführten Systeme auf die Naturgeschichte angewandt, in welchem er zugleich mit einer ganz neuen Classification eine neue deutsche Terminologie aufgestellt, die man zwar vielfach angefochten, deren Zweckmäßigkeit man aber doch auch zugestanden hat. Seine Schriften zeichnen sich durch scharfsinnige und auf ein tiefes Studium des inneren Naturlebens gegründete Entwickelung ihres Gegenstandes aus. Die vorzüglichsten derselben sind folgende: „Grundriß der

Naturphilosophie, die Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Classification der Thiere" (Frankfurt a. M. 1802); „Die Zeugung" (Bamb. und Würzburg 1805); „Biologie" (Göttingen 1806); „Über das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems" (Jena 1808. 4.); „Erste Ideen zur Theorie des Lichtes, der Finsterniß, der Farben und der Wärme" (Jena 1808. 4); „Über das Licht, als das nicht irdische, aber kosmisch-materielle Element" (Jena 1809. 4.); „Lehrbuch der Naturphilosophie" (Jena 1809—1811. 3 Thle. 2. Aufl. 1831); „Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze" (Ebd. 1809. 4); „Lehrbuch der Naturgeschichte" (Leipz. 1812—1826. 3 Bde. in 5 Abtheil.); „Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland" (Leipz. 1813); „Naturgeschichte für Schulen" (Leipz. 1821); „Esquisse du Système d'Anatomie, de Physiologie et d'histoire naturelle" (Par. 1821); „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände" (Stuttg. 1833 ff. 6 Bde.), wovon bis jetzt Bd. 4 und 5 erschienen sind. Die Redaction der seit dem Jahre 1817 (in Monatsheften 4.) begonnenen encyklopädischen Zeitschrift „Isis" setzt er noch gegenwärtig fort. 81.

Okenheim, Ockenheim, Okeiam (Johann), ein berühmter Contrapunktist des XV. Jahrh., geb. 1428 im Hennegau, war der Lehrer des noch berühmtern Josquin des Prés (s. d. Art.) und scheint seine eigene Ausbildung zum Theil wenigstens von Brassard oder Caron und in Italien erhalten zu haben. Er componirte Missen und Motetten, die für ihre Zeit ihrer kunstreichen Art wegen alle Bewunderung verdienen. Proben Okenheim'scher Musik findet man in Forkel's „Geschichte der Musik" (Th. II. S. 529). Wann O. gestorben, ist ungewiß, doch scheint das Jahr 1514 mit ziemlicher Gewißheit als sein Todesjahr angenommen werden zu können. 36.

Oktaëder, lat. octaedrum; franz. octaèdre; engl. octaedron, ist im Allgemeinen in der Stereometrie ein von acht Flächen begrenzter Körper. Ausgezeichnet an Symmetrie unter allen möglichen Körpern dieser Art ist der schlechthin „O." genannte Körper, welcher von acht gleichseitigen, gleichgroßen, triangulären Flächen begrenzt ist und dessen 6 gleichartige, vierflächige Ecken in der Oberfläche einer Kugel liegen können. Er besitzt 12 Kanten, an denen sich die Flächen unter Winkeln von 109° 28′ 16″ abgrenzen. 76.

Olbers (Wilhelm), berühmter Astronom, ward den 11. Oct. 1758 zu Arbergen im Herzogthume Bremen geboren und zu Bremen, wo sein Vater Domprediger war, erzogen. Erst 14 Jahre alt erwachte beim Anblicke des Siebengestirns in ihm der größte Eifer, Astronomie zu treiben, die er auch seit 1777 in Göttingen bei Kästner eifrig studirte, ohne deßhalb sein Hauptstudium, die Medicin, zu vernachlässigen. Im Jahre 1779 beobachtete und berechnete er den ersten Kometen in Göttingen und seit dieser Zeit wurde Kometenastronomie sein Lieblingsfach. Wie sehr er sich hierin ausgezeichnet hat, davon gibt seine bequeme, alle älteren Berechnungsarten weit hinter sich lassende „Methode, die Bahn eines einigemal beobachteten Kometen zu bestimmen" (Weimar 1797) den bündigsten Beweis. — Nachdem er Doctor geworden war (1780), ging er zur Erweiterung seiner medicinischen Kenntnisse nach Wien, wo er auch durch Kästner's Empfehlungen beim Astronomen Pater Hell eine sehr günstige Aufnahme fand, und sah und beobachtete bei diesem zuerst den neuen Planeten Uranus vom 17. Aug. bis Ende Septembers 1781. — Von Wien ging er über Prag und Dresden nach Bremen zurück, wo er nun bald ein sehr beschäftigter und höchst geschätzter Arzt wurde. Seine Erholungsstunden aber widmete er der Astronomie und bauete sich auf seinem Hause eine kleine Sternwarte, auf der er die Pallas am 29. März 1801 und die Vesta am 28. März 1807, so wie mehrere Kometen entdeckte, und fuhr fort, mathematisch-astronomische Aufsätze zu der „Monatlichen

astronomischen Correspondenz" von Zach, der „Zeitschrift für Astronomie" von Bohnenberger und Lindenau und den „Astronomischen Nachrichten" von Schumacher zu liefern. Überhaupt ist O. als bloßer Dilettant in der Sternkunde weit thätiger als mancher besoldete Professor der Astronomie gewesen. Darum wurden auch seine Verdienste um diese Wissenschaft wiederholt vollkommen anerkannt und höchst geehrt, als O. im Jahre 1830 bei der 50jährigen Jubelfeier seiner medicinischen Doctorwürde nicht nur von vielen Akademien Europas Glückwünschungsschreiben und Diplome erhielt, sondern auch von vielen der größten Astronomen, seinen zahlreichen Freunden, noch insbesondere durch die aufrichtigsten und erfreulichsten Zeichen ihrer Anerkennung seiner großen Verdienste um die Astronomie beglückt wurde. 13.

Oldenbarneveld (Johann von), Großpensionnair von Holland, geb. um 1549, ein eben so edler, als weiser Staatsmann, hatte sich schon durch vieljährige Dienste und Arbeiten um sein Vaterland verdient gemacht, als die junge Republik Holland die Souverainetät England anbot. Mit aufmerksamem Auge beobachtete O. die Schritte des übermüthigen Grafen von Leicester, des Stellvertreters der Königin Elisabeth, der die Angelegenheiten des Staatsraths nach ihren Absichten führte, arbeitete ihm mit reinem Nationalinteresse entgegen und bewirkte dadurch dessen Zurückberufung (1588). Durch Erfahrung klüger gemacht legten endlich die befreiten Niederländer eifrig Hand an die Erbauung ihres politischen Gemeinwesens und es war O., welcher anfangs in Gemeinschaft mit dem jungen Moritz von Oranien, dann aber, als Moritz selbst der Freiheit gefährlich ward, demselben muthig entgegenwirkend das vaterländische Werk beförderte. Geräuschlos trat auf seine Veranlassung dem seit 1584 errichteten Staatsrathe ein Congreß von Deputirten der einzeln vereinigten Staaten (die Generalstaaten) entgegen, der sich allmählig der obersten Geschäftsleitung bemächtigte. Da sich aber bei ihm mit der Zeit eine Verminderung der moralischen Kraft kund that, so übte im Grunde Moritz, den (seit 1585) mehrere Provinzen zum Statthalter gewählt hatten, eine größere politische Gewalt als er aus, so daß, als endlich Spanien unter Philipp III. von der kleinen Republik Frieden begehrte, O. gegen Moritz nur einen Waffenstillstand (9. April 1609) auf 12 Jahre durchsetzen konnte, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde und Spanien selbst freie Schifffahrt nach Ostindien gewährte. O.'s Ansehn stieg jedoch durch die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit nicht minder. Der ehrgeizige Moritz aber haßte jetzt O. und die Partei der Patrioten; daher benutzte er einen eben damals rege gewordenen kirchlichen Streit (s. d. Artt. Arminius, Arminianer), um den edlen O., seinen ehemaligen Wohlthäter und Freund, jetzt den Gegner seiner Herrscherplane, zu verderben. Nachdem O. nämlich der Lehre des Arminius zugethan, auf Veranlassung des Statthalters von der Gegenpartei, den Gomaristen, in Schmähschriften heftig angegriffen worden war, schrieb er jene berühmte Denkschrift, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der nassauischen Partei vor Augen legte und sie aufmerksam auf die Gefahr machte, welche ihrer Freiheit von dorther drohete. Nebst mehreren anderen edelgesinnten und geistreichen Männern ließ ihn Moritz hierauf verhaften, unter allerlei Beschuldigungen durch 26 Richter zum Tode verurtheilen und trotz der Vorstellungen des französischen Gesandten und der Prinzessin von Oranien u. A. am 13. März 1619 in seinem 72. Lebensjahre hinrichten. O. starb mit derselben Festigkeit, die er unter allen Umständen seines Lebens gezeigt hatte. 25.

Oldenburg, ein zum deutschen Bunde gehöriges souverains Großherzogthum, besteht aus drei abgesonderten Gebietstheilen, dem Herzogthume O., dem Fürstenthume Lübeck mit Eutin und dem Fürstenthume Birkenfeld und umfaßt einen Flächenraum von 117½ □M. Das Herzogthum O. auf drei Seiten von

Hanover, nördlich von der Nordsee umschlossen (100 □M.) gehört der norddeutschen Ebene an und ist durchaus Flachland, zum Theil (an der Weser und See) Marsch, zum Theil Haide, Moraſt und Sand. Die Nordsee bildet hier einen ziemlich bedeutenden Busen am Ausflusse der kleinen Jahde, auch gehört das bremer Haff zum Theil hierher. Die wichtigsten Flüsse sind außer der Weser, welche mit Ausnahme einer kurzen Strecke unsern ihrer Mündung überall die Grenze bildet, die Hunte mit der Lehte, die Ochtum mit der Delme, die Wehne, Soeste und im Süden die Hase. Die meisten dieser Flüsse sind nur mit kleinen Fahrzeugen zu befahren, dessenungeachtet aber für den Verkehr wichtig, da sie durch Canäle mit einander in Verbindung stehen (z. B. Jahde und Weser); indeß dienen viele der letztern auch nur zur Entwässerung. Auch Seen gibt es (Bullenmeer, Elmendorfer Meer u. a.), doch ist keiner derselben von besonderer Wichtigkeit. Die Küsten sind durch Deiche vor dem Eindringen des Meeres geschützt. — Das Fürstenthum Lübeck (8½ □M.) im Osten Holsteins zwei Parcellen bildend, von denen die südöstliche an das bremer Gebiet und zum Theil an das Meer stößt, ist ein fruchtbares zum Theil mit Wald bedecktes Hügelland und von der Trave und Schwartau bewässert, dabei seereich (Eutiner-, Keller-, Dodauer See; Plönsee zum Theil hierher gehörig). — Das Fürstenthum Birkenfeld endlich (9 □M.) zwischen dem preußischen Regierungsbezirke Trier und dem ehemals coburgischen Lichtenberg gelegen, ist ein Gebirgsland, gebildet von dem Idarwalde, dem Hochwalde und Zweigen des Hundsrück. Der wichtigste Fluß ist die Nahe, welche hier entspringt und die übrigen minder bedeutenden Gewässer des Ländchens in sich vereinigt. — Das Klima ist in den beiden ersten Gebietstheilen überhaupt das des nördlichen Deutschlands, in Birkenfeld aber ziemlich rauh und nur an der Nahe etwas mild. Der Productenreichthum ist nicht unbedeutend. Er besteht in O. und Lübeck vorzüglich in Getreide, Hanf, Flachs, Rübsamen, Holz, guten Pferden, trefflichem Rindvieh, Geflügel, Wasservögeln, Fischen (Hummern), Austern; weniger in Mineralien, von denen außer Torf und einigen Steinarten keine angetroffen werden. Selbst Salz mangelt. Was Birkenfeld betrifft, so findet man hier Eisen, Steinkohlen, Schiefer und einige Halbedelsteine, wie Achat und Carneol; dagegen wenig Getreide; außerdem aber Hanf, Flachs, Kartoffeln und an der Nahe etwas Wein. Der Viehstand ist gut; auch an Wild fehlt es nicht. Die Bewohner Oldenburgs, an der Zahl gegen 250000 (darunter 70000 Katholiken in Birkenfeld und dem südlichen O.), wovon auf das Herzogthum O. 207000, auf Eutin 19000 und auf Birkenfeld 24000 kommen, beschäftigen sich theils mit Ackerbau und Viehzucht (Schafe und Rindvieh), theils und zwar vorzugsweise in Birkenfeld mit Gewerben, namentlich mit Wollenweberei, Gerberei, Steinschleiferei, Papierbereitung ꝛc. In O. nähren sich außerdem viele von der Fischerei, der Schifffahrt und dem Hollandgehen, auch ist die Strumpfstrickerei, Leinweberei und Spinnerei nicht gerade unbedeutend. — Die Verfassung Oldenburgs ist monarchisch, zur Zeit noch nicht durch Landstände beschränkt. An der Spitze der Regierung steht ein Großherzog, jetzt Paul Friedrich August; höchste Behörde ist das Cabinetsministerium, unter welchem die Regierungen, Consistorien, Kammern ꝛc. stehen. Oberste Justizbehörde ist das Oberappellationsgericht. Die Staatseinkünfte betragen über 950000 Thlr., die sämmtlich zur Verwaltung des Landes benutzt werden können, da das Großherzogthum ganz schuldenfrei ist. Das Bundescontingent beläuft sich auf 2177 M. und gehört zum 10. Armeecorps. Beim Bundestage hat der Großherzog eine besondere Stimme in der weitern, die 15. mit Schwarzburg und Anhalt gemeinschaftlich in der engern Versammlung. — Ortschaften im Großherzogthume O.: Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt (s. unten); Elsfleth an der Weser; Brake, Hafenort mit Handel und Schiffbau

an der Weser, und Ovelgönne, beide im sogenannten Budjatingerlande; Delmenhorst an der Delme; Wildeshausen; Vechta; Dinklage; Kloppenburg; Friesoithe; Jever (4000 Einw.), eine gewerbreiche Stadt, der Hauptort einer besondern früher abwechselnd in oldenburgischem, anhaltischem, russischem, holländischem, französischem, zuletzt abermals in russischem Besitze gewesenen Herrschaft, welche 1818 wieder an O. abgetreten wurde. Zu ihr gehört auch die Insel Wangerog, welche seit 1819 eine besuchte Seebadeanstalt enthält. Im Herzogthume Eutin: Eutin am Eutinersee (3200 Einw.) schön gebaut und anmuthig gelegen, mit herzoglichem Schlosse und schönen Anlagen; Schwartau, gewerbthätiger Ort mit 900 Einw. an der Trave und Schwartau; Ratkau (Blücher's Capitulation im Jahre 1806). In Birkenfeld: Birkenfeld an der Nahe (1900 Einw.), Sitz der Regierung; Schwollen mit Mineralquellen; Oberstein (1900 Einw.); Idar (1200 Einw.); Nohfelden; Herrschaft Oberstein, dem Grafen von Leiningen-Heidenheim gehörig. — Besondere Erwähnung verdient noch die Herrlichkeit Kniephausen, welche im Norden des Herzogthums O. am Meere gelegen 1 □M. Landes mit 3000 Einw. umfaßt und laut Vertrag vom Jahre 1825 mit völliger Landeshoheit dem Lord Grafen Bentink gehört. Der Großherzog von O. übt indeß alle Rechte der ehemaligen Reichshoheit aus, während die Gesetzgebung vom deutschen Bunde ausgeht, auch hat der Erstere das Kniephausen'sche Gebiet nach Außen zu vertreten. Dagegen trägt der Graf zu den Matricularlasten des deutschen Bundes bei und hat seine eigene Flagge. Ortschaften: Schloß Kniephausen, Accum, Sengwarden, Fedderwarden und Varel am Jahdebusen. — Kurze Übersicht der Geschichte Oldenburgs. Die frühesten geschichtlich bekannten Bewohner Oldenburgs sind die Chauzen, welche sich später in den Friesen und Sachsen, welche hier herrschend wurden, verloren. Im XI. Jahrh. erscheint das Land im Besitze mächtiger Grafen, deren Ursprung man gewöhnlich, doch ohne hinlängliche Belege, von Wittekind dem Großen ableitet. Der erste derselben, welcher urkundlich genannt wird, Egilmar (um 1080), hatte Besitzungen im Ammerlande und gilt als der Stammvater der folgenden oldenburgischen Grafen. Den Namen eines Grafen von O. nahm indeß erst Christian I., der tapfere Mitkämpfer Heinrich's des Löwen gegen die Slawen, an. Nach Heinrich's des Löwen Falle wurden die Oldenburger unabhängig und im Jahre 1332 reichsunmittelbar, vergrößerten auch ihre Besitzungen durch einen Theil Rüstringens (das Land zwischen Ostfriesland und der Weser längs der Nordsee) und stifteten die Grafschaft Delmenhorst, welche später zwar von O. getrennt, im Jahre 1436 aber an den Grafen Dietrich den Glücklichen durch Heirath wieder zurückfiel. Des genannten Sohn, Christian I., ward König von Dänemark (1448) und erhielt später auch Schleswig und Holstein (s. d. Artt. Dänemark und Holstein); der zweite Sohn, Gerhard der Krieger, folgte in O. Unter dessen Nachkommen ward das oldenburgische Gebiet durch das Stadler- und Budjatingerland (1523) und Jever (1573) vergrößert. Mit Anton Günther I. erlosch der Mannsstamm dieser Linie der Grafen von O. (1667), worauf nach langem Zwiste O. und Delmenhorst an die königliche dänische Linie, Jever aber an den Fürsten von Anhalt-Zerbst, den Schwager Anton Günther's, gelangte. So blieb der Stand der Dinge bis zum Jahre 1773, wo Paul Petrowitsch, Großfürst von Rußland (nachmaliger Kaiser) und Herzog von Holstein-Gottorp gegen Abtretung seines holstein-gottorpischen Antheils an Holstein und Verzichtleistung auf Schleswig O. und Delmenhorst erhielt, diese beiden Grafschaften aber seinem Vetter, Friedrich August aus der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp, damals Fürstbischof von Lübeck, erblich überließ. Kaiser Joseph II. erhob hierauf O. und Delmenhorst zu einem Herzogthume und gab dem Herzoge im Reichsfürstenrathe Sitz und Stimme. Nach dem Tode

Friedrich August's im Jahre 1785 übernahm Peter Friedrich Ludwig, Bischof von Lübeck, anstatt des unfähigen Erben die Administration, erwarb 1803 das Bisthum Lübeck, das hannöversche Amt Wildeshausen und die münsterschen Ämter Vechta und Kloppenburg und trat im Jahre 1808 dem rheinischen Bunde bei, konnte aber nicht hindern, daß Napoleon O. im Jahre 1810 mit Frankreich vereinigte. Nachdem er im Jahre 1813 die Regierung als wirklicher Herzog wieder übernommen und an Jever einen Zuwachs seines Gebietes erhalten hatte, regierte er mit löblicher Umsicht und Milde bis zu seinem Tode im Jahre 1829. Ihm folgte sein Sohn, August Paul Friedrich, welcher gegenwärtig noch regiert und den 1815 vom wiener Congresse O. zugesprochenen großherzoglichen Titel, den sein Vater nicht führte, angenommen hat. 15.

Oldenburg, die Hauptstadt des Großherzogthums Oldenburg und Residenz des Großherzogs, liegt an der Hunte, hat gegen 7000 Einw. und ist im Ganzen hübsch gebaut. Die vorzüglichsten Gebäude sind: das herzogliche Schloß mit trefflichen Anlagen, das Prinzenpalais, das Regierungsgebäude, die Caserne, das Kanzleigebäude und die Lambertikirche. O. hat ein Gymnasium, Schullehrerseminar, eine Militairschule, mehrere Sammlungen und eine 45000 Bde. starke Bibliothek. Die Einwohner nähren sich von Handel und Schifffahrt; auch werden einige Gewerbe, unter ihnen Zucker- und Seifenfabrication, mit ziemlichem Schwunge betrieben. 15.

Oldenburgische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man nach Thalern zu 72 Groten à 5 Schwaren oder nach Thalern zu 48 Schillinge im Grobcourant, die kölnische Mark fein Silber zu 13⅓ Thlr. Conventionsgeld; Kleincourant seit 1818, die kölnische Mark fein Silber zu 16 Thlr. und dem leipziger Fuße, die kölnische Mark fein Silber zu 12 Thlr. bei Abgaben. Wirklich geprägte Münzen sind: a) in Golde: Pistolen, welche aber nicht mehr geprägt werden und sehr selten vorkommen; b) in Silber: ⅔ und ⅓ Thalerstücke zu 48 und 24 Grot nach dem 12 Thalerfuße; 12 und 6 Grotstücke, nach dem 20 Guldenfuße; ferner Kleincourant ⅓, ⅙ und 1/12 Thaler- oder 24, 12 und 6 Grotenstücke; 4 Grotenstücke oder 2 Mariengroschen-, 3 Grotenstücke oder 1 gute Groschen-, 2 Grotenstücke oder 1 Mariengroschen-, 1½ Grotenstücke oder 1 Schilling-, 1 Grotenstücke oder 4 Pfennigstücke; c) in Kupfer: ½ Groten- oder 2 Pfennigstücke. II. Längenmaß. 1 Fuß = 12 Zoll = 144 Linien = 131,162 pariser Linien, 1 Elle = 257,5 par. Linien. III. Land- und Feldmaß. 1 Ruthe altes Maß = 20 Fuß und neues Maß = 18 Fuß. 1 Juck altes Maß 160 □Ruthen à 400 □Fuß und neues Maß = 160 □Ruthen à 324 □Fuß; 1 Bau = 40 Juck altes Maß; 1 Morgen = 2⅔ Wente = 6 Hunte = 350 □Ruthen altes Maß IV. Getreidemaß. 1 Last = 12 Molt = 18 Tonnen = 144 Scheffel à 16 Kannen à 4 Orth. V. Flüssigkeitsmaß. 1 Orhoft = 1½ Ohm = 6 Anker = 240 Quartier = 156 Kannen à 4 Orth; 1 Weinkanne = 69,75 und 1 Bierkanne = 71,25 pariser Cubikzoll; 1 Biertonne = 4 Hänkemann = 112 Kannen. VI. Gewicht. 1 Pfund schwer = 300 Pfd.; 1 Entr. = 100 Pfd.; 1 Stein Flachs = 20 Pfd.; Federn = 10 Pfd. 1 Pfd. = 32 Loth = 64 Quentin = 10030,6 holl. Aß. 40.

Oleander, lat. nerium oleander; fr. oléandre, rosage; engl. oleander, rose-laurel, Rosenlorbeer, Lorbeerrose, ein in Ostindien einheimisches Gewächs, zu der ersten Ordnung der fünften Classe nach Linné gehörig, gedeiht jetzt, selbst im Freien, auch bei uns. Sein Stamm wird 8 F. hoch, oft über 2 Zoll im Durchmesser und hat lange, feste, weidenförmige Blätter, die er auch im Winter behält. Die Blüthe sieht blaßroth, ist wohlriechend und hat die Gestalt einer Rose. Der Saft des Baumes und namentlich die Milch ist ätzend und wird, in Menge dem Menschen beigebracht, tödtlich. 35.

Olearius (Adam), oder Oelschläger, wie er eigentlich heißt, 1599 (nach Andern 1600 oder 1603) zu Aschersleben im Halberstädtischen, wo sein Vater das Schneiderhandwerk trieb, geboren, widmete sich zu Leipzig den philosophischen Wissenschaften, erwarb sich die Magisterwürde und wandte sich dann nach Holstein, wo ihn der Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp zu seinem Hofmathematikus und Bibliothekar ernannte. Als der Herzog 1633 eine Gesandtschaft, bei welcher sich auch der Dichter P. Flemming befand, an seinen Schwager, den Czaar Michael Fedorowitsch, nach Moskau schickte, machte O. als fürstlicher Rath und Secretair die Reise mit und ging im Jahre 1635 mit derselben Gesandtschaft nach Rußland und von da nach Ispahan an den Hof des persischen Schah Sofi, wo er die persische Sprache erlernte und Saadi's „Rosengarten", so wie Lokman's Fabeln ins Deutsche übersetzte. Glücklich kam er im Jahre 1639 wieder zu Gottorp an und gab seine „Orientalische Reisebeschreibung" (Schlesw. 1647, 1656, 1663. Beste Ausg. Hamb. 1696. Fol.), wobei sich auch gewöhnlich die erwähnten Übersetzungen befinden, heraus. In die fruchtbringende Gesellschaft wurde er 1651 unter dem Namen des Vielbemühten aufgenommen und starb am 22. Febr. 1671. Schenkt O. auch oft zu sehr Gerüchten und Fabeln Glauben, so gewinnen wir doch aus seinem Werke manchen dankenswerthen Aufschluß über die damaligen Verhältnisse Persiens und über die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner. Auch von Seiten der Darstellung verdient seine Reisebeschreibung Lob; freilich ist die Sprache etwas steif und einförmig, aber dabei natürlich, rein und klar. 66.

Olég, einer der merkwürdigsten Herrscher des ältern Rußland, ein Verwandter Rurik's, des Stifters der Monarchie, und als dieser starb (879) der Vormund seines minderjährigen Sohnes Igor. O. herrschte von Nowgorod aus, der damaligen Residenz der russischen Fürsten, ganz unumschränkt und wurde sehr bald durch seine außerordentliche Kühnheit sowohl, als durch seine glücklichen Siege und seine Weisheit, ja selbst durch die Liebe seiner Unterthanen sehr berühmt. Etwa um das Jahr 882 zog er in die Länder am Dniepr; von selbst ergab sich ihm Smolensk, die Stadt der freien Kriwitschen. Doch weiter strebte der Sinn des Eroberers. Das wegen seiner Naturvortheile viel versprechende Kiew, der Sitz einer slawischen Colonie, deren Beherrscher Askold und Dir, ehemalige Häuptlinge von Rurik's Gefolge, ohnedem gefährliche Machinationen gegen die Familie Rurik's sich hatten zu Schulden kommen lassen, war sein Ziel. Dem Heere mit einigen Getreuen vorausgeeilt bekam er durch List Askold und Dir in seine Gewalt, ließ sie sogleich niedermachen und bemächtigte sich der Colonie (879). Durch den nun freien schiffbaren Dniepr konnte er fortan mit Leichtigkeit Handel oder Kriege mit dem griechischen Chersonesus, dem chasarischen Taurien, mit Bulgarien und Constantinopel führen. Kaum hatte er die Chasaren überwältigt, die Derewier oder Drewlier, die Sewerier am Dniepr und die Kadmitschen zur Zahlung von Tribut gezwungen, als er in der Ruhe des Friedens sich langweilend und nach Constantinopels Schätzen lüsternd auch einen Heereszug gegen diese Stadt unternahm. Die Griechen, unter Kaiser Leo's VI. Regierung in Schrecken gesetzt, eilten mit dem tapfern O. einen Frieden zu schließen und sich zu einem ungeheuern Tribute unter der Bedingung zu verpflichten, daß die feindseligen Unternehmungen sofort eingestellt würden. Als nun O. seinen Raubzug so glücklich beendigt hatte, nannte ihn sein Volk einen Seher oder Weisen. Seine Fahnen wehten auch am Bug und am Dniester. Bereits im Jahre 903 hatte er seinen Pflegling Igor an die in den Annalen Rußlands unsterblich gewordene Olga (s. Helena) vermählt. Der siegreiche O. starb 912. 25.

Oligarchie, die Herrschaft von Wenigen, heißt eine Regierungsform, bei

welcher die oberste Gewalt nur von einigen berechtigten Familien ausgeübt wird (oligarchische Aristokratie). 30.

Olīva (Fernan Perez de), der erste spanische Schriftsteller, welchem die didaktische Prosa gelang, 1490 zu Cordova geboren, vollendete seine humanistischen Studien zu Salamanca und Alcala und machte dann zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Frankreich und Italien. Mit vielen Kenntnissen bereichert kam er nach Paris und hielt drei Jahre hindurch mit großem Beifalle Vorlesungen über die Ethik des Aristoteles. Als Professor der Theologie nach Salamanca berufen ward er bald Rector dieser Universität und gelangte zu so hohem Ansehen, daß ihn Karl V. zum Lehrer des Infanten Philipp ernannte. Ehe er aber noch dieses Ehrenamt antreten konnte, starb er 1533 in der Blüthe seines Alters. Sein berühmtestes Werk ist der „Dialog über die Würde des Menschen" („Dialogo de la dignidad del hombre"); neue Gedanken darf man in diesem didaktischen Gespräche freilich nicht suchen, aber es muß in der spanischen Literatur als das erste Muster einer klaren und zusammenhängenden Untersuchung in einer edeln, correcten und eleganten Sprache gelten. Der Dialog ist natürlich und gefällig, die Entwickelung der Gedanken in den meisten Stellen klar und bestimmt, und die oratorische Sprache, wo sie nicht am unrechten Orte ist, kräftig und malerisch. O.'s übrige Schriften sind unbedeutend und seine Übersetzungen dramatischer Werke des Alterthums beweisen zur Genüge, daß er für die reine Schönheit der Poesie gar nicht empfänglich war. „Obras," (Cordova 1586. 4.); „Obras poeticas del maestro Oliva" (Madr. 1787. 2 Voll. 8.). 67.

Oliva (Friede zu), s. Friedensschluß.

Olivārez (s) (Gasparo Guzman, Herzog von San Lucar, Graf von), der berühmte spanische Premierminister und Günstling Philipp's IV., war der Sohn des von Karl V. geschätzten Grafen Henriquez Guzman von Olivarez und wurde 1587 zu Rom geboren. Nach Vollendung seiner Studien zu Salamanca kam er an den Hof und erwarb sich hier in Kurzem die Gunst des Infanten Philipp in so hohem Grade, daß er bei der Thronbesteigung desselben im Jahre 1621 die obere Leitung aller Angelegenheiten erhielt, obwohl er den Namen eines Premierministers jetzt noch seinem Onkel Bernardo de Zuniga ließ. Voll von großen Entwürfen, unter welchen die Demüthigung der Niederlande und die Erhebung der königlichen Macht zum Absolutismus die wichtigsten waren, hatte er doch nicht die erforderliche Umsicht und machte sich überdieß durch Stolz und Härte allgemein verhaßt und alle auswärtigen Minister, unter ihnen Richelieu, zu Feinden. Er reussirte daher nirgends, verschwendete unendliche Summen in den erfolglosen Kriegen mit den Holländern und Frankreich, gegen die er nicht kräftig genug auftreten konnte, da er die besten Kräfte zur Unterdrückung blutiger Aufstände der Catalonier und Andalusier verwenden mußte, und hatte zuletzt im Jahre 1640 noch den Verdruß zu sehen, wie sich Portugal von Sanien losriß und in Johann von Braganza einen selbstständigen König gab. Hart angefeindet von den meisten der spanischen Großen, die er durch Geringschätzung beleidigte, ward er endlich im Jahre 1643 vom Hofe entfernt und, als er in einer Vertheidigungsschrift neue Beleidigungen ausgestoßen hatte, nach Toro im Königreiche Leon verbannt. Hier starb er aus Verdruß im Jahre 1646. 22.

Olive, lat. oliva; franz. olive; engl. olyve, ist die Frucht des Ölbaumes (olea europaea L., franz. olivier, engl. olyvetree), zu Jussieu's natürlicher Familie der Jasmineae und Linné's diandria monogynia gehörend, welcher eigentlich in Kleinasien einheimisch ist, aber schon durch die Phönicier nach Europa gebracht wurde und in den südlichen Gegenden von Italien, Frankreich, Spanien und einigen Inseln des mittelländischen Meeres angebaut wird, wo er wegen seiner Früchte, der O., als einer der wichtigsten Bäume betrachtet wird.

In Asien war der Ölbaum, wie der Weinstock und der Feigenbaum, das Bild des Wohlstandes und der bürgerlichen Glückseligkeit und ein Ölzweig diente zum Symbole des Friedens. Seine immer grünen lancettförmigen Blätter gleichen den Weidenblättern, sind dick, steif, oben dunkelgrün und unten staubig. Die weißen Blüthen kommen an den Flügeln der Blätter in kleinen Büscheln hervor, auf welche eine längliche, ovale Frucht, die O., folgt, welche einen harten Kern enthält und von verschiedener Größe ist, die bis zu der eines Taubeneies reicht. In einem trockenen, steinigen Boden gedeihen die Oliven am besten. Die vorzüglichste Vermehrung desselben geschieht durch Ableger und in Italien auch durch das Pfropfen auf Ölstämme, jedoch wegen seines langsamen Wuchses aus dem Samen nur selten. In nördlichen Ländern müssen die Ölbäume in Gewächshäusern gehalten werden, wo sie zwar blühen, aber nur selten Früchte tragen. Die Oliven, woraus ein fettes Öl gepreßt wird (s. d. Art. Baumöl), haben meist eine grüne oder schwärzlichgrüne Farbe, selten hingegen eine schwarzrothe und weißliche; ihr Fleisch ist schwammig und von bitterm, widerlichem Geschmacke, daher sie roh und ohne starkes Gewürz nicht genießbar sind. Indeß verlieren die Oliven, wenn sie eine Zeit lang in Salzwasser gelegen haben, diesen unangenehmen Geschmack, in welchem Zustande sie dann auf unsere Tafeln gebracht werden. In der Medicin hat man sie bei der Behandlung von Wechselfiebern vorgeschlagen; doch hat sich ihre Anwendung in derselben nicht bewährt gezeigt. 14.

Oliver ist der Name einiger ausgezeichneter englischer Maler. Isaac O., geb. 1556, ein Schüler Nikolas Hilliard's und Zuchero's, war ein trefflicher Historien- und Portraitmaler, tüchtiger Zeichner und vor Allem in der Miniaturmalerei sehr geschickt. Er starb 1617. Unter seinen Portraits verdienen die der Königin Elisabeth, der Maria Stuart, Ben Johnson's und Philipp Sidney's vorzügliche Erwähnung, unter seinen übrigen Werken eine Zeichnung, den Kindermord nach Raphael darstellend, und Christus am Grabe. — Sein Sohn Peter O., geb. 1601, gest. 1654, stand ebenfalls als Miniatur- und Portraitmaler in großem Ansehen und zeichnete sich auch als Kupferstecher rühmlich aus. — Dessen Vetter, Jean O., geb. 1616, gest. 1701, erwarb sich als Glasmaler nicht geringe Verdienste und lieferte einige schöne Kupferstiche. Auch seine Portraits werden geschätzt. 36.

Olivetaner (Congregatio S. Mariae montis Oliveti) heißen die Glieder einer Mönchscongregation nach der Regel des heiligen Benedict, welche von Johann Tolomei aus Rührung über sein wiederhergestelltes Gesicht in einer Wildniß bei Siena gestiftet und von Johann XXII. (1319) anerkannt wurde. 63.

Olivier ((spr. Olīwiëh) (Guillaume Antoine), ein bekannter französischer Naturforscher, am 19. Jan. 1756 zu Arcs bei Frejus geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Schulstudien der Arzneiwissenschaft und erhielt schon in seinem siebzehnten Jahre zu Montpellier die medicinische Doctorwürde. Seine Vorliebe für die Naturwissenschaften, die er gemeinschaftlich mit Broussonet unter der Leitung des gelehrten Gouan mit großem Eifer betrieben hatte, zog ihn jedoch bald von der Laufbahn eines praktischen Arztes ab und lenkte seinen Fleiß vorzüglich auf die Pflanzen- und Insectenkunde hin. Ruhig lebte er seinen Studien in dem väterlichen Hause, bis ihn Berthier de Sauvigny, Intendant von Paris, nach der Hauptstadt berief (1778), um die Naturgeschichte ihrer Umgebung für ein statistisches Werk zu bearbeiten. O. entledigte sich seines Auftrages zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Der reiche Generaleinnehmer Gigot d'Orcy, welcher ein Naturaliencabinet anlegte, nahm ihn hierauf in seine Dienste und ließ ihn zur Einsammlung von Insecten eine Reise durch England und Holland machen, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah sich mit der Bearbeitung der „Histoire naturelle des insectes“ (Par. 1789—1819. 9 Voll. 4.),

für die „Encyclopédie méthodique“ zu befassen. Durch die Revolution verlor er seine Stelle bei der Intendanz von Paris und war auf seine eigenen Mittel beschränkt, bis er von dem Minister Roland den Auftrag erhielt, mit Bruguière eine Reise nach Persien zu machen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen und zugleich genaue Nachrichten über dieses Land sowohl, als auch über die Türkei einzuziehen. Kaum hatten sie aber die Reise angetreten (1794), als Roland gestürzt ward und die versprochene Unterstützung ausblieb. Sie setzten jedoch unter großen Entbehrungen und Gefahren ihren Weg fort und gelangten endlich über Constantinopel, Alexandrien, Syrien, Arabien und Mesopotamien nach Persien und kamen glücklich über Cypern und den Peloponnes 1798 nach Ancona zurück, wo Bruguière starb. O. brachte die gesammelten naturhistorischen Schätze nach Paris und ward 1800 zum Mitgliede des Instituts ernannt. Bald darauf erhielt er die Professur der Zoologie an der Veterinärschule zu Alfort und war für die Naturwissenschaften unermüdlich thätig, bis ihn ein frühzeitiger Tod am 1. Oct. 1814 seinem Wirkungskreise entriß. Außer der schon erwähnten Abtheilung der Encyklopädie, vielen Aufsätzen in Zeitschriften und mehreren Beiträgen zu Deterville's „Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle, appliquée aux arts“ machte er sich der gelehrten Welt durch folgende beide Werke „Entomologie ou histoire naturelle des insectes“ (Par. 1789—1808. 6 Voll. 4., Deutsch von K. Illiger, Braunschw. 1800—1802. 2 Thle. 4.) und „Voyage dans l'empire Ottoman, l'Egypte et la Perse“ (Par. 1801—1807. 3 Voll. 4. oder 6 Voll. 8., deutsch von C. L. M. Müller, Leipz. 1806—1808. 3 Bde. 8.) bekannt. Sie verrathen großen Fleiß, haben aber die Wissenschaften mit keinen neuen Entdekkungen bereichert und sind auch von Seiten der Darstellung nicht ausgezeichnet. 66.

Olivin, s. Chrysolith.

Olla potrida (olypodrie, olypodrigos), franz. potpourri, heißt eigentlich bei den Spaniern ein aus mehreren klein geschnittenen und zusammengekochten Fleischarten und Gemüsen bereitetes Essen. Die Hauptingredienzen sind Rindfleisch, Schinken und einige Kohlarten. Diesen Namen führt sodann auch ein mit duftenden Blumen und Blättern gefüllter Topf, so wie jeder Mischmasch, und ist dann gleichbedeutend mit den Ausdrücken Allerlei, Allerhand, Gemengsel, wird auch in literärischer Hinsicht bisweilen mit dem Worte Miscellaneen oder Miscellen vertauscht. 35.

Olmütz, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der Markgrafschaft Mähren, zwischen zwei Armen der obern March gelegen, hat 15500 Einw., eine Universität und ansehnlichen Handel und ist auch als Festung nicht ohne Bedeutung, obwohl ihre Wichtigkeit durch den Umstand verringert wird, daß sie ihrer von dem Gebirge entfernten Lage wegen die engen Pässe, durch welche die Hauptstraßen aus Böhmen und Schlesien führen, nicht deckt. Überdieß kann sie auch bequem von allen Seiten umgangen und angegriffen werden. — Im dreißigjährigen Kriege ward sie 1642 nach fünftägiger Belagerung von den Schweden genommen und bis 1644 gegen mehrere Belagerungen, von denen die letzte fast 10 Monate dauerte, behauptet. 1741 ergab sie sich den Preußen, 1758 aber wurde sie von denselben vergeblich belagert. In den letzten Kriegen hat O. keine bedeutende Rolle gespielt. 15.

Olybrius (Flavius Anicius), römischer Kaiser, Gemahl der Placidia, Tochter Valentinian's III., kam durch Leo I. von Constantinopel 472 nach Chr. auf den Thron des occidentalischen Reichs. In Folge seiner Ermordung durch die Gothen oder nach Andern eines natürlichen Todes behauptete er denselben nur 3 Monate lang. 77.

Olymp (*Ὄλυμπος*) war das Grenzgebirge zwischen Macedonien und Thessalia Pelasgiotis; in seiner weitesten Ausdehnung auch mons Macedonicus ge-

nannt. Besonders berühmt ist der höchste Gipfel dieses Gebirges, welcher auch O. hieß (h. Elimbo, bei den Türken Semawat Ewi). Die ältesten Griechen hielten ihn für den Sitz der Götter und Musen und für den Mittelpunkt der Erdscheibe. Zeus, der König der Götter, herrschte hier wie ein irdischer König; die zwölf großen Götter bildeten einen engern Rath, die übrigen wurden durch seine Herolde, Mercur, Iris, Themis, zu großen Rathsversammlungen zusammenberufen. Um sich nach der Arbeit zu vergnügen wurde eine festliche Mahlzeit gehalten; Hebe und später Ganymed credenzten die Nektarbecher und reichten Ambrosia herum, Iris und Mercur ergötzten durch fröhliches Gespräch. Als oberster Herrscher hatte Zeus seinen Palast auf dem höchsten Punkte des vielgipflichten Olymps; auf den niedrigeren Gipfeln befanden sich die Wohnungen der übrigen Götter. Sie erhielten von diesem Berge den Beinamen Olympier, so wie Zeus vorzugsweise Olympios genannt wird. Als durch erweiterte Erdkunde diese Berge bekannter wurden und man keine Götter fand, so glaubte man, daß über diesem Berge eine Öffnung im metallenen Himmelgewölbe sei und außer dieser noch zwei Pforten im Osten und Westen, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihren Begleitern aus dem Ocean in den Himmel und wieder zurück stiegen; auch waren dieß die Eingänge für die unter die Zahl der Götter Erhobenen. Über dieses Gewölbe setzte man nun die Götter und nannte es ebenfalls O. — Noch viele andere Berge führen außerdem den Namen O., z. B. auf der Inseln Cypern (heut zu Tage Santa Croce), in Lycien südlich vom Klimax, ferner der mysische O. u. m. a. **11.**

Olympia (Donna), s. Maldalchini.

Olympiade war eine der bekanntesten und gangbarsten Zeitrechnungen der alten Griechen, entstanden durch die vom Jahre 776 vor Chr. an alle 4 Jahre regelmäßig wiederkehrende Feier der olympischen Spiele (vergl. d. Art. Kampfspiele der Griechen und Römer). Statt daß man sich anfangs die Zahl der Olympiaden blos nach den Namen der Sieger gemerkt hatte, fügte man in der Folge, um größere Genauigkeit zu gewinnen, zu dem Namen des jedesmaligen Siegers in Athen den Namen des Archon eponymos, in Sparta den des Ephoren, in Argos den der Priesterin der Juno u. s. f. hinzu, wodurch nach und nach synchronistische Verzeichnisse entstanden, die von der höchsten Wichtigkeit waren. Zwar beginnt diese Zeitrechnung erst mit Pausanias, dem dann Polybius, Dionys Halicarn., Diodorus Sicul. ꝛc. folgen, aber dennoch gewinnen wir durch die Zeitangaben dieser Schriftsteller nicht wenig für die früheren Zeiten. Wichtig aber ist das Verfahren, Olympiaden in Jahre vor und nach Christi Geburt und umgekehrt und in Jahre nach der Erbauung Roms zu verwandeln, welches sich folgendermaßen verhält: 1) das Jahr der christlichen Zeitrechnung zu finden, vermindere man, weil die erste O. nicht mit gerechnet werden kann, die Zahl der Olympiaden um 1, z. B. O. 75 — 1 = 74, multiplicire dann diese Olympiadenzahl mit 4, also 74 × 4 = 296, addire hierzu das bestimmte Jahr der genannten O., also 1, 2, 3 oder 4, z. B. 296 + 1 = 297 und ziehe diese Summe, wenn ihre Zahl nicht die von 776 übersteigt (die richtige Zahl der Anfangsolympiade), von 777 ab. Demnach fiel die Schlacht bei Salamis 480 v. Chr. in das erste Jahr der 75. O. (abbrevirt geschrieben Ol. 75, 1). 2) Jahre vor Christi Geburt in Olympiaden zu verwandeln, vermindere man das gegebene Jahr um 1, ziehe den Rest von 776 ab und dividire diese Summe mit 4. Der um 1 vermehrte Quotient gibt die O., der Rest das bestimmte Jahr derselben. 3) Um Olympiaden in Jahre nach Christi Geb. zu verwandeln, vermindere man die gegebene Zahl der Olympiaden um 1, multiplicire den Rest mit 4, addire zum Producte das gegebene gleichfalls um 1 verminderte Jahr der laufenden O. und ziehe dieß von 775 ab. Die gewonnene Zahl gilt als Jahr nach Christi Geb. 4) Um Jahre nach Christi Geb.

in Olympiaden zu verwandeln, addire man 775 zum gegebenen Jahre nach Chr., dividire die Summe mit 4 und vermehre den Quotienten und den Rest um 1; ersterer gibt die O., letzterer das laufende Jahr derselben. 5) Um Olympiaden in Jahre nach Erbauung der Stadt Rom zu verwandeln, ziehe man von der laufenden O. und von dem laufenden Jahre 1 ab, multiplicire den Rest von den Olympiaden mit 4, addire den Rest von den Jahren hinzu und ziehe von der Summe 23 ab. Der Rest gibt das Jahr Roms. 6) Um Jahre Roms in Olympiaden zu verwandeln, addire man zum Jahre Roms 23, dividire den Rest mit 4. Der um 1 vermehrte Quotient gibt die O., der um 1 vermehrte Rest das laufende Jahr. 20.

Olympias, Tochter des Neoptolemus, Königs der Molosser, Gemahlin Philipp's von Macedonien und Mutter Alexander's des Großen, eine Frau, die zu den merkwürdigsten des ganzen Alterthums gerechnet zu werden verdient. Frühzeitig ihres Vaters beraubt wurde sie bei ihrem Oheime, dem Könige Arybas von Epirus erzogen und gab schon in ihrer frühen Jugend deutliche Beweise von ihrer Klugheit. Hierauf mit Philipp vermählt gebar sie den Alexander, ward aber in Folge entdeckter Liebeshändel von ihrem Gemahle verstoßen. Dieß Verfahren reizte ihre Rachsucht und aller Wahrscheinlichkeit nach war sie es, die die Ermordung Philipp's leitete. Obgleich von ihrem Sohne Alexander auf das Zärtlichste geliebt, ward sie doch von ihm stets von der Theilnahme an der Regierung fern gehalten; desto mehr strebte sie aber nach dessen Tode die Zügel der Regierung an sich zu bringen. Dennoch aber vermochte sie nichts gegen die durch ihre Soldaten geschützten Thronprätendenten und ward endlich auf des Kassander Geheiß meuchlings ermordet (317 v. Chr.). 20.

Olympiodorus, Name mehrerer bemerkenswerthen Gelehrten des Alterthums. 1) Ein griechischer Geschichtschreiber aus Theben in Ägypten gebürtig um den Anfang des V. Jahrh., um welche Zeit er auch an einer Gesandtschaft an den König der Hunnen Theil nahm, schrieb unter dem Titel: „Ὕλη" oder „Sylva" eine römische Geschichte vom Jahre Roms 407 — 425 in 22 Büchern. Fragmente von dieser Schrift haben sich beim Photius erhalten, die in Frid. Sylburgii „Scriptor. hist. rom." (Tom. III.) gesammelt sind. 2) Ein aristotelischer Philosoph um 565, verfaßte eine Lebensbeschreibung Plato's und Commentare zu mehreren platonischen und aristotelischen Schriften, z. B. Plat. Alcibiades I. (in F. Creuzer, „Initia philos.", §. 47. Fol.), Phaedon (in Fischer, „Pl. IV. dial." 1783), Gorgias (in Ed. Oxford. 1784. 8.) und Philebos (in ed. Stallbaum., Lips. 1820). Die Manuscripte der Commentare zu „Phaedon", „Alcibiades" und „Gorgias" befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Paris. 3) O. der Jüngere (570?) schrieb „Comment. in Aristotelis meteorologica", gr. l. c. Joanne Philop. (Vened. 1551. Fol., übers. von Joh. Bapt. Comotius). 20.

Olympische Spiele, s. Kampfspiele.

Omar I. und II. (Chalifen), s. Chalif.

Ombrometer, s. Hyetometer.

O'Meara (Barry Edward), der Wundarzt Napoleon's auf St. Helena, diente lange als Wundarzt in der englischen Marine und erwarb sich die Zufriedenheit der Schiffsführer in so hohem Grade, daß der Capitain F. Maitland erklärte, er wolle keinen anderen Chirurgen am Bord haben. Auf dem Bellerophon, welcher Napoleon nach St. Helena brachte, wußte er sich durch seine sorgfältige Behandlung mehrerer französischer Officiere und durch seine genaue Kenntniß der italienischen Sprache die Zufriedenheit des Exkaisers in so hohem Grade zu verdienen, daß ihm der Vorschlag gemacht wurde, diesem in sein Exil zu folgen. Von seinem, Capitain und von dem Admirale Keith gedrängt nahm er unter der Bedingung,

daß er immer als englischer Officier betrachtet und seine Dienstjahre fortgezählt werden müßten, die Anerbietung an und widmete dem Gefangenen drei Jahre hindurch die eifrigste und treueste Sorgfalt. Als aber die Absicht der englischen Regierung ihn als Spion zu brauchen immer deutlicher hervortrat und Hudson Lowe mit fortwährenden Quälereien diesen Zweck zu erreichen suchte, schloß sich O'M. als Ehrenmann dem Kreise Napoleon's immer enger an und veranlaßte dadurch seine Abberufung nach England (1818). Während seines täglichen Umganges mit Napoleon hatte er Gelegenheit gehabt manche Äußerung über die Kaiserzeit und ihre merkwürdigsten Personen anzuhören, welche er sorgfältig niederschrieb und, um ihrer durch die mißtrauische Regierung nicht verlustig zu werden, theilweise nach England schickte und erst nach Napoleon's Tode unter dem Titel: „Napoleon in exile, or a voice from St.-Helena", Lond. 1822. 2 Voll. 8. (Deutsch Stuttg. 1822. 2 Bde. 8.) bekannt machte. Sie erregten, obschon sie nicht immer die wahre Gesinnung Napoleon's, der wohl voraussah, daß jedes seiner Worte niedergeschrieben werden würde, wiedergeben mögen, großes Aufsehen und Hudson Lowe fürchtete so sehr eine Herausforderung des Verfassers, daß er den Schutz der Regierung in Anspruch nahm. O'M. wurde seines Dienstes entlassen. 66.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen) nannte man gewisse zufällige und von ungefähr sich ereignende Umstände, welche man für Vorbedeutungen eines Glücks oder Unglücks hielt. Dergleichen Anzeichen künftiger Dinge fand man entweder in gewissen plötzlich eintretenden körperlichen und geistigen Zuständen, oder man nahm sie aus äußeren Erscheinungen ab, oder endlich aus gewissen Worten, Stimmen (z. B. einer Eule) und Namen (daher die Redensart: „Nomen et omen habet"). Zur erstern Classe gehörten z. B. plötzliche Unruhe und Bestürzung, die Jemanden überfiel, was immer als Vorbote eines nahen Unglücks galt; eben so Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend einer Muskel; das Klingen der Ohren, besonders wenn es auf der linken Seite geschah; denn das Klingen des rechten Ohres und das Zittern des rechten Auges war von guter Vorbedeutung. Zu den äußeren Erscheinungen, aus welchen man Vorbedeutungen hernahm, gehörte Folgendes. Ein glückliches Zeichen war es, wenn in einem Hause oder sonst an einem Orte ein ungewöhnlich heller Schein sich zeigte, indem man dieß für die Erscheinung irgend einer Gottheit hielt. Ein Unglück prophezeihendes O. dagegen war es, wenn man sah, daß den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Aus den Reden schloß man auf Glück oder Unglück, wenn Jemandem ein Wort entfiel, das einer Prophezeihung ähnlich sah und zufällig auf etwas bezogen werden konnte, worüber man in Ungewißheit war. Dergleichen ominöse Worte suchte man mit aller Sorgfalt zu vermeiden und substituirte dafür andere minder bedenkliche, namentlich bei den Griechen. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit der Redensart zurück: „Auf dein eigenes Haupt" („*Εἰς κεφαλήν σοι*"). Um die üble Vorbedeutung eines O. abzuwenden, bediente man sich verschiedener Mittel. Man warf z. B. einen Stein auf den Unheil verkündenden Gegenstand oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte; ja man hatte selbst einen besondern Zauberapparat zur Abwendung böser Omina. Erhielt man ein solches, so verbrannte man dornichtes und sonst unfruchtbares Holz zu Asche und streute dieselbe in fließendes Wasser oder ins Meer. Überhaupt aber stellte man beim Eintritte unheilvoller Anzeichen in der Regel das begonnene Geschäft ein und nahm es zu einer andern Zeit wieder auf. 63.

Omichius (Franz), der Verfasser eines deutschen Dramas im XVI. Jahrhundert, von dessen Lebensumständen wir weiter nichts wissen, als daß er Schulmeister zu Güstrow war. Sein im Gegensatze zu den zahlreichen geistlichen Schau-

spielen beachtenswerthes Stück: „Eine newe Comoedia von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiä Brüderschaft" (Rostock 1588. 8.) ist durchaus ohne poetische Kraft, aber voll langer Tugendpredigten. Neben den beiden allegorischen Personen, Amicitia und Veritas, treten noch der Hofteufel und der Hanswurst, Morio genannt, auf. Die Bauern sprechen meklenburgisches Plattdeutsch. 67.

Ommijaden, s. Chalif.

Omnibus nennt man die in Paris 1825 zuerst eingeführten und elegant gebauten Fiacres oder Stadtdiligencen, die so eingerichtet sind, daß die Sitze für die Fahrenden der Länge nach gegenüber sich befinden und 16 und mehr Personen aufnehmen können. Die in Paris sich befindenden O. gehen in bestimmten Zeiten von gewissen Plätzen nach entfernteren ab, indem sie ihre Annäherung durch eine Drehorgel ankündigen, die sich unter dem Kutschersitze befindet, vom Kutscher getreten wird und ein Postillionstückchen spielt. Da sie für Alle (omnibus) ihre Bestimmung haben, so haben sie dadurch ihren Namen erhalten. 40.

Omnium, ein englischer, bei der Agiotage vorkommender Ausdruck, bezeichnet die gesammten Vortheile für Alle (omnium), welche bei neuen Staatsanleihen oder Umgestaltung vorhandener den Gläubigern, die Antheil nehmen wollen (Einem wie dem Andern), zugesichert werden. In der Zwischenzeit, von der Unterzeichnung bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die Vortheile alle bezogen worden sind, kann das O. einen Cours haben. Am Deutlichsten zeigt sich der Sinn des Ausdrucks, wenn Zwei oder Mehrere zu einer gemeinschaftlichen Einlage der Art zusammentreten, unter sich aber nicht einem Jeden den gleichen Antheil am Gesammtvortheile, also nicht das All und für Alle, zugestehn. Der auf diese Weise beschränkte Antheil kann dann nicht mehr O. heißen, sondern wird Scrip genannt. 24.

Omphäle, Tochter des Jordanus, Königs in Mäonien, und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie die Regierung selbst übernahm. Als Hercules (s. d. Art.) nach Ermordung des Iphitus in eine schwere Krankheit verfallen war und vom Orakel zu Delphi die Antwort erhalten hatte, daß er nur dann genesen würde, wenn er sich auf 3 Jahre als Sklave verkaufen lassen würde, kaufte ihn O. vom Mercur für 3 Talente. Während dieser Zeit soll Hercules mit der O. in den vertrautesten Umgang gekommen sein und durch sie den Lamus oder Agelaus erzeugt haben. Übrigens machte O. ihn weichlich; er legte ihre Kleider an und ließ sich selbst zu Frauenarbeiten, wie Spinnen ꝛc., verleiten, wogegen O. sich mit seiner Löwenhaut bekleidete und seine Keule schwang. 20.

Onegasee in dem russischen Gouvernement Olonetz, nach dem Ladogasee der größte in Europa, erhält sein Wasser aus mehreren kleinen Seen und durch einige Flüsse, von denen die Wodla und Witegra die stärksten sind. Er ist höchst insel- und fischreich und hat eine Länge von 36 Meilen und eine Breite von 10 Meilen. Durch den Swirr (25 Meilen lang) ergießt er sein Wasser in den Ladogasee. — Der Onegafluß hat seine Quellen im Latschasee, östlich vom Onegasee, erreicht eine Breite von 600 Fuß und strömt bei der Stadt Onega in das weiße Meer, dessen Südspitze der Meerbusen von Onega heißt. 35.

Onkĕlos, der Sohn des Kalonymus, wird der Verfasser der noch vorhandenen ältesten Übersetzung des Pentateuchs genannt, welcher nach dem Talmud ein Freund des Gamaliel und folglich Zeitgenosse Jesu gewesen sein soll; doch setzen ihn neuere Forscher in eine etwas spätere Zeit. Seine Übersetzung ist der Sprache nach die reinste und in Hinsicht des Wortausdrucks die getreuste unter allen vorhandenen und wird daher sehr geschätzt. Sie ist besonders gedruckt mit dem Commentar des Jarchi, Bologna 1483. 1490. 1491. und lateinisch übersetzt von Fagius (Straßburg 1547. Fol.). Vergl. G. B. Winer „De Onkeloso ejusque paraphrasi chaldaica" (Lips. 1820. 4.). 23.

Onomakritus, ein alter aus Athen stammender Dichter um 516 v. Chr., von dessen Lebensumständen wir weiter nichts wissen, als daß er von Hipparch, dem Sohne des Pisistratus, aus Athen vertrieben wurde. Er schrieb viele Gedichte und wird neben Hippias und Andern als Verfasser der Orphika genannt. 20.

Onomastikon ist ein Namenverzeichniß, daher vorzugsweise ein nach Materien geordnetes Lexikon, Encyklopädie. 30.

Onomatopöie ist eigentlich Namenmachung, Namenerfindung, besonders zur Andeutung von Naturlauten. Daher sind Onomatopöien tonausdrückende Wörter und ihre Zahl ist in den Sprachen sehr groß und wohl alle Wörter in der Ursprache eines Volkes bestanden aus solchen Onomatopöien, so vorzüglich die Bezeichnungen der Thieräußerungen, wie gackern, schnattern, krähen, grunzen, miauen, auch lachen, schnaupen ꝛc., so: der Wind saust und braust, die Thüre knarrt ꝛc. Die O. als rhetorische Figur sucht das vom Dichter Dargestellte zugleich auch den Ohren hörbar zu machen, wie wenn Virgilius (Äneis 8, 596) von einem daher trabenden Reitercorps sagt: „Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum“ oder wenn Ovidius das Froschquacken nachahmt: „Quamvis sunt sub aqua, sub aqua maledicere tentant, oder wenn Homer von dem schnellen Herabrollen des mit Mühe auf den Berg gewälzten Steines des Sisyphos sagt (Odyss. 11, 592): „*Αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής*“, und bei Voß (siebenzigster Geburtstag) die Ankunft eines Schlittens durch: „Näher und näher kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und dre Pferde Getrampel“ bezeichnet wird. 6.

Onslow (Georg), ein berühmter Instrumentalcomponist, geb. 1796, stammt aus der bekannten zum hohen Adel Englands gehörigen Familie dieses Namens, ward aber durch seine Neigung zur Musik bewogen, alle Vortheile, die ihm seine Geburt hätte gewähren können, aufzugeben, und ging nach Wien, um sich hier ausschließlich dem Studium der Tonkunst zu widmen. Nächst Beethoven wurden Haydn und Mozart die Muster, nach denen er sich bildete; auch scheint Gluck nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. Später begab sich O. nach Paris, wo er gegenwärtig noch lebt. Alle bis jetzt veröffentlichen Arbeiten dieses Componisten lassen tiefes Studium und gründliche Kenntniß der Harmonie nicht verkennen; vorzüglich aber sind es die reinen Instrumentalsätze und hier vorzüglich wieder das Quartett und Quintett für Streichinstrumente, welche den Kenner am meisten befriedigen. Einige Symphonien, die O. geschrieben hat, verdienen ebenfalls alles Lob, sie erreichen indeß die Beethoven'schen nicht; auch haben sich einige Opern desselben Componisten nicht auf dem Repertoire erhalten können. Übrigens sind alle Werke O.'s so correct geschrieben, daß in denselben vielleicht nicht ein Fehler (was man gewöhnlich dafür hält) nachgewiesen werden kann. 36.

Ontologie, Wesenlehre, ist ein Theil der Metaphysik oder diese als reine erfaßt. Wenn nämlich die Methaphysik (s. d. Art.) das Wesen der Dinge, τὸ ὄντως ὄν, zu erforschen hat, so erkennt sie dieß, der Ansicht des scholastischen Realismus nach, durch den bloßen Begriff des Dinges und das erste Geschäft der Metaphysik ist daher, diese Begriffe des Dinges an sich, also die Begriffe Ding, Substanz, Reales ꝛc. abzuhandeln. Dieß ist der reine Theil der Metaphysik oder die O., dem dann der angewandte als Kosmologie ꝛc. folgt. Wie demnach die ganze O. sich auf die Voraussetzung stützt, daß die bloßen Begriffe das Wesen der Dinge enthalten, folglich auch aus diesen allein eine reale Erkenntniß möglich sei, so gilt diese Voraussetzung nun insbesondere auch bei der Deduction, wodurch man aus dem bloßen Begriffe des Absoluten, Gottes, dessen Dasein folgert, als ein dem Wesen Gottes nothwendig Beiwohnendes. Dieß Verfahren gab den ontologischen Beweis, der in verschiedenen Modificationen auftrat, als an

selmischer (so genannt nach Anselm von Canterbury [s. d. Art.]), als cartesianischer ꝛc., wesentlich aber darin besteht, daß man sagt, die Existenz gehöre als ein Merkmal zu dem Begriffe Gottes, sei es als eine Vollkommenheit zum Begriffe des vollkommensten Wesens, oder als die Selbstäußerung des an sich nothwendigen, in sich den Grund seiner selbst tragenden Wesens, oder dergl. — Weil jene Voraussetzung falsch ist, indem es keine Erkenntniß der Dinge, ihrem erfahrungsmäßigen Sein, also ihrer wirklichen Existenz nach, durch bloße Begriffe gibt, so ist sowohl die ganze O., als auch diese besondere Anwendung derselben im ontologischen Beweise durchaus unrichtig und eine Täuschung durch leere Formeln. 80.

Onyx, s. Achat.

Oost, der Name mehrerer niederländischer Maler. — Adam van O., geb. 1557, gest. 1641, malte in Rembrandt's Geschmacke, ist aber von wenig Bedeutung, wenn nicht in gewisser Hinsicht als erster Lehrer des großen Rubens. — Jakob van O., der Ältere, geb. 1600 zu Brügge, ein trefflicher Historienmaler, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst man weiß nicht von wem in seiner Vaterstadt, vollendete aber seine Ausbildung in Rom unter der Leitung Annibale Carracci's. Seine Arbeiten zeichnen sich durch großartige Composition, treffliches Colorit, besonders im Nakten, und correcte Zeichnung vortheilhaft aus. Außerdem bewundert man seine schönen architektonischen Hintergründe. Übrigens hat man von demselben Meister mehrere Copien nach Rubens und van Dyck, welche selbst von Kennern nur mit Mühe von den Originalen unterschieden werden können. Er starb im Jahre 1671. — Jakob van O, der Jüngere, des Vorigen Sohn, geb. 1637, gest. 1713 zu Brügge, erwarb sich ebenfalls als Historienmaler großen Ruhm. Die meisten seiner Werke befinden sich zu Lille. 36.

Opal, s. Achat.

Oper, franz. opéra; engl. und ital. opera, eine Hauptgattung des Drama, umfaßt in der heutigen Bedeutung des Wortes alle lyrisch-dramatischen Gedichte, bei deren Darstellung Musik und Gesang mitwirken, ist somit Singspiel in weiterm Sinne. Ohne Zweifel hat die Oper denselben Zweck und dieselbe Aufgabe, welche dem Drama (s. d. Art.) überhaupt gestellt ist, unterscheidet sich von letzterm aber dadurch, daß sie zu den Mitteln, welche dieses anwendet, noch eines und zwar ein wesentliches, die Musik, hinzufügt, daß sie also der tonischen Kunst den entschiedenern und umfassendern Antheil bei der Darstellung einräumt, während bei dem Schauspiele, der Tragödie ꝛc. die Mimik mit der tonischen Kunst der Poesie gleichen Antheil hat. Außer der Musik werden zur Erhöhung der Wirkung und äußern Vollendung noch andere Künste, wie die Tanzkunst, Baukunst und Malerei zu Hülfe genommen, doch sind diese nie wesentlich, müssen daher, damit die Einheit nicht gestört werde, stets in den gehörigen Schranken bleiben. Es ist von jeher viel darüber gestritten worden, ob die Verbindung der Musik mit der Mimik und Poesie zur Hervorbringung eines ästhetischen Kunstwerks wirklich statthaft sei oder nicht. Geläugnet hat man es, weil die Verbindung des Gesanges mit der Mimik und Action unmöglich und unnatürlich sei, dann auch, weil, wie die Erfahrung lehre, ein vollkommenes zur musikalischen Darstellung passendes Gedicht und umgekehrt eine zu einem Gedichte passende Musik schon dem innersten Wesen der Poesie und Musik gemäß nicht gut denkbar sei, wenigstens nicht in einer zweckmäßigen, ein ästhetisches Ganzes wirklich fördernden Verbindung, da eines unfehlbar in dem andern verschwinden oder untergehen müsse. Daß diese Meinung unstatthaft ist, hat die Erfahrung wiederlegt; denn wenn wir auch nur wenig wirklich gute Operntexte haben, so ist doch wenigstens das Vorhandensein weniger ein Beweis, daß es deren geben könne, und daß wir nur wenige gute besitzen, liegt wohl nur daran, daß die Zahl wirklich musikalischer und mit der Musik

vertrauter Dichter sehr gering ist, während auf der andern Seite, wiewohl seltener, bisweilen auch der Componist die Schönheit der Poesie nicht gehörig zu würdigen versteht. Was ferner die vorgegebene Unmöglichkeit einer zweckmäßigen Vereinigung der Musik mit der Poesie betrifft, so ist es offenbar, daß, wenn beide einander entsprechen, wenn die Musik zur Poesie, diese zur Musik wird, wenn sich beide unterstützen, verstärken und heben, kein schönerer Verein gedacht, keiner des menschlichen Kunststrebens würdiger gefunden werden kann. Gleicherweise widerlegt die Erfahrung auch den Einwurf einer Unmöglichkeit der Vereinigung der Mimik und Action mit der Musik; die Möglichkeit haben, wenn auch nicht viele, doch einzelne große Künstler bewiesen. Der Umstand, daß die Musik einen wesentlichen Theil der O. bildet, führt natürlich auf die Nothwendigkeit die Sujets so zu wählen, daß sie der Musik entsprechen, mit anderen Worten, daß ihr Inhalt das Gefühl und die Phantasie, welche ja eben das Gebiet der Musik sind, anrege und das Herz, nicht den Verstand, beschäftige, als welcher er der Musik stets fremd bleibt. Die O. kann sich daher in den Räumen der Geister, des Wunderbaren und Übernatürlichen bewegen und hier vorzugsweise mit Glück; in menschlichen Zuständen aber, welche dem eigentlichen Drama gehören, nur dann mit Erfolg, wenn diese tüchtig dazu sind durch erschütternde, das Gefühl erregende Situationen, außerordentliche Charaktere, überraschende Ereignisse ꝛc. Dieß gilt vorzugsweise von der sogenannten großen Oper, opera seria, der ersten Hauptgattung, während die zweite, die komische Oper, opera bussa, gleichsam ein musikalisches Lustspiel, sich in der Komik des gewöhnlichen Lebens bewegt, obwohl sie nie so verwickelt erscheinen kann als das Lustspiel selbst. In ihrer heutigen Ausbildung hat die Oper eine vielfache Gestalt angenommen, die sich nur selten mit Bestimmtheit unter die beiden angegebenen Hauptgattungen bringen läßt. So nennt man jetzt Operette, worunter man früher nur musikalische Schauspiele komischen Inhalts mit untermischten Dialogen vorfand, jetzt jedes Singspiel von geringerm Umfange und Inhalte, gleichviel ob es komisch oder ernst ist; ferner unterscheidet man, jedoch ohne die Grenzen bestimmt angeben zu können, tragische, heroische, lyrische, burleske, romantische Volks- und Zauberopern und spricht von vermischten Opern, wo sich von allen Elementen der angegebenen etwas vorfindet. Gehen wir von dieser so mannigfachen und vielgestaltigen Ausbildung der O. auf ihren Ursprung zurück, so finden wir, daß derselbe höchst schwach und unbedeutend ist. Italien gebührt die Ehre das Vaterland der O. zu sein. Wahrscheinlich wurde man durch die angeblich schon im XIII. Jahrh., bestimmt aber zu Ende des XIV. Jahrh. gebräuchlichen geistlichen Dramen, bei welchen gesungen wurde, zunächst auf die Idee geführt, die Vocalmusik bei der Aufführung weltlicher Dramen anzuwenden. Einer obwohl nicht zuverlässigen Angabe zufolge wurde bereits 1480 zu Rom ein musikalisches Drama aufgeführt und um das Jahr 1540 brachte Alfonso della Viole in Ferrara deren mehrere auf die Bühne. Die Musik dieser Stücke war in dem Style der Madrigale und vorzüglich waren es Monologe, welche mehrstimmig gesungen wurden. Die erste O. in eigentlicher Bedeutung des Wortes endlich, „Daphne", kam im Jahre 1597 in Florenz privatim zur Aufführung. Sie war von Rinuccini gedichtet und von Giacomo Peri in Musik gesetzt und hatte Recitative und Instrumentalbegleitung, obwohl diese nur in einem Clavecin, einer Gambe, einer Laute und Harfe bestand. Bald folgten von denselben Verfassern mehrere, wie „Euridice" und „Ariadne", von denen die erste im Jahre 1600 öffentlich zur Aufführung kam. Von jetzt an fand die O. in Italien schnelle Verbreitung und bildete sich in Kurzem entschieden in ihre beiden Hauptgattungen, Opera seria und Opera bussa, aus (letztere in eigenthümlicher nationaler Gestalt der unübertrefflichen Buffonerie [s. d. Art. Buffone]). Aus Italien gelangte sie zuerst nach Frankreich und zwar durch

Mazarin im Jahre 1645. Hier erhielt sie später vorzugsweise durch Gretry festen Bestand. In Deutschland erhielt die O. ebenfalls noch im XVII. Jahrh. Eingang und zwar, wie in Frankreich, von Italien aus. Die erste deutsche O. (italienische waren schon früher an Höfen aufgeführt worden), „Orontes" vom Kapellmeister Thiel, kam im Jahre 1678 in Hamburg zur Aufführung; Keiser (s. d. Art.) wurde hierauf der eigentliche Gründer der deutschen O. Theils gleichzeitig, theils später fand die O. auch in anderen Ländern Europas Eingang. (Vergl. d. Art. Musik.) 29.

Operation heißt eigentlich jede Handlung; im engern Sinne versteht man aber darunter ein zur Herstellung der Gesundheit bestimmtes Heilverfahren, das der Chirurg am Körper des Kranken entweder mit der bloßen, öfter aber mit der mit schneidenden oder anderen Instrumenten bewaffneten Hand unternimmt. Da dieses Mittel gewöhnlich das Äußerste ist, das man versucht, da es gewöhnlich mit großen Schmerzen und noch größerer Gefahr verbunden und stets von ungewissem Erfolge ist; so muß der Wundarzt die Nothwendigkeit desselben wohl überlegen und dabei beherzigen, daß sein wahrer Ruhm weniger in der Geschicklichkeit zu operiren, als in der umsichtigen Erwägung und Benutzung aller Umstände, die eine O. entbehrlich machen, besteht. Die Operationen werden verschieden eingetheilt, bald nach den verschiedenen Theilen des Körpers, wo sie vorgenommen werden, bald nach den Zwecken, die man durch sie zu erreichen sucht, indem man Theile trennen oder andere vereinigen, oder entbehrlich gewordene wegschaffen oder fehlende ersetzen will; indessen sind alle diese Eintheilungen mangelhaft. Indem die Operationen entweder in gesunden Theilen oder an krankhaften, verletzten Stellen vorfallen, muß der Wundarzt, der im ersten Falle mehr nach bestimmten Regeln verfahren kann, sich im letztern Falle durch eigene Erfindungsgabe zu helfen wissen, und hier ist es, wo er sein Künstlertalent in Benutzung aller scheinbar unerheblichen Umstände und der einfachsten Hülfsmittel am Glänzendsten zeigen kann. — Bevor die Operation unternommen wird, muß ihre Möglichkeit untersucht werden, als die Körperconstitution und die Kräfte des Kranken, ob er gesunde Eingeweide habe, nicht an anderen Krankheiten, als Skropheln, Syphilis, Skorbut ꝛc. leide, ob er nicht schon zu sehr geschwächt, abgezehrt sei? ferner sein Alter (Kinder dürfen nicht zu früh operirt werden, Alte unterliegen der O. häufig), die herrschenden Epidemien (sind dieselben sehr ausgebreitet und leicht tödtlich, so dürfen keine Operationen vorgenommen werden) ꝛc. Ist die O. nöthig befunden worden, so muß man Zeit und Ort bestimmen, den Kranken vorbereiten, den Apparat ordnen und die beste Operationsmethode auswählen. In dieser Hinsicht ist Frühjahr oder Herbst die gelegenste Jahreszeit zur Verrichtung der O., wenn sie verschoben werden kann; das Zimmer, wo sie verrichtet werden soll, muß eine gesunde und ruhige Lage haben, geräumig und hell sein; im Kranken muß Vertrauen und Muth erweckt werden; er muß mit Sanftmuth, unter Umständen aber auch mit Ernst und Festigkeit behandelt werden; sein körperlicher Zustand erfordert ebenfalls mancherlei Arzneimittel, ehe man zur O. schreitet; endlich muß man sich tüchtige, wohlunterrichtete Gehülfen verschaffen. Während der O. muß der Wundarzt stets besonnen bleiben und sich durch nichts entmuthigen lassen; er muß dem Kranken eine gute Lage geben, die Gehülfen gehörig anstellen und sich des Blutlaufs zur Verhütung der Blutungen geschickt bemeistern. Das beste Mittel den Schmerz nicht zu heftig werden zu lassen sind scharfe Instrumente und schnelles Operiren, welches letztere indessen auch seine Grenzen hat, vorzüglich wenn die O. in feinen Theilen vor sich geht, wo langsames und gutes Operiren dem schnellen vorzuziehen ist. Die übelsten Zufälle bei der O. sind Ohnmachten und Blutungen, denen der Wundarzt schnell zu begegnen hat. Nach der O. wird die Wunde gereinigt, die Blutung gestillt, der Verband angelegt,

der Kranke ins Bette gebracht und eine passende Diät und medicinische Pflege verordnet. Die Diät erfordert die größte Sorgfalt, da von derselben in den meisten Fällen der Erfolg der O. abhängt. — Operationen sind seit der Kindheit der Medicin für nöthig gefunden worden; schon Hippokrates sagt: „Was Arzneien nicht heilen, das heilt das Eisen;" indessen ging eine lange Zeit hin, ehe die Anzeigen, die sie erforderten, festgestellt, die Wundärzte dazu gehörig gebildet und mit passenden Instrumenten ausgerüstet werden konnten. Vorzüglich verdient die ältere Zeit den Vorwurf, daß sie die nöthigsten Operationen durch Anwendung von Pflastern und Salben entbehrlich machen wollte, ja im Mittelalter, wo die Medicin in den Händen der Mönche war, die kein Blut vergießen durften, hatte man fast alles Operiren vergessen. Wie so Vieles, so verdankt man erst der Zeit seit Wiedererwachen der Wissenschaften die richtigere Anwendung dieses Heilverfahrens und es sind gleichmäßig die Franzosen, Engländer und Deutschen, die sich in diesem schwersten Fache der heilenden Kunst Lorbeern gesammelt haben. 39.

Operment, s. Auripigment.

Opfer (vom lateinischen offerre, darbringen), lat. sacrificium; franz. und engl. sacrifice, bezeichnet Alles, was man der Gottheit unmittelbar und feierlich darbringt, um ihre Gunst sich zu erwerben, ihr seine Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten an den Tag zu legen, oder sie wegen begangener Sünden zu versöhnen. Sonach waren die O. ihrem Zwecke nach entweder Bittopfer oder Dankopfer oder Sühnopfer. Bei allen Nationen der alten Welt machten sie das wesentlichste Stück des Gottesdienstes aus. Ihr Ursprung ist uralt und fällt unstreitig in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechts, wie wir denn auch in den mosaischen Urkunden (1. Mos. 4, 3 ff. 8, 20. 12, 7. 13, 4.) den Gebrauch zu opfern schon in das Zeitalter und unter die Familie des ersten Menschen, auf welchen unsere Sagengeschichte zurückgeht, versetzt sehen. Fragen wir nach der Quelle, aus welcher diese Verehrungsart floß, so ging höchst wahrscheinlich der ganze Gedanke an O. in den ältesten Zeiten von dem Hauptbegriffe aus, den man sich von der Gottheit machte. Körperlich nämlich und in ihrem ganzen Wesen menschlich dachten sich ungebildete Nationen von jeher ihre Gottheiten. Um sich dieselben geneigt zu machen, nahm man daher seine Zuflucht zu solchen Mitteln, wodurch man sich die Gunst von Menschen zu erwerben suchte. Der rohe Mensch glaubte, daß den Göttern eben das Freude verursachte, was ihn selbst ergötzte. Bei der Voraussetzung nun, daß die Götter das menschliche Bedürfniß der Nahrung hätten, suchte man ihre Gunst auch durch Darbringung von Geschenken zu gewinnen, die zum Verzehren bestimmt waren. So ließ man also die Götter gleichsam mit sich essen, wie man selber aß, und die O. waren, wie sie auch in mehreren ungebildeten Sprachen alter Völker genannt werden, die Schmausereien der Götter. Die nämliche Beschaffenheit hatte es mit den sogenannten Libationen (s. d. Art.) bei den Griechen und Römern. Im höhern Alterthume wählte man für die Götter immer nur solche Speisen, die man selbst und zwar am liebsten genoß, aber von möglichst ausgezeichneter Güte, roh oder zubereitet, wie man sie selbst für sich am Schmackhaftesten fand. Besondere Veränderungen entstanden in den Opfern, je nachdem ein Volk seiner ursprünglichen Rohheit mehr entwuchs und zu einer höhern Stufe der häuslichen und bürgerlichen Verfassungen fortschritt. Am Frühesten bestanden die O. in Erzeugnissen des Pflanzenreichs (unblutige O.), in Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, als den ältesten und allgemeinsten Nahrungsmitteln der früheren Menschen. Auch Wasser opferte man in den frühesten Zeiten, weil man, mit dem Weinbaue noch unbekannt, sich des Wassers allein zum Getränke bediente. Man ging zunächst zur Milch der Heerde, zu Honig, Öl, geröstetem Getreide ꝛc. fort. Erst später, als man den Ackerbau und die Kunst, Brod zu backen, gelernt hatte, konnten die Götter auch auf Ku-

chen und anderes Gebackene eingeladen werden. In der Folge wurden am Häufigsten Thiere geopfert (blutige O.). Nur bei den Persern durfte kein blutiges O. der Gottheit dargebracht werden, sondern blos Früchte. Ja es gab Fälle, wo selbst Menschenopfer verlangt wurden und das edelste Blut auf den Altären rann. Abraham wollte seinen Sohn und Agamemnon seine Tochter, Iphigenia, opfern, und der jüdische Held Jephthah brachte wirklich sein Kind dem Jehova zum Opfer dar. Diese barbarische Sitte der Menschenopfer, von welcher man wenige Völker ganz frei sprechen kann, hängt wohl zunächst mit einer andern eben so unmenschlichen Sitte, dem Essen von Menschenfleisch, zusammen. Setzt dieß nun nur ein Volk auf der untersten Stufe seiner Cultur voraus und hätte man glauben sollen, daß mit der fortschreitenden Cultur auch die Menschenopfer verschwunden seien; so finden wir dennoch dieselben auch später noch bei gesitteten Nationen, namentlich zu Zeiten allgemeiner Unglücksfälle, bei Landplagen, Pesten u. dgl., die man als göttliche Strafen für begangene Sünden betrachtete. Das Auffallende dieser Erscheinung verschwindet aber, wenn man bedenkt, zu was für Mitteln nicht das menschliche Herz seine Zuflucht nimmt, wenn es von schwerem Kummer gedrückt und betäubt oder gar von der Furcht des herannahenden Todes gefoltert wird. In solchen Fällen schien ein Menschenleben nicht zu kostbar, die erzürnte Gottheit zu versöhnen. Dazu kamen Sagen aus der Vorwelt, daß bei dieser oder jener Gelegenheit dergleichen harte, außerordentliche Mittel den gewünschten Erfolg gehabt hätten, Unglücksfälle abzuwenden und den Zorn der Götter zu besänftigen. Vgl. F. A. Wolf, „Über den Ursprung der O.", in seinen „Vermischten Schriften und Aufsätzen" (Halle 1802. S. 243 ff.). Bei den frühesten Opfern, die man an heiligen Orten niederlegte, glaubte man die Götter, an die man sie richtete, körperlich gegenwärtig, nur menschlichen Augen meistens unsichtbar herannahend. Auch in der Folge, seitdem die Götter Tempel zu Wohnungen bekommen hatten, erhielt sich noch die nämliche Idee unter dem großen Haufen. Man suchte sie jetzt in ihren Tempeln auf und brachte ihnen hier O. dar. Anfangs verrichtete jeder Hausvater noch selbst das Opfergeschäft, später ging es ganz in die Hände der Priester über. In den verschiedenen Religionen des Alterthums herrschten übrigens in Betreff der O. auch zum Theil verschiedene Ansichten, Einrichtungen und Gebräuche. 1) Unter den Heiden, namentlich den Griechen und Römern, entstand allmählig der Glaube, daß nicht alle Arten von Thieren den verschiedenen Göttern auf gleiche Weise gefielen und man unterschied nun nach Alter, Ansehn und Geschlecht der Götter auch verschiedene für sie passende Thiere. Auch schien man den Erfolg des Opferns von der Anzahl der Opferthiere abhängig zu machen. Mit unglaublicher Pracht und Verschwendung schlachtete der wohlhabendere Grieche an großen allgemeinen Nationalfesten ganze Hunderte von Thieren und zu den Hekatomben (s. d. Art.) brachten oft viele Staaten ihre Beiträge an Opferthieren. Olympias, Alexander's d. Gr. Mutter, opferte einmal 1000 Thiere und Jason ließ 1000 Rinder und 10000 kleinere Thiere zu einem einzigen O. mästen. Die Römer pflegten ganze Heerden zu opfern und in verhängnißvollen Zeiten gelobten sie den Göttern alle Thiere, die im Jahre geboren werden würden. Als der Kaiser Caligula seine Regierung antrat, wurden 160000 Ochsen geopfert; Antonius und Julianus Apostata aber verbrauchten zu ihren Opfern so viel Thiere, daß man einen allgemeinen Mangel an Zugvieh befürchtete. Die Opferthiere selbst mußten vollkommen und ganz ohne Tadel (egregiae), aus der Heerde, nicht vom Pfluge, genommen und wohl genährt (opimae) sein. Ihre Häupter schmückte man mit Kränzen und Blumenbändern (infulae, vittae) und bisweilen vergoldete man selbst die Hörner. So geschmückt wurden sie zum Tempel geführt, bei ihrem Eintritte mit reinem Wasser besprengt und mit Gerstenmehle, das mit Salz vermischt war

(mola salsa), überstreut. Hierauf riß man dem Thiere einige Haupthaare aus und warf sie ins Feuer. Vor dem Opferheerde wurden ihm die Banden abgenommen, an welchen es herzugeführt worden war. (Entwischte es, so galt dieß für ein höchst unglückliches Omen.) Sodann ward es von dem Opferschlächter (popa) mit einem Beile oder Hammer vor den Kopf geschlagen und bei rückwärts oder in die Höhe gedrehtem Nacken mittelst eines Messers abgewürgt. Das Blut fing man entweder in einem Opfergefäße auf und goß es dann auf den Altar oder man schlachtete das Thier sogleich auf dem Altare und ließ das Blut darauf laufen. Nachdem dem geschlachteten Thiere die Haut abgezogen worden war, untersuchte der Priester die Eingeweide mit einem langen Messer und wahrsagte daraus. War dieß geschehen, so wurde das Thier auf einen Tisch gelegt und gliederweise getheilt. Die einzelnen Glieder, vorzüglich die Lenden, umwanden die Griechen mit Fett, bestreuten sie mit Weihrauch und verbrannten sie. Von der Asche errichtete man in mehreren Gegenden Griechenlands Altäre, wie denn Jupiter in Aulis einen solchen Altar von 22 Fuß Höhe hatte. Die Römer opferten blos von jedem Gliede ein Theilchen (prosiciae); doch verbrannten sie bisweilen die Opferthiere ganz (holocausta). Während des Verbrennens betete der Priester und träufelte Wein, von einem beschnittenen Weinstocke genommen, auf das O. Ein Opferpfeifer blies dazu. Von dem übrigen Opferfleische erhielten die Priester einen Theil, ein anderer ward zur Opfermahlzeit verwandt. Die Köpfe der Opferthiere hingen die Griechen und Römer oft an ihren heiligen Orten auf, so wie auch die Häute in manchen Tempeln sorgfältig aufbewahrt wurden, weil man darauf schlafend göttliche Träume zu erhalten glaubte. Die Ägypter dagegen pflegten auf die Köpfe der Opferthiere symbolisch ihre Schuld und den Zorn der Götter zu legen, sie dann verfluchend und in den Nil werfend oder an Fremde verkaufend. Außer Thieren weihten die Griechen und Römer den Göttern auch andere Gegenstände. So weiheten die Krieger und Wettkämpfer den Göttern ihre Waffen, die Feldherren einen Theil der Beute, die Fischer ihre Netze, die Künstler ihre Werkzeuge, die Schriftsteller ihre Werke. Daher der ungeheuere Reichthum mancher Tempel. Wer opfern wollte, mußte sich in der Nacht vorher des Beischlafs enthalten, sich zuvor sorgfältig gewaschen und bei einigen Opfern sogar gebadet haben. Die Kleidung des Opfernden mußte rein und weiß, der Kopf bei den meisten Opfern verhüllt sein. Bei den Heiden hat man übrigens auch in unseren Zeiten die Sitte des Opferns vorgefunden. So reichen die Chinesen ihren Göttern Früchte, die Kalmücken Branntwein, die Caraiben Tabak, und bei den wilden Inselbewohnern zeigen sich selbst noch Spuren von Menschenopfern. 2) Auch bei den Juden waren die O., theils aus dem Pflanzen-, theils aus dem Thierreiche entlehnt, das hauptsächlichste Stück des Gottesdienstes. Menschenopfer waren streng untersagt. Als den eigentlichen Ort zum Opfern verordnete Moses die Stiftshütte. Doch fand manche Willkühr statt, bis die Priester nach und nach es durchsetzten, daß nur im Tempel zu Jerusalem geopfert werden durfte. Die blutigen O. waren theils Dank-, theils Sühnopfer. Jene, entweder freiwillig oder vorgeschrieben, konnten nur in Rindern, Schafen und Ziegen bestehen, welche sämmtlich ohne Leibesfehler und nicht unter 8 Tagen, aber auch nicht über 3 Jahre alt sein mußten. Ein Theil eines solchen Opfers ward zu einem Opfermahle verbraucht, an welchem Hausgenossen, Arme und Leviten Theil nahmen. Bei den Sühnopfern, welche in Sündopfer (zur Versöhnung unvorsätzlicher Übertretungen, Verunreinigungen u. dgl.), in Schuldopfer (bei Vergreifung am Geweiheten, leichteren Menschenbeschädigungen u. dgl.) und in Brandopfer (welche ganz verbrannt werden mußten) zerfielen, wurden im Nothfalle auch Tauben gebraucht. Ausgeschlossen waren alles übrige Geflügel, die Fische und überhaupt die Amphibien, so wie das Wild. Sämmtliche blutige O.

wurden mit bestimmtem Gepränge dargebracht. Der Eigenthümer brachte, nachdem er gereinigt und geheiligt worden war, das Opferthier selbst zum Altare, indem er es mit dem Kopfe nach der Thür des Heiligthums zuwandte und ihm die Hand auflegte, zum Zeichen der Übergabe an Jehovah. Hierauf schlachtete er es, was indeß auch der Priester thun konnte und in späteren Zeiten wirklich that. Das Blut ward in kupfernen Schaalen aufgefangen und gesprengt. Der Opfernde zog sodann dem Thiere die Haut ab und zerlegte es in Stücke. Das Verbrennen der Opferstücke geschah durch den Priester. Am Schlusse folgte der priesterliche Segen und hierauf die Opfermahlzeit, wobei ein gesäuertes Brod genossen und nichts übrig gelassen werden durfte. — Zu den unblutigen Opfern gehörten außer dem Räucherwerke die sogenannten Speise- und Trankopfer, jene aus feinem Weizenmehle bestehend, das entweder ohne weitere Zubereitung dargebracht oder zu dünnen, ungesäuerten Kuchen verarbeitet wurde, diese aus Wein und anderm berauschenden Getränke. Beide Arten waren, außer einigen für sich bestehenden, theils öffentlichen, theils Privatspeiseopfern, gewöhnlich eine Zugabe zu den Dank- und Brandopfern. Außerdem mußte dem Jehovah ein Theil der Erstlinge, so wie aller Erstgeburt nebst dem Zehnten von allen Erzeugnissen des Landes und der Erde dargebracht werden. Doch fiel diese Abgabe den Priestern und Leviten anheim. Unter den allgemeinen Nationalopfern war das wichtigste das alljährliche am großen Versöhnungstage. 3) Mächtig erschüttert ward der Opfercultus durch das Christenthum. Nachdem nämlich schon die Propheten des alten Bundes dem jüdischen Opferdienste eine höhere symbolische Bedeutung beigelegt hatten, indem sie die Opfer blos als äußere Zeichen der innern Reinheit des Herzens betrachteten, erklärte sich Christus ganz gegen den heidnischen und jüdischen Opferdienst, indem er auf eine rein geistige Anbetung Gottes durch Tugend und Frömmigkeit drang. Allein die Opferideen waren in jener Zeit zu herrschend, als daß sie gänzlich hätten getilgt werden können. Juden- und Heidenchristen, zum Theil selbst die Apostel, brachten sie mit in das Christenthum herüber und wandten sie zunächst auf den Tod Jesu an. Denn obwohl die Bedeutung seines Todes im Sinne des jüdischen Opfercultus in Jesu eignen Erklärungen (Matth. 20, 28. 26, 28. Joh. 6, 51.) nur so leise angedeutet ist, daß schwer zu sagen ist, ob es mehr als sinnbildliche Bezeichnung der sittlich historischen Nothwendigkeit seines Todes sei, — so wird doch schon von den Aposteln, namentlich von Paulus, der Tod ihres Meisters bestimmt als Sühnopfer für die Menschheit dargestellt, durch welches aber fortan alle andere O. überflüssig würden. Auch das Abendmahl ward, wie die Oblationen (s. Oblaten), unter dem Gesichtspunkte eines Opfers aufgefaßt, welches von den Menschen, namentlich von dem Priester, Gott dargebracht werde. Anfangs von Justin und Irenäus nur als geistiges Dankopfer, ward es schon von Cyprian als Wiederholung des Versöhnungsopfers Christi betrachtet und entstand allmählig der noch heute in der katholischen Kirche herrschende Gebrauch des Meßopfers sowohl für Lebende als für die Seelen der Verstorbenen. Selbst in der protestantischen Kirche erhielt sich die Opferidee, indem die Reformatoren, laut der symbolischen Bücher, Christum als ein stellvertretendes Sühnopfer betrachteten und zwar als das einzige, vollgültige und ewige O. für die Sünden der Menschen, von welchem die O. des alten Testaments nur Vorbilder waren. Auch in mancher andern Hinsicht finden sich im Volke die früheren Opferideen, namentlich in Bezug auf fromme Gaben an Kirchen; daher die Namen Opferpfennig, Opferkasten ꝛc. So zieht sich denn fast durch alle Jahrhunderte eine Idee, die auf einem Irrthume beruht; denn was könnten wir der Gottheit reichen und geben, das nicht schon an und für sich ihr Eigenthum und ihre Gabe ist? 63.

Ophir wird im A. Test. ein Ort oder eine Gegend genannt, von welcher

man vorzüglich viel Gold bezog; sie ist aber bis jetzt ihrer wahren Lage nach noch nicht erforscht und es sind die verschiedenartigsten Vermuthungen darüber aufgestellt worden. Am Wahrscheinlichsten nimmt man es für einen Handelsplatz an der Ostküste Arabiens, wo auch wirklich Seetzen in Omân ein El-Ophir als Handelsplatz noch fand; doch sind auch die Erklärungen, welche eine indische Stadt Supara oder die Küste Sofala in Afrika dafür halten, nicht zu widerlegen, zumal da die dann vorkommende Lautverwechselung sich sehr wohl rechtfertigen läßt. 23.

Ophiten, s. Gnostis.

Ophiuchus oder Schlangenträger ist ein großes nördliches Sternbild zwischen der Waage, dem Hercules, Adler, Antinous, Sobiesky'schen Schild und Schützen; der eine Fuß stehet auf dem Scorpion und der andere zwischen dem Schützen und Scorpion. Im O., der nach Flamsteed 74 Sterne hat, glänzt der hellste Stern zweiter Größe am Kopfe. 13.

Ophthalmiatrie, s. Augenübel.

Ophthalmologie, im weitern Sinne die Lehre vom Auge, wird durch die wissenschaftliche Zusammenstellung aller auf dem Wege der Erfahrung und Beobachtung oder der Speculation über das Auge, sowohl über dessen gesunden als kranken Zustand, erlangten Kenntnisse begründet. Der theoretische Theil derselben beschäftigt sich mit dem Leben des Auges und dessen Erscheinungen sowohl im gesunden als krankhaften Zustande; dagegen der praktische die Regeln vorzeichnet, durch welche der gesunde Zustand des Auges geschützt und erhalten wird, und durch welche die Krankheiten desselben erkannt und deren Heilung herbeigeführt werden. — Eine sehr ausgewählte ophthalmologische Literatur findet man in Beck's „Handbuch der Augenheilkunde" (Heidelb., Leipzig und Wien 1832. S. 28—36). 7.

Opiat, s. Opium.

Opitz (Martin), der Stifter der schlesischen Dichterschule und gewöhnlich der Vater der deutschen Poesie genannt, am 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, wo sein Vater Rathsherr war, geboren, erhielt die erste gelehrte Bildung in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt und kam dann auf das Gymnasium zu Breslau, wo er schon mit einer kleinen Sammlung lateinischer Gedichte („Strenarum libellus", Gorlici 1616. 8.), in denen er den wärmsten Dank gegen seine seitherigen Lehrer aussprach, aufzutreten wagen konnte. Als Schüler des Gymnasium zu Beuthen an der Oder, in welches er aus dem minder berühmten zu Breslau übergegangen war, erwarb er sich durch seine Vertheidigung der deutschen Sprache („Aristarchus sive de contemtu linguae teutonicae", Bethan. 1618. 4.) großes Ansehn und bezog dann die Universität Frankfurt an der Oder (1618), um sich der Jurisprudenz zu widmen. Bald aber gab er diesen Plan wieder auf und befaßte sich fast ausschließend mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften. Zwei Hochzeitsgedichte waren seine ersten Gedichte in deutscher Sprache und wurden günstig aufgenommen. Der Drang sich im Umgange mit bedeutenden Männern weiter auszubilden und vortheilhafte Verbindungen anzuknüpfen, ließ ihn nie an einem Orte lange rasten. Von Frankfurt begab er sich 1619 nach Heidelberg, wo er sich die Freundschaft G. M. Lingelsheim's, der ihn mit dem Hofe bekannt machte, und des gelehrten J. Gruter erwarb, welche angenehme Verhältnisse ihn auch nach einem Ausfluge nach Straßburg und Tübingen (1620) wieder nach Heidelberg zurückzogen. Als Deutschland immer mehr durch die heftigen Stürme des Krieges litt, begab sich O. nach den Niederlanden, wo er mit den angesehensten Männern in freundschaftlicher Verbindung lebte. Besonders äußerte der Umgang mit dem bekannten Philologen und Dichter J. Heinsius einen entscheidenden Einfluß auf sein Dichtertalent. Die holländische Poesie

war schon weit regelmäßiger ausgebildet als die deutsche und O. nahm sich diese zum Muster. Aber auch in den Niederlanden hielt er nicht lange aus, schon 1621 ging er mit seinem Freunde Hamilton nach Holstein und dichtete in stiller Zurückgezogenheit sein „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges." An den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz eingeladen reiste er am Ende dieses Jahres in sein Vaterland zurück und wurde 1622 von dem berühmten Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, als Lehrer der Philosophie und der alten Literatur an die Schule zu Weissenburg berufen, wo er aber kaum ein Jahr blieb, obschon er sich der Gunst seines Gebieters in sehr hohem Grade erfreute. Mit großem Fleiße hatte er in dieser Stellung Materialien zu einem Werke über die Alterthümer des Landes gesammelt, welches den Titel: „Dacia antiqua" führen sollte, aber nie beendigt wurde. Besser schien es ihm am Hofe Georg Rudolph's zu gefallen, wohin er 1623 zurückkehrte. Im folgenden Jahre erschien die erste von Zinkgref besorgte Ausgabe seiner Gedichte (Straßb. 1624. 4.), welche er aber, da sie ihm in vielen Beziehungen nicht gefiel, durch eine andere von ihm selbst veranstaltete (Bresl. 1625. 4.) verdrängte. Um diese Zeit brachte er die Sonn- und Festtagsepisteln in deutsche Reime, wofür er von dem Herzoge den Titel eines Rathes erhielt, und vollendete seine Abhandlung „Von der deutschen Poeterei" (Brieg 1624. 4.), welches sich bald des allgemeinsten Beifalles erfreute. Um sich von diesen Arbeiten zu erholen, machte er 1624 eine Reise nach Sachsen, lebte einige Zeit in Wittenberg und begab sich dann über Dresden nach Anhalt, wo er unter dem Namen des Gekrönten in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde. Kaum in seine Heimath zurückgekehrt ging er 1625 mit dem herzoglichen Geschäftsträger Kirchner nach Wien und erwarb sich durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl die Zufriedenheit des Kaisers Ferdinand II. in so hohem Grade, daß ihm dieser mit eigener Hand den Lorbeerkranz reichte. Nach einem kurzen Aufenthalte in der kaiserlichen Hauptstadt lebte O. wieder in Schlesien, bald zu Bunzlau, bald zu Liegnitz und bald zu Breslau, bis er sich 1626 bewegen ließ als Secretair in die Dienste des Burggrafen Karl Hannibal zu Dohna zu treten und dadurch auch seine Tauglichkeit zum Geschäftsmanne bewies; er wagte sich sogar einmal bei der Belagerung von Breslau unter die Kanonenkugeln, hatte aber gar nicht, wie er selbst gesteht, die Absicht „dem Feinde Stand zu halten; denn wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten." Als Dichter war O. in dieser Lebensperiode sehr thätig, sein Ruhm stieg immer höher und der Kaiser schenkte ihm 1628 den Adelsbrief. Er hieß jetzt O. von Boberfeld, nach dem Flusse Bober, an welchem Bunzlau liegt, nannte sich aber fast nie so. Auf einer Reise nach Paris, welche er 1630 in Angelegenheiten seines Herrn unternehmen mußte, knüpfte er alte Bekanntschaften wieder an und in der Hauptstadt wußte er sich bald die Achtung der angesehensten Männer zu erwerben; besonders wurde er von dem berühmten zu dieser Zeit in Paris lebenden holländischen Staatsmanne Hugo Grotius, dessen Lehrgedicht: „Bewys van den waeren Godsdienst" er ins Deutsche übersetzte, geschätzt. Bald nach seiner Zurückkunft nach Breslau starb der Graf von Dohna (1633) und O. lebte nun wieder an den fürstlichen Höfen von Liegnitz und Brieg und folgte 1634 dem Hofe des Herzogs Johann Christian von Brieg, welcher sich von dem Kriegsschauplatze entfernen wollte, nach Preußen, ohne sich jedoch auf irgend eine Art binden zu lassen. Ein Lobgedicht auf König Ladislaus IV. von Polen verschaffte ihm die Stelle eines königlichen Secretairs und Historiographen. Er lebte nun in glücklicher Muße abwechselnd zu Thorn und Danzig, bis ihn die Pest, welche ihre Verwüstungen bis in die Ufer der Ostsee ausbreitete, in der schönsten Blüthe der Manneskraft befiel und ihn am 20. Aug. 1639 in das Grab stürzte. O., obgleich kein durchaus originaler überreicher Dichter, aber ein sinniger, edler und zarter Geist, erlangte bei

seinen Zeitgenossen einen Ruhm, wie kein deutscher Dichter vor ihm und auch später, als seine Werke, durch fade Reimereien verdrängt, nicht mehr gelesen wurden, nahte sich die Kritik seinem Andenken nur mit Ehrerbietung und Bewunderung. Schöpferische Phantasie und geniale Ansicht der Kunst und des Lebens muß man in seinen Werken nicht suchen, aber den Vater der neueren deutschen Dichtersprache darf man ihn keck nennen. Die Reinheit der Muttersprache war ihm eine ernste Angelegenheit und Niemand hatte noch so klar, wie er, ihren natürlichen Rhythmus erkannt; aber er huldigte allzusehr dem französisch-holländischen Geschmacke und nahm eine sentenzenreiche in Alexandrinern gereimte Prosa für wahre Poesie. Mit besonderer Vorliebe pflegte er die didaktische Gattung der Dichtkunst und gewöhnlich spendet man ihm auch in dieser Beziehung, obwohl mit Unrecht, das reichlichste Lob. Seine hierher gehörenden Arbeiten („Lob des Feldlebens", „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges", „Vesuvius, oder von den Ursachen der feuerspeienden Berge", „Zlatea, oder von der Ruhe des Gemüthes", „Lobgesang des Neides", „Lob des Kriegsgottes Martis", „Vielgut") sind reich an edlen Gefühlen und vernünftigen Betrachtungen über den Werth und Lauf der irdischen Dinge, erheben sich aber selten in die höheren Regionen der Poesie; noch trockener und mit Gelehrsamkeit überladen sind seine Episteln. Für die dramatische Poesie war O. nicht geschaffen; seine Übersetzungen der „Antigone" des Sophokles und der „Trojanerinnen" Seneca's, so wie der italienischen Singspiele „Daphne" und „Judith" erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Am Größten erscheint O. in seinen gerade am Wenigsten beachteten lyrischen Gedichten. Hier ist des Dichters reinste und schönste Seite, hier bindet ihn keine Fessel der Schule, kein Gesetz des Herkommens, keine trübe Reflexion. Mit eigenem selbstständigen Geiste erhebt er sich hier zu einer bedeutendern Ansicht des Lebens; hier zeigt sich sein eigenes feuriges Herz mit seinem Sehnen und Ahnen, seinem Hassen und Lieben, hier offenbart sich sein kräftiges deutsches Gemüth mit jener ächt menschlichen Vereinigung von Stolz und Demuth, und die Sprache, welche sich ihm in seinen Lehrgedichten nicht selten weigert, prangt hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, Pracht und Fülle. Die besten und vollständigsten, obwohl sehr unkritischen Ausgaben seiner Gedichte sind: Frankf. 1644. 2 Thle. 8. Amsterd. 1646. 3 Thle. 12. Bresl. 1690. 2 Bde. 8. und die von D. W. Triller besorgte, Frankf. 1746. 4 Bde. 8. Eine gute Auswahl gab W. Müller im ersten Bande seiner „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh." (1822). 67.

Opium, franz. und engl. opium, heißt der milchige eingetrocknete Saft der Mohnpflanze. Es wird im Oriente, wo es vorzugsweise bereitet wird, auf eine ganz einfache Art aus den Mohnköpfen gewonnen, indem man dieselben einige Tage nach dem Abfalle der Blüthe mit einem scharfen Messer horizontal, aber nicht allzutief aufritzt. Den aus dieser Öffnung hervortretenden weißen Saft, der sich bald bräunt, läßt man den Tag und die Nacht über hängen und trocknen, nimmt ihn dann ab, legt ihn in kleine irdene Gefäße und bildet aus ihm zuletzt, wenn er völlig verdichtet ist, Kuchen, welche man in trockene Blätter legt und zum Handel in viereckige mit Kupfer ausgelegte Kisten verpackt. Ein Mohnkopf von der oft 20 F. hohen asiatischen Mohnpflanze liefert nie mehr als einige Gran O. und dieß auch nur einmal. Die Hauptbestandtheile des Opium sind Morphium und Mekonsäure, zwei Materien, die sich in ihren Functionen gegenseitig aufheben können. Der Geschmack ist bittersäuerlich, der Geruch widrig stark, die Wirkung betäubend und einschläfernd. Es ist daher in der Medicin und zwar in verschiedenen Mischungen, die man Opiate nennt (s. d. Artt. Theriak, Mithridat), und unter dem Namen Laudanum schon seit sehr langer Zeit mit Erfolg angewendet worden, vorzugsweise als beruhigendes, schmerzstillendes Mittel. Daß von Nichtärzten bei dem Gebrauche des O. die höchste Vorsicht angewendet

werden müsse, versteht sich bei der überaus heftigen Wirkung desselben von selbst; auch ist jetzt der Verkauf des O. zur Verhütung etwaigen Mißbrauches (besonders zu Schlaftränken) fast überall durch polizeiliche Verordnungen beschränkt. Im Oriente bedient man sich des O. als Berauschungsmittel statt des Weines. Man nimmt ihn mit den kleinsten Portionen anfangend zuletzt bis zur Größe einer Erbse. Die nächste Wirkung nach dem Genusse ist eine ungewöhnliche Munterkeit und Aufgeregtheit, wobei die angenehmsten Bilder der Phantasie vorgaukeln. Bald aber folgt eine schmerzhafte Unbehaglichkeit, eine Abstumpfung aller Sinne, eine Verdrossenheit und Abmattung, die nur durch neuen gesteigerten Genuß verscheucht werden kann. Aber die bleibenden Folgen sind allmälige Abmagerung, gänzliche Abstumpfung des Körpers und Geistes und zuletzt Tod. In der Türkei wird die Zahl der Opiumesser (Theriaki) jetzt immer geringer, in China aber und bei den Malaien der indischen Inseln ist der Gebrauch des O. tief eingewurzelt. Hier wird er besonders auch mit Tabak vermischt geraucht. China allein verbraucht den größten Theil des in Indien bereiteten O., jährlich über 20000 Kisten zu einem Werthe von 18 Mill. Dollars. Die Einfuhr desselben, welche wegen des bestehenden Verbotes durch Schmuggelei geschieht, ist in den Händen der Engländer und Nordamerikaner. 8.

Opodeldoc, lat. linimentum saponatum camphoratum, balsamum o.; fr. und engl. opodeldoc, Campherseifenliniment, sonst auch Seifenbalsam genannt, ist ein arzneiliches bei äußern Verletzungen, Quetschungen, selbst bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen durch die Erfahrung erprobtes Mittel, welches zuerst in England, jetzt aber, nachdem man seine Bestandtheile kennt, auch anderwärts bereitet wird. Er besteht aus gewöhnlicher oder spanischer Seife, Campher, Thymian- und Rosmarinöl, Ätzammonium und Weingeist, ist gallertartig, weißgelb von Farbe und auf der warmen Haut schnell zerfließend. Man reibt ihn auf der verletzten oder kranken Stelle ein und zwar so lange, bis die Haut wieder trocken wird. 1.

Oporto, s. Porto.

Oppianus, Name von zwei Dichtern aus der römischen Kaiserzeit, deren Gedichte zwar nicht arm an Gelehrsamkeit sind, aber desto mehr poetischen Geist, Geschmack und Natürlichkeit vermissen lassen. 1) Aus Korykus in Cilicien gebürtig, Zeitgenosse des M. Antoninus und Commodus um 180 n. Chr., schrieb ein Gedicht unter dem Titel: „Ἁλιευτικά“ in 5 Büchern (von den Fischen). 2) Aus Apamea in Cappadocien gebürtig, Zeitgenosse des Caracalla, verfaßte ein Gedicht: „Κυνηγετικά“ in 4 Büchern (von der Jagd). Die Ed. pr. von Halieutica erschien zu Flor. ap. Junt. 1515. 8. — Hal. et Cyneget. (Venet. ap. Ald. 1517. 8.; dann bei Hadrian. Turneb. Paris 1555. 4.). Neuere Ausgaben sind: Rec. et c. comment. ed. Conr. Rittershusius (Lugd. Bat. 1597); Em. Jo. Gottl. Schneider (Argent. 1776. gr. 8. Lips. 1813. 8.); und Ed. Belin. du Ballu (Argent. 1786. 4. et gr. 8.). Vergl. Fabric. B. Gr. T. V. p. 590 und Nachtr. zu Sulzer, VI. p. 379. 20.

Opposition oder Oppositionspartei nennt man in repräsentativen Staatsverfassungen diejenigen Mitglieder der Ständeversammlung, welche sich damit abgeben, die von Seiten der Regierung durch die Minister gemachten Vorschläge zu controliren und die entgegenstehenden Gründe vorzubringen. Wenn nun aber die Minister bei ihren Vorträgen allemal selbst es sind, welche die Gründe dafür zu entwickeln haben, so kann es nicht fehlen, daß die Vertreter der abweichenden Ansichten, ohne deßhalb Feinde zu sein, ihnen eben so oft gegenüber zu stehen kommen; daher die Benennung Oppositionspartei zum Unterschiede von der ministeriellen. Am Ausgezeichnetsten, ja einzig in ihrer Art, gibt sich diese Opposition in den britischen Parliamenten kund. Jeder Brite

ist entweder der einen oder der andern von den beiden Hauptfarben, nämlich der der Tory's oder der der Whig's zugethan; es ist daher die Opposition (so wie die Ministerialpartei) allemal diesen Grundzügen untergeordnet und kann nie zur eigentlichen Parteisache gegen die Minister als solche ausarten, sondern nur ihre Grundsätze betreffen. Der Sohn der Freiheit, sei er Tory oder Whig, ist in seiner Meinung selbstständig und gleicher Feind alles Engherzigen, daher auch nicht gewohnt den seiner Sache gemachten noch so heftigen Widerspruch, welcher ihn blos zu erhöheter Kraftentwickelung ermuntern kann, auf die Person zu beziehen, oder gar mit Haß oder heimlichem Grolle zu vergelten. Er drückt sich daher bei Debatten in der Ständeversammlung ganz eigenthümlich aus; indem er seinen politischen Gegner, als den sehr achtbaren, geschätzten, oder schätzbaren Herrn oder als seinen Freund erkennt und als solchen bezeichnet. Da nur durch gewissenhafte Erörterung der Gründe und Gegengründe die in der Mitte liegende Wahrheit am sichersten zu Tage gefördert werden kann, so gehört eine von Eigensucht reine, nur das Wohl des Vaterlandes im Auge behaltende O. zu den Hauptbestandtheilen und Vorzügen einer jeden repräsentativen Verfassung, ohne welche es nur Assentatoren geben würde, deren Rolle gerade nicht zu den ehrenvollsten zu rechnen ist. Man hat es daher bei jenem Inselvolke von jeher als etwas Gewöhnliches angesehen, wenn unter den Vaterlandsfreunden die ersten Köpfe ihre ständische Laufbahn damit eröffneten, daß sie sich zunächst zu denen hielten, welche sich mit Controlirung der Regierungsmaßregeln abgaben; ja es scheint auf der Hand zu liegen, daß gerade, je umfassender und gediegener das Talent ist, welches als Minister an der Spitze der Staatsgeschäfte steht, desto weniger Gelegenheit sich auszuzeichnen für den Andern übrig bleiben kann, wenn er nicht seine Kräfte in der O. versuchen will. Ist dann aber irgend einmal unter den Ministern selbst ein Platz erledigt, dessen Wiederausfüllung schwierig scheint, so kann (wie nach Pitt erfolgte) der Ersatzmann unter den Oppositionsgliedern gefunden werden, welcher dann (wie Fox), ohne seine Grundsätze zu ändern, den Geschäften des Vaterlandes mit gewohnter Treue vorzustehen fortfährt. Ja er kann nur um so geschickter dazu sein, je mehr ihn sein früherer Beruf zur Erlangung der umfassendsten Kenntnisse von den Landesangelegenheiten angetrieben hatte. Eine solche O. scheint sich jedoch nur unter einem hochherzigen Volke behaupten zu können, dessen Vertreter zugleich aufrichtige Stützen der Verfassung sind und sich unter keiner Bedingung erlauben, den Gebrauch einer bestehenden von ihnen beschworenen Einrichtung wegen zeitigen Mißbrauches zu beschränken. Sobald dagegen das Interesse des Regentenhauses dem des Volkes fremd wäre oder gar ihm gegenüberstände oder die Vertreter des Letztern Eigensucht mit zur Stelle bringen, oder wenn man die Gründe für oder wider die Sache persönlich aufzunehmen sich verstatten wollte, so würde es möglich werden, anstatt einer O., welche den Ministern das Eindringen in die Sache sogar mitunter erleichtern sollte und könnte, einseitige Parteien (wo nicht Factionen) für Zwecke, die dem Vaterlande fremd sind, einander gegenüber zu sehen, die sich gegenseitig ihre persönlichen Schwächen vorhalten. — Oppositionszeitungen sind solche, worin Aufsätze, welche die Ansichten der O. theilen, so wie ministerielle Zeitungen die, worin die Meinungen der Ministerialpartei vorzugsweise Aufnahme erhalten. — Oppositionsblatt war eine nach dem letzten Kriege, so lange noch unbedingte Preßfreiheit verstattet wurde, zu Weimar herausgekommene politische Zeitschrift, worin die Maßregeln verschiedener Regierungen einer freimüthigen Controle unterworfen wurden. Auffallend war es, daß gewesene Angestellte von Napoleon, uneingedenk ihrer früheren Bemühungen, sich gerade am heftigsten zu der O. geschlagen hatten und dadurch den Fall des Blattes beschleunigten. 24.

Opposition oder Gegenschein (astron.), s. Aspecten.

Ops, s. Rhea.

Opsiometer (von ὄψις das Sehen, Gesicht, und μέτρον, das Maß) ist ein Instrument, welches zur Bestimmung der Grenzen des deutlichen Sehens bei verschiedenen Augen dient und von C. J. Lehot erfunden ward. Es besteht aus einer 2 Ellen 18 Zoll langen und 4, 1 Zoll breiten und schwarz angestrichenen Stange, über deren Mitte der Länge nach ein weißer Seidenfaden ausgespannt ist. In einem Abstande von ¼ Zoll befindet sich eine mit 4 Schiebern versehene hölzerne Stange, um damit die Weiten vom Anfangspunkte der auf der ersten Stange aufgetragenen Scala zu messen. Senkrecht auf der Achse der erstern oder Hauptstange befindet sich ein 1 Zoll im Durchmesser haltender Ring, dessen Mittelpunkt mit dem ausgespannten Seidenfaden correspondirt. 1½ Zoll von diesem Ringe befindet sich eine dünne Platte, welche 16 Zoll lang ist und eine 1½ Zoll im Durchmesser haltende runde Öffnung hat, deren Centrum mit dem des Ringes correspondirt. Das zu prüfende Auge nähert sich dem Ringe und sieht durch diesen und die Öffnung der Platte gegen den weißen Faden; dieser letztere wird in zu großer Nähe doppelt zu sein erscheinen und zwar unter einem Winkel, dessen Spitze in der kleinsten Entfernung des deutlichen Sehens liegt; das Auge in zu große Entfernung gebracht, wird der Faden ebenfalls doppelt zu sein scheinen und die Winkelspitze desselben wird in der größten Entfernung des deutlichen Sehens liegen. Diese beiden Abstände werden vermittelst angebrachter Schieber und der auf die Hauptstange aufgetragenen Scala abgemessen und dadurch die größte und kleinste Entfernung der deutlichen Gesichtsweite der zu prüfenden Augen bestimmt. 40.

Optativus, s. Modus.

Optik, lat. optica, optice; franz. optique; engl. optics, heißt im weitern Sinne die Lehre von der Bestimmung des Weges der Lichtstrahlen, im engern Sinne aber nur diejenigen Lehren, die den geradlinigen Fortgang der Lichtstrahlen betreffen, und ist demnach von der Dioptrik, Katoptrik, Perspective und Photometrie (s. d. Art.) unterschieden. Die O. lehrt, daß das Licht sich nach geraden Linien ausbreitet und daß die Erleuchtung sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung und wie der Sinus des Einfallswinkels verhält; ferner enthält sie die Lehre von der Grenze der Schatten und den Bildern, die sich im dunklen Zimmer durch das Einlassen von Lichtstrahlen darstellen, und die Lehre vom Sehwinkel. Der Erste, der über die O. geschrieben hat, war Euklides in seiner „Ὀπτικά", welche 61 Sätze über die scheinbare Größe gleicher und ungleicher Linien bei bestimmter Stellung des Auges enthält. Ptolomäus' O. im II. Jahrh. ist nicht auf uns gekommen. Der arabische Mathematiker Alhasen im XII. Jahrh. hat sich um die O. sehr verdient gemacht. Vervollkommnung der optischen Wissenschaften findet man in Maurolycus' „Theoremata de lumine et umbra ad perspectivam et radiorum incidentiam facientia" (Venet. 1575. 4.); Porta's „Magia naturalis" (Neap. 1558. Fol.); „De refractione, optices parte" (Neap. 1593. 4.); Aguilonius' „Opticorum libri sex" (Antwerp. 1613. Fol.) und in neuester Zeit in dem Werke von J. F. W. Herschel „Vom Lichte" (übersetzt von Eduard Schmidt, Stuttgart 1831). 40.

Optimaten (optimates) hießen im alten Rom die Glieder der Partei, welche es mit dem Senate und den vornehmsten Staatsfamilien hielten; daher auch überhaupt die Vornehmern, der Adel. Das Wort ist eine Übersetzung des griechischen ἄριστοι. 9.

Optimismus (von optimus, der beste) ist die Lehre von der besten Welt oder die Ansicht, daß Alles, was geschehe, aufs Beste und zum Besten geschehe, eine Lehre, die in einer gewissen Zeit große Sensation in der Philosophie und Theologie machte und auch noch vielfach verhandelt wird. Weil nämlich die christ-

liche Philosophie, indem sie einen allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer der Welt annahm, genöthigt war, alle Erscheinungen mit diesen Eigenschaften Gottes in Einklang zu bringen, so mußte die ganze Welt und jede einzelne Begebenheit in derselben der Idee von Vollkommenheit entsprechen, die man mit den Wirkungen eines solchen Wesens nothwendig verbindet. Daher mußte selbst das Böse, welches diese Harmonie zu stören schien, auf irgend eine Weise für die Gesammtheit und im Zusammenhange der Erscheinungen ein Gutes sein oder doch nur als unvermeidliche Beschränktheit der Endlichkeit gelten. So faßte diese Lehre besonders Leibnitz auf und führte sie mit großem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit durch in seiner Theodicee, in welcher er gleichsam Gott rechtfertigte wegen des in der Welt vorhandenen Übels, und, trotz diesem, die Vollkommenheit und Harmonie der Welt als der besten unter allen möglichen behauptete. — Im praktischen Leben bewährt sich diese Ansicht als religiöses Vertrauen auf Gottes Vorsehung in den einzelnen Begebenheiten, indem wir auch das scheinbare Übel geduldig annehmen, in der Überzeugung, daß es doch zu Etwas gut sei. Freilich kann auch dieser Glaube zu weit gehen, wenn er entweder zu viel auf Gott baut und im Vertrauen auf die Vorsehung selbst müßig ist oder in überspannter Bewunderung der Schöpfung jedes Einzelne auch als Einzelnes gut findet, ohne die Mängel desselben zu beachten, die nur durch dessen Beziehung aufs Ganze compensirt werden können. Diese letztere Abart des O. ist mit viel Witz von Voltaire in seinen berühmten „Candide" persiflirt worden. — Dieser praktische O. liegt besonders auch den pantheistischen Weltanschauungen sehr nahe, daher wir Spuren desselben schon bei den Stoikern und Neuplatonikern finden. Vergl. M. H. Reinhard's „Comment. de mundo optimo, praesertim e Stoicorum sententia" (Torg. 1738. 8.); ferner „Leibnitii doctr. de m. opt. sub examen denuo revocata a Creutzero" (Lips. 1795. 8.); „Diss. qui a remporté le prix sur l'optimisme avec les pièces qui ont concouru" (Berl. 1755. 8.); „Sammlung von Schriften über die Lehre von der besten Welt" (Rost. 1759. 8.); Kant's „Betrachtung über den Optimismus" (1759. 4.). 80.

Orakel (*χρησμοί, λόγια, πρόφαντα;* lat. oracula) bedeutet in den mythischen Religionen des ganzen Alterthums 1) Götterausspräche, die man durch gottgeweihte, begeisterte Personen erhalten zu können glaubte und 2) den Ort, wo dem allgemeinen Glauben nach man dergleichen Götterausspräche erhielt. Daß bei der Darstellung der Entstehung der O. uns blos Vermuthungen leiten können, liegt in der Unzuverlässigkeit und der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, die uns aus den ältesten Zeiten geboten werden, in denen die O. bereits als ausgebildete, auf Religion und Politik Bezug habende Institute hervortreten; indeß möchte doch wohl mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden können, daß der Haupt- und ursprüngliche Grund zu ihrer Entstehung in dem den Menschen so natürlichen Wunsche, die Zukunft zu erfahren, liege. Mit der Gottheit selbst war aber in den frühesten Zeiten auch das O. gegeben, wobei die Priester, bei denen man sich als weisen und gottvertrauten Männern Raths erholte, stets die Mittelspersonen waren; so hatten ja auch die Hebräer in dem Urim und Thummim (s. d. Art.) des Hohenpriesters ihr O. Und dieß scheint selbst der Ursprung der ältesten ägyptischen O. gewesen zu sein, die sich zu Meroe und in dem ägyptischen Theben befanden, deren nähere Einrichtungen aber wir eben so wenig genau kennen, als des aus diesen beiden entstandenen so berühmten O. des Jupiter Ammon in der lybischen Küste. Daß diese O. aber hauptsächlich durch den Handel der damaligen Zeit sich ihr Ansehn erhielten, liegt klar vor, da das ganze Leben der damaligen Zeit in einem kaufmännischen Umherziehen bestand, bei dem man wohl nicht selten den Wunsch äußern mochte, ob der einzuschlagende Weg und die vorzunehmende

Wanderung sich auch des Segens der Gottheit werde erfreuen können. Eine weit größere Ausdehnung und Bedeutung erhielten die O. bei den Griechen, ja sie erscheinen hier, vermittelst des religiösen Nationalglaubens, daß durch dieselben der Götter Sinn sich kund gebe, als bestimmte Institute, die verschiedenen Stämme und Staaten Griechenlands durch ein gemeinsames religiöses Band zu einem Ganzen zu vereinigen. Bei den Griechen war die Imagination lebhafter, die Götterlehre zu einem Systeme ausgebildet, das Ansehn und der Einfluß der Priester aber, in deren alleinigem Besitze man alle Weisheit glaubte und deren Urtheil man nicht nur bei merkwürdigen Naturerscheinungen, sondern auch bei häuslichen und politischen Unternehmungen als allein competent zu Rathe zog, viel bedeutender als in jener Urzeit orientalischen Lebens, wo noch nicht an feste Staatenbildung und Politik zu denken war, wenn auch die griechischen O. Nachbildungen der ägyptischen zu sein scheinen. Das älteste O. Griechenlands aber war das zu Dodona, das der Sage nach von Priesterinnen, die πέλειαι (bedeutet auch Tauben) hießen, gegründet war, eine Benennung, welche die Fabel veranlaßte, daß man hier durch Tauben die Antworten der Götter verstehe. Später wurde hier der Wille der Gottheit durch den Klang eines an einen Eichbaum aufgehängten ehernen Beckens, dann durch den heiligen Quell und später durch das Dröhnen der sich gegenseitig berührenden ehernen Kessel verkündigt. Dieses O. bestand zwar ziemlich lange, verlor jedoch bald an Bedeutsamkeit. Gleichzeitig mit diesem scheint ferner ein O. in Böotien entstanden zu sein, das zuerst der Gäa, dann der Themis und endlich dem Apollo angehörte. Mittelpunkt griechischer Verehrung aber wurde das O. zu Delphi in Phocis, das dem Apollo, dem eigentlichen Gotte der Weissagung, angehörte. Der Sage nach hatte eine Ziegenheerde diesen heiligen Ort entdeckt, die bei der Annäherung zu einer sich dort befindenden Höhle von einem ungewöhnlichen Triebe zu hüpfenden Bewegungen ergriffen wurde. Da dieselbe Erscheinung auch bei Menschen wiederkehrte, wurde dieser Ort vorzugsweise für einen heiligen gehalten und selbst dann, als es seine vollkommene Ausbildung erhalten hatte, mußte die Priesterin (Pythia), die die O. austheilte, auf einen Dreifuß sich über diese Höhle setzen, um durch die aus derselben hervorströmenden prophetischen Dünste sich zu begeistern. Daß die Antworten, zumal da diejenigen, die das O. befragten, ihre Frage meistens schriftlich einreichen mußten, nur von den Priestern geleitet wurden, leuchtet ein, und daher kam es auch, daß sie in der Regel so dunkel und zweideutig waren, daß sie sich auf jeden Erfolg deuten ließen. Wie groß das Ansehn und der Einfluß aller, namentlich aber dieses Orakels gewesen sei, beweist, daß alle Staatseinrichtungen und Staatsunternehmungen, neue Gesetze, Aussendung von Colonien u. s. w. erst durch die Weihe des Orakels gültig wurden. Indessen verlor auch dieses O. im Fortgange der Zeit und bei steigender Cultur seine Bedeutung. Es erhielt sein Scheinleben bis in das IV. Jahrh. n. Chr., doch erscheint es schon zu Juvenal's Zeit verstummt (vergl. Juv. Sat. VI, 555.). Außerdem gab es aber noch eine große Anzahl anderer O. in Griechenland, die wir jedoch übergehen, da sie weniger von Bedeutung waren und dasselbe Schicksal hatten wie die vorigen und nach Alexander's des Großen Zeiten durch orientalische Gaukeleien verdrängt wurden. — Was die O. der Römer anlangt, so kann man zwar zu ihnen die albunea sylva, die cumäische Sibylle, das O. des Faunus und der Fortuna zu Präneste rechnen, allein alle diese hatten sich schon zur Zeit der Gründung Roms verloren; dagegen lassen uns das Mysteriöse des römischen Gottesdienstes überhaupt und die eigends zu Weissagungen, Prophezeihungen und Zeichendeutung angestellten Priestercollegien der Haruspices, Duumviri, Decemviri, Quindecimviri sacris faciundis etc. deutlich erkennen, daß auch sie von diesem Aberglauben nicht frei waren, und außerdem vertraten, wenn man sich nicht geradezu

an die gangbarsten O. in Griechenland wendete, was allerdings sehr häufig geschah, in Rom die sogenannten sybillinischen Bücher deren Stelle. Bei merkwürdigen und zweifelhaften Ereignissen, bei großen Unglücksfällen, bei ungünstigen Prodigien u. s. w. wurden die sybillinischen Bücher zu Rathe gezogen, um zu erforschen, wie man der anfangs auf Unglück deutenden Zukunft Glück und Gedeihen abgewinnen könne. Im Jahre der Stadt Rom 670 verbrannten mit dem Capitole auch zugleich diese sibyllinischen Bücher, die man jedoch aus Abschriften einzelner Aussprüche wieder herzustellen suchte. Die Quindecimviri machten daraus neue Bücher, die August in zwei vergoldeten Schränken unter dem Fußgestelle des Apollo in dessen Tempel auf dem Palatin aufbewahren ließ. In Rom verlor sich der Glaube an O. erst seit dem steigenden Einflusse des Christenthums. Haben aber auch die O. ihr Ansehen und ihren Einfluß als öffentlich sanctionirte Institute verloren, so hat doch der Aberglaube selbst noch jetzt in unsern gebildeten Zeiten hauptsächlich unter den niederen Volksclassen sich die Macht erhalten, so daß man auch jetzt noch, wenn man in zufälligen glücklichen oder unglücklichen Ereignissen ein Entscheidungskennzeichen für die Gestaltung der Zukunft erkennen will, wie es leider gar häufig geschieht, unwillkührlich an den Orakelglauben der alten Völker sich zu erinnern genöthigt sieht. 20.

Orangen, s. Citronen.

Orangisten, Oranienmänner (Orangemen) heißen die Mitglieder eines in England und Irland weitverzweigten Vereins, welcher ursprünglich den Zweck hatte, die Interessen des Protestantismus gegen den Katholicismus aufrecht zu erhalten. Der Name kam zuerst nach der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien auf und wurde den protestantischen Irländern beigelegt, welche sich der allgemeinen Bewegung der katholischen Bevölkerung Irlands zu Gunsten Jakob's II. nicht anschlossen, sondern Wilhelm von Oranien als König anerkannten. So erhielt sich diese Bezeichnung auch in der Folge und in der neuesten Zeit wurden die O., sonst nur Partei, jetzt als wirklich organisirter Verein, der sich in der Armee und Flotte weit verzweigte und den Herzog von Cumberland zum Großmeister hatte, von großer politischer Bedeutung, indem sie (obwohl zunächst die religiösen Interessen vertheidigend) fortwährend als Gegner der Reformer auftraten und so eine bedeutende Stütze der Tory's wurden. Endlich im Jahre 1835 ward eine Untersuchung über sie verhängt, deren Ergebniß die Auflösung der verschiedenen Logen war. Ob die O. neben ihren offen eingestandenen Zwecken noch andere, z. B. auf die Thronfolge bezüglich wirklich gehabt haben, ist nicht erwiesen. Wenigstens haben sie sich stets gegen diesen Vorwurf verwahrt. — Den Namen O. oder Oranier führt ferner in der niederländischen Geschichte die dem Hause Oranien ergebene Partei, welche die Macht der Statthalter möglichst geringen Beschränkungen unterworfen wissen wollte, während die Antioranier, in der Geschichte auch Patrioten genannt, auf Errichtung einer Republik hinarbeiteten. Das Nähere davon s. in dem Art. Niederlande. Seit 1830 endlich hat auch Belgien O., d. i. hier diejenige Partei, welche die Wiedervereinigung mit Holland oder wenigstens einen oranischen Prinzen auf belgischem Throne wünscht. 1.

Orang-Utang, s. Affe.

Oranien, Orange hieß ehemals ein kleines ungefähr 12 □M. umfassendes souveraines Fürstenthum in Frankreich (Departement Vaucluse), dessen Hauptort Orange (8800 Einw.) war. Das Geschlecht der Fürsten von O., seit dem XI. Jahrh. im Besitze des Landes, starb mit Philibert von Chalons im Jahre 1530 aus und ihr Besitzthum gelangte an den Neffen Philibert's, Renatus von Nassau (Ottonischer Linie), welcher sofort den Bestimmungen des Testaments zufolge Namen und Wappen des Hauses Orange zu dem seinigen hinzufügte. Doch kamen erst seine Nachkommen durch den Frieden zu Chateau Cambresis

(1598) in ruhigen Besitz des Landes. Nach dem kinderlosen Tode Wilhelm's III. von Nassau-O. (König von England) im Jahre 1702 entstand wegen des Erbes der sogenannte oranische Erbfolgestreit zwischen Preußen einerseits und den Fürsten von Nassau-Siegen und dem Statthalter von Friesland, Fürsten von Nassau-Dietz, andererseits. Die Ansprüche des Königs von Preußen gründeten sich auf ein Testament Heinrich Friedrich's von O., seinem Großvater mütterlicher Seits, während der Prinz Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz das Testament Wilhelm's III. zu seinen Gunsten anführte. Nach langem Zwiste drang Preußen durch, trat aber das Land im Frieden zu Utrecht an Frankreich ab. Der Fürst von Nassau-Dietz erhielt dagegen den Titel „Prinz von O.", welcher später auf den König der Niederlande überging und jetzt dem jedesmaligen Thronfolger in Holland beigelegt wird. 15.

Oratorium, franz. oratoire; engl. oratory; ital. oratorio, ist ein musikalisches Drama ernsten, religiösen Inhalts, dessen Stoff meist aus der Bibel genommen ist, oder in poetischer, der Würde des Gegenstandes angemessener erhabener Sprache irgend eine religiöse Wahrheit von höherer Bedeutung abhandelt. Es kann rein lyrisch sein, wiewohl dieß seltner vorkommt, oder, wie es häufiger der Fall ist, eine dramatische Grundlage haben. In diesem Falle muß die Handlung stets sehr einfach und den zu erweckenden Gefühlen und Empfindungen angemessen sein, dieß um so mehr, da bei der Darstellung jede theatralische Action ausgeschlossen bleibt. Übrigens unterscheidet sich eben durch das vorherrschende dramatische Element das O. von der Cantate, bei welcher von einer Handlung keine Rede ist. — Das Vaterland des O. ist Italien. Ohne Zweifel geben die im Mittelalter so beliebten Moralien und Mysterien die erste Veranlassung zum O. und schon um die Mitte des XIII. Jahrh. hatte man in Rom die sogenannten Gonfalonieri, eine Gesellschaft, deren vorzüglichste Aufgabe es war, in der Charwoche das Leiden Christi (Passion) aufzuführen. Später erhielten diese Aufführungen eine bestimmtere Form und größern Umfang, vorzüglich durch A. Philibert von Neri (geb. 1515, gest. 1595), den Stifter der Congegration des Priester-Oratorium zu Rom, welcher in der Chiesa nuova, wo er Sonntags predigte, musikalische aus der Bibel entlehnte Stücke (laudi) durch Animuccia zur Aufführung bringen ließ. Größere Ausbildung bekam das O. im Jahre 1600 durch Emilio de Cavaliere, welcher das Recitativ hinzufügte, und später (1656) durch Spagna, welcher zuerst Arien, Duetts u. s. w. einwebte. Seine heutige Gestalt empfing das O. vor Allem durch Bach und Händel, denen später Haydn, Beethoven, Friedr. Schneider, Spohr, Rieß, Leonhard, Bernh. Klein, Schicht u. A. würdig nachfolgten. Wir erinnern nur an Bach's „Passion"; Händel's „Messias", „Judas Makkabäus", „Samson"; Haydn's „Schöpfung" und „Jahreszeiten"; Beethoven's „Christus am Ölberge"; Spohr's und Schneider's „Weltgerichte"; Schicht's „Ende des Gerechten"; Rieß's „Sieg des Glaubens". 29.

Oratorium (Priester des) heißen die Glieder einer an keine Klostergelübde gebundenen Brüderschaft, welche der fromme Florentiner Philibert von Neri, der die Tage in Kirchen, Hospitälern und unter Kindern, die Nächte in den Katakomben zubrachte, im Jahre 1574 in Rom zu Andachtsübungen oder religiösen Unterhaltungen, womit später auch wissenschaftliche Studien verbunden wurden, stiftete und auf Gott und gute Menschen bauend ein Hospital erbaute, in dessen Betsale (oratorium) jene frommen Übungen gehalten, auch gottselige Bücher gelesen und erläutert wurden. Zu gleichem Zwecke errichtete Peter de Berulle im Jahre 1611 zu Paris die 1613 vom Papste bestätigte Congregation der Väter vom O. Jesu aus Gliedern mit und ohne Gelübde. Beide Orden, welche der Regel Augustins folgen, haben, namentlich der letztere, im Vereine mit den Maurinern um die

Wissenschaften große Verdienste sich erworben und die bedeutendsten Gelehrten, wie Malebranche, Morin, Richard, Simon u. A. gebildet. 63.

Orbigny (spr. Orbinji), ein französischer Reisender der neuesten Zeit, höchst verdient um die Erforschung Südamerikas, trat im Auftrage der Administration des naturhistorischen Museum zu Paris und auf Kosten der Regierung seine Reise im Juni 1826 von Brest aus nach Rio Janeiro in Brasilien an. Glücklich angelangt untersuchte er zuerst die Landstriche ostwärts vom La Plata, schiffte sich dann auf dem Paraña nach den Grenzen von Paraguay ein, bereiste die Provinzen Corrientes, Entrerios und Santa Fé, wo er besonders der geognostischen Bildung des Pamposbeckens seine Aufmerksamkeit widmete, wandte sich hierauf nach Patagonien, kehrte von hier den Rio Negro benutzend (40° — 29° S. B.) nach Buenos Ayres zurück, schiffte sich wieder ein und gelangte, das Cap Horn umsegelnd im Jahre 1830 nach Chili, kam nach Bolivia und bereiste den westlichen Abfall der Cordilleren, drang hierauf in der Provinz Chiquitos weit nach Osten vor, ging dann von den Ufern des Paraguay bis zu dem Matto Grosso, durchwanderte die höchsten Cordilleren und Oberperu, überstieg das Gebirge und schiffte sich endlich nach 7jähriger Reise am 25. Juli 1833 wieder nach Europa ein. — Die Ergebnisse dieser Reise sind höchst wichtig, da die zahlreichen und verschiedenartigen Entdeckungen O.'s über viele bisher noch ziemlich leere Gebiete der Naturwissenschaften ein helles Licht verbreiten. Über die Patagonier z. B. hat er zuerst alle Zweifel gelöst und den alten Streit über die Größe derselben beigelegt (sie messen durchschnittlich 5 F. 7 Z.). Ferner hat er mehrere Tausend zum Theil gar nicht, zum Theil nur unvollkommen bekannte Thier- und Pflanzengattungen zusammengebracht, die Geographie mehrerer Länderstriche, besonders Patagoniens, berichtigt und ausgefüllt, Alterthümer gesammelt, Kleidungen, Waffen u. a. m. der verschiedenen Völker mitgebracht und endlich auch 36 Vocabularien indianischer Sprachen gesammelt, welche allein schon die aufgewandte Zeit, Mühe und Kosten dieser Reise hinlänglich belohnen würden. Es steht zu erwarten, daß die französische Regierung die Herausgabe aller der von O. gesammelten so reichhaltigen Materialien unterstützen wird; Einzelnes ist bereits im Drucke erschienen. 22.

Orbilius Pupillus, ein aus Benevent gebürtiger Grammatiker, Zeitgenosse des Cicero, diente erst als Soldat im Felde, ertheilte dann in seinem Vaterlande Unterricht in der Philosophie und kam im 50. Jahre seines Alters nach Rom, wo er ebenfalls mit dem größten Beifalle lehrte. Wegen seiner großen Strenge gegen seine Schüler, denen er oft durch Schläge seine Lehren begreiflich zu machen suchte, erhielt er den Beinamen Plagosus, wie ihn auch Horatius nennt. Von seinen Schriften, die übrigens zahlreich gewesen sein sollen, ist uns nichts erhalten worden. Er wurde über 100 Jahre alt, verlor jedoch in der letzten Zeit seines Lebens sein Gedächtniß. Sprüchwörtlich wird noch jetzt sein Name von den Lehrern gebraucht, die ihre Lehren den Knaben durch Schläge beizubringen suchen. 20.

Orchan, türkischer Sultan, der jüngste Sohn Osmân's I., geb. um 1290 nach Chr., hatte sich bei der Eroberung von Brusa durch große Tapferkeit ausgezeichnet und ward deßwegen nach dem Tode seines Vaters (1326) zu dessen Nachfolger erwählt, als welcher er zuerst den Titel Sultan annahm, und schlug seine Residenz in Brusa auf. Nach Erweiterung seines Reichs strebend und die Mangelhaftigkeit der Organisation seines Heeres erkennend, stiftete er sogleich aus gefangenen christlichen Jünglingen ein Infanteriecorps (die Janitscharen s. d. Art.), ein Cavalleriecorps (die Sipahis s. d. Art.) und ließ sie tüchtig einüben und bald sah er die wichtigen Folgen dieser Maßregel. Er schlug den griechischen Kaiser Andronikus in mehreren Treffen gänzlich und zwang ihn nach Europa zurückzukehren, nahm Nikomedien und Nicäa (letzteres nach zweijähriger Belagerung),

unterwarf die Staaten mehrerer kleinen Emire und ward Herr von ganz Kleinasien. Seine Absicht, nach Europa überzusetzen, fand zwar an dem gänzlichen Mangel an Schiffen ein großes Hinderniß; doch schiffte einst in der Nacht sein Sohn Soliman mit 70 Mann auf Flüssen über den Hellespont, bemächtigte sich durch Verrätherei eines ohne Besatzung gelassenen Forts und wußte die benachbarten Schiffer zu bereden, 4000 Mann Türken auf ihren Schiffen nach Europa überzusetzen, welche kurz darauf Gallipoli eroberten. Hierzu kamen Thronstreitigkeiten zu Constantinopel und O. von dem Prätendenten Kantakuzeno um Hülfe gebeten, nahm mit Freuden diese Gelegenheit auf, um weiter vorzudringen. Mit seiner Hülfe ward Kantakuzeno auf den Thron gesetzt und dieser gab ihm nun seine Tochter Theodora zur Gemahlin, mußte aber, nachdem er die Türken von Neuem gegen Paläologus zu Hülfe gerufen hatte, es geschehen lassen, daß diese eine Anzahl eingenommener Städte für sich behielten. Nach seinem Tode verwüsteten sie ganz Thracien und Soliman nahm 1360 sogar Adrianopel weg; doch starb dieser kurz darauf daselbst an einem Sturze vom Pferde und O. vor Schmerz darüber 2 Monate später (1360). — Er hat die Größe des türkischen Reichs begründet, indem er nicht nur seine Grenzen nach Außen erweiterte, sondern daselbst auch im Innern durch eine bisher noch nicht stattgefundene Vertheilung der Verwaltung und Einsetzung von richterlichen Behörden befestigte und die Hülfsquellen des Staats durch Begünstigung des Ackerbaus mehrte. Ihm folgte sein Sohn Murad I. 37.

Orchester, franz. und engl. orchestre; ital. orchestra, heißt in Theatern und anderen zu Musikaufführungen bestimmten Localen (Concertsälen u. a. m.) der durch ein Geländer von den Zuhörern getrennte oft terrassenförmig erhöhte Ort, wo sich die Musiker aufhalten, dann auch der Verein der Musiker selbst. Während in Concert- und Ballsälen u. s. w. der Effect der Musik lediglich von der Stellung und Anlage des Orchesters abhängt, beruht derselbe in Schauspielhäusern, wo das O. stets unmittelbar vor der Bühne angebracht werden muß, mehr auf der allgemeinen Anlage und Einrichtung des Gebäudes; doch bleibt auch hier eine vortheilhafte Stellung der Stimmen immer genau zu berücksichtigen. 29.

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orcus, s. Unterwelt.

Ordalien, vom altdeutschen Ordel oder Urthel (judicia Dei, Gottesurtheile, Gottesgerichte), eine derjenigen Arten, wodurch man im Mittelalter bei dem Mangel regelmäßiger gerichtlicher Beweisführung in bürgerlichen und noch mehr in peinlichen Sachen auf außerordentlichem Wege die Schuld oder Unschuld Beklagter zu ermitteln wähnte. Da nämlich Zeugenschaften oft abgingen oder wegen der übertriebenen Begriffe von der Pflicht der Hülfeleistung, welche den Verwandten oder Vasallen gegen den Verwandten, den Lehnsherrn oder den Mitvasallen oblage, verdächtig waren, mündliche Versicherung aber durch die längst eingerissene Immoralität ihrer Kraft beraubt worden war und Eidschwüre, die man zu deren Verstärkung forderte, durch zu häufigen Gebrauch ihre Heiligkeit verloren, — so brachte die Erkenntniß solchen Unheils und die Unfähigkeit der menschlichen Richter, in solchen Fällen Recht oder Unrecht zu erforschen, den Gedanken der Berufung auf Gott selbst hervor, welcher hier, nach dem Glauben jener Zeit, die Wahrheit durch ein Wunder offenbaren müsse. Gott selbst wurde aufgefordert, für Recht und Wahrheit zu zeugen, entweder durch stärkenden Beistand oder durch Hemmung des Naturlaufes zu Gunsten dessen, der Wahres behauptete. Die Beklagten mußten sich nämlich feierlich in Gegenwart der Priester gewissen Handlungen unterziehen, welche nach menschlichem Urtheile nothwendig den Betheiligten schädlich werden mußten, wenn nicht die Gottheit durch ein Wunder sie rettete und so ihre Unschuld bezeugte, während das Mißlingen

dieser Proben als Zeugniß der Schuld angesehen wurde. Unkunde der Naturgesetze, beschränkte Begriffe von Gottes Weltregierung und der allgemeine Wunderglaube jener Zeit der Barbarei begünstigten das Aufkommen und die Verbreitung solcher durchaus abenteuerlichen, aller Vernunft wie allem Rechte Hohn sprechenden Beweisführung. Leben, Ehre und Gut der Menschen wurden so von blindem Zufalle oder von der Arglist und den geheimen Künsten derer abhängig gemacht, welche die Vorbereitung zu diesen Proben trafen. Tausende wurden auf solche Weise unschuldig dahin geopfert, während die ärgsten Verbrecher der Strafe entgingen. Man hatte sieben Hauptgattungen solcher Gottesurtheile, welche vorzüglich in Deutschland seit Einführung des Christenthums üblich waren: 1) der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Besiegte als schuldiger Theil erachtet wurde. Er galt bei vielen germanischen Völkern schon vor ihrer Einwanderung ins römische Reich und pflanzte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. 2) Die Feuerprobe, welche darin bestand, daß der Beklagte barfuß über glühenden Pflugschaaren einhergehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand tragen, oder endlich mit einem wächsernen Hemde angethan (Probe des wächsernen Hemdes) zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen durchlaufen und unverletzt bleiben mußte, wenn er für schuldlos gelten sollte. 3) Die Wasserprobe, wo der Verdächtige entweder in ein fließendes Wasser geworfen wurde (kalte Wasserprobe), oder seine nackten Arme in siedendes Wasser oder Öl tauchen mußte (heiße Wasserprobe oder Kesselfang) und, wenn er untersank oder seine Arme verletzt herauszog, für schuldig erklärt ward. 4) Das Brodurtheil oder der geweihte Bissen, welcher dem Angeklagten von einem Priester unter Verwünschungen in den Mund gegeben wurde. Derjenige, welcher den Bissen sogleich ohne Anstrengung verschluckte, ohne nachher zu erkranken oder Schmerzen zu empfinden, wurde von der Strafe befreit. 5) Die Abendmahlsprobe, welche besonders bei Geistlichen und Mönchen stattfand, wenn sie eines schweren Verbrechens verdächtig waren, wenn z. B. ein Diebstahl in einem Kloster geschah und der Thäter nicht zu entdecken war. Sämmtliche anwesende Klostergeistliche mußten dann bei einer feierlichen Messe in dem geweihten Brode oder der Hostie den Leib Christi unter der Verwünschung nehmen, daß er an ihnen zum Zeichen werden solle; denn man glaubte, daß der Schuldige alsdann plötzlich sterben oder erkranken müsse. 6) Die Kreuzprobe. Kläger und Beklagter hielten mit einander kreuzweise die Arme in die Höhe; wer am längsten in dieser Stellung verharrte, behielt Recht, oder es wurden zwei Päckchen, in deren einem ein kleines Kreuz oder eine Reliquie eingewickelt lag, den Parteien auf Art eines Looses zur Wahl hingegeben. Wer das mit dem Kreuze versehene zog, war unschuldig. 7) Das Bahrrecht, dessen man sich zur Erforschung von Mördern bediente. Man führte denjenigen, wider welchen Verdacht des Mordes obwaltete, zur Leiche des Ermordeten und ließ ihn deren Wunden berühren. War er schuldig, meinte man, so würde frisches Blut aus den Wunden rinnen. Noch mehrere andere Arten solcher göttlicher Proben oder Gottesurtheile erdachte der Aberglaube und Gesetze schrieben sie vor. Vergebens waren die Verbote aufgeklärter Kaiser, die von Ludwig dem Frommen an bisweilen ergingen, bis allmählig seit dem XV. Jahrh. das römische und das kanonische Recht die barbarische Finsterniß der Gerichte verscheuchten und an die Stelle der Gottesgerichte den Reinigungseid einführten. Das Ende des XV. und der Anfang des XVI. Jahrhunderts kann als der letzte Zeitpunkt der Anwendung von O. in Europa angesehen werden. Nur das Bahrrecht blieb bis in die ersten Jahre des XVIII. Jahrhunderts noch üblich und bei Hexenprocessen erhielt sich bis ins XVII. Jahrh. die Probe des kalten Wassers. Man legte die der Hexerei verdächtigen Personen auf das Wasser und erklärte sie, wenn sie schwammen, für überführt (Hexenbad), oder man wog sie auch zuwe-

len auf einer Wage und erklärte sie, wenn sie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, für schuldig (Hexenwage). Die letzte Spur solcher Hexenwägung findet sich 1728 zu Szegedin in Ungarn. Dagegen finden noch jetzt bei mehreren außereuropäischen Nationen die Gottesurtheile statt, die meisten bei den Hindus, die Feuer- und Wasserprobe bei den Chinesen, der geweihte Bissen bei den Tschuwaschen und Ostjäken im asiatischen Rußland, die Feuerprobe bei den Senegambiern in Afrika, die Probe des kalten Wassers bei den Einwohnern von Siam und Pegu. Vergl. Fr. Mayer „Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland" (Jena 1795); Zwicker „Über die Ordale; ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte" (Göttingen 1818). 63.

Orden, lat. ordines; franz. ordres; engl. orders, sind Vereine von Menschen zu irgend einem Zwecke. Der Name ist dem römischen ordo (Reihe, Classe, Stand) nachgebildet, der im spätern Lateine für jeden Verein allgemein üblich ward und so in die neueren Sprachen überging. Vorzüglich wurden die einzelnen Mönchsvereine und später auch die Vereine der Ritter O. genannt, und beide Arten sind es vorzüglich, welche man meint, wenn man von O. überhaupt spricht, weßhalb man auch geistliche und weltliche O. unterscheidet, die aber in einzelnen wieder vereinigt sind. Doch hat man in neueren Zeiten auch andere Vereine, wie den der Freimaurer, Studentenverbindungen und politische Verbrüderungen unter dem Namen von O. auftreten sehen und pflegt überhaupt alle Verbindungen Mehrerer zu einem abgeschlossenen Ganzen für irgend einen Zweck mit diesem Namen zu bezeichnen. Ohne uns aber hier auf eine genauere Auseinandersetzung einzulassen, verweisen wir wegen des Nähern in Bezug auf die Mönchsorden auf die Artikel Kloster, Mönchswesen und die einzelnen O., in Bezug auf die weltlichen auf Ritterorden. 30.

Ordinaten nennt man parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen geraden Linie, der Abscissenlinie, an eine andere gerade Linie oder an eine krumme Linie in derselben Ebene gezogen sind. Sie heißen rechtwinklige oder schiefwinklige O., je nachdem sie mit der Abscissenlinie rechte oder schiefe Winkel bilden. Auch bezeichnet man mit O. diejenigen geraden Linien, die von einem gegebenen Punkte aus an eine gerade oder krumme Linie gezogen werden. 40.

Ordination ist in der protestantischen Kirche die feierliche Einweihung des in der Prüfung bestandenen, von der Gemeinde angenommenen und von dem Ephorus in die Gemeinde schon eingeführten Candidaten. Es geschieht dieß gewöhnlich mit großer kirchlicher Feierlichkeit. Nachdem von der Gemeinde ein Hauptlied des bei ihr eingeführten Gesangbuchs gesungen ist, begibt sich der Ordinirende mit dem zu weihenden Candidaten und noch einigen anderen Geistlichen an den Altar. Hierauf hält der Ordinirende eine auf die vorzunehmende heilige Handlung selbst sich beziehende Rede und am Schlusse derselben ertheilt er dem Ordinandus mittelst Handauflegen und frommer Segenswünsche alle Rechte und Befugnisse, als die Verwaltung der heiligen Sacramente, Ehen einzusegnen u. dergl. m., eines wirklichen Geistlichen. Auch die dabei assistirenden anderen Geistlichen sprechen unter Handauflegung fromme Segenswünsche für den Ordinandus aus. Hierauf genießt Letzterer noch zu größerer Feierlichkeit das heilige Abendmahl. Kann gleich jeder Geistliche die O. vollziehen, so pflegen dieß doch meist nur die Superintendenten der Hauptstadt, welche zugleich Consistorialräthe oder Consistorialassessoren sind, zu thun. Im Königreiche Sachsen geschieht jedoch jetzt die O. in der Kirche selbst, an welcher der Candidat als Prediger angestellt wird, und sie verrichtet der jedesmalige Ephorus der bezüglichen Gemeinde. Über die Entstehung der O. und den Gebrauch in der katholischen Kirche s. d. Art. Priesterweihe. 78.

Ordnung, lat. ordo; franz. ordre; engl. order, ist die Regelmäßigkeit in der Aufstellung neben einander liegender oder auf einander folgender Gegenstände

und das vorzüglichste Mittel zur Übersicht einer Menge durch Natur oder Zufall zusammengehöriger Dinge. In ihr zeigt sich der Sinn für Schönheit, Wahrheit und Vernunftmäßigkeit und sie ist von einer Vollendung des Geistes so unzertrennlich, daß umgekehrt von der O. und Regelmäßigkeit in der Anordnung der Welt sogar einer der Beweise für das Dasein Gottes hergenommen wird. In etwas engeren Bedeutungen nennen die Naturforscher zur Aushülfe bei der Classification der Naturgegenstände Ordnungen die über Geschlechtern und Arten stehenden höheren Abtheilungen und im juristischen Sinne versteht man unter O. ein Gesetz, welches den Geschäftsgang in irgend einem Fache der Staatsverwaltung regelt. — Ordnungsstrafen s. Geldstrafen. 30.

Ordonnance (Befehl) heißt in Frankreich überhaupt jede obrigkeitliche Verfügung, Mandat, und in dieser Hinsicht sind die Ordonnancen von 25. Juli 1830 berühmt, welche die Julirevolution erzeugten. — Beim Militair ist O. sowohl jeder Befehl, welcher vom Commandirenden gegeben wird, als auch derjenige, welcher denselben zu überbringen hat und welcher bei gewöhnlichen Fällen ein Gemeiner, bei wichtigeren ein Unterofficier oder Officier ist. — In manchen Ländern heißt auch O. eine vom Staate eingerichtete Botenpost zur Verbindung der oberen Behörden mit den niederen. 30.

Oreaden (Myth.), eine besondere Gattung von Nymphen (s. d. Art.) und zwar diejenigen, die sich vorzugsweise auf Bergen aufhielten, daher auch der Name. Abgebildet wurden sie als Jägerinnen, leicht aufgeschürzt und oft in Begleitung der Diana. 20.

Orelli (Johann Kaspar von), Professor der alten Sprachen an dem Carolinum zu Zürich, wurde daselbst am 13. Febr. 1787 geboren. Er stammt aus einer der Patricierfamilien, die ihrer Anhänglichkeit an die Reformation wegen aus den italienischen Vogteien nach der protestantischen Schweitz wanderten. Nachdem er in Wädenschweil, wo sein Vater Landvogt war, längere Zeit Privatunterricht genossen hatte, studirte er vom Jahre 1799 an zu Zürich, erhielt schon im 19. Jahre die Stelle eines reformirten Predigers in Bergamo und machte sich dort mit der Literatur der Italiener und der Sprache der Griechen und Römer genau bekannt, folgte aber im Jahre 1814 aus entschiedener Neigung zum Erziehungsfache dem Rufe an die graubündener Cantonsschule zu Chur und ward 1819 als Professor der Beredtsamkeit und Hermeneutik an das Carolinum zu Zürich berufen, erregte aber hier bald Verdacht wegen seiner Grundsätze, weßhalb er die Schrift über „Rationalismus und Supernaturalismus" (Zürich 1822) in Gemeinschaft mit Schultheß herausgab. Von nun an widmete er sich ausschließlich der Philologie. Er wußte als Lehrer durch gehaltreiche Vorträge, durch Wohlwollen, Freisinnigkeit und Klarheit besonders die Herzen der Jugend an sich zu fesseln, die er auch als Patriot für die Gefühle der Vaterlandsliebe begeisterte. Besonders gefeiert wurde sein Name, als er sich mit Aufopferung und Beharrlichkeit der Griechen im Freiheitskampfe durch Unterstützung an Geld und Rathschlägen im Vereine mit Zschokke, Hirzel, Merian, Frey, Ott, Bremi und Kaiser auf das Edelmüthigste annahm. Er übersetzte die Verfassungsurkunden des befreiten Griechenvolkes, so wie Korais' „Politische Ermahnungen an die Hellenen" und sprach sich in den Vorreden zu beiden Werken mit besonderer Kraft und großem Nachdrucke für die Sache ihres Landes aus. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er mit dem griechischen Bürgerrechte beehrt. Vorzüglich berühmt machte er sich durch die Herausgabe des Cicero, „Ciceronis opera, quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta" (Zürich 1828. 5 Bde.). Auch besorgte er eine kritische Ausgabe der Fabeln des Phädrus (Zürich 1832). Von seinen übrigen Schriften bemerken wir nur sein „Bündtnerisches Reformationsbüchlein" (Chur 1819) und „Geschichtliche Darstellung der Reformation in der Schweitz

und Bünden" (Chur 1819). — Nicht zu verwechſeln mit ihm iſt Johann Konrad, geb. im Jahre 1770 zu Zürich, wo er anfangs Diakonus, dann Pfarrer, Kanonicus und Kirchenrath war und im Jahre 1826 ſtarb, welcher ſich beſonders durch ſeine Ausgaben der claſſiſchen Schriftſteller und Kirchenväter bekannt gemacht hat. Dieſe ſind: „N. Damasceni historiarum excerpta et fragmenta" (Leipz. 1804. Suppl. 1811); „Jac. Baldii carmina selecta" (Turin 1805. 2. Aufl. 1818); „Arnobii libri VIII. adv. gentes" (Leipz. 1816. 2 Bde.); „Epicuri fragmenta" (Leipz. 1818); „Salustii libellus de diis et mundo" (Leipz. 1821); „Publ. Syrii Mimi et aliorum sententiae" (Leipz. 1822. Suppl. 1824); „Opuscula Graecorum vet. sententiosa et moralia", griech. und lat. (Leipz. 1819—1821. 2 Thle.). 31.

Oreſtes iſt einer der berühmteſten tragiſchen Helden des griechiſchen Alterthums, von dem wir die älteſten Nachrichten beim Homer finden. Nach dieſem Dichter war O. der Sohn des Agamemnon und der Klytämneſtra und war noch Kind, als ſein Vater durch Ägiſthus und die Klytämneſtra ermordet wurde. Als er aber herangewachſen war, nahm er furchtbare Rache und ermordete nicht nur den Ägiſthus, ſondern auch ſeine Mutter. So Homer, weit ausführlicher lauten die Nachrichten der Tragiker. Zwar werden von ihnen ebenfalls Agamemnon und Klytämneſtra als Eltern des O. genannt, allein ſchon in die Zeit ſeiner Erziehung verflechten ſie mehrere andere Nebenperſonen, unter denen hauptſächlich des O. Schweſter, Elektra, zu nennen iſt, die ihn zum Strophius, Onkel des O., brachte, wo er erzogen wurde und mit Pylades ein enges Freundſchaftsbündniß ſchloß. Vom Orakel zur Rache gegen die Mörder ſeines Vaters aufgefordert geht er in Begleitung des treuen Pylades nach Mycená, gibt ſich bei ſeiner Mutter für einen Boten aus, den man abgeſchickt habe, um ihr den Tod des O. zu melden, wird vom Ägiſthus und ſeiner Mutter nebſt dem Pylades, der in einer mitgebrachten Urne die Aſche des O. zu bringen vorgibt, aufs Freundlichſte empfangen, aber unterdeß mit ſeiner Schweſter Elektra bekannt und findet durch dieſe Gelegenheit den Ägiſthus und ſeine Mutter ermorden zu können. Als Mörder ſeiner Mutter aber verfällt er nun den Furien, die ihn unabläſſig quälen und ohne Ruhe von einem Orte zum andern treiben. Von Gewiſſensbiſſen gepeinigt eilt er mit dem Pylades nach Athen, wird vor dem Areopagus als Mörder angeklagt, aber freigeſprochen. Nach einer andern Angabe wendet er ſich nach Delphi und befragt das Orakel, das ihm befiehlt die Bildſäule der Diana in Tauris zu holen und nach Argos zu bringen. Auch hierhin begleitete den O. ſein Freund Pylades. Kaum hier angekommen fallen ſie in die Hände des Königs Thoas, der ſie, da es Geſetz in ſeinem Lande war, alle Fremden zu opfern, der Prieſterin der Diana zuſchickte, um an ihnen das Opfer zu vollziehen. In dem Augenblicke aber, als die Prieſterin den Todesſtreich führen will, erkennt O. in ihr ſeine Schweſter Iphigenia und ſie ihren geliebten Bruder. Beide nebſt dem Bildniſſe der Göttin kehren nun nach Griechenland zurück und die Götter ſind verſöhnt. O. herrſchte nun über Argos, Sparta und Mycená, vermählte ſich mit der Hermione, mit der er den Tiſamenus zeugte. Er ſoll endlich in einem Alter von 90 Jahren, nachdem ihn zu Oreſtia in Arkadien eine Schlange gebiſſen habe, geſtorben ſein. Später wurde ſein Körper nach Sparta gebracht, wo er in der Nähe des Tempels der Parzen begraben wurde. Die poetiſchen Meiſterwerke des Alterthums, die uns des O Schickſale erzählen, ſind: des Äſchylus „Eumeniden" und „Koephoren", des Sophokles „Elektra", des Euripides „Oreſtes" und „Iphigenia in Tauris." Mehrere andere Dichterwerke des griechiſchen Alterthums, die ebenfalls des O. Schickſale enthielten, ſind verloren gegangen. 20.

Oreſtes, Geheimſchreiber am Hofe des Hunnenkönigs Attila, Sohn des Tatullus, aus Pannonien gebürtig, ging um das Jahr 453 nach Rom, wo er

zum Patricier und Befehlshaber der Truppen ernannt wurde. Mit Hülfe der Soldaten vertrieb er 475 den Kaiser Nepos und setzte seinen Sohn, Romulus Augustulus, als dessen Nachfolger ein. Nach der Eroberung Roms durch Odoacer fand O. 476 seinen Tod zu Piacenza. 77.

Orfila (Matthias Joseph Bonaventura), berühmter ärztlicher Schriftsteller, ward zu Mason auf Minorka am 24. April 1787 geboren. Er hatte bereits einige Jahre zu Barcelona und Valencia Medicin studirt, als ihn König Karl IV. von Spanien im Jahre 1807 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris schickte. Hier eröffnete er im Jahre 1811 besondere Vorlesungen über Chemie, Physik, Botanik und gerichtliche Medicin, wurde hierauf 1819 Professor der medicinischen Chemie und gerichtlichen Medicin an der medicinischen Facultät zu Paris und nach und nach Leibarzt des Königs, Correspondent der Akademie, Mitglied der königlichen Akademie der Medicin, so wie vieler anderer gelehrten Gesellschaften, und ist jetzt seit 1831 Decan der Facultät. — Sein berühmtestes Werk ist „Traité des poisons, tirés des règnes minéral, végétal et animal ou Toxicologie général" (zuerst Paris 1819. 2 Thle. und hierauf in mehreren Auflagen, deutsch zuerst von Hermbstädt, 1818. 4 Thle., sodann von O. B. Kühn, 1829 u. 1830. 2 Bde., und von Seemann und Carls, 1829 u. 1831. 2 Bde.). Wegen der vielen mit Giften gemachten Versuche an lebenden Thieren und der daraus gewonnenen Resultate über die Wirkung dieser Gifte auf den lebenden und todten Körper, so wie der zu ihrer Neutralisation angewendeten Gegengifte ist diese Schrift als classisch anzusehen und hat ihrem Verfasser die erste Stelle unter den Toxikologen verschafft. Außer derselben besitzen wir von O. ein mit der vorigen in Verbindung stehendes Schriftchen: „Sécours à donner aux personnes empoisonnées" (Paris 1818. Deutsch von Roschat, von Brosse und von Schuster), ferner seine „Elémens de Chimie médicale" (Paris 1817, deutsch von Trommsdorf. 6 éd. Paris 1836. 3 Voll.), seine „Leçons de médecine légale" (Par. 1823. 2 Voll. Deutsch von Breslau, Weimar 1822, und von Hergenröther, Leipz. 1829. 3 Bde.). Sein neuestes Werk ist sein mit Lesueur bearbeitetes „Handbuch zum Gebrauche bei gerichtlichen Ausgrabungen" (übers. von Günz, 1. Thl. 1832 und 2. Thl. 1835). 39.

Organ, lat. organum; franz. organe; engl. organ, bedeutet so viel als Werkzeug und wird vorzüglich zur Bezeichnung der festen oder enthaltenden Theile des menschlichen Körpers gebraucht, dem sie gleichsam als Werkzeug seiner Bewegung und anderer Verrichtungen dienen. Diese Organe sind aber in ihrer Bildung und Textur verschieden und man hat sie deßhalb in eine gewisse Anzahl von Classen oder Gattungen getheilt. Sehr scharfsinnig ist die Eintheilung von Béclard, welcher sie in das Zellgewebe, die Muskelfaser oder das Muskelsystem und das Nervensystem eintheilt. Jedes O. hat sein Eigenthümliches in dem Verhältnisse und der Art seiner Mischung, wovon denn auch das Eigenthümliche seiner Gestalt, Farbe, Härte, Weichheit ꝛc., ja selbst seiner Wirkungsart abhängt. — Organische Körper sind alle die mit Leben begabten natürlichen Wesen, folglich alle Pflanzen und Thiere, im Gegensatze zu den Mineralien, die man aus dem umgekehrten Grunde unorganische oder anorganische nennt und welche die andere Abtheilung der Naturkörper ausmachen. Der organische Körper hat immer eine constante, bestimmte Form, während die des anorganischen sich immer verändert zeigt; jener hat stets ein bestimmtes Volumen und jedes Thier, jede Pflanze haben ihre eigenthümliche Natur, während dagegen bei den anorganischen Körpern, den Mineralien, das Volumen des Körpers nichts von allen diesen darbietet. Der organische Körper ist ferner stets durch die Vereinigung mehrerer einander entsprechender Elemente gebildet, welche durch das Princip des Lebens zusammengehalten werden, während in dem anorganischen

die Zusammensetzungen seiner oft sehr verschiedenen Elemente unthätige, alles Lebens beraubte, mithin nie ihre Materie erneuernde Agglomerate sind. Ein Hauptunterschied ist es daher, daß die organischen Körper zwei Arten von Elementen darbieten, nämlich sogenannte chemische, die auch die anorganischen besitzen und welche, wie den Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff, die Chemie aus jedem Körper erhält, und sogenannte organische Elemente, deßhalb so geheißen, weil sie nur in lebenden Körpern vorhanden und die ausschließlichen Producte der Organisation und des Lebens sind, wie z. B. der Eiweißstoff, die Gallerte und der Faserstoff. Das Hauptunterscheidungsmerkmal der organischen Körper von den anorganischen sind aber die Acte ihres Ursprungs, ihrer Erhaltung, ihrer Veränderungen, die sie während ihres Daseins erleiden, ihres Endes und endlich die Acte, welche sie in sich selbst hervorbringen, die Gattung von den sie belebenden Kräften, so daß demnach diese Acte den organischen Körpern eine Zeugung zum Ursprunge, zur individuellen Erhaltungsweise eine Ernährung geben und am Ende ihren Tod herbeiführen; sie ferner während der Dauer ihres beschränkten Daseins die bestimmten Veränderungen der Lebensalter, der Gesundheit, der Krankheit erleiden lassen und sie endlich bis auf einen gewissen Punkt von den allgemeinen physischen und chemischen Kräften unabhängig und dagegen durch besondere Kräfte, die man vitale nennt, belebt zeigen, kurz das begründen, was man das Leben der organischen Körper, zu welchem alle Pflanzen und Thiere gehören, nennt. Wegen dieser großen Verschiedenheiten, welche diese Körper sowohl in Rücksicht ihrer Structur, als in ihren Acten darbieten, muß natürlich das Studium derselben den Gegenstand von gesonderten Wissenschaften bilden, so daß durch das Studium ihrer Structur die Anatomie, durch das ihrer Acte im gesunden Zustande die Physiologie und das ihrer Acte im kranken Zustande die Pathologie begründet wird. 7.

Organisation bezeichnet einerseits die Art und Weise der Structur der materiellen Zusammensetzung des organischen, mit Leben begabten Wesens, die Gesammtheit der seinen Körper bildenden Organe, andererseits die besondere Textur eines Theiles, die Zahl und Disposition seiner anatomischen Elemente, wie Zellgewebe, Gefäße, Nerven, so daß man sowohl von der O. des menschlichen Körpers, als auch von der O. der Lunge, des Herzens, Magens ꝛc. spricht. Zwar ist die O. bei jedem lebenden Wesen bedeutend verschieden und stellt sich von dem einfachsten bis zum complicirtesten Zustande unter sehr verschiedenen Formen dar; allein eine eigenthümliche Lebenskraft und Bildungstrieb besitzen alle oder doch die Gesammtheit der Organe, wodurch alle Theile in einem organischen Wesen sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen. 7.

Organismus stellt die einzelnen Theile (Organe, s. d. Art.) des organischen Körpers in ihrer Gesammtheit dar. Die Verrichtungen, welche dem O. obliegen, sind bei den Pflanzen von zweierlei Art, für das Wachsthum und die Ernährung des Individuum und für seine Reproduction (Selbsterneuerung, Selbsterhaltung); bei den Thieren hingegen kommen hierzu noch die Verrichtungen der Empfindung und der Bewegung. Jedoch entstehen aus diesen 4 Verrichtungen, da zu der Erfüllung jeder einzelnen wieder mehrere Thätigkeiten in Anspruch genommen werden, wieder mehrere complicirte Verrichtungen. So bedarf es z. B., was zuerst die Ernährung anlangt, noch einer Function, durch welche das lebende Wesen aus seiner äußern Umgebung die sich aneignende Materie schöpft, nämlich der Auffaugung (s. Absorption) und einer andern, vermöge welcher es die Materie, aus der es vorher bestand und die die erstere zu ersetzen bestimmt ist, wieder hinaus befördert, der Transspiration (s. d. Art.). Dieß gilt jedoch blos in Bezug auf einfachere lebende Wesen, welche das, was sie aufgesaugt haben und wozu auch die Luft gehört, nicht weiter zu

verarbeiten brauchen, weil das Medium, in welchem sie leben, die von ihren aufzusaugenden Materialien schon ganz fertig bereitet enthält. Allein bei complicirteren Thieren sind diese Materialien in dem umgebenden Medium nicht ganz zur Aufsaugung bereit, sondern das lebende Wesen muß sich zuvor einer Ausarbeitung unterwerfen; es hat dann nämlich eine Verrichtung mehr und dieß ist die Verdauung (s. d. Art.). Die Luft wird dann auf dem alten Wege, wie bei jenen einfachen Thieren, auch nicht mehr aufgesaugt, so daß dann noch eine 4. Verrichtung an einer andern Stelle, nämlich die Respiration (s. Athmen), hinzutritt. Da es nun in diesen Fällen nothwendig ist, daß das Product der Verdauung sich mit dem der Respiration vermischt und daß beide alsdann zu den Theilen gelangen, wo ihre Assimilation (s. d. Art.) vor sich gehen soll, so sind eigene Gefäße dazu bestimmt, alle diese Transporte zu bewerkstelligen, durch welche Bestimmung dieser Gefäße eine andere, ebenfalls neue, Verrichtung, nämlich der Kreislauf (s. Adern und Blut), begründet wird. Zu allen diesen hat sich noch eine 5. Verrichtung gesellt, nämlich die Absonderungen (s. Secretion und Secretionsorgane). Da sich aber die Physiologen bei einem auf solche Weise organisirten Wesen mit diesen 5 Verrichtungen nicht begnügen konnten, so fanden sie, daß aus diesen noch 2 neue hervorgingen und zwar 1) aus der Thätigkeit, durch welche sich die Materie assimilirt, eine eigentliche Ernährungsverrichtung, und 2) die Wärmebildung, welche aus der Thätigkeit, durch welche die Materie den zur Unterhaltung der Temperatur des Körpers nothwendigen Wärmestoff liefert, hervorgeht. Es bedarf wohl erst keiner weitern Erklärung, daß der Mensch in dieser Beziehung den complicirtesten O. darstellt; denn in ihm wiederholen sich nur alle übrigen Organismen der Natur. (Vergl. Mensch.) 7.

Orgel, lat. organum; franz. orgue; engl. organ; ital. organo, das größte, kunstreichste und hinsichtlich ihrer Wirkung das großartigste aller musikalischen Instrumente, besteht ihrem Mechanismus nach aus vier Hauptheilen, den Bälgen (s. d. Art.) mit den Windcanälen, der Windlade, dem Pfeifenwerke und der Claviatur (Manual und Pedal) mit ihren Regierwerken. Was die ersteren betrifft, so muß sich ihre Zahl und Größe nach dem Umfange des Orgelwerks richten, auch ist darauf zu sehen, daß sie, wenn es irgend die Örtlichkeit erlaubt, nicht niedriger als das Orgelwerk selbst zu stehen kommen, da sonst die Kraft des Windes bedeutend geschwächt wird. In der untern Platte des Balges ist der sogenannte Windcanal angebracht, welcher den Wind in den Hauptcanal und von hier durch die verschiedenen Nebencanäle in die Windlade verführt. Letztere, einer der wichtigsten Theile der O., führt nur durch die Cancellen (s. d. Art.) den einzelnen Pfeifen, die auf ihr in eingebohrten Löchern angebracht sind, den Wind zu, welcher sie mittelst durch Anschlagen des Clavis geöffneter Ventile aus dem eigentlichen Windkasten erhalten hat. Auf dem obern Theile der Windlade ist der Pfeifenstock angebracht, ein Stück Bret, auf welchem die Pfeifen in Löchern, die mit denen in der Windlade zusammenpassen, ruhen. Um ferner das Ansprechen aller auf der Windlade stehender Pfeifen zu verhüten, ist unter dem Pfeifenstocke auf jeder Reihe der Löcher ein linealförmiges verschiebbares Holz angebracht, welches ebenfalls in derselben Ordnung wie die in der Windlade gebohrte Löcher enthält und durch die Befestigung an die sogenannten Registerwellen und die Registerstangen, die dann durch das Gehäuse der Orgel hindurch bis heraus neben die Claviatur gehen (Registerknöpfe), nach Belieben des Spielers heraus oder hinein gezogen werden kann, also entweder die Löcher der Windlade verdeckt oder öffnet. Was das Pfeifenwerk anlangt, d. i. die Stimmen oder Register der O., so unterscheidet man hier Flöten- und Schnarrwerke, und zwar offene oder gedeckte (Gedackte). Die Pfeifen beider werden entweder aus Holz oder Metall

(Zinn mit Bleizusatz) verfertigt und erhalten nach Maßgabe des erforderlichen Tons verschiedene Größe. Jedes Register nun, welches aus oben offenen Pfeifen besteht und die Töne der Tonleiter wie das Clavier angibt, wird ein achtfüßiges Register genannt, weil die größte Pfeife desselben, welche den tiefsten Ton der O., das große C angibt, von ihrem Kerne an 8 Fuß lang ist; soll aber jeder Ton um eine Octave tiefer erklingen, so müssen natürlich die Pfeifen nun noch einmal so lang sein, und dann erhält man ein sechszehnfüßiges Register. Vierfüßig endlich würde ein Register dann sein, wenn die tiefste Pfeife nur 4 F. lang wäre, wo natürlich jeder Ton um eine Octave höher erklingt. Die Gedackte dagegen, d. i. die Register, deren Pfeifen oben vermittels eines Stöpsels verdeckt sind, geben stets den Ton um eine Octave tiefer an, als die offenen von doppelter Länge, und man sagt daher von einem Gedackte von 4 F. Länge, er habe 8 Fuß Ton ꝛc. Bei den Flötenstimmen wird der Ton vorzüglich dadurch hervorgebracht, daß der Wind durch den Aufschnitt über den am Labium (oder Lefze) angepaßten Kern hinwegstreicht, bei den Schnarrwerken aber entsteht der Ton durch die Zunge, d. i. ein dünnes messingnes Blatt, welches das fast gänseschnabelförmige Mundstück der Pfeife bedeckt und durch den Wind in zitternde Bewegung gesetzt wird. Übrigens ist zu bemerken, daß man als die Hauptstimme jeder O. ein offenes Flötenwerk, das Principal betrachtet, welches 4-, 8- oder 16füßig sein kann und stets im Prospecte steht, d. i. die Gesichtspfeifen der O. enthält. Außerdem aber unterscheidet man die einfachen Stimmen, d. i. solche, welche nur einen Ton angeben, von den gemischten oder Mixturen, d. i. solchen, die Terz, Quinte und Octave mit angeben und daher nur zur Ausfüllung gebraucht werden, dann auch die Grundstimmen, deren Ton mit dem Namen der Clavis übereinstimmt, von den Nebenstimmen, wo ein anderer Ton, wie z. B. bei der Quintatön die Quinte, mittönt. Hier einige der bekanntesten der Orgelstimmen. Flötenwerke: Principal, die verschiedenen Flöten (fl. amabile traversa, à bec, d'amour u. a.) Gemshorn, Nassat, Quintatön, Rohrflöte, Sifflöt, Salicet oder Salcional der Viola di Gamba ähnlich, Bordun, Cornet, Subbaß. Schnarrwerke: Vox Humana, Bombard oder Pommer, Trompete, Fagott, Posaune u. a. m. Bässe: Violon, Baß, Bourdon, Posaunenbaß. — Was endlich die Claviatur der O. betrifft, so zerfällt dieselbe, wie oben bemerkt wurde, in Manual und Pedal. Der Umfang des Manuals geht vom großen C bis $\overline{\overline{e}}$ oder $\overline{\overline{f}}$. Gewöhnlich findet man schon an einer mittelmäßigen O. zwei Manuale, größere haben deren drei, auch vier. Das Hauptmanual enthält das größte Principalregister und außerdem die wichtigsten Stimmen, die übrigen Manuale die minder wichtigen. Durch eine besondere Vorrichtung aber, die Koppel, können alle Manuale unter sich und auch mit dem Pedale verbunden werden. Über letzteres s. d. besondern Artikel. Das Ansprechen der Pfeifen selbst wird durch die von der Taste aus zu dem Ventile gehenden Abstracten (s. d. Art.) bewirkt. — Bei dem Baue einer O. hat der Orgelbauer (die nöthige technische Geschicklichkeit wird vorausgesetzt) vorzüglich darauf zu sehen, daß die Stimmen, die er anbringen will, gehörig zu einander passen (Disposition) und hinsichtlich ihrer Größe, so wie der Natur ihres Tones in richtigem Verhältnisse zu einander stehen; daß ferner die Bälge weder zu viel, noch zu wenig Wind geben, auch keinen entlassen, daß die Windbehälter genau gearbeitet sind, die Ventile richtig decken und die Pfeifen, besonders die metallenen, die gehörige Dicke haben, daß das Regierwerk, überhaupt Alles, was von Holz gemacht ist, gut ausgetrocknet sei und leicht gehe, u. a. m. Dieß sind die vorzüglichsten Gegenstände, auf welche der Examinator bei der Probe einer neuen O. sein Hauptaugenmerk zu richten hat. Sind alle Erfordernisse einer guten O. gehörig berücksichtigt, so ist unstreitig kein anderes In-

strument im Stande, Ähnliches zu leisten, da die O. Harmonie mit Melodie verbindet und ihre Töne gleich stark forttönen läßt. Sie dient daher und, weil sie schon ihres Mechanismus wegen allen schnellen concertirenden Passagen fremd bleiben muß, vorzugsweise zu kirchlichem Gebrauche und ist von jeher mit großer Vorliebe und Erfolg cultivirt worden. Wir erinnern nur an die älteren und neueren Orgelspieler Rumpf, Walter, Heinrich Schütz, Scheidt, Schein, Rosenmüller, Karl, Prinz, Frohberger, Vetter, Scarlatti, Pachelbel, Teleman, Sebastian Bach, Krebs, Türk, Knecht, Kittel, Umbreit, Häßler, Vierling, Abt Vogler, Schneider, Bergt, Fischer, Geißler, Barthel, Ring, Fink, Köhler, Löwe, Pohlenz u. A., die sowohl für die Theorie als Praxis des Orgelspiels Großes geleistet haben. Zuletzt noch einige der größten Orgeln: die in der Peterskirche zu Rom mit 100 Stimmen; in der Paulikirche zu Görlitz mit 3270 klingenden Pfeifen; im Münster zu Straßburg mit 2136 Pfeifen; in der Kirche Maria Magdalena zu Breslau mit 3342 Pfeifen; in der harlemer Hauptkirche mit 5000 Pfeifen; in der Abtei Weingart in Schwaben mit 6666 Pfeifen; im Dome zu Merseburg mit 4000 Pfeifen; die ebenfalls treffliche O. in der Schloßkirche zu Altenburg u. m. a. Unter den berühmtesten Orgelbauern stehen wohl Trost, Casparini, Schröter, Silbermann, Röder, Hildebrand und die Gebrüder Trompeli oben an. Ein vom Abte Vogler aufgestelltes Verfahren, den Mechanismus der O. zu vereinfachen (Simplificationssystem), hat wenig Eingang gefunden. — Über die Erfindung der O. und ihr Alter läßt sich historisch Zuverlässiges nicht aufstellen. Die Annahme, daß man durch ähnliche Instrumente der Alten, vielleicht durch die Wasserorgel der Griechen, auf die Idee unserer Windorgel gekommen sei, kann, wenn auch nicht widerlegt, doch eben so wenig bewiesen werden, wie die Behauptung, daß man der heiligen Cäcilie die Erfindung der O. zu verdanken habe. Die ersten Spuren eines unserer O. ähnlichen Instruments finden sich im VII. Jahrh. und zwar in England; im VIII. und IX. Jahrh. werden auch in Deutschland Orgeln erwähnt; doch war an eine allgemeine Einführung derselben zu kirchlichem Gebrauche jetzt noch nicht zu denken, ihre Structur übrigens auch höchst einfach. Im XIII. und XIV. Jahrh. wird der Orgeln schon häufiger Erwähnung gethan; unter andern hatten Straßburg, Erfurt, Halberstadt und Magdeburg deren aufzuweisen. Eine wesentliche Verbesserung endlich erhielt die O. um das Jahr 1470 (1440), wo der Deutsche Bernhard das Pedal erfand; allmählig ging man weiter und fügte immer mehr Stimmen hinzu, bis durch die Erfindung der Windwage oder Windprobe durch Christian Förner (1684) die letzten bis dahin noch unübersteiglichen Schwierigkeiten hinsichtlich der Windvertheilung und der Mensur hinweggeräumt wurden. — Vergl. Töpfer's „Orgelbaukunst" (Weimar 1833). 29.

Orgelgeschütz, s. Geschütz.

Orgelpunkt heißt in der strengen musikalischen Schreibart die durch mehrere Tacte hindurch fortgehende Aufhaltung des Schlußfalls in den Hauptton. Während derselben bleibt der Baß gewöhnlich in der Dominante liegen und die übrigen Stimmen wiederholen einen Theil des durchgeführten Themas oder bringen es noch zum Schlusse. Bisweilen kann der O. oder anhaltende Cadenz, wie man ihn sonst auch nannte, selbst auf dem unterdeß im Basse eingetretenen Grundtone fortgesetzt werden. Als Hauptregel gilt hier stets der Grundsatz, nie zu viel Dissonanzen auf einander zu häufen und die Accorde in ihrer Folge richtig auf den Grundton hinzuleiten. 29.

Orgien (Orgia) hießen überhaupt bei den Griechen die großen mit Festlichkeiten aller Art verbundenen Opfer, vorzugsweise aber die gesammten Gebräuche an den Festen des Bacchus (s. d. Art.), weil man sich dann dem sinnlichen Triebe (ὀργή) überließ, und von da ist der Name bei uns auf jede die Schranken

des Anstandes und der Ehrbarkeit überschreitende Lustbarkeit übergetragen worden. 9.

Oriani (Barnabas, Graf), nach Piazzi der berühmteste unter den neueren italienischen Astronomen, geb. 1753 den 17. Mai zu Carignano bei Mailand, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in Mailand. Philosophie, Mathematik, Astronomie und Physik wurden die Hauptgegenstände seines Studium, bis er später sich gänzlich der Astronomie in einem solchen Grade ausschließend hingab, daß er nicht nur sich mit der Bahnbestimmung des von Herschel 1781 entdeckten Uranus rühmlichst beschäftigen konnte, sondern auch 1786 von der östreichischen Regierung nach London zum Ankaufe astronomischer Instrumente für die Sternwarte in Mailand, deren Director er geworden war, geschickt wurde. Dort lernte ihn der Herzog Ernst von Sachsen-Gotha so vortheilhaft kennen, daß O. diesen Fürsten auf dessen Reise durch England begleiten mußte, wodurch er auch seine praktischen Kenntnisse sehr vermehrte. Auf der Sternwarte Brera beobachtete und berechnete er nun fortwährend und sorgte für Verbesserungen jeder Art. In den Jahren 1796 bis 1798 wurde O. von den Curatoren der leydener Universität wiederholt eingeladen, den dasigen astronomischen Lehrstuhl mit 2600 Gulden Gehalt einzunehmen, blieb aber dem Vaterlande getreu, schrieb um diese Zeit über die wissenschaftliche Tendenz der großen französischen Maßreform, beendigte Anfangs 1799 die Berechnung der Störungsgleichungen für Mars und untersuchte eben die Mercursstörungen nach Laplace's Theorie, als er 1801 plötzlich am 29. Nov. nach Lyon zur Cisalpinischen Nationalversammlung abgehen und diplomatische Dienste seinem Vaterlande widmen mußte. Doch schon Mitte Februars 1802 war er wieder in Mailand, fand den 24. Febr. die verloren geglaubte Ceres glücklich wieder auf, unternahm dann die Perturbationsrechnung dieses neuen Planeten und ward zu Ende des Jahres von seiner Regierung beauftragt, alle wissenschaftlichen Anstalten in Bologna zu besichtigen. 1803 den 22. März ward die entdeckte Pallas in Italien nicht nur von O. zuerst gesehen, sondern ihm gelangen auch mit dem schönen Ramsden'schen Mauerquadranten bei der reinen Atmosphäre Italiens die vorzüglichsten Observationen dieses neuen Planeten, dessen Bahn er gleichfalls möglichst genau zu bestimmen suchte. Hierauf beobachtete O. die von Harding entdeckte Juno vom 17. Sept. 1804 an ununterbrochen bis zum 12. Nov. und gab allgemeine Mittelpunktsgleichungen für die Ceres und Pallas. In den folgenden Jahren stellte er in der Lombardei viele Höhenmessungen an und berechnete deren Resultate. Die schönen Kometen von 1807 und 1811 wurden von O. ebenfalls ungemein fleißig und scharf berechnet. In dem letzterwähnten Jahre stellte er noch eine große Menge anderer Beobachtungen an, um die Breite von Mailand und die Parallaxe des Polarsterns aufs Allerschärfste zu bestimmen. Später erhielt er einen prächtigen 3füßigen Kreis von Reichenbach in München, mit dem er 1816 Behufs der Strahlenbrechung, Schiefe der Ekliptik und Declinationen der Fixsterne fleißig beobachtete. Und auf eine solche rühmliche und stets Nutzen bringende Weise ist O. bis an seinen am 12. Nov. 1832 erfolgten Tod unermüdet thätig für die Sternkunde gewesen. — Unter den zahlreichen Schriften dieses auch als Mensch höchst geschätzten Gelehrten führen wir aus den „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", der „Monatlichen Correspondenz" von Zach und den „Effemeridi astronomiche di Milano" nach der Zeitfolge nur an: 1) „Berechnung des Längenunterschiedes zweier Orte, wenn deren gegenseitige Lage durch Abstände vom Meridiane und vom Perpendikel gegeben ist" (1798); 2) „Opuscoli astronomici" (1804); 3) „Ulteriore riducione delle formole che servono a determinare la latitudine e la longitudine sullo sferoide elittico" (1807); 4) „Osservazioni della Cometa dell' anno 1807 ed elementi della sua orbita para-

bolica“; 5) „Osservazioni del nuovo planeta Vesta, fatte al quadrante murale“ (1808); 6) „Distanze dallo Zenit del Sole e delle stelle fisse osservate presso il meridiano con un nuovo circulo moltiplicatore“ (1811 ed 1813). 13.

Oribasius, berühmter ärztlicher Compilator aus Sardes oder aus Pergamus, lebte um 362 n. Chr. und war Leibarzt und Freund des Kaisers Julian, den er auf seinen verschiedenen Expeditionen nach Gallien und Persien begleitete. Nach des Kaisers Tode wurde er mit Verlust seiner Ehrenstellen verbannt, jedoch unter Arkadius wieder zurückgerufen und in seine Ämter eingesetzt. — Für den Kaiser Julian hat er ein sehr großes medicinisches Werk unter dem Titel: „Collecta medicinalia“ zusammengetragen, das ursprünglich aus 70 Büchern bestand, von denen wir aber nur noch die ersten 15, so wie das 24. und 25. Buch besitzen. Diese für die medicinische Geschichte nicht unwichtigen Fragmente sind in verschiedenen Ausgaben erschienen, so z. B. griechisch (Paris 1556. 8.), lateinisch (Basel 1557. 3 Bde.). 39.

Orient (Morgenland) steht dem Occident (s. d. Art.) entgegen und umfaßt in unserem Sprachgebrauche die Türkei, ganz Süd- und Mittelasien und Ägypten, wie das orientalische Kaiserthum alle Länder östlich von dem adriatischen Meere umfaßte. Unter orientalischen Sprachen verstehen wir aber im engern Sinne meist nur die Vorder- und Südasiens, wie die türkische, die armenische, die kaukasischen Sprachen, die semitischen Dialekte, das Persische und Indische mit seinen Dialekten, seltener auch noch das Chinesische, ja früher schränkte man den Ausdruck sogar auf die semitischen Sprachen und das Persische ein. — Orientalisten sind die Kenner der orientalischen Sprachen. — Sich orientiren, eigentlich den O. (Morgengegend) aufsuchen, heißt sich mit der Örtlichkeit bekannt machen. 30.

Oriflamme (auriflamma) hieß eine in der Abtei St. Denys bei Paris aufbewahrte Fahne, welche von den Beschützern dieses Klosters, den Grafen von Pontoise und von Vexin, bei ihren Kriegen für dasselbe geführt wurde. Sie war ein dreigezacktes nach der Lanze zu grünes, nach den Spitzen hin rothes mit Goldfäden in Flammenform gesticktes Panier, daher ihr Name; Andere dagegen behaupten, sie sei ganz roth und an einer goldenen Lanze befestigt gewesen. Ludwig VI. führte als Graf von Vexin ganz gleiche Fahnen auch bei der französischen Armee ein (1124), statt welcher aber Karl VII. die weiße Fahne nahm; die eigentliche O. wird aber 1594 in einem Inventarium der Abtei St. Denys zum letzten Male erwähnt. 37.

Origines, mit dem Beinamen Adamantius (der Diamantne), einer der vorzüglichsten griechischen Kirchenväter, ward um 186 n. Chr. zu Alexandria in Ägypten von christlichen Eltern geboren und entwickelte, zuerst von seinem Vater, dann von Clemens Alexandrinus und Ammonius Sakkas unterrichtet, bei einer großen Lernbegierde ein ungewöhnliches Talent, aber auch schon eine solche schwärmerische Frömmigkeit, daß er nicht nur, als sein Vater bei der Christenverfolgung unter Severus (202) den Märtyrertod erduldete, mit diesem zu sterben begehrte, sondern auch, da er wegen der eingezogenen Güter seines Vaters mit seiner Mutter und Schwester in der größesten Armuth lebte, doch die Unterstützung einer wohlhabenden Frau verschmähte, weil er diese zugleich mit dem Ketzer Paulus von Antiochia erhielt und sich und die Seinigen lieber durch Unterrichtgeben ernährte, und zuletzt, da er, obgleich erst 18 Jahre alt, zum Katecheten erwählt ungemeinen Beifall vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte fand, aus Mißverstand der Stelle Matth. 19, 2 sich selbst entmannte. Sein Ruhm stieg aber immer höher und verschaffte ihm auch in Rom, wohin er 211 reiste, viele Freunde und Bewunderer; er war auch nach seiner Rückkehr so glücklich mehrere Ketzer zur Kirche zurückzubringen und als er bei der Verfolgung unter Caracalla genöthigt war nach

Palästina zu fliehen, ward ihm von den dortigen Bischöfen die Erlaubniß gegeben, als Laie in der Kirche öffentlich zu lehren. Doch dieß erzeugte für O. schlimme Folgen; denn hierüber aufgebracht rufte ihn sein Bischof Demetrius nach Alexandria zurück und trieb, als die Mutter des Kaisers Alexander Severus, Mammäa, ihn, um sie im Christenthume zu unterrichten, nach Antiochia berufen hatte und er zu Cäsarea zum Presbyter geweiht worden war, seinen Zorn so weit, daß er diese Priesterweihe für nichtig erklärte und auf zwei Kirchenversammlungen den O. excommunicirte, woraus mehrere Streitigkeiten hervorgingen. Nach dem Tode des Demetrius (231) kehrte dieser aber ungestört nach Alexandria zurück, errichtete dann (233) zu Cäsarea eine bald sehr besuchte Katechetenschule (s. d. Art.), lebte während der Christenverfolgung unter Maximinus Thrax im Verborgenen und ging hierauf nach Athen und später nach Arabien, wo er den Beryllus und hierauf die Arabier auf mehreren Kirchenversammlungen überwand. Bei der Verfolgung unter Decius ward er in ein schreckliches Gefängniß geworfen und starb kurz nach seiner Befreiung aus demselben an den Folgen der erduldeten Mißhandlungen 253 zu Tyrus. Bald nach seinem Tode erhoben sich aber Streitigkeiten, die origenistischen genannt, indem man in seinen Schriften mehrere ketzerische Behauptungen zu finden glaubte und deßhalb seine Anhänger, Origenianer oder Origenisten, verfolgte. Er hatte nämlich die Ideen des Neuplatonismus mit dem Christenthume zu vereinigen gesucht und war dadurch auf mehrere paradoxe Meinungen gekommen, welche von den verschiedenen ketzerischen Parteien nach ihrer Art umgestaltet wurden. Daher ward der Streit immer heftiger, da vorzüglich die Mönche in Palästina und Ägypten an ihm hingen, und die berühmtesten Kirchenlehrer nahmen entweder für oder wider ihn Partei, bis endlich die fünfte ökumenische Kirchenversammlung zu Constantinopel (553) ihn förmlich als Ketzer verdammte, weil sich vorzüglich die Arianer auf ihn zu berufen pflegten. — Er selbst ist einer der ausgezeichnetsten und verdientesten Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte; denn wenn er auch nach der platonischen Annahme einer dreifachen Substanz des Menschen, Körper, Seele, Geist, einen dreifachen Sinn der Schrift, einen buchstäblichen, moralischen und mystischen, annahm und dazu noch einen allegorischen und einen anagogischen hinzufügte, so hat er sich doch durch seine kritische Zusammenstellung der verschiedenen Übersetzungen des Alten Testaments (Hexapla, herausgegeb. von Montfaucon, Paris 1713. 2 Bde. Fol. und Chr. Fr. Bahrdt, Lübeck 1769—1770. 2 Bde. 4.) ein unsterbliches Verdienst erworben. Unter seinen übrigen Werken, meist Homilien über biblische Bücher, erwähnen wir noch seine Schrift: „Contra Celsum libb. VIII“ (herausgegeb. von Höschel, Augsb. 1605. 4. Deutsch von Mosheim, Hamb. 1745. 4.), welche eine vollständige Apologie des Christenthums enthält. Seine sämmtlichen Werke sind herausgegeben von Ch. de la Rue (Paris 1733—1759. 3 Bde. Fol.) und Oberthür (Würzb. 1780—1794. 15 Bde. 8.). 16.

Original ist alles Ursprüngliche im Gegensatze zu Nachahmungen, Copien, Übersetzungen, Nachdrücken und dergl. Wenn man daher von einer Originalschrift spricht, so meint man eine Schrift, wie sie hinsichtlich des Umfanges, der Sprache, der Schreibweise von einem Autor gekommen ist. — Originalität ist die charakteristische Eigenthümlichkeit eines Kunst- oder Schriftwerkes, die sich in der Erfindung und Ausführung eines Stoffes kund gibt; sie ist ein nothwendiges Erforderniß für Alle, welche sich in der Kunst oder Wissenschaft auszeichnen wollen, weil Mangel an Originalität den Nachahmer oder Nachbeter bezeichnet. Originalität setzt aber Geist voraus; wer ohne Geist zu haben originell sein will oder Originalität in dem regellosen Umherschwärmen auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft sucht, verfällt in den Fehler des Bizarren oder Forcirten, der den sogenannten Genies oft eigen ist. Auch die Originalität muß daher Regeln

anerkennen, weil sie sonst aus dem Gebiete der Natur tritt, innerhalb welchem sie nur mit Ehren bestehen kann. 6.

Orinoco (Oronoco), einer der größten Ströme Südamerikas, durch seinen auffallenden nach O.-S.-W.-N. und N.-O. gerichteten 370 M. langen Lauf merkwürdig, entspringt im brasilianischen Departement Orenoco unter 5° 5′ N.Br. auf dem gegen 8000 F. hohen Gebirge. Seine Nebenflüsse sind rechts der Paranà, Guaviare, Meta und Apuré, links der Ventuari, Maquiritari, Caroni und einige unbedeutende. Da, wo er sich nach Westen wendet, ist er mit dem Negro, dem Nebenflusse des Marañon, durch einen Naturcanal, den Cassiquiari, verbunden. Bei dem geringen Abfalle, den er in den Ebenen Columbiens hat, fließt er im Ganzen langsam, erreicht nicht selten eine Breite von ½ M. und darüber und setzt zur Regenzeit im April und September die ganze Umgegend in Wasser, besonders aber die Inseln, vor welchen er in 50 Armen in das atlantische Meer mündet. Der größte von diesen Armen heißt la Boca de Navios. Ungeachtet seines langsamen Laufes soll doch sein Ausströmen in die See den Schiffern in einer Entfernung von 60 M. bemerkbar sein. Bisweilen wird der O. auch unter dem Namen Paria aufgeführt. 35.

Orion ist ein mythischer Held des griechischen Alterthums, dessen Geschichte auf mannigfache Weise uns erzählt wird. Die älteste Erzählung ist die: Jupiter, Mercur und Neptun besuchten einst den Hyrieus in Tanagra in Böotien, wurden auf das Beste bewirthet und erlaubten dafür diesem einen Wunsch zu thun, den sie ihm erfüllen würden. Hyrieus bat die Götter um einen Sohn. Sie ließen hierauf ihren Urin in die Haut eines eben erst geschlachteten Ochsen und befahlen dem Hyrieus dieselbe 10 Monate unter die Erde zu vergraben. Nach Verfluß dieser Zeit fand Hyrieus den O. in der Haut und gab dem Kinde von dieser Begebenheit den Namen O. (ἀπὸ τοῦ οὐρεῖν). Homer nennt ihn einen schönen Jüngling, daher sich Aurora in ihn verliebt habe; allein die Götter seien auf diese Liebe neidisch gewesen und Diana habe den O. auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen erlegt. Er war ein ungeheurer Riese und ein trefflicher Jäger, der noch in der Unterwelt mit einer eisernen Keule das Wild jagt, das er auf der Oberwelt erlegt hat; auch war er einer der Ersten, die sich durch die Ausrottung wilder Thiere nicht geringen Ruhm erwarben. So kam er von Böotien nach Chios, um diese Insel von wilden Thieren zu reinigen. Hier verliebte er sich in des Önopion Tochter, Merope, wurde aber, da er dem Mädchen Gewalt anthun wollte, von Önopion geblendet. Nach einer andern Erzählung wurde O. von der Diana geliebt, doch auf Veranstaltung des Apollo, der diese Liebe mißbilligte, von ihr getödtet. Als nämlich O. einst nach seiner Gewohnheit durch das Meer wadete, so daß nur sein Kopf hervorragte, beredete Apollo die Diana, die den O. nicht erkannte, nach dem über das Wasser hervorragenden Punkt zu schießen. Sie schoß und traf ihren Geliebten. Nach Andern starb er an dem Bisse eines Skorpion. Er wurde unter die Sterne versetzt (s. d. folg. Art.). 20.

Orion, das schönste Sternbild am ganzen Himmel, wird als ein kämpfender Held des Alterthums, in der einen Hand eine Keule und in der andern als Schild eine Löwenhaut haltend, dargestellt. O., durch den der Äquator mitten hindurchgeht, ist von dem Stiere, Eridanfluße, Einhorne, Haasen und den Zwillingen eingeschlossen und hat nach Flamsteed 78 Sterne, unter denen Beteigeuze, Bellatrix und Rigel, so wie auch die 3 Sterne am Gürtel, der sogenannte Jakobsstab, die schönsten sind. Am Schwerte sind Sterne dritter Größe und zwischen denselben zeigt sich durch Fernröhre ein sehr merkwürdiger Nebelfleck. 13.

Orkaden (Orkneyinseln), eine unter dem 59° N. Br. und dem 15° L. gelegene, zu Schottland gehörige und von dessen Nordspitze durch die 3 M. breite

Straße Pentland getrennte Inselgruppe, zählt 67 einzelne Inseln, von denen aber nur 29 bewohnt sind. Ihr Gesammtgebiet beträgt 28 □M. Sie sind größtentheils felsig, namentlich an den Küsten, im Innern voll Sümpfe und Moräste und bringen bei dem feuchten Klima nur einige Getreidearten und Kartoffeln hervor. Gleich arm sind das Thier- und Mineralreich. Ersteres liefert die gewöhnlichen Hausthiere, Seehunde, Kaninchen, in Menge Seevögel; letzteres Eisen, Blei und Torf. Die größte von diesen Inseln ist Mainland oder Pomona mit 10 □M., 15000 Einw. und der Hafenstadt Kirchwall. Sie ist besonders reich an Eisen und immer noch entdeckt man auf ihr Überreste der Druiden. Hoy, Romsay, Stronsay, Ronoldsay sind die anderen bedeutenderen. Die Einwohner, ein norwegischer Stamm, ungefähr 26000, stehen unter der Familie Dundas, sprechen englisch und sind größtentheils Protestanten. Sie beschäftigen sich mit Schafzucht, Fischfang, in der frühern Zeit mehr als jetzt mit dem Heringsfange, mit Wollenweberei und der Kelpbereitung. Die O., welche von Agricola entdeckt worden sein sollen, gehörten bis 1468 zu Norwegen, wurden aber in demselben Jahre von Christian I. an Jakob III. von Schottland verpfändet, als dieser die Margarethe, Tochter des Erstern, heirathete, und 1590 von Friedrich II. von Dänemark bei der Vermählung seiner Tochter, Anna, mit Jakob VI. von Schottland an letzteres ganz abgetreten. 35.

Orkan, s. Wind.

Orleans. Den herzoglichen Titel von Orleans führten in Frankreich schon früh Prinzen des königlichen Hauses und zwar unter den Valois zuerst Ludwig, der Bruder König Karl's VI., welcher die Stadt Bourbons nebst einem Gebiete als Apanage erhielt (1388). Unter seinem Enkel Ludwig (XII., s. d. Art.) gelangte diese Linie des Hauses O. auf den französischen Thron und blühte auf demselben bis zum Jahre 1589, wo sie mit Heinrich III. (s. d. Art.) erlosch. Unter dem Hause Bourbon war Karl, der jüngere Sohn König Franz's der Erste, welcher diesen Titel wieder führte. Er starb indeß im Jahre 1545 ohne Nachkommen. Erst Ludwig XIII. erneuerte diesen Titel, indem er denselben seinem Bruder, Gaston, verlieh. Als dieser aber ebenfalls ohne Erben verstorben war, erhielt Philipp I., Bruder Ludwig's XIV., den herzoglichen Titel „von Orleans." Er wurde der Stammvater des gegenwärtig in Frankreich regierenden Hauses O., dessen Titel nun der erstgeborene Sohn des Königs führt. — Die merkwürdigsten Personen aus den Häusern O. sind folgende: **Ludwig I.**, Herzog von O., der Bruder des Königs Karl's VI., geb. 1371, führte bis zu dem Jahre 1388, wo er O. erhielt, den Titel Graf von Valois. Er wurde, nachdem sein Bruder in unheilbare Geisteszerrüttung gefallen war, tief in die Regentschaftsstreitigkeiten verwickelt und gerieth darüber mit Philipp von Burgund in heftige Feindschaft, die endlich seine Ermordung durch dessen Sohn, Johann von Burgund, herbeiführte im Jahre 1407. (Vergl. d. Art. Karl, Könige von Frankreich.) Sein natürlicher Sohn, Dunois, bekannt unter dem Namen **Bastard von O.**, erwarb sich später in den Kriegen Karl's VII. gegen die Engländer großen Ruhm, während sein einziger legitimer Nachkomme, **Karl von O.**, geb. 1391, im Jahre 1410 an der Spitze der Armagnacs gegen den Herzog von Burgund, damals gerade des Königs Freund, zu Felde zog und dadurch einen blutigen Bürgerkrieg entzündete, welcher nach mannigfachem Wechsel erst 1414 durch den Frieden von Arras beendet wurde. Im folgenden Jahre nahm er Theil an der unglücklichen Schlacht von Azincourt (gegen die Engländer), ward aber gefangen und erhielt erst 1439 seine Freiheit zurück, da unterdeß der Bürgerkrieg in Frankreich von Neuem ausgebrochen und seine Partei gegen Burgund und die Königin Isabeau auf die Seite des Dauphin getreten war. Nach erfolgter Aussöhnung mit Burgund fiel er bei Hofe in Ungnade und ward später von Ludwig XI. sogar

des Hochverraths angeklagt. Der Ärger darüber brachte ihm den Tod im Jahre 1465. — Gaston Jean Baptiste, Herzog von O. (erste bourbonische Linie), der zweite Sohn Heinrich's IV., geb. 1608, hieß bis zum Jahre 1626, wo er sich mit Maria de Bourbon, Mademoiselle de Montpensier, vermählte und O. erhielt, Herzog von Anjou. Von Natur zu Zorn und Gewaltthätigkeit geneigt, dabei treulos, schwach und verschwenderisch, war er überdieß in seiner Jugend sich völlig überlassen geblieben und durch schlechte Gesellschaft in hohem Grade verdorben worden. Seinem Bruder, dem noch minderjährigen Ludwig XIII., feind trat er von seiner Mutter, Maria von Medicis, heimlich unterstützt offen als Gegner Richelieu's auf und griff im Jahre 1631 selbst zu den Waffen, ward aber gedemüthigt und zur Unterwerfung gezwungen. Als er sich hierauf dem Willen seines Bruders zuwider zum zweiten Male mit Margaretha von Lothringen und zwar heimlich vermählt hatte, kam es zu neuen Zwistigkeiten, die bei seinem ewigen Hin- und Herschwanken ebenfalls einen unrühmlichen Ausgang für ihn nahmen. Später nahm er noch zu wiederholten Malen Theil an den besonders unter Anna's von Östreich (eigentlich Mazarin's) Regentschaft so häufigen Verschwörungen, wurde auch Mitglied der Fronde, machte sich aber stets verächtlich und verhaßt, da er aller Energie baar seine Rettung meist mit der Aufopferung seiner Freunde erkaufte. Ludwig XIV. verwies ihn daher, als er die Zügel der Regierung selbst ergriffen hatte, nach Blois. Hier starb er im Jahre 1660 ohne männliche Nachkommen. Unter seinen Töchtern ist Anna Maria Louise von O. berühmt geworden. S. d. Art. Montpensier. — Philipp I., Herzog von O. (zweite bourbonische Linie), der jüngere Bruder Ludwig's XIV., geb. 1640, ward von Mazarin und seiner Mutter, Anna von Östreich, absichtlich in der Erziehung vernachlässigt, damit er seinem ältern Bruder nicht gefährlich werden könne. Völlig zum Weibe verbildet, verzärtelt und verzogen nahm er zwar an einigen Feldzügen in den Niederlanden und am Rheine nicht unrühmlichen Antheil, lebte aber übrigens ein wahres Weiberleben, in stetem festlichen Gepränge und rauschenden Lustbarkeiten. Dennoch gibt man ihm, und nicht ganz ohne Grund, Antheil an der Vergiftung seiner ersten Gemahlin, Henriette von England, Schuld. Er starb im Jahre 1701. — Philipp II., Herzog von O., des Vorigen Sohn, geb. 1674, berüchtigt durch seine moralische Verderbtheit und merkwürdig in der französischen Geschichte als einer der Haupturheber der Revolution, erhielt unglücklicher Weise den zwar gebildeten, aber höchst verworfenen Dubois (s. d. Art.) zum Erzieher und ward so schon als zarter Jüngling zum vollendeten Wüstlinge. Dabei indeß wußte er sich anfangs durch seine Anmuth, Liebenswürdigkeit und eine gewisse offene Einfachheit in seinem Betragen, die auch in der That oft als Rechtlichkeit erschien, das Vertrauen Ludwig's XIV. sowohl, wie die Anhänglichkeit seiner Umgebungen zu erwerben, so daß er selbst des Erstern natürliche Tochter, die Mademoiselle de Blois, zur Gemahlin erhielt. Als er indeß später seine Ausschweifungen übertrieb und seine Gemahlin mit Geringschätzung behandelte, übrigens auch theils durch seinen Kriegerruhm, den er sich schon 1692, dann 1706 und 1708 in den Niederlanden, Italien und Spanien erworben hatte, theils durch seine im Geheimen betriebenen Verhandlungen hinsichtlich der spanischen Thronfolge das Mißtrauen Ludwig's XIV. und den Haß des Dauphins zugezogen hatte, ward seine Stellung am Hofe sehr schwierig und dieß um so mehr, als seine zahlreichen Feinde den plötzlich und kurz nach einander erfolgten Tod des Dauphins, des Herzogs und der Herzogin von Bourgogne, dann auch des Herzogs von Berry schlau dazu benutzten, ihn am Hofe und beim Volke als Giftmischer verdächtig zu machen. Mit genauer Noth entging er damals einer schweren Untersuchung, doch zeigte sich des Königs veränderte Gesinnung gegen ihn deutlich darin, daß er für den Fall, wenn

der schwächliche Dauphin, Ludwig von Anjou, mit Tode abgehen würde, nicht den Herzog von O., sondern seinen natürlichen Sohn, den Herzog von Maine, zum Nachfolger bestimmte, Letzteren überdieß auch zum Regenten ernannte. Dem zuvorzukommen traf der Herzog von O., der Abneigung des Volkes gegen den Herzog von Maine gewiß und durch zahlreiche Beweise wiederkehrender Anhänglichkeit an seine Person ermuthigt, im Geheim seine Maßregeln, versicherte sich theils durch Überredung, theils durch Gold der meisten Großen, des Parliaments und des Heeres und konnte es so ohne Gefahr wagen, am Tage nach dem Tode Ludwig's XIV. (2. Sept. 1715) das Testament desselben umzustoßen und sich vom Parliamente zum Regenten erklären zu lassen. Sein erstes Geschäft war, seinen treuen Dubois zum ersten Minister zu erheben und Alle, die nicht adelig waren, vom höhern Staatsdienste auszuschließen. Hierauf schloß er gegen Spanien mit den Seemächten die sogenannte Tripelallianz, durch welche der Plan des spanischen Ministers, die im utrechter Frieden verlorenen Provinzen wieder zu erwerben und dem Könige Philipp V. zur eventuellen Thronfolge in Frankreich, zunächst aber dem Herzoge von Maine zur Regentschaft zu verhelfen, hintertrieben wurde. War so die Gefahr von Außen vorüber, so hatte dagegen Frankreich inmitten dieser Unruhen durch das unglückliche Finanzsystem des Law (s. d. Art.) im Innern einen unheilbaren Schlag erlitten. Um sich gegen die allgemeine Erbitterung eine feste Stütze zu verschaffen, rief jetzt der Herzog O. die Jesuiten in das Reich zurück und ließ sich mehr wie je von dem verschmitzten, zuletzt bis zum Cardinal gestiegenen Dubois leiten, da ihn seine gänzliche Entnervung zu den Geschäften fast untauglich gemacht hatte. Die moralische Verwilderung am Hofe erreichte in dieser Zeit den höchsten Grad, denn Alles beeiferte sich hinter dem Beispiele des allmächtigen Dubois und seines gelehrigen Schülers, des Herzogs, nicht zurückzubleiben; selbst der äußere Schein ward nicht mehr beobachtet, so daß unglücklicherweise auch das Volk in jene laxen Grundsätze eingeweiht wurde, welche, verbunden mit dem physischen Elende der Nation, zumal da sie unter der folgenden Regierung reichlich genährt wurden, unbedingt als Hauptursachen der Revolution anzusehen sind. Der Herzog von O., tief in die Mysterien der Sittenlosigkeit eingeweiht, blieb auch, nachdem er die Zügel der Regierung in die Hände Ludwig's XV. niedergelegt hatte (1723), ihr eifrigster Diener und fiel als Opfer derselben am 2. Dec. 1723. Man vergl. über ihn die Schrift: „La vie de Philippe d'Orléans etc. par Mr. L. M. D. M. [Lamotte] (Lond. 1736. 2 Bde.). — Louis, Herzog von O., des Vorigen Sohn, geb. 1703, führte aus Kummer über den früh erfolgten Tod seiner Gemahlin ein Einsiedlerleben und starb in der Abtei St. Geneviève im Jahre 1752. Er hinterließ einen Sohn, Louis Philipp, Herzog von O. (geb. 1725, gest. 1785), welcher sich als Krieger einigen Ruhm erwarb. Dessen Sohn ist der in der französischen Revolutionsgeschichte so berüchtigt gewordene Louis Philipp Joseph, Herzog von O., genannt Egalité. Geboren den 13. April 1747 zu St. Cloud, hatte auch er gleich den Meisten seiner Familie das Unglück, eine schlechte, wenigstens sorglose Erziehung zu erhalten. Kaum war er daher in das Jünglingsalter getreten, als er in Paris bereits als ein vollendeter Lüstling verachtet wurde, obwohl seine nächsten Umgebungen seine Freigebigkeit und Herablassung nicht genug zu rühmen wußten. Unermeßlich reich, übrigens kräftig und voll jugendlichen Feuers wußte er leider in seinen Ausschweifungen weder Maß noch Ziel zu treffen und selbst seine liebenswürdige Gemahlin, Louise Marie Adelaide von Penthièvre, konnte ihren Einfluß auf ihn nicht geltend machen. So war er in Kurzem gegen alles Höhere und Edle abgestumpft und nur der Ehrgeiz, die Sucht zu glänzen und von sich reden zu machen, einer seiner Hauptfehler, blieb mächtig in ihm oder vielmehr fing an ihn ausschließlich zu beherrschen. Empfindlich gegen einen kleinen

Verstoß gegen die Etikette von Seiten des Erzherzogs Maximilian, des Bruders der Königin Marie Antoinette, welcher 1775 in Paris anwesend war, warf er einen glühenden Haß auf die Königin, die er für die heimliche Ursache jenes Verstoßes hielt, und als ihm später der König die gewünschte Großadmiralswürde nicht ohne Weiteres überließ, sondern den Berichten gemäß, welche ihm über das Benehmen des Herzogs in der Schlacht von Quessant (1778) erstattet wurden, eine förmlich abschlägliche Antwort ertheilte, so zog er sich Rache brütend vom Hofe zurück, mit dem festen Entschlusse, der königlichen Familie diese vermeintliche Beleidigung nie zu verzeihen. Bald versammelte er um sich aus der großen Zahl der Unzufriedenen eine ansehnliche Partei, ließ sich auch zum Großmeister sämmtlicher Freimaurerlogen in Frankreich erklären, damals jedoch gewiß nur noch in der Absicht, dem Hofe zu opponiren; aber später wurde er (denn er konnte nicht zurück) fortgerissen in den Strudel der Revolution, zu der er einen mittelbaren Anstoß mit gegeben hatte, die zu bemeistern oder wenigstens für sich zu benutzen er aber weder Kraft und Ausdauer noch Entschlossenheit genug hatte. Entschieden feindlich gegen den König trat er zuerst in der Parliamentssitzung vom 24. Nov. 1787 auf, wo er der Majorität des Parliaments sich anschließend an der Spitze der Pairs gegen die vom Könige verlangte Einregistrirung einer Anleihe von 450 Mill. protestirte. Die öffentliche Gunst, die er sich dadurch erworben hatte, wußte er hierauf listigerweise noch zu vermehren, indem er in dem kalten Winter von 1788 auf 1789 sich in Freigebigkeit gegen die Armen überbot, während er auf der andern Seite das Parliament eng in seine Interessen zog. Als es ihm endlich bei dem Zusammentritte der Nationalversammlung im Jahre 1789 gelungen war, als Deputirter des Adels von Crespi Mitglied derselben zu werden, glaubte er die letzten Rücksichten aus den Augen setzen zu können und vereinigte sich nebst 40 Adeligen mit dem dritten Stande (25. Juni), ein Schritt, durch welchen er seinen Übertritt zur Sache der Revolution offen aussprach. Seit dieser Zeit ist seine Theilnahme wenigstens an den meisten Emeuten und geheimen oder offenen Intriguen gegen den Hof als gewiß anzunehmen; eben so zuverlässig ist es, daß seine Partei den Plan hatte, ihn nach Ermordung des Königs zum Regenten zu erheben, und daß die Jacobiner selbst anfangs seine steigende Popularität nicht ungern sahen, um durch ihn zu ihrem Zwecke zu gelangen. Die Gräuel in der Nacht vom 5. zum 6. Oct. jedoch, hervorgerufen von der Partei Orleans, aber ohne den gehofften Erfolg, da der Herzog selbst die erforderliche Energie nicht gezeigt hatte, wurden Ursache, daß sich Letzterer auf Lafayette's Rath eine Zeit lang nach England entfernte, wodurch er jedoch der Unterstützung Mirabeau's für immer verlustig ging. Nach achtmonatlicher Abwesenheit, während deren er seinen Bürgereid schriftlich leistete, kehrte er zurück und erschien wieder in der Nationalversammlung, von Neuem der revolutionairen Partei sich anschließend. Eine von Seiten des Königs versuchte Aussöhnung, welcher auch in der That der in seinen Entschlüssen wankende O. nicht abgeneigt war, scheiterte durch Zufall und entschiedener als je warf sich jetzt der Herzog, der sich vom Hofe bitter verhöhnt glaubte, in den Strudel der Anarchie. Eng verbündet mit Danton blieb er den Gräueln des 20. Juni und des 10. Aug. 1792 nicht fremd, nahm hierauf ferner, um durch seinem Namen keinen Anstoß mehr zu geben, den Namen „Egalité" an und ward Mitglied des Nationalconvents. Hier nahm er seinen Sitz auf der äußersten Linken, in der Hoffnung, jetzt an den Jacobinern, denen er so willig gefolgt war, bereitwillige Helfershelfer zur Ausführung seiner Pläne zu finden. Allein zu seinem Schrecken gewahrte er, daß man selbst ihn mit Argwohn zu betrachten anfing, ein Argwohn, der besonders dadurch hervorgerufen worden war, daß er jetzt nur selten und nur, wenn es seine eigenen oder seiner Familie Interessen zu erheischen schienen, die Tribune bestieg. Dieß Miß-

trauen zu vernichten, entblödete er sich nicht, offen für den Tod des Königs zu stimmen und zwar ohne Berufung an das Volk zu verlangen. Doch zu spät. Die Jacobiner, welche ihn hinlänglich abgenutzt hatten, wünschten sich seiner zu entledigen und überließen ihn dem Hasse seiner zahlreichen Feinde. Er ward den 7. April 1793 verhaftet und einige Tage nachher nach Marseille gebracht. Zwar erklärte ihn das dasige Tribunal für schuldlos, aber der Wohlfahrtsausschuß protestirte gegen seine Freilassung und ließ ihn sogar in strengere Haft bringen. Angeklagt am 3. Sept. 1793 und zwar merkwürdigerweise als Girondist vertheidigte er sich mit vieler Umsicht und Mäßigung, fand aber weder Mitleid noch Recht. Sein Urtheil war der Tod. Er erlitt ihn unter dem Beile der Guillotine am 6. Nov. 1793. — Vergl. „Conjuration d'Orléans, par Montjoie" (1796. 3 Voll.). Von den drei Söhnen des Herzogs von O. starben die beiden jüngeren, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, jener im Jahre 1807, dieser im Jahre 1808. Der ältere, Ludwig Philipp, ist der jetzige König der Franzosen. Über ihn s. d. besondern Art. Die Tochter des Herzogs von O., Adelaide, ist an den General Baron Athalin vermählt. 22.

Orleans (Jungfrau von), s. Arc (Jeanne d').

Orley (Bernhard van), gewöhnlich Barend van Brüssel genannt, ein trefflicher niederländischer Maler, geb. 1490 zu Brüssel, erhielt seine Ausbildung in Italien unter der Leitung Raphael's, trat nach seiner Rückkehr in sein Vaterland in die Dienste Karl's V. und ließ sich später in seiner Vaterstadt nieder. Hier starb er im Jahre 1560. — Er betrieb mit gleicher Geschicklichkeit die Öl-, Wasser- und Glasmalerei und zeichnete sich besonders in der Darstellung von Wald- und Jagdscenen aus, unter welchen eine für Karl V. gemalte Ansicht des Waldes von Soignes besonders genannt zu werden verdient. Daneben erwarb er sich auch als Historienmaler großen Ruhm und sein heiliger Lucas so wie eine Ruhe auf der Flucht nach Ägypten (letztere in der wiener Gallerie) zeigen, daß er Raphael's Unterricht nicht vergebens benutzt hatte. Seine Werke werden jetzt noch theuer bezahlt. — Einer seiner Nachkommen, Richard van O., geb. 1652 zu Brüssel, gest. daselbst 1732, hat sich als Miniaturmaler, und dessen Bruder, Johann van O., als Kupferstecher ausgezeichnet. 36.

Orloff (Gregor), der berühmte Günstling der Kaiserin Katharina II. von Rußland, der Sohn eines von Peter I. begnadigten Strelitzenofficiers adeligen Geschlechts, diente als Adjutant Schuwaloff's in der Artillerie, als er durch einen Zufall (ein Liebesabenteuer mit der Fürstin Kurakin) der Großfürstin bekannt wurde. Diese, für männliche Schönheit leicht empfänglich, fand an dem äußerst liebenswürdigen O. bald Geschmack und machte ihn zu ihrem Vertrauten und vornehmsten Helfershelfer bei der Revolution von 1762. Zur Belohnung der wesentlichen Dienste, die er geleistet hatte, ward er Chef der Artillerie, zuletzt Generalfeldzeugmeister und erhielt einen fast unbeschränkten Einfluß auf die ihm damals ausschließlich gewogene Kaiserin. Stolz und ehrgeizig, selbst nach der Krone strebend, erwartete er nichts Geringeres, als daß ihn die Kaiserin zu ihrem Gemahle erheben würde; allein diese, ihre Freiheit höher noch als den Günstling haltend, überdieß oft von seiner Härte und Anmaßung tief gekränkt, auch bestürmt von den zahlreichen Feinden des mächtigen Favoriten, dachte bereits darauf ihn vom Hofe zu entfernen. So sandte sie ihn im Jahre 1771 nach Moskau, um Maßregeln gegen die dort ausgebrochene Pest zu treffen; allein noch war ihre Anhänglichkeit an ihn zu mächtig, daß sie ihm sogar bei seiner Rückkehr den Vorschlag einer heimlichen Vermählung that. Dieß verweigerte der stolze O.; aber Katharina beleidigt sandte jetzt den stolzen Günstling zur Leitung der Friedensverhandlungen mit den Türken nach Fokschani, erhob unterdeß Wassiltschikoff zu ihrem Favoriten und ließ den auf diese Nachricht plötzlich

zurückgekehrten O. arretiren und auf eines seiner Landhäuser bringen. Zwar trat sie 1772 auf kurze Zeit wieder mit ihm in Verbindung, veranlaßte ihn aber später auf Reisen zu gehen und sich in Petersburg zu verheirathen. Seit dieser Zeit erschien O. nur zu Zeiten bei Hofe, zuletzt im Jahre 1782, wo ihm die große Gunst, in welcher er Potemkin fand, seines Verstandes beraubte. Gezwungen sich nach Moskau zu begeben starb er hier im April 1783. — Von seinen 3 Brüdern war ihm Alexis O. an Muth und Ehrgeiz der ähnlichste. Er war es, der bei der Revolution von 1762 die Kaiserin von Peterhof abholte und später den Mord an Peter III., wie man sagt, mit eigener Hand vollzog. Mit Gunst und Ehrenbezeigungen überhäuft fand sich dennoch sein unruhiger Geist in Petersburg nicht heimisch; er übernahm daher ein Flottencommando und verherrlichte seinen Namen gegen die Türken durch die Verbrennung ihrer Flotte in der Bai von Tschesme (1770), wofür er den Beinamen Tschesmenskoi erhielt. Nach dem Tode seines Bruders erfuhr er von der Kaiserin mehrere Beweise von besonderer Achtung, ging aber auf Reisen und kehrte erst im Jahre 1791 nach Rußland zurück. Bei der Thronbesteigung Paul's I. (1797) hielt er sich eben in Moskau auf, als er nach Petersburg gefordert und genöthigt wurde, zur Strafe für seine angeschuldigte Theilnahme an dem Morde Peter's III. während der Abholung des Leichnams desselben aus dem Newskikloster das Bahrtuch zu tragen. Er ging hierauf auf Reisen und lebte lange Zeit in Deutschland, unter andern auch zu Leipzig, kehrte später nach Rußland zurück und starb zu Moskau im Jahre 1808. — Die beiden anderen Brüder, Iwan und Feodor O., haben sich weniger ausgezeichnet. 22

Orloff (Gregor, Graf von), als Historiker bekannt, wurde 1777 zu Petersburg geboren. Er bekleidete anfangs das Amt eines russischen Senators, dann eines Geheimenraths, bis er 1812 zum Senator des Reichs ernannt wurde. Krankheits halber legte er aber nach einigen Jahren dieses Amt nieder und ging nach Paris, wo er sich ausschließend mit den Wissenschaften beschäftigte und in so hoher Achtung stand, daß er von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede erwählt wurde. Später lebte er einige Jahre in Italien, dann wieder in Paris und starb in seiner Vaterstadt am 4. Juli 1826. Seine Schriften, in welchen er sich als einen scharfen Beobachter und gründlichen Forscher zu erkennen gibt, sind: „Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples etc.“ (mit Anmerkungen von Amaury Duval. Paris 1819—21. 5 Bde. 2. Aufl. 1825); „Histoire des arts en Italie“ (Paris 1822 4 Bde.), von welcher die zwei letzten Bände unter dem Titel: „Essai sur l' histoire de la musique en Italie“ und „Essai sur l' histoire de la peinture en Italie“ erschienen sind; „Voyage dans une partie de la France etc.“ (Paris 1829. 2 Bde.). 77.

Ormusd ist in der zoroastrischen Religionslehre das oberste gute Grundwesen und zugleich mit dem Ahriman von der Seruane Akerene erzeugt, besiegte aber letztern nach langem Kampfe (s. d. Art. Ahriman) und begründete durch Zoroaster (s. d. Art.) das Reich des Lichts auf der Erde. (S. Parsismus.) 82.

Ornat, franz. ornement; engl. ornament, vestment, eigentlich Schmuck, Putz, nennt man die Amts- oder Gallakleidung jedes Standes, dem solche zu tragen erlaubt ist, besonders aber die Amtskleidung der Geistlichen, ohne welche sie Amtsverrichtungen nicht vollziehen dürfen. In der katholischen Kirche ist er nach dem Grade der Geistlichen verschieden und bei Weitem nicht so einfach, als der der protestantischen, bei welchen er für jede Stufe gleichförmig ist. An der dunkelbraunen und schwarzen Farbe erkennt man die Gradverschiedenheit der Geistlichen in der griechischen Kirche. 77.

Ornitholithen sind Versteinerungen von Vögelgerippen; doch zweifelt man

ehr, ob die bis jetzt gefundenen versteinerten Vögelknochen auch wirklich Vögeln ngehört haben. 30.

Ornithologie ist die Naturgeschichte der Vögel (s. d. Art.).

Orologie, Orographie, enthält die Lehre von den räumlichen Verhältnissen der Gebirge und der Darstellung derselben auf Landcharten. 76.

Orosius (Paulus), Presbyter zu Tarracona in Spanien, Schüler des Augustin im V. Jahrh., erhielt 414 von Eutropius und Paulus, zwei spanischen Bischöfen, den Auftrag, nach Afrika zu gehen, um sich beim Augustin gegen einige Ketzer Raths zu erholen. Hier schrieb er seine „Historiam adversus paganos" in 7 Büchern, die von Anfange der Welt bis auf das Jahr 416 nach Chr. reicht. Im Jahre 415 soll er vom Augustin nach Palästina zum Hieronymus geschickt worden sein und der bischöflichen Versammlung zu Jerusalem, die in diesem Jahre gehalten wurde, beigewohnt haben. Von seinem Tode wissen wir nichts Bestimmtes. Auch soll er eine Apologie von dem freien Willen gegen die Pelagianer und ein Commonitorium an den Augustin wegen der Irrthümer der Priscillianisten und Origenisten geschrieben haben. Die schätzenswertheste Ausgabe seiner Geschichte ist von Havercamp (Lugd. Bat. 1738). 20.

Orpheus, einer der ältesten griechischen Barden und Weisen, war der gewöhnlichen Sage nach ein Sohn der Muse Kalliope und des thrakischen Stromgottes Öagrus, der weissagende Sänger und Schüler des alten Barden Linus. Seine Leyer, der er sieben Saiten gab, erhielt er von Apollo und mit den Tönen, die er diesem Instrumente entlockte, soll er wilde Thiere gezähmt, den Lauf der Flüsse und Winde angehalten, ja selbst Bäume und Felsen ihm nachzufolgen gezwungen haben. Nach Dichterangaben war er König von Thracien, nach der der Argonautika aber Beherrscher der heerdenreichen Kikonen. In diese Gegend versetzt auch Ovid seine Hochzeitfeier mit der Nymphe Eurydike oder Agriope, die jedoch frühzeitig in Folge eines Schlangenbisses starb und die selbst O. mit seinem Gesange nicht wieder ins Leben zurückrufen konnte. Als er nämlich in der Unterwelt den Pluto und die Proserpina durch seinen Klaggesang erweicht hatte, ward ihm, um seine Gemahlin wieder zu bekommen, die Bedingung auferlegt sich auf dem Rückwege nicht umzusehen. Dennoch aber sah er sich um, erblickte die Eurydike und — sie verschwand. Schon im Alter vorgeschritten nahm O. Theil an dem Argonautenzuge und beinahe unzählig sind die Fabeln, die uns hier von der Kraft seines Gesanges erzählt werden. So sollen durch seinen Gesang bezaubert die Symplegaden stillgestanden haben, so daß die Argonauten glücklich durchfahren konnten, und die Sirenen von seinem Gesange überstimmt sich ins Meer gestürzt haben u. s. w. Auch soll er diese Seefahrer in die Mysterien auf Samothrake eingeweiht haben, wie er denn überhaupt, nachdem er viele Länder, namentlich Ägypten und Libyen, bereist haben soll, der Stifter der Mysterien in Griechenland, Begründer einer reinern und ausgebreitetern Götterlehre und der Urheber einer reinern Lebensweise genannt wird. Verschieden sind die Angaben der Alten von dem Tode des O. Nach Einigen nahm er sich aus Verdruß über den zweimaligen Verlust der geliebten Eurydike selbst das Leben; nach Andern tödtete ihn Zeus mit dem Blitze, weil er den Menschen die heiligsten Geheimnisse der Götter offenbaret habe; nach noch Andern, und das ist die gangbarste Angabe, wurde er von den thrakischen Weibern zerrissen, weil die Männer derselben von des O. Gesang bezaubert sie vergaßen. Was endlich die Gesänge des O. anlangt, so kannte schon das Alterthum dieselben nicht mehr, da sie nicht aufgeschrieben, sondern blos durch Tradition auf die kommenden Geschlechter fortgepflanzt sich bald verlieren mußten. Doch sind uns noch einige Werke erhalten, auf deren Aufschrift O. als Verfasser genannt wird. Daß diese Poesien aber (Orphika genannt) in einer weit spätern Zeit gedichtet worden sind, beweist ihre

Sprache, Anlage, Darstellung und Ausführung, der philosophischen Ansichten gar nicht zu gedenken, die sich in ihnen finden und jener uralten Zeit, in welcher O. sang, ganz fremd sind. Die Gedichte aber, die des O. Namen führen und gewöhnlich orphische Gedichte genannt werden sind: 1) 86 Hymnen oder religiöse Feiergesänge (ὕμνοι, τελεταί); 2) eine Argonautik, d. i. ein Epos vom Zuge der Argonauten; 3) ein poetisches Werk von den Kräften der Steine (περὶ λίθων) und einige Bruchstücke aus anderen verloren gegangenen Werken. Die erste Ausgabe erschien zu Florenz bei Junta (1500. 4. „Argonautica," „Hymn.," „De lapid."), dann in St. Stephanus „Poet. graec. princ." (1816) und die neueste Ausgabe ist von G. Hermann (Leipz. 1805. 2 Bde.). Gute Ausgaben von einzelnen orphischen Gedichten sind: „Argonautica" von Schneider (Jena 1803); „De lapid." von Tyrwhitt (London 1781). Eine Ausgabe der Fragmente besorgte Christ. Eschenbach (Nürnb. 1702). Übersetzungen lieferten Scaliger (die Hymnen lat.), Kütner (die Argonaut.) und Voß. Über O. selbst endlich und die ihm zugeschriebenen Poesien vergl. G. H. Bode „Orpheus, poetarum Graecorum antiquissimus" (eine gekrönte Preisschrift. Götting. 1824. 4.); Gerlach „De hymn. orph." (Goett. 1797.); Herrmann „De orph. arg." (Lips. 1811. 4.) u. a. m. 20.

Orrerium, s. Planetarium.

Orsini nennt sich eine der angesehensten und mächtigsten Familien Italiens, welche in Frankreich unter dem Namen Ursins bekannt ist und auch in Ungarn bedeutende Güter besaß. Schon im XI. Jahrh. behauptete sie einen ausgezeichneten Rang unter dem römischen Adel und ihre festen Burgen und Vasallen sicherten ihre Unabhängigkeit in ihren Besitzungen, wohin die Macht des Kaisers und der Einfluß der Päpste nicht reichten. Als Giovanni Cajetan, ein Glied ihrer Familie, unter dem Namen Nikolaus III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben ward, machte er seinen Bruder zum Statthalter der Romagna und gab drei O. den Cardinalshut. Um diese Zeit begann der hartnäckige und blutige Zwist zwischen den O. und Colonna, welcher damit endigte, daß sich beide Häuser in die ersten Ämter des Staates theilten. Der Stammvater der Familie O. war Giovanni Cajetan; sein Nachkomme, Matteo Rubens, hinterließ drei Söhne, welche drei Linien stifteten; nur die Linie O.-Gravina, von dem jüngsten Sohne Napoleon O. abstammend, ist noch vorhanden. Aus dieser Linie stammte auch Francesco O., welcher 1417 zum Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitanischen Landschaft Bari, erhoben wurde und dessen Sohn Jacopo den herzoglichen Titel erhielt. Mehrere Sprossen dieses Hauses erlangten großen Waffenruhm. Nikolas O., Graf von Pitigliano (geb. 1442, gest. 1510), zeichnete sich als venetianischer General im Kriege gegen die Ligue von Cambrai aus, eroberte 1509 Padua und vertheidigte diese Stadt gegen das Belagerungsheer des Kaisers Maximilian mit dem besten Erfolge. Sein Vetter Lorenzo O., Herr von Ceri, gewöhnlich Renzo de Ceri genannt (st. 1536), diente ebenfalls der Republik Venedig und bildete zuerst brauchbare Infanterie, welche es wagen konnte, den deutschen und spanischen Söldnern Widerstand zu leisten. Später stand er im Solde Leo's X. und Franz's I. und wurde als glücklicher Parteigänger in Italien sehr gefürchtet. Auch die Päpste Nikolaus III., Benedict XIII. und Clemens XII., so wie der gelehrte Alterthumsforscher Fulvio O. (geb. 1529, gest. 1600) stammten aus dieser Familie. Karl VI. ertheilte 1724 dem Fürsten Beroaldo O., Benedict's XIII. Brudersohne, die Reichsfürstenwürde. Die Familie ist hauptsächlich in Neapel seßhaft, doch erstrecken sich ihre Verzweigungen bis nach Deutschland, wo das fürstlich-reichsgräfliche Haus Rosenberg, welches sich auch O. von Rosenberg nennt, nahe mit ihr verwandt ist. 66.

Ort heißt außer seiner gewöhnlichen vielfachen Bedeutung für einen Platz

oder Punkt, wo irgend ein Gegenstand sich befindet, im Bergwesen auch eine jede unterirdische Strecke, welche zur Aufsuchung des Erzes ausgehauen wird. Ferner bedeutet O. in Norddeutschland als Münze den vierten Theil einer größern, z. B. Ortthaler = ¼ Thlr., Örtchen = ⅛ Thlr., Ortgroschen = ¼ Gr.; als Maß in Lübeck = ¼ Quartier, in Osnabrück = ¼ Kanne, beim Salzwesen = ¼ Pfanne; als Gewicht in Hanover = ¼ Quentchen. 30.

Ortĕles, auch Ortles, Ortelsspitze, der höchste Punkt der Tyroler Alpen und zugleich der höchste von Deutschland und einer der höchsten Berge Europas, ist ein mit ewigem Schnee bedeckter Felsenkegel und erhebt sich im Oberinnthale in einer öden Gegend, das Ende der Welt genannt, in Gestalt einer dreieckigen Pyramide 12,060 Fuß über dem Meere empor. Der Gemsenjäger Joseph Pichler hat ihn 1804 zuerst bestiegen. 35.

Orthodoxie, Rechtgläubigkeit, wird gewöhnlich denen zugeschrieben, welche in Hinsicht ihrer religiösen Überzeugung an der öffentlichen Kirchenlehre festhalten; Heterodoxie dagegen denen, welche Anderes lehren als die Kirche, welche vom kirchlichen Lehrbegriffe abweichen. Beide Ausdrücke sind nur relativ, in Bezug auf den öffentlich angenommenen Lehrbegriff einer Kirche. Die Heterodoxie kann daher gar wohl O. sein, wie es Jesu und der Apostel Heterodoxie in Rücksicht der jüdischen Religion, und Luther's Heterodoxie in Rücksicht der römischen Kirchenlehre war. Andere wollen lieber das Festhalten des kirchlichen Lehrbegriffes durch Paläologie und das Abweichen davon durch Neologie bezeichnen. — In der katholischen Kirche pflegt man diejenigen, welche sich von dem öffentlichen durch das Ansehn der Concilien und die Aussprüche der Päpste bestätigten Lehrbegriffe entfernen, nicht Heterodoxen, sondern Häretiker zu nennen. 63.

Orthoëpie heißt in der Grammatik die Lehre von der richtigen Aussprache. Diese ist aber entweder eine allgemeine, welche sich auf die Einrichtung der menschlichen Sprachorgane, die naturgemäße Aussprache der einzelnen Buchstaben und die gehörige Vertheilung derselben in Sylben gründet und ein Gegenstand der allgemeinen Grammatik ist, oder eine besondere, die Lehre der Pronunciation, welche die Regeln aufstellt, wie in einer einzelnen Sprache bei der Aussprache verfahren werden müsse. Letztere gründet sich zwar auf die erstere; doch haben die Sprachlehrer bei Entwickelung derselben meist die richtige Mitte nicht gehalten, indem sie theils die erstere gar nicht berücksichtigten, theils der Gewohnheit entgegen in letzterer Nichts gelten lassen wollten, was nicht durch die erstere gelehrt wurde; woher in letzteren Beziehungen die häufigen Künsteleien neuerer, vorzüglich deutscher Sprachlehrer kommen. Als das vorzüglichste Werk über O. nennen wir: L. Olivier „Die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen" (Wien 1821. 8.). 9.

Orthographie, s. Rechtschreibung.

Orthopädie ist die Lehre von der Natur und ärztlichen Behandlung der Deformitäten des menschlichen Körpers. Solche Deformitäten kommen sowohl am Stamme als auch an den Gliedmaßen vor; die wichtigsten derselben sind die Verkrümmungen des Rückgrats. Weichen nämlich die Rückenwirbel dem durch die Schwere des Körpers auf ihnen lastenden Drucke und treten sie aus ihrer Verbindung und mehr oder weniger zur Seite aus, so bilden sie Verkrümmungen, die abgesehn davon, daß sie die Schönheit der äußern Form bedeutend beeinträchtigen, durch den Druck, den sie auf edle Organe, als Lunge, Herz, Verdauungswerkzeuge ꝛc., ausüben, von großem Nachtheile für die Gesundheit sind. Diese Verkrümmungen, an denen stets mehrere Wirbel Theil nehmen, lassen sich in vier verschiedene Arten eintheilen: entweder das Rückgrat weicht nach hinten aus (kyphosis), oder nach vorn (lordosis), oder nach einer von beiden Seiten (sco-

liosis, die am häufigsten vorkommende Art), oder endlich es findet eine winkelförmige Hervorragung meist in den unteren Wirbeln (der eigentliche Buckel) statt. Mannigfaltig sind die Veranlassungen, durch welche diese Deformitäten hervorgerufen werden. Indem sie sich meistenstheils nur im kindlichen Alter zeigen, beschuldigt man gewöhnlich die Wärterinnen, daß sie die Kinder haben fallen lassen; allein weit entfernt, daß diese Ursache die häufigste sei, werden sie viel öfter durch Skrophelkrankheit, Zweiwuchs, Lustseuche, Rheumatismen, durch schlechte Körperhaltung aus Nachlässigkeit oder Gewohnheit, vorzüglich in jüngeren Jahren, durch falsche Bildung oder abnormes Wachsen eines Knochens, durch Gehirn- und Rückenmarksaffectionen, durch Muskelschwäche (weßwegen das Übel beim weiblichen Geschlechte häufiger als beim männlichen angetroffen wird) und durch Abnahme der Kräfte im höhern Alter hervorgerufen, so daß diese Einwirkungen bald Knochenfraß an den Rückenwirbeln oder Auftreibung und Substanzwucherung derselben, oder Entzündung der Zwischenknorpel und Bänder, oder Erschlaffung der letzteren bewirken, wodurch die Ausbiegung der Rückenwirbel zu einer bleibenden umgeändert wird. Zur Heilung dieser Deformitäten sind eine Menge Mittel in Vorschlag gebracht und angewendet worden; immer sind jedoch genaue Kenntniß des Übels und sorgfältige Auswahl der vorgeschlagenen Curmethoden nöthig. Zunächst muß aber auf den allgemeinen Körperzustand Rücksicht genommen, dessen Krankheit geheilt und eine der Gesundheit und Körperausbildung förderliche Lebensweise angeordnet werden. Letzteres ist von größter Wichtigkeit und beugt angehenden Verkrümmungen kräftigst vor. Daher sind gymnastische Übungen, Tanzen, Fechten, Schwimmen, militairische Exercitien und ähnliche Übungen in angehenden Verkrümmungen so äußerst nützlich. Haben sich aber dieselben weiter ausgebildet, so kommen eine Monate lang fortgesetzte horizontale Lage und Ruhe des Körpers, um den afficirten Theil vor jeder Anstrengung möglichst zu schützen, Frictionen des Rückens, Ausdehnungen des Körpers, Einreibungen, Flußbäder, laue stärkende Bäder, Douchebäder, Elektricität und Galvanismus ꝛc. zur Anwendung. Dabei ist man jedoch in neuerer Zeit von dem zu allgemeinen Gebrauche der Maschinen, als Schnürleiber, Ausdehnungs- und anderer orthopädischer Maschinen, deren es eine große Zahl gibt, abgekommen, indem man dieselben mit Ernst angewendet für zu gefährlich in manchen Fällen hält und von ihnen, die als mechanisch wirksam die Thätigkeit der Muskeln und Bänder schwächen, keinen Nutzen erwartet, wo es sich um Erhöhung der Muscularthätigkeit handelt. — — Außer den Rückgratskrümmungen kommen noch mehrere Deformitäten am menschlichen Körper vor. Die vorzüglichsten derselben sind: der schiefe Hals, die Krümmung der Schenkelbeine, die eingebogenen Knie, die Klumpfüße, Plattfüße, Pferdefüße ꝛc., die einem orthopädischen Heilverfahren unterworfen nicht selten mehr oder weniger zur Norm zurückgeführt werden. — — Die O. ist vorzüglich in neuerer Zeit Gegenstand ärztlicher Forschung und zu größerer Vollkommenheit ausgebildet worden. Das Meiste haben dazu die orthopädischen Anstalten beigetragen, die eben sowohl einer Menge verkrüppelter Personen Hülfe geleistet, als sie unsere Kenntnisse über die Deformitäten vermehrt haben. Da diese Institute mit allen Hülfsmitteln, die zur Behandlung erforderlich, in hinreichendem Maße versehen sind, als den nöthigen Maschinen, Einrichtungen zu allen Arten von Bädern, gymnastischen Vorrichtungen; da häufig mit ihnen Werkstätten verbunden sind, in denen sämmtliche Maschinen sogleich und dem Körper anpassend verfertigt werden; da endlich die Vorsteher dieser Institute durch die zahlreichen Fälle, die sich ihnen darbieten, einen reichen Schatz von Erfahrungen einzusammeln in den Stand gesetzt sind: so werden sie häufig vom wohlhabenden Publicum benutzt und haben sich daher über die meisten großen Städte des cultivirten Europas verbreitet. Derjenige, dem man in der

Einrichtung dieſer Anſtalten ſehr viel zu verdanken und der namentlich in Deutſchland das erſte orthopädiſche Inſtitut gründete, iſt Joh. Georg Heine, geb. 1773 zu Lauterbach im Schwarzwalde. Er hatte anfangs das Meſſerſchmiedhandwerk erlernt, wurde 1802 zu Würzburg als Univerſitätsinſtrumentenmacher angeſtellt, zeichnete ſich ſchon damals in Anfertigung chirurgiſcher Inſtrumente aus und gründete hierauf (1816) zu Würzburg ſein orthopädiſches Inſtitut, das ſehr bald berühmt wurde und noch jetzt unter dem Namen Amalieninſtitut blüht, trotz dem, daß zu Lübeck, Berlin, Jena, Dresden und an vielen anderen Orten ähnliche Anſtalten ins Leben getreten ſind. — — Wer ſich genauer über Deformitäten und, wie denſelben bei Zeiten zu begegnen iſt, unterrichten will, dem empfehlen wir F. J. Siebenhaar, „Orthopädiſche Gebrechen des menſchlichen Körpers, für Eltern und Erzieher" (mit 4 Kupfertafeln. Dresden 1834). 39.

Ortŏlan, auch Fett- oder Gartenammer genannt, lat. emberiza hortulana, eine zu den Ammern gerechnete Vogelart, hat an der Bruſt und am Bauche hellgelbe, am Schwanze und in den Flügeln ſchwärzliche Federn, ungefähr wie der Goldammer, dem er im Ganzen ſehr ähnlich iſt, und lebt in den wärmeren Gegenden Europas. Im Herbſte werden die Ortolane ſehr fett beſonders auf Cypern gefangen, ausgeſchlachtet und abgebrüht in Eſſig, mit Gewürzen verſetzt, gelegt und in fremde Länder ausgeführt, wo ſie für große Delicateſſen gelten. In Schweden ſoll das Stück ſchon mit einem Ducaten bezahlt worden ſein. 35.

Ortuinus Gratius, ein geiſtreicher Gelehrter des XVI. Jahrh., war geboren zu Münſter, trat dann als Lehrer zu Köln auf und ward einer der heftigſten Gegner des Reuchlin. Von ſeinen näheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir nichts Beſtimmtes; er ſtarb zu Köln den 18. Mai 1542 und hinterließ mehrere Schriften, von denen wir nur die namhafteſten anführen: „Fasciculum rerum expetendarum et fugiendarum" (Koeln 1535. Fol.); „Triumphus B. Jobi prophetae"; „Apologia adversus Jo. Reuchlinum"; „Criticomastic. peregrinationis Petri Ravennatis" (Lyon 1511) etc. 20.

Oryktognoſie, Oryktologie, Orykturgie, ſ. Mineralogie und Hüttenkunde.

Oſagen, ein indianiſcher Völkerſtamm, leben vorzüglich in den nordamerikaniſchen Staatsgebieten Arkanſas und Miſſouri und treiben gleich den verwandten Abkömmlingen Jagd und Fiſchfang. Der Ackerbau hat nur geringe Fortſchritte unter ihnen gemacht und das Chriſtenthum bei Einigen erſt Eingang gefunden. Sie zählen über 12000 Köpfe, wohnen in Dörfern und haben theils eine oligarchiſche, theils eine republikaniſche Verfaſſung. 35.

Oscillation, ſ. Schwingung.

Oſiander (Andreas), eigentlich Hoßmann, ein berühmter Theolog aus der Reformationsperiode, am 19. Dec. 1498 zu Gunzenhauſen im Ansbachiſchen geboren, ſtudirte zu Ingolſtadt und Wittenberg und wurde 1522 erſter evangeliſcher Geiſtlicher zu Nürnberg. In dieſer Eigenſchaft wohnte er 1529 dem Colloquium zu Marburg und im folgenden Jahre dem Reichstage zu Augsburg bei. Als aber Kaiſer Karl V. den Lutheranern 1548 das augsburger Interim aufdrang, legte er ſein Amt nieder und ging nach Königsberg, wo er im nächſten Jahre vom Herzoge Albrecht eine Profeſſur erhielt. In ſeiner Antrittsdisputation behauptete er, lutheriſchen Grundſätzen zuwider, daß die Heiligung (Gerechtmachung) ein nothwendiger Beſtandtheil der Juſtification (Rechtfertigung) ſei und dieſe durch eine Infuſion der göttlichen Gerechtigkeit in die menſchliche Natur erfolge. Aus dieſer Behauptung O.'s entſpann ſich nun der ſogenannte oſiandriſche Streit. Seine Gegner nämlich griffen den ihr zu Grunde liegenden Satz, daß Chriſtus nur nach ſeiner göttlichen Natur die Menſchheit erlöſt habe, an, beſonders ſeine Amtsgenoſſen Stavylus, Venediger, Hegemon und ſpäter

auch Mörlin, als er zwischen den Parteien vermitteln sollte. Sie verschrien öffentlich den Irrlehrer und der Herzog sah sich endlich genöthigt die Gültigkeit des, wiewohl mildesten, theologischen Bedenkens auszusprechen. Aber weder dadurch, noch durch den Tod O.'s, am 17. Oct. 1552, wurde der Streit beendigt. O.'s Schwiegersohn, Johann Funk, des Herzogs Hofprediger, der eifrigste Osiandrist, zwang viele Geistliche durch seine Strenge zum Auswandern, bis die außerdem unzufriedenen Landstände sich an Siegmund August von Polen, den Oberlehnsherrn Preußens, wendeten, der 1566 eine Commission einsetzte. Von dieser wurde die Hinrichtung Funk's und zweier anderer Anhänger verordnet und so die Partei unterdrückt. O.'s Hauptschrift ist: „Harmonia evangelica graece et latine cum adnotationibus etc." (Bas. 1537. Fol.). 77.

Osiander (Johannes), Prälat zu Hirsau, königlich schwedischer Kirchen- und churfürstlich sächsischer Consistorialrath, ein Mann, der sich in religiöser und politischer Hinsicht unsterbliche Verdienste um sein Vaterland erworben hat, wurde am 22. April 1657 zu Tübingen, wo sein Vater Kanzler war, geboren. Nach Vollendung seines 14. Lebensjahres bezog er die Universität, begleitete nach seiner Promotion den Sohn des Baron Horn als Hofmeister auf einer Reise durch die Schweitz, Frankreich und einen großen Theil Deutschlands, kehrte 2 Jahre später nach Tübingen zurück und wurde außerordentlicher Professor der hebräischen und bald ordentlicher der griechischen Sprache und der Geographie. Als im Jahre 1688 die Franzosen in Würtemberg einrückten, ging O. im ächten Patriotismus ihnen entgegen, um mit Monclar und Peyssonnel, die die Zerstörung Tübingens beschlossen hatten, zu unterhandeln. Da er sie aber von ihrem Vorhaben nicht abbringen konnte und schon Minen gegraben wurden, um die Mauern zu sprengen, so wagte er mit eigener Lebensgefahr dieselben des Nachts theilweise unschädlich zu machen und rettete auf solche Weise seine Vaterstadt, eine Freude, die er 1693 zum zweiten Male erlebte. Zur Belohnung dafür wurde ihm schon 1688 der Titel eines Kriegsraths zu Theil und die Gesandtschaft an Höfen bei wichtigen Angelegenheiten anvertraut, die ihm auch übertragen wurde, seitdem er (1697) Abt des Klosters Königsbronn und (1700) Prälat zu Hirsau geworden war. Der durch seine geistliche und weltliche Beredtsamkeit ausgezeichnete und im Stillen segensreich wirkende O. starb 1724. 77.

Osiander (Friedrich Benjamin), berühmter Geburtshelfer, ward zu Zell im Königreiche Würtemberg am 9. Febr. 1759 geboren, besuchte die Klosterschule zu Denkeldorf, studirte hierauf Medicin zu Tübingen und Straßburg und übte sodann seit 1779 seine Kunst zu Kirchheim aus, nachdem er sich noch zu Cassel unter Stein in der Geburtshülfe ausgebildet hatte. 1792 folgte er einem Rufe nach Göttingen als Professor der Geburtshülfe und Director der Gebäranstalt, in welcher Stellung er eine außerordentlich große Thätigkeit entwickelte; denn nicht nur, daß er als vortragender Lehrer sehr beschäftigt war (er hat über 3000 Zöglinge gebildet), hat er auch eine Menge Schriften verfaßt, als einen Grundriß, ein Lehrbuch, ein Handbuch der Entbindungskunst, ein Lehrbuch der Hebammenkunst, die Annalen der Entbindungslehranstalt in 2 Bänden; hat über die Entwickelungskrankheiten des weiblichen Geschlechts, über den Selbstmord, seine Ursachen und Arten, über die Kuhpocken ꝛc. geschrieben; hat mehrere geburtshülfliche Instrumente erfunden, als einen Beckenmesser, eine Geburtszange, eine Wage für Neugeborene, und hat ferner eine große Sammlung von anatomischen Präparaten angelegt. Dabei lebte er in öfteren literarischen Streitigkeiten mit Gelehrten seines Fachs. Sein vorzüglichster Gegner war Boër zu Wien, der die Rechte der Natur bei Beförderung der Geburt eben so nachdrücklich vertrat, als O. die zögernde Thätigkeit des Organismus durch Instrumental- und andere Hülfe unterstützt wissen wollte. — Sein Tod erfolgte am 25. März 1822. 39.

Osiris, einer der Hauptgötter Ägyptens, wurde mit der Isis und drei anderen Geschwistern von Zeus und Here auf eine ungesetzliche Weise erzeugt. Er vermählte sich mit seiner Schwester Isis (s. d. Art.) und beherrschte mit ihr gemeinschaftlich Ägypten. Nachdem er dieses Land auf vielfache Weise beglückt hatte, zog er, in der Absicht seine wohlthätigen Einrichtungen auch in andere Länder zu verpflanzen, mit einem zahlreichen Heere durch Äthiopien, Arabien und Indien, Vorderasien, Thracien, Macedonien und Attika; in den beiden letzteren Ländern setzte er den Macedon und Triptolemos zu Herrschern ein. Allenthalben führte er seine Einrichtungen ohne Kampf durch bloße Überredung ein. Endlich wurde er von seinem Bruder Typhon getödtet, der seinen Leib zertheilte und jedem seiner Gefährten ein Stück gab. Doch bald rächte ihn seine Gemahlin Isis nebst seinem Sohne Horus. Aus den gesammelten Theilen des Leibes des O. bildete Isis Bildnisse desselben und theilte jeder Landschaft eins zu, mit dem Befehle ihren Gemahl als Gott zu verehren. Eben so gab sie jedem Theile ein Thier zum Symbole, welches ebenfalls göttlich verehrt werden mußte. (S. darüber Plut. „De Iside et Osiride", c. 15—19.) Im Allgemeinen schreibt man dem O. alle Einrichtungen zu, durch welche die Menschheit nach und nach zur Cultur geleitet wurde; er ist Erfinder des Pflugs und des Ackerbaues überhaupt, führte die Obstzucht und den Weinbau ein, schaffte den Gebrauch des Menschenfressens ab und lehrte dafür Nahrungsmittel aus Pflanzen bereiten, gründete Städte und gab ihnen Gesetze, bildete in Verbindung mit Thaut Schrift und Rede aus, brachte Musik, Kenntniß der Gestirne und ihres Laufs, wonach er die Zeit eintheilte, und gab auch durch mannigfache Übungen den Bewegungen des Körpers Geschmeidigkeit und Anstand. Er ist Symbol des Nils, der Sonne und des Sonnenlaufs, überhaupt der zur Fruchtbarkeit wirksamen Naturkräfte; den Mythen von ihm liegt der physische und astronomische Verlauf des Jahres zu Grunde. Gewöhnlich wird O. im flammigen Gewande mit Ochsenhörnern oder einem Habichtskopfe, die Erdkugel haltend, abgebildet; auch als Bild der Sonne auf einem Wagen sitzend. In den Tempelsculpturen des alten Philä findet sich noch eine Darstellung von ihm. 11.

Osmân, gewöhnlich falsch Ottoman, türkische Sultane. — O. I., der Stifter des türkischen Reichs, war der Sohn des seldschukischen Begs Ertogrul, ward um 1260 nach Chr. zu Soguta in Bithynien geboren und nach dem Tode seines Vaters 1288 von dem Sultane von Ikonium mit dessen Beglik belehnt, erhielt er aber auch zugleich den Auftrag die Besitzungen der Byzantiner in Kleinasien anzugreifen. Mit großer Schnelligkeit eroberte er Kappadocien, Pontus und Bithynien, nahm 1299 den Titel Sultan an und schlug endlich in dem von seinem Sohne Orchan eroberten Brusa seine Residenz auf, starb aber schon in demselben Jahre. Ihm folgte Orchan und die Umgürtung mit seinem Schwerte ward für alle seine Nachfolger das Symbol ihrer Weihe zu Sultanen. — O. II., Sohn Ahmed's I., ward erst 12 Jahre alt nach der Absetzung seines Oheim's, Mustafa I., auf den Thron gehoben (1618) und bald darauf von seinen Rathgebern zur Aufhebung der Janitscharen, zur Monogamie und zu einer Wallfahrt nach Mekka beredet. Dieß und ein unglücklicher Feldzug gegen die Polen, den er, von Bethlen Gabor aufgefordert, mit 300000 Mann unternommen hatte (1621), aber bei Chotzim mit Verlust seiner besten Truppen geschlagen, durch einen wenig vortheilhaften Frieden endigte, erregte endlich nach seiner Rückkehr in Constantinopel einen Aufstand der Janitscharen und des Pöbels, welche den gefangenen Mustafa I. von Neuem zum Kaiser ausriefen. O. mußte in die sieben Thürme wandern, wo er Tags darauf von dem neuen Großwesir ermordet ward (Oct. 1622). — O. III., ein geistesschwacher Fürst, folgte seinem Bruder, Mahmud I., 1754, überließ aber dem Kapu Aga die ganze Regierung, wechselte

mit 6 Großwesiren, verließ die Allianz mit Frankreich und schloß sich an England an, konnte jedoch die Unordnungen in seinem Reiche nicht abstellen und starb schon 1757. Ihm folgte Mustafa III. 37.

Osmanisches Reich, s. Türkei.

Osmazom, franz. und engl. osmazome (von ὀσμή, Geruch, und ζωμός, Fleischbrühe), nennt man den von Rouelle schon erwähnten, aber erst von Marcel gehörig untersuchten Stoff, der ehedem den Namen Extractivstoff des Fleisches führte und im Rindfleische und wahrscheinlich auch in dem aller erwachsenen Thiere (was braun und schmackhaft ist), in der Rindfleischbrühe, in dem Gehirne, in den Fruchtwässern der Stute und der Kuh, in den Austern und in dem sie umspülenden Wasser, in manchen Pilzen, in mehreren anderen Vegetabilien und in manchen Geschwülsten, die sich in Folge mancher krankhaften Affectionen entwickeln, angetroffen wird. Das O. hat die Consistenz eines Extracts, ist braunröthlich, hat einen starken, dem der Fleischbrühe ähnlichen Geschmack und einen aromatischen Geruch, den es der Fleischbrühe und dem Braten mittheilt. Es besteht, den mit ihm angestellten chemischen Untersuchungen zufolge, aus Sauer-, Wasser-, Kohlen- und Stickstoff, daher es bei seiner Zersetzung durch das Feuer basisch kohlensaures Ammonium liefert. Es wird von der Luft feucht und zerfließt, ist in Weingeist und Wasser leicht löslich und geht sehr langsam in Fäulniß über. Man erhält es, wenn man zu wiederholten Malen das Muskelfleisch mit kaltem Wasser behandelt, welches den Eiweißstoff, das O. und einige Salze auflöst; diese Auflösung wird alsdann gekocht, um dadurch den Eiweißstoff zum Gerinnen zu bringen, welchen man sodann mit einem Schaumlöffel entfernt. Hierauf wird die Auflösung, nachdem man sie hat mäßig eindicken lassen und kein Eiweißstoff mehr coagulirt, filtrirt und mit dem Verdampfen (bei gelinder Wärme) so lange fortgefahren, bis die Flüssigkeit so dick wie Syrup geworden ist. Man behandelt sie nun mit Alkohol, welcher das O. auflöst, worauf man aufs Neue filtrirt und den Alkohol durch Abdampfen verflüchtigt. Man hielt früher das O. für sehr nahrhaft; doch will man jetzt erkannt haben, daß es dieß nicht sei, aber offenbar stärkend und erregend wirke, was auch der Unterschied zwischen den Wirkungen der Rindfleischbrühe und der des O. entbehrenden Hühner-, Kalbfleisch-, Knochenbrühe ꝛc. zu beweisen scheint, obgleich diese letztern nährend sind; daher auch das O. in der Medicin bei Wiedergenesenden als ein den Appetit wieder zurückrufendes Mittel benutzt werden könnte. Dem zufolge ist auch die von Cadet de Vaux erfundene Osmazomchocolate zur Stärkung der Verdauungskräfte empfohlen worden. Um eine der Rindfleischbrühe ähnliche Bouillon zu bekommen, darf man nur das O. mit Gallert, in dem Verhältnisse von 1 : 7, verbinden, diese Verbindung mit Pfeffer und Gewürze aromatisch machen und in etwas gesalzenem kochenden Wasser auflösen. 14.

Osmium, s. Metalle.

Osnabrück, s. Hanover.

Ossenbeek (Josse [Jost] oder Jan), ein niederländischer Maler, geb. 1627 zu Rotterdam, bildete sich in Italien zu einem trefflichen Landschafts- und Thiermaler, erwarb sich aber außerdem durch das Studium von Peter Laar's Werken auch große Geschicklichkeit in der Bambocciade. Seine Compositionen sind sehr geistreich und seine Landschaften insbesondere durch Personen und Thiere äußerst belebt. Vor Allem rühmt man seine Tempelruinen und andere alterthümliche Bauwerke, dann zunächst seine Märkte, Verkaufsscenen und Feste. Auch seine Kupferstiche, unter denen man eine Folge von 12 Thierblättern besonders hervorhebt, haben verdiente Anerkennung gefunden. Er starb im Jahre 1678. Ein sehr schönes Bild von ihm, eine bergige Landschaft mit dem Zuge Jakob's nach Mesopotamien darstellend, besitzt die wiener Gallerie. 36.

Osseten, ein in mehrere Stämme getheiltes Volk am Kaukasus, an den Quellen des Terek, sollen medischer Abkunft sein, unterscheiden sich wenigstens von den eigentlich kaukasischen Völkern durch ein blaues Auge, rothes Bart- und blondes, oft auch röthliches Kopfhaar und die übrige Gesichtsbildung, die bei den Frauen, welchen der größere Theil der Geschäfte überlassen ist, ans Häßliche grenzt. Obgleich ehemals, wie man erzählt, cultivirt und dem Christenthume zugewandt, leben sie jetzt als rohes Hirtenvolk in Dörfern, deren Häuser, mit Gräben und Wällen umgeben, Burgen gleichen, beschäftigen sich nur wenig mit Ackerbau, lieben die Jagd und den Trunk und besitzen oft eine große Fertigkeit in Handarbeiten. Sie sind gegen 16000 M. stark, nennen sich selbst Iron und stehen unter der Botmäßigkeit Rußlands; die Ältesten sind gewöhnlich ihre Fürsten. Die Sprache der O. ist ein Gemisch aus mehreren, doch ist das Medische vorherrschend. 35.

Ossian (gälisch Oisein), der berühmteste Barde des schottischen Hochlandes, soll im II. oder III. Jahrh. unserer Zeitrechnung, nach der Meinung Anderer zu Anfange des IX. Jahrh. gelebt haben. Nach der ersten und allgemeineren Annahme fand O.'s Vater Fingal, König von Morven, seinen Tod an der Spitze der Caledonier (Schottländer), welche den Einfall der Römer unter dem Kaiser Severus in ihr Gebiet kräftig zurückwiesen und unter Caracalla einen glänzenden Sieg über ihre Feinde errangen; nach der andern Annahme, welche besonders durch Fr. Schlegel Bedeutung gewann, lebte derselbe Fingal zur Zeit der ersten Eroberungszüge der Normannen und die Haupthandlung in allen Gedichten O.'s, die Befreiung Erins von dem Könige Swaran von Lochlin, wäre dann keine andere, als die Zurücktreibung der räuberischen Einfälle eines Normannenhäuptlings aus Norwegen in Irland und Fingal müßte also ein Irländer, der aber durch die Vertheidigung einer irischen Colonie in Hochschottland diesem Lande angehörte, sein. O., eines so großen Vaters würdig, war Krieger und Sänger zugleich und zeichnete sich auf mehreren Feldzügen aus. Auf einem derselben sah er Evirallin, die schöne Tochter Branno's, des Königs von Rego, und gewann ihre Gegenliebe. Aus ihrer Ehe entsproß der tapfere Krieger Oskar, welcher nach vielen Heldenthaten durch Verrätherei fiel, als er sich gerade mit der liebenswürdigen Malwina vermählen sollte. O., seines Sohnes, seiner treuen Gefährtin und des Augenlichtes beraubt, widmete seine Leyer fortan nur dem Schmerze und dem Troste der tiefgebeugten Malwina und soll als der letzte seines Geschlechts und in hohem Alter gestorben sein und zwar, wie jene, die ihn in die Römerzeit hinaufschieben, beifügen, in dem Hause eines Christen, welcher sich zur Zeit der allgemeinen Verfolgung unter Diocletian in die schottischen Berge gerettet hatte. O.'s Gesänge wurden von seinen Landsleuten stets in Ehren gehalten, aber der übrigen Welt waren sie unbekannt, bis Macpherson durch einige Proben, welche er in englischer Übersetzung („Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland and translated from the Galic or Erse language", Lond. 1760. 8.) bekannt machte, die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sie hinlenkte. Besonders wurde der Eifer der reichen Schotten Home und Robertson rege und Macpherson mußte auf ihre Kosten das Land durchforschen, um ähnliche Schätze der Vorzeit aufzufinden. Seine Bemühungen hatten den schönsten Erfolg und schon nach Verlauf einiger Jahre erschienen die größeren Gedichte: „Fingal" (Lond. 1762. 2 Bde. 4.) und „Temora" (Lond. 1763. 4.). Eine Gesammtausgabe der von ihm aufgefundenen Gedichte O.'s besorgte Macpherson bald darauf (Lond. 1764. 2 Bde. 4.), welche oft wiederholt und mit später an das Tageslicht geförderten Stücken vermehrt wurde. Die Gesänge des schottischen Barden gewannen in Kurzem eine ungewöhnliche Berühmtheit, erregten aber zugleich die Zweifelsucht einiger Gelehrten, unter welchen S. Johnson, Shaw,

Waller und Malcolm Laing die bedeutendsten waren. Zwar vermochten sie nicht die fraglichen Gedichte als Machwerk des eines solchen Aufschwunges der Phantasie unfähigen Macpherson zu erweisen, aber ihr Bedenken gegen die Person und Lebenszeit O.'s selbst haben bis jetzt nicht genügend zurückgewiesen werden können. Mit Recht haben sie gefragt: erfreuten sich die Schotten schon in so früher Zeit einer so hohen Cultur, wie sie O.'s Werke voraussetzen? Hat sich die Sprache der Gälen wie sie zur Zeit der Römer gesprochen wurde, im Laufe vieler Jahrhunderte so wenig geändert, daß sie noch im vorigen verständlich war? Wie ist es möglich, daß ganze Epopöen, wie Fingal und Temora, ohne von der Schrift festgehalten zu werden, im Munde eines rohen Volks fortleben konnten? Macpherson's Vertheidiger: Hugh Blair, Smith, Clarke, Home, Arthur Young und besonders A. Macdonald („Historical dissertation on the antiquity of Ossian's poems", Lond. 1805. 8.), J. Sinclair („On the authenticity of Ossian's poems", Lond. 1806. 8.) und Patrick Graham („Essay on the authenticity of the poems of Ossian", Lond. 1807. 8.) bejahen diese Fragen zwar geradezu oder suchen sich durch Ausweichungen aus der Verlegenheit zu ziehen, vermögen aber den immer mehr zur Gewißheit werdenden Glauben nicht zu unterdrücken, daß die Gedichte zwar gälischen, aber späteren Ursprungs seien und daß sie nur in einzelnen Liedern und Fragmenten im Munde des Volkes leben, oder in alten Handschriften vorhanden sind, von Macpherson aber oft geschickt, manchmal auch ungeschickt zu einem Ganzen vereinigt wurden. Auch die von dem edinburger Alterthumsvereine zur näheren Beleuchtung des Streits 1797 ernannte Commission wagte nichts weiter mit Bestimmtheit zu behaupten, als daß diese Heldenlieder, obschon in einer von Macpherson's Texte sehr verschiedenen Gestalt, in dem Munde der Hochschotten lebten und in mehreren Handschriften aufgezeichnet seien. (Vergl. H. Mackenzie's „Report of the committee of the Highland society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the poems of Ossian", Edinb. 1805. 8.) Konnte nun auch die Zeit ihrer Entstehung nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden (denn der indirecte Beweis, daß in ihnen nichts, was einen späteren Ursprung verrathe, vorkomme, darf durchaus nicht als ein genügender gelten), so hatte doch der nicht immer ohne Erbitterung geführte Streit die dankenswerthe Folge, daß das gälische Original, welches vielleicht ungedruckt geblieben wäre, bekannt gemacht wurde. Die erste, sehr genaue und treue, durch die hochländische Gesellschaft zu London besorgte Ausgabe („The poems of Ossian, in the original gaelic, with a literal translation into latin by R. Macfarlan, with notes by J. Mac Arthur", Lond. 1807. 3 Voll. 8.) löste endlich allen Zweifel über die Ächtheit der Gedichte selbst; eine treffliche Handausgabe („Dana Oisein mhic finn, air au cur amach airson maith coitcheannta muinntir naegoeltachd", Edinb. 1818. 8.) besorgte J. Macgregor Murray. Macpherson's Bearbeitung wurde über diesen Bemühungen nicht vernachlässigt und in mehreren Ausgaben (Lond. 1773 und 1796. 2 Bde. 8. Edinb. 1803. 2 Bde. 12. von Malcolm Laing, Edinb. 1805. 2 Bde. 8., von Blair, Lond. 1806. 2 Bde. 8. und von Hugh Campbell, Lond. 1822. 2 Bde. 8.) verbreitet. Nach dieser Bearbeitung wurden auch die Gedichte O.'s in die meisten europäischen Sprachen übersetzt (in die spanische von J. A. Ortez, Valladol. 1788. 4.; in die italienische von M. Cesarotti, Pisa 1801. 4 Bde. 8.; in die französische von Letourneur, Paris 1810. 2 Bde. 8.; in die niederländische von W. Bilderdijk, Amsterd. 1805—1806. 2 Bde. 8.; in die schwedische, Upsala 1794. 8.; in die dänische von Alstrup, Kopenh. 1790—1792. 2 Bde. 8.; in die polnische von Krasicki); nirgends aber haben sie größern Beifall und Anklang gefunden, als in dem gemüthlichen Deutschland. M. Denis bildete sie unglücklich in steife Hexameter um

(Wien 1791—1792. 2 Thle. 8.), die Versuche von E. von Harold (Manh. 1782. 3 Thle. 8), J. W. Petersen (Tübing. 1808. 8.), L. Schubart (Wien 1808. 2 Bde. 8.) und J. F. Arnauld de la Perrière (Köln 1807—1818. 4 Bde. 8.) sind erträglich, die Übersetzungen von J. G. Rhode (Berl. 1818. 3 Bde. 8.), F. L. von Stollberg (Hamb. 1806. 3 Bde. 8.) und F. W. Jung (Frankf. 1808. 3 Bde. 8.) gelungen zu nennen; doch nur C. W. Ahlwardt übertrug sie aus dem Gälischen im Versmaße des Originals (Leipz. 1811. 3 Bde. 8.) meisterhaft und mit großer Genauigkeit und großem Fleiße, aber freilich für gewöhnliche Leser nicht mundgerecht. Die im Jahre 1820 verbreitete Zeitungsnachricht, daß man eine 1463 von einem irischen Mönche gefertigte Handschrift der Gedichte O.'s in einem Grabgewölbe der Abtei Connor in Irland in einer eichenen Kiste gefunden habe, ist an und für sich schon so albern, daß ihrer keine Erwähnung geschehen sollte. Überhaupt sollte man den Streit über die Ächtheit dieser Bardengesänge und über ihren wahren Verfasser ruhen lassen; „wer den Dichter nicht O. nennen will", sagt der geistreiche Cesarotti, „mag ihn Orpheus nennen; wer nicht glauben will, daß er Fingal zum Vater hatte, halt' ihn für Apollo's Sohn." — O.'s Heldenideal ist Fingal, nach dem alle übrigen Krieger emporstreben; seine Welt ist das schottische Bergland, wo ein rüstiges Volk, der reinen unverfälschten Sitte der Väter treu, frei und einfach lebte. Tapferkeit im Leben und Lohn derselben nach dem Tode sind die beiden Hauptideen, um welche sich die Wünsche seiner Helden drehen. Die Manen der Verstorbenen sehen schirmend und rathend auf die noch Lebenden herab und freuen sich ihrer Großthaten. Außer diesen Manen finden wir bei O. noch gute und böse Geister. Die Geister des Hügels, welche er gewöhnlich mit schönen Jungfrauen vergleicht, und die Geister des Verderbens, welche Sturm und Ungewitter erregen, die Schlachten lenken und den Menschen Jammer bereiten. Auffallend sind in O.'s Gedichten im Verhältnisse zu jener rohen Zeit die Größe der Gesinnung, die Zartheit des Gefühls, die Großmuth, Milde, Gastfreundschaft und der überraschende Heroismus, welche sich in jedem Verse ausprägen. Er verstand es sich über seine Zeit zu erheben und sich zum Großen und Allgemeinen für alle Zeiten aufzuschwingen. „Sein Charakter", sagt L. Schubart, „ist mehr lyrisch als episch; seine Episoden gelingen ihm häufig besser, als die epische Erzählung. Über Schlachten und wichtige Katastrophen gleitet er gewöhnlich rasch hinweg und geht zu rührenden Zwischenhandlungen, zu elegischen Ausbrüchen der Empfindung über, die alle Tiefen des Gefühls ergreifen. Es ist die reine, starke, unvermischte, noch heute aus jedem Herzen wiederhallende Natur, was seine Gesänge unsterblich macht. Eine gewisse Schwermuth liegt wie ein Schleier über ihnen verbreitet; aber nicht jene britische abstoßende Melancholie, sondern die rührende Trauer eines Mädchens, die mehr als Frohsinn interessirt und die dadurch ihre Schönheit unendlich anziehender macht." 67.

Ost oder **Morgen** ist eine der vier ersten Himmels- oder Weltgegenden, auf der Seite des Horizontes, wo bei uns zwischen Norden und Süden der Aufgang aller Gestirne geschieht, s. Morgenpunkt. 13.

Ostade (Adrian van), ein berühmter Maler, geb. 1610 zu Lübeck, erhielt den ersten Unterricht von Franz Hals (s. d. Art.) und fing dann an im Geiste Teniers, der ihn vorzugsweise ansprach, zu arbeiten, als ihn der berühmte Brauwer, welcher sein Freund geworden war, veranlaßte, das Genre Teniers als seiner Neigung am Angemessensten zwar beizubehalten, aber ohne Nachahmung seines Vorbildes lediglich seinem Genie und der Natur zu folgen. Er that dieß mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß er unstreitig mehr wie irgend ein Anderer Teniers an die Seite gesetzt zu werden verdient; aber während er gleich diesem Bauerntrinkstuben, Ställe, Quacksalber, Betrunkene, Dorfbarbiere, Ta-

baksraucher, Tanzplätze ꝛc. darstellte, hielt er sich entschiedener wie dieser an die Natur und gab, ohne wie Teniers zu verschönern, Alles in seiner eigentlichen, oft häßlichen Gestalt. Dabei war sein Colorit glühend, fein und wahr, unbezweifelt dem Teniers vorzuziehen, nur die Zeichnung nicht immer correct. Unter seinen zahlreichen Arbeiten erwähnen wir nur folgende: die aus 10 Figuren bestehende Familie des Künstlers selbst im Museum zu Paris; einen Raucher, der seine Pfeife anzündet; einen Trinker mit dem Glase und dem Bierkruge in der andern Hand; einen Fischmarkt; Bauern, welche an der Thür ihrer Hütte einem reisenden Bänkelsänger zuhören (einen seiner vorzüglichsten) und einen Dorfbarbier, der einem Bauer einen Zahn auszieht (in der wiener Gallerie). — O. starb zu Amsterdam, seinem längsten Aufenthaltsorte im Jahre 1685. — Sein Bruder, Isaak van O., geb. 1612 zu Lübeck, arbeitete in demselben Genre, starb aber eben als er die schönsten Hoffnungen erregte. Von seinen wenigen Arbeiten besitzt das Museum zu Paris 3. 36.

Osteolithen nennt man die in steinartige Massen verwandelten Knochen, die Einige mit dem Namen Knochenversteinerungen bezeichnet haben. Da mehrere Knochen schon an sich selbst als steinige Massen zu betrachten sind, so besteht die im Innern der Erde mit ihnen vorgehende Veränderung blos darin, daß die in ihnen enthaltenen verbrennlichen Stoffe nach und nach verwesen und die Knochen mehr oder weniger in den Zustand der gebrannten Knochen zurückgeführt werden. Allein der Begriff von versteinerten Knochen beschränkt sich blos darauf, daß, wenn jene Knochen sich an Orten finden, welche von mit incrustirenden Salzen, besonders Kupfer- und Eisensalzen, angeschwängerten Wässern durchströmt werden, es dann häufig geschieht, daß diese Substanzen zu den verwesenden gallertartigen Stoffe treten, die Knochen verdichten und färben; doch eine vollkommene Umwandlung der Knochen in Erz oder Stein (z. B. in Eisenerz, Kieselerde, Schwefelkies ꝛc.) ist noch niemals gefunden worden. 28.

Osteologie, Knochenlehre, ist der Theil der Anatomie, welcher sich mit den Knochen der thierischen Körper beschäftigt. Da diese nun die Stützen des ganzen Körpers sind, so geht man ganz richtig bei dem Studium der Anatomie von der O. aus und betrachtet in ihr die Knochen sowohl ihrer Bildung und Form nach einzeln als auch ihre Verbindung und Zusammenstellung vermittelst der Knorpel und Bänder (weßhalb die Knorpellehre und die Bänderlehre Abtheilungen der O. sind), so wie ihr Verhältniß zu den sie umgebenden Fleischtheilen und zum ganzen Körper. Auch gehören die Lehren von den Abnormitäten und Krankheiten der Knochen und von ihrer Behandlung im trocknen Zustande und die Vergleichung der Knochen der verschiedenen Thierkörper sowohl als ihres Zustandes in verschiedenen Altern und bei den verschiedenen Geschlechtern hierher. — Die O. war der erste Theil der Anatomie, welcher im Alterthume behandelt wurde; schon Hippokrates und Aristoteles, später Celsus und Rufus, liefern Beschreibungen der Knochen und Galenus empfiehlt das Studium der O. besonders. Doch erst seit dem XVI. Jahrh. ist sie mit der Anatomie zugleich ausgebildet worden; Joh. Riolan der jüngere (st. 1657) verband mit der Betrachtung der einfachen Knochen die der Knochenhaut, der Knorpel, des Marks, der Bänder ꝛc. und nannte sie osteologia nova und Winslow theilte die Wissenschaft in die Lehren von den trocknen und den frischen Knochen; später schied man aber die Bänderlehre wieder davon. Die vorzüglichsten Schriften über O. sind von Loder, Blumenbach und Sömmerring; treffliche bildliche Darstellungen der Knochen besitzen wir von Albinus, Sömmerring, Cheselden, Weber u. A. 30.

Osterland (das östliche Land) hieß ursprünglich nach der Eroberung Deutschlands durch Karl den Großen alles Land östlich von der Saale; später sonderten sich aber einzelne Ländergebiete, wie die Marken Meißen, Landsberg, Branden-

burg, die Lausitzen ꝛc. davon ab und der Name beschränkte sich auf das sogenannte Pleißnerland, welches von der Elster bis zur Mulde und von Zwickau bis Leipzig ging und zum Mittelpunkte und zu der Hauptstadt Altenburg hatte. Vergl. Limmer, „Geschichte des Markgrafthums (?) Osterland" (Ronneburg 1834. 2 Bde. 8.). 37.

Ostermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf), Cabinetsminister und Großadmiral von Rußland, war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bockum in der Grafschaft Mark, studirte zu Jena, trat 1704 in russische Dienste, wurde vom Viceadmirale Cruys Peter I. empfohlen und stieg, mit außerordentlichen Talenten begabt und vom Glücke begünstigt, bis zum russischen Staatsminister. Als solcher war er eine Reihe von Jahren die Seele des Staatslebens von Rußland und hatte an der Rettung des Kaisers aus der gefährlichsten Lage am Pruth (1711) nächst dessen Gemahlin Katharina den größten Antheil. Seit der Zeit besaß er Peter's unbegrenztes Vertrauen. Nachdem er mit der größten Umsicht den nystädter Frieden (10. Sept. 1721) unterhandelt hatte, erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand, ernannte ihn zum geheimen Rathe und gab ihm das ehrenvolle Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan habe. Unter der Kaiserin Katharina I. wurde O. Reichsvicekanzler und Mitglied des geheimen Raths, wo er mit Menzikoff die gewichtigste Stimme hatte; noch auf ihrem Sterbebette ernannte die Kaiserin ihn zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers Peter's II. und zum Mitgliede der Regentschaft während dessen Minderjährigkeit. Anfangs 1730 erhielt er dafür von seinem Zöglinge die Grafenwürde und die Kaiserin Anna Iwanowna erhob ihn zum Cabinetsminister. Die traurigen Folgen der Reibungen der bereits bestehenden Parteien ahnend zog er sich aber nach und nach von den Staatsgeschäften zurück und erschien nur, wenn die Monarchin ausdrücklich seinen Rath hören wollte. 1740 beabsichtigte er ganz abzudanken, unterließ es aber auf Zureden des Herzogs Biron von Kurland und ward zum Großadmiral erhoben. Die Umwälzung, welche Elisabeth auf den Thron brachte (25. Nov. 1741), stürzte die Partei, welche die Ausschließung derselben bewirkt hatte; mit ihr fiel auch O. Ihm ward der Proceß gemacht. Zum schmählichen Tode verurtheilt erhielt er, nachdem er schon das Blutgerüst bestiegen hatte, die grausame Begnadigung, die ihm nach dem Verluste seiner Würden und Güter den düstern Aufenthalt zu Beresow in Sibirien anwies. Seine Gemahlin und Dienerschaft folgten ihm; seine Tochter und seine zwei Söhne blieben zurück. Er starb in seinem Verbannungsorte am 25. Mai 1747. — Sein Geschlecht starb mit seinen Söhnen, die ohne männliche Nachkommen blieben, aus. Doch nahmen die Söhne seiner an den General Tolstoy vermählten Tochter, als sie von ihren Oheimen adoptirt wurden, den Namen O.-Tolstoy an. Einer derselben, der General O.-Tolstoy, geb. 1775, nahm rümlichen Antheil an dem Feldzuge von 1805 und zeichnete sich auch später im Jahre 1812 und besonders in dem Feldzuge von 1813 aus, wo er durch seinen kühnen Widerstand an der Spitze von 8000 M. russischer Garden den Plan Vandamme's auf Töplitz, den Vereinigungspunkt der Alliirten, vereitelte (s. d. Art. Kulm). Später nahm er Theil an der Eroberung Dresdens, fungirte hier 1815 als Gesandter und starb daselbst im Jahre 1816. 25.

Ostern heißt dasjenige von den drei hohen christlichen Festen, welches dem Andenken an die Auferstehung Christi geweiht ist. Seine Benennung hat es entweder von dem altdeutschen Worte urstan, welches aufgehen, auferstehen bedeutet, oder auch von dem daher entstandenen Namen Eostre (Ostera), der Göttin der Liebe und des Wiederaufblühens der Natur, welcher zu Ehren von den heidnischen Norddeutschen ein Fest zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche, ähnlich dem Venusfeste der Römer im April, gefeiert wurde. Das Osterfest ist eines der

ältesten christlichen Feste, dessen Ursprung bis auf die Zeiten der Apostel zurückreicht. Da es als Mittelpunkt aller christlichen Festfeier galt, so ging ihm wenigstens seit dem II. Jahrh. eine Vorfeier voraus, die durch 40tägiges Fasten begangen wurde, und folgte eine frohe Nachfeier. Es wurde übrigens als ein Fest hoher Freude gefeiert. Processionen zogen umher, Gefangene wurden freigelassen, Büßende in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen und in den Kirchen die Katechumenen getauft. Wenn man sich am Morgen des Festes begegnete, so begrüßte man sich unter einem Kusse mit dem freudigen Zurufe: „der Herr ist auferstanden!" worauf erwiedert wurde: „er ist wahrhaftig auferstanden!" welche Sitte noch jetzt in der griechischen Kirche üblich ist. Die Ceremonien mit der Osterkerze (cereus paschalis), dem Osterfeuer, dem Ostergelächter, dem Osterwasser und den Ostereiern dagegen sind nicht gleich alt und hängen wahrscheinlich mit dem Cultus zusammen, welcher der genannten Göttin, der Venus der Deutschen, vor Einführung des Christenthums gewidmet ward. Bis ins XI. Jahrh. dauerte das Osterfest 8 Tage lang, indem es mit der dominica in albis schloß. Im Jahre 1094 aber wurde es im Abendlande auf 3 Tage beschränkt und in neuerer Zeit in vielen Ländern selbst auf 2 Tage reducirt. Hinsichtlich des Termins dieser Festfeier herrschte schon im II. Jahrh. verschiedene Observanz, indem die morgenländischen Christen, namentlich die Kleinasiaten, mit den Juden am Abende des 14. Nisan (s. Paschah) ein Paschahmahl und am dritten Tage darauf das Auferstehungsfest feierten, die Abendländer dagegen die Paschahfeier verwarfen, — weil Jesu letztes Mahl nach Johannes am 13., nicht am 14. Nisan gehalten worden, also schon deßhalb kein Paschah gewesen sei, die Auferstehung des Herrn stets an einem Sonntage und zwar dem nächsten nach dem Vollmonde der Frühlingsnachtgleiche, feierten und am vorhergehenden Freitage seinen Todestag begingen. Bei einem Besuche, den der alte Bischof Polykarpus von Smyrna dem Bischofe Anicet in Rom machte (gegen das Jahr 162), kam diese Verschiedenheit zur Sprache, damals unbeschadet der christlichen Einigkeit; denn leicht verständigten sie sich darüber, daß Jeder bei seinem Gebrauche bleiben dürfe. Aber der römische Bischof, Victor, kündigte den Asiaten wegen ihrer Abweichung von der in der römischen Kirche üblichen Zeit der Osterfeier (190) die Kirchengemeinschaft auf. Gegen diese Anmaßung erhob sich selbst ein der occidentalischen Ansicht zugethaner Bischof, Irenäus von Lyon, in einem Briefe an Victor und bewirkte, daß es nicht zum völligen Bruche kam. Die doppelte Observanz bestand neben einander fort, bis durch die von Constantin dem Großen veranlaßte Entscheidung auf dem ökumenischen Concilium zu Nicäa (325) die antijüdische Osterfeier zur allgemeinen Kirchensitte erhoben ward. Vgl. F. W. Rettberg, „Der Paschahstreit der alten Kirche"; in Illgen's „Zeischrift für die historische Theologie" (II. Bd. 2 Stck. S. 91—126). — Die Bestimmung der Zeit, in welcher O. fällt, ist cyklisch, d. h. sie wird mit Hülfe der Epakten bewerkstelligt; für das allgemeine Verständniß ist aber von Gauß folgende rein arithmetische und doch sehr einfache Methode, das Osterfest für alle Zeiten zu finden, mitgetheilt worden. — Man dividire nämlich zuerst die gegebene Jahreszahl der Reihe nach durch 19, 4 und 7, merke sich die Reste, nehme dann den ersten Rest 19 mal und addire 15 dazu, dividire die gefundene Summe durch 30 und merke abermals den Rest an. Ferner addire man den doppelten zweiten, den vierfachen dritten und den sechsfachen vierten Rest nebst 6 zusammen, dividire die Summe durch 7 und merke sich abermals den Rest. Endlich addire man den vierten und fünften Rest zur Zahl 22, so gibt die Summe das Datum des gesuchten Ostersonntags für die gegebene Jahreszahl des julianischen Kalenders. *Beispiel.* Für das Jahr 1847 wird man den ersten Rest = 4, den zweiten = 3 und den dritten = 6 erhalten, also $(19 \times 4) + 15$ durch 30

dividirt läßt den vierten Rest 1 übrig und daher $(2\times3)+(4\times6)+(6\times1)+6$ durch 7 dividirt gibt den fünften Rest = 0; mithin fällt O. den (22+1+0)ten März, d. h. auf den 23. März julianischen Kalenders. — Für den gregorianischen Kalender gelten zwar obige Vorschriften ebenfalls; nur die obigen eingeklammerten Zahlen sind hier für jedes Jahrhundert anders, nämlich für 1583—1699 22 und 2; für 1700—1799 23 und 3; für 1800—1899 23 und 4; für 1900—2099 24 und 5 ꝛc. Außerdem hat man, sollte der 26. April gefunden werden, dafür stets den 19. April, und, wenn der 25. April als Ostersonntag und zugleich der erste Rest größer als 10 und der vierte Rest = 18 gefunden wird, immer den 18. April als gregorianischen Ostersonntag zu nehmen. Beispiel. Wann fällt im gregorianischen Kalender der Ostersonntag im Jahre 1847? Hier wird man der Reihe nach finden: ersten Rest = 4, zweiten = 3, dritten = 6; also $(19\times4)+23$ dividirt durch 30 gibt den vierten Rest = 9, und mithin $(2\times3)+(4\times6)+(6\times9)+4$ dividirt durch 7 läßt 4 als fünften Rest übrig; daher fällt der gregorianische Ostersonntag 1847 auf den (22+9+4)ten oder 35. März, d. h. auf den 4. April. — Man sieht übrigens leicht ein, daß, kennt man den Datum des Ostersonntags, auch dann sogleich bestimmt werden kann, mit welchem Wochentage das Jahr sich anfängt. — Die Bestimmung der jüdischen O. (Passah) geschieht nach Gauß ebenfalls rein arithmetisch auf folgende Art. Man nehme erstlich die um 1 vermehrte julianische oder gregorianische Jahreszahl 12 mal, dividire dann mit 19 und merke sich den Rest; auch dividire man noch die Jahreszahl selbst mit 4 und merke ebenfalls den Rest an. Hierauf addire man den $\frac{7}{20}$fachen ersten und $\frac{1}{4}$ des zweiten Restes zur Zahl $20\frac{1}{10}$, und ziehe endlich von der gefundenen Summe $\frac{3}{1000}$ der Jahreszahl ab. Der Rest wird nun meistens aus einer ganzen Zahl, die wir mit M und aus einem Bruche, den wir mit m bezeichnen wollen, bestehen. Man addire endlich zu M + 1 die 3fache Jahreszahl und den 5fachen obigen zweiten Rest und dividire die Summe durch 7; der Rest dieser Division soll der dritte Rest genannt werden. Ist nun dieser 1) gleich 2, 4 oder 6, so fällt das Passah den (M + 1)ten März julianischen Kalenders; ist 2) der dritte Rest = 1, zugleich der erste Rest größer als 6 und überdieß der Bruch m gleich oder größer als $\frac{63}{100}$, so ist der 15. Nisan, als auf welchen Tag stets das Passah fällt, den (M + 2)ten März julianischen Kalenders; ist 3) der dritte Rest = 0, zugleich der erste Rest größer als 11 und außerdem m gleich oder größer als $\frac{9}{10}$, so wird das Passah den (M + 1)ten März julianischen Kalenders gefeiert. In allen anderen Fällen wird der 15. Nisan auf den Mten März julianischen Kalenders angesetzt. Übrigens gehört das gefundene Passah in dasjenige jüdische Jahr, dessen Zahl um 3760 größer als die gegebene Jahreszahl ist. Der erste Tag des neuen darauf folgenden jüdischen Jahres, der 1. Tischri, fällt stets auf den 163. Tag nach dem 15. Nisan ein und das jüdische Jahr selbst, zu welchem man das Passah berechnet hat, ist ein gemeines Jahr von 12 Monaten, wenn obiger erster Rest kleiner als 12, hingegen ein Schaltjahr von 13 Monaten, wenn dieser erste Rest größer als 11 gefunden wurde. Beispiel. Wann fiel im Jahre 1802 das Passah? Man wird der Reihe nach finden: ersten Rest = 14, zweiten Rest = 2, M = 36, m = $\frac{63}{100}$ und dritten Rest = 0. Da nun hier m kleiner als $\frac{9}{10}$ ist, so kann der 3. Fall nicht eintreten und es war daher das Passah oder der 15. Nisan den 36. März, d. h. den 5. April julianischen oder den 17. April gregorianischen Kalenders. Das jüdische Jahr 1802 + 3760 = 5562 war übrigens, da der erste Rest 14 größer als 11, ein Schaltjahr von 13 Monaten. 63. 13.

Ostfriesland, s. Friesen und Hanover.

Ostjäken heißen zwei Völkerschaften Sibiriens. Die eine, wahrscheinlich finischer Abkunft, im Gouvernement Tobolsk, über 30000 M. stark, wohnt

zwischen den Ufern des Irtisch und Ob bis zu den Samojeden hinauf. Diese O., die obischen genannt, sind kleiner Statur und schwächlich gebaut, haben ein röthlich-gelbes Haar, wohnen unter pyramidenförmigen Hütten, kleiden sich in Pelz, namentlich Rennthierfellen, und treiben Jagd und Fischerei. Sie theilen sich in mehrere Stämme, die gewöhnlich den Namen von dem Flusse, an welchem sie leben, erhalten, und bekennen sich mit Ausnahme eines geringen Theils zum Christenthume, das bei ihnen durch Aberglauben vielfach verunstaltet ist. Ihre Sprache soll ein finnischer Dialect sein. Den andern Volksstamm bilden die jenisseiskischen oder inbazkischen O. am untern Jenisei in der Statthalterschaft Tomsk. Diese zerfallen gleichfalls in mehrere Stämme, leben fast blos von der Jagd, sprechen eine mit der der Samojeden, welchen sie auch im Äußern höchst ähnlich sind, verwandte Sprache, sind sonst ganz ungebildet und träge und der Religion nach Schamanen. Ihre Gesammtzahl beläuft sich über 18000. 35.

Ostiarier (ostiarii, θυρωροί, πυλωροί) heißen seit dem III. Jahrh. in der katholischen Kirche diejenigen gottesdienstlichen Personen, welche die Aufsicht über das Äußere der kirchlichen Versammlungsörter, über Reinigung derselben, über Schließung und Öffnung der Kirchenthüren und über die Ordnung während des Gottesdienstes (besonders in der alten Kirche an den Eingängen gegen das Eindringen Ungeweihter) die Aufsicht zu führen, zum Gottesdienste zu läuten und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben. Die symbolische Handlung bei der Ordination zu diesem kirchlichen Amte ist die Überreichung der Kirchenschlüssel, wobei der ordinirende Bischof die Worte spricht: „Thue so, als einer, der Gott Rechenschaft geben muß für das, was diese Schlüssel aufschließen." Das Ostiarat ist einer der vier niederen Grade oder Orden des katholischen Priesterthums. 63.

Ostindien, s. Indien.

Ostindienfahrer ist die gewöhnliche Bezeichnung für diejenigen Handelsschiffe, welche ausschließlich für die Handelsfahrten nach Ostindien bestimmt sind. Übrigens unterscheiden sie sich von andern Handelsfahrzeugen wesentlich nicht, haben jedoch mehr Bemannung und sind stärker bewaffnet. 1.

Ostindische Compagnien. Unter diesem Namen begreift man alle diejenigen Handelsgesellschaften, deren ausschließlicher Zweck der Handel nach Ostindien ist. Sie sind von den Staaten, wo sie sich bildeten, meist privilegirt, haben besondere Statuten und gelten in rechtlicher Hinsicht als Corporationen. Die namhaftesten derselben sind folgende: 1) **Die englisch-ostindische Compagnie.** Nach der ersten Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Indien durch den Portugiesen Cabral (1500) und der Besitznahme Goas durch Albuquerque wuchs die Handelsmacht der Portugiesen in Indien mit wunderbarer Schnelligkeit und in Kurzem zahlten 150 eingeborene Fürsten Tribut. Später aber, obwohl nach langem Kampfe, errangen die Holländer ein entschiedenes Übergewicht, bis endlich zu Ende des XVI. Jahrh. auch die Engländer ihre Unternehmungen auf Indien begannen. Im Jahre 1600 bildete sich zu London eine Handelsgesellschaft, welche von der Königin Elisabeth einen Freibrief zu dem ausschließlichen Handel nach Ostindien anfangs auf 15 Jahre erhielt. Bantam auf Java und Surate an der Küste Malabar wurden die Hauptsitze ihrer Comptoire und schon 1615 erhielt sie bedeutende Vorrechte vom Großmogul. Doch blühte sie nur langsam empor und erst nachdem sie im Jahre 1643 die Gerichtsbarkeit über Madras mit Zollfreiheit und 1645 die Erlaubniß, in Bengalen Factoreien zu stiften, bekommen hatte, wuchs ihre Macht schneller, mehr aber noch, als sie von Karl I. einen neuen Freiheitsbrief (1661) und eine besondere Factoreiverwaltung erhielt. 1682 hatte Bengalen bereits eine eigene Präsidentschaft und im folgenden Jahre ertheilte der König der Compagnie die Erlaubniß die Kriegs-

disciplin einzuführen und Truppen anwerben zu dürfen; später kam noch das Münzrecht hinzu. Im Jahre 1700 gab es bereits drei Präsidentschaften, zu Calcutta, Madras und Bombai, nachdem sich um dieselbe Zeit die Compagnie mit der sogenanntrn Londongesellschaft vereinigt hatte. Mit einer an das Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit dehnte jetzt die Compagnie ihre Macht immer weiter aus, theils durch List, indem sie die Streitigkeiten der einheimischen Fürsten zu ihrem Vortheile benutzte, theils auch mit Gewalt. Schon 1717 erhielt sie von Muhammed Mausim, dem Nachfolger Aureng-Zebs, die Erlaubniß 37 Uferplätze am Ganges in der Nähe Calcuttas anzukaufen, und 1730 bekam sie aufs Neue das Monopol und sogar völlige bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit. Während des Erbfolgekrieges gerieth die Compagnie mit den Franzosen in offene Fehde, die erst in dem Frieden zu Aachen (1748) beendigt wurde, aber keine Folgen hatte. Desto ernster und folgenreicher wurden die Kämpfe, welche die Compagnie seit jener Zeit mit den eingeborenen Fürsten zu bestehen hatte. So konnte im Jahre 1756 nur durch große Anstrengungen das Gebiet in Bengalen gegen den Nabob Surajah Dewla behauptet werden, zumal da fast gleichzeitig die Holländer von Batavia aus feindlich gegen die Engländer auftraten. Doch siegten die Waffen der Compagnie und auch die Anstrengungen der Franzosen blieben erfolglos. Ein Krieg mit dem Großmogul ferner im Jahre 1761 endete damit, daß derselbe das Castell zu Surate an die Präsidentschaft Bombai abtrat, und durch den Frieden von 1763 verloren die Franzosen das Recht in Bengalen Festungen anzulegen und Besatzungen zu unterhalten. Der erste Krieg, in welchem die Compagnie angriffsweise verfuhr, war der gegen Haider Ali (s. d. Art.) seit 1767, der erst 1784 ohne wesentlichen Vortheil beendet wurde. Während dieser Zeit war durch eine Parliamentsacte das gesammte Verwaltungswesen der ostindischen Compagnie neu regulirt (1773) und viele drückende Mißbräuche abgeschafft worden. Der Generalgouverneur Warren Hastings (s. d. Art.) erwarb sich in dieser Periode große Verdienste. Höchst wichtig wurde der Krieg gegen Tippo Saheb, den Nachfolger Haider Ali's, von 1789—1792. Er kostete demselben fast die Hälfte von Mysore. Auch der Nabob von Karnatik und der Beherrscher von Aude verloren ihre Besitzungen und 1799 (unter Wellesley's Verwaltung) ward der noch übrige Theil von Mysore mit den englischen Besitzungen vereinigt. Ein später mit den Maharatten ausgebrochener Kampf endete (1803) mit der Vernichtung ihrer Macht. Zwar machten sie später wiederholte Versuche der Herrschaft der Engländer sich zu entziehen, allein vergebens; nach der entscheidenden Niederlage des Fürsten Holkar (1818) war dieselbe fest begründet. So hat sich nach und nach fast ganz Indien der Macht der Engländer unterwerfen müssen und nur wenige der eingeborenen Fürsten haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit erhalten können. Einige sind zwar nur tributpflichtig, aber natürlich nur so lange, als es die Engländer nicht für angemessen finden, gegen eine lebenslängliche Pension (ein ihnen sehr geläufiges Verfahren) ihr Gebiet einzuziehen. — Über das Statistische der Besitzungen der englisch-ostindischen Compagnie vergl. d. Art. Indien. — 2) Holländisch-ostindische Compagnie. Dieselbe ward im Jahre 1602 errichtet und zwar unter dem Schutze der Generalstaaten, welche aus der Vereinigung der verschiedenen kleinen Gesellschaften, welche sich seit der ersten Fahrt Houtmann's nach Ostindien (1595) bis zu dem genannten Jahre gebildet hatten, mit Recht große Vortheile erwarteten. Diese allgemeine Compagnie, an welcher jedem Staatsbürger die Theilnahme zustand, wurde in 4 Kammern getheilt (Amsterdam, Seeland, Delft und Rotterdam, Enkhuysen und Horn) und an ihrer Spitze Vorsteher (bis 20) oder Bewindhaber gestellt. Das Hauptcomptoir erhielt seinen Sitz zu Batavia, wo auch der Generalgouverneur seine Residenz nahm. Noch im Laufe des XVII. Jahrh. gelangte die Compagnie zu großer Macht, be-

sonders aber dann, als Malakka, Ceylon, Celebes und die Küste Malabar in ihre Hände gefallen war. Doch begann schon zu Anfang des XVIII. Jahrh. ihr Verfall, theils wegen der überwiegend gewordenen Macht der Engländer, theils auch wegen des jährlich wachsenden Deficits, einer Folge der kostspieligen Verwaltung. So konnte es nicht befremden, daß die Compagnie im Jahre 1795 aufgelöst und ihre Besitzungen zu Staatseigenthum erklärt wurden. — 3) Die französisch-ostindische Compagnie, gestiftet im Jahre 1664, erhielt einige Zeit nach ihrer Gründung Pondichery als Hauptort, vermochte aber gegen die überwiegende Macht der Engländer nicht emporzukommen und ward daher im Jahre 1769 aufgelöst. Ihr Besitzthum zog die Regierung ein. — Noch unbedeutender ist 4) die noch jetzt bestehende dänisch-ostindische Compagnie, gestiftet 1618. Ihr Hauptsitz ist Trankebar. — Dasselbe gilt 5) von der schwedisch-ostindischen Compagnie, welche 1731 gegründet wurde und ebenfalls jetzt noch besteht. 15.

Ostracismus (von ὄστρακον, Scherbe), Scherbengericht, war ein Verfahren zu Athen, durch welches das Volk jede neu aufkeimende und seine Freiheit bedrohende Tyrannei in der Geburt ersticken konnte. Wenn nämlich ein Bürger durch persönlichen Einfluß und mächtigen Anhang ein allzugroßes, die demokratische Gleichheit bedrohendes Übergewicht erhielt und sich so vielleicht den Weg zur Herrschaft bahnen konnte, so hatte das Volk das Recht, ihn, ohne daß er eines bestimmten Vergehens angeklagt war, zur Sicherheit des Staates in eine zehnjährige Verbannung zu schicken. Jeder Bürger schrieb dann den Namen dessen, der nach seiner Meinung zu verbannen war, auf einen Scherben und legte diesen auf dem Marktplatze an einem bestimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer versehen war und zehn Eingänge für die zehn Stämme Attikas hatte. Wenn über 6000 Bürger für die Verbannung stimmten, so mußte sich der Angeklagte aus dem Staate entfernen; im Gegentheile war er freigesprochen. Die Sache hatte nichts Entehrendes; es war nur eine zur Sicherung der Freiheit oft sehr heilsame Maßregel; oft aber wurden auch die edelsten und gerechtesten Bürger auf diese Weise verbannt. Nach Verlauf der zehn Jahre, auch oft früher, kehrte der Vertriebene zurück und trat in den Besitz seiner Güter so wie aller seiner Bürgerrechte wieder ein. Man schreibt die Errichtung dieses Gerichtes dem Klisthenes zu (509 v. Chr.). Bei der Verbannung des Lampenhändlers Hyperbolus erscheint der O. zum letzten Male in der Geschichte Athens (422 v. Chr.), weil dieses Mal, wie Plutarch sagt, der O. entehrt war. 11.

Ostrolenka, s. Polen.

Ostrowski (Anton Johann, Graf), Woiwode, General und Befehlshaber der Nationalgarde von Warschau, ward zu Warschau 1782 geboren, studirte (bis 1800) auf der Universität Leipzig und stand hierauf seinem Vater in der Verwaltung und Verbesserung auf dessen weitläufigen Besitzungen bei, welcher ihm bald seine im preußischen Polen gelegenen Güter von Ujazd abtrat. Nach der Besetzung Polens durch die Franzosen ward er Regierungsrath und trat nach der Bildung des Großherzogthums Warschau als Landbote für Brzeziny auf dem Reichstage 1809 auf die Seite der Opposition, ward aber noch in demselben Jahre zu einem der Directoren der provisorischen Regierung gewählt und mit der Vertheidigung Warschaus beauftragt und blieb auch, in Folge höherer Befehle, nachdem Warschau in die Hände der Östreicher gefallen war (21. April), in der Stadt, ward 1812 in den Conföderationsrath berufen, begab sich nach dem Rückzuge der Franzosen ins Hauptquartier Napoleon's nach Dresden und gerieth in der Schlacht bei Leipzig in russische Gefangenschaft, erhielt jedoch vom Czaar die Erlaubniß nach Warschau zurückzukehren. Er ward dann (1815) Mitglied der Deputation, welche dem Kaiser Alexander im Namen des Senates ihren Dank für

die neue Verfassungsurkunde darbrachte, und ward später vom Kaiser zum Senatorcastellan ernannt. Kühn trat er in seiner Amtspflicht den stolzen Launen des Großfürsten entgegen, der ihm aber seine Rache mehr als einmal fühlen ließ. O. beschäftigte sich, wo ihn politische Sorgen weniger in Anspruch nahmen, viel mit der Landwirthschaft, der Industrie und dem Ackerbaue und gründete (seit 1822) auf seiner Besitzung Ujazd die Stadt Tamaszow, welche auch (1830) Stadtprivilegien erhielt. Eben hatte er die Schweitz, Frankreich und Deutschland in gewerblicher Hinsicht durchreist, als ihn zu Leipzig die Nachricht von der Revolution des 29. Nov. 1830 traf. Nach seiner Ankunft in Warschau ward er zum General und Befehlshaber der National- und Sicherheitsgarde von Warschau ernannt, legte in der denkwürdigen Sitzung vom 25. Jan. 1831, wo die Absetzung des Kaisers Nikolaus ausgesprochen ward, den größten Eifer an den Tag und erklärte sich mitten unter den Meinungsverschiedenheiten stets für die Freiheit und Ordnung. Er wollte, daß man vermöge Abtretung an Ländereien den Bauer mehr an den polnischen Boden und an die Sache des Vaterlandes fessele, und gab auf seinen eigenen Besitzungen selbst das beste Beispiel. Als Mitglied des Reichstages wollte er nie an einem Clubb theilnehmen und vertheidigte die Freiheit der Presse. Sein patriotisches Betragen erwarb ihm daher die Achtung Aller und er ward zur Würde eines Woiwoden erhoben. Er war Mitglied der Deputation, welche den Obergeneral Skrzynecki absetzte und den Befehl provisorisch dem General Dembinski anvertraute, protestirte vor dem Reichstage gegen die Erhebung des ehrgeizigen Krukowiecki zum Regierungspräsidenten, verließ die Sitzung und reichte am 23. Aug. seine Entlassung ein. Als Paskiewicz den Sturm auf Warschau begann (6. Sept.), verlangte er eine Erhebung des Volkes in Masse zur Vertheidigung der Stadt, aber es war zu spät; denn der Rückzug der Armee fand bereits statt. O. folgte ihr nach Modlin und war bis zum letzten Augenblicke für die Fortsetzung des Krieges. Von ihm rührt das Manifest, das Testament der polnischen Revolution, vom 4. Oct. 1831, an die Fürsten und Völker Europas her. Er begab sich nach Frankreich. Sein Vermögen ward von der russischen Regierung confiscirt. 25.

Ostrowski (Ladislaus Thomas, Graf), Bruder des Vorigen, Marschall des polnischen Landtages im Jahre 1831, wurde in Warschau am 7. März 1790 geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung im elterlichen Hause, kam dann in die Adelsschule, später in das Lyceum zu Warschau und machte rasche Fortschritte wie in den schönen, so auch in den ernsten Wissenschaften; trat 1808 als Unterlieutenant bei der Artillerie in den Stab des Generals Pelletier, ward zum Hauptmann ernannt (1. April 1809) und erhielt den Oberbefehl der von ihm zu bildenden 13. Compagnie zu Fuß, mit welcher er sich schon am 19. April in die Linie bei der Schlacht von Rascyn stellte, und erhielt für seine wichtigen Dienste das polnische Militairkreuz. In der Folge erhielt er den wichtigen Auftrag, die Mündung des Bugs zu bewachen und das Fort Sierock zu decken, wo er bis ans Ende dieses Feldzuges blieb, worauf er wieder in das Regiment reitender Artillerie Potocki zurückkehrte. Im Juni 1811 ward seine Batterie in die Garnison nach Danzig versetzt; im Feldzuge 1812 gegen Rußland befand er sich bei dem 10. Armeecorps unter den Befehlen des Marschalls Macdonald, wo er sich in den Gefechten bei Piktubenen, Schublau, Labiau, Rosenberg und Praust rühmlichst auszeichnete. Auf dem Rückzuge bildete seine Batterie immer die äußerste Nachhut, bis zu ihrer Rückkehr nach Danzig. Für seine Waffenthaten und glanzvollen Handlungen während der schweren Belagerung dieser Stadt erhielt O. als Belohnung das Kreuz der Ehrenlegion und den Rang eines Escadronschef. Als das neue Königreich Polen gebildet war, bestimmte ihn das Benehmen des Statthalters Constantin, daß er den Miltairdienst aufgab;

er lehnte auch alle Stellen ab, die ihm sowohl im Staatsrathe, als an dem Hofe des Kaisers selbst angetragen wurden, und aus dem Soldaten wurde nun ein Gelehrter und Philanthrop. Seine Beschäftigungen seit dieser Zeit waren mehrere poetischen Versuche, wie z. B. die Übersetzungen mehrerer Gedichte Ossian's und Lord Byron's, mehrerer Balladen von Schiller, Göthe, Salis, Matthisson und Andern. Er ward Mitglied und Vorsteher vieler in- und ausländischer Gesellschaften, erschien aber 1830 auf dem Landtage als Landbote von Petrikau und war einer von der Partei, welche der Regierung die Spitze zu bieten den Vorsatz faßten. Er setzte die Minister der Justiz und des Krieges in Anklagestand und wollte sogar einen Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Prinzen von Geblüt vorlegen, den er aber nur auf die Vorstellung seiner Collegen nicht vertrug. Beim Ausbruche der Revolution vom 29. Nov. beeilte man sich ihn in den Ministerrath aufzunehmen; er schloß, nebst drei anderen Abgeordneten, mit dem Großfürsten den Vertrag wegen der Räumung Polens von Seiten der Russen (2. Dec.) und ward, nachdem sich die gesetzgebende Versammlung zu Warschau eingefunden hatte (18. Dec.), sogleich zum Marschall der Landbotenkammer einstimmig ernannt, verzichtete aber nicht nur bei der Annahme des Stabes auf die Repräsentationskosten, sondern überließ noch 30000 Gulden dem Nationalschatze für Bedürfnisse des Vaterlandes. Die Revolution wurde für national erklärt. Als Chlopicki Dictator wurde, trat er als Mitglied in den obersten Nationalrath und erhielt das Departement des öffentlichen Unterrichts, nahm aber, als Chlopicki seine Macht in die Hände des Landtags niederlegte (19. Jan. 1831), den Marschallstab wieder an und übte auf alle Parteien einen solchen Einfluß, daß er seine Meinung bei den Erörterungen fast immer durchsetzte. Nach der Erstürmung Warschaus durch die Russen folgte er dem Heere zu Fuß nach Modlin und leitete bis auf den letzten Tag die Arbeiten des Landtages. Am 26. Sept. überschritt er die preußische Grenze und wollte sich nach Krakau begeben, ward aber an Galiziens Grenzen arretirt und nach Gráz in Steiermark abgeführt. 25.

Ostsee oder baltisches Meer, franz. mer baltique; engl. baltic, heißt das gegen 7000 □ Meilen große Binnenmeer zwischen Dänemark, Deutschland, Preußen, Rußland und Schweden, dessen nördlicher Theil von dem südlichen durch die Alandgruppe getrennt unter dem besondern Namen bothnischer Meerbusen bekannt ist. Im Grunde kann man die O. als einen Busen der Nordsee ansehen, mit welcher sie bekanntlich durch den Sund und den großen und kleinen Belt in Verbindung steht (Einige betrachten wohl fälschlich das Kattegat als einen Theil der O.). Sie selbst bildet wieder mehrere Busen, unter denen der Rigaische und der Finnische, welcher sich tief nach Finnland hinein erstreckt, die bedeutendsten sind; denn das kurische und frische Haff an der preußischen Küste verdienen nur den Namen von Buchten. Die Küsten, welche die Ostsee bespült, sind fast überall felsig und flach; deßhalb und wegen der geringen Tiefe (die größte ist nicht über 600 Fuß), der häufigen Strömungen und der heftigen unstäten Winde ist die Schifffahrt hier mit manchen Gefahren verbunden, im Winter überdieß wegen des Eises völlig unmöglich. Das Wasser der O. ist weniger salzig wie das der anderen Meere und ziemlich klar und kalt, auch bemerkt man Ebbe und Fluth nur in geringem Maße. Unter den Inseln, die die O. enthält, sind außer Seeland und Fünen Riga, Bornholm, Öland, Gothland, Ösel, Dagoe und die große Alandsinsel die bedeutendsten. — Eine höchst interessante Erscheinung ist es, daß sich der Wasserstand der O. fortwährend vermindert. Schon Linné hatte diese Verminderung zu 4 Zoll in jedem Jahrhundert berechnet, doch widerstritt man später überhaupt das Factum selbst. Allein neuere sorgfältige Beobachtungen haben wirklich ergeben, daß der Grund des Meeres beständig hö-

her steigt und seine Wassermassen sich verringern. Das ringsum liegende Festland dehnt sich immer weiter aus und selbst die um das Becken der O. liegenden Seen- und Flußmündungen werden von Jahr zu Jahr seichter. Den Grund dieser Erscheinung kennt man nicht. 15.

Ostseeprovinzen, s. Rußland.

Osymandias, König von Ägypten gegen 1500 vor Chr., zog (nach Diod. lib. I. pag. 44. 45.) mit 400000 Mann zu Fuß und 20000 Reitern gegen die Baktrier, ein asiatisches Volk, und erbaute nach seiner Rückkehr das Memnonium mit allen seinen prächtigen Gebäuden und Gemälden, auf welchen jener Feldzug dargestellt war. Auf dem Colosse standen die Worte: „Osymandias, König der Könige: wer erkennen will, wie groß ich war, und wo ich liege, der möge eines meiner Werke zerstören." Einige vermuthen, daß O. gleichbedeutend mit Memnon sei; Heeren stellt in seinem historischen Werke (14. Bd. S. 241. 317) die Hypothese auf, daß es ein Beiname des Raemses oder Sesostris gewesen sei. Im ägyptischen Museum zu Turin befindet sich eine colossale Bildsäule, welche Drovetti im Jahre 1818 unter dem Schutte des Tempels zu Karnak gefunden hatte. Nach den Hieroglophen am Fußgestelle derselben, welche der Turiner Akademiker, Ritter von St. Quintin, erklärte, soll sie den König O. darstellen. Sie ist von ungemeiner Größe und Schönheit und noch unversehrt erhalten. 11.

Otaheiti, s. Gesellschaftsinseln.

Otfried, ein Benedictinermönch zu Weissenburg im Elsaß (wahrscheinlich aus Schwaben), welcher um die Weiterbildung der deutschen Sprache unbestreitbare Verdienste hat, lebte in der Mitte des IX. Jahrhunderts und hatte den gelehrten Rabanus Maurus zu Fulda zum Lehrer. Er selbst leitete später den Unterricht in der Schule seines Klosters und scheint bald nach dem Jahre 870 gestorben zu sein. Seine Bearbeitung der Evangelien in fränkischer Sprache und in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden (herausgegeben von M. Flacius, Basel 1571. 8.; besser von Schilter und Scherz im „Thesaur. antiq. germ. T. I."; Neue kritische Ausgabe von E. G. Graff unter dem Titel „Krist," Königsberg 1831. 4.), ist für die Kenntniß der deutschen Sprache in jener Zeit höchst wichtig, zeigt aber von mehr Fleiß als Geist. Doch war der Verfasser nicht ohne poetische Anlagen, wie einige in hohem Schwunge der Phantasie niedergeschriebene Stellen seines Werkes zur Genüge beweisen. Die Poesie war ihm nur Nebensache und der Zweck seiner Bemühung war ein rein religiöser; daher denn auch der größte Theil seiner Evangelienharmonie nichts weiter als gereimte Prosa ist. Seine übrigen Werke, unter denen besonders zwei Bücher Predigten in fränkischer Sprache erwähnt werden, sind verloren gegangen. Vrgl. Ph. A. Grandidier's „Notice sur la vie et les ouvrages d'Otfried" (Strassbourg 1778. 8.). 67.

Otho (Marcus Salvius), römischer Kaiser, aus Ferentinum (Ferentino) in Hetrurien, 31 nach Chr. geb., durch seine Schwelgerei berüchtigt, lernte frühzeitig den Nero kennen und wurde bald dessen Freund und Vertrauter. Um die Poppäa, die Gemahlin O.'s, deren Schönheit dem wollüstischen Nero nicht entgehen konnte und ihm von O. selbst gepriesen worden war, für sich zu gewinnen, schickte ihn Nero als Statthalter nach Lusitanien. Mit Treue und dem ihn eigenen Edelmuthe verwaltete O. 10 Jahre die Angelegenheiten der Provinz. Doch kaum war der erste Schritt vom römischen Volke zum Sturze Nero's gethan, so trat er auf die Seite des neuerwählten Galba, zog mit diesem in Rom ein und wurde (67 nach Chr.) von ihm zum Consul ernannt. Als er sich aber in seiner Hoffnung, von Galba zum Nachfolger bestimmt zu werden, getäuscht sah, wiegelte er die Prätorianer gegen ihn auf, beschleunigte den Tod des 70jährigen Greises und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Während dessen hatte aber das in

Deutschland stehende Heer seinen Befehlshaber, den Vitellius, zum Kaiser ernannt, der sogleich nach Italien marschirte, um den Thron zu besteigen. O. zog ihm entgegen und nach mehreren unbedeutenden Gefechten, in denen er als Sieger den Kampfplatz verließ, wurde er bei Bedriacum (h. Caneto) geschlagen. Um den nun unvermeidlichen Bürgerkrieg von Rom abzuwenden, durchbohrte er sich am 20. April 69 mit seinem eigenen Dolche, nachdem er 3 Monate und 5 Tage regiert hatte. (S. Weber „Kaiser M. S. Otho, eine Biographie," Frankfurt 1815.) 77.

Ottave Rime, s. Stanze.

Ottensen, ein nahe bei Altona im Holsteinischen gelegenes schönes Pfarrdorf mit 1500 Einw. und einem alkalisch-salinischen Stahlbrunnen, ist durch das Grabmal Klopstock's und des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dessen Leichnam in der dasigen Kirchengruft bis 1818 ruhte, so wie durch das Denkmal der 1813 verbannten Hamburger merkwürdig. Auch gehört der Rainvillische Garten an der Elbe zu den Sehenswürdigkeiten dieser Gegend. 35.

Otto, römisch-deutsche Kaiser. — **Otto I.**, mit dem Beinamen der Große, Sohn des deutschen Königs Heinrich I., geb. am 22. Nov. 912, ward 936 zum deutschen Könige gewählt. Die Hälfte von O.'s thatenreicher Regierung war mit bürgerlichem Kriege erfüllt. Kaum hatte der tapfere Sachse Hermann Billung, welchem O. sein eigenes Herzogthum Sachsen (um 938) überließ, einen Aufstand in Böhmen gestillt, so sah O. sich genöthigt, die nach Unabhängigkeit strebenden Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulph des Bösen von Baiern, welche die Ungarn zu Hülfe riefen, und Giselbert, Herzog in Lothringen, welcher mit den Franzosen verbündet war, zu bekriegen. Eben so fand sich der Herzog Eberhard von Franken, welcher ohnedieß mit Widerwillen ein sächsisches Haus über Deutschland herrschen sah, durch einen königlichen Ausspruch beleidigt und verband sich mit O.'s Stiefbruder Tankmar. Sie hatten die Feste Eresburg erobert, als O. anrückte, den Platz nahm und die Feinde bezwang. Tankmar wurde in der Kirche ermordet und der Herzog anfangs verwiesen, in der Folge aber wieder in sein Herzogthum eingesetzt. Auch Eberhard, der sich im Bunde mit Heinrich, O.'s Bruder, und Giselbert von Lothringen, unterstützt von dem Könige von Frankreich, wiederholt gegen O. empörte, wurde vom Herzoge Herrmann von Schwaben besiegt (938); Eberhard fiel in der Schlacht und der Herzog von Lothringen ertrank in dem Rheine. Nun zog O. gegen den König der Franken und bezwang ihn (940). Nach dem Frieden vermählte sich dieser mit O.'s Schwester, der Wittwe Giselbert's. So behielt der König durch Kraft und Glück die Oberhand über Alle, strafte, begnadigte, ordnete die Verhältnisse als Sieger und wurde gewaltiger nach jedem Streite. Diese Empörungen gaben aber Anlaß zu wiederholten Verleihungen; so wurde Baiern zuerst an Berthold, den Bruder Arnulph des Bösen (939), hierauf aber an O.'s Bruder, Heinrich, nach der Versöhnung, welche ihre Mutter bewirkt hatte, verliehen (947) und Letzterer mit der Gewalt über das in Italien eroberte Land von den Alpen bis Verona bekleidet, woraus sich das Herzogthum Kärnthen bildete. Schwaben erhielt Ludolf, der Sohn O.'s, und Lothringen, nachdem Giselbert im Kriege umgekommen war, Konrad von Franken (949), welcher des Königs Tochter heirathete. Es gehörte nämlich zu O.'s Regierungssysteme, die großen deutschen Herzogthümer bei seinem Hause zu erhalten. Nicht minder glücklich als gegen die Empörer stritt O. auch gegen die äußeren Feinde und erweiterte die Reichsgrenzen in Nord und Süd. Er hielt die Wenden in den Oder- und Spreeländern im Zaume oder unterwarf sie, brachte Böhmen, dessen Herzog Boleslaus nach Unabhängigkeit strebte, nach schwerem Kampfe zum Gehorsam zurück (950), durchzog in einem Kriege wider die Dänen siegreich ganz Jütland (968) und

zwang den König Harald II. das Christenthum anzunehmen und sein Lehnsmann zu werden. Bereits 946 hatte er, um seinem Schwager, König Ludwig IV. von Frankreich, gegen Hugo den Großen, Grafen von Paris, beizustehen, einen Feldzug nach Frankreich gethan, war bis Paris vorgedrungen und hatte als Preis dieses Sieges alle Landschaften, die noch vom Lotharingischen Reiche in französischen Händen waren, erworben; auf der Synode zu Ingelheim (949) entschied er nochmals den Streit dieser beiden Fürsten. Um das Christenthum zu erhalten und zu verbreiten, errichtete O. im Lande der Wenden neue Bisthümer zu Havelberg, Brandenburg und Posen (949), welche er später dem von ihm 962 gestifteten Erzbisthume Magdeburg unterordnete. Im Meißnerlande errichtete er (seit 965) die Bisthümer Meißen, Merseburg und Zeitz (welches später nach Naumburg verlegt ward); ferner die von Schleswig, Ripen und Aarhuus, die er dem Erzstifte Hamburg unterwarf; dem Erzstifte Mainz gab er die Aufsicht über das neugestifte Bisthum Prag. 946 gründete er die Mark Ostsachsen, welche einzelne Theile der (nachmaligen) Niederlausitz und das an die Wohnsitze der Lausitzer im Abend grenzende Land zwischen der Elbe und Mulde umschloß. Eingeladen von den Italienern besiegte O. nach dem Tode des Königs Lothar den Usurpator Berengar II. (930) und ward sogar zu Pavia als lombardischer König gekrönt (951). Doch Schwäche gegen seine zweite Gemahlin, Adelheid, und seine Willkühr entfernte ihm seine würdigsten Familienglieder; es empörte sich sein Sohn, Ludolph von Schwaben, und verband sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Konrad von Lothringen. Beide verloren dafür ihre Herzogthümer; Schwaben erhielt der mit dem Könige verschwägerte Burkhard, Lothringen aber wurde in zwei Herzogthümer, Ober- und Niederlotharingen, getheilt; jenes bekam Friedrich, dieses Gottfried; über beide Länder erhielt Bruno, Erzbischof zu Köln, des Königs Bruder, die Obergewalt. Am 10. Aug. 955 schlug O. die Ungarn, herbeigerufen von Ludolph, des Königs Sohn, und von dem baierischen Arnulf, welchen nach seines Vaters, Arnulf's des Bösen, herzoglicher Macht gelüstete, auf dem Lechfelde bei Augsburg so total, daß sie seit dieser Zeit keinen neuen Angriff auf Deutschland wagten. Um neue Empörungen Berengar's II. zu unterdrücken ging O. abermals nach Italien und ward 961 vom Erzbischofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (2. Febr. 962) vom Papste Johann XII. in Rom zum römischen Kaiser gekrönt. Zweimal aber noch mußte O. nach Italien ziehen, die rebellischen Römer zu bändigen. Öffentliche Hinrichtungen, Geißelungen der Schuldigsten stellten den Gehorsam zwar wieder her, vermehrten jedoch mit dem Schrecken auch den Haß. Sein Lieblingsplan, seinen Sohn und Nachfolger mit der griechischen Prinzessin Theophania vermählt zu sehen, ward noch vor seinem Tode, welcher am 7. Mai 973 erfolgte, und nach seinem Feldzuge gegen Dänemark erfüllt. Er starb zu Memleben in Thüringen und wurde im Dome zu Magdeburg begraben. O. war allerdings nicht ohne persönliche Verdienste, er hat glänzenderen Ruhm als sein Vater erworben und noch wohlthätiger gewirkt als Karl der Große, aber sein Ruhm war nicht vorwurfsfrei; auch verstand er es nicht, wie sein Vater, sich Liebe zu erwerben, und die Einsetzungen und Verleihungen, welche er im Innern Deutschlands traf, brachten wohl ihm selbst und seinem Hause Vortheil, waren aber wenig fruchtbringend für das Reich und für die spätere Folgezeit. — Sein und der Adelheid jüngerer Sohn, O. II., der Rothe, geb. 955, ward noch bei Lebzeiten des Vaters als Mitkaiser gekrönt und als Nachfolger in beiden Reichen anerkannt. In den ersten Regierungsjahren (bis 978) führte seine Mutter eine Art von Regentschaft. Unter Stürmen in Deutschland und Italien verfloß aber seine Regierung. Mit Waffengewalt mußte er sich wider die Ansprüche seines Vetters, des Herzogs Heinrich von Baiern, welcher von

verschiedenen deutschen Ständen und auswärtigen Fürsten begünstigt ward, behaupten. O. besiegte ihn (977), entriß ihm Baiern und verlieh dasselbe an Ludolph's Sohn, Otto, Herzog in Schwaben (978), der dadurch zum Besitze zweier großen Lehen gelangte. Gleichzeitig führte O. mit Dänemark Krieg, welches er 975 besiegte. Wegen Lothringen zerfiel er mit dem Könige von Frankreich, Lothar, (978) und drang bis an die Vorstädte von Paris vor, welche er verbrannte, mußte sich aber wegen Pest und übler Witterung zum schnellen Rückzuge bequemen. Nach dem hierauf erfolgten Frieden (980) blieb Lothringen bei Deutschland. Während aber die Dänen, Wenden und Böhmen Deutschland verwüsteten, wüthete in Mailand und in Rom der Parteikampf. Dort wurde der Erzbischof, hier der Papst, Benedict VII., vertrieben. Als O. erschien (980), unterwarfen sich zwar die Empörer, aber durch blutige, dabei verrätherische Strenge befleckte er seinen Namen und des Thrones Majestät. Von Rom eilte der Kaiser nach Unteritalien gegen die mit den Arabern von Sicilien verbündeten Griechen, um Apulien und Calabrien zu erobern, erlitt aber nach mehrmaligen Siegen eine völlige Niederlage bei Basentello (19. Juli 982). Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere und entging der Gefangenschaft fast wie durch ein Wunder. Inzwischen hatte der Markgraf Dietrich die Dänen, Wenden u. a. an der Tanger geschlagen. O. starb am 7. Dec. 983 in der Blüthe seines Lebens zu Rom an den Folgen des Kummers über sein Unglück oder, wie Andere sagen, an einer Wunde, welche er in einer neuen Sarazenenschlacht durch einen vergifteten Pfeil erhalten hatte. — Sein einziger Sohn, O. III., geb. 980 und zu Aachen 983 zum deutschen Könige gekrönt, folgte ihm. Während dessen Unmündigkeit verwaltete seine Mutter, Theophania, und seine Großmutter, Adelheid, in seinem Namen das Reich unter Beistand des berühmten Willigis, Erzbischofs von Mainz, welcher sich auch mit dem Bischofe Bernward von Hildesheim, Meinwerk und Gerbert um O.'s Erziehung höchst verdient machte. Während seiner Minderjährigkeit stritt Heinrich der Zänker von Baiern mit Theophania, welcher die Deutschen nicht geneigt waren, über die Regentschaft. Doch ward Heinrich dem Zänker Baiern wieder verliehen, aber Kärnthen davon getrennt (983). Die Kriege mit den Dänen und Wenden währten fort ohne entscheidenden Erfolg, ob auch rühmlich für die Tapferkeit der Deutschen; auch wurde König Lothar von Frankreich, der in Lothringen eingedrungen war, wieder zurückgetrieben; doch in Italien riß die größte Unordnung ein. Dahin brach daher 996 der junge König auf, um den Usurpator Crescentius in Rom zu bestrafen, zog siegreich in Rom ein und setzte seinen Vetter, Bruno, als Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl, der ihn auch in demselben Jahre zum Kaiser krönte. Neue Unruhen führten ihn jedoch bald nach Italien zurück, die er nur mit Strenge (998) unterdrücken konnte. 999 ließ er seinen Lehrer und Freund, Gerbert, zum Papste erwählen (Sylvester II.), mit welchem er dann den großen Entwurf zur Entwilderung der Deutschen und zur Verbesserung des Sittenverderbens der Geistlichkeit nach der Verlegung seines Regierungssitzes nach Rom ausführen wollte; denn an Italien, dessen Klima und höhere Cultur ihn mehr ansprachen als das rauhe Deutschland, hing O. mit der größten Vorliebe. Er hatte aber dort dieselben Mühseligkeiten und Gefahren, wie seine Vorgänger, durch wiederholten Aufstand, durch offene und geheime Feindseligkeiten der Römer zu erdulden und suchte vergebens, theils durch Liebe, theils durch Strenge die Gemüther zu beruhigen. Daher bemächtigte sich Schwermuth, Schwärmerei und Verstimmung seines ganzen Wesens. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland (1000) besuchte er das Grab des Märtyrers Adelbert zu Gnesen und das Grab Karl's des Großen zu Aachen, an dessen Leichnam er den schwärmerischen Raub einen goldenen Kreuzes beging, das Karl am Halse trug. O. starb an Gift, welches ihm die Wittwe des in Rom hingerichteten Crescentius, Stephania,

die es ihm, als der Kaiser mit Ernst an seine Vermählung mit einer byzantinischen Prinzessin dachte, aus Rache und Eifersucht beigebracht haben soll, am 24. Jan. 1002. Mit ihm erlosch der Mannesstamm des sächsischen Kaiserhauses. — O. IV., der Sohn Heinrich's des Löwen, ward um 1175 geboren und von seiner Mutter an den Hof ihres Bruders, Richard Löwenherz, geschickt, welcher ihn zum Grafen von Poitou ernannte und dem er in seinen Kriegen gegen Philipp August von Frankreich wichtige Dienste leistete. Auf Anstiften des Papstes Innocenz III. ward er nach dem Tode Heinrich's VI. von einem Theile der Stände zum deutschen Kaiser erwählt und 1199 auch zu Aachen gekrönt, doch erhielt sein Gegenkaiser, Philipp von Schwaben, bald das Übergewicht und O. mußte sich nach England flüchten, ward aber nach der Ermordung Philipp's (1208) allgemein als Kaiser anerkannt. Er erklärte über Otto von Wittelsbach die Reichsacht, bestätigte die Freiheiten der lombardischen Städte, machte dem Papste manche Zugeständnisse und ward den 7. Oct. 1209 von diesem feierlich in Rom gekrönt. Als er aber dem Papste die versprochenen toscanischen Besitzungen nicht gab und den jungen Friedrich von Hohenstaufen seiner Besitzungen in Oberitalien zu berauben suchte, that ihn der Papst in den Bann und ließ Friedrich zum deutschen Kaiser erwählen (1212). O. blieb zwar anfangs im Vortheile gegen Friedrich, da er sich aber in einen Krieg mit Frankreich eingelassen hatte und bei Bovines (1214) gänzlich geschlagen worden war, ward seine Macht gebrochen; er zog sich nach Braunschweig zurück, wo man seiner nicht mehr achtete und starb den 19. Mai 1218 in Frieden auf der Harzburg. 25. 37.

Otto (Friedrich Ludwig), König von Griechenland, zweiter Sohn des Königs Ludwig von Baiern, geb. am 1. Juni 1815, erhielt zu München unter Leitung seines Erziehers, des geistlichen Raths von Ötti, durch die ausgezeichneten Gelehrten Schelling und Thiers eine sehr gründliche und vielseitige Bildung, die noch durch seine Reisen in Deutschland und nach Italien, theils in Gesellschaft seiner Mutter, theils seiner Erzieher, vervollkommnet und erweitert wurde. Wegen seiner Wahl auf den Thron Griechenlands waren zu London von den Großmächten Rußland, Großbritannien und Frankreich bereits Unterhandlungen gepflogen worden, als am 7. Mai 1832 seine definitive Ernennung erfolgte. Am 27. Mai ratificirte der König von Baiern den Vertrag und am 8. Aug. wurde O. in feierlicher Sitzung der griechischen Nationalversammlung als König von Griechenland anerkannt; es ward eine Regentschaft als stellvertretende Behörde des minderjährigen Königs ernannt, an deren Spitze der Staatsminister Graf von Armansperg trat und nach Beseitigung der Schwierigkeiten wegen der vertragsmäßigen Truppensendung, wegen Festsetzung der nördlichen Grenzen des neugriechischen Staats und der Realisirung der Anleihe von 60 Mill. Francs trat König O. am 6. Dec. seine Reise nach Griechenland an und kam über Florenz, Perugia und Rom in Neapel an. Von hier aus schiffte er sich am 10. Jan. 1833 nach Messina ein und kam nach Brindisi (13. Jan.), warf am 5. Febr. Anker in den Hafen von Nauplia, stieg am 6. Febr. mit der Regentschaft unter enthusiastischer Bewillkommnung des Volks ans Land und hielt, während die Truppen, welche sich in den letzten Tagen des Decembers eingeschifft hatten und zum Theil schon eingetroffen waren (15. Jan.), zum Theil bis zum 21. nachfolgten, seinen feierlichen Einzug in Nauplia (6. Febr.). Unter den schwierigsten Umständen, den Zerrüttungen Griechenlands, namentlich in administrativer und finanzieller Hinsicht, den drohendsten Spaltungen und Stellungen der Parteien begann die neue Regierung ihre Verwaltung. Die baierischen Truppen wurden in die verschiedenen festen Plätze vertheilt und die noch in Hellas anwesenden französischen Truppen kehrten (seit Ende Februar) nach Frankreich zurück. Um die über ganz Griechenland zerstreuten Pallikarencorps (irregulaire Truppen) so viel als möglich

unschädlich zu machen, wurden die geeignetsten Maßregeln getroffen, der Anfang zur Organisation der Marine gemacht und, damit überhaupt in den laufenden Geschäften keine Stockung eintrete, war verordnet worden (6. Febr.), daß nicht allein alle Minister, sondern auch die übrigen Beamten in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes provisorisch in ihren Stellen verbleiben sollten; es erfolgte dann die Organisation von sieben Ministerien und König O. übernahm die beiden höchsten Staatsämter des Reichs, nämlich das eines Generalissimus der Landarmee und eines Oberadmirals der Flotte. Durch ein Patent vom 21. Febr. 1833 nahm der König in Gemäßheit des Vertrags vom 7. Mai 1832 Besitz von Griechenland, dessen Eintheilung in 10 Nomen (Kreise) und 47 Eparchien (Bezirke) bald folgte. Um nun wenigstens eine Art von Landarmee zu schaffen, beschäftigte man sich eifrigst mit der Organisation eines regulairen und eines irregulairen, die griechische Kleidung beibehaltenden Truppencorps. Bei dem großen Geldmangel der Regierung mußten aber beim Wegfalle geregelter Steuern und Abgaben besondere Finanzoperationen vorgenommen werden; so wurde die Einnahme des Zehnten von den Feld- und Baumfrüchten auf Meistgebot versteigert. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung wurde eine nach französischem Muster organisirte, in 10 Compagnien getheilte und 1200 Mann starke Gensd'armerie errichtet, deren Commando einem der tüchtigsten Philhellenen, dem Obersten Graillard, anvertraut wurde. Das Wichtigste von der langen Reihe der Gesetze und Verordnungen im September und October war die Verordnung über Buchhandel und Buchdruckerei, nebst dem umfassenden, am 23. Sept. bekannt gemachten Preßgesetze, zweckmäßig waren auch die Verordnungen über Anlegung mehrerer Haupt- und Nebenstraßen, über das Münzwesen ꝛc. Neben diesen materiellen Interessen wurden die kirchlichen keineswegs außer Acht gelassen, vielmehr hatte der König auf den 27. Juli sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe Griechenlands zu einer Synode nach Nauplia berufen, welcher ein aus 2 Artikeln bestehender Gesetzentwurf vorgelegt wurde: 1) daß in Ansehung der Kirchengewalt, welche der Krone zustehe, der König von Griechenland als Oberhaupt der Kirche anerkannt werde; 2) daß eine blos aus Erzbischöfen bestehende, vom Könige constituirte und als oberste Auctorität in Kirchensachen zu betrachtende Synode errichtet werde. So erhielt nach langen und heftigen Debatten der Synode Griechenland fortan eine von jeder fremden Einwirkung unabhängige kirchliche Einrichtung, indem die Losreißung der griechischen Kirche von dem Patriarchen und der heiligen Synode zu Constantinopel beschlossen wurde; ein Schritt, von dem sich im Laufe der Zeiten die guten oder üblen Folgen ergeben werden, da der Patriarch zu Constantinopel jetzt mehr Bedeutung als je hat. Im Ganzen gewann die Regentschaft durch Klugheit und Vorsicht, durch Entschlossenheit und Umsicht, Achtung und Beifall beim bessern Theile der Nation; in allen Verhältnissen zeigte sich bald größere Betriebsamkeit und erhöhtes Vertrauen. Als Mittelpunkt der neuen Regierung wurde im ganzen Volke natürlich der junge König betrachtet; mit aller Hingebung und unbegrenztem Vertrauen kamen ihm daher die Hellenen entgegen. Dieß zeigte sich bei mehreren Anlässen, wie bei seiner Geburtsfeier (1. Juni), welche durch die Bekanntmachung eines zweiten Amnestiedecrets und durch die Stiftung des Ordens des Erlösers eine besondere Weihe erhielt. Es blieb aber die neue Staatseinrichtung nicht ohne bedeutende Hindernisse und bedenkliche Bewegungen. So in Tinos, wo das Volk sich weigerte die vermehrte Steuer von Salz und Tabak zu entrichten; in Syra und Patras, wo die verdächtig gemachte Kirchenreform benutzt wurde, um das Volk aufzureizen. Der Verdacht einer weitverzweigten Verschwörung gab Anlaß zu Nachforschungen, worauf 40 verschworene oder der Verschwörung verdächtige Individuen, unter ihnen Kolokotroni, Plaputas, Zavellas, Manuris u. A. ergriffen und in Ge-

wahrsam gebracht wurden. Die Verschworenen hatten die Volljährigkeitserklärung des Königs bezweckt, so wie die Entfernung der Regierungsmitglieder; nur Graf Armansperg hatte sollen als erster Minister beibehalten werden. Kolokotronis und Plaputas wurden zum Tode verurtheilt (7. Juni), der König verwandelte diese Strafe aber in 20jährige Staatsgefangenschaft auf den Palamides (14. Juni), begnadigte sie jedoch später (bei der Thronbesteigung) und setzte sie auf freien Fuß. Mit dieser Verschwörung mögen die späteren, jedoch bald unterdrückten Aufstände in der Maina so wie in Arkadien und Messenien Zusammenhang gehabt haben. Es stand bei diesen Vorgängen das in der Masse des Volkes lebende Vertrauen und die Anhänglichkeit der Nation an den König, welche selbst bei nicht ganz befriedigten Versprechungen doch die Hoffnung auf bessere Zukunft lebendig erhielt, der Regentschaft zur Seite. Dieselbe machte jedoch, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Klagen über das bestehende Ministerium nicht ungegründet waren, am 27. Oct. die Einsetzung eines neuen Ministerium bekannt und der D. Franz, ein Philolog aus München, der die wichtige Stelle eines Dolmetschers der Regentschaft bekleidet und durch sein unbesonnenes Benehmen sich besonders compromittirt hatte, wurde einige Wochen in Haft gehalten und dann aus Griechenland verbannt. Die Umsicht und Sicherheit, womit die Regentschaft in der Verschwörungssache verfuhr, steigerte das Vertrauen der arbeitenden, der Ackerbau und Gewerbe treibenden Classen, während die Höheren und Reichen zu der Einsicht kommen mußten, daß die Zeiten der Intriguen vorbei seien. Die fernere Wirksamkeit der Regentschaft richtete sich nun wieder auf die Militair- und Civiladministration. Hierher gehört als Vorarbeit eines beabsichtigten Staatsgrundgesetzes das Gemeindegesetz vom 22. Jan. 1834; bald darauf erschien eine Verordnung über das Medicinalwesen, es kam die Postverbindung im Innern, so wie mit auswärtigen Staaten, wie mit Östreich und Neapel, in einen immer bessern Gang, später (1835) schloß die Regierung mit einer Gesellschaft in Marseille einen Vertrag hinsichtlich eines Dampfschifffahrtsdienstes, dem gemäß Briefe innerhalb 20 Tagen von Griechenland nach Marseille, Genua, Livorno, Neapel, Civita-Vecchia, Malta und Syra gehen und von dort erhalten werden könnten. Es erhob sich Athen, welche Stadt (Mitte 1834) von der Regierung zur künftigen Residenz bestimmt ward, aus seinen alten Trümmern und auf der Stelle, wo das alte Sparta gestanden hat, soll sich ein neues erheben. Überhaupt war die Regentschaft emsig bemüht Griechenland dem Schutte der Verwilderung und Zerstörung zu entreißen, so wie das Andenken an große Begebenheiten lebendig zu erhalten. So wurde auch die Errichtung eines Denkmals der Landung des Königs beschlossen, wozu er selbst (7. Febr. 1834) an dem Orte, wo er den griechischen Boden zum ersten Male betrat, den Grundstein legte. In Nauplia entstanden schöne und zweckmäßige Gebäude, worunter das Seearsenal, die große Artilleriecaserne, die Pionniercaserne und das Hauptspital auf Akro-Nauplia. Man legte Brücken an, baute Landstraßen, Quarantaineanstalten, Kirchen, man verstärkte die Werke der bedeutendsten Festungen und versah sie mit den nöthigsten Kriegsbedürfnissen. Fortwährend faßte man die Justizverwaltung, das Schulwesen, die Finanzen, den Landbau und die Kriegsmarine ins Auge, während die Handelsmarine eben nicht die schonendste Behandlung erfuhr. Am 1. Mai 1834 erhielt das neue Strafgesetzbuch Gültigkeit, auch fing man an die Gerichtsverfassung besser zu ordnen, indem man Friedensgerichte, in jeder Exarchie wenigstens eins, einführte. Bereits am 2. Dec. wurden zu Nauplia, wegen des Umzugs des Königs nach Athen, die Bureaux der Regentschaft geschlossen und nachdem die Minister und sämmtliche geistliche Behörden nach Athen abgegangen waren, hielt O. daselbst seinen Einzug, welcher allgemein als ein segensreicher Schritt für die Zukunft Griechenlands angesehen ward, da der provisorische Zu-

ſtand bisher jede Entwickelung gelähmt und auch auf die Industrie nachtheilig eingewirkt hatte. Bald darauf wurde der langersehnte Plan zu der Errichtung von Schulen, Gymnaſien und der Univerſität vom Miniſterium des Cultus der Regentſchaft vorgelegt und von dieſer genehmigt. Während die Friedensgerichte proviſoriſch in ihrem ſeitherigen Zuſtande verblieben, wurde (im December) verordnet, daß unverzüglich 10 Gerichte erſter Inſtanz, mithin 1 für jeden Kreis; 3 Handelsgerichte (Syra, Patras und Nauplia); 2 Appellationsgerichte (Athen und Tripolis) und 1 Caſſationshof (Athen) errichtet werden ſollten. Dadurch half man einem dringenden Bedürfniſſe des Landes ab, das beiſpielloſer Weiſe über 3 Jahre ohne Civilgerichtshöfe zur Schlichtung bürgerlicher Streitigkeiten geblieben war. Im Jan. 1835 erfolgte die Ernennung des Perſonals der Gerichte, die Ernennung einer Commiſſion zur Ausarbeitung eines Civilgeſetzbuchs und das Regierungsblatt Nr. 38 enthielt eine Verordnung die Zeit betreffend, in welcher die Gerichtsorganiſation und der peinliche Proceß in Wirkſamkeit treten ſollten. Am 6. Febr. wurden in Athen der Caſſationshof, das Appellations- und Bezirksgericht feierlich eröffnet. Nach Berichten aus Griechenland wohnte nun (Jan.) auch König O. den Sitzungen der Regentſchaft bei. Im März bereits trat das letzte nach Griechenland commandirt geweſene Bataillon baieriſcher Truppen den Rückmarſch nach ſeinem Vaterlande an. Man hatte das griechiſche Heer (6380 Mann) und die Seemacht auf einen ſo achtbaren Fuß organiſirt, wie es nur die Finanzen des Landes erlauben wollten. Am 1. Juni erfolgte die wichtige Begebenheit der Thronbeſteigung O.'s. Nachdem er zuvor durch eine Proclamation den Antritt ſeiner Selbſtregierung angekündigt hatte, ernannte er den Grafen Armanſperg zum Reichskanzler und unterzeichnete (2. Juni) den mit Öſtreich abgeſchloſſenen Handelsvertrag. Auf die angeſtrengteſte Weiſe beſchäftigte ſich nun der König mit Staatsangelegenheiten und wurde darin von dem Staatskanzler Armanſperg kräftig unterſtützt. Es wurde ein Credit zur Trockenlegung der Sümpfe um Athen verwilligt; an die Stelle der Seepräfectur trat eine Seearſenaldirection; es wurden Schritte zur Veredelung der Schafzucht gethan, ſo wie zur Einführung des Hanf- und Flachsbaues, zur Anlegung von Baumſchulen; auch beabſichtigte man die Errichtung eines botaniſchen Vereins; jedoch mußte die Errichtung der Akademie verſchoben werden. Aber immer wieder durchzogen Räuberbanden (Klephten) die nördlichen Grenzen Griechenlands, gegen welche Oberſt Gordon mit einer Abtheilung leichter Truppen geſchickt wurde (18. Juli). Am 3. Juli wurde das vielbeſprochene und ſehnlichſt erwartete Ländervertheilungsgeſetz unter dem Titel: „Dotation der helleniſchen Familien" publicirt. Einen Handelsvertrag auch mit der Pforte abzuſchließen gelang aber der Regierung Griechenlands bis jetzt nicht. Die Errichtung einer Nationalbank, wovon das Hauptbureau in Athen iſt, die Anordnung der Phalanx und die Errichtung eines Staatsrathes, rückſichtlich deſſen am 17. Novbr. die Perſonalernennung erfolgte, ſind die Hauptbegebenheiten in der Regierungsgeſchichte König O.'s bis Ende 1835. Übrigens machten dieſe Regierungsmaßregeln auf die Nation einen ſo vortheilhaften Eindruck, daß ſelbſt die Oppoſition für den Augenblick ihre Kraft verloren hat. Außer der hohen Pforte, deren alter Groll noch nicht hat gänzlich verſchwinden wollen, ſteht die griechiſche Regierung mit den übrigen Mächten in beſtem Vernehmen. Die neueſten Nachrichten über Griechenland lauten im Ganzen ſehr befriedigend. 25.

Otto, Markgraf von Brandenburg, genannt mit dem Pfeile, ein deutſcher Minneſänger des XIII. Jahrh., auch in der politiſchen Geſchichte ſeines Vaterlandes nicht unberühmt, eiferte den früheren Meiſtern im Minneliede mit Glück nach und ſcheint die damalige und ältere deutſche Literatur gekannt und zu ihrer Verbreitung thätig gewirkt zu haben. Seine (7) Minnelieder (in der

Maness. Samml. I. 4—5) zeichnen sich durch jugendliches Feuer, kräftiges Gefühl und schwärmerische Innigkeit aus. 67.

Otto von Freisingen, einer der besseren Geschichtschreiber des Mittelalters, stammte aus kaiserlichem Geschlechte (sein Vater, Markgraf Leopold von Östreich, hatte Agnes, Heinrich's IV. Tochter, geheirathet) und widmete sich schon frühe den Wissenschaften und dem geistlichen Stande. Seine ersten Studien machte er in einem von seinem Vater gestifteten Kloster zu Nürnberg und begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er auf der damals schon sehr berühmten Universität sich mit großem Fleiße in allen Fächern der Theologie umsah. Auf seiner Rückreise nach Deutschland wurde er von den Tugenden und der Lebensweise der Cisterzienserm önche zu Morimond in Burgund so sehr begeistert, daß er sogleich in ihren Orden trat; seine Frömmigkeit und seine Kenntnisse veranlaßten seine Genossen ihn 1136 zum Abte zu wählen. Glücklich und zufrieden lebte er in dieser Stellung, bis sein Stiefbruder, Konrad III., nach Besteigung des deutschen Kaiserthrones ihn 1138 bewog das Bisthum Freisingen anzunehmen, welches er mit vieler Umsicht verwaltete. Auf dem Zuge nach Palästina im Gefolge seines Bruders erwarb er sich manche Kenntnisse, die ihm bei der Niederschreibung seiner Geschichte sehr nützlich waren. Nachdem er 1158 einer Generalversammlung seines Ordens zu Citeaux beigewohnt hatte, besuchte er das ihm lieb gewordene Kloster zu Morimond, erkrankte aber daselbst und starb am 12. Sept. 1158. Sein vorzüglichstes Werk ist eine allgemeine Geschichte („Historiarum libri VIII", am Besten in A. Ussermann's Ausgabe des Hermannus Contractus, San-Blas. 1790—1792. 2 Voll. 4.), welche mit der Erschaffung der Welt beginnt und bis zum Jahre 1146 reicht. Die drei ersten Bücher sind unbedeutende Compilation, die übrigen aber zeichnen sich durch große Unparteilichkeit und Besonnenheit aus und sind durch die trefflichen Quellen, welche dem Verfasser durch seine enge Verbindung mit dem Kaiserhause zugänglich waren, für die Geschichte Deutschlands sehr wichtig. Eben so werthvoll ist sein Werk: „De rebus gestis Friderici I Aenobarbi libb. II" (am Besten herausgegeben in Muratori's „Scriptt. rer. Ital.", VI. 629 sqq. Deutsch in Schiller's „Memoiren", Abthl. I. Bd. III.). Seine Stellung war bei den steten Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser gewiß eine schwierige; rücksichtslose Wahrheitsliebe hielt ihn jedoch auf der richtigen Bahn fest. Die Geschichte betrachtet er als ein großes Trauerspiel und an diese Idee knüpft er die einzelnen Thatsachen. Seine Darstellung ist nicht selten zu gekünstelt und gezwungen. Seine Werke gab zuerst J. Cuspinianus (Arg. 1515. Fol.) und dann P. Pithoeus (Bas. 1569. Fol.) heraus. 66.

Otto von Passau, einer der frühesten deutschen Prosaisten und ein Zeitgenosse Tauler's, lebte in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. und war Lesemeister in einem Franciskaner-Barfüßerkloster zu Basel. Er verfertigte ein moralisches Werk, genannt: „Die vier vnd tzwenzig Alten oder der guldin Tron" (Augsb. 1480. 1483. Straßb. 1500. 1508. Fol.), ein, wie er selbst sagt, aus 104 Auctoren zusammengetragener Sittenspiegel, worin er in 24 Abtheilungen 24 alte Männer eine Hauptsumme der christlichen Tugenden vortragen läßt. Der Inhalt bietet nichts Ausgezeichnetes, aber die Darstellung, obgleich etwas gezwungen und überhaupt nicht schön, ist als eine der frühesten Erscheinungen einer didaktisch gebildeten Prosa merkwürdig. Das Buch scheint bis zum XVI. Jahrh. viele Leser gefunden zu haben. 67.

Otto von Wittelsbach, s. Wittelsbach.

Ottokar, Könige von Böhmen. — O. I. (Przemysl), Sohn Wladislaw's II., Herzogs von Böhmen, hatte sich früher gegen seinen Bruder Wenzel empört und lebte aus dem Lande vertrieben in Regensburg vom Erwerbe seiner Hände, als sein Bruder Wladislaw ihm freiwillig die Regierung abtrat (1198).

Staatskluq hielt es O. mit Philipp von Schwaben, als dem mächtigeren der beiden Gegenkaiser, und ward von ihm zu Mainz zum Könige von Böhmen erhoben (1199); wandte sich aber später zu Otto von Braunschweig und ward auch von diesem zu Merseburg (1203) mit der erblichen Königswürde belehnt. Eben so erklärte er sich sogleich für Friedrich II. von Hohenstaufen (1212) und ward zum Lohne dafür (1218) von der Entrichtung der früheren Abgaben an das deutsche Reich befreit und es wurden sogar vom Kaiser mehrere deutsche Städte zu Böhmen geschlagen. Wegen Abgabenerhöhung, besonders bei den Geistlichen, verfiel er aber in den Bann, von welchem er nicht eher entbunden wurde, als bis er von dieser Maßregel abstand. Er starb, beinahe 80 Jahre alt, 1230. — O. II. (Przemysl), der Enkel des Vorigen und der Sohn Wenceslaw's I., war ein ehrgeiziger und herrschsüchtiger Fürst. Schon als Kronprinz trat er gegen seinen Vater mit einem wegen dessen Regierung mißvergnügten Adel und dem Markgrafen Heinrich von Meißen in Verbindung (1248), lieferte dem Vater eine Schlacht, ward aber geschlagen und gefangen genommen. Durch seine Gemahlin Margarethe erwarb er die Herzogthümer Östreich und Steiermark (1253), hatte aber wegen derselben mit den Baiern und Ungarn blutige Kriege zu führen, bis er (1260) vom deutschen Könige Richard darüber die Belehnung erhielt. Eben so brachte er von dem erbelosen Ulrich, Herzog von Kärnthen, durch Kauf Kärnthen, Krain und Istrien an sich und dehnte seinen Länderbesitz bis ans adriatische Meer aus. Bereits 1255 veranlaßte ihn der Papst gegen die heidnischen Preußen zu ziehen, um sie zum christlichen Glauben zu zwingen. Er half dort den deutschen Rittern die Provinz Samland erobern, nöthigte zwei Fürsten der Preußen sich taufen zu lassen und gründete am Ufer des Pregel, um die Preußen desto besser im Zaume zu erhalten, die Feste Königsberg. Unterdessen waren aber die Ungarn in Steiermark eingebrochen (1260); O. schlug sie aber in einer Hauptschlacht bei Raab und war auch in den folgenden Jahren so glücklich gegen sie, daß endlich 1271 ein förmlicher Friede zu Stande kam. Inzwischen hatte er einen zweiten Kreuzzug nach Preußen gethan. Vergeblich bewarb er sich aber um die deutsche Kaiserkrone und wollte deßhalb den erwählten Rudolph von Habsburg nicht für seinen Lehnsherrn anerkennen. Rudolph erklärte aber die vier Herzogthümer Östreich, Steiermark, Kärnthen und Krain für dem Reiche anheimgefallen, sprach die Acht gegen O. aus und rückte, um sie zu vollziehen, schnell mit einem Heere gegen ihn aus. O., der Treue seiner Stände nicht sicher, hatte nicht den Muth zu kämpfen, trat mit Rudolph in Friedensunterhandlungen, erhielt über Böhmen die Belehnung, verlor aber Östreich, Steiermark und Kärnthen und mußte auch die den Ungarn und Baiern entrissenen Gebiete zurückgeben. Von seiner Gemahlin wegen dieses schimpflichen Friedens verspottet und angereizt entschloß er sich zu einem neuen Kriege gegen Rudolph, fiel aber 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde, als sich der Sieg bereits auf seine Seite neigte, durch Verrath der Seinigen. Gegen die Großen war O. unerbittlich streng, zog oft, auch mit Unrecht, ihre Güter ein und strafte die Widerspenstigen mit grausamer Härte. Dagegen beförderte er den Ackerbau und die Gewerbe, begünstigte den Bürgerstand und beschützte den unfreien Landmann gegen die Bedrückungen des Adels. Ihm folgte sein Sohn Wenzel II. 25.

Ottokar von Horneck, einer der ältesten Historiker in deutscher Sprache, in Steiermark um die Mitte des XIII. Jahrh. geboren, widmete sich schon früh den Wissenschaften und hatte den Meistersänger, Konrad von Rotenberg, welcher an Manfred's Hofe in hoher Achtung stand, zum Lehrer. Dem Feldzuge des Kaisers Rudolph zur Befreiung Steiermarks von Ottokar's Tyrannei (1278) wohnte er als Edelknecht im Gefolge Otto's von Lichtenstein, welcher später vom Kaiser zum Landhauptmanne von Steiermark ernannt ward, bei und befand sich

so in der Mitte der Ereigniſſe, die er beſchreibt. Als ſich Otto von den Geſchäften zurückzog, theilte O. ſeine Muße und brachte ſeine erſte aus lateiniſchen Quellen geſammelte hiſtoriſche Schrift über die Weltreiche in deutſche Reime, eine Arbeit, die als neu und anziehend ihm unſtreitig größere Achtung und Freunde erwarb; denn man erſuchte ihn den Faden der Geſchichte mit Friedrich's II. Tode nicht abgebrochen zu laſſen, ſondern das Wichtige ſeiner eigenen Zeit auf gleiche Art in der anmuthigen allgemein lesbaren deutſchen Mutterſprache aufzuzeichnen. Er unternahm es als ein gereifter, beinahe 40jähriger Mann und führte die Chronik, nachdem er zuerſt den Fall der letzten Hohenſtaufen, dann die Gewaltherrſchaft Ottokar's raſch beſchrieben hatte, in den nächſten Jahrzehnten ausführlicher bis zum Tode des Kaiſers Heinrich VII. fort. O. ſcheint während ſeines Mannesalters manche Reiſe unternommen zu haben; denn 1288 treffen wir ihn in Salzburg, 1291 bei der Krönung des ungariſchen Königs in Weiſſenburg und 1306 in Prag. Das Jahr ſeines Todes iſt eben ſo ungewiß, als das ſeiner Geburt, doch mag er das Jahr 1318 nicht mehr erlebt haben, weil er gegen Ende ſeines Werkes, an deſſen völligem Abſchluſſe ihn wahrſcheinlich der Tod hinderte, den Sänger Frauenlob, der bekanntlich 1318 ſtarb, als noch lebend erwähnt. Seine „Reimchronik", welche zuerſt Pez in dem dritten Bande ſeiner „Sammlung öſtreichiſcher Schriftſteller" (1745) bekannt machte und die mehr als 83000 kurze gereimte Verſe enthält, wurde wahrſcheinlich ihres beträchtlichen Umfanges, ihrer rhythmiſchen Form, der anfangs abſchreckenden Sprache und der oft ermüdenden Weitläufigkeit wegen von den Gelehrten wenig beachtet und erſt in der neueren Zeit hat man die ächte Güte und den reichen Gehalt dieſer Quelle nach Gebühr gewürdigt. O. zeigt ſich durchaus als einen verſtändigen, ſorgſamen Mann, der das wirklich Geſchehene von der Fabel zu unterſcheiden ſucht und, was er nicht ſelbſt geſehen, ſtets nach dem Berichte der glaubwürdigſten Augenzeugen erzählt. Sein Werk über die Weltreiche befindet ſich handſchriftlich zu Wien. (Vergl. Th. Schacht „Aus und über Ottokar's von Horneck Reimchronik, oder Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit". Mainz 1821. 8.) 67.

Ottomanen, ſ. Türkei.

Otway (Thomas), ein ausgezeichneter dramatiſcher Dichter Englands, am 3. März 1651 zu Trotting in der Grafſchaft Suſſex geboren, erhielt in der Schule zu Wincheſter eine ſorgfältige Erziehung, ging aber, da er jeder Fachwiſſenſchaft abhold war, von der Univerſität Oxford, wo er ſich der Theologie widmen ſollte, auf das Theater. Als Schauſpieler machte er wenig Glück, größern Beifall fanden ſeine erſten dramatiſchen Verſuche: „Alcibiades" (1673) und „Don Carlos" (1676) und erwarben ihm manche Freunde und Gönner; beſonders ſchätzte ihn der Graf Plymouth, welcher ihm 1677 eine Cornetſtelle in ſeinem in Flandern ſtehenden Regimente gab. O., dem auch der geringſte Zwang unerträglich war, kam bald wieder nach London zurück und ſuchte ſeiner Armuth durch Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen und durch eigene dramatiſche Arbeiten abzuhelfen. Aber das Geld, welches ihm ſeine poetiſchen Talente eindrachten, wurde leichtſinnig und liederlich verſchleudert und bald verfolgten ihn unerbittlich eine Menge Gläubiger. In einem abgelegenen Theile Londons lebte er, wie man erzählt, in der bitterſten Noth, bis er von der Verzweiflung des Hungers getrieben aus ſeinem Winkel hervorkam, in ein Caffeehaus ging und dort einen ihm wenig bekannten Mann um einen Schilling anſprach. Er erhielt eine Guinee, womit er ſogleich nach einem Bäckerladen eilte und ſich eine Semmel kaufte, die er aber ſo heißhungrig verſchlang, daß ſie ihm den Tod brachte. Mag auch die Art ſeines Todes erdichtet ſein, gewiß iſt, daß er durch Kummer und Liederlichkeit zu Grunde gerichtet am 14. April 1685 ſtarb. Wenige Dichter haben mehr Kraft und Fülle des Gefühls mit einem ſo entſchiedenen Talente zur dramatiſchen Poeſie verbun-

den, wie er; sein Witz hat hinreißende Kraft, seine Darstellung ist lebendig, seine Phantasie beweglich und keines seiner Stücke ohne inneres Leben; aber in seinem Dichten eben so sorglos wie in seinem Leben wußte er zu wenig das Edle von dem Gemeinen zu unterscheiden und überließ sich bei seinen Arbeiten, unbekümmert um alle Regeln, dem Zufalle und seiner Laune. Seine Trauerspiele: „Die Waise" („The Orphan", 1680) und „Das gerettete Venedig" („Venice preserv'd, 1682. Deutsch von J. Meno Valett, Bayreuth 1794. 8.) gehören zu den ersten Zierden des englischen Theaters und sind in der Erfindung und Ausführung gelungen zu nennen. Die Zeichnung der Leidenschaften ist meisterhaft, die Sprache voll Feuer, anziehend und ihr Ziel sicher treffend. Von geringerer Bedeutung sind seine übrigen Tragödien. Seine Lustspiele („Die Freundschaft nach der Mode", 1678, „Der Soldat", 1681, „Der Atheist", 1684 u. a. m.) sind in ihrem Witze so gemein und ausschweifend frech, daß sie von der Bühne haben verschwinden müssen. Seine kleineren Gedichte sind ohne Werth. „The Works of Th. Otway" (Lond. 1768. 3 Voll. 12. 1812. 2 Voll. 8. N. E. „With notes critical and explanatory and a life of the author by Th. Thorton", Lond. 1813. 3 Voll. 8.). 67.

Oude, s. Aude.

Oudenaarde (spr. Audenārde), Stadt und Festung in der belgischen Provinz Ostflandern, ist denkwürdig durch eine Schlacht, welche hier im spanischen Successionskriege zwischen den Franzosen unter dem Herzoge von Burgund und Vendôme und den Verbündeten unter Marlborough und Eugen geliefert wurde, am 11. Juli 1708. Der Kampf, welcher auf den bei dem Dorfe Eyken gelegenen Höhen in der Frühe des genannten Tages entbrannte, blieb lange Zeit unentschieden, bis es endlich dem linken Flügel der Verbündeten gelang, den rechten der Franzosen zurückzudrängen; bald darauf wurde auch der linke Flügel derselben umgangen und zuletzt die ganze Armee zur Flucht gezwungen. Dieser Sieg kostete den Verbündeten 4000 M., den Franzosen aber, die Gefangenen mitgerechnet, über 10000 M. Auch gingen bald darauf Ryssel, Gent und Brügge verloren. 15.

Oudendorp (spr. Audendorp) (Franz von), einer der besten und gründlichsten Philologen des XVIII. Jahrh., ward geboren zu Leyden, studirte ebendaselbst und trat auch hier zuerst als Lehrer auf. Bald erwarb er sich durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit Ruhm und in Folge dessen einen Ruf als Rector nach Nymwegen, wohin er sich 1724 begab. Schon 1726 aber kam er als Rector nach Haarlem und endlich 1740 kehrte er als Professor der Beredsamkeit und Geschichte in seine Vaterstadt Leyden zurück, woselbst er auch 1761 starb. Höchst schätzenswerth sind seine Ausgaben römischer Schriftsteller und namentlich des Lucanus, Frontinus, Suetonius und Julius Cäsar. Sie gelten noch jetzt für Zierden guter Bibliotheken. 20.

Oudinot (spr. Udino) (Karl Nikolas), Marschall, Herzog von Reggio, geb. zu Bar le Duc den 25. Aug. 1767, trat gegen den Willen seines Vaters, eines Kaufmanns, aus Vorliebe für den Militairstand kaum 16 Jahre alt ins Regiment Medoc, verließ es jedoch 1787 wieder, bis der völlige Ausbruch der Revolution dem kampfbegierigen Jünglinge schönere Hoffnung bot. Als Bataillonschef bei den Freiwilligen an der Maas gelang es seinem Heldenmuthe 1792 Bitsch gegen die eindringenden Preußen unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig zu vertheidigen, er zeichnete sich bald darauf als Oberst im Regimente Picardie ruhmwürdig den 2. Juni 1794 bei Kaiserslautern aus, schlug den Angriff von 10000 M. preußischer Cavallerie unter Möllendorf zurück und ward dafür auf der Stelle Brigadegeneral. Im October desselben Jahres in einem hitzigen Gefechte bei Neckerau schwer verwundet gerieth er in fünfmonatliche Gefangenschaft. Nach

ſeiner Auslieferung aber drang er 1796 mit Moreau als Befehlshaber eines Corps bis Ingolſtadt vor, blieb trotz ſeiner Verwundung fortwährend thätig, eroberte Conſtanz, zeichnete ſich 1798 bei Manheim, Feldkirch u. a. Gefechten aus, commandirte im April 1799 unter Maſſena als Diviſionsgeneral in der Schweitz, ward in der Schlacht bei Zürich verwundet und ging darauf als Chef des Generalſtabes mit Maſſena nach Italien. Trotz einzelner Siege und heldenmüthiger Tapferkeit gegen Melas war er nach dem unglücklichen Treffen bei Voltri den 18. April 1800 gezwungen ſich mit Maſſena in Genua anzuſchließen und nach hartnäckigem Widerſtande ſich zu ergeben. Doch bald darauf mit Suchet vereinigt drang er wieder mit Maſſena vor und überbrachte die Nachricht von dem nach der Beſetzung von Verona geſchloſſenen Waffenſtillſtande nach Paris. Die dritte Coalition aber wider Frankreich rief auch ihn wieder auf den Kampfplatz. Einer der Erſten ſetzte er 1805 an der Spitze von 10000 Grenadieren über den Rhein, drang ſiegreich in Baiern vor, überſchritt den 13. Nov. die Donaubrücke bei Wien, focht tapfer in der Schlacht bei Auſterlitz und beſetzte darauf Neufchatel, welches Preußen als Mitbedingniß des Friedens den 16. Dec. abtrat. Abermals zog er in dem preußiſchen Kriege 1806 mit ſeinen Grenadieren den 25. Oct. in Berlin ein, erfocht bei Oſtrolenka den 7. Febr. 1807 einen glänzenden Sieg, vereinigte ſich mit dem Marſchall Lefebre und trug zum Siege Napoleon's bei Friedland durch ſeine kräftige Haltung gegen die vereinte preußiſch-ruſſiſche Armee das Meiſte bei. Dafür ernannte ihn auch Napoleon zum Reichsgrafen, ſchenkte ihm beträchtliche Güter und übergab ihm 1808 das Gouvernement von Erfurt. Der vierte öſtreichiſche Krieg führte ihn 1809 wieder mit ſeinen Grenadieren auf den Kampfplatz. Er gab unter mehreren Gefechten dem bei Pfaffenhofen den Ausſchlag, zog ſiegreich in Wien ein, focht tapfer bei Aſpern und ward für ſeine glänzende Tapferkeit bei Wagram Marſchall und Herzog von Reggio. Nach dem wiener Frieden rückte er in Folge der Abdankung Ludwig Napoleon's als Oberbefehlshaber in Holland ein und zog 1812 mit dem 12ten Armeecorps mit gegen Rußland. Bei Plock ſchwer verwundet lag er in Wilna darnieder und überließ kurze Zeit dem Generale St. Cyr das Commando, war aber wieder bei dem Kampfe von Boriſow. Noch an der Berezyna führte er mit Victor dem zurückeilenden Napoleon Verſtärkungen zu, konnte aber die völlige Auflöſung des Heeres nicht hindern. Als Öſtreich 1813 den Kampf erneuerte, fand die kluge Vorſtellung des erfahrenen Kriegers, ſich an den Rhein zurückzuziehen, bei Napoleon kein Gehör. Zum letzten Male ſiegte er bei Lützen und bei Bautzen; denn kurz darauf ward er bei Großbeeren und mit Ney bei Dennewitz empfindlich geſchlagen. Auch bei Leipzig war er nicht glücklicher, deckte darauf den Rückzug mit der Reſervegarde und ward tödtlich krank nach Bar le Duc gebracht. Im Feldzuge von 1814 kämpfte er noch tapfer bei Brienne, Champ-Aubert und in mehreren anderen Gefechten, unterwarf ſich aber nach der Einnahme von Paris Ludwig XVIII. und ward Colonnelgeneral der Grenadiere und Gouverneur von Metz. Im Jahre 1815 zog er ſich nach einer fruchtloſen Audienz bei dem zurückgekehrten Napoleon nach Montmorency zurück und ward nach der zweiten Rückkehr Ludwig's Commandant en Chef der pariſer Nationalgarde, Pair und Staatsminiſter. Noch einmal ſehen wir ihn 1823 in Madrid als Gouverneur, wo er mit ſeinem Corps ſiegreich einzog. Er kehrte in der Folge nach Paris zurück, ruhte von den Stürmen ſeines vielbewegten Lebens aus und erhielt noch in der neueſten Zeit, als ſein Sohn bei der afrikaniſchen Expedition das Leben verlor, die rührendſten Beweiſe der Hochachtung und Liebe des Königs wie des ganzen Volkes. 84.

Ouſeley (ſpr. Auſĕli) (Sir William), bekannter Orientaliſt, ward 1771 in Monmouthſhire in England geboren, widmete ſich in Paris ſeit 1787 den orientaliſchen Sprachen, deren Studium er auch als Officier bei einem Dragoner-

regimente in Irland (seit 1788) und seit 1794 auf der Universität Leyden fortsetzte, ward später als Major nach Carlisle versetzt, zog sich nach der Auflösung seines Regiments nach London zurück, begleitete 1810 seinen Bruder, Sir Gore O., der von der britischen Regierung zur Hintertreibung der Allianz mit Napoleon nach Persien geschickt wurde, und lebt seitdem wieder in London nur seinen Studien. Die Kenntniß der morgenländischen Sprachen verdankt ihm eine vielfache Erweiterung, theils durch seine Werke: „Persian miscellanies" (Lond. 1795. 4.); „Oriental collections" (Lond. 1797. 3 Voll. 4.); „Travels in various countries of the East, more particularly Persia" (Lond. 1820. 2 Voll. 4.), theils durch mehrere anderwärts zerstreute Übersetzungen und seinen Katalog morgenländischer Handschriften (Lond. 1827—1831). 16.

Ouverture (spr. Uwertür), engl. overture; ital. entrata, Eröffnungsstück in der Musik, ist ursprünglich jeder vollstimmige weiter ausgeführte Instrumentalsatz, welcher als Einleitung zu einer größern Musikaufführung, Oratorium, Oper, Cantate ꝛc. dient. Sie unterscheidet sich von der Introduction und Intrade (s. d. Artt.) dadurch, daß sie nicht wie diese überhaupt nur einleitet, sondern in ihrer umfassendern Ausführung die Grundzüge des eigentlichen zur Aufführung kommenden Stücks wiedergibt, indem in ihr die wesentlichsten Punkte desselben, Melodien ꝛc., zu einem Ganzen verarbeitet sind. In dieser Gestalt ist sie besonders in der Oper gewöhnlich geworden und zwar seit Lulli, der sie zuerst zu diesem Behufe anwandte. Durch Mozart erhielt die O. ihre eigentliche Ausbildung und die Gestalt, in der sie jetzt noch einen wesentlichen Theil der Oper ausmacht. Der in der neuern Zeit gebräuchlichen Form gemäß beginnt die O. gewöhnlich mit einem Andante, welchem ein Allegro oder Presto folgt; doch hat man auch Ouverturen, in welchen langsame und geschwinde Sätze mehrmals abwechseln. Außer in der Oper werden die Ouverturen auch bei Schauspielen und Tragödien angewandt; in diesem Falle hat der Componist darauf zu sehen, daß der Inhalt dem Geiste des Stücks angemessen erscheint und denselben gleichsam im Voraus ahnen läßt. Meisterstücke dieser Art hat Beethoven und in neuester Zeit Mendelssohn-Bartholdy geliefert. 29.

Ouvriers (spr. Uwrieh), Handwerker, heißen bei der Artillerie die zur Fertigung der Bedürfnisse bestimmten Soldaten (s. Ingenieurs). 30.

Oval heißt eine in sich selbst zurückkehrende krumme Linie, welche eine länglichrunde Fläche einschließt und auf mehrere verschiedene Arten construirt werden kann. Die einfachste Form hat die Ellipse (s. d. Art.). Die zu Einfassungen, in der Baukunst, von den Böttchern ꝛc. benutzten O. werden aus zwei verschiedenen Kreisbogen zusammengesetzt und sind daher nicht als eigentliche geometrische Linien anzusehen, weil sich nicht alle Punkte eines solchen Ovals nach einem und demselben Gesetze bestimmen lassen. Die Construction eines solchen sogenannten Böttcherovals, wo gewöhnlich die Länge und Breite desselben, d. h. die Axen gegeben sind, ist folgende: Man zieht eine willkührlich lange Linie, trägt darauf die Länge, d. i. die große Axe und halbirt dieselbe. Ferner halbirt man auch die Breite oder die kleine Axe des O. und trägt diese halbe kleine Axe von dem einem Anfangspunkte der großen Axe nach dem Mittelpunkte der letztern hin. Den Unterschied zwischen der halben großen und halben kleinen Axe theilt man in drei gleiche Theile und trägt den um $\frac{1}{3}$ vergrößerten Unterschied dieser beiden Axen von dem Mittelpunkte der großen Axe aus zu beiden Seiten derselben. Beschreibt man nun mit dem dadurch in der Mitte abgeschnittenen Theile der großen Axe sowohl über, als unter derselben gleichseitige Dreiecke, verlängert die Seiten dieser Dreiecke über die große Axe hinaus und beschreibt aus den Durchschnittspunkten als Mittelpunkte mit den ihnen gehörenden Halbmessern in einander laufende Bogen, so hat man dadurch das verlangte O. erhalten. Ein solches O. besteht

aus zwei Paar gleich großen Kreisausschnitten weniger das Viereck, welches durch die beiden gleichseitigen Dreiecke gebildet worden ist. Die so eben genannten Theile des Ovals müssen berechnet werden, wenn es auf eine strenge Genauigkeit ankommt, ist dieses aber nicht der Fall, so kann man sich folgender Regel bedienen. Die Fläche eines jeden Ovals, es mag dasselbe eine richtige Ellipse oder aus Kreisbogen zusammengesetzt sein, wird gefunden, wenn man beide Axen mit einander und das erhaltene Product noch mit 0,7854 multiplicirt. Die Ovale des Descartes sind krumme in sich selbst wiederkehrende Linien, welche die daran aus einem Punkte gezogenen geraden Linien, nach dem Gesetze für Lichtstrahlen, so brechen, daß sie nach der Brechung in demselben Punkte zusammenkommen. Diese Curven finden aber in der Optik keine Anwendung. 40.

Ovation war die geringere Art des Triumphes bei den Römern, die dem Feldherrn, wenn er keinen vollständigen Triumph verlangen konnte, gestattet wurde. Anstatt der Lorbeerkrone hatte er dann einen Myrthenkranz, war nicht mit der goldgestickten Tunica, sondern mit der Prätexta bekleidet, nicht zu Wagen, sondern zu Fuß oder zu Roß, und statt des Stieres opferte er ein Schaf (ovis, woher der Name). Flöten und Trompeten begleiteten seinen Zug. 11.

Overbeck (Christian Adolph), ein bekannter deutscher Liederdichter, der weit größere Beachtung verdient, als ihm seither zu Theil geworden ist, am 21. Aug. 1755 zu Lübeck geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ward nach Beendigung seiner Studien Anwalt und später Obergerichtsprocurator und dann Bürgermeister und Syndicus des Domcapitels in seiner Vaterstadt, wo er nach einem thätigen Leben am 9. März 1821 starb. Seine poetischen Versuche („Fritzchens Lieder", Hamburg 1781. 8.; „Lehrgedichte und Lieder", Lindau 1786. 8.; „Sammlung vermischter Gedichte", Lübeck 1794. 8.; „Anakreon und Sappho", Lübeck 1800. N. A. 1822. 8.) zeichnen sich durch Lieblichkeit und Leichtigkeit aus und sind vorzüglich zum Gesange geeignet. Reine Gesinnung, ein gleichmäßig für milden Ernst, wie für milde Freude gestimmtes Gemüth, welche sich in sanft tönenden und richtig gemessenen Worten aussprechen, sind Vorzüge, die ihm in hohem Grade eigen sind. Viele seiner Lieder (wie das köstliche: „Warum sind der Thränen unterm Mond so viel?") werden im Munde des deutschen Volkes fortleben. 67.

Overbeck (Friedrich), ein berühmter deutscher Maler, einer von denen, welche sich um das Wiederaufleben der Kunst in neuerer Zeit verdient gemacht haben, ward am 3. Juli 1789 zu Lübeck geboren. Durch Füger in Wien bereits in die Tiefen der Kunst eingeweiht kam er 1810 nach Rom, und hier war es vorzüglich, wo er jene eigenthümliche Richtung erhielt, welche sich wohl am treffendsten mit dem Namen der antik-christlichen bezeichnen läßt. Nach demselben Ziele wie Cornelius strebend erreicht er zwar das Großartige und Gewaltige desselben nicht, übertrifft ihn aber wohl im innigen, frommen und christlichreligiösen Ernste. Die Sujets, welche er zu seinen Darstellungen wählt, sind meist religiösen Inhalts und, was insbesondere die früheren Arbeiten betrifft, etwas hart ausgeführt, doch läßt sich in den neueren Arbeiten eine gewisse auf den ersten Anblick ansprechende Leichtigkeit und Anmuth in der Ausführung nicht verkennen. Unter den nicht eben zahlreichen Werken O.'s sind vorzüglich zu erwähnen: eine Anbetung der heiligen 3 Könige; der Einzug Christi in Jerusalem (seit 1824 in Lübeck); die sieben mageren Kühe; der Verkauf Joseph's (im Besitze des preußischen Consuls Bartholdy zu Rom); ein Freskobild aus der Legende der Maria; Christus die Kinder segnend; Johannes in der Wüste; die Erweckung von Jairi's Töchterlein (die drei letzten im Besitze des Herrn von Quandt) u. a. m. O. lebt noch jetzt zu Rom. 36.

Ovidius Naso (Publius), einer der besten, ja in mancher Beziehung vielleicht der größte Dichter Roms zur Zeit des August, ward geboren 43 v. Chr. zu

Sulmo, jetzt Sulmona, im Lande der Peligner. Sein Vater, dem römischen Ritterstande angehörend, sorgte auf das Angelegentlichste für die Ausbildung des mit reichem Talente begabten Sohnes, schickte ihn nach Rom, wo er durch gute Lehrer eine gelehrte Bildung erhielt, und dann nach dem Gebrauche der damaligen Zeiten auf Reisen nach Griechenland und Asien. Der Forderung seines Vaters, Redner und Rechtsgelehrter zu werden, Genüge zu leisten, beschäftigte er sich zwar frühzeitig mit dem Studium der römischen Jurisprudenz, übernahm auch nach seiner Rückkehr nach Rom Staatsämter, konnte aber jetzt dieser Beschäftigung eben so wenig Geschmack abgewinnen, als schon in seinem zarten Jünglingsalter. Italiens milder Himmel, das prächtige Rom, der Umgang mit den größten Dichtern seiner Zeit, die eigene Brust übervoll von poetischem Geiste, die Alles forderte etwas Anderes von ihm, als sein Vater. Nach seiner eigenen Erzählung war Alles, was er schon als Knabe niederschrieb, ein Vers; er bemühte sich reine Prosa zu schreiben und dennoch ward es ein Gedicht. Nur der Wunsch seines Vaters, dieser Hinneigung zur Dichtkunst zu entsagen, bestimmte ihn, dieser Naturgabe sich nicht ganz zu überlassen, wenn er auch durch seine äußeren Verhältnisse und durch seinen Reichthum noch so sehr begünstigt wurde, sich sorglos der Dichtkunst zu ergeben. Nach dem Tode seines Vaters gab er aber alle Staatsgeschäfte auf und lebte als Günstling des Kaisers August an dessen Hofe bis in sein 50. Jahr dem Vergnügen und der Poesie. Allein in diesem Jahre erfolgte seine Verbannung aus Rom nach Tomi an der thracischen Küste, von der er selbst mehrmals versichert, daß er nur durch ein Versehen, nicht durch ein Verbrechen sich die Ungnade des Kaisers zugezogen habe; er ward ungeachtet aller Versuche nicht wieder zurückgerufen und starb zu Tomi am 1. Jan. 17 n. Chr. im 60. Lebensjahre. Bei der größten Leichtigkeit der Versification zeichnet er sich durch eine fruchtbare Einbildungskraft, ächt dichterische Darstellung und lebhaften und blühenden Witz aus, der jedoch nicht selten zu üppig wird und dem wahren Ausdrucke der Empfindung Abbruch thut. Das ausgezeichnetste seiner dichterischen Producte sind seine „Metamorphoseon libb. XV“ (mythologische Verwandlungen), ein großes in Hexametern geschriebenes Gedicht, worin er mit der größten Leichtigkeit der Sprache und des Versbaues auf originelle Weise und an Einem Bande, das freilich oft sehr verschlungen ist, uns durch die mannigfaltigsten Erzählungen von der Urbildung der Welt an durch die mythische Zeit und alle Weltalter hindurch bis auf die Tage des Julius Cäsar hindurch führt. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung, woher es auch kommt, daß die Übergänge oft weit hergeholt und gesucht und der Faden des Zusammenhanges zerrissen zu sein scheint. Die Quellen, aus denen O. bei Verfertigung dieses Werkes schöpfte, sind uns unbekannt, doch ist das Ganze eine reichhaltige mythologische Fundgrube. Außerdem besitzen wir noch von ihm „Fasti“ (6 Bde., unvollendet), ein in Distichen geschriebenes Gedicht, worin der Ursprung der im römischen Kalender aufgezeichneten Feste, die Gottheiten und religiösen Mythen mit Berührung der ältern römischen Geschichte erzählt wird; ferner „21 Heroides“ (epistolae. Einige werden für unächt gehalten), poetische Briefe, womit er eine neue durch die Rhetorik vermittelte Dichtungsart versuchte; „Amores“ (3 Bde.), Liebeselegien, die den Charakter einer sinnreichen und gewandten Üppigkeit an sich tragen, doch nicht selten bei übersprudelnder Phantasie ermüden; „Ars amatoria“, ein Lehrgedicht und Meisterwerk in Anlage und Behandlung des Stoffes, das uns manchen klaren Blick in die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse der Römer werfen läßt; „Remedia amoris“, ein den Anhang zum vorigen bildendes Lehrgedicht; eine kleinere und unvollendet gebliebene Schrift: „De medicamine faciei“ (Erhaltung der Schönheit); „Tristia“ (5 Bde.), Trauerbriefe, in denen er zwar oft etwas breit, immer aber mit wahrem Gefühl

bitter über seine traurige Lage im Exile klagt; „Epistolae ex Ponto“ (ebenfalls in seiner Verbannung geschrieben), an genannte Freunde geschriebene Briefe, in denen er sein Gemüth und seine Sehnsucht nach Heimath und geliebten Freunden entfaltet, und endlich: „Ibis“, ein dunkles und in seiner Bedeutung räthselhaftes Schmäh- und Fluchgedicht. Nicht wenig andere poetische Erzeugnisse werden dem O. mit Unrecht zugeschrieben, viele ächte sind aber auch leider verloren gegangen, unter denen vorzüglich ein größeres dramatisches Werk „Medea“ zu erwähnen ist, dessen er selbst gedenkt und welches Quinctilian auf eine höchst rühmliche Weise erwähnt. Die besten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind die „Edit. princeps“ (Rom 1471. Fol.); ferner von Nik. Heinsius (Amsterd. 1661. 3 Bde. 12.), P. Burmann (Ebd. 1727. 4 Bde. 4.) und von Mitscherlich (Götting. 1796. 2 Bde. 8.). Die besten Ausgaben einzelner Schriften sind: „Metamorph. l. XV. ill. F. E. Gierig“ (Lipsiae 1804. 2 Bde. 8., neu von Jahn, Lips. 1821, übersetzt von J. H. Voß, Berlin 1798. 2 Bde. 8.); seine Lehrgedichte „Ars amat., remed. am., Fast. cum ind. historico-philol. ed. G. Ch. Taubner“ (Lips. 1749. II Voll. 8.), neu von Gierig (Ebend. 1812. 8); „Heroid. 21 avec les comment. de Caspar Bachet de Meziriac“ (Hag. 1716. 8., enthält treffliche mythologische Notizen), dann ed. Dav. Jac. v. Lennep (Amst. 1809. 8.); „Epist. ex Pont., Amorum libr. III., Trist. e recens. Burm. ed. Th. Ch. Harles“ (Erl. 1772. 8.) und von Oberlin (Straßburg 1778). Gute Übersetzungen einzelner ovidischer Schriften lieferten endlich Strombeck, Rode u. m. A. 20.

Owaihi, s. Sandwichsinseln.

Owen (Johann), mit seinem lateinischen Namen Audoënus, ein bekannter Epigrammendichter des XVI. Jahrhunderts, zu Armon in der Grafschaft Caernarvon in Wales geboren, widmete sich zu Wincheſter und Oxford der Jurisprudenz, sah sich aber durch Armuth gezwungen seit 1591 zu Tryleigh und seit 1594 zu Warwich die Kinder zu lehren. Seine Anhänglichkeit an die protestantischen Dogmen und mehrere Ausfälle gegen den römischen Hof hatten ihn um die reiche Erbschaft eines katholischen Oheims gebracht; die Unterstützung, welche ihm der Bischof von Lincoln, John Williams, reichte, war ungenügend und der Dichter starb 1622 in sehr dürftigen Umständen. Seine zehn Bücher lateinischer Epigramme (Lugd. Bat. 1647. Basil. 1780. 8., Par. 1794. 12., Lips. 1825. 8. Im Auszuge mit den vorzüglichsten deutschen Übersetzungen von C. H. Jördens, Leipzig 1813. 8.) zeichnen sich durch scharfen Witz, große Menschenkenntniß und meisterhafte Sprache aus, sind aber von mancher Gemeinheit und obscönem Schmutze nicht freizusprechen. 66.

Oxenstierna (Axel, Graf von), ein ausgezeichneter Staatsmann, schwedischer Minister und Kanzler des Reichs, wurde im Jahre 1583 zu Fano in Upland geboren und, nachdem er seinen Vater früh verloren hatte, von seiner Mutter mit großer Sorgfalt erzogen. Er studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena besonders Theologie, da ihn seine Familie zum geistlichen Stande bestimmt hatte, besuchte nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn die vorzüglichsten deutschen Höfe und kehrte im Jahre 1602 nach Schweden zurück, da Karl IX. alle im Auslande lebende Schweden in ihre Heimath rief. Im Jahre 1606 ging er als Gesandter an den Hof nach Mecklenburg und trat im Jahre 1609 in einem Alter von 26 Jahren in den Senat ein, in welchem schon 13 seiner Vorfahren gesessen hatten. Nachdem er hierauf die Streitigkeiten, welche zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval obwalteten, geschlichtet hatte, stellte ihn der König, wegen der in Beilegung jenes Streites gezeigten Umsicht, an die Spitze der Regentschaft. Als Gustav Adolph im Jahre 1611 seine Regierung antrat, erwählte er O. zu seinem Kanzler. Dieser erschien bei der Friedensun-

terhandlung zwischen Schweden und Dänemark im Jahre 1613 als erster schwedischer Bevollmächtigter, begleitete im folgenden Jahre den König nach Deutschland, schloß im Jahre 1617 den für Schweden so ehrenvollen Frieden mit Rußland zu Stobbowa ab, führte im Jahre 1620 die künftige Gemahlin des Königs, die Tochter des Churfürsten von Brandenburg, nach Schweden, begleitete Gustav Adolph in dem Feldzuge nach Liefland und wurde später Generalgouverneur aller den Schweden in Preußen unterworfenen Besitzungen. Er unterhandelte hierauf mit dem Herzoge von Pommern und dem König von Dänemark über die Besetzung Stralsunds durch die Schweden und schloß unter Vermittelung Englands und Frankreichs den sechsjährigen Waffenstillstand mit Polen ab. Während Gustaph Adolph's Feldzug in Deutschland blieb O. anfangs zur Verwaltung des Reiches in Schweden zurück, allein der König rief ihn bald zu sich, um ihn mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Kriegsgeschäften am Rheine zu versehen, weßhalb O. sein Hauptquartier in Mainz nahm, während Gustav Adolph in Franken und Baiern eindrang. Als dieser im Jahre 1632 in der Schlacht bei Lützen gefallen war, stand O. in Oberdeutschland. So sehr ihn auch der Tod des Königs betrübte, so ermuthigte ihn derselbe doch nur zu dem Entschlusse, den Krieg desto thätiger fortzusetzen. Er verstärkte die Heere und befestigte die Bündnisse mit Sachsen und Preußen. Die schwedische Regierung ertheilte ihm hierauf unumschränkte Vollmacht in allen Angelegenheiten des Kriegs und des Friedens. O. versammelte nun einen Congreß zu Heilbronn, auf welchem er zum Vorsteher des evangelischen Bundes ernannt wurde. Um auch Frankreich und Holland für die Sache der Protestanten zu gewinnen, reiste er selbst in jene Länder, fand aber bei seiner Rückkehr nach Sachsen die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten mißvergnügt, muth- und zuchtlos und den Churfürsten von Sachsen nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Nördlingen selbst als Bundesgenossen seiner Feinde. Nur durch große Umsicht und Thätigkeit gelang es ihm seine Partei von dem Untergange zu retten. Nach einer Abwesenheit von 10 Jahren kehrte er im Jahre 1636 nach Schweden zurück, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und trat als Kanzler des Reichs in den Senat. Er unterrichtete hierauf die Königin, zu deren fünf Vormündern er gehörte, in den Grundsätzen der Staats- und Regierungskunst. Zum Abschlusse des westphälischen Friedens sandte er seinen Sohn, Johann O., nach Deutschland, während er selbst die Unterhandlungen des Friedens mit Dänemark zu Bromsebrö im Jahre 1645 leitete, nach dessen Abschlusse ihn die Königin in den Grafenstand erhob. Für das Gedeihen der Universität zu Upsala, zu deren Kanzler er jetzt ernannt wurde, war er besonders thätig. Als er die Königin von dem Entschlusse, einen Nachfolger zu ernennen und die Krone niederzulegen, nicht abbringen konnte, zog er sich von den Verhandlungen darüber, in denen er den Grund zu großem Unglücke für den Staat sah, zurück, wirkte aber, obgleich ihm hierdurch die Staatsgeschäfte verleitet worden waren, doch unermüdlich zum Wohle des Landes, dessen Schulden, so wie der zerrüttete Zustand der Finanzen, nur seinen Schmerz vermehrten. Er starb am 28. Aug. 1654. O., dessen große Anlagen durch zweckmäßige Erziehung und wissenschaftliche Bildung gleichmäßig entwickelt wurden, muß den ausgezeichnetsten Männern der Geschichte beigezählt werden. Seine Vieles umfassende Wirksamkeit trug für die Menschheit die segensreichsten Früchte. Die Umstände, unter denen er lebte, boten ihm oft Gelegenheit, seinen politischen Scharfsinn, seine tiefe Einsicht und sein richtiges Urtheil der ihn achtenden und bewundernden Welt zu zeigen. Die von ihm entworfene und von den schwedischen Ständen im Jahre 1634 angenommene Verfassung ist ein Meisterwerk der Staatskunst. Ohne als Redner zu glänzen waren seine Worte stets kräftig und nachdrucksvoll. Der Erfolg entsprach meisten-

theils seinen im Voraus genommenen Maßregeln. Seine unbestechliche Rechtschaffenheit wurde selbst von den Gegnern anerkannt und bewundert. Auch unter den schwierigsten und verwickeltsten Umständen zeigte er Besonnenheit, Umsicht und Beharrlichkeit. Sein vorzüglichstes Streben war darauf gerichtet, die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes nach Außen zu schützen und die innere Wohlfahrt desselben durch Beförderung des Handels und Kunstfleißes zu erhöhen. O. wird als Verfasser des zweiten Theils der Schrift: „Historia belli suevo-germanici," dessen ersten Theil Chemnitz bearbeitete, betrachtet. Auch schrieb er: „De Arcanis Austriacae domus ab Hippolyto a lapide." 81.

Orhoft, Orhoofd, Barrigue ist das in dem westlichen Frankreich, den Niederlanden, Norddeutschland, einigen russischen Ostseeprovinzen und Schweden, vorzüglich im Weinhandel gebräuchliche Flüssigkeitsmaß von verschiedener Größe. Ein O. hält in Amsterdam 180 Mingel = 13000, im preußischen Staate 180 Quart = 10390, in Bordeaux 110 Polt = 11497, in Braunschweig 480 Nösel = 11119, in Bremen 270 Quart = 10797, in Dresden 189 Kannen = 8921, in Hamburg 63 Stübchen = 11497, in Hanover 480 Nösel = 11760, in Leipzig 168 Kannen = 10197, in Oldenburg 240 Quartier = 11544, in Riga 180 Stoof = 12950, in Stockholm 180 Stoop = 11880, in Thüringen 108 Kannen = 10188, in Warschau 240 Kwartz = 12099 pariser Cubikzoll. 33.

Oxus oder **Amu** auch **Dschihun** (der Gihon der Bibel), einer der größten Ströme Mittelasiens, entspringt unter 90° L. und 39° N. B. auf dem Belurdagh, wendet sich zuerst südwestlich durch das Thal Badakschan und dann westlich, auf welcher Strecke er eine Anzahl bedeutender Flüsse aufnimmt, kehrt sich in der Nähe von Balch nordwestlich, wälzt dann seine Wasser durch die flachen Wüsten von Chiwa und mündet in einer Menge Armen, ein sumpfiges nur mit Schilf bewachsenes Delta bildend, in die Südspitze des Aralsees. Daß er früher in das kaspische Meer gemündet habe, wird von Burnes aus physischen Gründen widerlegt. Auf diesem über 160 geogr. Meilen langen Laufe ist er gegen 120 Meilen wegen seines ruhigen Laufs und seiner bedeutenden Tiefe völlig schiffbar, wird aber von den Anwohnern nur wenig benutzt; seine größte Breite beträgt gegen 1200 Fuß, seine größte Tiefe gegen 30 Fuß, sein Fall 6 Fuß in der Meile. Er schwillt periodisch an, doch tritt er nie weit über seine Ufer. — Bekanntlich bildet der O. die Grenze zwischen Iran und Turan (s. d. Art.). 37.

Oxyd ist in der Chemie die Verbindung eines einfachen Körpers mit Sauerstoff. Diese Verbindung kann aber in verschiedenen Proportionen stattfinden und erhält nach den Graden die Namen: Suboxyd, Oxyd, Superoxyd und Säure oder Protoxyd, Deutoxyd, Tritoxyd und Hyperoxyd. 5.

Oxydation ist eine der wichtigsten chemischen Verbindungen und wird auf die mannigfaltigste Art bewirkt. In früherer Zeit nannte man diesen chemischen Proceß „Verkalken" (s. d. Art. Chemie). 5.

Oxygen, s. Sauerstoff.

Oxygenometer, s. Eudiometer.

Oxymōron (von ὀξὺς, scharf und μῶρος, dumm, einfältig) nennt man einen scharfsinnigen Ausspruch, welcher auf den ersten Anblick ungereimt erscheint, wie „Eile mit Weile". 9.

Oybin, ein Bergfelsen im Süden der Oberlausitz, eine kleine Meile südwestlich von Zittau, erhebt sich in einem ihm rund umgebenden Thale, wie in einem großen Amphitheater, von höhern Bergen umschlossen, isolirt, nur westlich unten am Fuße mit den Hausgrundbergen zusammenhängend, von welcher Seite er einem Bienenkorbe gleichet. Zusammengethürmt ist er auf Granitgrunde aus unzähligen, großen, zackigen oder abgerundeten Sandsteinklippen,

schroff und voll senkrechter Klüfte und Spalten, von Moos, Haide und Beerenkraut, auch von Kiefern und Fichten, die zwischen den Klippen herauswachsen, umgrünt und schattirt und oben von Ruinen geschmückt. Seine Höhe beträgt 203 Leipziger Ellen (über die Meeresfläche 1593 Pariser Fuß) und ist nur südwestlich durch meist gehauene Treppen in verschiedene Krümmungen zu besteigen. Auf dieser Höhe genießt man zwar keine weite, aber doch herrliche Aussicht in das runde Thal; nur im Süden kann man in die Ferne sehen. Sehr merkwürdige, aus dem Alterthume herrührende Denkmäler trifft man auf dieser Felsenpyramide, als: Ruinen eines zu Karl's IV. Zeiten 1384 geweihten und 1577 durch den Blitz zertrümmerten und verbrannten Cölestinerklosters und eines um das Jahr 1300 erbauten, 1349 unter Karl IV. zerstörten Raubschlosses; eine ausgezeichnet schöne Kirchenruine, mit einer 40 Ellen hohen und 54 Ellen langen Ringmauer und einem mit dicken Pfeilern und Fensterbogen versehenen Kreuzgange; einen Begräbnißplatz für die jetzigen Dorfbewohner in Oybin und Hayn, mit dem Denkmale des Ritters von Döbschütz und dem Grabmale Michael Zeißig's, der sich durch viele Stiftungen um die Oybiner Gemeinde sehr verdient gemacht hat; das Kaiserbette und den Kaiserstuhl, beide zum Andenken an Karl IV., den Stifter dieses Klosters; den Jungfernsprung und einen durchgehauenen Felsen. In der neuern Zeit hat man den freien Platz, welcher hinter dem Gottesacker steht, zum Gesellschaftsplatze umgeschaffen und auf ihm genießen die zahlreichen Besucher eine gerade Aussicht nach Zittau, Erfrischungen aller Art und werden auch noch durch ein herrliches Echo der Mörserschüsse ergötzt. Auf dem höchsten Gipfel dieses Berges stehen jetzt Lusthäuser, zu welchen man durch Treppen hingelangen kann. Nähere Beschreibung findet man in der „Topographischen und historischen Beschreibung des Oybins" von D. Pescheck (Zittau 1792 und 1809). 71.

Register.

M.

	Seite
Mara, G. E.,	1
Marabuten	—
Maranhon	—
Marasmus	2
Marat, J. P.,	—
Marathon	3
Maratten	—
Maratti, Carlo,	—
Maravedi	4
Marbod	—
Marcard, H. M.,	5
Marc Aurel	—
Marcellinus A.,	—
Marcellinus, Papst	—
Marcello, Benedetto,	—
Marcellus, M. C.,	—
Marcellus, Ulpius,	6
Marcellus, Päpste,	—
March	—
Marchesi, Luigi,	7
Marchi, Francesco	—
Marcianus, Kaiser,	—
Marcianus	—
Marcianus Capella	—
Marcion	—
Marco Polo	—
Marcus, Evangelist,	—
Marcus, A. F.,	8
Marder	9
Mardonius	—
Maréchaussée	—
Maremmen	—
Marengo	10
Maret, H. B.,	11
Marezoll, J. G.,	12
Marforio	—
Margaretha, K. v. Dänemark	13
Margarethe v. Thüringen	—
Margarethe v. Anjou	—
Margarethe v. Kärnthen	15
Margarethe v. Valois	—
Margarethe v. Frankreich	—
Margarethe v. Parma	16
Maragraf, A. S.,	17
Marheineke, Ph. K.,	—
Maria, Mutter Jesu	18
Maria von England	19
Maria Antoinette	21
Maria Christina	—
Maria da Gloria	—
Maria Louise v. Oestreich	22
Maria Louise v. Spanien	—
Maria Louise v. Hetrurien	23
Maria-Louisenorden	—
Maria von Medicis	—
Maria Stuart	24
Maria Theresia	27
Maria-Theresia-Orden	29
Mariana, Juan,	—
Marianeninseln	30
Marienbad	—
Marienburg	—
Marienfeste	31
Marienglas	32
Mariengroschen	—
Mariette, P. J.,	—
Marignano	—
Marine	33
Marino, G.,	—
Marino, San,	—
Marionetten	34
Mariotte, E.,	—
Maritz, Joh.	35
Marius, Cajus,	—
Marivaux, P. C. de,	37
Mark	38
Mark, Münze,	—
Mark	39
Marketender	—
Markgraf	—
Markland, Jerem.,	—
Markomannen	40
Markscheidekunst	—
Marksteine	—
Markt	41
Marktschreier	—
Marlborough, J. C. Herzog v., und Gemahlin	—
Marmont, A. F. L. V. de,	43
Marmontel, J. F.,	44
Marmor	45
Marmorchronik	—
Marnix, F. von,	—
Marodeur	46
Marokko	—
Maroniten	48
Maroquin	49
Marot, Clement,	—
Marozia	—
Marpurg, Fr. W.,	—
Marqueterie	—
Marquis	50
Mars	—
Mars (Stern)	51
Mars, H. B.,	52
Marsch	53
Marschall	—
Marschland	54
Marschner, Heinrich,	—
Marseille	55
Marsen	56
Marsfeld	—
Marsh, Herbert	—
Marsigli, L. F. Graf v.,	57
Marsischer Krieg	—
Marsy, B. und G.,	58
Marshas	59
Martens, G. F.	—
Martialis, M. V.,	60
Martignac, G. Vicomte de,	—
Martin der Heilige	61
Martin, Päpste,	62
Martin, Vincenzo,	63
Martin, C. R. D.,	—
Martinez de la Rosa	64
Martini, Giambattista	65
Martinifest	—
Martinique	66
Martos, J. P.,	—
Martyrologium	—
Maryland	—
Masaccio	—
Masaniello	67
Mascagni, Paul,	—
Maschine	68
Mascov, J. J.,	70
Masern	71
Masinissa	—
Maske	72
Maskelyne, Nevil,	74
Mason, William,	75
Masorah	—
Masovien	—
Maß	—
Massa-Carrara	78
Massachusets	—
Massageten	—
Massalianer	—
Masse	79
Massena, André,	—
Massenbach, Chr. v.,	81
Massillon, J. B.,	—
Massinger, Philipp,	82
Masson, François,	—
Maßstab	—
Mast, Mastbaum,	84
Mastalier, Karl,	85
Mastix	—
Mastricht	—
Masurek	86
Matador	—
Matelot	—
Materialismus	87
Materia medica	88
Materie	—
Mathematik	—
Mathilde von Toscana	91
Matrikel	—
Matrize	92
Matrone	—
Matthäi, Friedrich,	—
Matthäus	—
Mattheſius, Johann,	93
Mattheson, Johann,	—
Matthiä, Fr. Ch.,	94
Matthiä, August,	—
Matthias, Kaiser,	95
Matthias Corvinus	96
Matthisson, Fr. v.,	—
Mattius, Cnejus,	97
Mauchard, B. D.,	—
Mauerbrecher	—
Mauerquadrant	98
Mauke	—
Maulbeerbaum	99
Maupertuis, P. L. M. de,	—
Mauren	100
Maurepas, J. F. P. Graf von,	101
Mauretanien	—
Mauritius	—

	Seite
Maurolykus, Franz,	102
Maurus, Rhabanus,	—
Maury, J. S.,	—
Maus	103
Mausolus	—
Mauth	104
Mauvillon, Jakob	—
Mavrokordatos	—
Mavromichalis, Petros,	106
Maxen	107
Maximus, M. A. V.,	108
Maxime	—
Maximianus, M. A. V.,	—
Maximilian, röm. Kaiser,	—
Maximilian I. v. Baiern	111
Maximilian, Churfürsten v. Baiern	112
Maximilian-Joseph-Orden	114
Maximinus C. J. V.,	115
Maximus aus Tyrus	—
Mayer, Tobias,	—
Mayer, Friederike,	116
Mayr, Simon,	—
Mazarin, Jules,	—
Mazeppa, J. St.,	118
Mazzocchi, A. S.,	119
Mazzola, Fr.,	—
Mead, Richard,	—
Meaupeau, R. N. C. A. de,	120
Méchain, P. F. A.,	—
Mechanik	—
Mecheln, Israel v.,	122
Mechitaristen	—
Meckel	—
Medaillen	123
Medea	—
Mediationsacte	124
Mediatisirung	—
Medicäer	125
Medicin	129
Medien	—
Medina	—
Medina del rio secco	—
Medusa	—
Meer	—
Meerbusen	131
Meerenge	—
Meeresbildungen	—
Meergötter	132
Meerkatze	—
Meermann, Johann,	—
Meerrettig	133
Meerschaum	—
Meerschwein	—
Meerströmung	—
Meerzwiebel	135
Megära	—
Megariker	—
Megaris	—
Mehl	136
Mehlthau	—
Méhul, E. H.,	—
Meibom (Aerzte)	137
Meibom, Marcus,	—
Meier	—
Meil, J. W.,	138
Meile	—
Meiler	—
Meinberg	—
Meinecke, J. A. F. A.,	139
Meineid	—
Meiners, Christoph,	—
Meinhard, J. N.,	—
Meiningen, Herzogthum,	140
Meiningen, Stadt,	142
Meinung	—
Meise	143
Meißen	—
Meißner, A. G.,	144
Meistersänger	—
Mekame	146
Mekka	—
Meklenburg	—
Mela, Pomponius,	149
Melampus	—
Melancholie	—
Melanchthon, Philipp,	150
Melbourne, W. L. von,	153
Melchisedek	154
Melchiten	—
Melchthal, Arnold von,	—
Meleager	—
Meletianer	155
Melicertes	—
Melismatisch	156
Melissus	—
Melodie	—
Melodrama	157
Melone	158
Meloplast	—
Melos	—
Melpomene	—
Melusine	—
Membran	—
Memel	—
Memling	159
Memnon	—
Memnonsäulen	—
Mémoire	—
Memphis	160
Ménageot, F. G.,	—
Menander	161
Menapii	—
Mencke	—
Menczikoff, Alexander	162
Mende, L. J. C.,	—
Mendelssohn, Moses,	163
Mendelssohn-Bartholdy, Felix,	164
Mendicanten	165
Mendizabal, J. A.,	—
Mendoza	—
Menedemus	166
Menelaus	—
Menes	167
Menestrels	—
Menge, A. R.,	—
Meng-dsü	169
Meninski, Franz von,	—
Menippus	—
Mennige	—
Mennoniten	170
Menologium	—
Menou, J. F. Baron de,	—
Mensch	171
Menschenalter	174
Menschenkenntniß	—
Menschenliebe	175
Menschenracen	—
Menschenraub	—
Menschenrechte	—
Menschheit	176
Menschlich	—
Mensur	177
Mensuralgesang	—
Mentor	—
Menu	—
Menuet	177
Menzel, F. W.,	178
Menzel, K. A.,	—
Menzel, Wolfgang,	—
Menzini, Benedetto,	179
Mephitisch	—
Meran	—
Mercantilsystem	—
Mercator, Gerhard,	—
Mercier, L. S.,	180
Mercur (mythol.)	—
Mercur (Stern)	182
Mercuriali, G.,	183
Mercy, Franz von,	—
Mergel	184
Merian	—
Meridian	—
Meridianmessung	185
Merino, G.,	—
Merinos	—
Merlin, Ambrosius,	—
Meroe	186
Merope	—
Merovinger	187
Mersenne, Marinus,	—
Méry	—
Mesmer, Anton,	—
Mesopotamien	189
Messa di voce	—
Messala, M. V. M. C.,	—
Messalianer	190
Messalina, Valeria,	—
Messe (kirchl.)	—
Messe (Markt)	191
Messenien	193
Messenische Kriege	—
Messer	195
Messerschmid, F. X.,	—
Meßgewand	—
Messias	196
Messier, Charles,	—
Messing	—
Messis, Quintin,	197
Meßkette	—
Meßtisch	—
Messung	198
Mestizen	200
Meta	—
Metabase	—
Metalepse	—
Metalle	—
Metallerze	202
Metalliques	—
Metallmoor	—
Metalloide	203
Metallurgie	—
Metamorphose	—
Metapher	—
Metaphrase	—
Metaphysik	—
Metaplasmus	205
Metastase	—
Metastasio, P. B.,	—
Metathese	206
Metellus	—
Metempsychose	207
Meteór	—
Meteorologie	—
Meteorsteine	—
Meth	209
Methode	—
Methodisten	211
Methodius	213
Methodologie	214

	Seite
Metis	214
Metonymie	—
Metopen	—
Metre	—
Metrik	—
Metronom	—
Metropolis	—
Metrum	216
Mette	217
Metternich, C. W. N. L. Fürst v.,	—
Metze	220
Metzu, Gabriel,	—
Meulen, A. F. van der,	—
Meursius	221
Meusel, J. G.,	222
Meuterei	—
Mexico, Staat,	—
Mexico, Stadt,	230
Mexico, Meerbusen von,	231
Meyer, J. D.,	—
Meyer, Konrad,	—
Meyer von Knonau	232
Meyerbeer	—
Mezzo	233
Mezzofanti	—
Miako	—
Miasma	234
Miaulis, Andreas,	—
Michael	235
Michaelis, J. H.,	236
Michaelis, J. D.,	—
Michaelis, J. B.,	—
Michaelsorden	237
Michaud, Joseph,	238
Michaux, André,	—
Michel Angelo	239
Michegan	—
Mickiewicz, Adam,	—
Midas	240
Middleton, C.,	—
Midianiter	—
Miene	—
Mieris	241
Miethe	—
Mignard, Pierre,	243
Mignet, A. F.,	—
Mignon, Abraham,	244
Migräne	—
Miguel, M. E.,	—
Mikrokosmus	245
Mikrologie	—
Mikrometer	—
Mikroskop	—
Milbe	246
Milch	—
Milchstraße	247
Milchzucker	248
Milesier	—
Milesisches Mährchen	249
Miletus	—
Militair	—
Militaircolonien	251
Militairgränze	—
Militairmusik	—
Militairschulen	—
Militairverdienstorden	253
Militairwissenschaften	—
Miliz	254
Miller, J. M.,	—
Millesimo	255
Millevoye, C. H.,	—
Milliarde	—
Milliare	—
Millin, A. L.,	255
Millot, C. F. X.,	—
Milner, John,	256
Milon	257
Miloradowitsch, M. A. Graf v.,	—
Milosch Obrenowitsch	258
Milreis	259
Miltiades	—
Miltitz, K. B. von,	260
Milton, John,	—
Milz	262
Milzbrand	263
Mimik	—
Mimnermus	264
Mimosen	—
Mina	265
Mina, Franzisco Espoz y,	—
Mina, Xavier,	266
Mind, Gottfried,	—
Minden	—
Minderjährig	267
Mine	—
Minelli, Joh.,	269
Mineralogie	—
Mineralwässer	276
Minerva	279
Mingrelien	281
Minho	—
Miniaturmalerei	—
Minimen	—
Minister	282
Minne	283
Minnehöfe	—
Minnesänger	—
Minorat	285
Minorca	—
Minorenn	—
Minoriten	—
Minos	—
Minotaurus	—
Minstrels	—
Minute	—
Minutius Felix, Marcus,	—
Minutoli, H. Freiherr	
Menu von,	286
Minyer	—
Mirabeau	287
Miranda, Don Fr.,	290
Mirandola, J. P. von,	291
Mirchond	—
Mirevelt, M. J.,	—
Mischna	—
Misanthropie	—
Miscellaneen	—
Miserere	—
Misologie	292
Mispel	—
Mis	—
Missalen	—
Mißgeburt	—
Misheirath	293
Missionen	—
Mississippi	296
Missolonghi	—
Missouri	298
Mistel	—
Mitbelehnschaft	—
Mitgift	—
Mithra	—
Mithridat	—
Mithridates	—
Mitlauter	301
Mittag	—
Mittel	302
Mittelalter	303
Mittelamerika	305
Mittelländisches Meer	307
Mittelpunkt	308
Mittelsalze	—
Mittermaier, K. J. A.,	—
Mitternacht	309
Mitylene	310
Mnemonik	—
Mnemosyne	311
Mnioch, Joh. Jakob,	—
Moabiter	—
Moallakat	—
Mobilien	—
Modalität	—
Mode	312
Modell	—
Modena, Staat,	313
Modena, Stadt,	—
Moderato	314
Modern	—
Modlin	—
Modulation	—
Modus	—
Möglich	316
Möllendorf, R. J. H. v.,	317
Mönchslatein	318
Mönchsschrift	—
Mönchswesen	—
Mören	320
Möris	—
Mörser	—
Mörtel	321
Möser, Justus,	—
Mösien	322
Möskirch	—
Mogolei	—
Mohacz	325
Mohaden	—
Mohammed	—
Mohawks	—
Mohn	—
Mohn, G. S.,	326
Mohnike, G. C. F.,	—
Mohr	327
Mohs, Friedrich,	—
Moiriren	328
Moitte, J. G.,	—
Mola, P. F.,	329
Molasse	—
Molay, J. B. von,	—
Molbech, Christian,	—
Molch	330
Moldau, Fluß,	—
Moldau, Fürstenthum,	—
Molé, L. M. Graf,	332
Molecularkraft	333
Molière, J. B. P. de,	—
Molina, Ludwig,	334
Molinos, Michael,	—
Molitor, G. J. J. Graf v.	335
Molken	—
Moll	—
Molla	—
Molusken	—
Mollweide, K. B.,	336
Molo	—
Moloch	—
Molossus	—
Molucken	—
Molwitz	—
Molybdän	337
Molyn	—

	Seite
Molza, F. M.,	337
Moment	338
Momiers	—
Momus	—
Monaco	—
Monade	—
Monadelphia	339
Monandria	—
Monarchianer	—
Monarchie	—
Monat	—
Monboddo, J. B. Lord,	—
Moncey, A. J.,	340
Moncrif, F. A. P. de,	—
Mond	341
Mondcharten	343
Mondfinsterniſſe	—
Mondgebirge	—
Mondini de' Luzzi	—
Mondkalb	344
Mondphaſen	—
Mondſteine	—
Mondſucht	—
Mone, F. J.,	—
Monge, Gaspard,	345
Monismus	346
Monk, Georg,	—
Monnier, P. C. de,	—
Monochord	347
Monochromatiſch	—
Monodrama	—
Monoecia	—
Monogamie	—
Monogramm	348
Monographie	—
Monokotyledonen	—
Monokratie	—
Monolog	—
Monomanie	349
Monomotapa	—
Monophyſiten	—
Monopol	352
Monotheismus	—
Monotheleten	353
Monotonie	—
Monro	—
Monroe, James,	—
Monsieur	354
Monſigny, P. A.,	—
Monſtranz	355
Monstrum	—
Monſun	—
Montagne	—
Montague, M. W.,	—
Montague, E. W.,	356
Montaigne, M. E. de,	357
Montalembert, M. R. de,	358
Montanus	359
Montbel, G. J. Baron de,	360
Montblanc	—
Mont Cenis	—
Montebello	361
Monte Caſino	—
Montecuculi, R. von,	—
Montemayor, J. de,	362
Montenegriner	—
Montenotte	363
Monte Roſa	—
Monteſpan, Marquiſe de,	—
Monteſquieu, Ch. Baron de,	364
Monteſquiou-Fezenſac, Herzog,	366
Monteverde, Claudio,	—
Montevideo	366
Montezuma	—
Montfaucon, B. de,	—
Montferrat	367
Montfort, Herzog v.,	—
Montgelas, M. J. Graf von,	—
Montgolfier, J. E.,	368
Montgommery, G. Graf von,	—
Montgommery, Richard,	369
Montholon, C. J. Graf von,	—
Monti, Vincenzio,	370
Montloſier, F. D. R. Graf von,	—
Montmartre	371
Montmorenci	—
Montpenſier, A. M. L. de,	373
Montroſe, J. G. Herzog von,	—
Montſerrat	374
Montucci, Antonius,	—
Monument	375
Moor	—
Moor, Antonis,	—
Moore, Thomas,	376
Mooſe	377
Morabeten	—
Moral	—
Morales, C. P.,	379
Moralités	—
Moraſt	380
Morata, Olympia Fulvia,	—
Moratin	—
Moratorium	381
Morcheln	—
Mord	—
Mordent Mordant,	382
Mordſchlag	—
Morea	—
Moreau, J. M.,	—
Moreau, J. V.,	—
Morellet, André,	386
Morelli, Giacomo,	387
Moreri, Louis,	388
Moreskен	—
Moreto y Cabana, A.,	—
Morgagni, J. B.,	389
Morgan, Lady,	—
Morganatiſch	390
Morgarten	—
Morgen (Oſten)	—
Morgen, Acker,	391
Morgengabe	—
Morgenpunkt	—
Morgenröthe	—
Morgenſtern	392
Morgenſtern (Waffe)	—
Morgenſtern, K. v.,	—
Morgenweite	393
Morghen, Raphael,	—
Morhof, D. G.,	—
Morier, James,	394
Morillo, Don Pablo	—
Morin	—
Morini	395
Moriscos	—
Moritz, Churfürſt von Sachſen,	—
Moritz, Graf v. Sachſen	397
Moritz von Naſſau	398
Moritz, K. Ph.,	399
Morlachen	400
Morland, George,	—
Mornay, Philipp de,	—
Morpheus	401
Morphologie	—
Morriſon, Robert,	—
Mortalität	402
Mortier, E. A. C. J.,	—
Mortificiren	403
Mortuarium	—
Morus, Thomas,	404
Morus, S. F. N.,	—
Morveau	405
Moſaik	—
Moſaisk, Schlacht bei,	406
Moſaismus	—
Moscati, Peter,	407
Moſchee	408
Moſcheles, Ignaz,	—
Moſcheroſch, J. M.,	409
Moſchus	—
Moſchus	—
Moſel	—
Moſen, Julius,	410
Moſengeil, Friedrich,	—
Moſer, J. J.,	411
Moſes	412
Moſheim, J. L. von,	413
Moskau	414
Moskwa	417
Moslem	418
Mosquitos	—
Moſt	—
Motanebbi	—
Motette	419
Mothe le Vayer	—
Motion	—
Motive	—
Motte	420
Motto	—
Moß, C. F. A. von,	—
Moucheron	—
Mounier, J. J.,	—
Mouradgea d'Ohſſon, J.,	421
Mouſſiren	422
Mora	—
Mozambique	—
Mozaraber	423
Mozart, Leopold,	—
Mozart, Wolfg. Amadeus,	—
Mucius Scävola	425
Mucklaufen	426
Mücke	—
Müffling, F. K. F. von,	—
Mühlberg, Schlacht bei,	427
Mühle	—
Mühlenbruch, C. F.,	430
Müller, A. H.,	431
Müller, Alexander,	432
Müller, Bernhard,	433
Müller, Friedrich,	—
Müller, F. A.,	—
Müller, Johann,	—
Müller, Johannes von,	—
Müller, J. G. von und J. F. W.,	439
Müller, Joh. Gottw.,	440
Müller, K. Otfried,	—
Müller, O. Fr.,	441
Müller, P. E.,	442
Müller, Wilhelm,	—
Müllner, Adolph,	443

	Seite
Münch, E. H. J.,	444
Münch-Bellinghausen, Graf von,	446
München	—
Münchhausen, G. A. Freiherr von,	448
Münchhausen, Otto Freiherr von,	449
Münchhausen, H. K. F. Freiherr von	—
Münchhausen, K. L. A. H. Freiherr von,	450
Mündig	451
Münnich, B. C. Graf v.,	—
Münster	452
Münster (Stadt)	—
Münster, Sebastian,	454
Münster-Meinhövel, Graf zu,	—
Münter, Balthasar,	455
Münter, F. C. K. H.,	—
Münze	456
Münzer, Thomas,	457
Münzfuß	458
Münzkunde	—
Münzregal	460
Münzstätte	—
Mufti	—
Muggendorf	—
Muhammed, Prophet,	461
Muhammed, türk. Sultane,	463
Muhammed Ali	465
Muhren	466
Mulatten	—
Mulgrave, C. J. P. Lord,	—
Multiplication	467
Multiplicationskreis	468
Mumien	—
Mumme	469
Mummelsee	469
Mund	—
Mundt, Theodor,	470
Mundharmonica	—
Mungo Park	—
Municipal	471
Municipalität	—
Munition	—
Munoz, Tomas,	—
Munoz, J. B.,	472
Murad	—
Murad Beg	473
Muräne	474
Murat, Joachim,	—
Muratori, L. A.,	477
Murcia	478
Muret, M. A.,	—
Murhard, F. W. A.,	479
Muriatisch	480
Murillos, B. E.,	—
Murky	—
Murmelthier	—
Murner, Thomas,	—
Murphy, Arthur,	481
Murr, C. G. von,	—
Murray, J. A.,	—
Murrhinische Gefäße	482
Mursinna, C. L.,	—
Murten	—
Musäus	483
Musäus, J. K. A.,	—
Musagetes	484
Muscheln	485
Muscatblüt	—
Musculus, Wolfgang,	—
Musen	—
Musenalmanache	486
Musette	487
Museum	—
Musik	489
Musikfeste	506
Musiv	—
Muskate	507
Muskeln	—
Muskete	508
Muspilli	—
Musquetaires	—
Musschenbroek, Peter v.,	—
Mustafa, Sultane,	509
Mustafa, Kara,	—
Mustafa Bairakdar	510
Mustagh	—
Mutation	—
Muthung	—
Mutis, J. C.,	511
Mutschelle, Sebastian,	—
Mutterkorn	512
Muttermal	—
Mutterwitz	—
Muziano, G.,	—
Mykale	—
Mylitta	513
Mylius, Christlob,	—
Myologie	—
Myops	—
Myriade	—
Myriagramm	—
Myriorama	—
Myrmidonen	—
Myron	—
Myrrha	514
Myrte	—
Mysien	—
Mysore	—
Mysterien	—
Mysticismus	517
Mystificiren	519
Mythologie	—

N.

	Seite
N.	536
Nabathäer	—
Nabe	537
Nabel	—
Nabob	—
Nabonassar	—
Nachahmung	538
Nachbar	—
Nachdruck der Bücher	539
Nachdruck (ästhet.)	542
Nachfolger	—
Nachgeborene	—
Nachhut	543
Nachrichter	544
Nachschlag	—
Nach Sicht	—
Nachsteuer	—
Nacht	—
Nacht (mythol.)	—
Nachtbogen	—
Nachtgleiche	545
Nachtigall	—
Nachtmahl	—
Nachtmahlsbulle	—
Nachtrab	—
Nachtstücke	—
Nachtvögel	—
Nachtwandler	—
Nachzügler	545
Nackt	—
Nadel	546
Nadelgeld	—
Nadelholz	—
Nadelstich	—
Nadir	—
Nadir Schah	—
Näfels	547
Nägelein	—
Näherrecht	—
Nänie	548
Nävius	—
Nagelfluhe	—
Nagler, K. F. F. von,	—
Naharro, B. T.,	549
Nahl, J. A.,	—
Nahrung	—
Nahrungslosigkeit	552
Naiv	553
Najaden	554
Name	—
Namenlose Gesellschafter	555
Namur	556
Nanci	—
Nanini, G. M.,	557
Nankin	—
Nanking	—
Nannini, Angelo,	557
Nantes (Edict v.)	—
Napäen	558
Naphta	—
Napier, John,	—
Napier, Charles,	559
Napoleon	—
Napoleond'or	—
Napoli di Romania	—
Narbe	—
Narbonne-Lara, L. Graf v.,	—
Narcisse	560
Narcissus	—
Nardini, Pietro,	—
Narea	561
Narisci	—
Narkotisch	—
Narr	—
Narrenfest	—
Narrengesellschaft	562
Narrenkappe	—
Narses	—
Naruszewicz, A. St.	563
Narwa	—
Nase	564
Nashorn	—
Nasiräer	—
Nassadisten	565

	Seite
Nassau	565
Nassau-Siegen, Fürst v.,	568
Nassauische Münzen	569
Natalküste	—
Nathusius, Gottlob,	—
Nation	570
Nationalconvent	572
Nationalfeste	—
Nationalgarde	573
Nationalgüter	574
Nationalisiren	—
Nationalliteratur	—
Nationalökonomie	—
Nationalversammlung	—
Nativität	—
Natoire, Charles,	—
Natolien	575
Natorp, B. L. C.,	576
Natrum	—
Natter, Lorenz,	—
Natur	577
Naturalien	—
Naturalisiren	—
Naturalismus	—
Naturdichter	578
Naturell	—
Naturerscheinungen	—
Naturforschung	—
Naturgeschichte	580
Naturgesetze	581
Naturkunde	582
Naturlehre	—
Naturphilosophie	—
Naturrecht	—
Naturreich	—
Naturstand	—
Natursystem	583
Naturwissenschaft	584
Naubert, C. B. E.,	—
Naucydes	—
Naumachien	585
Naumann, J. A.,	—
Naumann, K. F.,	—
Naumann, M. E. A.,	—
Naumburg	586
Nauplia	—
Nautik	—
Navarino	—
Navarra	587
Navigationsacte	—
Naxos	—
Nazaräer	—
Nazareth	588
Neander, Michael,	—
Neander, C. F.,	589
Neander, D. A.,	—
Neander, J. A. W.,	590
Neapel, Stadt,	591
Neapel, Königreich,	594
Nearchus	—
Nebel	—
Nebelflecke	595
Nebenius, K. F.,	596
Nebenplaneten	—
Nebensonnen	—
Nebukadnezar	597
Necho	—
Neckar	—
Necker, Jacques,	598
Necker, Susanne,	602
Nedsched	—
Neesis	—
Neer, A. van der,	—
Neergaard, Baron von,	—
Neerwinden	603
Nees von Esenbeck, C. G.,	—
Negation	604
Neger	—
Negerhandel	605
Negrillo's	—
Negroponte	—
Negus	—
Nehemiah	—
Nehrungen	—
Neid	606
Neigung	—
Neisse	—
Neith	607
Nekrolog	—
Nekromantie	—
Nekrose	—
Nektar	608
Nelke	—
Nelli, Pietro,	609
Nelson, Horatio,	610
Nemeische Spiele	612
Nemesianus	—
Nemesis	—
Nemetes	613
Nemours	—
Nenndorf	614
Nenner	—
Nennwerth	—
Neologie	—
Neophyt	615
Neoptolemus	—
Neorama	—
Nepal	—
Nephele	616
Nephtys	—
Nepomuk, Joh. von,	—
Nepos, Cornelius,	617
Nepos, F. J.,	—
Nepotismus	—
Nepotianer	—
Neptun	618
Neptunismus	619
Nereus	—
Nerita	—
Nero, C. D. A.,	—
Nerva, M. C.,	621
Nerven	—
Nervenkrankheiten	624
Nervii	626
Nessel	—
Nesselausschlag	—
Nesselrode, Graf von,	627
Nestel	628
Nestor	—
Nestor (Geschichtschr.)	—
Nestorius	629
Netscher, Caspar,	630
Nettelbeck, J. C.,	—
Nettelbladt, Daniel,	631
Netto	632
Netz	—
Netz (medicin.)	—
Netzhaut	—
Neualbion	—
Neubeck, V. W.,	—
Neuber, F. K.,	633
Neubraunschweig	—
Neubritannien	—
Neubruch	—
Neucaledonien	—
Neudietendorf	—
Neuengland	634
Neufchatel	—
Neufchateler See	635
Neuffer, C. L.,	—
Neufundland	636
Neugeorgien	637
Neugranada	—
Neugriechen	—
Neuguinea	—
Neuhäusel	638
Neuhebriden	—
Neuhof, Th. Baron von,	—
Neuholland	639
Neujahr	—
Neukirch, Benjamin,	640
Neukomm, Sigismund,	—
Neumark, Georg,	641
Neumeister, Erdmann,	—
Neumond	642
Neunauge	—
Neuplatoniker	—
Neurologie	643
Neuschottland	—
Neuseeland	644
Neusiedler See	645
Neustadt-Eberswalde	—
Neustrelitz	—
Neustrien	—
Neusüdshetland	—
Neusüdwales	—
Neutralisation	—
Neutralität	646
Neutralsalze	647
Neuwales	—
Neuwied	648
Newa	—
Newcastle	—
Newjersey	649
Newton, Isaak,	—
Newyork	652
Ney, Michael,	653
Niagara	655
Nibelungenlied	—
Nicäa	657
Nicephorus	—
Niceron, J. P.,	658
Nicholson, W.	—
Nichtigkeitsklage	—
Nichts	659
Nickel	—
Nicolai, C. F.,	660
Nicolai, Karl,	661
Nicolay, L. H. von,	662
Nicolo	—
Nicot	—
Niebuhr, Karsten,	—
Niebuhr, B. G.,	663
Niederländische Literatur	664
Niederländische Münzen	686
Niederländische Sprache	—
Niederlande	689
Niederlausitz	703
Niedernau	704
Niederrhein	—
Niedersachsen	—
Niederschlag	—
Niederschlagung	—
Niederung	—
Nielloarbeit	—
Niemcewicz, J. U.,	—
Niemen	705
Niemeyer, A. H.,	—
Niemojowsky, Vincenz,	707
Niemojowski, Bonaventura,	—
Nieren	708

	Seite
Nierenkrankheiten	709
Nierenstein	710
Niesen	—
Nießbrauch	711
Nieswurz	—
Niethammer, F. J.,	712
Nifen, Gottfried von,	—
Niger	—
Nigidius Figulus	—
Nigritien	—
Nihilismus	—
Nikander	713
Nikias	—
Nikolaiten	—
Nikolaus, der heilige,	714
Nikolaus, Päpste,	—
Nikolaus aus Damaskus	716
Nikolaus von Pisa	717
Nikolaus I.	—
Nikomachus	720
Nikopolis	—
Nil	—
Nilpferd	—
Nimbus	—
Nimrod	—
Nimwegen	721
Ninias	—
Ninive	—
Ninon de Lenclos	—
Ninus	722
Niobe	—
Nipon	—
Nisam, Nizam,	—
Nisami	—
Nische	—
Nithart	723
Nitrum	—
Nitzsch, K. L.,	—
Nitzsch, K. J.,	724
Niutschen	725
Nivelliren	—
Nixen	726
Noah	—
Noblesse	727
Noailles, Antoine de,	—
Nodier, Charles,	729
Nördlingen	730
Nösselt, J. A.,	—
Noëtianer	732
Nogaier	—
Nollendorf	—
Nollet, J. A.,	—
Nomaden	733
Nomen	—
Nomenclatoren	—
Nominal	—
Nominalisten	—
Nonae	—
Nonconformisten	—
None	—
Nonius	—
Nonjurors	734
Nonnen	—
Nonnus	735
Non plus ultra	—
Nonpareille	—
Noot, H. N. van der,	—
Nordamerika	736
Nordamerikanischer Freistaat	—
Nordamerika, Münzen, Maße und Gewichte	748
Norden, F. L.,	749
Norderney	—
Nordische Mythologie	—
Nordischer Krieg	—
Nordlicht	751
Nordpol	752
Nordpolexpeditionen	—
Nordpunkt	—
Nordsee	—
Nordsternorden	—
Noricum	—
Normale	753
Normaljahr	—
Normalschulen	—
Normandie	—
Normannen	—
Nornen	754
North, Fr. Lord,	—
Norwegen	755
Nosologie	—
Nossairier	—
Nostitz und Jänckendorf	—
Nostradamus	756
Nota, Alberto,	757
Notabeln	757
Notarius	758
Noten	759
Noth	760
Nothadresse	761
Notherben	—
Nothlüge	—
Nothtaufe	—
Nothwehr	—
Nothwendigkeit	762
Nothzucht	—
Notker	—
Notturno	763
Noumen	—
Novalis	—
Novatianer	—
Novation	—
Novelle	—
Noverre, J. G.,	764
Novi	765
Novius, Q.,	—
Novizen	—
Nowaja-Semlja	766
Nowgorod-Weliki	—
Nowosilzoff, Graf von,	767
Noyaden	—
Nubien	—
Nürnberg	768
Nürnberger Münzen	769
Null	770
Nullität	—
Numa Pompilius	—
Numantia	771
Numeration	—
Numerianus, M. A.,	772
Numerisch	—
Numerus	—
Numidien	773
Numismatik	—
Nunez, Pedro,	—
Nuntius	—
Nuß	—
Nutation	774
Nutzen	—
Nutznießung	—
Nyerup, Erasmus,	—
Nymphen	—
Nystadt	775

O.

	Seite
O	775
Oannes	—
Oase	—
Ob	—
Obduction	776
Obedienz	—
Obelisken	—
Oberbergamt	777
Obereigenthum	—
Obergericht	—
Oberhaus	—
Oberkamp, C. P. von,	—
Oberlandesgericht	778
Oberlausitz	—
Oberlin, J. J.,	—
Oberschlächtig	779
Obertribunal	—
Object	—
Objectivglas	780
Oblaten	—
Oblaten	781
Oblation	—
Obligat	—
Obligation	782
Obligo	—
Oblongum	—
Oboe	—
Obolus	783
Obotriten	—
Obrigkeit	—
Obrist	784
Obscuranten	—
Obsequens, Julius,	—
Obsequien	—
Observanten	785
Observanz	786
Observatorium	—
Obsidian	—
Obst	—
Obstbaumzucht	787
Obstwein	787
Ocana	—
Occam, W. von,	788
Occasionalismus	—
Occident	789
Occupation	—
Ocean	—
Oceaniden	—
Oceanien	—
Oceanus	—
Ocellus	790
Ocher	—
Ochlokratie	—
O'Connell, Daniel,	—
Octant	791
Octave	—
Octavia	792
Octavianus	—
Octroy	—
Oculairglas	—

	Seite
Oculiren	792
Odalik	793
Ode	—
Odenathus	796
Odenwald	—
Odeon	—
Oder	797
Odessa	—
Odeurs	798
Odilon-Barrot	—
Odin	800
Odo von Clugny	801
Odoacer	—
Odontolithen	—
Odyssee	—
Odysseus	802
Oecolampadius, Joh.,	—
Oedipus	803
Oeffentliche Meinung	804
Oeffentlichkeit	—
Oehlenschläger, A. G.,	—
Oekonomie	805
Oekumenisch	—
Oel	—
Oelbaum	807
Oelmalerei	—
Oelöten	808
Oelung, letzte,	—
Oenomaus	—
Oenometer	—
Oenotrier	—
Oerstedt, H. Ch.,	—
Oeser, A. F.,	809
Oestreich	—
Oestreichische Münzen ꝛc.	825
Oeta	826
Oetinger, F. Ch.,	—
Ofen	—
Ofen, Stadt,	—
Offenbach	827
Offenbarung	—
Offertorium	830
Official	—
Officier	—
Officinell	831
Offerdingen, H. von,	—
Oginsky	—
Gyges	—
Ogygia	832
Ohio	—
Ohm	—
Ohmacht, Landolin,	—
Ohnmacht	—
Ohr	833
Ohrenbeichte	—
Ohrenklingen	—
Ohrenzwang	834
Ohrt	—
Oileus	—
Ojeda, A. de,	—
Oken, Ludwig,	—
Okenheim	835
Oktaeder	—
Olbers, Wilhelm,	—
Oldenbarneveld, J. von,	836
Oldenburg, Großherzogthum	—
Oldenburg, Stadt,	839
Oldenburgische Münzen ꝛc.	—
Oleander	—
Olearius, Adam,	840
Oleg	—
Oligarchie	—
Oliva, F. P. de,	841
Oliva, Friede zu,	841
Olivarez, G. G. Graf v.,	—
Olive	—
Oliver	842
Olivetaner	—
Olivier, G. A.,	—
Olivin	843
Olla potrida	—
Olmütz	—
Olybrius, F. A.,	—
Olymp	—
Olympia, Donna,	844
Olympiade	—
Olympias	845
Olympiodorus	—
Olympische Spiele	—
Omar I. und II.	—
Ombrometer	—
O'Meara, B. E.,	—
Omen	846
Omichius, Franz,	—
Ommijaden	847
Omnibus	—
Omnium	—
Omphale	—
Onegasee	—
Onkelos	—
Onomakritus	848
Onomastikon	—
Onomatopöie	—
Onslow, Georg,	—
Ontologie	—
Onyx	849
Oost	—
Opal	—
Oper	—
Operation	851
Operment	852
Opfer	—
Ophir	855
Ophiten	856
Ophiuchus	—
Ophthalmiatrie	—
Ophthalmologie	—
Opiat	—
Opitz, Martin,	—
Opium	858
Opodeldoc	859
Oporto	—
Oppianus	—
Opposition	—
Opposition oder Gegenschein	860
Ops	861
Opsiometer	—
Optativus	—
Optik	—
Optimaten	—
Optimismus	—
Orakel	862
Orangen	864
Orangisten	—
Orang-Utang	—
Oranien	—
Oratorium	865
Oratorium, Priesterdes,	—
Orbigny	866
Orbilius Pupillus	—
Orchan	—
Orchester	867
Orchestik	—
Orcus	—
Ordalien	—
Orden	869
Ordinaten	—
Ordination	—
Ordnung	—
Ordonnance	870
Oreaden	—
Orelli, J. C. von,	—
Oreste	871
Oreste aus Pannonien	—
Orfila, M. J. B.,	872
Organ	—
Organisation	873
Organismus	—
Orgel	874
Orgelgeschütz	876
Orgelpunkt	—
Orgien	—
Orieni, B. Graf,	877
Oribasius	878
Orient	—
Oriflamme	—
Origines	—
Original	879
Orinoco	880
Orion, mythol.	—
Orion, Sternbild,	—
Orkaden	—
Orkan	881
Orleans, Herzöge von,	—
Orleans, Jungfrau von,	885
Orley, B. von,	—
Orloff, Gregor,	—
Orloff, G. Graf von,	886
Ormusd	—
Ornat	—
Ornitholithen	—
Ornithologie	887
Orologie	—
Orosius, Paulus,	—
Orpheus	—
Orrerium	888
Orsini	—
Ort	—
Orteles	889
Orthodoxie	—
Orthoepie	—
Orthographie	—
Orthopädie	—
Ortolan	891
Ortuinus Gratius	—
Oryktognosie	—
Osagen	—
Oscillation	—
Osiander, Andreas,	—
Osiander, Johannes,	892
Osiander, F. B.,	—
Osiris	893
Osman	—
Osmanisches Reich	894
Osmazom	—
Osmium	—
Osnabrück	—
Ossenbeek, Jost,	—
Osseten	895
Ossian	—
Ost	897
Ostade, A. van,	—
Osteolithen	898
Osteologie	—
Ostermann, H. J. F. Graf,	899
Ostern	—
Ostfriesland	901
Ostjaken	—

	Seite
Ostiarier	902
Ostindien	—
Ostindienfahrer	—
Ostindische Compagnien	—
Ostracismus	904
Ostrolenka	—
Ostrowski, A. J. Graf,	—
Ostrowski, L. T. Graf,	905
Ostsee	906
Ostseeprovinzen	907
Osymandias	—
Otaheiti	—
Otfried	—
Otho, M. S.,	—
Ottave Rime	908
Ottensen	—
Otto, Kaiser,	—
Otto, König von Griechenland	911
Otto, Markgraf v. Brandenburg	914
Otto von Freisingen	915
Otto von Passau	—
Otto von Wittelsbach	—
Ottokar von Böhmen	—
Ottokar von Horneck	916
Ottomanen	917
Otway, Thomas,	—
Oude	918
Oudenaerde	—
Oudendorp, F. von,	—
Oudinot, K. N.,	—
Ouseley, William,	919
Ouverture	920
Ouvriers	—
Oval	920
Ovation	921
Overbeck, C. A.,	—
Overbeck, Friedrich,	—
Ovidius Naso	—
Owaihi	923
Owen, Johann,	—
Oxenstierna, Axel, Graf von,	—
Oxhoft	925
Oxus	—
Oxyd	—
Oxydation	—
Oxygen	—
Oxygenometer	—
Oxymoron	—
Oybin	—

Digitized by Google

UNIVERSITY
JUN 7 1911
OF MICHIGAN

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07330 2807
B 423886